



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

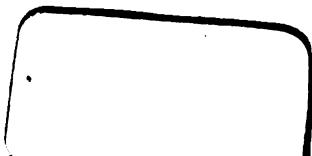
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

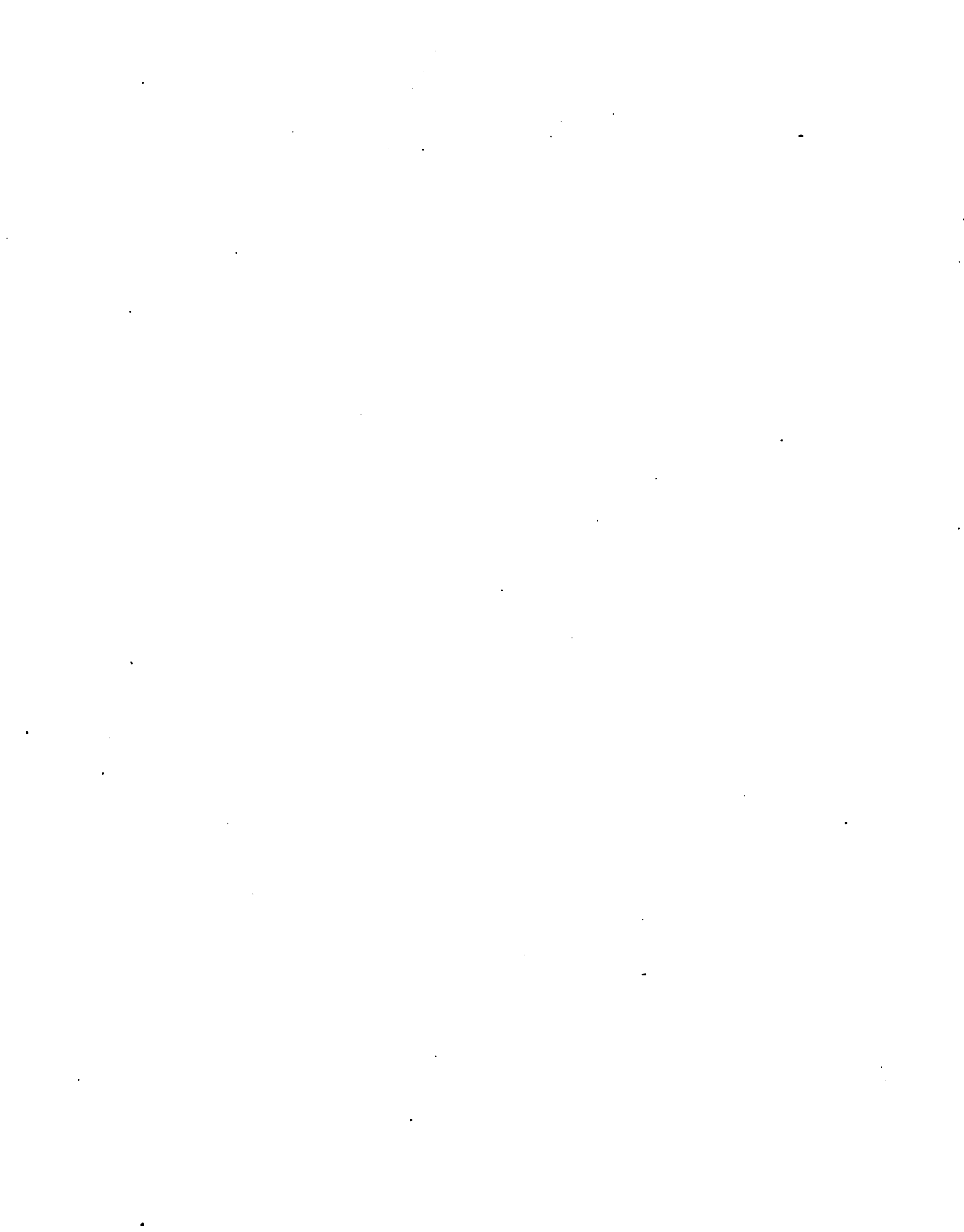
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

199

Per. 27835 d. $\frac{29}{1851}$ (1)







Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1851.

Erster Band.



B l ä t t e r
für
literarische Unterhaltung.

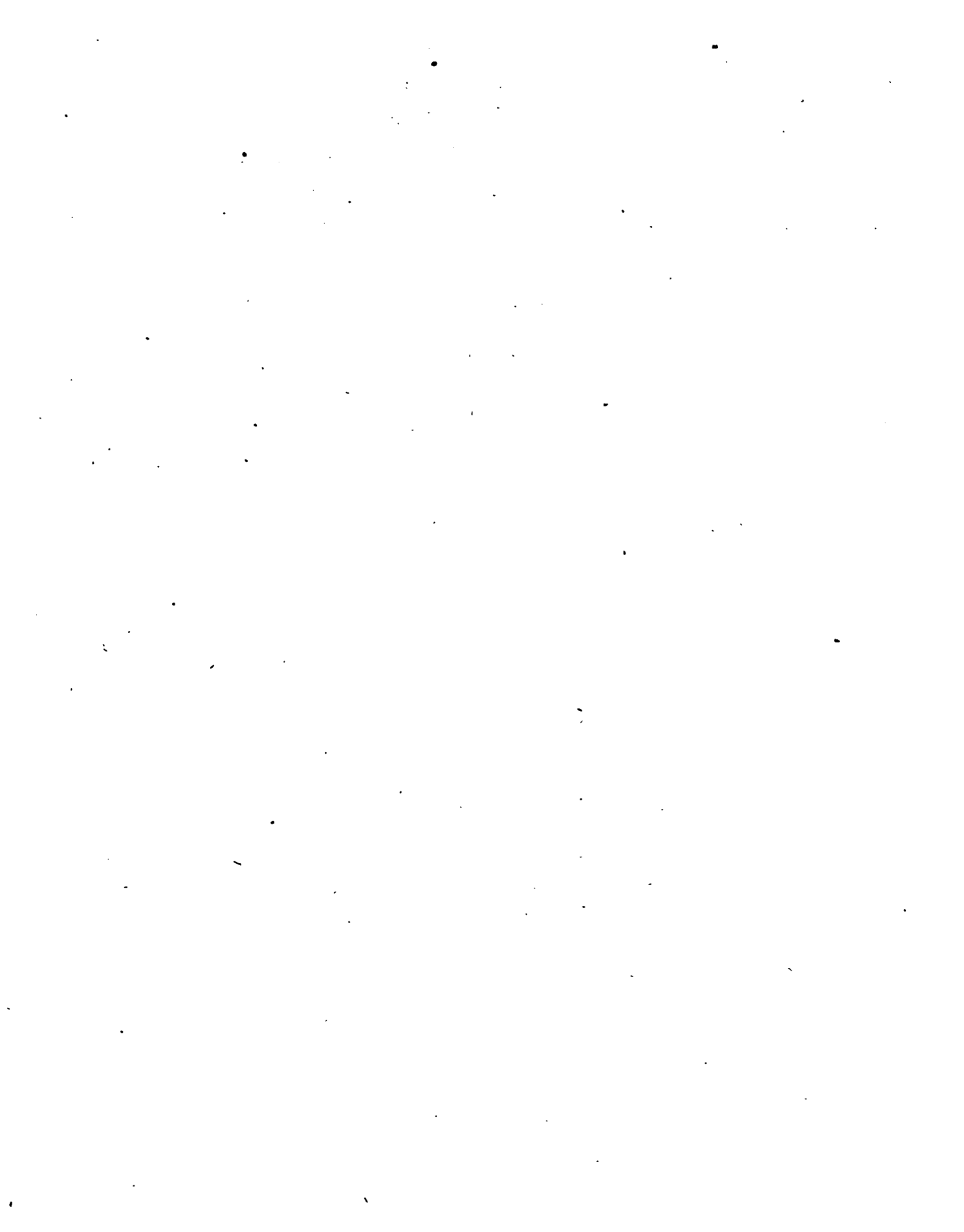
J a h r g a n g 1851.

Erster Band.

J a n u a r b i s J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1—107, Literarische Anzeiger Nr. I—XXI.)

Leipzig:
G. H. Brockhaus.
1851.



Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

— Nr. 1. —

1. Januar 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Kurzer Bericht über die feierliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in München am 27. November 1850.

In der gerechten Voraussetzung, die oberste Staatsgewalt sei in ihrem wohlverstandenen Interesse den Wissenschaften hold und erblicke in der fortschreitenden Entwicklung des nationalen Erkenntnisvermögens sowie in Läuterung und Veredelung der allgemeinen Bildung die sichersten Bürgschaften der öffentlichen Glückseligkeit, der eigenen politischen Bedeutung und der nachhaltigen innern Kraft, pflegen die akademischen Institute als letzte Instanz und Hinterlage des geistigen Capitalstocks einer Nation zu festigsten Epochen des Jahres, hauptsächlich bei Geburts- und Namensfesten ihrer fürstlichen Beschützer, mit Entfaltung all ihrer Pracht öffentlich zu sitzen und gelehrte Reden vorzutragen.

Diese akademischen Festreden sind aber nicht, oder sollen vielmehr nicht sein, gleichgültiges, inhaltloses und bei dem vernünftigen Theile des Publicums verachtetes Phrasenspiel, wie einst die stereotypen Schmeißelbatrieben der Hofrhetoren von Byzanz. Es sind vielmehr Handlungen von eingreifendem Belang und von der größten Wichtigkeit; es sind gleichsam feierliche Berichterstattungen und öffentlich ausgestellte Rechnungsproben über die geistige Valuta eines Volks und — wenn der Ausdruck gestattet ist — gewissermaßen über den jeweiligen Stand seiner wissenschaftlichen Actien auf dem großen Wechselmarkt der europäischen Civilisation. Denn ein wahrhaft christliches Gemeinwesen, einen lebenskräftigen und auf dauerhafter Unterlage ruhenden Staat kann man sich in Europa nun einmal nicht denken ohne Recht der freien Forschung und der freien Rede, ohne Flor von Kunst und Wissenschaft. Zwar versuchen jetzt die beiden Pontifices an der Tiber und an der Nawa mit ihren angst-erfüllten Clienten im Occident zu gleicher Zeit und in vereinter Macht jene alexandropäische Sittlichkeitstheorie um-

zustossen und thatsächlich zu beweisen: daß heidnischer Aberglaube, geistige Nacht, corruptes Aferwissen und rohe Sitte, gestützt auf brutale Gewalt, die besten Mittel zur Herrschaft seien, und daß Emancipation der Fürstenmacht von jeglicher Schranke des Gesetzes, des Rechts und der Sittlichkeit die gestörte Weltordnung wiederherzustellen, den Frieden in Europa zu sichern und, wie sie sagen, die öffentliche Wohlfahrt bleibend zu begründen allein die Kraft besitze. Vielen scheint das Experiment gefährlich und nur Wenige glauben es werde und könne in letzter Instanz gelingen. Daß das Gute bei den Menschen überall nur schwache Wurzeln schlage und enge Grenzen hat, ist eine alte Klage der Vorwärtsstrebenden. Daß aber auch das Böse und der Unverstand ein bestimmtes Maß nicht zu überschreiten vermögen, ist — wenn es etwa noch bezweifelt würde — die unerwartete und tröstlichste Entdeckung der letzten Zeit. Der politische Gedanke, das Gefühl für Recht und Ehre, welche Dinge der Zar am meisten haßt, und die er nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa und wenn möglich zu beiden Seiten des Oceans als die unverzöhnlichsten Feinde und Segner der Autokratie auszurotten geschworen hat, scheinen sich allmählig auf einem Punkt zu incarniren, den man nicht zu nennen braucht und auf welchem man es gewiß am wenigsten erwartet hat. Im Rathe der Mächtigen wird dieses Phänomen ungerne zugestanden, aber das Phänomen ist bedwegen doch eine Wirklichkeit, die man sich ohne Gefahr nicht mehr verhehlen kann. Wir enthalten uns jeder feindseligen Bemerkung und lassen die widersprechenden Erscheinungen des Augenblicks, die raschen Gegensätze zwischen Dmütz und Sanssouci mit den zwischen Furcht und Hoffnung stündlich wechselnden Pendelschwingungen deutscher Publicistik ebenso unberührt wie die tragischen Scenen im deutschen Norden und den ängstlichen Hülfeschrei der südlichen Pyramiden, die der unerbittliche Achilles schon er-



griffen hat. *) Wir wollen weder urtheilen noch irgend eine politische Existenz verdammen. Das Recht dazu sein hat Jedermann der lebensfähig ist und die rechte Medicin versteht. Wir analysiren nur und erzählen und bringen die politischen Mannichfaltigkeiten der Gegenwart auf Einen Gedanken, auf Einen Satz zurück, der sie alle umschlingen und alle deuten soll.

Europa ist jetzt in zwei feindliche Lager getheilt: in dem einen befehligt als Heermeister der moskowitische Zar in abenteuerlichem Bunde mit dem römischen Pontifex und gestützt auf barbarische Cohorten der sittlichen Entwürdigung, des Unrechts, der Knechtschaft und, wenn Apokalyptisches noch geduldet wird, gewissermaßen des biblischen Antichrist; in dem andern gegenüber stehen als Widerpart christliche Freiheit, sittliche Würde, Tugend, Wissenschaft und Recht, d. i. die Revolution. Noch ist es kaum ein Jahr und ein großer Theil des deutschen Volks hätte sich mit Unwillen von dieser Zweitheilung der europäischen Dinge weggewandt. Heute wird sie von allen verständigen und wahrhaft conservativen Leuten als politisches Glaubensbekenntniß des ganzen Abendlandes aufgestellt. Diese heute noch Vielen unerklärliche Verwandlung der Geister haben in Deutschland die Fürsten selbst hervorgebracht.

Für müßiges Getändel und leichtes Idyllenwerk, wie es in den europäischen Akademien unter den Süßigkeiten eines langen Friedens nicht selten üblich war, sind die Zeiten jetzt vorbei, und wer immer, sei es Staat oder Individuum, in Wissenschaft oder Politik noch etwas Wesentliches bedeuten will, muß sich ermannen und unbekümmert um die Folgen seiner Wahl zu einer der beiden Fahnen schwören. Zar oder Revolution! Für beschränkte Gemüther mag die Entscheidung peinlich sein, aber neutralzubleiben und im Streite keiner Partei zu huldigen ist in Europa Niemandem mehr vergönnt. Und weil sich der ungewisse Kampf an geistigem Element entflammt und Deutschland wie zur Zeit der Kirchenverbesserung so auch dieses mal seine besten Kräfte einsetzt und die allgemeine Wahlstatt liefert, haben wir ein gewisses Recht aus den Staatsreden deutscher Akademien einerseits auf die geistigen Zustände im Innern und andererseits auf die Richtung zu schließen welche die oberste Gewalt eines Landes ihrer Politik nach außen einzudrücken gesonnen ist. In diesem Sinne war die akademische Festigung am 27. Nov. 1850 vielleicht eine der unterhaltendsten und bedeutungsvollsten die seit langer Zeit in München stattgefunden haben. Von den beiden Festrednern las zuerst Hr. Dr. Haneberg eine Abhandlung über mohammedanisches Schulwesen im Mittelalter. Nach ihm wollte Hr. von Ringels seine Gedächtnißrede auf einen der größten und gefeiertesten deutschen Aerzte des 19. Jahrhunderts, auf den hingschiedenen Geheimrath von Walther halten, benutzte aber die Gelegenheit mit kaum oberflächlicher Berührung des angekünndigten Hauptgegenstandes seine übliche Schmäherede

gegen die Fortschritte der neuern Philosophie überhaupt und gegen die riesenhafte Entfaltung der Naturwissenschaften insbesondere, dann gegen den herrschenden Unglauben in der Dogmatik und gegen den hochmüthigen autoritätsfeindlichen Geist des Jahrhunderts — im Ganzen eine lamentable Ehrenodie über das verlorene Paradies des katholischen Mittelalters — zu declamiren.

Nur der allgemeine Eindruck und die vorzüglichsten Umrisse, nicht eine gelehrte und erschöpfende Kritik der beiden Vorträge liegt im Sinn. Dagegen möchte man aber dem fremden Leser diese münchener Literatenscene durch treuen Bericht über Personen und Umstände so bildlich als möglich vor Augen stellen. Unter Deanderblüten und immergrünem Buschwerk, die ebenso lieblich als geschmackvoll das Sitzungslocal schmückten, erschien nach bündig und kräftig gesprochenem Vorwort des Präsidenten mit seiner Rolle in der Hand zuerst Hr. Dr. Haneberg auf dem Redestuhl. Hr. Dr. Haneberg ist noch homo novus in der bairischen Literatur und hielt als Akademiker an diesem Tage seine Jungferrede. Konnte sich Karl V. beim Eintritt des wittenbergischen Professors in den wormser Kaiserfaal einer Bemerkung über Außenseite und Haltung des Reformators nicht enthalten, so wird man verhältnißmäßig wol auch von Hrn. Dr. Haneberg in München sagen dürfen daß sein Physisches überall kein Uebermaß weltlicher Grazie verkündet, und daß gleich im Augenblick seines Auftretens schon Jedermann die Ueberzeugung hatte daß der Hochwürdige Herr Doctor seine Studienzeit weder auf der Turnschule noch im Tempel der Terpsichore, noch weniger aber in der „guten Gesellschaft“ und in den Kreisen der feinen Welt verloren hat. Gewiß hätte Praxiteles den Hochwürdigen Dr. Haneberg als Modell für seine Bildsäulen nur selten und wenig importunirt. Hierin sehe man aber ja keinen Tadel für den geistlichen Orator; oder wüßte denn etwa nicht Jedermann daß Gott weniger auf Eleganz der Formen als auf Lauterkeit des Herzens sieht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Nocturna. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 2 Bde. 10 Rgr.

Die Geschichte ist einfach folgende: Nocturna hat noch nicht geliebt, aber schon Rancherlei philosophirt und poetisirt. Ein wackerer Baron Ernst Palm der ihr Herz und Hand anträgt ist der Rechte nicht, als aber Graf Hugo kommt da fällt ein Licht in ihre Seele. Hugo hat mehrfach in der Welt umhergeliobt, zuletzt in Petersburg eine Engländerin und Braut eines Andern. Ein Duell hinterläßt die Aussicht auf wenige Lebensjahre. Hugo soll eigentlich eine junge Gräfin heirathen, die lebenswürdiger und schöner erscheint als Nocturna. Er zieht es vor nun endlich einmal wirklich zu lieben, und da Nocturna nicht unter einem Wappenschilder geboren ist, so muß das Familienhaupt, ein alter Fürst, um Genehmigung der Res- alliance angegangen werden. Der Fürst bringt natürlich Alles vor was gegen eine solche Verbindung gesagt werden kann, und als aristokratischer Philosoph zieht er alle Naturreiche, namentlich Quadrupeden herbei, um Hugo's Unvernunft in das rechte Licht zu stellen. Freilich beweist Das nur die gewaltige philosophische Schwäche: allein Hugo widerlegt nicht, ist vielmehr

*) „Lilas“, Q. v. 24—126.

edel genug seiner Geliebten nicht weniger sein und geben zu wollen als Alles. Das geht nicht, er geht daher nach Amerika. Hier findet sich die todtgegläubte Engländerin mit einer Tochter wieder; es ist sein Kind. Er heirathet die Dame, während sein krankhafter Körper immer mehr verfällt. Halb-todt in der Heimat wieder angelangt findet er Nocturna nicht mehr, sie hat den Schleier in Tirol genommen; er stirbt indem er Nocturna als Erzieherin seiner Tochter bestellt. Man sieht Das ist eine Geschichte wie es Tausende in der Welt gibt. Der Verfasser hat geglaubt daß er Etwas hinzuthun müsse, wenn diese Begebenheit der Leswelt in einem förmlichen Buche vorgelegt werden sollte: nur ist er in der Wahl dieser That so unglücklich gewesen als in der Behandlung und Ausführung. Schon die geschraubte Sprache steht feindselig zwischen ihm und dem unbefangenen Leser; sie gewährt dem Letztern Nichts als neben einigen glücklichen viele gewagte neue Wortbildungen, die im Verein mit den philosophirenden und poetisirenden Ideen hauptsächlich dazu beitragen namentlich Nocturna's Wesen zur Unnatur hinüberzuziehen. Man hat viel gegen emancipirte Frauen geizert: sie lassen sich ertragen, wenigstens ignoriren, wenn die Emancipation nur in Ausföhrungen, z. B. im Cigarrendampf, sich bewegt. Widerwärtig können Frauen jedoch gar leicht durch philosophisch prunkende Redensarten werden, eben weil es so unendlich schwer ist dabei die zarte Grenzlinie der Natürlichkeit innezuhalten, um der Gefahr auszuweichen daß die Erbhabenheit nicht als Schleier des größten Materialismus erscheine. Uebrigens ist Nocturna's Philosophie gewiß recht gut gemeint und insofern als echtweiblich zu bezeichnen als sie eine gewisse Oberflächlichkeit nicht verleugnen kann. Sie will z. B. den Fatalismus, den Prädestinationsglauben mit dem freien Willen vereinigen, indem sie sagt: „Die Geschiede kommen aus der Hand der Gottheit, die Verarbeitung derselben ist unserer Willkür gegeben.“ Welche Confusion dieser Ausdruck anrichten kann, ist gar nicht zu sagen. Das erste und bedeutendste Geschick welches dem Menschen bezeugt ist seine Geburt. Hat aber ein Säugling freien Willen? Ueberhaupt, wann und wo beginnt der freie Wille? Es soll damit der Prädestination nicht das Wort geredet, sondern nur angedeutet werden daß, wenn wir über die schwierigsten Probleme nichts Gründliches zu sagen wissen, Schweigen das Beste ist. Ueberdem liegt im Buche nicht die innere Nothwendigkeit für solche Thematata vor. Damit sei von einem Buche genug gesagt dessen ungenannter Verfasser allerdings Vieles weiß, aber auch sehr viel lernen muß um seine Productionen erquicklich und einigermaßen befriedigend zu gestalten.

2. Dresdens Maitage. Ein Zeitbild von Maria Korden. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 1850. 8. 3 Bdr. 15 Ngr.

Ein Maler und seine Schwester; ein düsterer Bildhauer, diese Schwester liebend; ein Silberhändler und Rosaline, die sich am Schlusse als seine Tochter ausweist; ein junger Herr von Adel, des Malers Schwester unterhaltend und endlich heirathend; ein alter Herr von Adel, dessen Tochter und ihr Gemahl, die Stocharistokratie vertretend, letzterer auch Roué; eine edle Dame von Stande als Vermittlerin; eine Pugmacherin ein gros mit zwei Ladenjungfern und einer männlichen Comptoirfigur, daneben etwas Proletariat; die ganze Sächsische Schweiz; eine Auswanderung nach Amerika und einige sonstige Personen und Gegenstände füllen die drei Bände dieses sogenannten Zeitbildes in einer Breite der Darstellung welche hier nur durch die Worte: „Die Thür war nur angelehnt, weil sie nicht verschlossen war“, angedeutet werden mag. Aber die Maitage? Nun ja, die kommen im dritten Bande richtig heran. Woher aber und warum sie kommen, Das sind Fragen an das Schicksal, die billig unbeantwortet bleiben. Es ist nun einmal eine alte Gewohnheit daß Schriftsteller bedeutende Ereignisse ihrer Zeit dem allgemeinen Interesse möglichst rasch in Form eines Romans entgegenzuführen bestrebt sind. Geschiede Das nun in der Weise daß aus dem Thun und Lassen der Romanfiguren,

unter denen auch historische Personen begriffen sind, sich ein solches Ereigniß neben den persönlichen Schicksalen einfach, ungezwungen entwickelt, so mag einem solchen Roman immerhin die Berechtigung der Existenz zugestanden werden. Davon kann bei dem vorliegenden Buche jedoch nicht die Rede sein. Hier treffen Dresdens Maitage reinzufällig mit der Geschichte der obenbezeichneten Personen zusammen, um dieser Geschichte mit dem dritten Bande ein Ende zu machen. Das ist Alles! Die Maitage selbst sind durchaus oberflächlich dargestellt. Es scheint der Verfasser habe nicht nach persönlicher Anschauung geschrieben; er rittet an einer Stelle eine Zeitung. Es mag auch sein daß er bei dem Stande der Dinge Rücksichten zu verletzen fürchtet. Jedenfalls gibt das Buch nicht einmal soviel als wir seinerzeit aus den Zeitungsberichten entnehmen konnten. Somit erscheint der Titel des Buchs als ein nicht worthaltendes Aushängeschild. Das ist Alles!

3. 1849 oder des Königs Ratenblüte. Historischer Roman aus der Gegenwart von Franz Lubojakky. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 4 Bdr. 15 Ngr.

Der Verfasser hat sich bereits durch eine ziemlich ansehnliche Reihe von Romanen und Novellen, die meistens einen historischen Boden haben, bemerkbar gemacht. Es kommt ihm dabei Manches zustatten, namentlich Bekanntschaft mit vielen Specialitäten früherer und neuer Zeit, die Gabe der Erfindung und der Effecte, vor allem jedoch der Muth ein Buch durch jedes erreichbare Mittel fertigzumachen. Auf der andern Seite stehen sorglose Schreibart, Mangel an Plan, und anstatt befriedigender Charakterzeichnung meistens nur äußeres Gebaren. Man kann das Alles in dem Ausdruche zusammenfassen: Der Verfasser ist zu reich an Geschichten um eine Geschichte zu erzählen. Er findet volle Anwendung auf das vorliegende Buch. Alle die vielen Einzelheiten, deren Darstellung dem Verfasser nothwendig erschienen sein wird, zu referiren, würde die Grenze d. Bl. weit überschreiten. Nur kurz sei angeführt daß der Roman, dessen Titel uns auf das J. 1849 und auf den König von Sachsen beschränkt, Begebenheiten früherer Zeit nur herbeizuziehen sucht um uns nach Rußland, Polen, Sibirien, Frankreich, England, durch Deutschland nach der Schweiz, und endlich nach Amerika zu führen, wo eine wahre Hejagad vieler Personen in einem einzigen Paar ihr Ende findet. Der König, dem die Maitage 1849 eine schwere Prüfung bereiteten, erscheint nur einige male, um seine Liebe zur Botanik, einen gemäßigten Sinn, und ein wohlwollendes Bestreben Allen gerecht zu sein ins Licht zu stellen. Hauptpersonen sind eigentlich Regina, die Tochter des alten Obersten Sonnenberg, aus dessen Verbindung mit einer heimlich vom Tode erkrankenden Herzogin, und Dr. Werner, welchem Regina das Augenlicht verdankt. Werner ist Demokrat, und wenn auch im edelsten Sinne, doch schon als solcher zu keinerlei Ansprüchen auf Regina's aristokratische Hand befugt. Aus diesem Misverhältnisse konnten alle übrigen entwickelt werden; sie sind demselben jedoch nur angereicht, und überhaupt tritt nirgend eine Person, eine Begebenheit hervor an die man sich halten könnte, vielmehr geht die große Zahl derselben an uns vorüber, wie die Figuren eines Kaleidoskops andern weichen bei der geringsten Bewegung. Man entschuldige Das nicht mit der wechselvollen Zeit, denn diese, die in dem dresdener Maitkämpfe ihren Culminationspunkt erreichte, ist, wie der Kampf selber, ebenso flüchtig dargestellt. Daß Regina wieder und nun unheilbar erblindet, und dann erst Werner's Gattin wird, mag sentimentalen Leserinnen sehr rührend erscheinen, während die Frage nach der Nothwendigkeit und der poetischen Gerechtigkeit unbeantwortet bleibt. Wenn nun auch nicht geleugnet werden soll daß manche einzelne Scenen gut und effectvoll erscheinen, so ist es umsomehr zu bedauern daß der vielfach begabte Verfasser sein Talent leichtfertig verschwendet, nur um irgend eine Erscheinung der Zeit — wir sehen mehrbändige Romane von ihm welche die J. 1830, 1840, 1845 und hier nun auch 1849 an der Stirn tragen — rasch auszubenten. Wie gesagt, Das ist zu bedauern.

4. Die Familie Mailly. Originalroman von Nikolaus Sostiza. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

In einer großen Zahl von Romanen älterer und neuer Zeit ist das Schicksal der Hauptpersonen an ein Verbrechen geknüpft, welches, wie sorglich es auch bestrbt ist sich in der Verborgenheit zu erhalten, doch endlich von nicht beachteter Seite her aufgedeckt wird. Die älteren englischen Romane dieser Gattung, eine moralische Tendenz innehaltend, stellen Tugend und Laster ohne sonderliche Zwischenglieder einander gegenüber, sodaß die Repräsentanten derselben oft genug als dürre allegorische Figuren erscheinen, die dann am Schlusse des Romans leicht bekränzt oder beiseitegeworfen werden können. In den neuern Darstellungen aus dem Menschenleben puffirt wie in diesem mehr Blut und Geist, sodaß da wo es sich um ein Verbrechen handelt die Criminaljustiz oft genug alle Hände voll zu thun hat die Verwicklungen zu lösen, um subjectiven und objectiven Vorbestand außer Frage zu stellen, und die Unschuld, durch äußere Umstände oder das Urtheil der Welt mit der Schuld belastet, rein und frei sich ihrer Berechtigungen als Glied der Gesellschaft wieder erfreuen darf. Die englischen und französischen Criminalromane haben schnell Nachahmung gefunden, denn Räuber- und Mordergeschichten haben eine eigenthümlich fesselnde Kraft: wir verfolgen den menschlichen Geist dabei in seine verstecktesten Schlupfwinkel, und wie dergleichen Geschichten früher das mit Einführung des römischen Rechts in Deutschland begrabene öffentliche Verfahren einigermaßen repräsentiren konnten, so mögen sie gegenwärtig, wo wir dieses Verfahren wiederaufleben sehen, in manchem Betracht einen gewissen Einfluß auszuüben geeignet sein. Wir haben in dem vorliegenden Buche freilich durchaus keinen gewöhnlichen Räuber- und Mordroman vor uns, ebenso wenig werden wir vor den Schranken des öffentlichen Gerichts festgehalten; denn es sind gar vornehme Personen, unter denen die Eine von Habgucht getrieben es nicht verschmäht in die Reihe der Giftmischer einzutreten. Uein Rang und Stand ändern das Wesen des Verbrechens nicht, oder nur insofern als es unter einem Wappenschilder noch greller hervortritt, und außerdem können dergleichen hohe Personen wie in allen andern Dingen, so auch nicht einmal bei ihren Sünden und Verbrechen der Hülfe Geringerer entbehren. Sie stehen also mit dem gemeinen Verbrecher mindestens auf gleicher Linie, und so mag was oben von Räubern und Mördern gesagt ist füglich auch auf sie Anwendung finden. Sostiza's Roman ist übrigens auch formell keine Nachahmung englischer oder französischer Criminalromane, in denen wir, wenn der Verbrecher und seine That nicht etwa, wie oft der Fall ist, im Vordergrund steht, doch auf jeder Seite daran erinnert werden daß die Personen und ihre Erlebnisse von einem unheimlichen Reg umgarnt sind. Bis gegen das Ende des Buchs werden wir vielmehr nur gelegentlich daran erinnert daß wir den Grafen Alfred Mailly nicht aus den Augen verlieren dürfen, um bei der hereinbrechenden Katastrophe nicht überrascht zu werden, eben in ihm den Mörder seines Bruders und Neffen zu erblicken. Daß er mit diesem Doppelmorde zugleich einen gordischen Knoten eigener Art durchhieb, davon konnte er, wie überhaupt der Mensch bei all seinem Thun nicht den ganzen Umfang desselben zu ermessen vermag, Nichts ahnen. Sein Bruder hatte als junger Mann ein Fischermädchen in Marseille so reizend gefunden daß er sich eine von deren Mutter betriebene falsche Trauung gefallen ließ. Nach einigen Jahren heirathet er eine Ebenbürtige, ohne die Sorge für die Geliebte und deren Sohn erkalten zu lassen. Seine Trauung aber war von einem wirklichen Priester, später Bischof in Lutun, vollzogen, die zweite Heirath daher eine ungesegnete. Der Giftmord durch Bruderhand begräbt daher zugleich ein Scandal, bei dem nur die Advocaten gewonnen haben würden. Der scheinbar legitime Sohn des Gemordeten

als Erbe der Habgucht des Oheims Alfred ebenfalls erliegend, weicht damit dem Sohne des Fischermädchens. Alfred's zweiter Bruder war nach den Antillen gegangen, hatte dort eine Farbige geheirathet, und der Sohn dieser Ehe scheint mit seinem weißen Blut dem Oheim eben der Rechte um auf ihn den Verdacht des Doppelmordes hinzulenken. Das ist um so leichter als die glänzendsten Eigenschaften nicht vermögend sind den jungen Mann mit seiner dunklern Hautfarbe in der nobelen Gesellschaft legitim erscheinen zu lassen. Endlich scheitert Alfred an dem Verrath eines eingefangenen Gauners und erschießt sich. Das ist mit wenig trocknen Worten die Sachlage. Wie die genannten und alle übrigen Personen des Romans sich finden, verlieren und verbunden werden, Das dürfen wir dem Leser nicht vortaut verrathen: aber erinnern müssen wir daran daß er überall wahrhaften Charakteren — bekanntlich in Romanen oft selten genug — begegnet, und einer so edeln sittlichen Gesinnung welche ebenfalls nicht allen Schriftstellern zu manifestiren beliebt. Bei solchen Vorzügen wollen wir einige Ueberflüssigkeiten, z. B. den Lord Betherby, gern ignoriren, und lieber unumwunden unsere dankbare Freude aussprechen, unter so manchem Gerüll welches ein armer Recensent durchscharen muß einmal einen edeln Stein gefunden zu haben. Der genannte Lord ist auch nicht eigentlich an sich überflüssig: er wird es nur dadurch daß dem Verfasser das Komische, welches Betherby vertreten soll, nicht eben geläufig zu sein scheint, wodurch diese Figur denn ohne allen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Handlung bleibt. Er soll nur die unerschütterlichste Langweiligkeit repräsentiren, und Das ist gelungen, gegenüber dem lebhaften beweglichen Charakter der Franzosen jedoch zu leicht, wenn diese Gegensätze nicht in Contact gebracht werden. Was wir hier aussprechen wird hoffentlich Niemand als ein Bestreben bezeichnen die Anzeige des Buchs durchaus mit einem Tadel schließen zu wollen: es hätte sich dann, denn wie leicht ist der Tadel, wol noch Manches, vielleicht Bedeutenderes auffinden lassen. Wir haben damit im Gegentheil unsere Achtung vor dem Verfasser zu bekräftigen gemeint, dem Nichts daran gelegen sein kann mit gewöhnlichem Lob abgefertigt zu werden.

Notiz.

Der Lehnstuhl Molière's.

Molière's Sorgenstuhl wird als ehrwürdige Reliquie in Pexenas aufbewahrt. Im April v. J. verlangten zwei vornehme Gentlemen wie alle Reisende von Distinction den berühmten Stuhl zu sehen, und sie wurden schließlich mit dem dormaligen Eigenthümer über einen Kaufpreis von 8000 Fr. einig. Allein der Handel zerstückte sich wieder. Die beiden Lehnstuhlliebhaber wollten den Verkäufer nöthigen das Möbel selbst nach England zu transportiren, und dann zwei Monate dort zu verweilen. Schon früher waren dem Eigenthümer übrigens namhafte Summen geboten worden. Ein Franzose machte 1835 im Auftrage eines pariser Hauses eine Offerte von 3000 Fr., der russische Prinz Petrowitsch Memichoff ging sogar bis 8000 Fr. Bekanntlich wird in Paris, im Théâtre français, der Geburtstag des großen Lustspiel dichters alljährlich festlich begangen. Gegenwärtig nun bereitet ein dramatischer Schriftsteller der Hauptstadt ein Stück vor welches den Titel führen soll: „Le fauteuil de Molière.“ Derselbe hat sich jetzt an den Eigenthümer des Stuhls mit der Bitte gewendet: zum 15. Jan. 1851 als dem Festtage mit seiner Reliquie nach Paris zu kommen, und den Fauteuil als Requisite auf der Bühne aufstellen zu lassen. Für diesen Fall will er ihm die Hälfte seines Autorenhonors abtreten. Es steht nicht zu bezweifeln daß das sonderbare Project realisiert werden wird.

2

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 2. —

2. Januar 1851.

Kurzer Bericht über die feierliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in München am 27. November 1850.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Hr. Haneberg ist ein sehr langer, sehr mager bestellter, trockener und seiner Jugend ungeachtet fast gänzlich kahler Professor und Akademiker von München. Der Mann hat eine frostige und langsamathmende Fischblutnatur und liest sein Thema ohne Wärme, ohne Accent, ohne Leidenschaft, matt und ohne Schwung. Aber Hr. Haneberg scheint nichtsdestoweniger ein strengschulter, mit umfassendem Wissen und mit reichen Kenntnissen ausgerüsteter, höchst achtbarer Literat zu sein. Den Orient im Allgemeinen und sein eigenes Thema insbesondere kennt Hr. Haneberg natürlich nicht aus lebendiger Anschauung: er kennt sie nur als Stubengelehrter und als Büchermann; die Abhandlung über das Schulwesen der Islambekenner war aber dieser mangelhafter Färbung ungeachtet so sicher, scharf und klar verarbeitet daß der phlegmatische Panegyrikus unter den Zuhörern nicht etwa bloß die in orientalischen Dingen völlig Unkundigen durch die Neuheit des Arguments überraschte und belehrte, sondern auch die besser Unterrichteten und zu einem Urtheile eher Berechtigten durch das Einfache, Wohlgeordnete und Treffende seiner Zusammenstellung unbedingt auf seine Seite zog. Die Ansichten abendländischer Gelehrten über den Orient sind häufig so ungenügend, so kindisch, leer und fabelhaft daß selbst das ungelünstelte, aber wahre und gesunde Wort, wie es Hr. Haneberg gegen Erwarten in dieser zu München noch nie besprochenen Sache geredet hat, beim ganzen Zuhörerkreise ein eigenthümliches Gefühl der Zufriedenheit und Achtung hervorzubringen wußte. Neben guter Kenntniß der Originalquellen und ungewöhnlicher Arbeitskraft verräth diese Erstlingsleistung des Hrn. Haneberg wenigstens in diesem Punkte eine Geradheit der Sinne und eine geistige Unabhängigkeit, wie sie bei den bairischen Literaten wo nicht schon ganz verschwunden sind, doch jedes Jahr seltener und schwächer werden. Wie trocken und hölzern übrigens der Haneberg'sche Vortrag auch immer sei, so machte doch die bloße Art wie er in gewissen Dingen Saß und Gegenfaß ungesucht und ernsthaft nebeneinanderstellte, nicht selten die Wirkung des besten Epigramms. Wenn man oratorisch und lebendig

declamirte Arbeiten nachher geschrieben sieht und im Stillen liest, verlieren sie gewöhnlich einen großen Theil des frühern Reizes und erscheinen im Verhältniß matt und leer. Bei Hrn. Haneberg ist es vielleicht der umgekehrte Fall, was die gute Meinung über die Fähigkeiten und Kenntnisse dieses gelehrten Theologen nur vermehren kann. Wird Hr. Haneberg nach seiner Weise nicht eine Pieder der münchener Universität und ein bedeutender Literat, so tragen die druidenmäßigen Hemmnisse und Nothwendigkeiten seines Standes allein die Schuld. Am meisten wunderte man sich aber wie ein katholischer Geistlicher und münchener Universitätsprofessor zur Einsicht kommen konnte und sogar feierlich zu bekennen den Rath besaß: humane Bildung, Licht und Wissenschaft, hätten im Mittelalter nur auf den Lehranstalten des Islam ihren Sitz gehabt, während die abendländische Christenheit unter einer dichten Nacht von Unwissenheit, roher Sitte und Barbarei begraben lag.

Mit diesem unerwarteten Spruch hat sich Hr. Haneberg mit seinem Nachfolger auf dem Rednerstuhl in directen Widerspruch gestellt. Denn wäre die abendländische Menschheit durch ihr Heraustrreten aus den „gottgefälligen, gesegneten und fruchtbaren Zuständen des katholischen Mittelalters“ wirklich zu Unglück und Verfall der Jetztzeit herabgesunken, so ist das Haneberg'sche Dictum nicht bloß falsch, es ist eine arge Lästerei, wo nicht gar ein Abfall vom Christenthum, wie es Hr. von Ringseis und seine Partei versteht. Rohe Unwissenheit, Geistesnacht und Barbarei sind ja doch gewiß keine wünschenswerthen Zustände, noch viel weniger aber wären sie für ein durstgequältes Abendland der heile Born irdischen Glücks und staatlicher Seligkeit. Ringseis'sche Verfehrtheiten dieser Gattung noch heute öffentlich vertheidigen, wäre ebenso gut als wölte die „Neue münchener Zeitung“ der herrschenden Meinungsströmung zum Troß ihr Publicum bereben Hr. Hassenspfug sei ein ebrlicher Mann, und der Khan von Bokhara, obgleich er seine Unterthanen plündert und britische Wanderer getödtet hat, sei doch ein menschenfreundlicher und gerechter Potentat. Aber wer ist denn eigentlich Hr. von Ringseis, der Erbsündenkrämer und mittelalterliche Teufelshort von Derwischabad? Ein decorirtes Skelet mittlerer Größe, ein dürrer Kleiderstock mit erbfahler Rummienhaut und enormer Knorpelwand mitten im tiefste-

gefurchten und verdorrten Angesicht stand auf einmal wie eine Vogelscheuche zwischen dem storgeschmückten Neandergrün des Redestuhls. Aller Augen, Das können Sie wol denken, waren auf das vermoderte und wie aus dem Abgrund heraufgestiegene Phantom gerichtet. Aber was will — so fragte der neugierige Blick der Gäste — was will dieses Bild der Sünde und der Verwesung mitten im Festgepränge eines glanzgefüllten Freudenraales? Das stiere Auge der unheimlichen Gestalt und die breite von einem Kranz struppiger Grauhaare eingepferchte Gläse wiesen im ersten Augenblick auf Candide's Großinquisitor Don Caracurador hin. Die geisterhafte Erscheinung war aber nicht Don Caracurador der Großinquisitor, sondern der ehrenwerthe und sataneseifrige Hr. von Ringseis, königlich bairischer Geheimrath Obermedicinalrath und Pseudogroßmeister der münchener Universität. Nur ein mal des Jahres, sagen sie, wäscht der Schlypitar seine weiße Tunica, und auch nicht öfter, scheint es, zügelt mit Verachtung weltlicher Eleganz Hr. von Ringseis die wilde Anarchie seines Haares, und vielleicht nicht viel öfter zahlt er irgend einer münchener Kaufkaa den Seifenlohn. Ebenso wenig will man das Eckige in der Bewegung und das Schiefe in der Haltung des ehrenwerthen Mannes kritisiren, weil Dies ja die gewöhnliche Haltung von Leuten ist die mit dem Satan kämpfen und die Gottseligkeit als Speculation betreiben. Nach dem Urtheile der Aesthetiker aber bringt selbst die Häßlichkeit, wenn sie in ihrer Art kunstgerecht und vollendet ist, auf das Gemüth der Zuschauer gewissermaßen einen befriedigenden Effect hervor, und Hr. von Ringseis, den wir als vielbekannte münchener Rarität besonders ehren und nach dessen Sönnerschaft wir zu dieser Frist am meisten streben, muß sich durch das Bemühen seines ergebensten Klienten mit Kayserlichem Federstrich sein Conterfei zu zeichnen höchlich geschmeichelt fühlen. München ist ja das germanische Athen und, wie wir Alle wissen, standen neben den schwellenden Formen eines Antinous die grausvollsten Theaterfragen in den Werkstätten der Theseusstadt. Und in der That denkt, wenn die Sage nicht etwa irrig ist, eben jetzt ein genialer münchener Künstler das wohlgetroffene Lichtbild des Hrn. von Ringseis in Gesellschaft mit dem ebenfalls wohlgetroffenen Lichtbilde eines höchstachtbaren, geschmackreichen und hochgestellten Steckbriefschreibers, den man nicht zu nennen braucht, in seinen Randzeichnungen zur „Divina commedia“ als infernalisches Arabesken zu beiden Seiten des Höllenthores aufzustellen und so die Melancholie des „Lasciate ogni speranza“ noch trostloser zu umbütern. Nach der Intention des Künstlers hätte diese neueste „Münchener Aufstellung“ den doppelten Zweck, einmal die Strafe der abgeleiteten verdammten Geister durch den Anblick der beiden Gräueltgestalten noch wesentlich zu verschärfen, und dann andererseits die noch auf der Erde Wandeln den selbst, besonders die orthodoxe deutsche Kriegspartei und den bösen Haffensflug durch die drohende Erscheinung genannter Ungethüme womöglich auf den Pfad

der Gerechtigkeit und des Friedens zurückzuschrecken. Vielleicht ist diese höllische münchener Aufstellung für gemeine deutsche Wohlfahrt gewinnbringender und vom Diplomaten-corps weniger angestritten als die huronische Friedensspeife und das wichtige Staatsproject vom 27. Februar. Gedanken solcher Art flogen durch die schweigende Versammlung und das akademische Skelet hob seine Papyrusrolle auf und fing zu lesen an.

Unwillkürlich mahnte die Redemelodie des Hrn. von Ringseis an eine Stelle bei Kaiser Julian, wo die deutsche Sprache mit dem klappernden Geschnalze und dem jornig-heißern Geträchze wilder Vögel verglichen wird. Das Ablesen akademischer Abhandlungen ist in Deutschland freilich nirgend eine musikalische Harmonie; allein wer nicht aus Neugierde sitzen bleibt oder ex officio die Dual ertragen muß, flieht in wilder Hast wenn Hr. von Ringseis declamirt. Das Alles indessen ist nur Aeußerlichkeit und Nebensache, die auf Werth oder Unwerth eines wissenschaftlichen Erzeugnisses keinen Einfluß üben darf. Die Hauptsache um die es sich überall handelt ist Form und Inhalt der vorgetragenen Diatribe selbst. Scharfe Seitenhiebe auf die neue abendländische Philosophie erwartete bei dieser Veranlassung Jedermann der Hrn. von Ringseis und seine Geistesrichtung kennt. Man hoffte aber noch er werde sein Strafgericht in Ton und Haltung eines Mannes von Geist, Schärfe und wohlgeschultem Wissen ergehen lassen, und namentlich den Hauptinhalt seiner Rede ganz dem berühmten Todten widmen dessen Größe und Bedeutung er als Mann vom Fach und, wie man glaubte, als ebenbürtiger Redekünstler und Literat zu schildern übernommen hatte. Daß Hr. von Ringseis in der ausübenden Heilkunde nicht in erster Linie glänzt und, wenn man die Wahrheit gestehen will, trotz seiner Frömmigkeit und Teufelsbannerei selbst bei den Andächtigen kein Vertrauen hat, weiß in München alle Welt. Dagegen ist aber Hr. von Ringseis wohlbestallter Chef und gleichsam Obervogt des gesammten Medicinalwesens im bairischen Königreich, und hat bekanntlich in dieser Eigenschaft auch ein Buch geschrieben, das leider Niemand kauft und Niemand liest, weil es nach dem Urtheile kompetenter Richter statt lichtvoller Gedankenblitze nur die irren Träume und Extravaganzen einer corrupten und kirchlich angebrannten Phantasie als Canon der Medicin verkündet. In der deutschen Literatur ist dieses Ringseis'sche Buch so ganz und gar zu Boden gefallen und vom Markt verschollen daß man selbst in der zahlreichen und wohldisciplinirten Partei des Verfassers ein so ärmliches Nachwerk ernstlich anzuempfehlen nicht länger den Muth besitzt. Wir gelten aber, wie männiglich bewußt, in Beurtheilung literater Leute, besonders wenn sie eine hohe Stellung haben und von Einfluß sind, für so billig, leise und schonungsvoll daß man sich selbst im extremsten Augenblick und im flagrantesten Ruin von einem staatshierarchisch notablen Manne Böses zu sagen kaum entschließen kann. Ist auch Hr. von Ringseis, bachten wir, in seiner ärztlichen Praxis gewissermaßen nur Giftmischer und

förmelnder Charlatan, als Meditinaltheoretiker aber noch unter der Mittelmäßigkeit, so hat er vielleicht doch als akademischer Drator, als geschmackvoller Phrasenschnied und kunstreicher Panegyriker literarischer Majestät seinen anerkannten Werth. Denn eine Lobrede auf Hrn. von Balthar schreiben wäre für ein gesundes und wortgeübtes Ingenium ein angenehmes und erwünschtes Spiel; auch wirken ohne Rücksicht auf Wahrheit und innern Gehalt kräftige Gedanken und Eleganz der Composition auf die meisten Zuhörer so bestechend und zaubervoll daß Hr. von Ringseis die dargebotene Gelegenheit seine Pseudoreputation endlich in Wahrheit zu begründen und nebenher seine Gegner und Neider gründlich zu beschämen mit Eifer und Geschick erfassen mußte. Alle diese Berechnungen waren irrig: Hr. von Ringseis ist weder akademischer Drator noch kunstvoller Stilist, noch weniger gewandter Leichenredner an der Urne hingegangener Herrlichkeit. Das Redewerk des Herrn Geheimraths hat die Voraussetzungen selbst der Willigsten unter dem zuhörenden Publicum zuschanden gemacht: es war nicht bloß vollständiger Bankrott; es war, wenn nach den neuesten Warschauer Conferenzen einem demüthigen Germanen Verheuten à la Times noch gestattet sind, es war in den Augen fremder Zeugen Aergerniß und Prostitution nicht etwa nur des Mannes selbst, was nicht viel zu bedeuten hätte, es war Aergerniß und Prostitution der Anstalt der er angehört, und am Ende sogar des ganzen Landes in welchem solche Geistesarmuth und literarische Unbedeutendheit Credit besitzt und zu Ehren kommt. Mit Ausnahme banaler und abgedroschener Allgemeinheiten, mit etwas engherzigem, für die Bewunderer des Verstorbenen mehr als gleichgültigem Klatsch durchwirkt, war von kundiger Analyse, von universell-wissenschaftlicher Bedeutung, von geistiger Phänomenologie der Balthar'schen Muse überhaupt in der ganzen Diatribe keine Spur. Hr. von Ringseis wäre aber auch für eine solche Aufgabe nicht der Mann und wies im Gefühl eigener Dhnmacht das Auditorium auf drei fremde Schriften hin, in welchen über solche Dinge das Nähere zu erfahren sei. Das Beste und beinahe das einzige Gute was der Festredner über Hrn. von Balthar vorzubringen mußte war die übrigens von keinem Kenner der Balthar'schen Medicinalphilosophie geglaubte, von Vielen sogar für ein Ringseis'sches Falsum erklärte Behauptung: der große und berühmte Mann, dieser „Fürst der Wissenschaft“, habe in allen wesentlichen Punkten die Ringseis'sche Weltanschauung getheilt und sei namentlich über den Urquell der menschlichen Krankheiten mit dem Satansdoctor völlig einerlei Meinung gewesen. Daß aber Hr. von Ringseis, wie man hier in feierlicher Wiederholung seines stereotypen Wunderglaubens erfuhr, die Krankheiten des menschlichen Körpers mit allen Revolutions- und Finanznöthen unserer Zeit insgesammt vom Apfelsib im Paradies, von der Schlange der Genesis, vom Satan, vom Heelzebub, von der „Hegel'schen Linken“, vom Bizlipuzli und von dem phillistäischen Fischgott Dagon ausgehen läßt und als lei-

digen Teufelsputz am kräftigsten durch römisch-katholische Magie bekämpfen will, ist allgemein bekannt. Nur war es von Seiten des Hrn. von Ringseis ein eigenthümlicher Takt als Autorität und Gewährsmann seiner pathologischen Herenkunst den großen Balthar zu citiren.

(Der Beschluß folgt.)

Hebbel und die Tragikomödie.

Wir haben mit Hebbel ein ernstes Wort zu sprechen. Als Hebbel zum ersten male mit der „Judith“ auftrat, mit welchem Triumph wurde er empfangen! Und doch hat er nur eine einzige That gethan die den stolzen Hoffnungen entsprochen hat: er hat „Maria Magdalena“ gedichtet. Seitdem erschienen von ihm mit Ausnahme des „Schnoc“, dessen Entstehung in eine frühere Zeit fällt, Nichts als lauter Ungeheuerlichkeiten. Jede jüngste Schöpfung ist immer widerlicher als die eben vorangegangene.

Die deutsche Kritik hat diesem wüsten Treiben des Dichters bisher zwar schauernd, aber meist schweigend zugesehen. Das war edel von ihr, denn es zeugt dafür daß sie sich nur mit schmerzlicher Ueberwindung daran gewöhnen kann eine so geniale Kraft wie Hebbel aufgeben zu müssen. Aber nunmehr wird es Pflicht dies scheue Schweigen endlich einmal zu brechen. Gerade weil Hebbel der ursprünglichste Dichter der Gegenwart ist, wirkt sein Beispiel gefährlicher als jedes andere. Und die Gefahr ist um so größer, da Hebbel es sich seit Jahren in ärgerlichster Selbstüberhebung angelegen sein läßt alle seine entsetzlichen Ausschweifungen und Fehlgriiffe durch höchst eigene kritische Drakelsprüche zu neuen, bisher ungeahnten Bereicherungen und Entwicklungsnothwendigkeiten der Kunst selbst stampeln zu wollen.

Soeben hat Hebbel das vor einigen Jahren in der „Novellenzeitung“ erschienene „Trauerspiel in Sicilien“ in einem neuen Abdruck veröffentlicht. Er beschwert sich darüber daß man das Stück seines Titels halber meist für eine Tragödie genommen, obgleich jeder Vers in Ton und Färbung durchaus dieser Zumuthung widerspreche. Er belehrt uns das Stück sei eine Tragikomödie, und gibt nicht unbedeutlich zu verstehen daß er auch hier wieder eine ganz neue Gattung der Kunst entdeckt oder wenigstens eine bereits vorhandene erst zu ihrer einzig naturgemäßen und wahrhaft künstlerischen Form erhoben habe. Ja er fodert Rättscher in einem besondern Sendschreiben auf die Theorie dieser neuen Kunstgattung festzustellen. Denn offenbar gebe es hier Etwas zu thun für den Kunstphilosophen.

Also wirklich? Eine neue Kunstgattung? Heilen wir uns dieser merkwürdigen Erscheinung auf den Grund zu gehen. Was ist ihre unterscheidende Eigenthümlichkeit? Wie stellt sie sich zu den bereits bekannten Kunstgattungen? Wie insbesondere zu derjenigen die bisher mit dem Namen der Tragikomödie bezeichnet wurde?

Hebbel erzählt den Inhalt des Stückes mit kurzen Worten, indem er die Veranlassung erzählt durch die diese Conception entstanden ist. Der Dichter traf in Neapel mit einem sicilischen Kaufmann zusammen, der noch ganz voll war von einem entsetzlichen Vorfall der sich erst kürzlich in der Nähe von Palermo ereignet hatte. „Ein Mädchen flieht aus dem Hause ihres Vaters, um sich durch einen schon gewonnenen Geistlichen mit ihrem Geliebten verbinden zu lassen und so einer Zwangshebe zu entgehen. Sie erscheint zu früh auf dem für die Zusammenkunft bestimmten Platz und fällt zwei Gensdarmen in die Hände, die ihr erst den mitgenommenen Schmuck rauben und sie dann ermorden. Als der Geliebte nun kommt, werfen sie sich über ihn her, bestreichen ihn mit Blut, schleppen ihn vor den Podest und klagen ihn der Mordthat an. Natürlich finden sie Glauben, und was am Beweise fehlt Das ersetzt ihr Schwur. Aber ein Bauer, der sich vor ihnen mit

gestohlenen Früchten auf einen Baum geküchtet und Alles angesehen hat, ist ihnen gefolgt und entlarvt sie." Dies ist der furchtbare Vorwurf der sich hier Scene für Scene vor unsern Augen abspielt, in unzufälligen Versen, selbst ohne psychologischen Interesse. Denn außer den beiden Ermordeten sind alle Figuren die im Stücke auftreten die abgefeimtesten Schufte. Die Mörder sind Schufte, der Podestä ist ein Schuft, der Vater des Mädchens ist ein Schuft. Der einzige ehrenwerthe Charakter ist der Bauer, der oben auf dem Baum sitzt weil er soeben Früchte gestohlen hat. Scheußlich!

Und Dies wird uns als Tragikomödie geboten. Was denkt sich der Dichter dabei? Gewiß ist, es ist weder eine Tragödie noch eine Komödie. Aber ist es deshalb eine Tragikomödie?

Hebbel begründet diese Bezeichnung in einer grüblerisch-wirren Vorrede auf folgende Weise:

„Ich fand diesen Vorfall so symbolisch, er schien mir die sittlichen und selbst die politischen Zustände des Landes und Volkes so grauenhaft treu wiederzuspiegeln daß er mir augenblicklich als er mir erzählt wurde mit allen handelnden und leidenden Personen zu einem dramatischen Bilde zusammenrann. Aber allerdings gab es keine Form dafür als die der Tragikomödie, in deren Befehs es durchaus nicht liegt daß sie zur Parodie verfaßt werden muß, was freilich meist geschieht. Wenn sich die Diener der Gerechtigkeit in Mörder verwandeln und der Verbrecher, der sich zitternd vor ihnen verkroch, ihr Ankläger wird, so ist Das ebenso furchtbar als barock, aber auch ebenso barock als furchtbar. Man möchte vor Grausen erstarren, aber die Lachmuskeln zucken zugleich; man möchte sich durch ein Gelächter von dem ganzen unheimlichen Eindruck befreien, doch ein Kröpfeln beschleicht uns ehe uns Das gelingt. Nur verträgt sich die Komödie nicht mit Wunden und Blut und die Tragödie, kann das Barock nicht in sich aufnehmen. Da stellt sich die Tragikomödie ein, denn eine solche ergibt sich überall wo ein tragisches Geschehnis in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wol der kämpfende und untergehende Mensch, auf der andern jedoch nicht die berechtignte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern hinunterwürgt ohne ein einziges zu verbienen. Ich fürchte sehr, manche Prozesse der Gegenwart können, so wichtig sie sind, nur noch in dieser Form dramatisch vorgeführt werden.“

Wie spitzfindig, aber auch wie sinnlos!

Eine blutige Katastrophe aus komischen Motiven entsprungen ist nicht tragikomisch; sie ist überhaupt undramatisch, schlechthin unkünstlerisch. Eine solche grauliche Nachtszene mag vielleicht hier und da episodentartig im socialen Romane erlaubt sein; denn der Roman, die Welt in ihrer Totalität schildernd, hat Mittel den Schatten durch klärende Lichter aufzuheben. Aber von der Bühne bleiben, solange Kunst Kunst ist, dergleichen Scheußlichkeiten jederzeit ausgeschlossen. Das Geheimniß der Hebbel'schen Tragikomödie ist die Criminalgeschichte. Und damit ist dieser neuen, mit so vielem Pomp angekündigten Kunstgattung ihr Urtheil gesprochen.

Traurig genug; aber wenn irgendetwas, so kann man an Hebbel die Pathologie unserer Zeit studiren. Eine reiche, ursprüngliche Dichternatur, durch falsche Geniesucht zu caricaturmäßiger Naivität, ja zu fragenhafter Häßlichkeit aufgestachelt, — wahrlich eine solche Erscheinung wäre tragisch, wenn man nicht versucht sein sollte nach Hebbel's eigenem Vorgange sie lieber tragikomisch zu nennen. Ich hoffe, bald wird die Zeit kommen in der man es endlich einsehen wird wie überall so auch in der Poesie Wahrheit und Einfachheit die goldenste Regel bleibt.

H. Fetter.

Neue polnische Schriften.

1. Wizerunki obłudnych nauk. Paris 1850.

Es ist Dies eine insofern bemerkenswerthe Schrift als sie von einem polnischen Emigranten Namens Jarczynski herrührt,

welcher sie seinen fern von ihm lebenden Landsleuten als eine dringende Warnung vor dem Socialismus sendet. Er weist an St.-Simon, Fourier, Proudhon u. A. das Verderbliche der socialistischen Ideen für Polen nach; dabei geht er bis zu den Encyclopädisten des 18. Jahrhunderts, insbesondere bis Voltaire zurück, denen die jetzigen socialistischen Ideen ihren Ursprung verdanken. Zugleich warnt er vor den politischen Träumereien eines Mickiewicz und Trentowski, und empfiehlt das Studium des wahrhaft nationalen Dichters Prodzinski. Dies Verderbliche liegt nämlich darin daß der Socialismus nur im Allgemeinen von Individuen und von der Totalität des menschlichen Geschlechts, nie von Völkern und Volksgenossen rede, daß er die Vaterlandsliebe geradezu für eine Einbildung erkläre, wie er denn auch oftmals die Sympathien für Polen verpöttele habe. Solche socialistische Ideen in den Polen zu nähren, meint der Verfasser, hieße den Feinden Polens recht in die Hände arbeiten; denn deren Hauptbestreben gehe eben darauf hinaus die Polen von ihrer historischen Vergangenheit zu lösen, und sie ihr Vaterland vergessen zu machen.

2. Tajne listy Zygmunta Augusta do St. Hozjusza. Wien 1850.

Diese Broschüre enthält Briefe des polnischen Königs Sigismund August, welche derselbe während der J. 1549 — 50 an den Cardinal Hosius in Chiffren geschrieben hat. Die Originalen befinden sich jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Krakau, ihre Entzifferung ist dem Herausgeber, Joseph Lepkowski, gelungen. Sie beziehen sich vornehmlich auf die polnischen Reichstagsverhandlungen und die Abreise der Königin Bona Sforza, der Mutter des Königs, aus Polen, und sind als historische Quelle von Bedeutung.

3. Synowie Gedymina przez K. Stadnickiego. Lemberg 1849.

Eine Schrift wie sie bei der ersten Theilung von Polen zahlreich erschienen sind, um das Recht der polnischen Nachbarn auf die von Polen abgerissenen Länder nachzuweisen. Indem der Verfasser die Geschichte der Söhne des lithauischen Fürsten Gedymin erzählt, stellt er zugleich neue Untersuchungen darüber an: auf welche Weise die Fürstenthümer Galizien und Bladimir (das jetzige Galizien) nebst Podolien einst an Polen gekommen sind. Das Ergebniß seiner Forschungen ist daß die Polen diese Länder durch der Waffen Gewalt erobert haben, insbesondere seien die sogenannte Rus und die Fürstenthümer Luck und Bladimir auf diese Weise durch Kasimir den Großen in den J. 1340 und 1349 unter polnische Hoheit gebracht worden. Die polnischen Geschichtschreiber haben das Verhältniß Polens zu den erwähnten Ländern bisher so dargestellt daß die Polanen an der Weichsel, dem Bug und dem Dniepr von jeher ein Volk gebildet haben, daß dasselbe aber durch die Bulgaren und Kosaken, am längsten durch die Waräger auseinandergerissen worden, bis, nachdem die polnischen Volksgenossen am Bug und Dniepr durch Doleflaw den Großen u. A. von dem fremden Joch befreit waren, der frühere Zustand der Einheit sämmtlicher polnischer Stämme wiederhergestellt wurde. Daher denn auch die Russen keinen Widerwillen gegen ihre erneute Vereinigung mit Polen zeigten, Galizien sogar dieselbe als eine Wohlthat verlangte. Hiergegen befindet sich nun der Verfasser des vorliegenden Werks in vollständigem Gegensatz, und da er durch seine kritischen Untersuchungen sich auf die Seite Derer zu stellen scheint welche die erste Theilung Polens dadurch rechtfertigen daß in derselben nur früher von den Polen eroberte Länder mit den Reichen Rußland und Destrreich, zu deren Völkercomplexus sie ursprünglich gehörten, wieder vereinigt worden sind, so wird der Verfasser in den polnischen Blättern heftig getadelt und ihm wegen seiner jedenfalls interessanten und wie es sich scheint parteilosen Darstellung Mangel an Patriotismus vorgeworfen.

Kurzer Bericht über die feierliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in München am 27. November 1850.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Aber was hat denn nun Hr. von Ringseis in seiner Rede eigentlich gesagt? Wenn man unter Rede überhaupt und bei akademischem Feiergepränge insbesondere ein zierlich geordnetes, geistig ineinanderfließendes, das Publicum ergötzendes und belehrendes Gedankenspiel versteht, so hat Hr. von Ringseis eigentlich gar keine Rede gehalten und Nichts gesagt. Denn ein rohes, zerhacktes und planloses Nebeneinanderstellen alltäglicher und trivialer, größtentheils aus Barruel's „Mémoires de Jacobinisme“, aus dem erjesuitischen augsburger „Journal für Religion“ entlehnter, im Abendlande seit dem Auftreten der Loyoliten gebräuchlicher, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbter, schon lange abgegriffener und hauptsächlich in den untersten Schichten, Kneipen und Conventikeln der Reactionspartei üblicher Ausfälle wider Presse, Licht und Wissenschaft ist doch gewiß keine akademische Feierrede. Srgend eine dem Redner eigenthümlich angehörende, schöpferische Kraft und selbständiges Denken bezeugende Wendung ist uns im Laufe der ganzen Declamation nicht aufgefallen. Was uns Hr. von Ringseis sagte, Das haben wir zum Theil mit denselben Worten schon in den tiroler Kapuzinerpredigten unserer Jugendzeit gehört, haben es dann in den dogmatischen Klopffechtereien und Colloquien eines Vater Fast, eines Vater Rigel, eines Vater März und eines Vater Zeiler wiederholt gelesen, und endlich im Laufe der letzten drei Decennien aus Mund und Schrift der Hauptorgane europäischer Contrerevolution bis zum Ueberdruß vernehmen müssen. Uebrigens wird gern eingestanden daß sich das Urtheil über das oratorische Product des Hrn. von Ringseis neben einer lückenhaften Stenographie hauptsächlich auf unser Gedächtniß stützt. Wir sind aber dessenungeachtet der Sache so gewiß daß wir zu einem großen Theile der Schmähphrasen und Lästerargumente des medicinischen Zeloten neben der Quelle sogar die Seitenzahl nachzuweisen vermöchten wo die Originalien zu finden sind. Ob aber Hr. von Ringseis auf den Stolz eigener Gedanken und selbständiger Composition freiwillig und aus An-

dacht verzichtet hat, oder ob das lächerliche und strotzende Stoppelwerk dieser Festrede wirklich auf einer naturdürren Sanddüne entsprossen ist, weiß man nicht mit Gewißheit anzudeuten. Soviel indessen ist ausgemacht, der Herr Geheimrath ist diesmal nur der Kanal gewesen durch welchen eine feindselige und gewaltige Partei die Reime des Verderbens unter die Völker sendet und überall den Frieden und das stille Glück der bürgerlichen Gesellschaft stört. Von Natur arbeitsscheu jedoch, geistlos und blöde, wie etwa Prof. D. . f. . r, ist Hr. von Ringseis nicht. Wenigstens sieht man den geehrten Herrn auf den Straßen und mitten im Gedränge des volkerfüllten Marktes der königlichen Haupt- und Residenzstadt München niemals ohne aufgeschlagene Broschüre in der Hand. Auch ist ihm neben einer Fülle muckerischer Zweideutigkeiten und schmutziger Callembourgs, mit welcher er sich nach echter Frömmelweise gern an seiner Aese rächt, vielerlei Wissen nicht abzusprechen. Ueber Namen und Uniformen der Erzengel z. B. und über das höchstwichtige Argument, ob dem einäugigen Bischof und liberalen Nicäa-Trinitätsdeputirten St. - Spiridion aus Cyprien das rechte oder das linke Auge fehlte, und dann wie dick und lang im Gegensatz zu heutigem Verfall der Christenheit die Knochen des heiligen Ulrich in Augsburg sind, hat dieser königliche Obermedicinalchef nicht ohne Sachkenntniß und geistlichen Witz in guten Gesellschaften wiederholt disputirt. Auch Recepte für neue Fastensuppen werden bei Hrn. von Ringseis um billigen Preis verkauft. Der Leser sieht es selbst, wir wollen Hrn. von Ringseis nicht verkleinern, auch mögen wir aus Rücksicht für seine Stellung und aus besonderer Achtung für Diejenigen die sich gewiß in der besten Absicht und im aufrichtigsten Streben nach öffentlicher Wohlfahrt der Beihülfe eines solchen Mannes bedienen, gar nicht einmal sagen daß Hr. von Ringseis das inländische Medicinalwesen durch seine Unfähigkeit zugrunde richtet und zum Gespötte der Fremden macht. *) Solche Uebelstände gehen uns eigentlich Nichts an. Wir haben es nur mit Hrn. von Ringseis als Literaten und Akademiker zu thun. Daß

*) Dr. Friedrich von Jan: „Zur Charakteristik des Hrn. von Ringseis.“

er aber in dieser Eigenschaft völlig unbedeutend und gar nicht am rechten Plage ist, hat seine „Lobrede“ auf Hrn. von Walther auch für den schonungsvollsten Kritiker genügend dargethan. Von der classischen Literatur versteht Hr. von Ringseis kaum nothdürftig das sogenannte Doctor- oder Rükchenlatein, wie etwa der Charlatan bei Molière; des Griechischen dagegen ist er völlig unkundig und folglich kann auch von feinem Stil, von Gedankenmark und Formeleganz in der Ringseis'schen Composition keine Rede sein, und das berühmte Axiom:

Vos exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna —

wäre hier ein leeres Wort. Capitalsünden dieser Gattung traten beinahe aus jedem Redesatz des Hrn. Geheimraths hervor. Am meisten störend für ein geübteres Ohr jedoch war in der ganzen Diatribe der Mangel logischer Gedankenfolge und schulgerechter Uebergänge, ohne welche keine gelehrte Composition denkbar ist. So z. B. sprang der Redner nach einem giftig-gemeinen Ausfalle auf die „Hegel'sche Linke“ ohne alle vermittelnde Sentenz, ohne versöhnenden Kitt und Gedankenschmelz plump und ungechliffen (inurbane et rustice) von Moloch, Bilypuzli und Dagon auf Hrn. von Walther über. *) Solche Schnitzer und Sünden galten von jeher und überall wo man Geschmack besitzt und Etwas von Literatur versteht als vollgültige Belege eines uncultivirten Geistes, wo nicht gar eines gemeinen und rohen Gesellen. Auch lächelte das Auditorium, welchem guter Takt und besseres Gefühl in solchen Dingen nicht abzusprechen ist, namentlich bei dieser Stelle verächtlich und mitleidsvoll über den ungeschickten und leeren Redekram. Aber, mag vielleicht der Leser dieses Berichts denken, wie ist ein so schwacher und literarisch unbedeutender Mann in Baiern zur Ehre der Akademie gekommen? Freie Wahl, wie es die Statuten wolken, hätte dem Hrn. von Ringseis diese Ehre freilich nicht vergönnt; allein Hr. von Abel, um gleichsam den letzten Hellborn bojarischer Wissenschaftlichkeit zu trüben, hat uns weiland diesen Mann als Akademiker octroyirt, liquidis immisit fontibus aprum. Möge diese Verfügung Derjenige verantworten der sie vollzogen hat!

Dagegen hat die münchener Hochschule, auf welcher Hr. von Ringseis überwiegende Geltung übt, im Ganzen genommen den Charakter der Wissenschaftlichkeit nach eigenem Bekenntniß schon lange abgestreift, und, mit aller Achtung für die kleine Minorität tüchtiger und anerkannter Literaten sei es gesagt, sich gewissermaßen in ein geistiges Blindeninstitut oder, wenn man lieber will, in eine Verforgungsanstalt für wissenschaftlichen Cretinismus umgewandelt. Bei einer solchen Schule mag sich ein Mann wie Hr. von Ringseis allerdings mit Ehren als

*) Hr. von Ringseis gehört, wie der Redor Aristides sagt, nicht in die Classe τῶν ἀρροβύτων, sondern in die Classe „τῶν ἐμούντων“, d. h. Derjenigen die ihre Aufsätze nicht mit Sorgfalt schleifen und glätten, sondern die da reden (essant) „was ihnen in das Maul kommt“.

Erztruchsess und Pfalzgraf geriren. Unser humanes Jahrhundert will ja für alle physischen und geistigen Gebrechlichkeiten Anstalten gründen, Erleichterung und Hülfe schaffen. Warum soll nun nicht auch für literarische Cretins und akademischen Blödsinn eine Zufluchtsstätte in München offen sein? Wer kennt das von der Vorsehung den Nationen gesteckte Ziel? Vielleicht ist es höhere Anordnung daß unser Königreich das wohlbestallte „Bootien“ der deutschen Staaten sei!

Wir sagen Dieses etwa nicht aus Verdruß über die Vergangenheit oder gar im Geiste factiöser Opposition, weil man in der letzten Zeit einem und dem andern Mitglieder genannter Hochschule aus politischen Gründen das Wort entzogen hat. Pflegen wir auch mit sogenannten Schulgelehrten, deren Actien auf dem großen Markte der europäischen Literatur ohne Geltung sind, die aber ihren Mangel an Geist, an Arbeitslust, an Tüchtigkeit und Ruhm durch Neid, durch falsche Andacht und durch mehr als lakaienmäßige Dienstbeflissenheit auszugleichen suchen, nur geringe Freundschaft und seltenen Verkehr, so stehen wir deswegen doch nicht in Feindschaft und in Widerspruch mit Denjenigen welche auch aus so geringem und ekeligem Stoff für gemeines Wohl Nutzen zu schöpfen glauben. Gelehrsamkeit und Wissen sind im Sturm der letzten Zeit häufig in so unerquicklichem und zweifelhaftem Licht erschienen daß man es den Regierenden wahrhaft nicht überbeuten soll, wenn sie es wieder einmal mit der Unwissenheit und mit der Finsterniß versuchen wollen. Ob dieser Weg der bessere sei und schneller zum Ziele bringe, mögen sie ohne unsere Ein- und Gegenrede selbst sehen. Wir unsererseits wollen von Politik und Staatsgeschäften Nichts mehr wissen und möchten selbst die Firma Ringseis und Comp. bei ihrem Erbündenkram herzlich gern unbefehdet lassen, wenn sich der Mann begnüge sein Gewerbe im Stillen zu treiben und ganz für eigene Rechnung falscher Andächtler und Ignorant zu sein. Allein der akademische Quackfalber will mit seinen schlechten Künsten Propaganda machen und mit Hülfe der Polizei selbst die gesündesten Leute zum Gebrauche seiner „höllischen Latwergen“ zwingen. Nur gegen diese Zubringlichkeiten eines unwissenden und schädlichen Adepten denkt man sich nach Recht und Billigkeit zu schützen. Um der Zeit zu widerstehen und den Strom der Begebenheiten in ein anderes Rinnsal hineinzubringen ist unsere Muse zu träge und zu schwach. Wir beugen uns vor der Nothwendigkeit und wollen nicht machtlos zürnen über Das was man jetzt an der Fulda und an der Eider thut. Das Regieren wird besonders in Deutschland so traurig, so schwankend, so undantbar und mühevoll daß man den öffentlichen Bürdenträgern das herbe Loos wenigstens unnöthigerweise nicht noch mehr verbittern soll. In Baiern indessen glauben wir die bestehende Gewalt so fest begründet und auch soweit intelligent daß sie die bettelhaften und abgeschmackten Lohndelien geldgieriger und obscurer Präceptoren in ihrem eigenen Interesse, wenn auch nicht ganz zurückweisen,

doch wenigstens für nichts Besseres halten soll als sie wirklich sind.

J. P. Falkmerayer. *)

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814 von
Karl von Raumer. Stuttgart, Liesching. 1850.
Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Béranger's Trödlersphilosophie bewährt sich: Vieux habits, vieux galons! Der Boutiquier in den Hundert Tagen that wohl die weißen Cocarden zu sammeln; man weiß daß sie wieder in die Mode kamen. Wir finden in unserm Buche außerdem auch den Beweis wie gut es ist wenn man über dem „Allons enfants!“ das „Vive Henri IV, ce roi vaillant!“ nicht vergessen hat. Alles erlebt seine Zeit, und das Alte erlebt sie wieder! Gottschall's „Herbald von Schill“ mit seinem preußisch-deutschen Kimbus lag zwei Jahre gestrandet, nun ward er mit uns flott und allenthalben mit Begeisterung aufgenommen, ohne daß der Dichter etwas dafür gethan hat. Die Flut hob das Stück von der Sandbank, die Zeit adoptirte es, patriotische Brisen wehten in seine Segel, und seine Wimpel flatterten. Das ist weder Glück noch Zufall, es ist der einfache Weltlauf. Wie sehr zum Glück war es uns geworden ewig an die Freiheit und Befreiung „erinnert“ zu werden die der Sage nach unsere Völker als blutige Rosen bei Leipzig und Waterloo gebrochen haben sollten! Wir hatten diese Branden in Schrift und Wort herzlich satt, weil uns eben nur die herben Hagebutten, die Schlafäpfel und die Dornen jener berühmten Rosen zu Gesicht gekommen sind, ohne daß uns je von dort ein Strahl des Ruhms und der Freiheit berührt hätte. Was waren die positiven Früchte jener Siege gegen den Corfen? fragte man sich. Vom „französischen Joch“, dieser beliebten Phrase, wurde eben nur das Weivort abgeschüttelt, das Substantiv und das Substantielle blieb nach wie vor. Die Congressbeschlüsse die uns heute noch hicaniren und allen Verwickelungen im Vaterlande Vorschub leisten, die nichtgehaltenen Versprechungen, die Demagogenerie, die Karlsbader Paragraphen, all der saubere Kram bis zur heutigen Erniedrigung Deutschlands, Das sind die Erfolge jener großen Leiden, auf die wir mit aller Gewalt stolz sein sollen. Es ist gut auf Lorbern zu schlafen! Heute aber verliert man die Schlaflosigkeit, und von den Lorberkränzen sind nur noch die Ruthen übrig, auf denen es sich erträglich hart liegt. O, wir hatten zuen Grund für alle „Erinnerungen“ an die „Freiheitskriege“ zu danken, wenn wir nicht in gerechtem Zorne auffahren, und gegen den Röhlerglauben unserer Väter loswettern wollten...

Mit diesen und ähnlichen Vorurtheilen nahm ich auch dies Heft, trotz des Zeitwinds der ihm günstig ist und trotz des achtungswerthen Namens der es ziert, in die Hand. Ich weiß nicht ob es einzig und allein das Verdienst des Buchs ist, oder ob die Stimmung der Zeit mich mehr beherrschte als ich selbst weiß, genug, soviel „Erinnerungen“ aus jenen vielbeschriebenen Tagen mir auch bekannt sind, ich klappte keine andere derartige Aufzeichnung mit dem Gefühl so ungetrübten Genußes zu als diese. Es ist wahr was der Verfasser in seinem Abschiede vom Leser sagt, er hat sich durch den Verkehr mit seinen Erinnerungen aus der untröstlichen, schwachvollen Gegenwart herausgerissen, und ist, indem er sich wieder geistig unter edeln Charakteren und kräftigen Gestalten bewegte, heiter genug geworden auch dem Leser eine freie, entlastete Stunde zu machen. Ich will es wol glauben daß es einem Manne der das Wirken der Blücher, York und Sneyenau in der Nähe beobachtet hat hart ankommt zu sehen wie die Führer eines ohne Schwert-

streich geschlagenen großen Heers nicht einmal den Muth haben ihre Entlassung zu fordern, wenn man ihnen und dem Lande die Ehre raubt. Die Sneyenau wußten zu gehorchen, aber auch (S. 36) zur rechten Zeit den Gehorsam zu verweigern. Was York that weiß alle Welt.

Das Buch beginnt mit einer Reise des Verfassers nach Berlin, die in die Zeit der Publication des Hippel'schen Auftrufs fällt. Das erste Capitel schildert in scharfen Linien, kurz und gedrungen die Physiognomie Berlins nach dem Einzug der Russen und York's, eine Predigt Schleiermacher's und die Stimmung des Hofe, die in mancher Beziehung Analogien zu der von jetzt bietet. Im zweiten Abschnitte wird der Eintritt des Verfassers in die schlesische Landwehr geschildert, wobei sich einige humoristische Bemerkungen nicht unterdrücken lassen. Auch Steffens vertauschte damals bekanntlich das silberne Stüchgen, das er stets während des Vortrags zwischen den Fingern drehte, mit dem Degen. Ueber seine Kriegsabenteuer schätzte er selbst oft, wie bekannt, und noch öfter wurde er geneckt, wie ein damals in Breslau cursirendes Sprüchlein beweist:

Zu Anfang des Treffens
Drückte sich Steffens.

Kun, der vortreffliche Mann hatte seinen Kampfplatz eben auf einem andern Felde; indeß ist es schade daß Hr. von Raumer, der Mancherlei von seinem Collegen wissen mag, ihn nicht auch mit solcher Vorliebe behandelt wie Sneyenau. Neben dem Helden hätte der ernste und doch so lebhafte Mann der Wissenschaft, der sich in dem neuen Verhältnisse oft fremdartig bewegen mußte, immerhin eine hübsche Figur abgegeben, und dem Werke neuen Reiz verliehen. Ueberaus interessant ist der Abschnitt (S. 68): Der Rheinübergang, Brienne, La Rothière und Champeaubert, sowie (S. 81) der Marsch nach Soissons und die Schlacht bei Laon. Die Glanzpunkte der Arbeit aber sind die Schilderungen des Blücher'schen Hauptquartiers und des Generals Sneyenau. Es ist hierbei vielleicht zu bedauern daß der Verfasser allzu sehr vermeidet zu wiederholen was schon von Andern berichtet worden ist. Bei seiner Darstellungsweise, seiner schlichten, sachgemäßen Sprache hätte sich gewiß Manches hier in ungleich klarerem Lichte gezeigt als bisher geschah. Spasshaft klingt es wenn der Verfasser ganz formlos sagt: „Ich ritt von Lüttich nach Brüssel und Aachen, oder ich ritt über Compiègne nach Paris“, gerade als ob es sich um eine Stunde Wegs handelte. Nicht zu vergessen sind auch die wenigen, aber bedeutenden Pinselstriche mit denen uns Hudson Lowe gezeichnet wird.

Das größte Verdienst des Buchs besteht in seiner concin-nen Fassung. So sollten alle Memoiren geschrieben werden die der Geschichte irgend dienlich sein können. Die neueste Geschichtschreibung erscheint neben den alten Chroniken, ja neben Muratori und Sismondi als ein echter Böbling moderner Staatskunst. Sie ist diplomatisirend und diplomatisch, zumeist aber auch noch vom Pragmatismus bis zum Uebermaß umschwalbelt. Diese Manier sogar auf Seiten angewendet zu finden in denen es noch mehr Thaten als Unterhandlungen gab, ist im höchsten Grade widerwärtig. Man verlangt nicht die Raiverität Herodot's und Proissart's, aber man verlangt statt der Erübung der Thatfachen durch breite subjective Betrachtungen eine klare Erzählung des wirklich Geschehenen in bündiger Kürze. Es scheint außer Frage zu stehen daß die beste Darstellungsweise für historische Arbeiten die ist: das Leben und den Charakter des für seine Zeit stimmungsführenden Mannes an seinen hervorstechendsten Thaten darzutun und zu entwickeln, und um diesen herum die Geschichte seiner Zeit zu gruppieren. Durch ein wenig Chronikentom würde die Historie zugleich lebendiger, einfacher und gebrängter werden, und die pragmatischen Beziehungen würden sich von selbst herausstellen, ohne in breite, mehr Seiten als nughare Gedanken zählende Abhandlungen gefaßt werden zu müssen.

In dieser Beziehung wird sich der Leser von Raumer's

*) Die Nennung des Verfassers vorstehenden Aufzuges überhebt aus der Bedenklichkeit die einzelne Persönlichkeiten betreffenden Bemerkungen unverkürzt zu veröffentlichen; wir müssen deren Vertretung natürlich dem Herrn Verfasser allein überlassen.

„Erinnerungen“ wie in jeder andern befriedigt fühlen; ich vermag die 147 Seiten starke, durch viele interessante Briefe und charakteristische Züge geschmückte Schrift also nach bestem Wissen zu empfehlen. 4.

Mazzini über Karl Albert.

Dem Triumvir Joseph Mazzini wird bekanntlich vorgeworfen er habe am Scheitern der italienischen Erhebung des halb Schuld, weil er den König Albert bei dessen Kampfe gegen Oestreich nicht unterstützt, und ihn nicht unterstützt habe weil er fälschlich behauptet Karl Albert meine es nicht ehrlich mit der italienischen Sache, setzte nicht für die Unabhängigkeit der Lombardei, sondern um den Gewinn einer neuen Krone. Diesem Vorwurfe begegnet Mazzini in der von ihm in London soeben erschienenen Schrift: „Royalty and republicanism in Italy; or, notes and documents relating to the Lombard insurrection, and to the royal war of 1849“. Wie er aus Staatsurkunden und besonders aus dem Briefwechsel englischer Minister zu beweisen gesucht, und ob er bewiesen daß Karl Albert lediglich ins Feld gezogen sei um der Republik Schwach zu bieten und die gekrönten Häupter von der Strafe der Vergeltung zu retten welche sie in allen Theilen Europas zu erreichen gedroht: Das bleibe hier außer Betracht. Hier soll nur das Charakterbild gezeigt werden welches Mazzini von Karl Albert aufstellt. „Ich spreche nicht vom Könige“, sagt er. „Was auch seine Speichellecker und die politischen Heuchler, welche den nachgehorenen Enthusiasmus für Karl Albert zur Waffe der Opposition gegen seinen Nachfolger machen, über ihn verlaublichen, und wie ehrlich immerhin der Bahn des piemontesischen Volkes sei daß mit diesem Namen die Idee des Unabhängigkeitskampfes sich identificire: das Urtheil der Nachwelt wird den Mann von 1821, den Mann von 1833 und den Mann der Capitulation Mailands schwer treffen. Seine Natur und sein Temperament waren von der Art daß auf solcher Basis keine Unternehmung seinerseits für die Einigung Italiens zu erwarten stand. Er besaß kein Genie und war ohne Liebe und Treue. Von Ersterm, das sich in der gänglichen, folgerechten und entschiedensten Hingabe eines Lebens an eine große Idee offenbart, zeigt das seinige nicht die kleinste Spur; die Liebe hatte sein stetes Mißtrauen gegen Menschen und Sachen in ihm erstickt; die Treue vertrat sich nicht mit seinem unsichern Charakter, welcher immer zwischen Gut und Böse, zwischen Thun und Nichtthun, zwischen Wagen und Nichtwagen hin- und herschwankte. In seiner Jugend war ein Gedanke, nicht einer wie ihn die Lugend, sondern wie italienischer Ehrgeiz ihn hegt, doch ein Ehrgeiz der Nationen frommen kann, gleich einem Blitze durch seine Seele gezuckt; aber erschrocken war er zurückgewichen und die Erinnerung an diesen einzigen glänzenden Moment seiner Jugend trat stündlich vor ihn; aber statt ihn zu neuem Leben anzuregen, folterte sie ihn wie das unaufhörliche Klopfen einer alten Wunde. Von der einen Seite die Furcht im Fall des Mislingens seine kleine Königskrone zu verlieren, von der andern die Furcht vor der Freiheit, welche das Volk, nachdem es für ihn gekämpft, für sich fordern würde, ging er, jenes Gespenst vor seinen Augen, zweifelnd seinen Weg, stolperte bei jedem Schritte, weil unentschlossen den Gefahren die Stirne zu bieten, und wollte weder noch konnte er begreifen daß um König von Italien zu werden er zuvörderst in sich den König von Piemont vergessen müsse. Tyrann aus eingewurzeltstem Instinct, liberal aus Selbstliebe und weil er die Zukunft abnete, hielt er es bald mit den Jesuiten bald mit den Männern des Fortschritts. Ein unglückseliger Zwiespalt zwischen Denken und Handeln, zwischen Fortwerfen und Ausführen bezeichnet all sein Thun. Solches war auch die Ansicht der Meisten die ihn an die Spitze des Unternehmens zu drängen suchten. Einige seiner Vertrauten küßerten sich sogar ins Ohr er sei nicht ganz klug im Kopfe. Er war der Hamlet der Monarchie.“ 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. C. Brockhaus in Leipzig.

Bibliographie.

- Ebeling, J. B., Fabian Goffler. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Egenter, F. J., Rosenlieder an meine letzte Rose. Ein Immergrün der Liebe. Zürich, Beyer. 1850. 8. 21 Ngr.
- Ferry, G., Der Waldläufer. Scenen aus dem mericanischen Waldleben. Aus dem Französischen von G. Füllner. 1ster Band. Halle, Knapp. 8. 15 Ngr.
- Fontane, F., Gedichte. Berlin, Reimarus. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Glümer, Claire v., Fata Morgana. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Thlr.
- Haug, C., Des Republikaners Schwertfart. Kartone. Bremen, Schöbmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Leist, B. B., Versuch einer Geschichte der römischen Rechtssysteme. Rostock, Stieler. 1850. Gr. 8. 17½ Ngr.
- März, L., Eine Weihnachtsgeschichte. Die große englische Puppe, Märchen-Rovelle für Groß und Klein. Oldenburg, Schmidt. 1850. 8. 8 Ngr.
- Proklamationen und Versprechungen deutscher Fürsten. [1813 bis 1849.] Eine Neujaahrsgabe für das deutsche Volk. Mit einem einleitenden Wort von E. Burckhardt. Leipzig, Bibliopolische Anstalt. 8. 8 Ngr.
- Wilde Rosen. Aus Iyrischen Dichtern gesammelt. Leipzig, Arnold. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Sammlung der vorzüglichsten mystischen Schriften aller katholischen Völker. Aus dem Urtexte übersetzt. 1ster Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.
- Tellkampf, A., Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. 2te Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Wachsmuth, W., Allgemeine Culturgeschichte. 1ster Theil: Der heidnische Orient, das Klassische Alterthum, das Christenthum und das christliche Römerreich, der Islam. Leipzig, Vogel. 1850. Gr. 8. 3 Thlr.

Tageliteratur.

- An die evangelischen Gemeinden Preussens in Stadt und Land. Ein brüderliches Wort über die neuesten kirchlichen Verordnungen insbesondere über den Oberkirchenrath und die Gemeindeordnung vom Comité der Unionsvereine. Potsdam, Kiegel. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Die Arbeiterfrage. Auf Grund statistischer Materialien begründet. Herausgegeben vom Verein für pommerische Statistik. Stettin, Saunier. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.
- Bähr, R., Der protestantische Gottesdienst vom Standpunkte der Gemeinde aus betrachtet. Heidelberg, Mohr. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.
- Beta, Deutschlands Untergang und Aufgang durch Amerika. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Offener Brief an den Herrn Steuererheber Mändl zu Gießen, die Steuerfrage im Großherzogthum Hessen betreffend. Gießen, Richter. 1850. 8. 4 Ngr.
- Clément, W., Aus Hessen. Gedichte. Kassel, Raabé u. Comp. 12. 6 Ngr.
- Duhn, C. v., Lübeck und das Dampfschiff „von der Tann“. Recension der von Kaltenborn'schen Schrift: Kriegsschiffe auf neutralem Gebiet. Mit Rücksicht auf das Benehmen Lübecks etc. Leipzig, T. O. Weigel. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.
- Edelmann, J. C., Predigt am Reformationsfeste 1850 zu Bayreuth gehalten. Bamberg, Buchner. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Fischer, F. R., Offenes Sendschreiben an Sr. Maj. den König. Berlin, Gerhards. 1850. Gr. 8. 1½ Ngr.
- Gesner, H., Der Central-März-Verein. Ein Fragment zur Beleuchtung der deutschen Bewegung. München. 1850. Gr. 12. 7½ Ngr.

Wilhelm von Humboldt.

Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, Frau von Holzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elisa Maier. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr.

Wie dies Buch entstanden ist sagt die Verfasserin in einem kurzen Vorwort, und ihre Worte zeigen daß sie gewollt hat sie mit Bescheidenheit und im Hinblick auf Andere that, denen solche Lichtstrahlen die ein großer verkürter Geist in die leidenden Menschenherzen wirft gutthun sollen, deren Muse aber beschränkter ist, und die der Anregung von außen bedürfen. Für diese entstand das Büchlein, und es erfüllt seinen Zweck. Denen die nicht so glücklich sind sich in des Oceans herrliche Boge zu tauchen genügt ja die künstliche Welle; oder die nicht am Born der Gesehung trinken können laben sich daheim an dem weithergeschickten Heiltrank: — so möchten wir dies Bemühen einer Zusammenstellung aus Humboldt's Briefen vergleichen. Für die kranken Herzen aber vergleichen wir es; — thut denn auch nicht dem Gesunden der Lichtstrahl noth, fehlt ihm denn etwa nicht Alles wenn kein Licht ihn stärkt und wärmt? Gewiß, aber das wunde Herz bedarf des Lichts in anderer Weise, es muß ihm zugebracht und schonend nahegestellt werden; der Gesunde holt es sich überall, Dem braucht es nicht zugemessen zu werden. Die Verfasserin hat gelitten; wie und was Das weiß sie mit Gott allein, aber ihr Trost kam ihr aus herrlicher Höhe, und der Strahl der ihr Herz erhellte wurde ihr von der universalen Hoheit des großen Mannes dessen Namen ihr Buch trägt. Da hat sie ihn denn gefaßt, und eine Perlschnur seiner Gedanken aneinandergereiht, und diese dem Publikum mit einer Biographie Humboldt's übergeben. Ihr Verdienst ist also lediglich das des Mitgeföhls, und wir wollen es ihr keineswegs schmälern, sondern ihr im Gegentheil wünschen recht viele dankbare Herzen zu finden, weshalb wir mit Ueberzeugung ihre Idee gutheissen, und ihr Buch Jedem empfehlen der eine solche Zusammenstellung zu würdigen weiß.

Eine sehr gelungene Arbeit aber bietet uns die Biographie, und der einfache, in Thatfachen abge-

rundete Stil thut sehr wohl, wie die darin erzählten Lebensbewegungen Vielen selbst noch unbekannt sein möchten. Wir glauben dem Ganzen keinen Schaden zuzufügen wenn wir einzelne Thatfachen hervorheben, die das ereignisreiche Leben Humboldt's charakterisiren und dem idealischen Dasein, welches in neuester Zeit in viele Herzen wie ein neues Gestirn leuchtete, durch die Vermittelung der herrlichen „Briefe an eine Freundin“ eine sichtbare Gestalt verleihen. Wie eine verhüllte Gottheit, ein hoher Geist dessen äußern Leben wir nicht nachforschen können, tritt in diesen Briefen Humboldt auf; das vorliegende Buch löst die dankbare Aufgabe auch dem Laien Einblick in die Lebensphasen des großen Geistes zu gestatten. Zu Potsdam im Jahr 1767 wurde Wilhelm von Humboldt geboren; Alexander, der achtzigjährige Jüngling, ist zwei Jahre jünger. Den Vater, der sich als Major im Siebenjährigen Kriege auszeichnete, verloren die Brüder früh; um so bewundernswerther steht die Mutter da, da sie der Welt zwei solche Söhne erzog. Campe war der Erzieher der Knaben; diese Zeit fiel zusammen mit der neuen Erziehungsweise die Rousseau, die Pestalozzi gab, und gewiß ist der Einfluß unverkennbar geblieben den das freie Entwickeln der Natur aus ihren klaren Zeitformen durch diese aufgeklärten Pädagogen ausübte, in der Erziehung so vieler herrlicher Menschen der damaligen Periode. In Frankfurt a. D., dann in Göttingen studirten die beiden Brüder. Wilhelm von Humboldt widmete sich dem juristischen Studium; die Klarheit und Schärfe seines Verstandes, die Weiche und eigene Empfindsamkeit des Gemüths, die sich später fast ganz verhüllte, zeichnete den Jüngling bedeutend aus. Er trat mit Georg Forster durch dessen Schwiegervater Heyne zuerst in nahe Verbindung; der edle Schwärmer, der im Sturm der Revolution so unglücklich und verlassen endete, faßte innige hochachtende Zuneigung zu dem klaren, großherzigen Jüngling. „Es ist ein großes und herrliches Vergnügen sich von Männern deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen“, sagt Wilhelm von Humboldt einmal, und welches Glück muß er empfunden haben von früh an sich der größten und seltensten Geister Auf-

merksamkeit erworben zu haben. Nachdem Paris, die Schweiz, der Rhein, Forster, der damals Bibliothekar in Mainz war, besucht war, ging Humboldt nach Erfurt. Er lernte die Gattin, die dem großen Geiste den sie fesselte so ganz ebenbürtig war, durch die er „eine lange Reihe von Jahren größtentheils allein und ganz durch sie unendlich glücklich war, sie und der Gedanke an sie sich in Alles mischte was ihn wahrhaft beglückte“, er lernte diese Gattin in Karoline von Dachsöden kennen. Durch sie knüpfte er das Band das ihn mit Schiller umschlang. In diesem kleinen Kreise seliger Geister, Humboldt und seine Braut, Schiller und seine Gattin, Karoline von Wolzogen, welche Fülle, welcher Reichtum des Lebens und seiner überirdischen Güter thut sich uns auf! Und Schiller vereint den Freund wieder mit Goethe, und diese Trias wirkt mit ihren Kräften für die Tempel der Dichtkunst, für die Erhebung ganzer Jahrhunderte: muß uns da nicht Freude durchströmen wenn wir ihrem Treiben nachblicken dürfen, nicht Trauer um die Armuth der Gegenwart? Doch will uns bedünken es sei auch jetzt alles Leid leichter zu tragen, da die letzten zehn Decennien so viele herrliche Geister hervorbrachten daß Die denen Trost und Kraft nöthig ist sie sich aus ihren Werken und Worten sammeln können, und ihre Klage verstummen mag in dem Danke der Bewunderung.

Alle bedeutenden Menschen gehen in Humboldt's Leben an uns vorüber, und es ist schön daß dies Leben fast zwei Jahrhunderte umfaßte in ihrem Ende und Anfang: das Ende bezeichnet durch Kämpfe der Völker und Geburten der höchsten Entwicklung aus Revolutionen zu Thronen dämonischer Gewalten, der Anfang durchströmt von dem Bewußtsein lichter Erkenntnis, beglückt mit den Geschenken der Besten und Bevorzugtesten in jeglicher Art der Wissenschaft und Dichtkunst. Zu Anfang scheint Humboldt im stillen Kreise der Seinen, an der Seite der Gattin, im Briefwechsel und Austausch großer Freunde die Genügsamkeit des Gelehrtenlebens vorgezogen zu haben; aber die Gewalt der Zeit durfte solche Männer nicht ruhen lassen. Humboldt wird in den Staatsdienst berufen, und reißt seinen Verdiensten das eines großen und freien Staatsmannes an. Nachdem er mit seiner Familie in Paris, dann in Spanien zugebracht hatte, wo er sich zuerst dem Studium der Sprachen durch die kastischen Idiome und den Kern der spanischen Mundarten zugewandt hatte, was nachher durch ihn zu einem so großen Reichtum erweitert worden, kehrt er ins Vaterhaus, dann nach Berlin zurück, und wird als preussischer Ministerresident nach Rom geschickt (1801). Sein Hotel wird der Sammelpfad aller Künstler und Gelehrten, seine Gemahlin die Seele dieser gewählten Kreise. Dann nach Jahren (1808) kehrt er nach Deutschland zurück und wird Cultus- und Unterrichtsminister, um die damalige erste Anregung zu einer gründlichen Reformation der preussischen Schulangelegenheiten zu geben. Die Ernennung Humboldt's zum Unterrichtsminister

schuf hauptsächlich die Universität Berlin; in einer so bedrängten Zeit wies der für alles Nützliche so freigebige verstorbene König Friedrich Wilhelm III. 60,000 Thlr. zu ihrer Begründung an. Bei Eröffnung der Universität aber zieht sich Humboldt vom öffentlichen Wirken zurück, tritt aber in die diplomatische Laufbahn wieder ein und geht nach Wien. Verschiedene Gesandtschaftsreisen führen ihn wiederholt nach England, nach Paris. Das Zusammenleben mit seiner Familie ist durch Geschäftliches unterbrochen, die Töchter sind verheirathet: Adelheid an den Major (jetzt General) von Hedemann, Gabriele an den Legationsrath von Bülow; die älteste, Karoline, blieb unverheirathet. Die Söhne verwalten die Güter, der Eine als Forstmann, der Andere als Militair, bis endlich von 1820 an das gastfreie und kunstsinrige Haus Humboldt's sich den berliner Kreisen aufthut, und hier wie in Wien, wo Rahel, Wernhagen, Geng, Theodor Körner in demselben gastfreundliche Stätte fanden, sich bald zum Sammelpfad der ausgezeichneten und seltenen Geister welche damals Berlin vereinigte constituirte. Die gelehrten Forschungen, denen Humboldt's klarer, heller Geist nie untreu wurde, fanden ruhigere Ruhe; das Schloßchen Tegel wurde restaurirt und mit den reichen Kunstschätzen welche der Aufenthalt in Rom erworben hatte anmuthig geschmückt. Alexander von Humboldt lehrte von seinen Reisen zurück, die Brüder lebten innig im Verkehr, die Verbindung mit dem Hof wird erneuert; der König besuchte Tegel jährlich. Im Jahr 1828 ging die ganze Familie noch einmal nach England. 1829 im März ist Frau von Humboldt's erschütterte Gesundheit der Auflösung nahe; am 26. März geht ihre Seele in ihre Heimat. Mit ihr trennt sich recht eigentlich der Genius des Lebens von ihrem Gatten; sein Geist wendet sich dahin wohin sie ging, und sein Körper nur lebt mechanisch weiter. Ein herrliches Denkmal Thorwaldsen's, die Spes auf einer hohen Säule, bezeichnet in Tegel ihr Grab; das ist des edeln Greises tägliche Wallfahrt, hier lebt er ein aus Sehnsucht und Klarheit gewebtes lichtvolles Dasein. Was diese Gattin ihm war geht mit großartiger Behmuth an der Betrachtung vorüber wenn man die „Briefe an eine Freundin“ vom zweiten Theile an mit Aufmerksamkeit liest. Die Ruhe und Seelengröße mit der Humboldt seinen Verlust trägt ist wie ein Gruß aus jener Welt, wie ein Trost der von den Sternen kommt. Nichts ist wol geeigneter als diese objective, durchaus klare Anschauung ein leidenschaftlich vom Schmerz bewegtes Gemüth zu beruhigen. Wir wüßten kein Buch das wie diese „Briefe“ einen Verlust so gottgegeben bezeichnet; kein Trost der Kirche, keine Theilnahme der Menschen wirkt so beruhigend als die einfach hohen Worte mit denen Humboldt seinen Schmerz darstellt, ihn in seiner ganzen Größe zeigt, und ihn doch mit so philosophischer Fassung als das natürliche Ergebnis menschlicher Endlichkeit bekennt. Viele seiner Sonette sind diesem Dahinscheiden geweiht, die alle dieselbe Stille im Schmerz zeigen, die mit vollem Be-

müßte den Verlust der Würde der Ergebung tragen. Die letzten Jahre des großen Mannes waren den Studien der Sprachen und Kunst gewidmet. Sein großes etymologisches Werk, das den Sprachkennern unschätzbar ist: „Ueber die Kamisprache auf Java“, bereichert die Linguistik. Das neue Museum, welches alle Kunstschätze und Sammlungen des Königs vereinigen sollte, und deshalb unter die Commission künstlerischer Notabilitäten gestellt wurde, zählte Humboldt zu den Rathgebern seiner Schöpfung.

Viele von Humboldt's Zeit- und Jugendgenossen, ja Freunde späterer Tage gingen dem edeln Philosophen voran. Sein großer Freund Schiller ging ihm früh verloren, - aber der Greis sah auch die vom Leben begünstigtesten Freunde vor ihm ins Grab sinken: Stein, Goethe, Schleiermacher, Niebuhr rief der Genius mit der umgestürzten Fackel früher ab. Aber am 8. April 1835 rief er auch den seltenen Mann, der des Lebens Räthsel mit dem Bande der Unsterblichkeit löste, der gewiß einer der bevorzugtesten Geister war welchen die Erde kannte in dem Verein des Erhabenen der Endlichkeit mit der Wahrheit des ewigen Lebens. Am Denkmal der heimgegangenen Gattin wehte der Hauch des Todes den Greis an um ihn vom letzten Lager zum Himmel zu erheben. Groß, licht und rein lehrte die Seele zu Gott zurück. Groß und allgemein war der Verlust, tief und voll seine Empfindung. Das schönste Vermächtniß aber was Humboldt edeln Frauen hinterließ sind die „Briefe an eine Freundin“, deren hoher und vielfacher Inhalt schon manches Herz das Nichts wußte von dem preussischen Staatsminister, Nichts von dem großen Gelehrten, Nichts von dem tief sinnigen Kunstforscher, sondern den einfachen Mann Wilhelm von Humboldt nur verehrte, tröstend erhob. Auf diese mit wenigen Worten zurückzukommen sei uns noch gestattet, nachdem wir ebengenanntem Buche die volle Anerkennung redlicher Absicht und gewandten Fleißes haben zutheilwerden lassen.

Im Jahr 1788 begegnete der einundzwanzigjährige Jüngling in den schattigen Aueen Pyrmonts einer seelenvollen und schwärmerischen Pfarrerstochter, die mit voller Innigkeit sich dem Glück überließ von dem hochherzigen, jungen Mann verstanden und verehrt zu werden; ein kurzes Zusammensein ließ ihr zum Denkzeichen ein Stammbuchblatt, mit einfachen Worten den Schmerz ausdrückend, verstanden und doch getrennt zu werden. Der Mann eilt zurück ins große, gewaltige Leben, das Mädchen bewahrt diese Begegnung als den ersten Freuden- glanz junger Empfindung in dem stillen, jeder Schwärmererei nur zu holden Predigerhause. Die erste Liebe war es, wie sie selbst sagt, die ihre Seele erhellte und ihren Empfindungen die Richtung gab. Aber die Wirklichkeit setzte der unbestimmten Gefühlseligkeit ein Ziel. Allem Vermuthen war der spätere Satte des jungen Mädchens ganz heterogener Gesinnung, und nach mündlichen Traditionen war Charlotte Diede in manche Conflicte ihres weichen Gemüths mit der Wahrheit rauher

Erfahrungen gekommen, denen insbesondere das wechselvolle Kriegsleben Vorschub leistete. Auch sagt sie ebenfalls, ihre Jugend war mit den Idealen eines Clarisse, eines Grandison genährt, es war die träumerische, tränenreiche Siegwarts-Periode des vorigen Jahrhunderts. Diese Ehe wurde gelöst. Viel Schmerzliches, schwer zu Ueberwindendes war der edeln und in ihren Absichten reinen Frau aufbewahrt. Sie lebte in Braunschweig als die schweren Jahre 1813 — 14 eine freiwillige Anleihe für den Herzog von Braunschweig hervorrief, der so hochherzig Gut und Leben für die deutsche Sache einsetzte, der sich die uneigennütige Frau, obgleich unaufgefodert, angeschlossen. Sie wagte ihr kleines Vermögen und verlor es. Der Herzog fiel bei Waterloo, die Aussicht etwas so großmüthig Dahingegebenes wiederzugewinnen war sehr schwach: da gedachte Charlotte Diede des unvergeßlichen Jugendbekannten, sie schrieb an den preussischen Staatsminister Wilhelm von Humboldt auf dem Congreß zu Wien. Sie bekam umgehend freundliche, innigen Antheil verrathende Antwort, ein Briefwechsel entstand: nach soviel Jahren, für die geprüfte und geläuterte Frau, die Stütze, der Trost, das Heiligthum alternder Tage. Diesen Briefwechsel hat sie einer viel jüngern Freundin, einer edeln und in jeder Empfindung so durchaus warmfühlenden Frau, der in d. Bl. oft genannten Therese, vermacht. Mit der Familie von Struve war Charlotte durch die Gräfin Sierstorpf befreundet, und voll hochachtender, schwärmerischer Verehrung nährte sie diese Freundschaft; also galt das Vermächtniß ihres Heiligthums, welches sie erst nach ihrem Tode dem Druck bestimmte, auch zunächst Der welche solche Hochachtung um ihrer edeln Güte willen am schönsten verdiente. Also Frau von Lützow verdankt auch das Publicum die Herausgabe dieser Briefe, die jetzt, wir dürfen es ohne Uebertreibung sagen, das köstliche Eigenthum der deutschen Nation sind, und dem Gedächtniß Wilhelm von Humboldt's den schönsten und würdigsten Denkstein setzen. Wie spricht sich in jeder Zeile die hohe Güte und Einfachheit des Herzens aus! Wahr und natürlich ist jede Empfindung, ja die Leidenschaftslosigkeit jeder Aeußerung, sei es Wehmuth oder Freude, Besorgniß oder Trost, Rath oder zarter Vorwurf, hat eine so bestimmte wohlthätige Einwirkung daß wir immer wieder diese Briefe mit unaussprechlicher Dankbarkeit lesen. Das Große, Feste, Hohe: die Sterne, die Bäume, das Meer sind die Sinnbilder von Humboldt's Leben und Empfindungen. Mit ungeschminkter Wahrheit weist er das Kleinliche von sich; das Mitleid, die kränklische Besorgniß, die Furcht vor dem Tode, die Feigheit, die Beschäftigung mit dem Ich in persönlicher oder physischer Beziehung, das Streiten gegen vorgefaßte Meinungen, alles Das weist er von sich, schätzt es klein und erbärmlich, und wendet sich gleich als wieder zu den Segenkränzen hoher und würdiger Betrachtung. Und denken wir uns nun den Gegensatz einer leidenschaftlichen, schwärmerischen, weiblichen Umgebung, einer heftigen und ge-

waltfamen Empfindsamkeit, wie wohlthuend und harmonisch mußte diese Ruhe da wirken. So ist es denn nicht anders als von dieser unendlichen Höhe herab winkt Humboldt jedem leidenden, jedem gebrochenen, jedem trostbedürftigen Herzen Stärke und Ueberwindung zu, jedem reicht er die Palme des Seelenfriedens! 6.

Mercé's Portrait.

Vor der Ausgabe von Mercé's Schriften, welche Professor Stahr in Oldenburg im Jahr 1840 herausgab, befindet sich ein Portrait von Mercé, über dessen Ursprung der Herausgeber selbst folgendermaßen berichtet: „Das dem Buche beigegebene Bildniß darf wol mit Recht als eine Aierde desselben angesehen werden, und man wird es gewiß dem wackern Verleger, meinem Freunde, Dank wissen, daß er auch in diesem Bezuge kein Opfer gescheut hat, das Werk auf eine des Mannes, dessen Denkmal es sein sollte, würdige Weise auszustatten. Der Wunsch, mit diesem Bildnisse einen Pendant zu dem vortrefflichen Mayer'schen Portrait Goethe's zu liefern, welches in Stahlstich meiner in demselben Verlage im Jahr 1838 erschienenen Ausgabe der ältern »Phylogenie« Goethe's vorgesetzt ist, ließ mich mit Beachtung der von Goethe in »Dichtung und Wahrheit« gegebenen Notiz: daß Lips, der Lavater'n überall begleitet, bei der ersten Zusammenkunft in Frankfurt Mercé's Profil ausföhrlich und brav gezeichnet, — die ganze »Phylogenie« durchmustern, um dort dasselbe aufzufinden. Lavater's Charakteristik und Goethe's Schilderung des Freundes trafen mit dem Bilde, was ich mir in meiner Phantasie von dem ausgezeichneten Manne entworfen, bei dem Profil zusammen, welches man im ersten Theil der Lavater'schen »Phylogenie« (S. 251, Nr. LVI) findet. Weitere Erkundigungen gewährten die erwünschte Bestätigung des Fundes, und das Zeugniß eines noch lebenden Freundes von Mercé die Versicherung, daß unter allen Bildnissen von demselben das gegenwärtige am ähnlichsten sei u. s. w.“

Allerdings war der Umstand daß ein Mann welcher Mercé noch persönlich gekannt hatte (der Präsident Weyland in Weimar) das gedachte Portrait für äußerst getroffen erklärte gar sehr geeignet den Herausgeber in der guten Meinung die er von der Richtigkeit seines Fundes hatte zu bestärken. Nichtsdestoweniger scheint es keinem Zweifel zu unterliegen daß dies Portrait dasjenige eines Hrn. Meier von Knonau ist. Diese Behauptung gründet sich zunächst auf ein vor uns liegendes Exemplar der »Phylogenie«, in welchem bei denjenigen Portraits die keine Unterschrift haben diese „nach Lavater's Handschrift copirt“ beigezeichnet ist. Hier führt das von Stahr für Mercé's Bildniß gehaltene Blatt (I, 251) die Unterschrift: „Meier von Knonau.“ Weitere Erkundigungen, um über die Richtigkeit dieser Angabe womöglich völlige Gewißheit zu erlangen, führten uns einen alten Abdruck derselben Platte zur Hand der die mit halbkoffener Schrift gestochene Unterschrift trägt: C. MEIER DE KNONAV. Dieser Meier ist vermuthlich derselbe der zu Bodmer's Zeit einen Band Fabeln herausgab und in den achtziger Jahren in Zürich gestorben ist, wenn auch das C. des Vornamens Dem widerspricht, da der Fabeldichter Ludwig hieß.

Das wahre Bildniß von Mercé findet sich dagegen im vierten Bande der »Phylogenie« S. 379 als Bignette eingedruckt, von unserer Handschrift als „Mercé von Darmstadt“ bezeichnet und von Lavater mit den wenigen Worten begleitet: „Genie der Beobachtung, des Nichtigsehens, der Eleganz und Reinheit.“

Die obere und untere Stirn ist Stirn der gesündesten Bernunft, die schnell und richtig sieht, nicht mühsam der Wahrheit nachklimmt, nicht mit gravitätischem Schritt, nicht hartnäckig ihr entgegengeht. Das obere Gesicht ist voll Weisheit des Genies und der Erfahrung. Nur ist der Raum von der Nase zum Munde etwas zu gedehnt. Auch scheint mir in der Gegend um die Nasenwurzel etwas sehr Weniges misgezeichnet. Sonst ist kein Theil des Gesichts der nicht als sicherer Buchstabe des scharfsinnigsten Geistes und des feinsten Wises angegeben werden dürfte.“

Professor Stahr erlaube uns bei dieser Gelegenheit ihn darauf aufmerksamzumachen daß die in seiner Ausgabe von Mercé's Schriften fehlende »Khapsodie von Johann Heinrich Reinpart dem Jüngern« öfter wiedergedruckt ist, z. B. in dem gar nicht seltenen »Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde« (Leipzig 1775, fünfte Abtheilung, S. 140 fg.); ferner in der Brochhaus'schen »Urania«, etwa in den zwanziger Jahren oder noch früher, wo sie, wie wir uns zu erinnern glauben, als ein Jugendwort Goethe's wieder ans Licht gezogen wird. Ohne diese »Khapsodie« hätte man billigerweise Mercé's Schriften nicht herausgeben sollen. 7.

Literarische Notiz.

Byron's Remoiten.

Bekanntlich hatte Byron Remoiten geschrieben und als Vermächtniß in Moore's, seines Lebensbeschreibers, Hand zu dessen Gunsten niedergelegt. Moore gab diese Schrift, gemäß dem Wunsche seines Freundes, dem Buchhändler Murray in Verwahr, gegen eine Versicherung der Summe von 2000 Guineen. „Im Glauben“, sagt der irische Dichter, „daß das Manuscript immer noch mein gehöre, stellte ich es Byron's Schwester Mrs. Leigh zur Verfügung, mit dem einzigen Vorbehalt eines Einspruchs gegen dessen völlige Bestätigung, wenigstens ohne vorhergehende Berabredung und Uebereinkommen zwischen den Parteien. Die Majorität der anwesenden Personen wick von mir in der Ansicht ab, und Dies war der einzige Punkt über welchen irgend Meinungsverschiedenheit waltete. Das Manuscript ward demnach zerrissen und vor unsern Augen verbrannt, und ich bezahlte unverzüglich in Gegenwart der versammelten Herren an Mr. Murray 2000 Guineen nebst den Interessen auf; der Betrag Dessen was ich ihm auf die Sicherheit meiner Verschreibung schuldete u. s. w.“ Byron's Familie schlug ein Arrangement vor, durch welches Moore eine Erstattung erhielt, allein er schlug es aus. Moore's Benehmen wurde von Vielen gelobt, aber nicht von Allen. Man wendete ein daß eine Pflicht welche man gegen den hingschiedenen Dichter zu beachten hatte veräußert ward. Der Weg welcher urtheilsfähigen, mit den Parteien völlig unbekanntem Personen der vorzuziehende erschien, wäre gewesen die Papiere zu lesen und, wenn sie irgend etwas wirklich Verwerfliches enthielten, ihre Vernichtung zu billigen. Byron mag gefolgert haben daß die Schrift sich in Freundeshand unter sicherer Hut befände, und fernerhin hat er ausgesprochen daß es ihm gleichgültig sei wenn die ganze Welt den Inhalt kenne. „Es finden sich wenig freie Abenteuer oder skandalöse Anekdoten welche Andere verwunden könnten in dem Buche“, erwähnt dessen Verfasser. „Es beginnt mit meinen frühesten Erinnerungen, fast von der Kindheit, sehr unzusammenhängend, in einem sehr leichten und vertrauten Stil. Der zweite Theil mag jungen Männern als gute Lehre dienen, denn er handelt von dem ungerathenen Leben das ich in einem Zeitraume führte und den unseligen Folgen der Ausschweifung. Wenige Stellen sind darin welche nicht könnten von Frauen gelesen werden, und keine die sie nicht lesen werden.“ 8.

Ein Stück Volkspoesie.

Kasperle-Theater. Nr. 1. Das Puppenspiel vom Doctor Faust. Zum ersten mal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausgegeben mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten. Mit Holzschnitten. Leipzig, Venarius und Wendelssohn. 1850. 8. 15 Rgr.

Kasperle-Theater, mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten — es ist nicht zu leugnen, diese Zusammenstellung macht auf den ersten Anblick einen nothwendig komischen Eindruck. Zwar hat uns die romantische Schule daran gewöhnt mit staunender Hochachtung an Allem hinaufzusehen was Volkspoesie heißt. Aber darunter verstanden wir bisher nur jene hübschen Liedertchen: „Wenn ich ein Vöglein wär“ u. dergl., die wirklich, auch abgesehen von der ihnen als Volksliedern gebührenden Ehrfurcht, nicht ganz übel sind. Jetzt aber muthet man uns zu uns mit dem Puppenspiel, mit dem — horribile dictu — Kasperle-Theater zu beschäftigen. Und zwar nicht etwa so daß man verlangt wir sollten einmal einen Abend dergleichen Uebereiten opfern: wer erwürde sich nicht gern bei Kindern und Kinder mädchen um so wohlfeilen Preis den Ruf der Herablassung und Leutseligkeit? Nein, studiren sollen wir diese Spiele, und mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten versehen werden uns diese Kinderpossen als würdige Gegenstände nicht nur gelehrter Betrachtung, sondern auch ästhetischen Wohlgefallens vorgeführt. Das ist zu viel. Wir glaubten die romantische Schule mit ihren Reigungen und Abneigungen, mit ihrer Coquetterie und anmaßlichen Volksthümlichkeit längst gestorben und begraben, und nun tauchen in dem Schooße der Neuzeit Forderungen auf die die Selige in ihrer größten Ueberschwenglichkeit nicht gestellt haben würde. Es wird Nichts übrigbleiben als diesen Vergewaltigungen den passiven Widerstand einer fortgeschrittenen Zeit entgegenzustellen. Oder haben wir darum Hebbel's Maslosigkeit, Friedrich Palm's subjective Lyrik, Laube's Tendenzenjagd getadelt und dieser Männer Dramen verurtheilt um schließlich im Kasperle unser Ideal der Tragödie zu erkennen und zu verehren?

Im Ernste zu reden, ich stehe nicht auf dem Standpunkt des mir unbekanntem Herausgebers und bin auch unfähig mich auf denselben zu versetzen. Es ist Dies

der Standpunkt der unbedingten Bewunderung der Volkspoesie. Es gibt aber zwei wesentlich verschiedene Standpunkte von denen aus man die Volkspoesie beurtheilen kann. Die Einen sehen in ihr den wesentlichen und faßbarsten Ausdruck des Volksgeistes in einer bestimmten Periode, und wissen sie so als eines der wichtigsten historischen Documente zu schätzen: über den ästhetischen Werth im Allgemeinen zu urtheilen wird von dieser Ansicht billig vermieden; vielmehr behält man sich die Prüfung und Werthschätzung oder Verwerfung der einzelnen volkswässigen Productionen vor. Die andere Partei wird gebildet von den romantischen Enthusiasten, welche in der Volkspoesie als solcher die höchste Blüte der Kunst zu erkennen glauben, und Jeden für einen gelehrten Pedanten erklären welcher zur Besonnenheit mahnt und auch in der Volkspoesie wie in vielen irdischen Dingen neben einzelem Vortrefflichen ebenso viel oder noch mehr Uebereiten, Roheiten und Zeichen der mangelnden Bildung zu entdecken glaubt.

Wir brauchen wol nicht erst auszusprechen welcher von beiden Standpunkten als der allein berechtigte erscheint. Es muß jedem Einzelnen unbenommen bleiben für sich und zu seiner subjectiven Auferebauung sich im Großen und Ganzen für die volkswässige Poesie zu fanatisiren und in naivem Enthusiasmus für Alles zu schwärmen was aussieht wie ein Volkslied; in wissenschaftlicher Beziehung kann nur der historisch-kritische Standpunkt, den wir oben bezeichneten, in Betracht kommen.

Jene naive Richtung der unbedingten Vergötterung der Volkspoesie ist wie gesagt von der Romantik und der nach ihr benannten Schule ausgegangen. Und in der That hatte die romantische Schule die mannichfaltigsten Beziehungspunkte mit der Volkspoesie. Einmal und vor allem die Scheu vor jeder verstandemässigen Auffassung und das Schwelgen in unklaren Gefühlen; sodann ihre vielfältige und sehr verdienstvolle Beschäftigung mit unserer mittelalterlichen Poesie, die ja freilich in den „Nibelungen“ das großartigste Volksepos, wohl geeignet Enthusiasten zu machen, aufzuweisen hat; endlich sogar eine Eigenschaft welche dem Volkswässigen entgegengesetzt zu sein scheint, die Exklusivität und das aristokratische Raffinement welches die romantische Schule bezeichnet. In der Blütezeit der romantischen Schule

hielt man im Allgemeinen nicht viel von der Volkspoesie: im besten Fall verstand man darunter eine Art Reistergefang, im Schlimmern und gewöhnlichern eine Wänfelsängerei, gut genug den Böbel zu ergötzen. Dieser Einseitigkeit setzten nun die Romantiker eine andere gegenüber und priesen mit vollen Waden die Volkspoesie als das Universalisirer aller Kunst, sehr verbreit sich auch hierin durch feineren Geschmack für jeden Haut göüt von der ordinären Populace zu unterscheiden. Die Freude an der Volkspoesie hat sich auf die Germanisten vererbt. Aber was bei der romantischen Schule theils unklare Liebhaberei, theils ein aristokratisches Oppositionsgelüste gegen die kahle Verständigkeit ihrer Zeit war, das gründet sich bei der neuern Schule auf wissenschaftliche Erkenntniß. Volkspoesie und Kunstpoesie stehen sich als gleichberechtigte Factoren gegenüber und unterliegen beide gleichmäßig dem historisch-kritischen und dem ästhetischen Urtheil. Von einer Fettschmabnung der Volkspoesie kann nicht mehr die Rede sein.

In der That wäre es auch mehr als seltsam wenn die Volkspoesie durchweg oder nur dem größern Theil nach vortreffliche Producte aufzuweisen hätte. Es wäre seltsam wenn man bedenkt wie, von wem und für wen die Volksdichtung entsteht. Es erweist aber auch eine unbefangene Prüfung zur Evidenz, daß wie in der Kunstpoesie so noch mehr in dem volksmäßigen Gedicht auf ein gelungenes zehn mittelmäßige oder mißrathene kommen. Ist Dies schon in der Lyrik der Fall, wieviel Vertrauen sollen wir auf die Volksliteratur des Dramas setzen? Sollte die höchste Kunstform, die dramatische, von den derben Händen der Volksdichter mit mehr oder nur ebenso viel Glück gehandhabt werden als die beiweitem dehnbarere des Liebes? Wir glauben kaum, und was uns bis jetzt von dramatischer Volkspoesie vor die Augen gekommen ist bestätigt diese Annahme.

Auch die vorliegende Nr. 1 des „Kasperle-Theater“ hat mich nicht überzeugen können daß ich mit meiner offenen Geringschätzung der dramatischen Volksliteratur im Unrecht: ich beweise daß es die folgenden können werden. Es ist schon schlimm daß wir mit unsern Nachforschungen nach dramatischer Volksdichtung auf die Puppentheater verwiesen sind. Und doch ist es richtig: die eigentlichen Volksstücke, d. h. die aus dem Volksgeliste herausgearbeiteten und für das Volk bestimmten Dramen werden mit wenigen Ausnahmen nur hier zu suchen und zu finden sein. Denn daß wir auf den sonst sogenannten Volkstheatern pariser Koth in schlechtes Deutsch übersetzt und allenfalls etwas berliner und wienner Gemeinheit, aber keine Volkspoesie in unserm Sinne treffen, ist ja allbekannt. Aber wie steht es nun mit der dramatischen Volksdichtung unserer Puppentheater?

Nach der vorliegenden Probe zu urtheilen: nicht anders als es stehen kann — kläglich in des Wortes wegenster Bedeutung. Der Herausgeber erzählt in der Vorrede oder, wie er es nennt, historischen Einleitung sehr weitläufig mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen gehabt, bis es ihm gelungen sich in den Besitz des

Manuscripts zu setzen, nach welchem dieses Stück von Bonneschky in Leipzig gegeben wurde. Der Herausgeber ist überzeugt in demselben das einzige noch vorhandene Manuscript des alten Volksstücks erlangt zu haben. Es sei. Und was enthält nun dieses Kleinod dramatischer Volksdichtung? Es ist leichter zu sagen was es nicht enthält: nämlich keine Charaktere, wenig Handlung und nicht einmal zur Entschädigung das Zwerchfell erschütternde Späße. Es ist wahr, der Gegensatz zwischen der materiellen Prosa Kaspar's zu der transcendenten Schwärmeri Fausti ist ein poetischer Gedanke. Aber eben darin daß dieser Gedanke nirgend durchgeführt, vielmehr durch die bloße Existenz beider Personen bloß angedeutet ist, zeigt sich die Unschicklichkeit, ja Unfähigkeit unserer Volksdichtung zu dramatischer Gestaltung.

Tant de bruit pour une omelette, rufen die Leser d. Bl. Aber darin besteht eben der Unterschied des wissenschaftlichen Standpunkts von dem der naturalistischen Begeisterung. Aesthetischen Werth kann ich diesem neuentdeckten Volksdrama nicht zugestehen: dessenungeachtet verdient der Herausgeber unsern Dank. Er führt uns in eine noch ziemlich dunkle Partie unserer Culturgeschichte ein, und wenn es auch keine Edelsteine sind die er zutage fördert, so ist die Erkenntniß daß hier eben überhaupt keine Edelsteine zu suchen sind von nicht geringem Werth. Die Ueberzeugung a priori: daß die Volksdichtung die dramatische Kunstform am wenigsten zu behandeln wisse, erhält a posteriori ihre Bestätigung. Wolte Gott wir dürften die Hoffnung gegen bald einen Dichter aufstehen zu sehen der wie Shakespeare und Schiller mit Volksthumlichkeit die höchste künstlerische Ausbildung zu verbinden und das Volk zu sich heraufzuziehen wüßte. Dann sollte es uns nicht schwer fallen über dem Drama für das Volk den Mangel der dramatischen Volkspoesie, des Dramas aus dem Volk, zu verschmerzen.

W. Henneberger.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1851. Herausgegeben von D. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1850. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein eleganter Musenalmanach, in verlockender Ausstattung, versammelt einen deutschen Sängerkhor der lustig in Gottes Schöpfung hineinsingt nach Goethe's Spruch: „Singe, wenn Gesang gegeben!“ Es ist die alte gemüthliche Deutsche Lyrik, nicht wiedergeboren im Geiste der Zeit; alles Gedankenvoll, Leidenschaftlich, Begeisterte sich fernhaltend. Es ist die reinmusikalische, sangbare Lyrik! Man fühlt sich zu Hause darin wie in Raff's „Naturgeschichte“: die Nachtigallen, die Spazier, die Schwalben, die Amseln schaukeln sich auf allen Zweigen des Dichterwaldes; es duftet das frischgemähte Heu; es weht darin die ganze unverbeßerte Landluft der deutschen Idylle. Die Schatten der seligen pommerischen Dichterschule gehen um in diesem Almanach. Von dem alten Spruch: „Nichts Neues unter der Sonne!“ wird die überschwenglichste Anwendung gemacht. Von Afrika mit seinem „Alles dagewesen!“ wäre der kompetenteste Kritiker für diese Poetenhekarombe, die Gruppe dem Apollo schlachtet. Muß man mithin von vornherein auf jeden geistigen Gehalt verzichten, da diese Bourbonn der Poesie Nichts gelernt und Nichts vergessen haben: so dürfte man wenigstens eine gebildete dichterische Form erwarten, da so viele

poetische Wendungen traditionell und auch den secundären und tertiären Talenten zugänglich geworden. Doch mit Stauen sieht man die Unbeholfenheit, die Lächerlichkeiten in den Tropen, die Absurditäten des Ausdrucks, welche das einzig Neue in diesem Almanach sind.

Glücklicherweise hatte man von Goethe ein bisher ungedrucktes „Bänkelsängerslied“ ausfindiggemacht, und sperrte nun den alten Titanen in ein Gebirge mit den neuen Liliputanern. Gleichzeitig sollte dies klassische „Bänkelsängerslied“ die neueste Bänkelsängerei autorisieren. Rächst Emanuel Geibel ist der beste der alte Vater Arndt, der denn doch noch einen kräftigen, originellen Ton aus seiner Leier herauszwingt, und hier auch gar nicht urdeutsch, in der ungekämmtten Manier der Gherubterborden phantastisch, sondern sogar von einem wohlthuenden Anhauch des hellenischen Geistes bewegt wird. Er singt von „prometheischen Klagen, von prometheischer Lust“; er belehrt uns, was wir auch aus dem Rusenälmanach erfassen, daß „alle Wälder wimmeln, alle Schenken von Homeren“. Es weht durch diese Gedichte ein männlicher, bisweilen barscher Ton; es ist eine martialische Poesie, die sich den Schnurrbart streicht; aber es ist doch Leben darin, es sind Beziehungen zur Gegenwart, die inmitten dieser vorfindstulischen Lyrik wahrhaft herzquellend sind. Franz Kugler zeichnet sich durch Formgewandtheit, Grazie, melodischen und rhythmischen Fluß und anmuthig malende, leichtdahinschwebende poetische Wendungen vor der schweren „krachenden und knarrenden“ Form seiner Junstgenossen aus. Gustav Pfizer emancipirt sich durch einige kräftige politische Gedichte von der schwäbischen Dichterschule, die Heine das Fontanelle von Deutschland nennt. Der Philosoph Berber gibt in gedankenreichen Versen rhythmische Logik; und Titus Ulrich, sonst der Poet glühender und tiefer Reflexion, malt ein paar hübsche poetische Genrebilder auf den aschgrauen Hintergrund des Almanachs.

Damit sind die Dichter und Denker erschöpft. Die Reihe der Uebrigen eröffnet am besten Karl Wilhelm Schulz mit seinem „Selbstzweifel“. An der Beschreibtheit des alten Mannes sollte sich die sanglustige Jugend ein Muster nehmen.

Du warst zum Dichter wie geboren;
Was hilft es daß du Silben zählst?
Der saure Schweiß ist doch verloren,
Womit du dich um Reime quälst.

Oder:

Kann auch der Herbst noch Lieber bringen,
Wenn Frühelad jede Blume stirbt,
Und wo sonst Nachtigallen singen,
Nur noch der graue Sperling jizpt?

Oder:

Aus jungen Herzen bricht die Flamme
In Selbstkennzündung tobernd aus?
Das alte Herz gleicht nassem Schwamme;
Ihm drückt du nur Wasser aus!!

Diese Selbstkenntniß des nassen Schwammes erspart uns die Kritik über das ausgedrückte Wasser, und ist uns insofern lieber als die Selbstkennzündung der jungen Herzen, von der einige schreckliche Proben vorliegen. Da ist ein Herr Merkel in Berlin, der seine Löwenmähne schüttelt in dem Gedicht „Der Löwe“. Er schläft; er träumt und zwar freiligrathisch, daß vor seinem Sprunge der Bambuswald knackt; er brüllt; er wacht; er schweigt! Das ist die poetische Steigerung der Löwenpoesie. Gut gebrüllt, Löwe! Dann vergleicht Herr Merkel höchstknig den lieben Gott mit einem Oberfeuerwerker u. s. w. Karl Schlimper gefällt sich in schaufelnden Reimspielen, wie z. B. „Was thut man jetzt?“

Was thut man jetzt? Die Träumlichkeit ist fort;
Die ganze Mondscheintrunkenheit ist fort.

Diese Starkeistigkeit, die sich vom alten Kram emancipirt, ist dennoch nicht von einer Träumlichkeit frei, welche sich in geschmacklosten Ritornellen gefällt, in denen in unbegriff-

lich-symbolisirender Weise ein botanisches Collegium über Reben und Rüben, weiße Hundszunge, Hasenpfötchen, Geißblatt und Schafgarben in Verse gebracht wird: die liebliche Form und der liebliche Inhalt der alten Romantik, eine feste Verbindung am guten Geschmack. C. Brauer besingt den „Heidelberger Pätzchenpeter“, die öffentliche Meinung, und gibt einige recht verständige Denkerverse zum Besten. Robert Reinick hegt den bescheidenen Wunsch daß seine Lieder Sterne würden, und singt in dem Gedicht „Wer's nur verstünde“ eine wunderbarlich-unverständliche Bänkelsängerweise, die von alter Naturromantik duftet und selbst die Frösche im Weiher mobilmacht. Wilhelm Gwinner vertritt die orientalische Blut, die üppige Sinnlichkeit mit einer hyperbolischen Kühnheit die noch über Grabbe hinausgeht, die „den Herodes überherodisirt“.

Um diese lusterfüllten Glieder ranken
Sich Leib und Seele zu dem ew'gen Bunde!

Wenn es schon kühn ist den Leib sich um die Glieder ranken zu lassen oder gar die Seele, so ist der bacchantische Tausmel doch noch größer mit welchem der Dichter gleich darauf ausruft:

Du fühlst daß ich mich nicht allein verschwenbe;
Dich selber wieder mußt du mir entfaugen —

Den Schleier über diese Brautnacht!! Diese Forderungen sind zu verschwenderisch! Beobachten wir den Dichter lieber in seiner „Erwartung“. Er scheint ein vornehmer Herr zu sein, mindestens gefällt er sich darin sich im Gedicht mit dem Pomp eines Sultans zu umgeben.

Auf Purpurkissen schmeichelnd hingegossen,
Beschlichen von ursprünglichem Bezaugen,
Schr' ich Rußl' verliebte Dinge sagen,
Und merke mich von Blumenluft umflossen.

Die Ampel hat ihr stilles Licht erschlossen,
Von Amoretten aufmerksam getragen,
Die scheinen in Bewundrung mich zu fragen,
Warum ich einsam illeg und ungenossen!

Ungenossen! Wenn auch nicht ungenossen, so doch gewiß ungenießbar. August Kopisch beweist daß man nicht immer bei so guter dichterischer Laune ist um Vater Noah aus dem Kasten treten zu lassen. Das Fragment: „Kamissers Kampf mit der Amazonenkönigin“, bedroht die deutsche Literatur mit einem Longobardenepe, das wirklich dem vermeintlichen Festpublicum des 19. Jahrhunderts einen solchen Schreck einzujagen im Stande ist, wie ihn einst die Giganten des Kordeus den vermeintlichen Römern einzujagen. Da ist doch viel populärer das Lied vom „Alten Frig“ von Firmenich, mit Hurrahfafa und Haha, haha in seiner derben Holzschmittmanier. Feld Friedrich „schlägt den Franzmann aufs Maul“, „dem Meister Braunpelz auf die Schnauz“, „wäscht dem Schweden den Kopf“; kurz er wird mit allen seinen Feinden in der volkstümlichsten Manier von der Welt fertig. Zu den sanfteren Sängern gehören noch Moriz Seit, der den Erntewagen „krachend“ nach Hause fahren läßt, es aus Busch und Bäumen „kuckucken“ hört. Friedrich Bodenstedt mit seinen kaukasischen Reminiscenzen, die, insoweit sie der Poesie des Kaukasus angehören, nicht ohne Interesse sind; L. Eggers, der sich auf die Augen seiner Geliebten nicht besinnen kann, ob sie dunkelklar sind oder blau?

Das' ich mich auch oft an ihnen gesont,
Das' hab' ich doch nicht behalten gekont!

Maxmann träumt vom deutschen Kaiser „Hohenzollern-Hohenstaufen“ und wundert sich auf dem leipziger Schlachtfeld

Daß dort Blut der Bäter rann,
Wo das Brot den Söhnen feimt.

A. Schott gibt eine unerquickliche Belladonnendichtung mit eigenthümlichen, aus der Poesie herausfallenden Wendungen des Humors, die zum Theil unschändbar sind, wie z. B.

... die vollständigste Sortengruppe
von gift'gen Pilzen und von Kräutern.

Die Damen, deren poetischer Contingent nicht unbedeutend ist, dürfen auf die Salanterie der Kritik rechnen und deshalb keine näher eingehende Beurtheilung erwarten. Sie sind theils zart und sinnig, theils redendhaft-romantisch bis zur Kunstpoeie! Der Herausgeber selbst, der sich ein bescheidenes Plätzchen am Schluß aufgepart, beginnt mit der mohammedanischen Zeitrechnung und entrollt einige bunte Bilder vor unsern Augen, in denen wenigstens Etwas geschieht, und ein epischer Faden sich abspinnt, wenn auch die Form nicht abgerundet, und die Bilder oft schief sind, wie z. B.: „Schweigen füllt schon das Thal.“

Unter all diesen unmöglichen Versen, Gefühlen und Gedanken zeigt sich das trübmelancholische Antlitz Emanuel Geibel's, der doch ein Dichter ist von Gottes Gnaden, und gleichwol den Spuk dieser Zauberlehrlinge durch sein Beispiel hehliget. Doch wie entrüstet wendet er sich ab von dem poesiefelosen Treiben. Die Gedichte Geibel's in diesem Almanach bezeichnen einen Markstein seiner Entwicklung. Er wendet sich der Poesie des Gedankens, der Poesie der Freiheit zu! Er sei willkommen! Hier winkt ihm mehr als eine Toilettenbeliebtheit. Hier winken ihm die Kränze der Zukunft! Er trete zu den begeisterten Sängern der neuen Zeit, und überlasse es den poetischen Saunkönigen, die nicht über die nächste Hecke sehen, im Dunkel ihr vergessenes Nest zu bauen! 9.

Zur italienischen Kunstgeschichte.

Intorno al Palazzo Pretorio o del Podestà di Pistoria memoria storica di Giuseppe Tigri. Pistoja 1848.

Jedem der in Pistoja gewesen ist (wer sich für die Kunst des Mittelalters interessiert wird an der Stadt nicht vorübergehen) muß der Palast des Podestà aufgefallen sein. An einem geräumigen Plage, welcher die Mitte der Stadt bezeichnet, erhebt sich derselbe sammt dem größten und reichern Palazzo degli Anziani: in neuester Zeit erweitert und hergestellert hat er den ursprünglichen Charakter der Architektur des Trecento behalten; dem neuen Stockwerk hat man auf drei Seiten die nämlichen schönen Bogenfenster germanischen Stils gegeben, und hat es mit Wappenschildern verziert welche vormals im Innern und für den Beschauer wie verloren waren. Nur eines ist zu bebauern, daß nämlich unsere heutige Armuth und das Bedürfnis raschen Vorkommens sich mit andern als dem alten soliden Material beholfen hat. Was aber an diesem Bau am meisten in die Augen fällt ist der Hof. Vier massive Steinpfeiler tragen Rundbogen auf welchen die breiten Gewölbe ruhen, welche ein Quadrat bilden das an dem mittlern unbedeckten Theil Licht erhält: keinen andern Schmuck gewahrt man als zahlreiche Wappenschilder welche Pfeiler und Wände bedecken, theils von Stein theils gemalt, theils mit theils ohne Namen und Devisen, zur Erinnerung an viele, wenn nicht die Mehrzahl der Podestàs, Capitani, Vicarien und Commissarien welche einst der Comune vorstanden.

Nach dem „Libro di provisioni dell' Archivio pubblico Pistoriese dal 1367 al 1368“ wurde die Errichtung des Palastes des Podestà am 13. Oct. 1367 beschlossen: „Inprimis cum utile videatur et quemadmodum necessarium pro dicto populo et communi Pistorii construi et edificari facere de presenti Palatium pro habitatione D. Potestatis civitatis Pistorii, et officii et officialium et familiae ipsius, ne segregatum habitent et divisi ut modo faciunt; quid dicto etc.“ Der Platz ward bestimmt und zur Bestreitung der Kosten außer den für die öffentlichen Bauten ausgelegten Gemeingeldern sogleich „libre ter mille denariorum florenorum par-

vorum“, d. h. nach jetzigem Münzfuß 24,875 Lire (über 5596 Thlr.) angewiesen. Ein Beschluß vom 3. 1387 bezieht sich auf den Bau des Hofes: „Inprimis quod cum secundum formam reformationum consilii Pop. Civitatis Pist. in Palatio quod de novo construitur pro habitatione Potestatis dictae Civitatis, sint compositae quatuor murellae lapidum circa cortile dicti Palatii, supra quibus est necessarium ut fiant quatuor arcus cum muris in altum, et super istis murellis fundentur et ponantur peducci voltarum fiendarum in dicto Palatio circa ipsum Cortile, et quod ipse voltae fiant, in quibus arcibus, muris et voltis est necessarium expendi tria millia librarum denariorum.“ Es ergibt sich aus diesem Beschluß daß die Pfeiler ursprünglich von einfachem Mauerwerk waren und dann mit zugebauten Steinen bekleidet wurden. Die Erhöhung des Fußbodens macht sie plumper erscheinen als sie der Anlage nach waren. In verschiedenen Zeiten sind wesentliche Aenderungen, namentlich Vergrößerungen, an diesem Gebäude vorgenommen worden. Der Architekt ist unbekannt und in den Gemeindebüchern findet sich keine Andeutung über ihn: die Muthmaßung des Verfassers der obenangezeigten Schrift daß er Maestro Cellino di Rufe aus Siena sein könne, welcher in Pistoja das Grabmal Resser Cino's arbeitete und das Baptisterium baute, mag daher auf sich beruhen.

Die ältesten Wappen gehören dem 15. Jahrhundert an: manche, welche älteres Datum tragen, sind augenscheinlich später hinzugefügt. Im Jahr 1496 wurden verschiedene Wappen aus einem der Bauverwaltung von S. Jacopo gehörenden anstoßenden Hause hierhergebracht. Umlänglich entstand in dem Cortile eine Sammlung von seltenem Reichthum: in den noch erhaltenen Podestà-Palästen Toscanas, von dem malerischen Hofe des florentinischen an bis zu jenen in kleinen Ortsschaften (sich nenne z. B. das hochgelegene Pratorium zu Lari in den Pisaner Hügeln, wo eine ganze Reihe Wappen den Hofraum schmückt), findet sich allwärts diese ritterliche Wandverzierung, nirgend aber so mannichfaltig und schön wie hier. Es gibt kaum eine bedeutende Familie des Landes welche nicht repräsentirt wäre: Wappen von Stein wechseln mit denen von verglaster Erde (della Robbia), welche mit ihren glänzenden Farben eine so hübsche Wirkung machen, diese wieder mit gemalten. Letztere haben neuerdings restaurirt werden müssen, überdies sind bei der erwähnten Erweiterung des Palastes manche neue Wappen hinzugekommen, die nämlich der Commissarien vom Anfang des letzten Jahrhunderts an bis zur Gegenwart, jene der verschiedenen Comunen des Bezirks, nämlich die Fahnen mit den verschiedenen Abzeichen und Devisen der alten Compagnien des Volks (der Bürgermiliz). So ist das Ganze immermehr zu einem wirklichen historischen Monument geworden, das sich auch von außen schon durch die an den beiden Facaden angebrachten Wappen, wie durch die Verzierungen der Thüren (so am Eingangsthor in den Hof die toscanischen Kennzeichen des 14. Jahrhunderts, das rothe Kreuz des Popolo von Florenz, die Lilien König Robert's von Neapel, der Adler mit dem Drachen in den Klauen, guelfische Partei, neben dem Schachbret Pistojas) als solches ankündigt. Die von dem Abate Giuseppe Tigri auf Anlaß jener im Jahr 1844 unternommenen Vergrößerung und Restauration des Palastes verfaßte historische Beschreibung enthält neben reichlichem geschichtlichen Detail die vollständige Serie der alten wie der neuen Wappen mit ihren Devisen und Inschriften, und bildet so, abgesehen von ihrem künstlerischen Interesse, einen werthvollen Beitrag zur toscanischen Städtegeschichte, worin auch über manche andere Bauten des Mittelalters in Pistoja dankenswerthe und sichere Nachrichten enthalten sind. (Die Schrift ist nicht im Handel, sondern auf Kosten der Comune in einer beschränkten Zahl von Exemplaren gedruckt worden.)

Ein Blick auf das heutige deutsche Schauspielwesen.

Das deutsche Schauspiel erfreut sich in der jüngsten Zeit einer lebhaftern Theilnahme. Jeder Freund der dramatischen Kunst wird diese Wahrnehmung bestätigen. Man hat sich wieder gewöhnt die Schauspielvorstellungen mit gewissen Erwartungen zu besuchen. Ein Theil der Zuschauer will Zerstreuung, Beruhigung, und rettet sich aus den Unruhen und Besorgnissen des Tags zur heitern Stätte der Kunst. Der andere verlangt im Gegenheil daß die Bühne das ganze Drängen und Streben der Gegenwart abspiegele, daß sie alle ihre Kräfte aufbiete zur Förderung des großen Entwicklungsganges welchem die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts bestimmt zu sein scheint. Das Recht zu beiden Förderungen ist unzweifelhaft vorhanden. Beruhigung, Versöhnung ist ja das eigentliche Wesen der Kunst. Zugleich aber war sie, besonders die dramatische, immer ein treuer Abdruck der Zeit und der öffentlichen Verhältnisse unter deren Herrschaft sie ausgeübt wurde. Die Kunst mit ihren unantastbaren, unverfälschten Mitteln, also wird gesagt, soll uns auf eine heitere, unschädliche Weise die Lösung aller Zweifel und Wirren versuchen, deren thatsächliche Schlichtung gar Manchen heutzutage beängstigt.

Die neueste dramatische Poesie hat sich dieser Aufgabe unterzogen. Es entstanden die politischen und socialen Tendenzstücke. Das neue Leben in unserm Zweige der Literatur zeigte sich so reich und mannichfaltig daß die Bühne wirklich auf den Ruhm verzichten mußte alle Producte zu veranschaulichen die sich in bunten Schwärmen an sie drängten. Die Kritik, die vielköpfige Herrin unserer Tage, hat über diese Erzeugnisse meistens schon gerichtet. Entweder sie hüllte sich in die classische Toga des Schweigens, und gab solchergestalt ihr Verdammungsurtheil kund; oder sie war bemüht Alles, selbst das Unbedeutende, mit einer Glorie von Verdienst und nicht selten von Unsterblichkeit zu umgeben. Das Publikum war manchmal schon genöthigt bei der zweiten Scene eines sogenannten epochemachenden Meisterwerks zu gähnen, und erst da wieder zuzukommen wo nach der Versicherung des befreundeten Feuilletons die Unsterblichkeit anfangen sollte, nämlich am Schlusse. Zahlreiche

Theaterstücke strotzten von allgemeiner Freiheitsliebe, Völkertugend, unbegriffener Zukunft und schöner Gegenwart: Phrasen welche gleich wohlberechneten Reden und Kanonenschlägen das Gemüth des unbefangenen Zuschauers überraschten und in Erstaunen setzten. Schriftsteller feineren Gefühls erkannten bald welche Vortheile der Beifall den man einer neuen Gattung französischer Stücke zollte dem glücklichen Nachahmer verhielt, und so sehen wir, seitdem das Scribe'sche Lustspiel „Ein Glas Wasser“ in Deutschland herumgereicht wird, einen Strom von Dramen über die Bühne fluten welche in Composition, Auswahl und Behandlung der Charaktere ganz nach jenem Ur- und Musterbilde zugeschnitten sind. Das Eigenthümliche dieser Stücke, die Frage: ob und wieweit sie ästhetische Geltung besitzen, müßte Gegenstand gesonderter Erörterungen bleiben. Nur soviel sei gesagt, daß trotz aller Verirrungen in welche die jugendliche Muse gerieth bedeutsame Anfänge sich kundgaben, und Stücke geliefert wurden welche den gährenden, schnell abzunehmenden Kampf der Zeit wol überdauern werden. Das Bestreben die dramatische Poesie streng den materiellen Anforderungen der Bühne zu unterwerfen zeigt sich fruchtbringend und ist als wesentlicher Vorzug unserer modernen Dichter zu achten. Das unselige, nicht für die Aufführung bestimmte Lesedrama verschwindet immer mehr, nachdem es selbst den Bestrebungen unserer vorzüglichsten Geister nachtheilig gewesen. Die Romantiker sind es denen wir hauptsächlich die Ausbildung dieser unheilbringenden Gattung verdanken, hinter welcher sich wol tiefergehende Absichten in Bezug auf Gestaltung einer alle Arten der Poesie umfassenden Urpoesie verbergen. Man erkennt immer mehr daß die Bühne der eigentliche Prüfstein eines Theaterstücks ist, daß die sogenannte Bühnengerechtigkeit welche man früher als erwünschte, wenn auch entbehrliche Zugabe betrachtete, den innersten Kern des dramatischen Gedichts ausmacht, ohne welchen dasselbe gar nicht zu bestehen vermag. Sie ist die ästhetische Grundbedingung des Dramas, und eine zufällige oder absichtliche Vernachlässigung derselben immer ein Zeichen daß der Dichter entweder die echte dramatische Begabung nicht besitzt oder nicht genug in das Wesen der Kunst eingedrungen ist. Von diesem Grundsatz sind etwa nur die satirischen Lustspiele oder literarischen

Staatskomödien auszunehmen, eine Art von Gedichten welchen die Form des komischen Epos vielleicht zuträglicher wäre.

Werfen wir einen Blick auf die Schauspielkunst. Wie verhält sie sich zu der sie bedingenden modernen dramatischen Poesie? Wir meinen damit ein mal für alle mal die des letzten Jahrzehnds. Die Kunst der dramatischen Darstellung war jederzeit von dem Charakter der herrschenden Bühnendichtung abhängig. Sobald sich in der dramatischen Poesie eine bestimmte Richtung zu bilden anfang, ging sie nothwendig in die Schauspielkunst über. Wie das Wort, so die That. Diese Abhängigkeit erklärt sich ganz aus der Beschaffenheit der bei der Kunst der Darstellung in Anwendung kommenden Mittel. Wie das geschriebene Wort nur der sichtbare Ausdruck des Gedankens, so ist die Rede Nichts als die hörbare Verallgemeinerung des geschriebenen Wortes, Bewegung und Mienenspiel Nichts als die mit der Rede übereinstimmende oder sie ergänzende stumme Ausdrucksweise des Körpers. Die Empfindung des Dichters, welcher das geschriebene Wort seinen Ursprung verdankt, bestimmt auf diesem Wege Ton, Haltung und Geberde des Schauspielers. In Deutschland kam zu diesem innern Hauptgrunde noch ein anderer hinzu, welcher zugleich für die letzte, durchgreifende Gestaltung der Schauspielkunst entscheidend war. Unsere beiden größten Schauspielkünstler hatten gemeinsamen unmittelbaren, zum Theil dictatorischen Einfluß auf die Thätigkeit der Bühne. Was war natürlicher als daß sie für Das was ihnen als vollendetste Form in der dramatischen Poesie vorschwebte den entsprechenden Ausdruck durch die Schauspielkunst suchten? Umgekehrt haben mehrere der bedeutendsten deutschen Schauspieler viel und mit Erfolg für die Bühne geschrieben. Hier mag es freilich den Anschein haben als ob die Schauspielkunst die herrschende gewesen sei. Sie war es indessen nur insofern als der Schauspieler der zugleich Dichter war allerdings nach seinen Grundsätzen und Erfahrungen als Schauspieler schrieb. Als solcher aber war er wieder von dem herrschenden Geschmack in der Poesie abhängig, und deshalb sehen wir gerade in ihren Stücken die von Andern vorgebahnte Richtung in welcher die schauspielerischen Erfolge begründet waren auf das sorgfältigste gepflegt. Die letzte Epoche der deutschen Schauspielkunst war, wie soeben bemerkt wurde, die von Goethe und Schiller herbeigeführte rhetorisch-ideale. Große Talente wirkten darin, und bis in unsere Tage herein hat sich noch einer und der andere ihrer Vertreter auf der Bühne erhalten. Leider müssen wir gestehen daß die von Tag zu Tag seltener werdenden Leistungen dieser letzten Anhänger der declamatorischen Schule immer noch das Vollkommenste sind was die Schauspielkunst gegenwärtig zu bieten vermag. Die neuere dramatische Poesie, und hier kommen wir zu unserer oben gestellten Frage zurück, hat bis jetzt noch keine Darstellungsweise erzeugen können welche die wahren Vorzüge der im Erlöschen befindlichen Richtung mit neuen, unbekanntem, gleichfalls ästhetisch berechtigten verbände. Die naturalistisch-individualistische Bahn, in

welche die heutige Poesie eingelenkt, ist noch lange nicht vollendet. Alles was wir in dieser Hinsicht besitzen sind Versuche, Anfänge. Der Kampf mit der spröden Materie des äußern Lebens, welche Wissenschaft und Kunst gemeinsam zu durchdringen, zu erwärmen streben, hat sich für die Entwicklung der letztern nicht allzu günstig gezeigt, und fast will es scheinen als ob Diejenigen Recht behalten sollen welche behaupten die Kunst als die letzte, schönste Blüte menschlichen Wirkens könne nur aus gesicherten, fest gegründeten socialen Zuständen freudig emporsprossen. Das unausgesetzte Bekämpfen der sich sträubenden Außenwelt ließ eine zeitlang die vielversprechende Tendenz als erlaubtes künstlerisches Mittel erscheinen, während sie doch einem der obersten Kunstgesetze, der Nüchternheit, gerade zuwiderläuft. Als Tendenz in diesem Sinne bezeichnen wir das Bestreben des Künstlers, dem Gegenstande, der Idee seines Werks eine fernliegende, nicht nothwendig aus ihr entspringende Bedeutung zu geben, um solchergestalt auf die gekannte oder vorausgesetzte Stimmung der Masse zu wirken. Während es die Eigenschaft eines echten Kunstproducts ist die von seinem Urheber beabsichtigte Wirkung ohne äußere Verbindung, unvorbereitet hervorzurufen, ergreift die Tendenz eine jeweilige Disposition in den Gemüthern der Masse zum Zwecke eines künstlerischen Eindrucks. Diese Absichtlichkeit, diese Voraussetzung und Ausbeutung eines schon vorhandenen, ursprünglich vielleicht gar nicht auf Kunstindrücke gerichteten Interesses, welches der Künstler entweder selbständig zu erwecken sich nicht getraut, oder welches durch die Mittel der Kunst gar nicht zu erwecken ist: Das bildet das Störende, Verleerende, über welches wir jetzt vielfach und mit vollem Rechte klagen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Kleinigkeiten.

Sämmtliche Schriften die wir unter dieser Rubrik besprechen werden machen wol schon von selbst keinen Anspruch auf eine größere Bedeutung, und einzelnen wird vielleicht schon zu viel Gewicht beigelegt wenn sie überhaupt in d. Bl. besprochen werden. Wir nehmen zuerst drei Schriftchen welche sich auf die Sache Schleswig-Holsteins beziehen.

1. Für Schleswig-Holstein! Bierzehn geharnischte Sonette. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 16. 5 Kgr.
2. Acta Manualia des Teufels in Sachen Schleswig-Holsteins. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1851. 8. 3½ Kgr.
3. Der wiedererstandene Will Eulenspiegel. Eine politische Hundelomödie in 1 Act. Altona, Lehmkuhl. 16. 10 Kgr.

Der Ertrag des ersten Heftchens ist ganz für Schleswig-Holstein bestimmt, und wir können diesen Versen nur Erfolg wünschen; sie sind in Rückert'scher Weise rein und sauber gedichtet und athmen Begeisterung für die Sache Schleswig-Holsteins. Eine Probe wird uns weiterer Betrachtung überheben:

So sei es denn! der Würfel ist gefallen —
Nun puht die Sachsen, Männer, schleift die Degen.
Was Arme hat, das soll sie nun bewegen.
Im Winde laßt eure Fahnen wallen,

Die Trommeln geh'n, die muntern Hörner schallen.
Das ist ein freies, freudvolles Regen —
Hinaus, mein Volk! dem Feinde lach entgegen —
Es ruft der Krieg — sein Ruf'n gilt euch Allen!

Wer kann in dieser großen Zeit noch stillstehn?
Wem rollt es nicht wie Donner in dem Herzen,
Da Dampf aufwallt und die Kanonen blißen?

O schönes Loos um Freiheit lähn zu werden,
Im Kampf zu stehn für seines Volkes Schmerzen —
Doch schönes Loos auch noch für sie zu sterben!

Das zweite Heftchen enthält in skeptischer Auffassung die neuesten diplomatischen Schicksale der Herzogthümer. Bedauerlich sind schon die Zustände zu bezeichnen, wenn der öffentlichen Stimme Nichts weiter als kleinliche Rache der Verhöhnung übrigbleibt, wenn von der bestehenden Gewalt ihr sogar der Beg persönlicher Betheiligung versperrt wird und man den öffentlichen Aufschwung spurlos im Sande verrinnen sehen muß. Das Heftchen theilt uns mit wie das Schicksal Schleswig-Holsteins in der Hölle abgekartet wird. Ein Agent aus Kopenhagen erscheint und bewegt den Teufel zum Handeln; dieser sendet nun seine Boten an die verschiedenen Höfe, die Acten enthalten ihre Instruction und ihre Thaten. Das Büchlein schließt mit dem Troste:

Herrschet der Teufel heut' auf Erden,
Wird Gott morgen Meister werden.

Das dritte Heftchen verspottet das Treiben der Regierungskommission in Flensburg nach dem zweiten Waffenstillstand; ein Herr Bill und Gulenspiegel sind die Diplomaten, das Chor der Hunde sind die neu eingesetzten Beamten. Es ist in dem Büchlein manch giftiger Seitenhieb; so kommt eine Deputation flensburger Bürger an die Regierungskommission und stellt vor:

Seit Sie der Regierung Steuer führen, hat in diesen Tagen
Ein bis dahin unerhörtes Phänomen sich zugetragen
Hier im Land an vielen Orten. Sie geruhten abzusetzen
Manche frühere Beamte, ließen d'rauf an ihren Plätzen
Neue waltan; doch soeben läuft das Wort von Mund zu Munde:
Die von Ihnen eingesetzten waren sammt und sonderb Hunde!
Nimmer würden wir es glauben, hätten wir nicht selbst geseh'n
Manchen wohlbekannten Köter hier im rothen Leibrock geh'n,
Hätten hier am Ort nicht Manche unsrer Bürger selbst gefunden
Ihr ihr Hundehäus, und dessen Eigenthümer d'raus verschwunden.

Endlich muß die Regierungskommission weichen, die Hunde
kommen mit in den Chor ein der von außen erschallt und
den die anziehenden Befreier anstimmen: „Schleswig-Holstein
Kammermandt!“ Der Ertrag ist zum Besten eines abgesetzten
Beamten bestimmt.

4. Stimmen aus der Verbannung von Adolf Buchheim
und Oskar Falke. Kassel, Raabé u. Comp. 1851. 12.
7/8 Rgr.

5. Aus dem Exil. Zwölf Gedichte von A. C. Wiesner.
Kassel, Raabé u. Comp. 1851. Gr. 12. 6 Rgr.

Beide Büchlein sind im Sinne und Tone rothrepublikani-
scher Anschauung geschrieben; sie stehen auf dem Gebiete des
vhrasensmachenden Demagogenthums. Wenn wir auch das per-
sönliche Schicksal dieser Männer bedauern, so können wir doch
auch nie wünschen daß dergleichen Anschauungen jemals prak-
tischen Boden gewinnen. Das erste Büchlein ist in Prosa,
das zweite in Versen geschrieben; die Prosa ist nicht zu ver-
achten, die Verse dagegen sind doch gar zu inhaltslos und
vhrasenhaft (S. 4):

Freiheitsjubel, Freiheitswärmer
Freiheitslänger, Freiheitsfang
Freiheitsdichter, Freiheitslärmer
Freiheitsländer, Freiheitsdrang u. s. w.

in indefinitum, aber ohne Grazie.

6. Lieder deutscher Zukunft von B. Lorffkecher. Erste
Sammlung. Erfurt, Willaret. 1850. 8. 15 Rgr.

7. Schaum und Blasen der Revolution. Zeitbilder eines po-
litischen Guckkastenmanns von K. L. R. Darmstadt, von
Aum. 1850. Gr. 8. 10 Rgr.

Wir haben beide Heftchen um deswillen zusammengestellt,
weil sie beide die fixe Idee haben daß in Erfurt das Wohl des

gesammten deutschen Vaterlandes gefunden werde. Die Zeit
hat sie bereits widerlegt. Hr. Lorffkecher gehört zur Partei der
Vorwärts mit Gott für König und Vaterland; aber schlechte
Verse macht er, und schon lange her, wahrhaftig seit 1824
her — Das ist Ausdauer! Das zweite Büchlein gehört zu der
Classe die, wenn eine Epoche abgelaufen, wenn eine große
Bewegung vorüber ist, sich wie Insekten auf die wunden
Stellen setzen und ihre faulen Eier darauf legen. Wir sind
gewiß Alle bereits von den Fehlern des Parlaments überzeugt,
wissen auch wol was wir davon der Linken zuzuschreiben haben;
aber ein solches Herabziehen von Männern scheint uns nicht
würdevoll. Der Verfasser gehört der Partei Gotha an, aber
seine Verse und seine Wige sind uns dennoch nicht mundge-
recht. Man hätte mit vollständiger Entrüstung und Ermüdung
diese Knittelversdichtung zum literarischen Reichtum werfen
können, in welchen im trivialsten Tone die Zeitbestrebungen
von 1848—49 persifliert werden.

8. Die Träume. Zwei Märchen von Angelika von Steps-
gardh. Berlin, Löwenherz. 1850. Gr. 16. 5 Rgr.

9. Der unglückliche Franzose oder der deutsche Freiheit Him-
melfahrt, ein Schattenspiel mit Bildern. Manuscript von
1816. Herausgegeben von Chr. Brentano. Aschaff-
enburg, Pergap. 1850. 8. 15 Rgr.

Es ist wahr, alles Mittelmäßige paart sich, Das verleitet
auch uns zu dieser Zusammenstellung. Aufrichtig gestanden
können wir aus beiden Werken nicht klugwerden. Aus dem
ersten vermögen wir nicht klar herauszufühlen ob es als Pa-
rabel, Allegorie oder sonstige politische bittere Pille bezeichnet
werden soll, die man in Form von Träumen, wie den ver-
zuckerten Burmsamen schwachhafter und genießbarer zu machen,
bestrebt gewesen ist hinauszuschicken um Propaganda zu machen.
Beim zweiten, ein altes Manuscript, können wir seine Bedeu-
tung für die Gegenwart nicht herausfinden; überhaupt können
wir dem kindischen Spiele in ernster Zeit keine Berechtigung
einräumen. Mag sich einst ein kleiner Kreis an diesen läppi-
schen Kindereien erlustigt haben, wir aber wissen daß der Ge-
schmack und das Bedürfnis nicht so sehr unter den Gefrier-
punkt herabgesunken sind daß beide aus solchen Producten noch Un-
terhaltung und Geistesnahrung zu schöpfen verurtheilt sein sollten.

10. Disteln für Schiltas Bürger. Fulda, Müller. 1850.
Gr. 8. 12/8 Rgr.

Der Verfasser dieses Büchleins ist ein junger Mann der
noch die Hochschule besucht; es ist schade um dieses Talent
daß es sich keinen allgemeineren Stoff ausgewählt hat, denn
in der That, die darin niedergelegten poetischen Anschauungen
und Empfindungen, einzelne Reflexionen und Reminiscenzen
abgerechnet, zeugen von einer ganz ursprünglichen Kraft und
Auffassung, die selbst der Form bereits entschieden Herr ge-
worden ist. Es sind humoristische Ausführungen des Philister-
lebens kleiner Städte mit leider gar zu engem Gesichtskreis,
aber stets treffend, oftmals principlos verlegend. Rüge der
Verfasser sich vor solchen Beschränktheiten hüten; er wird
gewiß Gutes leisten können wenn erst mehr Ruhe in seine
Anschauungen gekommen ist. Wir wollen eine Probe der
Diction geben:

Die Stimme stolz und hoch, das Auge glühte,
Die Wange roth, zum Schwerte griff die Hand,
Daß endlich uns nach langer Schmach erlöste
Ein großes, freies Vaterland!

Mein Vaterland! o da ich dein gedachte,
Wie thät'cher Dolchstoß traf's das frohe Herz,
Daß ich aus Traumbelust erwachte
Zu neuem unermessnen Schmerz.

Ich trat ans Fenster, trostlos düst'res Bild!
So weit das Auge schweift, des Himmels Zeit
In hoffnungsloses Grau geküllt,
Von keinem Sonnenblick erhellt.

Wie meine Hoffnungen, so farben
Die Blätter, eins nach dem andern, ab;
Und vor des Winters eifigem Bereden
Weicht die Natur und gräbt sich selbst ihr Grab.

11. Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg. Eine Geschichte für das preussische Volk herausgegeben von George Desefiel. Berlin, A. Duncker. 1851. 16. 9 Kgr.

Es wird in diesem Büchlein im Chronikenstil auf eine höchst gemüthliche und volksthümliche Weise das patriarchalische Fürsten- und Untertanenleben eines kleinen schlesischen Dynasten im 17. Jahrhundert erzählt. Es ist nicht zu verkennen daß das Fürstenthum wie es früher auftrat auf einer zähen Anhänglichkeit und Treue im Volke ruhte; allein welche Gefühle beschleichen uns wenn wir diese Blätter aus der Hand legen und sie mit den Contrasten vergleichen wodurch dermalen Anhänglichkeit und Vertrauen der Regierten erzwungen zu werden pflegt. Dort kindliche Spiele, hier Bayonnete und Kanonen. Die Herzogin Dorothea Sibylla, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, vermählt mit dem Herzoge von Brieg, war tolerant in Glaubenssachen; sie mahnte die Prediger von Herenverfolgungen ab, und drohte ihnen sie zu entlassen wofern sie nicht abließen. Sie veranstaltete Spaziergänge, Schulfeste und Aufzüge, besuchte die Familien in ihren Häusern, und hieß deshalb die „liebe Dorel“. Sie war überhaupt in Arzneien, Armenwesen eine wahre Mutter des Landes und auffallend ihrer Zeit voraus. Sie sprach damals als viele ihrer Einrichtungen Widerstand fanden: die Zeit werde kommen wo die gute Sache obsiegen werde.

12. Sommergeschichten und Lieder von Theodor Storm. Berlin, A. Duncker. 8. 27 Kgr.

13. Adam und Eva. Eine Idylle in sieben Gesängen von Moriz Hartmann. Leipzig, Herbig. 1851. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser von Nr. 12 meint er hätte um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen sie lieber Situationen nennen sollen, er hätte ihnen aber lieber als eine Classification einen Namen mitgeben wollen. Dieser Gedanke ist nicht recht klar, sowie überhaupt die ganze Anordnung von Altem und Neuem, Poesie und Prosa, Märchen und Novelle dem ganzen Buche den Anschein gibt als sei die Zusammenstellung aus einem literarischen Schnigelforb zusammengerafft. Wir haben Nichts gefunden wobei wir besonders verweilen möchten; die Darstellung ist breit und uninteressant, ja sogar, wie das „Schneewittchen“, ermüdend läppisch. Es scheinen Erstlingsversuche einer Feder zu sein die noch nicht recht flügel ist. Der Verfasser von Nr. 13 hat auf der Flucht in Genf diese Idylle geschrieben. Man sieht es ihr an wie müde Hartmann der Politik ist: er wirft sich mit Gewalt in das einfachste Naturleben, er sucht zu vergessen, und die Darstellung der Situation dieser Idylle ist mit einer so absichtlichen Kairotät vollbracht daß das Ganze geradezu unnatürlich erscheint. Indem der biblische Mythos vom Paradiese zum Heil als Eintheilung der Capitel zugrundegelegt wird, hat uns der Verfasser nach Art der „Luise“ von Wolf und Goethe's „Herzmann und Dorothea“ in Herametern eine Liebesgeschichte zweier jungen Leute, Adam und Eva, die sich vor den Kothheiten der in Böhmen einrückenden Kosaken flüchteten, und in abgegliedener Waldeseinsamkeit längere Zeit wie Verschlagene auf einer einsamen Insel zusammenlebten, vorgeführt. Wie bereits bemerkt, die Situationen im Walde, während der Ruhe, oder das Gewitter, oder der Wolf kommen, sind so naiv daß sie unwahr und poetisch unberechtigt erscheinen. Hier und da sind auch einige naturphilosophische Betrachtungen eingeflochten, ohne daß jedoch das Ganze größere literarische Bedeutung in Anspruch nehmen wird.

11.

Literarische Notizen.

Rom und Washington von Guizot.

Wir kündigen heute nur kurz die beiden neuesten Veröffentlichungen Guizot's an. Schon die Stoffe sichern denselben das lebhafteste und allgemeinste Interesse. Die eine der beiden geschichtlichen Studien beschäftigt sich nämlich mit Rom, dem Sturz der Republik und der Wiederherstellung der Monarchie in England im Jahr 1688 und bildet einen Band. Sie erschien bereits früher (1837) fragmentarisch in der „Revue française“, und es war bis jetzt weder ein besonderer noch ein vollständiger Abdruck davon erschienen. Guizot hat in der letzten Zeit Ruhe genug gehabt seine Arbeit sorgfältig durchzusehen und mehrfach zu vermehren. Kamentlich hat er dem bereits früher Veröffentlichten beigelegt: 1) merkwürdige und bisher unbekannte historische Documente, nämlich einen Brief Richard Cromwell's an Monk, und 70 in den Jahren 1659 und 1660 an den Cardinal Mazarin gerichtete Depeschen des damaligen französischen Gesandten in London von Bordeaux. Diese Depeschen sind dem Archiv der auswärtigen Angelegenheiten entnommen. 2) Eine neue Vorrede, die vom politischen Gesichtspunkte mindestens ebenso wichtig ist als vom historischen. Die andere der eingangserwähnten beiden Veröffentlichungen Guizot's ist sein „Washington“. Diese Studie über den Charakter Washington's und seinen Einfluß auf die amerikanische Revolution wird in den Vereinigten Staaten selbst als ein classisches Buch betrachtet, und es hat dieselbe ihrem Verfasser die Ehre eingetragen sein von einem amerikanischen Maler Healy gemaltes Brustbild in dem Saale der Bibliothek des Congresses zu Washington aufgestellt zu sehen. Eine Einleitung von fast 200 Seiten geht dem Leben Washington's voran. Es bildet zwei Bände und ist von Jared Sparks ins Englische übersetzt. Sicherlich ist es das sorgfältigste und exacteste Werk welches bis jetzt über die Geschichte des nordamerikanischen Freiheitskriegs und über die Gründung der Republik der Vereinigten Staaten erschienen ist. Rom und Washington! Auf der einen Seite eine zuendegehende Republik und eine neu erstehende Monarchie, auf der andern Seite eine Monarchie in deren Schooße sich eine Republik ausbildet. . . . und Guizot, der gestürzte Premier des alten französischen Königthums, ist inmitten der Verkehrtheiten des republikanischen Frankreich der Geschichtschreiber dieser beiden großen Männer und dieser beiden großen Ereignisse!

Raffena's Memoiren.

Von den Memoiren Raffena's, worüber wir in Nr. 112 d. Bl. f. 1850 berichteten, ist nunmehr die letzte Lieferung erschienen. Dieselbe bildet einen starken Band und enthält die Geschichte des Feldzugs in Portugal während der Jahre 1810 und 1811. Gerade über diesen Feldzug haben wir meist nur mangelhafte Darstellungen englischer, französischer und spanischer Schriftsteller, und deshalb bietet auch der Schluß dieser Memoiren dem Historiker ein großes Interesse dar. Um ein treues und detaillirtes Gemälde der ganzen Expedition geben zu können muß man alle Originaldocumente die in der Mappe des Marschalls sich vorfinden vor Augen haben, man muß diese mit denen vergleichen welche die Historiker Wellington's früher veröffentlichten, und beide sich gegenseitig ergänzen lassen. So wird denn die Geschichte in den Memoiren Raffena's sichere Aufklärungen nicht nur über die vier ersten italienischen Feldzüge, über die Campagne von 1799 in der Schweiz gegen Suwaroff, und über die berühmte Belagerung von Genua im Jahr 1800 finden, sondern auch über die Operationen deren Schauplay abwechselnd Venedig, Neapel, Polen, Baiern, Oestreich, Portugal gewesen sind.

2.

Ein Blick auf das heutige deutsche Schauspielwesen.

(Bechluss aus Nr. 6.)

Aus diesem Grundfehler der modernen dramatischen Poesie entspringen all ihre Mängel und Gebrechen, welche auch auf den Fortgang der Schauspielkunst höchst nachtheilig wirken müssen. Eine plötzlich alle frühern Bindungen verleugnende, über sie hinausreichende Entwicklung oder besser Umbiegung der Charaktere; Situationen gleich im Anfange des Stücks welche an und für sich schon gewagt und gefühlstörend, bei der nothwendig eintretenden Steigerung vollends unerträglich werden, oder aus der geschraubten Höhe mit einem Male in die platteste Gewöhnlichkeit herabsinken; die Unmöglichkeit aus dem falsch oder behufs einer momentanen Wirkung beschränkt, einseitig angenommenen Grundmotiven ein wahres, volles, harmonisches Resultat, eine befriedigende Lösung zu erzielen, und das ängstliche Streben sie dennoch herbeizuführen; dazu eine Sprache welche weder Kraft noch wirkliche Anmuth besitzt, was sich immer nur aus der Wahrheit und Einfachheit des Gedankens, des Gefühls ergibt; ein Dialog, zwar geschickt eingetheilt, aber niemals von jenem stürmischen Drängen, jener athemlosen Hast, mit welcher sich die streitenden Gegensätze wie zürnende Geister ohne Rücksicht auf ihre gebrechlichen Werkzeuge selber zu vernichten trachten: dieses Alles zusammengenommen als das Product des Verstandes, der Klügelei, der eiskalten Berechnung, wie soll es dem Schauspieler Gelegenheit geben zur uneingeschränkten Entfaltung seines wahren Gefühls, seiner innersten Begeisterung? Die unsichern Bemühungen des Dichters rauben ihm von vornherein alle Behaglichkeit, diese Grundlage des künstlerischen Erfolgs. Statt weitgreifender, erhebender Gedanken bietet man ihm Ansichten und Meinungen welche viel besser auf einem Katheder oder in einer Zeitung Platz fänden. Gefühle finden gar nicht statt, höchstens ältere, wohlbekannte, deren Richtigkeit keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Vielfach zusammengetragene, kleinliche Züge, die häufig gar nicht zusammenpassen, sollen den freien Erguß, den lebendigen Fortschritt eines tiefempfundenen, planvoll angelegten Charakters erzeugen. Eine bunte Mischung von ungehörigen Reflexionen, diesem feindselig-

sten Gegner der Poesie, welche den darzustellenden Menschen erläutern, beschreiben, ja am Ende seinem Schöpfer selber die Möglichkeit eines solchen Individuums glaublich machen und näher beweisen sollen: muß Das nicht den Schauspieler, dessen ganze Kunst einzig und allein in der warmen Empfindung des vom Dichter Vorgefühlten beruht, ängstigen, zerstreuen, irremachen? Wie kann er das Nichtgefühlte fühlen, das gänzlich Unzusammenhängende vermitteln, das Widersprechende versöhnen? Seine Kunst hat Grenzen, und wenn er auch dem Dichter zu Hülfe kommen kann, vorausgesetzt daß in dem Gebilden desselben einigermassen Leben und Wahrheit ist, so vermag er doch nicht das absolut Fehlende ganz aus sich selbst hervorzubringen. Der Zwiespalt in welchen sich die neueste Poesie mit der ihr vorangegangenen sogenannten klassischen Periode gesetzt hat beginnt auf dem Gebiete der Schauspielkunst ebenfalls eine Umwälzung herbeizuführen. Die getragene, gehobene Rede, welche früher ausschließlich die Kunst des Vortrags ausmachte, verliert sich in Folge der entgegenstehenden Bestrebungen der Poesie immer mehr, und wo wir sie an unsern jüngern Schauspielern wahrnehmen entbehrt sie alles innern Grundes; sie ist hohl, nicht nothwendig. Der nackte Ton des gewöhnlichen Lebens, wie er auch schon auf der deutschen Bühne zu Hause war, bis man sich vor Dürftigkeit nicht mehr zu helfen wußte, und alsdann die vorerwähnte declamatorische Richtung als natürlicher Gegensatz sich geltend machte: diese schmutzlose Trockenheit und Armuth, deren sich im Ende immer der kaltblütige berechnende Verstand bemächtigt, kann uns aber ebenso wenig genügen. Wir fühlen daß zwischen beiden Richtungen eine dritte hindurchgehen muß, welche lediglich auf der Empfindung beruhend durch einfache, täuschende Naturwahrheit ebenso wol wie durch den Pomp, die Pracht des erhabenen Vortrags zu ergreifen im Stande ist. Shakespeare ist derjenige Dichter welcher diese neue, umfassende Behandlung der Rede vorschreibt, ja unumgänglich nöthig macht. Sein Wiederscheinen auf der deutschen Bühne ist für die Schauspielkunst von unermeßlichem Werthe. Seine Stücke sind was die Darstellung betrifft immer noch ungelöste Räthsel. Genauer Studium, sorgfältigste Einübung derselben vermögen es ganz allein die Schauspielkunst wieder zu

Ehren zu bringen, und insbesondere eine Art und Weise des Vortrags herzustellen welche an Umfang, Mannichfaltigkeit und schlagender Wirkung im Großen wie im Einzelnen alles bisher gebräuchlich Gewesene weit hinter sich läßt. Das zweite Haupterforderniß der Schauspielkunst, die Repräsentation im weitern Sinne, als der Inbegriff aller Bewegungen und Stellungen des Einzelnen sowohl wie der Gesamtheit der Spieler, ist in der letzten Zeit unstreitig viel zu wenig beachtet worden. Früher hatte man ihr die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Ihre gänzliche Vernachlässigung ist theils Folge der allgemeinen Zerrüttung der Schauspielkunst überhaupt, theils hängt sie enge mit unsern immer ungezwungener, oberflächlicher werdenden gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten zusammen. Die ehemals mit Recht so hochgehaltene körperliche Berechtbarkeit besteht so gut wie nicht mehr. Die richtige Verwendung des Körpers auf der Bühne, Gang und Stellung der Füße, Heben und Senken der Arme, die Bewegungen der Hand u. s. w., alles Das unterliegt einer Reihe von Regeln und Vorschriften, welche in ihrem ganzen Umfange wol nur von wenigen unserer heutigen Schauspieler gekannt werden. Es fehlt hier wie überall in dieser Kunst an dem leitenden Grundgedanken, dem vorwärtstreibenden Principe.

Fragen wir nun am Schlusse unserer übersichtlichen Betrachtung: Durch welche Mittel kann die stumpf und müde gewordene Kunst der dramatischen Darstellung und mit ihr das gesammte Bühnenleben wieder erwärmt und zu neuem Leben gebracht werden? so lautet unsere Antwort: Abgesehen von den äußern Hülfsmitteln, Aufnahme des Theaters unter die vom Staate garantirten und überwachten Kunstanstalten, enges Anschließen an die übrigen Künste, entsprechende Bühnenverfassung, was Alles schon vielfach erörtert worden ist; abgesehen von diesen äußern Mitteln gibt es zur Wiederbelebung der Schauspielkunst nur noch ein einziges: Shakspeare und immer wieder Shakspeare. Er und nur er allein kann der haltlosen, verirrtten, nach allen Richtungen hinschwankenden Kunst die erforderliche innere Stütze, das verlorene Ziel, das allvermögende Princip wiedergeben. Ja, es will uns bedünken als ob in dieser Hinsicht der gewaltige Dichtergenius seine eigentliche Wirksamkeit erst recht beginnen sollte.

Jean Goujon.

In der ältern französischen Kunstgeschichte gibt es, nicht minder wie in unserer deutschen, noch manche Lücken auszufüllen. Die „Revue des deux mondes“ hat sich in dieser Hinsicht durch gründliche Studien, Ergänzungen, Monographien um Frankreich ein großes Verdienst erworben, das man auch der jüngst gegebenen Darstellung der Wirksamkeit Jean Goujon's zugestehen muß.

Wer war Jean Goujon? Man weiß Nichts von seinem Leben, Nichts über seinen Bildungsgang; Datum und Ort seiner Geburt sind unbekannt geblieben. Man hatte noch jüngst einige Documente über diesen berühmten Künstler bei einer Familie, die seinen Namen trägt, aufzufinden gehofft, allein auch diese Hoffnung ist in Nichts zerfloßen. Das Einzige was über ihn festgestellt ist, ist daß Goujon am 24. Aug.

1572, am heiligen Bartholomäustage, durch einen Büchsen-schuß getödtet ward, nach den Einen im Louvre, nach Andern am Rymphenbrunnen. Da der letztere aber schon seit 22 Jahren vollendet war und da nach ältern Biographen Goujon mit dem Meisel in der Hand ums Leben kam, so ist es wahrscheinlicher daß er am Bartholomäustage mit der Verzierung des Louvrehofes beschäftigt war. Ueber die Ursache seiner Tödtung findet sich nirgend eine Andeutung. Ob er als Hugonott starb, ob er überhaupt Hugonott war, Das ist eine doppelte Frage ohne Antwort. Auch sein Alter ist ungewiß, die Einen reden von 52, Andere von 62 Jahren. Dagegen steht fest daß Goujon unter Franz I., Heinrich II., Franz II. und Karl IX. gearbeitet hat, es steht fest daß die Bildhauerarbeit im Schlosse von Couen für den Connetable von Montmorency früher ausgeführt worden ist als die Sculpturen am Schlosse Anet, welche Goujon auf Bestellung der Diana von Poitiers oder wahrscheinlicher Heinrich's II. fertigte. Die Vollendung des Rymphenbrunnens, der heutigen Fontaine des Innocents, fällt in das vierte Jahr der Regierung Heinrich's II., die Arbeiten im Louvre gehören theils der Regierungzeit Heinrich's II., theils der Karl's IX. an. Diese spärliche Kenntniß über Goujon genügt, um Schritt vor Schritt der Entwicklung seines Genies folgen zu können.

Nur der Büchergelehrte, nicht aber der wahre Künstler kann sagen Goujon habe sich nach dem Studium der Alten gebildet. Der muß nie die Denkmale griechischer Kunst aufmerksam betrachtet haben, Der in Goujon einen Schüler des Phidias oder Lysipp sehen will. Mag der erste Lehrmeister des französischen Bildhauers gewesen sein wer es will, sicher war es kein Verehrer des Alterthums. Man glaubt Goujon habe frühzeitig Italien besucht; allein um seine innige Beziehung zur florentinischen Schule zu erklären braucht man ihn nicht gerade nach Italien zu schicken. Er starb acht Jahre nach Michel Angelo und 25 Jahre nach Franz I. Jedermann weiß wie Franz eine große Anzahl italienischer Architekten, Maler und Bildhauer nach Frankreich rief, unter ihnen Leonardo Vinci, Andrea del Sarto, Primaticcio; auf Rechnung des Königs wurden viele Bildwerke aus der florentinischen Schule angekauft; Benvenuto Cellini arbeitete für Franz in Fontainebleau, und dessen Beispiel konnte nicht ohne Einwirkung auf Goujon bleiben. Vor Allem aber hat das Vorbild Michel Angelo's Einfluß auf ihn geübt; in der Kapelle der Medicci muß man den Ursprung für den Stil Goujon's suchen.

Die berühmteste und bekannteste Arbeit Goujon's, ist im eigentlichen Sinne des Wortes populaires Werk, ein sein Diana von Poitiers. Um diese Schöpfung richtig beurtheilen zu können, muß man wissen wer dem Künstler als Modell gedient hat; ohne diese Erkenntniß würde man leicht in einem ungerechten Tadel verfallen können. Wollte man nämlich in der Diana des Schlosses Anet die von den Dichtern des Alterthums gefeierte Baldgöttin suchen, wollte man sie neben die Marmorbilder des Capitol und des Vatican stellen, so würde man einen falschen Weg der Beurtheilung gehen. Die Diana des Schlosses Anet ist nicht eine freie Schöpfung der Phantasie, sondern nur ein prächtiges Portrait der Maitresse Heinrich's II., mit den Attributen der alten Jagdgöttin, deren Namen sie führte, geschmückt. Bemerkenswerth und vielleicht Randem nicht uninteressant ist hier ein Wort über das Alter des Modells.

Die unbestrittenste Wahrheit ist oft unwahrscheinlich. Diana von Poitiers war 31 Jahre als sie ihren Mann verlor, und Heinrich II., damals Herzog von Orleans, gerade 13 Jahre. Beim Tode Franz I. 1547 zählte sie 47 Jahre und Goujon's Diana ist erst nach dem Tode Franz' gefertigt. Ist es wahrscheinlich daß eine mehr als 47 Jahre alte Frau dem Goujon als Modell saß? Die Bernunft sagt: Nein, und die Kunstgeschichte sagt: Ja. Diese Diana kämpfte muthig gegen die Herrschaft der Jahre und ihre Jugend schien in der That unvergänglich. Sie stand jeden Tag pünktlich früh um 6 Uhr auf, ritt zwei

Stunden lang durch den Wald, ruhte dann bis Mittag, mit geistiger Unterhaltung beschäftigt, und wusch Sommer und Winter ihr Gesicht mit kaltem Wasser, um das Fleisch frisch und fest zu erhalten. Die Schönheit war eine Kunst, eine tägliche Arbeit für sie, nicht bloß eine lästige Naturgabe. Sie starb in ihrem 66. Jahre, bewundert und beneidet von den schönsten und jüngsten Frauen. Die zeitgenössischen Schriftsteller haben ihre Jugend mit teuflischen Künsten in Verbindung gebracht; Brantôme erklärte dagegen die treue Liebe Heinrich's II. einfacher, indem er anführt daß Dianens Schönheit des Königs Herz, zugleich aber ihre Intelligenz und seine Grazie des Königs Geist gefangen genommen habe.

Goujon hat die berühmte Natteresse als Jagdgöttin dargestellt. Das erste Auffällige an seinem Werke ist der Gesichtsausdruck und die ganze Stellung, in denen man ein Gemisch von Ermattung und Wollust finden kann, während sich doch in dem Antlitz der antiken Diana Scham und Stolz begegnen. In den Augen liegt etwas von Schläfrigkeit und Genussucht, womit die nachlässige Haltung der ganzen Gestalt trefflich stimmt; nur die Beugung des linken Beins nach hinten wird Den verlegen der mit den Principien der alten Kunst im Kopfe an Goujon's Werk herantritt.

Nächst der Diana von Anet ist die Tribune im sogenannten Saale der hundert Schweizer Goujon's bedeutendstes Werk, der sich durch die Mannichfaltigkeit, Grobartigkeit und den Phantasieeichtum der Basreliefsfiguren auszeichnet. Von dem Kymphenbrunnen soll Goujon gleichzeitig Baumeister und Architect gewesen sein. Mythologische Darstellungen begegnen sich nur allzu oft in einem Sinneigen zum Laocöon. Goujon hat seine Nymphen und Tritonen geschaffen ohne einen laocöon Gedanken zu verrathen; um so reiner erscheint der Triumph des Genies und seine Kunst. Unter den Sculpturen des Hotels Carnavalet zeichnen sich namentlich die Figuren des Winters und des Sommers aus. Die Bildhauerarbeiten von Etouen werden von Sachverständigen dem Jean Bullant zugeschrieben; sie stehen in der That auch den übrigen Arbeiten Goujon's nach. Zuletzt sind noch die Arbeiten Goujon's im Louvre aufzuführen, unter welchen die werthvollste das fünfte Basrelief der Deuil de Boeuf ist, Friede und Glück darstellend. Hier soll, während einige Stimmen ihn im Hotel des Grafen Poitou sterben lassen, nach dem Volksglauben der berühmte Künstler am Bartholomäustage ermordet worden sein.

13.

Notizen.

Chinesisches Edict gegen das Christenthum.

„Wan, Präfect des untern Bezirks Ping-Chau, auf seinem jetzigen Posten von einem andern des nämlichen Rangs versetzt und zehn mal (in öffentlichen Belobungen) genannt, erläßt in ernster Sprache diesen Aufruf, damit die Herzen der Menschen auf den rechten Weg geleitet werden und die Geseze die ihnen gebührende Achtung finden. Wisset, es gibt in der westlichen Welt eine Lehre vom Herrn des Himmels, deren Urheber Jesus ist.“ Mit diesen Worten beginnt eine neulich erlassene chinesische Proclamation, die von dem Uebertritte zum Christenthume abmahnt und diesen mit den härtesten Strafen bedroht. Ueberraschend ist die genaue Kenntniß der Chinesen von der Entstehung des Christenthums und den christlichen Dogmen die hier jutagekommt. Einen Angriff von dieser Seite hatte sich das Christenthum gewiß nicht erwartet. In der That werden hier Fragen berührt, deren befriedigende Lösung den spezifischen Vertretern des Christenthums bisher noch nicht gelungen ist. „Die christliche Moral“, sagt Wan, „rühmt von sich daß sie zur Jugend aufmuntere und das Laster unterdrücke; aber Das haben auch unsere Schriftgelehrten immer von sich ausgefagt. Das Dogma welches lehrt daß die an den Herrn Glaubenden glücklich sein und nach dem Tod ihre Seelen in den Himmel steigen werden, während die Seelen der Ungläubigen nach ihrem

Tod zu ewigem Gefängniß in der Hölle verdammt sein sollen, dieses Dogma sagt genau Dasselbe wie das Wort von Wu-jan-sz: „Diejenigen, so mir gut sind, sind gut; die mir böse sind, sind böse.“ Angenommen nun, die an den Herrn Gläubigen wären Diebe oder sonst lasterhafte Menschen, so müßten sie doch alle glücklich werden, hingegen Diejenigen, die nicht an den Herrn glaubten, aber sonst gerecht und verdienstvolle Menschen wären, müßten nach ihrem Tode alle zum Elend verdammt sein! Wol noch niemals ist die richtige Ordnung: Belohnung für die Tugend und Strafe für das Laster, so verkehrt und verwirrt worden. Ist eine solche Religion nicht verderblich für die Begriffe von gut und recht, wie sie uns der Himmel lehrt?“ Charakteristisch und für uns Deutsche besonders piquant ist noch folgende Stelle: „Unter allen Nationen jenseit des Meeres glaubt keine so sehr an diesen Herrn des Himmels wie die deutsche (?), und dennoch sind die Bewohner Deutschlands zerstreut, ihre Macht ist in Stücke zer schlagen und ihr Gebiet ist mehr als einmal zertheilt worden. Warum denn, wenn sie an den Herrn des Himmels glauben, ist ihnen kein Glück beschieden? Hingegen unter allen Denen die nicht an den Himmels Herrn glauben läßt sich kein Volk mit den Japanesen vergleichen. Auf einem Quai in ihren Hafen ist ein Kreuzbild eingegraben und jeder Kaufmann der dort landet und nicht auf das Kreuzbild tritt wird zum warnenden Beispiel für Andere sogleich enthauptet. Ueberdies ist vor dem Thor ein Bildniß Jesu in den Boden eingesenkt, das sich täglich schmachvoll mit Füßen getreten werden kann. Und doch hat dieses Königreich 3000 Jahre gedauert; warum hat es der Himmels Herr nicht mit Unheil geschlagen?“ Das sind freilich indiscrete Fragen! Auf die erste werden unsere Frommen allerdings schnell mit der Antwort bereit sein, daß man gerade bei uns in Deutschland nicht genug glaube und daß dieser Unglaube die meiste Schuld trage an den traurigen Zuständen der Gegenwart.

Kuerbach über Lenau.

„Der letzte Sommer Lenau's. Erinnerung und Betrachtung von Berthold Kuerbach“, so heißt ein Aufsatz im ersten Hefte des von R. Pruz und B. Wolfsohn herausgegebenen „Deutschen Museum“, auf den wir die zahlreichen Verrecher des unglücklichen, vor kurzem endlich durch den Tod von der Nacht des Wahnsinns erlösten Dichters aufmerksam machen. Besonders interessant sind die Mittheilungen über den wahrscheinlich unvollendet gebliebenen „Don Juan“ und dann über die kurz vor seiner Krankheit erfolgte Verlobung Lenau's. Das Eigenthümliche der Lenau'schen Lyrik, besonders in späterer Zeit, charakterisirt Kuerbach höchst treffend in folgenden Worten:

„Lenau war der Dichter der reinen Skepsis. Das Ringen nach absoluter Wahrheit und nach der subjectiven, die aus dem innersten Kern des eigenen Wesens geboren nichts Ueberkommendes an sich hat, ist nirgend dichterisch mächtiger herausgetreten als in Lenau. Wenn man von einer ewigen Jugend des Dichters spricht, so besteht diese wesentlich auch darin daß er der Erregung und daraus folgenden Schwankung und Wandlung rückhaltlos hingeegeben ist. Dies beeinträchtigt einen festen Halt in tausend Lebensdingen keineswegs. Wer aber die Welt in sich und aus sich täglich neu schafft wird die Strömungen der Atmosphäre tiefer empfinden als ein Anderer. Der sogenannte Welt Schmerz war bei Lenau weit entfernt von der Grimasse so vieler, denen es nur darum zu thun war recht interessant zu erscheinen, ihren persönlichen Kagenjammer über verfehlte Stellung und die Folgen der Arbeitsscheu zu einem großen allgemeinen Weltelend auszudehnen. Lenau war der Dichter der edelsten und erhabensten Melancholie, des stets sich erneuenden Bewußtseins: daß der Weltzusammenhang und das Menschenthum sich in seiner Ganzheit nicht fassen, halten und gestalten läßt. Wie die Naturwissenschaft immer weiter vordringt in vordem dunkle Gebiete und die Grenze der Erkenntniß immer weiter hinausstreckt, so

kann auch der dichterisch vorahnende Geist, getragen von den Schwingen der Phantasie, in sich selbst ruhend, sein selbst gewiß, sich über die gewohnte Grenze hinauswagen, und erleuchtet von dem Lichte das aus ihm kommt dem dunkeln Räthsel ins Antlitz schauen und uns seine Gestalt künden. Das wird dann ein prophetisches Schauen, dessen Wirklichkeit die Wissenschaft oft erst viel später und langsamer im Bereiche der Wahrnehmung erkennt. Ein Geist der sich an der Grenze der Erkenntniß weder mit dem hergebrachten Glauben noch mit der Resignation, dem stillen Fügen in die einmal gefestete Nothwendigkeit, genügen kann, wird es immer wieder wagen erobrend vorzubringen, und der Schmerz über das Unerreichte rührt zu den edelsten Klagen.“ 14.

Bibliographie.

Bellemare, F. v., Der Waldgänger. Roman aus Amerika's Urwäldern. Deutsch von B. L. Beschl. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Hannover, Rümpler. 16. 2 Thlr.

Cortes, D., und F. S. Bus, Zur katholischen Politik der Gegenwart. Paderborn, Schönigh. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

Demme, B. L., Das Buch der Verbrechen. Das Interessanteste aus den 90 Festen meiner Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Ein Volksbuch in vier Bänden. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Deutschlands Dichter der Liebe. Eine Auswahl der vorzüglichsten Lieder der Liebe aus den Dichtern des 15., 16., 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von B. S. Diethe. Dresden, Lütz. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eichendorff, J. Petr. v., Gedichte. 3te Auflage. Berlin, Simon. 16. 2 Thlr.

Erbenglück. Von der Verfasserin der „Ernstern Stunden“ und der Gedichtsammlung „Den Frauen“. Zwei Theile. Berlin, S. Schulze. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eyth, G., Gedichte. 2te vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Besser. 8. 1 Thlr.

Fichte, I. H., System der Ethik. later kritischer Theil. — A. u. d. T.: Die philosophischen Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland, Frankreich und England, von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart dargestellt. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Flasbar, G., Das Prinzip der Schule, ein Versuch, die Frage über das Verhältniß der Schule zum Staate und zur Kirche wissenschaftlich zu beantworten. Potsdam, Kiegel. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Griechische Gedichte. Auswahl der besten deutschen Uebersetzungen. Mit einem Stahlstich. Heidelberg, Hofmeister. 1850. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Genthe, F. W., Erinnerungen an Heinrich Ischolle. Ein Supplement zu Ischolle's Schriften. Gisleben, Reichardt. 1850. Gr. 16. 24 Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülow. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte Karl's des Großen von J. F. Schröder. Mit dem Portrait Karl's. Leipzig, Lortz. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Leiberg, S. L., Die Reuermählten. Romanzen-Cyclus. Im Verhältnisse des dänischen Originals übersezt von F. A. Leo. Leipzig, Avenarius u. Wendelssohn. 1850. 16. 15 Ngr.

Liebetru, J., Die Sonntagsfeier, das Wochenfest des Volkes Gottes im Neuen Bunde. Zweite gekrönte Preisschrift. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Lucius, F., Adelsheid. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Fritzsche. 1850. 8. 1 Thlr.

Merleker, W., Der Ehrgeiz und seine verderbliche Frucht, oder: Leben, Verbrechen und Hinrichtung des Gutsbesizers Frz. Kammer. Herausgegeben als ein warnendes Bei-

spiel vor ähnlicher Verirrung. Insterburg, Büchelmi. 1850. Gr. 12. 5 Ngr.

Merz, Elisabeth, oder drei Tage aus dem Leben einer Näherin. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 3 Ngr.

Pöttgen, J. W., Schleswig-Holstein-Klänge. National-Lieder für Deutschlands Volk und Heer. Duisburg, Bagel. 1850. 32. 3 Ngr.

Rahr, C., Wahrheit und Recht. Eine Sammlung Gedichte. Duisburg, Bagel. 1850. 16. 5 Ngr.

Schlottmann, K., Das Buch Hiob. Berdeutschet und erläutert. 1ste Abtheilung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schneidewind, F. S. A., Der Feldzug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seines schwornen Corps im Jahre 1809. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schöppner, A., Bavaria. Zwölf Bilder ihrer Geschichte. Mit der Bavaria und Ruhmeshalle Ansicht und Beschreibung. München, Kieger. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Sörensen, T., Untersuchungen über Inhalt und Alter des alttestamentlichen Pentateuch. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Historisch-kritischer Commentar zur Genesis. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sternberg, K., Des deutschen Volkes Staats- und Rechtsgeschichte. Kassel, Raabe u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Urtheil, des Schiedsgerichtes zur Entscheidung über die Rechtsbefähigung des unter dem 11. Octbr. 1849 für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin publicirten Staatsgrundgesetzes nebst den Entscheidungsgründen. Schwerin. 1850. Gr. 4. 15 Ngr.

Vom Rhein zum Montblanc. 1ster Theil. Mainz, Kirchheim u. Schott. 1850. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Die Entthüllung im Kampfe mit der protestantischen und katholischen Orthodorie. Controverpredigt gegen Hrn. Kap. Truelle, seine letzte Schrift und Seines Gleichen. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 7½ Ngr.

Journier, A., Die Hörer des Wortes müssen Thäter des Wortes werden. Predigt, bei der 36sten Stiftungsfest der Preussischen Haupt-Bibel-Gesellschaft, gehalten am 9. Oct. 1850 zu Berlin. Berlin, Wohlgemuth. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Fritsche, F. S., Die Ermahnung der Reformation, den Glauben an Jesum Christum festzuhalten. Predigt am Reformationsfeste 1850 zu Altenburg gehalten. Altenburg, Jacob. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gülaff, C., Die Mission in China. Abschiedsworte, gesprochen bei der Jahresfeier der Preussischen Haupt-Bibel-Gesellschaft am 9. Oct. 1850. Berlin, Wohlgemuth. 1850. Gr. 8. 1½ Ngr.

— Ueber die Handelsverhältnisse im östlichen Asien. Vortrag gehalten zu Berlin am 9. Oct. 1850. Ebenda selbst. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Jaccius, F. J., Kann der Pantheismus eine Reformation der Kirche bilden? Auf Veranlassung der Predigten: „Zum Wesen des Christenthums“ vom Prediger B. Bagel, im Zusammenhang des heutigen Pantheismus erörtert. Allen Denkenden gewidmet, die in der Religion noch Kraft und Hoffnung suchen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüstow, W., Was hat die Schweiz von einem Angriffe der heiligen Allianz zu fürchten. 2te Auflage. Zürich, Kiebling. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Schule als Staatsanstalt. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Hansen, W., Thesen, Bitten, Fragen aus der Gegenwart. Dder: Gegen Diplomaten helfen nur Soldaten. Gegen Demokraten hilft noch etwas Anderes als Soldaten. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

Zur populären Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. I Bdr. 24 Ngr.

Der Zug der Geister, in Allem und vornehmlich in dem Edelsten was er besitzt sich möglichst weithin mitzuthellen, spricht sich gegenwärtig im Grunde auf allen Gebieten der Wissenschaften, vorzugsweise aber auf dem der Theologie in umfänglicher und theilweise auch gediegener Weise nach allen Seiten hin aus. Längst ist es auch für den oberflächlich Beobachtenden widerlegt daß gewisse Gedanken nur das Gemeingut einer gewissen Geistesaristokratie sein können. Das Wort des Tertulian: daß Knaben zu seiner Zeit wußten und empfanden was sonst nur platonische Geister zu fassen, vielleicht sogar kaum zu ahnen vermochten, hat sich seinem Thatinhalte nach mit jedem neuen Stadium der Culturentwicklung in verhältnismäßiger Weise bestätigt, und Gedanken die eine zeitlang nur die wissenschaftlich Gebildeten bewegten, und als erfrischende Lebenskräfte zu fortbildender Arbeit trieben, sind von jeher in der nächsten oder übernächsten Generation mehr oder weniger Gemeingut des öffentlichen Bewußtseins geworden, wenn sie nur die Feuerprobe der geschichtlichen Entwicklung selbst ertrugen, und Männer der Bildung sich fanden welche für vertraut gewordene Gedanken auch einfachere Formen der Mittheilung darzubieten vermochten. Allein eben deshalb weil die Mittheilung wissenschaftlicher Resultate an weitere Kreise erst dann eine linnere Berechtigung, Lebenskraft und Lebensdauer besitzt, wenn eine gewisse Reife derselben im Bewußtsein der wissenschaftlich Gebildeten selber eingetreten ist, darf das gediegene und wiederholt hervortretende Streben, solche Mittheilungen aus dem Heiligthume der Wissenschaft an das allgemeinere Bewußtsein zu machen, fast immer als ein Zeichen betrachtet werden daß eine gewisse Reife der Anschauung in den wissenschaftlichen Kreisen erzielt, und die gewichtige Zeit einer praktischen Verwerthung derselben eingetreten ist.

Darf man hiernach urtheilen — und ohne Zweifel ist das Recht hierzu vorhanden —, so ist die neuere Rich-

tung der Theologie, wie sie durch die Philosophie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und auf dem theologischen Gebiete besonders durch den unsterblichen Schleiermacher angebahnt ist, in der That in jenes Stadium einer höhern praktischen Reife getreten. Zwar dauern dem äußern Anscheine nach die Kämpfe der Theologen untereinander, ebenso wie diese der Nichttheologen bezüglich religiöser Fragen in ungeschwächter Kraft noch fort: allein abgesehen davon daß sie in einem gewissen Grade eine notwendige Eigenschaft jeder wahrhaft lebendigen Entwicklung der religiösen Ueberzeugung ausmachen, ist die Festigkeit ihres Auftretens doch eben nur eine scheinbare, und die wenigstens im allgemeinen Bewußtsein oder doch zur sichern Begründung desselben vollzogene Entscheidung näher als Viele es glauben und zugestehen mögen.

Es darf mit zuversichtlicher Entschiedenheit ausgesprochen werden daß zunächst die Orthodoxie in dem kargen Sinne des Worts wissenschaftlich und innerlich überwunden ist, so laut und scheinbar gefährlich sie auch in einigen Kreisen sich wieder geltendzumachen versucht. Sie hatte, abgesehen von ihrer unzweifelhaft berechtigten Vergangenheit, ihr heiliges Recht in der Nothwendigkeit eines Gegengewichts gegen den seichten Placationalismus der Kant'schen Schule im Anfange dieses Jahrhunderts. Wir haben alle Veranlassung ihr für die Mitarbeit zu danken mit der sie jene Ausgeburt flacher Aufklärung und kalten Geseztreibens niederwältigte: aber an dem Wirklichkeits- und Scheinleben derselben hat sie nicht mehr die Möglichkeit ihrer eigenen Geburt gefunden als sie an dem Erstehen dieses Gegensezes ihren Tod finden muß. Es lassen sich nun einmal kraft göttlicher Nothwendigkeit drei Jahrhunderte rühriger Geistesarbeit nicht ungeschichtlich machen, wir müssen bewußt oder unbewußt in andern Formen der religiösen Anschauung empfinden und denken als drei Jahrhunderte vor uns, trotz der Größe des Reformationszeitalters, und trotz der Macht des Heiligen Geistes die damals über die Kirche ausgegossen war. Der Beweis hierfür ist für Jeden der einen lebendigen Begriff hat von dem allgemeinen Charakter einer geschichtlichen Entwicklung, und neben der theologischen auch die sonstige Zuständigkeit unserer wissenschaftlichen Zeitrechnung ins Auge



faßt ein wesentlich überflüssiger, jedenfalls im Einzelnen hier nicht ausführbar.

Dasselbe Urtheil trifft aber mit derselben Entschiedenheit die negative Tendenz der sogenannten junghegelschen Theologie, welche ein gutes Theil Schuld hat daß jene reactionnaire Richtung der Theologie wenigstens scheinbar und auf Zeit erstarken konnte und mußte. Sie konnte ausdrücklich den Edelsinn anerkennen, wie es Strauß z. B. thut in seinen Streitschriften, den Edelsinn mit welchem ein Goethe, Schleiermacher, Hegel und verwandte Geister von der bloßen oder doch vorwiegenden Sucht des Zerstörens angewidert wurden; sie konnten selbst von einem Sallet es sich in das Gesicht werfen lassen: „Erbau'n ist Gotteswerk, nicht Niederreißen“; sie konnten es schon von einem Lichtenberg es sich sagen lassen daß es nichts „Einfältigeres“ gibt als einen alten guten Glauben gleichsam zur Freude zu unterwählen, ohne etwas Besseres für das Genommene darzubieten. Und dennoch ließen und lassen diese Männer der Zerstörung des alten religiösen Glaubens sich von dem Schmeichelscheine der „Entschiedenheit“ täuschen: sie merken es nicht wie sie von dem innersten Principe ihrer eigenen Philosophie Abtrünnige werden, und mitten des Ruhmens einer „neuen Weltanschauung und entschiedenen Durchführung des Princip's“ der Hohlheit und Oberflächlichkeit in steigendem Grade ausgeliefert werden. Die theilweise Sittenlosigkeit, Gesetzesverachtung und praktische Taktlosigkeit, vor allem aber die durchgehende Unfähigkeit der Männer dieser Richtung Geschichte zu begreifen und zu bedingen, welche in den letzten Jahren gewaltiger Erregung zum großen Verderben des deutschen Volks sich an das Tageslicht gedrängt hat, ist sonder Zweifel nicht ohne Einfluß geblieben das Volk über die Befähigung, den Ernst und die Reife dieser Männer des religiösen und politischen Umsturzes aufzuklären. Das Schiefe, Halbmaße und daher Verderbliche dieser vorwiegend auf Zerstörung ausgehenden Richtung soll indes gleichwol nicht hindern die Nothwendigkeit auch solcher Elemente anzuerkennen, wo es sich um die gebührende Fortbewegung der allgemeinen Anschauung handelt, und ein Gegengewicht nothwendig wird gegen die Trägheit und theilweise Unsitlichkeit bequemer, unverständiger Stabilität. Es bedarf unsere Theologie durchaus im Ganzen und Großen einer Neugeburt. Frei von der Sucht innerlich Veraltetes und Unhaltbares doch nur zum Verderben der Kirche und der Gesellschaft überhaupt zu erhalten: ebenso frei von der Frivolität, die sich groß darin dünkt was früher heilig war „kraft Rechts der Aufklärung“ verständnißlos mit Füßen zu treten, gilt es, mit Hochachtung vor dem Lebendigen und Ewigen, was eine frühere Zeit auch auf dem Gebiete der Religion aufgebaut hat um- und weiterzubauen, mag es dabei nöthig werden vielfach abzutragen was in Anlage und Ausführung als überhaupt verfehlt oder nicht weiter haltbar betrachtet werden muß. Allerdings behauptet einer der Mitrepräsentanten der neuern destructiven Philosophie, Ludwig Feuerbach (Werke, II, 400):

Die Menschheit muß, wenn sie eine neue Epoche begründen will, rücksichtslos mit der Vergangenheit brechen; sie muß voraussetzen das bisher Gewesene sei Nichts. Alle Anknüpfungen an das Vorhandene würden den Flug ihrer Thatkraft lähmen. Sie muß daher von Zeit zu Zeit das Kind mit dem Bade ausschütten: sie muß ungerecht, partiell sein. Gerechtigkeit ist ein Act der Kritik; aber die Kritik folgt nur der That, kommt aber nicht selbst zur That.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander von Humboldt's „Kosmos“.

In der allmählichen Entfaltung dieses großen literarischen Zeiterignisses ist in diesen Tagen ein neuer kräftiger Schritt vorwärts gethan. Des dritten Bandes erste Abtheilung hat soeben die Presse verlassen. Das wird in unserm so schwer geprüften Deutschland gar manchem bekümmerten Gemüthe eine unerwartete aufrichtende hohe Freude sein. Das Land welches ein Humboldt mit erhebender Begeisterung sein Vaterland nennt ist wahrlich so unglücklich noch nicht wie die meisten Blätter der wirren Tagesgeschichte und unaufhörlich glauben machen wollen. Wer je daran zweifeln konnte daß unser Deutschland ein vollgültiges ehrenwerthes Recht habe in der Reihe historischer Nationen mit Ruhm gekrönt an die obere Spitze gestellt zu werden, Der schlage den „Kosmos“ auf, diesen Spiegel der geistigen Völkergeschichte aller civilisirten Nationen. Er wird hier finden was seine Zweifel heben, was seinen Kleinmuth heilen kann. Man verlange von der Geschichte unsers Vaterlandes nur nicht was für den Augenblick ihrem innern Charakter gar nicht entspricht. Man unterlasse das unnatürliche Eingreifen und Machen wo es einzig und allein auf eine selbständige freie Entwicklung der nationalen Volksnatur ankommt. Das sind Ermahnungen, Rathschläge und Winke welche der „Kosmos“ dem denkenden Leser in der Studirstube und in den Regierungscabinetten gerade dadurch zu Gemüthe führt daß er die wahre, ewigdauernde Größe des Volks von allen eiteln Schwächen freizumachen weiß, daß er von der Culturgeschichte der ganzen Menschheit und der einzelnen Nationen immer nur Das ins Auge faßt was groß und herrlich ist für die Ewigkeit.

Man bewundert in der vorliegenden Fortsetzung wieder ebenso wie in den beiden vorausgegangenen Bänden des „Kosmos“ die poetische Anmuth mit wissenschaftlicher Bediegenheit und Reiferschaft, mit bescheidenem Ernste und friedlicher Stille gepaart; man bewundert dieselbe edle Form in der Darstellung, dieselbe Fülle des Inhalts; man bewundert dieselbe fesselnde Gewalt, Klarheit und Schärfe des Denkens über das Ganze und über das Einzelne der Schöpfung. Ueberall fühlt man die Nähe und den Einfluß desselben großen Geistes wie er sich in den „Ansichten der Natur“, in den Werken über die Weltreisen nach dem tropischen Amerika und Centralasien schon seit einem halben Jahrhundert zu erkennen gegeben hat.

Der erste Band des „Kosmos“ besteht — außer einer allgemein einleitenden Betrachtung über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und über die wissenschaftliche Begründung der Weltgesetze — aus einem übersichtlichen Naturgemälde aller kosmischen Erscheinungen, und dieses Naturgemälde ist 1) aus einem uranologischen Theile und 2) aus einem tellurischen Theile des „Kosmos“ zusammengesetzt. Der zweite Band behandelt das geistige Einwirken und Zurückstrahlen der Gesamtnatur; er zerfällt auch in zwei Haupttheile, wovon der erste die „Anregungsmittel zum Naturstudium“, der andere die „Geschichte der physischen Weltanschauung“ insichfaßt. Der dritte Band soll nun die „Speziellen Ergebnisse der Beobachtung in dem Gebiete kosmischer Erscheinungen“ vorführen; auch er wird, wie die beiden andern Bände, in zwei Haupttheilen aufgetreten: in einem uranologischen und einem tellurischen Theile

der „*Physischen Weltbeschreibung*“. Das erstwweilen erschienene Quantum vom dritten Bande bringt die erste Abtheilung noch nicht ganz¹⁾, sondern bies die „*Astronomie über den Fixsternhimmel*“, es fehlt also hier noch unser Sonnen- und Planetensystem. Daher möchte es wol wahrscheinlich sein das das noch zu Erwartende etwas umfangreicher ausfiele als das Vorliegende, welches allerdings schon bis Seite 310 hinaufzählt. Indeß ist in dieser wie in jeder andern unsern Humboldt betreffenden Vorausbekimmung Täuschung möglich; es fehlt uns nicht an Beispielen, welche aber jedesmal ebenso stark erfreuten als sie unerwartet kamen.

In der Einleitung zum dritten Bande blickt der Verfasser noch einmal auf den ganzen Plan des „*Kosmos*“ zurück, macht darauf aufmerksam wie die beiden schon erschienenen Bände den beiden Hauptgesichtspunkten entsprechen sollten von denen er den Ueberblick über das gesammte Naturgebäude versucht habe. Der eine hiervon sei auf die Außenwelt, auf die reine Objectivität äußerer Erscheinungen gerichtet und bilde die Grundlage zu einem allgemeinen Naturgemälde. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die Sterne in den fernsten Theilen des Welttraums, wo sie eben sichtbar zwischen Nebelstellen aufglimmen, und führt allmählig näher und näher bis zu unserm Planetensystem, zu unserer Erde; hier verweilt er mit besonderer Vorliebe, läßt die kosmische Natur in den organischen und anorganischen Gebilden der irdischen Natur erschauen und schließt mit den Kleinsten von der Luft getragenen, dem unbewaffneten Auge verborgenen Organismen. Der andere Gesichtspunkt habe seinen Sitz im Innern des denkenden Menschen, in dem Refler eines durch die Sinne empfangenen Bildes auf dem Ideenkreis und das Gefühl des Menschen. Dabei bemerkt denn der Verfasser daß es in der Natur der Sache liege, warum man auf dieser zweiten Stufe seines „*Kosmos*“ mehr erwartet habe wie er hätte geben wollen. „*Ich habe mich in diesem Theile*“, sagt er, „*vorzugsweise begnügt bei den Gegenständen zu verweilen welche den in mir langgeährten Studien näher liegen: bei den Ausprägungen des mehr oder minder lebhaften Naturgefühls im classischen Alterthume und in der neuern Zeit; bei den Fragmenten literarischer Naturbeschreibung, auf deren Färbung die Individualität des Volkscharacters und die religiöse, monotheistische Ansicht des Geschafften einen so wesentlichen Einfluß ausgeübt haben; bei dem anmuthigen Zauber der Landschaftsmalerei, bei der Geschichte der physischen Weltanschauung, Das ist bei der Geschichte der im Laufe von zwei Jahrtausenden stufenweise entwickelten Erkenntniß des Weltganzen, der Einheit in den Erscheinungen. Bei einem so vielumfassenden, seinem Zwecke nach zugleich wissenschaftlichen und die Natur lebendig darstellenden Werke darf ein erster, unvollkommener Versuch der Ausführung nur darauf Anspruch machen daß er mehr durch Das wirke was er anregt als durch Das was er zu geben vermag.*“ Dann lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit speciell dem dritten und letzten Bande des „*Kosmos*“ zu. Diesem sei es vorbehalten manches noch Fehlende zu ergänzen, zugleich aber auch die Ergebnisse der Beobachtung darzulegen auf welche der jetzige Zustand wissenschaftlicher Meinungen vorzugsweise gegründet ist. Auch hier macht der Verfasser die von allen seinen Anhängern und Beurtheilern beherzigenswerthe Bemerkung daß das Grundprincip seines schon vor zwanzig Jahren durch Vorträge in Paris und Berlin vorarbeiteten „*Kosmos*“ hauptsächlich in dem Streben enthalten sei die Welterscheinungen als ein Naturganzes aufzufassen; zu zeigen wie in einzelnen Gruppen dieser Erscheinungen die ihnen gemeinsamen Bedingnisse, d. i. das Walten großer Gesetze, erkannt worden sind; wie man von den Gesetzen zu der Erforschung ihres ursprünglichen Zusammenhanges aufsteigt. „*Ein solcher Drang nach dem Verstehen des Weltplans, d. h.*

der Naturordnung, beginnt mit Verallgemeinerung des Besondern, mit Erkenntniß der Bedingungen unter denen die physischen Veränderungen sich gleichsam wiederkehrend offenbaren; er leitet zu der denkenden Betrachtung Dessen was die Empirie uns darbietet, nicht aber zu einer Weltansicht durch Speculation und alleinige Gedankenentwicklung, nicht zu einer absoluten Einheitslehre in Absonderung von der Erfahrung.“ Referent ist gerade über diesen Ausdruck des Verfassers sehr erfreut, denn er ist ganz dazu geeignet die raisonnirenden Systemspeculanten auf immer abzuweisen. Der Verfasser will kein naturphilosophisches Gebäude aufbauen, sondern bloß zeigen welchen Weg man schon seit Jahrtausenden eingeschlagen habe alle unsere sinnlichen Anschauungen zur Einheit des Naturbegriffs zu concentriren, welche Bestrebungen das Ziel verfehlt und welche demselben nähergeführt haben. „*Die befriedigendste Deutlichkeit und Soidenz herrschen da wo es möglich wird das Wesentliche auf mathematisch bestimmbar Erklärungsründe zurückzuführen. Die physische Weltbeschreibung ist nur in einzelnen Theilen eine Weltklärung. Beide Ausdrücke sind noch nicht als identisch zu betrachten.*“

Nach dieser in einigen wesentlichen Zügen angedeuteten inhaltsreichen Einleitung und nach einer allgemeinen Begründung der Eintheilung des dritten Bandes gerfällt derselbe in sechs Abschnitte der vorliegenden Abtheilung. Der erste lenkt die Aufmerksamkeit auf den ganzen Welttraum und auf die Vermuthung über Das was denselben zwischen den Gestirnen zu erfüllen scheint. Der zweite bespricht den Umfang des natürlichen und teleskopischen Sehens, das Funkeln der Gestirne, die Geschwindigkeit des Lichts und die Ergebnisse der Photometrie. Der dritte handelt von der Zahl, Verteilung und Farbe der Fixsterne, von den Sternenhaufen und der Milchstraße. Der vierte berichtet über die neu erschienenen und verschwindenden Sterne, über veränderliche Sterne in gemessenen, wiederkehrenden Perioden, über Intensitätsveränderungen des Lichts in Gestirnen bei denen die Periodicität noch unerforscht ist. Der fünfte gibt Aufschlüsse über die eigene Bewegung der Fixsterne, über die problematische Existenz dunkler Weltkörper, über die Parallaxe und gemessene Entfernung einiger Fixsterne, über die zweifelhafte Annahme eines Centralkörpers für den ganzen Fixsternhimmel. Der sechste führt in das Gebiet der vielfachen und Doppelsterne, deutet auf die große Anzahl derselben und auf ihren gegenseitigen Abstand, auf die Umlaufzeit von zwei Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt. Jedem Abschnitte sind nach der schon bekannten Weise des Verfassers noch Anmerkungen beigelegt, welche zum Theil auf die wissenschaftlichen Quellen deuten, zum Theil beweisen oder weiter ausführen was im Text oft nur kurz erwähnt werden konnte. Dann sind mehre größtentheils noch ungedruckte Beiträge und Tabellen von Arago, John Herschel, Argelander, Encke, Galle u. A. miteingeschaltet, wodurch dem Werke die anziehende Frische der allerneuesten Höhe der sichern Wissenschaftlichkeit verliehen worden ist. Das sind sehr wichtige Zugaben zum großen Ganzen.

Wir wollen nun einige allgemein ansprechende Mittheilungen aus diesen Abschnitten machen, um Gelegenheit zu geben mit dem Inhalte des Buches selbst genauer bekannt zu werden.

Im zweiten Abschnitt, wo der Verfasser den Umfang des natürlichen und teleskopischen Sehens zum Gegenstand seiner Betrachtung nimmt, theilt derselbe aus dem Bereich seiner eigenen Erlebnisse ein höchst interessantes Beispiel mit. „*Einen lebhaften Eindruck machte es mir einst*“, sagt der Verfasser, „*als auf einem reizenden Landfuge des Marquis de Salvaigre, zu Chiló (unsern Duito), wo man den langgestreckten Rücken des Vulkanes Pichincha in einer trigonometrisch gemessenen horizontalen Entfernung von 85,000 pariser Fuß vor sich ausstreckt sieht, die Indianer welche neben mir standen meinen Reisebegleiter Bonpland, der eben allein in einer Expedition nach dem Vul-*

¹⁾ Dritten Bandes erste Abtheilung. Stuttgart, Cotta, 1850. G. n. 1 Bdr. 18 Rgr.

kan begriffen war, als einen weißen sich vor schwarzen basaltischen Felswänden fortbewegenden Punkt früher erkannten als wir ihn in den aufgestellten Fernröhren auffanden. Auch mir und dem unglücklichen Sohne des Marquis, Carlos Montufor (später im Bürgerkriege hingerichtet), wurde bald das weiße sich bewegende Bild bei unbewaffneten Augen sichtbar. Vonpland war in einen weißen baumwollenen Mantel gehüllt. Weiße Objecte auf schwarzem Grunde werden nach Quetz's wiederholten Versuchen weiter gesehen als schwarze Objecte auf weißem Grunde. Der Lichtstrahl kam bei heiterem Wetter durch dünne Luftschichten von 14,412 Fuß Höhe über der Meeresfläche zu unserer Station in Chillo, das selbst noch 8046 Fuß hoch liegt. Die ansteigende Entfernung war 85,596 Fuß oder $3\frac{1}{10}$ geographische Meilen."

Daß man aus tiefen Schächten der Bergwerke und aus sehr hohen Gebirgen am hellen Tage Sterne am Himmel sehen kann, ist eine schon im hohen Alterthume entstandene und bis auf die neueste Zeit weiter erzählte Sage, zu deren Bewahrhaltung sich unser Verfasser viel aber immer vergeblich bemüht hat. „Ich habe“, sagt er, „in Folge meines Berufs als praktischer Bergmann mehre Jahre lang einen großen Theil des Tages in den Gruben zugebracht und durch tiefe Schächte das Himmelsgebilde im Zenith betrachtet, aber nie einen Stern gesehen; auch in mericanischen, peruanischen und sibirischen Bergwerken nie ein Individuum aufgefunden das vom Sternsehen bei Tage hätte reden hören: obgleich unter so verschiednen Breitengraden, unter denen ich in beiden Hemisphären unter der Erde war, sich doch Zenithsterne genug hätten vortheilhaft dem Auge darbieten können. Bei diesen ganz negativen Erfahrungen ist mir um so auffallender das sehr glaubwürdige Zeugniß eines berühmten Optikers gewesen der in früher Jugend Sterne bei hellem Tage durch einen Rauchfang erblickte. Erscheinungen deren Sichtbarkeit von dem zufälligen Zusammentreffen begünstigter Umstände abhängt müssen nicht darum gezeugnet werden weil sie so selten sind. Dieser Grundsatz findet, glaube ich, seine Anwendung auch auf das von dem immer so gründlichen Sauffure behauptete Sehen der Sterne mit bloßem Auge bei hellem Tage am Abfall des Montblanc, auf der Höhe von 11,970 Fuß. „*Quelques-uns des guides m'ont assuré*“, sagt der berühmte Alpenforscher, „*avoir vu des étoiles en plein jour; pour moi, je n'y songeais pas, en sorte que je n'ai point été le témoin de ce phénomène; mais l'assertion uniforme des guides ne me laisse aucun doute sur la réalité. Il faut d'ailleurs être entièrement à l'ombre, et avoir même au-dessus de la tête une masse d'ombre d'une épaisseur considérable, sans quoi l'air trop fortement éclairé fait évanouir la faible clarté des étoiles.*“ Die Bedingungen sind also fast ganz dieselben welche die Gisternen der Alten und der oben erwähnte Rauchfang dargeboten haben. Ich finde diese merkwürdige Behauptung (vom Morgen des 2. Aug. 1787) in keiner andern Reise durch die Schweizergebirge wiederholt“ . . .

Die bewundernswürdige Belesenheit und Allseitigkeit der naturwissenschaftlichen Bildung unsers ehrwürdigen Verfassers ist bekannt genug als daß man dieselbe bei irgend einer seiner Leistungen in Zweifel ziehen könnte. Natürlich fehlt dieselbe auch in dem vorliegenden Buche über die Sagen, Reinigungen und Forschungen welche sich auf das Firmament des nächtlichen Himmels beziehen sicherlich nicht, besonders da nicht wo es gilt Aberglauben aus seinem lichtscheuen Versteck herauszuholen und in seiner traurigen Erbärmlichkeit zu zeigen. Er benimmt sich dabei aber immer als ein edler großer Mann voll wahrhafter Menschenliebe. Wir wollen Einiges davon mittheilen. „Durch die Kirchenväter, welche spielend sieben bis zehn, wie Zwiebelhäute übereinander gelagerte, gläserne Himmelschichten annahmen, ist die Ansicht des kristallinen Gewölbes in das Mittelalter übergegangen, ja sie hat sich selbst in eini-

gen Kitzlern des südlichen Europas erhalten, wo zu meinem Erstaunen ein ehrwürdiger Kirchenfürst mir nach dem soviel Aufsehen erregenden Kerolithenfall bei Nigle die Meinung äußerte: was wir mit einer vitrifirten Rinde bedeckte Meteorsteine nennen wären nicht Theile des gefallenen Steins selbst, sondern ein Stück des durch den Stein zerschlagenen kristallinen Himmels. Kepler, zuerst durch die Betrachtung über die alle Planetenbahnen durchschneidenden Kometen veranlaßt, hat sich schon dritthalb Jahrhunderte früher gerühmt die 77 homocentrischen Sphären des berühmten Girolamo Braccastoro, wie alle ältern rückwirkenden Epicyklen gestört zu haben. Wie so große Geister als Eudoxus, Menächmus, Aristoteles und Apollonius von Perga sich die Möglichkeit des Mechanismus und der Bewegung klarer, ineinandergreifender, die Planeten führender Sphären gedacht haben; ob sie diese Systeme von Ringen nur als ideale Anschauungen, als Fiktionen der Gedankenwelt betrachteten, nach denen schwierige Probleme des Planetenlaufs erklärt und annähernd berechnet werden konnten, sind Fragen welche ich schon an einem andern Orte berührt habe und welche für die Geschichte der Astronomie, wenn sie Entwicklungsperioden zu unterscheiden strebt, nicht ohne Wichtigkeit sind.“

So scheint also auch der dritte und letzte Band des „Kosmos“ aus demselben edlen Guf einer das All umfassenden Fülle des Gemüths und tiefer Gelehrsamkeit geformt zu werden wie seine beiden Vorgänger. Er setzt oft sehr viel, besonders astronomisches Wissen voraus, tritt aber auch ebenso oft mit anziehender Liebeshwürdigkeit in den weiten Kreis der allgemein durchgebildeten Denker, und weiß dort ebenso befriedigend zu belehren wie hier zu begeistern und zu entzünden. Ihm werden populairere Nachahmungen, aufklärende Briefe und Commentare auch nicht fehlen. Das ist ebenso gewiß wie sehr erwünscht. Anregung zum Denken über die Natur ist ja der Hauptzweck des ganzen „Kosmos“. Wenn doch alles Denken der Menschen auf eine so naturgetreue kosmische Bahn gebracht werden könnte! **H. Sternbaum.**

Notiz.

Burke über den Verfall königlicher und adeliger Familien.

Burke sagt in seinen „Anecdotes of the peerage“: „Es kam uns oft in den Sinn daß man einen sehr interessanten Auffatz über Erhebung und Fall der englischen Familien schreiben könnte. Wichtig bemerkt Dr. Borlase: „daß die dauerndsten Häuser nun mehr oder weniger ihre Jahreszeiten einer gewissen Constitutionskraft hätten, ihren Frühling und Sommer voll Sonnenschein, ihre Schwäche und Abnahme, ihr Absterben.“ Nehmt z. B. die Plantagenet, die Stafford und die Neville, die drei berühmtesten Namen auf der britischen Adelsliste. Welcher Stamm Europas übertraf in königlicher Lage und persönlicher Vollkommenheit unsere Heinrich und Eduard? Und doch finden wir den Ururenkel von Margaret Plantagenet, Tochter und Erbin des George, Herzogs von Clarence, das Schußkiderhandwerk treibend in der kleinen Stadt Newport in Shropshire um das Jahr 1637. Wenn wir nebenbei die Geschichte vieler Erben königlicher Wappenschilder erforschten würde sich bald offenbaren daß „das brausende Blut der Lancaster“ auf den Grund sank. Der fürstliche Strom fließt gegenwärtig durch sehr demüthige Adern. Unter den Abkömmlingen Edmund's von Woodstock, Grafen von Kent, sechsten Sohn Eduard's I., Königs von England, kommt Mr. Joseph Smart von Halesowen vor, ein Regger, und Mr. George Wilmot, Thorwart zu Cooper's Bank bei Dudley; und unter den Sproßlingen von Thomas Plantagenet, Herzog von Gloucester, fünftem Sohn Eduard's III., mögen wir Mr. Stephen James Penny erwähnen, den ehemaligen Küster zu St. George, Hanover Square.“

Zur populären Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Indeß sei es zugestanden daß die Männer der Zerstörung auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft, insbesondere die Pöbelmasse und die Halbgebildeten in leidenschaftlicher Aufregung sowol in früherer Zeit als in den leztvergangenen Jahren von jenem Grundsatz des Zertrümmerns und absoluten Neuanfangs sich haben leiten lassen: die Geschichte belegt es mit reichen und hochgewichtigen Zeugnissen daß jener Grundsatz einer von jenen verschrobenen, überspannten, halbdurchdachten Sätzen ist, deren diese Gesammtrichtung so viele inschirbt und für wichtige hält wie ausgibt. Mit unwiderleglicher Klarheit belegt die Geschichte für Den der aus einer principiellen Stellung heraus denselben Satz sich nicht klarzumachen und zu begründen vermag: daß diejenigen Geister welche wahrhaft Großes und Bleibendes auf dem Gebiete der Menschen- und Weltentwicklung geleistet, trotz alles Strebens nach Voran und trotz thatkräftiger Entschiedenheit zum Fortschritt, dennoch in ihrem innersten Kerne und Wesen positive Geister waren. Ihre Größe, ihre Fruchtbarkeit, ihr Muth und ihr Erfolg bestand eben darin daß sie immerhin mit kleinen Schwankungen des Unrechts gegen Früheres, welches eine heiße Arbeit so leicht hervortreibt mitten hineintraten in den tiefsten Gehalt der Sehnsucht von welcher mehr oder weniger bewußt der Geist ihrer Zeit ergriffen war, und nach Ueberwindung der Sturmperiode des ersten leidenschaftlichen Anlaufs mit Liebe und Sorgfalt sich läuternd zurückwandten zu den Schätzen früherer Zeit, um von ihnen befruchtet und berechtigt wahrhaft schöpferische und wahrhaft befruchtende Reformatoren zu werden. Dagegen sind die Männer der bloßen oder vielmehr überwiegenden Negation zwar häufig treibende Elemente geworden; aber in ihrem eigenen Gehalte und Willen mehr oder minder wirkungslos zusammengestürzt, trotz alles Geschreis daß die Zukunft ihnen gehöre, mit dem sie die Fahne der Drohungen aufgesteckt hatten. Man denke hier an Männer wie Karlstadt, Thomas Münzer und Genossen, die würdigen und zum Theil selbst, ehrbareren Vorläufer unserer gegenwärtigen

Zerstörer, Bilder-, Gedanken-, Staats- und Kirchenstürmer, welche gleichfalls sich nicht bloß nicht schämen die „Zukunft“ in ihre erst reisende „Gegenwart“ hinein voranzunehmen, sondern wie billig sowol von ihrer Gegenwart nach harten Kämpfen verworfen als auch von ihrer Zukunft widerlegt worden sind.

Ist es nun aber die Aufgabe unserer Zeit daß die Wahrheit freisinnigen, dem Fortschritte und der Freiheit der Erfassung entschieden huldbigenden Männer gegen Repristinierung und Destruction sich so zusammenschließen daß sie im positiven, mehr umgestaltenden, vertiefenden, vergeistigenden, das Frühere erklärenden Sinne weiterbauen: so ist auch auf religiösem Gebiete jede Erscheinung sehr erfreulich welche von diesem Standpunkte aus ihren Beitrag gibt, und nach einer Reihe von Jahren vorlauter Zerstörungssucht scheint gegenwärtig wieder eine vollere Besinnung, und was mehr noch ist, ein immer mehr sich ausbildender Widerwille und Ekel an der Oberflächlichkeit und Unwissenschaftlichkeit jener Destructionshelden zur Wirksamkeit zu kommen.

„Der deutsche Protestantismus Hundeshagen's“, zuerst erschienen Frankfurt a. M. 1847, wurde zum dritten male aufgelegt, feierte vorzugsweise unter verständigem und allseitigem Anschlusse an die mächtig wirkamen Wechselverhältnisse des öffentlichen Lebens in die positiven, ethischen Tiefen des deutschen Stolzes, seiner Großthat der deutschen Reformation. Es gehört dieses Buch zu denjenigen die namentlich wegen ihres in die ethischen Tiefen dringenden Standpunktes, abgesehen von ihrem historischen Material, nie aus dem Auge gelassen werden sollten: es thut uns noth in einer klaren einfachen Weise die politischen und kirchlichen Mängel bloßgelegt zu sehen wie es in diesem Buche geschehen. In ehrenwerther Weise, wenn auch von mehr abstracter Seite, griffen eben hier die „Reden an die Gebildeten deutscher Nation über die Zukunft der evangelischen Kirche“ (Leipzig 1840) ein: unlegbar im Sinne Schleiermacher's vielfach neoterisch und subjectiv, aber ausgestattet mit einer reichen Welt anregender Gedanken, und bei aller Freiheit der Anschauung voll jenes herrlichen positiven Geistes der tiefsten, innersten Wärme, die in dem Ausbaue der evangelischen Wahrheit allein und wahrhaft zu fördern vermag. Die erneute, wenn auch

nicht überall haltbare Betonung des christlichen Urrechts der unsichtbaren Kirche, die Zurückführung der kirchlichen Hauptdogmen auf ihren ewigen speculativen Gehalt, die von diesem Geiste getragene Neuconstruction der kirchlichen Verfassungs- und Cultusverhältnisse werden auch denen eine begeisterte und in die Tiefen treibende Anregung gewähren welche in vielen Punkten nicht übereinstimmen, und namentlich das historische Christenthum vom theologischen Standpunkte aus in seiner Eigenthümlichkeit schärfer gefaßt wissen möchten. Allein für die weitem Kreise der Gebildeten war doch auch diese so dankenswerthe Arbeit vielfach zu speciell und abstract: und hier tritt ergänzend und überleitend eine ähnliche Arbeit ein, welche unter dem Titel: „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen“ (Leipzig 1850), dem religiösen Bedürfnisse der Verständigung jüngst sich dargeboten hat.

Wer der Verfasser auch sein mag, der sich (S. 129 und 222) leicht zugänglich bezeichnet: es ist auch an diesem Buche der positive, mit Liebe an das von der Vorzeit Gegebene sich anheftende Geist vor allem herauszuheben, der jeden Gedanken des Buchs nach allen Seiten durchdringt. Eine warme, begeisterte, selbst dichterische, und zum Theil sogar in dichterischer Form sich ergießende Seele durchlebt das Ganze, und wenn im Allgemeinen die wissenschaftliche Haltung weit hinter der des vorhingenannten Buchs zurückbleibt, so gewinnt es doch dadurch erst die Frische und lebendige Popularität durch welche es seinem populären Zwecke zu genügen vermag. Es ist daher diese Schrift vorzugsweise den Laien zu empfehlen welche fühlen daß es mit den veralteten Anschauungen einer reactionnairen, anachronistischen Orthodoxie ebenso wenig fortan weitergehen kann als mit denen des ebenso orthodoxen, ebenso veralteten und überwundenen Vulgarrationalismus. Ohne zu tiefgreifend mit den Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Auffassung behelligt zu werden, müssen sie sich angewehrt fühlen von dem Geiste der neuern Speculation, welche nun einmal eine Lebensmacht geworden ist auch für die den exacten Wissenschaften Fernerstehenden, und den unentbehrlichen Hebel bietet um den Schatz alter gewichtiger Wahrheiten einer vergangenen herrlichen Glaubenszeit zu heben, und in neuen Formen an den göttlichen Gedanken sich zu erbauen welche, durch eine wühlerische Kritik in Frage gestellt, nach ihrer bleibenden tiefen Wahrheit nur auf diesem Wege zurückgewonnen werden können. Aber auch den Theologen von Fach wird das Buch empfohlen werden können, denen die Zeit ihrer ersten Bildung und die Fülle ihrer Amtsgeschäfte es nicht vergönnt sich in die unmittelbar wissenschaftliche Arbeit der neuern Auffassung christlicher Wahrheit in ernsterer Anstrengung zu versenken. Sie werden hier in befruchtender Weise wenigstens berührt von dem Hauche des neuen Lebens, dem nur durch den Tod der Theologie selber würde gewehrt werden können.

Mit Recht spricht sich der Verfasser in einer aller-

dings etwas flüchtigen Charakteristik der „Religion der Gegenwart“ zunächst gegen den Supranaturalismus und Rationalismus aus, der lange Zeit hindurch in wechselnd glücklichem Kampfe zerplitternd, ohne eine höhere Einheit zu empfinden und zu schaffen, die Gemüther beherrscht und die traurigen Folgen geistloser Glaubensformeln und lebensentleerten Indifferentismus herbeigeführt hat. Es besteht gänzlich zu Recht sich zu wehren gegen die „Kammthortheologie“, welche den lebendigen Gott in die Jenseitigkeit hinausbannt, und einen natürlichen Gott wie eine gottlose Natur zur folgerechten Nothwendigkeit macht. Ganz unleugbar ist ein großes Verdienst des Pantheismus, namentlich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, auf die Einheit und Unendlichkeit alles Lebens hingewiesen zu haben. Indem er zu wehren gegen die Immanenz der Idee in dem gesammten All, auf die auch im Einzelnen und Kleinsten sichtbare Ausgestaltung der göttlichen Nothwendigkeit hinwies; indem er den Blick von dem Einzelnen auf das Allgemeine, von dem rastlos Wechselnden und Verschwindenden auf das in allem Wechsel Beharrende und unveränderlich Dauernde hinwies, indem er zur Erfassung des Einheitszugs drängte, der die gesammte Entwicklung der Welterscheinungen trotz aller scheinbaren Zerrissenheit festhält, hat er sich das unberechenbar große Verdienst erworben eine organische Weltanschauung angebahnt, und vor allem die Wissenschaft der Geschichte auf den nicht bloß psychologisch-pragmatischen, sondern auch welttotalen Zusammenhang hingewiesen zu haben, welcher durch die ideale Freiheit des Seienden und seiner Entfaltung als unweigerlich bedingt betrachtet werden muß. Der Verfasser steht, ein dankbarer Schüler der neuern Wissenschaft, auf dem Boden der organischen, überall das Göttliche in seiner ausgestaltenden Thätigkeit überblickenden Anschauung, welche, wenn auch vielfach überschwenglich und unwissenschaftlich, Schelling angebahnt hat, und in den letzten Jahren auch exacte Naturwissenschaftler, wie Alexander von Humboldt, Dersted u. A. sich angeeignet haben. Aber wenn er in seiner Entwicklung des „Wesens Gottes“ Gott als die Weltseele, die Welt als den Körper Gottes, Gott als den Lebensbaum, die Geschöpfe als dessen Zweige, Gott als das ewig sich selbst Gebärende, als die sich selbst schaffende und gestaltende Thätigkeit, als das Ich der Welt oder der Unendlichkeit, und selbst aber gegenüber und in diesem unendlichen Geiste als die endlichen Geister bezeichnet, die sich wissen durch das Bewußtsein des unendlichen Geistes: so befindet sich allerdings der Verfasser auf wesentlich gleichem Boden mit einer Anzahl achtungswerther Denker, wie J. G. Fichte, Ulrici, Bircher, mit dem Redner „über die Zukunft der evangelischen Kirche“; allein diese Weise den persönlichen Gott festzuhalten, zu denken und zu behaupten, entbehrt nach des Referenten fester Ueberzeugung so entschieden der metaphysisch-wissenschaftlichen Berechtigung daß es von dieser Seite her sicher nicht möglich sein wird den weit consequenteren und einfacheren Pantheismus der neuern Schule in Verlegenheit zu bringen, ge-

schweige denn zu überwinden. Der Begriff der Zusammenfassung des Bewußtseins der endlichen Persönlichkeiten in dem Bewußtsein einer „unendlichen“ Persönlichkeit widerspricht so sehr jeder nüchternen Denkbareit, jeder exacten naturwissenschaftlichen wie speculativen Psychologie, daß er der einfachen Anschauung des Pantheismus gegenüber in sich selbst zerfällt, und die klare, scharfsinnige Auseinandersetzung von Strauß in seiner „Dogmatik“ gegen die Persönlichkeit Gottes bedarf nur weniger Ergänzungen um bereits als die vollständige und bündige Widerlegung jener jetzt so verbreiteten Ansicht aufgefaßt zu werden. Von dieser Halbheit von Pantheismus und Nichtpantheismus haben wir uns nach des Referenten oft durchdachter Meinung mit wissenschaftlicher Bestimmtheit gänzlich loszusagen, wenn nicht die pantheistische Anschauung ohne große Anstrengung durch ihre diesen Behauptungen gegenüber unmittelbare Wahrheit allseitig den Sieg davonzutragen soll. Um die Teleologie und insbesondere das Bewußtsein innerhalb der Welt zu erklären bedürfen wir auf keinen Fall des persönlichen Gottes, nachdem die weltimmanente Teleologie der unbewußten Idee durch Kant angedeutet und durch Schelling, Hegel und Nachfolger sowie durch Schleiermacher zur völlig unbestreitbaren Evidenz erhoben worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottfried Kinkel. Biographisches Skizzenbuch von A. Strodtmann. Zweiter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. *)

Die Kritik nimmt von nun ab den Aufsätzen und Arbeiten über Kinkel gegenüber wieder ihren völlig unbefangenen Standpunkt ein. So war es nicht als der erste Theil dieses Buchs erschien, eine Arbeit die sich von vornherein als für Kinkel, für einen lebendig Begrabenen, von namenlosem Unglück Betroffenen, geschrieben kundgab. Das Buch erschien uns damals, es mochte sein wie es wollte, jedenfalls als eine gute That, ein Opfer der Liebe, eine Weisepende, an der wir vor allem die Absicht ins Auge fassen und lobend anerkennen mußten. Seitda hat Kinkel das Spulrad der spandauer Belle verlassen und lebt, ein Biedererstandener, wenn auch nicht unter uns, so doch wieder unter Menschen. Hätte man diese Flucht vorhersehen können, so wäre die verfrühte Biographie entweder ganz unterblieben, oder sie wäre in ganz anderer Gestalt erschienen. Wir begreifen die Verlegenheit in der sich der Verfasser befand vollständig. Der Mann dessen Lob er singen wollte war in den Händen seiner schlimmsten Feinde, er war nämlich weit weniger politischer als religiöser Meinungen wegen so schwer gehabt, und lag gewissermaßen in den Banden einer Inquisition die à tout prix einen Christen nach ihrem Recepte aus dem niedergeworfenen Gegner machen wollte. Es mußte also Vieles ganz verschwiegen bleiben, Anderes konnte nur halb gesagt werden. Zudem drängte sich der Stoff, es lagen Tagebücher und Arbeiten von Kinkel in großer Zahl vor, die Liebe des Biographen wollte Nichts in den Hintergrund stellen, und verlor dadurch für sein Bild oft die Fülle, kurz das Unternehmen hatte größere Schwierigkeiten noch als Strodtmann selbst am Eingange des zweiten Theils gefühlt zu haben scheint. Indes

hatte ihn ein Rückblick auf seine frühere Leistung doch zu einer halbverdeckten Entschuldigung gezwungen: er erklärt sub rosa daß er doch wol manch allzu privates Händchen aufgeplaudert, das der Charakteristik keinen Rügen gebracht, und dessen Veröffentlichung dem Manne seiner Verehrung nicht eben Freude machen dürfte, obgleich Vieles eben erst durch Strodtmann's Auffassung und Darstellung ein schiefes Licht erhalten haben mag. Nun, und Dies müssen wir ausdrücklich bemerken, sind es gerade diese zum Theil unberufenen Privatissima die dem Buche Reiz und Werth geben und sichern, weil sie Das was Kinkel später von sich selbst sagen wird ergänzen. Freilich hätten wir all diese kleinen Genrebüchlein schlichter und weniger pretios gewünscht, aber sie sind einmal wie sie sind, und haben so auch ihre Bedeutung für den Leser der sie cum grano salis hinzunehmen weiß.

Der zweite Theil ist von Seiten des Verfassers ein großer Fortschritt. Er hat in der kurzen Frist verstanden was seinem Werke schaden konnte, und viel davon glücklich vermieden. Der zweite Theil ist ungleich klüger gearbeitet als der erste, und gibt trotz der oben angedeuteten notwendigen Schlangengewindungen recht gelungene Zusammenstellungen von Reden, Aufsätzen und charakteristischen Gedichten Kinkel's aus der letzten Zeit. Auch die Schicksale und Erlebnisse sind sicherer und vor allem einfacher dargestellt. Auch der Stil ist glatter und runder geworden, ja er hat sogar dort und da Kraft- und Prachtstellen, die ich ausschreiben würde wenn der Raum es gestattete. Manches gute, schlagende Urtheil, wie das zu Anfang des siebenten Buchs über die Märzrevolution, verdiente ebenfalls erwähnt zu werden.

Ist dem Interesse des Buchs auch in Einer Richtung die Spitze abgebrochen, so glauben wir doch erinnern zu müssen daß das Risiko der darin enthaltenen Mittheilungen nirgend anderweitig geboten werden kann, und so verleiht ihm denn die Flucht seines Helden neuen Werth und der Keugier reiche Speise. Der Verfasser hält sich, wie wir hören, jetzt in Paris auf und wird demnächst eine Biographie des erschossenen Dortu erscheinen lassen. 4.

Die deutsche Begrüßungsweise der deutsche Charakter.

Bei Gelegenheit der Anzeige eines englischen Reisewörterbuchs wird im „Quarterly review“ der Satz aufgestellt daß aus der nationalen Begrüßungsweise der Nationalcharakter zu erkennen sei. Nachdem in dieser Beziehung der Orient und Griechenland, die Römer, die romanischen Völker und die Franzosen durchgenommen worden sind, heißt es von uns guten Deutschen: „Frau von Stahl stahl und brachte J. P. Richter's Wort unter die Leute, daß der Deutsche im Reiche der Luft Herrscher sei — eine scharfsinnige und schöne Bemerkung, welche nicht allein durch den unbestimmten und phantasmagorischen Charakter der deutschen Literatur und der deutschen Poesie, insbesondere zu der Zeit wo Frau von Stahl ihr «De l'Allemagne» fabricirte, sondern vielleicht noch mehr durch den Ton der deutschen Metaphysik und durch die Oberherrschaft der Deutschen in der Musik bestätigt wird. Was persönliche praktische Behendigkeit, sowohl geistige als körperliche, das Pochen des Stiers bei den Hörnern anlangt, da ist der Deutsche nicht weit her. Ehe er es sich versteht schleudert ihn der Stier über den Kopf. Begegnet er dir des Morgens hummelnd auf der Kartoffelgasse oder der Amalienstraße, fragt er: «Wie geht's?» Er fragt nicht wie es dir geht; nein, wie es geht, Alles im Allgemeinen, ein reines Abstractum, ein reines Vernunftwesen, Etwas das weder dich noch ihn berührt, ausgedrückt durch es, ein Wort von ungreifbarer Bedeutung und ungreifbarer Form. Dieses mysteriöse abgezogene Es, dieses Ideal des Nichtdaseins, wie das geht will er wissen. Wohin oder warum kümmert ihn nicht, braucht er nicht zu wissen. Indes klingt auch aus dem Wie geht's? jene einfache Herzlichkeit heraus die zu dem

*) Vergl. über den ersten Theil Nr. 110 d. Bl. f. 1850.

freundlichen traulichen Verkehr der Deutschen aller Stände paßt, eines Volks bei welchem in den Tagen der Antireform es in Aussprache, Rede- und Dentweise des Fürsten von Sachsen-Pumpnickelhausen und des Reitknechts Seiner Hoheit so gut wie keinen Unterschied gab. Dieses kurze Wie geht's? athmet das ganze Volumen eines gemächlichen, behaglichen, gutmüthigen Wesens, die echte Atmosphäre des Marionettenhofs und der faulen Bourgeoisie einer komischen, schwächlichen, schlaftrigen Illiput-Residenz im alten, liebenswürdigen Deutschland. Dasselbe gilt von den Scheideworten unsers corpulenten Freundes in rosinenfarbigen Rodesten, apfelgrünem Rodde und etwas schmiereriger Rüge. «Leben Sie wohl!» ruft er, nimmt dabei die sammetmanchesterne Rüge ab und nimmt sich wohl in Acht sie nicht eher wiederaufzusetzen als bis er ziemlich am Ende der Amalienstraße oder rein um die Ecke ist. Leben Sie wohl! Denn das Dasein des würdigen Mannes ist, was die Dinge außer ihn betrifft, ein ganz animalisches, obgleich der Himmel wissen mag welche Trauergestalten und wie viele unreif geborene Theorien, politische, religiöse, sociale, social-politisch-religiöse oder religiös-politisch-sociale in den Rauchwolken des Leuchten Pfeifenaltars emporwirbeln, mit den Bildnissen auf weißener Porzellan der Beatrice Cerici, des Martin Luther oder Ulten Frig, der Jenny Lind oder des Erzherzogs Johann, des Herrn Blum oder des Van Sellaich.“ 5.

Bibliographie.

- Auerbach, B., Deutsche Abende. Mannheim, Basser-
mann. 16. 27 Rgr.
- Bethmann-Hollweg, M. A. v., Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung. Festgabe dem Fürsten Deutscher Rechtslehrer Frdr. Carl v. Savigny zur Jubelfeier des 31. Oct. 1850 überreicht. Bonn, Marcus. 1850. Gr. 8. 15 Rgr.
- Byron, Dichtungen. Aus dem Englischen von G. Pfizger. 2te erweiterte Auflage. Stuttgart, C. S. Lieblich. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Rgr.
- Das Fürstenhaus zu S... Ein Roman. Drei Bände. Breslau, Kay u. Comp. 8. 3 Thlr. 25 Rgr.
- Caume, J., Die Entweihung des Sonntags in Hinsicht auf Religion, Gesellschaft, Familie, Freiheit, Wohlfahrt, menschliche Würde und Gesundheit betrachtet. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. 1850. Gr. 8. 12½ Rgr.
- Goethe's religiöse Poesie. Kurzer Abriss der Theologie dargestellt aus Goethe's poetischen Werken. Für Theologen, Theologie Studierende und gebildete Laien. Von dem Verfasser der Neutestamentlichen Zeitgedichte. Leobschütz, Weilschäfer. 1850. 16. 12½ Rgr.
- Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen, dargeboten von A. Hungari. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. 16. 2 Thlr.
- Gottbelf, Jeremias, Der Bauern-Spiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gottbelf. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Springer. 8. 20 Rgr.
- Hilgenfeld, A., Das Markus-Evangelium, nach seiner Composition, seiner Stellung in der Evangelien-Literatur, seinem Ursprung und Charakter dargestellt. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1850. Gr. 8. 20 Rgr.
- Hoffmann, J. L., Goethe's Dichterwerth. Für einen gebildeten Leserkreis geschilbert. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 16. 25 Rgr.
- Holzmärker-Gerbode, Josephine, Lyrische Gedichte. Vier Hefte. Borbis. 1849—50. 8. 20 Rgr.
- Jahn, G., Die deutschen Freiheitskriege von 1813 bis 1815. Herausgegeben von dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland. Leipzig, Verlag des christlichen Vereins. 1850. Gr. 8. 12 Rgr.

Berliner genealogischer Kalender auf 1851. Mit 6 Stahlstichen. Die vollständige Genealogie und übrigen amtlichen Artikel nach den Mittheilungen durch die königliche Kalender-Deputation. 2te Auflage. Frankfurt a. d. D., Tröwisch u. Sohn. 1850. 8. 15 Rgr.

Illustrirter Kalender für 1851. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerverleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Leipzig, Weber. Hoch 4. 1 Thlr.

Kalisch, L., Paris und London. 1ster Band. Paris. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 12 Rgr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorschlag seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von E. W. Huseland. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Rgr.

Karlsbad und Helgoland. Poetischer Blütenstrauß, gewunden zur Erinnerung. 1850. Leipzig, S. Frischke. Gr. 8. 7½ Rgr.

Kaulbach, C. L., Stechpalmen. Kassel, Raabe u. Comp. 16. 15 Rgr.

Kirchmann, P. F., Naturforderungen an Erziehung und Unterricht für Lehrer, Eltern und denkende Schulfreunde in Briefen. Mit einem Vorwort vom Hrn. Seminar-Director Dr. Diesterweg in Berlin. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 20 Rgr.

Kenn, C., Unterrichts-Freiheit oder Staats-Erziehung? Unparteiliche Beleuchtung der Frage in Bezug auf den konstitutionellen Staat mit entwickelter Pädagogik. Aachen, Mayer. 1850. Gr. 8. 7½ Rgr.

Samong, J. B., Die populaire Phrenologie, oder sichere Merkmale der Reigungen, Talente und Fähigkeiten u. des Menschen, ganz einfach an den Kleinern oder größern Erhöhungen und Vertiefungen seines Hirnschädels zu erkennen. Ein interessanter Beitrag zur allgemeinen und sichern Menschenkenntniß. Allen Freunden und Forschern der Wahrheit gewidmet. Mit drei Abbildungen. Leipzig, Pönicke. 1850. Gr. 8. 7½ Rgr.

Strachwitz, M. Graf, Gedichte. Gesamtausgabe. Breslau, Trewendt u. Granier. 1850. 16. 2 Thlr. 7½ Rgr.

Strickland's, Jane, Ausgewählte Erzählungen. Nach dem Englischen von G. Plieninger. 2te Auflage. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1850. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Müller, J. F. C., Am Grabe des königlich Würtembergischen Staatsministers a. D., Hrn. Karl August Frhrn. v. Wangenheim, etc., den 22. Juli 1850 gesprochen. Coburg, Riemann. Gr. 8. 3 Rgr.

Schaden, C. A. v., Ueber die Hauptfrage der Psychologie für die Gegenwart. Programm zum Eintritt in den akademischen Senat der königlichen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen. Erlangen, Blasfing. 1849. Gr. 8. 8 Rgr.

Die Schwurgerichte in ihrer ersten Erscheinung. Insterburg, Wilhelm. Gr. 8. 4 Rgr.

Strauß, F. A., Das Kriegesheer an dem Geburtstage seines Königes. Predigt vor den königlich Preussischen Truppen in Hamburg am 15. Oct. 1850 gehalten. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1½ Rgr.

Volter, G., Predigt, nach dem Ausbruch der Cholera in dem Filiale Elbeke gehalten zu Hillerse. Göttingen, Wandenhoed u. Ruprecht. 1850. 12. 2½ Rgr.

Zur Beleuchtung der königlich Preussischen Note und Denkschrift vom 25. Aug. 1850. Frankfurt a. M., Litzius. Gr. 8. 3 Rgr.

Zur Würdigung der Denkschrift der Kurfürstlich Hessischen Staatsregierung betreffend ihre Differenzen mit den Landständen und dem landständischen Ausschusse. Kassel, Fischer. Gr. 8. 15 Rgr.

Zur populären Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Im Allgemeinen muß die Zuversicht als etwas Unüberbares bezeichnet werden mit welcher auch gegenwärtig noch viele achtbare Denker den persönlichen Gott im Angesichte des Pantheismus als selbstverständlich vielmehr voraussetzen als zu beweisen auch nur des Versuchs und der Anstrengung für werth erachten, während es dem Referenten wenigstens vollkommen feststeht daß der Pantheismus den strengsten Beweis zu fordern, und den persönlichen Gott, solange dieser Beweis fehlt, abzulehnen das entschiedenste, sonnenklare Recht besitzt. Allerdings ist die Frage nach dem persönlichen Gotte eine brennende Frage der gegenwärtigen speculativen Theologie, und Referent ist gleichfalls der Ueberzeugung daß der persönliche Gott allein speculative Berechtigung besitzt. Allein diese Frage muß nach des Referenten Meinung in einer weit andern Weise behandelt werden als es bisher geschehen ist, und vor allem das Geringste was dem Pantheismus zuzugeben ist offen eingestanden werden: daß der persönliche Gott des ausdrücklichen Beweises und der Aufzeigung seiner allseitigen Denkbarkeit und Denknothwendigkeit bedarf. Referent muß begreiflich die Ausführung dieses schwierigen, noch so wenig bearbeiteten Punktes auf einen andern Ort versparen. Aber auch den vielfach geistreichen und anregenden Bemerkungen des inredestehenden Verfassers gegenüber sei hier ausdrücklich auf diese Aufgabe hingewiesen, und nur im Allgemeinen die Ueberzeugung des Referenten ausgesprochen: daß allein die tiefere Untersuchung der sittlichen Verhältnisse die zur Anerkennung des persönlichen Gottes forttreibende Unterlage zwingend zu gewähren vermag. Bis es dem Referenten möglich sein wird in einer länger vorbereiteten besondern Schrift seine Ueberzeugungen hierüber zur Prüfung vorzulegen, mag es erlaubt sein auf seine Habilitationsschrift („Argumenta pro dei existentia exponuntur et judicantur“, erster Theil, Leipzig 1846), als auf eine freilich vielfach unvollkommene Andeutung des Grundgedankens hinzuweisen.

Allein trotzdem daß der Referent hier es nicht für ausreichend halten kann sich nur anzuschließen an eine im Kerne früher schon oft aufgestellte, namentlich von der „vermittelnden“ Philosophie vertretene Ansicht über den persönlichen Gott; obgleich es ihm allerdings nochwendig erschienen wäre hier eine völlige Neuarbeit zu übernehmen, und in der vorliegenden populären Schrift wenigstens anzudeuten: so theilt er doch nichtsdestoweniger die organische Weltanschauung der nachfolgenden Theile des Buchs, da auch ihm, nur in einer speculativ andern entwickelten Weise, die gesammte Welt in Gott beruht. Die ewige Schöpfung, diesen unmittelbar sich widersprechenden Gedanken nur richtig verstanden, d. h. die ewige Schöpferthätigkeit Gottes, ewig wie seine Liebe, darf wol im Gegensatz zu der zoroastrischen Anschauung als eine unverlierbare Errungenschaft der neuern Speculation angesehen werden, und wenn der Verfasser die Welt dennoch aus Nichts, d. h. „aus des persönlichen Gottes eigener Wesenheit“ hervorgehen läßt, wenn er den Alles durchbringenden Aether für das dem reinen göttlichen Selbstbewußtsein Entsprechende ansieht, und aus jenem den Weltkörper mit seinen Atomen geboren werden läßt: so sind hier, gemäß dem zurückgewiesenen Begriffe der Metaphysik Gottes, eine Anzahl von Sätzen ausgesprochen die nach des Referenten Ueberzeugung eine präcis wissenschaftliche Durchführung ohne poetische Verhüllung der Schwierigkeiten nicht zulässig machen. Allein auch er freut sich daran wenn der Demokritisch-Leibnizisch-Herbartische Gedanke, den auch die empirischen Naturwissenschaften immer entschiedener sich zueigen machen, wieder in den weitem Kreisen der eine Weltanschauung Suchenden ausgesprochen wird, der Gedanke nämlich daß eine wissenschaftlich haltbare Metaphysik zum monadologischen Realismus führe, seine Monaden aber in unauflösbarem (trotz Herbart) teleologischen Zusammenhange allenthalben stehen, auf ihrem Gebiete kein Entstehen oder Untergehen im strengen Sinne zugelassen werden könne, kein Tod in dem Bereiche der durch und durch lebendigen Natur sich finde, sondern die Weltenschöpfung mit ihren Wechseln, wie Goethe u. A. es wollten, als eine ununterbrochene Welterhaltung betrachtet werden müsse. So ist jedes Atom in seiner teleologi-

sehen Beziehung zum Ganzen ein scharf ausgeprägter Spiegel des Universums und alles Leben ohne Ausnahme eine Verleiblichung der Monaden, indem sie in immer neue und neue Organismen eingehen, und eine Vergeistung, ununterbrochene Verklärung des Stoffs vollziehen, welche eben durch jene wechselnden Organe zur Wirklichkeit gelangt.

Daß der Mensch bei dieser Grundanschauung gleichfalls als eine kleine Gesamtwelt, als ein Mikrokosmos betrachtet werde, versteht sich von selbst, und wenn der Verfasser an den menschengestalteten, das Weltenall in sich ausdrückenden Schöpfergeist Purusha in der indischen Mythe erinnert, und an den Erde und Himmel zusammenfassenden Riesen Imr, so ist damit nicht an einen bloß poetischen, sondern, ist er nur von kindlich-phantastischer That gereinigt, an einen auch metaphysisch berechtigten Gedanken gedacht, der übrigens selbst in der griechischen Philosophie weit, z. B. bis zum Empedokles, zurückgreift. Nur wäre zu wünschen gewesen daß der geistregende Verfasser auch in Betreff der näher psychologischen Fragen, bezüglich der Erörterungen über das Selbstbewußtsein, über das Gedächtniß, über das Erkennen, Anschauen, Empfinden, Wollen mit der Sorgfalt vorgeschritten wäre welche der Standpunkt der neuern Psychologie gebieterisch verlangt. Die pantheistische Schule hat hierin bei ihrer vorherrschenden Richtung auf das Allgemeine, und bei ihrer im Ganzen sehr spärlichen Geduld das Einzelne anders als kritisch zerlegend und beseitigend scharf ins Auge zu fassen, unvergleichlich weniger geleistet als die weniger geniale, aber exactere Herbart'sche Schule, und wenn neulich in der hallischen „Monatsschrift für Literatur“ von einem Aufsatze der den gegenwärtigen Stand der Psychologie zu besprechen die Absicht hatte das Gegentheil behauptet zu werden schien, so möchte bei diesem Urtheile der unbefangene Kenner beider Leistungen in einige Verlegenheit gerathen. Die Leistungen der Herbart'schen Schule auf psychologischem Gebiete sind die Krone der Herbart'schen Philosophie überhaupt. Sie haben uns einen gebiegenen, nach der Ansicht des Referenten unzertörbaren Unterbau für die Fortführung der psychologischen Wissenschaft geboten, und neuerdings durch die nüchternen, aber desto exacteren „Psychologie“ von Waig (Braunschweig 1849) einen neuen Beleg ihrer Tüchtigkeit und ihrer großen Zukunft gegeben. Auch Benedek's achtenswerthe, nur mehr popularisirende Leistungen auf demselben Gebiete sind eben hierher zu rechnen. Sie bewegen sich schärfer betrachtet durchaus überwiegend und unleugbar, vielfach namentlich nach der praktischen Seite hin fördernd, auf dem Boden Herbart'scher Grundgedanken. Aber eben deshalb ist es Zeit daß wo sich die Wissenschaft populair und zusammenfassend, wie in dem vorliegenden Buche, auch über psychologische Fragen ausspricht, das Studium der Herbart'schen Psychologie allenthalben fühlbar werde. Vorstellungen vom Selbstbewußtsein und Ich als einer schöpferischen That des Geistes, oder gar als der immanenten Einheit der Vorstellungen — ein irriger Gedanke, den Kant insbesondere mit seiner synthetischen Einheit

in Umlauf gebracht hat —, sind nach der Ansicht des Referenten mit siegreicher Schärfe durch den Nachweis Herbart's als überwunden zu betrachten, daß unterschieden werden muß zwischen substantiellem und empirischem oder jedesmaligem Ich, und letzteres nicht sowol Ausgangspunkt für die allgemeine Zuständigkeit des Menschen, sondern eben nur ein Gedanke neben den übrigen Gedanken sei, aus deren von Besonderheiten gereinigten abstracten Verwebung sein Stoff besteht. Zwar ist die Entwicklung des Selbstbewußtseins wie sie Herbart im zweiten Theile seiner größern „Psychologie“ gibt nicht genügend, und auch die neuere Behandlung desselben Gegenstandes von Waig ist nach der Ansicht des Referenten ungenügend: aber Beide haben schon viel weiter geführt als die vorliegende Schrift anerkennen zu wollen scheint, und dennoch sollte auch in dieser Beziehung jede populäre Schrift der immerhin populair gehaltene Abdruck des Standpunkts der exacten Wissenschaft selbst sein. Dasselbe gilt von den übrigen psychologischen Elementen. Insbesondere aber das Selbstbewußtsein hervorzuheben fühlte sich der Referent gedrungen, weil nach seiner Ueberzeugung eine richtige psychologische Auffassung überhaupt für die Behandlung aller philosophischen und theologischen Hauptfragen von unüberrechenbarer Bedeutung ist. Kant ist ja wesentlich gescheitert an seiner sorglos fremdher genommenen Psychologie, und eine sehr große Anzahl verwirrender Irrthümer des Schelling-Hegel'schen Idealismus, und namentlich des logistischen Pantheismus Hegel's, hat ihren Ursprung aus derselben Quelle. Es unterliegt dem Referenten wenigstens keinem Zweifel daß die gewöhnliche und auch dem Verfasser eigene Bezeichnung des Selbstbewußtseins als des Wesens im Menschen formal zwar richtig, aber material vollkommen bedeutungslos ist, und bei richtiger Fassung der psychologischen Wesensähnlichkeit des Selbstbewußtseins wird sich nach der Ueberzeugung des Referenten die ganze Seite der Wissenschaft die mit jener Ansicht vom Wesen des Menschen in Verbindung steht wesentlich anders gestalten müssen. Leider sind die Andeutungen die Schleiermacher hierüber bereits gegeben hatte nicht hinlänglich benutzt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane von deutschen Frauen.

1. Der Bögling der Gesellschaft. Roman von L. Mühlbach. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1850. 8. 3 Thlr.

Der vorliegende Roman ist ein Schauspieler von Missfallen aller Art und in allen Sphären der Gesellschaft. Entweder ist der Bögling der Gesellschaft ein schlecht gerathener oder die Gesellschaft ist sehr schlecht. Daß der Roman vorzugsweise an einem kleinen deutschen Hof spielt, ist keineswegs schmeichelhaft für den Hof. Der Held, Major von Bernthal, ist der natürliche Sohn eines Fürsten und die Verführungsgeschichte seiner Mutter ist keineswegs erbaulich. Troadem daß der Vater ihn erziehen und nicht Mangel leiden läßt, fühlt er sich in seinen Rechten gekränkt und zurückgesetzt und schwört der Familie seines Vaters Rache. Er verführt die Gemahlin seines fürstlichen Bräutigams und sodann deren

Tochter, die Prinzessin Luise, die er eine zeitlang als Waltraute bei sich behält. Deren Bruder, den regierenden Fürsten, betrachtet er als seinen Knecht und schreckt ihn von Zeit zu Zeit durch sein plötzliches Erscheinen, durch Nachredungen und unbescheidene Ansprüche. Die Liebesbriefe des pflichtvergessenen Fürsten, sowie die der Prinzessin Luise, sind Waffen in seiner Hand mit denen er die fürstliche Familie vor den Augen der Welt zu brandmarken droht. Wie aber ist die fürstliche Familie dargestellt. Der Fürst ist ein schwacher, lässiger, vergnügungsfüchtiger Charakter. Von der Geliebten seines Herzens wird er getrennt durch die Intrigen seiner Mutter, weil dieselbe befürchtet durch seine Vermählung den ersten Rang sowie den Einfluß auf Regierungsangelegenheiten zu verlieren. Diese herrschsüchtige Frau, welche in ihrer Jugend durch Liebe so schwer geküßt hat, will die Tochter an einen König vermählen und deren Neigung zu einem apanagierten Prinzen nicht dulden. Der Verkehr der fürstlichen Familienmitglieder untereinander ist sehr förmlich und unnatürlich dargestellt. Nur wer nie Fürsten in der Nähe sah kann solche Schilderungen wagen. Einige Szenen verletzen durch hochtrabende Gemeinheit. Die Fürstin-Mutter droht das Liebesverhältnis der Prinzessin zu lösen, indem sie dem Prinzen deren früheren Lebenswandel enthüllt; die Tochter schreckt die Mutter mit gleicher Androhung; der Streit ist heftig und von langer Dauer. Endlich entdeckt die Prinzessin selbst ihre Schuld dem edeln Bräutigam; dieser fällt zwar bei dem Geständnis in Ohnmacht, vergibt ihr aber und gedenkt sie zu heiraten, nachdem er sich mit dem Verführer geschlagen hat. Letzterer hat es indes nicht bei den fürstlichen Verführungen bewenden lassen und seinem Don Juan-Treiben scheinen noch andere Motive zugrundezuliegen. Ein armes Mädchen aus dem Volk ist ein Opfer seiner Sinnlichkeit und hat zwei Jahre lang als Kindesmörderin im Zuchthause gefessen; sie glüht vor Rache und bewacht Bernthal's Schritte um dieselbe ins Werk zu setzen. Seine schöne 17jährige Tochter erzieht er in der Einsamkeit; diese benützt er um falsche Kassenscheine zu fertigen, und sie ahnet nicht daß sie einem Verbrechen dient. Der junge Mann den sie liebt entdeckt dasselbe und Bernthal wägt seine Schuld auf ihn und läßt ihn arretieren. Bernthal soll aber nicht für einen gemeinen Verbrecher gehalten werden: so verlangt es der Autor. Er vollführte ja alle seine Mißthaten nur aus Rache und um das Volk zu beglücken. „Wer das Eind und die Gemeinheit der Welt beherrschen will, muß seine Waffen aus der Hölle und nicht aus dem Himmel holen, er muß nicht mit Tugend sondern mit Lastern die Menschheit bekämpfen“, so sagt er. Seine Absicht ist die ihm verwandte fürstliche Familie zu verderben, indem er durch die große Masse von Kassenanweisungen einen Staatsbankrott herbeizuführen gedenkt. „Ich hatte ein großes Ziel“, sagt er in seinem letzten Bekenntnisse. „Nicht bloß die Rache an dieser entarteten Fürstenfamilie; ein ganzes Volk wollte ich glücklich machen. Und wenn es mir gelungen mit der Macht meines Geldes dieses Volk aufzustacheln zur Wuth, wenn sie diesen Fürsten, diesen Sklaven seiner Mutter verjagt und ihre Ketten zerbrochen hätten, dann wollte ich den Thron meiner Väter bestiegen, nicht um dieses Volk zu knechten, sondern um diese Herde unmündiger Kinder zu freien, tapfern und großen Männern zu erziehen. Ich wollte mich an die Spitze stellen, nicht aus eitlem Prunktsucht, sondern zum Wohle des Volks, das ich zu einem freien und glücklichen machen wollte.“ Mit solchen Absichten hat er auch im badischen Aufstand mitgekämpft, ist dort gefangen und zum Tod verurtheilt worden; es ist ihm aber gelungen aus dem Gefängnis zu fliehen und abermals zum Schreck der fürstlichen Familie zu erscheinen. Von den Volksebeglückungsideen ist er etwas zurückgekommen, das Volk erscheint ihm nicht mehr edel und groß, er bezeichnet es als eine Herde egoistischer Menschen, welche allein von ihrem Vortheil regiert werden; der Eigennutz sei die Wetterfahne nach welcher sich der Wind ihrer Gunst kundgibt. Treu

solchen veränderten Ansichten muß die Tochter dennoch falsche Kassenanweisungen fertigen, und er schweigt in dem Gemüßen die das Resultat dieses Betrugs ihm gewährt. Eine schöne Frau, Lucinde, der noch nie ein Mann widerstand, die aber noch nie einen Mann geliebt hat, unternimmt es aus besonderem eigenthümlichen Interesse für die fürstliche Familie dem Major von Bernthal die Liebesbriefe der Fürstinnen zu entlocken und verliert sich in ihn. Sie hat bis dahin alle Männer erbärmlich gefunden. Bernthal erscheint ihr als der Erste welcher der Liebe würdig ist! Hier ihr Geständnis: „Und als ich ihn sah, da neigte sich meine Seele vor ihm und zum ersten mal fühlte ich mich unterjocht in der Demuth meines Herzens. Und ich sagte zu mir: Ob die Menschen ihn hassen und ihm fluchen, was habe ich danach zu fragen? Die Gesetze von heute sind nicht die Gesetze von morgen, und was man heute als Sünde verdammt wird morgen als Tugend gesegnet. Wenn Abgründe in seiner Seele sind, nun wohl, so müssen auch Höhen da sein, und wenn finstere Gedanken in seinem Herzen wohnen, so wohnt doch das Lächeln Gottes in seinem Angesicht.“ Bernthal gibt sich dieser Liebe nicht hin, er fühlt daß sein Dasein von Schuld befreit ist, er ist zur Neue gelangt durch die Tochter welche ihm ihre Verachtung fühlen ließ; jetzt vermag selbst die schöne Lucinde ihn nicht mehr an das Leben zu fesseln; er gibt sich selbst den Tod, nachdem er die so sehr geküßten Briefe ausgeliefert und soviel als möglich wieder gutgemacht hat was er verschuldete. Daß ein Talent die Feder führte bei diesem Roman ist nicht zu leugnen, doch herrscht eine gewisse Roheit der Phantasie vor, sowie auch eine Berechnung ungebildete Leser zu fesseln, welchen der gute Geschmack, sowie das Streben nach dem Schönen und Edeln, geopfert wird.

2. Johann Goglowky, der Kaufmann aus Berlin. Roman von L. Mühlbach. Drei Bände. Berlin, Simion. 1850. 8. 4 Thlr.

Eine glücklichere Wahl zum historischen Roman konnte kaum getroffen, ein besserer Held kaum gefunden werden als der edle, reiche Kaufmann, der mit großmüthigem Selbstvergeben seinen Mitbürgern, seinem König und der Menschheit Opfer brachte welche mit Undank belohnt wurden. Er der über Millionen gebieten konnte und diese Millionen zum Nutzen und Frommen seiner Nebenmenschen verwendet, endigt seinen Lebenslauf arm, in stiller Zurückgezogenheit, die Scholle selbst bebauend die ihm das Dasein fristet. Wie er groß im Stüd war, ist er auch groß im Unglück, und der Autor hat mit vielem Talent die Glorie eines geläuterten Charakters, einer wahrhaft edeln und humanen Gesinnung um Goglowky's Erscheinung gelegt. Die Liebesgeschichte von Goglowky's Tochter mit dem russischen Offizier fand unsern Beifall weniger als der historische Theil des Werkes. Es ist etwas Gemachtes, Theatralisches in den Liebeszenen, der Leser ahnet die Absicht das Interesse zu reizen; dasselbe wird überreizt und dadurch abgspannt. Die Szenen des Kriegs der berliner Ereignisse u. s. w. sind äußerst lebendig und so geschichtlich treu als möglich geschildert. Mit reicher schöpferischer Phantasie sind die Thatfachen und Persönlichkeiten einer vergangenen Zeit wieder ins Leben gerufen. Die Redacteurs der Voss'schen und Spener'schen Zeitungen sind wohlgezeichnete Charakterbilder, wenn auch etwas caricirt. Die Gespräche zwischen Goglowky und Friedrich dem Großen sind voll Interesse und Wahrheit. Man's tiefer Blick in das Menschenberg, manch charakteristischer Zug des menschlichen Thuns und Denkens, wobei der Autor Erfahrung und Menschenkenntniß bekundet, ziehen den Leser an und regen ihn auf zu tiefen trübten Reflexionen. Die Schilderung einer Auktion der Goglowky'schen Besitzthümer gibt unter Anderem ein schmerzliches wahres Bild solcher Ereignisse, wo die Nächstehenden und Befreundeten des Hauses, Diejenigen welche geschwigt haben

bei den Festen des Reichthums sich am eifrigsten hingudrängen, um sich in die Trümmer des gefallenen Glücks zu theilen. Das ganze Werk bietet eine spannende, das wärmste Interesse anregende Lecture.

3. Eine schlesische Hausfrau und ihre Angehörigen. Roman von Henriette Hanke. Zwei Bände. Hannover, Hahn. 1850. 8. 2 Bdr.

Henriette Hanke ist schon seit Jahren eine beliebte Schriftstellerin des weiblichen Lesepublicums; sie gehört zu den Wenigen die nicht aus den Schranken ihres Geschlechts heraustreten, die durch die Macht der Weiblichkeit die männliche Kritik ent Waffen, die ihre Feder nicht in jene schädliche Substanz tauchen welche zerlegend auf die zartesten Verhältnisse wirkt, und der Gallapfel ihrer Tinte gleicht nicht jener verderblichen Frucht an der die Mutter der Lebendigen sich zu Tode kostete. Die Bücher der Henriette Hanke reicht gern die Mutter ihrer Töchter, die Erzieherin ihrem Bögling; denn die junge Frauenseele kann daraus lernen wie man sich fügen muß in die Verhältnisse, wie das Bestehende ehren. In demselben Sinn wie die frühern Romane ist auch der vorliegende geschrieben. Das Außergewöhnliche der Erfindung ist in das gewöhnliche Leben eingepaßt, und die gewöhnlichen Ereignisse des täglichen Lebens sind mit außergewöhnlichen Thaten von Reflexion und Poesie ausgestattet und zu einem anmuthigen Ganzen verwebt. Hier und da möchte der Leser wohl über unnöthige Breite klagen und Längen überspringen; eine gewisse Gründlichkeit in der Entwicklung von Charakteren und Verhältnissen welche sich in langen Conversationen und Erzählungen von Lebensgeschichten kundgibt kann momentan als für die Entfaltung des Romans all zu hemmend erscheinen, überall findet man aber Belehrung und zwar auf eine wohlthuende, die Absicht nicht verrathende Art und Weise. Dem Leser wird ein Blick vergönnt in das stille wohlthätige Wirken einer Gutsfrau unter ihren Kindern, Untertanen und Gesckäften. Die Schriftstellerin, von dem Gatten unwürdig behandelte Freundin, die in ihrer Jugendliebe tiefgekränkte Gouvernante findet bei der Gutsfrau Aufnahme. In ihrem Wirken wohnt Segen und Gedeihen. Sie ist verlassen von dem ruhelosen Gatten, welcher einen verlorenen, von ihm tiefgekränkten Bruder in heißer Sehnsucht nach Versöhnung aussucht. Der Bruder findet sich und nähert sich freundschaftlich der schwägerten Gutsfrau, und als deren Gemahl nach langer Abwesenheit zurückkehrt, Gattin, Kinder und Bruder wiederfindet, hat er noch die Freude die von ihm leichtsinnig verlassene Jugendliebe als des Legtern Braut zu begrüßen. Eine allgemeine Versöhnung schließt die Wirren des Romans auf befriedigende Weise; da gibt es nichts Störendes, nichts Berrißenes und Herzbrechendes, keine ängstliche Besorgniß des Lesers, kein unruhiges Vorwärtsblicken nach der Entwicklung der Geschichte. Außer den Lebensgeschichten und Erlebnissen der Haupt- und Nebenfiguren, außer den Menschenchicksalen welche zur Charakteristik des Landlebens oder zur Verständigung des Wirkens der Gutsfrau gehören, finden sich noch eingeschaltete Erzählungen von der Gutsfrau selbst niedergeschrieben; denn sie ist Schriftstellerin wie ihre Freundin. Die einsamen Stunden ihrer halben Wittwenhaft hat sie mit ihrem Talent verkürzt und dasselbe angewendet um ein jungliches, früh verwaistes Künstlerpaar zu unterstützen. Es sind Geschwister Lukas und Angelika, welche originelle Gemälde schaffen; die Schwester gibt die Ideen dazu die der Bruder ausführt, wobei zu diesen Gemälden die Gutsfrau den Commentar liefert, um dieselben bekanntzumachen und Käufer anzulocken. Dieser Commentar besteht nun aus einfachen Fabeln und Erzählungen, welche durch Anspruchslosigkeit der Form und Wahrheit des Stoffes anziehen. „Der Wille, diese Urkraft der Seele, ist auch

(schöpferisch, und ein guter Wille ist mehr Recht und meine Befähigung zur Feder.“ So sagt die Gutsfrau und leihet den kindlichen Künstlern ihren Beistand, indem sie dieselben zu „den Stummen des Himmels rechnet, welche eines Ausdrucks wie er gang und gäbe auf Erden ist nicht befähigt sind“. Die einfachen ahnungslosen Stoffe sind leicht verwebt in das menschliche Geschick. Die Gutsfrau hat anonym geschrieben: „Wenn ich eine Ader meines Herzens öffne daß sie zur Goldader werde für die Armen, so fürchte ich nicht man werde glauben ich wolle mich nur selbst geltendmachen als eine geistreiche Frau und als die Protectorin eines schußlosen Genies.“ „Wer mit Ideen umgeht ist nicht einsam, und eine Mutter von Gedanken der Liebe, die mit und nach uns leben, kann Rede werden, auch Die der die ewige Weisheit das Glück versagt in Kindern wiederaufzublühen wenn unsere Blume dahin ist.“ „Ich mag es nicht leugnen daß es nur liebe Stunden sind in denen ich mit den Idealen der Unschuld verkehre, und daß die Feder mich emporträgt in einen Himmel der Stille, aus dem Leben der Unruhe und der Arbeit.“ Solche Worte charakterisiren die Gutsfrau, die jugendlichen Künstler aber denen ihre Feder sich widmete erhalten am Schluß des Buches eine weitere Deutung: „Lukas und Angelika sind die zarten Genien welche Bilder göttlicher Offenbarung an die arme Wand des Lebens malen, zu denen die Zeit, jene erhabene Gutsfrau, während Ewig-Water abwesend scheint, der doch immer wiederkehrt zu den Seinen, ihre Erklärung schreibt.“ Ein denkender Geist kann alle Erdenercheinungen symbolisch deuten — warum nicht auch dieses Zwischenspiel des Romans! Vergangenheit und Zukunft verhüllen sich uns, aber jene trägt den Wittwenschleier und diese den jungfräulichen.“ 15.

Notiz.

Lurenne im Leben und im Tode.

Mancher weiß vielleicht nicht daß die Leiche Lurenne's lange Zeit im Cabinet des Jardin des Plantes mitten unter ausgestopften Bälgen von Hirschen, Eleuthieren, Giraffen und Schlangen gelegen hat. Und doch ist Dies der Fall. Als der Staub von Frankreich's Königen in den Lüften verwehrt, da hob man den von Lurenne sorgfältig auf. That man Dies vielleicht mit Rücksicht auf seinen berühmten Namen? Nein, denn die Revolution belächelte das Vorurtheil der Autorität. Ein Gelehrter war es der den Körper Lurenne's reclamirte, nicht weil es ihm um eine Reliquie zu thun war, sondern weil der Leichnam sich besser als die andern conservirt hatte. Von einem Manne der seine Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie vervollkommen wollte ward der Ruhm Frankreich's zwischen die Vierfüßler und die Fische gesetzt, bis ihn Napoleon in die Zufluchtsstätte der Helden, zu den Invaliden, schickte. Lurenne gehört der Geschichte an, aber doch nicht der Naturgeschichte. In seinem Leben ist ein Zug besonders bemerkenswerth. Zur Zeit der Fronde diente er dem Hofe gegen die Armee der Prinzen. Mazarin ließ Lurenne jagen er solle sich geschickt zurückziehen. Nein, dachte dieser, es ist immer gefährlich der Rebellion nicht die Stiern zu bieten. Inzwischen kam die Rebellenarmee näher und entfaltetete sich; Condé befehligte sie, sie zählte 14,000 Mann; Lurenne hatte kaum 4000. Mehr als jemals sprach man selbst in der Armee vom Rückzug. Lurenne aber wendete sich um, und sagte kalt zu seinem Capitain der Garden: „Hier ist's, wo man sterben muß!“ Er starb nicht, sondern siegte; sein Auge hatte das Terrain wohl studirt, und der Vortheil der numerischen Stärke ging den Frondeurs gegenüber der Kühnheit des Charakters und des Genies verloren.

Zur populären Religionswissenschaft.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 10.)

Gleichwol will es der Referent nicht unerwähnt lassen daß ihn in demselben Zusammenhange der im vorliegenden Buche ausgesprochene Grundgedanke des Seelenlebens der Liebe in hohem Grade befriedigt hat. Gegenüber den Systemen welche offen (wie Max Stirner) oder consequentermaßen wenigstens (wie Feuerbach's Theorie) und jede pantheistische Richtung, selbst den ehrwürdigen moralischen Kant und den großartig-sittlichen Fichte nicht ausgenommen) auf Egoismus hinauslaufen, und in allen Denjenigen mehr oder weniger hervortretende Bundesgenossen haben die nicht die Ruhe fanden das in vielen Beziehungen berechnete Princip des Egoismus allseitig zu durchdenken und darin ganz zu überwinden, ist der vom Verfasser zunächst in einfach-populärer Weise eingeschlagene Weg sicher derjenige auf welchem wir zuerst dahin kommen werden die feine, aber entscheidende Unterschiedslinie zwischen dem subjectiv begründeten Stoffe und dem subjectiven Motive unserer Handlungen zu ziehen, und die, soviel dem Studium des Referenten bekannt geworden, noch nirgend aufgewiesene Möglichkeit zu finden mit ethisch-theoretischem Rechte, nicht bloß in unbegriffener und vielleicht unberechtigter praktischer Zufälligkeit über das Subject hinauszuschreiten in das Object der hingebenden Liebe. Nur auf diese Weise ist der Egoismus wissenschaftlich völlig zu überwinden, und dennoch zu der vollen Befriedigung des subjectiven Rechts zurückzukehren. Hier sind unserer Ethik noch große Aufgaben vorbehalten, und auch die Religionsphilosophie wird von ihrer Lösung zum Theil tief berührt werden müssen.

Daß die sich hier anschließenden Fragen nach „der Freiheit, Sünde, Wiedergeburt des Menschen, nach dem Sündenfalle und nach der Theilung der Völker“ nothwendig hiermit zusammenhängen, wird Jedem einleuchten der diese Fragen irgend einmal im Zusammenhange durchgedacht hat. Auch hier ist von dem Verfasser sehr viel Wahres gesagt, und insbesondere das Wesen der Sünde mit Recht zurückgeführt auf den tropigen Eigenwillen des Einzelnen gegen

über dem Allgemeinen oder dem Alles umspannenden Sittengesetze. Mag es auch zu viel gesagt sein wenn der Verfasser (S. 132) behauptet daß die Wirklichkeit der Sünde den eigentlichen Grund enthalte warum die Menschen philosophiren; mag hier der gottberechtigte Vervollkommnungstrieb des Menschen in ein nicht ganz scharf beleuchtendes Licht gestellt worden sein: es ist gleichwol unleugbar daß die Sünde und der Irrthum die beiden negativen Hebel der Entwicklung der Menschheit überhaupt sind und die Hauptursache für die überwiegende Oberflächlichkeit unserer dogmatisch-theologischen Wissenschaft seit dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts bis zum hervortretendern Einwirken Schleiermachers der zu geringen Einsicht in das Wesen und in den Ernst der Sünde und des Irrthums zugeschrieben werden muß. Die Frivolität und Demuthsarmuth der Zeit hat hier, um sich zu der Lösung ihrer schweren Aufgaben zu tüchtigen, unsagbar viel zu lernen, und mag sich an den theilweise sehr kräftigen Schilderungen der Sünde bei unserm Verfasser erbauen, von dem wir sogar mehr noch und tiefergreifend als es in der That geschehen ist das Moment der Sünde und der Erlösungsbedürftigkeit hätten betont sehen mögen.

Stellt man sich aber einmal auf diesen Standpunkt des tiefsten Sündenernstes, und hat man sich gewöhnt die gesammte Entwicklung der Welt als Ein organisches Ganze, als bis ins Einzelste hinein von der göttlichen Vorsehung bedingt, anzusehen; hat man sich endlich von Dem überzeugt was die Geschichte mit Flammenzügen in die Erscheinungen ihres Wesens eingezeichnet hat, daß Gott der Herr der Zeiten zu allen Zeiten und bei allen Völkern, und Christus der Wendepunkt der Zeiten war: dann wird man auch nicht anders können als mit dem Verfasser die gesammte Vorgeschichte des Christenthums auf heidnischem und jüdischem Boden als Einen großen Erlösungsdrang und als eine Geschichte der Prophetie auf Denjenigen hin zu betrachten der in seiner gottmenschlichen Erscheinung die Fülle des göttlichen Seins den zu erlösenden Wesen darlebte, und bewußter oder unbewußter in allen Fußstapfen der Sehnsucht nach Erlösung enthalten war, welche die Menschheit vor ihm zur verschiedenen, bald heidnisch-mythologischen, bald alttestamentlichen Aussprache der Hoffnung

auf den Messias drängte. Das ganze Leben Jesu vor, mit und nach seinem persönlichen Kommen will unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt und diese große Idee schon der alten christlichen, soviel und unverstanden geschmähten Gnostiker, befreit von Phantastereien, in dieser Läuterung zu ihrem alten guten Rechte zurückgeführt werden. Die Zeiten sind hoffentlich für immer und bald auch für das weitere Bewußtsein vorüber, wo man die alten Mythologien für gehaltlose Willkürgebilde ansah, und in theologischer, scheinbar christlich-frommer Verlehrtheit und Geistlosigkeit die Mächte religiöser Ideenkraft verkannte welche vor Christo auf Christum hin auch auf heidnischem Boden die tiefsten Gemüther bewegten. Es ist eine Wesensaufgabe Aller welche von den Elementen der neuern Wissenschaft nicht unberührt geblieben sind, diese alle Gestalten der Religiosität zusammenfassend und anerkennende Weltanschauung zunächst wenigstens als Princip nach allen Seiten hin auszusprechen und geltendzumachen. Unzählige Beschränktheiten und Vorurtheile, welche uns bisher so vielfach gehindert haben in die Tiefen des göttlichen Weltbausehalts und des wahren, wiederum und wahrhaft begriffenen Christenthums einzudringen, werden dadurch zu gleicher Zeit in Trümmer stürzen. Die rechte, d. h. nicht indifferente und glaubenslose Toleranz und Achtung vor der freien religiösen Subjectivität wird damit im Principe zunächst gewonnen werden. Mit ihrem Ernste wie ihrer Freiheit wird auch das Princip unserer christlichen Zukunft gewährleistet sein, und die frische Kraft des befreiten religiösen Subjects zurückgenommen werden, die ungeflört durch kleinliche, von destructiver Kritik mit Vorliebe betonten Keußerlichkeiten den Heiligen Geist des Neuen Testaments und seines Geistes wiederum empfindet, ohne den wir nimmer im Stande sein werden jene gewaltige Zeit zu verstehen, und aus ihr heraus wie mit ihr unsere eigene religiöse und sittliche Zukunft neuzubefruchten und umzubauen.

Wir glauben mit dieser Andeutung unsers Grundgedankens und mit dem Verfasser auf Einem Boden zu befinden. Seine Andeutungen „über den Christus der Vorzeit“ (S. 159—175), sein „Leben Jesu“ (S. 171—214), und seine nachfolgenden verwandten Entwicklungen haben jedenfalls das Gesagte zu ihrer letzten Grundlage. Dabei verhehlen wir nicht daß wir im Einzelnen vielfach abweichen: daß wir die orientalische Religionsgeschichte allseitiger hervorgehoben, und den Forschungen Röth's insbesondere („Geschichte unserer abendländischen Philosophie“, erster Band, Mannheim 1846), umfanglicher Rechnung getragen, auch von Andern abgesehen Schelling's oft willkürlichen, aber geistreichen und wie es scheint noch nicht genug beachteten Winken über die Auffassung der Mythologie (in seiner durch Paulus veröffentlichten „Offenbarungsphilosophie“) umfassendere Rücksicht geschenkt haben würden. Ebenso wenig wollen wir es unterlassen es ausdrücklich auszusprechen daß nach unserer Ueberzeugung das neutestamentliche Leben Jesu viel historischer und zugleich ideeller auf-

gefaßt werden kann, trotz der Beengtheit des Raums der vorliegenden Schrift, als es von dem auch hier übrigens vielfach geistreichen und anregenden Verfasser selbst nach dem Vorliegenden wirklich geschehen ist. Vor allem wird es einer tiefern Bearbeitung der Christologie bedürfen, deren Bearbeitung keineswegs bloß theologisches Interesse besitzt, aber freilich gegenwärtig in voller Arbeit begriffen ist, und durch die letzten achtenswerthen Leistungen des nüchternen, aber oft treffenden Thomasmus, oder des zur Tiefe dringenden, aber oft in der Subjectivität festgebannten Liebner nach der Ansicht des Referenten durchaus noch nicht als einem bestimmtern Abschlusse zugereift betrachtet werden darf. Endlich wird das Moment des Versöhnungstodes Christi und das Princip der Rechtfertigung aus dem Glauben, entsprechend dem historischen christlichen Bewußtsein und dem Vulgairrationalismus zum Troste weit tiefer entwickelt werden müssen als es vom Verfasser geschieht. Auch sind die geistreichen, warm empfundenen, aber zum Theil sehr willkürlichen „Kertergedanken eines deutschen Republikaners“ (S. 222—252), namentlich nach Dem was der Verfasser selbst früher über wesentlich dieselben Gesichtspunkte ausgesprochen hat, eher geeignet in vage, beunruhigende Weiten hinauszutreiben als eine bestimmte, vom wissenschaftlichen Hintergrunde begrenzte Ansicht zu gewähren. Denn nur da wo man trotz aller poetischen Färbung, die wie im vorliegenden Buche durch den Zweck der Schrift in einem gewissen Grade berechtigt ist, die nur verhüllte wissenschaftliche Durchbringung eines in sich schwierigen Gegenstandes herausmerkt, kann auch der Gebildetere die bestimmte und begrifflich gesichere Anregung des Geistes empfangen, die man von jedem selbst populair philosophischen Buche verlangen muß. Die Willkürlichkeit der wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Subjectivität hat schon zu verhängnißvoll geschadet auf dem Gebiete der Philosophie in der Theorie wie Praxis überhaupt, und ist auch gegenwärtig noch auf beiden Gebieten zu wirksam als daß wir nicht durch möglichste Bestimmtheit der begrifflichen Auffassung selbst auf populairm Boden ihr entgegentreten müßten. Wenigstens nach dem Urtheile des Referenten hätte eine zweite Auflage Dies wol ins Auge fassen sollen, und es möchte Dieses umso mehr hervorzuheben sein, da auch andere Theile des Buchs, namentlich wo es die praktischen Fragen (z. B. den christlichen Staat, S. 349—361) berührt, an zwar nicht völlig gleichem, aber ähnlichem Mangel zu leiden scheinen, soviel auch Geistreiches und im Principe Wahres selbst hier ausgesprochen ist. Wird allenthalben eine bestimmtere Haltung der begrifflichen Fassung angestrebt, und ein größerer Muth wissenschaftlicher Tiefe und Präcision trotz des wesentlich populairn Leserkreises daran gesetzt werden, so wird sicher die Wirksamkeit des anregenden Buchs auch in populairn Kreisen eine größere und nachhaltigere sein. Die poetische Frische braucht deshalb durchaus nicht beeinträchtigt zu werden. Die vollendetste Poesie strebt auch zum vollendetsten und mög-

sich bestimmten Ausdruck des Unendlichen und in seiner Vollfülle Unausprechlichen.

Der Referent würde sich, zumal da das Buch nicht eigentlich dem wissenschaftlichen Theologen bestimmt ist, nicht mit der Genauigkeit die Bekanntheit des Buchs erworben haben, die er hier des beschränkten Raumes halber nur sehr unvollständig benutzen kann, und noch viel weniger sich in diesem Umfange, besonders an der gegenwärtigen Stätte, über dasselbe verbreiten haben, wenn er nicht für die höhergebildeten Laien aller Stände und für diejenigen Theologen welche entweder nicht Zeit oder — nicht Lust gehabt haben sich mit den specifisch-wissenschaftlichen Arbeiten der neuern Theologie unmittelbar bekanntzumachen, das vorliegende Buch für ein wichtiges erachten mußte. Möge es von ihnen, trotz der Anstrengung die es ihnen vielleicht hier und da bereiten möchte, viel gelesen werden. Der Frühlingshauch der Begeisterung die durch das ganze Buch ohne Ausnahme hindurchgeht wird die Mühe der Aneignung neuer und im Bewußtsein noch schlummernder Principien um ein Bedeutendes leichter machen, und den christlichen, heiligen Geist der religiösen Frische, Wärme, Sinnigkeit und Schöpferlust anregen, ohne den der Fortbau unserer Kirche auf dem bloß oder vorwiegend theoretischen Boden der Wissenschaft nimmermehr gelingen wird. Was über die deutsche Großthat der Reformation mit ihren ethischen, durch spätern Scholasticismus verkümmerten Principien populair ausgesprochen ist, was über christliche Kunst und Poesie, über ihre Idealität und Innerweltlichkeit gegenüber der altclassischen Kunst und Poesie zur geistreich andeutenden Entwicklung kommt, wird nicht verfehlen auch die ästhetische Seite unserer Bildung in ihrem großen unentbehrlichen Werthe fühlbar zu machen, und zum allseitigen Streben helfen eine Lücke zu füllen die in unserer Volkserziehung jetzt fast eine unerträgliche geworden ist. Vor allem aber wird die Schrift auch in weitem Kreise die Ueberzeugung wecken daß die Philosophie nicht nothwendig, wie von Vielen böswillig oder beschränkt behauptet wird, Feindin und Zerstörerin der christlich-offenbarten Wahrheit ist: vielmehr die wahren Principien des unverfälschten Christenthums nach seinem ewigen, von keiner Zeit überflügeltsten Wesen, nur in dem Lichte der philosophischen Erfassung von dem vielfach sich entgegenbrüstenden Heiwerke vergangener, immerhin hochachtenswerther, aber roherer Zeiten und deren Schlackenwerke befreit werden können. Was aber die Wissenschaft erringt gehört ja nie ihr allein. Eine zeitlang weniger Auserwählten Eigenthum, dringt es mit Siegergewalt auch in den Bildungstoff der öffentlichen Meinung ein: dem Worte der Weissagung helfend daß Christus verkört werden soll auch im Kleinsten und Einzelnen von einem Lichte zum andern.

Möchten hierzu die oben näher Bezeichneten das in Rede genommene Buch sich empfohlen sein lassen. *)

G. H. Friede.

*) Einen zweiten Artikel hoffen wir im nächsten Monat mittheilen zu können.
D. Red.

Zur amerikanischen Literatur.

Ralph Walter Emerson ist einer der talentvollsten und gelehrtesten Schriftsteller die Amerika bis jetzt hervorgebracht hat. Sein Name wird in Deutschland wenig oder gar nicht genannt; in England ist er durch Thomas Carlyle bekannt und berühmt geworden, der eine auffallende Verwandtschaft mit dem Amerikaner hat. Ebenso unverkennbar ist bei Lesern die Hinneigung zur deutschen Philosophie und auch zu den Ansichten der neuesten Aufklärung. Wenn die Vertreter derselben, Uhlrich, Wislicenus und Bauer seine Aussprüche kannten, sie würden sie stolz zum Motto und zur Befestigung ihrer Richtung ausrufen. Aber sie würden sich dennoch in ihm irren; er wird nie zu ihrer Fahne schwören, wenn sich auch augenblicklich ihre Wege gleichen: sie glauben sich am Ziel, er weiß daß er mit seiner Forschung noch in einer Durchgangsperiode begriffen ist.

Emerson ist 1803 in Boston geboren, und studirte in Cambridge, wo er im achtzehnten Jahre bachelor of arts wurde. Später erhielt er eine Stelle als Pastor bei einer Unitariergemeinde in seiner Geburtsstadt. Seine abweichende Ansicht über das Dogma des Abendmahls veranlaßte ihn jedoch diese Stelle niederzulegen; seitdem hält er Vorträge in Boston und ist mehrfach als Schriftsteller aufgetreten. Sein Buch über die Natur ist bis jetzt sein bedeutendstes Werk; man kann es nicht bloß lesen, es muß studirt werden. Seine Abhandlungen (Essays) sind ebenfalls reich an Gedankentiefe und Originalität; sein Geist wohnt im Tempel der Unendlichkeit und seine Lebenslust ist Wahrheit. Seine Gesühlsweise ist hochpoetisch, er redet oft mehr als Dichter wie als Philosoph, und erinnert häufig an unsern Jean Paul.

In folgenden Charakterbildern geben wir einige Auszüge aus seinem neuesten Werke: „Representative men, seven lectures, by R. W. Emerson.“

Platon.

Platon ist die Philosophie und die Philosophie ist Platon, zu unserm Ruhm und zu unserer Schmach sei es gesagt, denn weder Römer noch Germanen vermochten seinen Kategorien eine neue Idee hinzuzufügen. Er hatte weder Weib noch Kind, aber die Denker aller gebildeten Nationen sind seine Nachkommen, gefährt von seinem Geiste. Wieviel große Männer haben sich aus der Dunkelheit erhoben um ihm zu folgen. Die Alexandriner sind Platoniker, die Elisabethaner nicht weniger. In Platon's „Phädon“ ist Calvinismus und echtes Christenthum. Er ist der Mann von dem man wie vom Koran sagen könnte: Verbrenne alle Bücher, sie sind alle in ihm enthalten. Die Cultur der Nationen, die Grundlage, der Quell der Literaturen ist in Platon's Philosophie enthalten. Sowie Helena von Argos eine Universalschönheit war, die Jedermann fesselte, so scheint Platon jeder Nation eigen zu sein. Es ist merkwürdig daß wenn ein Mann kopfhang über seine Zeitgenossen emporragt, man immer an der Authenticität ihrer Werke zweifelt. Diese Männer magnetisiren ihre Zeitgenossen; sie können durch sie mehr thun als aus sich selbst. So kommt es daß ein großer Mann durch andere Hände schreibt, malt, handelt, und daß es nach einiger Zeit schwer wird zu erkennen was seine eigenen Werke oder die seiner Schüler sind.

Platon versenkte sich in die Gelehrsamkeit seiner Zeit, in Philolaus, Timäus, Heraklitus, Parmenides und in seinen Lehrer Sokrates. Er reiste nach Italien um Pythagoras kennenzulernen, dann nach Aegypten und dem weiten Osten um zu suchen was er in Europa nicht fand. Platon besaß alle Gewalt eines Dichters, aber er gebrauchte sie zu philosophischen Zwecken. Wer etwas Großes schaffen will muß etwas Größeres sein, Platon der Philosoph war mehr als Philosoph, er war Dichter.

Der größte Genius hat die kürzeste Biographie. Wie ein guter Kamin seinen Rauch verbrennt, so verwandelt der Philosoph sein Leben in seine Werke. Wir wissen nicht ob Pla-

ton eine Geliebte, ein Weib und Kinder gehabt hat; er war 430, um die Zeit geboren als Perikles starb, ein Patricier, und soll frühzeitig sich zum Kriege bestimmt haben, ehe er in seinem zwanzigsten Jahre mit Sokrates bekannt wurde. Bei diesem blieb er zehn Jahre bis zu dessen Tode, und ging dann nach Megara. Dort folgte er der Einladung des Weisen Dion und der des Tyrannen Dionysius an den Hof von Sicilien; er war drei mal dort, obwohl man ihn bitter neckte und quälte. Auch in Babylon soll er gewesen sein. Nach dreizehnjähriger Abwesenheit kehrte er nach Athen zurück, wo er in der Akademie allen Denen Unterricht gab die ihn hören wollten, und starb schreibend im einundachtzigsten Jahre.

Weit äußerlicher ist die Biographie seines Doppelsterns, des Sokrates. Dieser ein Mann niederen Standes, demüthig in seinem Aeußern, heitern Sinnes, gesprächig mit der Jugend, voll der größten Vorliebe für Athen, seine Vaterstadt, deren Mauern er nicht verlassen wollte, war arm und mäßig. Er begnügte sich mit Wasser, Brot und Oliven, ging barfuß und trug kein Unterkleid; sein Oberkleid war im Winter und Sommer dasselbe. Er machte in seiner Bude Statuen aus Holz und Stein, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Seine Hauptbeschäftigung, sein größtes Vergnügen war mit der Jugend zusammen zu sein und zu sprechen. Er wohnte ihren Festen bei und konnte trinken wie ein Jüngling. Unter dem Vorwande Nichts zu wissen griff er die größten Redner und Philosophen mit seiner Dialektik an und schlug sie. Seine Rede weise erinnert oft an die unserer Quäker; er brauchte niedere Gleichnisse von Hähnen und Wachteln, Suppenschüsseln und Raubvögeln, Stallknechten und Hufschmieden, besonders wenn er mit vornehmen Personen sprach. Die Schauspieler stellten ihn mit seinen großen Ohren auf dem Theater dar, und die Köpfer bildeten sein häßliches Gesicht nach. Er ließ unter dem Landvolk der lustige Alte. In seiner Jugend hatte er im Kriege mit den Böotern eine seltene Entschlossenheit gezeigt, und einst im Senat der allgemeinen Stimme mit Erfolg sich widersetzt. Er war später ein heiterer Humorist, der die jungen Patricier auf dem Markte unterhielt, dessen Sprüche und Einfälle durch die Stadt gingen. Da wurde er plötzlich angeklagt daß er den Volksglauben untergrabe, die Unsterblichkeit der Seele und zukünftige Belohnungen und Strafen predige. Sokrates trat in den Kerker, der nun keiner mehr war. Seine Reden im Gefängniß und sein Tod mit dem Giftbecher sind die herrlichsten der alten Welt.

Platon's Gemüth wurde tief ergriffen von dieser Vereinigung des Humoristen und des Märtyrers, des Straßenredners und des größten Heiligen jener Zeit. Es war ein selten glücklicher Zufall der den Aesop des Pöbels mit dem vornehmen Gelehrten zusammenführte, um Beide unsterblich zu machen. Die wunderbare Synthesis im Charakter des Sokrates enthielt die Synthesis in Platon's Geist. Platon lebte und handelte nicht, er schrieb. Seine Biographie muß sein inneres Leben schildern, wie es zugeht daß alle Menschen seine Schüler wurden, daß seine Schriften gleich der Bibel in jedem denkenden Menschen Wurzel schlagen, daß es unmöglich ist in manchen Stücken anders zu denken als durch das Medium seiner Forschung. Er steht zwischen dem Menschengenies und der Wahrheit. Man erkant stets von neuem über seine Ausdrucksweise, die oft aus unserer Zeit entlehnt scheint. In Platon liegt der Keim zu dem jetzigen Europa, zu seiner langen Geschichte von Kriegen und Künsten. Das ist nun die Aufgabe welche gelöst werden soll: wie Platon dazu kam unsere Geschichte und unsere Literatur zu sein? Nur weil er der Mann der Wahrheit und des vollen Bewußtseins war, weil er im höchsten Grade die Fähigkeit besaß das Ideal, das Gesetz der Seele, zu verstehen und zu verehren. Platon's Erkenntniß bestand in seiner Lehre: Alle Dinge sind um des Guten willen, und das Gute ist die Quelle des Schönen. Darum sagte man von ihm: Wenn die Liebe zur Erde käme, sie würde sprechen wie Platon.

Platon lehrte: „Schönheit ist das Beste, doch Weisheit ist größer.“ Dennoch hat er kein System. Niemand kann sagen was Platonismus ist. Keine Macht des Genies vermochte je das Geheimniß des Daseins zu erklären.

Swedenborg der Mystiker.

Die Propheten erkaufen ihre Wissenschaft mit Schmerz und Elend. Die Ekstase, diese Seligkeit, kommt mit Schrecken und erschüttert den Geist, sie überspannt seine schwache Hülle von Staub und macht den Sturm wahnsinnig. Während durch religiöse Begeisterung die Kraft der Seele sich vermehrt, verzehrt sich der Körper in Kränklichkeit; so führt das höchste Gut eine Eigenschaft mit sich die seinen Werth verringert.

Ein merkwürdiges Beispiel derartiger Ekstase war Emanuel Swedenborg, geboren zu Stockholm 1688. Seine Zeitgenossen hielten ihn für einen Mondscheinschwärmer und Visionair, aber sein Leben war inhaltsreicher wie das mancher solcher Namen jener Zeit. Wenn die königlichen Friedrich, Christian und Braunschweig längst in Vergessenheit versunken sind, wird Swedenborg's Geist sich noch über tausend Geister verbreiten. Nach einem Leben voll Studium, ausgezeichnetem Fachwissen und wirksamer Thätigkeit begann seine Begeisterungsperiode erst in seinem vierundfunfzigsten Lebensjahre. Er gab seine Aemter auf, legte seine wissenschaftlichen Untersuchungen über Geologie, Chemie, Optik, Mathematik und Astronomie nieder, indem er sich ganz der Theologie widmete. Der Ruf seiner Sehergabe erfüllte bald die Welt; die Geistlichkeit bekümmerte sich jedoch nicht um seine Offenbarungen. Die strenge Sittenlehre Swedenborg's gibt ihm eine Stelle unter den Gesetzgebern der Menschheit. Er nannte sich einen Boten von Jesus Christus, und ist durch seine Anschauung übernatürlicher Dinge gleichsam als der letzte Kirchenvater zu betrachten. Er wird keinen Nachfolger haben. Seine Aussprüche sind goldene Worte, die mit wunderbarer Schönheit die Gesetze der Ethik offenbaren; z. B. sagte er: „Die Engel gehen im Himmel immer der Frühlingszeit ihrer Jugend entgegen, sodas der älteste Engel der jüngste wird; je mehr Engel, je mehr Raum ist vorhanden.“ In seinem Werk über die eheliche Liebe kommt Swedenborg dem Hymnus der Liebe nach den Platon im „Saphir“ gesungen, der Liebe von der Dante die schöne Erklärung gab: „Liebst du mich? heißt nichts Anderes als: Erkennst du mit mir eine Wahrheit? Ist Das nicht, so entsteht eine Scheidung, die keine Natur wiedervereinigen kann.“ Dennoch ist Swedenborg's Weltssystem leblos und profaisch; in seinen „Todengärten“ singt kein Vogel und scheint kein Licht. Darum werden seine Werke bald nur ein Monument seines Namens sein. Sein Vorber ist stark mit Cypressen durchflochten. Aber er behält das unsterbliche Verdienst die Jugend zum höchsten Ziel der Seele in dem Labyrinth der Natur erhoben zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Clemens, K., Schlüssel zum Verständniß der Natur des Himmelsreichs. Gemeinfaßliche Auslegung des ewigen Evangeliums nach seinem wesentlichen Inhalte. Stuttgart, Scheible. 1850. 32. 11 Rgr.

Conscience, G., Die hölzerne Clara. Aus dem Plämischen übersezt von P. Sigot. Mit 4 Original-Illustrationen von G. Dujardin. Brüssel, Kiebling u. Comp. Br. 8. 16 Rgr.

Edelsteine. Eine Festgabe der schönsten Gedichte aus den neuesten Dichtern. Herausgegeben von K. Södeke. Hannover, Ehlermann. 16. 1 Thl. 22 1/2 Rgr.

Rinkel, G., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1850. 16. 2 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Lammich, F. C., Tagebuch, geführt auf der Reise nach und in Costa Rica in Central-Amerika. Leobshaus, Weilschäfer. 1850. Gr. 16. 3 1/4 Rgr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 12. —

14. Januar 1851.

A. W. L. C. von Reubell.

Bergan! Novellen-Sammlung von A. W. L. C. von Reubell. Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnob. 1848. 8. 3 Bde.

Seit Hoffmann's „Serapions-Brüdern“ ist wol kaum eine so bemerkenswerthe Novellen-Sammlung erschienen als die vorliegende ist. Die Literatur des Kunstenthusiasmus schien mit Hoffmann so gut wie abgeschlossen zu sein: Heinse, Novalis, Hoffmann waren und blieben ihre vorzüglichsten Repräsentanten. Zu dem Dreiblatt ist nun ein Vierblatt hinzugetreten. Schon seit einiger Zeit erregten die novellistischen Leistungen Reubell's verbiente Aufmerksamkeit — Aufmerksamkeit selbst in den Tagen wo der poetische Horizont der Deutschen unter dem politischen gänzlich untergetaucht zu sein schien. Die Achtung vor dem Dichter stieg in dem Maße wie sich seine Vielgestaltigkeit und sein Schaffensvermögen mehr und mehr entfaltete. Antiquar und Kunstkennner von Rang, gestern Schöngestirnte, heute tiefblickender Politiker, setzte seine poetische Proteusnatur zuerst in Erstaunen, dann in bewundernde Achtung. Er erntete Beifall auf allen Feldern und pflückte von allen Lorbeerzweigen. In der vorliegenden Novellen-Sammlung zeigt er sich als ein Geist in dem die dichterische Natur- und Kunstanschauung immanent ist, tief eingeweicht in die Geheimnisse beider, und glühend bewegt und angetrieben beide zur Erscheinung, zur Darstellung zu bringen. Vorzüglich aber sind seine Kunstanschauungen von einer Wärme, einer Neuheit und Tiefe, die selbst Den hinreißt der diese Gattung für abgethan und hinter uns liegend erachten mochte. Phantasie und Reflexion, kritische Wahrheit und Poesie gehen bei ihm eine seltene Ehe ein: die Technik der Novelle und die Glut des Ausdrucks und die Kunst fesselnder Gruppierung stehen ihm voll zugebote, und da ein vielseitiges Wissen und treffliche Geschmacksbildung ihm eine weite Bahn eröffnen, so ist sein Horizont stets groß, licht und offen. Die Mystik der Liebe und der Naturbegeisterung sind bei ihm wie zur Wissenschaft aufgeklärt; er vertieft sich mit gleicher Sicherheit in die Welt der Märchen wie in das Gebiet der Aesthetik, und fördert Gedankenschätze aus dem Schacht tiefer, poetischer Anschauungen wie aus dem der Kritik aller Künste.

Die Arbeiten eines solchen Geistes belohnen wol die

Mühe ihrer Entstehung, ihrer Bedeutung, ihrem Reich, ihrem Umfang nachzugehen — was denn auch unsere Absicht bei den nachfolgenden Betrachtungen sein soll.

Der Autor scheint zunächst zu der Stufe geistiger Reife vorgebrungen zu sein, wo wir den unbewußten Enthusiasmus der Jugend überwunden und ihn den Gesetzen des Denkens unterworfen haben. Allein er steht diesem Scheidewege nicht so fern daß er das Wesen des Enthusiasmus nicht noch voll im Gefühl haben sollte. Aus dieser nahen Erinnerung, verklärt und geläutert, zeichnet er ihn mit tiefster Wahrhaftigkeit und Naturtreue. Dies ist die Aufgabe der ersten Novelle. Sie ist ganz ein Gemälde des schrankenlosesten Kunstenthusiasmus, dem an sich selbst gar kein Zweifel aufkommt, der sich des Naturlebens ganz entäußert hat, für den Nichts vorhanden ist als die Kunst und das Subject, das ihrer Wirkung widerstandlos hingegebene Ich. Wir haben die Novelle: „Lindenharfe, aus dem Skizzenbuche eines reisenden Enthusiasten“, daher nicht so zu verstehen als gäbe sie die Kunstansichten des Verfassers wieder, sondern sie trägt eben die Ansichten eines vollständigen Enthusiasmus, der nur selten sein eigenes Correctiv findet, vor; d. h. jener Seelenstimmung die das Falsche stets mit dem Wahren vermischt und überall nur die Grenzlinien seiner Sphäre berührt um über sie hinwegzuspringen. Dieses Sprunghafte und ins Leere Uebergehende der Urtheile ist hier, wo Alles subjectiv hervortritt, gerade das Charakteristische: die Uebertreibung, die objective Unwahrheit sind das Warnende und Bezeichnende; die Resultatlosigkeit ist das Unvermeidliche; ja, sie sind Das was der Verfasser recht eigentlich will und im Auge hat. Für diese Aussprüche und Darlegungen ihn verantwortlich machen, hieße daher eine hohe Ungerechtigkeit gegen ihn begehen; diese Aussprüche sind vielmehr als Manifestationen des schrankenlosen Enthusiasmus, theilweise wenigstens, mit Absicht als unrichtig und haltlos hingestellt, und hiermit mitten in einer ganz subjectiven Lebensauffassung ein hoher Grad der Objectivierung erlangt. Die ganze Novelle, in der zu einer Begebenheit nur ein ganz schwacher Anlauf genommen wird, ist nichts Anderes als ein kunstträumerischer Erguß eines liebenden Herzens, das ein Mädchen zu lieben glaubt die ihn flieht und doch die Kunst in ihm liebt.

Rosa oder die Kunst, Jenny Lind oder der Gesang, diese Potenzen fließen in diesen Schwärmerien stets in Eins zusammen. Der Träger derselben, der Held des Autors, ist ein Wesen von starkem, eifrigem Wollen, was denn bei hohem poetischem Vermögen immer zur Schwärmerie hinleitet. Was ihm feindlich ist, oder auch nur unangenehm, fühlt er nicht bloß als Solches, sondern er haßt es und möchte es vernichten. So ist ihm die italienische Musik der Neuzeit zuwider; ihre Repräsentanten sind ihm freche Sögen, unwürdig des Tempels der Kunst; er möchte sie vernichten, den Tempel reinigen von ihnen wie der feurige Christus sein Gotteshaus säuberte. Er ruft aus:

D ich will Großes und Schönes, Spiegelbilder der ewigen Naturschönheit aufstrichten. Mein ganzes Volk möchte ich das unendliche Glück mitgenießen lassen, die Verbindung mit der ewigen Weltharmonie, die ich selbst empfinde wenn ich eine Melodie von Mozart, Gluck, Haydn durch schönen Gesang aus der Menschenbrust lebendig werden höre. Du, meine Rosa, warst das einzige Wesen auf der Welt das mir diese Melodien göttlichen Ursprungs zu der Schönheit wiederherstellen konnte in welcher, wie ich glaube, jene hohen Meister sie selbst empfangen, und um dieser heiligen Gaben willen — muß ich dich ewig lieben. Darum sei deiner Macht sicher. Wirf ihn hinaus den Kleinen, buckligen brillenträgenden Buchhalter — deinen eigenen berechnenden Verstand, wirf ihn hinaus den schmutzigen Räuber aus dem Tempel deines Innern, daß du frei von dieser erdschweren Gewalt zu mir kommen kannst, im freubigen Fluge zur Seligkeit, die wir auf Erden erreichen oder ewig entbehren müssen!

Wir können dem Enthusiasten nicht folgen in seinen Schilderungen ebengehörter Musiken oder beschauter Kunstwerke, obwol nicht eins dieser Urtheile unerheblich ist und beidem die meisten die tiefste Durchdringung der Kunstgeheimnisse verkünden. Ebenso wenig wird es unser Berufs sein seinen Zergliederungen Beethoven'scher Sonetten und Symphonien, die er sogar versucht Takt für Takt in Worte zu übersetzen, zu folgen: etwas chimärische Versuche, die ebenso wenig neu sind als sie bei einem Andern als einem „Enthusiasten“ verzeihlich sein würden — allein Das ist nicht zu verschweigen daß alle diese Stücke einen hohen Sinn für Schönheit in der Kunsterscheinung, ein reifes Urtheil über sie und in einem hinreißenden poetischen Ausdruck eine Seele verkünden die von Schönheitsgefühl und Poesie ganz durchdrungen ist.

Der Verfasser hat seine mit poetischen Fragmenten gezierte Novellenammlung „Bergan!“ betitelt. Er erklärt sich selbst über diesen etwas wunderlichen Titel, der von manchem Leser für anmaßend und himmelstürmerisch gehalten werden kann. Er gesteht, in der Hoffnung daß manche gleichgestimmte Seele sich an den schönen Aussichtspunkten erfreuen werde die er hier und da findet, daß er sich wirklich einbilde mit diesem Buche weiter vorwärts gekommen, höher gestiegen zu sein, wenn man auch erwägen müsse daß Jemand der einen hohen Berg ersteigen will nicht stetig aufwärts klimmen kann, vielmehr seinen Weg oft scheinbar abwärts durch Hohlwege und Waldeslabyrinth nehmen müsse, bis er wieder einen freien Punkt gewinnt, der ihm einen Rückblick auf das

durchschnittene, zu Füße liegende Terrain gewährt. So meint er denn auch durch dies Buch im Ganzen höher gefördert und das günstige Resultat erlangt zu haben, aus den Irzgärten der subjectiven Poesie zu der freien Aussichtshöhe der Objectivität gelangt zu sein. Diese Annahme hat den Verfasser nicht getäuscht; es ist in der Reihenfolge seiner Novellen vielmehr wirklich ein entschiedenes Aufsteigen in der Kunst der romantischen Novelle unverkennbar, dergestalt daß er in dem Hauptstück dieser Sammlung der Höhe ganz nahe ist auf der Lied, Arnim und Eichendorff stehen.

Schon die nächstfolgende Novelle: „Der breite Blick“, obwol auch hier der novellistische Stoff dem ästhetischen Inhalt noch untergeordnet erscheint, zeigt einen entschiedenen Fortschritt in den wesentlichen Forderungen und Formen der Kunstnovelle, in der Richtung hin daß wir für die handelnden Personen ein Interesse gewinnen, das in der „Lindenharfe“ gänzlich verlöschen mußte. In ihrer engeren Aufgabe veranlaßt diese Arbeit aber einem ebenso neuen als schönen Kunstgedanken. Dem Verfasser liegt nämlich daran über die Art und Weise wie wir Kunstwerke sehen sollen seine Gedanken zu sagen. In dieser Beziehung erkennt er es als ein Charakteristisches unserer Zeit daß die Mehrzahl Derer die für Kunstbetrachtung noch einigen Sinn haben die Werke der Kunst denen sie sich zuwenden mit einem gewissen „spigen Blick“ betrachten, d. h. einem solchen der nur das „Einzelne“ in dem Kunstwerk trifft, heraushebt, trennt und in seiner Getrenntheit betrachtet, prüft, beurtheilt, während das Kunstwerk gerade im Gegentheil mit dem breiten Blick des Alles umfassenden Auges und mit dem tiefgehenden Schauen, das die Idee des Kunstwerks zu erkennen und bei sich zu reproduciren bemüht ist, betrachtet werden sollte. Diesen Gedanken verkörpert er an mehreren neuern Kunstwerken, besonders an Wendemann's und Cornelius' Werken, dergestalt daß er in der hiermit zusammenhängenden Novelle: „Eintägige Liebe“, Wendemann's „Liebendes Hirtenpaar“ dem Leser gleichsam miterleben läßt. Nachdem über die Naturtreue einzelner Gegenstände dieses Bildes hin- und hergestritten ist, sagt Volker: Der breite Blick sei eigentlich jenes poetische Schauen, welches uns befähigt nicht nur die allgemein sichtbar gewordene äußere Erscheinung, sondern auch die Bilder des Gefühlslebens, die dem inneren Auge des Künstlers vorüberwandeln, in uns aufzunehmen, sie zu reproduciren und so die That des Künstlers mitzuerleben. Ohne diese Reproductionsfähigkeit sei die vollendete Auffassung eines Kunstwerks undenkbar; wer dagegen nur mit spigem Blick ein Kunstwerk betrachte, könne allenfalls beurtheilen wie gut oder schlecht die Einzelheiten gerathen seien, im Ganzen aber höchstens Das sehen was der Künstler technisch geleistet habe, indes der breite Blick das Kunstwerk nacherschaffe, ja selbst möglichsache die Urrerscheinung desselben reiner und schöner zu empfangen als der Künstler selbst sie gehabt habe. Hiergegen erheben sich nun gewichtige Bedenken, indem die Empfänglichkeit der augenblicklichen

Stimmung hierbei offenbar zu sehr ins Gewicht fällt: es bleibt jedoch, nach einiger Modification des Gedankens dabei daß ohne jenen breiten Blick liebende Empfängniß und echte Kunstfreude daher nicht möglich sei. Mit den prägnanten und ausgiebigen Gedanken dieser Novelle ist ein begebenheitlicher Stoff in Verbindung gebracht, der an sich und durch eine hohe Originalität der handelnden Charaktere anziehend genug hervortritt, dem jedoch ein novellistischer Abschluß noch mangelt. Die Erzählung geht, nachdem sie eine nahe an Eichenborff erinnernde Beschreibung eines Maskenfestes im Hause des Helden aufgenommen hat, in die Erzählung „Eintägige Liebe“ über, in welcher Phantasie und Wirklichkeit eine fast dämonische Neckerei mit uns treiben, in der Art wie Hoffmann dies Spiel oft getrieben hat. Wir sehen in dieser Partie nur eine Art Lückenbüßer, der zwar von poetischem Schaffensvermögen zeugt, jedoch künstlerisch nicht befriedigen kann. Bemerkenswert sei noch daß der Autor ziemlich scharf gegen die neuesten Malerschulen herustritt, und z. B. seinem geheimnisvollen Altären die geharnischtesten Worte in den Mund legt:

Ei was scheren mich Düsseldorf oder München oder Dresden. Die Pinguinen sind Vögel, können aber nicht fliegen! Das ist Alles ein Schwarm, lauter miserabile Fettgänse mit Sperlingsfüßeln, die sie nicht vom Boden heben. Was! Ihr wollt Künstler sein und könnt nicht einmal schauen? Seht nur immer aus eurem kleinen Ich heraus mit eurem elenden, spigen Blick. Ehe ihr nicht den breiten Blick habt der die erscheinende Schönheit insichaufnimmt — ehe...

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur amerikanischen Literatur.

(Schluß aus Nr. 11.)

Montaigne der Skeptiker.

Wir bedürfen einer beweglichen Philosophie; die der Spartaner und Stoiker ist zu starr und fest für uns; die des Evangelisten Johannes zu ungreifbar. Wir bedürfen einer Mischung von elastischem Stahl, stark und biegsam zugleich. Wir erhielten sie durch Montaigne. Wir sind gläubig von Natur; wir wollen Ursache und Wirkung begreifen. Wir glauben daß ein unsichtbarer Faden durch alle Dinge geht, daß die Welten daran gereiht sind wie Kugeln eines Rosenkranzes, daß alle Ereignisse durch diesen Faden zu uns kommen, daß wir nur nicht wissen woher er kommt und wohin er geht. Ein Buch das uns beweist es existire kein solcher Faden, Alles ist Zufall und Chaos, vernichtet uns. Aber in Montaigne's Skeptis ist Vernunft, und fast alle Gebildeten gehören ihr an. Der weise Zweifler sagt: „Absichten zum Besten der Menschheit mögen in den Wegen der Vorsehung liegen, aber die Dogmen sind mir ungreiflich.“ Das Ende der Skeptis ist immer das moralische Gefühl, das ist der Tropfen der die Blut zurückhält. Die Gottheit und das Gesetz erfüllen die Welt. Der Glaube besteht darin die Summen der Seele zu bejahen, der Unglaube sie zu verneinen. Fourier sagt: „Das Streben im Menschen entspricht seinem Schicksal“, Das heißt mit andern Worten: jeder Wunsch verkündigt seine Erfüllung. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Der größte Kummer junger feuriger Gemüther ist ihre Machtlosigkeit. Sie klagen die Vorsehung der Kargheit an; sie zeigt dem Kinde Himmel und Erde, füllt seine Seele mit einer Sehnsucht die unendlich ist, glühend und verzehrend wie der Hunger, wie die Begier des Teufels nach Seelen, wie die des Raums nach Planeten, und um sie zu stillen erhält der Mensch nur einen Tropfen. Der Becher ist

weit wie der Raum, und nur ein Tropfen Lebenswasser darin, und immer singen die Sirenen: „Das Streben des Menschen entspricht seinem Schicksal.“ Diese Kluft zwischen Wollen und Können findet sich in der Seele der Jungfrau wie des Jünglings, auch in der Seele des Heiligen. Der Mensch erwacht am Morgen mit dem Verlangen des Sonnensystems zu umarmen, er möchte den Morgenstern ergreifen; aber sowie er seine Kraft zeigen will verläßt sie ihn und er ist ein König ohne Land.

Shakespeare der Dichter.

Man hat sich in letzter Zeit viel Mühe gegeben zu erfahren ob der Knabe Shakespeare wildlebte oder nicht, ob er Pferde hielt am Theater oder ob er seiner Frau in seinem letzten Willen ein Bett vermacht. Man hat alle Buchläden, alle alte Kisten in Dachkammern, alle vergilbten Manuskripte durchsucht und ausgefunden daß er ein gutmüthiger Mann und ein wackerer Familienvater war. Aber wenn man auch sein ganzes Leben enthüllt hat, Niemand kann erklären wie sein unendlicher Genius entstanden ist. Er ist die Essenz der Poesie aus der Quelle. Es sind goldene Worte die ihm entströmen. Man lese seine Sentenzen, Aevolithen die aus dem Himmel gefallen sind.

Shakespeare ist sein eigener Biograph, wir lernen ihn aus den Antworten auf die Fragen die er an jedes Herz richtet über Leben und Tod, über Liebe und alle Preise des Lebens, besser kennen als aus den Biographien die unzählig über ihn geschrieben sind. Das Buch der Sonette gibt die Geschichte seiner Leidenschaft und ihrer Verirrungen. In seinen Dramen zeigt er welche Gestalten in der Menschheit ihm die Liebsten waren. Jeden Weisen hat er übersehen, jeden Liebenden übertröffen in der Glut des Ausdrucks, jede Jungfrau an Hartgefühl. Shakespeare ist noch größer als Dichter und Philosoph wie als Dramatiker. Er ist wie ein Heiliger dessen Geschichte in alle Sprachen übersetzt wird, in Verse und Prosa, in Gemälde und Gesänge. Shakespeare schlug den Ton an zu aller modernen Musik, den Text zum ganzen modernen Leben. In ihm ist die Universalität aller Kunst und aller Natur enthalten. Die Welt bedarf eines Dichter-Priesters zur Versöhnung. Priester und Propheten erkannten sie wie Shakespeare es gethan, aber sie hatten keine Augen für die Schönheit der Welt, sie legten Berge von Pflichten und Entfagungen auf die Menschenherzen, das Leben wurde eine schmerzvolle Wanderung durch Adams Fall und Gottes Fluch, durch ewige Verdammniß, Pegefeuer und Dual; das Priesteramt des Dichters wie Shakespeare hat die Macht zu lösen und zu binden, er befreit von der eigenen Lebensnoth indem er die der Andern schildert und fühlen läßt.

Napoleon der Mann dieser Welt.

Unter den bedeutenden Männern des 19. Jahrhunderts ist Napoleon der Mächtigste. Er ist der Repräsentant der Demokratie, unter der ich die Klasse verstehe die ihr Glück machen will durch lebendige Arbeit, verschieden von der Aristokratie, die von der todtten vergangenen Arbeit ihrer Vorfahren lebt. Diese ist furchtsam selbstsüchtig, jede Neuerung hassend und wird immer kleiner. Jene ist wenigstens ebenso selbstsüchtig und anmaßend, kühn, selbstvertrauend und nimmt immer zu. Napoleon besaß ihre Tugenden, ihre Taster, ihren Geist und ihre Bestrebungen. Materieller Erfolg war das Ziel seiner Wünsche. Er war ein durchaus moderner Charakter. Der Koran sagt: „Gott gewährt jedem Volke einen Propheten in seiner Sprache.“ Der Geist des Handels, der Geldmacht, der materiellen Gewalt in Paris, London und Neuyork mußte seinen Propheten haben und fand ihn in Napoleon. Er war kein Heiliger, wie er selbst sagte, und kein Feld im Sinne der Alten, obwol seine eiserne Hand dicht an seinem Kopfe saß und die Zwischenstation des Herzens übersprang; „Gefühle sind für Kinder und Frauen“, pflegte er zu sagen. Er war ein Realist wie je einer; seine Schlachten gewann er im Kopfe ehe er sie

im Felde schlug. Er opferte Alles seinen Zwecken auf, Geld, Truppen, Generale, sich selbst. Wehe Dem der ihm im Wege stand. Dennoch war er weder grausam noch blutdürstig, aber ohne Mitleid. „Es soll keine Alpen mehr geben“, rief er, und baute eine Straße über Abgründe die Italien zum offenen Lande machten. Dieser Gesandte des 19. Jahrhunderts besaß mächtige Ideen über allgemeine Gegenstände. Er warf gern literarische und abstracte Fragen auf und seine Ansichten waren immer originell und zum Zwecke führend. Von Religion sprach er am liebsten, von Materialismus wollte er Nichts wissen. Dennoch strebte er nur nach irdischer Größe, und wurde betrogen weil er selbst gewissenlos handelte. Sein festes Herz und sein noch festerer Wille, der eiserne Schild der ihn zum Krieger und Herrscher emporhob, vernichtete alle edeln und schönen Regungen in ihm, weil sie sich nicht mit seinem Vortheil vertrugen. Napoleon besaß nur Großmuth wenn er einen theatralischen Effect damit hervorbringen wollte; seine Redlichkeit und seine Wahrhaftigkeit sind ebenfalls sehr zweifelhaft. Er war ungerecht gegen seine Generale, er suchte die Thaten von Kellermann und Bernadotte zu verkleinern, und haßte seinen treuen Sunot, weil er sich durch die Kaiserwürde nicht abschrecken ließ den vertraulichen Ton eines Waffenbruders beizubehalten. Und noch auf seiner einsamen Insel beschäftigte er sich damit Charaktere und Ereignisse zu entstellen, um seiner eigenen Geschichte mehr Glanz zu verleihen. Er war ganz Franzose in seiner Liebe zum Ruhme und seinem Verlangen nach Unsterblichkeit seines Namens. „Ich muß leuchten und blenden“, sagte er, „und es gibt nur zwei große Hebel für die Menschen: Furcht und Eigennuz! Liebe ist eine Thorheit, Freundschaft ein leerer Schall.“ Die Frauen verachtete er und behandelte sie rauh. Die Männer verachtete er nicht minder und sagte: „Die Menschen verdienen es daß ich sie verachte: mit einem goldgestickten Rock kann ich aus einem tugendhaften Republikaner machen was ich will.“ Und doch war Napoleon selbst der Repräsentant der Demokraten oder der Geschäftswelt, aber sie unterschrieben sich von den Conservativen nur wie Jugend vom Alter. Der Demokrat ist ein junger Conservativer und der Conservative ein alter Demokrat. Napoleons Beispiel enthält die Geschichte seiner eigenen Partei und ihre Strafe nach poetischer Gerechtigkeit. Es war die Natur der Dinge, das ewige Gesetz der Menschheit und der Welt, das ihn zugrunde richtete.

Goethe der Schriftsteller.

Goethe ist der Philosoph der Menge, sein Talent ist hundertartig, argusäugig, befähigt das bunte Gemisch von Thatfachen, Wissenschaft und Empfindungen der Menschenwelt zu gestalten, in einen leuchtenden Brennpunkt zu fassen, sein Gedächtniß ist ein Spiegel des Lebens. Goethe hat die moderne Christen mit Poesie bekleidet; er sagte über die Natur das Beste was je gesagt ist, und seine Aussprüche über Religion, Sitte, Eigenthum sind von den sieben Weisen ausgegangen und werden nie vergessen werden.

Er wußte selbst den Teufel in das Gewand seiner Zeit zu kleiden, sein Mephistopheles ist ein Gentleman, ein Europäer. Goethe hat um ihn zu erschaffen nicht die alten Volksbilder vom Pferdefuß und Schweif benutzt, er hat in die Seele des Menschen geblickt um die des Teufels zu schildern; er fand dort hinreichend Unglauben, Selbstsucht, Herzenskälte um einen Teufel daraus zu construiren. Sein „Wilhelm Meister“ ist als Musternovelle bekannt, aber das englische Publicum hat die Uebersetzung verworfen, weil der Held voller Schwachheit und Thorheit ist, weil er in schlechter Gesellschaft lebt und unmoralische Dinge erlebt. Dennoch ist die Novelle ein Meisterwerk, jede Figur mit wenigen Strichen, aber lebensvoll gezeichnet, und der Zauber der Wirklichkeit fesselt den Leser in jeder Zeile.

Goethe's Vielseitigkeit macht ihn zum Typus der modernen

Kultur, er war Dilettant in allen Künsten und Wissenschaften, er kannte jede Waffe in der Rüstkammer des menschlichen Geistes. Er war ein Gesetzgeber in der Kunst, sein Urtheil und Geschmack waren entscheidend. Es ist eine merkwürdige Lehre der modernen Wissenschaft, daß die höchste Einfachheit wie sie Goethe besaß nicht durch wenig Elemente, sondern das Resultat der größten Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit ist.

Goethe ist das Haupt der deutschen Literatur, doch hat er nicht das Höchste erreicht. Es ist keine Einheit in seinem Wirken, er ist unfähig sich ganz dem moralischen Gefühl hinzugeben. Es gibt in der Poesie höhergestimmte Saiten als die welche er berührt hat, geringere begabte Schriftsteller die dennoch einen reinern und erhabenern Ton anzuschlagen verstehen, der mehr zum Herzen bringt. Goethe wird nie so geliebt werden wie sie!

Notiz.

Ein kleines Bild aus dem Reiche Souldouque's.

Sacmel ist ein kleiner Hafen im Reiche Souldouque's. Die Stadt ist ziemlich erbärmlich an einer Bai erbaut welche allen Winden ausgesetzt ist, und wird fast nur von Schwarzen bewohnt. Ringsum die Stadt erheben sich große holzbedeckte Gebirge, aus denen man nicht die Spur einer Wohnung entdeckt. Einige Hundert Schritte von Sacmel befindet man sich in der größten Wildniß. Die erste Person welche dem Californienreisenden, dessen Erzählung diese Episode entlehnt ist, als er ans Land stieg begegnete, war ein Polizeicommissar, der mit großer Würde ein Costume trug welches lebhaft an den „Postillon von Konjumeau“ erinnerte. Es fehlte ihm Nichts als Peitsche und Blumenstrauß; sogar den Donnerbüchsenhut hatte er. Da man diesen häßlichen und unbequemen Hut überall in Haiti auf den Köpfen der Bewohner und der Soldaten findet, so scheint er nicht sowol Geschmackssache als eine Art von Patriotismus zu sein. Der Polizeicommissar führte die Reisenden zuerst in eine Kaserne, wo eine Compagnie haitier Soldaten exercirte, und darauf in den Palast des Gouverneurs von Sacmel. Ueberall erblickten sie die grotesken Figuren welche man bis jetzt für bloße Erfindungen des „Garivari“ hielt. Die Infanterie welche manoeuvrirte hatte blau Röcke und weiße Hosen, die jedoch je nach der Anzahl der Dienstjahre grau, gelb und schwarz geworden waren. Veteranen und Recruten waren barfuß und im bloßen Halse, Alle aber trugen jenen unförmlichen Hut. Fehlen die Weinkleider, so trägt die Infanterie Unterhosen, und fehlen diese, so trägt sie was sie eben hat. Zwei Infanteristen hatten die Bäck am Palaste des Gouverneurs. Aber einer schlief und der andere spielte mit dem Fangbecher. Ein Faustschlag riß den Spieler aus seiner Erstarrung, und ein Fußtritt weckte den Schläfer. Der Gouverneur, ein General Lousaint, den der Kaiser zum Herzog von Léogane ernannt hatte, empfing die Reisenden in einem prachtvollen, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen, goldverzierten und im Geschmack Ludwig's XV. meublirten Zimmer. Vorher mußten sie durch einen sehr geräumigen Vorfaal, wo sich die Adjutanten aufhielten. Ihre Uniform war blau mit rothem Kragen und Vordößen, und strotzte von Goldstickereien. Den Hut trugen sie weit hinten. An Halsbedeckung und Schuhwerk war kein Gedanke. Nur der Gouverneur war luxuriös genug um Stiefeln zu tragen. Auf seiner goldgestickten Uniform hatte er den Orden des Heiligen Faustins, der mit vielem Glaswerk behängt war. Die Schritte von sich sahen die Reisenden hinter dem Rücken des Gouverneurs durch eine offene Thür ein großes weißes Schwein und einen Kruthahn, die selbster um den Kopf gingen der für ihren Birth im Nebenzimmer kochte. Im Laufe des Gesprächs sprach sich der Herzog mit Bedauern über das Unglück der Franzosen aus eine Republik zu haben.

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 13.

15. Januar 1851.

R. B. L. C. von Sebald.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

Am Schluß des ersten Bandes beginnt die meisterhafte Novelle „Der arme Poet“ (Spätsommer 1846 in Süddeutschland), ohne Frage des Autors vollendetste Arbeit und in der That ein Preisgedicht in unserer novellistischen Literatur. Wir hätten gewünscht der Verfasser hätte die folgenden kleinen Novellenbilder: „Novembarnacht in Dresden“ und „Noch Etwas über Ruß!“ so gut sie auch an sich sind, dieser Novelle vorangehen lassen: einmal, weil so der aufschreitende Gang in dem Kunstwerthe seiner Gaben, also sein Ruf: „Bergan!“ wirklich gewahrt worden wäre, sodann aber, weil hiermit seine Leser den vollen Eindruck dieser in ihrer Gattung klassischen Dichtung aus seinem Buche mit hinweggenommen hätten, der nun durch jene Nachzügler wieder um Etwas geschwächt wird.

Ist es der Zweck des Kunstwerks einen edlen, von aller Erdschwere freien, schladenlosen Genuß zu gewähren, uns zu erheben über Zeit, über Raum, über uns selbst, so gestehen wir daß uns seit langer Zeit kein anderes Gedicht einen so vollständigen Genuß gegeben, mithin so vollständig den Zweck seiner Erscheinung für uns erfüllt hat als des Verfassers „Der arme Poet“.

Es sei vorausgeschickt daß der Dichter in dieser Novelle von dem Thatfächlichen fast gänzlich Abschied nimmt. Nur mit ganz leisen Fäden hängt er noch mit der Wirklichkeit zusammen, die nur zu Anfang und am Ende ihr nothwendiges Recht geltendmacht: gleichsam weil wir denn doch athmen, essen und trinken müssen. Der ganze übrige Inhalt ist Naturpoesie, wenn man will, Allegorie, aber eine echtdichterische, von fehlerlofter Form. Der Gedanke ist daß der Poet nur in der Natur gesundet; nur mit ihr vermählt, von ihren Kräften gehoben, seinen Beruf erfüllt, daß diese Kräfte je nach unsern Anlagen eine Ehe mit uns eingehen: die feinen, sanften und erheben den Naturkräfte mit den rohern, die harten, starken und niederdrückenden mit den feinern Anlagen in uns, und daß aus dieser Mischung und dieser Doppelsehe das „gesunde“ Kunstwerk eigentlich entspringt. So verstehen

wir wenigstens dies jedenfalls seltene und etwas mysteriöse Gedicht. Sein sinnlicher Inhalt ist dieser: Ein junger Mann, von edler Geburt und von poetischer Seelenstimmung, hat, im heißen Durst nach Lebensgenuß, sein Erbtheil verschwendet, sich mit glühendem Haß gegen die Scheinlüge der Welt und ihre sittliche Entartung gefüllt, und steht nun in reifern Jahren, treu seinem poetischen Empfinden, verlassen und mittellos, der Welt, die er zu sehr verachtet um Etwas von ihr zu erbitten, gegenüber. Er ist Schriftsteller, Dichter; allein seine Arbeiten stößen trotzig gegen die Zeitbeeren an, und er findet, schuplos wie er ist, keinen Verleger. Kein Freund steht ihm zur Seite, kein Theilnehmer an seinen Arbeiten — als sein Abschreiber, Bärenklau, eine rohe, täppische Natur, aber grundehrlich und von natürlichem Gefühl für die Schönheit in Kunst und Natur. Dieser ist Arnold's einziger Bewunderer, freilich ohne alles kritische Bewußtsein. Die Entdeckung dieses Verhältnisses zwischen dem armen Poeten und seinem noch ärmeren Räten liefert eine ergreifende Scene; sie hat auf Arnold die Wirkung daß er sich losreißt aus den Fesseln der niederdrückendsten Verhältnisse, daß er die Kohlenstaub-atmosphäre der Stadt verläßt und sich in die Umarmung der frischen Natur zu stürzen den Muth findet. Er flieht mit Bärenklau in die Gebirge. Wir haben uns, scheint es, die Gegend von Tharand zu denken. Hier treffen die Wanderer auf einen Reichthum verschiedenster Menschengestalten, gut und schlecht, aber Alle treue Abbilder, ja treue Personifikationen der Natur und ihrer Kräfte selbst. Der bedeutendsten darunter gedenken wir später; für jetzt sei nur als zum Skelet der novellistischen Begebenheit gehörig erwähnt daß darunter auch Libussa, die etwas sinnlich gezeichnete Witwe eines reichen Buchhändlers, erscheint, welche von Bärenklau's naturkräftiger Erscheinung angezogen diesem ihre Hand reicht, was denn zur Folge hat daß Arnold, der arme Poet, an ihm einen bewundernden, reichen und großmüthigen Verleger seiner Poesien findet. Wiewol nun dies Alles nur als der äußere Rahmen, die sinnliche Umhüllung des eigentlichen dichterischen Inhalts der Novelle erscheint, so bleibt der Verfasser sich doch treu in dem Festhalten an diesem stofflichen Ergebnis, und

schließt seine Erzählung mit seiner Selbstironie, auf die Frage was nun diese ganze Geschichte eigentlich bedeute mit der Aeußerung:

Quae fabula dooet: es sollen die schlimmen Buchhändler einen armen Autor nicht mit abschlägigen Antworten auf billige Forderungen in einen so bösen Unmuth hineinarzern daß er, qua poeta, genöthigt ist sich von demselben durch eine so skandalöse Novelle wie die vorliegende ist zu befreien. Dies sollen alle Verleger gehörig beherzigen.

Soviel über die stoffliche Umkleidung dieser trefflichen Dichtung; ihr eigentlicher Inhalt, ihre Gedankenaubeute ist, wie wir oben andeuteten, ganz anderer, unendlich feinerer und ganz poetischer Art. Das Naturleben gegenüber der entfittlichten Menschengesellschaft, die selbst da wo sie den Schein der Liebe und der Sittlichkeit vorsichherträgt nur Lüge ist, wo sie sich aber frei gehen läßt — geradezu entsetzlich erscheint, Dies ist der poetische Inhalt der Erzählung. In dieser Empfindung für die Schönheit der ursprünglichen, vom Menschen nicht berührten Naturkräfte ergießt der Dichter seinen ganzen Zorn gegen die Lüge der Welt: ein Zorn ohne den der Dichter überhaupt kaum gedacht werden kann. So ruft er S. 6 aus:

Da — was bannt mich denn hier in diese verpestete Atmosphäre, zwischen diese schwarzberäucherten Lasterhöhlen, in welchen das elende, gottverfluchte Stadtgeschmeiß sein eitles, täglich neu aufgefotenes Breileben weiterzerrt; ein Leben, scheinbar unschuldig, doch hämisch lauern, wie ein lang ausgesponnener Kreuzspinnenfaden, der die lustig umherschwärmen den Flügelthiere in seine Gewebe hinterlistig einfängt, um an ihrem warmen Lebensmarke seine gierige, kalte Wuth zu stillen. Bin ich denn selbst der armseligen Rucke gleich die, vom Reiz umschnürt, unter den giftigen Krallen dieser Spinnen dem angstvollen Tode verfällt? O nein — unvermischt und unbeweiht kann ich von der Erde scheiden — ich bin frei, frei, vogelfrei! Dort bei den Kohlenmeilern, in den Sennhütten und Jägerhäusern werde ich Menschen finden.

Und weiter S. 124:

Dort am Ufer lauend steht der Mensch; da guckt die Spitze seiner Ruthe und aus dem befreundeten Wasserreiche zerrt er das arme blutende Flutzgeschöpf durch die scharfe Luft. O Mensch — geschähe dir ein Gleiches, wie würde dein innerstes Gefühl über die Grausamkeit sich empören! Aber Das ist ja nur der Anfang zu den weitem Qualen, die deine Jagdier, deine Leckerstücker der armen Forelle bereitet! Sieh — nun faßt er sie mit seiner glühenden Hand! Halte still, kleines Fischlein: er zieht ja nur den schmerzenden Pfeil aus der aufgerissenen Wunde, er legt dich dann in frisches Wasser um dich aufzuwahren zum — langsamen Qualentode, in dem sich erhigenden — dann siedenden — und, o pfui, über dich scheußliches, folternbrütendes Ungeheuer! Ich möchte dich, o Mensch, vernichten wie die Riesenschlange, die alle Creatur mit ihren eiteln, unheilswangern Ringen umschlingt und zerdrückt! O, warum bin ich selbst ein Mensch, der oft schon gedankenlos die widerlichsten Gräueln verübt! Hinab, hinab in die Schauer da unten! An den Klippen zerfalle, du elendes Ich, das mich zu gottelasterischen Freveln zwingt. O, werde endlich frei, du ewige Einheitsluft meines Daseins! Ströme auf —

Den Schwärmer rettet ein derber Schlag auf die Schulter vom Selbstmorde. Es ist der gebannte Jäger Heinrich, den er sucht und der ihn rettet. Die Geschichte dieses Heinrich bildet die reizendste Episode der reichen Erzählung. Er ist ein Opfer der Geradheit und

Ehrlichkeit, der Treue in seinem Amt, wie das „Hartenrösel“, sein junges Weib, die Arnold in der Rühle fand, und die ihn mit Grüßen zu dem Flüchtigen sendet, ein Urbild der Weibestreue, ein lebenswürdiges Naturkind ist. In der Erzählung vom Jäger Heinrich hat der Verfasser eine so schöne Probe novellistischer Kunst geliefert, wie sie nur ihr eigenes Seitenstück in der Geschichte Bärenkau's wiederfindet, zwei Schicksalstragödien von der ergreifendsten Wirkung und durch den naiven Ton ihres Vortrags unendlich anziehend. Doch wir haben zu Andern überzugehen.

(Der Beschlus folgt.)

Geschichte der geheimen Gesellschaften in Frankreich seit 1830.

Histoire des sociétés secrètes de 1830 à 1848 par Lucien de la Hodde.

Ohne große Umschweife beginnen wir mit dem sonderbaren Buche de la Hodde's selbst. Denn das Buch ist es was uns interessirt, nicht der Verfasser. Jedermann kennt ja Lucien de la Hodde. Sein Name, seine Abenteuer nach der Februarrevolution haben genug von sich reden gemacht. Die Rolle welche er in den Ereignissen die er uns erzählt, und unter den Menschen die er uns vorführt gespielt hat, ist keine solche welche sich mit den delikaten Begriffen der Welt von Ehre verträgt. Der Verfasser sucht sich zwar zu rechtfertigen, indem er seine Ergebenheit für das öffentliche Wohl anführt. Nur sein Bestreben der Gesellschaft nützlich zu werden hat ihn angeblich seine Rolle spielen lassen, und den Plan zu seinem Buche an die Hand gegeben. Wir wollen über die Absichten de la Hodde's jedoch nicht streiten, sondern sein Buch nehmen wie es ist, und darin suchen was uns für den gegenwärtigen Zustand des Staats eben interessant zu sein scheint.

Lucien de la Hodde ist, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ein Mann von Geist und gewandter Feder, der viel gesehen und erfahren hat. Daß er als Denunciant so gewandt und erfahren ist, ist ein Verbrechen im Auge seiner Genossen; als Historiker gereicht es ihm dagegen zum Verdienst. Gleichwol muß man die „Histoire des sociétés secrètes“ mit Vorsicht lesen. Denn begreiflich wird de la Hodde nicht unbefangenen über Männer urtheilen die ihn zum Tode verurtheilt haben, und ihn dann haben zwingen wollen sich mit einem Piskole „selbst hinzurichten“ (S. 50). Er ist ehemaliger Mitarbeiter am „Charivari“; natürlich ist es daher daß seine boshafte Feder keinen dieser Männer schont die aus seinen Genossen zu seinen unverföhnlichsten Feinden geworden sind. So piquant diese Seite seines Buchs auch sein mag, so wollen wir doch darauf nicht eingehen, weil der Verfasser uns zu wenig Garantie für seine Wahrheitsliebe bietet. Dagegen gibt es noch einen andern Punkt in welchem man de la Hodde glauben kann, und zwar nicht auf sein bloßes Zeugniß hin, sondern auf Grund der geheimen Documente die er veröffentlicht, auf Grund der Chiffren die er verräth, und der Enthüllungen aller Art welche vermöge der der Wahrheit innewohnenden Uebersetzungskraft die Parteilichkeit des Schreibers unter dem Gewichte der Wahrscheinlichkeit verschwinden läßt.

Der Grundgedanke seines Buchs ist: Seit 60 Jahren ist in Frankreich, dem Lande wo auf der ganzen Erde am meisten conspirirt worden ist, keine Revolution das Erzeugniß von Verschwörern gewesen. Die Schwäche der Verschwörer an sich, welche allein Kraft gewonnen durch den Bestand des betrogenen Bourgeois, und durch die Thatlosigkeit der Regierung einestheils, sowie die Persönlichkeit des Verfassers, der selbstthätig auf der Bühne des revolutionnairn Dramas mit

wärte, Alles mit eigenen Augen ermessend andererseits, haben das Interesse und den Werth seiner Erzählung.

Die Geschichte der geheimen Gesellschaften und der republikanischen Partei in den Jahren 1830—48 würde lächerlich sein, wenn Verschwörungen an sich nicht etwas Trauriges wären. Dem sei aber wie ihm wolle, man kann sich eines Gefühls von Mitleid nicht erwehren, wenn man erwägt mit welchen Hülfsmitteln, welchen Geldquellen, welchen Selbstzweckplänen, welcher Armer, welchen Persönlichkeiten, welchen Anführern die Verschwörer der gestürzten Regierung an die Eroberung der Gesellschaft und der Zukunft gegangen sind! Man höre den Befehl der republikanischen Partei im Augenblick des Ausbruchs der Februarrevolution.

„Der Effectivbestand der republikanischen Partei im Monat Februar war folgender: 4000 Abonnennten des «National», von denen 2000 mit Carnot dynastisch geworden waren. Rechnet man von den übrigen 2000 GU auf Paris, so bleiben auch von diesen nicht mehr als 200 übrig welche zum Schlagen disponirt waren. Von den 2000 Subscribenten der «Réforme» kommen 500 auf Paris, welche sämmtlich der Revolution zugehen waren. Die geheimen Gesellschaften mochten ebenfalls gegen 1000 Mitglieder aufweisen können.“

„Außerdem gab es noch 4—500 Cabetisten und ebenso viel alte Verschwörer, welche nur den Flintenschuß erwarten um zu ihrem alten Gewerbe zurückzukehren. Ferner eine Anzahl Republikaner die den Verschwörungen fremd war und die man auf 1500 schätzen kann; rechnet man diese Fractionen zusammen, so kommen etwa 4000 Männer heraus. Ich habe die Gewißheit daß die republikanische Partei in Paris nicht größer war, und leugne daß man das Gegentheil beweisen könne.“

„Ich glaube gut zu rechnen wenn auf die Departements 15—16,000 Republikaner kommen. In Frankreich verhält sich daher bei einer männlichen Bevölkerung von 10,000,000 der Republikanismus wie 500 : 1!“

Sehen wir zu der innern Organisation der geheimen Gesellschaften über, so treffen wir zuerst auf die Namen, welche sie nach und nach bei dem fortwährenden Kampfe mit der Regierung annehmen mußten: Gesellschaft der Volksfreunde, der Menschenrechte, der Familien, der Jahreszeiten, der Neuen Jahreszeiten u. s. w. Bereits seit 1833 hatte sich die republikanische conspirirende Partei mit den Socialisten vereinigt: ein Umstand für den de la Hodde die unumstößlichsten Beweise bringt.

Nicht mit Unrecht geißelt der Verfasser die Feigheit der Anführer im Junikampfe, welche erst die Waffen aufstachelten, aber auf dem Pflaster ihre Kühnheit verloren. Als im Jahr 1833 die Gesellschaft der Menschenrechte in Permanenz erklärt worden war, um eine friedliche Manifestation zu bewerkstelligen, die dann bei einer Revue des Königs in eine Insurrection übergehen sollte, war Alles schon vorbereitet, die Sectionen auf ihren Plätzen, die Kruppen durch Placate bearbeitet. Allein die Polizei, gut unterrichtet, wußte die Sectionen zu finden, und hob soviel darin auf als nur immer möglich. Da der Handreich nunmehr vereitelt war, wurde ein neues Placat verbreitet, und darin gesagt daß der Ausschuß nur die Bereitwilligkeit der Patrioten habe prüfen wollen, und daß der Erfolg seinen Hoffnungen entsprechen habe!

Besonders Manqui war es der sich in dieser tyrannischen Organisation, mit welcher er diese unglückliche, zum Gemeindefest bestimmte Herde beherrschte, auszeichnete.

Unscheinbar an Zahl, ohne Einheit im Ziel, geführt von unentschlossenen Häuptern, war es gleichwol diese Partei welche zehn Jahre lang die Zulirregierung in Schach hielt, vom Proceß der Minister bis zur Emute Barbes. Der Versuch der Jahreszeiten im Mai 1839 ist vielleicht, wie de la Hodde bemerkt, nebst der Verschwörung des General Mallet das erstaunlichste Ereigniß dieses Jahrhunderts. Seit 1830 war es die einzige Emute welche unvorgeesehen ausbrach. Ihre jäm-

merliche Niederlage beweist wie eine künstliche Revolution ihr Ziel nicht erreichen kann wenn sie keine Unterstützung findet, sondern nur der Gleichgültigkeit oder dem Widerstand begegnet.

Zur Antwort auf die Frage: wie daher es möglich gewesen sei daß die republikanische Partei einen solchen Einfluß haben können, gibt uns der Verfasser die Betrachtung daß die auserwählte Schar der Verschwörer nur den Kern der Emute bilde, während die Elemente der Anarchie das eigentliche Heer der Revolution seien.

Nach dem Jahre 1840 bestand infolge des kräftigen Widerstandes der königlichen Regierung, der offenen (?) Politik, der trefflichen Polizei, der kräftigen Repressivgesetze und des blutigen Maiaufstandes fast gar keine republikanische Verschwörungspartei mehr. Es ist hier an der Zeit das System näher zu betrachten welches zu ihrer völkigen Vernichtung angewandt wurde, und bei dessen Ausführung de la Hodde selbst mit thätigen Antheil nahm.

An der Spitze der Polizei stand damals Gabriel Delessert. Sein Plan war die demagogische Partei nicht durch gewaltsame Unterdrückung, sondern allmählig und durch das Mittel der Uebersetzung ihrem Untergange entgegenzuführen. Er wollte sie neutralisiren, indem er sie nach und nach zur Unschreibbarkeit verringerte, die Leitung derselben ansichbrachte, die Fäden selbst in den Händen hielt, die Anführer befolgte, und so allmählig in ihrem Innern eine stufenweise, unmerkliche Auflösung herbeiführte, welche zuletzt den Tod der ganzen Partei für die Mitglieder selbst zur Erleichterung machte. Denn wenn auch die Verschwörung ausbricht und unterdrückt wird, so bleiben doch immer noch die Verschwörer, und „die unterdrückte Verschwörung macht einer neuen Platz“, wie de la Hodde sagt. So war es auch nach dem Tode der Jahreszeiten Barbes; aus ihren zerstreuten Mitgliedern entstanden die Neuen Jahreszeiten, deren Oberhaupt Lucien de la Hodde war, mit dem Auftrage sie zu desorganisiren und zu vernichten. De la Hodde ergriff, wie er sich ausdrückt, „die souveraine Gewalt“. Seine Collegen waren ihm an Erziehung und Geist nicht gewachsen, die Vorsädter liebten ihn, da er weder stolz noch kriechend war. Es ist interessant wie er beschreibt daß er keine Sorgfalt, keinen Schritt versäumte um dem Ungeheuer die Klauen und Zähne auszureißen. Die Mitglieder jedes Zweigvereins vereinigten sich häufig, aber nur um zu trinken und zu singen. Mitunter las de la Hodde eine beredete Litane vor, welche gewaltig beklatscht wurde; allmählig wurden sie jedoch immer seltener. Hauptsächlich scharfte er ein keine Waffen und keine Munition aufzuspeichern, und suchte durch Hinweissung auf die Zukunft die Unzufriedenen zu beruhigen. „Wir müssen uns an eine schwere, aber notwendige Jugend gewöhnen“, sagte er, „an die Resignation; um diesen Preis ist uns der Sieg gewiß.“

Indes versuchte die republikanische Partei, welche ihr Sinken fühlte, sich wieder zu kräftigen: eine schwierige Aufgabe bei dem gelockerten Banden. Es trat daher eine Spaltung ein. Die Extremen suchten sich durch die unsinnigsten Vorschläge zu entschädigen. So schlug Einer einmal alles Ernstes vor „mit Leitern die Tuilerien anzugreifen und sie durch Sturm zu nehmen“.

Die Geschichte des revolutionnären Congresses in Lyon, welche de la Hodde erzählt, schließt sich an diesen Verfall der republikanischen Partei. Wir wollen, da sie sehr lang ist, einen kurzen Auszug davon mittheilen:

„Um den Monat Juni 1842 hatte das Comité in Lyon einen definitiven Insurrectionsplan fertig, wollte aber vor der allgemeinen Erhebung noch die hauptsächlichsten Städte hören. Der Brief den ich erhielt war von einem lyoner Seidenfabrikanten F. . . . , der zugleich ein zerschnittenes Stück Papier als Erkennungszeichen mitschickte.“

„In Lyon fand ich an dem Orte meiner Adresse ein ruinartiges Haus, dessen Portier mich zu einer Dame auf einem

entfernten Gäßchen wies. Ich fand eine Frau in einem gewissen Alter und mit männlichen Zügen, der ich meine Erkennungszeichen vorzeigte, und die mich mit Wein bewirthete. Ein politisches Gespräch welches sie anfang zeigte ihre entwickelte demokratische Gesinnung."

"Endlich kam Z.... selbst, dem sie mich vorstellte, und der nach genauer Prüfung des Erkennungszeichens mich in die Rue Bat-d'Argent in ein Hôtel führte, wo die Congreßmitglieder bereits ihre Wohnung genommen hatten. Z.... hatte das vollkommene Aussehen eines echten Verschwörers; klein, mager, unterseht, besaß er eine kluge Energie."

"Gegen 10 Uhr führte uns B..... (eines der drei lyoner Mitglieder) in ein Zimmer des Z....., welches der Versammlungsort war. Das dritte Comitémitglied *** war ebenso klein und mager wie seine beiden Genossen. Wenn man sie ansah, so hätte man nicht gedacht daß sie allen Ernstes über den Sturm auf die zweite Stadt des Königreichs sprechen wollten. B..... begann alsbald mit der Auseinandersetzung. Die Sache war folgende: Am Subelfest sollte man, während die obrigkeitlichen Personen in der Kathedrale die Messe zu Ehren der Gefallenen hören würden, durch einen Handstreich alle Forts nehmen; aus dem von Fourrières sollten sofort zwei mit Kartätschen geladene Kanonen auf ein Plateau geschafft werden, welches die Kirchenthüre beherrschte; wenn dann nach Beendigung des Gottesdienstes die obrigkeitlichen Personen die Kirche verlassen würden, sollten alle Civil- und Militairchefs durch die Kanonenschüsse in Stücke geschossen werden. Dieses Blutbad wäre dann das Zeichen zur Insurrection."

"Am folgenden Tage holte Z.... die Delegirten ab und zeigte ihnen die im Plane angegebenen Punkte. Er führte uns zuerst an das Eingangsthor der Festung, sodann weiter auf einen Fußsteig, der breit genug für einen Artillerietrain war, und gelangte in einigen Minuten auf die Plattform des Observatorium, welches er als die wichtigste Position bezeichnete; der Transport der Kanonen bis hierher sei leicht, alte Kanoniere würden sie richten. Im Laufe des Tags gaben die Abgeordneten ihre Meinung ab; die aus dem Norden, Marseille und Grenoble stimmten für die Insurrection; der von Moulouise nur bedingungsweise, und auch ich nur für den Fall der Zustimmung meiner Abfender."

"Alles Das fiel im Juni 1842 vor. Drei Wochen nachher ging ein Pferd durch und warf den Thronerben gegen einen Stein, an welchem er das Haupt zerstellte. Frankreich war hierdurch von dumpfem Schmerz getroffen. Die Enragirtesten fühlten daß in diesem Augenblick Alles sich um das Königthum scharen würde, und Z.... schrieb selbst nach Paris daß das Unternehmen aufgeschoben sei."

Auch der Tod des Herzogs von Orleans belebte die republikanische Partei nicht wieder, und verließ ihr nicht die alte Ordnung und Stärke. Und seltsam! Gerade Dies so kurze Zeit vor der Stunde wo in Paris eine Revolution ausbrechen sollte aus der die republikanische Regierung hervorging. De la Hodde sprach in einer Versammlung selbst einmal: „Da ich nun einmal das Gemälde unsers Glends enthüllen muß, will ich es auch mit Offenheit thun. Die Kräfte der Demokratie sind folgende: die Gesellschaft der Jahreszeiten, 600 desorganisirte Männer; die Aderweimende Gesellschaft (Société dissidente), 400 in ihrer Auflösung begriffene Männer; zuletzt noch 500 alte Verschwörer, welche bereit wären die Waffen zu ergreifen! Und dann keine Waffen, keine Munition, kein Angriffsplan. Um Niemand zu täuschen brauche ich nur Ein Wort zu sagen: daß die Partei noch nie so schwach und so unfähig zu einer Bewegung war wie jetzt."

Der Gedanke des Buchs ist daher der daß die Revolutionen in Frankreich niemals das Werk von Verschwörern gewesen sind; sie sind vielmehr entweder das Werk einer allgemeinen Erhebung, wie 1830, gewesen, oder nur „Ereignisse,

Streiche, geführt von Verbrechern", wie im Februar 1848. Wenn aber die Februarrevolution trotzdem nach der hartnäckigen Behauptung vieler wirklich das lang vorbereitete Werk der geheimen Gesellschaften gewesen sein soll, wie soll man sich dann die Worte Louis Blanc's erklären, welcher am 21. Februar in der Abendversammlung im Bureau der „Réforme" sagte: „Ihr werdet die Insurrection beschließen, wenn ihr wollt; wenn ihr aber diesen Beschluß faßt, so werde ich nach Hause gehen und mich mit Trauerflor bedecken, und über den Untergang der Demokratie weinen." Warum sollte ferner Ledru-Rollin gesagt haben: „Wenn unsere Väter in der ersten Revolution einen Kampf vorhätten, so rüsteten sie sich lange vorher. Können wir uns mit ihnen vergleichen? Haben wir Waffen, Munition, organisirte Leute? Die Regierung ist völlig gerüstet, und die Truppen erwarten nur das Zeichen uns zu vernichten. Meiner Ansicht nach ist ein Aufstand unter diesen Umständen angefangen eine Thorheit."

Ist daher die Regierung fest, werden „die Banditen" gebändigt, und reichen die Honneten den Demagogen nicht die Hand, so wird die Demagogie immer ohnmächtig sein. Zum Schluß noch einige Worte de la Hodde's selbst: „Du sagst daß die Juliregierung gefallen ist weil sie Dies oder Das gethan, ist altes Weibergeschwätz. Sie ist gefallen weil ihr in dem Augenblicke wo sie deren bedürftig war die stoische Energie fehlte, und sie eine unkluge Großmuth bewies. Sie fiel, wie auch die Stärksten fallen können, durch einen Fehltritt!"

13.

Notiz.

Neues über den Ursprung der englischen Episcopalkirche.

Ein englischer Geistlicher, Fletcher, der auf seinen Reisen auch mit den haldäischen Christen mehrfach in Berührung kam, erzählt daß die Engländer sowol bei diesen wie auch bei den Moslems sich in religiöser Beziehung eines sehr schlechten Rufs erfreuen. Als Fletcher einst in einer Gesellschaft von haldäischen Christen war, kam auch die Rede auf die englische Kirche. Ein rechtgläubiger Kaufmann aus Aleppo, der die Geschichte dieser Kirche sehr genau zu kennen versicherte, trug da etwa Folgendes vor: Es habe in England einst ein großer Sultan gelebt, Napoleon Bonaparte, ein zweiter Alexander, zu dessen Füßen die Könige von Frangistan gelegen. Napoleon's Frau sei alt gewesen und habe seinem Auge nicht mehr gefallen, zumal habe er in seinem Uebermuthe selbst Allah getrogt. Eines Tags habe ein schönes Mädchen seine Liebe gewonnen und er habe beschlossen sich von seinem Weibe scheiden zu lassen. Als Dies geschehen sei, da seien die Engländer aber noch alle Katholiken gewesen, und deshalb habe Napoleon sich an den Papst gewandt und gefodert er solle die Scheidung aussprechen. Auf dessen Weigerung aber sei er ausgezogen gegen Rom, und habe die Heilige Stadt belagert und den Papst gefangen hinweggeführt und ihn in den großen Thurm zu London gesperrt. Hierauf hätten die Könige der Franken sich verbunden, den Sultan Napoleon besieg und den Papst befreit. Als dieser aber zurückgekehrt sei nach Rom, habe er den Sultan verflucht und über alle Anglis (Engländer) den Kirchenbann ausgesprochen. Napoleon habe dazu gelacht und in seinem Troge ausgerufen: Ich will fortan meine eigene Kirche haben! Er habe deshalb Bischöfe gewählt und sich von der alten Frau scheiden lassen, und die junge geheirathet und flugs darauf die Episcopalkirche gegründet. Fletcher versichert daß der geschichtskundige Aleppo'ser seine Zuhörer ergriffen und völlig überzeugt habe.

2.

H. W. L. C. von Reubell.

(Schluß aus Nr. 13.)

Zu den poetischen Gedanken die der Autor so glücklich versinnlichte gehört auch der daß zwischen den einzelnen Menschennaturen und den elementarischen Kräften eine Affinität besteht, die bedingend auf sie einwirkt. Es gibt er in dem Schreiber Bärenklau uns einen gebornen Triton, einen Wassermenschen hin, der denn auch badend sein Glück erreicht; der alte Lorenz ist eine Erdnatur, alle Schwere dieses Elements versinnlichend; der Jäger Heinrich ist ein Luftmensch; Arnold selbst, von allen Flammen des Lebens geläutert, im glühenden Elemente der Dichtung lebend, ist die Salamandernatur, der Feuermensch, kochend, siedend und Andere entzündend. Auch diese poetischen Bilder sind in gelungenen Dichtungen und warmen Schilderungen schön durchgeführt. Dagegen ist nun Harsenrösel, eine Gestalt von höchstem Reiz, ganz die Liebestreue die sie so schön befangt:

Die Lieb' ist alt, die Lieb' ist neu,
Sie lebt zu allen Stunden;
Jedweden Ort, wo ich auch sei,
Hat immer sie gefunden.
Sie ist mir eingebunden,
Sie macht mein Herz so treu! u. s. w.

In einem gleich reizenden Gedicht „Vom kalten Bronnen“ macht sich die Felsnatur des alten Lorenz Luft. Es ist ein Gedicht wie von Stein, wie ein Fels:

Es war einmal ein junges Blut,
Ein Reiter frisch und wohlgemuth,
Der that so feine sinnen
Daß Fels und Wald erklingen.
Des Königs Tochter Das vernahm,
Ihr Herz in Liebe zu ihm kam:
„Ruß ich dich seh'n von Weiten,
Gern möcht' ich dich begleiten.“
Der Reiter hält sie lieb und werth,
Er setzt sie vor sich auf sein Pferd,
Sie fliehen viele Meilen
Su'n Bergen ohne Wellen u. s. w.

Sowie Libussa die sinnliche Weiblichkeit, Harsenrösel die Weibestreue darstellte, so stellt in gleich naiver Erscheinung Bettina die volle Unschuldnatur des Mädchens dar, und der Autor schließt damit den Cyklus der Grund-

elemente der Weiblichkeit in drei schönen Gestaltungen. Am Schlusse stellt sich nun diese ganze Naturwelt grell und wirksam der Welt der „Gesellschaft“, dem Burg-, Schloß- und Salonleben, der künstlichen Entfittlichung des der Natur entfremdeten Menschendaseins entgegen. Hier ist Härte der Seelen, Grausamkeit, Gräuelt und Verbrechen wider den Heiligen Geist der Menschheit das Element aller Handlung, die stets am Rande des sittlichen Verderbens heuchlerisch umhertaumelt. Es ist nicht zu leugnen daß der Verfasser hier etwas starke Farben aufträgt, ja sogar wol wider besseres Wissen grau in Grau malt. Denn während dort auf Seiten der Naturmenschen die Bilder Heinrich's des Jägers als Opfer der Pflichtliebe und der Ehrlichkeit, Bärenklau's als Rächer eines beschimpften Vaters, Harsenrösel als Opfer der Treue und der Liebe in mannichfachen Unthun gerathen, sehen wir hier, auf Seiten der Culturmenschen, Eberhard als herzlosen Verführer um einer politischen Doctrin willen, den alten Wolfenschießen als sinnlichen Sünder, Elfrede im Pfuhl aller Laster versunken, den Prinzen als egoistischen Zerstörer einer edeln Frauennatur und endlich — unsern Arnold (Graf Wolfenschießen) selbst ein freches Spiel mit der Manneehre seines Oheims heuchlerisch bis zu Ende führen: dergestalt daß wir uns mit tiefem sittlichen Grauen von allen diesen Salonmenschen, welche noch dazu die wohlverdiente Strafe nicht einmal erreicht, abwenden müssen. Es mag Dies ein wenig parteiisch erscheinen; allein der Dichter schließt damit sein Gedicht in dieser Bedeutung ab daß es — was jede Dichtung sein soll — ein Stück Welt sei, ein Mikrokosmos der Erscheinung des Daseins überhaupt. Ueber diesem Mikrokosmos aber schwebt die Salamandernatur des Dichters, wie sie das Gedicht von dem Weinstock in seinem Endreim:

Der Trauben Fülle sinkt ins Faß,
Der Stock verbleibt der Erde;
Die Kelter preßt ein feurig Raß, —
O selig: Stirb und Werde!

so schön ausdrückt.

Obwol der Dichter nun in dieser Novelle einen ungleich höhern Flug genommen hat als der in seinen Kunstnovellen eingeschlagene, so hat er seine Natur, die ihn einmal zur Erhöhung der Kunstschönheit hinzieht,

doch nicht so ganz verleugnen können daß er nicht auch kritisches Beiwert dieser Erzählung eingeflochten hätte. Erscheint Dies hier auch einigermaßen fremdartig, so sind wir doch gedungen das scharfe Urtheil welches Arnold über gewisse „Dorfgeschichten“ ausspricht ganz zu unterschreiben. Er sagt dem Doctor:

Sie geben uns in den Bauern und ihren Dirnen nicht eine poetische Potenz der Wirklichkeit, sondern ein Ideal wie Sie es gern haben möchten. Sie wollen Etwas mit diesen Leuten u. s. w. Deshalb machen Ihre Geschichten mir den Eindruck unwahrer Genrebilder, wie sie jetzt so häufig in Düsseldorf und München und überall gemalt werden. Das Costume ist richtig; die ursprüngliche Wahrheit, das poetische Leben fehlt. Vergleichen Sie nur damit eine Bauernhochzeit von Teniers — doch Teniers ist ja menschlich.

So schwer es uns fällt, wir müssen ablassen von dieser Novelle und ihren poetischen Reichthümern. Noch einmal, sie ist ein Gedicht, eine Welt im Kleinen, eine Gabe höchster Gattung, in Form und Inhalt dem Edelsten dieser Art gleichstehend das Lied, Arnim, Brentano oder Eichendorff in dem deutschen Dichterkain gepflanzt haben, und eine reiche Zukunft verkündend.

Nach dieser Leistung nehmen wir natürlich ungern mit Geringsamkeit vorlieb. Zu diesem Geringern aber haben wir das Fragment: „Noch Etwas über Musik“, und auch die voller angelegte Novelle: „Eine Novembernacht in Dresden“, zu rechnen. In der letztern bewährt der Verfasser wiederum sein Talent, zu einer plötzlich angeschauten Gruppe oder Scene eine Vor- und eine Nachgeschichte zu erfinden, in welche sich jene Gruppe natürlich und wirkungsvoll einreicht, indem sie uns erklärlich und bedeutend wird. Die Hauptsache sind hier jedoch wieder bedeutende Kunstlehren und Urtheile, und da wir von der Form der letztern dem Leser noch eine Probe schulden, so wollen wir gleich aus dem Eingange der Novelle das Urtheil über Meyerbeer und seine „Jugennotten“ hier anführen:

„Gut, gut“, sagte Walter, „ich habe schon vorhin die Oper als ausgezeichnet, „in ihrer Art“ erklärt. Nur diese Art! Laßt euch durch ein Bild verdeutlichen welchen Eindruck sie mir macht. Mir ist als träte ich Abends in das hellerleuchtete Kunstcabinet einer reichen Reichthumsstadt. Hier hat man allerhand werthvolle und auch werthlose Gegenstände in das glänzendste, blendendste Licht gestellt Käufer anzulocken und Gaffende zu entzücken. Gleich beim Eintritt will die unter gothischem Bogen in Glasfarbenpracht prangende Copie eines unbekanntes Heiligenbildes dein Herz mit mächtiger Rührung bewältigen; aber du wirst nicht gerührt, weil du die Absicht dabei fühlst; du meinst vielmehr jenes geliebte alte Bild sei zu schönen, profanen Zwecken misbraucht worden und wendest dich ab von der überfüllten Lage. Magst du weitergehen, so siehst du in vergoldeten Rahmen mancherlei Bilder, muntere Trinkgelage, groteske Schlachtfeszen, reizende Liebesgärten, nächtliche Schrecken, Verrath, Verschwörung, Mord, alle von Virtuosenhand gezeichnet und mit dem Bewußtsein aufgestellt daß jedes Einzelne an seinem Ort die gewünschte Wirkung macht. Du bist wirklich geneigt den Handelsmann der dies Alles geschieht arrangirt hat in seinem Fache für einen Meister zu halten, für einen ausgezeichneten „Faiseur“, der überall eines großen Erfolges sicher sein kann, wenn du auch recht gut weißt daß alle jene romantischen Figuren nur Fabrikarbeiten

von Papiermaché sind, die Heiligenbilder werthlose Copien, welche nicht mehr die Seele des ursprünglichen Meisters athmen, und endlich daß überall nicht der Künstlergenius, sondern nur ein bedeutendes, meist industrielles Talent diese Madinatgrotte geschaffen hat. Im dritten Zimmer beginnst du freilich schon zu gähnen und eine etwas hochmüthige Unterhaltung zu finden an der Verwunderung und dem Entzücken Deinerjenigen welche mit dir zusammen die Hauberhöhle in Augenscheln nehmen; du gehst jedoch bis ans Ende durch alle Zimmer, weil du einmal das Eintrittsgeld bezahlt hast und, wenn auch nicht ästhetisch ange-regt, doch neugierig gespannt bist auf die dort aufgestellten Effecte. Beim Herausgehen aber fällt dir ein daß dies Conglomerat recht empfehlenswerther Reparaturartikel von der mit lebenden Menschheit wirklich für ein Kunstwerk gehalten wird, und da ergrimmt deine Künstlerseele und du ruffst ein Anathema aus über den profanen Handelsmann, der das Product seiner vortrefflichen Champagnerfabrik der betrogenen Menge für Kistlar einsetzt! O wie fehlt doch unserer Zeit ein Gesalbter des Herrn, ein eifriger Christus daß er die Lempel der Kunst reinige, daß er die Zuckerer und Wechler vertreibe und vor allem die gleichzeitigen Seelen welche mit hoffärtiger Thorheit darin umherstolziren die Herzen der Kinder Gottes mit teuflischem Blendwerk zu verwirren!“

„Da haben wir den Durchgänger, wie immer“, rief ein Mann mit hoher Stirn, der älteste in der Genossenschaft. „Das macht der böse Vernichtungstrieb, der ihm faustdick hinter den Ohren sitzt . . . Laß dir doch, mein guter Knabe, ein geschickt zusammengesehtes musikalisches Potpourri ebenso ruhig gefallen wie andere Menschen, und verzehre es mit angenehmem Appetit, ebenmäßig wie einen recht delicates Heringsalat oder Dergleichen.“

„Hole der Teufel den Wirth der mir einen Heringsalat vorsetzt“, rief Walter, „zusammengesetzt aus Religion und Leichtfertigkeit, aus Leidenschaft, Treue, Jugend und Coquette-rie — o bodenlose Albernheit und lächerliche Trägheit! Ich muß ärgerlich lachen“ u. s. w.

Der Verfasser kann gewiß nicht klagen daß wir seinem Werke nicht das volle Maß theilnehmender Liebe zugewendet hätten, das uns überhaupt als Vorbedingung bei der ernstlichen Betrachtung jedes Kunstzeugnisses erforderlich scheint. Es kann ihm vielmehr nicht entgangen sein daß wir an demselben fast nur gelobt und, so wie er verdiente, Geleitetes anerkannt haben. Umso mehr werden wir nun an dieser Stelle berechtigt sein — zur Wahrung unsers kritischen Gewissens — einige Bedenken anzuregen und mit einem gutgemeinten Rathschlage unsere Betrachtung zu schließen. Die Bedenken welche wir haben beziehen sich nur auf einige Auswüchse des Stils, der uns hin und wieder nicht zwanglos und natürlich erschienen ist. Der Autor liebt es neue Wortbildungen zu gebrauchen, die nicht immer richtig und logisch zusammengesetzt sind; er überströmt uns zuweilen mit solchen Bildungen, an andern Stellen ist er zu wortreich. Endlich können wir auch so pretiose Wendungen wie z. B. S. 197: „Brigitte blieb gern als Dienerin in dem blüthenpflegenden Kreise zurück welchen die holde Jungfrau Mutter mit heiligem Liebesglauben durchwaltete“ — nicht loben, namentlich nicht wenn sie häufig wiederkehren. Worte wie: Sonnenchoral, fruchtkumflössene Krystallwohnungen, unmittelbares Einigungsstreben u. a. m. geben zu viel Schmutz und zu wenig klaren Sinn. Wir möchten daher zu einem einfacheren Stil rathen.

Hierdurch aber haben wir gegen die Lebensauffassung des Autors überhaupt vorzubringen daß sie etwas Festiges und Welles herausstellt, das noch der mildernenden Künstlerhand bedürfen mag. Er vertheilt Tugend und Werth zu ungleich, indem er sie nur einer Seite der Menschengesellschaft zutheilt, die andere aber leer ausgehen läßt. Dasselbe thut er mit der Kunst. Wir würden daher rathen Licht und Schatten mehr zu theilen und vor allem Dingen nicht grau in Grau zu malen. Der Verfasser schreibt im Uebrigen sein Innerstes kühn heraus, er gibt ein Stück Leben, er stellt uns einen „Mikrokosmos“ dar, voll poetischen Anschauens, Empfindens, Fühlens. Wir preisen ihn deshalb — er ist ein Dichter und ein Denker, und daß er als solcher nicht bloß sich gefördert hat in seinem „Bergam!“, sondern auch uns, haben wir schließlich lobend zu bekennen.

17.

Theologisch-politische Polemik.

1. Drei Fragen eines Gläubigen an die Philosophie und Politik. Buchholz, Adler. 1850. Gr. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Rgr.

Ehre wem Ehre gebührt. Der erste Platz gehört unstreitig dem Kämpfer der sich die meisten und gefährlichsten Gegner erwählt hat. Für diesmal ist es ein Anonymus, welcher erklärt: daß eine Versöhnung mit den Verstandigen ihm undenkbar ist (S. 36). Diesen Verstandigen werden aber nicht etwa die Vernünftigen gegenübergestellt, sondern die Polemik richtet sich wirklich gegen „das Denken“ überhaupt. Ausgehend von der unbestrittenen Wahrheit daß das Leben noch etwas Mehr als das bloße Denken ist, gelangt der Verfasser zu dem nicht ganz neuen Resultate: daß das Denken überhaupt seiner Natur nach ganz unfähig sei Wahrheit zu erfassen, welche lediglich erlebt werden könne. Natürlich erscheint die Gegenwart mit ihren Kindern Dem der Dies erlebt hat in einem sehr traurigen Lichte, besonders das eitle Sinnen und Streben: zu denken und seine Gedanken Andern mitzutheilen. „Die Forderung die man an den nach Wahrheit Strebenden stellt, daß er sich nämlich unbedingt und ohne allen Rückhalt dem von irgend einem Punkte aus sich selbst forttreibenden Gedanken hingebe, erscheint mir als eine unbedingte, eine widernatürliche, eine unwürdige.“ Denn auf diese Weise könnte es ja geschehen daß das Ich in die furchtbare Lage käme etwas Fremdes aufzunehmen, sich einem Andern hinzugeben. Viel mehr muß es fortwährend, sowol in Einsamkeit als auch wenn er unglücklichweise mit jemand Andern in Berührung kommt, sich bestreben: „daß man sich nicht vom Gedanken treiben lasse, sondern man den Gedanken nach dem bewaffneten Sinne hintreibe, d. h. daß man nicht der Consequenz oder Verwandtschaft des Charakters oder die Lebendigkeit aufopfern, sondern den Folgegedanken, dessen Anerkennung das Gefühl der Lebendigkeit fördern würde, als verkehrt und unwahr zurückweise.“ Offenbar die eigentliche Grundlage zum seligen Leben! jede Wahrheit die das beglückliche Gefühl: Ich bin Ich und mit mir einig, fördern könnte als eine Lüge zurückzuweisen. Dies Gefühl daß der Mensch lediglich für sich selbst, am allerwenigsten für die Gesellschaft da sei, nennt der Verfasser Glauben oder Gottesbewußtsein, weil Gott ja auch ein reines „in und für sich“ ist. Die Lebensatmosphäre dieses Glaubens ist die „dunkle Klarheit“, denn „da gibt's Nichts mehr zu denken“ (S. 15) und das Denken ist ja das Unwahre und Gemeine. Mit dem Denken hängt auch aufs innigste die ebenso niedrig geartete Sprache zusammen, welche alles Ewige und Göttliche nur „enthüllt und verzerrt“. Aus diesem Grundcharakter der Sprache kommt es ja „daß was dein ganzes Herz mit Au-

gewalt bewegt dir matt und bedeutungslos erscheint sobald du es ausdrückst, und die reinsten, heiligsten Gefühle schreien zur Lüge zu werden sobald sie auf die Lippen kommen.

Doch genug von dieser Blumenlese eines romantischen Katechismus aus dem ersten Theile der Schrift. Das negative Resultat lautet ganz consequent: daß „der Mensch die gefährlichste Versuchung für den Menschen ist“, weil ja Denken und Sprechen, die Ursünden, im geselligen Verkehr kaum zu vermeiden sind. Positiv haben wir gewonnen: daß die Ahnung, in welcher weder Klarheit noch Erkennen und Wissen ist, eben darum, und wegen ihrer absoluten Unmittelbarkeit, „der wahrhafteste und heiligste Zustand des Menschen ist“, in dem das Ich sich am ungestörtesten in seinem Dufel conservirt.

Im zweiten Abschnitt gibt der Verfasser sich Mühe unsern niederträchtigen philanthropischen Geschlecht wieder einmal eine Ahnung davon beizubringen was die wahre Liebe sei. „Wahrhaftige, wirkliche Liebe ist nur in der Gemeinschaft des göttlichen Menschengesistes mit dem ewigen Gottesgeiste. Und wie könnte diese unendliche Gottesliebe eingehen in die beschränkten kümmerlichen Verhältnisse der Menschen untereinander? Die Nächstenliebe hat also in sich keinen sittlichen Werth. Die Menschengesellschaft muß untergehen, soll ganz und voll in uns aufgehen die Herrlichkeit der Gemeinschaft Gottes.“ Jetzt wendet der Leser auch das in vollem Ernst gemeinte liebenswürdig menschliche Motto der Broschüre:

Nur Gott und ich, sonst Keiner mehr;

Ich daß ich weit von Menschen war.

Besonders interessant ist noch der letzte Theil: „Die Geschichte.“ Man kann dem Verfasser nicht absprechen daß er seine Feinde zu erkennen weiß, und mit viel Geschick und jener glücklichen Sophisterei des gegen alles Andere feindlichen zufälligen Ichs, gegen sie zu Felde zieht. Geschichte ist „ein Wort ohne Sinn und Bedeutung; nur die Armut des eigenen Lebens konnte den wahnfinnigen Gedanken einer Geschichte der Menschheit gebären“. Rämlich, wenn Jeder sich von Anfang an allgenugsam in seiner Wortreflexivität und Unveränderlichkeit gefühlt hätte, wie das anonyme Ich es will, so wäre keine Gesellschaft und keine Geschichte möglich geworden. „Entwicklung der Menschheit und Freiheit des Menschen ist unvereinbar; jene kann nur sein wo das Individuum zu einem selbstständigen, unfreien Gliede eines Organismus herabgewürdigt wird; und diese nur, wenn allenthalben der Kreis des individuellen Lebens der größte ist, von keinem andern umschlossen, selbständig in und für sich, d. h. wenn es keine Menschheit und keine Geschichte der Menschheit gibt.“ Veränderungen, Das muß man zugeben, gibt es leider auf der Welt; aber, süße Befriedigung des Ichs! „die äußere Schale des weltlichen Geschehens durchbricht der Gläubige, der da erkennt daß Alles was um ihn geschieht nur um seinerwillen geschieht. So ist freilich die physische Einheit und Ordnung der Dinge verloren, aber eine sittliche Harmonie, eine göttliche Einheit haben wir gewonnen.“

Bei solcher Raideutät ist dem Verfasser die Mühe einer weiteeren Kritik erspart. Das gebildete Bewußtsein ist stark genug an diesen citirten Sätzen ihre eigene Kritik zu haben. Die Schrift beweist mit ihrer ganzen Aufwärmung und Wiederlämung des romantischen Katechismus nur: daß auch der hartnäckigste und allgenugsamste Egoist und das unabhängigste Ich sich selbst widerlegt, indem es doch nicht unterlassen kann von andern Ichs seinen armenfligen Plitterhaat zu borgen und seine heiligen „Ahnungen“, „durch das Wort verzerrt“, auf den Markt der Gesellschaft zu bringen.

2. Briefe eines communistischen Propheten nebst einem Anhang von Gedankversen. Von dem Verfasser der Neutestamentlichen Zeitgedichte. (Eine Sammlung journalistischer Mittheilungen.) Leobschütz, Weilschäuser. 1850. Gr. 16. 18 Rgr.

Eins jener unfruchtbaren Nachwerke die aus einer ästhetisch ohnmächtigen Lust etwas Lächerliches zu verhöhnen hervorgegangen sind. Man kann natürlich nicht die Anforderung

stellen daß Alles was über die unserm Jahrhundert eigenthümliche sociale Gedankenbewegung geschrieben wird dieselbe in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung kritisch auffasse, von den Persönlichkeiten und zufälligen Erscheinungen getrennt. Auch die Straßendemokratie und der Commis-voyageur-Socialismus sind Existenzen die sich literarisch consumiren lassen, nur sei es in der angemessenen Form. Statt wahren Humors und unbefangener richtiger Darstellung — die allein wirksam ist — wird uns hier ein would be-Humor, brockenweise einem langweiligen und halbgelehrten Raisonnement und Gegenraisonsnement untermischt, angeboten. Man fühlt sich keinen Augenblick auf dem Boden der wirklichen Welt, sondern phantastisch gemachte Verhältnisse und ein nach dem Belieben des Verfassers zugeschnittener, nicht aus dem Leben copirter Communist werden nach theoretischen Motiven zusammengebracht. Das einzig Genießbare sind einige Distichen des Anfangs, obwol es oft Mühe hält sie als Distichen zu erkennen. S. B.:

„Weibe der Hand“ also predigen die Evangelisten des Tages;
Pfaffen des Tages ihr brüllt: „Apotheose der Faust!“

3. Pietisten oder Apostel der Knechtschaft in Lippe. Von R. Kulemann. Bielefeld, Helmich. 1850.

Der Pietismus in Lippe ist zwar schon ein Decennium alt; neu ist aber der Auffschwung welchen er seit der Revolution genommen. Die Frommen sahen ein daß auch Satans Werk, nämlich die in Lippe eingeführten Grundrechte, den Kindern des Lichts zum Besten dienen müsse. Kraft der neuen Religionsfreiheit konstituirten sie „eine freie evangelische Gemeinde“ zu Lemgo, und der Reiseprediger der barmherzigen Gesellschaft macht von diesem neuen Zion aus seine Aposteltzüge im Ländchen. Die Mittel und Wege, alte und neue, die wahre Lehre zu verbreiten, werden von Kulemann nicht ohne Humor geschildert. Persönliche Streitigkeiten werden nebenbei ausführlich erledigt. Dem Verfasser wäre nur zu rathen Etwas von dem bunten gelehrten Ballast über Bord zu werfen, wenn er ja doch für das Volk schreiben will.

4. Die Testamente der zwölf Patriarchen, der Söhne Jakob's, und die Geschichte der Aseneth, der Frau Joseph's. Aus alten verborgenen Schriften ins Deutsche übertragen von Richard Aflon. Kassel, Raabé u. Comp. 1850. 12. 15 Ngr.

5. Achtzehn Psalmen Salomon's, welche sich in unserer Bibel nicht finden. Aus einer geheimgehaltenen Schrift ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Richard Aflon. Kassel, Raabé u. Comp. 1850. Gr. 12. 6 Ngr.

Die „geheimgehaltenen und verborgenen“ Urkunden werden vielleicht manchem Leser den Gedanken nahebringen daß hier eine ähnliche Mystification vorliege wie sie jüngst in ziemlich plumper Weise in den auch in diesen Blättern besprochenen Schriften über „Jesus der Essäer“, und mit mehr Aufwand von Gelehrsamkeit in dem Buche „Maran Atha oder von der Zukunft Christi“ versucht worden ist. Der Verfasser oder der Verleger haben unrecht gethan durch diese gespreizte Uebersetzung des Worts „Apokryphen“ das Publicum anlocken zu wollen. Denn die vorliegenden Schriftstücke sind eben weiter Nichts als einige jedem Gelehrten bekannte Apokryphen, von verhältnismäßig geringem Interesse, wengleich die Testamente der Patriarchen doch nicht viel jünger als das 2. Jahrhundert n. Chr. sein mögen. Den Patriarchen wie dem Psalmen werden verschiedene Weissagungen auf Christus in den Mund gelegt; die wissenschaftliche Ausbeute für die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte ist ziemlich gering, da das bloße Ermahnen und Moralisiren den Hauptstoff bildet. Die Geschichte der Aseneth ist stellenweise in jenem Familientone gehalten der den früher entstandenen Sagen einen so nachhaltigen Reiz verliehen hat. Die Anmerkungen des Heraus-

gebers sind mehr populair gehalten als für die Gelehrten berechnet. Immerhin ist es aber wieder merkwürdig zu sehen, wie das Interesse des größern Publicums — das der Verleger voraussetzen durfte — an jenen sonst für abstrus und ganz unwichtig gehaltenen Documenten der christlichen Urgeschichte zunimmt. 18.

Bibliographie.

Andree, K., Amerika. In geographischen und geschichtlichen Umrissen. Mit besonderer Berücksichtigung der Eingeborenen und der indianischen Alterthümer, der Einwanderungen und der An siedelungen, des Ackerbaues, der Gewerbe, der Schifffahrt und des Handels. 1fter Band. Nord-Amerika. 1ste und 2te Lieferung. Braunschweig, Bestermann. 1850. Lex.-8. à 10 Ngr.

Blum, L. v., Die Germaniade. Ein Heldengedicht. Erfurt, Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Frey, L., Frankreichs Civil- und Criminalverfassung, mit Beziehungen auf England, nebst einer Darstellung der in Deutschland erschienenen vollständig in sich abgeschlossenen Gerichtsverfassungen. 2te völlig umgearbeitete Auflage. Erlangen, Entz. Lex.-8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. 1fter Jahrgang 1851. Mit dem Portrait von G. Eppler von Hauen-schild. Bremen, Schlotmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hersch, S., Gedichte. 2te Auflage. Bonn, Birtmann. 1850. 16. 10 Ngr.

Alte und neue Liebeslieder. Mit Bildern und Singweisen. 2te Auflage. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1850. 8. 7 1/2 Ngr.

Martin, S. J., „Vor unserer Thüre sind allerlei edle Früchte. Mein Freund, ich habe dir beide heutige und fernige behalten.“ Dreißig Predigten und Betrachtungen. Basel, Schneider. Gr. 8. 27 Ngr.

Kollett, S., Dramatische Dichtungen. 1fter bis 3ter Band. Leipzig, Weller. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wahl, F., Theater. 1fter Band. Hamburg, Brendesohn. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Ansichten eines Constitutionellen aus Ungarn. Leipzig, Leiner. 1850. 8. 8 Ngr.

Bedenknisse eines Slaven. Leipzig, Barth u. Schulze. 1850. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Beust, G. C. Frhr. v., Ueber die Fortschritte des Berg- und Hüttenwesens in Sachsen seit dem J. 1817. Vortrag, gehalten am Wernersefte zu Freiberg den 25. Sept. 1850. Freiberg, Cray u. Gerlach. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Erkenntnisse in der gegen den Kreisamtmann D. L. Heubner geführten Untersuchung. Mit Genehmigung des königlichen Justizministeriums aus den Jahrbüchern für sächsisches Strafrecht abgedruckt. Leipzig, Arnold. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Gruenhagen, F., Ein Wort an und für die Friedensvereine. Königsberg, Samter. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Hodenberg, W. v., Bescheidene Gedanken im Anlaß der hannoverschen Organisationspläne zur öffentlichen Prüfung empfohlen. I. — A. u. d. L.: Die Vertretung nach der Steuerlast. Beruf an die hannoverschen Landchaften, in Anlaß der vorgeschlagenen Zusammensetzung der Provinzialstände. Lüneburg, Herold u. Wählstab. 1850. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Holdheim, S., Trennung und Anerkennung. Predigt, gehalten im Gotteshause der jüdischen Reform-Gemeinde zu Berlin, am 3. März 1850. Berlin, Lassar. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Waldburg-Beil, Fürst, Meine Grundsätze. Schaffhausen, Furter. 1850. 8. 7 1/2 Ngr.

Birch über die nationale Entwicklung der Deutschen.

1. Die Geschichte der Deutschen von J. G. A. Birch. Zweite durchaus verbesserte Auflage. Vier Bände. Stuttgart, Hoffmann. 1846—47. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.
2. Die Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reichs bis auf unsere Tage. Von J. G. A. Birch. Fortgesetzt von B. Zimmermann. Erster bis dritter Band, erste und zweite Lieferung und vierter Band, erste bis achte Lieferung. Karlsruhe, Kunstverlag. 1847—50. Gr. 8. 6 Thlr.

Als Juden sich anschickte den vor mehr als vierzig Jahren gefassten Entschluß eine Geschichte des deutschen Volks zu schreiben zur Ausführung zu bringen, war er nahe daran durch die großen Anforderungen die an ein solches Unternehmen gestellt wurden, und es in jenem Zeitpunkte noch gewissermaßen als unmöglich bezeichneter, abgeschreckt zu werden. Seitdem sind nicht nur die bekannten Quellen, deren mangelhafte Erforschung damals als Haupthinderniß hervorgehoben wurde, viel zugänglicher gemacht, sondern auch manche neue eröffnet, und es ist überhaupt auf diesem, dem deutschen Fleiße von jeher besonders werthen Gebiete so Bedeutendes geleistet worden daß auch für gesteigerte Ansprüche die Mittel der Befriedigung nicht mehr fehlen. Unsere an bedeutenden Begebenheiten so reiche Zeit ist überdies geeignet den Geschichtschreiber in jene schwungvolle Stimmung zu versetzen, die er bedarf um, ein rückwärtsgekehrter Prophet, aus der Vergangenheit eines großen Volks die Gesetze seiner Entwicklung und das Geheimniß seiner Bestimmung zu ergründen. Hat er dann noch selbst in der Mitte dieses Volks ein vielbewegtes Leben geführt, und an dessen Bestrebungen thätigen Antheil genommen, so läßt sich von ihm wol ein Werk erwarten das nicht bloß die äußere Folge der Ereignisse, sei es auch mit gewissenhaftester Treue, wiedergibt, sondern ihren organischen Zusammenhang nachweist und das scheinbar Zufällige und Vereinzelte zu einem geordneten Ganzen gliedert. So hat es politisch durchgebildeten Völkern nie an Männern gemangelt die zugleich Geschichte machten und Geschichte schrieben, und wir brauchen, um bei der neuesten Zeit stehen zu bleiben, nur an Macaulay zu erinnern, um zu zeigen welch hohe Stufe die Historiographie unter der Einwirkung so günstiger Umstände erreichen kann.

In Deutschland aber hat sich unter den Männern die einer solchen Aufgabe gewachsen leider noch keiner ihrer Durchführung unterzogen, und wir besitzen zwar von einzelnen Abschnitten unserer Geschichte ausgezeichnete, ja classischer Vollendung sich nähernde Darstellungen, vermissen jedoch ein diese Geschichte in ihrer Gesamtheit umfassendes, der Form und dem Inhalte nach wahrhaft nationales Werk: eine Lücke die umsomehr zu beklagen ist als Niemand bezweifeln kann daß Männer wie Luden, Schlosser, Ranke, Dahlmann, Rauwer, Loebell u. s. w. fähig gewesen wären dieselbe vollständig auszufüllen, wenn sie den besten Theil ihrer Kraft diesem Unternehmen gewidmet hätten. Jetzt aber mag der Schmerz über die neuerdings und ärger als je eingerissene Zersplitterung patriotisch Gesinnte wol abschrecken die Geschichte einer Nation zu schreiben die ihr Dasein in thörichtem Bruderkisse aufs Spiel setzt, und vielleicht würde auch Birch, wenn er den jüngsten Aufschwung nicht bloß erlebt, sondern wie wir Andern überlebt hätte, die Feder noch weit früher niedergelegt haben als sie ihm der Tod entriß. Denn er ergriff sie zumeist in der Absicht „Belehrung zu ertheilen, zur Weisheit zu ermuntern, über den Ernst des Lebens und den tiefen Zusammenhang der Weltverhältnisse Nachdenken zu erregen“, und in der Hoffnung, „die Ermahnungen der Geschichte würden trotz des historischen Erfahrungssages daß sie in der Regel für die Völker verloren sind und aller wohlthätigen Einwirkungen auf letztere entbehren, dennoch bei zunehmender Reife erhöhte Wirksamkeit erlangen und die Errettung jener staatlichen Freiheit erleichtern, deren Pflege für den wahrhaft selbständigen, rastlos fortstrebenden Geist bei den Fehlschlägen kühnerer Hoffnungen allein noch Reiz, Trost und Freude zu gewähren vermag“.

Von solchen Gesinnungen durchdrungen, und der alten Größe des deutschen Volks mit Begeisterung eingedenk, beabsichtigte Birch keineswegs eine bloße Geschichte der Dynastienhäuser, eine Kriegs- und Schlachtengeschichte zu schreiben; er wollte vielmehr die innere Entwicklung der Nation darstellen, d. h. nachweisen wie der Geist derselben schon in der Urzeit beschaffen war, wie hieraus als wirkender Ursache die Anlage des Verfassungsgebäudes und der gesellschaftlichen Zustände überhaupt entsprang, in welcher Weise der Volksgeist seinen ursprünglichen Keimen gemäß im Laufe der Zeit folgerichtig sich

ausbildete, und wie immer aus ihm und seinen Veränderungen die äußern Erscheinungen als Wirkungen hervorgingen. Diesen Stufengang verfolgend, sieht er die Deutschen aus rohen Anfängen sich allmählig zu solcher Blüte erheben daß sie im 14. und 15. Jahrhundert alle europäischen Völker an politischem Gewicht, Wohlstand, Bürgerfreiheit und Kunstleiß überragten und unbestritten für die erste Macht der Welt galten. Noch im 16. Jahrhundert rühmte Herold mit Recht, *quanta adversus gentes exteras omnes aeterna illa nostrorum autoritas, Imperique amplitudo*: da begann der Verfall, und Wirth klagt:

Wie sieht es dagegen heute aus? Wo sind Liefland, Kur- und Esthland, wo Holland, die Niederlande, Elfaß, Lothringen und die germanische Schweiz? Man zeige uns die deutsche Flotte welche die Meere beherrscht und den Posthalter der, gestützt auf das unermessliche Gewicht der Reichseinheit, das Vaterland in London, Paris und Petersburg vertritt. Deutschland war vordem anerkanntermaßen der reichste Staat Europas, doch jetzt ist es ungleich ärmer als England, und selbst ärmer als Frankreich. Von allen Staaten welche gegenwärtig die Großmächte bilden hat ein jeder Seemacht, nur unser Stamm nicht, also das Reich nicht welches hierin früher das ansehnlichste war, und soweit ist es gekommen daß man es gar nicht einmal fühlt welsch ungeheure Schwäche für ein Volk von 40 Millionen in dem gänzlichen Mangel der Seemacht liegt. Die traurigsten Folgen hatte der Verfall der Nation in sittlicher Beziehung; denn an die Stelle des wenigstens verhältnismäßigen Unabhängigkeitsfinnes der Bürger trat allgemeine Anselbständigkeit, Schwäche und Unterwürfigkeit, ja wir erlitten sogar das herbe Schicksal das einem gebildeten Volke widerfahren kann, d. h. vorherrschender Grundzug des Rationalcharakters wurde der Bedientengeist, und der Geschichtschreiber muß erröthen welcher die Staatszustände vom 17. bis 19. Jahrhundert getreu zu schildern hat.

Auf die Frage aber wie es kam daß Deutschland so tief sank, und Ruhm, Macht und Würde in solchem Maße verlor, bezeichnet Wirth die Zerstörung der ursprünglichen Verfassung, die Untergrabung der Strebe- Pfeiler auf welche die Reichshoheit gebaut war als Hauptursachen. Er sagt:

Das Geheimniß der mittelalterlichen Größe unsers Volks lag in der Unabhängigkeit und dem Ebenmaß verschiedener Stände, die durch erregende und belebende Wechselwirkung nicht nur den innern Staatszuständen Reichthum, Schönheit und Fülle, sondern auch der Rationalmacht Nachdruck und Stärke verliehen. Der Kaiser voll von Ansehen und Hoheit, doch beschränkt durch die Fürsten und Stände des Reichs; die Fürsten mächtig und gebietend, gleichwol gezügelt durch einen reichen und unabhängigen Adel; der Adel einflußreich und hervorragend, befehengeachtet in Schranken gehalten durch einen thatkräftigen und wohlbemittelten Bürgerstand. Glänzten Kaiser, Fürsten und Adel durch Ritterlichkeit, freien Anstand und Kunstfönn, so wetteiferte der Bürger durch Gewerbfleiß, Treue und Ehrbarkeit. In dieser Weise waren die Elemente des deutschen Volkslebens zur Zeit der Blüte beschaffen, und solange ein jedes innerhalb des Kreises seiner natürlichen Stellung beharrte, theilte sich Allen verhältnismäßig Zufriedenheit und Wohlbehinden mit. Als dagegen der heilsame Wetteifer in Unterdrückungsucht ausartete; als die Städte, uneingedenk ihres Ursprungs und ihrer Geschichte, das Landvolk unterjochten, Fürsten und Adel selbständige Bürger zu willenlosen Unterthanen erniedrigen wollten, wurde das Gleichgewicht der Stände aufgehoben, und dadurch die öffentliche Freiheit vernichtet, der Wohlstand zerrüttet, die Rationalmacht gebrochen, die Seemacht verloren, der Welthandel zerstört. Durch den Vertilgungs-

Kampf der Dynasten und des Adels gegen die Städte fiel des selbständige Bürgerthum, zur Strafe alsdann Freiheit und Macht des Adels, und weil auf ihr, sowie jener der Städte, die Stärke des Kaisers gegen die Fürsten beruhte, sank auch die Reichsgewalt. So mußte sich denn — ruft Wirth am Schlusse dieser Uebersicht aus — die Fülle, die Anmuth und die Großartigkeit des deutschen Staatslebens in die starre Allein herrschaft unbeschränkter Fürstenmacht auflösen!

Um zu diesen traurigen, aber leider nur allzu gut begründeten Ergebnissen zu gelangen, läßt es sich Wirth zuerst angelegen sein Das zu zerstören was er „die Dichtung der alten deutschen Freiheit“ nennt, um den Beweis zu liefern daß diese Freiheit nichts Anderes war als das Monopol einer verhältnismäßig sehr kleinen Zahl Bevorrechteter, auf Kosten der großen Masse des Volks, und im schroffen Gegensatz zu demselben Bevorzugter, die sich nicht nur im ausschließenden Besitze der Rechtsfähigkeit, sondern auch im fast ebenso ausschließenden Besitze des Grundeigenthums und des Vermögens im Allgemeinen befanden. Aber diese Bevorrechteten, die dem Volke gegenüber einen wirklichen Adel bildeten, zerfielen selber wieder in zwei staatsrechtlich unterschiedene Classen, Eblinge und Frilinge, wovon die Erstern oder der edle Herrenstand den eigentlichen Adel nach den Begriffen der Urzeit ausmachten, sodas statt jenes Vorbildes einer reinen staatsbürgerlichen Freiheit, welche manche Geschichtschreiber in der Urverfassung der Deutschen finden wollen, gerade zur Zeit der „alten deutschen Freiheit“ die äppigen und wuchernden Keime zur nachfolgenden übermüthigen Verachtung und Bedrückung des Adels gegen das Bürgerthum gelegt wurden. Die Gründe für diese Behauptungen entnimmt Wirth vorzüglich den alten Rechtsbüchern, besonders den Bestimmungen über das Wehrgeld, welche er durch ausführliche Darstellung der deutschen Münzverfassung in der Periode vom 5. bis zum 8. Jahrhundert zu verdeutlichen bemüht ist. Auch läßt sich nicht leugnen daß er hier Manches zutage förderte was selbst so bewährten, scharfblickenden Forschern wie Jakob Grimm und Hüllmann entgangen ist, und es gebührt ihm überhaupt die Anerkennung daß er um die älteste und die mittelalterliche Geschichte unsers Volks aufzuhellen sorgfältigen Quellenstudiums beflissen war. So unterwirft er z. B. die verschiedenen Hypothesen über die Abstammung desselben genauer Kritik, widerspricht, wie schon Luden gethan, der aus zweifelhafter Namensähnlichkeit hergeleiteten Verwandtschaft der Germanen mit den *Γερμανοί* oder vielmehr *Καππαδοί* Herodot's, und kommt endlich zu dem Schlusse: daß die Gothen mit den Soten identisch, und weil Letztere Thracier waren, auch die Deutschen mit diesen zu einem und demselben Volke gehörten. Dagegen läßt er die Einwirkung des seltischen und des slavischen Elements beinahe völlig unbeachtet, obschon vielleicht gerade im erstern die Wurzeln jenes Antagonismus zwischen Süd- und Norddeutschland zu suchen sind, der durch unsere ganze Geschichte geht, und letzteres auf das Germanenthum nicht bloß durch feindselige Conflicte, sondern auch durch verwandtschaftliche Berührungen Einfluß übte. Wir erinnern nur an

die Berichte Julius Cäsar's und Tacitus' von der Gemeindevorfassung der Sueven, ja der Deutschen überhaupt, die, auf Gemeinsamkeit des Grundbegriffes beruhend, überraschende Ähnlichkeit zeigt mit Dem was noch heutzutage bei den Slaven in einem Theile von Rußland und Polen üblich ist.'

(Die Fortsetzung folgt.)

Henriette Herz.

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Mit einem Portrait. Berlin, Besser. 1850. Gr. 8. 1 Theil. 10 Rgr.

Der Ruf ihrer Schönheit war so verbreitet daß kaum ein ausgezeichneteter Mann einen auch nur kurzen Aufenthalt in Berlin machte ohne die Bekanntschaft der schönen Henriette Herz gemacht zu haben. Auch Mirabeau, zur Zeit seines Aufenthalts in Berlin schon als geistreicher Schriftsteller berühmt, und wenigleich noch nicht Held der Französischen Revolution, doch Held mancher Liebesabenteuer deren Geschichte Europa durchfloß, war unter denen welche sich um die damals etwa 22 Jahr alte Herz scharten. Henriette Herz wurde in Berlin als eine Art Probirstein für weibliche Schönheit gebraucht. Man setzte berühmte Schönheiten dem Focus der ihren aus, um zu erkunden ob sie nicht durch diese vernichtet würden.

Wir schicken diese Auszüge aus dem Buche voraus um den fern von Berlin lebenden Lesern von vornherein den Titel der Berühmtheit einer Frau zu geben welche nach ihrem vor kurzem in ihren achtziger Jahren erfolgten Tode für bemerkenswerth genug gefunden ward daß mitten in den chaotischen Wirbeln unserer politischen Zeit ein Schriftsteller es für angemessen fand ihr Leben zu schreiben und herauszugeben. Für Berlin war diese Vorausschickung nicht nöthig, hier war die Herz ein public character in den gebildeten Kreisen, nicht von gebietender, rauschender, einflußreicher Art, sondern von dem stillen Werth der sich unter den Bekannten Ansehen, Achtung, Einfluß erworben hat, außerhalb dieser Kreise aber nicht genannt ist. Wir möchten ihre Berühmtheit mit der mancher Parlamentsmitglieder in wirklichen constitutionellen Staaten vergleichen, die keine glänzenden Redner sind, vielleicht nie die Tribune betreten haben, und doch so geachtet, einflußreich, daß ohne sie Nichts geschieht, daß sie die natürlichen Vermittler unter den Parteien bilden. In jeder großen Stadt und Gemeinchaft werden sich solche Celebritäten finden deren Name auswärts kaum gekannt ist, weil sie Nichts geschrieben, geschaffen haben, und deren Wirken doch so bedeutend und anregend in ihren Kreisen war daß Nichts ohne sie geschieht, daß man sich nichts Gemeinsames als vollbracht denken kann wo sie nicht mitgeholfen, ihre Stimme dabei abgegeben. Berlin hatte gerade zur Zeit der Herz einen solchen public character, den alten Heim. Er hatte nie Etwas gethan was ihm ein Anrecht gegeben in der Geschichte genannt zu werden, er hatte auch nie Etwas geschrieben was ihm in der Wissenschaft einen Namen verleiht, ja er hatte nicht einmal die glänzenden Einfälle welche vielen Menschen Berühmtheit verschafft haben ohne daß sie etwas Anderes gethan, und doch war er unstreitig der bekannteste Mann, der beliebteste, und ich möchte sagen der berühmteste in seiner Stadt, und Das nicht allein dadurch daß er der scharfsichtigste und glücklichste Arzt gewesen. Er hatte das volle Vertrauen seiner Mitbürger. Der berühmte Huseland war sein Zeitgenosse. Man sagte: Es gibt zwei Lichter in Berlin; das eine leuchtet wie eine Sonne in der Ferne, wird aber immer kleiner je näher man Berlin kommt (Huseland war als praktischer Arzt wenig bekannt), das andere klein in der Ferne, wird immer größer und in Berlin strahlt es als Sonne.

Dies, wie sich von selbst versteht, findet nur mit Maß Anwendung auf die Herz. Der Schein den eine Frau wirft

darf in der Regel nicht der eines Mannes und Arztes sein der wiederglänzt in den Kellern und Dächern. Die Kreise in denen die Herz glänzte sind genugsam angedeutet, wenn wir anführen daß Mirabeau hier nur eine passagere Erscheinung war, daß ihr Name aber seinerzeit mit dem eines Schlichtermacher immer in Verbindung genannt ward, und daß Alexander von Humboldt in ihrer Jugend ihr Freund im edelsten Sinne war, und es noch werthhätig blieb als die würdige Frau das achte Decennium überschritten hatte. Die Aufnahme welche das Buch in Berlin gefunden spricht deutlich genug für die Bedeutung welche die Verstorbene im Leben nicht beansprucht, sondern sich ohne Anforderung errungen hat.

Eine Kritik des Buchs, wenn dafür Zeit, Aufmerksamkeit wäre, nimmt uns der Verfasser von vornherein weg, indem er selbst eine erschöpfende Charakteristik der ausgezeichneten Frau als Vorrede liefert. Die Herz war mehr als nur eine wunderschöne Frau, sie hatte viele Eigenschaften welche ihr die Herzen und Geister gewannen; aber seine Aufgabe ist zugleich auszusprechen wie keine dieser andern Eigenschaften so überragend gewesen daß sie um derselben willen der Mittelpunkt der Geister geworden: es war eben der Complexus dieser Eigenschaften welcher sie bedeutend machte, ihre Schönheit nur das Außergewöhnliche welches die Aufmerksamkeit auffoderte, und ihre schöne edle Weiblichkeit, ihr Herz das Siegel auf diese Eigenschaften gedrückt. Der Verfasser gefällt sich eine Parallele zwischen ihr und der Recamier zu ziehen. Die Recamier war reizend, früher sehr reich, in dem schönen Körper wohnte ein noch schöner Geist, sie war das hülfreichste Weib, die treueste, eine muthige Freundin, die selbst Napoleon's Jorn nicht scheute um ihrer verbannten Freundin, der Traül, Trost zu bringen. Sie hatte Reichthum, Jugend und Schönheit durch die Unbilden einer despotischen Regierung und der Zeit verloren, aber sie glänzte fort durch ihren Reichthum des Gemüths, „sie blieb den Freunden, die Freunde blieben ihr, und diese Freunde waren die bedeutendsten Männer und Frauen Frankreichs.... Sie machte keinen Anspruch geistreich zu sein, aber ihre nähern Freunde wußten dennoch daß sie Geist besaß, und wenn er nicht von der bligendsten, so war er von der erwärmendsten Gattung.“

Der Verfasser bemüht sich darzustellen daß Henriette Herz für Berlin Dasselbe war was die Recamier für Paris, und daß Dies nicht zur Instabilität gekommen, daran sei nur schuld daß Berlin keine Weltstadt wie Paris ist. Bieviel ist nicht damit gesagt! Es ist, oder war vielmehr nur Ein Paris wo Das möglich war. Die Herz war unvergleichlich an Schönheit (nach den unvollkommenen Bildern, der Hüfte von Shadow und den edeln Zügen die wir noch an der Gräfin bewundern, wahrscheinlich weit schöner als die Recamier, von der wir ausgezeichnete Abbildungen besitzen), reicher noch an Gemüth, treu und ausopfernd in der Freundschaft wie jene, in manchen Zweigen des Wissens bedeutender als sie, und ebenfalls in genauester persönlicher Beziehung zu fast allen hervorragenden Geistern ihrer Stadt, in brieflichem Verkehr mit vielen der bedeutendsten Männer und Frauen Deutschlands, der Mittelpunkt eines geselligen Kreises zu dem Prinzen (eine seltene Erscheinung) und die Dürftigsten ihr Contingent stellten. Auch sie sah Generationen an sich vorüberziehen, und auch sie blieb nicht verlassen, denn sie besaß noch in späten Jahren Anziehungskraft genug für Diejenigen „welche nie Vorzüge des Körpers an ihr zu bewundern gehabt hatten“. Auch sie hatte den Schmerz die meisten ihrer ausgezeichneten Freunde, Männer die auch das Vaterland tief betrauerte, vor sich ins Grab sinken zu sehen; aber der Verfasser preist sie glücklich daß ihr wenigstens der tiefste Schmerz der Patriotin, der Umsturz ihres Vaterlandes im Jahr 1848 erspart geblieben. Sie starb im vorangehenden. Die Herz war eine Jüdin. Wer die Vorurtheile gegen die Juden kennt welche damals die Gesellschaft beherrschten muß eingestehen daß eine Frau welche ihre Bewunderer über diese Klust zu sich führte ein mehr als gewöhnliches Wesen

sein mußte. Berlin zählte in jener Zeit viele Schönheiten; die Kränze welche ihnen nur um deswillen gereicht wurden verweilten mit ihrer Jugend. Der Geist der Herz konnte ebenso wenig allein diese Anziehungskraft üben, denn ihre berühmten Glaubensgenossinnen, Dorothea von Schlegel und Rahel von Barnhagen, überragten sie in dieser Hinsicht. Aber das dieser feltene Verein fesselnder Eigenschaften auf dem Boden einer vollendeten Weiblichkeit ruhte, ist es was ihr eine ebenso eigenthümliche als für sie erfolgreiche Bedeutung verlieh. Und diese reine Weiblichkeit ließ ihre Sittlichkeit siegreich aus allen Versuchungen hervorgehen. Diese lagen in Berlin, besonders im damaligen, und in seinen höhern Kreisen nahe genug. Dies breitete ebenfalls einen Nimbus um sie „welcher dem Gemeinen, es zugleich blendend und zurückredend, fern von ihr zu bleiben gebot, während sein Glanz den Reinen und Edeln mächtig antrieb sich ihr ehrsüchtig zu nahen“. Geistige Größe, producirende Geister fühlten sich in ihrer Nähe wohlter als in der ihrer weiblichen Schwestern von selbst männlichem, daher kritischem Geiste, weil der ihre ein vollkommen weiblicher, also ein empfangender war. Rahel sagte sie habe einen Fehler: sie sei zu bescheiden, und Schleiermacher stütete ihr fast täglich zur Zeit seiner schönsten Productivität Bericht und Nachenschaft ab über seine wissenschaftlichen Leistungen. Und sie blieb hochstehenden Männern nicht nur eine anziehende, sondern sogar eine erhabene Erscheinung. „Nöge die Herrin, die Herz; sich meiner freundlich erinnern“, schrieb Chamisso an Hügig. Prinz Louis Ferdinand gebörte zu ihren Verehrern, und auch König Friedrich Wilhelm IV. hatte in seiner Jugend die schöne und geistvolle Frau kennen und schätzen gelernt. Auf Humboldt's Fürsprache übermachte er noch in ihren letzten Jahren aus seiner Schatzkammer ihr eine Pension, deren sie bedurfte, mehr für Andere als für sich, und stütete persönlich der Gräfin einen liebevollen Besuch in ihrer bescheidenen Wohnung ab.

Die biographische Skizze welche der Verfasser uns entwirft schildert ein Jugend- und Familienleben aus einer Zeit die unsern heutigen Verhältnissen fast schon mythisch klingt — Sitten, Tracht, Ansichten einer angesehenen jüdischen Arztfamilie portugiesischer Abkunft, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Berlin. Manche Züge, charakteristisch genug, möchten wir daraus mittheilen, wenn wir nicht schon genug der Schilderung aus dem Buche gegeben hätten, und den Leser lieber auf dasselbe selbst verweisen wollten. Henriettens Ehe mit dem seinerzeit berühmten Arzt und Schriftsteller Marcus Herz war kinderlos; ob glücklich, darüber läßt der Biograph und die geschilderte Frau uns selbst in Zweifel. Doch sie eigentlich nicht, sie sagt: „Es war ein glückliches Verhältniß wo von eigentlicher Liebe nicht die Rede sein konnte“, da ihr Mann deren nicht bedurfte. Den Mangel derselben ertrug sie vermöge ihrer ruhigen, Andere sagten, kalten Natur; genährt durch die Bewunderung und Liebe ihrer reichen, geistvollen Umgebung. Von andern Zeitgenossen wissen wir daß sie in diesen ehelichen Verhältnissen dieses Temperaments nur zu sehr bedurfte. Marcus Herz wird uns als ein genialer, aber wüster und ganz sittenloser Mann geschildert. Eine Klage scheint von ihren Lippen nie gekommen. Daß die Herz durch die Spötter ihrer Zeit auch von einer andern Seite und in einem andern Lichte aufgefaßt wurde als ihr Biograph sie verherrlicht, wissen wir aus einem boshaften Epigramm des damals noch jungen Ludwig Robert, das in der bösen Welt von Mund zu Munde ging, soviel uns bekannt nie gedruckt ist, und das auch wir der Bergesförmigkeit gern überlassen wollen. Ihre hervorragenden Eigenschaften werden dadurch nicht verdunkelt oder bekräftigt, wenn der Epigrammatist die ganze Schärfe seines Spottes auf eine Jugend ausgießt die es ist weil sie zu kalt sei um zu sündigen. Henriette's letzte Lebensjahre vergingen im Wohlthun. Sie widmete ihre Zeit und ihr Wissen dem Unterricht armer junger Mädchen, um sie zu Erzieherinnen heranzubilden.

Schriftstellerin war sie nicht, die meisten ihrer Briefe hat

sie verbrannt. Nur Einiges ist gerettet. Ihre mündlichen Urtheile, Ansichten, charakteristische Züge und Erlebnisse mit berühmten Personen ihrer Zeit hat der Verfasser durch die Unterhaltung möglichst mit ihren Worten niedergeschrieben, und diese bilden den größern und zum Theil sehr interessanten Theil dieses Buchs, welches zur Culturgeschichte der vormaligen Zeit und der Vorzüglichkeit jedenfalls einen sehr beachtenswerthen Beitrag liefert. Wir sehen unter Anderm von Mirabeau eine klüchtige, aber treffende Erscheinung, von der Genies charakteristisches Stillleben; Genz reißt sie mit ein paar Jahren alt jüngst ihm angeklebten Lüste erbarmungslos ab, er steht vor uns da in der ganzen Niederträchtigkeit seiner sittlichen Verfehlung; wenig Worte über Jean Paul Friedrich Richter gewähren einen tiefen Blick in das Rasterium der wunderbaren Frauenanbetung die ihm geworden. 19.

Notiz.

Die ältesten Eichen Englands.

Im Walde von Sherwood in Nottinghamshire stehen Englands älteste Eichen. Man findet sie einige Meilen im Umkreis von Mansfield. Die Authenticität dieser Eichen ist gänzlich unverdächtig, England ist das Land der Tradition und der gesetzlichen Höflichkeit die diese Authenticität bestätigen. Jede Familie kennt hier ihren Ursprung, die zwei Dinge schätzen und wahren die Erinnerungen: die Achtung vor der Vergangenheit und die Achtung vor dem Geseze. Man begehret eine der Eichen von Sherwood als die unter welcher König Johann seinen Unterthanen Audienz erteilte. Sie steht dicht am Rande eines Bogs und ist von einer quadratförmigen Vertiefung umgeben. Auf der Feldseite wird sie durch die Fesseln der benachbarten Grundbesitzer geschützt, auf der Bogsseite durch die öffentliche Achtung. Der halbgeragte Stamm schmückt sich jährlich noch mit einem dichten Blätterdache, aber im Laufe der Jahrhunderte sind die gewaltigen Äste verrotten, und die grünen Blätter schmücken daher nur noch den Stamm der sie nährt. Und dieser Baum war vielleicht schon zu Johann's Zeiten Jahrhunderte alt, da seine Schatten schon damals die königliche Audienz schirmen konnten. Die Magna charta des Königs Johann stammt übrigens aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts. Derselbe Geist hat die ersten Freiheiten Englands und diesen Baum, unter dem der Fürst saß welchem England dieselben entriß, heilig gehalten. An andere dieser großen Eichen knüpfen sich Erinnerungen an Robin Hood, und jede hat im Volksmund ihren bestimmten Namen. Da ist eine deren gepaltener Stamm wie eine Nische Platz bietet um einen sitzenden oder stehenden Menschen zu beherbergen. Spambiel heißt sie oder das Schlagthaus. In ihr präsidirte Robin Hood der Zerlegung und Vertheilung der königlichen Dammbirke unter seine lustigen Genossen. Berühmter noch ist die Parliament oak oder the thyrsting tree, die Eiche der Stelldichein, weil Robin an ihr seine Versammlungen abhielt. Die älteste ist die Green dale oak, die Eiche des grünen Thals, in deren Stamm sich der ganze geheime Rath Robin Hood's placiren konnte. Die Spalte welche den Stamm in zwei Hälften trennt ist groß genug um einen Wagen hindurchfahren zu lassen. Ein Reisender der sich des Nachts hier verirren würde glauben ein altes Thor mit einem Thurme zu sehen. Durch ein Gerüst wird eine noch größere Eröffnung der Spalte verhindert, und so bleibt die Form des Baums unverändert. Das mag vielleicht geschmacklos erscheinen, allein die Geschmacklosigkeit ist ebenso alt wie die Dehnbarkeit des Baums und mit diesem ist sie ehrowürdig geworden. In die Mähe eines besondern Pachtvertrags muß der Pächter des Baums jedes Jahr an einem bestimmten Tage mit einem Baggel durch die Spalte fahren. Man hat auf diese Weise gleichzeitig die Antiquität des Baumes und die Eigenthümlichkeit der Thatfache bewahren wollen.

Wirth über die nationale Entwicklung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

Am bezeichnendsten aber für die Grundsätze die Wirth theils als Ergebnisse seiner geschichtlichen Forschungen genommen, theils dabei als maßgebend angenommen hat, ist eine Reihe von Bemerkungen, zu denen ihm die Schilderung der Lage Deutschlands nach dem Untergange des römischen Reichs Anlaß gibt. Er sagt:

Bernunft und Erfahrung lehren daß das Menschengeschlecht ohne eine Reihe selbständiger Völker nicht bestehen kann, und daß diese unerläßliche Rationalunabhängigkeit nur durch gerechtes Gleichgewicht der Staaten erworben, sowie aufrechterhalten werden kann. Da nun durch die Herrschaft Roms jenes Gleichgewicht gänzlich zerstört und ein Weltreich ausgebildet worden war, so mußte auch bei dem Einsturz des letztern den Siegern gegenüber das zügelnde Gegengewicht fehlen. Und so war es auch wirklich, da die Germanen nun an die Stelle der Römer traten, und in Ermangelung gleichmächtiger Völker eine freie Wechselwirkung verschiedener Staaten auf den Grundlagen nationaler Unabhängigkeit nicht möglich war. In der allgemeinen Staatenlage entstand daher durch den Einsturz des römischen Reichs eine Lücke nach der entgegengesetzten Richtung, die vor allem auszufüllen war, d. h. es mußten neue selbständige Nationalitäten sich bilden, und durch Herstellung eines dauernden Gleichgewichts derselben die Grundlage für die künftige höhere und bleibendere Cultur des Menschengeschlechts gewonnen werden.

Welchen Antheil nun die Deutschen an dieser Völkerentwicklung nahmen, und welche Hindernisse sie bei Ausbildung ihrer eigenen Nationalität zu überwinden hatten, Das sagt Wirth mit ebenso großem, von der hohen Bestimmung unsers Volks durchdrungenem Selbstgefühl als sicherem, dessen Schwächen unparteiisch musterndem und rügendem Urtheile auseinander. Er bemerkt weiter:

Eine tausendjährige Geschichte der Germanen hatte bis zum Jahre 476 nach unserer Zeitrechnung erwiesen daß alle Kraft und Tapferkeit, alle Sitteneinheit und Treue, alle Genialität und Großartigkeit der Anlagen für die Wohlfahrt eines Volks ohnmächtig ist ohne innigen Staatsverband und ohne das unschätzbare Gut einer weise geordneten Rationaleinheit. Was half den Deutschen ihre Ueberlegenheit über die Römer, wenn sie durch Zersplitterung ihrer Kräfte, sowie durch gräueltliche Bündnisse einzelner germanischer Stämme mit dem Reichsfeind sich gegenseitig auftrieben, und durch die Befestigung der römischen Welt Herrschaft mit den übrigen unterdrückten Völ-

tern auch sich selbst häufig elend machten? Vor allem ein wesentliches und dringendes Bedürfnis hatte darum unser großes Volk bei seiner ersten Entwicklung, die Herstellung seiner Rationaleinheit. Solange das römische Reich bestand, war die Politik desselben ein bedeutendes Hindernis dieser Einheit, da die Römer die Uneinigkeit der Germanen eifrig nährten, und die hin und wieder auftauchende Neigung derselben zu einem innigern Staatsverband durch Bestechung und Erweckung innerer Verrätherlei meistens wieder zu entkräften wußten... Durch die Auflösung des römischen Staats ward daher das größte Hindernis deutscher Rationaleinheit entfernt, und die Neigung zur Ausbildung derselben trat alsbald hervor. Gleichwol unterlag die Durchführung des Zwecks noch manchen andern nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, welche durch die eigenthümliche Sinnesart der Germanen und durch das Wesen ihrer Stammesverfassung gegeben war. Daß unabhängiger Sinn den vorzüglichsten Charakterzug der deutschen Freien ausmachte, und daß eine solche Eigenschaft nur als sehr edel und rühmlich erscheinen muß, kann nicht dem mindesten Zweifel unterliegen. Indessen in der Rauheit der ersten Entwicklung nahm jene schöne Eigenthümlichkeit zum Theil eine falsche Richtung, indem sie auch diejenigen Einschränkungen des eigenen Willens welche ein weiser Staatsverband fordern muß nicht ertragen, also überhaupt dem letztern wie er zur Kraft der Nation nach außen nothwendig ist sich nicht fügen wollte. So entstanden denn die Rassen von reichen und mächtigen Familienhäuptern, von welchen jedes seinen Willen über sich bulden, und auch in allen Rationalangelegenheiten nur nach eigenen Sueden und Neigungen handeln wollte. Diese sehr ausgeprägte Richtung des germanischen Herrenstandes war das erste Hindernis der Herstellung der Reichseinheit. Ein zweites lag aber in der organischen Gliederung der Deutschen in mehre Stämme, und in den Verhältnissen in welche diese wechselseitig zueinander sich gesetzt hatten. Diese Gliederung hätte an sich die Rationaleinheit nicht beeinträchtigen können, sondern dieselbe vielmehr durch die Fülle der Mannichfaltigkeit and der verhältnismäßigen freien Bewegung der untergeordneten Glieder nur noch veredeln müssen, wenn jedem Stamme in seinen Sonderangelegenheiten Selbständigkeit und Spielraum belassen, und nur Das was alle Stämme gemeinsam berührt in den Bereich einer starken Reichsgewalt gezogen worden wäre. Allein bei den Stämmen verhielt es sich wie bei den einzelnen Freien; Jeder forderte nicht bloß Selbständigkeit, sondern sogar unbedingte Unabhängigkeit: Macht, Einfluß und auch Uebergewind über Andere sucht zwar Jeder, aber von einer gemeinsinnigen Beschränkung des Eigenwillens, soweit diese zur Herstellung einer Oberleitung der allgemeinen Rationalinteressen nothwendig war, wollte Keiner Etwas wissen. Unter solchen Umständen konnte die Anbahnung der deutschen Reichseinheit auf keinem andern Wege möglich sein als dadurch daß in dem gegenseitigen Streben der einzelnen Stämme, an Macht und Einfluß sich über die andern zu erheben, irgend einer ein ent-

scheidendes Uebergewicht erlangen, und die übrigen zur Anerkennung einer gemeinsamen National- oder Reichsgewalt zwingen würde. Solches Mittel war freilich wenig von gewaltfamer Unterdrückung der Mehrheit durch einen einzigen siegreichen Stamm verschieden; allein, nach den geschichtlichen Erfahrungen werden in den rohen Zeiten selbst große Nationalzwecke selten auf dem Wege erreicht den Vernunft und Menschenfreundlichkeit empfehlen, und so geschah es denn auch daß die Nationaleinheit der Germanen nur planlos und zufällig in Folge von Ehrgeiz und Herrschsucht entstand.

Nämlich durch das allmählig immer mächtiger hervortretende Uebergewicht des fränkischen Stammes, das unter der Herrschaft der Karolinger seinen Höhepunkt erreichte und endlich dahin führte unter dem Scepter des größten derselben sämtliche deutsche Stämme zu einem Ganzen zu vereinigen. Mit Recht bemerkt aber Wirth daß die Erneuerung der römischen Kaiserwürde zu Gunsten Karl's nicht nur die freie Volkentwicklung ungemein benachtheiligte, sondern auch für die nationalen Zwecke die verderblichsten Wirkungen hatte. Er sagt:

Das Unglück der Menschheit im höhern Alterthum war die gänzliche Verkennung der weltgeschichtlichen Bedeutung, sowie der daraus entspringenden Rechte der Nationalitäten. Unter dem Eroberungsprincip Roms wurde die Selbständigkeit aller Völker zerstört, und dadurch ihre Entwicklungsfähigkeit unterbunden. Die Cultur durchlief deshalb einen kleinen armen Kreis, und mußte noch mehr intellectuellen als praktischen Erfolgen frühzeitig zum Sinken sich neigen. Rom nahm das eigenthümliche Leben aller Völker, mit Ausnahme der Germanen, in sich auf, seine Sprache und Denkungsweise, seine Sitten und Einrichtungen dafür zurückgebend, und so entstand jenes flache und geistlose Einerteil, dem in Ermangelung der reichen und fruchtbaren Mannichfaltigkeit verschiedener nationaler Eigenthümlichkeiten weder Leben und Hülle noch Anmuth und Würde einzubauen war. Mit dem Untergang des römischen Weltreichs konnte und sollte Dies anders werden, und der Gang der Dinge offenbarte auch die Neigung dazu; denn ohgleich das Reich der Franken mit starken Schritten der Nachahmung des römischen Weltreichs sich näherte, so war nach der eigenthümlichen Lage in welche die germanischen Stämme gerathen waren doch vorauszusetzen daß das rein-deutsche Element von den mit den Franken vermischten Germanen früh oder spät sich ausscheiden, und durch einen großen Wahlverwandtschaftsprocess zur endlichen Feststellung einer Reihe von unabhängigen Nationalitäten die Veranlassung geben würde. Dieser heilsamen Richtung trat nun die Erhebung Karl's zum römischen Kaiser fördernd in den Weg. Dem Papste war es nämlich bei dieser Neuerung nicht bloß um einen Namen, sondern vielmehr um eine tiefe Staatswirkung zu thun. Seit Jahrhunderten sprachen die Bischöfe in Rom die Hoheit über die gesammte Christenheit an, und um diesem Ziele mit einem entscheidenden Sprunge sich zu nähern, entstand der Plan als ein Werkzeu zur Vollziehung der päpstlichen Entwürfe auch ein weltliches Oberhaupt der gesammten Christenheit zu ernennen. Einen solchen Sinn hatte nun die Erhebung Karl's zum Kaiser. Nicht die Herrschaft des Letztern über die Germanen sollte dadurch einen glänzenden Anstrich erhalten, sondern er sollte über alle Könige und Völker, welche dem Christenthum schon zugehörig waren und noch zuzuwenden werden mochten, das Oberhaupt sein. Einheit der gesammten Christenheit in Staat und Kirche war demnach der Zweck der Erhebung Karl's zum Kaiser. Einheit eines jeden selbständigen Volks ist heilsam und unerlässlich; allein Verschmelzung aller Nationen zu einem Staate und einer Kirche war ein beschränkter und unseliger Bahn, der nur Elend erzeugen konnte, weil durch die staatliche Einheit aller christlichen Völker das nationale Princip

und mit ihm die freie Entwicklung jedes Schrittes, durch die kirchliche Einheit derselben hingegen die Freiheit der Forschung und der Fortbildung des Christenthums nach Maßgabe der nationalen Eigenthümlichkeit aufgehoben wurde. So setzte sich denn eine Neuerung, die nur einen Namenswechsel anzukündigen schien, mit dem heiligsten Gut der Völker, der freien Entwicklung ihrer Individualität in staatlicher und geistiger Beziehung, in feindlichen Gegensatz. Leider erhob sich jene verdauerwürdige Neuerung zum Gesetz der gesammten mittelalterlichen Entwicklung, und war daher wirklich von den übelsten Folgen begleitet, die sich später in dem Verteilungskampfe zwischen „Kaiser“ und „Papst“ hervorthaten.

Wir können uns nicht enthalten hier auf Das hinzudeuten was Schaumann in seiner „Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse“ (im „Historischen Taschenbuch“ für 1850) über den Einfluß und die Bedeutung des Kaiserthums so treffend bemerkt. Dasselbst heißt es:

Es gibt große, fortlaufende Erscheinungen in der Geschichte der Völker, deren Motive weder in Zufällen noch in feinen politischen Berechnungen Einzelner, sondern allein in der psychologischen Natur des Menschen überhaupt gesucht werden müssen. Nichts haßt dieser mehr als Zwang; auch wenn sein eigenes Heil dadurch bedingt würde. Stände kein zusammen-treibender Karl am Anfang der Geschichte des Deutschen Reichs, so berückete diese vielleicht ein fortgesetztes Streben der einzelnen Stämme zur Annäherung und Vereinigung, sowie die natürliche Verwandtschaft derselben es zu gebieten scheint. Mit Gewalt zur Vereinigung gezwungen ging dagegen ihr Streben ununterbrochen darauf die ihnen aufgedrungene Einheit wieder zu lösen, und in nicht mehr als 30 Generationen erbten Kinder und Enkel diese Stimmung von ihren Vätern. Es begann sofort im Innern wieder das ursprünglich eigenthümliche Naturleben der Deutschen: Sucht sich nach Stämmen welche das Volk gebildet weiter zu entwickeln, gleichwie eine von der Natur in den Menschen gelegte Eigenthümlichkeit, die sich schon im Treiben des Kindes deutlich ausgesprochen, in jeder Lage des Lebens mehr oder weniger hervortreten wird, auch wenn sie eine zeitlang unterdrückt war. Einheit der Karolingischen Verfassung war für Deutschland nicht aufrechterhalten. Zwar that damals die Kirche was in ihren Kräften stand um das gänzliche Auseinanderfallen unsers Vaterlandes in ebenso viele Stämme als die waren aus denen sie entstanden zu verhindern. Allein sie that es nur in eigenem Interesse, um mit einer einigen großen Nation, die unter Einem Regenten stand, der vom Papste wieder abhängig war, diesem leichter große Erfolge erkämpfen zu können. Als später kräftigere Kaiser für die deutsche Nation eine politische Einheit zu begründen suchten, um, auf die daraus zu entwickelnde Kraft gestützt, den weltlichen Staat Deutschland unabhängig von der Kirche zu machen, da war es wieder diese sojaleich welche am meisten darauf hinarbeitete die Zersplitterung Deutschlands in Stämme mit unabhängigen Vorstehern zu befördern, damit die Macht des deutschen Kaisers, des einzigen weltlichen Nebenbuhlers des Stellvertreters St. Peter's, auf ewig in ihren Grundfesten gebrochen sei. Der Plan mußte vollkommen gelingen. Wie konnte es auch anders sein? War er doch auf die innerste Natur des deutschen Volks gegründet, was damals den Kul, sich nicht in einem concentrirten Staate, sondern nach den ursprünglichen Stämmen zu entwickeln, wie einen Ruf zur Freiheit ansah. Die Nationalherzogthümer stellten sich immer seither heraus und vertraten die Stämme dem Ganzen gegenüber; aber im Letztern wieder (ein Spiegelbild des Ganzen) trieben vom Stamme aus nochmals nach allen Seiten Zweige und Äste. Geistliche Fürstenthümer schienen auf immer die Vereinigung zu einem einigen weltlichen Staate zu hindern. Das Heilige römische Reich deutscher Nation und sein Kaiser

ten sich von da an oft als Caricaturen von Dem was sie eigentlich hätten sein sollen. Wenn Kaiser wie Rudolf von Habsburg zuweilen weiter strebten, so mußten sie bald bei einer gewissen Grenze die zu überschreiten unmöglich war einhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Laienphilosophie oder Weisheitslehren für die Gebildeten im Volke. Von Wilhelm Beste. Zweite stark vermehrte Auflage. Wolfenbüttel, Halle. 1850. 16. 10 Ngr.

Die erste Auflage dieser kleinen Schrift ist im engeren Kreise vergriffen; erst mit dieser zweiten Auflage wendet sich das Buch an das große Publicum. Es soll Begeisterung fördern ohne Schwärmerci, Gottinnigkeit ohne Frömmelci, Freisinn ohne ochlokratisches Schluß, eine liebevolle Verfenkung in die menschliche Seele ohne Sentimentalität. Die Form ist eine aphoristische, den Aphorismen aber schreibt der Verfasser den Vorzug zu daß sie frisch aus dem Grünen geschritten sind. Der Verfasser hat in diesen Anschauungen Glück und Frieden gefunden, gleichen Erfolg wünscht er seinen Lesern. Schwerlich aber wird er diesen Zweck in großem Umfange erreichen. Einige Epigramme verdienen allerdings Beifall, z. B.:

Ernennungen.

Die ihr den Genius hemmt und die Stümper befördert, entsetzt euch,
Reißt ihr die Sünde begehrt wider den Heiligen Geist.

Gottes Ruhe.

Heil, o menschliches Herz, in dir Gott wohnet und wohnt,
Drum hat er zuerst als du erschaffen geruht.

Stimmenmehrheit.

Bollet ihr über Ideen nach Majoritäten entscheiden?
Reißet, dem Heiland schlug Mehrheit der Stimmen ans Kreuz.

Wirkung der Freiheit.

Freiheit ist wie der Wein. Sie begeistert und stärket den Weisen;
Bahn und thierische Wuth gleißt sie dem Thoren ins Herz.

Trost in einer öden Stadt.

Siehl's auch Städte wie Wüsten, so haben doch alle Däsen:
Bann dich die Wüste verdrießt, such' die Däsen dir auf.
Hineißt du keine, so weiß ich doch eine: die eigene Seele;
Wirthbar dir und der Welt blüh' in der Wüste sie auf.

Archimedes.

Würd' ein Punkt mir vergönnt der außer der Erde belegen,
O dann hbb' ich sie aus den Angeln heraus!"
Schwinge dich, Archimed, ins ewige göttliche Wesen;
In ihm und mit ihm erhebt du aus den Angeln die Welt.

Die weit überwiegende Mehrzahl der Sprüche besteht aber in Nichts als in Bildern und Umschreibungen von Bildern; sie haben nichts Anregendes und Erhebendes, und sind durchaus nicht berechtigt als Laienphilosophie aufzutreten. Beispielsweise seien genannt:

Welche des Lebens.

Eine verborgene Welt voll goldiger Lebensdurchleuchtung
Walt um den himmlischen Sinn mitten im irdischen Sein.

Ebenso inhaltsleer ist:

Verbreitung der Ideen.

Städte der Hekta, so glühen alsdann die Italischen Krater;
Wo glüht sie im Süd, glüht sie im Nord, die Idee.

An die deutschen Vereine.

Kurz Wiege, Vereine, umzüngelt die Schlange der Christusucht;
Tod in der Wiege' erfolgt, liegt nicht ein Spruculus drin.

Anderes ist ohne Verstand, wie S. 52:

Wahrer Glück.

Strebst du nach eigenem Glück, so wirst du es nimmer erreichen;

Lebst du für Anderer Glück, hast du das eigene schon.

Was soll der denkende Leser auch zu solchen Epigrammen sagen, die einander widersprechen, wie „Das Geheimniß gut zu unterhalten“ und „Wachsthum“. Und nicht besser wird diese Straßenphilosophie wenn sie spielend wird, wie:

Reißerstück für das Jen seit's.

Die vor dem Tod erzittern, verschmähet die Innung des Himmels,
Welche zum Reißerstück fröhliches Sterben bestimmt.

Oder vollends:

Schwanenwallen.

Majestätisch und still, wie der Schwan durch die ruhigen Fluten,
Waltet die reine Idee durch das gestillte Gemüth.

Oder wenn sie die Blige des Himmels zu Hälfte nimmt, wie:

An einen habfüchtigen Gutsherrn.

Woh' dir, du fälschest die Uhr, die Armen im Schweiße zu sämorn!

So viel länger wirst du eins in der Höhle geschmorn!

Was die Form endlich betrifft, so kommen metrische Konstrua genug vor, wie:

Was im Verkündungsdrange das Ich zu werden du rangest,
Menschheit, in Christo steht's als ein Gewordenes da.

Eine gewaltige Prediat ist weniger Lehre als Zeugniß,
Und noch heut' sollst du Seher oder Prediger sein.

Es ist somit zu wünschen daß der Verfasser noch an Reichthum und Tiefe der Gedanken und profaischen Kenntnissen wache, ehe er eine neue Laienphilosophie in die Welt schicke.
20.

Bibliographie.

Ballhorn, F., Geschichte der Stadt Dranienburg bis zur Einführung der Städte-Ordnung im Jahre 1808 nebst kurzen Nachrichten von den übrigen zum Dranienburger Kirchspiel gehörigen Ortschaften. Berlin. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, B., Kritik der paulinischen Briefe. 1ste Abtheilung: Der Ursprung des Galaterbriefs. Berlin, Hempel. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Belani, J. C. A., Die Emigranten. Novelle. Leipzig, C. F. Brigghe. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bodenstedt, F., Laufend und Ein Tag im Orient. Fortsetzung und Schluß. Berlin, Decker. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bolzano's, B., Paradoxien des Unendlichen herausgegeben aus dem schriftlichen Nachlasse des Verfassers von F. Pfkhonsky. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 1 Thlr.

Byam, G., Wildes Leben im Innern von Central-Amerika. Aus dem Englischen von R. B. Lindau. Dresden, Runge. 1850. 8. 1 Thlr.

Emilie oder die getrennte Ehe. Neu herausgegeben von Dr. R. Wachen, Bremer. 1850. 8. 20 Ngr.

Ernestine, Skizzen, entworfen in meinen Ruhestunden. Graz, Pöffe. 1850. 8. 24 Ngr.

Escher, H. P., Das Recht und der Werth der Sachen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Ferle, C., Humoristische Erzählungen. Ling, Zurich u. Sohn. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Feldzug gegen die badisch-pfälzische Insurrection im Jahr 1849, mit besonderer Beziehung auf das Rekarcorps, namentlich die Groß- Hess. Armeedivision. Nach authentischen Quellen, mit geschichtlicher Darstellung der pfälzisch-badischen

Revolution, bearbeitet von einem ehemaligen Offizier als Augenzeugen. Mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes. Darmstadt, Pabst. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Foster, Wrs., Handbuch der gesammten europäischen Literaturgeschichte bis auf die neueste Zeit, nach der 2ten Auflage des englischen Originals für deutsche Frauen bearbeitet, und mit berichtigenden und ergänzenden Zusätzen versehen von E. Geibel. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 1 Thlr.

Griepenkerl, R., Maximilian Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Bremen, Schlotmann. 16. 2 1/2 Ngr.

Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Zwei Bände. Große Ausgabe. 8te vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 16. 2 Thlr.

Hebel's, J. P., alemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick. Mit Bildern nach Zeichnungen von L. Richter. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 16. 2 Thlr.

Heffter, R. B., Die Geschichte des Klosters Lehnin. Nach meist unbekanntem urkundlichen Quellen zusammengestellt. Rebht einem Anhang, worin die „Lehninsche Weissagung“ und die „Regesten des Klosters.“ Brandenburg, Müller. Gr. 8. 20 Ngr.

Hofmann, R., Das Leben Jesu nach den Apokryphen im Zusammenhange aus den Quellen erzählt und wissenschaftlich untersucht. Leipzig, Voigt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Homburg, L., Der Eid. Eine Heldengeschichte. Nach alten spanischen Romanzen für Jung und Alt. Barmen, Langewiesche. 1850. 8. 16 Ngr.

Kaiser, F., Der Sternenhimmel beschrieben. Nach der 2ten holländischen Auflage übersetzt von F. Schlegel. Mit einem Vorwort von J. F. Encke. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Kraus, J. B., Die Apokatastasis der unsteinen Creatur auf katholischem Standpunkte. Eine dogmatisch-ergetisch-historische Abhandlung. Regensburg, Pustet. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Lazarus, M., Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland. Berlin, C. Schulze. 1850. Gr. 12. 20 Ngr. Libussa. Jahrbuch für 1851. Herausgegeben von P. A. Klar. 10ter Jahrgang. Prag, Calve. 1850. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ludwig, F., Buch der heiligen Liebe. Sonette. Kassel, Potop. 1850. 16. 15 Ngr.

Maconochie, Capitain, Verbrechen und Strafe. Das Marken-System. In deutscher, möglichst wortgetreuer Uebersetzung von H. Wulsten. Frankfurt a. d. D., Kosch u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Martineau, Rih, Jerusalem. Eine Sage aus der Zeit des Erlösers. Aus dem Englischen übersetzt von A. Löffler. Berlin, Brandis. 1850. 8. 9 Ngr.

Mayer, A., Bandalia. Die Royalisten oder die Brautpaare. Vaterländische Dichtung aus der neuesten Zeit. Neubrandenburg, Rignau. 1850. 8. 15 Ngr.

Menjel, B., Die Gefänge der Völker. Lyrische Rufersammlung in nationalen Parallelen. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mitte, R., Geschichte des zweiten punischen Krieges nebst einer historischen Einleitung. Breslau, Erwendt u. Granier. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Derked, H. C., Der mechanische Theil der Naturlehre. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. 1ste Lieferung. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Oesterreich, Preußen und Westdeutschland im Dreistaatenbund. Eine Denkschrift. Mit dem Entwurfe einer neuen

Bundesverfassung und einer Verfassung für die Berechtigten Staaten von Deutschland. 2te Auflage. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Spamer. 8. 20 Ngr.

Oettinger, L., Die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelskörper. Freiburg, Diernfellner. 1850. Gr. 4. 24 Ngr.

Philipp August König von Frankreich. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, G. Reimer. 1850. 8. 25 Ngr.

Preller, L., Carl Otto von Radai zur Erinnerung an ihn für seine Freunde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Proschko, F. J., Eichenblätter. Eine Sammlung historischer Original-Erzählungen. Einz, Curich u. Sohn. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

Prug, R., Taschenbuch der neuesten Geschichte. 1ter Jahrgang. — A. u. d. L.: Das Jahr 1849. Dessau, Kay. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rau, H., Geschichte des deutschen Volkes für das deutsche Volk. Heidelberg, Gross. 1850. 8. 1 Thlr.

Scherenberg, C. F., Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht. 2te Auflage. Berlin, Gays. Hoch 4. 20 Ngr.

Scheurlin, G., Gedichte. Ansbach, Gummi. 16. 1 Thlr.

Saugenheim, R. A. v., Das Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849 und die Radowigische Politik in Vergleichung mit dem Fünfkönigsbündniß vom Jahr 1814—15, nebst jährlichen Mittheilungen aus den nicht veröffentlichten Verhandlungen der Deutschen Bundesversammlung. Stuttgart, Nepler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Heiden- und Christengräber. Ein Vortrag gehalten bei dem Missionsfeste zu Magdeburg den 9. Oct. 1850. Halle. 1850. 8. 2 Ngr.

An die evangelischen Gemeinden Preußens in Stadt und Land. Ein brüderliches Wort über die neuesten kirchlichen Bestimmungen insbesondere über den Oberkirchenrath und die Gemeinbeordnung vom Comite der Unionsvereine. 2te Auflage. Berlin. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Die deutsche Ansiedelung in Mittel-Amerika. Dargestellt und herausgegeben von dem Comite der Berliner Colonisations-Gesellschaft für Central-Amerika. Nebst 2 Karten von Central-Amerika und Westindien und dem Wasserbecken von Nicaragua. Berlin, Hempel. 1850. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Die Berechtigung der Preussischen Intervention in Kurhessen. Berlin, Schneider u. Comp. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Claussen, H. R., Die Anschuldigungen, die Haft und das Strafverfahren wider den Schullehrer Davids zu Hahmeor, als Verfasser mehrerer Artikel in der demokratischen Zeitung „das Volk“ beleuchtet. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Der Proceß wider Dr. Rauch in Kiel, Mitglied der schleswig-holsteinischen Landesversammlung, beleuchtet. Ebendasselbst. 1850. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Hasenkaamp, H. v., Offene Briefe. Nr. 1. An den Staatsminister und Oberpräsidenten, Ritter sc. Frn. Flottwell, Gr., betreffend die Bildung der Königsberger Schwurgerichte. Königsberg, Theile. 1850. 8. 2 Ngr.

Unsere Politik. Berlin, Schneider u. Comp. 1850. 8. 7 1/2 Ngr.

Zur Beurtheilung des gegenwärtigen Rechtszustandes der evangelischen Kirche in Preußen in Bezug auf den Allerhöchsten Erlass vom 29. Juni 1850 und die zu diesem veröffentlichten Motive. Von einem preussischen Richter. Berlin, Coblitz. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Wirth über die nationale Entwicklung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 16.)

Indessen ist Wirth billig genug, dort wo er den Kampf zwischen Kirche und Kaiserthum schildert auch der erstern und ihrem gewaltigsten Vertreter, Gregor VII., ihr Recht widerfahren zu lassen. Dieser Papst, sagt er, habe gewiß nur das Gute gewollt; aber gleich den politischen Schwärmern die das Wohl des Volks durch Gewalt und Zwang zu befördern strebten habe auch Hildebrand keine wohlmeinenden Absichten durch hierarchischen Despotismus zu erreichen gesucht. Selbst seine Eingriffe in die Geistesfreiheit könnten nun nicht mehr bestranden, da auch politische Fanatiker von der Volkspartei sich nicht gescheut hätten zur vermeintlichen Beförderung des öffentlichen Wohls die Gedanken unter Vormundschaft zu stellen, und sogar den Keltern das Recht zur Erziehung ihrer Kinder zu entwinden. Und trotz jener schon früher gerügten Verleugnung des nationalen Princips und des selbstamen Strebens nach einer christlichen Staats- und Kirchengemeinschaft, der unglücklichen Hinterlassenschaft Karls des Großen, trotz der daraus entspringenden Verwickelung in die römischen Wirren, welche der Geschichte unsers Volks häufig einen ganz fremdartigen Schauplatz anwies und die besten Kräfte desselben auftrieb, trotz dieser und anderer wesentlichen Mängel scheint dem Historiker die eigenthümliche Reichsverfassung der Deutschen den tiefsten Sinn und einen bewunderungswürdigen Geist zu bergen. Denn es tritt ihm aus ihr der große Gedanke entgegen die Freiheit mit der Staatseinheit zu verschmelzen, ohne der gelöst und zerstörenden Centralisation zu verfallen. Das Deutsche Reich war nach jener Verfassung keine Föderation oder Verbündung unabhängiger Staaten, sondern eine wirkliche Einheit, da sämmtliche einzelne Landschaften mit ihren Fürsten in allen Gegenständen der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Rechtspflege dem Kaiser und den Reichsständen unterworfen waren. Gleichwol sollten Reichsstädte und Provinzen in einem gewissen Kreise selbständige Bewegung haben, sodas Vormundung in Angelegenheiten die das Einzelne und nicht das Ganze betreffen ausgeschlossen war. Freilich

konnte der Bildungsgrad jener Zeit noch nicht überall das Princip finden das die Sonderinteressen von den Reichsangelegenheiten ausscheidet, und so den großen Abstand zwischen Staatseinheit und unterdrückender Centralisation nachweist; indessen dunkel lag der Gedanke davon der mittelalterlichen Reichsverfassung dennoch zum Grunde. Die Grundsätze derselben waren überhaupt vortreflich: Wahl des Reichsoberhauptes und Verantwortlichkeit desselben; verfassungsmäßiges Mitwirken der Reichsstände in der Gesetzgebung und Staatsverwaltung; Unterordnung der Stämme und Landschaften unter Kaiser und Reichsstände in allen Reichsangelegenheiten, dagegen freie Bewegung der Stämme, Landschaften und Reichsstädte in allen Provinzialangelegenheiten; Ueberwachung der landesherrlichen Gewalt durch Landstände und noch außerdem Verantwortlichkeit der Landesherren dem Kaiser und den Reichsständen gegenüber; Oeffentlichkeit sowie Mündlichkeit der Rechtspflege und unmittelbarer Einfluß des Volks auf Urtheilsschöpfung; lebendige Fortbildung des Rechts durch Uebung und Weisthümer; endlich Gewährleistung der persönlichen Freiheit fast bis zum Uebermaß, und das Waffenrecht oder die Befugnis zur Selbsthülfe gegen widerrechtliche Gewalt der Fürsten wie des Kaisers! An folgerichtiger Durchführung dieser Grundsätze fehlte es allerdings; doch bleibt es immer anziehend und lehrreich das jene Art der gesellschaftlichen Einrichtung der Völker, wie sie in Zeiten der Erleuchtung angestrebt wird, dem Principe nach schon historisches Recht der Deutschen ist. Die Vortreflichkeit der Staatsverfassung im Grundsatz hatte auch die Folge das die wesentlichen Gebrechen in der Ausführung das Gute nicht sogleich ersticken konnten, die deutsche Nation vielmehr von Heinrich IV. an noch mehrere Jahrhunderte auf das kräftigste sich entwickelte.

Welche Verdienste um diese Entwicklung sich namentlich Rudolf von Habsburg erwarb, wird von Wirth gebührend hervorgehoben, und ist vielleicht gerade jetzt erneuerter Betrachtung werth, da ein geistreicher Forscher auf die Aehnlichkeit der heutigen Zustände mit jenen des Interregnum hingewiesen und angebeutet hat: unsere Zeit könne wol einen zweiten Rudolf gebären, der Hülfe bringe. Wirth sagt:

Die Lage der Nation war bei Rudolf's Erhebung äußerst

traurig, da Recht und Gesetz von den Mächtigen verspottet wurden. Er aber setzte sich mit Muth und Ausdauer dem Unwesen entgegen, und kämpfte mit Entschlossenheit für die Wiederherstellung einer würdigen Reichsgewalt. Sowie schon ein solches Streben ohne Rücksicht auf den Erfolg sehr rühmlich war, so gilt das Gleiche von dem Verfahren des Habsburgers gegen die verschiedenen Stände und seinen Grundsätzen überhaupt. Rudolf besaß entschiedenen Gerechtigkeitsfinn; er war ferne so redlich daß er in dieser Tugend seinen Zeitgenossen als Muster vorgehalten wurde. Nicht minder ehrenwerth war sein lebhaftes Rationalgefühl. . . . In der Lebensweise blieb Rudolf so einfach daß er sein Äußeres bald vernachlässigte. Stolz besaß er in hohem Grade; allein sein schlichter Sinn erwies daß es nur die Eigenschaft der edlern Art, nicht aristokratischer Hochmuth war. Daher kam denn auch der größte Vorzug des Habsburgers, seine gleichmäßige und gerechte Behandlung aller Stände. Rudolf näherte sich der Politik Heinrich's III., die Größe Deutschlands durch das Gleichgewicht der verschiedenen Stände zu erhalten, vielleicht am meisten, und da er seine Entwürfe zugleich mit ebenso großer Kraft als Ausdauer verfolgte, so mußte sich während seiner Laufbahn ergeben, ob die Hebung Deutschlands auch für die Zukunft auf dem Kaiser ruhen oder auf ein anderes Element des Nationallebens übergehen werde. Welcher dieser Beispielfälle aber auch gegeben war, immer bleibt dem Stifter des habsburgischen Kaiserhauses der große Ruhm daß er wenigstens die einzig wahre Politik eines deutschen Königs erkannt und das Seinige that um sie wirklich durchzuführen. Endlich gebührt ihm das weitere bedeutende Verdienst durch Zerstörung des Faustrechts der Auflösung des Nationalverbandes mindestens für den Augenblick gesekert zu haben. Freilich strebte er sehr nach Erhöhung seines Hauses durch Ländererwerb; doch Das thaten auch die Kaiser welche nicht so viele Verdienste um Deutschland hatten.

Nachdem aber unter Rudolf's Nachfolgern, besonders jenen aus dem luxemburgischen Hause, die Kaisergewalt immer mehr geschwächt und die Reichsverfassung zerrüttet worden, während die päpstliche Gewalt zwar aus dem Kampfe gegen die Concilien siegreich hervorgegangen, durch den erwachten Geist der Wissenschaft jedoch bereits in ihren Grundfesten untergraben war, schien sich endlich gegen das Ende des 15. und in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts das deutsche Nationalleben zu einer großartigen Wiebergeburth vorzubereiten. Die Bewegung der Zeit suchte sich in vier eigenthümlichen Richtungen Bahn zu brechen: der religiösen, die eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern wollte; der humanistischen, die auf Klüderung des Geschmacks und des wissenschaftlichen Geistes drang; der national-patriotischen; die Kräftigung der Reichsgewalt und Wiederherstellung der deutschen Größe anstrebte, und der satirisch-volkethümlichen, die auf Förderung der religiösen, sittlichen und patriotischen Interessen Deutschlands zugleich hinwirkte. Alle diese Richtungen waren reformatorisch, und alle standen miteinander im innern Zusammenhange. Hätten sie sich nun in gesammter zum Sturz der entgegen gesetzten Systeme verbunden, und wäre unserm Volke ein Mann erstanden der sie alle in sich aufnehmend zum gemeinschaftlichen Haupt derselben sich erhoben hätte, so mußte eine vollständige Wiebergeburth Deutschlands erzielt werden. Und da die Idee daß der Kaiser sich an die Spitze der staatlichen und der kirchlichen Reform stellen sollte mit großer Macht im Geiste jener Zeit lag, so

wäre ohne Zweifel das Reichsoberhaupt der geeignetste Mann gewesen um eine solche Umwandlung zu vermitteln. Unglücklicherweise konnte sich Karl V. mit den Plänen, wenigstens soweit sie sich auf reinkirchliche Reformation bezogen, nicht befreunden, und da es um sie auch gegen seinen Willen durchzuführen einträchtigen Zusammenwirkens der mittlern und untern Stände bedurft hätte, so brachte es empfindlichen Schaden daß letztere, von der Aufregung zuerst ergriffen, den rohesten Antrieben folgten und communistischem Fanatismus die Zügel schiefen ließen. Denn nun scheute sich, für sein Eigenthum besorgt, das Bürgerthum in den Städten, d. h. jener Mittelstand, ohne dessen Mitwirkung keine Staatsumwälzung auf die Dauer durchzuführen ist, an einer Bewegung theilzunehmen die mit allgemeiner Milderung endigen konnte, gerade wie die Bauern Bedenken trugen mit den Männern die sich früher als Glieder der Ritterschaft ihrem Aufstande widersetzt jetzt gegen Kaiser und Fürsten gemeinsame Sachen zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entthüllungen der beiden Secretaire Ledru-Rollin's über die Februarrevolution.

Die beiden Bücher die uns vorliegen: „Histoire du gouvernement provisoire“, von Elias Regnault, ehemaligem Bureauchef des provisorischen Ministers des Innern, und „Histoire de la révolution de février“, von Alfred Delvau, Geheimsecretair Ledru-Rollin's, stimmen (wir müssen Das jetzt gleich erwähnen) nur in einem einzigen Punkte miteinander überein, nämlich in der Angabe daß Ledru-Rollin das Ministerium mehr sich nahm als bekam. „Bei der Vertheilung der Portefeuilles“, schreibt der Bureauchef, „drängte sich Ledru-Rollin weit mehr zum Minister des Innern auf als daß er dazu gewählt wurde.“ „Der erste Fehler Ledru-Rollin's“, schreibt der Geheimsecretair, „war daß er wie seine Collegen auf die Ministerienjagd ausging. Er hätte sich diesem Repotismus widersetzen, ihn brandmarken oder ihn beschämen sollen. Auf keinen Fall durfte er ihn selbst ausüben.“

Nachdem Ledru-Rollin also Minister geworden war nahm er zwei Secretaire. Der Eine war ein verständiger Mann, der Andere ein Narr. Hr. Delvau mag uns Das nicht übernehmen, denn seit die Könige Narren genannt worden sind (dollarant roges) kann sich ein Volkstribun Das auch gefallen lassen.

Regnault ist der Sohn eines ehemaligen Leibarztes Ludwig's XVIII.; ernst und gebildet, eine gewandte Feder, gemäßigter und verständiger Republikaner, hätte er besser zum Secretair Armand Marrast's gepaßt. Der Andere sagt selbst von sich: „Woll, ich bin eines deiner niedrigsten und ergebenssten Kinder. Sohn des Volks werde ich nie meinen Ursprung verleugnen. Ich bin stolz auf ihn. Er hat mich gelehrt was ich bin und was ich werth bin; zwei mal habe ich Das in meinem Leben bewiesen.“ Wahrscheinlich meint er das Barrikadenbauen damit. Er hätte besser für Blanqui gepaßt.

So hatte Ledru-Rollin zwei Secretaire: den einen vorn, den andern hinten, er selbst in der Mitte. Der Grund dieser seltsamen Wahl, von denen keine seiner Gesinnung entsprach, ist in seinem Charakter zu suchen. In seiner Sprache, seiner Persönlichkeit, seiner Stellung, seinem Talente ist er ein Mischling, von der Natur ebenso zum Guten wie zum Bösen disponirt; vom Bösen beherrscht wenn der Wind daher kam, ein

andere mal wieder ebenso sehr auch zum Guten. Ledru-Rollin, so oft als ein furchtbarer Mann dargestellt, ist eigentlich nur schwach. Freilich ist Das genug in Revolutionszeiten um schrecklich zu werden.

Er wußte recht gut daß er bald von Ehrman, bald von Drumud infiltrirt wurde, und da er keinen Secretair von dieser Zwitnergattung finden konnte nahm er deren zwei, von denen Jeder einer seiner Reigungen entsprach. Natürlich waren Beide daher auch nicht von ihm zufriedengestellt. Jeder schildert ihn und die Februarrevolution von seinem Standpunkte aus, und es ist begreiflich daß, wenn man durch diese doppelten Gläser schaut, man sieht wie der Eine die Partie des Andern demaskirt.

Die Schilderung welche Delvau von Denjenigen entwirft welche die Februarrevolution gemacht haben ist eben nicht anziehend. Der Eine war „ein dicker Mann mit viereckigen Schultern, das Product der Eitelkeit und der Ohnmacht in ihrem Paroxysmus“, der Andere „ein Herz ebenso leer wie sein Gehirn“; Einer der noch am Morgen Ludwig Philipp besuchte und am Abend das Königthum proscribirt „trug noch die Chevrons des Royalisten auf seinem republikanischen Kleide“; „ein Figaro der republikanischen Presse, ein durch den Journalismus heruntergekommener großer Herr, schrieb mit Manschetten wie Buffon und befränzte sich wie Alcibiades mit Rosen, nachdem er sie mit Tinte bestrickt hatte“; „Der Vernünftigste von Allen war ein sechszigjähriger Träumer“; „der Ehrgeizigste und der Berühmteste haschte nach Volksgunst, und seine Beredsamkeit gleich leiter dem Flusse in Arkadien, dessen Wasser immer dieselbe Temperatur behält“.

Dafür hält Delvau einen Panegyrikus von 25 Seiten auf Ledru-Rollin und schildert ihn folgendermaßen:

„Ledru-Rollin war ganz der Mann der Massen. Seine Rede war voll abgerissener, plötzlicher und seltsamer Wendungen, die oft sehr trivial, doch immer von mächtiger Wirkung waren. Was er sprach war etwas ungeschlacht, fast etwas gemein, man merkte Das indess nicht, wie fast bei allen improvisirten Reden; dabei war seine Sprache gedrängt, zusammengezogen, höckerig, aber geklärt und glänzend. Ledru-Rollin hatte eine hohe, etwas gekrümmte Gestalt, eine Stirne mit ungleichen aber ausdrucksvollen Flächen, und wenn er sein Haupt rückwärts warf, vielleicht etwas zu stolz, so imponirte er. Seine breite unebene Gestalt, ohne Harmonie der Linien, ohne Schönheit der Contouren, hätte vielleicht etwas Gemeines gehabt, wenn sie nicht von einem Lächeln aufgelockert worden wäre, welches, wenn er wollte, von unwiderstehlicher Güte war. . . . Dem Volke hatte er die ganze Kraft seines Geistes gewidmet, die ganze Energie seines Republikanismus und alle Hülfquellen seines Vermögens. 500,000 Francs, sein ganzes väterliches Erbtheil, hatten dazu gedient die Journale und bedrängte Patrioten zu unterstützen.“

Regnault lobt nicht so sehr und ist strenger. Er liebt die leere Declamation und falsche Bilder nicht. Außer einigen hingeworfenen Zügen malt er nicht, sondern erzählt nur; so heißt es von der Provisorischen Regierung: „Jeder wollte etwas Anderes als er that; Ledru-Rollin hielt sich bei nichts Bestimmtem auf; heftig in den Worten und sich fügend bei Handlungen war er doppelt unzulänglich, er beunruhigte ohne zu erschrecken; er beging den Fehler Das nicht zu thun was er ankündigte; wenn seine Sprache kühn war, so waren seine Handlungen furchtsam“. Regnault konnte niemals Etwas schreiben wie Delvau, bei dem es nach der Einnahme der Kullerien heißt: „Die Kugeln und der Dampf verloren sich in der Luft, und das einzige Opfer war nur hier und da eine Taube, welche über dem großartigen Schauspiel dahinslog um die Nachricht dem geknechteten Lande zu bringen.“

Regnault ist kein Tacitus oder Sueton daß er ohne Ueber-

treibung die einfache Erzählung welche die Thatfachen einzig auf ihre wahren Ursachen zurückführt brächte; aber manchmal kommt ihm doch dies Verdienst zu. So bei der demagogischen Manifestation vom 16. April. Letzterer Tag ist allein das Werk Ledru-Rollin's. Er organisirte die Emeute und zerstreute sie, bereitete die Demonstration vor und löste sie auf. Paris war eben der „friedlichen Demonstration“ des 17. März entgangen. Seitdem war die Nacht des Schreckens, worin Ledru-Rollin's Einfluß bestand, gewachsen. Die Majorität der Provisorischen Regierung war verlegt und erschreckt. Zeitweilig war der Minister des Innern, wennschon von der Revolution bereits überholt, doch durchaus nicht unzufrieden sich einen Einfluß zuschreiben zu sehen den er nicht hatte, und waren seine Freunde auch besser unterrichtet, so war er für seine Feinde doch ein Schreckbild und erlangte für seinen Namen doch einen Zuwachs an Macht. Gleichwol fürchtete er dieselben Clubs mit denen er seine Collegen erschrecken wollte. „In dieser seltsamen Stellung ermunthigte er zu Gewaltthaten die er beklagte und die er offen nicht desavouiren konnte ohne sich zu schwächen.“ Außerhalb dieser Clubs hatte er das Volk, welches wie er glaubte den 17. März gemacht hatte. Der 16. April war eine Demonstration des Ministers der für das öffentliche Wohl sorgen sollte, „ein Handstreich gegen seine Collegen“, wie Regnault sehr naiv sagt. Das war der Gedanke des 16. April, eine Verschwörung des Ministers des Innern unter dem Vorwande der Wohlfahrt der Republik; der Aufruhr war das Mittel, das Volk das Werkzeug, die Clubs die Hülfstruppen, und die möglichen Chancen waren Schlacht, Blutbad, Plünderung! „Der Minister schrak nicht davor zurück den Abgrund der Revolutionen nochmals zu öffnen“, sagt Regnault.

Das Vertrauen war verschwunden, der Schatz leer, die Gewerbe lagen danieder, auf dem Marksfelde lebten 100,000 Menschen von Almosen, die Stadt bebte noch unter den Folgen der Emeute des 16. März. Gaussidière ward befestigt und Sobrier eingesetzt. Der regulären Armee fehlten die Waffen und man errichtete auf der Rue de Rivoli einen Waffenplatz für die kommende Revolution; die nächtlichen Conferenzen beim Minister des Innern waren nur Verschwörungen. Und der Hauptverschwörer?

„Aberdings befand sich Ledru-Rollin“, sagt Regnault, „in einer falschen Stellung; an den Willen seiner Collegen gefesselt und von seiner Reigung zu den heftigen Republikanern gezogen, hörte er auf Beide nur halb, half Beiden nur halb und machte beide Parteien gleich unzufrieden. . . . Er stützte sich nie ganz auf seine Collegen, gab sich nie ganz den Ungeduldigen hin; aber er stützte ihnen genug Ermuthigung ein um sie Alles wagen zu lassen. Sie rechneten auf ihn und er nahm ihnen diesen Bahn nicht. . . . Zu derselben Zeit einigte sich Ledru-Rollin, immer bemüht Gewaltthaten zu vermeiden, mit Gaussidière dahin: nach dem Erfolge Blanqui zu arretiren um dem Exceß einen Namen und ein Banner zu nehmen.“

Also gegen die Provisorische Regierung wollte man Lollpöppe hegen, damit sie selbst zugrundegehen wenn sie jene stürzten. Und würden sie entkommen, so sollten sie nachher vernichtet werden.

Als der entscheidende Augenblick kam waren die Massen bereit, die Rebengasse bereit; aber der Hauptchef der den Sturm losgelassen hatte zauderte. Regnault versichert daß das edelste Motiv: Besorgniß für seine Feinde, schuld daran gewesen. Darum hielt er aber gleichwol nicht inne? Regnault erzählt daß einige Tage vor dem Ausbruche Sobrier eine Conferenz mit dem Minister des Innern hatte, und als er ihn unentschlossen fand mit den Worten fortging: „Run gut! Wenn Sie nicht mit uns gehen wollen, so werden Sie nächsten Sonntag mit den Andern zum Fenster hinausgeworfen; wir sind entschlossen.“ Der Verfasser fügt hinzu: „Ledru-Rol-

lin sah daß er statt Verbündete Herren bekommen hatte... Er zitterte weil er sich etwas Unbekanntem gegenüberstand... Eigentlich war die Sprache Sobrier's doch verständlich genug.

In der Nacht vom 14. — 15. April ward von Carteret, Landrin und Jules Favre ein ehrenwerther Schritt beim Minister versucht. Es war zwar spät zum Umkehren, aber doch noch Zeit genug. Ein Wort genügte und man hätte tausend Vorwände gefunden. Ledru-Rollin dankte seinen Freunden. Er schien bekehrt. Der Zeitpunkt mit Cassinière zu brechen und Blanqui arretiren zu lassen war da. Aber statt Dessen brachte er den ganzen 15. April damit hin die verschiedenen Chancen und den möglichen Erfolg der kommenden Ereignisse zu prüfen. Bis 11 Uhr Morgens des 16. April dauerte dieser Kampf und diese Unentschlossenheit zwischen dem Wunsch seine Collegen zu züchtigen und der Furcht in die Hände seiner Genossen zu fallen. Da ging er zu Lamartine sich Rath's zu holen. Wenig Augenblicke nachher erging an alle Mairien der erschreckten Hauptstadt Befehl Generalmarsch zu schlagen.

Das hieß aber Verrath an der eigenen Partei! Das hieß Louis Blanc die Hauptverantwortlichkeit, und Blanqui das Gehässige der Bewegung zuschieben, Das hieß die lange organisirte Emuete beschimpfen: „Eine doppelte Reihe von Nationalgarden war unter den Fenstern des Stadthauses gebildet worden, welche nur einen schmalen Durchweg für die Arbeiter ließ, die beim Durchdrängen mehr als eine Beleidigung verschlucken mußten.“

Der 16. April endete aber auch mit einer großartigen Mystification der Departements. Das Land glaubte daß die Nationalgarde einen Sieg über die Clubs davongetragen habe, daß die Gemäßigten die Rothen geschlagen hätten. Dem war nicht so. Man kennt die Maßregeln welche die Provisorische Regierung als Gegengewicht gegen diesen Triumph der Ordnungspartei versuchte. Marrast rief auf: „Ihr steht hinter der Nationalgarde die Dynastien aller Art nicht. Lassen wir sie keinen Vortheil von diesem einfachen Familienawisse ziehen. Wir haben siegen müssen um uns zu vertheidigen; aber Sieg ist gefahrlos.“

Die Komödie war damit noch nicht zu Ende. Hören wir Delvaux:

„Es war fünf Uhr. Die Corporationen zogen mit Nationalen Fahnen auf den Platz, und die Mitglieder der Provisorischen Regierung nahmen in den Wagen Platz die an den Perron gebracht worden waren... Hinten und erhaben über Alle sah man den Bürger Ledru-Rollin. Es handelte sich darum einzig zu scheinen um stark zu scheinen. Garnier-Pagès neigte sich sogar einmal mit einer gewissen Affectation zu seinem Collegen und versuchte vertraulich seinen Arm zu nehmen, um etwas von der Volksgunst zu erhaschen welche sich an den Minister des Innern knüpfte. Dieser stieß ihn zurück. „Wie, mein Lieber, Sie weigern mir den Arm?“ „Wenn Sie mir öfter im Staatsrath die Hand reichen“, entgegnete Ledru-Rollin, „so würden Sie mehr Recht haben öffentlich meinen Arm zu nehmen.“

Das hinderte Ledru-Rollin indeß nicht mit Garnier-Pagès eine Proclamation zu unterzeichnen in welcher sich alle Mitglieder der Provisorischen Regierung „über das Resultat des 15. April glücklich priesen“!

Mit etwas mehr Verstand würde Ledru-Rollin sich gar nicht in die Verschwörung eingelassen, mit etwas weniger sich nicht herausgezogen haben. Das Juste-Milieu ist also nicht bloß für Kluge Leute gut. Auch halbe Namen können es brauchen.

Es wird Dies zur Charakteristik der beiden Bücher genügen. Immer liefern sie einen schätzbaren Beitrag an Anekdoten, Reden, Parteilisten, persönlichen Eitelkeiten, geheimen Ursachen, patriotischen Kriegslisten und republikanischen Faustrieken. Will

man die Zahl der Gäste haben deren Banketts die Monarchie stürzten? Es waren 17,000 in Paris und Rouen zusammen. Will man das berühmte Programm für die Februarrevolution haben, und die Rolle kennenlernen welche Marrast spielte; will man die närrischen Vorfälle bei Bildung der Provisorischen Regierung wissen, den Besuch Bethmont's auf der Polizeidirectur, und wie er dem großen Säbel Sobrier's entwich; will man endlich den Minister des Innern sehen „wie er eine berühmte tragische Schauspielerin über die Schauspielerkunst, welche die äußere Hülle der Beredsamkeit ist, examinirt“: so lese man Regnault's Buch.

Zum Schluß nur noch eine Anekdote, welche indeß Regnault selbst vertreten mag. Nach dem Wahlsiege Lamartine's im April 1830 kam Marrast zu ihm um ihm die Stimmengahl die er erhalten hatte zu bringen. Der Dichter sprang von seinem Stuhle auf, sah gen Himmel, streckte die Arme aus und rief: „Da bin ich also ein größerer Mann als Alexander und Cäsar!“

13.

Volkssage aus Chile.

In einem neuen Werke über die Südsee: „Four years in the Pacific in H. M. S. Collingwood, from 1844 to 1848. By F. Walpole“ (2 Bde., London 1849), wird folgende Volkstradition aus Chile erzählt: „In alter Zeit wanderten drei Männer über die Berge, und als der Abend kam zündeten sie ein Feuer an und setzten sich um dasselbe. Es war eine gestirnte, dunkle Nacht. „Gut“, sagte der Eine, „ich mache mir Nichts aus den Löwen, denn ich habe ein Schwert.“ „Ich auch nicht“, sagte der Zweite, „denn ich habe eine Lanze.“ „Ich auch nicht“, sagte der Dritte, „denn ich habe meinen guten Glauben.“ Nun hörchte ein Löwe die ganze Zeit zu. „Ach“, sagte er zu sich selbst als der Erste sprach, „ich fürchte dein Schwert nicht; wenn ich rasch springe wirst du es nicht brauchen können. Auch deine Lanze nicht“, als der Zweite sprach. „Ich bin stink und kann ihr ausweichen; so gehe ich also weiter, weil mich hungert;“ und damit froh er hervor. Aber als der Dritte sprach stand der Löwe still: „Schwert und Lanze kenne ich und fürchte sie nicht; aber dieser gute Glaube, was ist Das? Er kann mich tödten oder verwunden; ich will warten und zusehen.“ So trabte er fort mit dem Vorfaze: „entdecken was das für eine Waffe sei. Nun begegnete er einem alten Weibe. „Gut“, sagte er; „Das ist meine Sache: zuerst will ich es von ihr erfahren und dann sie verspeisen. Vielleicht mag sie zähe sein, allein meine Zähne sind tüchtig und mein Appetit scharf.“ Er rebete sie also mit folgenden Worten an: „Gute Mutter, in der verwischenen Nacht laufte ich auf drei Männer. Einer sprach er habe ein Schwert um sich damit zu vertheidigen; der Zweite eine Lanze; aber der Dritte versicherte er habe seinen guten Glauben. Sage mir, Ramita, was ist dieser gute Glaube?“ Mit großer Geistesgegenwart versetzte sie: „Mein armer Junge, du läufst wirklich große Gefahr. Es ist eine neue, eben eingeführte Waffe von so schlimmer Art daß, wenn Einer der sie hat jemand Uebles wünscht, der klüglichsie Tod erfolgt. Da nimm Dich, mein Kind“, indem sie ihm einen Laib Brot reichte, „und dunkel deinen Sternen daß du ihn nicht angegriffen oder mir Schaden zugefügt hast.“ Der Löwe, dem es nicht in den Sinn kam daß ein altes armes Weib ihn foppen werde, verzehrte seinen Laib und trabdete zu seiner Familie heim. Von diesem Tage bis auf den heutigen hat der Löwe nie menschlichen Geschöpfen nachgestellt; er fürchtet den guten Glauben. „Dies, Señor“, sagt der berichterkundige Führer hinzu, „sind die Mirakel welche die gebenedeite Jungfrau an uns, ihren demüthigen, in der Wildniß wohnenden Dienern thut.“

21.

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 18. —

21. Januar 1851.

Wirth über die nationale Entwicklung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Erst mit dem Auftreten Luther's trat in dieser Stimmung ein wesentlicher Umschwung ein. Von seinen Lehren, die überall mit Macht umschgriffen und eine geistliche Säkularisation ohne Gleichen erzeugten, erwarteten nicht bloss denkende Anhänger eine tiefe und vollständige Umänderung der Staatsverhältnisse, sondern auch, mehr instinctmäßig und eben darum desto zuversichtlicher, die untern Classen, während in den Städten, seit die Religion ins Spiel kam und das Seelenheil miteingemischt wurde, die Besorgnisse um das Eigenthum vorübergehend in den Hintergrund traten. Zudem war das Ansehen Luther's so überwiegend, daß man ihm genügende Bürgschaft wider die Anarchie zutraute. Wirth sagt:

Welchen Gang mußten unter solchen Umständen die Ereignisse nehmen, wenn Luther mit Säkularisation und Putten sich verbunden, wenn er den dunkeln Gefühlen die in den Volksmassen lagen durch seine überwältigende Beredsamkeit Worte gegeben, wenn er die politische Bewegung geleitet hätte? Gewiß, der Augenblick schloß nicht zu berechnenden Folgen in sich, und die Reformation näherte sich offenbar ihrer wichtigsten Entwicklungsstufe. . . . Doch jetzt erklärte sich gerade der kirchliche Reformator gegen jede gewaltsame Staatsveränderung, nun verstand gerade er seine Lehren anders als alle seine Anhänger sie ausgelegt hatten, d. h. er wollte nur die Kirche, keineswegs den Staat reformiren. Ja er erklärte die wahre Religion und die Rationalzustände geradezu für unvereinbare Gegensätze.

Wie es aber kam daß Luther einer politischen Umwälzung entgegen war, ja sie von seinem Standpunkte sogar bekämpfen mußte, Dies sucht Wirth aus dem Charakter des Reformators, den Zeitverhältnissen und den allgemeinen geschichtlichen Entwicklungsgesetzen nachzuweisen. Er sagt:

Bei allen entscheidenden Umwälzungen treten zwei Kräfte im Kampfe auf: ein altes, abgelebtes Princip, das im Laufe der Jahre von der Natur selbst zerstört worden ist, und neue, reformatorische Grundsätze. Ursprünglich schwebt nun der Kampf zwischen diesen beiden Kräften, aber sobald die reformatorischen Lehren Anklang und Fortgang gewinnen, tritt noch eine dritte, eigenhümliche Richtung hervor. Dieselbe besteht darin daß man die Veränderungen welche die zuerst aufgetretenen Reformatoren verlangen nicht groß und durchgreifend genug findet, daher wesentlich andere Verbesserungen fodert, die zwar aller-

dings viel tiefer gehen würden, jedoch nicht ausführbar sind. Sämmtliche Anhänger der letztern Meinung sind gewöhnlich Schwärmer und werden am Ende Fanatiker, sobald die Beförderer der Reformation selbst wieder in zwei Richtungen zerfallen: in die besonnene und in die ausschweifende und fanatische Partei. Daraus entspringt nun eine doppelte Gefahr für die eingetretene Umwälzung. Erstlich ist zu besorgen daß die Anhänger des angegriffenen alten Princip's über die reformatorische Richtung die Oberhand erhalten und letztere gänzlich wieder vernichten. Dies kann theils dadurch geschehen daß die Befenner der neuen Grundsätze durch ihren innern Zwiespalt sich schwächen und aufreiden, theils dadurch daß die übertriebenen Forderungen der fanatischen Partei den Vertretern des Alten neue Waffen in die Hände spielen. Die Vertheidigung der letztern besteht nämlich immer in der Behauptung daß die reformatorische Richtung nur zur Unordnung führe, alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöse, das Eigenthum gefährde und den mittlern Ständen überhaupt den Untergang drohe. Dieser Vorwand enthält nun außerordentliche Nahrung und Unterstützung, wenn von Seite der verbessernden Partei eine Richtung sich ausscheidet, die fanatische und mit den Besetzen der Natur in Widerspruch stehende Forderungen erhebt. Dadurch werden die ängstlichen Anhänger des neuen Princip's unruhig und werfen sich im Nothfalle lieber wieder dem Alten in die Arme als daß sie sich der Möglichkeit aussetzen wollen unter die Herrschaft der Fanatiker zu fallen. Wenn indessen auch dieser Wechselfall nicht eintritt, sondern vielmehr die reformatorische Richtung siegreich wird, so droht wieder von einer andern Seite eine Gefahr, die ebenso dringend ist und zuletzt auch die nämliche Wirkung hat, nämlich Zurückführung des Ganzen auf den alten Zustand der Dinge. Diese Gefahr erhebt sich dann, wenn nach dem Sturze des abgelebten alten Princip's in der verbessernden Partei die Fanatiker die Oberhand über die Besonnenen erhalten. In solchem Falle geht nämlich die Reformation unter dem Uebermaß ihrer Forderungen und Bestrebungen unrettbar zugrunde, reißt sich selbst auf und führt dadurch Alles auf den frühern Zustand zurück. Die Durchführung und Rettung der Reformation ist daher bei allen Umwälzungen dadurch bedingt daß zwar die Befenner der neuen Grundsätze, aber unter ihnen der besonnene Theil oder die Partei der Mäßigung die Oberhand gewinnt, und mithin nicht nur gegen die Vertheidiger des alten Princip's siegreich sich behauptet, sondern zu gleicher Zeit auch die fanatischen Reformirer überwindet und in dauernder Weise zur Ruhe bringt.

Da nun der Charakter der Kirchenverbesserung Kampf gegen ein tausend Jahre in der Meinung gegründetes und festgewurztes Princip und Freiheit ihr Wahlspruch war, so konnte sie füglich dahin ausgelegt werden daß sie die politische Freiheit, mithin die Beschränkung oder Entfernung der fürstlichen und königlichen Macht, ebenso gut beabsichtige als die der päpstlichen, die Fürsten aber unter diesem Gesichtspunkte sehr

leicht gefährlich erscheinen und bei denselben Widerstand erregen. Vereinigten sich dann die päpstliche und die weltliche Macht gegen sie, so war an Durchführung der Lehre nicht mehr zu denken. Umgekehrt hingegen schien letztere nur dann möglich, wenn ein bedeutender Theil der Fürsten für die Evangelischen gewonnen werden konnte. Ja selbst in diesem Falle war der Kampf noch zweifelhaft und konnte nur mit vieler Anstrengung zum Vortheil des reformatorischen Princips entschieden werden. Die Gegner desselben wußten dies Alles sehr gut, und darum ging ihr Bestreben gleich anfangs dahin dieses Princip den Fürsten in Ansehung der politischen Folgen die daraus entspringen müßten verdächtig zu machen und ihnen die Beforgniß einzufößen daß nothwendig Aufruhr und Empörung oder der Sturz aller fürstlichen Macht dadurch entstehen müsse: Behauptungen die an sich nicht ganz ungegründet, aus psychologischen Rücksichten sogar sehr wahrscheinlich waren, und durch den Gang der Ereignisse theilweise wirklich bestätigt wurden. Denn es folgte der Aufstand der Bauern, die von den schwärmerischen Reformirten aufgereizt worden waren, und zwar mit allen Graueln und Schrecken die der bewaffnete Fanatismus zu verursachen pflegt. Die Gefahr welche unter solchen Umständen für das reformatorische Princip entstehen mußte war drehend und fürchtbar, und es gab nur ein Mittel sie abzuwenden. Dasselbe bestand weniger in dem heftigen Widerstande den Luther beim Ausbruch des Aufstandes den Fanatikern leistete, als darin daß der Reformator die nothwendige Entsehung der schwärmerischen Partei und deren gewaltsame Verfahrungsart schon längere Zeit voraussehen und ihr daher schon von vornherein mit Nachdruck entgegenwirken mußte. Und Luther hatte in der That den klaren, scharfen Blick der erfordert wird um solche Ereignisse jahrelang voraussehen, und wurde dadurch in den Stand gesetzt der gefährlichen Richtung zur rechten Zeit entgegenzuwirken. Hätte er sich von der mäßigen und billigen Sprache die in dem Manifeste der Bauern geführt wurde irreführen lassen und seinen Widerstand verschoben, so wäre es ihm später nicht mehr möglich gewesen die siegreiche fanatische Partei in die gehörigen Schranken zurückzuführen: er würde vielmehr ihr erstes Opfer geworden sein, weil sie ihn, wie Dies bei solchen Verhältnissen gewöhnlich ist, mehr haßte als die Anhänger des Papstes selbst. Wie er aber durch sein scharfsinniges Vorhersehen der Entsehung der fanatischen Richtung den Wertheidigern des alten Princips die Hauptwaffe, das Schreckbild des Aufstandes, entwunden hatte, so vernichtete er eben dadurch schon im Keime die Macht und Wirksamkeit der überspannten Reformirten. Die große Mehrzahl unter den Bekennern der neuen Lehre war schon mehrere Jahre vor dem Hervortreten der ausschweifenden Richtung mit dem nothwendigen Entstehen dieser Erscheinung und mit deren verderblichen Folgen bekannt gemacht worden; überdies sagte der Reformator die Art und Weise vorher wie jene Richtung nun wirklich im Leben sich geltend machte. Alle besonnenen Anhänger desselben, und diese bildeten die große Mehrheit, waren also ebenfalls lebhaft überzeugt daß die Rettung des reformatorischen Princips durch die Ueberwindung der Fanatiker bedingt sei, weshalb sie sich mit Macht gegen letztere erhoben und sie schnell und dauernd zur Ruhe brachten.

Bei der Lehre des unbedingten Gehorsams gegen die Obrigkeit welche Luther verkündete wäre endlich für die politischen Umwälzungspläne nur dann ein günstigerer Erfolg zu hoffen gewesen, wenn der Kaiser sich dafür erklärt hätte, weil dann die größte Macht der Zeit, der Reformator selbst, ihnen auch das Wort geredet haben würde. Da jedoch, wie bereits angedeutet, von Karl V. eine solche Mitwirkung nicht zu erwarten war, so mußten die politischen Bestrebungen des Reformationszeitalters nothwendig scheitern.

War Dies ein Unglück? fragt BIRTH, dessen Ansichten wir hier im Wesentlichen mit seinen eigenen

Worten wiedergegeben haben, und erklärt sich in verneinendem Sinne. Er bemerkt:

Jedes Streben hat seine besondere Zeit: das 14. Jahrhundert war das politisch- und das 16. das kirchlich-reformatorische. Dort durchdrang das Bedürfniß der socialen Umgestaltung die mittlern und untern Stände von ganz Deutschland ebenso allgemein wie im 16. Jahrhundert jenes der Kirchenverbesserung: unterlag aber die freisinnige Richtung, und mit ihrer Zeit war sie selbst unwiderruflich dahingegangen. Wie in Folge eines solchen Ereignisses die Verhältnisse im 16. Jahrhundert sich gestalteten, mußte durch das Hervortreten der politischen Richtung die Reformation der Kirche gefährdet werden, und diese war im gegebenen Zeitalter ungleich wichtiger als jene des Staats. Schon 100 Jahre früher hatte der Sittenverfall so sehr zugenommen daß er die Völker aufzulösen drohte. Alle höherstehenden Männer deuteten auf das schreckliche Uebel hin und drangen auf Abhülfe, indessen der Widerstand der römischen Curie vereitelte alle Bestrebungen. Die Ausschweifungen setzten sich fort, und selbst der schwunghafte Verkehr vermehrte noch die Gefahr, weil in Ermangelung eines tiefern sittlichen Haltpunkts im Gemüth der Wohlhabenheit der Bürger und Bauern zu übermäßigem und entwerthendem Luxus führte. Die Entwürfe der politischen Reform konnten solcher Verirrung keineswegs steuern, sondern dieselbe eher fördern, da gerade die Bauern in ihrem Zustand nur das Mittel suchten den schon zum Bedürfniß erhobenen Luxus zu behaupten oder noch höher zu steigern. Bei einer solchen Lage der Dinge war es nothwendig das Gemüth der Menschen in seinen innersten Tiefen zu erschüttern, und dazu war kein Mittel geeigneter als die Lehre Luther's über den Unterschied vom himmlischen und weltlichen Reich. Ohne die düstere Auffassung des Lebens für ein Glück oder eine Pflicht zu erklären, muß man doch im Auge behalten daß seine Zeit krank, sehr krank war und ungewöhnlicher Heilmittel bedurfte. Das war denn die ungeheure Erschütterung der Gemüther welche seine Lehre hervorbrachte: die Menschen gingen in sich und suchten sich andere Lebenspfade. Die Sitten wurden anständiger und die Menschen dadurch besser; an die Stelle der frühern Leichtfertigkeit trat würdiger Ernst, und die wohlthätigen Folgen äußerten sich zunächst im innigern Bande des Familienlebens. Tief im Innersten änderte die Reformation Luther's die Gesinnung der Deutschen, und so entstanden die stark ausgeprägte Gemüthlichkeit sowie der sittliche Drang, die vornehmlich in den Liedern der Meistersänger liegen und fortan der Charakterzug der mittlern Stände in Deutschland wurden. Dieser Einfluß der Reformation erstreckte sich rückwirkend auch auf die Bekenner des katholischen Glaubens, so daß diese mehr durch Namen und Formen als im Wesen von der allgemeinen Verbesserung der Zustände verschieden blieben. Zugleich übte der Grundsatz freier Forschung auf die Wissenschaft so mächtig ein daß auch sie durch die Reformation verjüngte Triebkraft erlangte, und es bildete sich also im regen Wechselspiel sittlicher Gemüthlichkeit und geistiger Forschung die Zeit der Studien und der Volkserziehung, woraus allein die höhere und bleibende Freiheit der Völker hervorgehen kann. Und so zerstörte die Kirchenverbesserung untrübe Versuche der Freiheit im Interesse der letztern selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gustav Scheve und die Phrenologie.

Wer A sagt muß auch B sagen, Dies gilt nicht bloß im Leben, sondern ebenso und noch mehr in der Wissenschaft, d. h. die Wissenschaft muß consequent sein, sie muß aus den Grundsätzen die sie als wahr erkannt hat die mit Nothwendigkeit aus denselben hervorgehenden Folgesätze ableiten und anerkennen, wenn sie nicht einem Vater gleichen will der seine eigenen Kinder verleugnet und verstoßt. Gustav Scheve macht

nun zwar in seiner neuesten Schrift: „Phrenologische Bilder“), darauf Anspruch für einen wissenschaftlichen Phrenologen zu gelten, aber er ist Nichts weniger als consequent. Einerseits zieht er Folgerungen aus den phrenologischen Grundfägen die keineswegs aus ihnen hervorgehen; andererseits läßt er diejenigen Folgerungen die mit Nothwendigkeit aus ihnen hervorgehen ganz im Stich und zieht die entgegengesetzten. So geht es aber immer wenn man zweien Herren dienen will deren Interessen miteinander in Conflict kommen. Gustav Sचेve will nämlich einerseits der wissenschaftlichen Wahrheit hulldigen, und doch auch andererseits den modernen praktischen Tendenzen, den Fortschritts- und Verbesserungsbestrebungen in Staat und Kirche sich anschließen, denen keineswegs überall wissenschaftlich erkannte Wahrheit zugrundeliegt. Daher denn sein Hin- und Herschwanken, seine Unsicherheit, seine Inconsequenz, die ihn bald die phrenologischen Grundfägen durch die aus modernen Aufklärungstheorien geschöpften Folgerungen, bald diese wieder durch jene aufheben läßt.

Es ist nach Sचेve einer der vornehmsten Grundfägen der Phrenologie: daß die Charakterverschiedenheit der Menschen eine angeborene, und daher im Ganzen eine feste, unwandelbare sei:

„Sowie ein Kiesel sich nicht in einen Zwerg und ein Zwerg sich nicht in einen Riesen umwandeln kann, so kann ein Blödsinniger nicht über kurz oder lang ein geistvoller Mensch, und ein geistvoller Mensch (Krankheitsfälle natürlich ausgenommen) nicht ein Blödsinniger werden. Oder wie ein Mensch der sich von einem Andern durch die Größe oder Kleinheit einzelner Körpertheile unterscheidet nicht mit diesem seine angeborene Körperbeschaffenheit wechseln kann, so wird ein Mensch der bisher wohlwollend oder charakterfest, oder mutzig, oder offenherzig war, nicht künftig boshaft, oder wankelmüthig, oder feig, oder vertrackt sein; ebenso ist bekanntlich das Genie, z. B. des Dichters, des Feldherrn, des Mathematikers, des Philosophen angeboren. Daher eben das Wort Charakter, welches zu Deutsch ein festes, unveränderliches Merkmal bedeutet.“

Der angeborenen Grundvermögen, welche in ihrem verschiedenen Maße und in ihrer verschiedenen Combination die verschiedenen Charaktere der Individuen ausmachen, gibt es nach Sचेve 35, die an örtlich verschiedenen Stellen der dort abgebildeten Köpfe nachgewiesen werden, und die drei verschiedene Gruppen bilden.

1. In der Gruppe der thierischen Sinne: der Geschlechtsinn, der Sinn der Kinder- oder Sungenliebe, der Sinn der Anhänglichkeit, der Kampfsinn, der Zerstörungssinn, der Berheimlichungsinn, der Eigenthumsinn, der Sinn der Vorsicht.

2. In der Gruppe der Gemüthsfinne: der Sinn des Selbstgefühls, der Beifallsliebe, der Festigkeit, der Gewissenhaftigkeit, der Ehrfurcht oder Religiosität, der Hoffnung, des Wohlwollens, der Sinn für Nachahmung, der Sinn für das Wunderbare, der Schönheitsinn, der Sinn für Scherz.

3. In der Gruppe der Verstandesfinne: der Gegenstandssinn, der Gestaltsinn, der Driftinn, der Gewichtssinn, der Farbeninn, der Ordnungsinn, der Zahleninn, der Thatsacheninn, der Zeitsinn, der Toninn, der Bauinn, der Wortinn, der Sinn des Vergleichungsvermögens und der des Schlußvermögens.

Alle diese Sinne sind, behauptet Sचेve, als unter sich getrennt, als selbständig im Geiste vorhanden dadurch nachgewiesen daß jeder derselben entweder sehr stark und alle andern sehr schwach, oder sehr schwach und alle andern sehr stark, in unzähligen Fällen beobachtet worden ist. Sie verhalten sich eben so unabhängig voneinander wie der Gesichtssinn vom Gehörinn.

Da für jedes nachgewiesene Grundvermögen auch ein be-

sonderes Organ im Gehirn nachgewiesen werden kann, so zerfällt die ganze Phrenologie in die zwei Haupttheile: 1. Nachweisung der Grundvermögen und 2. Organenlehre. Die phrenologische Organenlehre ist nach Sचेve in folgenden vier Grundfägen enthalten: 1. Das Gehirn ist das Organ des Geistes, 2. das Gehirn ist ein zusammengesetztes Organ, 3. die Größe des Gehirns ist ein Maßstab seiner Kraft, 4. die Gestalt des Gehirns ist äußerlich erkennbar. Der Beweis dafür daß das Gehirn das Organ aller innern Sinne sei ist: daß das Gehirn von den niedern Thieren zu den höhern und zum Menschen übereinstimmend mit den geistigen Fähigkeiten an Größe zunimmt. Der Mensch hat das größte Gehirn weil er geistig am höchsten steht, oder er steht geistig am höchsten weil er das größte Gehirn hat. Dieser Schluß wiederholt sich im Einzelnen. Der Hinter- und Unterkopf ist in der Größe übereinstimmend mit der Stärke der thierischen Sinne, der Oberkopf in Uebereinstimmung mit den Gemüthsfinnen, der Vorderkopf in Uebereinstimmung mit den Verstandesfinnen. Endlich sind besondere einzelne Gehirnthelle in der Größe übereinstimmend mit einzelnen Grundvermögen, sodaß z. B. dieser Mensch den und den bestimmten Theil des Hinterkopfs besonders groß hat, folglich den und den thierischen Sinn besonders stark besitzt, und umgekehrt.

Von diesem Standpunkt aus verwirft nun Sचेve mit Galt die gewöhnlichen psychologischen Einteilungen der Seelenvermögen indem er sagt: „Man nehme ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, oder sieben Geistesvermögen an, der Irrthum ist immer derselbe, weil alle diese Vermögen nur abgezogene Eigenschaften der wirklichen Grundvermögen sind. Keins der erwähnten Vermögen bezeichnet weder einen bestimmten Instinct, noch eine Reizung, noch ein Talent. Wie kann man durch das Empfindungsvermögen, durch die Aufmerksamkeit, die Vergleichen, die Begierde, die Freiheit, kurz durch alle diese Allgemeinheiten den Ursprung und die Thätigkeit des Geschlechtstriebes, der Kinderliebe, der Anhänglichkeit, die Talente für die Kunst, die Mechanik, die Malerei, die Dichtkunst u. s. w. erklären? Gehen wir in eine Schule oder in eine Erziehungsanstalt wo alle Jüglinge unter der Leitung eines gleichmäßigen Unterrichts- und Erziehungsplanes stehen. Unter der großen Anzahl werden wir einige Unglückliche finden welche, obgleich oft streng bestraft und scharf bewacht, die Sitten und die Gesundheit der Uebrigen gefährden. Wir finden Solche welche die Bücher ihrer Kameraden stehlen, welche lügenhaft, treulos, feig, unbarbar, träge, unempfindlich für Ehrenauszeichnungen sind. Unter Denjenigen welche die Preise gewinnen zeichnet sich Dieser in der Geschichte, Jener in der Dichtkunst, ein Dritter in der Mathematik u. s. w. aus. Der Ehrgeiz der Einen richtet sich auf den Staatsdienst, der Andern auf Kriegsrühm; die Andern beschäftigen sich vorzugsweise mit der Literatur, die Andern mit der Philosophie oder den Naturwissenschaften. Kein Erzähler oder Lehrer wird uns den Charakter seiner Jüglinge durch eine oder die andere der von den bisherigen Geistesforschern angenommenen Allgemeinheiten bezeichnen. Auch in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer werden gewöhnlich andere Eigenschaften hervorgehoben als jene psychologischen Allgemeinheiten der Erkenntniß, der Willenskraft, der Begierde u. s. w. Nero, heißt es, war der grausamste Mensch, und der zügellosesten Wollust ergeben; Pascal errieth auf die bloße Begriffsbestimmung von Geometrie hin die 32 ersten Sätze des Euklides; die Erdbeschreibung wurde durch Cook zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht; Dumenil und Clairon, diese beiden berühmten Schauspielerinnen, werden noch lange Muster bleiben; kurz: nirgend findet man daß ein Mann oder eine Frau sich nur im Allgemeinen durch Erkenntnißvermögen, Willenskraft, Aufmerksamkeit, Vergleichung, Begierde u. s. w. berühmtgemacht habe. Wie bezeichnen wir endlich die verschiedenen Charaktere der Thiere? Wir sagen: dieser Hund ist bissig, sanft, gelehrig, mutzig, anschließend, von gutem Ortdgedächtniß, feig, der Dressur unfähig; dieses Pferd

* Phrenologische Bilder. Zur Kenntniß des heutigen Standpunkts der Phrenologie von Gustav Sचेve. Mit Portrait von F. S. Galt und 24 in den Text gedruckten Abbildungen und eine Steindrucktafel. Leipzig. Weber. 1851. Gr. 8. 24 Rgr.

ist scheu, sanft, gelehrig, sehr böse, dumm; diese Kuh ist eine vortreffliche Mutter; die Sau ist eine schlechte Mutter, weil sie ihre Kleinen aufzucht u. s. w."

Nach dieser den Menschen als bloßes Naturwesen mit angeborenen unveränderlichen Grundvermögen betrachtenden Ansicht, die durch 24 in den Letzt gedruckte Abbildungen und 24 charakteristische, von Moriz Rugendas gezeichnete, auf einer Steindrucktafel beigefügte Portraits anschaulich gemacht wird, leugnet nun Schewe consequenterweise die unbedingte Willkürfreiheit des Menschen, sich auf den Ausspruch Lavater's in der „Physiognomie“ berufend: „Der Mensch ist frei wie der Vogel im Käfig. Er hat seinen bestimmten unaberschreibbaren Wirkungs- und Empfindungskreis. Jeder hat, wie einen besondern Umriß seines Körpers, so einen bestimmten unveränderlichen Spielraum.“ Aber nun beginnt die Inconsequenz. Schewe hat, von modernen philanthropischen Strafrechtstheorien gerührt, nicht den Muth die weitern Consequenzen der phrenologischen, den Menschen in Hinsicht des Angeborenen und der Unveränderlichkeit der Grundvermögen auf gleiche Stufe mit dem Thier stellenden Ansicht zu ziehen. Anstatt nämlich einzusehen daß wenn der bestimmte Charakter eines Menschen ganz ebenso angeboren und unveränderlich ist wie der eines bestimmten Thieres oder überhaupt einer bestimmten Naturkraft, ein verbrecherisches, z. B. mordfüchtiges Individuum ganz ebenso zu behandeln ist wie ein mordgieriges Thier, nämlich zu tödten, um die menschliche Gesellschaft von einem solchen Ungeheuer zu befreien, statt dessen folgert Schewe (höchst inconsequent!) daß die Todesstrafe höchst ungerecht, und daß das allein richtige Verfahren gegen den Verbrecher Dies sei daß man ihn zu bessern und zu heilen suche. In demselben Capitel wo er den Charakter der Beckenbach, die ihren Mann, einen Landmann von Wilhelmsheld bei Heidelberg, vergiftet hat, als einem schauderhaft sitten- und gemüthlosen, von Jugend auf rohen schildert, und an dem Bau ihres Schädels nachweist wie nicht nur ihr zügelloser Geschlechtstrieb den Wunsch sich des Gatten entledigt zu sehen, sondern auch ihr sehr großer, alle besseren Gefühle beherrschender Berührungssinn den Gedanken an die Ermordung ihres Gatten in ihr erwecken mußte, in demselben Capitel sagt Schewe:

„Das Gesetz ist nicht folgerichtig welches eine Uebelthat, durch fehlerhafte Bildung der Verstandesfinne (durch Zerstörung) veranlaßt, unzurechnungsfähig nennt, eine Uebelthat dagegen, durch fehlerhafte Bildung der Gemüthsfinne (den schlümmern Zerstörung) hervorgerufen, des Mitleids für unwürth hält. Eine Strafe kann nur dann gerecht sein wenn sie nicht zu dem Unglück des Verbrechens nur bloß ein neues Unglück hinzufügt, sondern wenn sie zugleich für den Uebelthäter eine Wohlthat ist, d. h. wenn sie ihn bessert. Daher ist die Todesstrafe, weil sie nur nimmt ohne zu geben, und weil sie sogar die Möglichkeit der Besserung des Verbrechens ausschließt, doppelt ungerecht. Ueberdies liegt in der Todesstrafe, insofern in ihr gleichsam ein Mord durch einen Mord gesühnt werden soll, etwas sittlich höchst Unheimliches.“

Ist es nicht absurd an dem Schädel einer Giftmörderin nachzuweisen daß sie zur Mörderin geboren war, und in ihrer Biographie zu zeigen daß ihr ganzes Leben eine ununterbrochene Kette von thierisch-rohen Handlungen war, und dennoch von Mitleid und von Besserung zu sprechen? Verdient eine Giftmörderin Mitleid die, wie die Beckenbach, beharrlich leugnend, fast drei Monate nach ihrer Einkerkelung im Gefängnisse belauscht wird wie sie mit einer andern Gefangenen über ihre That spricht, und dabei sich roh scherzend äußert, und die ihre That nicht innerlich und von Herzen, sondern nur äußerlich ihres schlimmen Erfolgs wegen bereut? Ferner was die Besserung betrifft, ließ sich denn der Beckenbach ein anderer Kopf aufsetzen, an dem der Geschlechtstrieb und der Berührungssinn minder vorherrschend war als an ihrem in Abbildung beigefügten Kopfe? Und warum, wenn die Becken-

bach Mitleid verdiente, und man sie statt hinzurichten hätte bessern sollen, warum hätten die grausamen, mordgierigen Thiere nicht denselben Anspruch auf das Mitleid und die Besserungsversuche des Menschen, da doch auch sie durch ihre natürlichen Anlagen und den Bau ihres Gehirns prädestinirt sind? Wahrelich, wenn die Phrenologie den Menschen ganz und gar als Naturwesen wie das Thier betrachtet, so muß sie auch dieselbe Strafrechtstheorie für die Thiere wie für die Menschen aufstellen, und entweder für recht finden daß man die notorisch bössartigen Menschen ebenso schonungs- und rücksichtslos behandelte wie die bössartigen Thiere; oder daß man die Letztern ebenso philanthropisch bemitleide und bessere als die ersten.

Schewe betrachtet alle Verbrecher als „geistig Krank“. Deshalb behauptet er: „Die einzige menschlich praktische Frage kann hier nur die des Hüßbringens, der Heilung sein.“ Wie stimmt Dies aber mit der früher ausgesprochenen Unveränderlichkeit und Unwandelbarkeit des angeborenen Charakters? Und welcher Bezug hat die Krankheit liegt der Schewe'schen Behauptung zugrunde? Hat Jemand die angeborene Natur eines menschlichen oder thierischen Individuums schon für Krankheit gehalten und sie zu heilen versucht? Ist nicht Krankheit vielmehr die Abweichung von der angeborenen Natur? Wenn also ein Individuum von Natur zum Rauber und Morden bestimmt ist, betrachten wir ein solches Individuum als krank? Vielmehr befindet sich ein solches Individuum dann gerade am wohlsten wenn es recht nach Herzenslust rauben und morden kann. Angeborene Naturanlagen, Charakterbestimmende Grundvermögen, sind somit keine Krankheit, so auch nicht heilbar, man müßte denn das ganze Wesen vernichten und ein anderes darausmachen.

Entweder muß die Phrenologie aufhören den Menschen als bloßes Naturwesen zu betrachten, das unter derselben unwandelbaren Nothwendigkeit steht wie die Naturkräfte der Schwere, der Elektricität, des Magnetismus u. s. w., oder wie die unveränderlichen Charaktere der Thiere; oder sie muß ihre philanthropischen Strafrechtstheorien und ihre mitleidigen Heilbestrebungen als unnütz und sogar als schädlich aufgeben. Beides zugleich annehmen, den Menschen einerseits für ein durch die bestimmte Organisation zu einem ganz bestimmten Wirkungskreis prädestinirtes, unwandelbares Naturwesen halten, und doch auch andererseits von Veränderlichkeit und Verbesserblichkeit eingeleiteter Verbrechernaturen zu sprechen, ist ein completer Widerspruch.

Bibliographie.

Jüdisches Athenäum. Gallerie berühmter Männer jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens, von der letzten Hälfte des 18., bis zum Schluß der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit 6 Portraits. Grunna, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bähring, B., Geschichte der vereinigten Kirche der Pfalz, in den ersten dreißig Jahren ihres Bestehens, von 1818 bis 1848. Allen protestantisch-evangelischen Christen der Pfalz, die ihre Kirche lieb haben, gewidmet. Frankfurt a. M., Zimmer. 1850. Gr. 16. 10 Ngr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauspieler. Uebersetzt von J. D. Gries. Supplement-Band. — U. u. t. I.: Der Maler seiner Schmach. Des Kamens Glück und Unglück. Zwei Schauspieler. Uebersetzt von der Verfasserin der Roland's Abenteuer. Berlin, Nicolai. 1850. Gr. 16. 25 Ngr.

Cauer, E., Ueber die Urform einiger Rhapsodien der Ilias. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoffmann v. Fallersleben. Das Parlament zu Schnappel. Nach kenographischen Berichten herausgegeben. Bingerbrück. 1850. 8. 15 Ngr.

Birth über die nationale Entwicklung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Indessen verhehlt Birth keineswegs, obschon er den Berth und die Nothwendigkeit der Reformation anerkennt, welche große Nachtheile sie verursachte, indem sie sich mit den nationalen Interessen in Zwiespalt setzte. Er sagt:

Der Ausgang der Bewegung vom 16. Jahrhundert war das reine Segentheil von Dem was anfangs angestrebt worden war und den Hauptcharakterzug jenes Zeitalters bildete; statt den vaterländischen Geist und das nationale Selbstgefühl wiederzubeleben, endete das Ganze mit der vollkommenen Abtödtung der Nationalität. Wegen religiöser Meinungen kämpften Deutsche gegen Deutsche, und gaben diesem schauerhaften Krieg nicht einmal den Namen Bürgerkrieg. Die Fremden mischten sich in diesen innern Zwiespalt und suchten ihn zu ihrem Vortheil auszubenten. Während die französische Regierung den Protestantismus in ihrem eigenen Lande krampfhaft verfolgte und durch unerhörte Grausamkeiten am Ende vernichtete, vertheidigte sie denselben in Deutschland, um sich zu vergrößern, um Deutschland das schöne Elsaß zu entreißen. Schweden scheint dagegen, wenigstens anfangs, zwar die Absicht gehabt zu haben der Reformation aufrichtig und uneigennützig zu dienen; allein am Ende benutzte es dieselbe ebenfalls als Staatsmittel zu seiner Vergrößerung, indem es für die geleisteten Dienste nicht weniger als den dritten Theil Deutschlands forderte. Als die Vergrößerungspläne der Fremden, welche sich in die innern Kämpfe Deutschlands gemischt hatten, bei den Friedensverhandlungen in Münster und Ösnabrück zutage traten, so hätten sich doch wenigstens jetzt beide Religionsparteien vereinigen, ihre Streitigkeiten gütlich schlichten und die vereinte Macht der Nation gegen die Ausbeutungsversuche der Fremden lehren sollen. Destrreich machte wirklich auch Vorschläge in diesem Sinne, die ziemlich billig waren, und die bei weiser Erweiterung und Entwicklung die kirchliche Wiedervereinigung Deutschlands herbeiführen konnten, ohne die geistliche Freiheit und die Bildungsschritte welche durch die Reformation errungen worden waren zu beeinträchtigen. Indessen bei den Fürsten war die Reformation schon zum Staatsmittel geworden, sie strebten nach unbeschränkter Souverainetät und absoluter Gewalt, und es lag also gar nicht in ihrem Plane die deutsche Nationaleinheit wiederherzustellen. Auf Seite des Volks war aber aller Patriotismus und nationaler Sinn durch das Uebermaß des Glaubens-eifers erloschen; alle patriotischen Bemühungen scheiterten also, die Fremden erreichten ihre Vergrößerungszwecke auf Kosten Deutschlands, die Fürsten die beabsichtigte Souverainetät, wenn auch noch nicht dem Worte doch der That nach. Deutschland

verlor einen großen Theil seines Gebiets und noch außerdem seine gesammte nationale Verfassung, d. h. die Freiheit und die Einheit zugleich, die beide fortan nur ein Begriff ohne Wirklichkeit waren; es verlor seine Bedeutung als consolidirte europäische Großmacht durch die nun definitive und ewig beklagenswerthe Trennung der Nation in zwei Religionsparteien.

Da sich nach Beendigung des Dreißigjährigen Kriegs mit der steigenden Ohnmacht nach außen der tiefste innere Staatsverfall verband, so schien der Untergang der Deutschen nothwendig bevorzustehen; glücklicherweise sollte der Rückgang aber nur periodisch sein und den Uebergang zu einer neuen, kräftigern Entwicklung der Nation bilden.

Vermöge der organischen Entwicklung der Völker — mit diesen Betrachtungen leitet Birth den Abschnitt ein, worin er das Emporstreben der Deutschen im Beginne des 18. Jahrhunderts schildert — sind diese ebenfalls an das Gesetz des Wachstums, Blühens, Keimens und Abnehmens, oder der Stufenalter des Lebens gebunden; Alles culminirt in ihrer Geschichte und steigt wieder herab — doch herrscht dabei die eigenthümliche Regel daß weder das Emporstreben zum Gipfel der Entwicklung noch der Rückgang ununterbrochen vor sich geht, sondern daß vielmehr wieder Zwischenperioden des Steigens und Fallens eintreten. Daraus entspringt die weitere Eigenthümlichkeit des Bildungsganges daß in jeder absteigenden Periode, und neben den Erscheinungen des Verfalls zugleich die Keime künftiger Entwicklung oder die Triebkräfte zu neuen, höhern Leistungen der Cultur sichtbar und wirksam werden. Alle diese Gesetze sind nur in der deutschen Geschichte des 18. Jahrhunderts ungemein scharf ausgeprägt. Der Verfall des Reichs setzte sich in dieser Zeit entschieden fort, die Nation verlor gegen außen Macht und Ansehen, im Innern Freiheit und Wohlstand, und beinahe ihre eigene Sprache; das Alter zeigte sich in der Schwerfälligkeit der Reichstagsverhandlungen, in der allgemeinen Rath- und Thatlosigkeit der Regierenden und der Willenlosigkeit und dem Stumpfsinn der Regierten; aber zugleich mit diesem Verfall veredelte sich in den schöpferischen Geistern des Volks die Sprache und kündigte dadurch eine neue Literaturepoche, oder, was Dasselbe sagt, einen neuen kräftigen Aufschwung in allen Theilen des deutschen Staatslebens an. In der Fortbildung der Sprache drückt sich stets die jeweilige Entwicklungsstufe eines Volks aus, und wodurch eine neue Epoche in der Literatur eintritt steht auch eine politische Umgestaltung der Nation bevor. Zufolge der hier angedeuteten Regeln bietet die deutsche Geschichte im 18. Jahrhundert also den seltsamen Charakter dar daß eine Reihe zusammenhängender Erscheinungen in höchst folgerichtiger Weise den fortgesetzten Staatsverfall nachweisen, während zugleich eine Reihe von andern Phänomenen, die ebenso genau

untereinander verknüpft sind, in nicht minder selberrichtiger Weise den bevorstehenden Eintritt einer höhern Culturstufe anzeigen. Die innere Triebkraft der Zeit war nunmehr die Säkularung der Geister welche sich in der Literatur offenbarte; was daher für die Uebersichte die alten Rechtsbücher sind, in denen sich die Seele der damaligen Volkszustände abspiegelte, Das wird für die neuere Geschichte die Literatur. In der letztern bildeten sich zuerst die Ideen für künftige Verhältnisse, und die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts wirft darum bis auf die jüngste Gegenwart das hellste Licht auf den Gang der allgemeinen Entwicklung des Volks.

Wie richtig und wie fruchtbar an den anziehendsten Ergebnissen diese Anschauungsweise aber auch erscheint, so war doch BIRTH wenig bemüht durch selbständige Erforschung der Quellen und sorgfältige Sichtung des Stoffs seine Leser dafür zu gewinnen, und widmete diesem letzten Theile seines unter Nr. 1 angeführten Werks sichtlich weit geringern Fleiß als den frühern. Wir können daher, nachdem wir den Hauptgesichtspunkt hervor gehoben, flüchtiger darüber hinweggehen — umso mehr als einer der wichtigsten Abschnitte desselben seitdem durch RANKE'S „Neun Bücher preussischer Geschichte“ vielfach neue, wenngleich einseitige und vielleicht allzu sehr auf die Gegenwart berechnete Beleuchtung erhalten hat — und begnügen uns, um der pragmatischen Auffassung des patriotischen Historikers ihr volles Recht widerfahren zu lassen, die leitenden Gedanken zu bezeichnen die ihm bei der Darstellung der Französischen Revolution, soweit sie ihren umwälzenden Einfluß auf Deutschland und die Grundlagen aller Staatsgesellschaften überhaupt ausdehnte, vorschwebten. BIRTH sagt bei diesem Anlasse:

Wer die Geschichte der Menschheit mit prüfendem Blicke überschaut muß zur Einsicht gelangen daß es für die gesellschaftliche Ordnung der Völker nichts Gefährlicheres gibt als den Zweifel an einer sinnvollen Weltordnung und einer höhern Bedeutung des Lebens; denn dieser Zweifel führt zur Zerstörung der Sitten und zu falschen Staatstheorien, die sich bei versuchter Ausführung auf das Schrecklichste an den Völkern rächen. Das Christenthum hat in dieser Beziehung, wo es rein aufgefasset wurde, der Civilisation unsäglich Wohlthaten erzeigt, weil es jenen zerstörenden Zweifel auch auf dem Wege des Glaubens, also selbst für jene Menschen zu beseitigen wußte deren Fassungskraft das Begreifen einer vernünftigen Weltordnung auf wissenschaftlichem Wege nicht zuläßt. Allein das Christenthum war im 18. Jahrhundert, und besonders um die Zeit des Eintritts der französischen Staatsumwälzung heftigen Angriffen ausgesetzt, die sein Wesen selbst betrafen und die Pfeiler worauf das Ganze ruhte bis auf den Grund erschütterten. In die Fußstapfen der englischen Freidenker tretend, spielten die Encyclopädisten den Kampf auf ein Gebiet wo er immer ernsthafter und folgereicher wurde, und namentlich machte sich es Voltaire zum eigentlichen Lebenszweck das Christenthum zu untergraben, und verfolgte dasselbe bis an sein Ende mit Eifer und Ausdauer. Zwar bebiente er sich dabei vorzugsweise nur der Waffe des Witzes, und man hat über seine Bemühungen, weil sie nicht auf zureichender Gelehrsamkeit und Sachkenntnis beruhten, oft gelacht und sie für erfolglos erklärt, jedoch mit Unrecht — denn Voltaire richtete das Christenthum in den Augen der höhern und vielfach selbst der mittlern Stände Frankreichs allerdings zugrunde, und erreichte seinen Zweck eben dadurch daß er nicht gelehrt zu werthlegte, nicht mit tiefem wissenschaftlichen Gründen, sondern mehr mit Witz und Spott kämpfte. Die Wirkung war ungeheuer: das Christenthum begann in der zweiten Hälfte

des vorigen Jahrhunderts in Frankreich zu wanken und war gegen Ende desselben in einem bedeutenden Kreise schon gänzlich gefallen.

Natürlich mußte nun — fährt BIRTH fort — die politische Richtung hervortreten, und die Grundlage und Vorarbeiten der nachfolgenden Umwälzung waren daher entschieden die Schriften und Lehrsysteme Voltaire's und seiner Genossen. In dieser Umwälzung erschien demnach die politische Richtung zum ersten male als überwiegendes, ja sogar, wenigstens später, als ausschließendes Princip; allein sie schwebte eben dadurch auf der entgegengesetzten Seite zu weit aus und verlor dadurch jede Grundlage. Die nächste Veranlassung dazu waren aber wieder Voltaire und die französischen Philosophen des 18. Jahrhunderts überhaupt. Voltaire und alle Die welche das Christenthum gänzlich verworfen fühlten zwar dunkel daß die Welt und der Lauf der Dinge kein Zufall sei, sondern von Etwas geleitet werde; sie konnten jedoch hierüber, also über die Natur der Weltordnung, nicht ins Klare kommen. Voltaire erkannte bloß daß das Ganze von Regeln beherrscht werde, die er allgemeine Gesetze nannte; indessen zur nähern Einsicht des Charakters derselben gelangte er nicht. Zudem blieb ein wesentlicher Mangel zurück, ein Umstand der Alles verdarb, alle tiefere Einsicht und mithin die wirkliche Erforschung der Gesetze der Weltordnung unmöglich machte und zugleich fürchterliche Folgen hatte, nämlich die Behauptung daß es keine Unsterblichkeit gebe.

Jene Forscher — heißt es weiter — konnten sich außer dem Christenthum und bei dem Gedanken der Weltregierung durch Naturgesetze keinen Begriff und keine Vorstellung von der Ewigkeit und Unsterblichkeit machen. Sie leugneten daher dieselbe, und Dies stürzte Alles. Dazu kam noch die gefährliche und mit den Gesetzen der Natur so sehr in Widerspruch stehende Lehre von Helvetius: daß alle Menschen gleiche Anlagen hätten, sowie endlich die nichtige, aber in ihren Folgen gleichfalls höchst verderbliche Idee Rousseau's: daß der Staat und das öffentliche Leben der Völker auf einem Vertrage beruhen. Diese drei Dinge — das Ableugnen der Unsterblichkeit, die Lehre von der Gleichheit aller menschlichen Anlagen, und die Meinung daß der Staat eine bloße äußerliche Form, ein Vertrag sei — stehen im engsten Zusammenhange, unterstützen sich wechselseitig und richteten die französische Staatsumwälzung schon von vornherein zugrunde.

Wer nicht an Unsterblichkeit glaubt Der muß alles Glück des Menschen in einer guten Staatseinrichtung, in politischer Vollkommenheit suchen. Der beste oder der vollkommenste Staat wäre aber der wo alle Menschen gleiches Glück genießen, wo mithin vollständige Gleichheit herrscht. Haben nun die Menschen von Natur alle gleiche Anlagen, so müßte Dies an sich möglich sein, und die Ursache wenn es nicht so wäre, also der Grund aller Uebel, müßte nur in fehlerhafter Staatseinrichtung liegen, vermöge deren bevorzugte Stände die Macht an sichreißten, die Anlagen der andern Menschen nicht ausbilden lassen und die letztern dadurch in geistiger und körperlicher Knechtschaft halten. Ist indeß der Staat ein Vertrag den man nach Belieben, nach seinen Wünschen, nach Dem was man am liebsten möchte, ohne Anstand einrichten kann, so muß auch ein Verhältniß möglich sein wo alle Menschen ihre Anlagen nun gleich ausbilden können, und Alle folglich gleiche materielle und geistige Güter besitzen. Und dieser Schluß wäre auch richtig wenn alle Menschen gleiche Anlagen hätten und der Staat ein bloßer Vertrag wäre. Unter solcher Voraussetzung wäre die Forderung völliger und unbedingter Gleichheit freilich das Recht Aller, und eben darum die heiligste Pflicht jedes wahren Menschenfreundes und Patrioten.

Der Widerstand gegen die Versuche eine vollkommene Gleichheit aller Menschen herbeizuführen kann nämlich nur dann ein Recht oder gar eine Pflicht sein, wenn die Anlagen der Menschen ungleich sind, und die Gleichheit der geistigen und materiellen Güter demnach auf Naturgesetzen beruht. In die

sem Falle ist letztere aber nicht schlechtlin ein Uebel, sondern wird nach dem Gange der Weltordnung das Mittel zu höhern Zwecken, oder wenigstens das Mittel zur Hervorbringung des Lebens, und ist folglich notwendig. Wenn hingegen die Natur, wenn die Ungleichheit nur Menschenwerk ist, dessen Abstellung daher möglich wäre, so muß sie weg und das Streben nach ihrer Beseitigung ist gerecht, edel, erhaben; jeder Widerstand aber, weil er nur auf Selbstsucht, Eigennutz und sittlichem Verderbniß beruhen könnte, ungerecht, unwürdig, grausam. Deshalb verdienen dann die Widerspenstigen auch keine Schonung; man müßte sie als Menschen die das Elend ihrer Mitbürger vorzüglich wollen, die ihre Brüder von der Entwicklung ihrer natürlichen Anlagen abzuhalten und dadurch in Knechtschaft und Erniedrigung zu stürzen streben, die mit Einem Worte Elend statt Glück, Unterwürfigkeit statt Erhabenheit, Unwissenheit statt Aufklärung wollten, man müßte solche Menschen abhändeln, und alle Kräfte müßten aufgebieten, alle Macht vereinigt werden diese Widersacher der Zwecke der Menschheit zu stürzen . . .

(Die Fortsetzung folgt.)

Theologenstellung.

Der alte Berliner Friedrich Nicolai war ein Vielschreiber, Vielschwärmer, von seinem Werke als Herausgeber der „Deutschen Bibliothek“ und Freund Mendelssohn's höchst überzeugt, darum absprechend in seinen Urtheilen, abhold neuern Bestrebungen, namentlich der Kant'schen Philosophie, ein Philister im Gegensatz zu den frischen Studentenkräften des letzten Jahrzehnds verflochtenen Jahrhunderts, mitbin von J. G. Fichte spottend wahr genug gezeichnet, und in unserm Zeitalter hinreichend vergessen. Mußte er nun notwendig in lästiger Weise dociren, weil er nicht anders konnte, weil er ein Führer der deutschen Literatur war, weil er wußte was zum guten Theil gehörte, den seine Freunde Lessing und Mendelssohn — auch er selber — schrieben, weil nur ihm das Ideal vorkam, zu welchem Menschen und Schriften sich erheben sollen, und ging das störrige Deutschland darum nicht minder seine eigenen Wege: — so hat der Mann doch mit praktischem Verstande Vieles gesehen und in Lebensverhältnissen erkannt was zum Theil erst die folgenden Jahre bestätigten, namentlich das Dasein der Inquisition, deren Aufführung ihm so bitter verwerfen worden, und überhaupt ist zum Sehen des Da-seins eine platte profane Natur vielleicht geeigneter als eine erhabene poetische. Merkwürdig sind seine Äußerungen über die Theologen, im Verkehr mit ihnen aus entschiedener Erfahrung geschöpft.

Joh. Müller hatte eine Recension über Naturalismus eingekandt und Nicolai, der sie Sac und Spalding mittheilt, sendet sie zurück mit dieser Männer Bedenken (1772) und bemerkt dabei: er habe durch Vertheidigung derselben beinahe allen Geruch der heterodoxen Orthodorie verloren, den er durch Schweigen am rechten Ort sich erworben. „Sac sagte noch nie Alles was er denkt, aber Vieles was er nicht denkt, ist dabei bis in sein zweiundsechzigstes Jahr Oberconsistorialrath geblieben und billigt nicht daß Jemand Aufsehen erregen will. Ueberhaupt wollen die neuern Theologen das Ansehen der Orthodorie untergraben, aber in der Stille durch geheime Bewegung; sie wollen statt des orthodoxen Despotismus Aristokratie einführen und selbst die Oligarchen sein, fürchten Den der demokratisch denkt, machen Partei wider ihn; selbst der sanfte Jerusalem sagt: «Sollen Philosophen Richter sein? Gebt uns lieber die alte Inquisition als dieses neue Tribunal!». Er spricht solche erschreckliche Worte — meint Nicolai — weil er gewiß ist Inquisitor, nicht Inquisit zu sein und sich ein Compliment darüber macht daß er keinen Inquisiten verbrennen, sondern ihm nur eine Kugel an den Fuß schmieden will, womit er hingehen kann wohin er beliebt. Dies muß man beständig vor Augen haben wenn man mit Theologen unterhandelt. Sie lieben die Freimüthigkeit und

die Freimüthigen sehr, sobald diese nur zu verstehen geben daß sie ihrer Freimüthigkeit ein Ziel setzen und gewisse Dinge nicht berühren wollen, von denen die Theologen festgesetzt haben daß sie stehen bleiben. Man darf sagen was man will, aber dabei einige theologische Sätze mit gewählten Worten voranschicken, hernach fein bedächtig sprechen, Einiges mehr auf Schrauben setzen, vor allen Dingen aber nicht wüthig und lustig sein wollen. Fast alle Theologen haben eine besondere Art die Gegenstände zu betrachten und zu behandeln, die einem Laien der ihrer nicht gewohnt ist etwas fremd vorkommt; eine gewisse Bedächtigkeit ist immer das Kennzeichen derselben. Wenn sie sich mit Liebe zur Wahrheit vermischt, so wird sie freilich verursachen daß die neuen Wahrheiten eher auf solche Art vorgetragen werden daß man noch Etwas nach und nach dazusetzen kann als daß man Etwas davon abnehmen dürfte. Dies ist der Weg der Theologen in Berlin.“

Wiewol nun seit 70 Jahren und darüber Berlin mit der Welt ganz anders geworden, so behaupten dennoch die von Nicolai gegebene Schilderung der Theologen und eine im Verkehr mit ihm empfohlene Behutsamkeit ihr Recht. Theologen nämlich sind Haushalter von ernstern religiösen Wahrheiten, werden durch sprungweise voreilende Gedanken verlegt und können keine leichte, muntere, wüthige, rüchichtslose Wirthschaft loben. Dies gilt für Orthodoren wie für Heterodoren. Sie sagen am Ende immer wie Ludwig XV. auf seinem Sterbebett zur Du-barri: „Ich darf nicht vergessen daß ich der allerchristlichste König bin.“ Theologische Demokraten wie politische wollen davon Nichts wissen, sondern eben Auerchristliches und Königthum vergessen, was dem theologisch oligarchischen Bewußtsein widerspricht. Soll ein Neues sich geltendmachen, so geschehe es behutsam mit allmähligem Zusetzen, nicht mit philosophisch-freibeuterischer Ungebundenheit, wodurch jeder den „Geruch heterodorer oder anderer Orthodorie“ verliert. Katholische Theologen, deren Haushalt durch kirchliche Autorität entschieden geordnet ist, leiden durch solchen Umstand weniger, werden nicht persönlich verletzt; dagegen protestantische, deren Kirchenthum stets im Aufbau begriffen und die immer einem guten Theile nach ihre häusliche Einrichtung selber getroffen, empfindlicher das derselben Ungehörige ablehnen müssen, und weil alle selbständige Einrichtung nach gewissen Principien, z. B. philosophisch verfährt, so machen sie darauf Anspruch Philosophen zu sein, nämlich die bedacht-samen, weisen, und es ist schon Beleidigung wenn ein Laie Dies nicht voraussetzt. Indem nun neuerdings Philosophie ganz anders freibeutet als in Nicolai's und Mendelssohn's Tagen, suchen heutige Theologen entweder eine orthodoxe Wohnung früherer Zeiten mit offener Verleugnung der jüngsten philosophischen Betriebsamkeit, oder sie machen durch geschickte Bemühung und Einzäunung die Gesamtheit der Philosophen, z. B. Hegel's, zu ihrem Hausrath, werden zwar hierdurch untereinander uneins, aber darüber einig daß der Gegensatz zwischen Orthodorie und Heterodorie von ihnen überwunden worden, bei den Einen nämlich durch Ausschließung (Anathema) aller Philosophie, bei den Andern durch Eindämmung (Synthese) für den Jahrgebrauch derselben. Wer etwa mit Beidem nicht einverstanden ist, hat sich — nur in anderer Weise wie Nicolai — vor Verdruß mit Theologen zu hüten und erscheint ihnen, wenn er das Zuwenig und das Zuviel unziemlich rügt, als feindseliger Heide, der ruhestörend allen guten Ruf ganzer oder halber rechter Lehre unschulbar verwirrt.

Ist in Obigem die Stellung des Laien gegen Theologen beleuchtet, so spricht Strauß in seiner „Christlichen Glaubenslehre“ (I, 50) von der Stellung eines Geistlichen überhaupt zu seiner Mitwelt und einem hierin herrschenden Unterschiede bei Katholiken und Protestanten. Er meint daß als Rest der katholischen Asketenmoral auch im Protestantismus den Theologen der Vorrang vor Verehelichten zugestanden werde, und daß ein anderes Stück dieser Moral in der Abneigung vor Theater, Tanz, Spiel und geselligem Scherz bei den Pietisten

sich zeige, weil man Dergleichen nicht im Namen Jesu vornehmen könne. Dann fährt er fort: „Diese pietistische Denkweise bringt namentlich den protestantischen Geistlichen dem katholischen gegenüber in eine Stellung die dem erstern und dem Protestantismus überhaupt weder zum Vortheil noch zur Ehre gereicht. Während der katholische Kleriker durch seine Ehelosigkeit mit der Forderung priesterlicher Heiligkeit sich abgefunden hat und daher an den geselligen Freuden auf heitere und nicht selten gefällige Weise theilnimmt, sieht sich der protestantische Geistliche, der, wenngleich kein Heiliger, doch ein Musterchrist sein soll, von der Schuld die er durch Enthaltung von der Ehe abzutragen versäumt hat in das gesellige Leben hinein verfolgt, geht hier immer wie auf Eiern, weiß nie recht wieviel er mitmachen, wie er sich verhalten soll, und findet sich namentlich einer pietistisch angelegten Gemeinde gegenüber in einen Pharisäismus äußerer Enthaltungen hineinbezogen.“

Diese Worte sind aus Lebenserfahrung geschöpft, bedürfen indes einer Erläuterung. Eölibat ist allerdings Abfindung mit der Askese und zwar eine harte und lästige, aber nicht Dieses macht den katholischen Geistlichen gesellig und gefällig, sondern die Sicherheit seines Standpunktes im äußern Verbände der Kirche, und daß außer Uebertretung der Kirchengesetze, also des Eölibats, des nüchternen Wagens bei Messlesen u., ihm Nichts die Hochachtung der Gläubigen entzieht. Denn er ist und bleibt der Gemeinthe, kann das Wunder der Transsubstantiation alle Tage verrichten, entschündigt vor Gott in seiner priesterlichen Eigenschaft die Gemeinde, welche eigentlich nichts Anderes von ihm verlangt und zu fordern hat, und für gewisse Umstände des Lebens Laufe, Firmelung, eheliche Einsegnung, Absolution und letzte Delung. Von seiner Persönlichkeit ist hierbei Nichts abhängig, sondern Alles von seiner Kirchenweihe. Mit einem solchen Rückhalt in der menschlichen Gesellschaft braucht er diese nicht zu fliehen oder Segner und Spötter — deren es rücksichtlich der sogenannten Pfaffen unter Katholiken viele gibt — zu fürchten; er ist gewiß sie einmal im Beichtstuhle oder spätestens auf dem Sterbebette zerknirscht und gedemüthigt zu finden. Dem protestantischen Geistlichen, der nur zwei Sacramente verwaltet, fehlt der entschiedene Kirchenrückhalt, er wird erfunden wie ein anderer Mensch und Bürger, hat Weib und Kind gleich ihm, ist aber vermöge seines Amtes verpflichtet fromm zu sein und bei Andern Frömmigkeit zu erwecken. Das kann er lebighch durch Persönlichkeit und persönliches Ansehen, nicht mit der Bucht erhabener Priesterschaft, und darum muß jede ungünstige Meinung von ihm, jeglicher ausgesprochene Tadel seine amtliche Würde und Wirksamkeit in Gefahr bringen, ja weil nie mit Gewißheit zu bestimmen ist was die Einzelnen an seinem Betragen aussetzen haben möchten, so wird ihm Behutsamkeit zum strengen Gebot, er hat keine feste Behr gegen Spötter, steht gegen Gemeinde und Welt im Verhältniß eines Schulmannes zu Schülern, der Sorge tragen muß seinem persönlichen Ansehen Nichts zu vergeben. Hierzu sind nun Ernst und Höflichkeit empfehlungswerther als Heiterkeit und Ungebundenheit, Zurückhaltung mehr als gefälliges Mitmachen, und wenn nur die Pietät alter Jungfrauen durch Scherz und Munterkeit beleidigt wäre, bringt schon deren Zungenchor die Amtswürde in Gefahr. Inzwischen sei gestanden daß die gesellige Lustigkeit mancher katholischen Geistlichen, z. B. eines Zailer, neben Erfreulichem auch Risiküliges annehmen und künstlich gewalttham erscheinen kann, um den Schmerz des ascetischen Eölibatopfers zu vergessen und die gewonnene priesterliche Würde wie jene strenge Hobeit äußerer sichtbarer Kirche gleichsam freundlich zu umhüllen, während bei protestantischen Geistlichen ein mit ihrer aus unsichtbarer Kirche gewonnenen Würde verträgliches Maß geselliger Fröhlichkeit und Theilnahme als natürlicher Ausdruck ihres persönlichen Charakters wohlthätigern Eindruck macht und herzlicheres

Wohlwollen — worauf doch am Ende alle Freude des Umgangs beruht — zur Folge haben kann. Tanz und Schauspiel als zu rauschend und mancher Unfittlichkeit empfänglich eignen sich kaum für irgend einen Geistlichen. Und wenn neuerdings protestantische Theologen auf Nüchtheit ganz besonders Werth legen, so scheinen sie den festen Rückhalt eines äußern Kirchenverbandes und des eigentlichen Priesterthums wieder zu suchen, den sie durch die Reformation verloren haben, wofür das Kirchengesetz des Eölibats allerdings eine Beihülfe ist, weil es Erhebung über weltlichen Genuß und Familienfreude ein mal für alle mal entschieden darstellt, deshalb auch von der römischen Curie schwerlich aufgehoben werden dürfte. 23.

Refefrüchte.

Die Fresken Julio Romano's und der eiserne Käfig in Mantua.

In Mantua finden sich im Palaste der Herzöge von Gonzaga meisterhafte Fresken von Julio Romano. Der Schüler Rafael's hat auf dem Plafond eines der Säle die Versammlung der olympischen Götter und zwei allegorische Figuren gemalt, welche Tag und Nacht vorstellen und auf Wagen stehen, die von zwei Biergespann weißer und schwarzer Pferde gezogen werden. Durch einen seltsamen Effect hat es der Künstler möglich gemacht daß man sich in alle vier Ecken stellen kann und die Pferde doch immer gegen den Zuschauer zu galopiren scheinen. Ebenso ist, wenn man in den Saal eintritt, auf einer Seitenwand eine weibliche Figur abgebildet welche dem Eintretenden mit ausgestreckter Hand einen Ring hinhält; geht man nun von einem Ende des Saals an das andere, so scheint die Gestalt den Arm erst einzuziehen und dann wieder auszustrecken um dem Zuschauer zu folgen und ihm immer den Ring hinzuhalten. In der Stadt selbst sieht man noch heutzutage an einem hohen Thurme einen großen eisernen Käfig besetzt, in welchen einer der Herzöge von Mantua seinen Bruder der gegen ihn revoltirt hatte einsperrte um ihn verhungern zu lassen. Der Unglückliche erschreckte die Stadt mit seinem Wehgeschrei, bis ein ergebener Freund auf das Dach eines benachbarten Hauses stieg, und ihn mit einem Schuß aus einer Arquebuse tödtete um seinen Todeskampf zu endigen.

Eine Erinnerung aus dem letzten italienischen Kriege.

Der Haß den die Italiener gegen die östreichische Herrschaft hegen machte sich, wie bekannt, in dem letzten italienischen Kriege auch namentlich bei dem andern Geschlecht durch Demonstrationen Luft. Als im Jahre 1848 Radetzky die angreifenden Piemontesen mit großer Anstrengung in dem Treffen von Santa-Lucia zurückgeworfen hatte, kleideten sich die Frauen dieser Stadt in tiefe Trauer. Eine derselben, Frau Palm . . . , eine distinguirte Dame, trug sogar am Halse ein handtellergroßes Bildniß Pius' IX., und hatte tricolore Schleifen an ihrem Kleide angebracht wo es nur ging; so stand sie fortwährend am Fenster und lauschte auf die Bewegungen der östreichischen Armee und auf unglückliche Nachrichten. Andere Damen überboten sie noch. Als in Mailand ein gefangener östreichischer Offizier durch die Straßen geführt ward eilte die Gräfin Gr. . . . mit einem Dolch in der Hand vom Balcon herab, spuckte seine Uniform an und nannte ihn „deutscher Hund“ und „Henkerknecht“. Eine junge Dame wies bei einem großen Diner beim Grafen B. . . . eine Schüsselfel zurück und sagte sich zierend: „Rein! Ich habe keinen Hunger; wenn es aber das Herz eines Kroaten wäre, würde ich es ganz essen.“ („Souvenirs de la guerre d'Italie sous le maréchal Radetzky, par G. de Pimodan.“) 2.

Donnerstag,

Nr. 20.

23. Januar 1851.

Birth über die nationale Entwicklung der Deutschen.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Von diesen Folgerungen auf die Gegenwart Anwendung zu machen, da die socialistischen Systeme mit denen die modernste Staatsweisheit experimentirt mehr oder weniger aus solchen Ansichten und Grundsätzen entsprungen sind, und die Umsturzpartei die Konsequenzen der drei oben hervorgehobenen Hauptirrlern überall ins Leben einzuführen sich beflist — Dies war Birth nicht mehr vergönnt. Dagegen lautet wahrhaft prophetisch, und wie wenn er das Interim und den in unsern Tagen immer greller hervortretenden Dualismus vor Augen gehabt hätte, was er am Schlusse des ersten Werks andruft. Es heißt da:

Am 6. August 1806 (dem Tage an dem Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte) hielten die Deutschen auf unter den europäischen Nationen einen Platz einzunehmen. Unannehmlich war das Unglück welches hierin für die Deutschen lag, unermesslich für die Gegenwart, und möglicherweise sogar leider für alle Zukunft! Solange das Deutsche Reich noch geseglich bestand war jedes Bündniß mit dem Auslande wider Kaiser und Reich, war jeder Versuch zur Aufhebung der Rationalität, wenigstens dem Rechte nach, Hochverrath oder mindestens ein Verbrechen. Jetzt wurde dagegen jeder Versuch der Wiederherstellung des Reichs und der Rationalität in den einzelnen deutschen Staaten ein Verbrechen, jeder Kampf wider die Souveränität des Landesherren, die nach der Reichsverfassung doch unerlaubt und selbst strafbar sein mußte, eine Uebelthat. So ward die Jugend zum Vergehen und das Vergehen zur Tugend gestempelt! Wol war die Reichsverfassung entartet, allein man hätte sie verbessern können, und zwar so verbessern können daß alle Stände und Glieder des Reichs, die Fürsten so gut als der Kaiser, die Fürsten ebenso gut als Adel, Bürger und Bauern dabei gewonnen hätten. Großartig und herrlich war das Princip der deutschen Reichsverfassung, voll von Fruchtbarkeit, Fülle und schöpferischer Kraft, weise und gediegen, ohne seines Gleichen in der Geschichte des Erdkreises! Welcher Reformen war dieses reiche und lebensvolle Verfassungsprincip fähig! Auf solche Reformen zu dringen wäre vor der Auflösung des Reichs ein Verdienst gewesen, jetzt wurde dagegen das Verlangen nach Regeneration und weiser Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung geseglich eine Uebelthat. . . . Es bestehen seit der Auflösung des Reichs freilich noch deutsche Staaten, aber keine deutsche Nation; der Deutsche hat kein Recht sich eine Nation zu nennen; er gilt im Auslande wol für einen Oesterreicher oder Preußen, doch nicht für einen Deutschen; nirgend ist der Deutsche als solcher vertreten: es gibt im Auslande allerdings preußische, östreichische,

württembergische, bairische Gesandte u. s. w., allein keinen Deutschen — ja die Souveraine der deutschen Staaten würden gar nicht erlauben daß in London, Paris und Petersburg ein deutscher Gesandter als Vertreter einer deutschen Nation aufträte. Nach der officiellen Sprache muß der kleine Badener, Württemberger, Kassauer, Baier, Hildburghäuser, Pechinger das ganze große Deutschland das Ausland nennen. Dies ist der Sinn der Auflösung des Reichs; dahin, dahin ist das deutsche Vaterland und die deutsche Nation.

Wol mag man daher — sagt Birth hinzu — noch von einem Deutschland sprechen, insofern als die Wiederherstellung eines solchen in Zukunft möglich ist. Indessen staatsrechtlich gibt es seit der Auflösung des Deutschen Reichs keines mehr, und mit dieser Auflösung schließt daher die Geschichte der Deutschen. Fortan gibt es nur noch eine Geschichte der deutschen Staaten, und zwar für immer, wenn die Rationaleinheit nie wieder zu erlangen ist, oder solange bis Dies geschehen sein wird. Ob es je dazu kommen könne, ist im höchsten Grade zweifelhaft. Hierin liegt ein weiterer schlagender Grund daß es für jetzt keine Geschichte der Deutschen mehr gibt, sondern nur eine Geschichte der deutschen Staaten, die nach Umständen auch wol gar in eine Geschichte der Preußen und in eine Geschichte der Oesterreicher, oder der Nord- und Süddeutschen sich auflösen kann.

Wo die Ursache dieses Unglücks zu suchen ist — mahnt Birth zuletzt — lehren die Blätter der gegenwärtigen Geschichte. Vermögen die Lehren der Erfahrung noch auf Deutschland zu wirken, so wird sich das Schicksal des Ganzen später wieder zum Guten wenden — außerdem, und besonders dann wenn die Lehren der Geschichte rüchlich des Benehmens und der Verhältnisse der Franzosen gegen Deutschland vergeblich bleiben, dann, ja dann wiederholt sich die Unterjochung Deutschlands durch Frankreich, und selbst im günstigsten Falle steht im Hintergrunde: Geschichte der Preußen, Geschichte der Oesterreicher!

Indem es Birth, trotz so trauriger Anzeichen, dennoch unternahm die Geschichte Deutschlands von der Auflösung des Reichs bis auf unsere Tage fortzuführen, machte er sich es vorzugsweise zur Aufgabe die Mittel zu bezeichnen wodurch eine Wiedergeburt der Nation sich erzielen ließe. An dem warnenden Beispiele Frankreichs suchte er nachzuweisen daß feindseliger Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung der Völker, leichtfertiges Austauschen gefährlicher Redensarten und sozialer Theorien gegen organische Bildungsgesetze des Staats selbst den Besitz der besten Institutionen, wie der Freiheit der Presse und der Rednerbühne, der Volksvertretung und des Geschworenengerichts, unfruchtbar machen und eine dauerhafte, allseitig befriedigende Regelung der öffentlichen Zustände verhindern müsse. Leider aber, sagt er,

habe man sich auch in Deutschland nach dem Siege über die französische Uebermacht von den französischen Ideen nicht losmachen können, und sich ein Vierteljahrhundert in erfolglosen Kammeritzungen abgemüdet, statt das Heil in der eigenen Kraft und in der Weisheit der angekommenen Verfassungsgrundsätze zu suchen. Diese hätten den Keim zu allen wünschenswerthen Reformen enthalten, zu allen jenen Verbesserungen die von dem veränderten Organismus der Nation sowie von dem höhern Bildungsgrade unserer Zeit gefordert werden. Wenn, meint er, die jetzt regierenden Fürsten Deutschlands mit Weibehaltung aller ihrer Rechte, also ihres Titels und Ranges, ihrer Einkünfte und Hoheitsrechte ein erbliches deutsches Fürstenhaus bilden würden, wenn man ihnen zum erhöhten Glanze desselben diejenigen ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen beifügen würde welche ein großes fundirtes Vermögen an Gütern oder Grundrenten besitzen, wenn einem solchen Fürstenhause ein Unterhaus der Abgeordneten der Nation an die Seite gesetzt und über beide der Kaiser mit einer verfassungsmäßigen Reichsregierung gestellt, wenn unter weisen Bürgschaften gegen den Mißbrauch Pressefreiheit, Geschworenengericht und öffentliche Rechtspflege eingeführt würden, so wären alle Elemente einer wahrhaft großartigen und fruchtbaren Reichsverfassung gegeben. Nichts wäre hierbei willkürlich, oder nur das Ergebnis abstracter Ideen, sondern Alles aus dem innersten Wesen der Dinge und der historischen Entwicklung des Volks hervorgegangen. Das erbliche Fürstenhaus wäre keine todgeborene Pairchaft wie in Frankreich, sondern eine mächtige Körperschaft, die durch historische Ueberlieferungen, reelle Vorrechte und großes Grundvermögen bis in das innerste Volksleben Wurzeln geschlagen. Auch die Zusammensetzung des Ganzen wäre so natürlich daß durch die Wiederherstellung des Kaisers und der Reichsgewalt, oder der National Einheit, die Landesrechte der Fürsten nicht beeinträchtigt, sondern eher gesichert, reicher entwickelt und überhaupt veredelt würden. Der Grund, bemerkt er, liege darin daß die Natur selbst die allgemeinen Reichs- und die besondern Landesinteressen voneinander getrennt, somit eine selbständige Verwaltung beider nebeneinander ermöglicht — und zählt beispielsweise als solche Reichsangelegenheiten auf: die Vertretung Deutschlands als einheitlichen Reichs bei fremden Höfen, einheitliche Leitung des Postwesens und der Eisenbahngüge, Münze, Maß und Gewicht, Reichsvertheidigung und Zölle gegen außen bei voller Freiheit im ganzen Umfange des Deutschen Reichs für den innern Handel und Verkehr, Errichtung einer deutschen Flotte u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem bairischen Hochlande. Von Ludwig Steub.
München, Literarisch-Artistische Anstalt. 1850.
S. 1 Zhr.

Schilderungen aus dem bairischen Hochlande! Schlafende Bilder wachen wieder auf und sehen mir lebendig und warm in

die Augen. Ich war nicht Tourist als ich an jenen Bässen hinstieg und in jenen Schluchten umherkletterte, ich war ein wahrhaftiger Glaneur der keine Sorgen, kein Geschäft, aber Zeit, Freude am Schönen, gesunde Weine, weißes Papier und Bleistifte hatte. Ich brachte geschriebene und gezeichnete Andenken, frohe Erinnerungen und keine Spanne Gram mit heim. Ich war wie gesagt kein Tourist der die Kosten der Reise dem Lesepublicum wieder abzugucken gedachte, ich fuhr nicht sondern ging ganz gemüthlich meinen Weg zu Fuß und weiß deshalb auch mehr von den Umgebungen des Pfades als von den Schlafetappen, vulgo Birrhshäusern. Uebrigens blieb ich allenthalben genau solange als es mir gefiel, und versöhnte mein Auge so gut es gehen wollte mit den kurzen Tälchen und den breiten Gestalten der „eingeborenen“ Mädchen und Frauen; denn mir wurde nicht wie Steub das Bergnügen zuviel eine allerliebste, schlaffe, hochgewachsene Ahtzehnjährige vom Heuboden zu holen. Ich sah nicht einmal eine solche. Gestört haben sie mich indes nicht, die dicken Trullen mit den dicken Knochen und den dicken Muskelwürsten; denn ich war weder ihrethalb noch des ettaler Bieres wegen gekommen. Ich schwelgte in Landschaften, Gebirgsformen, Steinen, Pflanzen, Urbäumen und Sturzbächen die dort so häufig und trotz ihres modernen Miniaturformats so ungemein reizend sind. Ich naturpflückte auf meinem Spaziergange dort und da auch ein wenig, wie Das so meine gute oder üble Art ist, und kann diese Gelegenheit nicht vorbeiziehen lassen Unterrichtetere als ich hiermit um gründliche Untersuchung der Gipslager an der Leisach, namentlich bei Garmisch, zu bitten. Ich fand dort sehr hübsche Kalkspatbdrusen dicht neben, ja im Gips, wie es mir nirgend anderswo vorgekommen. Der Gyps ist ein so reichliches, nettes Fossil und so allgemein verbreitet, daß sich wol Jemand bewegen lassen könnte ihm eine Monographie zu widmen. Sein Ich und seine Umgebung ist an verschiedenen Orten so sehr verschieden daß es von höchstem Interesse sein müßte die Arten seines Auftretens wenigstens für Europa festzustellen. Gips vom Montmartre, aus der Schweiz mit Ruschellkalkgängen, Gipsbären den der Weibertroue sind in allen Sammlungen und zeigen den Unterschied grell genug; zum Beweise einer Arbeit über dies Thema bin ich gern erdödig mit sprachvollen schlesischen Kristallen und Petrefacten aus den Gipslagern von Katscher und Dirschel, sowie mit Zwillingen von Köbbling auszuheffen.

Aber wo bleibt denn Steub? Nun es ist gewiß kein Ladel daß er mich so lebhaft in die Gedankenkette versetzte die mich damals beschäftigte, und Das ist schon lange her.

Das Buch beginnt mit einer Skizze des „Starenbergersees“, wo es mir nur dem königlichen Lustschlosse Berg alku viel Ehre zu erweisen scheint. Für eine Billeggiatur zög ich Poffenhofen oder in sehr romantischer Laune Saratschhausen vor, und hätte ich besondere Lust Forellen zu essen, so ginge ich an Amannshausen nicht vorbei, obgleich es bis an die Ohren in seinen Fichten steckt. Auf der waldigen Höhe bei Amannshausen sah ich einen ganz eigenthümlich gewachsenen Epheu. Der Stock war mindestens dreißig Fuß an einer Buche in die Höhe geklettert und oben an den Ästen weitergegangen, ein Arie aber wahrscheinlich vom Sturme losgerissen worden und frei schwebend wieder senkrecht herabgewachsen. Dieser hatte unten aufs neue Wurzel gefaßt, neue Sprossen getrieben und war als ich ihn sah selbst ein Stamm von nahe drei Boll Durchmesser. Ich muß gestehen daß ich sehr wenig Lust hatte ihn in der Bildung der Discretion eines Holzschlägers zu überlassen. Ich hätte ihn auch jedenfalls als Carität mitgenommen, wenn ich das obere Ende loszumachen gewußt. Wie der Verfasser Berg zum Theil durch ein Hydrooryngasamitroskopy ansieht, so geht es auch mit den „stolzen Schlössern“ am Ufer. Das „Palais“ des Prinzen Karl über Starenberg, ist eine Villa, Poffenhofen hat wie ich meine die größten Gebäude, und auch diese würde ich zögern mit dem Namen „Schloß“ zu bezeichnen. Was er ferner von dem großen Beliebtheit des Sees sagt, ist

er am Ende wol selbst geneigt ein wenig zu modificiren. Die einzelnen Einbäume und Röhne die man weiterudern sieht verlieren sich auf dem großen Wasserspiegel, es geht recht still und melancholisch zu auf dem guten Würmsee, und man hört ganz bestimmt mehr Röhnenconcerte als Fischerlieder.

„Ettal“ ist das zweite Bildchen. Das ist ein hübscher laufziger Winkel, der nicht wenig überrascht und sich mit seinen weißen Gebäuden und seiner Klosterkirche ganz allerliebst ausnimmt. Dahinter sind weiche, üppig grüne Wiesen, von denen sich die Werke von Menschenhand überaus appetitlich abheben. Es ist außen viel freundlicher und durstiger als in dem feuchten, schlüpfrigen und nicht appetitlichen „Trinkkübel“ der Brauerei, von dem Herr Steub ein nettes Geschichtchen erzählt und ein so interessantes Bild entwirft. Es würde mir jetzt besser darzuin gefallen, aber nur Steub's Schilderung zu liebe, denn schamuzig ist es wahrscheinlich noch.

„Von Ettal nach Reute“ (Reitti in Tirol) ist die folgende Nummer überschrieben. Das ist eine hübsche Tour voll der eigenthümlichsten und mannichfaltigsten Reize. Man kann dem Leser mit Bestimmtheit zusichern daß er deren mehr als Steub schildert erblicken wird, wenn er nur nicht etwa gerade auf die in dieser Abtheilung vorkommende schöne Sennin, auf das „rosenrothe und blütenweiße Marile“ erpicht ist. Der ganze Weg ist wildromantisch, nur möchte ich dem Wanderer rathen doch ja lieber Partenkirchen zu berühren, den Eissee zu besuchen und dann dem Reittweg nach Pehenschwängau zu folgen. Man kommt bequemer und genau ebenso gut von der Natur bedient an den Plansee. Das l. k. Finanzwachhaus steht in der Regel ler, d. h. die Posten langweilen sich und suchen sich lieber anderweitig zu postiren, oder überlassen ihren Platz ganz einigen Millionen warzköpfiger Kröten, die heiser knarrend ihr liebenswürdiges Antlitz aus dem stillen Wasser strecken. Die Kapelle steht nicht am See, sondern an seinem Abflusse nach Reitti zu. Steub belebt auch den Plansee zu sehr: er ist von erschreckender Dedickeit. Daß er die Stuibenfälle versäumt hat bedauert er mit Recht, denn es gibt selbst in der Schweiz wenig Wasserfälle die, namentlich zu guter Jahreszeit, so prächtige Wasserfiguren bilden. Das sprudelt, prallt und schäumt, donnert und zischt in dem engen Spalte, daß die kleine Brücke und das Holzgelande, das für Diejenigen da ist die zu Schwindel geneigt sind, in ewigem Zittern bleiben. Und dann darf und soll man diesen Weg nicht in der Nacht zurücklegen. Der Anblick des Sechthals, das sich ganz plötzlich vor unsern Blicken aufrollt und uns mit seinen Wiesen und Dörfern, Klöstern und Reierhöfen auf einmal für all die genossene Einsamkeit entschädigt, ist von so großer Schönheit daß man ihm zu Liebe gern eine Nacht in Partenkirchen oder Garmisch bleiben kann. Von dem Abhange aus, der hier zugleich der Markstein des Gebirgszuges und des Waldes ist, sehen wir vor uns eine ganze Weihnachtsbescherung von Ueberraschungen, und mit nur einiger Lyrik in der Brust und mit ein klein wenig kindlicher Empfänglichkeit wird es gewiß recht schwer sich von dem Christbaume voller reizender Bildchen abzuwenden. Culturen, Saaten, Häuser und Thürme, Vieh und Menschen lagen einen Tag lang wie eine Sage hinter uns, wir verkehrten nur mit Felsen, Bäumen und Gestrüpp, ja wir saßen auf dem ganzen Wege allerwahrscheinlichst nicht einmal einen Vogel (am Plansee sicher nicht): nun versetzt uns ein Schritt wieder ganz in das Treiben der Menschen, in den Kampf um Fristung des Daseins, in laute Freude und lautes Leid. An letzteres werden wir sofort durch das Dorf Breitenwang kurz vor Reute erinnert, wo Lothar von Sachsen, der Bekämpfer und Vorgänger der Hohenstaufen, in dessen Charakter das nachfolgende titanenhafte Ringen zwischen der Hierarchie und der Kaiserkrone, das mit dem Untergange der deutschen Staatswürde endete, seine Begründung findet, im Jahre 1137 sein Leben verhauchte. Man erzählte mir daß sich im Orte selbst noch eine Urkunde über diesen Todesfall befinde: ich hatte aber nicht Zeit die Wahrheit dieser Angabe zu prüfen, denn es war Freitag

gegen Abend und ich hoffte daß die Post in Reute, „das vielberühmte Birthshaus“, wie es Steub ich weiß nicht warum nennt, humaner gegen mich sein würde als die Birthin in Garmisch, die in allem Ernste meinte: ich sähe zu ordentlich aus um einen kegerischen Magen zu haben. Meine Hoffnung wurde nicht getäuscht, in Reute sah ich ordentlich genug aus um ganz bequem am Freitag eine Portion Kalbsbraten und Salat nebst einem Flason Tirolerweins verdauen zu können; und Das geschah denn auch ohne Indigestion. Mein nervus vagus sang einen Lobpsalm und ließ mich darauf in Ruhe. Ist ein guter, ehrlicher Kerl, der seine Pflicht thut, mein nervus vagus.

Eine höchst interessante Schilderung enthält die vierte Nummer des Steub'schen Buches. Sie erzählt von dem „Passionsspiele in Oberammergau“, von der Aufführung eines „Mysteriums“ mit lebenden Bildern die durch einen „Chor“ interpretirt werden. Es will mich bedünken als weiche die Darstellung wesentlich von den in Salzburg und anderweitig noch üblichen mimisch-dramatischen Aufführungen ab. Ueber die Sache selbst ist hinlänglich geschrieben worden, obgleich die Lösung des Knotens am Ende noch ihren Alexander erwartet, zumal seit Gauriel den Ursprung dieser Dramen absolut den Prorengalen vindicirt hat. Mehr über diesen Punkt zu sagen würde mich zu weit führen, der Verfasser begnügt sich mit einer Schilderung des concreten Falles, und ich darf dem Leser versprechen daß diese ihn unterhalten wird. Ich sah die Aufführung nicht, vermag also nichts Weiteres darüber zu melden. Das Passionspiel in Oberammergau ist insofern jüngern Ursprungs als andere derartige „Volksfeste“, und scheint von vornherein mehr dem Volke als der Klerisei gehört zu haben.

Kr. 5: „Der Ammersee“ und Kr. 6: „Der Peiffenberg“, enthalten interessante historische Notizen und piquante Excurse in das Gebiet der Fremdenbücher. Einen Pendant zu letztern sah Referent vor kurzer Zeit auf dem Sülzberge bei Planfene, also eine köstliche Blumenlese rothrepublikanischer Sinn: Sprüche dümmster Art zu machen wäre. Bei den historischen Skizzen kommt diesmal die Natur etwas mager weg, aber so geht es immer wenn die Tradition der Natur vorgezogen wird. Ich gebe den Sonnenaufgang auf dem Peiffenberg, dessen Zeuge ich auch war, gern für einen Sonnenuntergang auf der Straße von ***. Ja Das ist eine Lücke die ich in Steub's Buche ungenügend bemerke und die ich ein wenig ausfüllen muß, soweit mein Gedächtniß noch reicht. Herr Steub bringt „aus dem bairischen Hochlande“ etwas viel Tirol und brauchte wahrhaftig nicht aus dem Lande zu gehen um noch mancherlei nette Sachen zu zeichnen.

Es waren zwei alte Studenten, närrische Rauze und Norddeutsche obenein (die nach Steub zum Declamiren prädestinirt sind), mit denen ich von München ausfloß. Die Beiden machten eine „Bierreise“ und hatten nebenbei die Gefälligkeit meinen Rücken außer Unkosten zu setzen, d. h. mein Gepäc an Rappen und Wäsche in ihre Obhut zu nehmen, wozu unterwegs noch mancherlei Steine und andere Karitäten kamen, über deren Kugbarkeit sich die Herren umsonst die Köpfe zerbrachen. Das eigentliche Staunen aber begann erst an der Renterschwaige, wo ich über einer Gruka die sich unter den 14 Arten der Rünzburger Haide nicht vorfindet mein Bier auf unverantwortliche Weise vernachlässigte. Von da ab bereuten sie es wenigstens eine halbe Stunde lang mit mir gegangen zu sein, und ich versöhnte sie erst wieder durch eine Bemerkung die sie mir eigentlich hätten übernehmen sollen. Vor dem nächsten Orte an der Isar bat ich nämlich den Einen, der sich Blasen an die Füße gelaufen hatte, mit sehr ernsthaftem Gesichte: nicht durch sondern um den Flecken herumzugehen, da die Enddarmen angewiesen wären Individuen die im Verdachte ständen mit der „Krausenfeuche“ behaftet zu sein sofort aufzugreifen. Das stand nun wirklich in einer Regierungsverfügung, nämlich das Wort „Individuum“, womit allemmaßgeblich allerdings Kinder gemeint worden sein mögen. Unter Individuum kann man ja

wol auch Menschen verstehen und unser Sinkender hätte sich demnach von dem „Verdachte“ schwer reinigen können. Wir kletterten an der Isar fort. Dicht neben uns der sonderbar kalte, eisighauchende, unpoetische Fluß die Isar. Sie schießt mit ihren Schnellen eilig dahin, wirbelt, schäumt und zappelt; aber die Töne die sie in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich gibt sind nicht das Rauschen anderer Ströme, sie sind geradezu ein Rasseln, und diese Laute, die wie ein Zusammenschlagen und Aneinanderreiben dünner Eisplatten klingen, mögen nicht wenig dazu beitragen die Isar so auffallend kalt erscheinen zu lassen. Der Lech mit seinem breiten, sandigen Inundationsbette sieht viel einladender aus. Man wandert durch lange Strecken schön bestandenen Waldes und kommt endlich an einen Ort der geweiht ist. Nicht geweiht durch die Hand eines Priesters, sondern geweiht durch ein Genie. Der Name des Ortes ist Schwanek, sein Urbauer hieß Schwanthalter, ein Schwan dessen letztes Lied jetzt in Erz gegossen, riesig und riesenhaft schön von der Theresienwiese nach München steht. Das Gebäude an der Isar ist ein Thurm einsam und still, ein Platz wo der Gedanke sich selbst gehört, wo er sich Gestalten schaffen muß um Gesellschaft zu haben, und darum war er ein rechtes Asyl für einen Mann dessen Schöpferkraft nicht genug angestaunt werden kann. Der Thurm ist schlicht und einfach, ein Biered an das sich ein zweites von geringerm Durchmesser schließt, das über das erste hinausragt und von seinen Binnen eine herrliche Aussicht bietet. Wer nicht Treppen steigen kann wird im letzten Thürmchen hinaufgewunden oder kann in jeder Etage durch eine Thüre in das eigentliche Wohnhaus gelangen um die Trinkstube mit den alten Humpen und dem Altarschreine zu bewundern. Von oben überflieht man den ganzen Lauf der Isar bis weit in die Berge hinauf, das Panorama ist unendlich weit, und wo es durch die Kämme begrenzt wird vermag sich die Phantasie aufs neue in Tausenden von Schluchten zu verlieren. Jenseit der Isar liegt eine alte Weste deren Namen ich vergessen habe; ein Pulvermagazin sei darin. Das war Alles was ich davon Bemerkenswerthes hörte. Mit Hilfe eines Fernrohrs kann man von der Münchener Frauenkirche, die in „Rieselknechtlicher Gestalt“ auf der andern Seite vor uns liegt, die Stunde ablesen und seine Uhr danach richten, vorausgesetzt daß sie nicht wie die meiner Begleiter im Leibhause zu Gevatter steht. Den Thurm umspannt eine Mauer mit Zinnen, und ein Thor das von einem scharfen Spitzbogen gebildet wird führt in den kleinen Hofraum. Man veräume ja nicht durch ein kleines, schmales Fenster in der Mauer nach den Bergen hin zu sehen. Das Bild hat dadurch einen Rahmen, läßt sich mannichfach verändern und ist frischer als alle Claude Lorrain der Welt.

Von da ab führt der Weg eine Strecke weit an eingefangenen Feldern oder an dem bebuchten Abhänge des Isarbettes hin; man hat immerfort die Zugspitze und ihre Gefährten vor sich, bald über grüne Felder hinweg, bald über blauduftigen Wald, und hat Gelegenheit den Einfluß des Vordergrundes auf das Erscheinen der Färbung des Hintergrundes zu studiren; denn diese wechselt mit Saat oder Wald in greller Weise. Endlich verliert man sich nach vielfachen Irrfahrten, die bei einer Wanderung meiner Art nicht ausbleiben können und auf die man auch von vornherein gefaßt ist, wieder ganz in den Wald. Der beste französische Eschjäger könnte nichts Besseres erfinden als diesen Wald, aus dem man meiner Rechnung nach erst am Abende herauskommt und ganz plötzlich zwischen Buchen und Fichten auf die Fahrstraße von München nach Wolfrathshausen mündet. Man hat hoffentlich über den kolossalen Stämmen mit ihren wehenden Flechten, über bepelten Pilzen und springenden Eichhäggen unterdes Alles vergessen was man von den Zinnen von Schwanek gesehen, und tritt aus der Waldstille ohne die geringste Ahnung dessen was kommen wird zwischen die beiden Wände von Rieselconglomerat, die durch das Einschneiden der Straße dicht vor Wolf-

rathshausen gebildet werden. Hat man noch dazu wie ich von unserm Klauenfeuchling einen Panegyrikus auf den „Kesther“ Döllinger hören müssen, dessen Ausdrucksweise auf der Tribune bekanntlich ohne Loupe sehr unästhetisch erscheint, so ist man hindänglich präparirt um beim Biegen um die nächste Ecke die Erlaubniß zu haben etwas Naturarr zu werden. O, es ist wunderschön! Ich habe das Bild jenes Abends noch immer in mir, ich weiß noch jetzt daß mir das Verdammungsurtheil das ich eben aussprechen wollte in der Kehle blieb, daß ich das Glat im ultramontanen Barrikadenstile aus Ehren-Döllinger's jüngster Rede verschluckte, weil mich das Gefühl überkam der Augenblick sei heilig und dürfe nicht durch eine säuische Phrase entheiligt werden. Wir bogen um diese Ecke und vor uns lag ein Bild das ich nicht zu schildern versuchen werde, weil Farben nicht zureichen würden, viel weniger Worte. Das waren beglühete Berge, Das war ein kleines, rosig angeleuchtetes Kirchlein über Wolfrathshausen, Das waren Bienen deren emporstehende Palme goldene Spizen zeigten, Das war ein Fluß mit goldenen Refleken, Alles noch duftig, leise gelaucht, zitternd, verschwimmend, ein Abendsegen, ein Ave Maria der Natur, so still, so großartig wie ich es nie vorher gesehen. Die Sonne war hinab, die Ranten der Zugspitze brannten zuletzt nur noch allein, die Schatten sackerten weiter, endloser über uns hinaus, es wurde düster um uns, kühlter und herbeurhafter, die Zugspitze glühte aus — und meine Genossen dachten wieder an das Bier das sie für eine Viertelstunde vergessen hatten. Wir gingen nach Wolfrathshausen hinein.

Das ist eine sonderbare Rezension! Ich wußte das vorliegende Werkchen indes nicht besser mit dem Lobe das die gewandten Schilderungen verdienen zu bedenken als dadurch daß ich mich von ihnen vollständig in die Scenerie versetzen ließ. „Frauenchieme“ überträgt die andern Skizzen noch an Frische der Darstellung und die „Sagen aus der Gegend von Reichenthal“ werden' auch für Den dem, die Landschaft unbekannt ist von großem Reize sein. Ich wünsche nur noch daß Steub seine oberländischen Bilder vervollständigt und Legertsee und die kleinen Seen nicht überflieht. Soviel auch darüber schon geschrieben worden, eine Feder die so frisch und eigenthümlich zu schildern weiß kommt noch immer nicht zu spät.

Mag Waldau.

Notiz.

Das Leben auf einem Bordsch Algeriens. Unter Bordsch verstehen die Eingeborenen Algeriens eine Art fester Schlösser welche ehemals von den Türken besetzt waren und gegenwärtig von den französischen Agas und Paschas bewohnt werden. Gewöhnlich in einer romantischen Gegend gelegen erhebt sich der Bordsch meist den Bergen gegenüber, mit denen er fast immer im Kriege lebt. Man findet dort noch ganz das Feudalwesen in seiner ursprünglichen Stärke; des Nachts kann man sich nicht niederlegen ohne vorher das Thor sorgfältig zugeschlossen zu haben, und oft wird man von wahren Landstreichern bewacht welche eben ihre Leitern an die Thürme angelegt haben. Die Hunde sangen an zu heulen, man eilt zu den Waffen, wirft die Stürmenden von den Mauern herunter, steigt zu Pferde und verfolgt sie in die Nacht hinein. So geht es hinter ihnen über die Ebene weg, es werden ihnen die Wege ins Gebirge abgeschnitten, man tödtet sie und kehrt des andern Tags mit Burnus und Plinte wieder heim. Hat der Bewohner des Bordsch einmal eine zeitlang nicht diese Belustigung des Krieges, so hat er dafür die Jagd auf Wildschweine und Panther mit dem Speer oder zu Ross. Werden auch Pferde zu Lode geritten und verliert man auch einige Leute, so hat man doch zum mindesten eine andere Freude als die Befieger einiger armen Hasen oder Hühner zu sein.

Freitag,

Nr. 21.

24. Januar 1851.

Birth über die nationale Entwicklung der Deutschen.

(Schluß aus Nr. 20.)

Von der im Wesen des deutschen Volksgesistes begründeten Zweckmäßigkeit einer solchen hier nur in ihren Hauptzügen angedeuteten Verfassung durchdrungen, und überzeugt daß sie den Interessen der Fürsten wie des Volks gleich sehr entsprechen würde, richtet Birth an beide die ernstlichsten Ermahnungen. Er fragt:

Was soll werden, wenn die deutschen Regierungen dem bisherigen Systeme treubleiben, niemals dem Geiste der Zeit Rechnung tragen, die Ansprüche des Volks auf Rationaleinheit und Reichsrepräsentation beharrlich zurückweisen, niemals eine Grundreform in den staatlichen und socialen Verhältnissen des Deutschen Reichs bewilligen? Glauben sie wirklich auf dem bisher befolgten Wege den Volksgesist bewältigen und den gegenwärtigen Stand der Dinge oder den sogenannten status quo auf die Dauer erhalten zu können? Wenn sie Dies glauben, so werden sie bitterlich getäuscht. Eine große Wahrheit steht über allen Irrthümern und Rebellen des menschlichen Erkenntnißvermögens, und wird sowol von der Forschung als der Erfahrung oder der Geschichte bestätigt, die folgenreiche Wahrheit nämlich daß die Entwicklung der Völker organisch ist, daß sie unabänderlich nach organischen Gesetzen vorschreitet. Vermöge dieser Gesetze fallen in den Gefinnungen und der Denkungsart der Menschen periodisch Veränderungen vor, und diese organischen Umwandlungen, nicht die Lehren allein erzeugen den Geist der Zeiten. Aber eben deswegen kann derselbe nicht durch Censur, Bücherverbote oder andere Zwangsmaßregeln niedergehalten werden. Er entkeht innerlich von selbst, sucht sich auch bei der äußersten Strenge solcher Zwangsmaßregeln wenigstens im Geheimen seine Nahrung, und bricht am Ende gerade in einem Augenblick siegreich und Alles überwältigend hervor, wo die Regierungen ihn für gänzlich erstickt gehalten haben. . . .

Wird aber — heißt es weiter — das Volk dabei gewinnen wenn die Entwicklung diesen Gang nimmt, wird es alsdann eine freiere Verfassung und höhere Staatszustände erlangen als die oben angedeutete Reichsverfassung gewähren könnte? Auch hierauf hat die Geschichte eine bündige Antwort. Man war in Deutschland bisher vielfältig der Reinigung ergeben daß eine gewaltsame Umwälzung in unserm Lande nicht von den Gräueln begleitet sein könne die in andern Staaten so schauderhaft hervortraten. Die Gemüthlichkeit des deutschen Nationalcharakters und die höhere Bildung der neuern Zeit unterstützten diese Reinigung auch mit gewichtigen Gründen; gleichwol machen viele Erscheinungen der Gegenwart jenen guten Glauben unerwartet sehr schwanken. Es ist natürlich und selbst nothwendig daß in allen Gährungen der Völker auch

extreme Parteien auftreten; allein so reißend schnell geht bei uns die Bewegung der Geister daß Die welche in den Jahren 1831—33 Ueberspannte, ja selbst Schwärmer genannt wurden, jetzt der gemäßigten Meinung angehören. Wir wollen nicht einmal von den Anhängern der Gütergemeinschaft sprechen, ob schon es bezeichnend genug ist daß sogar ein solcher Irrwahn so viele Köpfe beströhen konnte; aber auch unter den gesunden Vertheidigern der entschiedenen Richtung ist es schon Noth geworden Jedem der nur im Kleinsten von ihrer Reinigung abweicht der Halbheit zu beschuldigen. Männer welche die Staatswissenschaft und die Ergründung der Mittel zur Emporhebung des Volks zum Studium ihres Lebens gemacht haben werden von unwissenden Schreibern wie Schulknaben gemeißelt, ja, was das Wertwürdigste ist, Männer welche die geistige Bewegung zuerst anregten, welche sprachen als Alles schwierig, welche ihrer Ueberzeugung unter schweren Stürmen und Drangsalen treubleiben, für sie darben und litten, werden für Serrille, Treulose, Abtrünnige und Ueberläufer erklärt. Lächerliche Theorien über sociale Einrichtungen gelten für Staatsweisheit, Rohheit des Ausdrucks für Kraft, Grobheit und gemeine Sitten für Patriotismus. Die vorlaute Jugend meistert das erfahrene Alter, der ungeschlagte Handwerksburche den gereiften Staatsmann, und soweit ist schon die Umbüßerung der Vernunft gekommen daß man den Radicalismus für einen Kalisman erklärt, welcher Bildung, Wissenschaft und Kenntnisse entbehrlieh macht. . . . Wenn solche Leidenschaften schon in der gegenwärtigen Phase der Entwicklung hervortreten, so sind die Bürgschaften für einen geordneten Gang stürmischer Umwälzungen gar sehr verringert oder wol gar aufgehoben, und es wird daher sowol von dem Interesse des Volks wie von jenem der Fürsten gefodert daß eine Katastrophe, wo nur immer möglich, vermieden werde.

Deshalb sollen also — mahnt Birth — zuvörderst die Regierungen zur wirklichen Staatsweisheit sich wenden und auf die Bahn der historischen Entwicklung unsers Volks zurückkehren. Die Fürsten empfahlen so sehr den historischen Boden; indessen sie haben ihn zuerst verlassen, indem sie die Auflösung des Deutschen Reichs entweder veranlaßten oder unterstützten. Die trügerische Souverainetät welche der Rheinbund ihnen gab war nicht eine Ueberlieferung der Geschichte, sondern ein Geschenk der revolutionnären Grundzüge, keine deutsche, sondern eine französische Idee. Eben deswegen ist es keineswegs folgerichtig wider die revolutionnären Tendenzen zu eifern, und doch eine Bürde behaupten zu wollen die nur diese Tendenzen gegen den Geist der deutschen Geschichte und des deutschen Staatsrechts ihnen verliehen haben.

Kehren aber die Regierungen auf den Boden der historischen Entwicklung zurück, gewähren sie die großen Rechtsformen welche der veränderte Organismus der Staatsgesellschaft und der Geist der Zeit unabweislich fodern, so erklärt es Birth für die Pflicht aller Charakterfesten-

und besonnenen Männer der strebenden Richtung oder der freisinnigen Opposition: die Regierungen in allen wohlwollenden Absichten zu unterstützen, ihnen zu gemeinsamer Veredelung der Staatszustände die Hand zu bieten. Dann würden sich die Fürsten überzeugen daß Fortschritte in der Volksentwicklung welche von der Zeit bereits zur Reife gebracht sind ohne verderbliche Erschütterung auf friedlichem Wege zum Wohl aller Stände vorsichgehen können. Die höhere Einsicht unserer Bildungsstufe gebe die große Lehre daß die Geister durch Ideen, die Massen hingegen durch Interessen gewonnen und geleitet werden müssen. Durch die aufstrebende Eröffnung der Bahn der Reformen könnten aber die Regierungen die Geister der Opposition sich bestreuen, und im Bund mit ihnen das Materielle des Volk-lebens soweit verbessern daß sie auch die Massen durch das Interesse ansichzuketten vermöchten.

Durch ein mildes Schicksal vor dem Jammer bewahrt die Täuschung jener Hoffnungen zu erleben, die er mit Millionen seiner Landsleute auf den Umschwung des Jahres 1848 setzte — einen Umschwung zu dem der Anstoß freilich von einer Seite gegeben wurde von welcher gerade Wirth am wenigsten Heil für Deutschland erwartete — brach Wirth in seinem Werke gerade dort ab wo die Versuche der Cabinete den nach organischer Entwicklung strebenden Volksgeist durch Zwangsmaßregeln in Schranken zu halten, statt ihm durch geeignete Reformen breite Bahn zu eröffnen, ihren Höhepunkt erreichten, nämlich bei den Karlsbader Beschlüssen, und ein Freund des Verewigten, Professor Wilhelm Zimmermann, ehemaliges Mitglied der Deutschen Nationalversammlung, hat es übernommen die Lücke auszufüllen. Dagegen sind die „Denkwürdigkeiten“, worin Wirth sein härmisches Leben zu schildern versuchte, ein keiner Ergänzung fähiges Bruchstück geblieben (das erste, 1844 in Emmishofen bei Konstanz erschienene Bändchen geht nur bis zum bairischen Landtage von 1831) — doch ist was der bei allen Irthümern von den edelsten Ideen bewegte Historiker an Ergebnissen ernster, von echter Vaterlandsliebe befeelter Forschungen hinterlassen wol genügend ihm bei seinem Volke ein ehrenvolles und dauerndes Andenken zu sichern. **F. C. Pipig.**

Die volksthümlichen lateinischen Dichtungen des Mittelalters.

Der Verfasser eines „Essai philosophique sur le principe et les formes de la versification“ und einer „Histoire de la poésie scandinave“, Edlestand Duméril, hat den ebenso neuen als glücklichen Gedanken gehabt mit Beigabe eines reichen Schatzes von Notizen unter dem Titel: „Poésies populaires latines“, die Poesien des verderbten Latein zu sammeln wie sie sich während des Mittelalters im Munde des Volks erhielten, wie sie von den Kriegslenten gesungen und in den Klöstern gemacht wurden. Eine ganze Seite der geistigen Geschichte neuerer Zeit findet sich in dieser interessanten Gabe dargestellt, es tritt in ihr jutage wie sich die Sprachen der verschiedenen Nationen vermittelst der freilich seltsam metamorphosirten und verderbten lateinischen

Sprache vermischen und vereinigen. Das Wort „volksthümlich“, das der Herausgeber diesen Dichtungen vorgesetzt hat, hat Ragnin zu dem Einwande Veranlassung gegeben: es seien diese mitunter recht kunstvoll gearbeiteten Verse doch nicht so wol ein Werk des Volks als vielmehr der Klöster. Mit Recht aber entgegnet Duméril daß die lateinischen Weihnachtslieder, die lateinischen Wunder und Legenden, die erotischen Oden zwar von den Gelehrten (d. h. denen die im Gegenlage zu den Kriegslenten die Feder führen konnten) gekommen wären, aber Jedermann habe die in ihnen ausgedrückten Gefühle zu den seinigen gemacht, Jungfrauen und Knappen haben die Liebeslieder gesungen die der schöne Abälard für seine Heloise gedichtet, und selbst hinter dem Pfluge habe der Hinterfasse die in oft ziemlich komischem Küchenlatein von den Mönchen gemachten Legenden und Bitten abgeleiert, wie er sie vom Cantor oder einem Chorknaben gelernt hatte.

Wenn man die zahlreichen Legenden, Lieder, Trauer- und Kriegsgefänge der Italiener, Longobarden, Gothen und Scandinavier, fast alle in lateinischem Gewande, betrachtet, so ist man erstaunt über das historische Resultat, nämlich über die vollkommene Einheit des Decidents vom 8. bis zum 13. Jahrhundert. Die Schranke der Rationalität ist hier gefallen und es gibt nur die eine christliche Republik; Dies ist der Charakter der sich in all diesen Dichtungen aufs schärfste ausprägt. Unter dem mächtigen Alles umfassenden Arme der Kirche und ihrer Civilisation lebte und kämpfte der christliche Feudalstaat, dem Latinismus stellte sich der Germanismus gegenüber. Die Periode kann man in diesem Kampfe unterscheiden. In der ersten herrscht noch durch die Legenden des Katholicismus der Latinismus, hinsichtlich der Sprache freilich barbarisch, aber echt-römisch, was Strenge, Zucht und unerschütterlichen Glauben betrifft; weiterhin sieht man wie der streng-römische durch den Einfluß gothischer Ideen modificirt zum longobardischen Latinismus wird, noch weiterhin wie er als Erzähler der Deutschen und Gothen aufzutreten versucht und zuletzt, in der vierten Periode, kaum noch den mächtig sich ausbreitenden Germanismus mit schlecht aufgepuzten römischen Lumpen bedecken kann.

Duméril gibt Beispiele für diese interessanten, stufenweisen Abänderungen. Hier mag nur eine Probe des reinen Germanismus in lateinischen Versen Platz finden; sie ist betitelt: „Das Schneekind.“ Der Ursprung dieses Liedes ist augenscheinlich isländisch; in der Schweiz und in Tirol wurde es um das Jahr 850 gesungen:

Advertite omnes
Populi ridiculum
Et audite quomodo
Saxum mulier,
Et ipse illum
Defraudaret.

(„Horcht Alle auf die närrische Geschichte, wie eine Frau einen Sueven und er sie betrog.“ „In Kostnig lebte ein Sueve, der zu Schiffe ging, seinen Schatz mitnahm und seine etwas verliebte Frau zu Hause ließ.“)

Vix remige triste
Secat mare;
Ecce subito
Orta tempestate,
Furit pelagus,
Certant flumina,
Luctantur fluctus.
Post multaque
Exulem litore
Longinque Notus
Exponerat.

(„Kaum ist aber der Schiffer auf offener See, als sich ein Sturm erhebt und das Meer aufwühlt, die Fluten thürmen sich und verschlagen ihn nach vielen Gefahren auf ein fremdes Ufer.“)

„Indeß ist seine Frau nicht faul; junge Liebhaber verfolgen sie, sie erhört sie und wird guter Hoffnung, zur rechten Zeit gebiert sie auch den unrechten Sohn.“ [Illum injustam fudit justo die.]

„Zwei Jahre vergehen, da kehrt der Mann heim, die ungetreue Gattin geht ihm, den Sohn an der Hand, entgegen. Er umarmt sie und fragt: Von wem ist das Kind? Antwort! oder die höchste Strafe harret dein.“

„Erschreckt, versucht sie sich durch allerlei Ränke herauszulügen. Gemahl, mein Gemahl, ruft sie, eines Tages ging ich in den Alpen und bekam großen Durst; um ihn zu stillen, als ich eine Hand voll Schnee und davon bin ich schwanger geworden und habe den verdammten Jungen geboren.“

„So vergehen fünf Jahre und drüber.“)

Iustarabat
Remos, ratim
Quassam reficit,
Vela alligat, et
Nivis natum
Davit secum.

(„Da setzt der Kaufmann die Ruder wieder in Stand, bessert sein Schiff aus, befestigt die Segel und nimmt den Schneegeborenen mit.“)

Er fährt übers Meer, verkauft das Kind [pro arria bona] und kehrt reich heim.“

„Zu Hause sagt er seiner Frau: Tröste dich, liebe Frau, tröste dich, meine Theure, ich habe dein Kind verloren. Ein Sturm warf uns auf Klippen; eine schreckliche Sonnenglut verzehrte uns und da ist denn der Schneegeborene weggeschmolzen.“)

Et nos
Omnis graviter sol
Torret, at ille
Nivis natum
Liquescibat.

(„So ward der ungetreuen Gattin vom Sueven mitgespielt, Betrug gegen Betrug, denn ganz natürlich war's daß der aus Ehre war auch in der Sonne schmolz.“)

Um ein vollständiges Bild der eigenthümlichen Abstufungen zu geben, müßte neben dieser skandinavischen Ballade eigentlich ein jüngerer, echtitalienischer Gesang auf die Schönheit und das Nützigen stehen, dann, um Nichts zu vermissen, der kläglich und elegische Trauergesang des verbannten Gottschalk, endlich die seltsamen poetischen Versuche der Longobarden, Engländer und Norweger. Das Gedicht von Gauthier (Walther) nimmt in dieser halb germanischen, halb lateinischen Sonleite einen seltsamen Platz ein; aus der Zeit der Kibelungen ist es mit pedantischer Geschicklichkeit in Virgil's Methode aufgestutzt, ohne doch den ursprünglichen Barbarismus seines Inhalts verdecken zu können; überall sieht man die Bereinerung des Feudalismus aus dem Thüringerwalde mit dem germanischen Heidenthum in seiner rohesten Form.

Es wäre vielleicht besser gewesen wenn Duméril anstatt dieser Classification die chronologische Ordnung angewandt hätte. In der That erklärt diese Methode den Gang der Geschichte. Wenn zu derselben Zeit die germanischen Sachsen einen lateinischen Schlachtesang zu Ehren eines ihrer fege-reichen Könige und die italienisch-longobardischen Krieger auf den Wällen ihrer Städte in demselben barbarischen Latein Lieder sangen, so erkennt man hier die Macht Roms noch im 9. Jahrhundert, und die Größe Latiums wird wahrhaft gespensterhaft wenn auch der Barbare in Cicero's Sprache reden will. Man würde außerdem von der chronologischen Ordnung den Nutzen gehabt haben die Umgestaltungen der römischen Sprache zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert in dem großen Schmelzen betrachten zu können aus dem die italienische, französische, provençalische und spanische Sprache hervorging. Als die Soldaten des deutschen Kaisers Ludwig's II. ge-

gen Benevent zogen um ihren Herrn zu befreien, welchen Adalgisa gefangen hielt, sangen die Sachsen und die Tiroler in Ludwig's Heere um ihre Raube aufzukriechen lateinische Verse, welche alle möglichen grammatischen Fehler enthalten und deren Anfang folgender war:

„Hört, Enden der Welt, mit Schrecken, mit Trauer, welsch Verbrechen in Benevents Mauern begangen worden ist. Man hat mit Ketten belastet Ludwig den Heiligen, den Frommen, den Erhabenen. Das Volk von Benevent hat zu Adalgisa gesagt: Wenn wir diesen Mann lebend entlassen, gehen wir zugrunde, er hat große Verbrechen in der Provinz begangen, er hat uns unsere Macht genommen, hat uns für Nichts gehalten, er hat uns viel Uebel zugefügt, und gerecht ist es daß er stirbt. u. s. w.“

Man kann die Anfangspunkte der italienischen Sprache in dem Urtexte hier leicht erkennen, sie zeigen sich namentlich in der Endsilbe o; so heißt es besonders in: scelus fuit factum Benevento civitas, für: scelus factum est in civitate Beneventi, man hat ein Verbrechen begangen in Benevents Mauern. Laeto animo habebat, für: animum habebat laetum, er war fröhlichen Herzens. Comprehenderunt sancto. pio, augusto, statt: sanetum, pium, augustum, sie nahmen den heiligen, frommen, erhabenen gefangen. Nescio pro quid causa ist offenbar das französische: Je ne sais pour quelle cause, statt: nescio cur, quam ob rem. Sanguine vindicare quod super terram fusus est, statt: sanguinem vindicare super terram fusum. Man sieht aus diesen Beispielen wie interessant es ist die Umschmelzung einer Sprache in ihren einzelnen Punkten zu beobachten, und das Einzige wofür Duméril getabelt werden könnte ist ein Ueberfluß an gelehrten Abschweifungen, die man indeß des großen Scharfsinns und des seltenen Fleißes wegen gern verzeihen mag. 13.

Zur Geschichte der Zeit Karl's V.

Correspondence of the emperor Charles V. and his ambassadors at the courts of England and France, from the original letters in the imperial family archives at Vienna. Edited by William Bradford. London 1850.

Daß ein Buch wie vorgenannter Briefwechsel nicht ohne Interesse sein kann, versteht sich wol von selbst. Umfaßt doch die Zeit Karl's V. eine der anziehendsten Epochen der neuern Geschichte, Ereignisse vom wichtigsten Einflusse auf die Geschichte der Nationen und sociale Wechsel, die nicht umhinkönnen die Aufmerksamkeit zu fesseln. Auch liegt außerdem ein Reiz darin daß die Personen welche berufen waren in dem großen sich damals entwickelnden politischen Drama Rollen zu spielen den Lesern mehr oder weniger bekannt sind — in ihren Lebensverhältnissen wie als Charaktere. Ein Leo und Luther, Wolsey und Heinrich VIII., Franz I. und der Kaiser sind erinnerungsschwere Namen. Der Inhalt des Buchs — ohne Inhaltsangabe oder Register — besteht in sechszehn Briefen Karl's V., in ebenso vielen von gewichtigen Personen an ihn gerichteten, einigen Skizzen berühmter Zeitgenossen, einer noch ungedruckten Darstellung von Kavayero, venetianischem Gesandten beim Kaiser, und dem Reisejournal des Kaisers von seinem Privatsecretair Vandenesse. Die zwei letztern Mittheilungen füllen ungefähr ein Fünftel des Bandes, die Skizzen der Zeitgenossen ein anderes Fünftel, den übrigen Raum die Briefe des Kaisers und Verschiedenes aus der Feder des Herausgebers. Unter der englischen Uebersetzung sind die Briefe im altfranzösischen Original abgedruckt.

Die Briefe zeichnen Karl's Charakter wie ihn die Geschichte kennt, ruhig, bedachtsam und vorsichtig, neuen Meinungen abgeneigt ohne dadurch seine Interessen benachtheiligen zu lassen. Der Ton des Briefwechsels ist ganz im Einklange mit des Kaisers politischem Systeme. Auf Meinung wird keine Rück-

und besonnenen Männer der strebenden Richtung oder der freisinnigen Opposition: die Regierungen in allen wohlwollenden Absichten zu unterstützen, ihnen zu gemeinsamer Veredelung der Staatszustände die Hand zu bieten. Dann würden sich die Fürsten überzeugen daß Fortschritte in der Volksentwicklung welche vor Zeit bereits zur Reife gebracht sind ohne verd. Erschütterung auf friedlichem Wege zum Wohl der Stände vorsichgehen können. Die höhere Ein- rzer Bildungsstufe gebe die große Lehre daß durch Ideen, die Massen hingegen durch An- wohnen und geleitet werden müssen. Du- tige Eröffnung der Bahn der Reform die Regierungen die Geister der Oppo- den, und im Bund mit ihnen das V- lebens soweit verbessern daß sie a- das Interesse ansichzuketten verm-

Durch ein mildes Schicksal wahrte die Täuschung jener er mit Millionen seiner Lar- des Jahres 1848 setzte — Anstoß freilich von einer cher gerade Wirth am erwartete — brach V ab wo die Versuch- Entwicklung streb- geln in Schrank Reformen brei- erreichten, n-

ein Freund
mann, ek
sammlur

Dagep
führ
ir

Original- Illustrationen.
Gr. 8. 10 Ngr.
Civilstandsgesetzgebung für England
auftrage eines hohen Justiz- Ministeriums
Berlin, Reylius. Gr. 8. 15 Ngr.
Ueber die künftige Gestaltung des Strafverfab-
reich Sachsen in Beziehung auf die neuerlich
Grundzüge desselben. Leipzig, B. Luchowig jun.
Gr. 8. 15 Ngr.

Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbe-
schreibungen. Christlichen Schulen und Familien gewidmet.
1ster Band. Mainz, Kirchheim u. Schott. S. 12. 18 Ngr.
Humboldt. W. v., Ideen zu einem Versuch, die
Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Bres-
lau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Liedermann, F. E. B., Predigten. Herausgegeben
von Freunden und Verehrern des Verewigten. 1ster Band:
Vom 1sten Sonntag im Advent bis Septuagestima. Mit dem
Bildnisse des Verfassers. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8.
1 Thlr. 5 Ngr.

Pinz, H. F., Die Philosophie der gesunden Vernunft.
Berlin, Nicolai. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Zwölf poetische Monats-Rundschauen vom Juli 1849 bis
dahin 1850. Berlin, Herz. 1850. Ter. 8. 28 Ngr.

Verlen aus dem Schatze deutscher Lyrik. Gesammelt von
F. Müll. München, Kaiser. 16. 1 Thlr. 4 Ngr.

Nichler, A., Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol.
Zansbrud, Wagner. 1850. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Pocci, F., Allerneuestes Spruchbüchlein. München,
Braun u. Schneider. 1850. Du. 16. 15 Ngr.

Pug, R., Die Schwägerin. Novelle. Dessau, Kap. S.
1 Thlr. 15 Ngr.

Preppening, C. R., Christliche Wahrheiten für un-
Predigten, im academischen Gottesdienste zu Göt-
gehalten, Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 8. 25 Ngr.
Kann, P., Gedichte. Wien, Pfautsch u. Besf. 1850.
18 Ngr.

Schmidt, B. A., Geschichte der preussisch-deutschen
Veränderungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. K-
ntischen Quellen im diplomatischen Zusammenhange
1ste Abtheilung: Der Fürstenbund 1785.
Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneidawind, F. S. A., Feldmarschall Ger-
gerisches Leben und seine Feldzüge vom F-
Lugsburg, Schmid. Gr. 8. 2 Thlr.

heilige Schrift in ihrer Ur-Sprache,
d. 1stes Heft. — A. u. d. A.;
chriften des Alten und Neuen

Sicht auf die Herstellung d
nd. Die Ursprache und
Hypothese und der S

oder die Philosoph
1850. Gr. 8.

Schrift des alt
Reier. 1r

des alte
aus
sob

18 Ngr.

enburg,

dessen Erfolg.

ademie der Wissenschaften.

Gr. 4. 17 1/2 Ngr.

Vogt, C., Zoologische Briefe. Au-
den und untergegangenen Thiere, für Lehr-
und Gebildete aller Stände. Mit vielen Ab-
Band. 1ste und 2te Lieferung. Frankfurt a. M.
Anstalt. Gr. 8. à 13 1/2 Ngr.

Tagesliteratur.

Behrens, C. F., Daß wir für das Wohl des Vater-
landes nicht besser sorgen können, als indem wir den Kampf
kämpfen, den die Epistel uns vorschreibt. Predigt am 1sten
Sonntage nach Trinitatis über Ephefer 6, 10—17 gehalten.
Altona, Lehmkühl. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Betrachtungen über die sogenannten Ertrungenschaften der
Neuzeit und einige ihrer Folgen. Dresden, Raumann. 1850.
Gr. 8. 3 Ngr.

Biedermann, A. C., Stellung und Aufgabe der Phi-
losophie in der Theologie. Akademische Antrittsrede gehalten
den 31. Oktbr. 1850. Zürich, Schulthess. 1850. Gr. 8.
4 Ngr.

Burdet-Chevallier, Vorträge über Socialismus, ge-
halten im Verein für Kunst und Gewerbe zu Barmen. I.
Barmen, Sartorius. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Ehrard, A., Bibel und Vernunft. Ein friedlich Wort
zur Verständigung über den religiösen Parteitkampf unserer
Zege. Frankfurt a. M., Zimmer. 1850. Gr. 16. 6 Ngr.

— Der Tag der Freiheit. Ebenbafelbst. 1850. Gr. 16.
3 Ngr.

Fabri, G., Der Nothstand unserer Zeit und seine Be-
bung. Erlangen, Palm. 1850. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Kapff, Offene Erklärung über die Ursachen seines Aus-
tritts aus dem königlich bairtembergischen Militärdienst.
Stuttgart, Wagner. 1850. 8. 3 Ngr.

Klose, C. R. B., Die Reformation in Hamburg. Eine
Entgegnung. Hamburg, Perold. 1850. 8. 4 Ngr.

Preußens und Deutschlands Gegenwart und Zukunft.
Marsberg, Garde. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

literarisch

inabend,

be, Poesie r

mir nicht
sich en
meine
tudes
we
n

hermes
„gleich eine.
nen zu wollen.

noch nicht bloß bei Frau.
sagt Herbart in seiner Abhandlung
des Menschen zum Wunderbaren“ (18.
wie ein Jacobi und Fries, welcher letztere
Spiel mit Zahlen ist ein leichtes Spiel, sei.
nar Freude des gefangenen Geistes am Klirren
ketten“, hat ein Astronom zu fürchten seine profan.
Behandlung des Wundervollen werde auffallend, ja wi-
derwärtig gefunden werden und ihm ernstliche Vorwürfe
zuziehen statt des Dankes, den er vielleicht für so große Er-
weiterungen der menschlichen Erkenntniß glaubte ver-
dient zu haben. Jacobi behauptete alles Ernstes die
Wissenschaft habe alle Bewunderung auf, da diese nur
die Tochter der Unwissenheit sei.

Selbst die Herrlichkeit und Majestät des Himmels, die den
noch kindlichen Menschen anbetend auf die Knie wirft, über-
wältigt nicht mehr das Gemüth des Kenners der Mechanik
welche diese Körper bewegt, in ihren Bewegungen erhält, ja
sie selbst auch bildete. Nicht vor dem Gegenstande erstaunt er
mehr, ist dieser gleich unendlich, sondern allein vor dem mensch-
lichen Verstande, der in einem Copernicus, Cassendi, Kepler,
Newton und Laplace über den Gegenstand sich zu erheben,
durch Wissenschaft dem Wunder ein Ende zu machen, den
Himmel seiner Götter zu berauben, das Weltall zu entzau-
bern vermochte. (Jacobi, „Werke“, II, 52 fg.)

Wie Recht fragt Herbart, dieser Ansicht gegenüber:

Können wir, ohne Besorgniß ein ungerechtes Urtheil zu
fällen, die Himmelskunde, die sich nun einmal nicht wider-
legen läßt, als ein Werk herzloser Menschen verdammen?
Wovon ist denn eigentlich die Rede? Etwa von einer Schau-
bühne, deren Darstellung man nur aus der Ferne betrachten
darf, weil man sonst seine Absicht sich einer ergöglichen Täu-
schung für ein paar Stunden hinzugeben selbst zerstören
würde? Freilich ein Theatermeister sucht die Stricke an wel-

thum bemerkt, aber in diesem letzten Bande sind ihm Stilk und
Gedanke allzu equivoque. Die Urtheile über die Vertreter
der neuern französischen Literatur, über Fontanes, Chateau-
briand, Joubert, die Stalk verlegen ihn tief, und wenn P.
Chasles bei Beurtheilung Schloffer's schon früher von outro-
cidances errondes gesprochen hat, so scheint ihm Dies der
mildeste Ausdruck zu sein dessen man sich bedienen kann „um
die literarische Liebenswürdigkeit des deutschen Doctors zu be-
zugen“. Dagegen steht ihm Leopold Ranke unabestritten
der Spitze der deutschen Historiker; seine Gelehrsamkeit
er ingenids, seinen Stilk einfach und gemüthig. „Ueber
wsthum seit Luther, über die Geschichte Deutschlands im
17. Jahrhundert hat Ranke Bücher geschrieben in denen Alles
In dem Lobe über die „Neun Bücher preußischer
ist er u
s, den
die M
hij
zu
ing“ über, „mit denen ein geistvoller und
er, Hr. Dangel, die deutsche Literatur be-
innert sich bei Gottsched an Joachim Du-
ro dieser in seiner „Defense et illustra-
paine“ versucht habe Das sei bei Gott-
t gewesen. Auch Dubellay habe die
gen Meisterwerke seinem Lande zur
Dangel hatte Materialien zu seiner
urgeschichte die jetzt noch nicht hat
n die Correspondenz Gottsched's
Deutschlands und Frankreichs,
gältig aufbewahrt hat, und
umfaßt. Aus diesem weit-
svoll den wahren Charak-
über eine der interessan-
ein plögliches Licht ver-



sel verg.
er zu dem ge.
ren Auge der Lu,
len keine Gedanken
In der That hat
recht wenn er behauptet:
fernt eine Tochter der Unwissen,
die Tochter der Wissenschaft. Freu.
wunderung, von der Kant bei Erklärung,
ein ergögliches Beispiel anführet — das Erstu.
jenes Wilden der, als er aus einer eben
Bierflasche den Schaum unaufhaltsam hervorsp.
sah, nicht sowol über das Herauskommen sich wunder.
sondern darüber wie man es nur habe hineinbringen
können; oder das Erstaunen des Unwissenden der zum
ersten mal sein Bild im Spiegel erblickt und danach
greift — solche Arten kindischer Bewunderung sind freilich
Ausgeburten der Unwissenheit. Der Unwissende der nur
wenige Wirkungen und ihre Ursachen kennt ist geneigt
jede neue Wirkung die er sieht auf die wenigen ihm be-
kannten Ursachen zurückzuführen, das Bild im Spiegel
also von einem darin oder dahinter stekenden, den Schlag

„Dünger's
der bei
Kerner.
Dichter-
or doch
ner der
Hlands
geint.“
Urtheil
ens im
verbach
t am
wren
Me
4



der Uhr von einem darin pochenden Wesen abzuleiten. Der Unwissende der bisher nur fallende Körper kennen gelernt hat muß natürlich, wenn man ihm sagt die funkelnden Sterne am Himmelsgewölbe seien freischwebende, ungeheuer große und schwere Kugeln, im höchsten Grade erhaben und davor zittern daß jene Kugeln nicht herabfallen und die Erde zerdrücken.

Aber weit verschieden von dieser kindischen Bewunderung der Unwissenheit, deren Tochter der Aberglaube ist, ist jene Bewunderung des Weisen, der da weiß daß er mit all seinem Wissen im Grunde doch Nichts weiß. Dies ist die echte, sinn- und gedankenvolle Bewunderung der Wissenschaft, die uns freilich die kindischen Wunder gerächt, aber nur um uns dafür die echten, wahren Wunder kennenzulehren. Es klingt zwar paradox, ist aber doch wahr daß es eigentlich nur für die Wissenschaft Wunder gibt, für den Aberglauben aber nicht; denn der Abergläubige findet ja die wunderbaren Wirkungen, die er den Göttern, den Engeln und Teufeln, den Seelen der Verstorbenen und den göttlichen Gesandten, einem Moses und Mohammed, zuschreibt, ganz natürlich und in der Ordnung. Uebernatürliche Wesen und Kräfte müssen ja übernatürliche Wirkungen zeigen, durch die sie sich als Herren der Natur erweisen. Der Gläubige, der auf alles Erklären und Begreifen aus natürlichen Ursachen verzichtet, muß es ganz natürlich finden daß Christus mit so wenigen Broten so viele Tausende sättigt und Wasser in Wein verwandelt. Gott ist ja absoluter Herr der Natur, und kann also auch seinen himmlischen Gesandten Macht geben nach Gutdünken mit den Naturkräften zu schalten und zu walten.

Andero stellt sich die Sache für den Wissenden. Dieser hebt zwar die Wunder des Gläubigen auf, da sein Bestreben dahin geht jede Wirkung zunächst aus der ihr entsprechenden Naturursache zu erklären, und solche angebliche Wirkungen die den herrschenden unüberbrücklichen Naturgesetzen widersprechen solange zu bezweifeln, bis er etwa die neuen Gesetze und Kräfte entdeckt hat aus denen sie sich erklären lassen: aber dafür beginnt ihm, wenn er mit der mühsamen und gewissenhaften natürlichen Erklärung fertig geworden und bei den letzten Grundkräften und Gesetzen angekommen ist, auf die er alle Erscheinungen zurückzuführen sich genöthigt sieht, erst recht das wahre Wunder dieser natürlichen Welt sich dem erstaunten Blick zu zeigen, und er wird es recht inne: Kein Sterblicher vermag den Schiefer der Isis zu läuten; ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Denn woher und wozu diese Naturkräfte? Und warum haben sie diese und keine andere Wirkung? Hat der Astronom darum daß er die Mechanik der Himmelskörper auf die Gesetze der Schwere zurückführt die Schwere selbst begriffen? Oder hat der Botaniker indem er die Pflanze aus ihrem Keim sich bilden und durch Luft, Licht, Wasser, Wärme und Boden sich nähren und wachsen läßt das innerste Wesen der Pflanze begriffen? Vermag irgend ein Physiologe die

Entstehung des Menschen durch Zeugung und seine Entwicklung aus dem Eie der Mutter einzusehen?

Nein, die Wissenschaft hebt das Wunder nicht auf, denn sie ist es erst die uns das unauf löbliche Räthsel der Welt in seiner ganzen Größe vor Augen stellt. Jacobi hat unrecht wenn er an der angeführten Stelle behauptet: den ausgemessensten Schüler eines Newton oder Laplace könnte zwar immer noch der sinnliche Anblick des Sternenhimmels rühren und sein Gemüth erfreulich bewegen; „nur dürfte alsdann nach dem Grunde einer solchen Rührung nicht gefragt werden, denn die Besinnung antwortet unfehlbar: du wirst kindisch nur bethört, behalte einmal das Bewunderung überall nur der Unwissenheit Tochter ist“. Vielmehr ist die kindische Bethörung auf Seiten Derjenigen die durch wissenschaftliche Aufklärung ihre kindischen Wunder zu verlieren fürchten, die, wie Herbart sagt, die Astronomie lieber leiden möchten, „wenn sie jedem Gestirn einen leitenden Engel mitgab, der mit liebevollen Blicken die andern Engel anschaut und seine Bahn so wählte daß er seinen himmlischen Freunden Platz genug ließe, und doch sich nie des Genusses beraubte sie im Auge zu haben und sie mit seinen Strahlen zu küssen“. Der wissenschaftliche Astronom braucht wahrlich nicht zu fürchten sich nach dem Grunde seiner Bewunderung zu fragen wenn er von dem Anblick des gestirnten Himmels ergriffen und gerührt wird; wol aber müssen die Abergläubigen eine solche Nachfrage scheuen: denn sie müßten ja sehr bald sich ihrer kindischen Bewunderung schämen, wenn sie sähen wie ihr persönlicher extramundaner Gott die Welt von außen stößt, das All im Kreis am Finger laufen läßt; und ihre Illusion müßte ebenso schnell verschwinden wie dem Zuschauer im Theater, wenn er die Drähte sähe an welchen der Maschinenmeister seine Puppen zieht.

Doch so erwiesen es einerseits ist daß die Wissenschaft indem sie die falsche, eingebildete Welt des Aberglaubens zerstört damit nicht die Bewunderung der wahren und wirklichen Welt aufhebt: so ist es doch andererseits noch zweifelhaft ob und welchen Gewinn die Poesie von der Zerstörung des Aberglaubens ziehe. Poesie und Aberglauben haben beide durch den Gang zum Wunder eine unleugbare Verwandtschaft. Freilich, wäre es blos die romantische Poesie welche die Sagen und Märchen des Aberglaubens gern in ihre Dichtungen verwebte, so ließe sich mit Recht sagen die romantische Poesie sei nur eine besondere Gestaltung der Poesie, erschöpfe aber keineswegs das Wesen derselben, das nicht genöthigt sei in abergläubischer Vermummung aufzutreten und durch nächtlichen Spuk zu schrecken, sondern in klarer lichtvoller Erscheinung am hellen Tage sich zeigen dürfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tailandier's fortgesetzte Revue der neuesten deutschen Literatur.

In Nr. 271 d. Bl. f. 1850 haben wir bereits auf Rent Tailandier's Bericht über die nachrevolutionaire Literatur

Deutschlands aufmerktsam gemacht. Der pariser Revuekritiker hat seine Studien unterdessen fleißig fortgesetzt und die bemerkenswertheften literarischen Erscheinungen Deutschlands in übersichtlicher Gruppierung seinen Landsleuten vorgestellt.

„La France s'ennuie!“ Das war in der vorrevolutionnären Zeit jenseit des Rheins ein bekanntes Stichwort. Auch Deutschland hatte ein ähnliches. Man sagte etwa: „Die literarischen Stoffe sind erschöpft. Also eine Revolution, damit die Poesie neuen Stoff erhält!“ Die Revolution haben wir nunmehr gehabt; Frankreich hatte wenigstens einige Zeit aufgehört sich zu langweilen, Deutschland hat Stoffe bekommen; und welches sind davon die literarischen Resultate?

Die frühern Schreier sind nach dem Siege der Reaction sehr still geworden; die Uebersetzungsvollen haben geöpft um das Mögliche zu retten. Nur einen Mann kennt Lailandier der nicht einen Schritt zurückgewichen ist, und „mit heroischer Unerfrodenheit“ in seiner Theorie verharret: Richard Wagner, critique enthousiaste et naïf; die Uebrigen haben sich nach ihm bekehrt oder sind von dem revolutionnären Lagerwerk an ihre Geschäftsarbeit zurückgegangen. Da hat vor allem Strauß das schönste Beispiel gegeben. Während die Junghegelianer (diese Karotte Lailandier's ist schon bekannt) menschliche und göttliche Ordnung zu vernichten bemüht waren, „suchte Strauß in historischen und biographischen Studien eine Zufluchtsstätte gegen die Thorheiten des Pantheismus“, und nicht ohne „Leben Schubart's“. Dieser ganz deutsche Schubart ist auch für den Franzosen ein interessanter Charakter. „Dieser eigenthümliche Mensch, ungestüm von Natur, aber auch oft unentschlossen in seinem Wesen, der zugleich Abenteuerer, Künstler, Poet und Publicist war, und dessen Leben so vieles Licht aufzuweisen hat, bietet dem Moralisten ein großes Interesse. Strauß hat mit landsmännischer Pietät alle Briefe Schubart's gesammelt, und mit Zugrandelung dieser Correspondenz das vielbewegte Leben desselben dargestellt. Sein Plan ist: vor, während und nach der Gefangenschaft.“ Den Biographen und Kritiker Strauß bewundert Lailandier, dagegen ist ihm der Moralist doch noch zu unchristlich. Harmonie, voller Einklang von Natur und Geist, Das ist die Moral des Biographen; die Verwirklichung derselben findet er aber nicht im Christen; sondern im alten Griechenthum, Griechenland allein hat für ihn den Menschen hervorgebracht. Lailandier schüttelt zu solcher Doctrin fromm den Kopf und tröstet sich damit daß Strauß wenigstens nicht Chorus macht mit Stirner und Feuerbach, und „daß er den naiven Pantheismus Griechenlands dem zügellosen Pantheismus seiner Heimat gegenüberstellt.“ Hierauf fügt er auch seine Hoffnung, „daß Strauß eines Tags erkennen wird wie die Existenz eines persönlichen und freien Gottes die Grundbedingung der menschlichen Würde sei.“

An Strauß schließt sich Servinus an; Beide lehrten, bald der Politik überdrüssig, zu ihren Büchern, zu ihrer Wissenschaft zurück. Servinus ist für Lailandier einer der Ersten gewesen die Deutschland ins Abenteuerliche hineintrieben, aber sein Buch über Shakespeare ist ihm doch ein unvergleichliches Buch. „Ein lebhaftes patriotisches Interesse feuert hier die Wissenschaft an und gibt ihr eine originelle Physiognomie. Shakespeare erscheint seinem Biographen wie einer der Heroen deutschen Geistes.“ Eine solche Aneignung macht den Franzosen eifersüchtig. Wenn auch Hamlet in Wittenberg studirt hat, meint er, so ist der Dichter desselben doch in anderer Atmosphäre großgeworden, Shakespeare ist vor allem Engländer. Deshalb hofft auch Lailandier daß Servinus seinen Landsleuten in Form dieser Aneignung nur einen Ansporn habe geben, daß er ihnen ein erhabenes Muster habe vorstellen wollen.

Schlosser hat sich von dem revolutionnären Fasching nicht aus der Stube locken lassen; er hat seinen letzten Band der „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (bis zum Sturze Napoleon's) zu Ende gebracht. Lailandier hat an dem berühmten Historiker immer einen gewissen mit Leichtfertigkeit gemischten Ueber-

muth bemerkt, aber in diesem letzten Bande sind ihm Stilk und Gedanke allzu equivoque. Die Urtheile über die Vertreter der neuern französischen Literatur, über Fontanes, Chateaubriand, Zoubert, die Stadt verlegen ihn tief, und wenn P. Chaules bei Beurtheilung Schlosser's schon früher von outrecuidances errondes gesprochen hat, so scheint ihm Dies der mildeste Ausdruck zu sein dessen man sich bedienen kann, „um die literarische Liebenswürdigkeit des deutschen Doctors zu bezeichnen“. Dagegen steht ihm Leopold Ranke unbestritten an der Spitze der deutschen Historiker; seine Gelehrsamkeit nennt er ingenids, seinen Stilk einfach und gewichtig. „Ueber das Papstthum seit Luther, über die Geschichte Deutschlands im 16. Jahrhundert hat Ranke Bücher geschrieben in denen Alles neu ist.“ In dem Lobe über die „Neun Bücher preussischer Geschichte“ ist er unerschöpflich; er vergißt selbst darüber den Patriotismus, den die Franzosen in der Regel bei der Hand haben, wenn die Rede auf Friedrich II kommt.

Von den historischen Arbeiten deutscher Berühmtheiten geht Lailandier zu „den beiden schönen Monographien über Gottsched und Lessing“ über, „mit denen ein geistvoller und fleißiger Schriftsteller, Hr. Dangel, die deutsche Literatur bereichert hat“. Er erinnert sich bei Gottsched an Joachim DuBellay, und meint was dieser in seiner „Defense et illustration de la langue française“ versucht habe Das sei bei Gottsched einziger Lebenszweck gewesen. Auch DuBellay habe die griechischen und lateinischen Meisterwerke seinem Lande zur Nachahmung empfohlen. „Dangel hatte Materialien zu seiner Verfügung welche die Literaturgeschichte bis jetzt noch nicht hat benutzen können, unter Anderm die Correspondenz Gottsched's mit renommirten Schriftstellern Deutschlands und Frankreichs, welche die leipziger Bibliothek sorgfältig aufbewahrt hat, und welche nicht weniger als 20 Bände umfaßt. Aus diesem weit-schichtigen Material hat Dangel geistvoll den wahren Charakter Gottsched's herausgearbeitet, und über eine der interessantesten Perioden des 18. Jahrhunderts ein plötzliches Licht verbreitet.“

Von Dangel's „Lessing“ kommt Lailandier auf Dünker's „Goethe-Studien“. Ausführlich aber verweilt er erst wieder bei dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ von Justinus Kerner. Er gibt ein hübsches anmuthiges Nachbild von diesem Dichteren, und wünscht lebhaft daß der lebenswürdige Autor doch diese Dichtermemoiren fortsetzen möge. „Kerner ist einer der jetzt selten gewordenen Repräsentanten jenes alten Deutschlands welches für immer leider ins Grab gesunken zu sein scheint.“ Auch mit Auerbach beschäftigt er sich ausführlich; sein Urtheil scheint mir bemerkenswerth genug um es hier wenigstens im Auszug wiederzugeben: „Laufen diese Bauern, die Auerbach mit so großer Wahrheit und Nettigkeit malt, doch nicht am Ende, Gefahr mitten in dem Hader der Parteien Irthumen und Prediger zu werden? Der Beweis liegt vor uns. Die neue Folge der »Schwarzwälder Dorfgeschichten« antwortet auf diese Frage. Auch in ihr zeigt sich das alte, geschickte Talent des Erzählers, eine anmuthige Darstellungsweise, ein natürliches warmes Gefühl. Und doch macht sich ein großer Unterschied zwischen den alten und den neuen Dorfgeschichten bemerkbar. In den erstern vermied der Autor des »Tollpatsch« mit der scrupulösesten Sorgfalt Alles was nur irgend wie Declamation aussehn könnte. Er stand von jedem Parteistandpunkte fern; er verherrlichte seine schwarzwälder Bauern nicht auf Kosten der höhern Classen, er hob ihre Fehler ebenso wie ihre Tugenden unparteilich hervor. Man hätte sagen können daß er noch vor dem Beginn jedweder Erzielung mit der moralischen Vervollkommnung dieser kleinen Commun, deren unbedeutendste Mitglieder er so gründlich kannte, beschäftigt gewesen sei. In den neuen Erzählungen dagegen kann die feine Glätte der Form die unglücklichen (?) Thesen nicht überdecken die der Erzähler vertheidigen will.“ Nun geht Lailandier zwar auf „Die Sträflinge“, „Die Frau Professorin“ und „Lucifer“ näher ein, erklärt sich aber über die unglücklichen Thesen nicht

der Uhr von einem darin pochenden Wesen abzuleiten. Der Unwissende der bisher nur fallende Körper kennen gelernt hat muß natürlich, wenn man ihm sagt die funkelnden Sterne am Himmelsgewölbe seien freischwebende, ungeheuer große und schwere Kugeln, im höchsten Grade erkaupen und davor zittern daß jene Kugeln nicht herabfallen und die Erde zerdrücken.

Aber weit verschieden von dieser kindischen Bewunderung der Unwissenheit, deren Tochter der Aberglaube ist, ist jene Bewunderung des Weisen, der da weiß daß er mit all seinem Wissen im Grunde doch Nichts weiß. Dies ist die echte, sinn- und gedankenvolle Bewunderung der Wissenschaft, die uns freilich die kindischen Wunder zerstört, aber nur um uns dafür die echten, wahren Wunder kennenzulernen. Es klingt zwar paradox, ist aber doch wahr daß es eigentlich nur für die Wissenschaft Wunder gibt, für den Aberglauben aber nicht; denn der Abergläubige findet ja die wunderbaren Wirkungen, die er den Göttern, den Engeln und Teufeln, den Seelen der Verstorbenen und den göttlichen Gesandten, einem Moses und Mohammed, zuschreibt, ganz natürlich und in der Ordnung. Uebernatürliche Wesen und Kräfte müssen ja übernatürliche Wirkungen zeigen, durch die sie sich als Herren der Natur erweisen. Der Gläubige, der auf alles Erklären und Begreifen aus natürlichen Ursachen verzichtet, muß es ganz natürlich finden daß Christus mit so wenigen Broten so viele Tausende sättigt und Wasser in Wein verwandelt. Gott ist ja absoluter Herr der Natur, und kann also auch seinen himmlischen Gesandten Macht geben nach Gutdünken mit den Naturkräften zu schalten und zu walten.

Ander stellt sich die Sache für den Wissenden. Dieser hebt zwar die Wunder des Gläubigen auf, da sein Bestreben dahin geht jede Wirkung zunächst aus der ihr entsprechenden Naturursache zu erklären, und solche angebliche Wirkungen die den herrschenden unverbrüchlichen Naturgesetzen widersprechen solange zu bezweifeln, bis er etwa die neuen Gesetze und Kräfte entdeckt hat aus denen sie sich erklären lassen: aber dafür beginnt ihm, wenn er mit der mühsamen und gewissenhaften natürlichen Erklärung fertig geworden und bei den letzten Grundkräften und Gesetzen angekommen ist, auf die er alle Erscheinungen zurückzuführen sich genöthigt sieht, erst recht das wahre Wunder dieser natürlichen Welt sich dem erstaunten Blick zu zeigen, und er wird es recht inne: Kein Sterblicher vermag den Schreier der Isis zu küssen; ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Denn woher und wozu diese Naturkräfte? Und warum haben sie diese und keine andere Wirkung? Hat der Astronom darum daß er die Mechanik der Himmelskörper auf die Gesetze der Schwere zurückführt die Schwere selbst begriffen? Oder hat der Botaniker indem er die Pflanze aus ihrem Keim sich bilden und durch Luft, Licht, Wasser, Wärme und Boden sich nähren und wachsen läßt das innerste Wesen der Pflanze begriffen? Vermag irgend ein Physiologe die

Entstehung des Menschen durch Zeugung und seine Entwicklung aus dem Eie der Mutter einzusehen?

Nein, die Wissenschaft hebt das Wunder nicht auf, denn sie ist es erst die uns das unaussprechliche Räthsel der Welt in seiner ganzen Größe vor Augen stellt. Jacobi hat unrecht wenn er an der angeführten Stelle behauptet: den ausgegertesten Schüler eines Newton oder Laplace könnte zwar immer noch der sinnliche Anblick des Sternenhimmels rühren und sein Gemüth erfreulich bewegen; „nur dürfte alsdann nach dem Grunde einer solchen Rührung nicht gefragt werden, denn die Besinnung antwortet unfehlbar: du wirst kindisch nur behört, behalte einmal daß Bewunderung überall nur der Unwissenheit Tochter ist“. Vielmehr ist die kindische Beethörung auf Seiten Derjenigen die durch wissenschaftliche Aufklärung ihre kindischen Wunder zu verlieren fürchten, die, wie Herbart sagt, die Astronomie lieber leiden möchten, „wenn sie jedem Gestirn einen leitenden Engel mitgäbe, der mit liebevollen Blicken die andern Engel anschaut und seine Bahn so wähle daß er seinen himmlischen Freunden Platz genug ließe, und doch sich nie des Genußes beraubte sie im Auge zu haben und sie mit seinen Strahlen zu küssen“. Der wissenschaftliche Astronom braucht wahrlich nicht zu fürchten sich nach dem Grunde seiner Bewunderung zu fragen wenn er von dem Anblick des gestirnten Himmels ergriffen und gerührt wird; wol aber müssen die Abergläubigen eine solche Nachfrage scheuen: denn sie müßten ja sehr bald sich ihrer kindischen Bewunderung schämen, wenn sie sähen wie ihr persönlicher extramundaner Gott die Welt von außen stößt, das All im Kreis am Finger laufen läßt; und ihre Illusion müßte ebenso schnell verschwinden wie dem Zuschauer im Theater, wenn er die Drähte sähe an welchen der Maskinenmeister seine Puppen zieht.

Doch so erwiesen es einerseits ist daß die Wissenschaft indem sie die falsche, eingebildete Welt des Aberglaubens zerstört damit nicht die Bewunderung der wahren und wirklichen Welt aufhebt: so ist es doch andererseits noch zweifelhaft ob und welchen Gewinn die Poesie von der Zerstörung des Aberglaubens ziehe. Poesie und Aberglauben haben beide durch den Gang zum Wunder eine unleugbare Verwandtschaft. Freilich, wäre es bloß die romantische Poesie welche die Sagen und Märchen des Aberglaubens gern in ihre Dichtungen verwebte, so ließe sich mit Recht sagen die romantische Poesie sei nur eine besondere Gestalt der Poesie, erschöpfe aber keineswegs das Wesen derselben, das nicht genöthigt sei in abergläubischer Vermummung aufzutreten und durch nächtlichen Spuk zu schrecken, sondern in klarer lichtvoller Erscheinung am hellen Tage sich zeigen dürfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tailandier's fortgesetzte Revue der neuesten deutschen Literatur.

In Nr. 271 d. Bl. f. 1850 haben wir bereits auf Rent Tailandier's Bericht über die nachrevolutionnaire Literatur

Deutschlands aufmerksam gemacht. Der pariser Revuekritiker hat seine Studien unterdessen fleißig fortgeführt und die bemerkenswertheften literarischen Erscheinungen Deutschlands in übersichtlicher Gruppierung seinen Landsleuten vorgestellt.

„La France s'ennuie!“ Das war in der vorrevolutionären Zeit jenseit des Rheins ein bekanntes Stichwort. Auch Deutschland hatte ein ähnliches. Man sagte etwa: „Die literarischen Stoffe sind erschöpft. Also eine Revolution, damit die Porse neuen Stoff erhält!“ Die Revolution haben wir nunmehr gehabt; Frankreich hatte wenigstens einige Zeit ausgehört sich zu langweilen, Deutschland hat Stoffe bekommen; und welches sind davon die literarischen Resultate?

Die frühern Schreier sind nach dem Siege der Reaction sehr still geworden; die Ueberzeugungsvollen haben georpert um das Königlich zu retten. Nur einen Mann kennt Taitandier der nicht einen Schritt zurückgewichen ist, und „mit heroischer Unerfrodenheit“ in seiner Theorie verharret: Richard Wagner, critique enthousiaste et naïf; die Uebrigen haben sich nach ihm bekehrt oder sind von dem revolutionären Lagerwerk an ihre Geschäftsbearbeitung zurückgegangen. Da hat vor allem Strauß das schönste Beispiel gegeben. Während die Junghegelianer (diese Marotte Taitandier's ist schon bekannt) menschliche und göttliche Ordnung zu vernichten bemüht waren, „suchte Strauß in historischen und biographischen Studien eine Zufluchtsstätte gegen die Thorheiten des Pantheismus“, und schrieb sein „Leben Schubarth's“. Dieser ganz deutsche Schubarth ist auch für den Franzosen ein interessanter Charakter. „Dieser eigenthümliche Mensch, ungestüm von Natur, aber auch oft unentschlossen in seinem Wesen, der zugleich Abenteuerer, Rusiter, Poet und Publicist war, und dessen Leben so vieles Glanz aufzuweisen hat, bietet dem Moralisten ein großes Interesse. Strauß hat mit landsmännischer Pietät alle Briefe Schubarth's gesammelt, und mit Zugrandelung dieser Correspondenz das vielbewegte Leben desselben dargestellt. Sein Plan ist: vor, während und nach der Gefangenschaft.“ Den Biographen und Kritiker Strauß bewundert Taitandier, dagegen ist ihm der Moralist doch noch zu unchristlich. Harmonie, voller Einklang von Natur und Geist, Das ist die Moral des Biographen; die Verwirklichung derselben findet er aber nicht im Christen-, sondern im alten Griechenthum, Griechenland allein hat für ihn den Menschen hervorgebracht. Taitandier schüttelt zu solcher Doctrin fromm den Kopf und tröstet sich damit daß Strauß wenigstens nicht Chorus macht mit Stirner und Feuerbach, und „daß er den naiven Pantheismus Griechenlands dem zügellosen Pantheismus seiner Heimat gegenüberstellt“. Hierauf stügt er auch seine Hoffnung, „daß Strauß eines Tags erkennen wird wie die Existenz eines persönlichen und freien Gottes die Grundbedingung der menschlichen Würde sei“.

In Strauß schließt sich Servinus an; Beide kehreten, bald der Politik überdrüssig, zu ihren Büchern, zu ihrer Wissenschaft zurück. Servinus ist für Taitandier einer der Ersten gewesen die Deutschland ins Abenteuerliche hineintrieben, aber sein Buch über Shakespeare ist ihm doch ein unvergleichliches Buch. „Ein lebhaftes patriotisches Interesse feuert hier die Wissenschaft an und gibt ihr eine originelle Physiognomie. Shakespeare erscheint seinem Biographen wie einer der Heroen deutschen Geistes.“ Eine solche Aneignung macht den Franzosen eifersüchtig. Wenn auch Hamlet in Wittenberg studirt hat, meint er, so ist der Dichter desselben doch in anderer Atmosphäre großgeworden, Shakespeare ist vor allem Engländer. Deshalb hofft auch Taitandier daß Servinus seinen Landsleuten in Form dieser Aneignung nur einen Ansporn habe geben, daß er ihnen ein erhabenes Muster habe vorstellen wollen.

Schlosser hat sich von dem revolutionären Pasching nicht aus der Stube locken lassen; er hat seinen letzten Band der „Geschichte des 18. Jahrhunderts“ (bis zum Sturze Napoleon's) zu Ende gebracht. Taitandier hat an dem berühmten Historiker immer einen gewissen mit Leichtfertigkeit gemischten Ueber-

muth bemerkt, aber in diesem letzten Bande sind ihm Stille und Gedanke allzu equivoque. Die Urtheile über die Vertreter der neuern französischen Literatur, über Fontanes, Chateaubriand, Soubert, die Staël verlegen ihn tief, und wenn P. Chasles bei Beurtheilung Schlosser's schon früher von outre-cuidances erronées gesprochen hat, so scheint ihm Dies der mildeste Ausdruck zu sein dessen man sich bedienen kann, „um die literarische Liebeshwürdigkeit des deutschen Doctores zu bezeichnen“. Dagegen steht ihm Leopold Ranke unbestritten an der Spitze der deutschen Historiker; seine Gelehrsamkeit nennt er ingenios, seinen Stil einfach und gemüthlich. „Ueber das Papstthum seit Luther, über die Geschichte Deutschlands im 16. Jahrhundert hat Ranke Bücher geschrieben in denen Alles neu ist.“ In dem Lobe über die „Neun Bücher preussischer Geschichte“ ist er unerschöpflich; er vergißt darüber den Patriotismus, den die Franzosen in der Regel bei der Hand haben, wenn die Rede auf Friedrich II kommt.

Von den historischen Arbeiten deutscher Berühmtheiten geht Taitandier zu „den beiden schönen Monographien über Gottsched und Lessing“ über, „mit denen ein geistvoller und fleißiger Schriftsteller, Hr. Danzel, die deutsche Literatur bereichert hat“. Er erinnert sich bei Gottsched an Joachim DuBellay, und meint was dieser in seiner „Défense et illustration de la langue française“ versucht habe Das sei bei Gottsched einziger Lebenszweck gewesen. Auch DuBellay habe die griechischen und lateinischen Meisterwerke seinem Lande zur Nachahmung empfohlen. „Danzel hatte Materialien zu seiner Verfügung welche die Literaturgeschichte bis jetzt noch nicht hat benutzen können, unter Andern die Correspondenz Gottsched's mit renommirten Schriftstellern Deutschlands und Frankreichs, welche die leipziger Bibliothek sorgfältig aufbewahrt hat, und welche nicht weniger als 20 Bände umfaßt. Aus diesem weit-schichtigen Material hat Danzel geistvoll den wahren Charakter Gottsched's herausgearbeitet, und über eine der interessantesten Perioden des 18. Jahrhunderts ein plötzliches Licht verbreitet.“

Von Danzel's „Lessing“ kommt Taitandier auf Dünge's „Goethe-Studien“. Ausführlich aber verweilt er erst wieder bei dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ von Justus Kerner. Er gibt ein hübsches anmuthiges Nachbild von diesem Dichteren, und wünscht lebhaft daß der lebenswürdige Autor doch diese Dichtermemoiren fortsetzen möge. „Kerner ist einer der jetzt selten gewordenen Repräsentanten jenes alten Deutschlands welches für immer leider ins Grab gesunken zu sein scheint.“ Auch mit Auerbach beschäftigt er sich ausführlich; sein Urtheil scheint mir bemerkenswerth genug um es hier wenigstens im Auszug wiederzugeben: „Laufen diese Bauern, die Auerbach mit so großer Wahrheit und Keckigkeit malt, doch nicht am Ende Gefahr mitten in dem Hader der Parteien Tribunen und Prediger zu werden? Der Beweis liegt vor uns. Die neue Folge der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ antwortet auf diese Frage. Auch in ihr zeigt sich das alte, geschickte Talent des Erzählers, eine anmuthige Darstellungsweise, ein natürliches warmes Gefühl. Und doch macht sich ein großer Unterschied zwischen den alten und den neuen Dorfgeschichten bemerkbar. In den erstern vermied der Autor des „Aolpatsch“ mit der scrupulösesten Sorgfalt Alles was nur irgend wie Declaration aussehen könnte. Er stand von jedem Parteistandpunkte fern; er verherrlichte seine schwarzwälder Bauern nicht auf Kosten der höhern Classen, er hob ihre Fehler ebenso wie ihre Tugenden unparteiisch hervor. Man hätte sagen können daß er noch vor dem Beginn jedweder Erzielung mit der moralischen Vervollkommnung dieser kleinen Commun, deren unbedeutendste Mitglieder er so gründlich kannte, beschäftigt gewesen sei. In den neuen Erzählungen dagegen kann die feine Blatte der Form die unglücklichen (?) Thesen nicht überdecken die der Erzähler vertheidigen will.“ Nun geht Taitandier zwar auf „Die Sträflinge“, „Die Frau Professorin“ und „Lucifer“ näher ein, erklärt sich aber über die unglücklichen Thesen nicht

bestimmter. Mit seinen Versuchen deutsche Autoren wenn ihm Einzelnes an ihnen nicht gefällt zu entschuldigen hat er — wir haben Dies beispielsweise schon bei Strauß gesehen — entschiedenes Unglück. Er weiß nicht daß „Die Straßinger“ und „Die Frau Professorin“ schon vor Jahren in der „Urania“ zu lesen gewesen und sagt daher: „Man kann nicht glauben daß Auerbach diese Erzählungen veröffentlicht haben würde, wenn die Märzrevolution ihn nicht in seinen poetischen Arbeiten gefört hätte.“ (1) Das Nachfolgende aber verdient als Curiosum hier einen Platz: „Auerbach, der Spinoza übersetzt und sich zum enthusiastischen Verteidiger seiner Doctrinen gemacht hat, schien von dieser traurigen Richtung abgekommen zu sein. Das Studium der Wirklichkeit schien ihn von dieser Krankheit geheilt zu haben. Woher kommt es nun daß plötzlich die Gedanken, ja selbst die Formeln des holländischen Philosophen einen so großen Platz in den neuen Erzählungen einnehmen? Denn wenn z. B. diese Bauern von Gott reden, so geben sie Definitionen über ihn welche sie von Spinoza oder Hegel gelernt zu haben scheinen; es weht ein Spinozischer Duff durch Auerbach's neuere Gemälde. Die Erklärung dieses Umstandes braucht nicht weit gesucht zu werden. Es ist eine Eigenthümlichkeit des revolutionnären Geistes den übeln Reizungen eines Volks eine neue und lebhaftere Anregung zu geben. Man weiß bereits daß das Geschrei der Hegel'schen Philosophie, das sich früher auf die Lehrstühle der Universitäten beschränkte, seit 1848 die Sprache der deutschen Demagogie geworden ist. Auerbach war nicht radical geheilt von seinen alten Irrthümern. Mitten in einer Gesellschaft die keine Schranke mehr kannte, hat er aufgehört sich zu mäßigen, und der Spinozismus seiner ersten Arbeiten hat seine hübschen Bilder aus dem Schwarzwalde entstellt.“ Thatsächliche Irrthümer gehen hier mit einer etwas allzu kühnen Manier sich den Gedankengang eines Schriftstellers zu erklären Hand in Hand.

Dem in Frankreich mehrfach anerkannten Talente der Fanny Lewald läßt auch Lailandier Gerechtigkeit widerfahren; nur ihre St.-Simonistischen Reizungen mag er natürlich nicht vertragen. An Strahr's „Republikanern in Neapel“ gefällt ihm namentlich die Verherrlichung der italienischen Demokratie nicht. „Diese glorification ohne Vorbehalt“, sagt er, „macht einen sonderbaren Effect kurze Zeit nach einer Revolution die Pius IX. beschimpfte und Rossi ermordete.“

Und nun nur noch ein Wort über die Revue der deutschen dramatischen Literatur. Lailandier leitet seine Theaterüberschau merkwürdigerweise mit Dingelstedt ein, dessen erste Tragödie kaum einen succès d'estime hat erringen können. Dingelstedt sagt: „Eine neue Epoche hat begonnen mit 1789, auch eine neue dramatische Form wird entstehen. Die Demokratie wird ihr Drama haben wie die Revolution das ihrige gehabt hat; das englische, französische und spanische Theater schweigt; sollte das neue Drama nicht Deutschland vorbehalten sein?“ Eine solche Annahme verlegt den französischen Patriotismus tief. „Da sucht man die unverbesserlichen Präntensionen des Leutonismus“, ruft er aus, und zählt sorgsam auf was Frankreich dem stuttgarter Poeten Alles entgegen könnte. Nur der Gedanke beruhigt ihn daß Deutschland seinen dramatischen Messias noch immer nicht gefunden habe; denn weder Griespenkerl mit seinem „Robespierre“, noch Auerbach mit seinem „Hoser“ scheint ihm die Dingelstedt'sche Prophezeiung zu erfüllen. „Ist die Wahl eines Stoffes wie Robespierre“, fragt er, „nicht ebenso sehr eine Beleidigung der Kunst wie der Moral?“ Einzelne Vorzüge des Griespenkerl'schen Dramas erkennt er an; was soll man aber sagen wenn Lailandier von einer „Darstellung“ des „Andreas Hoser“ der nirgend aufgeführt ward spricht, wenn er erklärt Auerbach's Prosa sei weniger brillant als die Verse Griespenkerl's, dagegen sei bei Auerbach die Handlung zusammenhängender? Es scheint fast als habe der Revuekritiker hier sein Studium etwas oberflächlich behandelt.

Das Labels werthe am „Hoser“ ist für Lailandier die demokratische Tendenz. Er nennt das Stück eine heftige Declaration gegen die Souveraine Deutschlands und findet die Zeit für ein Pamphlet dieser Art gut gewählt. „Als Publicist hat Auerbach seine Zeit verkannt, als Künstler hat er die Woche erniedrigt“, und als Revuekritiker hat Lailandier, namentlich reinpoetischen Werken gegenüber, sehr oft das Unglück seine schwächste Seite völlig bloßzulegen. Den Inhalt eines Buchs, biographische Notizen, übersichtliche Aufstellungen, alles Dies weiß Lailandier in gewandter Form und mit einer feinen Auswahl vorzutragen; dieses Geschick und sein Fleiß sind sein eigentliche Verdienste. Dagegen werden seine selbständigen Kunsturtheile meist schief und ungerecht, weil sie sammtundsonders auf das Fundament eines intoleranten, in jeder Betrachtung meist gewaltthätigen eingemischten Conservatismus sich stützen.

13.

Notiz.

Zur Geschichte des österreichischen Ballonenregiments.

In der italienischen Armee Kadegky's befindet sich ein Regiment welches ursprünglich sich unter Maria Theresia bis zum Tode Joseph's II. nur aus Flandern rekrutirte; die Soldaten sprachen nur Französisch und man nannte sie Ballonen. Sie waren es welche die Schlacht bei Kollin, die anfangs verloren schien, gewannen. Die kaiserliche Armee begann zu weichen; Graf von Thiennes, Oberst des Ballonenregiments, erhielt Befehl zum Rückzug. Er eilte zu Daun. „Marshall“, rief er, „lassen Sie mich angreifen, komme ich mit meinem Regimente auch um, so habe ich doch die Ehre gerettet.“ „Was wollen Sie denn mit Ihren Milchbärten aus Flandern machen?“ entgegnete ihm Daun, welcher wußte daß das Regiment aus lauter jungen Recruten bestand. „Sie sollen es sehen“, rief Thiennes. Er stürzte sich, gefolgt von seinen Offizieren, an der Spitze des ganzen Regiments, gerade auf die preussischen Linien. Dreißig Schwadronen Husaren, sammt funfzehn Schwadronen Dragoner in zweiter Linie wurden durch die kaiserliche Cavalerie über den Haufen geworfen und der Sieg gehörte den Desreichern. Aber Thiennes war mit dem dritten Theile seines Regiments geblieben. Mehrere seiner Offiziere waren Lotbringer, und die Geschichte des Regiments hat ihre Namen aufbewahrt; es waren Namen wie Fiequelmont und d'Aspremont darunter. Als Friedrich der Große die Schlacht verloren sah, ritt er im völligen Carrière vom Schlachtfelde und rief dem ihn begleitenden Offizier, dessen Pferd vor Erschöpfung stürzte, immer zu: „Ach meine Husaren, meine Braven Husaren sind sicherlich verloren.“ Maria Theresia überhäufte Daun mit Ehren (es war der erste über die Preussen erkochene Sieg), sie ging ihm bis vor Wien entgegen und befahl daß die Soldaten jenes tapfern Regiments niemals einen Bart tragen sollten, um immer an ihre Jugend und ihren Heldennuth zu erinnern; dann stückte sie mit eigenen Händen eine Rose umgeben von Dornen auf die Fahne und rings herum die Devise: „Wer sich dran reibt sticht sich dran.“ Dieses Regiment ward später Latour-Dragoner genannt; viele von denen welche die Kriege des Kaiserreichs mitgemacht haben seine Tapferkeit bewundert, und mehrere französische Generale sprachen von ihnen in ihren Memoiren. „Rehmt euch in Acht, Das sind die Latour“, sagten die französischen Soldaten, wenn mehre Angriffe ihre Carrees nicht hatten sprengen können und nun zuletzt jene unerschrockenen Reiter gegen sie geschickt wurden. Der einzige kaiserliche Adler der im ersten deutschen Feldzuge gewonnen worden ist wurde von den Latour-Dragonern im Gesicht bei Haslau französischen Dragonern abgenommen. Setzt hat das Regiment den Namen Cheveaurlegers des Fürsten Windisch-Grätz erhalten.

2.

Montag,

Nr. 23.

27. Januar 1851.

Aberglaube, Poesie und Naturwissenschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Doch nicht blos Romantiker, nein, auch Classiker, sowol des Alterthums als der neuern Zeit, haben sich von den Sagen und Märchen, sowie überhaupt von der ganzen zum Wunder geneigten Weltauffassung des Aberglaubens nicht lossagen können, sodas es fast scheint als seien Poesie und Aberglaube unzertrennlich. Die starre Naturnothwendigkeit nach ewigen ehernen Gesetzen, denen Alles sich unwiderruflich beugen muß, scheint nicht poetisch. Die Poesie fodert vielmehr für ihre Wesen Freiheit und individuelles Leben. Die Natur scheint kalt und gefühllos; die Poesie fodert eine besetzte Welt voll inniger Theilnahme und Empfindung. Der so philosophisch und classisch gebildete Schiller ruft in „Poesie des Lebens“ dem kalten Verstandesmenschen auf seine Worte:

Wer möchte sich an Schattenbildern weiden,
Die mit verborgtem Schein das Wesen überkleiden,
Mit trüg'rischem Weisß die Hoffnung hintergeh'n?
Entblößt muß ich die Wahrheit seh'n!

entgegnet zu:

Erschrakt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schar,
Der Rufen Spiel verstummt, es ruh'n der Hören Länge

Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Ruß, und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

In den „Göttern Griechenlands“ klagt er das die schönen Wesen aus dem Fabelland die Welt nicht mehr regieren:

Ausgestorben trauert das Gefilde;
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick:
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück!

Er klagt das

Einen zu bereichern unter Allen
Rufte diese Götterwelt vergeh'n!

Und:

Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todtten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die emgötterte Natur!

In der That ist es poetischer, anstatt astronomisch das Verhältniß der Sonne zur Erde nach den Gesetzen der Schwere zu bestimmen, den Helios in stiller Majestät seinen goldenen Wagen lenken zu lassen; es ist poetischer, statt von Bergen, Gewässern und Bäumen nach Art des Geologen und Botanikers zu sprechen, die Höhen von Dreaden anzufüllen, in jeden Baum eine Dryas zu versetzen, und aus den Urnen lieblicher Najaden der Ströme Silber Schaum hervorspringen zu lassen. Es ist poetischer im Lorber die sich einst um Hülfe windende Daphne zu erblicken und aus dem Schilf der Sphynx Klage, aus dem Haine Philomela's Schmerztöne zu hören, als Lorber und Schilf botanisch zu classificiren und die Nachtigall zoologisch einzuordnen.

Aber schon diese wenigen Beispiele zeigen das Naturwissenschaft und Poesie so völlig heterogener Natur sind das eine Zusammenstellung beider und die Befürchtung das die eine störend in das Gebiet der andern eingreifen könnte etwas Auffallendes hat. Haben die Götter der Ober- und Unterwelt, die Heroen, die Nymphen, die Faunen und Satyrn, oder, um Beispiele aus der christlichen Mythologie zu wählen, die Engel und Teufel nebst ihren Gehülfen darum weil sie in der Wissenschaft Nichts gelten, auch in der Poesie ihr Bürgerrecht verloren? Haben sich Shakespeare und Goethe, doch wahrlich keine Obscuranten, durch die Fortschritte der Naturwissenschaften im geringsten abhalten lassen oder nur im geringsten geschämt, Engel und Teufel, gute und böse Geister, Hexen und Kobolde, abgeschiedene Seelen der Verstorbenen und andere dergleichen auftreten zu lassen?

Goethe weiß zwar sehr wohl das
... unfühlend

Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Böß und Gute,
Und dem Verbrecher
Glängen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Dennoch hat er es sich als Dichter nicht nehmen lassen der fühllosen Natur Gefühl zu leihen, sie zu beselen und zu begöttern, was ihm besonders in den „antiker Form sich nähernden“ Gedichten so schön gelang. Hier singt er:

Wenn zu den Reiben der Nymphen, versammelt in heiliger
Rondnacht,

Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus gesellen;
Hier belauscht sie der Dichter und hört die schönen Gesänge,
Zieht verschwiegener Länze geheimnisvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Nüchtern immer gebir, das erscheint dem wachenden Arkader.
Alles erzählt er den Mufen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Mufen ihn gleich bescheiden Geheimnisse sprechen.

Dennoch, trotz dieser von Grund aus so verschiedenen,
aus ganz heterogenen Seelenthätigkeiten entspringenden
Naturauffassung der Poesie und der Wissenschaft, die beide
so wenig miteinander gemein haben daß die Befürchtung,
jene könnte durch die Fortschritte dieser in Gefahr kommen,
fast so ungereimt erscheint als wenn Einer fürchtete er werde
die Sonne nicht mehr auf- und untergehen sehen, weil ja
nicht sie um die Erde, sondern die Erde um sie sich drehe:
hat dennoch ein berühmter Naturforscher der Gegenwart,
Hans Christian Dersted, in seinem neuesten Werk: „Der Geist
in der Natur“, sich bewogen gefunden die Naturwissenschaft
gegen die Besorgnis als könnte sie der Poesie schaden in
Schutz zu nehmen. Da Dersted nämlich nachgewiesen wie
die Naturwissenschaft den Aberglauben zerstört, sah er sich
genöthigt auch der „vermeintlichen Poesie des Aberglaubens“
ein Capitel zu widmen. Denen welche den Aberglauben für
etwas Poetisches halten und deshalb gegen dessen Ausrottung
feindlich gestimmt sind gibt Dersted zu bedenken daß
manche von den Gegenständen des Aberglaubens in den frühesten
Zeiten des Menschengeschlechts mit der dichterischen Auffassung
verknüpft wurden, ohne für diese unentbehrlich zu sein, aber
daß die Welt des Aberglaubens, in seiner Fülle entwickelt,
soweit entfernt ist eine Welt der Schönheit zu sein daß er
ihr vielmehr im höchsten Maße entgegenge setzt ist.

Es ist nicht der Glaube an das Dasein der übernatürlichen
Wesen in der Wirklichkeit des Alltagslebens welcher sie
poetisch macht, sondern soweit sie es sind haben sie ihren
dichterischen Werth und ihre Bedeutung dadurch daß eine von
der Vernunft durchdrungene Einbildungskraft sie gebraucht hat
schöne Bilder des höhern Daseins vor unsere innere Anschauung
zu stellen. Es ist dem Dichter genug daß diese Wesen
Wirklichkeit für unsere Einbildungskraft haben, während wir
sein Werth auffassen oder in unserm Innern wiederholen. Die
Forderung einer andern Wirklichkeit ist lächerlich.

Demgemäß tadelt Dersted auch Ibsen daß er in dem
Streben der herrschenden prosaischen Denkweise seiner
Zeit kräftig entgegenzutreten über die Grenzen der Wahrheit
hinausgegangen. Von dem Grausen rebend welches
derartige Erzählungen erregen in denen das Uebernatürliche
eine andere Wirklichkeit als die dichterische gleichsam
erträgt, sagt Dersted:

Ein solches Gedicht macht als Ganzes den Eindruck als
ob die Welt von den Mächten der Finsterniß regiert würde
und der Mensch ein willenloses Spielzeug für sie wäre; man
wird, während man sich recht dem Eindruck hingibt, von einem
unaussprechlichen Grausen ergriffen, und wenn man ihn sich
nacher erneuert, fühlt man sich so unheimlich als ob man in
eine Welt des Wahnsinns eingesperrt gewesen sei, wo kein
Schimmer der göttlichen Vernunft sein Licht über das bedrückte

Menschendasein werfe. Dichterplicht ist uns in eine Welt
der Schönheit zu versetzen; diese schließt ein mächtig erschüt-
terndes Grausen gewiß nicht aus, aber sie duldet nicht daß die
Macht der Finsterniß über das Licht herrsche.

Nach Dersted ist sowie das ganze Dasein so auch
das Reich der Schönheit ein Vernunftreich. Er begnügt
sich daher von seinem Standpunkte als Naturforscher
nachgewiesen zu haben daß es der Naturwissenschaft
nicht zum Vorwurf gereichen könne „wenn sie einigen
Stoff vernichtet welcher bisher von den Dichtern benutzt
wurde“. Um zu beweisen daß sie für das Vernichtete
der Poesie reiche Entschädigung zu bieten habe, sagt
er z. B.:

St der Gedanke von der freischwebenden, durch un-
sichtbare Kräfte getragenen, im Weltenraume weit umherwan-
delnden Erzkugel nicht reicher Ertrag hinsichtlich des Schön-
heitsfinnes für die Grundfeste der Erde? Und ist die Aussicht
in eine unendliche Mannichfaltigkeit von Welten voll von Le-
ben und Gedanken nicht ein reicher Ertrag für das feste Him-
melsgewölbe?

Alles was Dersted sonst noch über diesen Punkt
sagt ist sehr wahr und vortrefflich. Doch da es nur in
seinem Zwecke lag nachzuweisen daß auch die durch die
neuere Fortschritte der Naturwissenschaft gewonnene Welt-
anschauung der Phantasie hinlänglichen Spielraum zu
poetischer Auffassung und Gestaltung übriglasse, die
Ausrottung des Aberglaubens durch Naturwissenschaft
also keineswegs der Poesie so gefährlich sei wie Manche
befürchten, so konnte er sich nicht auf eine tiefer einge-
hende Untersuchung über das Verhältniß zwischen Poesie
und Aberglauben einlassen, und wir glauben daher daß
Nachfolgendes zur Ergänzung des von Dersted Gesagten
nicht überflüssig sein wird.

Untersuchen wir zunächst worin die Verwandtschaft
zwischen Poesie und Aberglauben bestehe und wodurch
sie beide einen Gegensatz zur Wissenschaft bilden, so bie-
tet sich sogleich, wie gesagt, der Gang zum Wunderbaren
dar, den Poesie und Aberglauben miteinander gemein
haben. Es hilft Nichts daß auf Nacha's Ausruf:

Wie wollen wir uns freuen und Gott,
Gott loben! Er, er trug euch und den Nachen
Auf Flügeln seiner unsichtbaren Engel
Die ungetreuen Ström' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel daß er sichtbar
Auf seinem weißen Fittiche mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan den weißen vorgesprenkten Mantel des Tem-
pelherrn in dem weißen Fittiche des Engels erkennt und
Nacha belehrt:

Wie? weh!
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: sollt' es darum weniger
Ein Wunder sein? Der Wunder höchstes ist:
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Dah' dieses allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wol schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte.

Trotz dieser „Subtilitäten“, wie sie Daja nennt,
bleibt jene, wenn auch unwahre Ansicht Nacha's, der

wahren des Nathan gegenüber, dennoch die poetischere, die schönere. Mag es auch immerhin Bahn sein das hübschere Engel als Schutzeifer für die Rettung guter, edler Menschen besorgt sind, so ist es doch ein schöner, poetischer Bahn, gerade sowie die von Shakespeare der Ermordung Cäsar's vorangeschickten Wunderzeichen:

Es warf auf off'ner Gasse eine Löwin,
Und Gräbt' erlöset gähmend ihre Todten.
Widrig läch'nde Krieger sochten auf den Wolken
In Weis'n, Geschwadern und nach Kriegsgebrauch,
Wobon es Blut gespritzt aufs Capitol.

O Cäsar, unerhört sind diese Dinge.
Kometen sieht man nicht wann Bettler sterben:
Der Himmel selbst kammt Fürstentod herab.

Diese wenn auch nur auf einem Bahn beruhende Theilnahme der Natur an großen menschlichen Geschicken, wovon auch die bei der Kreuzigung Christi geschehenen Wunderzeichen, die Finsterniß, das Erdbeben und der Riß im Vorhang des Tempels, ein erschütterndes Beispiel geben, dieses gemeinschaftliche Wehzen und Erbeben der Natur mit dem menschlichen Geiste ist doch weit poetischer als die kühl- und theilnahmlose, nach ewigen ethernen Gesetzen sich drehende Natur, die Schiller so traurig findet, weil:

Morgen wieder neu sich zu entbinden
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Rinde auf und ab.
(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. **Kovellen von Karoline von Söhren.** Zwei Bände. Dresden, Schäfer. 1850. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eine Reihe anspruchsloser Erzählungen handeln auf nicht außerordentliche Art und Weise von nicht außerordentlichen Ereignissen. Sie erregen nicht, sie spannen nicht, sie nehmen weder Reugierde, noch Interesse, noch irgend ein Gefühl in Anspruch. Sie sind ganz moralisch und harmlos, und eignen sich zur Lectüre für junge Damen welche noch nicht verwehnt sind durch die wärzereichen Romane der letztern Jahre. Die Schilderung der Charaktere ist skizzenartig, sowie auch der Verlauf der Erzählungen. Die Ereignisse scheinen wirklich vorgefallene zu sein; um erfunden zu werden sind sie zu einfach. Der Stil ist fließend und anspruchslos; er zeugt von einer grünen Feder.

2. **Ein Mädchen vom Schwarzwald.** Roman von Gustav von Heeringen. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die einfältige, für dumm geltende Tochter eines Tagelöhners im Schwarzwald zieht mit Vater und Oheim nach Frankreich um dort Besen und Uhren, die Erzeugnisse ihres Landes und ihres Fleißes, zu verkaufen. Sie trägt den Spitznamen Kriekelise wegen eines sonderbaren Tanzes den sie ausführen kann. Ein französischer Soldat rettet sie vor der rohen Behandlung ihres brutalen Oheims, und sie liebt diesen Soldaten aus Dankbarkeit. Als dessen Vater einen Priester am Altar schlägt, weil derselbe den großen Kaiser und dessen Armee geschmäht hat, hilft Kriekelise mittels ihres sonderbaren Tanzes den Alten vor den Verfolgern zu bergen. Später ist sie behülftlich ihn zu befreien als er auf die Galeeren gebracht werden soll; sie steckt deshalb eine Scheuer in Brand und begleit

et den Alten auf der Flucht, indem sie mit ihm Gefahren trogt und Wunden erhält. Bald gelingt diese Flucht, bald wird sie vereitelt; die Schilderungen der Verfolgung, der Rettung, des abwechselnden Siegs der List und der Gewalt sind spannend, wie man Solches von der Feder des rühmlich bekannten Autors gewohnt ist. Humoristische Momente wechseln mit den tragischen ab; doch werden alle Rettungsversuche vereitelt; der Alte muß auf die Galeeren, sein Sohn der Soldat nach Algier, und Kriekelise bleibt trauernd zurück bei einer wohlmeinenden Dame. Nach Jahren fährt indes das Mädchen vom Schwarzwald in ihr Dörfchen ein als die stattliche Sattin eines französischen Capitains. Es ist der vormalige Soldat, und mit dem glücklichen Paar zieht der alte von der Galeere begnadigte Vater. Sie findet ihre Familie arm und in Vermögensumständen zurückgekommen. Sie die dümmste und vernachlässigteste unter den Geschwistern hat durch die Liebe eine Seele entwickelt und ein glänzendes, beglückendes Schicksal erhalten welches sie befähigt den Ihrigen beizustehen. Ein alter Engländer mit seinem Sohne, sowie noch zahlreiche andere Gestalten, sind in der Erzählung eingeführt, wodurch dieselbe etwas überladen ist. Des Lesers Aufmerksamkeit wird oft von Hauptpersonen und Hauptinteressen durch Nebenbände und Nebenpersonen abgezogen.

3. **Keine Politik.** Roman von Ida Fried. Zwei Theile. Leipzig, Biendrac. 1850. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wenn auch die Politik aus dem vorliegenden Roman genannt wurde, so ist derselbe doch ein Kind der Zeit, indem die Zeitfrage der Judenemanzipation und der zeitgemäße Jesuitenhaß die Tendenz desselben bilden. Die Erzählung ist in ihren Details äußerst spannend, reich an durchdachten Gesprächen und Charakterentwicklungen; doch das Ganze hinterläßt weder erfreuliche noch wohlthuende Eindrücke. Die rachsüchtige schöne Raphaela, eine Jüdin welche dem christlichen Grafen Liebmann in Civilehe angetraut und von ihm vernachlässigt wird, verfolgt denselben, nachdem sie sich von ihm hat scheiden lassen, mit ihrem Haß, und wendet alle Mittel an um ihn, sowie auch ihre edle Stiefschwester, die sich ebenfalls ihren Haß zugezogen hat, unglücklich zu machen. Ihre zahlreichen Bosheiten rufen unangenehme Regungen im Leser hervor. Als sehr unwahrscheinlich erscheint die Intrigue, zufolge deren sie als eine Fremde mit dem Todtenkopf auftritt, um durch diese Verkleidung ihren geschiedenen Gatten mit ihren Millionen zu einer Ehe zu verlocken und ihn dann auf diese Weise lächerlich zu machen. Auch will sie ihre Schwester die er liebt in seine Nähe bringen, damit sie Beide unglücklich werden. Der Betrug wird aber entdeckt, die Fälschung ihres Namens auf dem Paß macht sie der Polizei verdächtig; sie flieht und entdeckt daß während sie dem Gefühl ihrer Rache gefolgt ist, sie selbst das Opfer weiblicher Rache ward. Die Erzieherin ihres Sohnes, Rosa Schatten, war die Geliebte des Grafen Liebmann gewesen und verlassen worden als derselbe die reiche Jüdin heiratete um seine zerrütteten Vermögensverhältnisse zu ordnen. Die Verlassene, welche soeben eines Sohnes genesen war, hatte der reichen Braut geschrieben um die Heirath zu hintertreiben. Raphaela aber, welche Gräfin Liebmann werden wollte, hatte dieses Schreiben nicht berücksichtigt, und war dadurch der Rache dieses Weibes verfallen. Als sie wegen ihres Fehltritts aus der Gesellschaft verstoßen ward und in Armuth leben mußte, ohne alle Unterstützung, da hatte sich die katholische Kirche ihrer angenommen, und die Jesuiten ihr die Aufgabe gestellt die reiche Jüdin ihnen zuzuführen. Das Rachegefühl ihres Herzens hatte sie für den Plan williggemacht: sie wendet das Herz des Sohnes von der Mutter ab, sie überliefert ihn dem Vater, der ihn fern von der Mutter erziehen läßt, sie fördert den Umgang eines jungen verliebten Mannes mit der Jüdin, damit dieselbe falle und dann verrathet und verlassen werde, sie verräth alle Schritte und Rachepläne Raphaelas um sie zu verderben, und als Letztere trostlos, mit dem Schmerz um geschlei-

terte Rache, verschmähte Liebe und Trennung vom Sohne ringt, steht Rosa Schatten wieder vor ihr um ihr höhnen zu erklären was und warum sie ihr alles Dieses gethan. In ihrer Verzweiflung und Verlassenheit fällt Raphael in die Hände der Jesuiten, denen ihr großes Vermögen als eine willkommene Beute erscheint. Als Christin ebenso leidenschaftlich fühlend wie als Jüdin, nimmt ihre Frömmigkeit eine unerfreuliche Richtung; bewacht von einem Geistlichen und von dessen Werkzeugen umgeben, ist sie selbst ein Werkzeug in dessen Hand geworden, und will das Testament unterschreiben wodurch sie den Sohn enterbt und ihr Vermögen der Kirche vermachet. Da erscheint dieser Sohn mit seiner jungen Gemahlin an ihrem Kranken- und Sterbelager. Die junge Frau ist die Tochter von Raphael's Schwester, deren Enterbung sie einst herbeigeführt, der sie in ihrem Haß viel Unrecht gethan, den Bräutigam entlockt und ihren Ruf angetastet hat durch bößlich verbreitete Gerüchte. Der Bräutigam hatte sich aber bald von Raphael abgewendet und nach langem Leiden und Getrenntsein die Braut wiedergesunden und geheirathet. Raphael's Sohn wird bei dem ebenen Paar erzogen auf den Wunsch des Grafen Liebmann, der im Duell den Tod sucht und findet; der junge Graf dringt mit seiner Gemahlin bis ans Sterbebett der Mutter; sie wollen verfühnen und das Rachegefühl ersticken. Es gelingt, der Vater wird entfernt, und die Wittin des Sohnes als Raphael's Erbin eingesetzt. Die beiden rachsüchtigen Frauen sind mit Talent auf ganz verschiedene Weise gezeichnet, indem die Rachlust der Einen den orientalischen Charakter, die Färbung der mosaischen Religion ansichträgt, und sich dadurch von der Christin unterscheidet. Herrschucht und alzu große Leidenschaftlichkeit führen sie zu weit, sie fällt als ein Opfer ihres bösen Strebens, während die mit kalter Berechnung ausgeführte Rache der Rosa Schatten siegt. Letztere endigt noch mit einer ebenen Handlung, indem sie ihrem Verführer vergibt und dessen Sohn zum Erben ihres kleinen Vermögens einsetzt. Noch zahlreiche Nebengestalten sind in dem vorliegenden Roman verflochten, und mehr oder weniger gelungen. Die Schilderung des Studentenlebens ist lebendig, die verschiedenen Charaktere der jungen Männer gut skizziert und durchgeführt. Das Ganze enthält viel Leben und fesselt die Aufmerksamkeit des Lesers im hohen Grade.

4. Martin Luther's kirchengeschichtliches Lebensbild aus dem ersten Jahrzehnt der Reformation von August Wilkenhahn. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt und Reichard. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber Absicht und Tendenz des vorliegenden Romans sagt die Vorrede Folgendes: „Noch ehe der Verfasser die beiden treuen Zeugen unserer evangelisch-lutherischen Kirche, Paul Gerhard und Johannes Arndt, als Rahmen zu seinen kirchengeschichtlichen Lebensbildern benutzte, lag in ihm der Plan bereitet die persönlichen Schicksale Luther's bei einer Popularisierung unserer kirchlichen Lehrbegriffe zu verwenden. Aber damals gedachte es ihm noch an Ruth die Größe eines Mannes zu schildern. Wenn es nun jetzt geschehen ist, so will der Verfasser damit keineswegs sagen daß ihm dieser selbstvertrauende Ruth dazu gekommen sei; Luther wird immer nach seiner ganzen großartigen Persönlichkeit hier so hoch dastehen daß mehr als gewöhnlicher Schriftstellermuth dazu gehört sein Leben und Wirken, seine unlegbare Gottesgesandtschaft, seine Bedeutung für alle Zeiten der christlichen Kirche auf Erden in vollkommenem Maße aufzufassen und darzustellen. Wenn jetzt der Verfasser mit diesem Buche hervortritt, so hat ihn nur die ihm gewordene Ueberzeugung dazu getrieben daß eben jetzt Zeit und Stunde dazu gekommen ist das von dem Geiste der Zeit vielfach verschobene, oft völlig alterirte Bild Martin Luther's in seinen wahren Zügen dem Volke wieder aufzufrischen und auf-

zustellen.“ Um diesen Zweck zu erreichen hat der Verfasser mit historischer Wahrheit Luther's eigene Worte und Thaten wiedergegeben und dessen Freunde und Umgebungen in verschiedenen Lebensbildern und Gruppen treu geschildert. Luther als Vater, Gatte, Freund, als Priester und als Menschenfreund wird dargestellt und dem Leser bekanntgemacht. Das Historische des Werks ist mit viel Umsicht und mit großer Liebe zum Gegenstand bearbeitet; eine tiefe Pietät hat die Feder dabei geführt, und der orthodoxe altlutherische Glaube findet an dem Verfasser einen eifrigen Vertreter. Ein warmes Herz vermag andere Herzen zu erwärmen und mit sich fortzureißen; eine fromme Stimmung bemächtigt sich des Lesers bei den vorliegenden Seiten, er kann dem Werk die Anerkennung nicht versagen, wenngleich der Romanfaden ihm alzu lang gesponnen erscheinen muß. Ein junger Bildschnitzergesell, Leonhard Fichtner aus Mailand, sucht in Nürnberg beim Bildschnitzer Homberger Arbeit. Er ist im Stillen den Lehren Luther's zugehan und findet im Meister einen eifrigen Gegner derselben; Letzterer ist ein harter, düsterer Mann, welcher unter der Last eines schweren Verbrechens lebt. Seine blinde Tochter Margaretha, die er als Strafe des Himmels ansieht, thut im Hause Rägbedienst, während die schöne Schwester dem Vater als ein Zeichen der Versöhnung gilt und die Herrin spielen darf. Der junge Gesell verliebt sich in die fromme blinde Margaretha, welche sehr hübsch und poetisch dargestellt ist in ihrer unbewußten Anmuth und Anspruchslosigkeit; Leonhard Fichtner heirathet sie. Katharine aber stirbt belehrt nach manchem Kampfe, und auch der Vater geht zur lutherischen Kirche über und fühlt sich versöhnt mit Gott und Menschen, und mit der blinden, so ungerichterweise zurückgesetzten und verstoßenen Tochter. 15.

Notiz.

Andrieux in den Tuilerien.

Andrieux, der nachmalige Secretair der Französischen Akademie, war zwar durch seine politische Thätigkeit in der Revolutionszeit und durch seine spätern poetischen Arbeiten genugsam bekannt, allein er entbehrte lange Zeit des Ansehens das seine Talente verdienten. Im Jahre 1812 war eines Tages zahlreicher und glänzender Empfang in den Tuilerien. Der Kaiser näherte sich Andrieux: „Sind Sie jetzt für die Bühne beschäftigt?“ „Ich habe ein neues Stück in drei Acten zur Aufführung bereit.“ „Der Titel?“ „Die Schauspielerin.“ „Wird es gegeben werden? Ich zweifle, wenn das Urbild getroffen ist.“ „Ich habe das Portrait etwas unkenntlich gemacht.“ „Nun, ich werde mir das Stück seiner Zeit ansehen.“ Die Unterhaltung hatte vier oder fünf Minuten gedauert; allein kaum hatte der Kaiser sich entfernt, so war der keine, einen Augenblick vorher noch von Niemandem beachtete Mensch der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Napoleon hatte mit ihm gesprochen! Ein vornehmer, ganz mit Gold bedeckter Herr drängte sich mit der lebenswürdigsten Miene von der Welt an den dramatischen Autor. „Sie sind doch wohl? mein lieber Herr Andrieux. Wie geht es Ihnen? Es ist schon lange daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe Sie zu sehen!“ „Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr, daß ich nicht die Ehre habe Sie zu kennen.“ „Mein lieber Herr Andrieux, ich bin der Herr von C....; ich traf Sie beim Herzog von Uzes; derselbe hatte für Sie eine große Uneignung.“ „Sagen Sie eine große Rücksicht, mein Herr!“ „Nein, nein, Besseres als Das, mein lieber Herr Andrieux, Uneignung! Uneignung! Denn Sie waren sein Freund!“ „Wie? Ich? Mein Herr, ich war sein Secretair.“ Wie oft mögen ähnliche Scenen sich nicht schon seit den ältesten Zeiten wiederholt haben. Es ist schon Alles dagewesen, sagt Ben Aliba. 2.

Zum Schul- und Predigtwesen in Italien.

In dem vor kurzem erschienenen dritten Bande von A. Stahr's „Ein Jahr in Italien“ *) finden sich, wie in den beiden frühern Bänden, anziehende Beiträge zur nähern Kenntniß des Schul- und Predigtwesens in Italien, das noch immer so sehr im Argen liegt, und von dem man so wenig erfährt. Es sei vergönnt Einiges hier mitzutheilen.

In der Fastenzeit (quaresima) wird in vielen Kirchen Roms von Priestern und Mönchen für die Jugend des ärmern Volks eine Art Religionsunterricht (esame) gegeben; es sind Kinder von etwa neun bis dreizehn Jahren, welche bald zum ersten male beichten und die erste Communion begehren wollen. Wenn Kinder von acht und neun Jahren beichten, mögen wol wunderliche Sünden zum Vorschein kommen. Unser Landsmann wohnte einem solchen esame in der Kirche degli apostoli bei; er fand drei bis vier verschiedene Abtheilungen von Kindern, je zu vierzig etwa, an verschiedenen Seiten der Kirche auf einem Bierack von Bänken, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite. Obenan auf einem Lehnstuhl saß ein wohlgeährter Franziskaner (frate), und das Ganze lief eigentlich auf ein reinäusserliches Dressiren der jungen Seelen auf landesübliches Christenthum hinaus. Das Exercitium begann zuerst mit Uebungen im Schlagen des Kreuzes; dann folgte Auffagen des Paternoster, des Credo, der Kirchengesetze (legge della Chiesa) und der Beñn Gebote. Der Frate nannte einige Kinder bei ihren Namen; die meisten bezeichnete er bei seinen Anreden und Fragen nach irgend einem Stücke ihrer Kleidung oder nach irgend einer Eigenthümlichkeit ihrer Gesichtszüge, z. B.: Du, mit dem weißen Halstuche! (tu, col fazzoletto bianco!), oder: Du, mit dem rothen Gesichte! (tu, col viso rosso!) Einige beehrte er wol auch mit irgend einem Scheltnamen: Dieb, Schelm (briccone, birbaccione) u. s. w. Heftig polterte der gutmüthige Franziskaner, wenn, wie es meistens der Fall war, vorzugsweise die Knaben schlecht bestanden; er eiferte und keifte, verdarb aber dadurch den zerlumpten Quiriten ihre gute Laune nicht im geringsten, denn sie fuhrn fort allerlei Schalkspoffen zu treiben. „Welche Todsünde“, schrie der Frate, „solche Dinge zu vernachlässigen. Kinder! Kinder! Das sind wesentliche Dinge (sono cose essenziali), und du lachst, Spigbube? Na, der Sommer ist nicht weit, und wenn du dann das gelbe Fieber kriegt und stirbst dann, wohin denkst du daß du gehst wenn du diese cose essenziali nicht in deinem birbantischen Kopfe hast? Geradewegs in des Teufels Haus (dirittamente in casa del diavolo). Denn“, fuhr er nach einer kleinen Pause, während welcher er in die Höhe geblickt hatte, fort, „seht ihr die Fensterbogen dort? Es ist keine Treppe da daß man zu ihnen hinaufsteigen könnte. Aber es gäbe doch wol ein Mittel da hinauf zu gelangen auch ohne Treppe; denn kluge Menschen erfinden Vieles. Aber per entrare nel paradiso senza sapere le cose essenziali, dafür gibt es kein Mittel, kein Priester und kein Frate, ja der Heilige Vater selbst mit all seiner omnipotenza kann euch dazu nicht helfen. Darum (mit großem Nachdruck und einer doppelten Priße aus der schwarzen Lavabose) dunque, agliuoli miei, imparatevi bene le cose essenziali!“

Auch unsern Landsmann zog der Katechet in seinen Unterricht mit hinein. „Ein Knabe flockte bei dem siebenten Gebote. «Il settimo!» schrie der Frate, vor Sorn ganz braun im Gesichte. «Non sai il settimo, birbaccione chi sei!» Dann mit einer Stimme die durch die ganze Kirche donnerte rief er: «Non rubare, è il settimo! Seht, wie dem Schalk das siebente Gebot schwer eingeht, und ist doch selbst ein piccolo rubatore! Hast du nicht deinen Schwestern manch Stück Brod und ihre gebratenen Karonen gemauft? Seht ihn euch an, den briconcello, wie er dastet!» Dann fuhr er besänftigter

des Aegis erschütternden Zeus blauäugige Tochter vom Himmel herabsendend seinen Zorn zu besänftigen, so ist das weit poetischer als wenn der Dichter bloß gesagt hätte: er besann sich und streckte das Schwert wieder in die Scheide. Ebenso ist es in der „Odyssee“ weit poetischer daß Poseidon, zurück von den Aethiopen sich wendend, den Odysseus auf der dunkelwogenden Meerflut erblickt und in heftig tobendem Zorne sogleich die Wolken versammelt, die Meerflut empört, den Dreizack schwingt, die Orkane erregt zum Kampf mit Orkanen und ganz in Gewölke verhüllte Erde zugleich mit Gewässern (Od., V, 282 fg.): — es ist diese Schilderung weit poetischer als die eines bloß natürlich entstandenen Sturmes gewesen wäre; denn das freundliche oder feindliche Walten der Naturmächte verwandelt sich poetisch in die Günst oder Ungünst der an den menschlichen Geschicken theilnehmenden Götter. Homer hat vielleicht ebenso wenig an die Wirklichkeit seiner Götter geglaubt als die spätern Dichter; aber sie hatten ihm wenn auch keine Wirklichkeit doch poetische Wahrheit gegeben, und so kommt es denn daß auch wir seine Gedichte noch mit Vergnügen lesen, obgleich uns jene Götterwelt längst entchwunden ist. Ja, unsere neuesten Dichter kleiden fort und fort noch ihre poetischen Ideen in das Gewand der Mythen und unser ästhetischer Sinn wird dadurch nicht im mindesten beleidigt, sondern bei geschickter Benutzung des Mythischen oft sehr erfreut. Wie schön dichtet nicht Goethe, um das Liebeweckende in dem Gesange der Nachtigall zu erklären:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Kriecht mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.
und um das verschiedene Zeitmaß der Liebenden begreiflich zu machen, wie sinnig dichtet er:

Erst, wie seh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!

Wie? Leichtfinniger Gott, mißest du doppelt die Zeit?

„Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.“

Wenn Schiller in den „Göttern Griechenlands“ die dahingeschwundene Fabelwelt beklagt, so läßt sich mit Recht erwidern daß nur die abergläubisch angenommene Wirklichkeit der fabelhaften Wesen für uns verloren sei, aber nicht ihre poetische Wahrheit. Denn was im Leben untergeht hört darum noch nicht auf unsterblich im Gesange zu leben. Glauben wir auch z. B. nicht mehr an die schlangenhaarigen Gumeniden als an wirkliche Wesen, so darf doch der Dichter noch fort und fort die den Verbrecher überallhin verfolgende Gewissensqual durch sie anschaulich machen; erklären wir auch den Schlaf und Tod natürlich, so gefällt es uns doch, wenn der Dichter sie als zwei Brüder darstellt, und vor das Bett des Sterbenden kein gräßliches Gerippe treten läßt, sondern einer Genius mit gesenkter Fackel, der durch einen Ruf das letzte Leben von der Lippe nimmt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir berichteten bereits darüber in Nr. 285 d. Bl. f. 1860.

quemsten Bedienung herabschicken wollten, und sonstige kindische Wünsche, Ausgeburten der Schwäche, die ihre Kräfte lieber durch übernatürliche als selbstversuchte Mittel gestärkt sähe. Für die Dichter, sagt Becker, war die Entdeckung dieser geheimen Neigung, die sie selbst mit ihren Zeitgenossen theilten, Aufforderung genug ihre Phantasien darauf zu bauen und sie in ihre Dichtungen zu verweben.

Mit welchem graufigen Interesse solche Phantasien von den Zuhörern verschlungen werden, wissen wir aufgeklärten Europäer ja selbst aus eigener Erfahrung, und Euripides, Virgil und Shakespeare berechneten ja darauf bei ihrem Publicum große Effecte.

Zwar einem wahrhaft gebildeten Manne unserer Zeit, meint Becker, sind kindische Vorstellungen dieser Art schon ziemlich unnatürlich geworden, aber stimmen kann er sich immer noch zu der Empfänglichkeit dafür, wenn er die Träume seiner Kindheit mit einiger Lebhaftigkeit zurückzurufen im Stande ist. Für solche Stimmungen haben unsere Romanzen- und Balladendichter, besonders Bürger und Goethe, treffliche Stücke geliefert.

Der „Erlkönig“ des Lessern hat etwas so Schauriges von geheimer Ahnung, ich möchte sagen, es flimmert darüber so ein graulich zitterndes Licht das Einem der das Stück in der Stille der Mitternacht lesen hörte die Haare zu Berge stehen mußten. Dagegen weht in dem „Fischer“ von Goethe ein geheimnisvoller Zauber ganz anderer Art, der die Sinne umnachtet und die Sehnsucht mit einer seltsamen Innigkeit anzieht. Gewiß werde ich dies kleine wunderbare Gedicht selbst zum hundertsten male nicht ohne Thränen lesen können. Aber, wie gesagt, es gehören dazu eigene Stimmungen, ohne welche ein Werk dieser Art und so abgeschmackt vorkommt wie eine Illumination bei Tage.

Diese eigene, dem Wunder geneigte und darum dem Aberglauben verwandte Gemüthsstimmung wird allerdings bei dem sich verbreitenden Lichte der Natur- und Geschichtswissenschaft in unsern Zeiten immer seltener; aber ganz verschwinden wird sie doch nie aus der Menschheit; denn immer wird sich die bedrängte Menschenbrust sehnen nach einer andern seligern, mühelose'n Welt, immer wird sie daher die poetischen Schilderungen eines bessern Lebens in den elysäischen Gesilden schön finden, und, was auch Derstedt sagen möge, die Naturwissenschaft wird ihr dagegen keinen Ersatz bieten können. Befriedigte die wirkliche Welt wie sie uns die Natur- und Geschichtswissenschaft kennenlehrt das menschliche Gemüth, so bedürfte dieses freilich keiner Poesie und keines über die natürliche Welt hinausgehenden Glaubens an übernatürliche Mächte. Aber da Dieses nicht der Fall ist, so schafft sich der Mensch in Poesie und Glauben, der Welt wie sie ist gegenüber, eine Welt wie sie sein soll, wie er wünscht daß sie wäre. Freilich ändert sich dieses dem Menschengemüth vorschwebende Ideal der Welt mit den Zeiten und läutert sich auf höhern Entwicklungsstufen der Menschheit; aber immer bleibt der Unterschied zwischen der idealen und wirklichen Welt noch groß genug als daß die Wissenschaft je dahin kommen könnte Poesie und Glauben aus der Menschheit auszurufen.

Wie aber, könnte hier Jemand zweifelnd fragen, die Wissenschaft lehrt uns Wahrheit und die Poesie zeigt uns Schönheit; können denn aber Wahrheit und Schönheit einander widersprechen? Kann das Schöne unwahr und das Wahre unschön sein? Muß also nicht der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Poesie verschwinden, muß nicht die Kluft zwischen beiden ausgefüllt werden? Allerdings kann das Schöne nicht unwahr sein; aber wenn man nur von Wahrheit so in abstracto spricht, so vergißt man daß es verschiedene Sattungen von Wahrheit gibt, mathematische, logische, naturwissenschaftliche, geschichtliche, moralische und ästhetische Wahrheit. Die Frage kann daher nicht sein ob das Schöne, Poetische auch wahr sein, sondern ob es noch eine andere als ästhetische Wahrheit haben müsse, etwa logische, oder mathematische, oder naturwissenschaftliche, oder geschichtliche? Da ergibt sich denn sehr bald daß das Schöne nur die ihm selbst eigenthümliche ästhetische Wahrheit zu haben brauche und daher von den nicht zu seiner eignen Natur gehörigen Sattungen der Wahrheit sehr wohl abweichen könne, weshalb es kommen kann daß die Poesie einem, wenn auch als Aberglauben erkannten Glauben geneigter ist als einer naturwissenschaftlich oder geschichtlich erkannten Wahrheit.

Selbst in wissenschaftlich aufgeklärten Zeiten, wo die Dichter den Phantasiegebilden des Aberglaubens schon längst keine Wirklichkeit mehr beilegen, wo sie erkannt haben daß die transcendenten, extramundanen Götter und Geister des Aberglaubens immanente, der Natur und dem Menschen inwohnende Mächte sind, können sie doch nicht umhin ihnen poetische Wahrheit beizulegen und sie als geeignete Verkörperung ihrer Ideen zu gebrauchen. Denn die Poesie kann die Wahrheit nicht in wissenschaftlich abstracter Begriffsform darstellen, sondern muß ihr einen concreten, individuellen, anschaulichen Leib geben, sie muß den Gedanken verdichten. Sie sieht sich daher genöthigt die immanenten Mächte der Natur und des menschlichen Geistes doch wieder als transcendenten persönliche Wesen vorzustellen, und z. B. anstatt wie die Moralsysteme vom negativen, verneinenden Geist im Menschen zu reden, uns den Teufel in lebhafte'r Gestalt vorzuführen, „den Geistes der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen“. Die abstrakte Wahrheit daß im Menschen zwei entgegengesetzte Principien miteinander kämpfen, wird poetisch als der Kampf guter und böser Geister um den Menschen dargestellt. Auch die Versuchungsgeschichte Jesu ist darum so poetisch, weil die innern Vorgänge in seiner Seele dadurch anschaulich werden. Die Geister, Gespenster und Hexen bei Shakespeare haben obgleich keine Wirklichkeit doch poetische Wahrheit, weil sie innere Vorgänge in der Seele des Helden abbilden; und wenn Homer dem Achilles, dessen Herz

Unter der gottigen Brust rathschläget, wankenden Sinnes, Ds er, das schneidende Schwert alsbold von der Hüfte sich reißend, Trennen sie sollt' auseinander und niederhau'n den Atreiden; Der füllt den Jorn und die mutthige Seele beherrscht.

des Regis erschütternden Zeus blauäugige Tochter vom Himmel herabsendet seinen Zorn zu befänstigen, so ist Das weit poetischer als wenn der Dichter bloß gesagt hätte: er besann sich und steckte das Schwert wieder in die Scheide. Ebenso ist es in der „Odysee“ weit poetischer das Poseidon, zurück von den Aethiopen sich wendend, den Odysseus auf der dunkelwogenden Meerflut erblickt und in heftig tobendem Zorne sogleich die Wolken versammelt, die Meerflut empört, den Dreizack schwingt, die Orkane erregt zum Kampf mit Orkanen und ganz in Bewölke verhüllt Erde zugleich mit Gewässer (Od., V, 282 ff.): — es ist diese Schilderung weit poetischer als die eines bloß natürlich entstandenen Sturmes gewesen wäre; denn das freundliche oder feindliche Walten der Naturmächte verwandelt sich poetisch in die Günst oder Ungünst der an den menschlichen Geschicken theilnehmenden Götter. Homer hat vielleicht ebenso wenig an die Wirklichkeit seiner Götter geglaubt als die spätere Dichter; aber sie hatten ihm wenn auch keine Wirklichkeit doch poetische Wahrheit gegeben, und so kommt es denn daß auch wir seine Gedichte noch mit Vergnügen lesen, obgleich uns jene Götterwelt längst entschwunden ist. Ja, unsere neuesten Dichter kleiden fort und fort noch ihre poetischen Ideen in das Gewand der Mythen und unser ästhetischer Sinn wird dadurch nicht im mindesten beleidigt, sondern bei geschickter Benützung des Mythischen oft sehr erfreut. Wie schön dichtet nicht Goethe, um das Liebeweckende in dem Gesange der Nachtigall zu erklären:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichete der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Triffst mit der Liebe Gewalt nun Philomela das Herz.
und um das verschiedene Zeitmaß der Liebenden begreiflich zu machen, wie sinnig dichtet er:

Was, wie seh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!

Wie? Leichtfinniger Gott, mißtest du doppelt die Zeit?
„Langsam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweite herab.“

Wenn Schiller in den „Göttern Griechenlands“ die dahingeschwundene Fabelwelt beklagt, so läßt sich mit Recht erwidern daß nur die abergläubisch angenommene Wirklichkeit der fabelhaften Wesen für uns verloren sei, aber nicht ihre poetische Wahrheit. Denn was im Leben untergeht hört darum noch nicht auf unsterblich im Gesang zu leben. Glauben wir auch z. B. nicht mehr an die schlangenhaarigen Eumenden als an wirkliche Wesen, so darf doch der Dichter noch fort und fort die den Verbrecher überallhin verfolgende Gewissensqual durch sie anschaulich machen; erklären wir auch den Schlaf und Tod natürlich, so gefällt es uns doch, wenn der Dichter sie als zwei Brüder darstellt, und vor das Bett des Sterbenden kein gräßliches Gerippe treten läßt, sondern einer Genius mit gesenkter Fackel, der durch einen Kuß das letzte Leben von der Lippe nimmt.

(Der Beschuß folgt.)

Zum Schul- und Predigtwesen in Italien.

In dem vor kurzem erschienenen dritten Bande von A. Stahr's „Ein Jahr in Italien“ *) finden sich, wie in den beiden frühern Bänden, anziehende Beiträge zur nähern Kenntniß des Schul- und Predigtwesens in Italien, das noch immer so sehr im Argen liegt, und von dem man so wenig erfährt. Es sei vergönnt Einiges hier mitzutheilen.

In der Fastenzeit (quaresima) wird in vielen Kirchen Roms von Priestern und Mönchen für die Jugend des ärmern Volks eine Art Religionsunterricht (esame) gegeben; es sind Kinder von etwa neun bis dreizehn Jahren, welche bald zum ersten male beichten und die erste Communion begehren wollen. Wenn Kinder von acht und neun Jahren beichten, mögen wol wunderliche Sünden zum Vorschein kommen. Unser Landmann wohnt einem solchen esame in der Kirche degli apostoli bei; er fand drei bis vier verschiedene Abtheilungen von Kindern, je zu vierzig etwa, an verschiedenen Seiten der Kirche auf einem Bierock von Bänken, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite. Obenan auf einem Lehnstuhl saß ein wohlgenährter Franziskaner (frate), und das Ganze lief eigentlich auf ein reinäusserliches Dressiren der jungen Seelen auf landesübliches Christenthum hinaus. Das Exercitium begann zuerst mit Uebungen im Schlagen des Kreuzes; dann folgte Auffagen des Paternoster, des Credo, der Kirchengesänge (logge della Chiesa) und der Beñ Gebote. Der Frate nannte einige Kinder bei ihren Namen; die meisten bezeichnete er bei seinen Anreden und Fragen nach irgend einem Stücke ihrer Kleidung oder nach irgend einer Eigenthümlichkeit ihrer Gesichtszüge, z. B.: Du, mit dem weißen Halstuche! (tu, col fazzoletto bianco!), oder: Du, mit dem rothen Gesichte! (tu, col viso rosso!) Einige beehrte er wol auch mit irgend einem Scheltnamen: Dieb, Schelm (briccone, birbaccione) u. s. w. Heftig polterte der gutmüthige Franziskaner, wenn, wie es meistens der Fall war, vorzugsweise die Knaben schlecht bestanden; er eiferte und keifte, verdarb aber dadurch den zerlumpten Quiriten ihre gute Laune nicht im geringsten, denn sie fuhrn fort allerlei Schalkspoffen zu treiben. „Welche Todskinder! Kinder! Das sind wesentliche Dinge (sono cose essenziali), und du lachst, Spigbube? Na, der Sommer ist nicht weit, und wenn du dann das gelbe Fieber kriegst und stirbst dann, wohin denkst du daß du gehst wenn du diese cose essenziali nicht in deinem birbantischen Kopfe hast? Gerade weg in des Teufels Haus (dirittamente in casa del diavolo). Denn“, fuhr er nach einer kleinen Pause, während welcher er in die Höhe geblickt hatte, fort, „seht ihr die Fensterbogen dort? Es ist keine Treppe da daß man zu ihnen hinaufsteigen könnte. Aber es gäbe doch wol ein Mittel da hinauf zu gelangen auch ohne Treppe; denn kluge Menschen erfinden Velec. Aber per entrare nel paradiso senza sapere le cose essenziali, dafür gibt es kein Mittel, kein Priester und kein Frate, ja der Heilige Vater selbst mit all seiner omnipotenza kann euch dazu nicht helfen. Darum (mit großem Nachdrucke und einer doppelten Priße aus der schwarzen Lavabose) dunque, figtuoli miei, imparatevi bene le cose essenziali!“

Auch unsern Landmann zog der Katechet in seinen Unterricht mit hinein. „Ein Knabe flockte bei dem siebenten Gebote. «Il settimo!» schrie der Frate, vor Zorn ganz braun im Gesichte. «Non sai il settimo, birbaccione chi sei!» Dann mit einer Stimme die durch die ganze Kirche donnerte rief er: «Non rubare, è il settimo! Seht, wie dem Schalle das siebente Gebot schwer eingeht, und ist doch selbst ein piccolo rubatore! Hast du nicht deinen Schwestern manch Stück Brot und ihre gebratenen Maronen gemauft? Seht ihn euch an, den briconoello, wie er dastcht!» Dann fuhr er befänstigter

*) Wir berichteten bereits darüber in Nr. 265 d. Bl. f. 1850.

fort: „Ja, meine Kinder! Lernet die commandamenti di Dio feilig. Selbft die Signori Inglesi, obfchon fie Keger find, fogar fie kennen die Sehn Gebote. Der Signor da — er zeigte auf mich — wird es bezeugen.“ Die ganze kleine Herde wendete jetzt ihre Blicke auf mich, und ich beftärkte mit mehrmaligem Kopfnicken die Worte ihres eifrigen Hirten.“

Immer mehr und mehr ward von da ab unfer Landsmann in den Unterricht hineingezogen. „Als fih ein kleiner Buffo durchaus an Nichts erinnern wollte, felbft im Schlagen des Kreuzes fih ungefehicht ftellte, und zuletzt unter allerlei Poffen zum Gelächter feiner Kameraden auf feinen Plag zurückkehrte, wendete fih der Mönch an mich mit der Frage: „Was fagt Ihr zu einem fo ungezogenen Buben?“ Ich erwiderte mit einer verftändlichen Pantomime daß hier ein guter Stock noththäte. „Da vero! da vero!“ bekräftigte er, drohte dem Buben, doch kam es zu dem Aeußerften nicht. Als er bei dem Abfragen der Sehn Gebote mit dem fechsten an ein Mädchen kam welches nicht zu antworten wußte, ging er darüber hin mit den Worten: „Nun, das ift noch nicht für dich.““

Zum Schluß zog er mit fämmtlichen Kindern an den Altar, ließ fie da niederknien, und begann felbft kniend das „Ora pro nobis!“ unter Anrufung einer Menge Heiliger, bei deren Namensnennung jedesmal die Kinder ein erneutes: „Ora pro nobis!“ hineinflärten. Dann führte er fie aus der Kirche, wo fie fih von ihm, die artigen und frommen unter Handfüßen, verabschiedeten.

Höchft ergöglich ift der Schluß einer Kupuzinerepredigt, den Stahr an einer andern Stelle feines anziehenden Reiseberichts mittheilt. Die Predigt handelte über das vierte Gebot, und fchloß mit folgender Exemplification:

Nostro S. Gesu Cristo, quando era ragazzo del età di dodici anni, una volta, come fanno mica spesso volte le creature, s'era allantato da sua Santissima madre. Quella povera Madonna — benedette sia il suo santissimo nome! — angustiata di ritrovare il carissimo figlio, andò cercando per tutta Gerusalemme, ed in fine entro nel templo — forse anche per dire un Ave o due.

Imaginatevi, figliuoli miei, la sua gioia, quando ci trovò il figlio cercato, chi stava chiacchiando coll professori. „Gesu Cristuccio mio!“ — „sciamò — „come ti potevi staccare dal benedetto fianco della madre? Quanto m'hai fatto pensare!“ Ma lui, sgualtamento da ragazzaccio, rispose: „Che v'importa a voi, o donna!“ Vedete, fratelli miei, v'era una risposta propriamente impertinente. Ma che fine ha fatto poi? — In croce!

Unser Herr Jesus, als er noch ein Bürschchen in dem Alter von zwölf Jahren war, hatte sich eben auch einmal im Spielen, wie Das die Kinder wol in diesem Alter thun, von seiner allerbsteiligsten Mutter entfernt. Die arme Madonna — gebenedeist sei ihr Name: — ängstlich bekümmert ihren geliebten Sohn wiederzufinden, wanderte suchend durch ganz Jerusalem, und trat zuletzt in den Tempel ein — vielleicht auch um ein Ave Maria oder zwei zu beten.

Nun stellt euch vor, meine Kinder, wie groß ihre Freude war als sie dort ihren überall vergebens gefuchten Sohn fand, der da stand und mit den Professoren schwätzte. „Jesus Christchen!“ rief sie aus, „wie hast du es über's Herz bringen können dich von der segneten Seite deiner Mutter zu entfernen? Was für Sorge hast du mir gemacht!“ Er aber, widersperrisch wie Jungen sind, antwortet trozig: „Was geht Das Euch an, Donna?“ Ihr seht, meine Brüder, Das war eine Antwort, so unschicklich wie nur Etwas sein kann. Aber was hat er denn zuletzt auch sein Ende genommen? — Am Kreuze!

24.

Bibliographie.

Bluntschli, Allgemeines Staatsrecht, geschichtlich begründet. 1te Abtheilung. 1tes bis 6tes Buch. München, Literarisch-artistische Anstalt. Ter. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen, begründet auf die durch die Wissenschaft errungenen Thatsachen. Aus dem Englischen nach der 6ten Auflage von C. Vogt. Mit 134 in den Text eingedruckten Holzschritten. Braunschweig, Sieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hunkler, L. F. Z., Leo der Reute und seine Zeit. Mainz, Kirchheim und Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Klenke, G., Alexander von Humboldt. Ein biographisches Denkmal. Mit dem Portrait A. von Humboldt's und einer Karte des Orinoco-Stromes. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neues Lateinbrevier. Aus deutschen Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von W. Wolfsohn. Dessau, Nag. 16. 1 Thlr.

Redon, Frhr. F. v., Allgemeine vergleichende Finanz-Statistik. Vergleichende Darstellung des Haushalts, des Abgabewesens und der Schulden Deutschlands und des übrigen Europa. 1stes Heft. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Richter, S., Natur und Geist. 1ster Theil: Die Grundprincipe der Materie. — A. u. d. L.: Der Magnetismus, der Galvanismus und die Electricität. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Schults, A., Haus und Welt. Neuere Gedichte. Elberfeld, Bädeler. Gr. 16. 1 Thlr.

Stifter, A., Studien. 1ster bis 4ter Band. 3te Auflage. 8. Pesth, Deckenast. 1850. 8. 8 Thlr.

Streber, F., Die ältesten Münzen der Grafen von Hohenlohe oder zwanzig bisher meist unbekanntes Pfennige des Hrn. Ulr. von Hohenlohe. Ein Beitrag zur Geschichte der Grafen von Hohenlohe von 1371 bis 1406. Mit einer Tafel Abbildungen. München. 1850. Gr. 4. 22 1/2 Ngr.

Von einer verschollenen Königsstadt. Ein romantisches Gedicht. Vom Verfasser der „Parallelen.“ Wien, Pflaush u. Wolf. 1850. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wanner, R., Der Kanton Schaffhausen in seiner antiquarischen Bedeutung. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 16. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Meinertshagen, G., Der 18. Oktober 1850, eine Mahnung an die Zukunft des himmlischen Königs und seines Reichs. Predigt über Apocalypse 11 B. 15—18. Bremen, Heyse. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Shand ein, L., Die Auswanderer. Gedicht in westlicher Mundart. Kaiserslautern, Wahl. 8. 2 Ngr.

Schleswig, G., Einfache geschichtliche Darstellung. Empfohlen von dem Unterstützungs-Comitee in Elberfeld und Barmen. Elberfeld, Bädeler. 1850. 8. 2 1/2 Ngr.

Schwizger, A., Die Aufnahme in die Synode kirchenrechtlich beleuchtet. Zürich, Drell, Hüfli u. Com. 1850. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Schwend, R., Ein Würzburger Facultätspruch mit einigen Anmerkungen herausgegeben. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Offenes Sendschreiben an den Hrn. Minister von Ranke. Leipzig, Reil u. Comp. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Unbilden der Gegenwart gegen den geistlichen Stand, besonders gegen die Landgeistlichen und Landeschullehrer im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Altenburg, Jacob. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Verdicht des Bürgers über die Bekennnisse eines Soldaten. Leipzig, Müller. Gr. 12. 7 Ngr.

Wagl, F., Der christliche Religions-Unterricht an der Volksschule und am Gymnasium, mit Rücksicht auf die Anforderungen der Gegenwart. Graz, Pesse. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

Zur Erinnerung an Nicolaus Falk, Professor des Rechts in Kiel. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Aberglaube, Poesie und Naturwissenschaft.

(Bechluss aus Nr. 24.)

Der Unterschied der poetischen von der wissenschaftlichen Wahrheit liegt keineswegs bloß in der Form der Darstellung, die für jene concret anschaulich, für diese abstract begrifflich ist, sondern ebenso sehr im Inhalte des Dargestellten. Denn während die Wissenschaft die wirkliche Welt in ihren verschiedenen Reichen und deren Causalzusammenhang zum Gegenstand hat, unbekümmert ob und inwieweit die wirklichen Dinge den Ideen im platonischen Sinne, d. i. den ewigen Ur- und Musterbildern, entsprechen: so zeigt uns die Poesie dieselben gerade im Lichte dieser Ideen, unbekümmert darum ob sie so auch in der Wirklichkeit vorkommen. Denn nicht Nachahmung der Natur ist die Aufgabe der Kunst, sondern Vollendung derselben, Veranschaulichung derselben in ihrer der Idee entsprechenden Erscheinung. Daher kann nicht die gemeine Wirklichkeit in Natur und Geschichte Gegenstand der Poesie werden, sondern nur das in seiner Art Vollkommene, das ein Repräsentant seiner Idee ist, das Schöne und Charakteristische. Während der Naturforscher das Stein-, Pflanzen- und Thierreich abgefordert betrachtet und jede, auch die häßlichste und unentwickelteste Art in seine Classification aufnimmt, so stellt uns der Maler oder Dichter in einem Landschaftsbild die Natur nicht so auf Schnüre gezogen, was höchst abgeschmackt wäre, vor Augen, sondern in ihrem bunten Durcheinander von Berg und Thal, Gestein und Gewässer, Pflanzen und Thieren, in trüber oder heiterer Atmosphäre, so jedoch daß die disparaten Theile durch eine Idee, eine bestimmte, sei es nun schöne oder charakteristische Naturstimmung, zu harmonischer Einheit verbunden werden. Und sowie der poetische Naturschilderer uns die Natur im Lichte einer Idee zeigen, also die rohe Wirklichkeit erklären und veredeln muß, ebenso darf uns auch der epische und dramatische Dichter nicht die Geschichte in ihrer gemeinen Realität vorführen, sondern muß bedeutende, charakteristische Helden und Begebenheiten wählen, in denen sich ebenfalls eine Idee zur Anschauung bringen läßt. Während der Wissenschaft also der Stoff gleichgültig ist und sie den Mistkäfer mit gleicher Wißbegierde und Wahrheitsliebe betrachten muß

wie den Menschen, so ist es in der Kunst die Vorliebe für diese oder jene Gegenstände die die Wahl des Stoffes bestimmt, eine Vorliebe die freilich nicht willkürlich ist, sondern bedingt durch das an sich Schöne in jeder Gattung.

Hieraus ergibt sich aber auch, was die Verwandtschaft der Poesie zum Aberglauben betrifft, daß nur solcher Aberglaube poetisch wirkt der uns die Dinge im Lichte einer schönen Idee sehen läßt. Gemeiner, häßlicher, unsinniger Aberglaube, abgeschmacktes dummes Zeug, was das Gemüth nicht in eine edle, harmonische Stimmung versetzt und nicht ebenso den Kopf als das Herz zu befriedigen vermag, kann unmöglich poetisch wirken. So wie wir die poetische Wahrheit von der wissenschaftlichen unterschieden haben, ebenso müssen wir auch den poetischen Aberglauben vom unpoetischen unterscheiden. So wie die Poesie, wenn sie wirkliche Gegenstände aus der Natur und Geschichte zum Stoff ihrer Darstellung wählt, dieselben nicht lassen kann wie sie sind, ebenso wenig kann sie abergläubische Vorstellungen, wenn sie dieselben benutzt, unverändert aufnehmen, sondern muß ihnen das Gepräge einer poetischen Idee aufdrücken, wenn sie dasselbe nicht schon ansichtragen. Der abergläubische Wahn z. B. daß den Göttern zu ihrer Verfohnung Menschenopfer geschlachtet werden müssen, ist abscheulich und an sich keineswegs poetisch. Aber die Art wie Euripides in seiner „Iphigenia in Aulis“ diesen Aberglauben verarbeitet hat ist sehr poetisch und wirkt echttragisch. Es leuchtet aus dieser Tragödie der Conflict zwischen der Forderung der Natur und der des positiven, für göttlich geoffenbart gehaltenen Gebots hervor. Agamemnon opfert, obwol nicht ohne Schmerz, sein Familienwohl dem Wohle des Vaterlandes; Iphigenia, obwol gegen das herbe Geschick kämpfend und sich sträubend, das sie als blühende Jungfrau statt zum erwarteten Traualtar zum unerwarteten Opferaltar führt, besiegt sich doch heldenmüthig und erträgt in der Ueberzeugung von der Unvermeidlichkeit und zugleich Heilsamkeit ihres Todes mit großartiger Ergebung ihr Unglück. Die Helden des Stücks stehen also, obwol intellectuell klein, weil abergläubisch, doch moralisch da, und eben dieser Zwiespalt zwischen intellectueller Befangenheit, die in ihrem Wahne so Unnatürliches für göttliches Gebot hält, und resignirendem Heldenfinn, der sich dem Gebotenen mit Freiheit

unterwirft und alle persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer bringt, erregt unser Mitleid und wirkt schmerzhaft; während ein bloßes Hinschleppen der Iphigenia zur Schlachtbank wider ihren Willen und ihre Ueberzeugung im höchsten Grade unpoetisch wäre, weil es das Gemüth des Zuschauers mit Entsetzen ergreifen würde, wie sonst ein gewaltsamer, aus keinen innern Conflicten hervorgegangener Mord.

Ähnlich unpoetisch an sich wie der Wahn der Menschenopfer ist auch die schroffe Schicksalsidee welche unschuldige Menschen schon vor ihrer Geburt durch Götterspruch zum Untergange bestimmt sein läßt. Ein so unschuldig, man weiß nicht warum, dem herben Geschick verfallener Mensch könnte kein Gegenstand einer Tragödie sein. Dennoch hat Sophokles es verstanden im König Oedipus einen echttragischen Helden aufzustellen, und Karl Friedrich Beckers hat in seinem oben angeführten Werke „Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet“ Unrecht wenn er nach Betrachtung des Sophokleischen Oedipus in Betreff der darin waltenden Schicksalsidee sagt:

Will ich mir die Sache recht verfinnligen, so kann ich mir den Schicksalsgott allenfalls wie einen späßhaften Schiffsherrn denken der mitten auf dem Meere zu seinem Vergnügen einen Sklaven über Bord geworfen hat, um zu sehen wie lange er das Schwimmen wol aushalten werde ehe er untergeht. Der Sklave will auch diesem Schicksale entgegen, und glaubt es recht gut zu machen wenn er sich an dem Rand des Bootes festhält; aber der Schiffsherr haut ihm mit einem glücklichen Hiebe beide Hände ab. Der Sklave will darauf mit den Zähnen in ein herabhängendes Seil beißen, aber der Herr taucht ihn durch einen kräftigen Stoß mit einer Stange tief ins Wasser hinab daß er blutig wieder heraufkommt. Doch schwimmt er noch ganz matt eine Strecke fort, bis ihn die Kräfte verlassen und er ertrinken muß.

Dieser Oedipus, der, wie es Beckers sich vorstellt, aus einer grausamen göttlichen Tyrannenlaune, ohne seine Schuld, zu ungeheuern Unglück ausersehen ist und, gegen die Unglück ankämpfend, nur immer tiefer hinein versinkt, ist keineswegs der Sophokleische. Von diesem hat Karl Johann Hoffmann (in einer Alexander von Humboldt gewidmeten 1839 in Berlin erschienenen Schrift „Ueber das Nichtvorhandensein der Schicksalsidee in der alten Kunst“) nachgewiesen daß keineswegs die Schicksalsidee das Hauptmotiv der Tragödie bildet, sondern die Schuld des Oedipus, und eben dieses hat auch Konrad Schwend in seinen 1846 erschienenen Erklärungen der Tragödien des Sophokles auf überzeugende Weise dargethan. Konrad Schwend, ein gediegener und gründlicher Kritiker, hat auch neulich in seinen Erklärungen der Schiller'schen Werke gezeigt wie Schiller in der Behandlung der Schicksalsidee weit hinter Sophokles zurücksteht, da in der „Braut von Messina“ der Fluch des Ahnherrn, welchem die feindlichen Brüder erliegen, nur wie ein gräßlicher Schicksalspopanz willenlose, unzurechnungsfähige Wesen zermalmt:

Der Haß eines solchen Brüderpaars wie es uns der Dichter vorführt muß, wenn er irgend sittlich wirksam sein soll, sich in menschlichen Ursachen des Hasses bewegen, damit ihnen eine Berechnungsfähigkeit zutheilwerde. Bei solcher Motivi-

zung mag ein Fluch im Hintergrunde stehen und einen dämonischen Schauer über das Ganze verbreiten, er wird dann das Sittlich-Menschliche nicht ganz vernichten. Schiller hat jedoch nur das vollkommen schroffe Schicksal ohne Spur einer Milderung zu seiner Darstellung gewählt, obgleich die Oedipus-Sage die Schroffheit in hohem Grade mildert. In dieser fühlen die Söhne des Oedipus daß ein Fluch in ihrem Hause walte, aber ihr Haß entbrennt erst um die Herrschaft und reißt Beide in der Wuth des Wechelmordes in den Tod. Um Herrschaft kämpfen aber auch Andere, ohne daß sie glauben ein Fluch laure auf sie, und um Herrschaft sind schon zahlreiche grauenvolle Verbrechen begangen worden und werden noch begangen. Da bietet sich denn doch eine menschliche Leidenschaft dar welche in so vieler Menschenbrust heftige Begier entlammt, und die Jeder verstehen kann, und es ist nicht ein gegenstandsloser Haß, der nur wie ein thierischer Instinct wirkt und, wie bei Schiller, als unbegreifliche Idiosynkrasie erscheint.

Aus diesen Beispielen ergibt sich unter welchen Bedingungen die Wunderwelt des Aberglaubens in die Poesie hereinspielen darf, wenn sie ästhetisch wirken soll. Das Uebernatürliche darf nichts Unnatürliches erzeugen, denn alles Unnatürliche ist unschön. In der Poesie müssen immer menschliche Situationen, menschliche Charaktere und Leidenschaften nebst deren Conflicten die Hauptmotive bilden, und jener sinnlose, das Leben verflörende Aberglaube, der die in finstern Bahn befangenen Menschen zu widernatürlichen Handlungen fortreißt, kann kein Gegenstand der Poesie sein, sondern lediglich der psychologischen Pathologie. Von dieser aus dummer Angst oder aus thörichten Wünschen entsprungenen Wunderwelt des Aberglaubens hat Dersted ganz recht daß sie, in ihrer Fülle entwickelt, soweit entfernt ist eine Welt der Schönheit zu sein daß sie vielmehr ganz das Gegentheil davon ist. Teufelsverheißungen, zauberhafte Besprechungen, Geisterbeschwörungen, Exorcismen, magisch wirkende Flüche, gespenstischer Spuk, Hexenwunder u. dgl. ist an sich gar nicht poetisch. Die poetische, ästhetische Gemüthsstimmung ist völlig verschieden von der in jenem finstern unheilvollen Wahn befangenen. Der Wilde der bei einer Sonnenfinsterniß zittert und hebt als sollte die Welt untergehen; der Feige der sich bei einem Gewitter verkriecht; der Thörichte der anstatt seine kranken Kinder durch natürliche Mittel zu heilen sie durch Zaubersalben und Tränke zugrunderichtet; der Sünder der sich schon im voraus für noch künftig zu begehende Sünden einen Ablassjettel kauft; der Reliquienanbeter, der Vogelzug- und Eingeweidebeobachter: — all dieses Gesindel ist Nichts weniger als poetisch. Soll der Dichter, dessen Gemüthsstimmung die ruhige, von Angst und Wahn freie contemplative, in das Anschauen der göttlichen Ideen vertieft ist, jene Wahnwelt des Aberglaubens in seine Dichtungen aufnehmen, so kann er sie nicht zum Zweck derselben machen, sondern sie nur als mitwirkende Ingredienzen einmischen, die dazu dienen die poetische Idee in ein desto helleres Licht zu stellen.

Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung was Tieck 1796 in seiner dem Shakespeare'schen „Sturm“ vorangeschickten Abhandlung über „Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren“ sagt. Bei so richtigen und tiefen

Einsichten über die Bedingungen unter denen allein das Wunderbare poetisch wirken kann, ist es zu verwundern daß Tied selbst es nicht poetischer zu verarbeiten gewußt hat. E. L. Hoffmann, der das Wunderbare und Grauenhafte in seinen Erzählungen mit so großer Vorliebe behandelt, hat sich dafür auf Tied berufen und gemeint: es bedürfe keiner Apologie des Grauenhaften, da die größten Dichter vermöge jener Hebel das menschliche Gemüth in seinem tiefsten Innern zu bewegen gewußt. Man dürfe nur an Shakespeare denken, sowie sich auch Niemand besser darauf verstanden als Tied in mancher seiner Erzählungen, z. B. im „Lieberzauber“. Die Idee dieses Märchens müsse in jeder Brust eiskalte Todeschauer, ja der Schluß das tiefste Entsetzen erregen, und doch seien die Farben so glücklich gemischt daß, trotz alles Grauens und Entsetzens, uns doch der geheimnißvolle Zauberreiz des Tragischen befinde, dem wir uns willig und gern hingeben. Aber Konrad Schwend hat gezeigt daß weder in dieser Tied'schen Erzählung auf die sich Hoffmann beruft noch in Hoffmann's eigenen Erzählungen das Grauenhafte und Wunderbare poetisch wirkt. („Literarhistorische Charakteristiken und Kritiken“, 1847.)

Die romantische Schule hat es überhaupt nicht verstanden das Wunderbare poetisch zu verarbeiten, weil in ihren Dichtungen entweder die Phantasie sich auf Kosten des Verstandes geltendmacht, sodas die Seelenkräfte nicht harmonisch angeregt werden, was doch jede echte Dichtung thun muß; oder weil das Wunderbare, Außerordentliche mit dem Alltäglichen und Gemeinsten so bunt durcheinander gemischt ist daß man nicht weiß ob man in einer eingebildeten Welt des Wahnweges oder in der wirklichen lebt, mithin alle Einheit fehlt, ohne die doch ein wahrhaft poetisches Product nicht bestehen kann. In der Poesie kommt Alles auf den Gehalt an; dieser entscheidet ob und welcher Aberglaube in eine Dichtung aufzunehmen sei. Gehaltvolle Mythen, wie der vom Prometheus, von der Pandora, von der Psyche u. a. dgl., sind schon an sich poetisch und erleichtern daher dem Dichter sehr eine poetische Bearbeitung. Gehaltloses dummes Zeug hingegen, wie es im abgeschmackten Aberglauben des Pöbels vorkommt und nur dessen innere Angst und Noth abbildet, dürfte auch dem größten Dichter schwer werden in Poesie zu verwandeln.

22.

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

Leo's XII. Grabmal.

Vor dem Altar Papst Leo's des Großen in der Peterskirche zu Rom, welchen Alessandro Algardi's Hochrelief des Attilla schmückt, ein bewunderungswürdiges Werk, soviel man auch von Seiten des strengern Kunstgeschmacks dagegen einzuwenden haben mag, bemerkt man im Fußboden einen einfachen Marmor mit folgender von einem Kreuze eingefasster Inschrift:

Leoni Magno
Patrono coelesti
Me supplex commendans
Hic apud sacros cineres
Locum sepulturae elegi

Leo XII humilis ciliens
Haerodum tanti nominis
Minimus.

Papst Leo XII. hat diese schöne Inschrift selbst verfaßt; seit dem December 1830, das ist seit dem Tode Pius' VIII., ruht er unter diesem Stein, nicht in jener Abtei bei La Senga wo er sich ein Grab bestellt hatte. (Vergl. Nr. 208 d. Bl. f. 1849.) Auf letztem liest man folgende Worte:

Cinis Annibalis
Misserrimi peccatoris
Coagmentatus et in lucem edilus
Postridie Kal August MDCCCLX
Solatus
Hic novam coagmentationem
Indissolubilem expectat
Orate ut sit in pace locus eius.

Gleich diesem für Annibale della Senga bestimmten Grabmal ist manches andere leer geblieben. Einige wenige nur unter den in Italien befindlichen mögen genannt werden. In der Benedictinerklosterkirche von Monte Vergine bei Avellino im Königreich Neapel ist das Grab welches König Manfred sich erwählte, ein antiker Sarkophag, wie mehr denn einer der Porphyrstücke der normannisch-hohenstaufischen Herrscher Siciliens antiken Ursprung anzeigt. Dem Sohne Friedrich's ward kein Grab zutheil: längs des Berde an des Reichs Grenze verwehte der Wind die Asche des Gebannten. Leer steht in der Certosa von Pavia das Mausoleum Gian Galeazzo Visconti's: als es fertig war konnte man seine Gebeine nicht mehr auffinden. Neben der Marmorstatue der Beatrice d'Este liegt in derselben Kirche die ihres so unglücklichen wie schuldigen Gemahls Lodovico Sforza, genannt il Moro; aber er starb einsam im Schlosse von Loches in Frankreich nach zehnjähriger Gefangenschaft. Papst Alexander's VI. Grab in den vaticanischen Grotten ist leer: seine Reste wurden nach der spanischen Kirche Sta. Maria in Monserrato gebracht. Manche der prächtigen aber häufig geschmacklosen Papstmonumente in St. Peter sind nur Ehrenbeispiele, wie das des Dante Alighieri in Sta. Croce zu Florenz.

Italienische Streitkräfte im 17. Jahrhundert.

Gregorio Leti, ein Vielschreiber, welchem eine Masse guten Materials neben der Kenntniß zahlreicher Curiosa zugebort stand, dessen Bücher man aber nur mit der äußersten Vorsicht gebrauchen darf, weil er theils nach Ackerhand on dies schrieb, theils die Wahrheit absichtlich entstellte, gibt in seiner „Italia regnante“ folgenden Ueberschlag der Streitkräfte Italiens seiner Zeit (um 1675): Waffenfähige Männer 1,972,000; im Kriegsdienst befindlich oder dazu verpflichtet 369,500 Mann Fußvolk, 32,200 Reiter; im Garnisondienst 27,400; Milizen „welche ohne Bedrückung der Unterthanen besoldet werden können“ 149,500 Mann Fußvolk, 16,000 Reiter. Diese Zahlen wären bedeutend, namentlich im Verhältniß zu der damaligen Bevölkerung, welche weit unter der gegenwärtigen steht; aber bei dem Mangel an glaubwürdigen statistischen Angaben, über den man zum Theil heute noch klagt, darf man dieser Zählung keine große Wichtigkeit beilegen, indem sie wahrscheinlich nur nach einem ganz allgemeinen Ueberschlag oder der Annahme einer willkürlichen Proportion gemacht ist. So ist denn die ganze Berechnung kaum viel mehr als illusorisch, und da sie nicht nach den einzelnen Staaten eingetheilt ist läßt sich eine Vergleichung mit neuern Verhältnissen nicht anstellen. Letztere Verhältnisse sind übrigens in Folge der Umwälzungen der beiden jüngsten Jahre äußerst schwankend, und während im lombardisch-venetianischen Königreich wie in Beiden Sicilien die Zahlen sich im Vergleich mit früher bedeutend gesteigert, sind im Königreich Sardinien, in Toscana, im Kirchenstaat die Militäretats vermindert worden. Für das Jahr 1833 gab Ferrisori der Lombardei acht Linienregimenter Infanterie, ein Jägerbataillon, ein Gensdarmeregiment, ein Cavallerieregiment, ein Chevaux-

legers), elf Artilleriecommandos u. s. w., und berechnete die im Königreich ausgehobenen Truppen auf etwa 30,000 Mann, nämlich im Verhältnis zur Bevölkerung wie 1 : 142,000. In derselben Zeit gab er dem Kirchenstaat eine Militärmacht von beinahe 18,000 Mann. Das sardinische Königreich hat gegenwärtig etwa 35,000 Mann (Kriegsfuß mit Einziehung sämtlicher Reservisten 146,000); Toscana gegen 11,000 oder nach Abzug der Polizeitruppen, Invaliden und freiwilligen Grenz- und Küstenwächter nur 6000; Neapel, dessen regelmäßige Macht nicht über 35,000 war, über 90,000 mit Einschluß von vier Schweizerregimentern. Die päpstliche Armee wird neu gebildet und soll aus etwa 10,000 Mann und 5000 Mann Polizeitruppen bestehen.

In dem erwähnten Jahr 1675 berechnete der nämliche Gregorio Leti die Kriegsmacht des Kirchenstaats folgendermaßen: Festungscommandos 4000 Mann; im Dienst unterrichtet und zum Tragen der Waffen fähig und verpflichtet 80,000 Mann Fußvolf, 3500 Reiter, die indeß zu Hause sind und „keine Löhnung beziehen, einige Privilegien ausgenommen“. Von diesen würden ohne zu große Anstrengung 30,000 Mann Fußvolf und 3000 Reiter besoldet werden können. Außer den für diese Mannschaft nöthigen Waffen werden noch angegeben: in den Festungen Ferrara, Bologna, Engelsburg, vaticanischer Palast, Ancona, Ravenna Waffen für 60,000 Mann und reichliche Munition; im Hafen von Civitavecchia außer vieler Munition zwölf vollständig gerüstete Galeeren. Gemäß einer Relation über den Kirchenstaat aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts konnte der Papst über etwa 70,000 Mann Fußvolf und 15,000 Reiter verfügen. Davon stellten Umbrien 10,000 Mann Fußvolf und 3000 Reiter; Romagna 20,000 Mann Fußvolf und 4000 Reiter; Marken 15,000 Mann Fußvolf und 2000 Reiter; Bologna und Ferrara 25,000 Mann Fußvolf und 6000 Reiter. Man weiß indeß nur zu gut aus der Geschichte jener Zeiten was das für Truppen waren, namentlich aus den Berichten über die lächerlichen Ereignisse des Kriegs welchen die Barberini (Urban VIII.) gegen die italienischen Verbündeten (Venedig, Modena, Parma und Modena) wegen des Farneseischen Lehens Castro-Roncionione unternahmen. Die Reputation der päpstlichen Truppen besserte sich auch im französischen Revolutionskriege nicht. Von den neuesten Ereignissen und dem Abfall der bewaffneten Macht von ihrem Souverain ist es besser ganz zu schweigen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des Bauernstandes.

Neuerdings ist in Paris erschienen: „Histoire des paysans en France, par M. A. Leymarie“ (2 Bde.). Viele Jahrhunderte lang mußte der Bauernstand das härteste Joch tragen. Ihn drückte am längsten die Knechtschaft; denn obgleich dieselbe ohne Zweifel allmählig milder wurde, so hörte sie doch erst mit dem Ende des 18. Jahrhunderts ganz auf. Die Revolution setzte in Frankreich ihre letzten Spuren weg, indem sie Alles was noch vom Feudalwesen übrig war vernichtete. Es ist ziemlich sonderbar daß die Cultur der Erde diese erste Quelle alles Reichthums und aller Besitzung so lange an die unterste Stufe der Beschäftigungen denen der Mensch seine Kräfte widmet hat verwiesen werden können. Dies kam wahrscheinlich von dem Vorherrschenden des kriegerischen Elements während eines langen Zeitraums. Die besiegten Völker wurden Sklaven der Eroberer, welche den Boden unter sich theilten. Das Feudalwesen, welches nach dem Einfall der Barbaren errichtet wurde, behielt diese Demarcationslinie bei zwischen dem Grundbesitzer, als freien Mann, und dem Leibeigenen, als glebae adscriptus, d. h. als zu gewissen, mehr oder weniger erniedrigenden Leistungen gegen seinen Grundherrn gezwungen. Es war ein Fortschritt, weil diese Verpflichtungen wenigstens durch Gesetze und Verordnungen bestimmt wurden; aber der Bauer, dessen Schicksal noch unge-

wisser als das des Sklaven gemacht wurde, gewann dabei nicht an Wohlsein. Die Gewalt der Herren trat gar zu leicht die Gerechtigkeit mit den Füßen nieder, und ihre unaufhörlichen Forderungen erlaubten dem Ackerbau nicht irgend einen Aufschwung zu nehmen. Auch versuchten es die durch Erpressungen und Elend zum äußersten getriebenen Bauern die weichen Füße gegen ihre Unterdrücker zu verbinden. Es waren schreckliche Empörungen, bezeichnet durch Raub, Mord, Brand, mit einem Worte durch alle Ausschweifungen welche die Rachsucht hervorbringen kann. Unterdeß führte die Entwicklung des Gewerbleißes und des Handels bessere Resultate herbei. Es bildeten sich Communitäten um die Rechte der Herren abzuwischen und um sich nach und nach zu emancipiren. Allein in dem Maß als die Feudalherrschaft sich ihrem Ende neigte schienen sie sich rächen zu wollen, indem sie denen welche noch unter dem Joch waren immer drückendere Lasten auflegten. Als die französische Revolution ausbrach begrüßten die Bauern sie als ein Signal der Empörung gegen ihre Herren, und benutzten dieselbe um sich von den gräßlichen Unterdrückungen worunter sie solange gelitten zu befreien. Die Schloßherren wurden geplündert und verbrannt, und die Ueblichen, zum Lohn dafür daß sie auf die letzten Vorrechte die ihnen übrig waren großmüthig Verzicht geleistet hatten, sahen sich genöthigt die Flucht zu ergreifen, um dem Tode zu entgehen. Hr. Leymarie hat sich bemüht ein vollständiges Gemälde des Zustandes von Elend, Verlassenheit und Knechtschaft zu machen, worin die Bauern unter den verschiedenen Wandelungen des Feudalsystems bis zu seinem entchiedenen Falle sich befanden. Er hat die Untersuchungen welche eine solche Arbeit erfordert nicht gescheut, angefeuert von dem Wunsch die Sache einer Classe der Gesellschaft zu vertheidigen, für deren Wohl man seiner Meinung nach beizeitem nicht Alles was man thun sollte gethan hat. Wir glauben mit ihm es sei wünschenswerth daß die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers sich mehr auf die Interessen der ackerbauenden Bevölkerung richte; denn vor allem in einem Lande wie Frankreich ist sie die erste Quelle alles Reichthums, und bildet den festesten Bestandtheil des Staats, denjenigen der den Versuchen der Aufwiegler und den Theorien der revolutionnären Utopisten am besten widersteht. Aber unser Verfasser scheint ein wenig zu übertreiben, wenn er sagt der Zustand des Bauers habe sich fast gar nicht verbessert. Derselbe ist ganz gewiß sehr verschieden von dem was er vor hundert Jahren war, und wenn er nicht Alles was man von der Emancipation erwartete erhalten hat, so kommt es größtentheils davon her daß die allgemeine Bestrebung der Geister sich vorzugsweise nach der Entwicklung der Industrie gerichtet hat. Die Gewalt der Dinge wird in dieser Hinsicht von selbst eine Reaction herbeiführen, die gewiß nicht lange auf sich warten lassen wird, und deren erste Symptome sich schon auf verschiedenen Punkten von Frankreich zeigen. Die wahre Ursache des Uebels liegt in der falschen Civilisation, gegen welche heutzutage zahlreiche Stimmen sich mit Gewalt erheben. 27.

Bibliographie.

Edtvös, J. Freih. v., Der Dorfnotair. Aus dem Ungarischen übersezt von Grafen J. von Railáth. Drei Bände. 2te Auflage. Leipzig, Hartleben. 8. 2 Thlr.

Sättschenberger, S., Grundriß der Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Würzburg, Stabel. Gr. 8. 10 Ngr.

Geist deutscher Klassiker. Eine Blumentese ihrer geistreichsten und gemüthlichsten Gedanken, Maximen und Aussprüche. Herausgegeben von C. Freih. v. Feuchtersleben. Fünf Theile. Leipzig, Hartleben. 16. à 15 Ngr.

Walther, P. A. F., Literarisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im Allgemeinen und dem Großherzogthum Hessen insbesondere. 1stes Supplement. Darmstadt, Jonghaus. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kopf und Bauch.

Eine Vorlesung. *)

Es ist den hochzuverehrenden Herren aus dem Livius hinreichend bekannt wie sich einst die Glieder des menschlichen Körpers gegen den Bauch empörten und ihm als einem faulen Genossen gleich einer belagerten Festung alle Zufuhr abschneiden wollten; ebenso bekannt ist es Ihnen wie ihr feindliches Complot nur zu ihrem eigenen Nachtheil ausschlug und der gering geachtete Bauch siegreich seine Suprematie behauptete. Allein der Friede den die Glieder damals mit dem Bauche schlossen war kein dauernder; der Streit zwischen beiden Theilen hatte sich nur vertagt, ist aber in der That bis auf den heutigen Tag noch nicht zu Ende gekommen, und was das Sonderbarste ist, der Bauch der damals eine passive Rolle spielte hat jetzt eine active übernommen, der Verklagte ist zum Kläger geworden. Wer sollte es glauben daß er, ohne dessen Mitwirkung die Existenz aller übrigen Leibesglieder gefährdet erscheint, er der an die übrigen Glieder keine höhern Ansprüche macht als mit hinreichendem Material gefüllt zu werden, sich jetzt über Zurücksetzung und Verkürzung beschweren muß? Und doch ist es so. Die Zeit welche zwischen der heutigen Welt und jener frühern liegt in welcher die erwähnte Empörung der Glieder gegen den Bauch stattfand ist eine andere geworden. Sitten, Gebräuche, Lebensweise u. s. w. haben sich verändert und obwol auch heute noch der Bauch Etwas gilt in der Welt und sich sein Einfluß selbst in geistigen Angelegenheiten oft da geltend macht wo man es am wenigsten vermuthen sollte, so ist doch seine Stellung zu den übrigen Gliedern eine Nichts weniger als behagliche geworden. Namentlich ist er zu dem Haupte in ein ganz schiefes Verhältniß getreten und die Disharmonie zwischen beiden scheint allmählig immer größer zu werden. Während der Bauch nicht aufhört das Haupt wie die übrigen Glieder des Organismus

mit den erforderlichen Mitteln zur Ernährung zu versorgen, ist dieses nicht zufrieden mit der ihm von der Natur verliehenen Herrschaft über alle Leibesglieder, sondern dehnt seine Macht auf eine so despotische Weise aus daß dadurch dem Bauche und allen übrigen von ihm abhängenden Organen der Lebenssohem verkümmert wird. Die schönen Tage wo der Bauch in medio quietus, nihil aliud, quam datis voluptatibus fruens, sind vorüber; dem mächtigen Willen des Hauptes unterthan, wird ihm nur Das zutheil was ihm die Barmherzigkeit desselben zustießen läßt, und alle seine Leiden, sie mögen die Folgen des Mangels oder des Ueberflusses sein, hat es nur ihm, dem allmächtigen Gebieter im Reiche des Organismus, zu danken.

Es ist nicht meine Absicht hier den Sachwalter des Bauches gegen die Usurpationen des Hauptes zu machen, was am wenigsten in der Mitte eines Vereins der der Förderung geistiger Interessen gewidmet ist am Plage sein würde; nur auf einige Beschwerden des in seinen Rechten Bekränkten will ich aufmerksam machen, die Entscheidung, ob darin Grund zu gerechten oder ungerechten Klagen liege, höherer Einsicht überlassend. Doch ich lasse den Bauch seine Leiden selbst klagen:

Unter allen Organen des menschlichen Leibes ist mir das härteste Loos zugefallen, und alle Leiden über die sich meine Nachbarn und Bundesgenossen beklagen mögen sind gegen die meinigen nur Kinderspiel, ja selbst meine Genüsse, um die sie mich beneiden, sind im Vergleich damit nur einzelne grüne Halme in dürre unfruchtbarer Wüste, ja oft die Quellen andauernder tiefer Leiden. Die Summe meiner Qualen aber vereinigt sich in dem einen Worte: Hunger, und als den vorzüglichsten Urheber dieser Qual kann ich nur meinen Blutsverwandten, das Haupt, anklagen. Allen Geschöpfen der Erde hat der Schöpfer ein Plagen angewiesen auf dem sie ihre Nahrungsbedürfnisse befriedigen können, ja selbst die an an den Boden gefesselte Pflanze erhält er durch Regen und erquickenden Thau. Auch mir würde er den nöthigen Lebensbedarf nicht versagen, aber da tritt der im Haupte thronende allmächtige Menscheng Geist dazwischen und wirft alle Ordnung der Dinge über den Haufen. Er ist es der aus Menschen Könige und Bettler macht, der Sonnen Goldes dem Einen in den Schoos

*) Zum Verständniß dieser Vorlesung muß der Verfasser die Bemerkung hinzufügen daß sie vor einem Kreise von größtentheils aus Philologen bestehenden Freunden gehalten wurde, die sich zu wissenschaftlichen Zusammenkünften verpflichtet halten, in denen wechselseitig eine kleine Abhandlung vorgetragen und dann ein frugales Mahl eingenommen wurde.

wirft, während er dem Andern kaum die verschimmelte Brotrinde läßt; er ist es der Kriege, Hungersnoth und Seuchen schaff, der dem Bucher und der Habsucht die Thore öffnet; der Maschinen baut und Erfindungen zutage fördert die den Armen um sein Brot bringen; er ist es der diesen Umsturz der Dinge, diese Klagen einer großen Menschenclasse über Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen auf dem Gewissen hat, und wie sehr er sich auch bemühen mag das von ihm geschaffene Misverhältniß wieder auszugleichen, bis jetzt ist es ihm noch nicht gelungen.

Doch nicht immer habe ich ihm diese Vernachlässigung meiner Bedürfnisse vorzuwerfen, und besser ergeht es mir an der Tafel der Reichen, ja hier scheint es mein Regenfüßler, der Geist, recht eigentlich darauf angelegt zu haben mich in allen Genüssen zu ersäufen; Gänseleberpasteten, Kustern, indianische Vogelnester, mit Einem Worte: die köstlichsten Gerichte, gewürzt durch die trefflichsten Weine, stehen mir da zugebete, und es könnte scheinen daß es kein beneidenswerthes Loos auf der Welt gäbe als mitten unter solchen Tafelreuden Bauch zu sein. Doch die Sache hat ihre Kehrseite. Den übermäßigen und oft wiederholten Genüssen folgen Leiden aller Art. Die Kraft meiner Eingeweide erlahmt, und Das was früher zu meinen Ergötzlichkeiten diente wird nun von mir verabscheut, oder, wenn ich auch ferner dazu Verlangen trage, mir untersagt. Das mich dominirende Haupt verurtheilt mich zur strengen Buße und Entsaugung und überschüttet mich mit einer Menge der widerlichstesten Substanzen aus der Teufelsküche des Pharmaceuten, gegen die sich mein Innerstes empört. Aber Dies ist noch nicht die schlimmste Probe auf die meine Schuld und meine zähe Lebenskraft gestellt werden. Ich muß auch alle Sünden mittragen deren sich die übrigen Leibesglieder schuldig gemacht haben. Für jeden Schmerz, jede Schwäche und Unbehaglichkeit die eines von ihnen befällt muß ich büßen; alle Mittel die ihnen zu Hülfe geschickt werden nehmen ihren Weg durch mein Reich, und die Materia peccans mag sigen wo sie will, so muß sie durch mich ausgetrieben werden. Am schlimmsten ergeht es mir wenn ich den Wasserärzten in die Hände falle. Wasserströme gehen da durch mein Inneres, die zusammensummirn zu kleinen Seen werden, in denen sich Rohr und Meerlinsen ansiedeln könnten.

Zu allem Diesem kommt noch die Herrschaft der Mode und ihrer Launen, womit mich der allmächtige Geist neckt und plagt. In die Mitte gestellt zwischen Ueberfüllung von der einen und Zusammenschnürung durch enge Corsette von der andern Seite, weiß ich oft nicht wo aus und ein und schwache wie ein armer Gefangener nach Erlösung.

Alles Dieses darke ich dem tyrannischen Bruder der über mir thront. Aber damit ist die Reihe an Qualen die ich seinem Einfluß zu danken habe noch nicht zu Ende. Alle Stufen der Bildung welche der Geist durchschreitet muß ich mitmachen, und alle Freuden die ihm auf seinem Kreuz- und Querjügen durch die Gefilde des

Bissens zutheilwerden, alle Ehrenzeichen und Ruhmestränze die er dabei einertretet werden für mich eine Quelle der Leiden und Trübsale. Schon in der frühen Kindheit und noch nicht zur vollkommenen Entwicklung gelangt, seufzte ich, in die engen Räume eines Schulzimmers eingewängt, unter dem Drucke geistiger Anstrengung, und lateinische Declinationen und Conjugationen, Vocabeln und Zahlen liegen wie Blei in meinem Innern, und je stärker das jugendliche Bedürfniß ist nach Befriedigung sinnlicher Genüsse, desto schwerer wird es mir den Verlust den ich durch geistige Anstrengung, durch unangemessene, gepresste Stellung und durch Mangel an Bewegung erleide, auf die Dauer zu ertragen.

Ich fühle es wie die Spannkraft meiner Muskelfasern allmählig erlahmt, wie Speisen und Getränke, anstatt sich kräftig durch die Bindungen meiner Organe zu bewegen, langsam und träge dahinschleichen, wie das Blut in meinen Adern stockt und in seinem beschränkten Laufe die übrigen Glieder des Leibes nicht mit frischer und gesunder Zufuhr versehen kann. Schon ein alter Arzt behauptet daß die Seele ihren Körper baut und ich glaube daran. Ich fühle es wie die Kraft die dem Haupte zufließt und zu geistigen Zwecken verwendet wird mir und durch mich allen übrigen Leibesgliedern entzogen wird. Ich bescheide mich gern daß ich gegen den allmächtigen Geist nur ein untergeordnetes Glied des menschlichen Organismus bin, daß Das womit ich mich nähre nur ein unedles Material ist, im Vergleich gegen den edeln Stoff den er in seinem Innern verarbeitet, und ich lasse ihm seine Freuden und seine Lorbern; aber was ich fodere ist Anerkennung meines Einflusses und meines Werthes in der thierischen Oekonomie.

Ich theile gern mein Leben und meine Kraft mit jenem höhern Gebieter, aber ich kann, als ein von Gott mit gleichen Berechtigungen erschaffenes Glied des Ganzen, fodern daß man mich in meiner Entwicklung nicht störe und die Mittel zu meiner Existenz nicht verkümmere.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Amadeus VIII. und die alten savoyischen Ritterorden.

In der Nähe von Thonon am südlichen Ufer des Genfersees liegt Ripaille, berühmt durch den Aufenthalt Amadeus' VIII., Herzogs von Savoyen, des ersten welcher Piemont und alle italienischen Besitzungen des Hauses mit denen auf der Nordseite der Alpen vereinigte, und den Grund zu dessen nachmaliger Größe legte. Amadeus baute sich in Ripaille einen Palast, der an einen weitläufigen Park stieß, und nicht fern von demselben gründete er ein Kloster welches er der Madonna und dem heiligen Mauritius widmete und Augustinern aus einem Kloster in der Diocese Sitten (Sion) anvertraute. Im Jahr 1410 weihte der Bischof von Genf, von Papst Johann XXIII. dazu ernannt, das Kloster. Hierher beschloß Amadeus sich zurückzuziehen als er nach dem Tode seiner Gemahlin und manchen Prüfungen der Regierung entsagen wollte. Er ließ sieben

Becken bauen, jede mit einem Gärtlein, bezieht sich zu seinem Unterhalt die Summe von 10,000 Gulden vor, wählte sich sechs Gefährten und nannte sich ihren Decan. Am 7. Nov. 1434 übertrug er seinem ältesten Sohne Ludwig die Statthaltertschaft in seinen Staaten, und begab sich mit den sechs Rittern nach dem neuen Wohnort. Sie hießen Claude de Sar, Lambert Oddinet, Francois de Buffy, Amédée Champions, Louis de Chevelet und Henry de Colombiers. Ihre Kleidung bestand in einem langen Gewande von grauem Sammet mit goldenem Gürtel, einem ähnlichen Mantel, über welchem ein Kreuz hing, dem ähnlich das die deutschen Kaiser trugen; das Haupt deckten sie mit einer rothen Mütze und grauen Kapuze. In der Hand trugen sie einen einfachen gekrümmten Stab. Ihr Ermittenleben war nicht so streng das auf ihrem Tische nicht (wie die Rechnungen der Schatzmeister von Savoyen ausweisen) „pomagrana, kabrolas, oregias et alla; pernicies, fa-sanos et capones“ gestattet gewesen wären. Dies war der Ursprung des Ordens des heiligen Mauritius, Schutzheiligen von Savoyen, eines geistlichen Ritterordens mit welchem später der des heiligen Lazarus vereinigt ward, sodas ihre Insignien das weiße Kreuz des ersten und das grüne des zweiten ein Ganzes bilden wie es gegenwärtig als Abzeichen des königlich sardinischen St. Mauritius- und Lazarusordens getragen wird. Savoyen besas schon den Orden del collare, welchen Graf Amadeus VI. im Jahr 1362 für 15 Ritter zur Erinnerung an die 15 Freuden Maria's stiftete, eine Kette aus Liebesknoten (vielleicht zur Erinnerung an den von der Königin Johanna I. von Neapel gestifteten Ordine del Nodo, welchem anzugehören für eine große Auszeichnung galt) mit der räthselhaften Devise „FERT“, welche die Devise des savoyischen Wappens geworden ist, und deren Erklärung: „Fortitudo Eius Rhodum Tenuit“, ebenso wenig wie andere vor der Kritik sich gehalten hat. Man hat neulich vorgeschlagen das Fert buchstäblich zu nehmen und auf das Tragen der Liebesketten zu beziehen; Andere deuten es durch „Fert vincula fidei“. Herzog Karl III. fügte der Ordenskette ein Medaillon der Verkündigung hinzu, woher der gegenwärtige Name der Sta. Annunziata, und vermehrte die Zahl der Ritter um fünf, zur Erinnerung an die fünf Bundes des Heilandes. So ist der Orden auf unsere Zeiten gekommen, einer der seltensten und geachteten aller Ritterorden. Dessen Stifter, der in den savoyischen Geschichten gewöhnlich den Namen des Comte Bert führt, hatte bereits im Jahr 1350 einen ritterlichen Verein gegründet, welcher der Orden des Schwans hieß, von einem schwarzen Schwan mit rothem Schnabel den sie auf dem Schild oder der Rüstung anbrachten. Ihr Zweck war Fehden zwischen den einzelnen Herren und Rittern zu verhüten, und eine Art Ehrengericht zu bilden. Die Statuten sagen darüber: „Que si aucuns Compaignons de cest ordre avoit a faire li uns avec autrea cu pai paroles ou par aultre chose quelle quelle soit quilz ne soyent tenus ne puissent mourre guerre li uns emontre laultre mais que les Chevalliers ordenes es marches ainsi dict est le puissent accorder. Et ils soyent tenus de faire et attendre tout ce que les dits Chevalliers en voudrent ordener et cougnoistre. Et ou cas en que lune des parties ne voudroyent tenir lordenance des Chevalliers que en celi cas sans rompre sairement (serment) les Compaignons de lordre puissent aider a laultre partie a lordenance des dits Chevalliers a garder et defendre sa raison.“ Auch dieses Ordre de la compaignie du Cino hatte 15 Mitglieder, als deren erste drei: Monsieur de Savoye, Monsieur de Geneve und Monsieur Galeaz Visconte genannt sind. (Bergl. L. Cibrario, „Notizia storica del nobilissimo ordine dell' Annunziata“, in dessen „Opuscoli“, Turin 1841.)

Auf Amadeus VIII. zurückzukommen, so ist es bekannt das die Papstwahl welche auf dem die Erneuerung des Schisma nicht scheuenden Baseler Concil am 17. Nov. 1439 auf ihn fiel, ihn aus seiner niemals einsamen Einsiedelei herauszog, und

mit seinem neuen Hof nach Basel, nach Genf, nach Lausanne führte. Unter allen Gegenpäpsten derjenige welchen die Katholische Kirche am mildesten beurtheilt hat, und zum Glück der letzte. Am 7. April 1449 entsagte er zu Gunsten des rechtmäßigen Nachfolgers Eugen's IV., Nikolaus V., wurde zum Cardinal-Bischof von Sabina und Bischof von Genf ernannt, kehrte nach Ripaille zurück, und entwarf die Regel für seinen neuen Ritterorden, wie er die Statuten für den des Collare aufgesetzt hatte. Er starb zu Genf am 7. Jan. 1451 im 68. Jahre seines thätigen und vielbewegten Lebens.

Bildniß des Giovanni da Procida.

In der von Robert Guiscard erbauten, durch beinahe völlige Modernisirung leider schmählich entstellten Kathedrale zu Salerno, welche dem heiligen Matthäus gewidmet ist, sieht man a cornu epistolae eine Kapelle welche in mehr als einer Beziehung große historische Wichtigkeit besitzt. Sie enthält das Grabmal des großen Papstes Gregor VII., welcher hier am 25. Mai 1085 starb; es ist ein neues mit dem Altar verbundenes Monument, welches nach der Inschrift der Erzbischof Lucio Canseverino im Jahr 1614 errichtete, nachdem dessen Vorgänger Marfilio Colonna 1578 die Gruft des Papstes eröffnet und die Leiche in den Pontificalgewändern noch ziemlich gut erhalten gefunden hatte. Diese Kapelle wurde von Giovanni da Procida, welcher solange als Haupturheber der Sicilischen Pöper angesehen worden ist und, was auch immer die historische Kritik einwenden möge, beim Volke ferner dafür geltend wird, erbaut oder zum mindesten ausgeschmückt. Unter dem Russe welches die Altäre der Tribune hinter dem Grabe Gregor's zielt liest man die Inschrift: „Studius magnis fecit pia cura Joannis de Procida dici meruitque genum Salerni.“ So ziemlich erschien die Kapelle den Bewohnern der Stadt. Procida's Figur im Kleinen ist darin angebracht; ich gestehe offen das es mir ungeachtet aller Mühe nicht gelungen ist die schwärzlichen Gesichtszüge genau zu erkennen. Andere scheinen glücklicher gewesen zu sein, denn dem neuesten Abdrucke von Riccolini's Trauerspiel: „Giovanni da Procida“ (in dessen Werken, II, 71, Florenz 1844), ist ein diesem Rosafait entnommenes Charakteristisches Portrait beigegeben. Eine andere Erinnerung an diesen Mann ist die in dieser Kapelle eingemauerte alte Inschrift, welche der auf König Manfred's Befehl unternommenen salernitanischen Hasenbauten gedenkt. Man liest sie in verschiedenen Büchern, unter Anderm in Matteo Camera's „Annale delle Due Sicilie“ (I, 253, Neapel 1841), nirgend aber ganz richtig. In genauer Abschrift heißt sie:

† A. D. M.C.C.LX Dominus Manfredus magnificus rex Siciliae
Domini imperatoris frederici filius interventus
et v. domini lohenis de procida magni civis salerni domini insule prociatiae tramunti caiani et baronice pitiellensis ac episcopi domini nostri regis socii et familiaris hanc portam fieri fecit

(Die cursiv gedruckten Buchstaben sind abgekürzt.) Was den Hasen betrifft, so blieb dieser infolge des Unglücks welches Manfred erreichte unvollendet, und hatte später ein gleiches Schicksal, obgleich im Jahr 1318 König Robert „profectione et reparatione portus dictae civitatis usque ad sexennium“ eine besondere Steuer ausschrieb. Die Lage ist ungünstig und zu offen, und der Hasen ist ganz verfallen.

Wie über manche andere historische Personen ist auch über Giovanni da Procida in neuerer Zeit das Urtheil sehr schwankend geworden. Nachdem zuletzt Riccolo Buscemi in seiner „Vita di Giovanni di Procida“ (Valermo 1836) größtentheils die ältern Quellen benutzte, obgleich er auch manches Inedite beigebracht, trat Michele Amari in seinem bekannten Buche:

„Un periodo della storia siciliana (Palermo 1842), in nachmaliger pariser Ausgabe: „La guerra del Vespro siciliano“, mit einer auf Urkunden gestützten durchaus neuen Kritik der Thatfachen auf. Die Erzählung der Chronik von Procidia's Verschönerung und den Vorbereitungen zur Besser wird dadurch ziemlich zur Fabel, Procidia's Charakter aber in seinen spätern Beziehungen zu Sicilien in ein ganz anderes Licht gestellt. Wie viele Lorbeerkränze sind schon entblättert worden!

10.

Ein neuer Versuch zur Lösung der socialen Frage.

L'ère des Césars, par M. Romieu. Paris 1850.

In den Augen des Verfassers ist die Gesellschaft so entwert und verkauft daß sie nichts Festes mehr in sich hat. Die Discussion ist das Instrument dieser vollkommenen Auflösung gewesen; sie hat den Glauben, die Ideen, das Gefühl der Autorität und des Gehorsams, kurz Alles was ein Element für die Gesellschaft und deren Dauer ist, zerstört. Was bleibt also noch übrig? Die Gewalt, und zwar die Gewalt welche durch die Armeen repräsentirt wird; sie sind berufen die Regierungen welche abwechselnd an die Spitze der Gesellschaft treten werden zu begründen und zu erhalten. Es ist die Wiederholung der römischen Militärdictatur die sich auf die Prätorianer stützte; es ist das Zeitalter der Cäsaren und des Cäsarismus, die neue Macht im Verfall Rom's, welche Romieu verkündigt. Napoleon ist der erste der Cäsaren unsers Zeitalters gewesen; er hat die Dynastie gegründet, Andere werden sie unzweifelhaft lange Zeit fortsetzen bevor die Gesellschaft zu einer andern Bedingung ihrer Existenz wird zurückkehren können.

Das Buch ist ein sonderbares Gemisch von geistreichen Einfällen, Urtheilen, absoluten Doctrinen und praktischem Egoismus. Grundgedanke desselben ist eigentlich daß die Gesellschaft bei dem völligen Mangel eines moralischen Lebens zugrundegeht, da das Princip der Discussion, welches seit Luther zur Geltung gekommen ist, in dem religiösen und philosophischen Glauben wie in der Politik Alles zerstört hat. Folge davon soll sein daß eine Regierung der Gewalt unter der grausamsten und brutalsten Form als unumgängliche Nothwendigkeit auf lange Zeit eintreten müsse. Der Verfasser verräth damit selbst daß er einer jener Leute ist die dem herrschenden Egoismus verfallen sind, und weil sie die innern Einrichtungen der Gesellschaft zu reformiren sich scheuen, lieber das bequeme Mittel der Gewaltthat anrufen.

Uebrigens sind die historischen Analogien auf welche der Verfasser seine Ideen mitgründet nicht so schlüssig wie er vermeint. Die Unterschiede beider Seiten sind weit größer. Jene Welt der römischen Cäsaren welche im Verfall convulsivisch kämpft ging durch ihr Princip unter, weil ihr gegenüber eine neue Gesellschaft, eine neue Civilisation kraft ihres unsterblichen Princips entstand. Es war das Christenthum welches noch jetzt die Welt beherrscht, und dem der Verfasser die Lebensfähigkeit wol noch nicht absprechen wird. Der römische Cäsarismus war die Form für die Regierung in einer Gesellschaft deren Princip völlig zu Ende war. Wollte Dies Romieu auf uns anwenden, so würde er auf die Ansicht Pierre Leroux kommen, welcher behauptet wir seien die wahren Heiden, während die Verkünder des Socialismus die Heiligen und Apostel der zukünftigen Kirche seien. Nimmt man die Ansicht Romieu's praktischer, persönlicher, so ist es übrigens keine Schmeichelei für Denjenigen der gegenwärtig an der Spitze Frankreichs steht, wenn ihm die Rolle eines römischen Cäsar zuertheilt wird. Der Verfasser hat also die Lösung welche Frankreich sucht auch nicht gefunden. Das Beste am Buche ist die Wärme mit welcher endlich der Verfasser die Schwächen, Leidenschaften und Vorurtheile der Gegenwart schildert, und den

Geist der Anarchie zeigt welcher jede Form, jede Maske leicht um in die Gesellschaft einzudringen.

Ein bekannter französischer Kritiker bezeichnet nicht weniger das Buch Romieu's als verunglückten Versuch der gegenwärtigen Ungewißheit das rechte Ziel zu zeigen. „Romieu sagt“, ruft der Kritiker des „Journal des débats“ aus, „man könne sein Buch brutal finden; und er täuscht sich nicht. Er sagt seine Wahl zwischen den Kanonen und der Discussion sei geschehen, er ziehe die erstern vor; Das ist freilich eine Geschmackssache. Er ist also überzeugt daß wir in das Zeitalter der Cäsaren, d. h. der Militärbherrschaft treten werden. Das Regime der Cäsaren ist die Vernichtung der Vernunft und die Kanonisation des Säbels. Es ist Dies ein Socialismus wie jeder andere, Gleichheit unter dem Despotismus. Zu jeder Zeit gab es jene Classe von Rivaleurs die keinen hervorragenden Mann gelten lassen wollten, gleichwie Tarquinius Superbus die höchsten Wohnhöpfe mit seinem Stocke abschlug.“

13.

Literarische Notiz.

Aus der Regierungszeit Ludwig's XIV.

Als Fortsetzung seiner „Histoire de la vie et de l'administration de Colbert“, über die in Nr. 133 d. Bl. f. 1850 berichtet worden ist, hat Pierre Clément neuerdings einen Band veröffentlicht den er „Le gouvernement de Louis XIV, ou la cour, l'administration, les finances et le commerce de 1683 à 1689“ betitelt hat, und welcher werthvolle historische Studien über diese Zeit, namentlich aber an bis jetzt noch nicht herausgegebenen Briefen und Documenten vieles sehr Schätzenswerthe enthält. Unter Andern theilt Clément einen Extract aus dem sogenannten „Ordonnances au comptant“ auf das Jahr 1685 mit. Es waren Dies Anweisungen auf den königlichen Schatz, welche selten einen andern Grund als die Laune und die Gunst des Königs hatten. Einige dieser Posten, die durch ihre Aufeinanderfolge zum Theil sehr piquant sind, mögen als Probe folgen: „Dem Sieur Colbert Maulerrier, Generalleutenant in der Armee des Königs, als Gratification 60,000 Fr. Für Unterstüzung der armen Kranken in den Vorstädten 60,000 Fr. Dem Sieur de la Marre, Commissair beim Châtelet, als Gratification 430 Fr. Dem Sieur Barillon, außerordentlichem Gesandten in England, dem Sieur Marquis de Villars, Gesandten in Dänemark, dem Kurfürsten von Brandenburg (?), den Agenten des Herzogs von Mantua 288,500 Fr. Dem Sieur Dongois, erstem Gerichtsecretair am Parlamentshofe, als Gratification 25,000 Fr. Dem Sieur Herzog de la Feuillade, Marschall von Frankreich, als außerordentliche Gratification 50,000 Fr. Zum Puz, für Masken, Spitzen u. s. w. der Frau Herzogin von Bourbon, der legitimirten Tochter Seiner Majestät, 60,849 Fr. Dem Bischof von Grenoble zum Vertheilen an die Bergbewohner welche durch Hagel gelitten haben 6000 Fr. Der Herzogin von Montepan zur Unterhaltung des Herzogs du Maine und der Fräulein von Rantes und Blois 500,000 Fr. Monseigneur dem Herzog von Bourbon wegen seiner Heirath mit dem Fräulein von Rantes, der legitimirten Tochter des Königs, 500,000 Fr. Den Sieurs Marquis de Leurois, de Seignelat, Colbert de Croissy, Staatssecretairen, und Lepelletier, Generalcontroleur der Finanzen, als außerordentliche Gratification im Ganzen 100,000 Fr. Dem Sieur Chevaller de Lorraine als Gratification 100,000 Fr.“ Die Spielwath war, wie dieselbe Quelle berichtet, damals so groß daß ein Verlust von 100,000 Thln. etwas gar nichts Seltenes war. Am Christtag verlor die Marquise von Montepan sogar einmal 700,000 Thlr.; ein anderes mal setzte sie 150,000 Pistolen auf drei Karten und gewann sie. Die Pistole beträgt 10 Livres, und sie hatte somit einen Gewinn von anderthalb Millionen.

2.

Freitag,

Nr. 27.

31. Januar 1851.

Kopf und Bauch.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Es ist noch nicht lange her daß sich ein einsichtsvoller preussischer Arzt meiner kräftig angenommen und mich gegen die Eingriffe des Geistes in Schutz zu nehmen versucht hat, und ich fühle mich ihm noch dafür zum Danke verpflichtet; allein der Erfolg seiner Bemühungen war nur gering. Die gelehrten Schulmänner, sich aufs tiefste getränkt fühlend, setzten ihre mächtigen Federn in Bewegung und suchten mit allen ihnen zugebotestehenden Kräften den guten Mann aus dem Felde zu schlagen. Sie behaupteten daß wenn der Einfluß der geistigen Beschäftigungen auf das leibliche Wohl ein so nachtheiliger sein sollte, so könne Dies doch Niemand besser wissen als sie, die sie ihre Schüler doch täglich unter den Augen hätten, und wiesen, um ihrer Rede Nachdruck zu geben, auf die Lebensfrohen und Nothwangigen unter ihnen hin, denen man ja keine Krankheit ansähe, ja, sie suchten sogar zu beweisen daß zweckmäßige geistige Thätigkeit die körperlichen Functionen belebe und veredle, wie sich Dies ja in den Physiognomien geistigbegabter Menschen deutlich herausstelle. Sie schlugen den Werth körperlicher Thätigkeit gar nicht zu hoch an, und meinten ein oder ein paar Stunden des Tags, der körperlichen Bewegung gewidmet, sei vollkommen hinreichend alle möglichen Differenzen zwischen Geist und Körper wieder auszugleichen. Das Hauptmotiv aber was allen ihren Kämpfern gegen meine Interessen zum Grunde lag war der geistige Stolz mit welchem das hohe Haupt auf den armen Bauch herabsieht, das Gefühl der Uebermacht und das Bewußtsein des hohen Standpunkts den er meiner niedern Abkunft und meinen Beschäftigungen gegenüber behauptet. Ja, Das ist der Fluch der auf mir ruht daß man mich nur als das Thier im Menschen betrachtet, das der Geist niederzubalten und zu bekämpfen die Aufgabe habe. Während man meinen Nachbarn, dem Herzen und den Lungen, noch einige Bedeutung im organischen Staate zugestehet, bin ich nur der verachtete Karrengaul der den nöthigen Bedarf zu- und das Unbrauchbare wegführt.

So habe ich denn, wie es scheint, meinen Proceß vor dem Forum der Pädagogen verloren. Dessenunge-

achtet kann ich nicht aufhören immer wieder an sie zu appelliren, denn nur von ihnen kann mir Hülfe kommen. Sie, die Wächter und Pfleger des geistigen Lebens der Jugend, müssen sich auch meiner annehmen. Ich protestire feierlich gegen die Annahme daß das scheinbare Wohlbefinden und das gesunde Aussehen der jungen Leute in den Schulen ein Beweis für die Unschädlichkeit geistiger Anstrengung und Mangel der körperlichen Bewegung auf das physische Wohl sei. Ich gebe zu daß eine kräftige Organisation längere Zeit die Nachtheile welche daraus für den Körper erwachsen ungestraft ertragen könne; ja, ich gebe selbst zu daß es Naturen gibt die dem anhaltenden Drucke geistiger Thätigkeit ihr ganzes Leben hindurch widerstehen: aber ich leugne daß Dieses Alle und daß es Viele können ohne in spätern Jahren die nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit zu empfinden. Ich möchte fragen wie viele von Denen die einst auf den Schulbänken saßen und sich dem wissenschaftlichen Berufe mit Fleiß und Anstrengung widmeten noch nach 40 oder 50 Jahren am Leben sind, und wenn sie es sind, wie viele von ihnen nicht an schwacher Verdauung, an Störungen des Pfortadersystems, an Hypochondrie, Melancholie, an chronischen Brustübeln, an Herzkrankheiten, Schwindel u. dgl. leiden. Nicht in den Schulen müssen wir die Folgen geistiger Anstrengung und des Mangels an körperlicher Bewegung suchen, sondern in den Collegien, auf dem Katheder, auf den Kanzeln u. s. w.

Die Ausbildung des menschlichen Geistes fällt in eine Zeit in welcher die Entwicklung der körperlichen Organe noch nicht ihren Culminationspunkt erreicht hat, in eine Zeit in welcher aber auch die körperlichen Organe am thätigsten sind das Ziel dieser Entwicklung zu erreichen, das Bedürfnis Luft und Nahrungstoffe aufzunehmen und diese in Fleisch und Blut zu verwandeln, sowie das Bedürfnis des Schlafes, in welchem der Assimilationsproceß die regste Thätigkeit entwickelt, am größten sind; in eine Zeit wo frische Luft und Bewegung unentbehrlich sind, damit nicht allein die aufgenommenen Nahrungstoffe hinreichend verdaut und in gesundes Blut verwandelt, sondern damit auch dieses Blut in den Lungen hinreichend belebt und zur Erzeugung gesunder Organe tauglich gemacht werde. Es ist Dieses für den Körper

die Zeit der Einfaat, von deren naturgemäßer oder mißbräuchlicher Verwendung sein ganzes künftiges Wohl oder Wehe abhängt. Wird ihm in dieser Zeit nicht das Quantum von Lebenskraft zutheil dessen er zu seiner Entwicklung bedarf, geht der Strom des Lebens zu gewaltsam nach meinem Gegenfüßler, dem Haupte, und wird dort lediglich zu geistigen Processen verwendet, so stocken die materiellen Prozesse der Blutbereitung, der Umwandlung und des Anfaßes der organischen Stoffe, und es bleiben diese Prozesse mehr oder weniger hinter der Idee zurück die sie zu verwirklichen von der Natur bestimmt sind, und mit der Entfaltung der normalen Lebensprozesse kommen zugleich die Keime der Krankheit zur Entwicklung. Je mehr das Geistige überwiegt, je rastloser und mächtiger es seine Bahnen durch die Gebiete der Wissenschaft beschreibt, desto größer ist die Consumtion körperlicher Kräfte, desto schneller der Lebensquell erschöpft. Dies lehren nicht allein die Beispiele jener an Verstand frühreifen Kinder, sondern auch die mancher großer Genien, die sich zu früh und zu anstrengend ihrem wissenschaftlichen Streben hingaben, jenen zarten Pflanzen ähnlich, deren Blüten sich zwar glänzend und schnell erschließen, aber ebenso schnell wieder dahinwelken.

Ich kenne wol die Einwürfe die mir mein Gegenfüßler, der Geist, entgegenstellt. Ich kenne seinen Wissensdrang, sein Streben, auch das Unehle zu vergeistigen und sich immer mehr von der Macht körperlicher Einwirkungen zu emancipiren; ich ehre in ihm den mächtigen Herrscher, von dem ich und die übrigen Leibesglieder nur die Vasallen sind. Ich gestehe zu daß allein durch ihn die Idee eines Geschöpfes wie es der Mensch ist verwirklicht werden konnte, und sage mit Hamlet: „Welch ein Meisterstück ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und bewundernswürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild der Lebendigen!“ Aber leider muß ich mit ihm hinzufügen: „Doch was ist mir diese Quintessenz von Staube?“ Und da frage ich denn in meiner Einfachheit: Kann sich das geistige Leben in dem Grade über das körperliche erheben daß es die körperliche Hülle von sich abthue, daß es die dienenden Organe hinter sich zurücklasse? Kann es dem materiellen Leben seine Rechte vergeben? Kann es auf unbeschränkte Weise auch den Antheil vom Leben vergeuden der den übrigen Organen zukommt, und gibt es nicht eine Grenze über die es in seiner Anmaßung nicht hinausgehen darf? Das Reich des Wissens ist ein unendliches; weder der Einzelne noch die gesammte Menschheit kann je dahin gelangen es in seiner Allgemeinheit zu erfassen, ja selbst der Einsichts-vollste, der Erfahrenste muß sich am Ende seiner Tage sagen daß er trotz alles Strebens sich die möglichste Summe der Erkenntniß anzueignen doch nur dahin gekommen sei zu wissen wie wenig er weiß und wie alles Wissen nur Stückwerk ist. Obwohl nun im Allgemeinen

dem Streben und Forschen des Geistes keine Schranke gesetzt werden soll, so ist es doch billig daß Der welcher die Regel für seine eigenen Operationen gefunden hat und der Welt Gesetze vorschreibt auch Maß halte in seinem Wirken und die Harmonie des Ganzen nicht durch gewaltsame Eingriffe störe; es ist billig von ihm zu fordern daß er auch seinen Antheil beitrage zur Erhaltung des Ganzen: denn nur dadurch daß alle Glieder des Leibes, ein jedes nach seiner Weise, dem Leben als Inbegriff aller organischen Verrichtungen dienen, kann die Gesammtheit erhalten werden und können selbst jene höhern geistigen Functionen fröhlich gedeihen. Dazu ist erforderlich daß ermittelt werde welcher Antheil am Gesammtleben dem Geiste und welcher dem Leibe gebühre: eine Aufgabe die nicht dadurch gelöst werden kann daß man erst die Nachtheile abwartet die durch gewaltsame Uebergriffe des erstern in das Leben des letztern herbeigeführt werden, sondern durch eine auf physiologische Grundzüge gebaute Körper- und Seelenbiät.

Dies die Klagen des Bauches, die ich den hochzuverehrenden Herren zur weitem Prüfung und Entscheidung vorlege. Möge die letztere ausfallen wie sie wolle, so bitte ich, wenigstens bei dem Geschäfte zu welchem wir jetzt überzugehen im Begriff stehen, ihm sein Recht angedeihen und sich den Genuß weder durch seine Klagen noch durch meine magere geistige Kost verbittern zu lassen.

K. Johanna.

Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche von Max Gobel. Erster Band. Die Reformationszeit oder die Kirchen unter dem Kreuz. Koblenz, Bader. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Plan und Tendenz der vorliegenden Geschichte lassen sich am besten mit den Worten Spangenberg's bezeichnen welche der schon durch andere schriftstellerische Arbeiten, namentlich „Die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche“ (Bonn 1837) bekannte Verfasser ihr als Motto vorgesezt hat: „Ach, hätte man eine Kirchengeschichte die — mit Hintanzetzung der Dinge die mehr zur Welt als zu einer in dem eigentlichen Sinne genommenen Gemeinde Christi gehören — von den Verborgenen des Herrn, von den Zeugen des Evangelii, von den Gemeinlein Jesu Christi und wie die aufeinander gefolgt, wovon man nur bald hier, bald da, bald dort etwas aufgezeichnet findet, die möglichste-Nachricht gäbe: was wäre die werth!“

Dem Berichterstatter ist eine Kirchengeschichte unter diesem Gesichtspunkte um so dankenswerther als er sie in solcher Fassung noch nicht gefunden hat. Denn die ihm bekannten Lebensbeschreibungen „Verborgener des Herrn“*) stehen als bloße Biographien in nur geringem Zusammenhange mit der Kirchengeschichte und befriedigen daher mehr das ästhetische als historische Bedürfniß und Interesse. Diese Befriedigung gewährt die gegenwärtige Geschichte in hohem Grade, ohne da-

*) Von diesen Biographien sind dem Referenten die Verlesenen's („Auserlesene Lebensbeschreibungen heiliger Seelen“) und Kanne's („Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche“) auch als sich gegenständig ergänzend von großem Werthe, indem jene Katholiken und diese Protestanten enthalten.

durch das Bedürfniß und Interesse der Erbauung in den Hintergrund zu stellen. Im Gegentheil kann von ihr gesagt werden daß das ascetische, historische, dogmatische und selbst kritische Element in ihr sich glücklich durchdringen und so ein sehr harmonisches und lebensfrisches Ganze bilden. Man könnte sie eine biographische Geschichte nennen, indem die einzelnen Biographien gleichsam die (keineswegs dünnen, sondern vielmehr aus dem geschichtlichen Boden hervorgründenden) Stäbe sind um welche die eigentliche Geschichte sich hinauftrankt.

Was dem Berichterstatter diese Geschichte noch außerdem werth macht, ist ihr vom kirchlichen Dogmatismus freier Geist, welcher ihren Verfasser das Leben über den Begriff und diesen wieder über dessen Fassung setzen und mit seltener Freiheit des Blicks das Leben aus Gott in allen protestantischen Kirchen und Sekten suchen und glücklich finden läßt, ohne ihn zur Ueberhebung oder gar Bekönigung ihrer dogmatischen, sittlichen oder sonstigen Auswüchse zu verleiten. Sein Standpunkt ist der — für eine solche Arbeit passende — der wahren Union, welcher durch seine theologische Bildungsgeschichte, über die er in der Vorrede zu seiner oben erwähnten Schrift Auskunft gegeben hat, ungemein begünstigt worden ist. Auch muß des Glücks gedacht werden welches dem Verfasser reichen Stoff und selbst urfundiiche Quellen zugeführt hat, besonders bei den weniger bekannten Partien der Geschichte, wie z. B. den Wiedertäufern.

Der vorstehende Band ist in folgende Bücher getheilt, deren jedes wieder in verschiedene gleichfalls überschriebene Paragraphen zerfällt: I. „Einleitung.“ II. „Die Erasmische Reform in den flevischen Landen.“ III. „Die lutherische Reformation.“ IV. „Die Wiedertäufer.“ V. „Die Melancthonische Reformation.“ VI. „Die reformirte Kirche.“ VII. „Die oberheinische reformirte Kirche.“ VIII. „Die rheinisch-westfälische reformirte Kirche.“ IX. „Die westfälisch-lutherische Kirche.“

Dieser Ueberblick genügt um die Schwierigkeit zu zeigen den historischen Faden durch das Ganze zu ziehen und nicht an den einzelnen Partien reißen zu lassen. Der Verfasser behält ihn aber trotz des schapodischen Charakters seines Stoffs und führt ihn, wenn auch mehr innerlich als äußerlich, überall glücklich hindurch.

Der Raum gestattet die Aushebung nur der folgenden Stelle, die Referent jedoch weder als eine Probe des Ganzen noch als einen vollständigen Beleg seines Urtheils betrachtet wissen mag. Sie betrifft die Wiedertäufer, deren in unsern Tagen auch in Deutschland wieder auftauchende Richtung ebenso falsche als gefährliche Urtheile hervorgerufen hat. So wird der frivole Bapismus mit dem wilden Anabaptismus der Fanatiker von Münster identificirt und übersehen daß dieser nur die Ausartung des erstern ist, daß auch der gesundeste Baum durch Zwang verkrüppelt, das beste Korn durch Brand und Reihlhau vergiftet werden kann und es gewiß thöricht ist die Verkrüppelung in dem Samen zu suchen:

„Die Täufer, Wiedertäufer — Anabaptistae, Retincti —, Laufgesiante, Mennoniten, Baptisten und wie sie mit ihren zahllosen Sekten und Namen sonst noch heißen mögen, vertreten in der Geschichte der christlichen Kirche und Reformation eine ganz bestimmte Richtung des christlichen Lebens, welche in ihrer fanatischen Ausartung wol bekämpft und auch wol gewaltsam ausgerottet, in ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit aber nie völlig unterdrückt werden konnte, und welche allein dann ihre rechte Stellung erlangt hat wenn sie neben und in der evangelischen Kirche als auch christlich berechtigt anerkannt und gebildet wird. Das eigentliche Wesen und darum das unterscheidende und nothwendige Merkmal dieser Richtung besteht in dem Dringen auf wirkliche und persönliche Bekehrung und Wiedergeburt jedes einzelnen Christen durch den heiligen Geist, auf völlige Gewissens- und Gottesdienstfreiheit, auf Trennung von geistlichen und weltlichen Dingen, von Kirche und Staat, und auf Darstellung und Einrichtung einer wahren

heiligen christlichen Gemeinde der Wiedergeborenen durch einen besondern Bund der Gläubigen, welcher alles Weltliche und Sündliche durch christliche Zucht und Bann fernhält. Diese Richtung strebte also nicht blos nach einer Reformation der christlichen Kirche in ihrer Lehre und in ihrem Gottesdienste, wie die lutherische Reformationen in ihrer Sitte und Verfassung, was über die lutherische Reformation hinaus die zwinglische und die calvinische Reformation beabsichtigte, sondern zugleich und vornehmlich nach gründlicher und völliger Durchführung und Geltendmachung dieser Lehre und dieses Glaubens in dem Herzen und Wandel jedes einzelnen wahren Christen und in der ganzen christlichen Gemeinde. . . . Sie wollte also Das was die Reformation ebenfalls eigentlich und ursprünglich beabsichtigt hat: die Herstellung des rechten Verhältnisses des Gewissens zu Gott . . . äußerlich in jedem einzelnen Christen und in einer nur nach biblischen Grundsätzen eingerichteten . . . reinen und freien Gemeinde verwirklichen . . . Die Verwerfung der Kindertaufe und die Ausübung der Wiedertaufe . . . ist keineswegs das wesentlichste, sondern nur das äußerlich sichtbarste Merkmal . . . Ihr innerster Grundsatz war vielmehr die völlige Scheidung des Reiches der Natur und der Gnade, der Welt und des Reiches Gottes, der Unbekehrten und Bekehrten . . .“ (S. 134 — 137.) 25.

Bibliographie.

Blüten und Früchte aus Goethe's Dichtergarten. Gesamtmelt von J. C. Passavant. 2te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Zimmer. 1850. 16. 10 Kgr.

Der neue Eulenspiegel, das ist: Leben, Thaten, Meinungen und Prophezeiungen des Meister Rathias Tobias von Hebborn, ein Volksbuch, worin nicht blos Eulen gespiegelt sind, sondern auch Raben, Elstern, Keunödter u. und andre losse Vögel wie sie Namen haben. Von einem Volksfreunde. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 10 Kgr.

Germania. Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der deutschen Nation, nach ihrer fortschreitenden Entwicklung in Staat und Kirche, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, Sitte und Volksleben mit Rücksicht auf die Natur- und Culturverhältnisse des Landes. Zur Förderung deutschen Sinnes und deutscher Einheit herausgegeben von einem Verein von Freunden des Volkes und Vaterlandes. Eingeführt durch C. R. Arndt. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Avenarius u. Wendelssohn. Gr. 8. 7½ Kgr.

Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 3ter Band. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Kgr.

Huttler, R., Die Religions-Philosophie des Raymondus von Sabunde. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 15 Kgr.

Jóssika, K., Stephan Jóssika. Historischer Roman. In's Deutsche übertragen von Julie Jóssika. 1ster Band. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 6 Kgr.

Müller, D., Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Drei Bände. Bremen, Schödtmann. 8. 4 Thlr. 24 Kgr.

Die D'Umpiade oder die eif' Stück vom Glück der Rheinischen Social-Republic. Ein großes Heldengedicht, wor's lief' wird darnach dümmter nicht. Von einem Volksfreunde. Sölingen, Pfeiffer. 8. 15 Kgr.

Ramshorn, C., Geschichte des deutschen Volkes für deutsche Frauen. 2te verbesserte, vermehrte und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. Grimma, Verlag-Comptoir. Gr. 16. 1 Thlr.

Roth, A., Neuenburgische Studien. Bern, Lent und Reinert. 1850. Br. 8. 21 Kgr.

Scheffer, L., Latenbrevier. 7te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 1850. 16. 2 Thlr.

Schlagintweit, H., und A. Schlagintweit, Untersuchungen über die physicalische Geographie der Alpen in ihren Beziehungen zu den Phänomenen der Gletscher, zur Geologie, Meteorologie und Pflanzengeographie. Mit 11 Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Barth. 1850. Gr. Lex.-8. 12 Thlr.

Schmeller, J. A., Ueber die Endung -ez [-es] spanischer und portugiesischer Familiennamen. München. 1850. Gr. 4. 8 Ngr.

Schmidt, S. R., Mein Traum in der Neujahrsnacht 1850. Gera. 1850. 8. 1/4 Ngr.

Schöcklin, C., Kaiser Julianus der Abtrünnige. Tragödie in fünf Aufzügen. Karlsruhe, Ralsch u. Vogel. 1850. 12. 16 Ngr.

Die heilige Schrift. 1ster Theil. — A. u. d. L.: Die

poetischen Bücher des alten Testaments. 2te Abtheilung: Die Psalmen. Lippstadt, Lange. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwartze, M. G., Koptische Grammatik. Herausgegeben nach des Verfassers Tode von H. Steintal. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Schweber, G., Die Bedeutung der evangelischen Kirchenfrage in Preußen. Vom geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Somerville, Maria, Kosmos für gebildete Frauen. Nach der 3ten Auflage des englischen Werks unter Bezugnahme auf den Berghaus'schen physikalischen Atlas bearbeitet von C. Hartmann. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr.

Steger, F., Drei Bücher neuester Geschichte 1815—1850. 1ste u. 2te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. à 10 Ngr.

Inhalt des Monats Januar.

Nr. 1. Kurzer Bericht über die feierliche Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften in München am 27. Novem-
ber 1850. Von **J. P. Falmerayer**. (Nr. 1—3.) — Neue Romane. (1. Nocturna. 2. Dresdens Waidage. Ein Zeitbild von
Maria Norben. 3. 1849 oder des Königs Maienblüte. Historischer Roman aus der Gegenwart von F. Lubojak. 4. Die Familie Mailly.
Originalroman von R. Joffa.) — Nr. 2. Hebbel und die Tragikomödie. Von **S. Bettner**. — Neue polnische Schriften. —
Nr. 3. Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814 von **R. von Naumer**. — **Mazzini** über **Karl Albert**. — Nr. 4. **Wilhelm**
von **Humboldt**. (Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin. Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster
und F. X. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Meier**.) — **Mercz's** Portrait. — Nr. 5. Ein Stück Volkspoesie.
(Kasperle-Theater. Nr. 1. Das Puppenspiel vom Doctor Faust. Zum ersten mal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausge-
geben mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten.) Von **H. Henneberger**. — Deutscher **Rufenalmanach** für das Jahr 1851.
Herausgegeben von **D. F. Gruppe**. — Zur italienischen Kunstgeschichte. (Internò al Palazzo Pretorio o del Podesta di Pistoria
memoria storica di G. Tigri.) — Nr. 6. Ein Blick auf das heutige deutsche Schauspielwesen. (Nr. 6—7.) — Literarische Kleinig-
keiten. (1. Für Schleswig-Holstein. Bierzehn geharnischte Sonette. 2. Acta Manualla des Teufels in Sachen Schleswig-Holsteins. 3. Der
wiedererstandene **Lil Eulenspiegel**. Eine politische Hundekomödie in 1 Act. 4. Stimmen aus der Verbannung von **A. Buchheim** und **L.**
Falte. 5. Aus dem **Epil**. Zwölf Gedichte von **A. G. Wiesner**. 6. Lieber deutscher Zukunft von **W. Vorffischer**. Erste Sammlung.
7. **Schaum** und **Blasen** der Revolution. Zeitbilder eines politischen **Guckkastenmanns** von **K. E. R.** 8. Die **Aräume**. Zwei Märchen von
Angelika von Spegardh. 9. Der unglückliche **Franzose**, oder der deutschen Freiheit **Himmelfahrt**, ein Schattenspiel mit Bildern. Manu-
script von 1816. Herausgegeben von **Ghr. Brentano**. 10. **Dikteln** für **Schilba's** Bürger. 11. Das liebe **Dorel**, die **Perte** von **Branden-**
burg. Eine Geschichte für das preussische Volk herausgegeben von **G. Pestel**. 12. **Sommergeschichten** und **Lieder** von **Th. Storm**. 13. **Adam**
und **Eva**. Eine **Idylle** in sieben Gesängen von **R. Partmann**. — Nr. 7. **Jean Soujon**. — Nr. 8. Zur populären **Religionswissen-**
schaft. Erster Artikel. (Religöse **Reden** und **Betrachtungen** für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.) Von **S. C. Friede**.
(Nr. 8—11.) — **Alexander** von **Humboldt's** „**Kosmos**“. Von **S. Biedbaum**. — Nr. 9. **Gottfried Kinkel**. Biographisches **Skiz-**
zenbuch von **H. Strödtmann**. Zweiter Theil. — Die deutsche **Begrüßungsweise** der deutsche Charakter. — Nr. 10. Neue **Roma-**
ne von deutschen Frauen. (1. Der **Böbling** der **Gesellschaft**. Roman von **L. Mühlbach**. 2. **Johann Wogelweh**, der **Kaufmann** aus
Berlin. Roman von **L. Mühlbach**. 3. Eine **Schlesische Hausfrau** und ihre Angehörigen. Roman von **Henriette Panke**.) — Nr. 11. Zur
Amerikanischen Literatur. (Nr. 11—12.) — Nr. 12. **R. W. E. C.** von **Keudell**. (Bergan! **Novellen**sammlung von **R. W. E. C.** von
Keudell.) (Nr. 12—14.) — Nr. 13. **Geschichte** der geheimen **Gesellschaften** in **Frankreich** seit 1830. (Histoire des sociétés secrètes
de 1830 à 1848 par **L. de la Hodde**.) — Nr. 14. **Theologisch-politische Polemik**. (1. Drei **Fragen** eines **Gläubigen** an die **Philosophie**
und **Politik**. 2. **Briefe** eines **communistischen Propheten** nebst einem **Anbang** von **Gedenkworten**. Von dem **Verfasser** der **Neutestamentlichen**
Zeitgeschichte. 3. **Pietisten** oder **Apostel** der **Knechtschaft** in **Styrie**. Von **R. Kulemann**. 4. Die **Testamente** der **zwoif Patriarchen**, der **Söhne**
Jakob's, und die **Geschichte** der **Meneth**, der **Frau Joseph's**. Aus den **alten verborgenen Schriften** ins **Deutsche** übertragen von **R. Klbon**.
5. **Witzjehn Psalmen Salomon's**, welche sich in unserer **Bibel** nicht finden. Aus einer **geheimgehaltenen Schrift** ins **Deutsche** übertragen
und mit **Anmerkungen** begleitet von **R. Klbon**.) — Nr. 15. **Wirth** über die **nationale Entwicklung** der **Deutschen**. (1. Die **Geschichte**
der **Deutschen** von **F. G. X. Wirth**. Zweite durchaus verbesserte **Ausgabe**. 2. Die **Geschichte** der **deutschen Staaten** von der **Aufbildung** des
Reichs bis auf unsere **Zege**. Von **F. G. X. Wirth**. Fortgesetzt von **W. Zimmermann**.) Von **F. G. Wirth**. (Nr. 15—21.) — **Henriette Herz**.
Henriette Herz, ihr **Leben** und ihre **Erinnerungen**. Herausgegeben von **F. Fürst**. — Nr. 16. **Laienphilosophie** oder **Weisheitslehren** für die
Gebildeten im **Volke**. Von **W. Beste**. — Nr. 17. **Enthüllungen** der beiden **Secrétaires Ledru-Rollin's** über die **Februarrevolution**. — **Selb-**
sage aus **Chile**. — Nr. 18. **Gustav Scheve** und die **Phrenologie**. (Phrenologische **Bilder**. Zur **Kenntniß** des **heutigen Standpunkts**
der **Phrenologie** von **G. Scheve**.) — Nr. 19. **Theologenstellung**. — Nr. 20. Aus dem **bairischen Hochlande**. Von **L. Steub**. Von
Mag. Waldan. — Nr. 21. Die **volkstümlichen lateinischen Dichtungen** des **Mittelalters**. — Zur **Geschichte** **Karl's V.**
(Correspondence of the emperor Charles V. and his ambassadors at the courts of England and France etc., edited by **W. Bradford**.)
— Nr. 22. **Aberglaube**, **Poesie** und **Naturwissenschaft**. (Nr. 22—25.) — **Tailandier's** fortgesetzte **Revue** der **neuesten deutschen**
Literatur. — Nr. 23. **Neue Romane**. (1. **Novellen** von **Karoline** von **Söhren**. 2. Ein **Mädchen** vom **Schwarzwald**. Roman von
G. von Peeringen. 3. **Keine Politik**. Roman von **Iba Fried**. 4. **Martin Luther's kirchengeschichtliches Lebensbild** aus dem **ersten Jahrbuch**
der **Reformation** von **A. Wildenhahn**.) — Nr. 24. **Zum Schul- und Predigtwesen** in **Italien**. — Nr. 25. **Miscellen** aus der **italie-**
nischen Geschichte. (Nr. 25—26.) — Zur **Geschichte** des **Bauernstandes**. — Nr. 26. **Kopf und Bauch**. Eine **Vorlesung**. Von **A.**
Schubmann. (Nr. 26—27.) — Ein **neuer Versuch** zur **Lösung** der **socialen Frage**. (L'ère des **Césars**, par **M. Rouleu**.) — Nr. 27.
Geschichte des **christlichen Lebens** in der **rheinisch-westfälischen evangelischen Kirche** von **R. Goebel**. Erster **Band**. — **Wanderlei;**
Notizen; Besprechungen; Miscellen; Cuedoten; Bibliographie. — **Nebst 3 literarischen Anzeigern**: Nr. I, II und III.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs Expedition in Leipzig wenden.

Moriz Wagner's Reise nach Kolkhis.

Reise nach Kolkhis und nach den deutschen Colonien jenseit des Kaukasus. Mit Beiträgen zur Völkerverkundung und Naturgeschichte Transkaukasiens. Von Moriz Wagner. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 2 Thlr.

Die drei Hauptgegenstände welche der Verfasser vorführt sind: „Das Volksleben in Tiflis“, „Der Zustand der deutschen Colonien,“ „Der Naturcharakter und das Urwaldden in den Ländern jenseit des Kaukasus“. Er behandelt diese Stoffe in einer Reihe anziehender Schilderungen und Beschreibungen. Seine Naturgemälde sind mit lebhaften Farben aufgetragen, seine ausführlichen Mittheilungen über die deutschen Ansiedler enthalten viel Interessantes; die Vergleichung der Sitten, Einrichtungen und Charakterzüge bei den alten Deutschen und den heutigen Völkern des kolkhischen Hochlandes bekundet ein scharfsinniges Auffassen der ethnographischen Verhältnisse. Auch die herben Wahrheiten welche der Verfasser am Schlusse über die deutsche Gegenwart ausspricht dürften als keine überflüssige Zugabe zu betrachten sein. Somit empfiehlt sich diese Schrift als eine willkommene Bereicherung derjenigen Reiseliteratur welche zwar weniger einem strengwissenschaftlichen Zwecke als der angenehmen Unterhaltung dienen will, dabei aber des belehrenden Inhalts keineswegs entbehrt.

Der Verfasser legte die Reise über das kaukasische Hochgebirge in rauher Jahreszeit zurück. Ein dunkler Horizont, ein frostiger Wind, Wälder ohne Laub, Wiesen ohne Grün und ohne Blumen, mit nachtem Felsgebirge wechselnd — Das waren die ersten reizlosen Naturbilder bei seinem Eintritt in Georgien. Süblich von Rhyetha schwandten die Wälder immer mehr, die Berge wurden immer kahler und in der nächsten Umgebung von Tiflis starrte dem Reisenden der winterliche Anblick einer Märzschneedecke trostlos entgegen. Vorderhand war Das allerdings keine erfreuliche Aussicht für ento-

mologische und botanische Forschungen; die hierüber erhobene Klage verstummte jedoch als der Verfasser in der Dämmerung die Vorstadt von Tiflis erreichte und den Vorschmack jenes bunten Gemäldes von unbeschreiblicher Wirkung empfand, welches ihm erst am folgenden Morgen zu bewundern vergönnt war als er von einem günstigen Standpunkt aus die Stadt überblickte. Mit seinen amphitheatralisch gruppirten Häusern, seinen Festungen, Kirchen, Kapellen und Palästen und dem mächtigen Ströme, dessen Wasser in reißendem Laufe die Stadt durchrauscht, gewährt Tiflis einen Anblick welcher den Landschaftsmaler eine Reise von ein paar Hundert Meilen nicht bereuen läßt. Der Verfasser sagt:

Wenn ich alle die durch ihre pittoreske Lage berühmten Städte der Alten Welt: Konstantinopel, Genua, Neapel, Brussa, Prag, Salzburg, Algier u. s. w., die ich mehr oder minder lange bewohnt habe, mit dem Gemälde der georgischen Hauptstadt vergleiche, möchte ich Tiflis nicht in die letzte Reihe stellen. Gehört ihm auch die Mannichfaltigkeit des unvergleichlichen Panoramas von Konstantinopel, jener durch eine merkwürdige Uferentwicklung so schön vertheilt, in wahrer Demantpracht strahlende Kristallgrund, welcher um die Städtekönigin am Bosporus wogend, die goldenen Kiefernkapellen ihrer Moscheen, die schlanken Minaretsäulen und die Cypressenwälder der Friedhöfe in blauer Tiefe wieder spiegelt, mangelt ihm auch der zaubervolle Uferschmuck des Golfs von Neapel mit seinem alten Feuerberge und den in märchenhafter Schönheit aus dunkelgrünem See Grunde auftauchenden Inseln Capri und Ischia, hat Tiflis weder den olympischen Pflanzentreichthum noch die imposante Thürmezahl von Brussa, noch die am bithynischen Götterberge aus tausend Springquellen musizirende Wasserorgel der Natur, so ist der erst schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige, bunte Mannichfaltigkeit seiner orientalischen und europäischen Bauwerke, welche die hohen Ufer eines wilden Bergstroms krönen, doch Augenweide genug und übertrifft an großartiger Pracht der Scenerie das majestätische Prag, welches mit Tiflis eine gewisse Aehnlichkeit und unter allen Städten des Deutschen Reichs keine Rivale hat.

Der Verfasser verweilte in Tiflis länger als in irgend einer andern Gegend Transkaukasiens, und wählte es als Hauptquartier seines dortigen Aufenthalts, als

Niederlage seiner wissenschaftlichen Sammlungen, als Ausgangspunkt seiner verschiedenen Wanderzüge, weil seine günstige Lage im Centrum zwischen dem Schwarzen und Kaspiſchen Meere, zwischen dem kaukaſiſchen Hochgebirge und dem alten Vulkanlande Armenien zu Excurſionen nach allen Richtungen einlad. In wenigen Tagen erreicht man von Tiflis den Berg Ararat, die berühmten ewigen Feuer bei Baku auf der Halbinſel Apſcheron, die oſſetiſchen Alpen und das koſchiſche Paradies am Schwarzen Meere. Auch hiñſichtlich der Poſtverbindung, des Transports naturhiſtoriſcher Sammlungen und des Umgangs mit gebildeten Menſchen bietet kein anderer Ort in jener Gegend ähnliche Vortheile dar.

Es gibt in Tiflis nicht weniger als 42 Kirchen, eine im Verhältniß zur Bevölkerung übergroße Zahl. Der Anblick des Gottesdienſtes in einigen dieſer Kirchen veranlaßt den Verfaſſer zu der Bemerkung daß die Religion der Chriſten im Morgenlande dem Islamismus, trotz der Verſchiedenheit der Dogmen, in den Formen wie in der Praxis näher ſteht als dem Chriſtenthume des Abendlandes.

Beide Religionen ſind heute bei den Orientalen nur noch ein leeres Formen- und Ceremonienweſen ohne Anwendung im Leben. Der regelmäßige Beſuch der Gotteshäuser, das geiſtloſe, ſtille oder laute Herplappern und die eintönige Wiederholung der vorgeschriebenen Gebetformel, das Nachahmen gewiſſer Geberden bei der gemeinſchaftlichen Andacht und vor allem die ſtrenge Beobachtung der Faſten iſt heute das Weſen der Religion im Morgenlande. Wohl belebt und befeelt die Bekenner beider Religionen der gleiche Glaube an einen Gott und an ein ſchönes, freudevolles Fortleben nach dem Tode, welches aber nicht als Lohn für ein wirklich tugendhaftes Leben nach abendländiſchem Begriffe, nicht für ein edles, von Menſchenliebe tieferfülltes Gemüth, das die ſchweren Prüfungen dieſes Lebens in unerſchütterlicher Treue beſteht, gedacht wird, nein, als der Lohn für einen dumpfen, von keinem Zweifel, keinem Einwurf der Vernunft erſchütterten Glauben, für die ſtrenge Uebung der von den Prieſtern vorgeschriebenen Faſten, Gebetformeln und Geberden, wobei die Kirche auch noch die Mißthätigkeit gegen Arme und vor allem die ihr ſelbſt dargebrachten Opfergaben als der Gottheit beſonders wohlgefällige Handlungen, welche zu einem ausgeſucht ſchönen Plätzchen im Paradiese berechtigen, gelten läßt. Von einer Kenntniß der Sittenlehre im Evangelium und im Koran findet man im Orient wenig Spuren. Dem gemeinen Mann iſt die Heilige Schrift ein unzugängliches Buch, welches ihn nicht beſchäftigt, das er nie zu leſen begehrt und deſſen vertraute Bekanntschaft und Deutung er lediglih dem Prieſter überläßt. Das Chriſtenthum wie es uns als Volkreligion im Orient erſcheint iſt Nichts als ein hohles Formelweſen, das weder erhebt noch anregt, den Geiſt verodet und das Herz verdirbt, und in dem weder der Genius der Liebe noch der Genius der Freiheit ſeinen Plaß gefunden.

Die große Zahl der Kirchen mit ihren Kuppeln und Thürmen erhöht natürlich den imponanten Eindruck welchen Tiflis auf den Fremden macht; im Uebrigen gibt die Miſchung orientaliſcher und europäiſcher Bauwerke der Stadt eine ſehr verſchiedenartige Phyſiognomie. Bekanntlich lieben die Orientalen enge und ſchattige Straßen, die Ruſſen das Gegentheil. Dieſe Contraste zeigen ſich in Tiflis an vielen Stellen. Ueberall wo ruſſiſche Baumeiſter thätig waren findet man Raum, Luſt, Sonne und freie Ausſicht; überall wo die alte Bauart

unangetaſtet verblieb ſind Gaſſen und Plätze ſchmal und düſter, obwol nicht in gleichem Grade wie in den moſlemiſchen Städten. Von den Straßen iſt keine als beſonders merkwürdig zu erwähnen. Unter den Plätzen bezeichnen ſich die zum Theil mit modernen Bauwerken umgebenen Plätze von Tauris und Erwan durch Raum und ſchöne Fernſicht auf das Kurthal und das koſkaſiſche Hochgebirge aus. Am merkwürdigſten aber iſt der Marktplatz, den man paſſiren muß um von der alten zur neuen Stadt zu gelangen. Die Größe deſſelben reicht nicht hin für das ungeheuerer Gemüth von Marktbeſuchern, von Armeniern, Georgiern, Tataren, Oſſeten, Perſern, Leſghiern, Ruſſen und deutſchen Colonisten. Miſcht man ſich unter dieſe Gruppen, ſo hört man die verſchiedenſten Zungenlaute; ſelbſt das klangvolle Spaniſche wird von morgenländiſchen Juden geſprochen. Der bekannte Reiſende Graf Hallberg aus München, welcher mit dem Verfaſſer öfters dieſen Marktplatz beſuchte und das ungeheuerer Gedränge all der in ihren verſchiedenen Coſtumen ſo ungemein maleriſchen Geſtalten, die Kamelt, die fremden Waaren und die bunten Marktſcenen mit Intereſſe und Verwunderung betrachtete, äußerte einmal: er habe, mit Ausnahme des Marktes von Kairo, in allen Ländern des Orients und Occidents die er beſucht nie ein ſo anziehendes Völkergemiſch geſehen. Dieſes lebendige Treiben, welches ein erfreuliches Zeugniß für die gewerbliche Thätigkeit ablegt, hat leider ein Gegenſtück in dem kaum minder ſtarken Gedränge der Bettler an den Freitagen. Mit Ausnahme des Kirchenſtaats und des Königreichs Neapel ſah der Verfaſſer nirgend ſolche Scharen von Bettlern. Die ruſſiſche Polizei geſtattet ihnen nur einen Tag in der Woche zum Sammeln milder Gaben. Um ſo ſchaudervoller und erſchütternder iſt der Anblick, ſoſt jeden Freitag Hunderte, ja Tauſende von Hungerleidenden, von Kranken, ſiechen Greiſen, Krüppeln und Unglücklichen aller Art durch die Gaſſen wanden, an jede Thüre klopfen, ihre Noth, ihr Leiden klagen und im herzerreißenſten Jammertone um ein Almofen ſiehen. Die Zahl dieſer Bettler, die Summe dieſes Elends iſt ſo groß daß ſelbſt das mißthätigſte Herz nicht wirkſame Hülfe ſpenden, nicht einmal allen Bedürftigen eine kleine Gabe reichen kann. Wie in Neapel und Sicilien gewöhnt man ſich hier allmählig den Anblick des menſchlichen Elends in ſchauderhafter Nacktheit zu ertragen und an dem hungernden Bettler ohne Almofen und mit trockenem Auge vorüberzugehen.

Indem wir uns von dieſem Uebermaße des Häßlichen und Traurigen abwenden, werfen wir lieber einen Blick auf die weltberühmten Repräſentantinnen des Schönen. Der Ruf außerordentlicher Schönheit, deren die Georgierinnen nicht nur im Orient, ſondern auch im Abendlande genießen, und der in die Poefie ſo mancher Völker eingebrungen, beruht zum Theil auf dem allgemein verbreiteten Irrthum daß die ſchönen Oſſetiſten des türkiſchen Parems meiſt aus Georgien oder Tſcherkeſſien ſtammen. All die ſchönen Sklavinnen welche die pontiſchen Schiffer aus Datum, Sukhum-Kaleh und Trape-

junt nach Konstantinopel bringen werden als Georgierinnen verkauft. Der Verfasser hat aber aus dem Munde türkischer Skavenhändler selbst erfahren daß seit geraumer Zeit die Mehrzahl dieser unglücklichen Geschöpfe von den Völkern Kasstans, Surians und Mingreliens an die Türken zu Kauf und Tausch geliefert werden. Diese Völker sind mit den Georgiern zwar sprach- und stammverwandt, übrigens so verschieden wie Italiener und Spanier, wie Deutsche und Skandinavier. Es sind die Bewohner des eigentlichen Kolchis, deren Blut sich von weiblicher Seite mit dem der vornehmen Türken weit mehr vermischt hat als selbst das tscherkessische. Die kolchischen Völker grusinischen Stammes sind aber durchaus hübscher als die eigentlichen Georgier, und von allen transkaukasischen Völkern tragen die Bewohner des herrlichen Landes Surien den Preis der Schönheit davon. Indes würde die Schönheit der Frauen in Georgien, Kolchis und Circassien dem Bildhauer mehr zusagen als dem Dichter; sie ist gar zu oft ein starres Bild, dem der Anmuthsgürtel der Aphrodite fehlt. Die Charitinnen sind im Orient fremde Gottheiten, und in den Gesichtern von langweiliger Regelmäßigkeit quillt nicht jener holde Ausdruck von Frohsinn, Liebreiz und Lebenslust, ohne welchen die Frauenschönheit Nichts heißen will.

In Betreff der ehelichen Verbindungen macht der Verfasser die Bemerkung daß kein Volk Europas so sehr geneigt ist sich mit fremdem Blut zu vermischen wie das russische. Deutsche Bauernmädchen sind von russischen Beamten und Kaufleuten fast ebenso gesucht als die schönsten Mädchen aus georgischem und armenischem Adel, während russische Leibeigene und Kosaken häufig Ehen mit Töchtern von Tataren und Tcherkessen eingehen. Bemerkenswerth ist daß aus all diesen Mischungen fast immer echtrussische Kinder, dem Typus und Charakter nach, hervorgehen — eine Thatfache welche für die solide Kraft der slawischen Race zu zeugen scheint. Da der Russe im Allgemeinen an das weibliche Geschlecht andere Forderungen stellt als die gebildeten Völker des Abendlandes, so sind die meisten dieser Ehen weniger unglücklich als man vermuthen sollte. Ein Franzose würde bei den Frauen Georgiens die Grazie, ein Römer die edle Würde, ein Spanier das glühende Temperament, ein Deutscher die Gemüthlichkeit stets vermissen. Nach Allem was der Verfasser in Georgien und anderwärts von den Frauen des Orients gesehen und erfahren, möchte er keinem gebildeten Abendländer rathen nach dem Morgenlande mit Feitathsgedanken zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Abende von Berthold Auerbach. Mannheim, Bassermann. 1851. 16. 27 Ngr.

Drei Erzählungen, die schon früher entstanden und zu verschiedenen Zeiten in Zeitschriften publicirt worden sind, bilden den Inhalt dieses zierlichen Bändchens. Die zwei ersten entstanden, wie uns der Verfasser in der Vorrede mittheilt, nach der Uebersetzung des Spinoza, und zu dem Zwecke einzelne Be-

griffe in mannichfaltiger Auffassung mehr durch Besprechung als durch Thatfachen und Ereignisse darzustellen. So führen uns denn die zwei ersten Erzählungen mitten in das gesellige Treiben der Jetztzeit hinein, und rechtfertigen völlig den Titel, da ja der Abend für die Geselligkeit recht eigentlich den Knotenpunkt abgibt. Die dritte Erzählung haben wir als eine Beizage zu betrachten, in der wir den Verfasser „ein Stück Kinderleben“ schildern sehen in der Art die wir von den „Dorfgeschichten“ her kennen und lieben. Alle drei Erzählungen sind geschrieben mit jener fast weiblichen Zartheit und Sorgsamkeit, mit welcher der Verfasser jeder Regung des Geistes und Gemüths nachzugehen weiß, und vermöge welcher er uns die kleinsten Ereignisse und Lebenserfahrungen als anziehende Bilder vorführt. Leider läßt sich indes eine gewisse Skizzenhaftigkeit, zumal in den beiden letzten Erzählungen, nicht verkennen, indem neben breit und zart ausgeführten Partien sich Sprünge und Lücken finden die je weiter wir in dem Büchlein vorwärts gehen um so störender auftreten.

Die erste Erzählung, betitelt: „Liebe Menschen. Ein Idyll aus der gebildeten Welt“, führt uns in die reizenden Herbsttage des Rheinlandes und zwar nach Köln und seinen Umgebungen. Liebe Menschen sind wirklich darin geschildert, denn der Wanderer den wir zuerst begrüßen findet neben dem geliebten Universitätsfreunde nicht nur dessen liebenswürdige Mutter, sondern auch seine Schwester, die ihm selbst die Liebste geworden ist, wenn wir die Erzählung beendet haben. Gleich schildert der Verfasser wie der Wanderer in die Wohnung des Freundes eintretend sich dieser lieblichen Erscheinung gegenübersieht, und wie die gegenseitige Verlegenheit, dies erste Zeichen eines tiefen Eindrucks, gar bald in eine bedeutende Unterhaltung übergeht. Was folgt ist eigentlich nur die Ausführung der in diesem ersten Zusammentreffen unbewußt entstandenen Neigung bis zu dem klaren Erkenntniß und Geständniß der gegenseitigen Liebe. In diesem kleinen Kreise bewegt sich die Schilderung, der nur ein Besuch im Dom und eine Rheinfahrt ins Siebengebirge äußerliche Abwechslung verleihen. Im Innern dieses kleinen Kreises lieber Menschen aber wird noch in mannichfacher Weise die Idee ausgesprochen und ausgeführt, welche wir als die Grundlage dieser Erzählung betrachten müssen, nämlich daß nicht da Harmonie sei wo Alles einen Klang habe, sondern wo Alles Einklang habe.

Mit der Harmonie, mit dem Einklang, in dem Alles zusammenstimmt in dieser ersten Erzählung, steht im scharfen Contrast die Dissonanz welche die zweite Erzählung unter der Ueberschrift „Was ist Glück?“ durchzieht. Auch diese führt uns in einen geselligen Kreis ein, aber nicht in den friedlichen, stillen einer kleinen Familie, sondern in den bunten Wust einer modernen sogenannten Abendgesellschaft. In diesem Cirkel, in dem Titel und leere Redensarten einen weit höhern Rang einnehmen als ein denkender Geist und ernste Wahrheit, läßt ein junger Advocat seinem übersprudelnden Geiste freien Lauf, was ihm zwar das Herz einer jungen Dame gewinnt, jedoch nicht ohne bei der Mutter und andern Damen Mißfallen ob seiner Ercentricität hervorzurufen. Der Gegenstand aber der Unterhaltung, den unser junger Freund trotz den Abschweifungen der Damen immer wieder aufs Tapet zu bringen weiß, ist eben die Frage die der Titel enthält, und in bunter Mannichfaltigkeit finden sich Antworten zusammengestellt, von dem Glück sich am Gängelbände Anderer durch das Leben führen zu lassen, bis zu dem Glück ohne Rücksicht auf alle Schranken sich selbst seine Bahn zu brechen. Mit dem Händedruck und einem leise geküßtesten „Schlaf wohl!“ der beiden jungen Leute auf dem gemeinschaftlichen Heimwege schildert der Dichter eine andere Phase des Glücks die in jener Gesellschaft keine Besprechung fand. Während nun das Mädchen das Glück der ersten Liebe ihrer Schwester ausspricht, die Aeltern aber Maßregeln zur Verhütung derselben beraten, führt der Verdacht der Theilnahme an der Verfassung misliebiger Schriften den jungen Advocaten ins Gefängniß, in dem ihn die Weigerung einem außerordentlichen

Gerichte Antwort zu geben bis zum Tode des Fürsten festhält. Auch dann erreicht ihn die Amnestie des Nachfolgers nur um ihn an das Sterbebette der Geliebten zu führen. Wir verlassen ihn dann wie er auf seiner Bahn rüstig fortschreitend als Abgeordneter und Rechtsanwalt Das erreicht hat was er als Glück definiert hatte: die bewusste Uebereinstimmung des innern und äußern Berufs, und wovon ihn die Liebe abjunkten im Begriffe fand. Ob aber mit unserm Verfasser viele Leser darin übereinstimmen werden das in diesem Sage wirklich alles Glück enthalten sei, müssen wir dahingestellt sein lassen, wollen aber doch noch bemerken das der Mensch unserer Meinung nach nicht bloß zum Wirken nach außen geschaffen ist, und auch nicht lediglich darin sein Glück suchen kann, sondern das das Glück, nur im Innern wohnend, auf dem Bewußtsein der eigenen Hervollkommenung ebenso notwendig begründet sein muß als auf dem Bewußtsein der erfolgreichen Thätigkeit nach außen. Wenn unser Verfasser als den innern Beruf die innere Fortbildung und Entwicklung auffaßt, so läßt sich unserer Ansicht nach gegen jenen Satz nur Das einwenden das nicht die Uebereinstimmung, sondern die Fortbildung als Grund des Glücks zu betrachten ist.

Die dritte Erzählung „Des Waldschützen Sohn“ ist zuerst in dem „Sugendkalender“ für 1847 abgedruckt worden. Der Verfasser malt hier in seiner sinnig-zarten Weise den Wald und das einsame Häuschen eines Waldschützen, der durch die Büchse eines Wilderers seinen Tod fand, und nur ein Söhnchen unter der Obhut der Großmutter hinterlassen hat, die jetzt zusammen das kleine Häuschen bewohnen. Dieses Stilleben, wie es uns der Eingang der Geschichte schildert, wird unterbrochen durch die Rückkehr des Wilderers, der, von der Anklage des Mordes freigesprochen, sich nun mit dem Knaben zu thun macht. Er lockt ihn in den Wald, weiß ihn dort zu interessiren und zu fesseln, und sucht, nachdem er zuerst wie es scheint halbwegs den Versuch gemacht hat ihn aus dem Wege zu räumen, den Knaben dahin zu bringen das er ihn erschiese. Es treibt ihn dazu der Glaube an eine Art Blutrache, nach der mehre Generationen hindurch die Vorfahren des Wilderers wie des Knaben einander erschossen haben. Der Glaube das auch ihn dies Schicksal treffen müsse, und der Wunsch das es ihn bald erreiche, ein Wunsch nur erklärlich aus den Gewissensbissen die er sich über den begangenen Mord macht, stellen sich als die Triebfedern einer solchen Handlungsweise heraus. Er will auf diese Weise den Mord aus seiner Familie in die des Schützen bringen, dessen Büchse mit dem letzten Schusse geladen noch immer für den Mörder aufgespart im Zimmer hängt. Dieses Gewehr in den Wald zu bringen läßt sich der Knabe bereden, erhält aber ein falsches ungeladenes, da der Besizer des Waldes das geladene zum Gange durch den Wald mitgenommen hat. So löst sich dann die Geschichte dadurch das eben der Schuß dieser Büchse ihn trifft als er den Knaben durch Drohungen umsanft zum Abdrücken der ungeladenen Plinte zu bestimmen sucht. Ein Hund der, von dem Wilderer erzogen, dann dem Waldschützen angehörte, und bei der Ermordung des Letztern den ältern Herrn nicht angriff, wird zuvor dieserhalb von dem Wilderer erstochen. Diese Grundlage, an sich schon phantastisch genug, ist durch eine abspringende Behandlungsweise und die überall eingewebte Malerei des bunten Waldlebens, sowie die Verfolgung des Gedankenganges des Knaben so zerrissen das sie sich von keiner Seite in ein klares Bild zusammensassen läßt, sondern nur einen unbestimmten verschwimmenden Eindruck hinterläßt. Aber noch in einem andern Punkte steht diese Erzählung den frühern ähnlichen des Verfassers nach, darin nämlich das bei den Naturschilderungen nicht mehr jene alte Kaiwetät und Einfachheit sich findet die uns so oft erfreut hat. Der Verfasser hat sich durch das Eingehen auf eine fremde der Holsteischen verwandte Sprech- und Darstellungsweise von seiner Anschauungs- und Schilderungsweise ableiten lassen, nicht sehr zum Vortheil seiner Darstellung. Möchten wir den Verfasser bald wieder in die frühere Bahn einlenken sehen.

Prosa und Poesie sind in Büchern geschrieben, und bilden in Literaturgeschichte zwei Abtheilungen der Prosaisten und Dichter; im Leben sind sie beisammen, streiten sich über Hab und Gut, machen Ausgleichungen und beginnen ihre Abrechnung stets von vorne. Die Philosophie, deren Amt es gerade ist von vorne zu rechnen, geräth deswegen mit beiden in Geschäftsgemeinschaft, und will eigentlich das keine von ihnen, so wenig als sie selber, zukunftsomme. Da es ihr um volle Wahrheit des Soll und Habens zu thun ist, muß sie sich der vollen Unparteilichkeit befleißigen, was nicht immer von ihr geschah, indem der Materialismus die Prosa, der Spiritualismus aber die Poesie begünstigte, ja die Parteilichkeit oft soweit ging das Gleichgewicht der Ansprüche gar nicht anzuerkennen und vernünftige Rechnung unmöglich zu machen. Zu fürchten wäre, da keine menschliche Thätigkeit weniger Poesie inschaufnimmt als Rechnen, das Letztere bei jedem Abschluß desselben gegen Prosa zukunftsäme, wenn nicht im Völkern und Einzelleben der Menschheit die Poesie als ein Erstes, Ursprüngliches sich kundgäbe, welchem weiterhin das Prosaische sich anschließt: wie denn Dichter die ersten Belehrungen der Jahrhunderte vorgetragen und Redner die zweiten. Wahrheit und Dichtung bilden daher keinen schroffen Gegensatz für die philosophische Erwägung, die Dichtung hat Wahrheit gleich der Prosa durch ihr Dasein selber, und man dürfte nur von einer poetischen und prosaischen Gesamtwahrheit sprechen. Schönheit, Jugend, Frömmigkeit sind so wahr für den menschlichen Haushalt als Trank, Speise und Schlaf, ein gesundes Dasein bedarf ihrer aller. Wer eine Wahrheit ausschließlich zur Herrschaft erhebt und gegen die übrigen feindlich verfährt, verfällt in Unnatur, wovor die ausgleichende Philosophie warnet, und deswegen gegen Epikur, Stoia und Areten Einwendung und Ausgleichung bereit hält. Selbst die Kirchen haben sich damit beschäftigt; aus Poesie hervorgegangen vernachlässigten sie doch nicht die Prosa, und konnten mit Rechtfertigung derselben oft ein gebührendes Maß überschreiten. Alle Fehlgriiffe indeß deren Philosophie und Kirche beschuldigt sein mögen beweisen das zugrundeliegende Wahre, da überhaupt kein Irrthum möglich ist ohne Voraussetzung irgend einer Wahrheit, die als ein unverwundlich Gegebenes dem Menschenleben als Poesie und Prosa sich aufdrängt. Hier stehe und erwäge, wenn du vernünftig stehen und weise sein willst.

Ohne besondere Körperleiden und Schwäche ist das Schlimmste des Alters das ihm Alles alt vorkommt — Aufstehen, Niederlegen, Waschen, Schlafen, ja selbst das Essen und Trinken. Wie erlabet sich der Knabe am Kuchen, sei dieser frisch oder alt, jede Lebensfreude kommt ihm aus dem Ofen und des Schlürfens und Verschlingens derselben wird er nicht müde. Dieser Reiz der Kinderjahre ersetzt weder Wissenschaft noch Kunst, welche nur den Jugendlichen lebhaft und neu ergreifen, so wenig wie irgend andere Zerstreuung, Anregung und Umgang; nie kehrt zurück die Genußfülle erster Liebe, Reise, Autorschaft. Und ein Alter welcher vergißt wie er selbst gewesen ärgert sich über den Lufttaumel in welchem die heranwachsende Welt sich herumtreibt, er wird zu salomonisch weise über die Eitelkeit menschlicher Dinge, und bedürfte einiges Unverstandes und glücklicher Unersahrenheit um mit Befriedigung Täglicher zu erfahren. Wird darum der Jugend vernünftige Entpalt-samkeit empfohlen, so meint sie nicht ganz unverständlich; es ist noch immer Zeit dazu, und das Alter murret etwas thöricht über Alles was geschieht, wäre am zufriedensten das Nichts mehr geschähe, weil Nichts mehr mündet. In der „Gamsa“ hat der Dichter Ehußein Ben Mutair mit nicht salomonischer Weisheit dieses Verhältnis untheologisch ausgedrückt.

Nicht! entweder Gott vergang'ne Sünden und vergehen.
Oder: wenn er Das nicht wollte, sie uns neu verzeihen!

Kortz Wagner's Reise nach Kolkis.

(Fortsetzung aus Nr. 23.)

Nach den von unserm Reisenden gemachten Erfahrungen lebt man in Tiflis im Ganzen nicht theuer, wenn man sich einzurichten versteht. Die meisten Lebensmittel, alle Getreidearten und vorzüglich der Reis sind billig, ebenso das Gemüse welches die deutschen Colonisten zu Markt bringen. Auch die ledern Gerichte: Hering, Geflügel, Wildpret, vorzüglich Fasane, welche aus Mingrelien kommen, sind in Tiflis billiger als in Deutschland. Das Kaspische Meer liefert eine Unmasse von Fischen, welche im Winter frisch, im Sommer getrocknet von Batu gebracht werden. Kaviar ist ein Lieblingsgericht der Eingeborenen wie der Russen. Der Wein wird in ungeheuern Quantitäten aus Kachetien gebracht, welches unter all den traubengesegneten Provinzen Transkaukasiens den besten Wein liefert und in dieser Beziehung bereits den Alten bekannt war und von Strabo gerühmt wird. Die Tunga (fünf Flaschen) von gutem rothen Wein, der in der Farbe dem Burgunder gleicht, kostet einen Abasen (20 Kreuzer). Der Wein geringerer Qualität wird zu dem Spottpreis von 5 — 6 Koppen die Tunga verkauft. Man transportirt denselben in Schläuchen von Büffel- oder Ziegenhäuten, die von der innern Seite mit schwarzer Naphtha verpicht sind und dem Wein einen unangenehmen Naphthageschmack mittheilen. Dieser kachetische Wein gilt übrigens für ungemein gesund und stärkend und erzeugt nie das Fieber; nach der Behauptung des Dr. Conradi soll er sogar die Sicht heilen. Der mingrelische Wein, welcher in Tiflis nur von reichen Personen getrunken wird, hat einen weit lieblichern Geschmack, soll aber weniger gesund und haltbar sein; der beste kommt aus Dschichi. Auch die deutschen Colonisten liefern einen Wein, der, da er in reinlichen Fässern statt in verpichten Schläuchen gefeilt und aufbewahrt wird, weit angenehmer schmeckt als der kachetische. Dennoch ziehen die Eingeborenen den Naphthageschmack des letztern, an welchen sie gewöhnt sind, im Allgemeinen vor. Die Weinconsumtion ist im Verhältnis zur Bevölkerung enorm und beträgt alljährlich gegen 7,500,000 Flaschen, also fast eine Flasche täglich auf den Kopf.

Ökonomische Einzelheiten aller Art, besonders in Bezug auf die Erzeugnisse der deutschen Colonien, wurden dem Verfasser von seinem Hauswirth, dem Schwäbischen Drechslermeister Gotthardt, und von andern eingewanderten Deutschen reichlich mitgetheilt; doch sprachen diese Leute nur selten von ihrem Vaterlande. In Denkweise und Bildung repräsentiren diese Auswanderer ganz die Zeit als sie Deutschland den Rücken kehrten. Erst in Gesprächen mit Solchen welche an den Fortschritten des Volks- und Staatslebens daheim keinen Theil genommen haben merkt man welche umwandelnde und bewegende Gewalt ein Zeitraum von 30 Jahren hat, und welchen Einfluß derselbe auf geistige Cultur und Denkweise eines Volks übt. Ein trauriger Mangel an patriotischer Gesinnung fand sich überall in diesen deutschen Colonien; für Alles was außerhalb ihres nächsten Ideentrettes vorgeht zeigten die schwäbischen Ansiedler gar kein Interesse. Am auffallendsten und schmerzlichsten war es dem Verfasser daß sie von der lieben alten Heimat auch gar Nichts zu wissen begehrten. Er unterhielt sich mit ihnen, wenn Hitze und starker Regen ihn in seinen täglichen Excursionen störten, oft stundenlang über alle Gegenstände die ihnen nahelagen; sie erzählten unendlich viel von ihren Schicksalen, von dem Ueberfall der Kurden und Perser im Jahre 1826, von den religiösen Zerwürfnissen ihrer Gemeinden, vom Pfarrer, Inspector und Generalgouverneur: aber nie fragten sie wie es daheim im deutschen Vaterlande stehe. Ueber Georgier, Armenier, Tataren und ihre Weise zu leben theilten sie unzählige Einzelheiten mit; von ihren Landsleuten daheim in den Thälern der Schwäbischen Alp haben sie nie gesprochen. Und doch waren es erst 28 Jahre seitdem diese Deutschen ihr Vaterland verlassen! Diese Gleichgültigkeit, dieses gänzliche Vergessen von all Dem was einem Volke mindestens als Erinnerung lieb und theuer sein sollte, wenn es dasselbe auch als Besiß für immer verloren hat, mußte dem Verfasser weher thun als der Anblick ihrer ziemlich günstigen Lage ihn erfreuen konnte.

Allgemein herrschte unter diesen Ansiedlern der trockene, prosaische Geist, von welchem folgende von dem Verfasser erzählte Anekdote eine Probe gibt:

Eines Tags wohnten wir der Verbrennung des Leichnams eines Hindu bei; es war der Pächter der saljanischen Fischerei.

dessen Seele sich zu den Vätern versammelt hatte. Einer seiner Glaubensgenossen erzielte ihm nach hindostanischem Gebräuche die letzte Ehre, indem er die Leiche in weiße Leinwand hüllte, den Kopf mit fünf Pfund Butter bestrich und den Körper auf dem Holzstoß unter lauten Gebeten verbrannte. Rein dicker Drechslermeister erzählt die Sache seiner Frau daheim mit löblicher Genauigkeit. Während ein gebildeter Landsmann mit ihr sich an der postischen Seite einer Leichenfeier erbauete, wo der Körper, ohne in das schauerliche Dunkel der Erde versenkt zu werden, ohne den langsamen und ekelhaften Proceß der Verwesung, durch die heilige, läuternde Nacht des Feuers an die Elemente schnell zurückgegeben wird, beachtete Frau Gotthardt nur die ökonomische Seite und meinte auch diese Art der Leichenbestattung sei besser und wohlfeiler; man erspare den Sarg, den Todengräber und die Kosten der Ruhestätte auf dem Kirchhofe. Herr Gotthardt opponirte und meinte: dafür sei die Butter womit der Hindu den Kopf der Leiche so freigebig beschmiert habe in Tiflis um so theurer. Die Frau Drechslerin erwiderte: „Glaubst du, ich würde dir auch fünf Pfund Butter aufs Gesicht schmieren? Ein halb Pfund allerhöchstens! Oder auch gar nir. Du hast ja selbst genug Speck auf dir.“ Rein dicker Hausherr gehörte nicht zu den zartfühlendsten Personen; aber die Art wie seine Ehehälfte so ganz ohne Spur von Gemüthsbeugung, als handle es sich um eine Angelegenheit der Werkstätte oder des Stalles, von seiner künftigen Bestattung sprach, schien ihn sichtbar zu verdrießen, und ich hörte ihn später nie wieder vom Hindu oder vom Tode reden.

Der Frühling dauert in Georgien nur wenige Wochen und ist wegen des raschen Temperaturwechsels eine fast ebenso unangenehme Jahreszeit wie der heiße trockene Sommer und der ziemlich rauhe Winter. Der Verfasser benutzte die ersten sonnigen Tage des Aprilmonats, um von der Stadt Tiflis nach der deutschen Colonie Neutiflis, welche eine Viertelstunde stromaufwärts am linken Ufer des Kur gelegen, überzuziehen. Wie alle deutsche Colonien jenseit des Kaukasus hat auch Neutiflis ein ziemlich wohlhabendes, behagliches Ansehen, besonders wenn man die häßlichen grußischen Dörfer der Nachbarschaft mit ihren elenden Häuschen, aus Kollsteinen und Lehmziegel schlecht zusammengekittet, mit ihnen vergleicht; die Häuser der Colonisten sind klein, aber sauber. In der Mitte des Dorfes steht das hübsche Kirchlein, gelb angestrichen, mit römischen Säulen; dasselbe ward auf Kosten der Krone erbaut, die überhaupt alle ältern deutschen Niederlassungen in Georgien sehr gut dotirt hat. Dem Kaiser Alexander lag besonders am Herzen in den neu erworbenen sehr fruchtbaren Provinzen Musterwirthschaften zu errichten, welche den georgischen und armenischen Bauern, die selbst in den paradiesischen Gegenden des Landes arm und kümmerlich in ihren düstern Lehmhütten leben, als anregendes Beispiel vorleuchten sollten; dieser Zweck wurde leider bis heute nicht erreicht. Die Eingeborenen haben auf dem Lande ihre Art zu leben und zu wohnen nicht geändert, und von den landwirthschaftlichen Kenntnissen der Deutschen sich nur wenig angeeignet. Gleichwie in der Krim und in den Städten von NeuRußland merkt man auch hier welche schwere Aufgabe man unternimmt, wenn man ein Volk lehren will anders zu sein als es ist.

Die meisten deutschen Ansiedelungen in Georgien wur-

den in den Jahren 1818 und 1819 gegründet. Drei Jahre zuvor hatte die Mehrzahl der deutschen Auswanderer die schwäbische Heimat verlassen und war, von russischen Agenten geleitet, nach Ismail gekommen, wo sie eine lange und strenge Quarantaine halten mußte; Viele starben dort infolge des bösen Klimas und der ungewohnten Nahrung. Von Ismail zogen sie nach Odessa und nach den Steppen Südrußlands, wo die russische Regierung ihnen freistellte zu bleiben oder nach Grusien weiterzuziehen. Viele die anfangs aus Reisemüdigkeit zurückgeblieben waren entschlossen sich später infolge der ersten Missernten im trockenen Steppengebiete zur Fortsetzung ihrer Wanderung über die kaukasischen Berge. Ein großer Theil der in verschiedenen Zügen ankommenden Colonisten hatte die Heimat Württemberg aus religiöser Schwärmerei verlassen. Es waren die sogenannten Separatisten, welche behaupteten daß im Vaterlande der religiöse Sinn und die alte Gottesfurcht von Jahr zu Jahr abnehme und weltliche Genussucht und religiöse Gleichgültigkeit an ihre Stelle getreten. Einige von den ältern Dorfbewohnern hatten in mystischer Ueberspannung die Nähe des jüngsten Tages und den baldigen Untergang der sündhaften Welt verkündigt und wußten mit ihrer Schwärmerei und Auswanderungslust nach dem Orient, um dort näher bei Jerusalem und dem Heiligen Grabe zu sein, Tausende ihrer beschränkten Landesknechte anzustechen. Das nüchterne Elend der langen und mühseligen Reise hatte Viele von ihrer Ueberspannung curirt, Andere aber noch exaltirter und hartnäckiger gemacht. Von den eigentlichen Separatisten, die von der Kirche und ihren Pfarrern Nichts mehr wissen wollten und zum Beten und Singen in ihren Häusern sich versammelten, blieb damals etwa ein Drittel in den süßlichen Steppen zurück; mit einer regen Sehnsucht nach dem Gelobten Lande im Herzen trieb sie späterhin die Wanderlust weiter, bis sie, den Vorstellungen Yermolow's nachgebend, in Georgien Halt machten. Dort gründeten sie zuerst in der Nähe der Hauptstadt die Dörfer Mariensfeld, Petersdorf, Neutiflis und Alexandersdorf, dann 25 Werst weiter gegen Süden die Colonie Elisabeththal, später die entfernter gelegenen Dörfer Katharinenfeld, Annensfeld und Helenendorf. Die beiden letztgenannten liegen am fernsten von Tiflis in südöstlicher Richtung gegen Elisabethpol; ihre Lage ist fruchtbar, aber im höchsten Grade ungesund. Erst 20 Jahre später wurden die deutschen Colonien bei Achalziche und Schamachie gegründet. Alle diese deutschen Colonien in Transkaukasien standen früher unter einem besondern Fürsorgecomité, später wurden sie der Domainenkammer in Tiflis untergeordnet; ein Oberinspector und die Dorfschulzen handhaben die Polizei. Im Ganzen äußern sich die Ansiedler ziemlich zufrieden mit ihrer Lage; doch ist die Fruchtbarkeit des Bodens und daher auch der Grad der Wohlhabenheit der Colonisten sehr verschieden. Die schönste dieser deutschen Ansiedelungen ist Katharinenfeld, 60 Werst südöstlich von Tiflis in einem reizenden Thale gelegen. Weinbau und Kartoffeln sind die vor-

theilhafteste Kultur; mit Seidenzucht, welche sehr lucrativ ist, wollen sich die deutschen Bauern nicht befassen, weil sie ihnen etwas Unbekanntes ist. Der Getreidebau ist nur in wenigen Gegenden ergiebig und liefert überhaupt in Georgien nicht die schönen Ernten wie in dem fetten reichbewässerten Boden des eigentlichen Kolchis, ja nicht einmal wie auf der Hochebene des Araxes.

(Der Bericht folgt.)

Der Schullehrer von Sträke von Hermann A. m. s. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1850. 8. 2 Thlr.

Man pflegt die Wirren der letztvergangenen Jahre in Deutschland von der mangelhaften Schulbildung des Volks herzuleiten, und möchte der Demoralisation der Menschheit durch gute Schulanstalten entgegenwirken. Wenn auch nicht alle Menschen dadurch gebessert, nicht alle Uebel dadurch gehoben werden, so ist das Bestreben doch gut und lobenswerth und kann nur Gutes hervorrufen. In dieser Tendenz ist nun das vorliegende Buch geschrieben, und enthält die einfache Lebensgeschichte eines Schullehrers — wie er sein sollte.

Diese Geschichte beginnt bei der ersten Kindheit und schildert zuerst das Verhältnis zu seinen Aeltern; sein Vater ist auch Schullehrer. Der Leser folgt dem einfachen Lebenslauf bei den ersten und spätern Unterrichtsstunden, auf dem Seminar, sieht ihn sodann als Gehülfen eines andern Schullehrers, hierauf als Substituten seines Vaters, und endlich als selbständigen Schullehrer mit Frau und Kindern, im ausserhastigen Wirken für seine Gemeinde, im glücklichen Verkehr mit den Schulkindern und deren Aeltern. Im Verlauf der zwei vorliegenden Theile werden in zahlreichen Reflexionen und Betrachtungen die Ansichten über die Erfordernisse des Volkunterrichts entwickelt, und manches lehrreiche Wort, mancher erspriessliche Rath wird dem Pädagogen gegeben, für welchen eigentlich das ganze Buch geschrieben ist: Es mag Aeltern geben welche über die Erziehung ihrer Kinder wenig nachdenken, bei denen wichtige und unwichtige, kleine und große Ereignisse gleich unbeachtet vorübergehen, die also auch auf den ersten, freilich schwach beginnenden Anfangspunkt des werdenden Geistes eben nicht sonderliches Gewicht legen. Anderem muß es sich mit Lehrern der Jugend verhalten. In ihren Augen muß es etwas Großes sein wenn eine Schar von Kindern von der Grenzlinie der Natur hinaustritt um im eigenen Geiste sich auszubilden, selbständig nur ihrem Willen zu folgen, um den erhabenen Endzweck der Menschheit mitlösen zu helfen. Hier ist eine neue Generation, hier sind neue Hoffnungen; hier ist Etwas worauf die Blicke der Gegenwart sich richten, woraus sie eine bestimmte Zukunft sich entwickeln sehen. Geht nun zwar das Menschengeschlecht in einer eng aneinandergeschlossenen Kette fort, und mag Nichts denn Keimnenschliches zum Vorschein kommen: so sind doch hier die Abkufungen immer der Art daß sie entweder Glück oder Unglück, entweder Segen oder Unsegen mit sich bringen, oft eine Grundlage werden welche ganze Jahrhunderte fortdauert. Es ist wol auch nicht wahr daß der Geist der Zeit Alles thut, und die Welt mit ihm wie am eisernen Gängelbande fortgezogen werde; vielmehr ist es historisch gewiß daß des Menschen sittliche Kraft die er frei aus sich selbst entwickelt den Geist der Zeit schafft. Die Menschen sind es welche in der großen Totalität oder Ganzheit die Zeit machen. Wer von dieser durch eine lange Vergangenheit befristeten Wahrheit ausgeht der ist, befähigt eine Kinderwelt recht zu beurtheilen, der steht sinnenden Ernste vor ihr still, und legt wo er kann die thätige Hand mit ans Werk um solches seinem höchsten Zwecke baldigst entgegenzuführen. Die Kindheit ist der schönste Blumengarten der Menschheit, der sich in ein reiches Fruchtgebüde verwandelt wenn die sie erziehende Generation treu das Ihrige thut.

Unser Schullehrer war überzeugt daß der Elementarunterricht sowie jede Jugendunterweisung in einer der Seelennatur angemessenen Weise die geistige Geburt fördern solle. Diese besteht nach seiner Ansicht in der Entfaltung des Menschen, wodurch er anfängt zum Bewußtseinleben zu gelangen, sich von Allem was ihn umgibt schlechterdings abzusondern, sich diesem in seinem abgeschlossenen Ich entgegenzustellen. Solche Entfaltung geschieht allein durch das Denken. Aber in dem Denken kundigt sich auch ein Wille an der es fühlt daß er Selbstmacht insichträgt aus freiem Entschluß Etwas zu wollen und zu vollführen. Doch bedingen sich solche Entschlüsse nach dem Denken insofern es wahr und zweckmäßig, mit dem geistigen Leben übereinstimmt und an sich gebilligt werden kann. Solcher Art kundigt sich die sittliche Freiheit an, die sich in dem was schlechtthin, gewiß und allgemein bestimmt ist, in dem Gewissen begründet. Zu einer solchen Geburt, zu einer solchen Erweckung und Bildung des Bewußtseinlebens sollen die Unterrichtsmaterialien und das Unterweisen, die Erziehung führen. Solches war der leitende Lehrgrundsatz unsers Schullehrers; nach diesem behandelte er Alles in seiner Schule. Er wirkte dadurch auch auf das Gemüth, auf die edlern Gefühle, insofern diese mit der Erkenntnis des Guten und Wahren, des Schönen und Zweckvollen erweckt, hierdurch zum Bewußtsein gerufen und in das wollende und handelnde Leben hineingeführt werden. Die edle Begeisterung für Wahrheit und Jugend, für ein sittlichrechtes und geachtetes Leben, für die Menschheit, für das Gemeinwesen und Vaterland finden hier den immer erleuchtenden und erwärmenden Herd. Das pädagogische Glaubensbekenntnis unsers Lehrers umfaßt indes noch einen zweiten Satz. Er findet es nämlich für den Volkselementarunterricht nicht genügend wenn der Geist eine formelle Bildung erlange; wenn er sich denkend, entsinnlich, sich durch das Bewußtsein der sittlichen Freiheit in seiner Würde fühle: es solle ihm auch ein Inhalt, ein Gehalt mitgetheilt werden mit dem er schon jetzt solche Formen des Denkens und Handelns anfülle; ein Material welches in realen Kenntnissen bestehe die zum sich fortbildenden, wissenden und handelnden Leben unentbehrlich sind. Die Jugend soll Etwas lernen und im Gedächtnisse niederlegen; sie soll sich gewisse Fertigkeiten verschaffen um von diesen einst einen nützlichen und ethischen Gebrauch zu machen. Keine Form ohne Inhalt, kein Inhalt ohne Form. Nur in einer harmonischen Vereinigung beider liegt Heil. So lehrt es die Natur, so wirkt sie; was sie zusammengesetzt hat, was sie fortwährend verbindet soll der Mensch nicht scheiden. Geistiges und leibliches Leben finden nur in einer solchen Verknüpfung statt. Unter verschiedenen Gegenständen des Unterrichts wird das Rechnen ganz besonders als auf zweifache Weise nützlich hervorgehoben: das Rechnen soll nicht bloß die Jugend mit einer für das bürgerliche Leben unentbehrlichen, technischen Fertigkeit vertraut machen, es soll sie auch zum Denken, Beurtheilen und Verstehen anleiten. Es sei, heißt es, gewissermaßen die angewandte Logik und erschaffe die Theorie hier vollkommen. Er empfiehlt Kopf- und Tafelrechnung zugleich und mit zweckmäßiger Abwechslung. Dabei müsse vor allem das abstracte Denken geübt werden, nicht geistesstörender Mechanismus. Daß bei den vielfach herrschenden religiösen Ansichten unsrer Schullehrer auch die feinnigen hatte verstreut sich von selbst.

Was über Glauben und Hoffen Gelehrte, Weltweise, Philosophen und Seelenlehrer gesagt, gedacht und aufgestellt haben war ihm nicht unbekannt; allein er hielt sich doch an Das was das Natürlichste, das Praktischste ihm zu sein schien. Er dachte: mag man sich über die Vernunft streiten; mir und meinen Kindern liegt Alles daran von ihr einen so zweckmäßigen Gebrauch zu machen als es vergönnt ist. Mögen die ewigen, über sinnlichen Wahrheiten unmittelbar mit der Vernunft gegeben sein; mögen sie durch den rechten Gebrauch der Vernunftselbst erst abgeleitet werden, oder mögen sie durch eine höchste, besondere Offenbarung uns verliehen sein, sodas wir sie mit der Vernunft annehmen und sie uns lebendig aneignen: im Grunde ist Al-

les Dasselbe; ihr letzter Grundziff doch der allweise Schöpfer unsers Daseins. Jene Wahrheiten bleiben was sie sind, wie sie auch gleich erklärt werden mögen; sie verlieren Nichts von ihrem Werth, von ihrer Glaubwürdigkeit; es wird dadurch weder ihr wissenschaftliches Interesse noch ihre praktische Brauchbarkeit, ihre Anwendbarkeit im allermindesten geschwächt. Daher nahm er solche Grundwahrheiten unbedingt an; er lehrte dieselben in der Oberklasse, und suchte sie bei seinen Schülern in Anwendung zu bringen, sie für dieselben zu begeistern. Er vermied Beweise zu geben, indem er jedoch aus Natur, den Werken Gottes, aus Gewissen, Erfahrung und Kirchengeschichte ihnen eine überzeugende Gewissheit zu geben suchte. Gott, Tugend und Unsterblichkeit erkannte er als Grundwahrheiten an, welche durch die Gottesoffenbarung wie sie Christus, der Heiland der Welt, dem menschlichen Geschlecht gab, gelehrt wurden; das Evangelium galt ihm für die Erkenntnisquelle jener unsichtbaren ewigen Wahrheiten überhaupt. Er lehrte nicht sowol selbst, sondern er ließ das Evangelium lehren, indem er die Kinder anwies wie sie hier lernen sollten um zu erkennen und zu verstehen, zu würdigen und anzuwenden. Er war also weit entfernt sich in Das zu verlieren, Das aufstellen zu wollen was niemals durch Verstandeslicht erleuchtet werden kann, was dessenungeachtet als positive Offenbarung gegeben ist; was die Vernunft, der Geistmensche nicht entbehren kann wenn er seine Würde behaupten und kein Thiermensche sein will. Es fiel ihm nicht ein die Wunder erklären zu wollen welche von dem Heilande und mit ihm geschehen sind. Er meinte jene Thatfachen sollten ja eben Wunder, außerordentliche Thatfachen sein, daher werde es als ein Widerspruch erscheinen sie in den Bereich Dessen zu ziehen was uns als natürlich und alltäglich vorliege. Aber aus dem Evangelium las er Alles mit seinen Kindern; suchte ihnen das Alles zu einer lebendigen Anschauung oder doch zum geistigen Bewusstseinsleben zu bringen was in demselben sich auf den reinen Glauben, auf die sittliche Pflicht bezieht. Für Gott, für Tugend und für Unsterblichkeit, vor allem aber für Jesus Christus strebte er die Kinder zu begeistern. Den zusammenschenden, den wissenschaftlichen Religionsunterricht erteilte er nach dem Landeskatechismus; an diesen hielt er sich ohne weitere Ausbiegungen. Aber die gegebenen Wahrheiten knüpfte er durchaus und unmittelbar an die Bibelsprüche an auf welche diese zurückweisen; er pflegte sie aus denselben abzuleiten.

Während er denkende Christen zu bilden sich bemühte, betrachtete er das Denken als eine Dimmelsleiter welche zum Glauben, zum unmittelbaren Fürwahrhalten Dessen hinaufleitet was der menschliche Geist bedarf um sich in seiner Würde zu fühlen und in seinem Werthe zu behaupten. Er hielt sich ebenso fern von dem unedeln, thatenlosen Mysticismus als von dem vulgären, verflachenden Rationalismus. So stellte er sich auf den sichern, religiösen, wahrhaft christlichen Standpunkt worauf die wissenschaftlich hochgebildeten Männer der Christusreligion stehen, und worauf auch jedes unverbildete Menschengemüth verweilen kann, das in der Einfachheit seines Herzens Dem vertraut was in den Evangelienbüchern offenbart ist. Viele Verirrungen welche im Volksleben vorkommen finden statt aus Mangel an Achtung vor dem Gesetz, sowie auch aus Mangel an Kenntniß desselben. Diesem Uebel hofft der Schullehrer vorzubeugen indem er einen kurzen Auszug aus dem Criminalgesetzbuch anfertigt und die Jugend damit bekanntmacht. Von da geht er zu den eigentlichen Civil- und Bürgergesetzen über, nach denen die bürgerlichen Gesetze sich gestalten. Bei dieser Unterweisung enthielt er sich aller kritischen Bemerkungen über die Gesetze; er lehrte sie wie sie vorlagen. Er sagte nicht einmal daß man sie nicht übertreten solle weil eine bestimmte Strafe dagegen drohe. Er pflegte aber ganz besonders hervorzuhellen daß das Wohl und Behe, die Ruhe und Sicherheit, der Schutz des Lebens und Eigenthums, der Friede eines Landes, einer bürgerlichen Gesellschaft, ihr Glück, ihre leibliche und geistige Ausbildung,

Künste und Wissenschaften u. s. w. mit der Befolgung der Staats- und Bürgergesetze auf das innigste und unzertrennlichste zusammenhängen. Er bediente sich, diese Wahrheiten um so anschaulicher zu machen, sie um so fester dem Herzen der Kinder einzuprägen, der Schriftstelle des Apostels Paulus welche über das bürgerliche Wesen handelt. Das weitere Wirken des Schullehrers von Straße ist erbaulich und belehrend; er zeigt sich in jeder Hinsicht als ein Mann des Fortschritts; errichtet Industrieschulen für Mädchen und Turnanstalten für Knaben, und begründet jede neue Einrichtung als ein Resultat des Nachdenkens und der Menschenliebe. Wir empfehlen das vorliegende Werk allen denen welche sich dem Lehrfach widmen oder sich für dasselbe interessieren.

15.

Bibliographie.

Amari, M., Der Freiheitskampf der Sicilianer im Jahr 1292, genannt die Sicilianische Vesper. Von J. F. Schröder. 1ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 d'Encart, G., Berlin, zwei Jahre nach der Revolution. Ein Reisebild, geschrieben im Herbst des Jahres 1850. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Gr. 16. 10 Ngr.
 Erdmann, Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens. Vortrag gehalten in Halle am 30. Novbr. 1850. Halle, Knapp. Gr. 8. 5 Ngr.

Senffen-Tusch, G. F. v., Zur Regierungsgeschichte Friedrich VI. Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, Holstein und Lauenburg. Nach den dänischen Vorlagen von H. P. Siesing umgearbeitet. Zwei Theile. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyer, C. F., Der frühere und dormalige Stand der Staatswirthschaftlichen, forstlichen und rechtlichen Verhältnisse bei den Waldungen und Jagden in Deutschland und namentlich bei den dasigen Reichsforsten. Nürnberg, Riegel u. Bischer. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Frankfurter Rufen-Almanach. Herausgegeben von J. Bachmann-Korbett, F. Kothke und G. Raurer. 1ter Jahrgang. Frankfurt a. M., Liguus. Gr. 12. 1 Thlr.

Pfeiffer, L., Das Prinzip des internationalen Privatrechts. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 15 Ngr.

Schultes, C., Lieder und Gedichte. Leipzig, Weber. 16. 24 Ngr.

Lührmer, Ueber das Verhältniß des geistigen Lebens zum körperlichen oder die Grundbegriffe der Anthropik. Dem Freunden des Wissens und Denkens. Wien, Gerold. 1850. 8. 8 Ngr.

Boller, F., Pestalozzi und Rousseau. Pädagogische Monographie. Frankfurt a. M., Aufferth. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Allhusen, C. G., Allgemeine politische Volksbelehrung für Jedermann. Kiel. 8. 5 Ngr.

Blendermann, C. F., Der Angriff des Hrn. Pastor Dulon auf die St.-Stephanigemeinde in Bremen beleuchtet. Bremen, Heyse. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Der deutsche Bund und die Union. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der Wirren in Deutschland während der Jahre 1849 und 1850. Dresden, Kaumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Fresenius, J. F., Ueber die geistliche Wachsamkeit. Eine Wächterstimme in der Adventszeit. Rostock, Stiller. Gr. 8. 6 Ngr.

Die gefährlichen Klassen Wiens. Darstellung ihres Entstehens, ihrer Verbindungen, ihrer Taktik, ihrer Sitten und Gewohnheiten und ihrer Sprache. Mit beschreibenden Bildern über Gaunerkniffe und einem Wörterbuche der Gaunerprache. Wien, Benedikt. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Das Mißtrauensvotum der zweiten Kammer. 1. Von einem Namenlosen. Berlin, Herrg. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Moriz Wagner's Reise nach Kolchis.

(Beschreibung aus Nr. 29.)

Die Colonie Elisabeththal liegt 25 Werst östlich von Tiflis in einem engen Thal und kündigt ihre Nähe durch eine reichere Vegetation, durch eine lieblichere Landschaft an. Hohe Büsche von Cornulostyrichen, Zitropappeln und Saalweiden sind die Vorläufer schöner Laubwälder, welche die Umgegend des Dorfes freundlich schmücken und sich viele Meilen weiter durch die Provinz Comchetien fortziehen. Wie durch den Nachtpruss einer deutschen Titania verschwindet hier plötzlich der Orient mit seinen phantastischen Bildern, mit seinem glänzenden Glend, und statt seiner ist ein Stück Deutschland hingezaubert in seiner hausbackenen Gestalt, aber auch in seiner ganzen Gemüthlichkeit, mit all dem Segen der im Gefolge des Fleißes, des religiösen Sinnes und der Liebe zum Herd und zur Familie ist. Keine stolzen Moscheen- und Kirchenbauten, neben deren Pracht die armselige Bauernhütte nur eine um so traurigere Figur macht, kein augenblendender Dug von Tarbanen, Kapaks und goldgestickten Gewändern, unter denen das Angezieser sich birgt, kein Fliederstaat von Dwanpolstern und schlechten Teppichen, die ein schlechter Erfaß sind für Frost und schmale Bissen — kleine, aber schmutzige und solide Häuser, die gegen jedes Wetter schützen, im Innern gar wohnlich eingerichtet mit Kachelofen, Pendeluhr und sammetnem Lehnstuhl, Alles reinlich und behaglich wie daheim im Schwarzwald und am Neckar. Neben dem Häuschen ein sauberes Gärtchen ohne Blumen, aber voll Bittern und Bohnen, voll Salat, Rüben und Krautköpfen. Unweit des Gartens ein Weinberg oder eine Wiese, oder ein schönes Saatfeld, nicht eine halbe Bildnis wie sie oft die Dörfer der Tataren und Georgier umgibt.

Katharinenfeld liegt 20 Werst von Elisabeththal und eine kleine Tagereise von Tiflis entfernt in südwestlicher Richtung. Hohe Waldberge umgeben das reizende Thal, welches der Dschawalabach, der am Pambalgebirge entspringt, mit lustigem Murmeln durchströmt. Das Dorf ist weniger regelmäßig gebaut als Elisabeththal; auch fehlt ihm das schmutzige Kirchlein mit den weißen Säulen. Ein strohgedecktes Bethaus in der Mitte des Dor-

fes hat ein mehr als bescheidenes Aussehen. Doch tönt sein Glocklein ebenso melodisch, so fromm und lieblich wie anderwärts durch das Thal und in den duftigen Buchenwald hinein. Hübsch sauber und freundlich sind auch hier die deutschen Wohnungen, obwohl die meisten Dächer mit Stroh gedeckt und die grünen Fensterläden welche die Colonistenhäuschen in der Krinn zieren hier selten sind. Die Natur hat für den Schmuck dieser deutschen Ansiedelung freigebiger gesorgt als Menschenhände es vermöchten. Zwar waren es deutsche Hände welche diese Gärten und Weinberge angelegt; aber es gehörte der von Ueppigkeit strogende Thalboden, über welchen ein georgischer Ostros seine zeugende Wunderkraft ausgegossen, dazu um auf so schmalem Raume eine solche Ergensfülle hervorzurufen. Ohne das fürchterliche Unglück im Jahre 1828 würde diese Ansiedelung außer dem Beinamen der „Schönsten“ auch das Prädicat der „Reichsten“ besitzen. Aber der damals stattgehabte Ueberfall durch Räuberbanden von Kurden und Tataren unter persischen Anführern schlug ihr eine Wunde von der sie sich nie recht erholt hat. Hiervon gibt der Verfasser folgende Beschreibung:

Noch heute lebt der Schreckenstag im Munde aller Katharinenfelder, und während der langen Winterabende erzählt die Großmutter am Spinnrade davon den Kindern welche das Ereigniß nicht miterlebt haben. In einem schwülen Augustabend waren die Bauern wie gewöhnlich von der Feldarbeit ermüdet heimgekehrt und foraslos zur Ruhe gegangen. Nicht das leiseste Warnungszeichen hatte sie auf eine Katastrophe vorbereitet. Zwar wußte man daß die fernertiegenden Colonien Helenendorf und Annenfeld zwei Monate früher von tatarischen Streifbanden überfallen worden. Aber diese Oberer lagen nahe der feindlichen Grenze, und die Mehrzahl der Bewohner war durch schleunige Flucht dem tatarischen Nordstahl entgangen. In Katharinenfeld hatte man umsoneniger Besorgnisse als man auf die rasche Hülf von Tiflis vertraute. Yermalow hatte dort eine bedeutende Streitmacht zusammengewogen und die leicht berittenen donschen Regimenter konnten im Falle einer Gefahr der bedrängten Colonie in einem halben Tage zu Hülf kommen. Die Russen selbst schienen die Natur und Kampfweise eines Feindes zu ignorieren der in allen militairischen Leistungen den russischen Heeren nachstand, nur nicht in der leichten Beweglichkeit. Der Feind, von dessen Stellung man nur unvollkommene Kunde zu haben schien, überschritt plötzlich das Pambalgebirge; Nacht und Wald verbargen seine Annäherung.

Kurz vor dem Aufgange der Sonne hatten die berittenen

Banden das Dorf erreicht. Mit fürchterlichem Geschrei in dessen Gassen stürmend, scheuchten sie die Schläfer aus den Betten. Kampflust ist nicht die starke Seite unserer Landsleute in Transkaukasien. Hätte aber auch unter ihren leinenen Ritteln das Helkenblut ihres Landmannes Gerhard Breiner oder eines eisenhändigen Obg pulstet, bei solcher Uebermacht wäre doch Nichts auszurichten gewesen. Die armen Schwaben, über deren Köpfen der tatarische Krumsäbel dräuend bligte, während die entsetzlichen Räubergestalten der Kurden ihnen die Spigen der Dambuslanzen unter die Nase hielten, verlegten sich aufs Jammern, Weinen und Flehen, womit auf solche Barbaren wenig zu wirken ist. Das wilde Heer durchstrafte im tausenden Galop das Dorf, hieb und stieß Leben nieder der zu Flehen oder seine Habe in Sicherheit zu bringen suchte. Den Separatisten kam diesmal ihr starkes Gottvertrauen zu Hülfe. Gerade sie, die statt zu jammern in stoischer Ruhe ihr Loos erwarteten, fanden mehr Schonung als die Verzagten. „Wir glaubten der Jüngste Tag sei angebrochen“, erzählte mir ein alter Separatist. „Es brauste durch das Dorf wie eine Wetterwolke. Meine Kinder erwachten zuerst als ein Reiter durch den Fensterladen schoß und die Scheiben in die Stuben fielen. Die Mutter war zur Schlafkammer hinausgesprungen und hatte den Laden geöffnet, kam aber sogleich erschrocken zurück und sagte: der Teufel schau draussen durch das Fenster herein. Der Teufel? Tausend Teufel schienen vor dem Hause zu toben, so abscheulich brüllten und schnaubten draussen die Reiter und die wilden Pferde. Da war Nichts als höllisches Rorbio und Schießen und Schreien, Klagen und Jammern von den Unserigen und mitten drein läutete die Glocke unser Bethaus wie von selbst, was uns noch mehr in dem Glauben bestärkte daß das Jüngste Gericht gekommen. Es war aber des Schulmeisters Bube, der die Glocke gezogen um ein Rothzeichen zu geben. Ein Kurde hat den Buben dafür mit der Lanze an die Wand gespießt. Ich sagte zu meinem Weibe: Laß uns beten, jetzt ist's aus mit der sündigen Welt! So fielen wir auf die Knie, die Kinder beteten mit uns. Indeß ward die Hausthüre eingestossen und das Zimmer füllte sich mit fürchterlichen Menschen. Wir aber beteten laut und ließen uns nicht irremachen, auch als die Männer ihre Säbel und Dolche über unsere Köpfe schlangen. Ich war bereit zu sterben und rief getrost: Gottes Wille geschehe! Als ich die Fremden Tatarisch reden hörte, merkte ich freilich daß es keine Geister waren, sondern Mörder und Räuber, die unser Leben und unsere Habe wollten. Wir wären auch gewiß Alle umgekommen, hätte nicht ein alter Tatar, der ein Priester zu sein schien, die andern abgewehrt. Sie reden mit ihrem Gott, sagte der Alte; Keiner krümme ihnen ein Haar! Darauf öffneten sie Schränke und Kasten und nahmen was sie fanden. Einer wollte auch meine Babi mit Gewalt fort schleppen. Aber das Kind war ihrer Mutter in die Arme gefallen und der hätte man eher das Leben genommen als das Kind. Der Räuber drohte ihr, aber der Alte schlug sich wieder ins Mittel, und so verließen sie das Haus das sie rein ausgeplündert hatten. Wir aber dankten Gott daß uns sonst kein Leid geschehen.“

Nicht alle Bewohner Katharinenselds kamen mit so heiler Haut davon wie diese Separatisten welche das Beten gerettet hatte. Es wurden 30 Menschen getödtet, 65 in die Gefangenschaft geschleppt. Die schrecklichen Banden verweilten nur wenige Stunden, weil sie ohne Zweifel einen Angriff der Kosacken befürchteten. Aber diese kurze Zeit reichte hin die blühende Colonie völlig zugrunde zu richten und eine harmlose und glückliche Bevölkerung in Elend und Verzweiflung zu stürzen. Die Brandfackel folgte der Mordscene. Aus den angezündeten Strohdächern prasselte die Flamme empor und fraß was die Räuber übrig gelassen hatten. Mit dem Geschrei des Triumphs und der gefättigten Rache jagten die Unholde durch Rauch und Schutt wieder von dannen; die gefangenen Weiber und Kinder und die tragbare Beute auf ihren Pferden milchschlepp-

pend. Die russischen Streitkräfte, die Kosacken, welche ziemlich nahestanden, regten keinen Fuß um dem Feinde Gefangen und Beute wieder abzu jagen, was nicht allzu schwer gewesen wäre, denn die Kurden zogen sich ziemlich langsam in der Richtung des Gottschaisers zurück. Nach erfolgtem Friedensschlusse wurde die größere Hälfte der Gefangenen durch Gesammungen aus Deutschland und der Schweiz und durch die Bemühungen der basler Missionaire mehr als durch die Befolge der russischen Diplomatie, welche in dieser Sache geringen Eifer zeigte, aus der Gefangenschaft befreit. Die Zahl Derer welche nie wiedergekehrt sind beläuft sich auf etwa 30. Ein Colonist der seine junge Frau bereits als todt beweinte erhielt eines Tags von ihr aus Teheran einen Brief, worin sie ihm schrieb daß sie einen persischen Priester geheiratet habe, daß ihr das Haremleben ganz gut gefalle und daß sie ihm rathe sich auch recht bald wieder zu verheirathen.

Der Verfasser findet besonders Gefallen daran eine Reihe von Aenteuern und Dorfs geschichten aus dem Leben jener deutschen Ansiedler zu erzählen, die sich meistens mit Vergnügen lesen lassen. Am Schlusse seiner ausführlichen Beschreibung dieser Colonie sagt er:

Im Allgemeinen kann ich ohne Verletzung der Wahrheit behaupten daß die Ansiedler materiell in besseren Umständen leben als vor ihrer Auswanderung, daß sie auch in ihrem überwölkerten Vaterlande schwerlich zu diesem Grade von Wohlstand gelangt sein würden. Immerhin fanden sie aber nicht das schöne Land welches sie geträumt hatten. Auch auf jenem fernem Boden des Orients gewinnt der Auswanderer nur im Schweiß der Arbeit sein tägliches Brot. Wo besonders glückliche Verhältnisse die einzelnen Ansiedler begünstigten wurden die Leute wohlhabend und sogar reich. Die Mehrzahl der Colonisten genießt eines mäßigen Wohlstandes, Viele sind nur dürftig bedacht und Manche kämpfen mit überwiegenden Nachtheilen und sind vom Elende bedroht. Dieselben Verhältnisse herrschen bei den Colonisten der Krim in Kurußland, in Persien und an der Wolga ganz sowie in den transkaukasischen Provinzen. Große Zufriedenheit mit ihrer materiellen Lage habe ich bei unsern Landsleuten in Georgien im Ganzen nicht gefunden. Dies ist ein wesentlicher Grund weshalb sie fortwährend das Bild eines andern gelobten Landes, das weder die alte noch die neue Heimat ist, in sehnsüchtigem Herzen tragen. Hätten die von religiöser Schwärmerei angeführten Auswanderer in jenen Ländern ein leibliches Eldorado und eine Atmosphäre geistiger Freiheit gefunden, ihre seltsamen Jerusalemer Lüste wären sicherlich nicht immer und immer wieder mit solcher Stärke aufgetaucht. Meinen daheim lebenden Landsleuten die Auswanderung nach Transkaukasien zu empfehlen scheint mir schwere Sünde. Wol ist der kaspische Küstenraum, das Phasisthal ein wundervolles Paradies, wie ich nirgend ein zweites sah; aber das Klima dieses üppigen Bodens ist selbst den Eingeborenen verderblich; hinter diesen immergrünen Lorberbüschen, unter diesen geil wuchernden wilden Reben voll süßer Früchte lauern Fieber und Tod. Der Beherrscher dieses kaspischen Eden ist der russische Raubvogel, der, unendlich schlimmer als die Schlange des mosaischen, Allein die unbeschränkte Gewalt übt und als seine Stellvertreter unerbittliche Bampyre sendet, welche dem Volke das beste Lebensblut aus dem Leibe saugen. Der Wahrheit zur Ehre wollen wir gern anerkennen daß unter allen Rationalitäten welche das Unglück haben unter russischem Scepter zu leben der Deutsche am besten behandelt, vor den Uebrigen sogar bevorzugt ist. Aber diese Bevorzugung ist kaiserliche Gnade, welche jeden Augenblick aufhören und in das Gegenteil umschlagen kann. Wie wenig aber selbst die kaiserliche Gunst gegen die Willkür übelwollender Beamten zu schügen vermag, davon erlebten auch deutsche Colonien schlagende Beispiele.... Ihr Europäern und Wanderlustigen, die ihr daheim ein kümmerliches Leben führt und durch materielle Noth oder durch trübe Besorgnisse über eine

wätere und unbekannte Zukunft oder aus Schmerz über die trostlosen Wirren unsers unglücklichen, ruhelosen Vaterlandes auch mit dem Gedanken des Scheidens von Deutschland befreundet habt, euch könnten wir jene schönen Gegenden des Orients, die wir während dreijähriger Wanderungen kennen gelernt, als Ziel- und Ruhepunkte nicht empfehlen, obwohl es dort viele Landleute gibt welche sich wohl und beßaglich fühlen. Wie oft man auch versucht hat die deutsche Auswanderung nach andern Himmelsgegenden zu leiten, wie unteugbar groß die Vortheile sind welche uns die Gründung großartiger deutscher Colonien an beiden Donauarmen und an der Küste des Schwarzen Meers unter Schirm und Banner des Deutschen Reichs gewähren müßten, so bildet die deutsche Emigration doch bis heute unaufhaltsam der westlichen Richtung getreu, wohin ein innerer Drang, eine natürliche Sehnsucht sie rief, während der Orient trotz seiner Nähe und dem Reiz seiner Gesichte auf die deutschen Auswanderer offenbar wenig Anziehungskraft übte. Besser die freie Wildnis zum Wohnsitz als gefeuchteste Paradiese — schien eine innere Stimme ihnen zuzusprechen —, besser der Ocean trennt uns vom Vaterlande als Rußlands chinesische Mauer, lieber Frosten und Klapperschlangen zu Raubharn als Rosaken und russische Ispraweiks! Jene schönen Länder die lange Zeit fast herrenloses Gut gewesen sind heute nicht mehr frei, und der russische Doppeladler hat sich an der Grenze der herrlichsten Gegenden welche den Pontus eurinus umsäumen als Schlagbaum aufgespannt und würde die schöne Beute nicht fahren lassen ohne Kampf auf Tod und Leben. Diese fruchtbarsten Länder, welche dem dünnbevölkerten Rußland wenig nügen, dem überbevölkerten Deutschland unermessliche Vortheile geboten hätten, waren vor einem Jahrhundert noch mit leichter Mühe zu gewinnen. Heute ist es zu spät.

Solange das Deutsche Reich sich nicht neu auf starker Grundlage gebildet, solange der erschlaffte deutsche Charakter sich nicht wieder ermannt hat, solange Deutschland an der untern Donau nicht eine würdigere politische Stellung eingenommen, solange die gegenwärtig herrschenden Verhältnisse im Orient sich nicht von Grund aus geändert haben, ist die Hoffnung großartiger Colonisation jener Länder durch deutsche Hände ein leerer Traum, ist es Sünde und Verbrechen die deutsche Emigration von ihrer westlichen Richtung abzuwenden. Wir verkennen nicht die Noththeile Amerikas, den Verlust der auswandernden Kräfte für Deutschland; aber solange wir ihnen im Osten nicht ein besseres, gesicherteres Loos unter dem kräftigen Schirm des Deutschen Reichs bieten können, müssen wir diesen Verlust ertragen. Eine deutsche Ansiedelung im Orient unter russischem Schutz wird bei einiger Kenntniß der Verhältnisse kein Mensch empfehlen der es mit Deutschland und der Emigration redlich meint. In Ermangelung eines nähern und glücklicheren Asyls für deutsches Elend und überflüssige Arbeitskräfte bietet die Neue Welt noch immer für den Verlust des Vaterlandes den besten Ersatz. Ihr deutschen Auswanderer findet in Amerika nicht die gnädige Fürsorge des „Väterchen“ von Petersburg, vor dessen huldvollem Blicke die Herzen zuibirischem Eis erstarren, keine von russischen Sklaven für euch gebaute Häuschen, keine lockenden Kronvorschuße, die man euch später wieder abfordert. Möglich daß bei eurer Landung in der andern Hemisphäre kein Freund die Hand zum Willkommen bietet, und ein mühevolleres Loos mit Schweiß und Sorge harret eurer gewiß an den einsamen Ufern jener Ströme, wo keine Ruinen an untergegangene Cultur erinnern. Aber die ersten und natürlichsten Rechte des Menschen, die euch das unter Aufsicht, Bevormundungssystem und Schreiberregiment seufzende deutsche Vaterland mit raffinirter Grausamkeit verweigerte, sie bietet euch die Neue Welt so groß, so unverkümmer wie die Alte Welt nur in der frühesten Urzeit des Menschengeschlechts: den freien Familienherd und die freie Arbeit!

Um unsere Mittheilung über das interessante Buch nicht zu weit auszudehnen, schließen wir mit folgender

Stelle, welche des Verfassers Art und Weise die Natur zu schildern erkennen läßt:

Das Land welches wir im Westen von Kutais durchzogen ist wunderschön und gleicht einem unabsehbaren englischen Park mit Wiesen, rauschenden Bächen, mächtigen Baumgruppen von Laub und Früchten schwer, ein Frengarten, durch kolchischen Pflanzenwuchs, Sonnenschein und blauen Himmel verschönert. Der imiretische Landschaftscharakter ist heiter, lieblich, einfach ohne Monotonie. Man wird nicht müde zu schauen in diese frischgrünen und bunten Wiesengründe, strotzend von Kräutern, Blumen, Saftpflanzen, in das lichtgrüne Laubgewirre der Rußbäume und Erlen, der Weiden und Silberpappeln, der Birn-, Kirsch-, Aepfel- und Aprikosendäume, dann in die dichtere, riefigere Urwaldung, an deren Saum zuweilen der Weg hinführt. Buche, Linde, Ahorn, Eiche und Ulme, Esche und Wallnußbaum, Platane und Silberpappel bilden mit unendlicher Abwechslung diese kolchischen Urwaldungen, und sind, wenn auch nicht kräftiger und dickstämmiger wie in unsern deutschen Wäldern, doch mit Schlingpflanzen ungleich prächtiger decorirt. Neben diesen heimathlichen Pflanzengestalten erkennen wir süßliche Gäfte: den immergrünen Bur, die dickstämmige Planera Richardi, den Feigenbaum und Lorber, die Kastanie und den Erdbeerbaum mit der feuerrothen Rinde mitten unter einem unermesslichen Strauchwald von Stechpalmen, Rosenbüschen, Myrten, Farnkräutern und Rhododendron. Doch die edelste Figur in dieser jungfräulichen Vegetation von Kolchis spielt die Rebe. Hier ist ihr ursprüngliches Vaterland; hier spendete sie dem Bewohner zu allen Zeiten die kühlende Frucht und den glühenden Trank; von hier breitete sie sich nach Kleinasien und Europa aus, um überall „Leiber zu stärken, Geister zu beflügeln und Herzen zu erfreuen“. Die kolchische Rebe erscheint in einer Pracht, Fülle und Größe wie sie dem Abendländer nie zu schauen vergönnt ist. Falmerayer bemerkt einmal, von der kolchischen Pflanzenwelt sprechend, daß Pflanzen welche in Europa demüthig auf der Erde kriechen in Kolchis hochmüthig auf die Bäume hinanklimmen. Kein Gewächs ist in dieser Hinsicht von dem europäischen so verschieden wie der wilde Weinstock. Selbst in Italien, wo man die Reben um die Bäume sich schlingen läßt, statt wie in Deutschland sie zu stützen oder klavisch an den Stock zu binden, gewinnt man nur eine schwache Vorstellung von der Rolle welche der Culturmangel der Mingrelieu dieser Pflanze in den kolchischen Wäldern zu spielen noch gegönnt hat. Parrot nennt die Rebe die Königin der Wälder von Smirethien und Mingrelieu. Wie eine Riesenschlange greift sie die mächtigsten Stämme an und windet sich fest um sie als wollte sie den Kolos ersticken. Ueber manche Urwaldwipfel schwebt die kolchische Waldbrebe bald in Form einer prächtigen Fahne, bald wie die Decke eines Thronhimmels, ihre schlanken Aweige und gesackten Blätter zu zierlichen Quirlen ausbreitend. . . Ein besonderer Reiz der imiretischen Landschaft ist daß der Urwald zwar in seiner ganzen Majestät, doch nicht ausschließlich herrscht. Ueberall wo er ohne Abwechslung dominirt ist der Landschaftscharakter trotz der jungfräulichen Erde doch etwas einförmig. In Smirethien ist der Urwald an vielen Stellen zurückgedrängt, gelichtet und durch Wiesen und Maisfelder ersetzt. Aber die lichten Stellen sind nicht von beträchtlicher Ausdehnung. Baumgruppen des alten Waldes sind inmitten der Wiesengründe stehengeblieben und ragen mit ihren gewaltigen Laubdomen, von Ephen und Reben bis zu ihren höchsten Spigen umrankt, über dem saftstrotzenden Teppich des Bodens. Kein Fels, kein Stein, kein nackter Fleck ist im Lande des untern Phasis sichtbar. Junges, frisches Getriebe, einjährige Kräuter und Blumen, dichte Schlinggewächse keimen, sprossen und schwarzen überall wo sie Raum finden, wo perennirende Pflanzen ihnen nicht das Leben streitig machen. In der höhern Region der Bäume überrascht die Abwechslung der grünen Färbung. Das Grün aller Nuancen ist hier repräsentirt, vom Dunkel der Tanne, Tamariske

und Cyperse bis zu den glänzenden Wäldern des Nilschlouberd, zum Silbergrün der kolchischen Pappel, und zwischen jeder Aulücke laufend die halbreifen Purpurtrauben der sie umranken den Nebenweige. „Hier ist's ja wie im Paradiese!“ riefen unsere Reisefährten wie aus Einem Munde beim Anblick solchen Erdensegens. Das Edenbild der Genesiss paßt so wunderbar auf dieses Land! „Und Gott der Herr ließ aufwachsen auf der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen.“ Den Ruf: Hier ist's wie im Paradiese! hat mancher Wanderer in den üppiggrünen Bildnissen der Alten und Neuen Welt vernommen, und es gibt Reisende welche damit seltsam freigeudig sind. Journesfort verglich die sterile Ebene bei Ebschmidahin in Armenien, Joseph Wolff das baumlose sumpfige Euphratthal in Mesopotamien, Daniel Schläter die trockene Südküste der Arim mit dem Paradiese. Reisende denen jede Art von Uebertreibung zuwider würden sich an genannten Orten über diese Vergleiche billig wundern. Beim Anblick der kolchischen Natur, besonders am untern Phasis, drängt sich dem nächstern Beobachter des Paradieses Bild der Kosaischen Ueberlieferung unwillkürlich auf. Aus zehnjährigen Reiseerinnerungen in drei Welttheilen, wo mir des Schönen gar viel zu sehen vergönnt war, kann ich kein Landschaftsbild finden das den Phasisgegenen gleich wäre an lieblicher Anmuth, an Pflanzenpracht und an reizender Vertheilung der Hügel, Wälder und Ströme. Selbst Kleinasien's weltberühmter Götterberg, der saftig-grüne, waldbekränzte, quellenmurmelnde Olympus, auch der atlantische Heperidengarten von Belida, den ich noch im unversehrten Schmuck seiner Drangenwälder gesehen habe, ringen der kolchischen Natur die Palme nicht ab, und Italien kann neben ihr selbst mit seinen berühmtesten Gegenden am Comersee, in den lufthessischen Apenninen, an der genueser Riviera und am Golf von Neapel nicht in die Schranken treten. Die Phasisgegend zwischen Poli und Marran mag als der Stanzpunkt des alten Seliadenlandes gelten.

als eine heitere Laune, welcher die Stimmung seiner Mutter vergeßlich Abbruch thun wollte. „Ich kann mich“, schreibt er, „in jedem Sinne des Wortes, den etymologischen eingeschlossen, ein Kind der Heiterkeit und der Traurigkeit nennen; denn mein Vater hieß mit Vornamen Jaak, was im Hebräischen Lachen bedeutet, und meine Mutter Marie, was in derselben Sprache von einem Worte abstammt welches Bitterkeit bedeutet. Das fürwahr, wie ich meine Mutter nie anders als durch Thränen habe lachen sehen, so höre ich noch jetzt meines Vaters schallendes Gelächter. Nicht über den Ernst meiner Mutter lachte er, denn er liebte sie, hielt sie für einen Engel auf Erden, sondern weil er seine Heiterkeit nicht zu zügeln vermochte. Von meiner Mutter habe ich eine Anlage zur Selbstsucht geerbt die mich oft traurig genug gemacht hat. Ich zweifle wirklich ob ich mein halbes Leben hindurch einen Tag ohne tiefes Nachdenken zugebracht habe, wovon die frühesten Keime durch die schweren Leiden in mich gepflanzt worden sind, welche einst die Folge jener Anlage waren. Dessenungeachtet herrscht meines Vaters Temperament bei mir vor, und hat mich nicht allein befähigt aus jenen Gedanken Ruhe und Freudigkeit zu schöpfen, sondern auch die Liebe mit welcher ich mich meiner Mutter erinnere in den Stand gesetzt mir eine Art Stolz auf die von ihr abkommene Krankheit einzuschöpfen.“

Leigh Hunt's Jugend war eine glückliche. Er spricht mit Besonnenheit von seiner langen blauen Kutte, von seinen kurzen gelben Hosen und von seinen gelben Strümpfen als Christ's Hospitalpfeiler, und war das Dünndier bisweilen nicht zum Trinken, so stand ihm zu seinem Brote Wasser zu Diensten so viel er wollte. Gerade weil in Christ's Hospital die Sonne nicht immer schien, war der Sonnenschein so schön. Wie der empfindlichste Mangel Mangel an Geld, so war die gedöste Luft die es zu verthun. Hunt's Väter waren Beide „freigeigig wie das Tageslicht, konnten aber nicht geben was sie nicht hatten“, und so fiel es seiner reichen Tante anheim ihn den Gebrauch des Geldes zu lehren, was sie zuzeiten mittels einer halben Guinee that. Die erste war indessen eine Verlegenheit. Was anfangen mit solch einer unerschöpflichen Summe? Er pflegte Rathes mit seinen Kameraden, und „ein Schilling wurde zu Dienen, ein zweiter zu Kneipen, ein dritter zu Kuchen u. s. w., jedoch zu deren sofortigem Ankauf bestimmt, und als es an den letzten Schilling und ich zu der Erkenntniß kam daß ich mir dafür etwas Nützliches anschaffen müsse, kaufte ich für einen Sippene Schuhband“. Gleich dieser Erkenntniß kam endlich auch die Zeit die Schule zu verlassen, in die Welt einzutreten, statt der kleinen röhren Rüge („a little crumplet of a cap“) einen Hut zu tragen. Der Vater holte seinen Knaben ab, „der verhängnißvolle Hut wurde aufgesetzt, und

29.

Leigh Hunt über sich selbst.

The autobiography of Leigh Hunt, with reminiscences of friends and contemporaries. Drei Bände. London 1850. Ungeachtet der wohlbekannte Leigh Hunt dieses Buch seine eigene Lebensbeschreibung nennt, ist es doch eigentlich keine. Was darin aus der persönlichen Geschichte des Verfassers vorkommt dürfte kaum mehr sein als daß er am 19. October 1784 in Southgate geboren worden, Schöling von Christ's Hospital, der „blauen Knabenschule“, in London war, Einiges drucken ließ, sich verheiratete, mit seiner Frau und sieben Kindern eine Bergnügungstour nach Italien machte, mit Allen glücklich heimkehrte, und schließlich zur Belohnung seiner literarischen Verdienste von der Regierung eine Pension erhielt. Vermißt der Leser also auch Aufschlüsse und Mittheilungen über persönliche und Familienangelegenheiten; so werden ihm dafür Scenen, Portraits, Charaktere, Aeußerungen, Anekdoten und Stellen aus den Schriften des Verfassers in reichem Maße spendet. Nur wer letztere genau kennt wird das überflüssig finden, keinem Andern dadurch die Freude an dem Ganzen beeinträchtigt werden. Auch liegt ein besonderer Reiz darin daß das Buch kein vegetirtes Ganzes ist, kein sichtbarer Faden die Einzelheiten zusammenhält, und deshalb der Leser statt zu ermüden sich immer aufs neue angezogen fühlt. Fast jede Seite bringt etwas Unerwartetes und Amusantes.

Der Vater des Verfassers, für einen Geistlichen allem Anschein nach stark sozial, dabei aber Freund der Bibel und des Predigens, und, wie der Verfasser von jemand Anderm sagt, „ein gutes Herz, ein gesunder Verstand, ein echtes menschliches Wesen“, dieser Vater der immer glaubte Bischof zu werden, es jedoch nicht wurde, vererbte auf seinen Sohn rundweg Nichts

We, hand in hand, with strange new steps and slow,
Through Holborn took our meditative way.“

Eins jedoch nahm Hunt mit sich und suchte es treu zu bewahren: seine Jugend, seine Zufriedenheit, seine Liebe zu allem Schönen. Er fing an zu lesen, las viel, und das Gelesene bereicherte sein Wissen und seine Phantasie. Er fing an zu schreiben, schrieb viel, unter Anderm eine politische Schmähschrift, und wurde dafür zu zweijähriger Freiheitsstrafe verurtheilt: eine Zeit welche er sich mit Lesen verkürzte, namentlich des „Parnasso italiano“, einer Sammlung italienischer Dichter in 16 Duodezbanden, wofür er mit Freuden 30 Pf. St. oder 100 Lhr. bezahlte. Der „Parnasso“ war „ein Stück Sonnenschein auf seinem Bücherbrette, wo Nymphen, Zauberinnen, Magier, heidnische Gottheiten und christliche Heilige sich im bunten Wirbel durcheinander drehten“.

Außer dem Angebeuten treffen die besten Stellen des Buchs auf die Mittheilungen des Verfassers über ihn persönlich bekanntgewordene literarische Notabilitäten, namentlich Isaac Walton, Campbell, Walter Scott, Wordsworth, Lamb und Coleridge.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch,

Nr. 31.

5. Februar 1851.

Franz von Baader.

Franz von Baader's sämtliche Werke. Systematisch geordnete, durch reiche Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften sammt dem Nachlasse, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Franz Hoffmann, Julius Hammerger, Emil August von Schaden, Anton Lutterbeck, Christoph Schlüter und Friedrich von der Osten. Erster Band. — A. u. d. L.: Nachgelassene Werke. Zweite Hauptabtheilung der sämtlichen Werke. Erster Band: Tagebücher aus den Jahren 1786—93. Herausgegeben von Emil August von Schaden. Leipzig, Bethmann. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein höchst bedeutender origineller Mann soll hier in der Localität seines Denkens und Wirkens dem deutschen Volk von seinen Schülern vorgeführt werden, da seine Thätigkeit eine vielfach zerstreute und vereinzelte war und ihrer ganzen Eigenheit nach nur auf wenige seiner Zeitgenossen den sonst wohlverdienten Erfolg äußerte. Franz Xaver Baader war 1765 zu München geboren. Er studirte Medicin, wandte sich aber dann den Bergwissenschaften zu, und ward nach kürzerem Aufenthalt in England in Baiern als Director des Berg- und Hüttenwesens angestellt; seit der Gründung der münchener Universität hat er an derselben Philosophie gelehrt. Hier war sein eigentliches Fach und der Mittelpunkt seines Wesens. In früh errungener Selbstständigkeit begleitet er die Entwicklung des deutschen Gedankens von Kant bis Hegel und zu dessen Schule, und während er sich das ihm Zusagende verarbeitend aneignete, verfolgte er Schlag auf Schlag in einer Reihe von Aufsätzen mit scharfer Polemik alles seiner eigenen Anschauung nicht Entsprechende. Baader war nämlich ein Glied in der großen Kette der Gnostiker, die von den ältesten Zeiten des Christenthums bis in die Gegenwart reicht und in ihrer Tradition neben den offen ausgesprochenen Erkenntnissen manche Geheimlehre bewahrte; in Jakob Böhme, in St. Martin hatte er früh die ihm congenialen Vorgänger erkannt, denen er auslegend, ergänzend, fortbauend sich angeschlossen, und auch nach der Seite der Naturauffassung neigte er sich der Richtung zu welche im Mittelalter als Magie, als philosophia occulta bezeichnet ward.

Ich habe in meiner philosophischen Weltanschauung der

Reformationszeit entwickelt wie damals des Geistes Kraft die Natur erkennen und beherrschen sollte. Dem Menschen war die Ahnung von einem unermesslichen Weltganzen aufgegangen, in welchem Alles mit Allem im Zusammenhange steht, und so ward das Universum von der jugendlichen Phantasie in einen Zaubergarten verwandelt, in welchem jedes Wesen als ein Mittelpunkt und Werkzeug wunderbarer Kräfte auf alle andern wirkt; die besondere Art und Weise dieser wechselseitigen Einflüsse zu erkennen und walten zu lassen war des Magiers Sache. Da die ganze Natur auf Zahl und Maß gegründet ist, schrieb man Linien und Zahlen als solchen eine beherrschende Macht zu; in unserm Jahrhundert wollte man durch sie zwar nicht mehr über die Natur gebieten, doch aber meinte man sie durch Symbole und Analogienspiele erkannt zu haben, doch übertrug man auf sie was man vom Geiste begriff, da überall ja nur Ein Leben erscheint. Wenn Barnhagen unter den Bemerkungen die Baader nicht in die Reihe der weltwirkenden Geister ersten Ranges eintreten ließen neben dem vereinsamenden Stolze eine Leichtgläubigkeit nennt, die in höhern Dingen sich das Wunderbare allzu leicht aufbinden läßt und in Dingen des gewöhnlichen Lebens das Gemeine: so hat er auch hiermit ein Kennzeichen angegeben welches unsern Denker an Pico von Mirandola, Reuchlin und Agrippa von Nettesheim anreicht. Dadurch ward er den Naturforschern entfremdet, dadurch veranlaßt auch in der Religionsgeschichte so manches Wunderbare welches nur der mythische, der dichterische Ausdruck einer Idee ist für ein äußerlich reales Factum anzunehmen; Dies war wiederum in einer Zeit der Aufklärung ein Hinderniß daß sein Theismus nicht zu allgemeiner Anerkennung kam, seine scharf und gut geführten Streiche gegen die pantheistischen wie rationalistischen Richtungen zu keinem öffentlich anerkannten Siege führten.

Gott war nämlich für Baader wie für jene Mystiker das allgegenwärtige Centrum aller Wesen, keine formlose, ruhende Einfachheit, sondern eine stets sich gestaltende, durch ihre innere Unterscheidung sich durchführende und zu sich selbst zurückkehrende Einheit; er war ihm thätig und lebendig in allen Dingen, aber nicht verloren in sie, sondern ewig im Selbstbewußtsein als ihr

Schöpfer und Herr sich erfassend. Von diesem innersten Einheitsquell aus sah er den Zusammenhang des Reiches der Gnade mit dem der Natur, der Physik mit der Ethik, des Erkenntnis- und Zeugungstrieb; von hier aus leiteten sich ihm die Geheimnisse des Christenthums wie der heidnischen Religionen; aber die Sondierung der einzelnen Lebensgebiete gelang ihm weniger, sie spielen bei ihm zu sehr ineinander, er vermag überhaupt sich nicht auszubreiten, architektonisch zu entfalten, sein Geist entladet sich bligartig und wirft auf Das was ihm gerade vorliegt ein grelles, oft blendendes Licht, während das Ringsumgebende vorderhand im Dunkel bleibt und des neuen Strahls harren muß. Hiermit hängt die Form seiner Arbeiten genau zusammen, sein gedrungener in sich gewundener Stil, seine Lust an Wortspiele so gut wie Dies daß er nur spezielle Gegenstände in einzelnen Aufsätzen, Sendschreiben oder Vorträgen besprach. Baader's philosophische Begabung war größer, Baader's Humor war freischer, ich möchte sagen gottfreundiger als der hypochondrische, grillenhafte Hamann's; sonst aber hat er mit diesem in Tendenz und Form der Schriftwerke die hervorragendsten Aehnlichkeiten. Schaden sagt hierüber in der Vorrede:

Beide, Baader und Hamann, von den innerlichsten Zeiten des menschlichen Geistes und Herzens her auf das unerschütterlichste von der objectiven Wahrheit des Christenthums durchdrungen, besaßen sie tiefinnige Schärfe und wahrhaft überraschenden, ja selbst oft erschütternden Witz als die eigensten Doppelpole ihres geistigen Lebens. In Beiden scheint auch diese zwiefache Gabe in ziemlich gleichem Maße gemischt gewesen zu sein. Und wenn Jean Paul von der Hamann'schen Kürze sagt ihre Rommate befänden zuweilen aus Planetensystemen, ihre Perioden aus Sonnensystemen und ihre Worte seien ganze Sätze, so gilt Dies auch von der Baader'schen. Ebenso haben Beide fast nur kleinere Arbeiten verfaßt. Aber diese Samenködner bergen ganze Wälder in sich. Endlich ist auch noch in dem Stile beider Männer die innigste Verwandtschaft wahrzunehmen. Bei Hamann finden wir wie bei Baader dieselbe Rassenhaftigkeit, den gleichen cyklopiischen Charakter, dieselbe bis an die Grenze der Ueberladung gesteigerte Gedrängtheit: aber auch bei Beiden jene unvergleichliche concentrirte Fülle, jene keusche Sprödigkeit, den gleichen dissonanzreichen, aber die Auflösung immer mit sich führenden Wohlklang. Muß man auch von Baader gelten lassen was Friedrich Noth von Hamann sagt: „Wegen seiner Derbheit und seiner nicht seltenen Sprachfehler sowie seiner Dunkelheit wegen mag ihm der Rang eines Classikers streitiggemacht oder abgesprochen werden“, so kann man doch rückwärts Baader's mit demselben Autor fortfahren: „Er hat dennoch sicherer als mancher legitime seinen Platz unter Deutschlands großen Schriftstellern.“ Goethe sucht das Princip der Hamann'schen Auffschrift mit den Worten zu bezeichnen: „Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich. So war auch Baader der entschlossene Gegner alles Successiven und Discursiven; voll, ganz und simultan ließ er seine mächtigen Geburten wie aus dem Haupte des Beus hervorspringen.“

Baader war seiner Natur nach ein Gegensatz zu Schelling, dem kunstfertigen, formengewandten, der eine geringere spontane oder originale Geisteskraft zu einer viel ausgebehntern Wirksamkeit brachte; seltsamerweise hat man ihn vielfach als einen Schüler desselben ange-

sehen und in die Geschichte der Philosophie eingeordnet. Neuerdings hat aber Franz Hoffmann in der Vorrede zur zweiten Ausgabe von Baader's „Kleinen Schriften“ vielmehr den Beweis geführt daß nicht Schelling auf Baader, sondern Baader auf Schelling einen großen Einfluß geübt, daß nicht Baader als Schelling's, weit eher Schelling als Baader's Schüler anzusehen, indem die Wendung die Schelling von der Naturphilosophie, Epinoza und der Identitätslehre zu dem Theismus, zur Offenbarung und zu Jakob Böhme nahm, wesentlich unter Baader's Einwirkung und mitunter im ausdrücklichen Anschluß an Baader's Worte geschehen ist. Großartig neidlos hat Baader jenen Umschwung in Schelling begrüßt ohne sein eigenes Verdienst in Anspruch zu nehmen; später freilich trat der Unterschied von beiden Naturen scharf hervor. Baader schrieb an Hegel: „Schelling, welcher von seinen alten oder jüngern Philosophemen nicht loswerden und darum auch nicht vorwärtsgehen kann, geht in die Breite. Seine junge Philosophie war ein kräftiger und saftiger Wildbraten, jetzt aber gibt er ihn als ein Ragout mit allerhand, auch christlichen Ingredienzien gebrüht“; er nannte Schelling's neue Lehr „une belle pénitente qui se souvenait encore avec trop de douceur de sa saute passée“; ja ich hörte ihn einen Franzosen, der von ihm seinen Unterschied von Schelling wissen wollte, mit der Bemerkung abfertigen: „Schelling fait beaucoup d'eau claire, et moi je fais un peu de semence.“

Die ganze Bedeutung Baader's wird erst recht erkannt und gewürdigt werden wenn seine zerstreuten Blätter gesammelt sind. Dies soll in zehn Bänden geschehen; sie verbreiten sich über alle Gebiete der Natur und des Geistes, und eine verständige Anordnung wird schon durch ihre Aufeinanderfolge die systematische Einheit hervorheben. Fünf Bände sind für den Nachlaß vorgesehen; sie werden neben mancherlei Vorlesungen und Studien namentlich die Erläuterungen oder Commentare zu Jakob Böhme und St. Martin bringen, denen die Freunde dieser Männer längst mit Verlangen entgegensehen; sodann Biographie und Briefwechsel. Eröffnet ist der Nachlaß wie die Gesamtausgabe selbst durch die eben erschienenen Tage- und Studienbücher.

Baader's Tagebücher umfassen in 100 Heften den Zeitraum von 1786 — 1841. Aber nur das bis gegen 1796 Niedergeschriebene trägt durch Aufzeichnung von Lebensereignissen, Gefühlen und Gedanken den Charakter des Tagebuchs; alle spätern Hefte sind Studienbücher, Auszüge aus andern Schriftstellern mit Baader's Bemerkungen. Aus diesen soll ein Band Aphorismen gesammelt werden, während jener kleinere erste Theil durch Schaden der Öffentlichkeit übergeben ist. Wir sehen in ihnen die Gährung des Baader'schen Geistes im Uebergange vom Jünglings- ins Mannesalter, die großen Probleme des Lebens treten an seine reine Seele heran, er ringt mit ihnen unter dem Aufwand nicht bloß von intellectueller, sondern auch von sittlicher Kraft, und enthüllt dabei die Keime welchen sein späteres Den-

ten ihre Entfaltung gab. Schaden hat sich der Herausgeber mit großer Sorgfalt unterzogen und den Baader'schen Text mit Sinn und Geschick durch erläuternde Anmerkungen bereichert. Citate werden angefügt, Anspielungen erklärt, interessante Parallestellen anderer Schriftsteller herangezogen, namentlich aber wird auf Baader's geistigen Entwicklungsengang aufmerksam gemacht, die Ruhe und Stetigkeit in demselben dargethan, der Zusammenhang des hier zuerst Hervortretenden mit der späteren Entwicklung Baader's nachgewiesen. Diese Anmerkungen sind eine sehr dankenswerthe Arbeit ein-sichtiger Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur holländischen Literatur.

Kommt man als Ausländer in eine holländische Stadt, z. B. nach Rotterdam, so fühlt man sich hier wie sonst nirgend unheimlich, fremd. Die mit Waaren beladenen Fahrzeuge; die Kanäle mit den großen Bäumen am Rande; in den Straßen eine sich drängende Bevölkerung wie man sie in den größten Städten nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten findet; eine Volksmenge die sich ohne Unordnung und sogar ohne Geräusch eilig fortbewegt, denn man hört weder Pferde noch Wagen; eine geschäftige und doch ruhige, eifrige und doch stille Volksmenge; ein wahrer aufgeregter Ameisenhaufen von Menschen; zu beiden Seiten jeder Straße Häuser von einer Nettigkeit, Mäthe, Zierlichkeit und Gleichheit daß man eine Theaterdecoration zu sehen glaubt: Das ist der Anblick der Jedem auffällt welcher zum ersten male nach Holland kommt und von dem man sich nur in Holland selbst einen Begriff verschaffen kann, in jenem Lande wo man immer die ewige Diefse Paul Potter's durchwandert, jenem Lande das wie ein großer Park erscheint, den man auf einem durch grüne Wiesen gezogenen Kanal mit Klößen, indischen Pavillons, chinesischen Brücken unter dem Schatten wie ihn Ruyssdael malt durchfährt, und in welchem das seltsame und phantastische Licht Rembrandt's sein Spiel treibt.

Kein Theil von Europa hat so sehr wie Holland seinen Nationaltypus bewahrt. Gleichen sich die Holländer untereinander auch nicht so sehr wie ihre Häuser, ihre Straßen, ihre Kanäle und Ebenen, so sind sie doch in der Familie der europäischen Nationen ein Individuum mit scharf bestimmtem Charakter. Im Gegensatz zu Belgien ist Holland kein Agglomerat verschiedener Nationalitäten, sondern hat sich aus sich selbst geschaffen und damit begonnen sich im fortwährenden, unausgesetzten Kampfe mit dem Meere ein Territorium zu erringen. Dieser geduldige Krieg gegen die Natur hat jenes muthige Phlegma hervorgebracht welches den Kampf gegen Philipp II. und Ludwig XIV. ermöglichte. Die Deiche der Holländer erprobten sich zwei mal als fest gegen den Sturm des Meers wie des Feindes, und war dieser bis an sie heran gekommen, so öffneten sie sich um ihn zu verschlingen. Zwei kleine Länder Europas haben sich durch ihre zeitweilige Macht eine Geschichte gemacht: Holland und Portugal. Beide unterwarfen sich große Länderstrecken und hatten ihr Zeitalter des Glanzes und der Größe, nur mit dem Unterschiede daß Portugal bald Spanien, bald England unterworfen, mit König Sebastian auf dem Felde von Alcazar Rebir fiel und seine überseeischen Besitzungen verlor, während Holland jetzt ein freies, reiches, glückliches Land mit 15 Millionen Unterthanen im Indischen Meere ist. Einer entschlossenen aber nicht anar-chischen Opposition gelang es die Revision des Staatsgrundgesetzes durchzusetzen, und dieser Umstand war es der Holland nicht von den Stürmen des Februar und März erschüttert werden ließ.

Eine Nation von so eigenthümlichem Charakter und Temperament muß eine eben solche Kunst und Literatur haben. Er-stere ist Jedem bekannt, letztere weniger. Mit ihr wollen wir uns gegenwärtig beschäftigen.

Im Mittelalter hatte Holland noch keine Volkspoesie, die holländische Rationalität hatte sich noch nicht konstituir, der Holländer sich noch nicht ganz vom Flämänder geschieden. Vor dem 16. Jahrhundert hatte Holland gereimte Chroniken, epik-dische Gedichte und Rittergesänge wie das übrige Europa; aber man bemerkt noch nicht den eigenthümlichen Volkstypus an ihnen. Dieser erschien erst als das fremde Joch abge-schüttelt wurde.

Das 17. Jahrhundert war Hollands großes Jahrhundert. Die Entdeckungen, die Kriege, die Eroberungen riefen Stimmen hervor sie zu besingen. Heinsius feierte in kräftigen Versen Jakob Heemskerck, der als ein unerforschener Seeheld auf dem Eisstrande von Rowaja-Semlja und siegreicher Admiral in den Gewässern von Gibraltar sich wechselweise als der Coof und der Nelson Hollands zeigte. Bondel, der classischste Name der holländischen Poesie, rief eher eine annähernde Nachahmung der antiken und französischen Literatur zurück als eine nationale Schöpfung. Gleichwol haben die besten Trauerspiele Bondel's nationale Sujets. Einer seiner Helden ist der fabel-hafte Prinz Bato, der den Batavern den Namen gegeben hat, oder vielmehr der seine Existenz diesem Namen verdankt, wie der König Dan dem dänischen Volke, König Brut den Bre-tagern und König Frankus den Franken die übrigen verdankten. „Gijbbrecht von Amstel“ hat ein weniger entlegenes Ereigniß zum Gegenstand. Die Prophezeiung der künftigen Größe Amster-dams in der letzten Scene ist eine trefflich ausgearbeitete Par-tie und von nationaler Färbung. Das Trauerspiel „Palamedes“ verdankt sein Hauptinteresse den Anspielungen, deren Gegenstand Barneveldt ist. Es wurde geschrieben nachdem die Partei des Moriz triumphirt hatte, und als die patrioti-sche Begeisterung genöthigt war sich in eine fremde Fabel zu verstecken und bis zur Belagerung von Troja zurückzugehen; der politische Haß entdeckte Dies indeß und Bondel wurde ver-folgt, weil er sich bei seinem griechischen Gegenstand erinnert hatte daß er Holländer war.

Die holländische Republik, welche Ludwig's XIV. Macht widerstanden hatte, unterlag der französischen Literatur, welche Musterbild wurde. Dies dauerte bis in die erste Mitte des 18. Jahrhunderts, wo sich manche Stimmen gegen den Cultus einer fremden Muse erhoben, und zwar zu einer Zeit wo Triumpfleier die Niederlagen der Franzosen und die Siege Eugen's und Marlborough's feierten. Aus der Menge der mittelmäßigen Dichter deren Namen damals die Blätter der Literaturgeschichte füllten zeichnet sich der Name der beiden Brüder van Haren vor allem aus. Der Eine, Wilhelm, ver-suchte sich in einem Nationalepos dessen Held der fabelhafte Stammvater der Friesländer ist. Leider hat dieses Gedicht nichts Rationales als den Titel. Sonst war Wilhelm van Haren ein guter Bürger. Voltaire, der ihn auf einer Reise nach Holland kennenlernte und ihn in seiner „Correspondence“ rühmlich erwähnt, widmete ihm schöne Verse, in welchen er den holländischen Diplomaten mit Demosthenes, Pindar und Lyrtäus vergleicht. Sein Bruder verdient wegen seines Ge-dichtes „De Geuzen“, welches durch und durch patriotische Begeisterung athmet, eine lobende Anerkennung. Nach dem beiden van Haren besang der melancholische Keith den Sieg bei Doggersbant und den Großadmiral Ruyter; dasselbe Rationalsgefühl belebt die Gedichte Bellamy's. In dieses Rationalsgefühl knüpft sich die neue poetische Schule Hollands. „De Geuzen“ wurden im Jahre 1830 von Bilderdijk heraus-gegeben.

Unter den gegenwärtigen Rationalschriftstellern hat sich eine Dame, Fräulein Louffaint, durch ihre Romane am meisten Ruf und Leser erworben. Sie gehört einer Flüchtlingsfamilie an, wie Das schon ihr französischer Name anzeigt, und ist zu

Almaar in Nordholland geboren. Von Gestalt ist sie klein, ihr Wuchs fein und zart, die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und ihrer Gesichtszüge drückt ihren leidenschaftlichen Charakter aus. In vertraulichem Kreise überläßt sie sich einer fast kindlichen Raueität, welche sie trotz ihrer ernsten und andauernden Studien in ihrer ganzen Frische zu bewahren gewußt hat. Ihr Gesicht ist nicht schön, aber fein, ausdrucksvoll und scharf gezeichnet; im Sprechen werden ihre Züge lebendig und erhaschen einen belebten und eigenthümlichen Reiz. Seit 1835 hat sie eine große Anzahl Romane und Novellen geschrieben, die alle dem historischen Genre angehören und große Vorstudien erfordern haben. Sie debutirte mit dem „Herzog von Devonshire“, einer Episode aus der Jugend Maria Ludor's; dann kamen „Die Engländer in Rom“, eine Schilderung Roms unter Sixtus V., welche einen großen Erfolg hatten. „Das Haus Lauverness“ hat eine Reihe von Werken begonnen in welchen die Verfasserin Personen die ihrem Vaterlande angehören oder mit dessen Geschichte in Verbindung stehen erscheinen läßt, indem sie bald den Hof von Burgund in „Karl dem Kühnen“, bald den Cardinal Fimenes oder den Herzog von Alba schildert. Der bedeutendste dieser Romane ist ein historischer Roman, „Leicester in den Niederlanden“ betitelt. Bekanntlich stellten die Holländer, nachdem sie den Herzog von Anjou gerufen hatten, im Kampfe gegen Spanien den berühmten Günstling der Elisabeth an ihre Spitze. Die Lage Hollands ist Gegenstand des Romans. Die Religionsparteiungen und die Spaltungen der damaligen Zeit sind mit historischer Treue geschildert.

Die Handlung geht nur langsam weiter; jede neuauftretende Person wird bevor sie zu handeln beginnt dem Leser durch Dialoge oder psychologische Analysen vorgeführt, und Dies mit einer Minutiosität wie sie der holländischen Genremalerei Terburg's und Rieter's eigen ist. Jedes Zimmer, jede Kleidung, jeder Gesichtszug wird mit dieser sorgfältigen Genauigkeit abconterfeit, der sich Fräulein Louffaint mit einem gewissen dem holländischen Charakter eigenthümlichen Wohlgefallen hingibt.

Ein trefflich durchgeführter Charakter ist Reingoud. Dieser, die Seele der Regierung Leicester's, unterlag den Verwünschungen der Nationalpartei und dem Hass Barneveldt's. Ohne Grundsätze und Glauben, aber geschickt und muthig, einer Sache sich hingebend nicht aus Begeisterung, sondern nur weil sein Schicksal mit ihr verknüpft ist, wild im Kampfe, weil er bei dessen Ausgang Verderben oder Sieg erblickt, seine Feinde beherrschend oder erschreckend, die Einen verführend, die Andern beugend, ohne Mitleid, ohne Born, ohne Herz, außer für seine Enkelin, die er erst verstoßen und deren Güte ihn dann bewältigt hat: Das ist das Bild Reingoud's. Aus Brabant gebürtig, ehemaliger Diener Egmont's, Schüler und Werkzeug Granvella's, war er nach dem Sturze der spanischen Regierung nach Holland geflüchtet. Nachdem er die katholische Religion abgeschworen, wußte er sich den calvinistischen Ministern bemerklichzumachen, und wurde von diesen nach England geschickt um mit der Regierung Elisabeth's zu unterhandeln. Hier ward er Leicester's Mann, diente ihm und lenkte ihn, indem er sich ihm unentbehrlich machte durch das Geld was er ihm verschaffte. Lange widerstand er dem Sturme, bis er gestürzt wurde.

Graf Leicester ist von der Verfasserin nicht unter einem so glänzenden Lichte dargestellt wie von Walter Scott. Er ist nicht in seinem herrlichen Schlosse Kenilworth wo er seine Souverainin empfängt. Er erscheint düsterer, ernsterer, inmitten eines fremden Volks, umringt von Feinden, gegen unendliche Schwierigkeiten ankämpfend, von dem Verdachte und den Ränken Elisabeth's verfolgt; nicht wie in Kenilworth in eine romantische Lage verwickelt, sondern dem Manne mit dem traurigen Gesichte, mit den schwerfälligen und ungerathen Zügen gleichend, den seine Medaillen, seine Bilder, unter andern das im Schlosse Warwick, darstellen. Die Verfasserin zeigt uns den

Höfling der durch seine liederliche Lebensweise berüchtigt war, der seine erste Frau ermorden und den Mann Derjenigen die er nachher heirathen wollte vergiften ließ.

Dem ehrgeizigen Leicester ist der patriotische Barneveld entgegengesetzt. Barneveld war einzig Staatsmann, seinem Verstande, seinem Herzen, seiner Reizung, seinem ganzen Wesen nach. Er hatte ein einziges Ziel, und ließ sich durch Nichts von diesem abwendigmachen; mit geschmeidiger Geduld erwartete er den Augenblick wo er auf dieses Ziel losgehen konnte; mit unbeugsamer Ausdauer näherte er sich ihm allmählig und erfasste es endlich mit kräftiger Hand. Hierdurch wurde es ihm möglich über Reingoud den Sieg davonzutragen.

Die Verfasserin hat sich ganz in die damalige Zeit zu versetzen vermocht, und gibt die politischen Parteiungen Hollands mit allen ihren Nuancen treu wieder. Alle Schattirungen der religiösen Lage sind mit einer tiefen Kenntniß der damaligen Zeit entwickelt und skizzirt, von Barbara Booths, der frommen Katholikin, bis auf Douglas, den jungen milden Protestanten. Als vermittelnde Personen stehen auf dieser Glaubensleiter der ehrgeizige und verfolgungsfüchtige Prediger Frarinus und der tugendhafte Taco-Sijbrandt, der ehrenwerthe Geistliche einer Dissidentensekte.

Die Verfasserin hatte früher die Absicht gehabt den zweiten Aufenthalt Leicester's zum Gegenstande eines andern Buchs zu machen, hat jedoch später diesen Plan aufgegeben und in einer Nachrede zu dem erstern Romane motivirt. 13.

Bibliographie.

Stiebrig, L., Frühling eines Sängersherzens. Gedicht. Buchholz, Adler. 16. 1 Thlr. 10 Rgr.

Strauß, D. F., Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Rgr.

Trug Dänemark! Deutsche Lieder für Schleswig-Holstein. Gesammelt und herausgegeben von H. Marggraf. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 6 Rgr.

Volkmar, W., Geschichte des Landes Dithmarschen bis zum Untergange des Freistaates. Mit einer Karte und einer Tafel Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 16. 15 Rgr.

Wille, Eliza, Felicitas. Ein Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.

Tagesliteratur.

Goldényi, S., Das Magyarenthum oder der Krieg der Nationalitäten in Ungarn. Aus dem Französischen von Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 15 Rgr.

Offener Brief an die Geschworenen. Posen, Herzog. 1850. 8. 2 Rgr.

Dieckhoff, W., Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Wahlpredigt am 23. Sonntage p. Trinit. zu Hannover gehalten. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Dreer, J. G., Der apostolische Priester. Eine Primärschule gehalten am 4ten Sonntage nach Pfingsten, als der neugeweihte Priester Ludwig Mayr zu Lindau sein erstes heiliges Messopfer feierte. Lindau. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Frige, A. C., Die Stellung des Nationalismus zur neuen Gemeindeordnung. Ein Wort für die Freiheit in der Kirche, gerichtet an alle freigeistige Geistliche und Glieder der evangelischen Kirche. Dessau, Neubürger. 1850. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Setzt noch Theologie studiren? Ein ermunternd-abmahnendes Wort aus dem Munde eines Theologie Studirenden. Sena. 1850. Gr. 8. 3 Rgr.

Rebiatifikation und Dualismus in Deutschland. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Rgr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 32. —

6. Februar 1851.

Franz von Baader.

(Fortsetzung aus Nr. 31.)

Die Tagebuchblätter beginnen mit einem Streben und Ringen über die Launen und Gährungen des Gemüths wie über die Verdrießlichkeiten des Daseins Herr zu werden, durch die täglich lebendiger werdende Idee Gottes Heilung zu finden. Baader will sich selbst größer und besser fühlen als Andere von ihm glauben, und in dem Drang nach Vollendung sieht er sogleich eine Bürgschaft der Unsterblichkeit. Er sagt:

Ja die gütige Natur oder vielmehr Gott hat in jedem Menschen so ein Ideal, Vorbild von Güte, Größe eingegraben, dem er sein ganzes Leben durch nachleben und sich ihm nachbilden soll, das sich aber in dem Verhältnisse in dem er sich ihm nähert erweitert und vergrößert: denn wer hienieden hat wol sich selbst erreicht?

Bei dem Ausdruck dieser Gedanken wird es ihm leicht wie nach einer glücklichen Entbindung. Eine Menge von Ideen, Vorsätzen, Bildern „fliegen vor seiner Seele vorüber wie Schattenbilder, oder durchblitzen sie wie Sonnenblicke oder wie Nachtgespenster“; aber jenes hohe, frohe, gottinnige Lebensgefühl will er nicht zergliedern, um sich nicht durch Vereinzelung seiner Elemente die Freude zu verderben. „Consonanz!“ schließt er, und hat sogleich am ersten Tage seiner Selbstbeobachtung sein ganzes späteres Sein prälabirt: seine stets wiederholte Analogie von Zeugen, Gebären und Erkennen, die Identität von Geist und Natur, wie die Einheit von Gedanken und Willen, sein bligartiges Produzieren wie sein Streben stets das Ganze, das Sinnliche im Geistigen, das Geistige im Sinnlichen zu haben, und als Grundlage von alledem den religiösen Trieb seiner Seele, sein Bewußtsein von einem selbstbewußtlebendigen Gott. Aufgelegt zu allem Guten schreibt er am folgenden Tag:

Sieh die Blume wie sie sich ihrem Bräutigam, der Sonne, entgegenwendet, sie sauget Licht und prangt und blühet — Nacht, Finsternisse umgeben sie, — sie welkt! — Das geht täglich vor unsern Augen vor, nach physischen Gesetzen wie man sagt. Und sollten im Innern der Dinge, in der Geisterwelt diese Gesetze nicht wirken? Ist denn mein Geist so isolirt, abgetrennt, willkürlich als wir wäghen? — Nein! er wendet sich hinauf zum Duell und zu der Sonne aller Wesen, und Licht und Wahrheit und Güte und himmlische Wollust füllt ihn; er vergißt seines Gottes, wandelt in irdischen Dingen herum, greift nach Schatten — und welkt! — Alles nach denselben ewigen physikalischen Gesetzen! Ein wahrer Insultus, den un-

ser Selbstgefühl beweist. Einzig wahre Philosophie und Physik alles Gebets.

Bald macht Baader die psychologische Erfahrung daß mit den Momenten seines activen Denkens und Forschens, seines Grübelns und Speculirens andere abwechseln in welchen er sich empfangen verhält, wo er einem seligen Einströmen von Bildern, Gefühlen, Ideen sich hingibt. „Ich empfangen und weiß nicht woher, aber Das weiß ich daß mir gegeben wird. Ich fühle das Wahre des belebenden Geistes, weiß aber nicht woher es kam, ohne jedoch wie im Traum daß es zu Einem hingehet.“ Darin findet er einen lebenden Zaubertrank für die mühselige Reise durch dies Frohnleben. Moral ist ihm ja nur höhere Physik des Geistes, und wie der Baum in des Frühlings Lust und Licht wächst, so will er, umspielt von jenen in ihm webenden Gedanken, eine Morgenröthe der Wahrheit begrüßend, in die göttliche Vollkommenheit emporwachsen. Im Kampf mit der eigenen Sünde und Schwäche lernt er duldsam und milde für Andere sein. Hat er Frieden mit sich, so hat er ihn mit der Welt; Tugend ist schönen Seelen nicht Pflicht, sondern Wollust. Und jetzt thut er das Gelübde seines Daseins, er schwört den Fahneneid der Wahrheit mit den Worten:

Ganz Gottes in der Natur, die Gedanken die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat: sie seien das heilige Buch, in dessen Charakteren ich mein ganzes Leben hindurch mit Treue und Eifer buchstabire! Mein ganzes Leben, alles Wirken und Weben meines Geistes sei: fernher den Gedanken des Unmächtigen nachzudenken, mich seiner, der himmlischen Vernunft zu fügen!

Wie ihm große Gedanken in der Stille des Gemüths nach der Reinigung des Willens aufkeimen, so erkennt er daß Wahrheit und Güte unzertrennlich sind: „So gilt Alles was man in Geheimwissenschaften von moralischer Diätetik vorschreibt, was am meisten verspottet wird und was vielleicht daran das Beste ist.“

Weiter wird Baader inne — und es ist eine Lust zu sehen wie er die Tiefen des Seelenlebens mit naiver Genialität durch seine zunächst ganz individuelle Selbstbeobachtung erfährt — wie die Seele des Stoffs der Außenwelt bedarf, aber gerade das ihn gestaltende Princip ist, und wie der Wechsel der Empfindungen gerade ein Beharrliches, Dauerndes beweist: denn wie könnte er als Wechsel ausgesprochen werden, wenn die

Seele nicht als Eines bliebe welches im Vergangenen war, im Gegenwärtigen ist und im Zukünftigen sein wird? Er sagt:

Bliebe das Substrat aller jener Kraftäußerungen, die unaussprechlich in ihrem Spiel abwechseln, nicht eines und dasselbe, so würde ich mit jedem Augenblicke vergessen nicht bloß wie und was ich war, sondern auch daß ich war.

Weiter entdeckt sein forschender Blick daß in der Seele Nichts vorgeht, daß alles einmal Erlebte ein Fortwirkendes ist; jede neue Idee bekommt den Wiederschein vom ganzen Reichthum der Seele. Er schreibt:

Ich sehe täglich daß alles Gute und Schlimme mein inneres bleibendes Wesen nicht vorübergeht wie Schall der verdirbt, oder die Welle am Ufer, sondern in seinen Wirkungen in ihm bleibt, insgeheim oder öffentlich fortwirkt, und wie der Keim der ins Erdreich fällt nur zu verschwinden und zu erstorben scheint, aber über kurz oder lang als duftende Blume oder als giftiges, wucherndes Unkraut wieder emporkommt, als Blume oder Unkraut gut oder nur dürre fortkommt, je nachdem der Boden war auf den er fiel, die Laune und Bitterung worin er empfangen war, die Gesellschaft die er antraf, die Pflege die ihm ankam. Wie du den Tag über zugebracht, so bist du nun selbst, alles Gute und Böse das in dich kam und in dir aufkam ist und bleibt nun in dir und wird ewig bleiben. Wie du dich niederlegst, so träumst und erwachst du.

Die Welt fast Daader jetzt schon als ein großes Ganzes auf, darin jedes Wesen ein Mittelpunkt ist, von der unendlichen Peripherie soviel Radien aufnehmend als es vermag, und von sich aus seine Strahlen nach allen Seiten ausstrahlend; Alles ist Erfüllung und Aufschluß des Vorhergegangenen wie Keime und Siegel des Zukünftigen, Alles ineinander verschlungen und auseinander sich schlingend. Gott ist ihm der belebende alldurchdringende Geist in diesem lebendigen All, der gemeinsame Mittelpunkt aller Dinge; Alles geht von ihm aus und kommt wieder zu ihm, Nichts geht unter an seinem Gewande, und so ist er Alles in Allem. Ihn suchen heißt ihn finden und haben, ihn erkennen heißt in ihm leben, durch Thaten seine Treue und Güte verkündigen.

Im Schein das Sein, im Fluß der Dinge das Ewige zu erfassen, Das ist für Daader Philosophie; so ist sie ihm Eins mit der Religion, und er findet ebenso in Sprüchen der Bibel wie in Stellen aus Bacon's Schriften bald Erweckung bald Bestätigung seiner Gedanken und Entschlüsse. Das Tagebuch endigt im Jahr 1786 mit einem Gebet voll Liefinn und Begeisterung; mit Recht sagt Schaben: es sei eine Blüte reinsten Menschheit und zu hoher Reife gediehenen Christenthums, die an das Schwunghafteste erinnert was Young, Hamann und ähnliche Geister geschrieben haben.

Wenn er das neue Jahr mit einem Worte des Apostels Paulus beginnt, so thut er es mit religiösem freien, nicht mit scholastisch-knechtischem Sinn; gegen Obscurantismus engbrüstiger Dogmatiker wendet er seine Polemik, es empört ihn daß man der Vernunft, dem Göttlichen in uns, so wenig vertraue, daß man eine Schrift trefflich und reich und doch ein Werk der Finsterniß heiße. Er ruft aus:

Ist nicht Wahrheit allemal nur Eine Wahrheit, und gibt es denn Wahrheit die wider Wahrheit zenet? Nein! Nein!

Mensch soll mir auch nur von ferne solchen Bahn beibringen können, kein Mensch soll mir wehren überall zu forschen, und meine Leuchte soll in keiner Pestluft irgend eines dumpfen Studengebäudes erlöschen!

Auch diesem Vorfat des Jünglings ist der Mann und Geist unverbrüchlich treugeblieben. Dann folgen treffliche Betrachtungen über das Gebet, darunter der fest-geniale Ausdruck:

Ferner die Art von Philosophie welche die armen Kinder von dem liebenden Vater entfremdet anstatt sie auf ihn hinzuweisen, und welche unsere im Staub der Erde tiefgebeugte Himmelsvernunft, anstatt ihren Blick auf ihre schönere Heimat emporzulernen, nur noch tiefer in den Schlamm niedertreibt, indem sie statt die in jedem Werk sich offenbarende Güte und Liebe des Vaters bewundernd anzubeten, das ganze All als einen großen Bratenwender und das eiserne Fatum mitteninne als die innerste Feder dieses Bratenwenders vorstellt.

(Der Beschluß folgt.)

Römische Studien von A. Kestner. Mit einem Textkupfer. Berlin, Decker. 1850. Gr. 8. 1 Thl. 15 Ngr.

Zu jeder Zeit würde dieses Buch eine willkommene Erscheinung sein, doch mit besonderm Dankgefühl haben wir es eben jetzt entgegengenommen. Während die Politik sich unserer ganzen Gedankenwelt bemächtigen möchte, und die Stürme der wilderregten Zeit aus allen Ecken der Windrose brausen, atmen diese „Römischen Studien“ den Geist des Friedens, und versetzen uns in Regionen in welchen die Seele von Heimatluft umweht wird. Sie versetzen uns nach Rom, dem Wallfahrtsziel unauslöschlicher Erinnerungen und stiller Sehnsucht für Alle die in den Mauern der ewigen Stadt einen Schatz für das ganze Leben entweder schon einsammelten oder zu finden noch hoffen. Kestner, durch langjährigen Aufenthalt dort eingebürgert und auf den mannichfachen Gebieten der Kunst wohlbewandert, theilt uns hier aus der Fülle seiner angehäuften Anschauungen und Erfahrungen eine reiche Blumenlese mit, bei welcher sich uns nur der Vorwurf aufdrängt daß er so spät damit hervortritt. Er hat wie uns scheint die horarijche Frist ungebührlich verlängert, und den Herbst seines Lebens zur Mittheilung dieser Blätter abgemartet, welche wol größtentheils der Zeit seiner Jugend angehören dürften. Keinesfalls aber kommen sie zu spät; sie haben sich den Duft der Frische bewahrt, und enthalten des Guten und Schönen soviel daß ihr Werth bleibend und der Eindruck den sie erzeugen ein überaus wohlthätiger ist.

Die „Römischen Studien“ bestehen aus zwölf Aufsätzen, von denen drei dem Rafael und Michel Angelo, und die übrigen der neuern Kunst gewidmet sind. Der erste betrachtet die Stangen im Vatican, und faßt dieselben als eine Epoche in vier Gesängen auf. Nach allem Geistreichen was nun schon seit Jahrhunderten über diese unsterblichen Werke gesagt und geschrieben worden ist, hören wir auch noch unsern Verfasser gern, der in ihnen den Meister groß als Philosophen, Historiker, Dichter und Maler darzustellen sucht. Wenn er dabei sich ganz auf den religiösen Standpunkt stellt, der nun allerdings manchem Kritiker ein Aergerniß ist, so entspricht er doch so am gewisesten den Intentionen des erhabenen Künstlers. Die Stangengemälde sind nach seiner Ansicht ein organisch gegliedertes Ganzes, eine tiefphilosophische Dichtung, deren erster Gesang den Menschen zeigen soll „wie er die Gottheit sucht und findet“. Hierauf beziehen sich die Gemälde der Philosophie (Schule von Athen), des Parnasses, der Theologie und des allegorischen Bildes der Gerechtigkeit. Dem zweiten Gesange liegt der Gedanke zugrunde, „daß Gott den Gläubigen in Zeiten der Gefahr hülfreiche Bottschaft sendet“, welcher Ge-

dankt durch die Befreiung Petri aus dem Gefängnisse, die Verjagung des Heliodor, das Wunder in der Wüste von Belfera und die dem Urtilla auf seinem Buge nach Rom drohend erscheinenden Apostel Petrus und Paulus entwickelt wird. Im dritten Gesange sollte „der Verwalter heiliger Dinge auf Erden, der Statthalter Christi verherrlicht“ und dargethan werden wie durch Diesen die göttliche Macht sich offenbart. Hierzu wählte Rafael die Krönung Karl's des Großen durch Leo III., die Dämpfung der Feuersbrunst im Borgo durch Leo IV., den Sieg desselben Papstes über die Saracenen bei Ostia und den Reinigungseid Leo's III. auf das Evangelium. Endlich empfängt im vierten Gesange auch „die weltliche Macht ihre Heiligung aus den Händen der offenbarten Religion“, und hierzu bot das Leben Konstantin's des Großen den Inhalt dar, welchen Rafael durch die Befreiung des Kaisers, durch seine Krönung, seinen Sieg über den Maxentius und seine Schenkung an den Heiligen Stuhl erschöpfte. Mit diesen 16 Hauptgemälden der vier Stangen bringt der Verfasser dann die kleineren Darstellungen und Deckenbilder, deren jedes wie eine kleinere Melodie sich einem großen Musikchore anschließt, wie auch die Chiaroscuro unter den großen Bildern in Verbindung, und läßt die Weisheit und den Verstand bewundern welche der Meister in der Wahl und Ausführung dieser Gegenstände entwickelt hat. Um die Wundergaben des größten Malers in noch helleres Licht zu stellen beschäftigt sich Restner in einer besondern Studie noch mit einer Analyse der berühmten Gruppe des Archimedes, die ihm „als der vollste Inbegriff des anmutigsten künstlerischen Vermögens und philosophischen Tiefsinns“ erscheint.

Aus den Stangen des Vatican's folgen wir dem Verfasser in die Sirtinische Kapelle, wo er die Erschaffung des ersten Menschen von R. Angelo zum Gegenstande einer besondern, sehr ansprechenden Studie macht. Aber nur zu bald scheiden wir von Rafael und Buonarrotti um den Erscheinungen der neuern Kunst und zuzuwenden. Hier bespricht Restner zuerst die heutige Mode und das Ballet, und wie sich erwarten ließ mit jener tiefen Indignation welche der wahre Schönheitskenner, vollends auf dem classischen Boden Roms, bei dem Anblick unserer unschönen Kleidertracht wie der Unnatur und widerwärtig fragenhaften Verzerrung der edeln Menschengestalt durch die Ballettänzer, und gerade durch die gepriesensten empfinden muß. Hierauf kommt die Ruffin an die Reihe, deren heutiger sehr im Argen liegender Zustand in drei aufeinanderfolgenden Studien der Prüfung unterworfen, und an drei glänzenden musikalischen Erscheinungen beleuchtet wird. Den Vortritt hat die Sängerin Catalani, welche der Verfasser nicht allein wegen ihrer musikalischen Begabung, sondern auch ihres merkwürdigen Charakters wegen sehr hochstellt, an welcher Ansicht vielleicht die Freundschaft einigen Antheil hat. Dann folgt der Geigenspieler Paganini, über welchen der Verfasser zu den verschiedensten Zeiten sehr eifrige, selbst durch Excerpte aus Tagebüchern belegte Studien angestellt hat. Angezogen und abgestoßen von der wunderbaren Kunst des merkwürdigen Mannes forscht er den Gründen des gewaltigen und doch unheimlichen Eintrucks nach den die zauberhafte Geige auch auf den Kenner hervorbringt, und kommt so zu dem traurigen Resultate daß hier nicht Begeisterung und reiner Schönheitsfönn, sondern Eitelkeit, Affectation, Effectsucht und selbst Gemeinheit den Bogen führt. Der Dritte, über welchen die Kritik des Verfassers den Stab bricht, ist ein gewichtiger Repräsentant der neuern Opernmusik, Gioachino Rossini. Ihn trifft die Schuld, wie Restner sich ausdrückt, „den Vermaß in den Salon verpflanzt, und seinen Pegasus mit einem englischen Sattel gesattelt oder vor pariser und londoner Staatskutschen gespannt zu haben“. Seine leichtfertig-sinnliche, alle höhere Weiße und Würde entziehende Musik hat der wahren Kunst unendlichen Schaden gebracht, die heutige musikalische Misere erzeugt oder doch mächtig gefördert, und den Geschmack zumal in Italien schmähtlich verderben. Namentlich liegt die Kirchenmusik dort im Argen, wo man z. B. bei dem „Gloria in excelsis“ Figa-

ro's Arie: „Dort vergiß leises Fleh'n, süßes Dämmern“ zu hören bekommt, aber auch in den eigentlich geistlichen Compositionen der leichte scherzhafte Dyrnssil vorherrscht und die echte Kunst profanirt, weshalb unserm Verfasser Rossini's „Stabat mater“ wie eine Sünde gegen das Christenthum erscheint. Sern glauben wir seiner Behauptung daß die leichtfertigste Musik aus der Zeit des Benedetto Marcello noch heiliger sei als die heiligste unserer Tage, wie denn in der That einmal der Diener des Verfassers den Gesang der Musica madrigalesca Marcello's für Musica sacra hielt, die er ehrsüchtig nicht zu unterbrechen wagte.

Unter den folgenden Studien heben wir zuerst die neunte hervor, deren Gegenstand Vittoria, die schöne Bingerin von Albano, ist. Was der Verfasser über dies von ihm 1820 in Albano entdeckte Wunder von Schönheit in sehr anziehender Weise erzählt wird Manchem unglaublich scheinen, wiewol es die reinste Wahrheit ist. Die Schönheit der reizenden Albanerin brachte die Hunderte von Künstlern in Verzweiflung welche mit Griffel, Pinsel und Meißel vergebens sich abmühten ihr Bild zu gewinnen. Restner hat 44 selbst von den berühmtesten Meistern angefertigte Bildnisse nach ihr gezeichnet, die nicht nur dem Originale fast gar nicht entsprachen, sondern auch untereinander sich nicht einmal ähnlich sahen. Horace Vernet sagte von seiner eigenen Arbeit daß sie nur ein instant d'un instant de Vittoria sei. Thorwaldsen's und Schadow's Büsten befriedigen sehr wenig, etwas mehr die Arbeiten der beiden römischen Bildhauer Tenerani und Trentanove, wiewol beide Büsten auch nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander besitzen. Ohne daß der Spiegel ihres reinen und liebenswürdigen Gemüths durch die Weibrauchdämpfe jahrelanger Bewunderung und Huldigung auch nur den geringsten Anhauch erlitt, lebt jetzt Vittoria als Gattin eines russischen Malers und Mutter zweier Söhne in der Krim, wo sich ihr Gatte des milden Klimas wegen angekauft hat.

Die übrigen Aufsätze beschäftigen sich mit berühmten künstlerischen Persönlichkeiten meistens unserer Landsleute, die von Rom aus der gesunkenen Kunst zu neuem Aufschwung verhelfen und den wahren Beruf derselben in unsterblichen Werken verkündeten. Zuerst erscheint hier Thorwaldsen. Das von ihm entworfene Bild gehört zu den anmutigsten der ganzen Sammlung. Referent, der das Glück hatte sechs Monate mit Thorwaldsen in demselben Hause, der so vielen theuern Casa Buti, zu wohnen, findet es bis in die kleinste Züge getroffen, deren Restner viele durch köstliche Anekdoten belebt hat. Ganz so erschien der geniale unvergleichliche Künstler im Leben, ein liebenswürdiger Jüngling noch im späten Alter, freundlich, wohlwollend, genügsam, in feiner Sprache des Ausdrucks mächtig, fast ohne alle wissenschaftliche Bildung, und doch mit tiefem Bissen begabt. Ein anderer in diesen Studien zu gerechter Würdigung gebrachter Künstler ist der geniale Landschafts- und Gesichtsmaler Joseph Koch. Wie Giotto aus einem Sirtinertnaben zum Maler geworden, Karlschüler in Stuttgart, als Flüchtling in Strassburg begeistert für die Französische Revolution, dann in der Schweiz und Italien, welches er für einige Zeit mit Wien vertauschte, bis er für immer nach Rom zurückkehrte, hat diese kräftige und gesunde Tirolernatur mächtig zur Wiedergeburt der Kunst in neuerer Zeit mitgewirkt. Seine Landschaften, die nicht durch Farbenglanz bestehen und zuweilen selbst von einer gewissen Trockenheit nicht freizusprechen sind, zeichnen sich alle durch einen großartigen Charakter und einen gedankenreichen Inhalt aus, welchen vollständig zu erkennen der Zukunft vorbehalten bleibt, da nur wenige Zeitgenossen, aber unter ihnen freilich die competentesten, ihn verstanden. Auf Koch folgen die Brüder Franz und Johann Riepenhausen, die sich ein hohes Verdienst um die neue Richtung der Kunst vorzüglich durch Aufsuchung vorraffaelischer Werke (von Memmi, Masaccio, Ghirlandajo u. A.), und durch die davon verbreiteten Zeichnungen erworben. Diese Zeichnungen eröffneten dem damals funfzehnjährigen Dverbeck, welcher sie

durch unsern Verfasser zuerst in Lübeck zu Gesicht bekam, eine neue Welt, in welchen er sogleich seine Primat erkannte und später die höchsten Ehren errungen hat.

Die letzte Studie, „Cornelius und Duerbeck“ überschrieben, und beidem die umfangreichste, beschäftigt sich nicht blos mit diesen Meistern und ihren Werken, sondern zuvörderst mit der geschichtlichen Entwicklung und Gestaltung der neuern Kunst überhaupt, bei welcher jene Männer vorzugsweise betheiligt sind. Kestner stellt hier Alles zusammen, und wir glauben sehr einleuchtend, was zu Ende des vorigen und in den ersten Decennien des jetzigen Jahrhunderts einige junge deutsche Künstler von hohem Verufe anregte den Bann zu brechen in welchen die Kunst gefangen und dadurch den feichten Eklektikern und Manieristen verfallen war. Sie suchten nämlich die Natur wieder auf und begaben sich in die Schule der alten Meister, doch nicht sowohl Derjenigen welche wie Rafael und M. Angelo den Höhepunkt der Kunst bezeichnen, als vielmehr Solcher welche Vorgänger und Lehrer jener gefeierten Größen waren. Sie wollten aus denselben Quellen schöpfen aus welchen Rafael und die andern Heroen im Blütenalter der Kunst sich begeistert, und wählten sich deshalb nicht diese und ihre Nachahmer, mit welchen schon der Verfall der Kunst beginnt, sondern jene Alten aus den Zeiten der aufsteigenden Kunst zu Vorbildern. Allerdings führte die von Vielen übertriebene Verehrung des Quattrocento zu mancher beschränkten Auffassung und ungeschöner Darstellung, die den Bekennern dieser Richtung, vielleicht auch ihrer oft auffallenden äußern Erscheinung wegen den Spitznamen der „Kazarener“ zuzog. Man muß aber von der Sache sehr wenig verstehen wenn man den sogenannten Kazarenismus oder Aschermittwochstil, wie ihn ein Kritiker neulich zu nennen beliebt hat, für etwas mehr als ein Uebergangsstadium oder gar für noch bestehend hält. Wer ihn in den Werken eines Duerbeck, Veit, Steinle, Führich u. A. noch heutzutage findet, kennt Sene wol nur von Hörensagen, und hat keine Ahnung von der Schönheit der Composition und dem durchgebildeten historischen Stil durch welchen unsere neuen Meister ihre Lehrer aus dem 15. Jahrhundert übertreffen. Statt also sie mit ihren Fehlern nachahmen zu wollen, streben sie ihnen nur in einem Punkte gleich zu sein, nämlich in Liebe der Empfindung, in heiligem Ernst und Seeleninnigkeit, durch deren zauber religiöse Darstellungen verkärt sein müssen. Aber freilich ist jetzt bei Vielen alles Religiöse im Verruf; es soll auch in der Kunst nicht mehr gelten und gelingen; daß es aber gelingen und auf jeden wahren Kunstfreund in welchem „das specifisch-religiöse Element noch nicht so abgeschwächt ist“ wie in einem bläsierten Kunststichter tiefergreifend wirken könne, haben Duerbeck und seine Freunde siegreich dargethan. Es ist begreiflich wenn Kestner, seit 30 Jahren in Rom Zeuge dieser neuen Kunstrichtung, ihr mit Entschiedenheit und Wärme das Wort redet, wobei er sich auch auf eine von ihm schon 1818 herausgegebene Schrift, „Ueber die Nachahmung in der Malerei“ stützt. Er benützt diese Gelegenheit gegen eine damals über diese Schrift unter der bekannten Firma der W. R. F. (Weimariische Kunstfreunde) erschienene Recension, mithin also auch gegen Goethe's Ansichten anzukämpfen, welcher bekanntlich im Widerspruche gegen seine frühern in dem schönen Aufsatz „Ueber die deutsche Baukunst“ entwickelten hier alles Heil in der Kunst allein von den Griechen und allenfalls noch von Rafael herleitet und dem neuen Streben sich nicht günstig zeigt. Allein Goethe's Autorität in Sachen der Kunst hat nie viel Geltung gehabt, und wenn sie auch vielleicht während seines Lebens hier und da imponiren mochte, so wird sie doch jetzt nirgend mehr in Anschlag gebracht. Von den Werken der beiden in der Ueberschrift genannten Meister hebt der Verfasser einige besonders hervor, von Duerbeck den Triumph der Religion in den Künsten, jetzt die Hierde des Städel'schen Museums, und von Cornelius die Entwürfe zu den vereinigten Fresken im königlichen Campo santo in Berlin, und die Zeichnung zu dem Schilde welches der Prinz von Wales als Pathengeseht er-

hielt. Die mitgetheilten Dankfagnungsbriefe der Königin Victoria und des Prinzen Albert an den gefeierten Künstler dürfen wir als eine schöne der deutschen Kunst vom Auslande dargebrachte Hulldigung ansehen. Der Verfasser aber nimmt hierbei Veranlassung Engländer und Deutsche in Beziehung auf die schönen Künste zusammenzustellen, und das Uebereinkommende und Abweichende beider Völker durch einige geistreiche Striche zu bezeichnen. Was er am Schlusse noch über das Verhältniß der Farbe zur Zeichnung sagt, welcher letztern er allerdings im historischen Bilde den Primat einräumt ohne doch die erste im mindesten zu unterschätzen, zeigt wie tief er in das Wesen der Kunst eingedrungen ist, für welche überhaupt in diesen Blättern ein Schatz trefflicher Gedanken und sinniger Andeutungen enthalten ist.

Ungern trennen wir uns von den „Römischen Studien“, doch nehmen wir nicht Abschied für immer. Sie gewähren eine Lectüre die nicht mit einem male ausgenossen wird, und die gewiß bei Vielen den Wunsch erregt dem uns liebgewordenen Verfasser recht bald wieder mit neuen Gaben zu begegnen. 30.

Notiz.

Ein Beitrag zur Familiengeschichte der Mirabeau.

Bevor Louvois mit seiner eisernen Hand die großen Saigneurs in der Armee ebenso behandelte wie Richelieu die Großen am Fuße des Throns und Colbert die großen Finanzleute, war es ganz unmöglich gewesen den stolzen Adel in der Armee nur in irgend Etwas der Disciplin zu unterwerfen. Die von Lucas-Montigny unter dem Titel „Mémoires de Mirabeau“ herausgegebenen Familienschriften enthalten verschiedene Mittheilungen, die einen Begriff von der damaligen Subordination geben können. Der Marquis von Mirabeau, der Großvater des berühmten Revolutionnairen, war ein Edelmann von ebenso großer Tapferkeit als großem Stolze und Uebermuth. Allein so bekannt sein kriegerischer Ruhm war, so bekannt war auch seine Insubordination. Vendôme sagte einmal zu seinen Offizieren: „Mirabeau ist ein großer Mann.“ „Ja, Monseigneur“, entgegnete ihm die Offiziere, „er ist sechs Fuß groß.“ Allein Vendôme wollte dem Reide Nichts vergeben und rief: „Ich meine daß er groß am Tage der Schlacht ist.“ Wenn aber die Schlacht gewonnen war, so konnte Mirabeau schon in seiner Jugend sich nicht an das Joch der Unterwerfung unter fremde Befehle gewöhnen. Bald peitschte er einen Commissarius der bei einer Inspection seine Abwesenheit bemerkt hatte, bald drang er halb mit List und halb mit Gewalt in einen französischen Plaz und quartierte sich mit seinen Leuten widerrechtlich ein, während er auf den Glacis campiren sollte. Ein anderes mal nahm er trotz des ausdrücklichen Verbots des Ministers Cadetten in sein Regiment auf, oder er ließ die Thüren einer Kirche in welche sich Deserteure geflüchtet hatten mit Worten einschlagen. Diese Manier zu verfahren war zwar dem ganzen Adel gemeinsam, jedoch übertraf Mirabeau darin meist alle Standesgenossen. Ein mal sollte er aber eine Lehre erhalten. Er ging nämlich eines Tags ins Kriegsministerium, in die Bureauz des Hrn. von St.-Youange. Ein einziger Commis saß an einem Tische. „Ich komme nun schon das zehnte mal wegen meiner Expedition“, rief ihm der Marquis in ziemlich unhöflichem Tone zu, „ist sie nun endlich fertig?“ „Ich weiß nicht.“ „So sehen Sie doch einmal nach, Sie müssen Das doch wissen.“ Der Commis erhebt sich also, setzt eine Brille auf und sieht in der Registerrolle mit großer Aufmerksamkeit nach, antwortet ihm jedoch nach langem Suchen: „Ich finde Nichts.“ Der Marquis entfernt sich hierauf noch höchst unwillig und brummend, trifft aber unter St.-Youange und kehrt wieder mit um. Wie erstaunte er aber als St.-Youange zu dem vermeintlichen Commis sagte: „Ach! Herr Marquis, Sie haben also die Güte gehabt auf mich zu warten!“ Der Commis war nämlich der Marquis Catinat. 2.

Franz von Baader.

(Schluß aus Nr. 32.)

Das Jahr 1788 beginnt Baader mit dem Gedanken das vernünftig sein immer das Beste sei. In innern Kämpfen ist ihm diese Wahrheit wie ein neuer Stern aufgegangen; mit glücklichem Griff hält er den Augenblick dieser Iteengeburt fest und sagt darüber:

Ich kann diese Lichtmomente nicht anders als Momente poetischer Begeisterung, Inspiration nennen: und so gewiß es ist daß diese Inspiration ohne unser Zutun kommt und wieder schwindet, so deutlich unser Geist fühlt und erkennt daß ihm auch diese Gabe, die ihm Das ist was der Odem dem Kindesleben, gegeben wird, so gewiß ist es daß alles Wahre, Große und Schöne was die Menschenkinder dachten und thaten nicht Dem was gewöhnlich Fleiß und Nachforschen heißt, sondern ähnlichen Inspirationen sein Dasein zu danken hat. Uns bleibt nur die Ehre des Ausagens, Vertheilens Dessen was uns im Geheimen anvertraut ward — Echo. Wenn ich es genau angeben soll was in mir in solch einem Moment vorgeht, so muß ich sagen daß ich mich als ein thätiges Organ fühle, nicht aber als ein bloßes blindes Werkzeug. Es ist nicht Impulsion von außen, wol aber Impulsion von innen.

Wer Aehnliches erfahren hat wird Baader völlig bestimmen: der Genius ist das thätige Organ der Gottheit, somit aber auch ein lebendiger Beweis für das Dasein dieser Gottheit als eines freithätigen, Gedanken offenbarenden, weil selbst denkenden Geistes. Es kommt nur darauf an daß der Mensch sich für die Thatsachen der Natur und der Geschichte nicht verblende, daß er vielmehr für äußere und innere Lebenserfahrung sein Auge schärfe, und er wird überall ein ordnendes, zwecksetzendes, leitendes, rettendes, heiligendes, liebendes Wesen erkennen, das diesem seinem Wirken nach gar nicht anders denn als selbstbewusste Vernunft gedacht werden kann. Freilich steht diese nicht außer der Welt, so wenig die Seele neben dem Körper oder das Bewußtsein außerhalb seiner Vorstellungen; aber als Vernunft muß sie doch vor allem sich selbst vernehmen, und Vorstellungen und Gedanken sind nur wirklich als Entfaltungen und Thaten eines denkenden Subjects.

Aus dem Jahr 1789 liegen schöne Zeugnisse von Baader's reinem Gemüthe vor.

Man sagt es gebe kein bewährteres Verhinderungsmittel unflüchtiger Ausschweifungen als echte Liebe! Ich glaube Das, und glaube daß allgemein das sicherste Verhinderungsmittel

alles Bösen nicht die steinernen Tafeln allein, sondern ein lebendiger Enthusiasmus fürs Gute ist.

Wer die moralische Verfälschung, die Gewissenlosigkeit kennt und bedauert mit welcher sich so Viele in unserm Jahrhundert leichtsinnig über das sechste Gebot hinaussetzen, mit welcher eine liederlich-schlaffe Jugend gerade in den obern Schichten der Gesellschaft in der Hurerei nicht bloß kein Laster und keine Schande sieht, sondern wol gar Dessen als eines schwächlichen Sonderlings spottet der die leibliche Vermählung nur da gestattet, und will wo auch die geistige vollzogen ist, Der wird den Sinn zu schätzen wissen kraft dessen der vierundzwanzigjährige Baader schreibt:

Enthaltbarkeit — Keuschheit! — welch altdeutsches steifes Wort, wie selten noch im Gebrauche, und führt man es in vernünftigen, honneten, gestitteten Gesellschaften, unter Jungen und Alten, Männern und Weibern wol je anders als im Scherze, als Satire auf? Mag es denn auch! Wirklich enthaltbar sein ist doch immer mehr werth, und Der es ist befindet sich doch ungleich besser als alle jene scherzenden Herren und Damen. Ringe du danach, und laß es dir übrigens an deinem positiven Beweise gegen die tausend negativen genügen. Die lieblichste Grazie eines Mädchens ist doch nur jene holde Scham die nicht blöde ist. Jungfräulichkeit ist Morgenroth der Liebe. Jedes Ding in der Welt hat gewissermaßen sein Jungfräuliches, seine zarte Blüte, und nur ein züchtiger Sinn führt diese durch.

Mehr als alle andern Symptome spricht mir nicht sowol ein Uebermaß von sinnlicher Ausschweifung, sondern die Zeitmeinung welche in derselben nichts Verwerfliches, Menschenunwürdiges sieht, für ein Siechthum unserer europäischen Gesellschaft bis in den Mittelstand herab. Die verlotterte Sittenlosigkeit des Hofes und der Aristokratie rief als reinigendes Gewitter die erste französische Revolution hervor; — geht unsere Gesellschaft, an Entnerung absterbend, langsam zugrunde — oder wird der Herr im Donner oder im sanften Säufeln rettend und erlösend nahen? Wie wirkungslos ist doch an Millionen die Mahnung vorübergegangen mit welcher das Jahr 1848 an die Thüren, an die Herzen pochte! Wer wird uns ein Zuchtmeister zur Freiheit sein, wie England einen hatte in Cromwell?

Etwas später, während seines Aufenthalts in England, studirte Baader die Schriften von Marie Wollstonecraft, von Godwin, von Rousseau und Kant; die

Tagebücher nehmen da bereits den Charakter von Studienbüchern an. Seine mehr auf das Historische und Positive in Staat und Religion gerichtete Natur, der zugleich St. Martin die homogene Speise bietet, ringt mit jenen Geistern, die ihn ihrerseits in ihre Kreise ziehen, von denen der Freiheitsdrang seiner Seele sich das ihm Zukommende aneignet. Er schreibt:

Noch immer fallen mir Schuppen von den Augen! Aller Mißbrauch der Kraft, alle Usurpation muß schlechterdings aufgehört in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn Jugend in ihr sein und bleiben soll, d. i. Wahrheit. Sie muß zu Trümmern gehen oder eine neue Organisation empfangen. . . Viele Leute meinen das Leben sei nur dafür da sich die Zeit zu vertreiben. Andere warten bloß bis sie sterben oder bis der Abend ihrer Tage kommt, wie der Papagai in Goethe's „Vögeln“ („Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?“ Papagai: „Ze nun, wir warten eben bis der Abend kommt.“) Andere beschäftigen sich mit Nichts als sich am Sterben zu hindern und vor ihm zu hüten. Sie leben nicht, sagt Rousseau, sie hindern sich zu sterben. Sie meinen: Lebensrisiken und alle Weltgeschäfte die diesen Zweck haben sei Leben. Die meisten Menschen seufzen durch unsere widersinnige Politik unter diesem elenden Selbstbetrug und schrumpfen zu kümmerlichen Thieren ein.

Aber bei alledem behält Baader guten Muth, indem er, was auch uns jetzt so noththut, von der Spanne des Raumes und der Zeit darin er sich befindet den Blick erhebt auf das große Ganze, und so ist es uns als ob es heute geschrieben sei was er 1789 aufzeichnete:

Das wahre Gute entzieht sich dem sinnlichen Auge mehr und mehr, je feiner, edler, himmlischer, verborgener es wirkt und wird. Das Böse wird dagegen immer offener, breitet sich mit despotischer Ulgewalt aus, und scheint als wucherndes Unkraut jeden guten Keim zu ersticken. Es ist indessen nur Mittel zur Beförderung, zur Cultur des wahren Guten, Wind der die Spreu vom Weizen wegführt, Feuer das alles unedle Metall wegfrisst, Sauerteig ohne den sich der Wein nicht in der Schnelle, der Lauterkeit und Reinheit losbilden könnte von aller Hefe! Je größer der Wirrwarr in dieser Welt voll Kampfes des Bösen mit dem Guten, je verworrener die Handlung, desto näher die Entwicklung des Knotens. Ohne Führung wird kein Wein: — sie singt erst langsam unter der Masse des Menschengeschlechts an, wurde heftiger und heftiger, die Masse selbst wurde trüber und trüber, — sie ist es noch, aber wird es nicht immer bleiben.

Rahel Barnhagen, die große Menschenkennnerin, sagte von Baader:

Er hatte mir als ich ihn eben kennenlernte ein großes Interesse eingefloßt: und ich hörte ihn wirklich erhebende Blicke sagen; es nahm mich ungemein für ihn ein daß er sich gedrungen fühlte mit allen Menschen zu sprechen: ich fand es schön daß ihm jedes Menschengebilde ein Mensch war, und daß er mit dem etwas Bessern sich zu erdtern gedrungen fühlte, es zu lieben schien.

Wir schließen unsere Mittheilungen aus dem reichen Schatz seiner Tagebücher mit einem Worte das er an einen Ausspruch Kant's antreibt, und in Bezug auf welches jene Bemerkung Rahel's als Bestätigung dient: daß der gereifte Mann erreicht und bewährt was der angehende sich vorgefest.

Den Gesegen des göttlichen Princips in uns nachspüren, der Harmonie dieser innern Offenbarung mit der in der äußern Natur sinnend nachgehen sei mein Lieblingsgeschäft fortan! Die Exaltation dieser Lebenskraft in mir und ihr wohlthätiger

Sonneneinfluß auf Alles was sich ihm nähert, sei dieses Geschäfts Lohn und Preis der Mühe! Wo immer ein Wesen meiner Art sich mir nähert, erkenne ich dasselbe Princip in ihm, dieselbe Natur, und die (erkannte) Vernunftsympathie (und keine bloß gefühlte) sei das Schibboleth an dem sich Menschen und Menschen unter den übrigen Naturwesen suchen, finden, erkennen, vereinigen und lieben.

F. Carriere.

Thomas Rymer, der größte Verächter Shakespeare's.

Gleichwie neben der majestätischen Eiche allerlei Unkraut aus dem Boden aufsteigt und den Riesen des Waldes zu umranken sucht, so drängte sich um Shakespeare der anmaßende Unverstand vieler seiner frühern Beurtheiler; man könnte sie größtentheils vergessen und die Welt hätte Nichts daran verloren; doch gibt es darunter Einen welcher verewigt zu werden verdient, wenn auch mit keinem andern Rechte als der ungestaltete, schimpfliche Iherfites.

Servinus erwähnt in der Einleitung zu seinem Werk über den großen Briten eines Thomas Rymer, „der jedem Menschen mehr Geschmack und Naturkenntniß zuschrieb als Shakespeare“. Nähere Auskunft über diesen gestrengen Kunstrichter ist in Servinus nicht zu finden, schwerlich auch in andern deutschen Büchern; dagegen enthält ein kürzlich in London erschienenes Werk: „Studies of Shakspeare“, von Charles Knight, interessante Mittheilungen über Rymer, der sich in der That als der vollkommenste Repräsentant einer unpoetischen und geistesbeschränkten Kritik darstellt. Hat es auch in Deutschland, und noch mehr in Frankreich an ähnlichen Kritikern nicht gemangelt, so bleiben sie doch an ästhetischer Impotenz weit hinter Rymer zurück; selbst Voltaire, der Shakespeare einen betrunkenen Wüthen nennt, und ihm Robeit, Geistlosigkeit und Abscheulichkeit vorwirft, gibt doch zu daß ihn die Natur auch mit Größe und Erhabenheit ausgestattet hat. In solchem Angehörig läßt sich aber Rymer niemals herab, seine Verachtung ist so kolossal wie das Denkmal der Lächerlichkeit welches er sich selbst gesetzt hat, und welches hiermit vor dem deutschen Publicum enthüllt werden soll.

Thomas Rymer gab 1678 heraus: „The tragedies of the last age considered and examined“, und 15 Jahre später: „A short view of tragedy; its original excellency and corruption.“ Als Culminationspunkt der Verberbnis erscheint ihm Shakespeare; eine Probe seiner Beurtheilung wird es klar machen wie scharfsinnig und allseitig er den Dichter erfaßt hat. Zuvor aber wird es zweckmäßig sein zu zeigen welche erleuchtete Begriffe Rymer von dramatischer Vortrefflichkeit besaß; daraus dürfte sich am sichersten der Maßstab ergeben mit welchem er Shakespeare gemessen hat. Es kommt uns hierbei zuflatten daß Rymer nicht bloß mit abstracten Lehren, sondern auch mit lebendigem Beispiel auftritt. So gibt er den Entwurf zu einem hochtragischen Stücke, dessen Gegenstand die spanische Armada als Nachahmung der „Perseer“ des Aeschylus sein soll. Dieser Entwurf lautet wörtlich:

„Der Ort der Handlung kann zu Madrid in der Nähe eines Begräbnißplatzes sein; oder wenn man hierin die Bezeichnung eines Uebergangs vom Glück zum Unglück vorzieht, so mag es ein Prachtzimmer im Palaste neben des Königs Schlafgemach sein. Anfang der Handlung 12 Uhr Nachts.“

„Beim Aufziehen des Vorhangs sieht man 15 spanische Graven in prächtigen Kleidern und mit höchst feierlich aussehenden Bärten; sie kommen hier (wie angenommen wird) nach einem Balle oder einer andern öffentlichen Lustbarkeit zusammen. Sie sprechen vom Stande der Staatsangelegenheiten, der Größe ihrer Macht, der Unermesslichkeit ihrer Besitzungen, und sehen sich binnen kurzem als Herren der ganzen Welt. Entzückt von diesem Glücke und diesen schönen Gedanken stimmen sie endlich einen Chor an und bewegen sich nach der Musik

in einem Takte welcher der ersten Würde eines solchen Chors ziemt.“

„Dann treten zwei oder drei Mitglieder des Cabinetraths auf, denen es gestattet ist das Geheimniß mitzutheilen daß die Ausrüstung der unüberwindlichen Flotte die Eroberung Englands bewerkstelligt. Diese Cabineträthe können mit einem Theile des Chors alles Nähere beschreiben: die Verproviantirung, die Land- und Seemacht, die Gewißheit des Erfolgs, die Vortheile dieses Länderzuwachses und die vielen Theertönen zum Verbrennen der Regier. Diese Gegenstände werden mit den Chören hinlänglichen Stoff für den zweiten Act gewähren.“

„Im dritten Acte können die vorerwähnten Herren sich über die Theilung des in England zu erwartenden Vortheils nicht einigen, und es erhebt sich ein gewaltiger Lärm und Streit unter ihnen. Der Eine will sich nicht begnügen wenn er nicht König von Fran wird, der Andere will Herzog von Kaucasien werden. Einer der die Krönung in England gesehen hat will durchaus Herzog von Aquitanien oder Herzog von Normandy werden. Und bei dieser Gelegenheit finden zwei Bewerber eine weit passendere Veranlassung sich aufzuregen und leidenschaftlich zu werden als Shakspeare's Cassius und Brutus.“ Hierauf kommt der Chor.“

„Der vierte Act kann einige alte Hofdamen welche Träume zu haben und Gespenster zu sehen pflegen in ihren Schlafrocken und Nachtmügen vorkühren. Diese Damen können obelagten Herren allerlei Besorgniß ein (wahrscheinlich mit Gespenstergeschichten). Die hierdurch hervorgebrachte Unruhe und Verwirrung genügt zur Ausfüllung des Acts.“

„Im letzten Acte tritt der König ein; um die Gemüther der Herren und Damen zu beruhigen hält er sehr weise Reden über die Bedeutungslosigkeit der Träume und Kobolde; und um seine Hofleute noch besser von allem Schreck zu befreien; erzählt er ihnen daß ihm der heilige Kopola erschienen sei und ihm verkündet habe es steht Alles gut. Kaum hat er Dies ausgesprochen, so tritt ein Bote mit den Unglücksnachrichten ein; sein Bericht ist lüdenhaft, man mißtraut ihm und er wird ins Gefängniß geworfen. Ein zweiter Bote, der viel später abging, aber eine schnellere Ueberfahrt hatte, trifft ein; seine Meldung ist deutlich und bestimmt, der ungeheure Verlust ist nicht mehr zu bezweifeln. Der Chor schließt mit den Worten des Euripides: „So seht ihr daß die Götter oft anders verfügen als die Menschen gewollt und gedacht.“

Können wir uns nach Vorstehendem wundern daß Thomas Kymer der Gegner William Shakspeare's ist? Hören wir nun, um an einem einzigen Beispiele die ganze Höhe und Tiefe dieses Kunstreichers zu umspannen, was er über „Othello“ sagt. Er gibt zuerst die Fabel des Stücks und hebt als die wichtigsten Punkte hervor: Othello's Heirath, seine Eifersucht wegen des Taschentuchs und die Ermordung der Desdemona. Darauf erklärt er: „Welche Unebenheiten und Schwierigkeiten auch an der Schale dieser Fabel haften mögen, so ist doch die Moral derselben sehr lehrreich. Ersthlich mag es eine Warnung für alle Fräulein von Stande sein, ohne Einwilligung ihrer Aeltern nicht mit Mähren auf und davon zu laufen. Zweitens mag es eine Mahnung für alle guten Ehefrauen sein, auf ihr Leinwand gehörig aufzupassen. Drittens mag es eine Lehre für Ehemänner sein, daß bevor ihre Eifersucht einen tragischen Ausgang nimmt mathematische Beweise erforderlich sind.“

Nächst dieser unvergleichlichen Auzanwendung sagt uns Kymer daß die Geschichte des Othello eigentlich doch Nichts taugt, da sie ganz und gar auf einer unwahrscheinlichen Lüge beruhe. „Es liegt zwar in der Eigenthümlichkeit jenes Staats (Venedig) Fremde in seinem Kriegswesen anzustellen; aber darf

sich ein Dichter deshalb einfallen lassen daß die Venetianer einen Keger zu ihrem General machen oder einem Mähren ihre Vertheidigung gegen die Türken anvertrauen werden? Bei uns könnte ein Schwarzer allenfalls bis zum Trompeter avanciren; aber Shakspeare läßt ihn nichts Geringeres als Generalleutenant sein. Bei uns könnte ein Mähren etwa eine kleine Straßendirne oder höchstens eine Kohlenverkäuferin heirathen (some little drab or small coal wench); Shakspeare versorgt ihn mit der Tochter und Erbin eines großen Herrn oder Geheimraths, und die ganze Stadt sollte Dies für eine passende Partie ansehen! So Etwas wäre schon bei uns toll, unwahrscheinlich, und doch sind die Engländer nicht einmal mit so großem Haß und Abscheu gegen die Mähren ergogen wie die Venetianer, die fortwährend von ihren Feindseligkeiten leiden. Littora littoribus contraria . . . Nichts in der Welt ist widerlicher als eine unwahrscheinliche Lüge, und sicherlich war nie ein Stück so vollgepfropft mit Unwahrscheinlichkeiten als dieser „Othello.“ Uebergehend zu den Charakteren des Stücks findet Kymer sie nicht minder unnatürlich und unrichtig als die Fabel unwahrscheinlich und abgeschmackt. Von solchen Charakteren haben wir „weder wahre noch schöne und edle“ Gedanken zu erwarten; „in dem Biechern eines Pferdes oder in dem Knurren eines Kettenhundes ist ebenso viel Sinn und lebendiger Ausdruck, ja noch mehr Menschlichkeit als sehr häufig in dem poetischen Aufschwunge Shakspeare's.“

Der Glanzpunkt von Kymer's kritischem Meisterwerk ist die Art wie er die Scene zwischen Othello und Iago im dritten Acte behandelt: „Nun kommt die wundervolle Scene in welcher Iago durch Ahselzucken, halbe Worte und zweideutige Bemerkungen Othello zur Eifersucht aufregt. Nach Dem was man bereits gesehen hat sollte man denken daß es gar keiner großen List, keiner großen Erfindung und Geschicklichkeit bedürfte um den Mähren eifersüchtig zu machen. Soviel Ungeduld und Aufhebens wegen eines hübschen jungen Burschen schon am Morgen nach ihrer Hochzeit müßte ihn entweder antreiben eifersüchtig zu werden, oder sie für eine Dankelmüthige zu halten die seiner Eifersucht gar nicht werth ist. Nach dieser Scene möchte es des Dichters Aufgabe sein das Paar wieder auszuföhnen und die Eifersucht zu besänftigen. Jetzt kann Iago nur actum agere, und das Publicum mit ekelhaften Wiederholungen plagen. Woher kommt es aber daß Dies die Hauptscene ist, diejenige welche Othello über alle andern Trauerspiele unserer Bühne erhebt? Einzig und allein wegen des Spectakels, des gewöhnlichen Gesichterschneidens, Grinsens, Zähneklackens und Gesticulirens. Scenen wie diese machen alle Welt zu Harlequin und Scaramuz laufen . . . Was kann das Publicum von dieser Sorte Poeterei zu seinem Ruß und Frommen mit nach Hause nehmen? Was vermag sie — statt den Geist zu bereichern und die Leidenschaften zu läutern — was vermag sie anders als die Sinne zu verlocken, die Gedanken zu verwirren, geistige Leere zu erzeugen, das Herz zu verderben, und den Kopf mit Eitelkeit, Confusion, wüstem Lärm und elendem Plapperwerk anzufüllen, schlimmer als es je die Kunst der Pfaffen und Schreiber mit ihren Zwischenspielen und Pöffen aus dem Alten Testament zur Zeit Richard's II. hat thun können. Unsere einzige Hoffnung für das Heil ihrer Seelen ist: daß diese Leute das Theater ebenso besuchen wie sie in die Kirche gehen, nämlich um still zu sitzen, einander anzusehen, keine Betrachtungen anzustellen, sich um das Schauspiel in keinem höhern Grade zu kümmern als sie es um die Predigt thun . . . Es liegt im „Othello“ manches Burleske, Humoristische, komisch Bihige und manches Aeußerliche was den Zuschauer unterhalten kann; aber der tragische Bestandtheil des Stücks ist durchaus nur ein geistarmes, geschmackloses, blutiges Pöffenpiel.“

Dies wird genügen um Thomas Kymer's Verdienste als Kritiker zu voller Anerkennung zu bringen. Es bleibt nur noch zu erwähnen daß derselbe Mann welcher so blödsinnig über den größten Dichter seiner Nation urtheilte keinesweg.

*) In einem andern Orte sagt Kymer: Shakspeare habe jene beiden Kömer als Kaufbolde und Schalknarren dargestellt, die wie ein paar betrunkene Eisenfresser um einer Pfennigsgabe willen ihre Geschäftlichkeit im Poltern und Starmardasiren zur Schau stellen!

ein obscurer Schreiber, sondern ein zu seiner Zeit angesehener Gelehrter war. In seiner Eigenschaft als königlicher Historiograph gab er unter dem Titel „Foedera“ 15 Foliobände geschichtlicher Urkunden, die er in dem königlichen Archive gesammelt hatte, heraus. Diese Frucht seines Fleißes wird noch jetzt in seinem Vaterlande geschätzt, und sein Name deshalb in literarhistorischen Werken der Engländer nicht ohne Beifall erwähnt; dagegen erscheint er in seiner usurpirten Autorität auf dem Throne der poetischen Kritik so kläglich und machtlos wie in Hogarth's Bild jener Verrückte der mit papierener Krone und hölzernem Scepter nackt und einsam auf faulem Stroh der Welt Befehle zu geben vermeint.

A. Graefes.

Bibliographie.

Ulion und Erin. In Liedern von Th. Moore, Lord Byron, A. Burns, P. B. Shelley, Th. Campbell, S. Thomson; und aus Th. Percy's „Ueberreste altenglischer Dichtkunst.“ Im Verweise der Originale übertragen von B. v. Arent'schild. Mit beigeprägtem Originaltext. Mainz, v. Sabern. 16. 2 Thlr.

Alpenrosen auf das Jahr 1851. Herausgegeben von A. C. Fröhlich, S. Gotthelf, K. A. Hagenbach, C. Döhrlel, F. Kruter u. a. Karau, Christen. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahrhunderts, in sogenannten Einblatt-Drucken mit Kupferstichen und Holzschritten; zunächst aus dem Gebiete der politischen und religiösen Caricatur. Aus den Schätzen der Ulmer Stadtbibliothek wort- und bildgetreu herausgegeben von S. Scheible. Mit 88 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 1850. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ever's, G., Oesterreich, Preußen und die Einheit Deutschlands. Lübeck, v. Kolden. Gr. 8. 15 Ngr.

Ficquelmont, L. Graf, Deutschland, Oesterreich und Preußen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 18 Ngr.

Flachland, P., Gedichte. Eöln, F. C. Eifen. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Faid, P. L. M. v. d., Novellen der Neuzeit. Eöln, Eifen. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Das Testament, oder drei Mal Mitternacht. Original-Drama. Episode aus der neuern Geschichte Posen's. Ebendasselbst. 1850. 8. 20 Ngr.

Paine's Zeitalter der Vernunft, eine Untersuchung wahrer und fabelhafter Theologie; und Cabot's Glaubensbekenntniß. Deutsch von C. G. Althusen. Kiel. 8. 5 Ngr.

Schlecht, F., Mein Ausflug nach Aeras. Bunzlau, Apvun. 8. 20 Ngr.

Schraubenbach, L. C. Fehr. v., Der Graf von Singendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit dargestellt. Herausgegeben von F. W. Kölbinger. Snadau. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Staatsweisheit der deutschen Classiker. Geordnete Zusammenstellung der Aussprüche und Betrachtungen deutscher Classiker über Staat und Staatsleben. Herausgegeben von M. A. Bille. 1stes Heft. — U. u. d. L.: Das Buch der Freiheit. Uebersetzung aus den Schriften unserer classischen Dichter und Denker. Leipzig, Falk. 8. 22½ Ngr.

Stahr, B. A., Morgen- und Abendgedanken in Gedichten. Gesammelt und theilweise bearbeitet. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 16. 1 Thlr.

Steinhöfer, F. C., Erklärung der Epistel Pauli an die Römer. Mit einem Vorwort von S. L. Beck. Tübingen, F. Gies. Gr. 8. 16 Ngr.

Thelner, A., Der Cardinal Johann Heinrich Graf von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln, Primas von Belgien, und sein Kampf für die Freiheit der Kirche und die bischöflichen Seminarien unter Kaiser Joseph II. Freiburg im Br., Herder. 1850. Gr. 8. 27 Ngr.

Wedderkop, L. v., Das rauhe Haus. Ein Bild aus der Zeit. Mit 1 Kupferstich nach der Zeichnung von K. F.

Hermann in Berlin. Döbenburg, Schmidt. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wegener, F. W., Das Leben der Thiere. Bilder und Erzählungen. Nebst einem Vorwort von L. Reichenbach. Leipzig, Weber. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wirkner, F., Vater Johannes. Novelle aus dem österreichischen Klosterleben. Zürich, Riesling. 8. 18 Ngr.

Lageblitteratur.

Bälou-Cummerow, Die Revolution, ihre Früchte, die Politik, die Reform. Berlin, Berg. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dietlein, B. D., Die reformirte Kirche und ihr Bekenntnißrecht. Mit Rücksicht auf den Beschluß der bremischen Gemeinde von St. Stephani. Bremen, Preysse. 1850. Gr. 8. 3½ Ngr.

Finkler, G., Der rechte Schriftgelehrte. Synodalpredigt über Matth. XIII. 52, gehalten zu Zürich am 29. Octbr. 1850. Zürich, Meyer u. Beller. 1850. 8. 3 Ngr.

Genzken, C., Das gute Recht unserer kirchlichen Symbole, aus ihrem innern Entwicklungswege geschichtlich nachgewiesen. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 4 Ngr.

Reinerding, F., Gedächtnißrede auf Schlacht und Sieg bei Leipzig vor den alten Kriegern am 21. Octbr. 1849 gehalten. Duisburg, Schwachtenberg. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Roltke-Grünholz, R. Graf v., Ist Grund zum Kriege da? Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Palmit, R., Der Confessionsstreit in der evangelischen Kirche. Abhandlung. Stettin, Weiss. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfiffer, C., Anlaß und Entstehung des Kampfes in Schleswig-Holstein. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1850. 16. 1¼ Ngr.

Pfordten, L. v. d., Reden und Proklamationen. Gesammelt und zur Würdigung seiner Wirksamkeit als bairischer Minister herausgegeben. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Schenkel, D., Die projectirte reformirte Kirchenzeitung und das Kirchenblatt für die reformirte Schweiz. Zürich, Meyer u. Beller. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Schüge, K., Eine Konfirmationshandlung; am 2ten Oftertage 1848 zu Eißabon an 12 Konfirmanden vollzogen. Leipzig, Hartmann. 1848. Br. 8. 6 Ngr.

— — Drei Predigten auf einer Reise in das heilige Land zu Athen, Konstantinopel und Jerusalem im Jahr 1850 gehalten. Ebendasselbst. 1850. Br. 8. 12½ Ngr.

Stein, K. W., Der Herr in unserm großen Unglück. Brandpredigt, am 1. Septbr. 1850 gehalten. Potsdam, Kiegel. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Taubert, C. C., Die Abschaffung der Stolzgebühren im Königreich Sachsen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Zholuck, A., Festpredigt am Missionsfeste den 9. Decbr. zu Magdeburg gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die konstitutionelle Verfassung und das Pressegesetz vom 5. Juni. Berlin, C. Schulze. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vom Gelde. Berlin. 1850. 8. 5 Ngr.

Weiss, S., Beluchtender Beitrag zur österreichischen Finanz-Epoche. Wien, Schaumburg u. Comp. 1850. 8. 2½ Ngr.

— — Preussen, Dänemark und die Herzogthümer Schleswig-Holstein; nebst Staatsplan zur möglichen Regulirung der streitigen Verhältnisse. Ebendasselbst. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Winkler, S., Der Farmer. Leiden und Freuden eines deutschen Auswanderers in Amerika. Ein Phantasiegemälde in poetischem Gewande. Dresden, Grimm u. Comp. 1850. 3 Ngr.

Japan.

Ein ethnographischer Vortrag.

Auf der abendlichen Seite des großen europäischen Festlandes liegt das britische, auf der morgentlichen das japanische Inselreich; in allen andern Beziehungen so verschieden und entgegengesetzt daß man dem Ausspruche eines japanischen Staatshalters beitreten muß: „Jedes Land hat verschiedene Gebräuche, gute Handlungen aber werden überall geachtet.“¹⁾ Von England aus hat das britische Volk eine Herrschaft gegründet welche den ganzen Erdball umspannt und nie in ähnlicher Weise dagewesen ist; die Japaner hingegen haben sich von der ganzen übrigen Welt streng abgesondert und einen geschlossenen Handelsstaat zustandegebracht wie ihn ein deutscher Philosoph (Fichte) kaum zu träumen wagte.

Drei Inseln, Kjusiu, Sikok und Nipon, bilden die Hauptmasse des japanischen Reichs. Unter ihnen ist Nipon weit die größte und begreift etwa $\frac{2}{3}$ der gesammten Grundfläche.²⁾ An 4000 kleinere Inseln liegen rings um diese größeren zerstreut. Obwol hiermit die Anzahl von Klippen und Untiefen, die Nebel und Wirbelstürme in Verbindung stehen, welche die Schifffahrt unsicher, ja gefährlich machen³⁾, so hat doch kein Land verhältnismäßig soviel, jede Verbindung erleichternde, Seeküsten.

Die Breite (geographisch zu sprechen die Länge) des Landes ist sehr gering und beträgt nur an einigen Stellen Nipons 40 deutsche Meilen, wogegen die Ausdehnung nach Breitengraden außerordentlich groß ist. Jene Hauptinseln erstrecken sich nämlich schon von Süden gen Norden vom 31. bis 41. Grad nördlicher Breite, etwa von Kairo bis Konstantinopel, oder von Marokko bis Madrid. Rechnet man aber die entferntern Inselgruppen und einzelne japanische Ansiedelungen hinzu (von den Boninsinseln bis Karakta), so steigt die Ausdehnung vom 25. bis 50. Grad nördlicher Breite, oder etwa von Theben in Oberägypten bis Prag.

1) Ricord, „Fahrt nach Japan“, S. 24.

2) Haffel, „Erdbeschreibung“, XV, 403.

3) Haffel, „Bydrag tot de kennis van het japanische rijk“, S. 67.

Der Zeitunterschied zwischen London und Jedo, den Hauptstädten der beiden großen Inselreiche, beträgt etwa neun Stunden; oder wenn es dort 1 Uhr in der Nacht ist, ist es in Jedo bereits 10 Uhr Morgens.

Die Oberfläche des japanischen Reichs ist noch niemals genau ermittelt, und wird sehr verschieden abgeschätzt⁴⁾, von 5305—7520, mit den Inseln selbst bis 11,500 Quadratmeilen. Noch abweichender sind die Abschätzungen über die Bevölkerung⁵⁾, sie steigen von 15—50 Millionen, sodasß man 25—30 Millionen wol als Durchschnitt annehmen kann.

Es ist wahrscheinlich daß die Grundfläche und Bevölkerung Japans und des europäisch-britischen Reichs nicht sehr verschieden sind. Da Japan zum Theil von hohen Bergrücken, mit feuerpeienden Bergen, durchzogen und starken Erdbeben ausgesetzt ist, so vertheilt sich die Bevölkerung sehr ungleich.

Nicht minder wirkt hierauf das Klima, welches infolge der Berge, Nebel und der sibirischen Westwinde viel kälter ist als unter gleichen Breitengraden in Europa.⁶⁾ In Nangasaki (etwa unter der Breite von Jerusalem) sinkt das Thermometer zwar selten bis unter den Gefrierpunkt; aber in Miaco hört man laute Klagen über große Kälte und vielen Schnee⁷⁾, obgleich die Stadt fast mit Algier unter einer Breite liegt. Im Ganzen ist die östliche⁸⁾, dem großen Meere zugewandte Küste Japans wärmer als die westliche. Es regnet viel im Lande, was zur Fruchtbarkeit beiträgt. Vor allem zeichnet sich der Monat Juli durch drückende Schwüle und gewaltige Regengüsse aus.⁹⁾ Darauf folgt ein heißer Sommer von 20—30 Grad, und nächstdem ein sehr schöner Herbst. In den Sommernächten fällt das Thermometer selten unter 21 Grad.

Die zahlreichen Flüsse haben nur einen kurzen und

1) Siebold, „Nipon“, S. 21, 60.

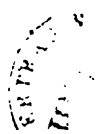
2) Replan, „Japan“, S. 133; Haffel, S. 63; Haffel, S. 419; Siebold, S. 60; Palmer, „Letter to Jagersoll“, S. 11.

3) Solowin, II, 7; Zimmermann's „Lafchenbuch“, IX, 2, 47; Schunberg, II, 140.

4) „Cartas de los padres de la Compañia de Jesus“, S. 226; Basenius, „Descriptio regni Japoniae“, S. 11; Haffel, S. 68.

5) Siebold, S. 86.

6) Haffel, S. 67—70.



raschen Lauf, sind jedoch zum Theil schiffbar. Hinsichtlich der landschaftlichen Schönheit wird Japan gerühmt und mit der Schweiz und Italien verglichen.¹⁾ Auf den Wiesen und in den sehr sorgfältig unterhaltenen Gärten sieht man unzählige Blumen der mannichfachen Art, und an den Landstraßen viele Bäume mit prachtvoll gefüllten Blüten.

Infolge eines außerordentlich sorgfältigen Anbaus, und der großen Ausdehnung von Süden gen Norden hat Japan reichere und verschiedenartigere Erzeugnisse als fast irgend ein Land. So Gold in ansehnlicher Menge²⁾, weniger Silber und Eisen; hingegen Kupfer in so großem Ueberflusse daß es häufig statt des theuerern Eisens gebraucht wird. Man findet ferner: Zinn, Blei, Schwefel, Steinkohlen in hinreichender Menge; auch mancherlei Edelsteine, die man aber in Japan nicht schägt.³⁾ Zahlreiche, verschiedene Mineralquellen werden sorgfältig benutzt.

Man baut alle Arten Getreide (auch Rübsaat), weit das wichtigste Erzeugniß des Pflanzenreiches ist aber der Reis. Weinbau fehlt hingegen, und auf Verebelung der Obstbäume verwendet man wenig Mühe. Kastanien, Drangen, Citronen und ähnliche Früchte werden in Ueberflusse gewonnen. Desgleichen die meisten Arten Gemüse: so Kohl, Bohnen, Erbsen, Rüben, Zwiebeln, Rettiche (bis zu 15 Pfund Gewicht), Champignons, Melonen u. s. w. Man gewinnt hinreichend Flach und Hanf, aber noch mehr Seide und Baumwolle. Thee wird in sehr großer Menge gebaut und verbraucht⁴⁾; er ist jedoch von dem chinesischen verschieden und (wie man behauptet) minder gut. Soya bereitet man aus einer Art von getrockneten Bohnen; aus den Fasern der Blätter des Papierbaums wird Papier, aus dem Firnisbaume der schönste Lack bereitet.

In einigen südlichen Bezirken gewinnt man in einem Jahre zwei Ernten Reis⁵⁾; häufig dagegen zwei Ernten von Getreide und andern Früchten. Dies ist zum Theil eine Folge der vielen Wasserleitungen und sorgfältigen Diefelungen.

Japan ist so angebaut daß sich nicht viel Thiere finden können⁶⁾; doch werden erwähnt Füchse, Wölfe, Bären, wilde Hunde und Gamsen. Sehr viele zahme Hunde und Katzen, fast gar keine Schafe und Esel. Zahme Schweine und Rindfleisch werden beinahe gar nicht geessen, was mit religiösen Ueberzeugungen und Gebräuchen in Verbindung steht und zur Vernachlässigung dieser Theile der Viehzucht führt. Desto sorgfältiger wird die Fischerei an den ausgedehnten Küsten getrieben⁷⁾, da die Japaner verhältnißmäßig weit mehr Fische als Fleisch essen.

1) Fischer, S. 69, 70.

2) Paffel, S. 445; Thunberg, II, 69.

3) Barenius, S. 18.

4) Fischer, S. 218—222; Reylan, S. 125—128; Solownin, II, 100; Krusenstern, I, 205.

5) Siebold, „Nipon, Reise nach Jedo“, S. 73; „Handel“, S. 61.

6) Fischer, S. 213—215; Paffel, S. 415.

7) Reylan, S. 129.

Gehen wir jetzt zu den Menschen über, so werden über die Herkunft der Japaner vier ganz verschiedene Ansichten aufgestellt; ein Beweis daß man hiervon nichts Bestimmtes weiß.¹⁾ Man sagt also, sie stammen ab: 1) von den Chinesen; 2) von einem andern asiatischen Volke; 3) von mehreren asiatischen Völkern; 4) sie sind Erdgeborene, Autochthonen. Die letzte Ansicht würde sich mit dem japanischen Glauben vertragen daß nicht alle Menschen von einem Paare abstammen.²⁾

Daß die chinesische Bildung auf die japanische eingewirkt, und auch einzelne Ansiedelungen stattgefunden haben, ist nicht zu bezweifeln; sonst sind, laut Kämpfer³⁾, verschiedene Sprache, Schrift, Religion, Essen, Trinken, Schlafen, Kleidung, Haarscheren, -Grüßen, Sigen u. s. w. Solownin sagt⁴⁾: Gesichtszüge, Sitten, Gesetze und Gebräuche, Alles spricht dafür daß Japaner und Chinesen nie ein Volk waren. Wenn jene Jemand einen Schuft oder Spitzbuben nennen wollen, so sagen sie: er ist ein Chinese!

Die japanische Sprache ist nicht einsilbig wie die chinesische, sondern mehrsilbig, und schon dadurch wesentlich verschieden und viel bildsamer. Sie ist ferner durchaus verschieden vom Koreischen, Tuntinischen, Manschurischen, Mongolischen und Türkisch-tatarischen.⁵⁾ Artikel und Geschlechtsunterschied der Hauptwörter und Fürwörter finden nicht statt. Sie werden am Ende declinirt. Die Zeitwörter haben drei, oder wie Andere berichten vier Zeiten. Schriftzeichen sind wahrscheinlich von China nach Japan gebracht⁶⁾, aber allmählig so sehr vervielfacht worden daß man von 47 Buchstaben sprechen kann. Man schreibt von der Rechten zur Linken, und von oben senkrecht nach unten. Die Aussprache des Japanischen ist schwer.⁷⁾ Nach Maßgabe des Standes sind viele Formen des Sprechens und Schreibens sehr verschieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Philipp und Wilhelm III.

Suzot's „Discours sur la révolution d'Angleterre“ gibt einer geübten Feder in der „Revue des deux mondes“ Veranlassung zu einer geistvollen Parallele zwischen Ludwig Philipp und Wilhelm III. Die Darstellung der heterogenen Verhältnisse unter denen beide Könige wirkten wird die Möglichkeit so verschiedenartiger Erfolge begreiflich machen.

Noch vor zwei Jahren konnte man vielleicht mit einem Schein von Berechtigung den Glauben festhalten daß die englische und französische Revolution zwei ganz gleichmäßig begonnene und beendete Ereignisse seien. Ludwig XVI. erinnerte nur zu sehr an Karl I., Napoleon an Cromwell, Ludwig XVIII.

1) „Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap“, Bd. II.

2) Solownin, II, 15.

3) Kämpfer, I, 101; Klaproth, „Aperçu“ in Titsingh's „Annales des empereurs de Japon“, X.

4) Solownin, II, 11—12.

5) Caron, „Beschreibung von Japan“, S. 137; Titsingh, „Mémoires sur la dynastie des Djogoun“, S. 656; Adelang, „Mithridat“, I, 567; Reylan, S. 117.

6) „Verhandelingen“, Bd. II; Abhandlung von Siebold; Fischer, S. 90.

7) Solownin, II, 31.

an Karl II., Karl X. an Jakob II., Ludwig Philipp endlich an Wilhelm III. Ein einziger Tag vernichtete diese Hoffnung. Viele allerdings halten die Februarrevolution für ein Ereigniß welches den Lauf der Dinge nur auf kurze Zeit unterbrochen habe. Dem ist aber nicht so. Die Februarrevolution ließ sich allerdings vermeiden, die gesetzliche und constitutionelle Ordnung konnte sie überwältigen; die Elemente aber, der revolutionnaire Geist wären geblieben, und hierin liegt der Unterschied zwischen der englischen und französischen Revolution.

Unter denen die Frankreich vor diesen entsetzlichen Schwankungen bewahren und ihm aufrichtig nach dem Muster Englands eine Repräsentativverfassung geben wollten steht Guizot obenan. Als er die Arbeit von mehr denn 30 Jahren an einem Tage zusammenstürzen sah, mußte er sich um die Ursachen dieser Entscheidung fragen. Das Resultat legt er in seinem „Discours sur la révolution d'Angleterre“ nieder. Die Frage: „Warum hat die englische Revolution gefiegt?“ schließt eine zweite in sich: „Warum hat die französische Revolution nicht gefiegt?“

In England 1688 wie in Frankreich 1830 bieten sich der Vergleichungen viele dar. In beiden Ländern war das Princip der Legitimität verletzt. Aber Ludwig Philipp war directer Thronerbe, Wilhelm III. nicht; er war nur der Mann der Prinzessin Marie, wie Prinz Albert Mann der Königin Victoria ist. Ludwig Philipp war ferner Franzose, Wilhelm III. ein Ausländer, der weder England noch die Engländer liebte. Dieser war kalt, hochmüthig, schweigsam und hart, Jener offen, wohlwollend und leutfelig; Dieser mehr zum Despoten geschaffen, Jener, wie die in den Tuilerien aufgefundenen Papiere nachweisen, Nichts weniger als Dies, noch durchdrungen von der großen Idee des Jahres 1789.

Man hat beiden Fürsten den Vorwurf gemacht thätigen Antheil am Sturze der vorhergehenden Regierung genommen zu haben. Bei Wilhelm III. ist Dies wahr, er conspirirte gegen seinen Oheim, nahm die unzufriedenen Engländer bei sich in Haag auf, und zog mit einer Armee gegen Jakob II., nachdem er die Legitimität des Prinzen von Wales in Zweifel zu ziehen gewagt hatte. Ludwig Philipp theilte allerdings die Wünsche und Reigungen der Opposition, aber er nahm die Krone im Juli nur an weil er mußte: „Thron oder Verbannung“, sagte Laflitte zu ihm. Dort war es eine wirkliche Invention, hier machte das Land den Anfang; der Herzog von Orleans hat keine Verantwortlichkeit für den Juliaufstand. Sein Verbrechen ist: nicht mit auswandern gewollt zu haben und sich zum König haben wählen zu lassen, obwohl er Bourbon war. An die Regentschaft dachte Niemand im Ernste. Anders bei Wilhelm III., der eine große Partei im Parlamente zu bekämpfen hatte.

War ferner Ludwig Philipp ganz Franzose, nur auf das Wohl Frankreichs bedacht, so trachtete Wilhelm III. nach dem englischen Throne nur um mit dessen Macht seinen Erbfeind, Ludwig XIV., zu bekämpfen, und England mußte einen langwierigen Krieg für fremde Interessen führen.

Zum Ueberfluß hatten Wilhelm und Marie keine Kinder. Die Krone kam nach ihnen an eine Frau die an einen Ausländer verheiratet war, und nach der Königin Anna wieder an einen ausländischen Fürsten, den Kurfürsten von Hannover. Das für Garantien bot also die Thronbesteigung Wilhelm's III. gegen neue Wirren und Gefahren durch die männlichen Erben des Hauses Stuart? In Frankreich scharte sich dagegen eine große Familie um den Monarchen. Fünf französische, junge, schöne, tapfere und im Kampfe erprobte Prinzen schienen dem Hause Orleans eine unbegrenzte Zukunft zu sichern.

Ebenso gestalten sich die Regierungen der beiden Könige. Wilhelm III. regierte 13, Ludwig Philipp 17 Jahre. Jenes Regierung begann unter den unglücklichsten Auspicien; der Frieden von Ryswijk entschädigte nur gering; erst unter Anna begannen Marlborough's Siege. „Ohne jenen Frieden“, sagt Summe, „wäre England vollkommen ruinirt worden.“ Sulest

wurde Wilhelm III. noch von Ludwig XIV. dupirt, der ihm von einer Theilung Spaniens vorredete, und ihn dann plötzlich mit dem Testamente Karl's II. und der Thronbesteigung Philipp's V. überraschte.

Im Gegensatz zu diesen Niederlagen hatte Ludwig Philipp den im Jahre 1830 unvermeidlich scheinenden Krieg beiseitigt, das Königreich Belgien war an der französischen Nordgrenze gegründet, Oestreich durch die Besetzung von Ancona an seinem Vordringen in Italien aufgehalten, Algerien vollständig erobert, Marokko gezüchtigt, und Tahiti trotz des Widerstandes Englands genommen, die Unabhängigkeit Griechenlands befestigt, die spanische Erbfolgefrage gelöst, und ein Sohn des Königs der Franzosen der Gemahl der Erbin Castiliens.

Im Innern war in England 1688 noch Alles zweifelhaft und schwankend; Privilegium und Unterdrückung kämpften noch mit dem neuen Geist. In Frankreich war dagegen die Verfassung festbegründet, und ein Musterbild für Belgien, Spanien und Griechenland geworden, und sollte es für Piemont und Neapel werden.

In finanzieller Hinsicht hat in Frankreich die Juliregierung die Abgaben nicht vermehrt, und nur unmerklich die Zinsen der Staatsschuld vergrößert. Das England von 1688 besaß nicht für drei Milliarden öffentliche Bauten und gleichwol betrug die öffentlichen Abgaben unter Wilhelm III. drei mal mehr als unter Jakob II. Neun Jahre nachher betrug die Staatsschuld, die unter den Stuarts nicht existirte, 500 Millionen Francs, eine damals in Europa unerhörte Summe. Wachte das Haus der Gemeinen dann bittere Vorwürfe, so ging Wilhelm III. nach Holland und drohte nicht wiederzukommen; der Sturm wandte sich dann stets gegen die Minister, welche abtreten mußten.

Man hat viel von der Corruption der Juliregierung gesprochen. Abgesehen von der Wahrheit dieses Vorwurfs, so ist es doch Nichts im Verhältniß zu denen die der Regierung Wilhelm's III. gemacht wurden. Summe sagt: „Um besser an sein Endziel zu gelangen und seine Staaten in die fremden Kriege zu verwickeln, in denen sie ihren Untergang zu finden schienen, machte Wilhelm III. sich keinen Scrupel daraus alle Mittel der Corruption anzuwenden und dadurch die Sitten seiner Unterthanen gänzlich zu verderben.“ Um die bedeutenden Subsidien zu erhalten mußte er das Parlament bestechen. Dies geschah ganz öffentlich durch Stellen, Pensionen, Ländereien, und im Budget bemerkte man beträchtliche Summen die zu geheimen Ausgaben an Parlamentsmitglieder verwendet wurden. Diese skandalösen Thatsachen blieben ungeahndet, der Präsident der Gemeinen Sir John Trevor wurde 1695 des Unterschleifs überführt und aus dem Hause gejagt. Dagegen kam er später ins Oberhaus. Es ward constatirt daß die Indische Compagnie 90,000 Pf. St. für geheime Zwecke gezahlt hatte. Der Herzog von Leeds ward von den Gemeinen angeklagt seinen Theil davon erhalten zu haben. Da kam Wilhelm III. selbst in die Sitzung und sagte: die Parlamentsmitglieder sollten sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, da er das Parlament bald auflösen werde. Da die Gemeinen nicht wollten wurde die Sitzung geschlossen, und die Anklage blieb erfolglos. Ebenso ward Lord Falkland, Präsident des Admiraltätsraths, angeklagt, kam in den Tower, ward aber alsbald wieder entlassen. Halifax, Somers, Portland, alle Drei Wilhelm's III. Minister, blieben nicht frei vom Verdacht. Diese Corruption stammte eigentlich noch von Karl II. her, dessen ganzes Cabinet fast stets im Solde Ludwig's XIV. stand. Eine fünfzigjährige Revolution hatte natürlich das Irige zur Verwirrung der Begriffe von Gut und Schlecht beigetragen. Ebenso stammt die Corruption in Frankreich noch aus den Zeiten des ancien régime her, wuchs in den Zeiten der Revolution und des Kaiserthums, und verminderte sich eher unter der Restauration und der Juliregierung als daß sie zugenommen hätte.

Was ist also die Ursache des ganz verschiedenen Schicksals zweier Regierungen von denen die

zweite die erste soweit übertraf. In der Heftigkeit und Hartnäckigkeit der Parteien lag sie nicht. Im Gegentheil hatte England in den Jakobiten ebenfalls seine Legitimisten, und was diese Letztern nie gethan haben, sie lieferten 60 Jahre hindurch förmliche Schlachten bis zum Trefen bei Culloden. Die Republikaner dachten nicht minder allen Ernstes daran die Krone künftighin an Niemand mehr zu vergeben, freilich zu einer Zeit wo der Name Republik noch nicht durch das Beispiel der Französischen Revolution in Miscredit gekommen war, sondern wo dieser Name nur an Venedig und die Vereinigten Staaten von Holland erinnerte. In die eigene Republik, so schmachvoll die Hinrichtung Karl's I. war, hatte die glorreiche Erinnerung an die Eroberung Irlands, den glücklichen Krieg gegen Spanien und die Vereinigten Staaten, die Einnahme Dunkirkens und Jamaica's. Die Parteien im Parlamente endlich waren nicht weniger erhit. Auf kurze Zeit zum Sturze Jakob's II. vereinigt, bekämpften sich Whigs und Tories doch bald mit der alten Wuth und Erbitterung.

Die Ursachen dieser Erscheinung daß von zwei Monarchien die bessere unterliegen mußte, sind für Guizot folgende. Das vornehmste Gewicht legt er zunächst auf den Anfang beider Revolutionen. Die englische hatte sehr wesentliche religiöse Elemente, ganz verschieden von den Saturnalien des Vernunftcultus in Frankreich. Die englischen Puritaner, so revolutionair sie auch im religiösen Gebiete waren, ordneten sich doch dem Evangelium als gemeinsamem Gesetz unter. Die Stuarth wurden als Katholiken erlirt, Wilhelm III. als Protestant gerufen. In Frankreich dagegen gab es seit der Abschaffung des Christenthums kein Maß und Ziel mehr das nicht überschritten worden wäre.

Der zweite Unterschied liegt darin daß die englische Revolution nichts Neues wollte, daß sie nur das Alte, Herkömmliche, die ererbten Rechte bewahren und gegen die Uebergriffe der Krone verteidigen wollte. Das Parlament hatte nie aufgehört zu bestehen, während die Generalstaaten Frankreichs 200 Jahre lang geschlummert hatten.

Ein Jahrhundert der zerlegendsten Philosophen hatte jeden politischen und religiösen Glauben in Frankreich vernichtet. Während in England der Glaube an Monarchie und Aristokratie nie unterging, und noch jetzt mit der Muttermilch eingeköstet wird, war er bei den Franzosen nur noch ein Vorurtheil. Man war zwar nicht entschieden republikanisch, aber auch nicht monarchisch. Man nahm die Monarchie an wie etwas Nützliches, aber Niemand sah in ihr ein Princip. Was aber die Aristokratie anbelangt, so war die Wuth des Volks besonders gegen diese gerichtet. In England hatte sich der Adel getrennt, und der eine Theil war ins Oberhaus gegangen, der andere dagegen hatte sich ins Haus der Gemeinen begeben. Deshalb war ein Classenkampf unmöglich. In Frankreich, wo der niedere Adel sich noch schroffer vom dritten Stande absonderte als der hohe Adel, mußte der tödtliche Zusammenstoß um so erbitterter sein.

Der Charakter der beiden Revolutionen mußte demgemäß ein gänzlich verschiedener sein. Die englische hatte gleich vom Anfang an bekannte Grenzen, die französische nicht; die eine war wesentlich conservativ, die andere destructiv und radical; die eine blieb specifisch englisch, die andere wollte einen allgemein menschlichen und socialen Zweck erreichen. Die französische Revolution wollte zwar gleich der englischen eine constitutionelle Monarchie, wo das Parlament und in diesem das Haus der Gemeinen vorherrschen sollte, begründen; allein es war das etwas Künstliches, was dem Charakter des französischen Volks gänzlich zuwider war, und keine festen Wurzeln schlagen konnte.

Ein fernerer wesentlicher Unterschied ist: daß die englische Monarchie ohne aristokratisch zu sein eine aristokratische Basis im Lande hat. In Frankreich fehlt dieses Mittelglied. Bis jetzt stehen sich nur Monarchie und Demokratie gegenüber; ihre

Vereinigung ist nicht gelungen. Zwei mal ist sie mißglückt; 1830 begann die Monarchie den Kampf, 1848 die Demokratie; diese blieb Siegerin, mochte sie sich verteidigen oder angreifen. Das Ausschließliche der französischen Demokratie ist England ganz fremd; hier hat diese selbst Gegenstände hervorgezucht die ihr Ungeßüm zügelu sollen.

Die topographische Lage Englands gestattet ein strenges Abschließen von dem andern Europa; das offene Frankreich war jeder Intervention sofort ausgeßet, die Furcht vor derselben führte die Krisis von 1792 herbei, verursachte die Septembermorde, und war das herrschende Factum von 1793. Zwanzig Jahre Krieg gegen ganz Europa mußten den revolutionären Geist Frankreichs ganz übermäßig reizen, und seine Neigung sich auf die Nachbarn auszudehnen nähren; die Gewöhnung an Kampf und Gefahr, an das Waffenhandwerk, die Gelegenheit den Adelsbrief auf dem Schlachtfelde zu gewinnen gab dem Volke erst das Bewußtsein seiner Kraft. In England dagegen blieb das Soldatenthum immer eine bloße Nebensache, es bedurfte keiner Erhebung in Masse gegen einen auswärtigen Feind. Hier endlich hat die Centralisation das Volk nicht um seine Freiheit betrogen.

Der Engländer ist vernünftig, praktisch, positiv; ohne große Einbildungskraft weiß er das Mögliche überall herauszufinden und begnügt sich dabei. Der Franzose dagegen ist unternehmend, nicht berechnend, das Mögliche genügt ihm nicht; er zieht das Unbekannte, Neue, Unmögliche vor.

In England scharte sich in Zeiten der Gefahr das Volk um den Thron, so sehr die fremden Fürsten auf ihm, ihre Ausschweifungen oder Familienzwiste es auch anwiderten. In Frankreich suchte die Nation sich nie mit der Regierung zu identificiren, sondern betrachtete sich stets als Gegensatz zu ihr. Was sie daher that ward bekämpft; so bildete die Heirath des Herzogs von Montpensier, welche der Nation eine so große Stütze im Auslande verlieh, eine mächtige Waffe in der Hand der Opposition. Als daher eines Tags eine Emute gegen die Regierung losbrach, so ließ man sie ruhig gewähren, und bemerkte erst am andern Tage daß man eine Revolution wider Willen gemacht habe. Ein Bataillon hätte genügt Dies zu hindern. Aber so schwach die wirkliche Emute war, so groß war die moralische; die Regierung war von der öffentlichen Meinung vollständig verlassen, sie wollte zwar nicht ihren Sturz, aber sie half ihr auch nicht und Das ist Dasselbe. Und selbst hätte die Regierung gesiegt, so wäre es ein blutiger Sieg über die Nationalgarden gewesen; denn auch diese stimmten in den allgemeinen Ruf: „Es lebe die Reform!“ mit ein als die Republik sich noch nicht blicken ließ. Sowie Paris so nahmen die Departements den Fall der Monarchie gleichgültig auf.

Das Ende dieser Ereignisse läßt sich nicht absehen. Unmöglich ist es zu glauben daß der Verfall des schönen Frankreich beginne, und daß die herrliche Bewegung von 1789 nur der Anfang eines Lobeskampfes gewesen sei. 13.

Notiz.

Das Manuscript von „Waverley“, ganz Walter Scott's eigene Handschrift, wurde beim Verlaufe seiner übrigen Manuscripte 1831 einem Hrn. Wills für 20 Pf. St. zugeschlagen. Eine Woche darauf trat er es einem Hrn. Hall für 40 Guineen ab, und Letzterer hat es nun der reichhaltigsten Bibliothek in Schottland, der Advocates' Library in Edinburgh, zum Geschenk gemacht. Das Wasserzeichen des Papiers und handschriftliche Bemerkungen beweisen die Richtigkeit der Thatfache daß „Waverley“ von Scott um das Jahr 1805 angefangen, bis 1813 beiseitegelegt und dann erst vollendet worden ist. Welchen Erfolg das Erscheinen hatte, brauchen wir unsern Lesern nicht zu erzählen. 31.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Wenn uns die Sprachkunde zu keiner Kenntniß der Verbindung Japans mit andern Ländern und Völkern verhalf, so bringt uns Das was als Geschichte vorgelegt wird auch nicht weiter. Daß die Japaner ihre Sagen Geschichte (wie die Aegypter) mit Göttern und Halbgöttern beginnen, läßt man sich gefallen; daß aber die erste Dynastie 100,000 Millionen Jahre regierte und die zweite 836,702 Jahre vor Christus begann¹⁾, zeigt daß man (trotz der ungeheuern Zahlen) Nichts hatte um diese leeren Zeiträume auszufüllen.²⁾ Denn mit einem Sprunge gelangt man bis zum Jahre 660 vor Christus, wo die eigentliche Geschichte anheben soll. Aber auch von hier ab bleibt Alles noch so leer und unzuverlässig daß man gern mit einem zweiten Sprunge zum Jahre 1191 nach Christus übergeht. Wie soll man auch zu einer eigentlichen Geschichte kommen³⁾, wenn noch jetzt (wie Thunberg berichtet) nur wenige Japaner (Geheimräthler) den Namen ihres Kaisers erfahren. Die Jahrbücher welche uns vorliegen sind trocken, formlos⁴⁾, keine Darstellung oder Erzählung, ohne echten Inhalt, ohne Gedankenentwicklung und lebendige Charakteristik. Alles steht abgerissen und deshalb bedeutungslos da, und unzählige male wiederkehrende Kleinigkeiten ermüden auch den Geduldigsten.

Wir geben wenigstens einige kurze Beispiele. Im achten Monate des Jahres 994 starb der Kwanbat-Mitsi und erhielt elf Tage nach seinem Tode den Titel Sou thian kouan pe.⁵⁾ Der Kwanbat Tada sane erhielt die Erlaubniß in einem Wagen nach Hofe zu kommen. Der Dairi (Kaiser) vertrieb sich die Zeit mit Reiten und Bogenschießen. Er besuchte seine Mutter Jo me mon in. Er begann im zwölften Monate des Jahres 1186 das Buch „Keokiu“ zu lesen. Der Sternkundige Kyan pou Tsingming erkannte in den Sternen daß dem Dairi Kwa San-No-In etwas Ungewöhnliches begegnet

sei. Auf Befehl des Dairi schoß Minamo-to-no Yori mashi einen schrecklichen Vogel vom Dache. Hierfür schenkte ihm der Dairi erstens einen Säbel und zweitens — eine Hofdame, Namens Ayame-no maye.

Die Japaner lebten und leben der Ueberzeugung¹⁾: ihr Regenthaus stamme von den Göttern; weshalb ihrem Herrscher, dem Dairi, oder Kin Key (gleichwie den ersten Khalifen) die Leitung aller weltlichen, und ebenso aller geistlichen oder religiösen Angelegenheiten zustand. Diese Häufung der Gewalten hinderte jedoch nicht den Ausbruch von Familien- und Bürgerkriegen, welche schon im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts dahin führten daß Jortomo, ein glücklicher Feldherr²⁾, nebst seinen Nachfolgern die weltliche Macht des Dairi wesentlich schwächte. Sie ging nach neuen furchtbaren Kriegen ums Jahr 1586 durch Taito Sama ganz verloren, sodaß man seitdem den Dairi nicht ganz passend mit einem Papste, oder eher mit den spätern Khalifen, verglichen hat. Gewiß ging alle weltliche Gewalt auf den weltlichen Herrscher oder Kubo über, welcher jedoch bis auf den heutigen Tag jenen Kirchenfürsten äußerlich aufs höchste ehrt und durch ihn seine eigenen Zwecke zu befördern weiß.

Seit dieser völligen Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, oder seit völliger Unterordnung der ersten unter die letzte, erfreut sich Japan auf seltene Weise eines steten innern Friedens. Der Dairi lebt mit seinem sehr zahlreichen Hofstaate getrennt von der übrigen Welt in seinem Palaste zu Niaco³⁾; wo neben einigen geistigen Beschäftigungen sinnliche Genüsse vorherrschen. Damit sein Stamm nicht aussterbe ist er verbunden zwölf Frauen aus den schönsten und edelsten Töchtern des Landes zu heirathen. Der erstgeborene Sohn ist in der Regel sein Nachfolger; doch werden (auffallend genug) auch oft weibliche Dairis oder Päpstinne erwähnt.⁴⁾ Da die eigenen Einnahmen des Dairi seine Ausgaben nicht decken, ist er in dieser Be-

1) Meylan, S. 1-6; Jassal, S. 425.

2) Doeff, „Erinnerungen uit Japan“, S. 7-8; Simmermann, IX, 2, 184; Golownin, I, 47.

3) Caron, S. 140.

4) Zittingh, „Annales“, S. 39, 42, 52, 59, 79; Charlevoix, „Description du Japon“, I, 75, 76.

1) Kämpfer, I, 115.

2) Naproth, „Aperçu“, I, XI; Golownin, II, 19.

3) Thunberg, II, 117.

4) Zittingh, „Annales des empereurs du Japon“.

5) Zittingh, S. 152, 185, 156, 167, 214, 149, 188.

ziehung von den Zuschüssen des Kubo abhängig; woher es kommen mag daß an einer Stelle von seinem Reichthume und seiner Verschwendung die Rede ist, und darn wiederum es gehe ihm zuweilen so knapp daß er sich gern ein Kleid schenken lasse. Das Letzte wird freilich begreiflicher, wenn es wahr ist daß er dem Hofgebrauche gemäß (wahrscheinlich zum Besten der Hofbeamten) kein Kleidungsstück zwei mal anziehen dürfe; und ebenso müsse man alle Geschirre, Schüsseln, Teller u. dgl. nach einmaligem Gebrauche durch den geheiligten Herrscher in Stücken schlagen. Noch weniger kommt wol (anderer nicht zu gedenken) die Vorschrift zur Anwendung¹⁾: des Dairi Fuß dürfe die Erde nicht betreten, sein Haupt nicht von der Sonne beschienen werden u. s. w. Noch wird erwähnt daß die Verleihung von Titeln (wonach man in Japan sehr begierig ist) dem Dairi eine bedeutende Einnahme gewähre.²⁾

In dem Palaste des Dairi (so wird erzählt) befinden sich 365 Götzenbilder³⁾, von denen man in jeder Nacht eins als Schutzwächter vor sein Bette stellt. Begegnet aber dem Dairi etwas Unangenehmes, so wird (nach den Worten des Berichterstatters) „der Götze mit Prügelein tapfer abgeschlagen, oder auf 100 Tage verbannt“.

Seit der durch Laito Sama bewirkten Umwälzung hat der Dairi Nichts gegen den Kubo unternommen. Angeblich um Jenen zu ehren und zu schützen⁴⁾, hält Dieser jedoch eine starke Besatzung in Miaco. Nicht minder ernannt er vier Beauftragte oder Tempelherrn welche den Dairi mit Rath unterstützen sollen, in Wahrheit aber ihn beaufsichtigen und die meisten Sachen entscheiden. Zu ähnlichem Zweck schickt der Kubo ferner Gesandten nach Miaco, oder ehrt den Dairi durch einen persönlichen Besuch. Hierzu werden die größten, mannichfaltigsten Vorbereitungen getroffen und selbst Särge mitgenommen⁵⁾, damit es unterwegs nicht daran fehle. Man überschlug die Kosten auf 1,680,000 Thaler. Der Andrang der Menschen und die Zahl des Gefolgs war bei einer solchen Gelegenheit in Miaco so groß daß sehr Viele erdrückt und die ärgsten Frevel begangen wurden.⁶⁾

Schwieriger als das Verhältniß zum Dairi scheint für den Kubo das zu den zahlreichen Fürsten des Landes gewesen zu sein.⁷⁾ Sie besaßen weder gleiche Macht noch gleiches Recht, richteten aber sich und das Land durch unzählige Fehden zugrunde; sodas die Verstärkung der kaiserlichen Centralgewalt und das Vernichten untergeordneter, beanspruchter Souverainetäten als ein heilsamer Fortschritt betrachtet wird. Alle Fürsten leben jetzt in einer Lehnabhängigkeit und sind gezwungen dem

Kubo eine bestimmte Anzahl von Soldaten zu stellen.) Außerdem wendet dieser viele, zum Theil sonderbare Mittel an, Abhängigkeit zu erhöhen und die Macht der Fürsten zu schwächen. So müssen sie einen Theil des Jahres in der Hauptstadt Jedo wohnen oder ihre Familie als Geiseln zurücklassen.⁸⁾ Man verlangt daß sie daselbst Paläste bauen, großen Aufwand machen und zahlreiche Gefolge mitbringen. Sie müssen es für eine Ehre halten, wenn ihnen der Kaiser kostspielige Aufträge ertheilt oder sie durch Monate lang dauernde Feste und Besuche zugrunderichtet. Noch schlimmer wenn er ihnen für ungeheure Zahlung beim Dairi einen höhern Titel auswirkt; am allerschlimmsten wenn er ihnen gnädigst ein Geschenk macht. So mußte ein Fürst für einen vom Kaiser gefangenen, ihm übersandten Kranich sich zu einem Gegengeschenk verstehen das ihm seine halbjährige Einnahme kostete. Auf die Verheirathung der Fürsten und Hofleute übt der Kaiser einen wesentlichen Einfluß⁹⁾; auch wird berichtet daß er um geringer Ursachen und Missethaten willen Fürsten verwies, ihre Güter einzog, ja sie mit dem Tode bestrafte. All dieser Gründe und unangenehmen Verhältnisse halber danken Fürsten häufig ab, sobald sie einen erwachsenen Sohn haben, erhalten zum bequemern Leben ein Jahrgeloh¹⁰⁾, heißen dann Freiherrn und leben als Freiherrn.

Es gibt in Japan keine geschlossene Kasten, doch ist der Uebergang aus einem Stande in den andern nicht ohne natürliche und gesellschaftliche Schwierigkeiten.¹¹⁾ Zu 1565 werden vier Abtheilungen erwähnt: Adelige, Priester, Gewerbetreibende, Landleute¹²⁾, was an die indischen Sonderungen erinnert. Neuere zählen folgende Unterscheidungen auf: 1) Fürsten (Daimiö), welche weder gleiche Macht noch ganz gleiche Rechte besitzen und von denen wir bereits sprachen.¹³⁾ 2) Adelige, meist Lehnsleute des Kubo oder Ackerlehnsleute der Fürsten. Aus ihnen werden alle hohen Reichsämtler besetzt; doch bleiben sie, des Zwangsaufenthalts in Jedo sowie mancher andern lästigen Pflichten halber, meist arm. 3) Die Bonzen oder Priester. Sie sind persönlich nur wenig geachtet, weil sie sich öfter einer leichten Lebensweise als ernstern Beschäftigungen hingeben. 4) Die Soldaten schließen sich als Unterlehnsleute dem Adel an und haben vor den Bürgerlichen mancherlei Rechte und Freiheiten; so z. B. das Recht zwei Säbel zu tragen. Uebrigens stehen sie, des zweihundertjährigen Friedens halber, in keiner großen Achtung. 5) Personen die zu den geehrtern Bürgern gehören. 6) Kaufleute, trotz ihres Reichthums in Japan nur wenig geachtet. 7) Handwerker. 8) Bauern und Tagelöhner. Jene meist

1) Biffcher, S. 147.

2) „Cartas de los padres“, S. 26^b; Doeff, S. 22.

3) Montanus, „Gesandtschaften“, S. 267.

4) Biffcher, S. 147; Doeff, S. 7—8, 16.

5) Thunberg, II, 121; Charlevoix, I, 79.

6) Montanus, S. 135.

7) Solowin, II, 56; „Cartas de los padres“, S. 226^b; Caron, S. 49—54; Frois, „De statu religionis in Japonia“; Kämpfer, I, 176; Charlevoix, I, 64.

1) Reyhan, S. 48—53, 81, 82.

2) Reyhan, S. 7; Doeff, S. 22; Caron, S. 60—61; Charlevoix, I, 84.

3) Charlevoix, I, 85; Caron, S. 65, 29.

4) Reyhan, S. 49 fg.

5) Reyhan, S. 64.

6) „Cartas de los padres“, S. 227.

7) Solowin, II, 56.

ohne Grundeigenthum und den Leibeigenen fast gleichgestellt, und die Minderzahl der Eigenthumsbauern durch hohe Abgaben gedrückt.¹⁾ 9) Sklaven entstanden sonst aus Kriegsgefangenen und verkauften Kindern.²⁾ In neuern Zeiten sind Gesetze darüber gegeben worden.

In Bezug auf diese Verhältnisse sagt ein Schriftsteller³⁾:

Der Despotismus besteht in Japan nur dem Namen nach, nicht in der That; denn in der Regel geht Alles nach festen, bekannten Gesetzen, und die Ungleichheit der Standesverhältnisse drückt wenig, weil Jeder daran gewöhnt und mit seiner Stellung zufrieden ist, ohne nach Höherm zu trachten. Es fragt sich: ob die Aufklärung in irgend einem europäischen Staate social Heilsames erzeugt hat als sich in Japan vorfindet.

Inwiefern dies Urtheil anzuerkennen oder zu berichtigen ist, dürfte sich aus unserer frühern und der folgenden Darlegung ergeben.

An der Spitze der gesammten Verwaltung steht ein hoher Rath von fünf Fürsten, mit denen jedoch der Kubo nach Belieben wechselt.⁴⁾ Dann folgen eine Art von Senat mit Fürsten oder Adelligen besetzt, und die Ministerien für Finanzen, Handel, Polizei, Rechtspflege, Krieg, und (unter Mitwirkung des Dairi) für geistliche Angelegenheiten.⁵⁾ Sehr viele Aemter sind erblich; doch steht dem Vater die Wahl unter ehelichen oder adoptirten Söhnen frei.

In den Städten gibt es zwar Bürgermeister, die höhere Leitung hängt jedoch von zwei kaiserlichen Beamten oder Gouverneuren ab⁶⁾, von denen einer stets abwechselnd in Jedo leben muß, zum Theil als Geschäftsführer, zum Theil als Geißel für Abhängigkeit und Gehorsam.

Viele Städte sind nicht gepflastert⁷⁾, und Staub und Schmutz die natürliche Folge dieser Lässigkeit. Am bekanntesten ist den Europäern Nangasacki geworden, welches etwa unter einer Breite wie Kairo liegt und an 70,000 Einwohner zählt.⁸⁾ Die Hauptstadt des Dairi, Miaco, liegt in fruchtbarer⁹⁾, von einem Flusse bewässelter Gegend und zählt 600,000 Einwohner. Weit größer und bevölkerter ist Jedo, der Wohnsitz des Kubo. Man braucht angeblich 21 Stunden um sie zu umgeben. Sie ist (gleichwie viele japanische Städte) nicht regelmäßig gebaut¹⁰⁾, ohne Mauern, aber mit Gräben versehen und von Kanälen durchschnitten. Sie liegt in der Breite von Gibraltar, in schöner Gegend an einem fischreichen Meerbusen. Ja ein Reisender bezeugt daß er Miaco und Jedo, wo unzählige Schiffe und Fahr-

zeuge das Meer durchkreuzen und Abends mit unzähligen Laternen erleuchtet wären, der Gegend und den Naturgenüssen am Lago maggiore vorziehen würde.

Die Größe und Regelmäßigkeit der japanischen Dörfer wird gerühmt.¹⁾ Doch sind die Häuser sehr leicht gebaut, ein Umstand von welchem noch weiter unter die Rede sein wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Der entscheidende Augenblick. Socialer Roman von Fedor Alexander Wegener. Zwei Bände. Berlin, Simon. 1850. 8. 1 Thlr.

Referent wird mit seiner Erfahrung nicht allein stehen daß es Bücher gibt deren scheinbar ganz einfacher Inhalt doch so schwer wiederzugeben ist daß über ein solches Buch eigentlich gar Nichts gesagt werden kann. Dahin gehört genau betrachtet auch „Der entscheidende Augenblick“. Es sind darin so mancherlei Geschichten in einer Weise hintereinandergestellt daß man über der spätern die frühern ganz vergißt, und es ist um so schwerer den Fluß der Begebenheiten gehörig zu verfolgen als ihre Darstellung sich über den dürftigen Organismus eines raisonnirenden Conspicis nicht sonderlich erhebt. Die Hauptfache scheint jedoch zu sein daß eine polnische Fürstin sich von einem berliner Handwerksgeßellen, der sich ihr als ein Herr von Barése und als Dichter darzustellen weiß, dupiren läßt. Die Frucht dieses Verhältnisses sind Zwillinge die, wie oft dergleichen Kinder, in die Welt hinausgeschleudert werden. Der Knabe wird Scherenschleifer, rettet einen französischen Obersten und dessen Frau und Tochter aus einer Lebensgefahr, und wird von ihnen als Sohn behandelt und ausgebildet. Das Mädchen findet bei gutmüthigen Landeuten die nach Amerika auszuwandern ein Unterkommen. Die ganze Romangesellschaft findet sich endlich in Amerika wiederzusammen; der Zwillingevater, ohne hinlänglichen Grund ein Bösewicht, findet den Lohn seiner Thaten; die Uebrigen, Bornehm und Gering, durcheinander verschwägert, bilden eine neue Colonie, und diese wird den auf dem Titel angedeuteten Socialismus repräsentiren sollen. Zwischen das Alles sind mehre Episoden und Reisebeschreibungen, z. B. ein Prairiebrand, hineingeschoben. Das Ganze kann Nichts weiter sagen wollen als daß die verschiedenartigsten Menschenkinder auf dieser Erde manchmal gar eigen hin und her und durcheinander geworfen werden um sich am Ende doch ganz selbstlich zurechtzufinden. Nun Das ist ja eine bekannte Sache! Der Verfasser hat es sich gar zu bequem gemacht um nur schnell ein Buch von zwei Bänden zusammen und zu Ende zu bringen. Da dasselbe an mehreren Stellen ein gutes Darstellungstalent verräth, so ist zu wünschen solches durch einfachere Compositionen gehörig ausgebildet zu sehen.

2. Damerones oder der Dreikämpferkampf im 12. Jahrhundert von George Hefekiel. Berlin, Brandis. 1850. 8. 1 Thlr.

Staat und Kirche haben es sich bekanntlich stets angelegen sein lassen an Gut und Recht zu erwerben was nur erreichbar ist. Das Feudalwesen mit seinem verwickelten und tausendfach sich durchkreuzenden Vasallenthum trat der Entwicklung des Staats stets hindernd in den Weg. Die Kirche dagegen, die es überall verstand Alles und Jedes zu ihrem Vortheil zu benutzen, befand sich dabei gar trefflich, sodas manche Aggregate derselben an Land und Leuten mit fürstlicher Macht ausgerüstet dastanden, um so unbezwinglicher als die Kirche die materiellen Mittel noch mit sogenannten geistlichen verstärken konnte, während der weltliche Fürst nur auf unzuverlässige

1) Meylan, S. 58—61; Biffcher, S. 20.

2) Solowain, II. 61.

3) Biffcher, S. 57.

4) Solowain, II. 51—56. Nach Palmer's „Letter to Ingersoll“ fünf Prinzen von Geblät und acht Fürsten.

5) Doeff, S. 17; Meylan, S. 61.

6) Meylan, S. 18; Kämpfer, II. 18, 28.

7) „Bemerkungen über Japan“, S. 102.

8) Biffcher, S. 276; Krusenstern, I. 226; Meylan, S. 10—12.

9) „Claims upon Japan“, S. 112; Biffcher, S. 205; Steubold, S. 22.

10) Thunberg, II. 112; Biffcher, S. 26; „Claims“, S. 141, 148.

1) Solowain, I. 116.

Basallen mit ihren Leibeigenen sich beschränkt sah, und die beste Stütze des Staats, ein geregelt kräftiges Bürgerthum, kaum vorhanden war. Mit den Anfängen desselben mußte zugleich das Verlangen nach Unabhängigkeit erwachen, und die Mittel und Wege dieses Verlangens zu verwirklichen waren der Zeit und den Umständen angemessen oft genug gewaltsam. Etwas der Art hat auch der Verfasser in seinem „Dreihändekampf“ darstellen wollen, indem er die leibeigenen Fleckenbewohner der reichbegüterten Abtei Apphaines das Kloster bestürmen und den Flecken mit Wall und Graben umziehen läßt. Damerones, die Tochter des Hauptführers der Revolution, kommt wenig in Betracht. Sie rettet nur einen jungen Rittermann der, vom Gelobten Lande heimkehrend, der Abtei in ihren Röhren beifand und gefangen ward, vom Tode, und geht, da ihre Liebe zu dem Ritter keine Erwidrerung finden kann, ins Kloster. Der Ritter selber ist durch die Abtei um Hab und Gut gekommen; sein Verhältnis zu einer reichen Erbin wird ein feindseliges und endlich ganz zerrümmert, und er geht wieder nach dem Orient, um hier als Großmeister der Tempelherren von den Sarazenen getödtet zu werden. Aus dem Allen hätte sich gewiß ein sehr guter Roman bilden lassen, und ein Anderer würde wahrscheinlich den jungen Abailard, der hier nur einmal über die Straße geht, gar trefflich benützt haben um das aufdammernde Licht eines todtten Kirchenglaubens, eine dürre Scholastik beleuchten zu lassen, und denen Geist und Bille gefangen lagen. Indessen scheint es dem Verfasser sei die Befähigung zu nur einigermaßen haltbarer Darstellung nicht einzuräumen. Die hier im Allgemeinen nur angedeuteten Verhältnisse und Risverhältnisse der Zeit in Staat, Kirche und Leben sind allerdings auch im Buche angezeigt: allein nur angezeigt. Wer mit der Geschichte nicht bekannt ist begreift gar nicht wie die Einwohner von Apphaines eigentlich auf den Einfall gekommen sind ihr leibeigenes Verhältnis zur Abtei, wobei sie sich doch ganz wohl zu befinden scheinen, plötzlich gewaltsam über's Knie zu brechen. Das Gehaben der Personen in Wort und That ist fast noch weniger geeignet wahrhaften Antheil zu erwecken. Man wird von der Idee nicht losgelassen auf dem Jahrmarkte vor einer Marionettenbude zu stehen, wo denn die Figuren sich so gut bewegen und reden als es ihre Construction, sowie Hand und Mund des Lenkers gestatten wollen. Und dennoch haben die Marionetten noch einen Vorzug! Jede dieser Figuren hat nämlich einen bestimmten Charakter dem sie wohl oder übel treubleiben müssen. Von Charakter aber kann in diesem Buche schwerlich die Rede sein: die Menschen fallen jeden Augenblick aus der Rolle. Wie sodann die Moral am Schlusse: „Die großen Edelleute und die großen Bürger sind seit vielen Jahrhunderten verschwunden. Ihre Schatten selbst haben aufgehört die Erde zu besuchen. Ihre Tugenden sind heute ungläublich. Wir leben in einer verächtlichen und verachteten Zeit. Aber also ist es geschehen im 12. Jahrhundert!“ wie, sagen wir, diese Moral aus der ganzen Geschichte, wie sie nun einmal gegeben ist, hervorgehen kann, bleibt jedenfalls höchst räthselhaft. Was sonst noch gegen diese Exclamationen zu sagen wäre liegt zu klar am Tage daß jedes Wort darüber verschwendet erscheinen müßte.

3. Jenny, die schwedische Sängerin. Von Adolf Ebeling. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 1 Zhr. 15 Ngr.

Wir Deutschen sind im Ausbeuten neuer Erscheinungen noch viel zu schwerfällig unsern westlichen Nachbarn gegenüber. Das liegt in unserer Ehrlichkeit und in der angeborenen romantischen Richtung. Die Ehrlichkeit will erst abwarten wohin es eigentlich mit dem Neuen hinausläuft, um gegen die Gefahr möglichst geschützt zu sein Diesem oder Jenem gar Unrecht zu thun; die romantische Richtung will das Neue erst in eine gewisse Form gerückt sehen um der rechten Perspective und damit zugleich des besten Glorienscheins sicher zu sein. Daß Jenny Lind daher endlich auch der Feder eines Novellisten verfallen würde, durfte erwartet werden. Der Enthusiasmus für ihre Persönlichkeit, ihre Stimme, ihre Kunst sind nun schon zu ei-

ner gewissen beschaulichen Ruhe abgeklärt die für den Gegenwart die echten Situationen, und für diese das rechte Wort zu finden strebt. Die Ruhe darf denn auch der vorliegenden Erzählung so wenig abgesprochen werden daß man sogar versucht wird sie mit der bekannten deutschen Rückständigkeit zu identificiren. Ein junger poetischer Jurist, dessen Vermögensverhältnisse durch des verstorbenen Vaters sorglose Reizung für Kunst und Künstler etwas gebückt sind, ist von der schwedischen Sängerin so bezaubert daß die Juristerei, und damit die Pflichten gegen sich, die Mutter und die Schwester in den Hintergrund treten. Er will Nichts als nur ein mal der Sängerin sagen wie innig er sie verehrt. Gedichte hat er schon viele geschrieben, und selbst einen Band derselben namenlos in die Welt gesandt. Jenny liest oft in diesem Bändchen. Endlich kommt sie nach Heidelberg, und da sie schon früher in öffentlichen Blättern eine Gesellschafterin suchte, so fügen es die Umstände so glücklich daß der junge Mann durch seine Schwester das langersehnte Biel bei einer Weihnachtsbescherung erreicht. Mit dieser stillen Liebe und einem poetischen Tagebuche schließt die Erzählung. Um aber, wie der Verfasser sagt, der poetischen Gerechtigkeit zu genügen, heirathet die Schwester einen Assessor nachdem er Rath geworden. Daß in der Erzählung der poetischen Gerechtigkeit zwei mal gedacht wird könnte zu der Vermuthung führen das Ganze sei etwa humoristisch gehalten: es ist aber im Gegentheil der ernsthafteste Ernst der die Feder und zwar in einer Weise führt daß man annehmen kann die Erzählung sei Emanation jugendlicher Befangenheit, die hoffentlich noch erkennen wird daß poetische Gerechtigkeit doch etwas höher im Preise steht als in Claren'schen Erzählungen. Das von Goethe im „Faust“ gebrauchte Bild vom Zutrommen der Menge nach dem Bäderlaben während einer Hungersnoth ist hier im Buche fast wörtlich auf die zum Concertsaale Hindrängenden transponirt. Das Buch ist der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz gewidmet. Ob das in der Dedication gebrauchte Bild von sturmtrogender Eiche einer wenn auch hochstehenden Dame angemessen sei, darüber wagt Referent keine Ansicht zu äußern.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdoten.

Wunderbare Heilkraft eines Bildes.

Bei Gelegenheit der Veröffentlichung der Memoiren der Lola Montez erzählen die pariser Journale folgende Anekdote. Als die Sängerin noch die Hauptstadt ihres deutschen Beschüßers bewohnte wird sie eines Tages krank. Alle Sorgfalt und Behandlung half Nichts. Die Pinalothek jener Stadt besitz ein herrliches Gemälde Rafael's, welches unter dem Namen „Die Jungfrau mit dem Vogel“ bekannt ist. Dieses Gemälde verlangte Lola um gesund zu werden. Ihr Beschüßer sah die Unmöglichkeit ein und weigerte sich wie erklärlich. Sie bestand darauf, ward ganz außer sich . . . und man mußte ihr endlich das Gemälde versprechen. Die Sache zog sich indes in die Länge und die Krankheit auch. Endlich traten aber solche bedenkliche Krisen und Wuthanfalle ein daß die Aerzte eines Tages vor der Kranken erklärten ihr Leben sei in Gefahr, wenn sie nicht das Bild erhalte. Der Beschüßer gab nunmehr nach, und der berühmte Rafael ward eines Abends geheimnißvoll mit seinem prachtvoll gearbeiteten Rahmen ihr gebracht. In derselben Nacht ward Lola gesund. Kurze Zeit nach dieser wunderbaren Heilung verließ die Gräfin Landsfeld ein wenig wider ihren Willen den Hof und die Liebe ihres Beschüßers. Das Gemälde nahm sie sorgfältig mit und zeigte es in London, wo die Erscheinung eines solchen Werks großes Aufsehen erregte. Lord Hertford, der bekannte Sammler, war ganz entzückt davon . . . und machte Kaufofferten. Lola ließ sich nicht lange bitten und begann zu handeln. Aber, o Unglück! bei genauerer Prüfung fand sich daß der berühmte Rafael nur eine gezeichnete Copie in dem Rahmen des echten war.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

Nr. 36.

11. Februar 1851.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Es herrscht in Japan ein sehr ausgebildetes und strenges Polizei- und Spionirungssystem. Zunächst müssen sich die Fürsten gefallen lassen daß ihnen der Kubo unter allerhand höflichen Namen und Vorwänden Aufseher zusendet¹⁾; und so geht es hinab in Bezug auf alle Beamten, Orte, Häuser und Familien. Ja, die Verpflichtung und Bestrafung erstreckt sich auf ganze Familien, Hausgenossen und Straßenbewohner. Die Regierung sendet Späher umher in der Gestalt von Kaufleuten, Priestern, Reisenden, Bettlern, Blinden u. s. w.

Hiermit mögen die kaiserlichen Posten in Verbindung stehen, welche zwar nirgend Wagen stellen (die in Japan überhaupt nicht gebräuchlich sind), wol aber Reitpferde, Träger und Brieftoten.²⁾ Alle Preise sind vorgeschrieben, und man wird schnell genug befördert, wenn nicht (wie ein Berichterstatter bemerkt) die Dienstfertigkeit und Beliebtheit der überall sich findenden schönen Aufwärterinnen den Reisenden länger aufhält.³⁾

Man rühmt im Allgemeinen die japanische Rechtspflege, erzählt indessen zu gleicher Zeit manches Einzelne welches dawider erhebliche Bedenken erregt. So zuvörderst daß es gar keine wissenschaftliche Rechtskunde und keine Gesessammlungen gibt.⁴⁾ Abschreckend ist ferner die große Strenge, welche Todesstrafen nicht bloß für die schwersten Verbrechen anwendet, sondern auch für Diebstahl, falsches Zeugniß und Schleichhandel. Schlimmer noch daß sich bei gewissen Verbrechen die Strafe nicht bloß auf den Thäter⁵⁾, sondern sich auch auf dessen Verwandte erstreckt. Zur Entdeckung von Diebstählen wird eine Probe des glühenden Eisens angewandt⁶⁾; wessen Hand verlegt wird Der gilt für schuldig.

Zufolge des japanischen Erbrechts wird der erstgeborene Sohn sehr bevorzugt⁷⁾; die nachgeborenen Söhne erhalten wenig, und die Töchter noch weniger.

Das Kriegswesen der Japaner beruht, wie wir sahen, auf der Einrichtung von Lehnsfürstenthümern, und leidet also gewiß an den fast nothwendig damit verbundenen Mängeln.¹⁾ Außerdem aber sind ihre Luntens Flinten und ihre Kanonen sehr mangelhaft, und ein großer Theil des Heers nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Mit Ausnahme von Mönchen, Krämern und ganz geringen Personen trägt Jeder einen Säbel aus Cementstahl, der sehr hart und scharf, aber wenig elastisch ist.

Zölle und Verzehrungssteuern scheint man in Japan kaum zu kennen, die Hauptabgabe ist eine Grundsteuer, und eine Abgabe nach Maßgabe des jedesmaligen Ertrags, erhoben in Gelde oder Naturalien.²⁾ Jene beträgt $\frac{1}{2}$, ja bis $\frac{2}{3}$ des Ertrags, und würde ganz übertrieben erscheinen, wenn sie nicht etwa minder als Steuer denn als Zeitpacht zu betrachten ist. Dasselbe gilt wenn bis 60 Procent des Reinertrags vom Reis eingefordert wird. Immer bleibt die Behauptung sehr wahrscheinlich daß die Bauern im Ganzen arm sind. Da ein großer Theil der Landeseinkünfte in Naturalien erhoben wird, die im Preise bald höher, bald niedriger stehen, so werden auch die Ausgaben (z. B. die Gehalte der Beamten) danach abgestuft. Außer den eigentlichen Steuern scheinen die angeblich freiwilligen Geschenke an Vorgesetzte eine bedeutende Last aufzumähen.³⁾ Von den reichen Goldbergwerken soll der Kubo bis zwei Drittel des Ertrags erhalten.

Obwol die Reichsausgaben sich dadurch sehr ermäßigten daß die Kosten des Heers größtentheils von den Fürsten getragen werden, so entsteht doch hierdurch für das Volk keine Erleichterung; wogegen die doppelte Hofhaltung des Kubo und Dairi (neben den fürstlichen) die Ausgaben sehr erhöht.⁴⁾ Auch fehlt es nicht an sinnloser Verschwendung; so mußten die Unterthanen einen Elefanten (welchen der Kaiser von China dem Kubo geschenkt hatte) von Rangasaki nach Jedo — tragen!

Bevor nunmehr von dem Handel und dem Verhältniße Japans zum Auslande die Rede sein kann, ist es

1) Caron, S. 75; Simmermann, IX, 2, 184; Replan, S. 9.

2) Kämpfer, II, 210.

3) Fißcher, S. 64.

4) Barentius, S. 168; Thunberg, II, 2, 14; Fißcher, S. 22; Caron, S. 88, 92, 154; Simmermann, IX, 2, 188; Kämpfer, II, 127.

5) Barentius, S. 112.

6) Barentius, S. 117; Caron, S. 155.

7) Barentius, S. 164; Solownia, II, 63.

1) Siebold, „Volk und Staat“, S. 7, 20; Ricord, S. 20.

2) Thunberg, II, 18; II, 2, 17; Kämpfer, II, 26; Siebold, „Handel“, S. 61; Fißcher, S. 20, 44, 25.

3) Kämpfer, II, 27; Hoffel, XV, 445.

4) Fißcher, S. 26; Simmermann, IX, 2, 197.

nothwendig von den dortigen Religionsformen und dem Versuche zu sprechen das Christenthum daselbst einzuführen. Die große Schwierigkeit unbekannter Religionen richtig zu erkennen und zu würdigen zeigt sich auch hier; es werden viele Sekten aufgezählt und durch ganz einzelne Lehren bezeichnet und gesondert.¹⁾ So heißt es: eine Sekte ist keine Landthiere, eine lehrt die Seelenwanderung, eine betet die Sonne oder das Feuer an. Es werden Widder oder Heilige verehrt und Blumenopfer dargebracht. Es gibt Freidenker welche das Dasein höherer Wesen verwerfen und Alles auf das jetzige Dasein beschränken.²⁾ Andererseits finden sich Mönche, Nonnen, Einsiedler, Pilger und Pilgerinnen (besonders nach einem Haupttempel in der Landschaft Izo), welche durch Gelübde, Uebungen und Keuschlichkeiten mancherlei Art den Himmel zu verdienen glauben. Die Pflicht viel, und selbst unterwegs viel zu den Gottheiten und Heiligen zu beten wird anerkannt³⁾; um jedoch dies Geschäft abzukürzen und zu erleichtern, befinden sich Drehscheiben an den Wegen auf denen die Gebete geschrieben sind. Durch Herumdrehen dieser Scheiben glaubt man der Beteypflicht genügt zu haben.

Lassen wir jedoch diese Sonderbarkeiten sowie kleine Sekten zur Seite, so stellen sich drei Hauptformen der Religion heraus: die Sinto, die Budy oder Boosdo und die Sju.⁴⁾ Die erste ist alte Urform japanischer Religion, die zweite steht mit der Buddhalehre in genauester Verbindung und kam vom Festlande nach dem Inselstaate, die dritte Hauptsekte besteht aus den Anhängern des Confucius.

Als höchst eigenthümlich und folgenreich muß es hervorgehoben werden daß der Dairi von allen diesen Sekten als geistliches Oberhaupt anerkannt und geehrt wird⁵⁾, und daß er (da sie sämmtlich Gott anbeten) allen seinen Schuß angezeihen läßt. Die hieraus entspringende Duldung, welche religiösen Zwist und Verfolgung ausschließt oder unmöglich macht, stand (um es schon hier zu bemerken) mit mancher, angeblich christlichen, verkehrten Ansicht im schroffsten Widerspruche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

(Beschluß aus Nr. 35.)

4. Aus drei Jahrhunderten. 1600. 1750. 1844. Drei historisch-politische Romane von Uffo Horn. Leipzig, Costenoble u. Kimmelman. 1851. 8. 2 Thle.

Auch dieses Buch ist einer Dame, einer Dienerin, zugeeignet, und die Dedicatio ist so eigener Art daß man sich versucht sieht einige Augenblicke dabei zu verweilen. Sie spricht sich nämlich über das bisher noch wenig berührte Verhältniß der Frauen zur Revolution aus. Wenn man schon den deut-

1) Colowain, II, 33—43.

2) Ricord, S. 136; Haffel, XV, 437.

3) Colowain, II, 20.

4) Kämpfer, I, 252; Neplan, S. 46.

5) Haffel, XV, 438; Neplan, S. 61; Colowain, II, 41.

schon Männern nachsagt sie hätten die Revolution nicht begriffen, eben weil die politische Bildung in den seit 1815 waltenden Verhältnissen ihre Fessel fand: so dürfen wir uns nicht wundern die Frauen, sogar die emancipirten, also auf dem Boden einer socialen Revolution erblüheten, einer Umwandlung des Bestehenden abgeneigt zu finden. Der Gang der nobeln Gesellschaft, der blüthenduftende Frieden des Boudoir, die lange Gewohnheit des Herrschens, wenigstens der exclusiven Stellung, haben zu viel lockende Reize als daß sie den Frauen nicht als das einzig Wahre, Rechte, Geseßliche, mindestens doch als historische Berechtigung erscheinen sollten. Alle außer diesem Kreise Stehenden sind Barbaren, die man nur zügelnd duldet weil man ihrer nicht entbehren kann; man benützt sie, etwa wie das baufällige, verräucherete Haus eines armen Handwerkers oder Tagelöhners neben einem fürstlichen Palais, als Jolie. Das ist ihr Recht oder eigentlich ihre Pflicht. Sprechen sie sonstige Rechte an; unterstützen sie den Anspruch im äußersten Falle durch äußerste Mittel, so sind — Staat und Kirche in Gefahr von der Macht der Barbarei verschlungen zu werden. Das ungefähr ist die Logik die der Verfasser den deutschen Frauen in Oestreich beimißt, und wenn er eine wiener Dame, schwarzgelb coiffirt, eine Kasse Placate und Broschüren im Kamin des jartdurchdufteten Salon verbrennen, wenn er die deutschen Frauen in Wien den jaghaften Ministerien zu entscheidenden Thaten vorangehen läßt, so mag er leicht bei der Wahrheit geblieben sein. Aber selbst Frauen deren Bildung sie über den Troß der nobeln Gesellschaft erhebt fürchten den Untergang der Bildung und damit aller Schätze der Kunst und des Geistes in der politischen Bewegung. Das ist echtweiblich. Wenn jedoch auch solche Frauen keine Thräne, keinen Ausdruck des Mitleids bei den allbekanntesten Hinrichtungen hatten, so steht die sonst soviel gerühmte deutsche Weiblichkeit auf einem Fragezeichen. Dennoch lebt der Verfasser in dem schönen Glauben daß unsere verbitterte Generation einer edlern plasmachen, daß ein neuer Frühling über die Gemüther kommen werde die gegenwärtig im Haffe erstarrt sind. Diesem Glauben müssen wir Alle uns anschließen, und fragen wir ob es edel sei die Frauen, zunächst die östreichischen, so herbe anzulagen, so wird die Antwort genug sein: daß überall in alten und neuern Zeiten die Geschichte keinen Augenblick zögerte die Namen edler unverbildeter Frauen auf ihrer Tafel auszustellen.

Eine andere Frage ist: In welchem Verhältnisse steht diese wenn auch vielleicht nur fingirte, doch immer eigenthümliche Dedicatio zu den drei Romanen die als historisch-politische bezeichnet sind? Da sei denn hier nur erwähnt daß diese Romane nicht etwa Kinder des Jahres 1848 sind, sondern schon viel früher niedergeschrieben wurden, wie denn gleich die erste Erzählung „Der Brandstifter“ schon pseudonym im Taschenbuche „Lidussa“ für 1842 sich findet; daß ferner der Grund und Boden jeder dieser Romane ein Kriegszustand ist, wo das Gehaben der Frauen einen wesentlichen Einfluß auf das Geschick der Männer ausübt. Die eben genannte Erzählung ist die schwächste. Ein junger böhmischer Handwerker ist gewaltsam unter die Soldaten gesteckt, weil er die so kindlichliebend mit ihm aufgewachsene Nachbarstochter nicht vergessen konnte die in Prag bei reichen Verwandten einen angesehenen Bräutigam gefunden hat. Er gelobt diesem Bräutigam Rache, und kommt mit der vom französischen General Melac nach Böhmen gesandten Nordbrennerbande auch nach Prag. Eine Entführung der Braut während der überall ausloodernden Flammen mißlingt; die Nordbrenner müssen fliehen, und der rachedurstende Mensch wird endlich in seiner Vaterstadt in Ketten geschnüdet und verbrannt. Die einzelnen Theile der Erzählung, unter ihnen mehre sehr anziehende, wie z. B. die böhmischen Gebräuche beim Kranzbinden, gehen nicht recht zusammen. Das Ganze bot Stoff zu einem größern Romane, der nun hier auf 81 Seiten zusammengebrängt sich unbehaglich in dem engen Kleide fühlt. Dagegen ist die zweite Erzählung: „Der Ermit auf Skatig“, wol die Perle des Buchs zu nennen. Der ein-

schade Stoff ist gut angelegt und ausgeführt. Die Preußen sind weniger als solche denn als Kezer den österreichischen Schlesiern verhasst. Während der für die Preußen siegreichen Schlacht bei Leitmeritz schießt der Förster von Stalig einen jungen preußischen Dragoneroffizier im Walde von Pferde. Des Försters Tochter Marie findet den Schwerverwundeten; er wird zu dem Eremiten hinaufgeschafft und von diesem trotz der sehr armseligen Mittel glücklich wiederhergestellt. Der Offizier ist ein echter französischer märkischer Junker seiner Zeit; der Eremit hat Rube Marie mit ihrer aufkeimenden Liebe von ihm fernzuhalten. Später schießt der Junker drei Männer aus das Mädchen gewaltsam zu entführen; der Eremit hindert den Raub, wird aber dabei zum Tode getroffen. Nach dem Kriege ist der Junker ein Anderer geworden, und Marie wird seine Gattin. Die Personen, die Landschaft, Alles ist recht und wahr gezeichnet, und die poetische Gerechtigkeit die ganz einfach moralisch sich kundgibt müssen wir eben hier gelten lassen, denn sie ist durch die Verhältnisse bedingt, und obgleich einen religiösen Baldbruder treffend, doch ohne alle sich dreimachende Ostentation behandelt. In der dritten Erzählung: „Der Aufstand in Wallis“, finden wir uns dem Thema der Dedication am nächsten gebracht. Die Kämpfe des Liberalismus mit der republikanischen Aristokratie (!) und der lieben Geistlichkeit, oder was diese lieber hört und selber sagt, der Kirche, stehen uns im schweizerischen Nachbarlande noch nahe genug, sodass sie als bekannt angenommen werden dürfen. Dennoch hätten wir zu klarem Verständniß der Erzählung als solcher eine gedrängte Darlegung dieser Misverhältnisse in Wallis wol gewünscht. Ein österreichischer Angestellter aus Böhmen hat eine Urlaubsreise nach Mailand gemacht, und wird von dem Magnet einer schönen blonden Walliserin nach der Schweiz verschlagen. Er trifft einen Reisegefährten der ihn in sein Haus einladet. Seine Schwester ist schön, gebildet, geistreich. Jene Blonde ist Aristokratin, während die Gastfreunde liberal sind. Ein feister, wortlanger Engländer fehlt auch nicht. Er will eigentlich die Blonde heirathen; es ist jedoch nicht wahrscheinlich daß er dieser Absicht verständlichen Ausdruck gegeben habe. Mittlerweile regt es sich überall im Lande, und der strenggesetzliche Destreicher wird in den Strudel, auf der liberalen Seite stehend, er weiß selbst nicht recht wie, mit hineingerissen. Die Liberalen werden geschlagen; von seinem Freunde findet sich keine Spur. Die Schwester will Gewissheit, und er geleitet sie in finsterner Nacht mitten durch die Feinde nach dem Kampfplatze, wo der Verlorene noch lebend gefunden wird. Das starke Mädchen, die ganze Nacht jene bilden den schönsten Theil der Erzählung. Nach Auflösung des Reichstags von Kremser im März 1849 geht der Destreicher mit einem Gemüth voll Kummer und Ekkel an den Verhältnissen nach der Schweiz; Amelie ist nun die Freiheit und das Glück an das er glaubt; Sir Sohn macht der blonden Claire, die während des Kampfes in Ischl promenirte, noch immer den Hof. Sie aber versteht ihn nicht, und es ist wahrscheinlich daß sie, die eigentlich doch nur dem stöckaristokratischen Vater folgen mußte, den gesetzten und seines Verstandes wie seiner Talente wegen sehr beliebten Bruder Ameliens jetzt mit andern Augen ansieht als früher den Demokraten. Ihr Vater will nach Petersburg, wo allein noch Ruhe und Ordnung zu haben sind. Damit wäre denn, außer etwa dem Engländer, Allen geholfen, und es ist erfreulich die schroffen Verhältnisse nicht gewaltsam zerschnitten zu sehen. Die friedliche Lösung ist jedenfalls wohlthuernder als etwa das spottwohlfeile Mittel einer Auswanderung, welches gegenwärtig so manchen Romanen und Novellen zu einem nichtsagenden Schlusse verhelfen muß.

5. Clemens von Rom. Eine Geschichte aus dem apostolischen Zeitalter von G. F. G. Solz. Berlin, Brandis. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Es ist möglich daß man es als Ironie anspricht, ein Buch hier den Romanen anzureiht zu sehen welches ganz andere

Zwecke verfolgt als solche die man in Romanen vertreten zu sehen gewohnt ist. Dennoch läßt sich dem Buche hier kein anderer Plag nachweisen, denn obgleich die Nachschrift des Verfassers es als Zweck desselben bezeichnet: „Den Blick der Christen aus den verwirrenden und verwirrten Verhältnissen der Gegenwart hinweg auf die erste christliche Kirche zu richten, die allein geeignet sein dürfte dem ruhesuchenden Herzen den rechten Hafen zu zeigen“, so soll dieser Zweck doch meistens durch Hülfsmittel erstrebt werden die in der Geschichte überhaupt wie im Christenthum höchstens nur relative Geltung haben. Nehmen wir nun kurz die Geschichte wie sie gegeben ist. Der historisch unsicher dastehende Clemens ist ein gebildeter, reicher und durch seine Verwandtschaft mit dem Kaiserhause hochstehender junger Römer. Er zweifelt an der Fortdauer nach dem Tode, und dieser Zweifel stellt nach und nach das ganze Religionswesen und alle Philosophien in Frage. Seine Zeit wird überhaupt dargestellt als sei in Vornehmen underingen längst schon das Bedürfnis nach einem Besseren regeworden. Da fügt es sich daß ein wandernder Evangelist auf der Rückreise nach Rom kommt und das Heil verkündet dessen Licht in Palästina aufleuchtet. Clemens beschließt dieses Licht aufzusuchen. Der Verfasser benutz die Reise um aus ältern und neuern Werken und die berührten Länder und Städte zu beschreiben, wo wir denn gar Vieles erfahren was uns noch von der Schule her gar wohlbekannt ist. Das möchte hingehen wenn ein sonderlicher Bezug auf den Zweck des Ganzen ersichtlich wäre. Clemens findet den Stifter der christlichen Religion nicht mehr auf Erden: er vernimmt nur aus dem Munde Anderer von seinem Wandel, der Kreuzigung, der Auferstehung, und ganz flüchtig auch der Himmelfahrt. Von seiner Lehre hört er Nichts, sondern nur von Außendingen, z. B. die bekannte Beschreibung seiner Person und Kleidung, und die Wunder. Das und der Unterricht von der Trinität, die auf Christus gedeuteten Prophetenworte des Alten Testaments, das Paradies, die Auferstehung des Fleisches, das jüngste Gericht, die Hölle und Sonstiges was in das Christenthum hineinsystematisirt ist um auf dem Felsen des menschlichen Egoismus mit seiner Furcht und Hoffnung eine Kirche zu erbauen, Das, sagen wir, ist stark genug den Clemens zur Laufe zu führen! Der alte Glaube der Griechen und Römer daß die Seele nach ihrem Abschiede vom Körper in ein Schattenreich übergesetzt werde meinte es, abgesehen davon daß er schon eine Fortdauer bedingen mußte, doch ehrlich: Etwas das sicherer wäre hat bis jetzt keine Philosophie, keine Kirchenlehre zu geben vermocht. Wenn die letztere jenes Schattenreich mehr oder weniger farbig ausmalt und dann die Menschen an den Glauben verweist, so ist damit an sich Nichts gewonnen. Will sie diesen Glauben durch Hoffnung auf ewige Seligkeit, durch Furcht vor ewiger Höllepein wach erhalten, so mag sie Bedacht darauf nehmen die Benützung unsittlicher Mittel zu rechtfertigen. Gedenken wir nun der alten Philosophen, so müssen wir ebenfalls sagen daß sie es ehrlich meinten in ihren Bestrebungen für die höchsten Fragen mit dem ganzen Aufwande ihrer geistigen Kraft eine Lösung zu finden. Diese fanden sie nicht: aber wie armselig stehen gegen solche Bestrebungen jene Außendinge, jene Wundergeschichten, jene apokalypstischen Tiraden! Und dadurch wird ein hochgebildeter, einsichtsvoller junger Mann, wie Clemens uns vorgeführt ist, dem Christenthum zugewandt! Wer jene Zeit auch nur durch den Goldenen Esel des Apulejus kennt wird wissen was damals die Menschen Alles zu glauben im Stande waren. Es kann daher nicht ausfallen daß die Apostel, denen selber gar Manches wunderbar erschien, den allgemein herrschenden Glauben benutzten um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen. Sie thaten aber mehr wie ihre Briefe und die Apostelgeschichte bezeugen. Sehen wir dagegen auch ohne dieses Mehr den Clemens seine ganze Bildung an Nichts beweisende Wundergeschichten wegwerfen, so war es mit seiner Bildung nicht weit her, oder er müßte jener vornehmen Corruptien ebenfalls verfallen gewesen sein wie sie

auch heute die christlichen Blasteren einem widerwärtigen Piktorenkessel in die Arme zu führen pflegt. Da er jedoch als hochgebildet und sittlich rein dargestellt wird, so bleibt wol nur die Annahme übrig die zufällig einmal erwachte Sucht nach etwas Neuem habe ihn immer weiter verlockt. Fragen wir nun: Können dergleichen Dinge wirklich einen Hafen der Ruhe in unserer zersplitterten Gegenwart gewähren? so mag es vielleicht nicht wenig Leute geben die darin ihr Heil zu finden glauben, was wir denn auch in keiner Weise zu lären gesonnen sind. Der wahre Christ aber, überhaupt der echte Mensch wird sich nimmer in einen Kreis bannen lassen dessen Phantasmagorien wol die Sinne, nicht aber Geist und Herz befriedigen mögen. Wir könnten hier schließen, aber wir müssen noch drei Worte sagen! Es gab eine Zeit in Deutschland wo man zunächst von Berlin aus in gar vielen Erscheinungen des Lebens und der Literatur eine heimliche Einwirkung und Leitung der Jesuiten erblicken wollte, und die Aufhebung des Jesuitenordens schien dafür zu sprechen, denn die zerstreuten Glieder desselben mußten doch Etwas thun für eine möglichst triumphirende Kirche. Auch in der Gegenwart redet man hier und da von jesuitischen Machinationen. Wir könnten daher auch das vorliegende Buch in dem gar manche katholische Elemente zutage treten als eine gute Handhabe benutzen um daran eine Warnung vor dem Einflusse jener gefürchteten Propaganda zu knüpfen. Das thun wir nicht. Wir sind vielmehr der Meinung zuzuthun daß das Buch nur den Blasteren als ein Kopfkissen untergeschoben werden solle, um in dem verwüsteten Gehirn, das nicht einmal mehr Träume der Wollust festzuhalten vermag, durch neue Bilder einen bisher nicht gekannten Reiz zu erwecken, und gelänge es auf diesem Wege einen Verlorenen zur Besinnung zu bringen, so hätte das Buch sogar einen geringen Nutzen gestiftet. Um demselben noch mehr Gutes nachzusagen wollen wir gern bekennen daß das Gespräch zwischen Clemens und Atticus eine gutgedachte Widerlegung communisticcher Principien durchführt, die, wenn sie überall Eingang finden sollte, die reichen Blasteren von der Furcht erlöste ihres zeitlichen Gutes durch Proletariatskäufe verlustigzugehen. Fragen wir sobann: Ist, wie die Nachschrift sagt, die erste Kirchenzeit in ihrer wahren historischen Gestalt dargestellt? so ist der Verfasser ehrlich genug auf den folgenden Seiten alle die apokryphischen Schriften nachzuweisen welche das Gerüst für seine „wahre historische Gestalt“ bilden. Sodann hat er auch Traditionen benützt. Angenommen aber auch es habe mit dieser Gestalt seine volle Wichtigkeit, so ist nicht abzusehen, wenigstens nicht nachzuweisen versucht, wozu ein Heil daraus für unsere Zeit erwachsen könnte. Ein Zurückführen auf diese Gestalt ist wie in allen Dingen nicht möglich, und wäre Das auch, so könnte doch aus solchem Boden wahrhaftes Glück nicht aufsprießen. Fragen wir endlich: Sind, wie ebenfalls angeführt wird, besonders die Selten unseres christlichen Glaubens in ihrer ursprünglichen Lauterkeit hervorgehoben deren gründliche Kenntniß unserer letzten Zeit ebenso notwendig ist wie sie ihr ganz abhanden gekommen zu sein scheint? so sind oben bereits die Gegenstände nachgewiesen die der Verfasser allein als christlichen Glauben anzusehen scheint. Damit ist eine Kirche gegeben, und die haben wir ja! Sogar zwei, wo in der einen dramatisch, in der andern episch-didaktisch dieser Glaube fort und fort aufrechterhalten wird. Lassen wir daher das Buch immerhin unter den Romanen stehen, von denen die meisten bekanntlich so rasch verschwinden wie sie aufgetaucht sind.

Bibliographie.

Lätitia Arnold. Ein Roman von dem Verfasser von „Emilie Wyndham“, „Norman's Bridge“ u. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Bilder aus dem Honvedleben von R. B. K. Wien, Zasper, Hügel u. Manz. 8. 1 Zhr. 12 Ngr.

Braun von Brauntal, Das Ende der Welt. Wien, Söllinger's Wwe. 8. 20 Ngr.

Diezel, G., Die deutsche Reichsverfassung und die politische Anlageacte. Beleuchtung der Schrift: „Anlageacte, errichtet durch den königlichen Generalprocurator der Pfalz u. in der Untersuchung gegen Martin Reichard, entlassenen Katar zu Speyer und 322 Consorten, wegen bewaffneter Rebellion gegen die bewaffnete Macht, Hoch- und Staatsverrath u. Zweibrücken, Ritter 1850.“ Zur Charakteristik der Bewegung und der Parteien. Zürich, Riesling. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Familie von Karas. Ein Roman aus der Neuzeit. Drei Hände. Bremen, Schlotmann. 8. 3 Zhr. 10 Ngr.

Greiling, C. C., Die gegenwärtige Hoffnungslosigkeit der Zukunft der hannoverschen Landeskirche. Eine Kritik der mit Genehmigung des Königl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten gedruckten Commissionseurwürfe zur Einführung und Ausbildung von Presbyterial- und Synodaleinrichtungen in der evangelischen Kirche des Königreichs Hannover. Celle, Capaun-Karlowa. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

James, G. P. R., Henry Meaton, oder die Jakobiten unter Georg dem Ersten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Mundt, L., Machiavelli und der Gang der europäischen Politik. Leipzig, Dyl. Gr. 8. 1 Zhr. 15 Ngr.

Pillersdorf, F. v., Die österreichischen Finanzen beleuchtet. Wien, Zasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 18 Ngr.

Pulsky, Theresie, Sagen und Erzählungen aus Ungarn. 1stes Bändchen: Sagen. Berlin, Wessert. 8. 1 Zhr. 10 Ngr.

Deutsche Volkslieder. Gesammelt von G. Scherer. Leipzig, Mayer. 16. 1 Zhr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Hafemann, J., Beurtheilung der evangelischen Gemeinde-Ordnung vom 29. Juni 1850 aus der Geschichte und aus ihr selbst. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.

Hungerbühler, J. M., Die Antwort der Reaktion auf die Sozialfrage und der schweizerische Demokratismus. Gründungsrede des Präsidiums der St. Gallischen Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft, an der Hauptversammlung zu Fribourg, den 2. Septbr. 1850. St. Gallen, Huber u. Comp. 1850. 8. 6 Ngr.

Krieg oder Frieden? Eine Rechtfertigung unserer Kabinetts-Politik. Berlin, Logier. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Liebeherr, v., Andeutungen über die Reform des Reichsbürgerlichen Rechtes. Schwerin, Stillar. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Mallet, F., Für St. Stephani Gemeinde. Abwehr und Angriff. Bremen, Kaiser. 8. 10 Ngr.

Mazzini, J., Republik und Königthum in Italien. Köln. 32. 10 Ngr.

Moser, R., Ueber die Münzgesetze vom 7. Mai 1850 und die Nothwendigkeit einer Revision derselben. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 8 Ngr.

Raumann, C. F., Ueber die Fortschritte der Geognosie im Gebiete der Sedimentärformationen seit Berner's Tode. Vortrag gehalten am Bernerfeste zu Freiberg den 25. Septbr. 1850. Gr. 8. Freiberg, Graß u. Verlach. Gr. 8. 6 Ngr.

Unsere Politik. 4te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Was sollen wir wollen? Betrachtungen zu einer Verständigung. Wien, Zasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 10 Ngr.
Vier Wochen auswärtiger Politik. Mit Urkunden. 2te Auflage. Berlin, Weit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mittwoch,

— Nr. 37. —

12. Februar 1851.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Die uralte Sintoereligion könnte man als eine sehr einfache Natur- oder Vernunftreligion bezeichnen, wo indessen die Lehren von Gott und Unsterblichkeit nur mangelhaft entwickelt sind. Sie stützt sich auf keine Offenbarung oder geschriebene Urkunden.¹⁾ Neben der Feier einiger Festtage und der Uebernahme etlicher Wallfahrten fodert sie vor allem von ihren Bekennern Reinigkeit des Herzens und des Leibes. Die letzte bezieht sich allerdings auch auf Aeußerlichkeiten, z. B. kein Blut vergießen, kein Fleisch essen (insbesondere nicht Rindfleisch, Butter oder Milch), nichts Todtes berühren, ja es nicht einmal sehen.²⁾ Einer andern Nachricht zufolge verbietet die Sintoereligion eigentlich nicht das Fleischessen, und man tritt dem Schlachten des Rindviehs hauptsächlich entgegen, damit es nicht an Zugvieh fehle. Zu den geistigen Tugenden welche Jeder sich aneignen soll wird ausdrücklich Gehorsam gegen die Landesgesetze gerechnet.³⁾ Ein höchster Gott wohnt im Himmel. In den kleinen, sehr einfachen Tempeln gibt es kein Abbild desselben; wol aber ist ein großer Spiegel als Sinnbild der Klarheit aufgestellt mit welcher Gott in das Herz der Menschen schaut, und daß diese gleicherweise ihre Fehler und Flecken auffinden und abstellen sollen. Weil indes Gott sich nicht unmittelbar um alles Einzelne bekümmern kann, so gibt es Kamis (oder Bewohner des Himmels) welche zwischen ihm und den Menschen vermitteln⁴⁾; und da nun der Dairi mit diesen zusammenhängt oder von ihnen abstammt; so muß man auch ihm und seinen Befehlen gehorchen. Die Priester der Sintoereligion dürfen heirathen und unterscheiden sich äußerlich nicht von den Laien.⁵⁾

Daß die Boosdoereligion mit dem Buddhismus zusammenhängt, unterliegt keinem Zweifel; über ihren Inhalt oder eine vielleicht in Japan stattgefundenen Umbil-

lung fehlt es aber an sichern Nachrichten.¹⁾ Ihre sehr zahlreichen Priester leben unverehelicht, haben sich aber klüglich dem Dairi untergeordnet, um beim Ausbreiten ihrer Lehre keinen Widerspruch zu finden. Die Tempel der Buddhisten sind zwar größer als die der Sinto²⁾, im Vergleiche mit denen des Alterthums und des christlichen Abendlandes jedoch ganz unbedeutend. In jenen Tempeln befindet sich eine Anzahl von Götzenbildern, angeblich 33,333 in einem Tempel zu Miaco. Das eine ist von ungeheurer Größe und mißt von der Achsel zur Achsel 35 Spannen und vom Knie zum Knie 50 Spannen.³⁾

Die Eigenthümlichkeiten der Lehre des Confucius sind anderswoher bekannt, sodas es unnöthig erscheint sie hier näher zu entwickeln. So war also der Zustand Japans als Europäer das Land kennenlernten.

Zuerst erwähnt Marco Polo Japans unter dem Namen Zipangu⁴⁾; doch blieb das Land völlig unbekannt bis Portugiesen ums Jahr 1541 dahin verschlagen wurden. Mit höchster Anstrengung suchten sie Handelsverbindungen anzuknüpfen, zugleich aber auch (nach der begehrtesten Weise jener Zeit) das Christenthum auszubreiten. Der thätigste und vorzüglichste der damaligen Religionslehrer war Franz Xaverius welcher im Jahre 1549 Japan betrat. Ihm folgten mehre Jesuiten und später auch Dominicaner, Franciscaner und Augustiner. Ihre Bemühungen hatten einen fast beispiellosen Erfolg, so daß die Zahl der zum Christenthume bekehrten Japaner auf 1,800,000 angegeben wird.⁵⁾ Dieser Erfolg entsprang allerdings zuvörderst aus dem innern Werthe des Christenthums; dann aber auch (was man lobend anerkennen muß) aus dem Muth, der Thätigkeit und Aufopferung der Missionaire.⁶⁾ Insbesondere nahmen sie sich ganz anders als die japanischen Bonzen, der Armen und Leidenden an und eröffneten ihnen neue und

1) Ehunberg, II, 128; Giffcher, S. 316.

2) Reyhan, S. 78; Giffcher, S. 62; Doeff, S. 25; Dassel, XV, 438.

3) Albertinaus, „Relation über Japan“, S. 6.

4) Eteloth, S. 3—5; Varenus, S. 3; Xifingh, „Mémoires“, S. 629; „Claims of Japan upon Christendom“, S. 2.

5) „Claims of Japan“, S. 22.

6) 1000 waren 110 Jesuiten in 10 Residenzen vertheilt. Albertinaus, S. 18; Frois, „De statu religionis in Japonia“.

1) Kämpfer, II, 267; Charlevoix, I, 96; Reyhan, 73—75.

2) Doeff, S. 24.

3) Doeff, S. 31; Reyhan, S. 73; Zimmermann, IX, 2, 264.

4) Charlevoix, I, 96, 91; Giffcher, S. 126; Dassel, XV, 434.

5) Doeff, S. 22.

trostreichere Ausichten. 1) Umgekehrt unterstützten die Fürsten (welche zur Erhaltung ihrer Unabhängigkeit viel Geld brauchten) das Christenthum auf jede Weise, weil es ihnen mit dem einträglichen Handel in der engsten Verbindung zu stehen schien. Endlich blieb den Missionairen nicht unbemerkt und unbenutzt das manche Aehnlichkeit zwischen der japanischen und christlichen Lehre stattfand: so hinsichtlich der Geistlichen, Mönche, Nonnen, Pilgrimschaften und des Dairi, den man mit dem Papste verglich.

Wie war es möglich (fragt man erstaunt) daß dieser glückliche, bewundernswerthe Bau plötzlich ganz zu Boden stürzte, das Christenthum grausam verfolgt und ausgerottet wurde. Wir wollen die Gründe in höchster Kürze aufzählen:

1) Das Christenthum ward nicht in seiner beglückenden Reinheit gelehrt, sondern mit gar vielen Menschenfajungen und Aberglauben vermischt²⁾, woran sich Tadel und Widerspruch anreichte. Auch ist die Bibel (diese Grundlage aller Lehre) nie übersetzt und den japanischen Christen in die Hände gegeben worden.

2) Neben der religiösen Thätigkeit beschäftigten sich die Missionaire, insbesondere die Jesuiten, auch mit dem Handel; was zu ihrer Erhaltung nöthig sein mochte³⁾, aber zu mancherlei unangenehmen Einreden und Bemerkungen führte. Noch übler daß sie mit den Missionairen aus andern Orden in bitterm Streit geriethen; wobei sich außerdem ergab daß Lehre und Wandel nicht immer übereinstimmten.

3) Unbegnügt mit Duldung und ungeförter Ausbreitung des Christenthums, wurden Befehrer und Neubekehrte höchst unduldsam und herrschsüchtig. 4) Die Jungen welche sich zeitlich lernbegierig und geduldig gezeigt hatten verwandelten sich sehr natürlich in heftige Gegner, sobald man ihnen Güter und Einkünfte nehmen und ihre Tempel zerstören wollte. Sie sprachen: Wie können wir leiden daß einige ärmliche Fremde, die kaum ein paar Worte unserer Sprache verstehen, aus ferner Weltgegend herkommen, unsere Tempel und Götterbilder (die seit Jahrhunderten verehrt wurden) zerstören, uns Gözendiener und Thoren schelten und eine Lehre einführen welche dem Herkommen, den Sitten, den Ueberzeugungen widerspricht, allen Gehorsam gegen die Obrigkeit aufhebt und die Befehrten unbedingt ihrer neuen geistlichen Tyrannei und ihrem geistlichen Aberglauben unterwirft!

4) Um den hier emporkwachsenden Gefahren zu entgehen, nahmen die Christen Partei in den ausgebrochenen Bürgerkriegen meist für die Fürsten gegen den Kubo⁵⁾; woran sich nach dessen Obliegen natürlich Ver-

folgung und Unterdrückung anreichte. Wir haben, sagt der Oberpriester, die Christen nur verbannt um des Unheils willen welches nach dessen Einführung durch innere Kriege entstand. 1) Die Lehre: daß Kirchengesetze höher ständen als Staatsgesetze, sowie eine an den Papst gerichtete Obedienzgesandtschaft, mußte Verdacht und Vorwürfe natürlich erhöhen. 2)

5) Hierzu kam daß Portugiesen und Spanier in jener Zeit ihrer glorreichsten Fortschritte sich überließen und anmaßend betrogen und deutlich zu erkennen gaben daß ihnen und ihren Königen die Welt Herrschaft zustehe. Die Eroberung Amerikas und der Philippinen blieb den Japanern nicht verborgen⁶⁾, und man kann es ihnen keineswegs verdenken daß sie die Holländer (welche mit jenen Mächten in Krieg lebten) als natürliche Bundesgenossen betrachteten und benutzten. Es mag zweifelhaft bleiben wie die Holländer ihren Protestantismus dem Katholicismus gegenüber darstellten und inwieweit sie sich geforderten Schmäähungen des Christenthums unterwarfen⁷⁾; gewiß trugen sie zur Vertreibung der Portugiesen bei, um sich an ihre Stelle zu setzen.

So wichtig alle hier aufgezählten Gründe auch erscheinen mögen⁸⁾, können sie doch in keiner Weise die ungeheure Grausamkeit rechtfertigen oder auch nur entschuldigen, mit welcher (laut einstimmigen Zeugnissen) unzählige Christen gemartert und hingerichtet wurden. Dennoch schienen alle diese Mittel nicht hinreichend zu schützen gegen fremde Religion und fremde Uebermacht, und so ist nun seit mehr als 200 Jahren ein System des Schließens und Absperrens wirklich durchgeführt, welches weit über Das hinausgeht was Fichte in seinem geschlossenen Handelsstaate erträumte und Napoleon in seinem Continentalsysteme auf nur kurze Zeit erzwang. Die japanische Sperrung bezweckte übrigens Nichts weniger als die Beförderung oder Erweiterung des eigenen Handels; denn dieser, welcher sich bis Manilla, Bengalen, ja bis Acapulco erstreckt hatte, verminderte sich bis zu bloßem Küstenhandel. Ja, damit kein Schiff sich in die hohe See wagen könne, ward vorgeschrieben es dürfe nur 100 Fuß lang und 25—30 Fuß breit sein. 9) Hin und wieder mag auch der Gedanke sich geltend gemacht haben daß eine zu bedeutende Metallausfuhr für Japan nachtheilig sei; im Ganzen und Großen herrscht aber immerdar die feste Ueberzeugung: nur durch völlige Trennung oder Isolirung von der ganzen übrigen Welt sei für Japan innere und äußere Sicherheit zu erlangen. Philosophische Betrachtungen über das Bekehrte, Hemmende, ja Unmenschliche eines solchen Absperrens fanden

1) Ricord, S. 26.

2) Im Jahre 1661; Charlevoix, I. 427.

3) van Haren, S. 70; Montanus, S. 190; Pitheyro, S. 12; „Lettres adressées au père Vitelleschi“, S. 194.

4) „Verteidigung der Holländer durch van Haren.“

5) Pitheyro; Montanus, S. 224; Kojij Giram, „Relation aus Japan“, Caron, S. 174.

6) „Claims“, S. 20, 61; Takings, „Cérémonies du Japon“, S. 6; Biffher, S. 251.

1) van Haren, „Van Japan“, S. 52—54.

2) „Claims“, S. 22; Biffher, S. 14; Pitheyro, „Relacion del suceso etc.“, S. 5.

3) „Claims“, S. 20, 16, 17; Biffher, S. 14; Charlevoix, I. 545 fg.; van Haren, S. 54.

4) Charlevoix, I. 197; Pitheyro, S. 220.

5) „Claims“, S. 27; Biffher, S. 14; Pitheyro, S. 56, 60.

wol nur selten oder gar nicht statt; auch mußte die überall in Asien wachsende Herrschaft der Europäer in neuern Zeiten die Besorgnisse eher vermehren als vermindern. Daher sind denn auch alle Versuche der Engländer, Franzosen, Russen, Amerikaner¹⁾, sich den Zugang in Japan zu eröffnen, nicht bloß höflich, sondern selbst mit Gewalt zurückgewiesen worden. Es ist gefährlich (sagte man den russischen Abgeordneten) mit ungleichen und unbekanntem Mächten Freundschaft zu schließen.²⁾ Japan hat keine großen Bedürfnisse, leidet an Nichts Mangel, trachtet nach keinem höhern Luxus, und erhält die angewöhnten Gegenstände durch Chinesen und Holländer.

Im Jahre 1590 begannen die Verfolgungen der Christen und endeten 1637 mit völliger Vertreibung der Portugiesen. Die Holländer, welche hierbei Hülfe geleistet und schon 1611 manche Vorrechte erhalten hatten, sahen sich aber in ihren Hoffnungen völlig getäuscht³⁾; denn schon 1641 wurden sie auf der Halbinsel Desima bei Kangaſaki eingesperrt, welche nur 400 Schritte lang und 180 breit ist. Die Beschränkungen und Schereizen welchen sie hinsichtlich des Verkehrs, des Umgangs, der Lebensweise, der Freiheit unterworfen sind übersteigen allen Glauben und werden nur durch Angewöhnung oder Aussicht auf Gewinn erträglich. Sie dürfen nur durch Dolmetscher und unter Aufsicht von Beamten mit Eingeborenen sprechen, keine Waffen besitzen und keine christlichen Bücher sehen lassen; sie müssen des Nachts in jenem durch ein Thor verschlossenen Bezirk bleiben, und erhalten nie die Erlaubniß auch nur den kleinsten Theil der Umgegend zu betreten. Alle eingeführten Waaren werden von den Japanern nach Belieben gekauft und müssen für den festgesetzten Preis abgelassen oder zurückgeführt werden. Die Visitation ist so genau daß man früher vorschrieb wieviel im Durchmesser ein Holländer haben dürfe, und nur ihrem ersten Beamten einen größern Durchmesser verstattete. Erstaunen erregte es als ein Matrose in zwei Stimmen sprach: er hatte nämlich einen Papagai in seinen Beinkleidern versteckt.⁴⁾ Selbst Eier wurden zerschlagen, weil man besorgte es wären verbotene Waaren darin verborgen.

Zu hohen Zöllen tritt (infolge des unfreien Handels) ein Zinsfuß, der bis zu 18—20 Procent steigt und (in der Mitte des 18. Jahrhunderts) eine solche Abnahme des Handels daß er fast gar keinen Gewinn mehr abwarf. Daher sagt ein Berichterstatter⁵⁾: „Die ganze Einrichtung des niederländisch-japanischen Handels ist eine Combination von seit Jahrhunderten eingeführten Mißbräuchen, Beschränkungen und ängstlich-lang-

weligen Proceduren.“ Und Krusenstern ruft aus¹⁾: „Empörend, unbeschreiblich empörend ist der Anblick, brave Männer mehre Minuten in der verworfensten Lage vor einem japanischen Banjos, der oft zum niedrigsten Pöbel gehört, zu sehen, währenddem dieser Banjos die ihm gezollte, demüthige Ehrfurcht nicht einmal mit einem Kopfnicken erwidert.“

Mit all dem Erzählten stehen Klagen in enger Verbindung über untreue Beamte, Schmuggeln, Ueberladen und Verlust von Schiffen, schlechten Waaren u. s. w.²⁾ Außer den Holländern ist nur den Chinesen der Handel nach Japan erlaubt; er unterliegt aber gleich drückenden Beschränkungen.

Die in Europa so gründlich untersuchten Fragen über Bedarf, Nachfrage, Erzeugung und Verbrauch kommen in Japan gar nicht zur Sprache. Die Regierung setzt fest daß ein Schiff von solcher Größe, mit so und soviel Gegenständen befrachtet in Nagasaki einlaufen, und was und wieviel es nach Batavia oder Europa zurückführen dürfe. Der ehemals viel bedeutendere Ausfuhrhandel (z. B. an Getreide, Mehl und Metall) ist dadurch entweder ganz gehemmt oder auf ein geringstes hinabgedrückt.³⁾ Als Gegenstände der hoch zu verzollenden Einfuhr werden aufgezählt⁴⁾: Zinn, Quecksilber, Eisen, Salpeter, Sandelholz, Cocossöl, Cajaputöl, Safran, Pfeffer, China, Krebsaugen, Theriak, Moschus, Aloe, arabisches Gummi, isländisch Moos und andere Arzneimittel; ferner fremde Thiere und Vögel, Spiegel und Glaswaaren, Uhren, Tücher, Gold- und Silberstoffe.⁵⁾ Die Einfuhr von Priestern (so wird berichtet) ist ausdrücklich verboten.

Die Ausfuhr besteht in Reis, Kampher, Soya, eingemachten Früchten, Schlafkröden, Porzellan, lackirten Waaren, und vor allem in Kupfer.⁶⁾ Indessen ist die jährliche Ausfuhr des letzten Gegenstandes von 25,000 Pfunds (über drei Millionen holländische Pfunde) auf 6000 Pfunds herabgesetzt, und Ausfuhr von Gold und Silber findet gar nicht mehr statt; angeblich um für den heimischen Bedarf genug übrigzubehalten. Ebenfalls ist die Ausfuhr von Karten und Büchern verboten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das phonetische System in den englischen Seefängnissen und Armenschulen.

Die Fähigkeit gedruckte Bücher zu lesen ist ohne Zweifel das erste und notwendigste Bildungsmittel, oft das einzige welches die großen Massen vor geistiger und sittlicher Barbarei rettet. Und doch ist die Erlangung dieser Fähigkeit mehren Millionen Menschen in England geradezu unmöglich gemacht, weil die herkömmliche Orthographie für die ärmern Classen, welche nur während kurzer Zeit einen unvollkommenen Unterricht empfangen können, ein unübersteigliches Hinderniß des

1) „Mémorial des Indes orientales 1806—47“, II, 41; „Claims“, S. 131, 132; Solowina, II, 20.

2) Langsdorf, I, 208.

3) Eichhorn, V, 641; Neplan, S. 20—23; Rißcher, S. 15—20; „Claims“, S. 28, 29; Siebold; Hirota und Dejima, S. 4.

4) „Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap“, Bd. 41; Zimmermann, IX, 2, 155; Thunberg, II, 19, 206.

5) Siebold, „Handel“, S. 42.

1) Krusenstern, I, 206.

2) „Claims“, S. 49; Zimmermann, IX, 2, 46, 170.

3) Barents, S. 12.

4) Rißcher, S. 274.

5) „Claims“, S. 19.

6) Dorff, S. 62, 63; Montanus, S. 129; Thunberg, II, 51, 52; Rißcher, S. 451; Siebold, „Handel“, S. 41.

Lesenlernens ist. Von dem Schreiben, diesem zweiten Mittel zur Bildung und zu besserem Fortkommen im Leben, kann in Bezug auf diese Classen noch weniger die Rede sein. Nach amtlichen Berichten sind von den 16 Millionen Einwohnern von England und Wales ungefähr acht Millionen unfähig ihren Namen zu schreiben, fünf Millionen unfähig ihre Muttersprache zu lesen! Dieser traurige Zustand war nicht zu ändern solange man nicht die principlose, willkürliche und irreführende Orthographie mit einem naturgemäßen Schreibsystem vertauschte. Ein solches System, das phonetische, ist neuerdings von zwei Männern, Isaac Pitman und Alexander S. Ellis, erfunden und bereits mit glücklichem Erfolge zur Anwendung gebracht worden. (Der beschränkte Raum gestattet hier keine ausführliche Darlegung dieses Systems; es genügt wenn wir sagen daß vermöge eines erweiterten Alphabets jeder Buchstabe eine unabänderliche Geltung hat, sodaß das Auge sofort bei dem Anblicke eines gedruckten Wortes dessen Aussprache mit vollständiger Sicherheit erkennt.) Den unermüdblichen Anstrengungen der genannten beiden Männer, namentlich den wissenschaftlichen Begründungen und praktischen Ausführungen des Hrn. Ellis, welcher eine beträchtliche Anzahl phonetisch gedruckter Werke bearbeitet und herausgegeben hat, ist es gelungen zahlreiche Freunde und Beförderer der guten Sache zu gewinnen. Der Leseunterricht wird an vielen Orten nach der phonetischen Methode erteilt, z. B. im Liverpooler Armenhause, im glasgower Stadtgefängnisse, in den Sonntagschulen zu Sheffield, Manchester, Preston u. s. w.; phonetisch gedruckte Bibeln, belehrende und unterhaltende Schriften sind in unzähligen Exemplaren vertheilt; schon sind viele Tausende, Erwachsene und Kinder, durch diese wahrhaft menschenfreundlichen Bemühungen aus der Nacht der Unwissenheit und der aus ihr entspringenden Noth gerettet worden.

Unter der Menge von Zeugnissen über diese erfreulichen Resultate theilen wir Nachstehendes mit, dessen Authenticität wir verbürgen. In der Fabrikstadt Preston (mit 50,000 Einwohnern) in Lancashire ist die phonetische Art des Lesenlernens in dem Stadtgefängnisse förmlich eingeführt; der Gouverneur des Gefängnisses, Oberst William Martin, schrieb darüber im Noeember an einen der Hauptbeförderer dieses Systems:

„Noch immer fahren wir in der Anwendung des phonetischen Unterrichtsystems in diesem Correctionshause fort, und wie ich mich überzeugt halte zur großen Befriedigung der Lehrer und Lernenden; selbst die Stumpfsinnigsten, auf welche früher gar nicht einzuwirken war, gehen jetzt mit einem alles Vermuthen übertreffenden Eifer und Vergnügen auf die Sache ein. Ich glaube daß das phonetische System das einzige ist durch welches wir erwarten dürfen den Stumpfsinnigen, Leichtfertigen, Trägen, Gedankenlosen und Dummen etwas Gutes zu thun. Ich frage: hat irgend ein anderes Unterrichtssystem jemals die Unwissenden befähigt in 20—30 Stunden Lesen zu lernen? Das phonetische hat es gethan. Unsern Gefangenen gefält das System sehr gut; ihre Aufmerksamkeit ist dergestalt an das Buch und den Lehrer geheftet daß ich niemals eine einzige Klage über Verlesung der Disciplin aus dem Schulzimmer erhalten habe, wohingegen als noch nach dem alten System gelehrt wurde die Klagen so häufig kamen, die Gefangenen so leichtsinnig und schwachhaft waren daß ich es für geeignet hielt das Aufgeben der Schule zu beantragen.“ Von besonderer Wichtigkeit ist noch die Stelle in demselben Briefe in welcher der Gouverneur sagt: „Hinlängliche Erfahrung hat mich überzeugt daß die Unwissendsten, nachdem sie erst phonetisch Gedrucktes Lesen gelernt haben, mit Leichtigkeit auch andere, nach der herkömmlichen Orthographie gedruckte Bücher zu lesen vermögen.“ (Hierin liegt ein sehr verständlicher Wink welche große Vortheile auch Fremde, die sich mit Erlernung des Lesens des Englischen abquälen, aus dem Hülfsmittel des phonetischen Alphabets ziehen könnten.) Zu dem ebenerwähnten rühmlichen Zeugnisse gefügt sich dasjenige welches der in England durch seine Schriften über das Verhältniß der Armut

und Unwissenheit zum Verbrechen bekannte Geistliche S. Clay ausstellt: „I cannot conceive that anything of the kind could be more satisfactory than the result of your kind endeavours to teach such dull, dense, ignorant creatures as those selected from our prisoners, for the purpose of your most benevolent experiment. We still continue to teach on your method and with the most decided success.“

Wir sind der wohl begründeten Ansicht daß die Erfindung und Verbreitung des phonetischen Systems eine für die Culturgeschichte Englands nicht unwichtige Thatsache ist, welche in ihrer stillen Unscheinbarkeit segensreicher, wahrhaftlich auch dauernder wirken wird als der rohe Waffenlärm oder die finnen Diplomatenränke, und daß diese Thatsache demnach sehr wohl verdient auch in unsern Kreisen zu allgemeiner Kenntniß gebracht zu werden. 29.

Lesefrüchte.

Ein Seitenstück zum Wartburger Autodafé 1817.

Zu dem im Jahr 1817 auf der Wartburg stattgefundenen, gleichsam politischen Autodafé findet sich in der deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts ein Seitenstück, also ein literarisch-kritisches Autodafé. Der am 12. September 1773 gestiftete Dichterbund des Eichengrunbes bei Söttingen lehnte sich vorzüglich an Klopstock an, und seine Mitglieder Hops, Hölty, Voss u. s. w. schwebelten, im Hochgefühl Deutsche zu sein, in schwärmerischer Verehrung Klopstock's. Voss schrieb einmal: „O! welch ein Mann ist Klopstock! Ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seelen durchbohren als unser Klopstock.“ Die überwallende und brausende Begeisterung machte sich bei der Feier von Klopstock's Geburtstag, am 2. Juli 1773, Luft, wennschon in einseitigem Haß gegen Wieland als leichtfertigen und undeutschen Dichter. Schon im October 1772 war man einmal von Seiten des Bundes soweit gegangen daß man mit vollen Gläsern aufgestanden war zu dem Rufe: „Es sterbe der Sittenvorberber Wieland, es sterbe Voltaire!“ Aber bei jener Geburtsfeier im Jahre 1773 ging man weiter. Voss schreibt hierüber: „Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Ledrosen bestreut, und auf ihm Klopstock's sämtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wieland's «Ibris» zerrissen. Und darauf tranken wir Kaffee; die Fildibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Hops, der nicht rauchte, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen «Ibris» stampfen... zuletzt verbrannten wir Wieland's «Ibris» und Bildniß.“

Vor kurzem ist in einem Rechtsfalle in Frankreich, in welchem es sich um das Recht zur Herausgabe vertraulicher Briefe handelte, ein Urtheil gesprochen worden das auch in Deutschland auf Beachtung Anspruch haben dürfte. Im Auftrag der Frau Récamier nämlich waren Briefe Benjamin Constant's an sie herausgegeben worden, dagegen wurde Einsprache erhoben, und das Gericht erklärte: daß das Recht der Herausgabe der Briefe der Familie Constant's zukomme. Unter Anderem wurde in den Entscheidungsgründen gesagt: „Ein vertraulicher Brief ist nicht das unbedingte Eigenthum dessen an den er gerichtet ist, die Geheimnisse die er enthalten mag sind ein Depositum worüber er nicht allein verfügen darf, ein vertraulicher Brief enthält gewissermaßen die Bedingung daß er nicht über einen bestimmten Kreis hinaus bekannt werde, diese Bedingung hat alle Kraft eines wirklichen Vertrags, und wenn nichtsdestoweniger der Inhalt veröffentlicht wird, so muß Dieses ein Mißtrauen über alle Privatmittheilungen verbreiten, und dadurch die Bande der menschlichen Gesellschaft schlaffer machen; und diese Grundsätze sind auch dann nicht außer Acht zu lassen, wenn der Schreiber der Briefe eine historische Person ist.“ 32.

Donnerstag,

Nr. 38.

13. Februar 1851.

Japan.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Wenden wir uns jetzt zu der mehr geistigen oder wissenschaftlichen Bildung, so mag doch das Christenthum zu mancher Prüfung Veranlassung gegeben haben und mancher Nachhall übriggeblieben sein. So fragten Japaner: warum Gott nicht alle Menschen erlöse und beselige, und ein gelehrter Bonze schwankte sehr ob er die Unsterblichkeitslehre annehmen oder verwerfen solle. Wertwürdig und löblich ist es daß die christliche Unduldsamkeit die Japaner nicht angesteckt hat. Man kennt daselbst keine Proselytenmacherei: Freunde und Verwandte, Mann und Frau bleiben ungestört in Liebe und Freundschaft bei ihrem Glauben. Nur unter den zahlreichen und eigennütigen Bonzen war Streit, sonst schreibt der tüchtige und hier unparteiische Kaverius im Jahre 1553: „Die Verschiedenheit des Glaubens und der Bekenntnisse schwächt oder zerstört in keiner Weise die Uebereinstimmung der Gemüther oder häuslichen Frieden und Eintracht; vielmehr folgt Jeder in Erwählung der Religion seinem eigenen und keinem fremden Urtheile.“

Obgleich nun hiermit ein Haupthinderniß wissenschaftlicher Bildung aus dem Wege geräumt ist und manche Berichtserstatter die Japaner als das gebildetste Volk Asiens bezeichnen und sie über die Chinesen hinauffetzen; obgleich wir hören von Schulen, Universitäten, Dolmetschern, Uebersetzungen, Karten- und Bücher-sammlungen; so scheinen doch im Allgemeinen die Kenntnisse sehr dürftig und die Literatur sehr ärmlich zu sein. Man sagt sie erstreckt sich nur auf Religion, Moral, Arzneikunde und Geschichte. Was jedoch aus dem letzten Fache bekanntgeworden ist steht selbst weit hinter den Geschichtschreibern des Mittelalters zurück.

Zwar heißt es: jeder Japaner könne lesen und schreiben; hieraus folgt (wie wir auch in Europa sehen) aber noch gar nicht daß sie lesen und etwas (da ihnen auch heilige Offenbarungsschriften fehlen) zu lesen haben. Zum Schreiben gebrauchen die Japaner keine Federn, sondern Pinsel. Briefe werden auf aneinandergeklebte, schmale Streifen Papier geschrieben, die oft über fünf Ellen lang sind. Man verschließt dieselben mit etwas Stärke oder einem Körnchen Reis. Die Japaner bedrucken Holzplatten auf einer Seite, kennen aber keine beweglichen Lettern.

Die Japaner, heißt es, sind in den Künsten sehr zurück, aber fähig zu größerer Entwicklung, was man zuletzt jedem Volke zugestehen muß. Von ihren Gedichten wird viel gesprochen, bis jetzt aber noch keine irgend erwähnenswerthe Probe dargeboten. Es gibt Bildsäulen aus Stein oder Metall gegossen; sie sind aber ungestalt und häßlich. Ein japanischer Künstler zeichnete rasch und genau europäische Gegenstände; auch werden Malereien in Wasserfarben von Blumen und Vögeln gerühmt. Delmalerei und Perspective ist dagegen unbekannt. Die Japaner singen viel bei der Arbeit, und die Frauen begleiten ihren Gesang häufig mit der Samise (einer Art Guitarre), während die Männer Sacki trinken; doch wird ganz allgemein bezeugt die Musik sei herzlich schlecht und die Instrumente seien sehr unvollkommen. Den Tanz nennt ein Berichtserstatter mimisch, sodaß man in Japan das europäische „huppelen en trippelen“ nicht kenne. Abbildungen von Hausgeräth, Gefäßen, Bierathen, Leuchtern u. dgl. zeigen gute und häßliche Formen in bunter Mischung. Manche Gewerbe werden mit Sorgfalt getrieben, so der Bergbau, die Seiden- und Baumwollenweberei; Anderes haben sie von den Europäern gelernt, so die Anfertigung der Ther-

1) „Lettres au père Vitelleschi“, S. 122.

2) Unas veceas me dico, eho si; otras eho no! „Cartas de los padres“, S. 40.

3) Garon, S. 99.

4) „Epistolae japonicae“, Bb. 1, 5. Brief.

5) Reyplan, S. 125, 126; Palmer, S. 9.

6) „Cartas de los padres“, S. 45; Montanus, S. 109; Giffher, S. 97.

7) Charlevoix, I, 50.

1) Solownin, II, 21; Giffher sagt: höhere Bildungsanstalten fehlen. S. 98.

2) Barenus, S. 173; Giffher, S. 222.

3) Zimmermann, IX, 2, 222; Reyplan, S. 122—125.

4) Solownin, II, 27; Paffel, XV, 449.

5) Langsdorf, I, 287; Giffher, S. 129.

6) Solownin, II, 23; Giffher, S. 272; Reyplan, S. 127; Charlevoix, I, 50.

7) Reyplan, S. 129.

8) Reyplan, S. 131; Paffel, XV, 447.

mometer, Barometer und Ferngläser; noch andere Dinge liefern sie in höchster Vollkommenheit, so Stahl- und Lackarbeiten.

Bei der Kleinheit und Unbedeutbarkeit der Tempel fehlt der Haupttrieb zur Vervollkommnung der Baukunst; doch geschieht mehrstöckiger Thürme Erwähnung, welche den chinesischen mögen nachgebildet sein.¹⁾ Der Sitte gemäß und aus Furcht vor den häufigen Erdbeben sind alle Wohnhäuser von Holz und nur einstöckig (sehr selten zweistöckig) erbaut.²⁾ Statt fester Wände hat man in Japan bloß verschiebbare Scheidewände, um die Stuben größer oder kleiner zu machen. In diesen findet man äußerst wenig Möbel, aber die größte Reinlichkeit und so zierliche Matten und Fußdecken daß man nur auf Strümpfen hereintreten darf und Stiefeln und Schuhe draussen läßt.³⁾ Die Thüren zu den Zimmern gehen gewöhnlich in eine Galerie welche rings um das Haus läuft. Statt gläserner Fensterscheiben bedient man sich des ölgetränkten Papiers und schiebt bei schlechtem Wetter hölzerne Tafeln vor, wodurch aber natürlich die Stube finster wird.⁴⁾ Trotz strenger Kälte kennt man keine Kamine oder Defen, sondern nur Kohlentöpfe, weshalb die Bewohner in den leichtgebauten Häusern umso mehr vom Froste leiden. Ein Loch im Dache dient statt des Schornsteins.

Hinsichtlich der Nahrungsmittel scheinen weder alle Sekten, noch scheint man zu allen Zeiten gleiche Grundsätze aufgestellt und beobachtet zu haben. So heißt es zum Jahre 749: „Es ward im ganzen Reiche verboten irgend ein Thier zu tödten“; ein Gesetz das gewiß nie zu voller Ausführung kam.⁵⁾ Denn wenn auch (wie wir schon bemerkten) sich gewisse Religionsparteien des Rindfleisches enthalten, so erstreckt sich diese Enthaltbarkeit doch nicht auf alle und jede Fleischspeisen. Verhältnismäßig werden aber allerdings mehr Fische gegessen, sowie auch die Abneigung gegen fette Speisen und thierisches Fett sich nicht auf Fischfett und Thran erstreckt. Auffallender erscheint es daß die Japaner keine Mahlmühlen kennen und kein Brot essen; dessen Stelle vertritt das Reis als Brei oder in festen Klumpen.⁶⁾

Thee wird zu allen Zeiten und auch bei den Mahlzeiten getrunken⁷⁾; statt des Weines aber aus Reis bereiteter Sacki, welcher, in Uebermaß genossen, berauscht. Man trinkt ihn jedoch fast nie kalt, wie denn die Japaner allen kalten Getränken abgeneigt sind. Die Gastmähler der Japaner sind einfach und selten⁸⁾; mehr sucht man sich durch eine zahlreiche Dienerschaft auszuzeichnen. Statt der Gabeln bedient man sich kleiner

Stäbchen.⁹⁾ Häufig werden kurze Gebete vor und nach der Mahlzeit gesprochen.

Seit Jahrhunderten ist die Kleidung der Japaner unverändert¹⁰⁾; aber Nichts weniger als schön, da sie die menschliche Gestalt ganz durch weite, formlose Gewänder verhüllt, die sich am ersten mit Schlafrocken vergleichen lassen. Deshalb werden Weinkleider oft gar nicht oder von einer ganz übertriebenen Weite getragen, sodas sie mit Frauenröcken Aehnlichkeit haben und die Leichtigkeit der Bewegung hindern. Bisweilen sind sie auch auf der Seite offen um das ganze Oberkleid hineinzustecken. Die überweiten Aermel dieses Oberkleides bilden zugleich eine Art Tasche, in welche die Männer Tabackspfeife, Dose u. dgl. stecken¹¹⁾, die Weiber hingegen verbergen Messer, Schere u. dgl. in ihrem Gürtel. Man trägt weder Tuch noch Pelze, aber viel Baumwolle und noch mehr Seide.¹²⁾ Regenmäntel werden meist von ölgetränktem Papiere gemacht. Regenschirme und Fächer sind allgemein im Gebrauch. Strümpfe werden nicht gewebt oder gestrickt, sondern bis zur Wade zusammengenäht. Statt der Schuhe trägt man häufig bloße Sohlen. Was wir Wäsche nennen (insbesondere Hemden) kennt der Japaner nicht; jedoch (wie man versichert) unbeschadet der Reinlichkeit. Die Schnupftücher bestehen aus feinem weißen Schreibpapier. Das Familienwappen wird gewöhnlich in das Oberkleid eingnäht oder eingewirkt.¹³⁾ Weiß ist die Trauerfarbe. Der Bart wird geschoren oder ausgezwickelt und ebenso der Kopf; mit Ausnahme eines schmalen Striches, dessen Haare zusammengebunden und nach vorn gezogen werden. Bloß ist der Hals und der Kopf, nur bei Regenwetter mit einem Hute bedeckt.¹⁴⁾

So schwer es ist ganze Völker passend durch lobende oder tadelnde Beiwörter zu schildern, ist Dies doch von den meisten Reisenden versucht worden. So heißt es von den Japanern: sie sind ehrlich, menschlich, friedliebend, sparsam, gutmüthig, reinlich (wie schon das häufige Baden beweist), fleißig, standhaft, geduldig, besonnen, dienlich, treu, nicht zänkisch oder verleumderisch, ehrliebend, höflich, dankbar, mitleidig.¹⁵⁾ Sie ehren alle Alte und die Älten.¹⁶⁾ Ihre Kindererziehung ist milde und zweckmäßig. „Das japanische Volk“, sagt Siebold, „kann man mit einer zahlreichen, wohlherzogenen, gehorsamen Familie vergleichen.“¹⁷⁾ Sie erziehen ihre Kinder mehrentheils zu Hause und lassen sie in der Schule lernen. So böse Jungen wie man sie von unsern lateini-

1) Abbildungen bei Kämpfer und Siebold; Montanus, S. 117.
 2) Solowain, I, 118; Kämpfer, II, 161; Paffel, XV, 421.
 3) Solowain, II, 72; Fiffcher, S. 222, 68; Thunberg, II, 170 - 173.
 4) Fiffcher, S. 226.
 5) Aitfingh, „Annales“, S. 74; Solowain, II, 21; Thunberg, II, 15; Barentus, S. 150, 163; Fiffcher, S. 270.
 6) Montanus, S. 76; Barentus, S. 157.
 7) Thunberg, II, 2, 68; Fiffcher, S. 221, 222; „Verhandlungen“, III, 162.
 8) Solowain, II, 81.

1) „Bemerkungen über Japan“, S. 165; Fiffcher, S. 229.
 2) Replan, S. 84; Ricord, S. 163; Thunberg, II, 178; Charlevoix, I, 29.
 3) Fiffcher, S. 221.
 4) Krusenstern, I, 223 - 224; Solowain, II, 75; Thunberg, II, 165 - 166; Replan, S. 92.
 5) Krusenstern, I, 223; Solowain, II, 75 - 80; Replan, S. 81.
 6) Thunberg, II, 177; Siebold, „Nippon“, S. 20.
 7) Solowain, II, 20; Thunberg, II, 160 - 165; Fiffcher, S. 64, 227; „Cartas“, S. 23, 46; Barentus, S. 132.
 8) Fiffcher, S. 116; Thunberg, II, 157.
 9) Siebold, „Volk und Staat“, S. 146.

schon Schulen kommen sieht gibt es dort nicht.“ Von Andern wird Scharfsinn und Gedächtniß, insbesondere der Knaben, gerühmt, und Montanus schreibt¹⁾: „Die Kinder sind eines so geschwinden Verstandes, so artig von Wesen und so wenig häuerlich an Geist daß man sich darüber verwundern muß.“

Dem Allen gegenüber wird tabelnd bemerkt: Die Japaner sind stolz (schon deshalb weil sie kein anderes Volk besiegt habe), rachsüchtig, zurückhaltend, argwöhnisch, wollüstig.²⁾ Daß Arme häufig ihre Kinder umbrächten, um sie von der Last und Noth des Lebens zu befreien, wird von Einigen behauptet, von Andern gelugnet.

(Der Beschluß folgt.)

Hanna More. Ein christliches Lebensbild, nach Roberts und Thompson. Mit ihrem Bildniß und einem biographischen Register der vorkommenden Personen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 7/8 Ngr.

Ein Lebensbild und zwar ein ebenso anziehendes wie treues, das reichbegabte und fruchtbarere Leben einer schönen weiblichen Seele sinnig abspiegelnd!

Hanna More, geboren am 2. Februar 1745, gestorben im neunundachtzigsten Lebensjahre am 7. September 1833, hatte mit ihren vier Schwestern, unter Leitung des wackern Vaters, welcher Rector der lateinischen Schule in Fishpond bei Bristol war, und der trefflichen Mutter eine ausgezeichnete Erziehung genossen, und sich schon früh durch vielversprechende Anlagen und lebendigen Bildungseifer in ihrem Kreise hervorgethan. Als sie 16 Jahre alt war, erregten ihre außerordentlichen Geistesgaben und die ungemeinen Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften schon die Aufmerksamkeit und Theilnahme mehrerer gebildeter Männer und Frauen. Ihre ältern Schwestern hatten in Bristol eine Erziehungsanstalt für Mädchen gegründet, Hanna widmete dieser Anstalt eine einflußreiche Thätigkeit, und gewann bei dem frühlichen Gedeihen derselben erwünschte Rufe zur Fortbildung und zu literarischen Arbeiten.

Im siebzehnten Lebensjahre schrieb sie ein ländliches Drama: „Das Suchen nach Glück“, zunächst für weibliche Böglinge, welche kleine Schauspiele in den Schulen auführten. Diese und andere Schriften gewannen ihr bald einen weiten Kreis von Gönnern und Freunden, unter welchen mehrere der ausgezeichnetsten Männer Englands sich befanden.

In ihrem zweiundzwanzigsten Jahre verlobte sie sich mit einem angesehenen und reichen Manne, aber die Verehelichung fand unerwartete Hindernisse. Nachdem dieses Verhältniß auf die mildeste und zarteste Weise sich gelöst hatte, beschloß sie unverehelicht zu bleiben, und obwohl Talent und Reigung sie zu dem stillen Walten einer Hausfrau zu bestimmen schienen, sich einen andern Wirkungskreis zu gestalten.

Innerhalb 60 Jahren verfaßte sie außer mehreren kleineren 18 größere Schriften, von denen einige durch 9, 10 — 19 Auflagen ausgezeichnet wurden. Und doch war Dies eigentlich nur eine Nebenbeschäftigung, zu der noch ein sehr ausgebreiteter Briefwechsel sich gesellte. Sie widmete einen Theil ihrer Zeit, ihre Sorge und Mühe vornehmlich jener weiblichen Pensionsanstalt, die von ihr in Verbindung mit ihren Schwestern geleitet ward und in jeder Hinsicht ersprießlich war, wie sie

denn auch einen in ganz England anerkannten Ruf genoß. Dabei durfte sie sich gestatten zu Zeiten wochenlang in London zu verweilen, wo der lebhafteste Verkehr mit Garrick, Dr. Johnson, Sir Josua Reynolds, Burke, und mit allen politischen und literarischen Koryphäen der britischen Hauptstadt, ihr mannichfache Auszeichnung und noch mehr Genuß bereitete. Obwohl nicht unempfänglich für Lob und Beifall, die ihr überall entgegenkamen, blieb sie doch unbesungen, anspruchslos, und mit ihrem Ruhm schien ihre Demuth zu wachsen. Nach dem Tode Garrick's, ihres Freundes und Beraters (1770), entsagte sie den dramatischen Arbeiten, obwohl diese ihr einen außerordentlichen Ruhm und viele Freunde, neben sehr bedeutendem Honorar gewonnen hatten. Nur geistliche Dramen dichtete sie noch; aber sie wohnte nie wieder einer theatralischen Vorstellung bei, der Glanz und Ruhm der Welt hatte für sie den Reiz verloren. Sie zog sich selbst von dem Umgange mit mehreren ihrer Gönner und Freunde zurück; mit ihrer vertrautesten Freundin, Garrick's Witwe, widmete sie sich vornehmlich der Sorge für das Eine was noth ist, und Werken der Liebe. Besonders bemühte sie sich gute Volksschulen zu stiften, und erwarb sich dadurch ausgezeichnete Verdienste; die vielen Schwierigkeiten die zu überwinden waren konnten ihren Eifer nicht ermüden, und sie ließ vereint mit ihren Schwestern auch durch große Unannehmlichkeiten und persönliche Gefahren sich nicht abhalten selbst Gegenden in denen die Noth des Landvolks abschreckend war zu durchziehen, um dem geistigen Bedürfniß der verwahrlosten Kinder entgegenzukommen. In neun Schulen welche sie, unterstützt von wohlhabenden Freunden und Gönnern, gegründet wurden 1200 Kinder unterrichtet, und die in Einem Geiste wirkenden Schwestern besuchten mit Hanna More 20 Jahre lang an jedem Sonntage drei, zum Theil fast weit auseinandergelegene Schulen. Da mußten sie oft in einem elenden Dorfe übernachten, und benutzten die Abende den Leuten Erbauliches vorzulesen. Es fehlte nicht an Anfechtungen und Widersachern, aber der heilige Eifer der Liebe überwand Alles. Es geschah auch wol daß Aeltern, wenn sie ihre Kinder in die Schule sendeten, dafür eine Bezahlung begehrten; Andere weigerten sich hartnäckig die Kinder dem Unterricht anzuvertrauen, weil sie fürchteten man werde sie wenn sie heranwachsen wären als Sklaven verkaufen, oder doch über das Meer senden. Durch die Stiftung von Frauenvereinen wurde das gute Werk der Bildung des armen Landvolks weentlich gefördert. Mit der Sorge für das geistige Leben der Armen ging die für das leibliche Hand in Hand. In die elendesten Hütten, an die abschreckendsten Krankenlager brachten sie Trost und Hülfe, Nahrung, Kleidung, Erwärmung, Erquickung. Hanna More erfüllte in der That was sie Einem ihrer Freunde in ihrem siebenundvierzigsten Lebensjahre schrieb: „Der Rest meiner Tage ist den Armen und Denen die keinen Helfer haben gewidmet, und wenn ich ihnen auch nicht viel Gutes thun kann (sie that aber des Guten bewundernswürdig viel!), so kann ich doch wenigstens mich ihnen theilnehmend beweisen, und ich weiß daß es einem verlassenem Wesen ein Trost ist sagen zu können: Es ist Jemand der meiner gedenkt!“ Und bis in das neunundachtzigste Lebensjahre beharrte sie, soweit ihre Kräfte und ihr Einfluß reichten, in ihrem wohlthätigen Bemühen.

Als eine hochherzige Frau bewährte sie sich auch in ihrer lebendigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und politischen Verhältnissen. Während Viele eifrig bemüht waren die verführerischen Grundsätze der Französischen Revolution (1792) weiter zu verbreiten, und durch Flugschriften den Geist des Volks zu vergiften, ergingen viele Aufforderungen an sie durch ein populäres Tractatchen dem Unwesen entgegenzuwirken: sie lehnte es ab, konnte aber sich doch nicht versagen die „Dorfpolitik von Bill Ship“ zu schreiben und diese anonym drucken zu lassen. Die kleine Schrift gewann außerordentlichen Beifall und heilsamen Einfluß. Im Jahr 1794 verfaßte sie auch eine berebte Schrift gegen die berüchtigte thei-

¹⁾ „Epistolae Japonicae“, S. 11, 12, 73; Montanus, „Gesandtschaften“, S. 45.

²⁾ Lunberg, II, 100 — 105; Kistner, S. 59; „Epistolae Japonicae“, S. 11; Reylan, S. 177.

fische Rede Dupont's in der Nationalversammlung, und widmete den ganzen Ertrag derselben (an 240 Pf. St.) der Sammlung zur Unterstützung der ausgewanderten französischen Priester, denen sie das tiefste Mitleid nicht versagen konnte, je mehr sie ihre Ueberzeugungstreue ehrte.

Mit dem lebhaftesten Interesse begleitete sie auch die eifrigen Bemühungen ihres vertrauten Freundes Wülfers für die unglücklichen Sklaven, und dankte Gott als derselbe im Februar 1794 eine günstige Klausel der Bill für die Sklaven im Unterhause durchgebracht hatte. An dem Tage schrieb sie in ihr Tagebuch: „Herr, laß bald die Zeit kommen, da wahre Freiheit, Licht und Erkenntniß sich über die ganze Erde verbreiten!“ Sie selbst wirkte dazu eifrig mit, indem sie, zur Förderung der Volksbildung und zum Gegengift gegen die weitverbreiteten schädlichen Schriften, eine „wohlfeile Sammlung kleiner Volkschriften“, jeden Monat drei Tractate, Gesichten, Balladen, Sonntagserzählungen u., in blühend populärem Stile herausgab. Oft krank und schwach, arbeitete sie neben ihren andern Beschäftigungen unablässig an dieser Sammlung und wußte auch so bedeutende Hülfsmittel zu gewinnen daß der geringste Preis gestellt und dadurch die Verbreitung der Tractate gefördert werden konnte. Schon im ersten Jahre wurden zwei Millionen dieser Schriften verbreitet.

Ihrem Lande und Volke war sie treulich zugethan. Obwohl hochherziger Gesinnung, kann ihr Patriotismus doch energisch erscheinen, da sie sich zu dem Grundsatz bekannte: „Besser in England sterben als anderswo wohl sein!“

Bei ununterbrochener einflußreicher und wohlthätiger Wirksamkeit nach außen, und bei lebhaftem Verkehr mit ihren Freunden und Gönnern, den sie jedoch allmählig beschränkte um weniger zerstreut zu werden, arbeitete sie mit immer erhöhtem Eifer an der Läuterung und Kräftigung ihres innern Lebens. Wie scharf sie sich selbst beobachtete, wie gründlich sie ihr Herz erforschte, wie streng sie sich selbst richtete, Das bekrunden auf eine höchst lehrreiche Weise die Mittheilungen aus ihren fleißig geführten Tagebüchern, welche die treuesten Selbstbekenntnisse enthalten. Kräftig kämpfte sie denn auch gegen die mannichfachen Versuchungen zur Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, die der berühmten, vielgeehrten Schriftstellerin und in jeder Beziehung ausgezeichneten Frau von allen Seiten sich aufdrängten; es war ihr ein Herzensbedürfnis nach vollkommener Anspruchslosigkeit und Demuth zu ringen, und bei Allem was sie unverkennbar Gutes in reichem Maße gewirkt nicht sich, sondern Gott die Ehre zu geben. Oft durch körperliche Leiden, am meisten durch heftige und hartnäckige Kopfschmerzen, in ihrer geistigen Thätigkeit gehemmt, lehrte sie stets mit erneuertem Eifer zu ihrem Wirken zurück.

Im Jahr 1799 erschienen ihre „Bemerkungen über weibliche Erziehung“, eine Schrift welche Aufsehen und Bewunderung erregte und mit dem lebhaftesten Beifall gekrönt ward, sodaß im ersten Jahre sieben Auflagen vergriffen wurden. Sie enthält vortreffliche Bemerkungen und Rathschläge, hebt besonders überzeugend das christliche Element in der weiblichen Bildung hervor, und verdient auch jetzt noch eine deutsche Uebersetzung. Die von ihr und ihrer Schwester Martha gestifteten und geleiteten Schulen rechtfertigten erfreulich und ermunternd ihre Erziehungsgrundsätze, und der Einfluß welchen sie durch Vorlesungen und Ansprachen an Sonntagsabenden in vielen, vordem verwilderten Gemeinden auch auf die Erwachsenden gewonnen, war so in die Augen fallend fruchtbar und heilsam daß ihm die ehrendste Anerkennung nicht versagt werden konnte. Und sie blieb mit ihrer Schwester diesem Wirken treu, auch unter mancherlei oft bitteren Anfechtungen und Verfolgungen, die von manchen Christlichen und Laien ihnen bereitet wurden. Man hätte sie gern in den Verdacht des Methodismus gebracht, und beschuldigte sie laut frommer Schwärmerci, obwohl das thätige Christenthum das sie unablässig übten sie gegen solchen Vorwurf rechtfertigte. Sie huldigte nicht einem blinden oder toden Glauben, sondern dem der in

der Heiligung des Lebens sich bewährt. Auch kämpften Methodisten gegen sie, und klagten daß Hanna More die Leute von ihnen abwendigmache. Allen Verleumdungen und boshaften Angriffen, auch den heftigsten Schmähschriften begegnete sie mit großmüthigem Schweigen, und wenn zu Zeiten ihr Gemüthsruhe durch solche Anfechtungen getrübt ward, so gewann sie doch bald wieder ruhige Ergebung.

Dringend und unabweißbar aufgefordert, schrieb sie im Frühling 1805 „Winke über die Erziehung einer jungen Prinzessin“, zunächst der Prinzessin Charlotte, Enkelin des Königs Georg III. Obwohl sie aus Bescheidenheit ihre Autorschaft verbarg, ward dieselbe doch bald bekannt, und bereitete ihr neue Auszeichnungen und lauten Beifall. Schnell wurden sechs Auflagen abgesetzt.

Zwei Jahre lang, von 1806—8, krank darniederliegend, blieb sie doch geistig thätig und konnte schon 1809 ihren Roman „Edlebs, der eine Gattin sucht“, erscheinen lassen, der einen so außerordentlichen Eingang in ganz England fand daß binnen 14 Tagen die erste Auflage und nach neun Monaten die zwölfte vergriffen war. In Amerika wurden 30 Auflagen, jede zu 1000 Exemplaren, gedruckt und schnell verbreitet. Eine deutsche Uebersetzung, die in Stuttgart erschien, scheint weniger Eingang gefunden zu haben.

Wir können hier nicht alle Werke der ungemein fleißigen Schriftstellerin anführen und gedenken nur noch der „Praktischen Frömmigkeit“ in zwei Theilen 1811 und der „Christlichen Moral“ 1812, welche beide großen Beifall und Einfluß gewannen. Mit einer bei einer Frau wol seltenen theologischen Gründlichkeit schrieb sie auch den „Versuch über den Charakter und die Schriften des heiligen Paulus“. In ihrem vierundfiebzigsten Lebensjahre schrieb sie noch die „Moralischen Sitten der herrschenden fremden und einheimischen Meinungen und Sitten“.

Ihre vier Schwestern gingen ihr im Tode voran; die getreue Martha 1819. So tiefsehmerzlich sie ihre Vereinsamung empfand, so ertrug sie dieselbe doch mit musterhafter Ergebung. Ihr Alter ward durch öftere, langwierige und schwere Krankheiten getrübt, aber auch immermehr geläutert; wer Seltsamkeit hatte sie zu beobachten ward von ihrer gediegenen Frömmigkeit und unerschöpflichen Geduld erbaut. Selbst als sie von ihrem lieben Landhause und seinen heitern durch sie verschönerten Umgebungen scheiden mußte, um ihren Hausstand einzuführen und für ihre Schulen und Wohlthaten Mittel zu gewinnen, klagte sie nicht. Während der gealterte Leib abnahm nahm ihr Geist zu an Lebens- und Sterbensweisheit, und ihre Seelenkräfte minderten sich erst in den letzten Wochen ihres Lebens, das im Herbst 1833 vollendet ward.

Referent ist oft in Versuchung gewesen aus diesem höchst anziehenden Lebensbilde mehr beachtenswerthe Züge mitzutheilen; doch durften die Grenzen welche d. Bl. solchen Mittheilungen setzen nicht überschritten werden. Aber recht dringend möge das inhaltreiche, wahrhaft erbauliche, wie ermunternde und belehrende Buch empfohlen sein!

33.

Literarische Notiz.

Angenehm ungedrucktes Gedicht von Schiller.

In dem „Archiv für das Studium neuerer Sprachen“ (1850, VII, 341) theilt Dr. Langbein in Stettin als „bisher ungedruckt“ ein Gedicht von Schiller mit, welches derselbe für seinen Sohn zum Geburtstag der Frau Professor Griesbach in Jena gemacht. Dies Gedicht ist aber schon fünf mal gedruckt: 1) von R. Abeken in der Biographie Griesbach's in den „Zeitgenossen“ (3. Reihe, Bd. 1, Heft 8, S. 52); 2) von Dring in seiner „Nachlese“; 3) von Boas in den „Nachträgen“ (I, 71); 4) von Viehoff in dem „Commentar der Gedichte Schiller's“ (V, 293); 5) von Hoffmeister in den „Supplementen“ (III, 59).

34.

Freitag,

Nr. 39.

14. Februar 1851.

Japan.

(Schluß aus Nr. 38.)

Diesen allgemeineren Angaben fügen wir noch Einzelnes hinzu, was als sonderbar und abweichend ist hervorgehoben worden. Die Japaner steigen von der rechten Seite aufs Pferd und sitzen oft auf dazu eingerichteten Sätteln mit kreuzweis geschlagenen Reinen. Sie sind im Hause besser angezogen als draußen und grüßen mit dem Fuße. *) Vornehmern Personen gegenüber wirft man sich platt auf die Erde, berührt sie mit dem Kopfe und kriecht dabei vorwärts und rückwärts. **) Kein Volk auf Erden lernt, ehrt und übt eine solche Anzahl von Ceremonien und Etiquettenregeln; nirgend gibt es soviel Abstufungen, Titel, Ehrenzeichen und Auszeichnungen an Wappen, Kleidern, Waffen, Schuhen u. s. w. *)

Diese Vorliebe für Keußerlichkeiten ward vor allem geltendgemacht bei den Audienzen der Holländer in Jedo; ja man fügte, um sie herabzusetzen, gewiß noch ganz Ungewöhnliches hinzu. **) Sie mußten förmlichen Unterricht nehmen im Complimentenmachen, vor dem Kaiser singen, tanzen, springen, Allerlei vorstellen, die Perücken abnehmen und aufsetzen, zum Sitze des Kaisers hintriechen und rückwärts hinaustriechen. Einiges hiervon war Sitte des Landes, Anderes Folge natürlicher Reugier, noch Anderes Beweis hochmüthiger Ueberlegenheit. Jene Reugier belästigte die Holländer selbst in ihrer Wohnungen zu Jedo: sie erhielten unzählige Besuche, auch von vielen Frauen, und mußten Fragen aller Art beantworten **), während man ihnen auf ihre Fragen Japan betreffend, aus Furcht vor Bestrafung, keine Auskunft gab. Jeder Gast wünschte ein Andenken zu erhalten (wären es auch nur einige Worte auf einen Fächer geschrieben), während alle Vorräthe von Zuckerwerk und Liqueuren erschöpft wurden.

Nicht besser ging es der russischen Gesandtschaft unter Krusenstern. Alle wurden in einem engen Raume eingesperrt **), und als sie endlich hofften auf dem Wege

zum Statthalter von Nangasaki allerhand Anziehendes und Lehrreiches zu sehen, fanden sie Häuser und Fenster verhangen. Am Schlusse aller Unannehmlichkeiten und Beschränkungen gab man ihnen die Weisung auf den Weg: niemals dürfe irgend ein russisches Schiff nach Japan kommen.

Nichts hat wol mehr Erstaunen erregt als die Berichte über die japanische Sitte des Bauchausschneidens. Sie beruht allerdings auf einer höchst seltenen Lobesverachtung **), wird aber doch in ganz anderer Weise und aus andern Gründen geübt als man gewöhnlich annimmt. Zuvörderst ist es ganz irrig daß der Hof oder die Regierung jemals einen Befehl zum Bauchausschneiden gebe **), und ebenso steht die Meinung ganz unerwiesen und in der Luft, als wenn es eine Ehrensache sei sich den Bauch aufzuschneiden, weil ein Anderer es für gut gefunden Dies zu thun. Die Sache verhält sich so: Wenn ein Beamter Etwas verbrochen hat, worauf schwere oder gar Todesstrafe steht und ihm hierüber amtliche Kunde zukommt, so vollzieht er die Strafe selbst oder kommt ihr zuvor, indem er sich unter Beobachtung gewisser Feierlichkeiten den Bauch ausschneidet. Hat er diesen Muth, so spricht man von ihm wie von einem braven Manne, seine Familie bleibt unbescholten und erbt in der Regel sein Amt. Dies Vorrecht des Bauchausschneidens haben jedoch nur Adelige und Krieger.

Eine ganz andere Bedeutung gewinnt die Sitte und erinnert an die indische Weiberverbrennung, wenn sich beim Tode vornehmer Personen viele ihrer Diener den Bauch ausschneiden um sie in jene Welt zu begleiten. *) Diese können denn doch nicht die Unsterblichkeit leugnen, wie es von Vielen jener Vornehmen behauptet wird.

Wie für das Leben so bestehen auch für Tod und Begräbnisse unzählige förmliche Vorschriften **), z. B. über Begraben oder Verbrennen, Trauerzeit, Trauerkleider, Fasten, Enthalten gewisser Speisen, gewisser Vergnügungen u. s. w.

Die Japaner werden als sehr vergnügungsfüchtig

1) „Bemerkungen über Japan“, S. 91; Charlevoix, I, 42.

2) Krusenstern, I, 200; Thunberg, II, 151.

3) Höffner, S. 27, 28.

4) Krusenstern, I, 201; Kämpfer, II, 281, 285, 317.

5) Höffner, S. 202, 208.

6) Langsdorf, I, 264; Krusenstern, I, 200—200, 215.

1) Charlevoix, I, 51.

2) Doeff, S. 20; Charlevoix, I, 65; Titsingh, „Mémoires“, S. 220; Baranius, S. 119.

3) Charlevoix, I, 95, 87; Caron, S. 77.

4) Titsingh, „Cérémonies“, S. 117, 118, 123; Caron, S. 86.

beschrieben.) Thee, Taback und Sacki gewähren die allgemeinsten Genüsse; dann aber erwähnt man weiter Gastmahl, Handspiele (Morra), Pfänderspiele¹⁾, hierbei zur Strafe trinken (und sich durch Thee wieder er-nüchtern), Seiltänzer, Luftspringer, Masterraden, chinesi-sche Schattenspiele, Reit- und Fechtschulen, Wettrennen, Ringen, Bogenschießen, in Gondeln spazierenfahren, ins-besondere bei Abendbeleuchtung durch farbige Papierla-ternen. Einige Gesellschaftsspiele, sowie das (dem unse-rigen sehr ähnliche) Schachspiel sind beliebt und erlaubt²⁾, jedes Stückspiel hingegen als unwürdig und eigen-nüchig streng verboten.

Der 1., 15. und 28. jedes Monats ist eine Art von Sonntag. Als größere Feste werden bezeichnet das Sternensfest, das Lampenfest (zu Ehren der Todten), das Flaggenfest (zum Andenken eines Siegs über die Chi-nesen und als Geburtsfest der Knaben), das Puppenfest zur Geburtsfeier der Mädchen und in Verbindung ste-hend mit einer Legende von einer Frau die sich sehr Kinder wünscht, darauf 50 Eier legt aus welchen 50 Kinder hervorkriechen u. s. w.³⁾ Bei allen diesen Fe-sten findet man kaum irgend eine Spur von Religion oder eine Beziehung auf dieselbe.⁴⁾

Zu den geistigen Vergnügungen gehört das Schau-spiel, das im Verhältniß zu der übrigen Bildung uner-wartete Fortschritte gemacht hat. Es gibt Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele, Poffen und eine Art von Opern, mit allerdings sehr schlechter Musik.⁵⁾ Einheit des Orts und der Zeit wird nicht berücksichtigt, und an einem Abend das Verschiedenste aufgeführt. Ja nicht einmal die einzelnen Stücke von Anfang bis zu Ende, sondern abwechselnd Acte aus dem einen und dem andern, so-dass (sofern man nicht Alles sehen will) Zeit bleibt da-zwischen die Theehäuser zu besuchen. In Osacca hatte das Schauspielhaus außer dem Parterre drei Arten von Logenreihen, und Fechterspiele wechselten mit andern Aufführungen.⁶⁾ Kleidung und Decorationen werden gelobt. Die Schauspieler gehen wol quer durch das Parterre um sich und ihre Kleiderpracht zu zeigen. Ebenso wechseln die Damen welche das Stück sehen während der Aufführung zwei, drei mal ihre Kleider, welche sie von Bedienten oder Kammerfrauen nachtragen lassen. Die Aufführung beginnt Nachmittags und dauert bis spät Abends. Gedruckte Büchlein geben in aller Kürze den Inhalt der Stücke an. Weiberrollen werden durch Männer gespielt, und es gilt für eine Ehre in einem Stücke mehre Rollen zu übernehmen. Die Schau-spieler sind nicht geachtet, aber gut bezahlt. Staats- und Liebesgeschichten bilden den Hauptinhalt der Dar-stellungen. Man lobt die Mimik, tadelt dagegen das

übermäßige Schminken, die übertriebene Declamation, das Schreien und Umsetzen der Stimme, sodas man nicht begreifen könne wie Jemand diese Anstrengung auch nur eine Stunde auszuhalten im Stande sei.) Ein minder strenger Freund des Theaters sagt dage-gen⁷⁾: „Die Schauspieler wissen überallemassen künst-lich verliebte Freier und Jungfrauen, knurrende alte Leute, betrüglische Knechte, lieblosende Spielmägdelein und verthullige Jünglinge darzustellen.“

Wir kommen jetzt, zum Schlusse unserer Mittheilun-gen, auf die Verhältnisse der Frauen und Mädchen. Man ist auch in Japan nicht gleichgültig gegen ihr Aeußeres, und behauptet z. B. das in der Gegend von Miaco die schönsten Frauen zu finden wären⁸⁾; der eu-ropäische Geschmack dürfte jedoch schon daran Anstoß nehmen das die Augenlider schief gestellt sind und ge-gen die Nase zu herabsinken. Noch weniger kann man mit allen Mitteln einverstanden sein wodurch die Japa-neserinnen ihre Schönheit zu erhöhen suchen. Sie sche-ren eine kleine Stelle des Kopfes kahl und bilden aus den bleibenden Haaren zwei Strähnen⁹⁾, eine nach vorn und eine nach hinten, welche sie in der Mitte zusammen-ziehen und mit Nadeln oder andern Dingen schmücken. Täglich wird der Kopf gekämmt, geölt oder mit Einwas-fer genäßt. Verheirathete Frauen¹⁰⁾ (und Dies gilt für einen Vorzug) rupfen sich die Augenbrauen aus und färben die Zähne schwarz.¹¹⁾ Japanerinnen hielten die weiße Naturfarbe einer Russin für Schminke, denn sie selbst schminken ihr Gesicht weiß mit einer Art Puder und die Lippen violett.¹²⁾ Man behauptet das die Frauen 6 — 10, ja 30 — 50 sehr weite Röcke übereinander ziehen, jedoch von so außerordentlich feinen Stoffen das sie nur fünf Pfund wögen.¹³⁾ Diese Röcke sind von den verschiedensten Farben (der unterste jedesmal schwarz). Man kennt keine Schnürleiber; jene Röcke werden aber durch tiefliegende, sehr fest angezogene breite Gürtel fest-gehalten¹⁴⁾, was entstellt, den Gang hemmt und der Ge-sundheit schädlich ist. Man trägt keine Ohrringe, Arm-ringe oder Handschuh.

Die Heirathen werden meist sehr früh und lediglich nach dem Willen der Aeltern geschlossen.¹⁵⁾ In der Regel heirathet Keiner außerhalb seines Standes oder unter denselben.¹⁶⁾ Nur unter Geschwistern ist das Ab-schließen einer Ehe verboten. Der Verlobte macht sei-ner Braut mancherlei Geschenke¹⁷⁾; ja, er muß, wenn

1) Bisscher, S. 197; Golownin, II, 91.
2) Bisscher, S. 200—204.
3) Charlevoix, I, 44.
4) Replan, S. 86.
5) Charlevoix, I, 98.
6) Replan, S. 143; Kämpfer, II, 46.
7) Bisscher, S. 219.

1) Bisscher, S. 201.
2) Montanus, S. 120.
3) Bisscher, S. 206; Siebold, „Volk und Staat“, S. 2.
4) Replan, S. 86; Krusenstern, I, 203—204; Montanus, S. 200.
5) Thunberg, II, 68.
6) Replan, S. 87—88; Ricord, S. 87—88.
7) Replan, S. 87; Kämpfer, II, 204.
8) Thunberg, II, 176; Golownin, II, 76; Ricord, S. 87—88.
9) Bisscher, S. 69—62, 225—237.
10) Kämpfer II, 204; Titsingh, „Cérémonies“, S. 50—51.
11) „Cartas“, S. 30; Golownin, II, 67.
12) Titsingh, „Cérémonies“, S. 21, 26; Thunberg, II, 3, 58; Charlevoix, I, 86.

diese schön ist, auch den Schwiegervater in ähnlicher Weise zu gewinnen suchen. Hingegen ist das Heirathsgut und die Mitgabe der Mädchen äußerst gering, und wenn Reiche ihren Töchtern auch bei der Heirath einiges Geld geben¹⁾, so wird dies gewöhnlich nach einigen Tagen vom Manne zurückgeschickt, aus Furcht von der Frau abhängig zu werden oder Vorwürfe hören zu müssen. Während eines Gebets zündet die zur Rechten stehende Braut (und Dies gilt für Trauung) ihre Fackel an einer brennenden Lampe an; dann der Bräutigam die seine an der Fackel der Braut.²⁾ Hierauf folgen die Glückwünsche. Geistliche werden bei den Heirathsgewöhnlichkeiten nicht zugezogen.³⁾ Neugeborene Kinder bringt man nach Ablauf eines Monats in den Sintotempel und schlägt drei Namen vor, aus denen der Priester einen erwählt. Diese Namen werden jedoch öfter geändert, so beim Eintritt in das Jünglings- und Mannesalter. Scheidung ist erlaubt; auf Ehebruch der Frau steht Todesstrafe; ihre Treue wird indessen (trotz mancher Zurücksetzung) sehr gerühmt.⁴⁾

Vielweiberei ist nämlich nicht blos erlaubt, sondern auch sehr allgemein im Gebrauch. Man sucht ihn sowohl durch das natürliche Bedürfnis, als dadurch zu rechtfertigen daß es in Japan viel mehr Frauen als Männer gebe.⁵⁾ Eine dieser Frauen wird jedoch in der Regel als Hauptfrau, die andern werden hingegen als Nebenfrauen behandelt, und auch deren Kindern nur ein geringeres Erbrecht zugestanden. Gegen europäische Erwartung vertragen sich alle diese Frauen untereinander sehr gut, wengleich, wie ein Holländer sagt: meer soorten van kinderen rondhuppelen.⁶⁾ In Bezug auf die großen Unkosten welche die Vielweiberei verursacht bemerkt ein Europäer⁷⁾: „Eine Frau die bei uns aus Modesucht oder aus Eigensinn nicht mit ihrem Manne lebt, nimmt eine Wohnung ein die für 30 Concubinen des reichsten Japaners hinreichen würde.“

Die jungen Damen beschäftigen sich zu Hause und in Gesellschaften mit feinen Handarbeiten⁸⁾: sie fertigen Schachteln, Blumen, Vögel, Brieftaschen, Börsen, Flechtwerke von Fäden und Haaren. Sie rauchen sehr fleißig, wie die Männer, und haben immer ihre Pfeife im Gürtel bei sich. Es gilt für ein Zeichen großer Freundschaft, wenn eine Frau der andern erlaubt die Pfeife an der ihrigen anzuzünden.⁹⁾

Auffallender als alles bisher Erzählte ist das Folgende. Es werden Mädchen schon in der ersten Kindheit für eine gewisse Zahl von Jahren erhandelt, sehr sorg-

fältig erzogen und unterrichtet, dann zu Preisen welche die Obrigkeit festsetzt, überlassen und nach Ablauf der Vertragsjahre gewöhnlich verheirathet.¹⁾ Ihr anstößiger Wandel gereicht ihnen während dieser Zeit nicht zum Vorwurf; sie gelten für unschuldig an ihren Vergehungen. Diese Mädchenhäuser liegen meist in der Nähe der Tempel, ja sie sollen bei einigen Sekten damit in ungebührlicher Verbindung stehen.²⁾ Man bezeugt daß sie prachtvoll eingerichtet, fürstlichen Palästen ähnlich sind und öffentlich von Jedermann, selbst von Frauen besucht werden. Wenn wir auch die Nachricht daß bis 600 solcher Mädchen in einem solchen Hause lebten für einen Schreibfehler halten und sie mit Andern auf 60 — 80 herabsetzen³⁾, so übersteigt Dies doch alle europäischen Erscheinungen verwandter Art.⁴⁾

Gewiß steht mit dem Allen eine Geringschätzung der Frauen in Verbindung, worüber wir noch einige Zeugnisse beibringen:

1) Wenn der Mann schon etwas Ungebührliches thut und auf bösen Wegen geht, so wird ihm in Japan die Frau doch darum kein böses Gesicht geben⁵⁾, also daß der Mann durch seines Weibes Dienst und Liebe überwunden und sie wieder zu lieben gezwungen ist.

2) Frauen sollen sich um Politik und Geschäfte gar nicht bekümmern.⁶⁾ Wenn ein Mann in sein Weibehaus geht, so schlägt er sich alle Berufsverrichtungen aus dem Sinn als ob er keine hätte. Denn an dem Orte wird nichts Anderes gethan noch geredet als von lieblicher und freundlicher Kurzweil bei Banketen, allerlei Saitenspielen, Pfeifen, Singen, Tanzen, Komödien spielen; — und wissen die Frauen, sowohl hohen als niedrigen Standes, mit einer sonderlichen Zucht und Respekt ihrem Manne zu dienen und ihm an den Augen anzusehen wie sein Gemüth gestellet ist.

3) Der vierundfunfzigjährige Fürst von Mito hatte 54 Söhne und noch viel mehr Töchter⁷⁾, deren Anzahl (weilen es Weibsbilder sind und von Wenigen gesehen werden) unbekannt verbleibet.

4) Von religiöser Seite her hat das weibliche Geschlecht in Japan keine Hülfe oder Trost zu erwarten. Vielmehr sagten die Bonzen den christlichen Missionairen⁸⁾: „Jedes einzelne Weib hat der Sünden und

1) Kämpfer, II, 10.

2) Meplan, S. 48; Caron, S. 99; Thunberg, II, 206; Fißcher, S. 51.

3) Golownin, II, 22; Thunberg, II, 2, 206. Von unnatürlichen Ausschweifungen, und als Mädchen verkleideten, geschminkten Knaben, Golownin, II, 22; Kämpfer, II, 257. Für kein Verbrechen gehalten, auch ehelose Geistliche ihm ergeben, Barenius, S. 139. Auch Holländer schließen Quassehen auf Zeit, Barenius, S. 92; Caron, S. 157.

4) Ueberall lieux publics, de peur que les hommes n'attendent à la pudicité des personnes libres, ou des femmes mariées. Thévot, „Voyages“, II, „Relation du Japon“, S. 25. Depuis les premières classes, jusqu'aux dernières, tous les hommes vivent avec des concubines, ou fréquentent des maisons de débauche. Kitzingh, „Cérémonies“, S. 50—51.

5) Caron, S. 112.

6) Caron, S. 66.

7) Caron, S. 24.

8) „Epistolae japonicae“, S. 2.

1) Thévot, „Voyages“, II, 25.

2) Thunberg, II, 2, 81.

3) Jamais on n'appelle un prêtre pour les cérémonies du mariage. Kitzingh, „Cérémonies“, S. 41.

4) Charlevoix, I, 85—86.

5) Fißcher, S. 62; Montanus, S. 261; Kitzingh, „Cérémonies“, S. 50; Barenius, S. 92; Charlevoix, I, 85.

6) Fißcher, S. 62.

7) „Bemerkungen über Japan“, S. 87.

8) Fißcher, S. 262.

9) Fißcher, S. 227.

Verbrechen mehr als alle Männer auf der ganzen Welt. Doch bleibt noch eine Hoffnung sie von der Verdammnis zu retten, wenn sie uns mehr schenken als die Männer!
J. von Raumer.

Ein Pendant zu Goethe's „Recensent“.

Die bekannten Verse worin Goethe in kraftgenialischem Uebermuth sich über die Splitterrichter und Recensenten äußert: „Da hatt' ich einen Kerl zu Gast“ u. s. w., entstanden in der frankfurter Sturm- und Drangperiode des Dichters im Jahre 1774. In der Ausgabe von 1774 gehört dieses Gedicht zu jenen kleinern Productionen die den Schluß der „Vermischten Gedichte“ bilden; zuerst erschien es jedoch nebst dem Gedichte „Ein Gleichniß“ im „Göttinger Musenalmanach“ für 1775, und zwar anonym mit der Epigrafe „G. D.“ Nicht uninteressant dürfte die Notiz sein daß die Schnurre, in dem Almanach unter der Aufschrift „Der unverschämte Gast“ gedruckt, damals zu einer Entgegnung auffachelte. In den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ vom Jahre 1774 (Nr. LXXXI vom 15. November) findet sich ein „Pendant“ zu derselben, den wir hier folgen lassen:

Der Subelkoch.

Ein Pendant zum unverschämten Gast im Göttingischen Musenalmanach aufs künftige Jahr.

Da hing ein Kerl ein neues Schilde heraus,
 Kramte Pastetchen und Törtchen zum Kauf aus;
 Rühmte sie seinen hung'igen Gästen
 Als die schmackhaftesten und besten
 Die je gebaden worden. Hum!
 Dacht' ich — zu seiner Zeit ein Lederbissen
 Schmeckt eben nicht dumme!
 Wirk wol auch eins davon versuchen müssen:
 Ich that's, gab meinen baaren Groschen dram,
 Erkaufte also zugleich das Recht zu jubliciren,
 Ob Ich für mein Theil es goutiren
 Könn' oder nicht? — Da geschah nun grad' das Letztere:
 Die liebe Butter, mit Respect zu sagen, ähelte;
 Der spanische Teig war härter fast als Steine;
 Das Eingefüllte halb roh, kaum gar für Schweine;
 Hin warf ich's! Schlich voll Kerkers weg.
 Brumm! in den Bart so was von Subelkoch und Drec. —
 Drob that der Kerl sich stracks formalliren,
 Sing an von Unverschämte, von Gast, von Recensent,
 Und tausend Sakrament
 Was her zu rasonniren: —
 Der Bengel! — schmeißt ihn todt den Hund! Es ist ein
 Autor der nicht kritisiert will sein.

J. W. Kypke.

Bibliographie.

Burgstaller, Damberger und Schlosser, Missionspredigten, gehalten in der Pfarrkirche zu Sursee, Kantons Luzern. Getreu nachgeschrieben von mehreren Zuhörern. 2te, erst eigentlich in den Buchhandel kommende Auflage. Luzern. Gr. 8. 21 Ngr.

Der Christbaum. Parabel. 2te Auflage. Berlin, Brandis. Gr. 16. 5 Ngr.

Doerr, A., Poetische Werke. Louise. Gedicht in drei Gesängen. Darmstadt, Lange. 16. 15 Ngr.

Geschichte, Revision, Kritik und Reform der constitutionell-monarchischen Staats-Verfassungen. Vom Verfasser der „Täuschungen des Repräsentativ-Systems.“ Marburg, Elwert. Gr. 8. 25 Ngr.

Gumpowich, B. P., Die philosophische und theologische

Literatur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage. 1ter Band. — A. u. d. A.: Die philosophische Literatur der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Horn, B. D. v., Friedel. Eine Geschichte aus dem Volksleben. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 5 Stahlstichen. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 12 1/2 Ngr.

Der Josephinismus und die kaiserlichen Verordnungen vom 18. April 1850 in Bezug auf die Kirche. Wien, Sapper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 21 Ngr.

Kaltenborn, C. v., Grundsätze des praktischen Europäischen Seerechts, besonders im Privatverkehre, mit Rücksicht auf alle wichtigeren Partikularrechte, namentlich der Norddeutschen Seeataaten, besonders Preussens und der Hansestädte, sowie Hollands, Frankreichs, Spaniens, Englands, Nordamerikas, Dänemarks, Schwedens, Russlands etc. Zwei Bände. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 4 Thlr.

Rehrein, J., Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther nebst 34 verschiedenen deutschen Uebersetzungen des 5. Capitel aus dem Evangelium des heil. Matthäus. Stuttgart, Cast. Gr. 8. 27 Ngr.

Dotto d. j., S. und C. Thieme, Der Spinnabend. [Pflanz.] Cyclus von Bildern aus dem wendischen Bauernleben. Fieber. Declamation von C. Thieme. Mit freier Benutzung wendischer Originalmelodien componirt von C. J. Dotto. Schleusingen, Glaser. Gr. 8. 3 Ngr.

Putzig, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Kirchenstrauß. 4te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Reuß, L., Kurzgefaßte Geschichte des älteren Italiens als Einleitung zur Entwicklungs-Geschichte der Neu-Italiens. Passau, Elsäßer u. Waldbauer. Gr. 8. 20 Ngr.

Salon-Album. Festgabe für 1851. Herausgegeben von L. Starck. Mit Beiträgen von C. Boas, G. von Colerfeldt, A. Göring etc. 1ter Jahrgang. Mit zwölf Stahlstichen. Leipzig, Englische Kunstanstalt von Payne. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Eine preussische Antwort auf die deutsche Frage. Danzig, Homann. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Flüchtige Blicke auf die den Kammern des Königreichs Sachsen unter dem 19. Juli 1850 vorgelegten Gesetzentwürfe, eine revidirte Verfassungsurkunde und ein Wahlgesetz betreffend. Von einem Conservativen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Büchjel, Am ersten das Reich Gottes. Predigt über Evangelium St. Matth. VI, V. 33, gehalten am Buß- und Bettage 1850. Berlin. 1850. Gr. 8. 3 Ngr.

Christus der gute Hirt. Predigt über das Evangelium St. Joh. X., 12—16, gehalten am Sonntag. Riser. Dom. Abendaselsst. Gr. 8. 3 Ngr.

Dulon, R., Die Stephanigemeinde in Bremen am 22. Octbr. 1850. Bremen, Geisler. 1850. 8. 10 Ngr.

„Die Eigentlichen.“ Ein Versuch zur Verständigung über die Wahrheit der konstitutionellen Monarchie. Berlin, Herz. Gr. 8. 2 Ngr.

Ewald, H., Ueber Deutschland und Preußen. Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Der eiserne Hebel des Volkswohlfstandes. Stettin, Sounier. Imp.-4. 4 Ngr.

Ob Oestreich — Ob Preußen? Historisch-politisches Epitgelbild. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7 1/2 Ngr.

Panglhofer, J. A., Das Siegesthor zu München. Geschildert und besprochen. Mit einer artistischen Beilage. München, Franz. Ler.-8. 7 Ngr.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.*)

Histoire de la révolution de 1848 par A. de Lamartine. Zwei Bände. Paris 1849.

Indem wir Lamartine's Geschichtswerk aus der Hand legen, im warmen Gefühl der reichen Genüsse welche wir der Lesung desselben verdanken, berührt uns schmerzlich die Erinnerung an die Gleichgültigkeit mit der die Gegenwart den jüngst so hoch gehobenen und dann zur Unpopularität herabgesunkenen Staatsmann betrachtet. Und ist nicht auch die Aufnahme welche die „Histoire de la révolution de 1848“ bei den Zeitgenossen gefunden hat unter dem Einflusse jener Gleichgültigkeit getrübt? Spricht man doch in manchen Kreisen nur wogwendend von den unglücklichen Versuchen des frühgefeierten Dichters, als Staatsmann und Geschichtschreiber hervorzutreten, und kaum läßt man ihn, zumal nach seinen neuesten unter ungünstigen Verhältnissen entstandenen Productionen, selbst als Dichter noch Gnade finden. Hier haben wir es zunächst mit dem Geschichtschreiber Lamartine zu thun, dessen Darstellungsweise man oft mit der einzigen Bezeichnung einer „poetischen Geschichtschreibung“ hinreichend verurtheilt zu haben meint, und dessen uns vorliegendes Werk noch ausserdem mit dem gegen alle Autobiographien und Memoiren herrschenden Vorurtheile, die Lust der Selbstbespiegelung sei ihre Quelle, zu kämpfen hat. Wir sind nicht gewohnt uns mit Autoritäten zu waffnen, wo es die Einführung einer neuen Erscheinung in die Lesewelt gilt; aber wir möchten alle Classen unserer Leser zur Empfänglichkeit für den uns durch Lamartine's Schrift gewordenen Hochgenuss stimmen, jede falsche Ansicht die vom Studium derselben zurückhält beseitigen, und darum erinnern wir hier zunächst an die Kritik in den „Heidelberger Jahrbüchern“ (Jahrgang 1849, Heft V, S. 798 fg.), deren historischer im Geiste Schloffer's gehaltener Theil wenigstens von Niemand der Hinneigung zu irgend einer Art der Schönthuererei bezüchtigt werden wird. Dort wird uns „dies merkwürdige, in Auffassung und Stil ganz eigen-

thümliche und durch den Inhalt wie Gehalt höchst lehrwerthe Buch“ als eine echte Geschichtsquelle dringend empfohlen, und es heißt im Besondern — von dem Theile des Werks in welchem Lamartine vorzugsweise von seinem persönlichen Eingreifen in die wildesten Scenen der Umwälzung zu erzählen hat: „Einzelne Züge der Großmuth, der Aufopferung, der edlen Menschlichkeit beleben das Gemälde mit ungemeiner Frische und Schönheit und überrreffen das Herrlichste was ein Dichter hätte erfinden können.“

Wie steht es denn aber überhaupt mit der Berechtigung der „poetischen Geschichtschreibung“, und liegt wirklich in diesem Begriffe ein innerer Widerspruch, wie man es oft ohne Weiteres voraussetzt? Ohne hier auf eine Theorie der historischen Kunst einzugehen, erinnern wir nur daran daß, so gewiß die Poesie ihren Stoff aus dem Leben (der Wirklichkeit) zu schöpfen hat — was seit Goethe, dem realsten unserer Dichter, von Niemand mehr bestritten wird —, auch die Geschichte, das Menschenleben in seiner großartigsten Entwicklung, eine poetische Darstellung in Anspruch nehmen darf, und daß wie eine sentimentale Dichtung neben der naiven, so auch eine poetisch-philosophische Geschichtschreibung neben der naive-objectiven „ursprünglichen“ (Hegel) Anerkennung fordern kann.*) So wenig ferner die Dichtungsgattungen durch irgend eine Theorie im Voraus zu erschöpfen und scharf zu begrenzen sind, so wenig dürfen wir auch dem Genie unter der Einwirkung einer fortgeschrittenen Entwicklungsstufe der Menschheit das Recht eine neue Gattung der Geschichtschreibung zu gestalten absprechen. Wer aber könnte in Lamartine den höhern Genus verkennen und wer möchte der „Histoire des Girondins“ einen Platz in der Reihe der großen historischen Compositionen verweigern? Das hoffen wir inzwischen unsern Lesern schon durch die wenigen Proben die wir aus der „Histoire de la révolution de 1848“ hier mittheilen werden zur Ueberzeugung zu erheben: daß in dieser Geschichtserzählung die Wahrheit in der Dichtung wahrlich

*) Wir verweisen hier auf die schöne Stelle Macaulay's („Essays“, I, 109): „History at least in its state of ideal perfection, is a compound of poetry and philosophy“, und die weitere Zuführung daselbst.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 34 — 37 und 38 — 42 d. Bl. f. 1850.

nicht untergegangen ist, und daß das dichterische Element des Buchs vor allem in der Lebendigkeit der Anschauung und Darstellung, in dem tiefen Eindringen in die psychologischen Motive der Begebenheiten, und in der idealen Auffassung der geschichtlichen Aufgabe der Menschheit besteht. Wenn aber dabei „die Absicht mit seiner Person hervorzutreten“ in Lamartine's Darstellung des großen Weltereignisses, in welchem ihm eine zeitlang geradezu die erste Rolle zugetheilt war, nicht zu verkennen ist, so hat doch eben diese Person unleugbar eine so große geschichtliche Bedeutung gehabt daß die Wissenschaft die Fügung, nach welcher uns der Vorker einer großen Nation in einer ihrer merkwürdigsten Krisen mit Dichterkraft sein eigenes Innere enthüllt, kaum dankbar genug zu preisen vermag; mögen deshalb, was wir ausgeben, einige Abschnitte des Buchs selbst von einer gewissen Coquetterie des Verfassers, von Selbsttäuschung und Schönmalerei nicht frei sein, so können diese Schwächen, die noch dazu bei einem Gemüthsmenschen sehr verzeihlich erscheinen, dem Werthe des Ganzen doch keinen Eintrag thun. Auch haben wir hier wiederum die treffende Bemerkung der heidelberger Kritik anzuerkennen: „Der individuelle persönliche Charakter ist dem Werke mit starken Zügen aufgeprägt. Nichtsdestoweniger ist es kein autobiographisches Memoire, kein apologetisches Concept, es ist ein großes, rhetorisch-dramatisches, in allen Farben der Romantik prangendes und bisweilen zum lyrischen Schwunge der Hymne sich erhebendes Kunstwerk, in welchem Lamartine und Revolution in eine Idee verwebt sind.“ Was jedoch dieser Geschichte den höchsten Werth verleiht ist die ganze Auffassung des erzählten Ereignisses, in welcher sich zugleich der staatsmännische, philosophische und reinmenschliche Charakter des Darstellers auf das schärfste ausdrückt, und dabei gibt „die religiöse Stimmung, die immer bei besondern Epochen hervorbricht, diesem Werke eine eigenthümliche Weihe“. Doch hier ist mehr als vorübergehende Stimmung, hier ist ein echtchristlicher Glaube und eine durch tiefes Eindringen in die Geschichte befestigte Ueberzeugung von der höhern Bestimmung der Menschheit. Und so erhebt uns das Werk Lamartine's, des gemüthvollen Staatsmannes, der unter den widrigsten Erfahrungen seines politischen Lebens den Glauben an die fortschreitende Vervollkommnung seiner Nation wie der Menschheit bewahrt hat — nur in anderer Weise wie Macaulay's nicht genug zu preisende „History of England“ *) — über den lähmenden Bahn dieser trüben Zeit, als sei der Verfall der europäischen Menschheit im Anzug, zu dankbarer Freude und muthvoller Hoffnung.

*) Wir erinnern hier an folgende Stelle aus Macaulay: „Diejenigen welche das Zeitalter in welches ihr Loos gefallen ist mit einem goldenen Zeitalter vergleichen, daß nur in der Einbildung besteht, können von Entartung oder Verfall reden; aber Niemand der genau von der Geschichte unserer Vergangenheit unterrichtet ist wird eine trübe oder verzweiflungsvolle Ansicht von der Gegenwart hegen können.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Urtheil August Wilhelm Schlegel's.

Es ist gegenwärtig nicht an der Mode in Deutschland das sogenannte classische Drama der Franzosen zu überschätzen. Vielmehr haben die Keulenschläge welche Lessing und die Höflichen, aber gefährlichen Fechterstöße die August Wilhelm Schlegel gegen dasselbe geführt haben eine so nachhaltige Wirkung geäußert daß man geradezu in Gefahr kommt von jedem Comis-voyageur als eine zurückgebliebene Popsnatur verschrien zu werden, wenn man es nur wagt die französische Tragödie eines Corneille oder Racine eines ernstern wissenschaftlichen Blicks und Worts für werth zu erachten. Niemand der die einschlagende Literatur etwas genauer kennengelernt hat wird es vermögen das verdammende Urtheil welches Lessing und Schlegel über das französische Drama der sogenannten classischen Zeit gefällt haben im Großen und Ganzen zu widerlegen. Je unwahrscheinlicher aber und verdienter die kritische Niederlage dieser Tragödie im Allgemeinen ist, und je vollständiger sich das deutsche Theater mit Recht von der Nachahmung derselben emancipirt hat, um so ungefährlicher ist es dem überwundenen Geyner Berechtigung widerfahren zu lassen. *) Und eine Revision dieses Processes thut wirklich noth! Denn in der Hitze des Streits hat besonders August Wilhelm Schlegel Bannstrahlen gegen die französische Tragödie geschleudert deren Motive eine besonnene Kritik nicht mehr anerkennen kann. Wir glauben das Andenken des großen Kunstrichters zu ehren, wenn wir in einem eclatanten Falle sein Urtheil auf Das zurückführen was mit Wahrheit der französischen Tragödie vorgeworfen werden mag, da er selbst, wie es uns scheint, darin zu weit gegangen ist. Die deutsche Kritik gegenüber der tragischen Unnatur der Franzosen bedarf keiner Ungerechtigkeit zu ihrem Siege.

Schlegel hat bekanntlich außer seinen „Vorlesungen über dramatische Literatur“ besonders in der „Comparaison des deux Phédra“ seine Ansicht über die französische Tragödie niedergelegt. In dieser Abhandlung, welche sich zunächst auf den „Hippolyte“ des Euripides und die „Phédra“ des Racine bezieht, wird die Behauptung Laharpe's geprüft: „Racine a partout substitué les plus grandes beautés aux plus grands défauts.“ Natürlich ist das Ergebnis der Schlegel'schen Untersuchung das gegentheilige: er findet daß Racine nur da erträglich ist wo er den Euripides abgeschrieben hat, und abguschmact sobald er Veränderungen versucht. Das Meiste was zum Beweise dieser Ansicht beigebracht wird ist unwiderleglich richtig. Aber gerade drei Hauptanklagen, die Schlegel über die veränderte Composition der Tragödie gegen Racine schleudert, sind meiner Ansicht nach unbegründet, und sie sind es über die ein Wort der Versöhnung zu sprechen mir vergönnt sein möge.

Erstens. Racine hat eine falsche Todesnachricht von Iphéus erfunden (la fausse nouvelle de la mort de Thésée), augenscheinlich um die Liebeserklärung der Phédra, welche unter dem Eindruck dieser falschen Botschaft erfolgt, weniger abscheulich zu machen. Es ist unbegreiflich wie Schlegel leugnen kann daß dieser Zweck erreicht werde. Zwar sind die Worte der Demone: „Votre flamme devient une flamme ordinaire“, niedrige Schmeichelei einer Sklavenseele; aber wahr bleibt es doch daß die Abscheulichkeit des Verbrechens geringer erscheinen würde wenn Iphéus wirklich nicht mehr am Leben wäre. Und nur unter dieser Bedingung, glaube ich, ließ sich die Sache modernen Hörern und Zuschauern allenfalls vorführen. Bedenklich genug bleibt sie doch. Wenn Schlegel sagt: „Je pense, que toutes les âmes bien nées sentent des remords, quand une personne à qui elles étaient attachées par des liens sacrés et envers lesquelles elles ont eu des torts, vient à

*) Wir erinnern unsere Leser an einen Aufsatz über die altfranzösische Tragödie von P. Fetzner, den d. Bl. in Nr. 236 — 238 f. 1850 brachten. D. Red.

mourir, parce qu' alors ces torts sont irréparables", so vergißt er daß eine von dem Wahnsinn einer verbrecherischen Liebe ergriffene Seele die Stimme der Pietät und der frommen Sitten gar leicht und oft überhört.

Zweitens. Der Hippolyt des Euripides ist ein strenger, rauher Jüngling, allen Frauen abhold, Verehrer und Diener der Artemis; der Hippolyt des Racine liebt Aricia und verachtet die Phädra. Schlegel spricht mit Entrüstung von le fade personnage d'Aricia, und sieht darin Nichts als einen neuen Beweis daß Racine ohne Doudoir-Intriguen nicht auskommen könne, daß er die keusche Schönheit des griechischen Heros nicht verstanden, daß er der Dichter der Galanterie sei. Es ist wahr daß in den meisten Tragödien Racine's eine stereotype Verwicklung wiederkehrt: A liebt B, B aber nicht A, sondern C. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an Berenice, Bajazet u. A. Es ist als ob Racine Heine's Verse habe dramatisiren wollen:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andere liebt eine Andere
Und hat sich mit dieser vermählt.

Im vorliegenden Fall aber scheint mir eine richtigere Kunstanschauung den Dichter der französischen Tragödie geleitet zu haben. Würde der begeisterte Artemis-Verehrer, der jugendfräuliche Heros auf der französischen Bühne etwas Anderes geworden sein als ein ungeschlachter Weiberhaffer, halb verwunderlich, halb lächerlich anzusehen? Dieser mythische Umgang mit der Göttin der Wälder, so reizend bei Euripides geschildert, liegt so vollständig außer der modernen Weltanschauung daß ein französisches Publicum sich niemals würde hineinversetzen können. Etwas Anderes mußte also an die Stelle treten. Schlegel selbst sagt: „Pour mettre en plein jour les égarements d'une passion voluptueuse et criminelle. il fallait leur opposer le calme imperturbable et l'austère pureté d'une âme virginale“, oder, setze ich hinzu, eine reine, unschuldige Liebe. Dies hat Racine mit dem Verhältniß des Hippolyt zu Aricia erstrebt, und ich bekenne daß es mir scheint als habe der moderne Dichter durch diese Erfindung den einzigen Ersatz für die herrliche, aber bei unserm Theater unanwendbare Euripideische Charakteristik beigebracht der unter den obwaltenden und gegebenen Verhältnissen zu erdenken war.

Endlich besteht der dritte Hauptvorwurf gegen Racine darin daß er die Phädra zur Hauptperson gemacht und dieselbe erst am Ende des Stücks sterben läßt. Wenn Beides wirklich ein Fehler ist, so theilt Racine denselben mit dem „Hippolyt“ des Seneca. Eine schöne Autorität, dieser Tragiker Seneca! rufen vielleicht die Leser. Meinem Gefühl nach ist dieser Seneca nicht so schlecht als sein Ruf, und ich hoffe Dies nächstens einmal bei anderer Gelegenheit nachweisen zu können. Vorherhand lasse ich diese Quelle Racine's, die Schlegel fast unberücksichtigt läßt, liegen und wende mich zur Sache selbst. Ich sehe wie die Umstände liegen auch in diesem dritten Punkte keinen Grund Racine anzuklagen. Daß er Phädra zur Hauptperson gemacht hat, wie Dies schon Seneca that, halte ich, trotzdem es bei Euripides anders ist, für einen Fortschritt. Denn eignet sich denn Hippolyt, der nur leidet, nie handelt, irgendwie zum Helden einer Tragödie? Er schiebt nicht, sondern wird geschoben; es geschieht Bielerei mit ihm, aber er thut Nichts. Das movens liegt immer außer ihm, und zwar fast durchgängig in dem entchiedenen Handeln der Medea. Gebührt also nicht dieser der Rang des Protagonisten? Und wenn Dies der Fall, ist es dann nicht natürlich ihren Tod bis zum Ende der Tragödie hinauszuschieben? Für dieses Letztere gibt es überdies noch einen Grund. Das Stück des Euripides schließt mit der Erscheinung der Artemis, welche ihren Liebbling beklagt und dem verblendeten Vater die Augen öffnet über die Unschuld seines Sohnes, den er auf die falsche Anklage hin verflucht und ins Verderben gestürzt hat. Die Scene ist von so unerreichbarer Schönheit daß ich selbst im

Deutschen nicht wagen mag sie nachzubilden: ins Französische übersetzt, wie es Schlegel gethan hat, klingt sie wie eine Parodie. Aber dennoch mußte die moderne Tragödie, auch wenn Racine sich nicht gescheut hätte den Duft griechischer Sprache und griechischen Rhythmus abzustreifen, diese herrliche Scene entbehren: denn eine Göttererscheinung auf der Bühne in einem tragischen oder nur ernstem Stück liegt bei uns außer der Möglichkeit. Wer also sollte dem alten Vater den Betrug entdecken, den Hippolyt, durch Schwüre gebunden, nicht entschleiern durfte? Wer anders als die Stiferin alles Unheils, Phädra, und die moralische Vernichtung die sie durch diesen Act an sich selbst vollzieht scheint mir ein strengeres Gericht als der Tod selbst den sie erleidet.

Ich habe zu zeigen versucht daß die drei Hauptvorwürfe welche Schlegel gegen die Composition der „Phädra“ vorbringt abzuweisen sein dürften. Eine andere wohl aufzuwerfende Frage aber hat Schlegel gar nicht oder so gut wie gar nicht berührt: ob nämlich dieses Sujet sich überhaupt für die moderne Bühne eignet? Ich habe nicht die Absicht diese Frage hier zu erörtern, sondern begnüge mich mit einer kurzen Recapitulation meiner Ansicht, der ich meine Meinung auch über den letzten Punkt hinzufügen will. Sollte einmal eine Phädra auf der modernen Bühne erscheinen, so konnte Dies, was die Composition betrifft, im Ganzen nur in der Form geschehen die ihr Racine und nach ihm Schiller gegeben haben; besser aber wäre es gewesen die moderne Bühne hätte dieses Sujet ganz unbearbeitet gelassen: denn der Stoff ist zu bestimmt antik um sich unsern Formen einzufügen.

H. Henneberger.

Robin Hood in den Balladen Altenglands.

Die Kirchen in Nottinghamshire haben alle ihre besondern Legenden. Nur eine, die von Edwinstow, kommt mit der ihrigen etwas in die Enge. Eine Tradition erzählt nämlich, Hood habe sich in ihr verheirathet; sie steht jedoch damit allein, denn alle andern lassen ihn nur bei der Heirath von Allan-a-Dale als Zeugen figuriren. Eines Tags nämlich stieß Robin Hood auf einen schönen, jungen, unter einem Baum ruhenden und tief aufseufzenden Mann und noch Tags zuvor hatte er ihn festlich geschmückt und lustig und heiter gesehen. Der erste der Hande nach Robin Hood, der treue Little-John, süßet ihn heran und Robin fragt ihn ob er Geld habe.

„Fünf Schillinge besitze ich“, sagt Allan-a-Dale, „und diesen Ring den ich seit sieben Jahren an meinem Finger trage! Gesehn war ich noch glücklich und froh, denn ich war Bräutigam; heute — meine Braut ist mir entführt, sie soll gezwungen einen alten Ritter heirathen!“

„Und was ist mein Lohn, Allan-a-Dale, wenn ich dir deine Dame wiedererobere?“

„Ich schwöre dir daß ich von Stund an dein treuester Diener bin!“

Und Alles eilt nach der Kirche von Edwinstow, wo die Vermählung vor sich gehen sollte. Der Hauptmann tritt in der Kleidung eines Minstrels ein, eine Harfe in der Hand. Auf den plötzlich ertönenden Ruf seines Waldhorns eilen seine Gefährten, Allan-a-Dale voran, in die Kirche, und Robin vereint die Hände der beiden Liebenden. Als der Bischof sich weigert, auf seinen Befehl dieselben zu trauen, weil zu einer legalen Ehe ein dreimaliges Aufgebot gehöre, so zieht Robin ihm den Priesterrock aus und befehlt seinem Little-John als Priester zu fungiren. Mit gravitätischer Stimme spricht dieser das Aufgebot nicht drei mal, sondern sieben mal und über diese seltsame Ceremonie lacht alle Welt, mit Ausnahme des Bischofs und des normännischen Ritters. „Wer will der Braut als Vater dienen?“ fragt Little-John. Natürlich Robin Hood. Er nimmt das Mädchen unter seinen Schutz und erklärt daß es Jedem der Lust haben sollte sie ihrem Manne zu entführen theuer zu stehen kommen würde. „So endete diese heitere Hoch-

zeit", sagt die Ballade, „die Braut sah aus wie eine Königin und sie lehrten heim in den febllichen Wald unter das grüne Laubdach.“ Fetter, fröhlich, merry, das ist das Wort welches in diesen Poesien vorherrscht. Die Dichter legten das Glück und die Freude die ihnen fehlte in diese Zeiten zurück.

Robin Hood tritt sehr oft als Heirathsführer unglücklich hervor auf; er ist überhaupt der Held des besiegten und unterdrückten Volkes. Um den Preis eines einzigen Unrechtes (Mäubereien gegen Reisende und Pfeilschüsse gegen des Königs Jagdhüter) gab sich Robin Hood den Glorienschein alles andere Unrecht zu verhindern oder zu bestrafen. Die wüthigen Bischöfe und die tyrannischen Obrigkeiten wurden von ihm angegriffen, mittelblos geplündert, bisweilen selbst getödtet, nach öfters aber nach irgend einer Mystification in dem etwas plumben Geschmacke der Zeit gesund und umvertehrt und gegen ein Lösegeld zurückgeschickt. Seine Truppe bestand meist aus Leuten der niederen Classe, deren Kraft oder Geschicklichkeit Robin Hood bei irgend einem Rencontre kennengelernt hatte. Bald war es ein Lohgerber, dessen schwere Hand er gefühlt, bald ein Kupferschmied, den man ausgesandt hatte ihn selbst todt oder lebendig einzubringen, und der sich zuletzt selbst unter dem Banner der Dufkams anwerben ließ. In listigen Streichen und Bekleidungen war er unerschöpflich. Mit ihrer Hilfe entging er seinen Feinden und lockte sie in seine Fallen. Einmal hatte er es auf den Sheriff von Nottingham abgesehen; es war sein Plan ihn mitten aus der Stadt zu entführen. Aber wie? Robin Hood tritt in Nottingham als Fleischauger auf. Er kleidet sich seinem Stande gemäß und placirt sich vor einer Fleischaubank. Angelockt durch die billigen Preise die er stellt, strömten alle Käufer ihm zu und die ehrenwerthe Fleischerzunft von Nottingham geräth in Aufruhr. Man fodert den Sheriff zur Schlichtung der Sache auf, und dieser begibt sich in Person zum Pseudomegger. Robin er bietet sich ihm hundert seiner Döfchen zu verkaufen, und sagt dieselben ständen im nahen Walde. Der Sheriff folgt ihm sorglos dahin, und bald kommen die Beiden an den gewöhnlichen Sammelplatz der Truppe Robin Hood's. Statt von hundert Döfchen sieht er sich von hundert subelnden Gesellen umgeben, und verhöhnt zieht er nach Zahlung eines tüchtigen Lösegeldes wieder heim, ohne daß man ihm ein Leid gethan.

Robin Hood war nicht verheirathet; er lebte mit der schönen Maid Marian im Concubinat. Ehe er Hauptmann der Wildschützen ward, war er ein junger großer Herr gewesen, ruinirt theilweise durch die Thorheiten seiner Jugend, theilweise durch einen Abbe und einen Richter, die sich listig in den Besitz seines letzten Vermögenrestes gesetzt hatten. Er war damals sehr verliebt in die schöne Marian und fand Erhörung. Als er in das Dickicht der Wälder hinausjog, konnte Marian nicht ohne ihn leben und als Mann verkleidet suchte sie ihn auf. In dieser Verkleidung begegneten sie sich, Marian in Männertracht, Robin im Costume des Räuberhauptmanns. Sie schlugen sich, das schöne Blut der Marian floß und Robin Hood ward leicht verwundet. Dies war so seine Art Rekruten zu werben. Er bietet der Marian die Hand und schlägt ihr vor mit in den Wald zu kommen und das Lied der Rechtigkeit zu hören. Seine Stimme verräth ihn, Marian ihn wiedererkennend stürzt sich in seine Arme, und ein herrliches Fest wird sofort zur Feier des fasschen Pagen veranstaltet. Nach beendigtem Mahle gingen Robin und Marian in den einsamen Wald, vom Little-John gefolgt. Die Ballade erzählt nicht ob er den beiden Liebenden als ehrbarer Begleiter diente, aber sie spricht von dem langjährigen Glück der beiden Liebenden.

Charakteristisch ist daß aus den Balladen überall hervorleuchtet wie Robin Hood mehr mit einem Zustande der Dinge als mit einzelnen Personen Krieg führt. Mit den Personen spielt er öfters als er sie mißhandelt, er will nicht den einzelnen Mann der die Justiz handhaben muß plagen, sondern die Justiz selbst verhöhnen. Nur parteiische Richter kommen

nicht ohne Lösegeld fort, ebenso Uebelige und Priester. Das ist das Budget des Königs von Sherwood. Dagegen läßt und verteidigt er den Kleinbürger und den Landmann. Der Schäfer und der Ackerbauer, Witwen und Waisen haben keinen bessern Schutz als ihn, und die Vagen des Landes wissen davon zu erzählen wie er den Rittersn ihre Töchter wieder zu geführt und den bedrängten Ehefrauen ihre Männer gerettet hat. Natürlich ist er vor allem der Beschützer der Damen, der Bewunderer ihrer Schönheit und ein treuer Verehrer.

Eine Ballade läßt ihn auf sehr rührende Weise sterben. Er fühlte seine Gesundheit schon einige Zeit untergraben und klagte Dies seinem treuen Little-John. Er zog deshalb seine Cousine, die Abtissin des Klosters Kirkley, welche die Fröhen Kunst verstand, zurathe, und diese empfing ihn in ihrem Kloster mit gleichnerischer Freundlichkeit. Nach dem Essen führte sie ihn in eine abgelegene Kammer, öffnete ihm mit ihrer Lilienhand eine Ader und schloß ihn ein. Das Blut floß den ganzen Tag und die ganze Nacht und Robin erkannte den Berrath. Obwohl einer Dohnmacht nahe machte er doch einen Rettungsversuch. Das Fenster ist zu hoch, die Thür zu fest: da klopft er in sein Horn und entlockt demselben einige schwache Töne, aber sie genügen für das treue Ohr seines Little-John. Er erkennt in den sterbenden Tönen des Hornes den nahen Tod seines Herrn, eilt herbei, öffnet Schlösser und Thüren, und als er endlich Robin Hood findet, kann er ihn zwar nicht mehr retten, aber doch noch rächen. Er fragt den Sterbenden, ob er das Kloster sammt den Nonnen den Flammen preisgeben sollte, und Robin ruft ihm ein Nein entgegen. „Nur“, sagt er, „habe ich einer Frau Leids gethan, und nicht einmal einem Mann unter den Augen einer Frau. Was ich im Leben nicht that thue ich auch nicht im Tode. Reiche mir Pfeil und Bogen dar und laß mich begraben wo mein Pfeil niederfällt. Unter mein Haupt lege ein Stück grünen Rasen und ein anderes zu meinen Füßen und auch das Grab bedecke mir mit solchem. Raht das Grab breit genug und lang, und bettet mich auf ein großes Kissen daß ich sagen kann: hier liegt der kühne Robin Hood.“ Und so ward er auch begraben, nahe bei der Abtei Kirkley in Yorkshre.

13.

Literarische Notiz.

Nathalie.

Referent erinnert sich nicht ob zwei Romane: „Woman in France“ und „Madeleine“ von Julia Kavanagh in d. H. Erwähnung gefunden haben. Ist es gesehen, so richt ich ihnen „Nathalie: a tale“ (3 Bde., London 1850), als dritter, längster und bester an. Der Stoff kann nicht Original heißen. Wahrscheinlich hat „Jane Eyre“ den ersten Gedanken zu dem Buche gegeben. Alles Uebrige ist aber unbedingt Eigenthum der Verfasserin, namentlich der gefühlvolle Ausdruck, die Tiefe und Sachtheit der Empfindung, und die altfranzösische Grazie. Es dürfte mehr Wahrheit als Beleidigung sein sie die englische Keybaud zu nennen. „Nathalie“ ist die Liebesgeschichte eines launischen Herzens, die Erzählung eines verstockten Kampfes zwischen dem Eigensinne und der Verückung des jungen, der Pruderie und dem Argwohne des mittelalterlichen Mädchens, und nebenbei einer Menge Verwickelungen, die durch eine hinreichende Zahl von Personen veranlaßt und gefördert werden. Statt jedoch zu langweilen regt das Buch immer aufs neue an, und wol möglich daß manche Leserin — Leser sind für Dergleichen zu männlich — wenn der Kampf sich am wildesten, die Verwickelungen sich am verworrensten gestalten, einen Blick auf die letzten Seiten des dritten Bandes wirft um zu sehen wie der Kampf sich entscheiden, die Verwickelungen sich lösen werden, der Roman sich endigt. *) 31.

*) Eine deutsche Uebersetzung dieses Romans erscheint bald in der Verlage von Duncker und Humblot in Berlin. D. K. b.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Bei Dem was wir hier der Darstellung Lamartine's entnehmen werden wir uns auf eine Ergänzung unserer früheren Mittheilungen über die Februarrevolution beschränken müssen, die insbesondere das Eingreifen Lamartine's selbst in diese Weltbegebenheit wie seine Ansichten von derselben näher ins Auge faßt.

Lamartine's Grundgedanke bei Auffassung der Geschichte ist der Glaube an ein Fortschreiten der Menschheit zur Vernunftentwicklung und dadurch zur Freiheit; auch die Revolutionen sind heilsam, wenn sie das Erzeugniß einer sittlichen Idee sind. Dies war der Charakter der ersten französischen Revolution von 1789, die aber durch große Verbrechen verunstaltet ihr Ziel verfehlte. „La révolution de 1848“, heißt es, „n'est qu'une continuation de la première, avec des éléments de désordre de moins et des éléments de progrès de plus.“ Die Idee von der beide Revolutionen ausgingen ist: le peuple. Im Jahr 1789 entledigt sich das Volk der absoluten Monarchie, des Privilegiums u. s. w.; 1848 entledigt sich das Volk der repräsentativen Monarchie, die auf eine allzu engbegrenzte Oligarchie gestützt war. Im Jahr 1814 war mit Napoleon die Contrevolution gefallen; die restaurirten Bourbons mußten durch die Charte den Sieg der Revolution von 1789 anerkennen. Karl X. glaubte er könne mit der Charte spielen und starb im Exil. Von seiner eigenen Stellung zu den früheren Phasen der Revolution bemerkt Lamartine: Er war im Haß gegen das Kaiserthum erzogen; aus einem soldatischen, religiösen und royalistischen Geschlecht war er bei der Rückkehr der Bourbons in die Garben des Königs eingetreten, dann in die diplomatische Laufbahn übergegangen. Seine Ansichten des-lors libérales et constitutionnelles mißfielen dem Hof und schaden seiner Beförderung. Nach der Julirevolution nahm er seinen Abschied par un sentiment de respect gegen das gestürzte Königshaus. Ludwig Philipp hielt ihn für einen unpraktischen Träumer. Bei diesem persönlichen Mißverhältniß erscheint Lamartine's Miße in Beurthei-

lung Ludwig Philipp's um so liebenswürdiger. „Frankreich hatte das Recht ihn vom Throne zu stürzen; die Geschichte wird nie das Recht haben ihn zu hassen oder ihn herabzuwürdigen. . . . Man kann sagen Natur und Kunst hatten ihn mit allen Eigenschaften begabt die einen König populair machen, mit Ausnahme einer einzigen, der Größe.“ Den Mangel der Größe suchte er durch Schlaueit und Gewandtheit (habileté) zu ersetzen. Die Republikaner wußte er zu bezwingen, die Legitimisten niederzuhalten, die constitutionnelle Partei zu gängeln; mehr und mehr umgab er sich mit einer blind ergebener oder bestochener Oligarchie. Die auswärtigen Mächte gewann er durch Schmiegsamkeit und sicherte so Europa den Frieden; doch opferte er den Einfluß Frankreichs um die Duldung seiner Dynastie zu erlangen. Zuletzt hatte ihn das Glück, mit dem er seine Politik 18 Jahre lang durchführte, verblendet; Guizot, der sich ihm nach und nach ganz hingab, indem er sein System aus wissenschaftlicher Ueberzeugung billigte, était rassuré par la confiance en lui-même et par le dédain du vulgaire qui faisaient le fond de sa nature — ein echter Doctrinaire. Als Hauptfehler des herrschenden Systems betrachtet auch Lamartine die Abhängigkeit der repräsentativen Körperschaften von dem königlichen Willen und insbesondere die zu arge Beschränkung des Wahlrechts durch den Censur; Lamartine fodert das allgemeine Wahlrecht, bis zu der Revolution von 1848 jedoch wol nur eine allmälige Erweiterung desselben (l'avènement régulier des masses dans la politique, quelque difficulté que présente aux hommes d'état un phénomène démocratique si nouveau). Auch die spanische Heirath verstimmt viele Anhänger von Ludwig Philipp's System; sie zeigte wie der König das Wohl Frankreichs seinem dynastischen Interesse preisgab. Bis dahin hatte der Julikönig um nicht isolirt zu stehen sich zuweilen selbst bis zu der Stellung „eines englischen Vicekönigs auf dem Continent“ herabgelassen, jetzt drohte in der Ferne der Krieg (!) infolge der spanischen Heirath. Die Nation, auf der Oberfläche ruhig, gährte in der Tiefe. Schon längst leitete Thiers — adversaire impatient du ministère — die parlamentarische Opposition wider die Selbstregierung des Königs. Dilon-

Barrot's Opposition heißt dagegen modérée, toujours libérale, jamais personnelle. Auch die Urtheile Lamartine's über die Journalistik zeugen überall von seiner milden Humanität, die das Bessere auch in den Gegnern anerkennt. Marrast, der Redacteur des „National“, war der Camille Desmoulins sérieux et modéré de la future république, die für die Massen nur noch ein pressentiment lointain war; die „Réforme“ wollte das Volk tiefer aufregen und näherte sich bisweilen dem Socialismus, doch war der Redacteur Flocon caractère loyal même dans la guerre d'opinion. Allmählig bildete sich eine Coalition gegen das Ministerium Guizot, welche Paris und die Departements durch Banketts aufzuregen suchte. Thiers, der als Historiker die Gefahren einer solchen Agitation kannte, hielt sich ebenso fern von derselben wie Lamartine, dem die Opposition der Banketts zu unbestimmt erschien, auch als Dilon-Barrot und Thiers' Freunde mit den Republikanern für die Wahlreform zu denselben zusammentraten (1847). Lamartine wußte das solche Coalitionen nur Umsturz zu erzeugen vermögen. C'est leur impuissance pour le bien qui en fait l'immoralité. In diesem Sinne trat er bei mehreren Banketts auf; so z. B. zu Dijon gegen die aufregenderen Reden Ledru-Rollin's: „Wenn wir, hommes de démocratie régulière, uns mit den démagogues vermischen, so werden wir in der öffentlichen Meinung verloren sein.“ Am Ende des Herbstes 1847 waren die Urheber der Banketts bereits nicht mehr im Stande sie zu zügeln. Le peuple est toujours passion. „Die Republik ist das unfreiwillige Werk der parlamentarischen Coalition von 1840 und der agitirenden Coalition von 1848.“

Die Rede des Königs bei Eröffnung der Kammern (Buch 2) war ein Zeugniß von der Hartnäckigkeit mit welcher der König und Guizot an ihrem Systeme festhielten; die Reformbewegung wurde in derselben als das Werk einer bloß künstlichen Agitation dargestellt. Als das pariser Bankett vom 22. Februar verboten wurde, glaubte Lamartine darin eine Beeinträchtigung des Rechts der freien Vereinigung zu erkennen, die er wie Ledru-Rollin nur durch ein Gesetz in die Schranken gewiesen wissen wollte. In einer Versammlung von etwa 200 Deputirten der Opposition erklärte er: „Nous sommes placés entre la honte et le péril. Voilà l'arbitraire ministériel à la place du droit national.“ So trieb er die schwankend gewordene Opposition zur Theilnahme an dem verbotenen Bankett, obgleich er die Gefahren einer solchen Demonstration nicht verkannte. Aber, fügt er hinzu: „Abandonnons le reste à la providence et à la responsabilité du gouvernement!“ Wegen dieser Rede verurtheilt sich indes Lamartine selbst; er glaubte die Ehre der Opposition wahren zu müssen; la satisfaction secrète de prendre une fois de plus cette opposition en flagrant délit de faiblesse hatte vielleicht ohne sein Wissen (à son insu) einen Antheil an der Fiße in seinen Ausdrücken. Obgleich das Bankett bekanntlich nicht zustandekam, nennt Lamartine doch jene Rede den einzigen

Fehler der im ganzen Laufe seines politischen Lebens schwer auf seinem Gewissen lastete; denn „er überließ dem Zufall was die Jugend nur der Klugheit überlassen soll, die Ruhe des Staats! il tentait Dieu et le peuple.“

Von dem Morgen des 22. Februar sagt auch Lamartine: L'événement parut naître de la curiosité qui l'attendait. Der Ausdruck: Die Nacht (22./23.) sank herab ohne das Blut gestossen wäre, ist zu allgemein, da schon am 22. Februar die Municipalgarde einhieb. Die Stimmung der Nationalgarde, heißt hier charakteristisch unmecontentement sourd qui ne se résoudrait pas en éducation, mais qui pourrait se manifester en abandon à l'heure du danger; und „die Erschütterung der versteinerten Hartnäckigkeit des Königs schien der Bourgeoisie die gerechte Strafe eines zu langen Glücks“. In gleicher Sicherheit wie der König verharrete die Majorität der Kammer; sie dachte höchstens an einen Ministerwechsel. Auch Lamartine „sah noch Nichts von der Katastrophe voraus welche die Monarchie in einigen Stunden verschlingen sollte“.

Bei dieser Stelle schaltet Lamartine sein politisches Glaubensbekenntniß ein, dessen Hauptzüge wir hier herausheben: Die politischen Grundsätze Lamartine's waren die der ewigen Wahrheit, von der das Evangelium ein Blatt bildet. Die Gleichheit der Menschen vor Gott, auf der Erde verwirklicht durch die Gesetze und Regierungsformen, welche der größten Zahl und alsbald (bientôt) der Gesamtheit der Bürger möglichst gleichen persönlichen Antheil an der Verwaltung geben, und dadurch alsbald (bientôt) auch an den moralischen und materiellen Wohlthaten der menschlichen Gesellschaft. Doch erkannte Lamartine dabei an daß die Herrschaft der menschlichen Vernunft eine höhere Berechtigung habe als die unvernünftige Souveraineté der Zahl (la brutale souveraineté du nombre); denn in seinen Augen war die Vernunft der Abglanz Gottes im Menschengeschlecht, und er trieb sein Streben nach Gleichheit nicht bis zur Uchimäre einer gewaltsamen und unmöglichen Gleichmacherei aller Bedingungen des geselligen Lebens. Er begriff das keine civilisirte Gesellschaft ohne die drei von dem Instinkt geheiligten Grundlagen bestehen können, Staat, Familie und Eigenthum. Das Eigenthum schien ihm, wie Alles, der Perfection fähig durch Institutionen welche es entwickeln statt es zu zerstören; doch fand er das wahre Verhältniß zwischen Capital und Arbeit in einem freien Lande in der Concurrency, bei welcher der Staat nur vermitteln und in außerordentlichen Fällen durch den travail d'assistance wie durch eine Armentage eintreten soll. Hiernach war ihm die Frage nach der Regierungsform nicht eine Frage des Princips, sondern der Umstände (circonstance), und er würde die Monarchie vertheidigt haben, wenn sich Ludwig Philipp's Regierung als ein pouvoir assis nicht fast unbezwinglich den notwendigen Umbildungen widersetzt hätte. Deshalb hielt er sich zwar im Gewissen verbunden selbst keine Revolution zu provociren, aber

er war entschlossen sie anzunehmen, — accepter, si la force des choses en contenait jamais une. In diesem Falle wollte er sie zur Verwirklichung der Ideen die er für hinreichend gereift hielt benutzen und sie in den Schranken der Sittlichkeit halten, soviel es an ihm wäre. Die Ideen, die er jedes Opfers, auch seines Lebens, werth hielt, waren: 1) die Selangung der Massen zu politischer Berechtigung und 2) die völlige Freiheit der religiösen Bekenntnisse, denn, sagt er, wenn die religiöse Wahrheit frei wird, wird sie heiliger und wirksamer werden; sie ist jetzt nur Gesetz, sie wird Glauben werden; sie ist Buchstaben, sie wird Geist; sie ist eine Formel, sie wird Handlung werden. Lamartine (sagt er selbst) avait été créé religieux, comme l'air a été créé transparent, — aber son seul apôtre était la liberté; c'est le seul digne ministre de Dieu dans l'esprit des hommes etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

Erscheinungen und Gespenster.

Es grenzt wirklich an Fabelhafte woher in Deutschland alle Lieder kommen! Ich behaupte: der germanische Mensch hat seit Arminius und Wittingind noch in keiner ärgern Tinte geschrieben als die ist worin er jetzt sitzt; er möchte nach allen Seiten hin des Teufels werden; er sagt es in jedem Zeitungsblatt; er fängt bereits an mit seinem verzweifelnden Volksbewußtsein zu coquettiren, ja das Ungeheuerste was kommen konnte ist geschehen: aus dem Welt Schmerz ist ein germanischer nationaler Schmerz geworden, und was selbst noch über dies Ungeheuerste geht: das absolute Verdict Heinrich Heine's ist ihnen gestraft, denn zwölf Deutsche bilden jetzt nicht einmal mehr ein Duzend; Deutschland ist ohne Hoffnung, ohne Eintracht, ohne Morgenroth, ohne Zukunft, ohne Kraft von innen, ohne Gnade von oben ... und dennoch, dennoch schreibt der Deutsche — der Germane, wollen wir sagen — immerfort Gedichte; nein, er schreibt sie nicht fort in dieser grau-in-grauen Zeit wo alle Lebensquellen versiegen, sondern er fängt erst recht an welche zu schreiben!

Es ist wirklich entsetzlich wie jähe das germanische Bewußtsein ist! Man muß für diese Fähigkeit erst noch ein germanisches Wort erfinden! Und wirklich, auch die deutsche Innigkeit hat etwas Räubend-Überwüthliches, diese unendliche Gemüthsheiligkeit und Selbstberuhigungskraft die kein anderes Volk begreifen kann. Der Deutsche ist stets und immerdar sein eigener Paraklet; er ist sozusagen der Welttröstungsbegriff als nationales räthselhaftes Wesen gedacht, als lyrischer Incroyable, der sich in Alles findet wenn man ihm nur nicht wehrt Gedichte zu machen.

Man singt freilich in der ganzen Welt. Von Kowaja-Semlja bis zum Feuerlande wird gesungen. Der Franzose hat seine Chansons; Spanien schuf einst die Romane, Skandinavien seine Ballade. Das sind nationale Kategorien, feste Eigenthümlichkeiten. Bei dem Deutschen jedoch stellt sich Das noch anders, denn neben der poetischen Höheit seiner Lyrik läuft noch ein Urding als sein Privilegium her, dies Urding heißt: die Verdammerei. Der Deutsche allein — macht Gedichte, und daß er sich darauf Etwas zugutezuthut ist ein interessirendes Moment des alten Michel.

Diese bittere Wahrheit war zu sagen wenn es sich darum handelte einunddreißig Gedichtsammlungen, die als modernste deutsche Liebes- oder Hassesgaben auf dem Schreibtiisch liegen, kritisch abzufertigen: Nachdem sie ausgesprochen, wie es von einem höch-

sten Standpunkte poetischer Kritik allweges geschehen muß, stehen wir ab von aller Bitterkeit und wenden uns den Liebten selbst zu, aufspürend und aufzeigend, ob und welcherlei Gutes, vielleicht sogar Schönes in ihnen lebt. Für das Schlechte, Schwächliche, Mittelmäßige (und das letztere ist seit lange deutscher Lyrik besonderer Fluch gewesen) genügt ein Wort. Wir zählen Dies nicht zu der Morgen-, sondern zu der Abenddämmerung deutschen Gesanges. Wir haben Erscheinungen verkündet; was darunter Gespenster sind wird sich zeigen. Ich theile meine poetische Cohorte (es sind nicht lauter Lyrika, es ist auch einiges Wenige von epischer Art darunter) in drei große Gruppen:

Die Gruppe A sind die stillern Leute (lauter Lyrik).

Die Gruppe B sind die äußerlich oder innerlich Bewegten (ebenfalls nichts als Lyrisches).

Die Gruppe C formirte ich aus der epischen und erzählenden Art.

Ich gestehe daß diese Gruppierung selbst mehr äußerlicher Art ist. Sie macht sich nicht anders wo solche losgerissene, zerflatternde Fragmente vorliegen: disjecta membra, nicht des Poeten, sondern leider der Poesie selbst. Solange der Geist des Liedes dem deutschen Liede nicht wiedergekehrt ist, kann man dem Nachtrab des deutschen Gesanges nur von außen beikommen.

Wo aus einer Tiefe Perlen heraufzunkeln wird deutsche Liebe sie zu finden wissen; denn die Kritik ist auch die Liebe, wie Alles was vom Geiste stammt.

Gruppe A: Die stillern Leute.

1. Neue Gedichte von August Thieme. Rerseburg, Garde. 1850. 8. 1 Thlr.
2. Herbstblüten. Gedichte von Hermann Baldow. Dresden, Lütz. 1850. 16. 1 Thlr. 15 Kr.
3. Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters, ausgewählt und herausgegeben von Dskar Romackarg Johannes. Marienwerder, Baumann. 1850. Gr. 8. 10 Kr.
4. Im Freien. Eine poetische Gabe von Wilfried von der Keun. Leipzig, Köhling. 1850. 16. 10 Kr.
5. Dichtungen von L. von Urentschildt. Neue Sammlung. Hannover, Hahn. 1850. 16. 1 Thlr.
6. Umer. Innerösterreichische Volksweisen. Aus einer größern Sammlung mitgetheilt von J. Gabriel Seidl, Erstes Heft. Wien, Gerold. 1850. 18. 8 Kr.
7. Reiser und Reisky von R. Hirsch. Wien, Gerold. 1850. 18. 1 Thlr.
8. Lenz und Liebe. Gedichte von Heinrich Pezet. Leipzig, D. Klemm. 1850. 8. 20 Kr.
9. Zwanzig Gedichte von A. Schüler. Berlin, Reimarus. 1850. 8. 10 Kr.
10. Aus den Tagen der Jugend. Gedichte von Hermann von Loepet. Landsberg a. d. B., Volger u. Klein. 1850. 12. 15 Kr.
11. Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten von Adolf Seiber. St. Gallen. 1850. 16. 12 Kr.
12. Gedichte von Franz Brömel. Berlin, Mittler. 1850. 16. 10 Kr.

In Nr. 1—3 meiner stillern lyrischen Leute, die vom lauten Markt des trostlos zerrissenen Lebenstreibens fern und abgewandt der politischen Parteisehde die Dichtung um ihrer selbst willen pflegen, findet sich eine äußerliche Wohlverwandtschaft darin daß sie sämmtlich von bejahrtern Verfassern herühren.

In dem Autor von Nr. 1, Hrn. August Thieme, begegnen wir einem alten, und wir wollen sagen lieben Bekannten. Daß ich früher von der ersten Sammlung seiner Gedichte sagte gilt auch von diesen: ein innigstes Sichhineinleben in die Natur, ein liebevollstes Aufspüren ihrer geheimsten Manifestationen. Ohne Geistiges keine Liebe. Man muß Kenner der Natur

sein um sie so in allen ihren kleinsten Erscheinungen zu lieben und durch höchstes Lieben Andern zu deuten. Wer es nicht versteht die Natur durch stille Forschung zu lieben und lieben zu lernen, Dem wird Manches in diesen Gedichten wunderbar erscheinen. Mir nicht; denn die Natur selbst bietet Erscheinungen die uns wunderbar dünken. Ueberhaupt darf man keinen Dünkel mitbringen um in die Natur einzudringen und aus ihr herauszublickten. Gott zum Gruß! dem würdigen siebenzigjährigen Greise der Das noch in so reicher Lebens- und Liebesfülle versteht. Rüge diesem „Geron“, der so liebevoll entbrannt für Kindheit und Jugend seine „Abendstunden“ feiert, noch lange die Natur, die seinige, herrlich leuchten. Einer drückt ihm warm die Hand, der es weiß und erfahren wie jegliche „Erdenbergfahrt“, gehe sie über „Kryptogamen“ oder „Heliotropen“ oder auf demantblühendem „Schneefilialweg“, endlich doch zum „Kreuz“ führt.

Der Autor von Nr. 2, Hermann Baldow, erblickt ebenfalls die Natur durch das sanftleuchtende Prisma des Gemüths. Obwohl minder als bei seinem Vorgänger finden sich doch auch bei ihm mannichfache Sean Paul'sche Wiederklänge. Eine so tiefe Indagation des Naturseins wie bei Senem findet sich bei ihm nicht; er schaut mit äußerlichem Auge, aber noch immer liebevoll-verständlich. Die stille Rückkehr ins Gemüthsleben aus dem vor der Blick draussen erschaut ist ihm eigentümlich, und darum ist diesen bescheidenen Dichtungen etwas Reifes und Jartes eigen, was mir am deutlichsten wurde als ich das Gedicht „Der Wanderbusch auf dem Weihnachtmarkt“ las. Was zum ewigen Urgrund jeglicher im Irdischen nur möglichen Liebe zurückführt bleibt immer Wahrheit und Poesie, und darum bedarf eine Strophe wie diese:

Ja, ob auch reich an Wundern die Erde allerwärts —
Das heiligste der Wunder bleibt doch ein Mutterberg . . .

Keiner kritischen Unterschrift.

Nr. 3. Die „Strandlieder“ offenbaren, wiewol nicht in widerwärtiger Weise, ganz eigentümlich-schulmeisterliche Anschauungen und Reflexionen. Unser pseudonymer Schulmeister wohnt nahe dem Strande der Ostsee, und obgleich man dort seit Jahrtausenden Bernstein fischt, und Schiffe nach allen Weltregionen ausfendet, so ist seine Pfunde doch, wie es scheint, nicht die beste. Darum durchzittern leise schulmeisterliche Klagen diese Gedichtsammlung, als z. B.

Grund.

Wenn sich die Augen wollen seuchten
Ob Noth und Sorgen, ruft man drein:
„Wie Sterne sollt ihr Lehrer leuchten,
Geht ihr einst in den Himmel ein!“
D'rum soll die Noth das Auge seuchten
Und bald der Leib verhungert sein,
Darum wir nur recht bald zum Leuchten
In Gottes Himmel gehen ein.

Ich glaube dir es, mein alter Jungel der du auf der weiß-umbrannten Düne deine „Leseftunde“ hältst, wo du vielleicht mit einem Butterbrot in der Tasche im dunkelwerdenden Himmel, im dunkelwerdenden Meere und im einsamen Lichtlein „vom Dorfe her“, wo „vielleicht der Pfarrer drüben die Hauptstille lieft“, ich sage: wo du dann noch die Gottheit liebst, ja ich glaube es dir . . . Alles . . . Alles . . . Sei getrost! Auch auf Fichte's Grabe auf dem Dranienburger Kirchhof zu Berlin steht dieselbe schöne Stelle aus dem Jesajas: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und Die so Viele zur Gerechtigkeit wiesen wie die Sterne immer und ewiglich.“ Sei getrost und bleibe du nur fest in Lehre und Wandel: Sie werden einst leuchten, die Lehrer, und ich glaube wir brauchen darum noch nicht vom Jenenseits zu reden. Darum singe du nur immerfort dein „Gold umbrausen mich die Ostseewogen“, oder:

Ersehngesang Klingt

Kieder zur Brustluft u. s. w.

ich habe Nichts dagegen; ich glaube dir dein Leben! Nur ver-
gib über der lyrischen Salbaderei deine Lehre nicht, denn sie
allein ist es die dich einst leuchten läßt „wie des Himmels
Glanz!“

Nr. 4. Herr Wilfried von der Neun geruhen sich ebenfalls „im Freien“ zu bewegen, und singen auf 56 Seiten daß Ihnen zuweilen „der Wulsen und das Hirn will springen“, und daß Sie alsdann hinauslaufen zu „der Natur allmächtigem Sauberbilde“ (welches allerdings Niemandem verboten ist), und daß alsdann Ihnen „die Sonne lächelt“, und die „Berge selbst sich „singen“ (merkwürdig!) neigen“ um Ihnen „zum Himmel eine Brücke zu bauen“ u. s. w. Genug, genug! Die Natur kennt keine Aristokratie, und die Berge sind öfters sehr grob, wenn auch nicht gerade in Hinterpommern. Werden Sie auf jeden Fall natürlicher, Hr. Wilfried von der Neun, vielleicht bringen Sie es dann noch bis zur Ahtzehn, und es stellt sich dann ganz in jener Goethe'schen „Stille“ die Sie kennen vielleicht selbst das „Talent“ noch bei Ihnen ein. Fern sei aller Groll, aber mit der Natur, der ewigen, zu aristokratisten ist wenigstens unpoetisch, und einem Alexander von Humboldt Blätter wie diese zuzueignen grenzt nahe an Unverschämtheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die kaiserliche Bibliothek in Petersburg.

Die öffentliche kaiserliche Bibliothek in Petersburg, welche dormalen an 15,000 Manuscripte und 500,000 Bände besaß, wurde von der Kaiserin Katharina II. gegründet; von ihren Nachfolgern vielfach bereichert und gewann besonders durch die Vergrößerung des Landes sehr an Ausdehnung. Nachdem im vorigen Jahre das Institut eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Stufe erreicht hatte, und eine klare Uebersicht über die vorhandenen Schätze gewonnen war, wurde zum Verkauf der vorhandenen Duplicate geschritten. Den Anfang machten die historischen und archäologischen Werke in einer Anzahl von 6162 Nummern, von denen allein gegen 300 sich auf Polen beziehen. Die kaiserliche geographische Gesellschaft in Petersburg und die archäologische in Odessa haben eine bedeutende Anzahl Werke käuflich an sich gebracht. Was die polnischen Duplicate, die in dem durch den Druck veröffentlichten Kataloge enthalten sind, betrifft, so ist Manches unverkauft geblieben, wahrscheinlich deshalb weil viele von ihnen, als noch im Buchhandel vorkommend, als weniger werthvoll betrachtet wurden. Professor Rudzinski und Eustach Lyszkiewicz waren hier die Hauptkäufer. Eine der größten Seltenheiten waren die Dobromiler Ausgaben des Dlugosz und Drzechowski. Alle Werke waren im Allgemeinen in sehr gutem Zustande und die aus der Salusti'schen Bibliothek (welche nach dem polnischen Kriege nach Petersburg wandern mußte) herkommenden vielfach mit eigenhändigen Notaten ihres Gründers versehen. Die meisten Werke welche die Geschichte Polens behandeln sind in lateinischer, deutscher oder französischer Sprache verfaßt. Durch den Verkauf der Duplicate sind dem Geschichtsforscher unschätzbare Reichthümer zugänglich gemacht und Schätze ans Licht gefördert worden von denen unsere Gelehrten bisher kaum etwas gewußt haben. Kupfer und Titel alles Desjenigen was vorgelegt worden ist waren so schön und rein erhalten, als wenn sie noch nie eine Hand berührt hätte. Viele der dem Publicum übergebenen Werke verdienen wol eine neue Auflage und mehr noch eine zeitgemäße Bearbeitung oder Uebersetzung; es darf wol angenommen werden daß mancher Andere derselben Ansicht ist, und unsere Literatur bald in dem bis jetzt vergrabenen Pfunde einen kostbaren Zuwachs erhalte.

35.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Hier erkennen wir eine Seele die „an Edles in der Freiheit glaubt“; und den Glauben daß das Gute in der Menschheit überwiege, wie das Streben für den Sieg edler Freiheit hat Lamartine unter den Schreckenserfahrungen einer furchtbaren Umwälzung treu bewahrt. „Gott hat die Menschheit wie den einzelnen Menschen aus zwei Principien zusammengesetzt, aus dem des Guten und dem des Bösen. Es gibt ein Maß der Tugend wie des Lasters und des Verbrechens in den Massen wie in den Einzelnen. Laster und Verbrechen steigern sich in den Revolutionen; Alles was sie in Bewegung setzt scheint sie zu vervielfältigen, bis die Ruhe zurückkehrt und ihre Natur sie zu Boden senkt. Das ist der Krieg des Schaumes gegen den Ocean. Der Ocean beruhigt sich immer wieder und verschlingt siegreich den Schaum.“ Doch ist er darum nicht minder davon befreit. Lamartine wußte Dies. Er zitterte im voraus vor den Ausschweifungen der Demagogie. Er war entschlossen ihr zu widerstehen und, wenn es sein mußte, zu sterben, um den reinen Theil des Volks vor ihrer Wuth und ihrem Wahnsinn zu bewahren und die ruhige Majestät der Revolution zu retten.

Ueber die Scene vor Guizot's Hôtel (23. Februar Abends) magt sich auch Lamartine kein entscheidendes Urtheil an; doch weist er aus dem ganzen Hergange nach daß dabei nicht bloß le soufle unanime de la révolution wirkte, dem die Massen unbewußt folgen, sondern eine republikanische Verschwörung. Aber von wem kam der erste Schuß? Nul ne le sait; crime ou hasard, ce coup de feu ralluma une révolution. Jedoch war Dieses nur infolge der herrschenden Stimmung möglich.

Im dritten Buche schildert uns Lamartine zunächst die Verhandlungen über den Ministerwechsel während der Nacht vom 22./21. Februar. Am Morgen des 24. genügte dem Volke weder Thiers' noch Odilon-Barrot's Name. Auf die Frage eines braven Offiziers, des Hrn. von Prébois: „Und würdet ihr die Waffen niederlegen wenn der König Hrn. Lamartine beriefe?“ antwortete ein Volkshausen mit „Vive Lamartine! Oui, oui, voilà

l'homme qu'il nous faut!“ Aber dies war der letzte Name der über die Lippen des Königs kommen konnte! Gegen 11 Uhr Morgens erfuhr der König beim Frühstück daß die Truppen in der Nähe der Tuilleries anfangen sich mit dem Volke zu verbrüdern; die Arme über die Soldaten und die in geringer Menge erschienenen Nationalgarben vor dem Schlosse ließ ihn fast nur noch den Ruf: „Es lebe die Reform! Nieder mit den Ministern!“ vernehmen. Nicht lange darauf erschien Emile de Girardin im Schlosse und erklärte: es bleibe dem König nichts Anderes übrig als die Abdankung; zugleich legte er eine vierzeilige Proclamation vor in welcher die Abdankung nebst der Regentschaft der Herzogin von Orleans verkündet wurde. Die Erzählung ist hier indes dunkel und verwirrt. Später erfahren wir daß der König nicht vermocht werden konnte in die Regentschaft der Herzogin zu willigen, da durch ein früheres Gesetz der Herzog von Nemours zum Regenten ernannt war; hier aber heißt es Girardin habe die von ihm verfaßte Proclamation unter das Volk verbreitet, bei der „in der Eile die Unterschrift vergessen“ sei die der König wollte! Sodann habe der König den Marschall Gérard (als dieser statt Bugeaud's das Commando in Paris übernahm) beauftragt: dem Volke „seine Abdankung“ anzukündigen, doch sei diesem die Proclamation (Girardin's?) durch den Republikaner Lagrange entrispen und ihre Verbreitung unter dem Volke verhindert; woran Lamartine sogar die Betrachtung knüpft: „Ce geste enlève la régence et le trône à la dynastie d'Orléans. La république se sût peut-être arrêtée devant un nom de femme.“ Wir können diese Darstellung, namentlich unter Vergleichung der später folgenden Betrachtungen Lamartine's selbst, nur für ein Haschen nach poetischem Effect erklären. *) Erst von dem Herzog von Montpensier gedrängt, über dessen Motive Lamartine in Zweifel bleibt, schreibt der König endlich die förmliche Abdankung, bekanntlich nur „zu Gunsten des Grafen von Paris“, er-

*) Es scheint dabei auch geradezu eine Verwechslung stattgefunden. Bamberg erzählt wenigstens mit Bestimmtheit daß Lagrange die vom König selbst geschriebene Abdankungsbacte dem General Lamortière abgenommen und zugesichert habe, sodas sie nicht einmal vor einer gesetzlichen Behörde niedergelegt sei. Gedächtnisprotokollen scheinen doch öfters bei Lamartine vorzukommen!

klärte aber auch ausdrücklich auf Crémieux' Frage: ob dabei nicht die Regentschaft der Herzogin von Orleans zu verstehen sei? „Nein! es gebühre ihm nicht ein Gesetz zu verändern.“ Während darauf der König mit seiner Gemahlin die Flucht ergreift, bleibt der Herzog von Nemours in kneigensüchtiger Sorge für die Herzogin und ihre Kinder bei diesen zurück, so daß Lamartine von ihm rühmt: Dieser unpopuläre Prinz zeigte sich allein der Popularität würdig. Die Herzogin befolgte dann des einflussreichen Dupin Rath: „Allons à la Chambre des députés!“

Ungern verzichteten wir darauf das ergreifende Gemälde von dem Erscheinen der Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer (Buch 4) vor unsern Lesern aufzurollen. Unserm Zwecke gemäß erwähnen wir zunächst nur daß Lamartine erzählt, schon als ihn am 24. Februar etwa um 11 Uhr Morgens vor seinem Eintritt in die Deputirtenkammer eine Gruppe von Republikanern als „den Mann der Umstände“ um Rath fragte, ob er das französische Volk für die Republik reif halte, habe er sich für den Fall daß der König abdankte gegen eine Regentschaft, von der nur die Anarchie zu erwarten sei, und für die Republik erklärt. Vergebens beantragen dann Dupin und später Crémieux und Odilon-Barrot (als Minister) die Anerkennung der Regentschaft der Herzogin von Orleans in Gegenwart derselben in der Versammlung; Marie erinnert daß Dieses dem Gesetze über die Regentschaft widerspreche, und er zuerst stellt den Antrag auf eine provisorische Regierung, der unter dem Tumulte des in den Sitzungssaal eingedrungenen Volks von Ledru-Rollin dringender und mit dem Ruf nach der Berufung eines Convents wiederholt wird. Lamartine meint daß es noch jetzt bei ihm gestanden habe „mit Einem Worte die schwankende Revolution für eine Republik voller Probleme oder eine Regentschaft voll von Anarchie zu entscheiden“. Auch Dies können wir nur für eine poetische Selbsttäuschung halten. Obgleich er aber früher bei den Debatten über das Regentenschaftsgesetz „das Recht der Mütter“ verteidigt hatte, glaubte er doch jetzt im wahren Interesse des Landes, um bei der Losgebundenheit aller Leidenschaften den Bürgerkrieg zu verhüten, eine provisorische Regierung für eine Nothwendigkeit erklären zu müssen. Dies soll die letzte Entscheidung gegeben haben und Lamartine erhielt von allen Seiten Zustimmung. Die Herzogin von Orleans hatte inzwischen nach Lamartine's Darstellung mehr Muth als Geistesgegenwart gezeigt; für ihren mehrmaligen Versuch zu reden konnte sie doch nicht den rechten Augenblick finden. Endlich ward sie mit Nähe dem wachsenden Getümmel und der ihr drohenden Todesgefahr entziffen. Als die Deputirten, so viele ihrer nicht geflüchtet waren, Lamartine auffodern den Sitz des entflohenen Präsidenten Sauzet einzunehmen, wird auf seinen Vorschlag der durch sein Alter ehrwürdige und durch seinen aufrichtigen Republikanismus populaire Dupont de l' Eure zum Präsidenten erhoben, und diesen fodert er (doch nicht er allein) auf die Mitglieder einer provisorischen

Regierung vorzuschlagen, die sämmtlich durch Ja-ruf angenommen werden. Sie stehen hier in folgender Reihe: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Garnier-Pagès, Ledru-Rollin, Crémieux. Auf Lamartine's Ruf begaben sich die Erwählten „auf das Hôtel de Ville, diesen adventinischen Berg der Umstände von Paris, um vielleicht binnen einer Stunde eine andere provisorische Regierung von den Volksmassen ernannt sein würde“. Daß Dieses wirklich hier oder anderwärts geschehen sei, erzählt Lamartine nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Nr. 5. Die Welt besteht aus Gegensätzen, Antithesen, ja Widersprüchen; so ist es auch in der Welt der Lieder. Hier in dem Autor dieser „Dichtungen“ (der wahrhaft gebildete Geist findet stets den einfach-richtigen Ausdruck) begegnen wir einem poetisch so gründlich gefädelten (ich will mich einmal absichtlich dieses Ausdrucks bedienen) Geiste wie uns in heutigen Tagen wenig begegnen. Hier ist poetische Anschauung der Poesie, und Das kann man jetzt nur von wenigen Poeten sagen die Gedichte schreiben. Hier begegnen wir einem Dichter dem nicht bloß das Wort, nein, dem auch die Form der Poesie heilig ist. Es steht hier beinahe das kürzeste Gedicht dieser reichen Sammlung als einfacher Beweis des Ebengesagten.

Todt.

O du warst jung und schön und gut und wahr,
Ein Lichter Stern an meinem Horizonte,
In dessen rvinen Strahlen wunderbar
Becklärt, einflandiget mein Herz sich sonnte.

Und jetzt! — Daß war ein trauriges Beklatten!
Mit dir verlorst der Seele stiller Frieden!
Durch all mein Leben fällt ein tiefer Schatten
Von deines Grabes dunkler Pyramide.

Wenn Dies keine Poesie ist, so gibt es keine. Als ihren Inhalt nach reich und schön zeichne ich noch aus die „Räsonnelle“ (S. 45); den Epen- oder Romanzencyclus „Harald“; ich nenne es absichtlich Romanze und nicht Ballade, wiewol wir es hier mit nordischer Halbmythe zu thun haben, weil diesem Dichter ein hervorragend-südliches Element innewohnt. Ferner, und ganz vorzugsweise bezeichne ich als in Form und Ausdruck meisterhaft den Sonettenfranz nach Camoens (5 Sonette), darunter eins, das sechsundvierzigste (S. 101): „Gris tempo ha ja que saube da ventura“, unübertrefflich schön in rührender Einfachheit, und endlich die Uebersetzungen aus dem Schwedischen nach Seijer und Legnér, insbesondere „Der Köhlerknabe“ von Ersterm (S. 134 fg.). Parallelistiren wir diesen „Köhlerknaben“ mit seinem durchweg nordischen Hauch und dem ewigen dunkelnachtendenden Refrain: „Es ist so finst' im Walde“, mit dem Sonett Nr. 76 nach Camoens: „Que fosse aocompanhando juntamente“:

O könnt' ich mit der Nachtigall durchschweben
Den duff'gen Hain, vergessen von der Welt u. s. w.

und gehen wir gleichzeitig die Originalpoesien dieses Autors durch, so muß wiederholt eingeräumt werden daß hier wirklich eine seltene poetische Auffassung des Poetischen stattfindet, und daß hier, was in aller Poesie das Hauptfächliche ist, sich ungleichnamige Pole zu schönster Eintracht verbinden. Eine Dämonie „Fulco“, deren historischer Hintergrund die Sittliche Wesper (1882) ist, beschließt das Ganze. Sie zu beleuchten gebührt hier der Raum. Nur Dies: neben zu vielem Dramatischen herrscht hier eine schöne, sanfte, durchaus südliche Charakterzeichnung, Etwas was an Calderon und Lopez de Vega

erinnert, während die *Waldes Maria's*, der Geliebten Falco's von Puzregard, Biskönlings von Sicilien, das läuschend deutsche Gepräge von der Maria Goethe's im „Clavigo“ trägt.

Unter Nr. 6 und 7 stellen wir zwei österreichische Poeten zusammen. Das muß wahr sein: die österreichische Lyrik ist so unabweislich wie die Metternich'sche Politik, und J. G. Seidl insbesondere ist eine von jenen unerklärlichen lyrischen Individualitäten die sich nie ausgeben. Wir wissen die österreichischen Poeten führen viel Scheidemünze; sie besitzen jene Gedichtmachfertigkeit, von welcher ich oben sprach, im höchsten Grade; an lyrischer Dugendmaare fehlt es bei ihnen nie, und manches Duzend ist im eigentlichen Sinne keinen Kreuzer werth. Von dem „Almer“ Seidl's wollen wir Das just nicht behaupten. Es sind unter diesen innerösterreichischen Volkswesen recht hübsche Sächelchen; nur läuft das Alles nach wie vor auf „Schnada-hüpfle“ und die „Lustigkeit“ hinaus, und der „Bua“ der nach dem „Dearndl“ geht ist und bleibt der einzige Heros dieser Art von Volkspoesie, wenn er auch einmal zur Variation im „Soldatn-Jänka“ steckt, und „d'Rufschledn“ trägt. Das Verdienst haben diese Reisen daß sie, wie z. B. die „Steierische Wirthshausknecht“, aus dem echten innerösterreichischen Leben gegriffen sind, welches dieser Dichter gründlich kennt, und aus einigen, Das sei nicht verkannt, hört man wol auch die tiefere Weise des echten deutschen Volksliedes heraus wie etwa:

Im Botsberg's Thal
Säht d' Bäffert goar schmal,
Kean Bämerl, kean greaus
Und kean Dearndl' kean scheaus u. s. w.

Ein anderer Geist ist R. Hirsch. Er gehört nicht zu dem naiven, vielmehr zu dem pretentiösen Genre der österreichischen Lyrik. Auch er versteht sich gut auf das Gedichtemachen. Wie es kommt so ist es gleich da, nämlich auf dem Papier, und seine Rubricirung, ich meine im Inhaltsverzeichnis, ist eben jene weitläufige, weitschichtige, weitperrige, dem Mantel der christlichen Liebe vergleichbare, in welche Alles paßt, und welche neuerdings unsern mittelmäßigen Poeten so eigenthümlich geworden ist. Da dürfen natürlich „Balladen und Romanzen“ nicht fehlen. Ein „Wanderbüchlein“ ist eben an der Mode. Wann geht dem Dichter der positive Stoff, das bestimmte Object aus, und es heißt darum: „Von allen Farben“, denen man zulezt, um wieder auf die eigene Eitelkeit zu kommen, etwa noch „Reflexionen“ anreicht. Dazu ist die Diction dieses Dichters, wie der meisten Poeten dieser Sorte, eine völlig poetische, und die Gesetze des Versbaus und Reimes sind geradezu mit Füßen getreten, abgesehen davon daß Erfindung und Formgebung oftmals ans Gemeine grenzen. J. D. ein Gedicht wie dieses aus dem „Wanderbüchlein“ (S. 113):

Erdbeeren roth am Wege glüh'n,
Rings nach der süßen Frucht geschaf't!
Wer würde da vorübergeh'n
Und hätte nicht davon gemascht?

Am Wege steht ein rosig Kind,
Was Bleserei und was Verdruß!
Gesaf't sie an dem Rinn geschwind,
Da, runder Schatz, nimma einen Ruß!

Erdbeeren, Lippen, feißch und roth
Zu kosten ist ein guter Brauch;
Derr, gib uns unter täglich Brot,
Doch manches mal ein Beerchen auch!

wird für Poesie ausgegeben und damit noch pretentiös gethan. Das beste Gedicht in der ganzen Sammlung ist die Ballade „Des Finklers Weib“. Hier waltet ein tiefer poetischer Zug, und die Form ist mindestens angemessen. Dies Gedicht hat freilich seine Quelle, nämlich eine thüringische Sage.

Nr. 8 und 9 stellen uns zwei entschiedene Gegensätze dar. Es kann keine Frage sein wo hier das Vorzüglichere waltet. Die Pögel'schen Gedichte, die, beiläufig gesagt,

Edolf Böttger zugeeignet, auffallend böttgerförmig, gehören entschieden einer gewissen modernsten Schule an, die, anstatt in Empfindungen oder besser gesagt: in die Empfindung sich zu vertiefen, es liebt zu phantasmagorifiren und mit Hyperreus zu tänzeln, während im Gegentheil die Gedichte Schüler's sich an die einfache Empfindung und Anschauung halten, und eben darum um desto wahrer sind. Als Parallele und zugleich als Beweis für das Obengesagte siehe hier der Anfang zweier Gedichte von diesen beiden gegensätzlichen Autoren. Das Gedicht Schüler's „Wald wird es Frühling sein“ beginnt so:

Ich sit' auf einem lust'gen Feis
Beim letzten Abendseine,
Mein Händchen freudigen Gebüß
Spielt mit dem Kieselstein.

Ich aber schone unverwandt
Weit in die Fuir hinein,
Mir ist's ein sprache rings das Land:
Wald wird es Frühling sein.

Das sagt der warme Sonnenstrahl
Beim letzten Abendglüh'n,
So säßert leise in dem Thal
Das erste junge Grün u. s. w.

Statt Dessen singt D. Pögel in seinem Gedicht „D kam' doch der Frühling“ also:

D kam' doch der Frühling, der wannige Mal
Mit den Locken, den blumenbekränzten,
D kam' er die Fluren zu schmücken neu
Und die Berge, die sonnenbeglänzten u. s. w.

Diese Mode die Prädicate nach den Substantiven zu bringen und solcherweise den Reim auf hochtönende Art fertig zu kriegen, ist ganz jener Schule eigen. Auf welcher Seite hier die poetische Wahrheit, ist leicht einzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte Castiliens. Bruchstücke aus der Chronik des Alonso de Palencia herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Tübingen, Fues. 1850.

Alonso von Palencia nimmt unter den spanischen Geschichtschreibern der ältern Zeit eine ehrenvolle Stelle ein, und ist seine Bedeutung in neuerer Zeit besonders von William H. Prescott in seiner „Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's“ (deutsche Uebersetzung, 1, 186) rühmend anerkannt worden. Sein Geschichtswerk über König Heinrich IV. ist um so wichtiger als er Augenzeuge und Theilnehmer der Auftritte war die er beschreibt, und mit den entgegengesetzten Parteien in Verbindung stand. Nach Prescott ist er 1423 geboren, ward im Alter von 17 Jahren Edelknabe bei Alfonso von Cartagena, Bischof von Burgos, und gewann im Gefolge dieses achtungswerthen Prälaten einen Geschmack für die Wissenschaften, der ihn während einer geschäftvollen Staatslaufbahn nie verließ. Nachher besuchte er Italien, wo er mit dem Cardinal Bessarion und durch diesen mit dem gelehrten Origen Trapezuntius bekannt ward, dessen Vorlesungen er hörte. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland ward er von Alfonso, einem jüngern Bruder Heinrich's IV., der mit diesem zugleich sich um die Krone bewar, zur Würde eines königlichen Geschichtschreibers erhoben. Nach dem Tode Alfonso's zeigte er Theilnahme für Isabella's Geschick und ward vom Erzbischof von Toledo zu mancher schwierigen Unterhandlung gebraucht, besonders die Verheirathung der Prinzessin mit Ferdinand betreffend, zu welchem Ende er heimlich eine Reise nach Aragonien machte. Nach der Thronbesteigung Isabella's ward er im Amte eines Landesgeschichtschreibers bestätigt, und beschäftigte sich sein übriges Leben hindurch mit der Abfassung von

Werken über Sprachkunde und Geschichte, und mit Uebersetzungen der alten Römer und Griechen. Die Zeit seines Todes ist unbestimmt, doch scheint er alt geworden zu sein. Seinen Geschichtsstil charakterisirt der englische Historiker als weit entfernt von gelehrter Schulfleißigkeit und die geschäftsmäßige Weise eines Weltmanns verrathend. Sein in castilischer Sprache geschriebenes Geschichtswerk über Heinrich IV. ist wahrscheinlich zum Gebrauche des Volks bestimmt gewesen, es hat keinen künstlich angelegten Plan und enthält so weilläufige genaue Einzelheiten daß es keinen Zweifel über den großen Antheil aufkommen läßt den er an den Begebenheiten nimmt die er beschreibt, und worin er selbst thätig aufgetreten ist. Seine Meinungen sind mit Kühnheit ausgesprochen, zuweilen mit der Bitterkeit von Parteigefühlen. Er ist wegen seiner Wahrhaftigkeit von den besten spanischen Schriftstellern, als Zurita, Bunniga, Marina, Clemencia, vielfältig gelobt worden. Diese Wahrhaftigkeit geht besonders klar und stark aus seiner Schilderung derjenigen Aufsitze hervor wobei er selbst theilhaftig war. Dagegen wird man in seinen Berichten über Andere leicht Beispiele von Nachlässigkeit und Ungenauigkeit finden. Neben dem spanischen schrieb Alonso auch noch ein lateinisches Geschichtsbuch über die Regierung der Königin Isabella bis zum Jahre 1489.

Die spanische Chronik Alonso's, den wir hier zunächst nach Prescott als Kennerin und Geschichtsschreiber kurz geschildert haben, ist bis auf unsere Tage in den Handschriften begraben geblieben, bis sich deutscher Fleiß auch dieser Aufgabe bemächtigte. Holland hat das Geschichtsbuch in Paris nach zwei Handschriften der großen Bibliothek bearbeitet. Es ist Dies wol das erste Beispiel daß eine spanische Chronik sich einer kritischen auf Handschriftenvergleichung beruhenden Zertheilung zu erfreuen hat. Ob und wann die ganze Arbeit gedruckt werden wird, ist in dem Schriftchen nicht angegeben. Boretti hat Holland auf eigene Kosten in wenigen Exemplaren einige Proben daraus abdrucken lassen, wonach allerdings die vollständige Herausgabe sehr wünschenswerth erscheinen muß. Das erste Stück handelt von der Absetzung Enrique's IV. zu Avila 1465; das zweite vom Tode Alonso's, des jüngern Bruders Isabella's der Katholischen 1468; das dritte vom Tode des Königs Enrique IV. 1474; worin wir Stellen lesen, die auffallende Parallelen zu den jetzigen spanischen Zuständen bieten; das letzte Fragment endlich gibt eine Schilderung des Königs Enrique IV.

Die kleine Schrift ist als Festgabe gedruckt und nicht in den Buchhandel gegeben. 36.

Bibliographie.

Bayerle, B. G., Ueber die Inquisition im Allgemeinen und die spanische Inquisition insbesondere. Ein Vortrag gehalten im Piusvereine zu Düsseldorf. Düsseldorf, Kampmann. Gr. 8. 4 Rgr.

Cappe, P., Die Münzen der Herzöge von Baiern, der Burggrafen von Regensburg und der Bischöfe von Augsburg aus dem 10. und 11. Jahrhundert beschrieben. Mit 8 Kupfertafeln. Dresden 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Rgr.

Flegler, A., Das Königreich der Langobarden in Italien. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 15 Ngr.

Grimm, J., über achule universität academie. Eine in der academie der wissenschaften am 8. Novbr. 1849 gehaltene vorlesung. Berlin, Dümmler. 1850. Gr. 4. 15 Ngr. — über das verbrennen der leichen. Eine in der academie der wissenschaften am 29. Novbr. 1849 gehaltene vorlesung. Ebendasselbst. 1850. Gr. 4. 1 Thlr.

Der Harlekin aus dem Lande Ulond. Ein Drama in unbestimmten Acten. 1ster Act in 4 Scenen. Bremen, Kaiser. 1850. Gr. 8. 2 Rgr.

Dasselbe. 2ter Act: Harlekin's Triumph. Ebendasselbst. 1850. Gr. 8. 1 Rgr.

Kant, J., Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorlag seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Staatsrath und Leibarzt C. W. Hufeland. 5te verbesserte Auflage. Leipzig, Geibel. 8. 12 Rgr.

Kriegs- und Staatschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den spanischen Erbfolgekrieg, aus den Archiven von Karlsruhe, Wien und Paris, mit einer geschichtlichen Einleitung und Facsimile herausgegeben von Frhn. J. Röder von Diersburg. Zwei Bände. Karlsruhe, Müller. 1850. Lex. 8. 4 Thlr.

Das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, Gemahls der heiligen Elisabeth. Nach der lateinischen Urchrift übersetzt von F. Ködiz von Salfeld, zum ersten Mal herausgegeben mit sprachlichen und historischen Erläuterungen von H. Rückert. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Euboja'sky, J., Vor hundert Jahren. Historischer Roman. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 4 Thlr. 15 Rgr.

Der kleine Mann des Palais Royal. Historischer Roman aus der Gegenwart von dem Verfasser „des Unbekannten, der Geheimnisse von Wien“, u. Zwei Theile. Reiffen, Godesche. 8. 2 Thlr. 12 Rgr.

Memoiren der Lola Montez. Aus dem Französischen. 1ster Band. 1stes Heft. 2te Auflage. Berlin, C. Schulz. 8. 4 Rgr.

Reynert, P., Kurzgefaßte Geschichte Oesterreichs, seiner Völker und Länder, von der ältesten bis auf die neueste Zeit; mit einer allgemeinen geschichtlichen Einleitung. Für Jugendliche gebildeter Stände, zur Selbstbelehrung, wie auch zum Lehrvortrage für den öffentlichen und häuslichen Unterricht für Erziehungs-Anstalten, Gymnasien, Bürger- und Hauptschulen bearbeitet. 2te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Chorniger, C., Ideen über die Errichtung des Reichsrathes in Oesterreich. Eine staatswissenschaftliche Abhandlung. Wien, Lechner. 1850. 8. 8 Rgr.

Die Constitutionellen. 2te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Rgr.

Fischer, F. K., Zum Gedächtnisse des Consistorial-Raths u. Johann Wilhelm Fischer. Breslau, Krewendt u. Granitz. 1850. Gr. 8. 5 Rgr.

Fritsche, F. G., Die Ermahnung der Reformation, den Glauben an Jesus Christum festzuhalten. Predigt am Reformationsfeste 1850 zu Altenburg gehalten. 2te Auflage. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Die freien Gemeinden, mit besonderer Beträchtigung auf das Herzogthum Sachsen-Altenburg. Ronneburg, Hofmeister. 8. 5 Rgr.

Der Kriegsminister in der letzten Crisis. Von einem Preussischen Patrioten. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Rgr.

Kerckel, B. v., Zwei fünfte Dezember. Bezirksvereins-Vortrag. Berlin, Schlesinger. 1850. Gr. 8. 3 Rgr.

Der Ministerwechsel oder die Goldwäcker zu Grendorf. 2te Auflage. Leipzig, Hüner. 8. 10 Rgr.

Patow, R. v., Die Vollproduktion des deutschen Zollvereins und die Mittel zur Verminderung der für dieselbe aus der Concurrenz der überseeischen Vollen entstehenden Nachtheile. Zur Motivirung eines Beschlusses der 12ten General-Versammlung aller zum landwirthschaftlichen Central-Verein des Frankfurter Regierungs-Bezirktes gehörenden Special-Vereine dargestellt. Berlin, Schneider u. Comp. Lex. 8. 5 Rgr.

Wille, C., Die Sünde wider den heiligen Geist, welche nicht vergeben wird. Pfingstpredigt. Siegen, Rogler. 1850. 8. 3 Rgr.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Lamartine und seine Kollegen verhehlten es sich indessen nicht (Buch 5) daß ihr Recht zur Regierung nur auf ihrem Gewissen beruhte, auf der Pflicht die Friedensstifter des Volks zu werden. Nur unter dem furchtbarsten Tumulte von Hunderttausenden gelang es ihnen nach dem Stadthause zu gelangen und sich daselbst nach und nach in einem abgelegenen Zimmer zu vereinigen. Daselbst erschienen immer mehr Deputirte, Journalisten u. s. w., unter ihnen Louis Blanc u. A. Die Regierung organisirte sich; Lamartine übernahm das Ministerium des Auswärtigen, und auf seinen Vorschlag wurde der alte energische General Subervie zum Kriegsminister ernannt, dessen nachherige Entfernung er für einen Fehler erklärt. Marrast, Flocon und Louis Blanc wurden anfänglich ihrer Popularität wegen zu Secretairen gewählt. Ueber ihre Aufnahme in die Regierung sagt Lamartine: Ihre Namen, anfänglich mit dem Titel der Secretaire unter die Decrete gesetzt, näherten sich unmerklich denen der Mitglieder der Regierung; sie hatten im ersten Augenblicke beratende, alsbald beschließende (délibérative) Stimme. Nun erst waren alle Hauptfractionen der Republikaner in der Regierung vertreten. Es erschien nothwendig daß die Regierung eine Erklärung erließ. Lamartine „nahm die Feder und schrieb“ zwei Proclamationen, eine an das Volk von Frankreich, die andere an die Armee. In dieser heißt es: „Man muß die Einigkeit des Volks und der Armee herstellen!“ In der ersten: „Die provisorische Regierung will die Republik mit Vorbehalt der Genehmigung des Volks, welches unmittelbar befragt werden soll.“ Diese Proclamation wurde, wie es scheint ohne Unterschrift, nur mit der Bezeichnung: „Au nom du peuple français!“ in einer Unzahl von Exemplaren unter das Volk geworfen. Uebrigens ist hier wieder die Zeitangabe nicht recht klar; erst gegen Abend (des 24. Februar) scheint von der Regierung der Beschluß gefaßt zu sein sich durch ein förmliches Decret in dem Sinne jener bereits früher verbreiteten Proclamation zu erklären. Ohne Debatte waren alle Mitglieder der Regierung über die Nothwendigkeit dem

Drange der vorherrschenden Stimmung nachzugeben einig. Schon zogen (Buch 6) die Bewohner der Vorstädte und der Banlieues in immer größeren Scharen heran. Das Geschrei aller Bewaffneten war: „Vive la république!“ Treffend sagt Lamartine: „Wer sie nicht gehört hätte wäre ein Unsinniger gewesen, wer nur sie gehört hätte ein Feiger. Darin aber blieb die Regierung — mit der Mehrheit der Pariser — trotz alles Andringens fanatischer Haufen fest, die Veränderung der Regierung nicht (definitiv) im Namen einer Stadt oder einer Partei auszusprechen“; und: „Die Institutionen die durch den Handstreich einer Minorität gewonnen werden gleichen den Früchten des Diebstahls: man genießt sie schlecht und sie dauern kurz.“

Man pflanzte jetzt die dreifarbigte Fahne auf und streute Papierstreife unter das Volk: „La république est proclamée.“ Hunderttausende von Menschen auf dem Grèveplatz erhoben Waffengeräusch und Jubelgeschrei, und ein Theil des Volks, die ruhigeren Bürger, zogen sich in ihre Häuser zurück. Die ganze Stadt nahm die Erklärung der Republik ohne Murren auf comme un dénouement quelconque, und am Abend war Paris glänzend erleuchtet. Inzwischen vermisten die exaltirtesten Republikaner (die Partei der „Réforme“) die Vertreter ihrer Ansichten in der provisorischen Regierung, und auf die Massen gestützt wollten sie diese mit Gewalt verdrängen. Die bessern Bürger suchten indes neuen Kampf zu verhüten. Lagrange verlangte wenigstens Aufschub der Gewaltthätigkeit, espèce d'apôtre de paix, l'arme à la main; Louis Blanc foderte das Volk zum Frieden auf, doch unter der Bedingung daß er selbst und seine Freunde in die Regierung aufgenommen würden. Mit unaufhaltsamer Wuth stürmten die Massen gegen das Sitzungszimmer der Regierung an, aus welchem sich die meisten Mitglieder mit Ausnahme von Marie und Lamartine zu ihren Departementsgeschäften zurückgezogen hatten. Hier in unmittelbarem Verkehr mit den wüthenden Volksmassen ist ein Glanzpunkt der Wirksamkeit Lamartine's; wer in ihm nur den träumerischen Dichter erkennt wie er sich in den wildesten Stürmen des Lebens durch die That bewährt und mit dichterischer Beredsamkeit die rohen Massen zügelte. Wer aber als er hätte die Scene dieser Nacht mit sol-

hem Leben zu schildern vermocht? „Das Erhabenste und Großartigste“, sagt der heidelberger Recensent, „und zugleich das Rührendste und Herzgewinnendste in dieser Geschichtserzählung sind unstreitig jene Schilderungen Dessen was in und vor dem Hôtel de Ville vorging.“ Schon den Tag über war Lamartine beständig gerufen; sein hoher Wuchs und seine sonore Stimme ließen ihn vor Allen geeignet erscheinen zu der Menge zu reden; umgeben von Bürgern und Nationalgarden wie von einem Generalkorps erschien er gleich dem Feldherrn auf dem Schlachtfelde der Revolution. In der Nacht mußte er noch sieben mal den Schreibtisch verlassen, um von einigen Getreuen begleitet in den Zimmern und auf den Treppen des Stadthauses von diesen gährenden Massen Gehorsam oder den Tod zu fordern. Jedes mal wurde er anfänglich mit Murren und Verwünschungen empfangen („Hütet euch vor dem Verräther! Nieder mit dem Träumer!“ u. s. w.), jedes mal schafft er sich mitten unter Dolchen, Säbeln und Bayonetten Raum zum Reden und schließt unter Beifallruf und Thränen des Enthusiasmus, den die überwältigende Macht der Vernunft und Liebe hervorrufen. Um 12 Uhr Mitternachts zieht er sich in seine Wohnung zurück um einige Stunden zu ruhen; gegen 4 Uhr Morgens wandert er wieder nach dem Stadthause durch die einsam gewordenen Straßen, in denen er bei dem Glanze der Bivoualfeuer nur einzelne Haufen mit blutrothen Abzeichen in unthätiger Thätigkeit findet.

Die klarste Einsicht in das Näherwerk der Februarereignisse wie in die gesammten Zustände des französischen Volks gewährt uns das siebente Buch, das uns den Sieg des dreifarbigten Nationalbanners über die rothe Fahne der Revolutionspartei (25. Februar) erzählt. Alle Elemente des Volkslebens, die Parteien und ihre einzelnen Bestandtheile, selbst mit Angabe von Zahlenverhältnissen werden uns hier zergliedert, und es ist als ob uns ein Laucher, der bis auf den Grund des wildempörten Meers hinabgestiegen, erzählte was die grausende Tiefe da unten verhehle, und das Geheimnis des Sturms durch die anschauliche Schilderung der Bewegungen aller Wellen und Strömungen enthüllt. Wir deuten wieder nur an: Es gab drei Parteien, die zugleich nationale und liberale, die socialistische und die revolutionnaire, die hier mit ebenso viel Milde als Bestimmtheit geschildert werden. Die erste, die in der That durch ihre langjährige Opposition das Meiste gethan hatte die Revolution herbeizuführen, wollte sie jetzt schließen und durch Anerkennung der Republik den zeitgemäßen Fortschritt sichern. Von den socialistischen Schulen wollte keine den Sieg ihres Systems durch Umsturz, Gewaltthat und Blut, sie dachten an eine stufenmäßige Umgestaltung der Gesellschaft. Insbesondere war der Fourierismus eine doctrine de bonne foi, de concorde et de paix, er konnte keine Verbrecher, aber bei seinem religiösen Enthusiasmus unsinnige Schwärmer bilden. Louis Blanc täuschte sich durch Sophismen, indem er seine Organisation der Arbeit mittels eines Regierungsdespo-

tismus mit dem Eigenthum verträglich glaubte. Ce parti était l'avant-garde du communisme sous un nom qui trompait tout le monde, même ses propres soldats. Die revolutionnaire Partei, der Abschäum der Völker, existirte als theoretische und politische Partei nur in Frankreich, ein Ueberbleibsel der Conventionspartei, welche die erste Revolution nur durch das Verbrechen retten zu können meinte und den Schrecken zum System erhob. Das Heer dieser Partei besteht aus der unwissenlichen Menge der großen Städte, wo das Elend und Verbrechen aus der Armut und dem Groll der alten Gesellschaft hervorgeht. Diese Partei, die am vorigen Tage vergeblich die provisorische Regierung zu stürzen versucht hatte, erhob am 25. Februar die rothe Fahne und verlangte die Anerkennung derselben. Ihr Anhang war selbst in Paris verhältnismäßig gering, denn „die Masse der arbeitenden und angefessenen Bevölkerung hatte seit 50 Jahren ungeheuere Fortschritte in wahrer Civilisation gemacht“. Die Terroristen konnten vor allem auf zwei Elemente der Bevölkerung rechnen, auf die befreiten Verurtheilten (etwa 20,000, d. i. $\frac{1}{70}$ von $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner) und auf die niedrigsten Classen der Stadt, welche durch das arme Volk der Vorstädte und der Banlieues auf mehr als 80,000 anwuchsen. *) Ihr Plan war, ihren eigenen Anhang in die Regierung zu bringen oder wenigstens die einstweilige Regierung unter ihren Willen zu beugen. Vor allem mißtrauten sie Lamartine, denn, sagten sie: „Se contenir pour une révolution, c'est la trahir“; in der provisorischen Regierung war nur Ledru-Rollin der Mann ihres Vertrauens. Dieser war indes bei den Scenen des 25. Februar auf dem Stadthause nicht gegenwärtig. Louis Blanc übte seinen Einfluß allerdings dans une intention d'apaisement et de modération; doch rieth er der Regierung dem wiederholten Anbringen von Deputationen und Volksgeschrei auf Anerkennung der rothen Fahne nachzugeben. Lamartine blieb unerschütterlich, und auch jetzt hielt seine Beredsamkeit die wildesten Fanatiker im Zaum, bis die bessere Bevölkerung von Paris von selbst in hinreichender Zahl mit den Waffen herbeiströmte und das Nationalbanner rettete. Mit Recht hatte Lamartine erklärt: die Anerkennung der Republik in Europa sei nur von der Aufpflanzung der dreifarbigten Fahne zu erwarten! Am demselben Tage schlug übrigens Lamartine noch die Abschaffung der Todesstrafe, mindestens bei politischen Verbrechen, vor, — eins der schönsten Zeugnisse in welchem Sinne er diese Revolution durchzuführen gedachte!

Am folgenden Tage (Buch 8) fanden sich vor Tagesanbruch 5—6000 bewaffnete Bürger vor dem Stadthause ein; auch die Jugend der höhern Schulen trat für die Ordnung auf. Là où est la coeure de la jeunesse, là est l'esprit de l'avenir.

Die Regierung vermochte jetzt, auf Louis Blanc's

*) Die im Verlaufe der Erzählung vom 25. Februar immer höher gesteigerte Zahl der Aufständischen erinnert allerdings an Fallstaff's Feißeinene Kerle, muß aber aus dem fortwährenden Zufließen der Massen erklärt werden.

Antrag, in Ruhe die Abschaffung der Todesstrafe (für politische Verbrechen) zu beschließen; die Verkündigung des Decrets wurde von dem Volke wie „ein Evangelium der Humanität“ begrüßt. Dupont sagte: „Dieser Tag ersetzt mir 80 Jahre Arbeit, die mir Gott gegeben!“ In der Nacht ordnete Lamartine Maßregeln an die Flucht des Königs zu unterstützen. Am 27. Februar fand die Acclamation de la république bei einer Revue der Nationalversammlung statt; bald erkannten auch die Departements die Republik an: immer ein großartiger Beweis der Macht des französischen Nationalgefühls, denn nur dieses erblickte in der Annahme der Republik „eine Nothwendigkeit“.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Adolf Stöber, der Autor von Nr. 11, ist uns eine bekannte südlich-lyrische Größe. Einen hohen poetischen Werth haben diese Schilderungen — Kleincopien gewaltiger Originale der Alpennatur: wie „Die Jungfrau“, „Der Rhonegletscher“, „Auf dem Gotthard“, „Das Reufthal“, „Der Bierwaldfütterer“, und was Alles sonst noch hier gefeiert wird — nicht. Ich kenne schönere Dichtungen von Stöber. Als Tableaux wollen wir sie immerhin gelten lassen, und weil der Dichter am Schluß jedes Einzelbildes immer die Wendung auf Geistiges, Zeitanklingendes, auf die Gottheit und auf Alles gewinnt was uns in dieser öden zerfließenden Gegenwart im Innersten unsers Selbst bleiben soll, so will ich eben darum diesen Naturgemälden die Bedeutung und das Pathos einer manchen Gemüth berührenden Dichtung keineswegs abgesprochen haben. Das kurze Gedicht „Am Rosenlaugletscher“ möge zum Beweis des Gesagten hier stehen.

Im Rosenlaugletscher.

O wundervolles Eisgebäude.

Durchleuchtet von der Sonne Strahl!

Wie glänzt in reinster Himmelsbläue

Das hochgewölbte Dompportal!

Die Thürmchen blinken so kryhallen,

Die Pfeiler stehn smaragdengrün,

Und amethyst'ne Säulenhallen

In zartem Dämmerlichte glüh'n.

O Sonne, welch ein Glanzgebilde

Du wunderbar geschaffen hast!

Du zauberst aus dem Eisgebilde

Den allerhöchsten Feenpalast.

O Licht der Gnade, Licht von oben,

Durchleuchte so mein Inn'res ganz,

Bis du mein dunkles Herz durchwoben

Mit deinem reinsten Himmelsglanz!

Ich komme jetzt zu den beiden letzten und werthvollsten Stücken dieser ersten Section meiner lyrischen „Erscheinungen“, dem „Aus den Tagen der Jugend“ von Hermann von Loeper, und den „Gedichten“ von Franz Brömel.

Aufrichtig gestanden: ich liebe solch Kategorisiren, Rubriciren und Anspiraufbringen einfacher Lieder, wie es Loeper bei den seinigen vornimmt, nicht. Was einfach, insichabgeschlossen und, wie hoffen es, an und für sich poetisch ist, warum für Solches bunte Bettelkästchen mit hochtönenden Aufschriften? Diese Art von Einschaufelungstheorie, wo noch dazu das Einzelne in seiner individuellen Bedeutung öfters Eintrag erleidet, diese Rede des Biersagenwollens ehe man Etwas gesagt hat, des

Deutenwollens seines eigenen lyrischen Productes will mir nicht gefallen. Trotzdem führen diese Gesänge die Bezeichnung „Aus den Tagen der Jugend“ mit Recht, denn es findet sich darin eine unverfälschte Jugendfrische, ein starker Rhythmus in lyrische Tiefen zu bringen, ein redliches Berschwären Dessen was im Lyrischen nur Bild, Spiel und Blendwerk ist, und jene Unmittelbarkeit des Dichtens die wir leider an der immer mehr überhandnehmenden modernsten Präntation, Gefühlscoquetterei und sich selbst bedäugelnden Geziertheit nur zu unangenehm vermissen. Dieser Dichter versteht es schon seinen Gefühlen Gestalt zu geben, sie von innen heraus in Anschauungen zu verwandeln; er versteht es mit jenen allgemeinen, nie verlöschenden Bügen des Menschenlebens und der Menschennatur fertig zu werden. In seinen Anschauungen und Bildern liegt eine wackere Selbständigkeit, Ruhe und Klarheit, und wahr und richtig hat er jenes bedeutungsvolle Moment deutscher Lyrik begriffen, wo das Lied aus sich selbst den leisen Uebergang in die Ballade findet. „Bettlerin und Gräfin“ (S. 66—68) ist eine solche Ballade, deren reinlyrische Genesis sich nicht verleugnet. Und um wenigstens anzudeuten wie der Autor im reinen Liede sich zeigt, stehe hier nur dies Eine (S. 73):

Heimliche Liebe.

Frage nicht ob ich dich liebe!

Laß verschlossen meine Lippe!

Daß nicht der Empfindung Woge

Strande an des Wortes Rippe.

Frage nicht ob ich dich liebe!

Lies in meines Auges Spiegel.

Lies der Aufschrift treue Zeichen,

Doch nicht brich des Briefes Siegel!

Frage nicht; denn uns're Liebe

Soll so heimlich wie die Kohle

Stimmen, nur in Dämmerungen

Duften gleich der Nachtwiole.

Uns're Liebe sei wie Wolken

Welche still vorübertreiben,

Uns're Liebe soll ein ewig

Ungeköstet's Räthsel bleiben.

In den „Gedichten“ von Franz Brömel, mit denen ich diese lyrische Abtheilung schliesse, weht ein verwandter und doch auch sehr verschiedener Hauch. An Wahrheit und Stärke der Empfindung gleicht er seinem Vorgänger; an Ruhe und Selbständigkeit steht er ihm nach. Die Tiefe ist da wie bei Jenem, aber sie ist nur ruhig bewegt; ein unklares Wesen brütet in und über diesen Wassern. Und wieder stoßen wir in dieser Gedichtsammlung auf einen seltsamen Widerspruch. Während dieser Autor sich des Wesens des eigentlichen Liedes, das in der Kürze die Empfindung austönt und wieder in sich zurücknimmt, vollkommen bemächtigt hat, weigert ihm doch sein kerngesund's Selbst die besonnene Klarheit der Ausführung. Es mangelt die lyrische Gestaltung, die formende Macht über die Gefühle. Und trotzdem gibt uns derselbe Dichter in dem Epklus von Elegien, die er selbstamerweise „Maria, ein Gedicht“ überschreibt, ein kunstvoll gegliedertes Ganze von bewusster Plastik. Hat der unklare Lyriker sich als Elegiker klar begriffen, und darum vielleicht diese reizende Geschichte der Liebe in Elegien — eine Art Hohenlied in antiker sehr gelungener Versform — ein Gedicht genannt? Dann wäre es richtig. Ich sage nur dies Eine: man verzeihenwärtig sich sogleich bei Lesung der ersten Elegie Goethe's römische. Ja, sie sämtlich sind eine Nachbildung der Goethe'schen, sind ungleich im metrischen Bau, an vielen Stellen aber trefflich und tadellos. Der Geist selbst der Elegie, wie sie Goethe zuerst deutlichem Wesen unveräußerlich anbildete, ist untadelig erfasst. Es thut mir aufrichtig leid bei dieser lieblichen Perlenkette nicht län-

ger verweisen zu können. Indes stehe hier beweisend der Schluß der vierten Elegie:

Zwar Triclinien nicht mit wolustthulenden Postern
Schmühen zur Seite sich und träge an marmor'nem Tisch —
Nur aus alten Sockanten erbau'n wir die Platte den Flaschen;
Kirchenvater und Rösch frachtet der weislichste Wein.
Oben thronet Ambrosius hoch mit versilberten Hüften,
Den schon der zehrende Biß ferselader Würmer bezwang;
Hier der Römer Ulpian, und der hochgewürd'gen Pandekten
Staubausbreuende Laß hauf' ich zum Sessel hinauf.
So zu heit'rem Genuße verbunden wir Betten und Geister
Und das Antike verträgt sich mit romantischem Buß.
Wir die Lebendigen krummen die Haut in die flammende Wange;
Siehe — es wird uns dabei selber verständig der Rauch!
Flehtlich ruh't's sich so und es kommen die Todten und nippen
Mit dem verblühenen Mund leise die Perlen vom Rand.
Phöbus kommt und erwecket die Freude und regelt die Stimmen
Keiner zum kräftigen Lied, reiner zum Denken das Herz;
Und unter Schweigen und Lächeln erklinget am Glase der Sitt-
wunsch.

Den die begehrlüche Brust stille dem Liebchen gebracht.
Aber wir nennen sie nicht, denn namenlos ist ja die Liebe;
Ach, für das Ferkligste bleibt nur ein verkümmertes Wort!
Nur durch Schweigen verbreit' du immer am tiefsten die Gottwelt,
Auch dein Verschwiegenes klingt ihr als der lauteste Psalm!
(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Die Wahl Abd-el-Kader's zum Sultan der Araber.

Nach der Vernichtung der türkischen Macht in Algerien durch die Franzosen war eine große Unordnung und viel Zwiespalt unter den Arabern entstanden, welche die Verständigern derselben durch die Wahl eines gemeinsamen Oberhauptes zu beseitigen suchten. Namentlich waren es die Stämme der Hachem, der Beni-Hamer und der Sarabas, welche sich nach Si-Rahiddin's, des Vaters Abd-el-Kader's, Aufenthalt in der Nähe von Maskara zu Pferde begaben. Die Versammlung ward von dem obersten Marabout der Hachem, Si-Larrach, einem allgemein geachteten Manne, präsidirt.

Rahiddin, der Vater Abd-el-Kader's, erfreute sich damals in der ganzen Gegend eines großen Ansehens, was ihm sein Ruf als Weiser, die Verfolgungen der Türken und seine beiden Wallfahrten nach Mekka erworben hatten. Als er im Jahre 1820 das Grab des Propheten zum zweiten male besuchte nahm er seinen Sohn, Abd-el-Kader, mit. Von Mekka gingen die Wallfahrer nach Bagdad, um auf dem Grabe Si-Abd-el-Kader-el-Djelalli's (Sultan der Vollkommenen), der im westlichen Afrika in großem Ansehen steht, ihre Andacht zu verrichten. Während sie Dies in dem vergoldeten Dome, der sich über der Kobbä (Grabmal) des Heiligen erhebt, thaten, trat dieser selbst in der Gestalt eines Regers welcher in einem Korbe Datteln, Milch und Honig trug ein, und fragte Rahiddin: „Wer von euch ist der Sultan des Westens?“ „Es gibt keinen Sultan unter uns“, entgegnete Rahiddin, „wir sind arme Leute welche Gott fürchten und von Mekka kommen.“ Als sie eine einzige Dattel des Regers gegessen hatten fühlten sie sich vollkommen gesättigt, und der Letztere sagte noch bevor er sich entfernte: „Der Sultan ist unter euch; hab Acht auf mein Wort; das Reich der Türken geht seinem Ende entgegen.“

Diese Legende hatte der Familie Rahiddin's großen Credit verschafft, und als der Marabout Si-Larrach erzählte er habe im Traume den Kulei-Abd-el-Kader-Djelalli und einen goldenen Thron gesehen, und es habe Ersterer auf die Frage: für wen dieser Thron bestimmt sei, geantwortet: für El-Hadj-Abd-el-Kader-Duld-Rahiddin, war die Versammlung mit dieser Wahl sofort einverstanden, und schickte Si-Larrach mit 300 Rei-

tern zu Rahiddin. Dieser hatte denselben Traum gehabt, nur hatte der Heilige auf seine Frage für wen der Thron bestimmt sei geantwortet: für dich oder für deinen Sohn; im ersten Falle wird dein Sohn, im letztern wirst du bald sterben. Nach einer Unterredung mit Si-Larrach rief Rahiddin seinen Sohn und fragte ihn wie er herrschen werde. „Wenn ich Sultan werde“, entgegnete Abd-el-Kader, „werde ich mit eiserner Hand herrschen; und wenn das Gesetz den Tod meines Bruders befehlet, werde ich es mit beiden Händen befolgen.“ Rahiddin führte Abd-el-Kader vor das Belt und sprach zu den Arabern: „Das ist der Sohn Boras, der Sultan den der Prophet verkündet.“ Und der neue Sultan hielt mit dem Reiterhufe seinen Einzug in Maskara ohne weiteres Vermögen als eines Franc, den er in einen Bisfel seines Haile geknüpft hatt. Am folgenden Tage sicherte ihm eine Contribution von 20,000 Budjus, die er den Juden auferlegte, die ersten Hülsquellen.

Die arabischen Stämme erkannten, obwohl erst nach und nach, fast alle seine Herrschaft an, der Frieden zu Desmichels im Jahre 1834 und der zu Lafna waren günstig für ihn und gestatteten ihm vollkommene Ruhe sich zu rüsten, und namentlich seinen Grundgedanken, eine arabische Rationalität zu gründen, auszuführen. Die Feindseligkeiten des Jahres 1839 fanden ihn daher mit einer regelmäßigen Armee, ergebenen Dienern, reichen Hülsquellen von Waffen und Munition, und mit großen Magazinen ausgerüstet. „Die Beni-Hamer und die Sarabas sind meine Kleider, die Hachem sind meine Hand“, pflegte er zu sagen. Der General Lamoricière unternahm daher den Winterfeldzug nach Maskara um ihm Kleid und Hemd zu gleicher Zeit zu nehmen. Dieses Manoeuvre, welches bereits 140 Jahre früher den türkischen Weisungen war, gelang. Nach dem Verluste Maskaras verlor Abd-el-Kader einen Befehl nach dem andern mit den darin aufgehäuften Borräthen. Er errichtete daher die Smala, d. h. eine Art wandernder Stadt, in welcher sich mehre Stämme und die Familien seiner Diener um die Seinigen geschart befanden; die Araber erhielten in derselben Alles was sie bedurften. Die Juden versorgten ihn in Masse mit allen Bedürfnissen. Bekanntlich gelang es im Jahre 1843 dem Herzoge von Kumale diese wandernde Festung durch einen gelungenen Handstreich, und mit ihr die ganze Macht des Emir zu vernichten. 13.

Notiz.

Sitt Das auch jetzt noch von den Briten?

In seinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Berächtern“ sagt Schlegel, der dort die Meinung ausdrückt daß die Deutschen die Einzigen seien welche er für fähig und also auch für würdig halte das „der Sinn ihnen aufgeregt werde für heilige und göttliche Dinge“, von den Briten: „Sene stolzen Insulaner, von Zielen ungebührlich verehrt, kennen keine andere Lösung als gewinnen und genießen; ihr Eifer für die Wissenschaft ist nur ein leeres Spielgefecht, ihre Lebensweisheit ein falscher Edelstein, künstlich und täuschend zusammengesetzt wie sie pflügen, und ihre heilige Freiheit dient selbst nur der Selbstsucht um billigen Preis. Nirgend ja ist es ihnen Ernst mit Dem was über den handgreiflichen Nutzen hinausgeht. Denn aller Wissenschaft haben sie das Leben genommen und brauchen nur das todt Holz zu Masten und Rudern bei ihrer gewinnlustigen Lebensfahrt. Und ebenso wissen sie von der Religion Nichts, außer daß nur Jeder Anhänglichkeit predigt an alte Gebräuche und seine Sagen vertheidigt, und Dies für ein durch die Verfassung weislich ausgespartes Hülsmittel anseht gegen den Feind des Staats.“ Die Anklage die in diesen Worten liegt ist hart, doch ist sie zum Theil nicht ungerecht, und soviel dürfte unweifelhaft sein daß die Religion den Briten oft nur Formensache ist, und die „heilige Freiheit nur der Selbstsucht dient“. Letzteres hat sich namentlich in der neuern Zeit, und nirgend mehr und deutlicher als in dem Verfahren der britischen Regierung gegen Griechenland gezeigt. 12.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag,

— Nr. 44. —

20. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 43.)

So schien die gemäßigte Partei gesiegt zu haben. Aber die Extreme waren nur für den Augenblick zurückgedrängt. Wir können Lamartine hier, wo er den ersten Theil mit einem poetischen Effect schließt, den Vorwurf der Schönmalerei nicht ersparen. Er spricht nur von seinen Siegen; er sagt Nichts davon daß die Verfügung über die Civilliste, die er später nur beiläufig erwähnt, der Regierung gewaltsam entriffen wurde; er erzählt daß er die Künstler, die sich für eine organisation du travail erhoben, von der Unmöglichkeit derselben überzeugt, aber Nichts von der Festsetzung der Arbeitercommission im Luxembourg, die doch allein die spätere Gestalt der Nationalwerkstätten erklärt.

Wie Lamartine in der innern Leitung der Republik den Geist der bessern Mehrheit des französischen Volks, die ungetrübte sittliche Idee der Revolution von 1789 repräsentirte, so auch in den auswärtigen Verhältnissen, denen er zunächst vorstand (Buch 9). Das Princip der Brüderlichkeit war ihm kein leeres Wort; er wollte Frieden und Freiheit im Innern Frankreichs, Frieden und Freiheit für die Völker der Erde. Sein Gemälde der europäischen Verhältnisse führt ihn zu dem unbestreitbaren Sage: „Wenn es für den Staatsmann leicht war dieses glückliche Zusammentreffen der Republik mit den Zuständen Europas zu erfassen, welches gestattete den Frieden zu erhalten, so war es schwer einer jungen aufstrebenden Republik begreiflichzumachen daß sie sich im Zaume halten mußte (se contenir).“ Lamartine aber hatte die echtchristliche Ansicht: daß der Krieg kein Fortschritt, daß er nur ein Mord in Masse ist; auch der innern Entwicklung der Republik hielt er den Krieg gefährlich, der mit den Maßregeln des Jahres 1793 eine dicatorische Gewalt oder infolge des Sieges eine Militärdespotie zurückführen konnte. Auf der andern Seite hatte er die unbedingte Ueberzeugung von der Macht der Vernunft und des Rechts in der Politik, er erwartete Alles von dem friedlichen Fortschreiten der Demokratie und der Sympathie der Völker mit dem freien Frankreich. Diese Ansichten waren aber nur der Ausdruck der wahr-

ren öffentlichen Meinung des französischen Volks; Alle die den Fortschritt wollten wollten den Frieden, ja eben der Socialismus erstickte den Gedanken der Eroberung. L'idée de l'organisation du travail amortit l'idée de la guerre dans les masses. Dabei aber verlangt Lamartine im Geiste des französischen Volks einen größern Einfluß Frankreichs in dem europäischen Staatensystem als es seit der Restauration besessen hatte. Frankreich und Europa erwarteten in ängstlichem Harren das erste Wort der Republik an die Welt. Lamartine hielt es für klug und würdig dasselbe einige Tage erwarten zu lassen. Am 7. März erließ er in Uebereinstimmung mit der ganzen Regierung sein berühmtes Manifest an Europa, das an Canning's glänzende Botschaft vom Jahr 1826 erinnert, und wenn es nicht ganz so praktisch ist, sich desto mehr zum Idealen erhebt. Der Grundgedanke desselben liegt in den Worten: „Die Republik weiß daß es keine dauernde Freiheiten gibt als diejenigen die aus ihrem eigenen Boden entspringen.“ Aber dabei betrachtet auch Frankreich die ihm aufgedrungenen Verträge von 1815 nicht als rechtlich gültig, wengleich es entschlossen ist dieselben für jetzt factisch bestehen zu lassen. Die so aufgefaste Friedenspolitik konnte indef nur durch große kriegerische Rüstungen Frankreichs aufrechterhalten werden. Man beschloß die Armee auf 580,000 Mann zu vermehren und schritt mit Energie zur Aufstellung derselben vor. Die finanziellen Schwierigkeiten die sich besonders hierdurch vermehrten, vor allem jedoch der aufstrebende Socialismus der Arbeiter im Luxembourg, den Lamartine nur für ein vorübergehendes Uebel hielt, bewogen den Finanzminister Goudchaux zum Rücktritt; doch rettete Garnier-Pagès, indem er mutig an Goudchaux' Stelle trat, den Credit der Republik.

Nach einer Episode über die Fluchtreise des Königs und seiner Familienglieder (Buch 10) kehrt Lamartine zu den innern Verhältnissen zurück und enthüllt uns den allmählig deutlicher hervortretenden Zwiespalt der Ansichten in der Regierung; doch spiegeln sich in diesem offenbar nur die Parteien im Volke selbst ab: die gemäßigte, welche der Mehrheit des französischen Volks gewiß war und dieser vertrauensvoll die Weiterentwicklung der Revolution überließ, und die radicale Minorität, die im Gefühl ihrer Schwäche ihren Grundsätzen durch Ein-

schüchterung der Mehrheit mit Gewalt Bahn brechen wollte. Die Letztere fand in Ledru-Rollin, dem Minister des Innern, ihren Ausdruck. Charakteristisch war ein Circular desselben an die Regierungsagenten über die Anstellung des Verwaltungspersonals vom 8. März. Im ersten Theile desselben heißt es: „Ganz Frankreich hat nur eine Stimme; diese Vereinigung Aller muß die Quelle der Mäßigung nach dem Siege sein“; am Schlusse dagegen: „Für die öffentlichen Anstellungen macht es zur Regel daß sie nur erprobten Republikanern anvertraut werden dürfen, mit Einem Worte, nur Männern de la veille et non pas du lendemain!“ Doch waren die Handlungen Ledru-Rollin's gemäßigter als diese Worte; auch traten Flocon und der Polizeipräsident Cauffidière als Vermittler auf.

Ein Hauptdifferenzpunkt zwischen den Parteien wurde alsbald die demnächstige Berufung der Nationalversammlung. Die Gemäßigten in der Regierung wünschten diesen Zeitpunkt herbei um zu einer festen Ordnung zu gelangen; die Terroristen wollten die Dictatur der provisorischen Regierung verlängern, da sie bei den allgemeinen Wahlen kaum die Mehrheit für die Republik zu erlangen hofften. Sie bearbeiteten inzwischen das Volk in den Clubs (Buch 11). „Les clubs“, sagt Lamartine treffend, „institutions ou plutôt résultat révolutionnaire, ont même un danger de plus que la place publique, l'esprit de secte et la discipline combinée des partis.“ Bald traten besonders die Clubs von Barbès, Blanqui, Raspail und Cabet hervor, die hier auch nur sehr milde Beurtheilung finden; mit denselben verbinden sich besonders die agitateurs étrangers. Unter diesen Verhältnissen rückte die Zeit der Wahlen heran, welche die Aufregung natürlich in hohem Grade vermehrten (Buch 12). Die „Bärenmützen-Manifestation“ (vom 16. März) war nach Lamartine nur eine Demonstration der bessern Bürger für die Majorität der Regierung, insbesondere für Lamartine gegen die von dem Ministerium des Innern ausgegangene Bedrohung der Wahlfreiheit. Doch sieht man auch wider Willen des Darstellers deutlich genug daß sich dieselbe in der That auch auf die aristokratische Bevorzugung (zunächst in der Uniformirung der Nationalgarde) bezog. Allerdings lag in dem kleinlichen Uniformunterschied nur die nächste Veranlassung zur Kundgebung eines tiefen Gegensatzes, und so folgte die große Volksdemonstration vom 17. März (von 140,000 Menschen) für die Minorität der Regierung, welche Aufschub der Nationalversammlung verlangte. Lamartine sagt von derselben: „Die Mitglieder der Majorität der Regierung verhehlten sich den Sinn dieses Tages nicht und fingen an einem Einfluß zu misstrauen der Alles vermochte.“

Zufällig war es eben in diesen Tagen (Buch 13) daß sich in Wien (14. März) und in Berlin (18. März) ein Wiederhall der Februarereignisse in der Erhebung des Volks kundgab; doch stellt Lamartine hier die Ereignisse in Preußen in ein schiefes Licht wenn er meint: „Die Polen aus den berliner Gefängnissen waren am 20. März

Herren der (preussischen) Monarchie; sie trieben das Volk zur Republik. Der König kam dieser Bewegung durch eine machiavellistische Schmeichelei gegen das Deutschtum (adulation machiavélique au génie allemand), durch Annahme der deutschen Tricolore zuvor.“ Wie richtig er jedoch im Ganzen die Interessen Preußens beurtheilte und wie großartig er die Stellung Frankreichs zu demselben auffaßte, ergibt sich schon aus der Wahl des durch vielseitige positive Kenntnisse wie durch philosophische Bildung ausgezeichneten Hrn. von Circourt (esprit presque universel) zum Geschäftsträger in Berlin und aus den diesem ertheilten Instructionen. Derselbe begriff wie Lamartine daß die Freiheit des Friedens bedürfe und daß der Friede in Berlin und in London wäre; er unterstützte in Berlin „das Streben Deutschlands nach einer moralischen Einheit, welche die kleinen Staaten dem ausschließlichen Einflusse Oesterreichs entzög; und eine Machtstellung Preußens für die deutsche Unabhängigkeit gegen den Druck Rußlands“.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber englische Zustände.

The social condition and education of the people of England and Europe. By Joseph Kay. Zwei Bände. London 1850.

Observations on the social and political state of Europe. By Samuel Laing. London 1850.

Der Verfasser des zuerst genannten Buchs, Joseph Kay, dürfte einer der bedeutendsten Schriftsteller sein welche sich neuerlich über die Gebrechen der englischen Volkszustände ausgelassen haben. Er hat es in zwei gewaltig dicken Bänden gethan, die durch eine massenhafte Sammlung von Thatfachen und beigegebene Erklärungen einigermaßen Das ersetzen was ihnen an philosophischem Geiste abgeht. Der Form nach ist das Ganze eine Vergleichenng des Volkslebens auf dem Continente mit dem Volksleben in England, zum Nachtheile des letztern, und die Befugniß des Verfassers diese Vergleichenng anzustellen beruht darin daß, nachdem er sich mit den englischen Volkszuständen vertraut gemacht, er alle Theile des westlichen Europa bereist und sich bestrebt hat die dasigen Sitten, Schulen und Lebenserwerbe kennenzulernen. Das Resultat seiner Vergleichenng kommt also darauf hinaus daß dem Continente gegenüber die englischen Volkszustände sehr unsichere Art und in der Wurzel faul sind.

Reichtum, meint der Verfasser, häufe sich in den Händen Weniger zu kolossalem Umfange; in gleichem Verhältnisse mehre sich die Zahl der Armen die nach hoffnungslosem Kampfe mit der Noth des Lebens eine gefährliche Classe zu werden drohen. Niemlich sechs Millionen Pf. St. würden jährlich an Armenstaxen erhoben und verbraucht; mehr als Dies würde jährlich für Hospitäler und milde Stiftungen verausgabt; die Summe der Privatwohlthätigkeit spotte jeder Berechnung. Alles Dies würde gethan um das Volk vor dem Verhungern zu schützen, sein Elend zu lindern, seine Laster auszurotten, und alles Dies sei vergeblich. Es sei vergeblich Arbeitshäuser zu bauen, zerlumpte Schulen zu errichten, Asyle zu gründen; vergeblich den Verkauf der Spirituosen zu beschränken; vergeblich als Schullehrer und Geistlicher seine Pflicht zu erfüllen; es sei mit Einem Worte Alles vergeblich. „Ich spreche aus voller Ueberzeugung“, heißt es, „wenn ich sage daß es meines Erachtens keinen herzerweichenden, keinen — ich will mich stark ausdrücken — schauerhaften Anblick gibt als die Hintergassen und Vorstädte in England und Irland mit ihren schweimigen Bewohnern, mit ihren Häufen halbnaekter, schmutziger, ver-

wahlloser Kinder die im Kothe spielen, mit ihren zahllosen Branntweinpalästen, wo Menschen sich drängen deren Hände und Gesichter Zeugniß liefern daß ihr Fleisch mit Spirituosen getränkt ist, dem einzigen Troste dieser armen Menschen, und mit elenden jungen Mädchen welche Mangel an Religionsunterricht in ihrer Kindheit und später Entbehrungen aller Art auf die Bahn des Lasters geworfen und dem entwürdigendsten Gewerbe preisgegeben haben."

Am betrübendsten findet der Verfasser die Lage der armen Kinder in den großen Städten, weil sie Ursprung und Quelle der allgemeinen Lasterhaftigkeit sei. In London, meint er, existirten trotz aller mildthätigen Anstalten zu jeder Zeit Tausende von verlassenen, umherstreifenden, Niemand angehörigen Kindern, welche die Straße bevölkerten und nie eine Schule besuchten. „In elenden Häusern“, schreibt er, „wo jedes Alter und jedes Geschlecht wohnt, sind Väter und Töchter, Mütter und Söhne, erwachsene Brüder und erwachsene Schwestern, volljährige Mannspersonen und volljährige Frauenzimmer, Schwärme von Kindern, Kranke, Sterbende und Tote so zusammengepfercht, so nah aneinander gedrängt, so eng aufeinander gedrückt daß Thiere zurückbeben würden, ist es physisch unmöglich die gewöhnlichsten Anständigkeits des Lebens zu beobachten; muß aller Sinn für Schicklichkeit und Selbstachtung untergehen, und tritt an deren Stelle eine Rohheit des Benehmens wie selches von diesen in Laster verfunkenen Menschen nicht anders zu erwarten steht“, eine Zeichnung welche der Verfasser in hundert und einigen Seiten fortsetzt. Sobald er damit fertig ist wendet er sich zu einem weitern Beweise herrschender moralischer Krankheit, zum Kindermorde. Dieses, seiner Versicherung zufolge, in England früher ungekannnte Verbrechen soll neuerlich „stark in Aufnahme gekommen sein“, und zwar hauptsächlich als Erwerbszweig. Gleich nach ihrer Geburt würden Kinder in Begräbnisklassen eingekauft um bei ihrem Tode höhere Beträge zu empfangen, und der Tod werde durch Gift oder durch Auszehrung bewirkende Krankheiten herbeigeführt.

Alles Dies schildert vorgzugsweise die Entfittlichung und das Elend der großen Städte. Aber, sagt der Verfasser, auf dem Lande ist es um keinen Deut besser; nur verliere sich dort das Laster in weitem Raumen und entschlüpfe dadurch der allgemeinen Wahrnehmung. Die Statistik soll Das belegen. Zwei Beispiele mögen die Hunderte bezeichnen. In Rutlandshire, der kleinern Grafschaft Englands, das keine Fabriken hat und auf je 100 Acker 22 Einwohner zählt, kommt auf 439 Einwohner ein Verbrecher. In Lancashire, das fast über und über mit Fabriken bedeckt ist, und auf je 100 Acker 147 Einwohner enthält, kommt ein Verbrecher auf 509 Einwohner. Und vergißt man, oder ist es unwahr was Canning einst behauptete: daß Nichts trüglicher sei als Thatfachen, ausgenommen Zahlen, so beweist der Verfasser daß im Punkte der von Kindern begangenen Verbrechen das nördliche Lancashire von 22, und im Punkte weiblicher Fehltritte und daran geknüpfter Verbrechen von 19 meist ackerbautreibenden Grafschaften übertroffen werde.

So ungefähr sieht, juristisch zu reden, der status causae des Hrn. Joseph Kay aus. Er ist für seine Person auf das feste überzeugt daß die englischen Volkszustände an der Grenze ihrer Auflösung stehen, daß sie keinesfalls länger so fortdauern können wenn nicht „Etwas gethan wird“. Gerathen wir Freunde Englands nicht zu früh in Angst, oder stehen wir Feinde Englands nicht zu schnell in die Jubeltrommete! Kay ist ein Bangemacher, und „bangemachen gilt nicht“. Es mag jede von ihm für die Zunahme der Armut und für die Vermehrung der Verbrechen angeführte Thatsache wörtlich wahr sein, so folgt nicht daß seine darauf gebauten Schlüsse richtig sind; sie können dessenungeachtet ungeheuer richtig sein, gewaltig wackeln. Die beklagenswerth auch die Zustände der untern englischen Volksschichten sein mögen, und ohne Zweifel großentheils sind, England bricht deshalb nicht in Stücken, denn die Veranlassung liegt nicht in seinen Insti-

tutionen, sondern rein und allein in der Sorglosigkeit, in dem Nicht-an-morgen-denken der untern Schichten. Kein Handarbeiter in ganz Europa ist so leicht besteuert wie der englische. Er ist frei von den Landes-, und frei von den Orts-, frei von allen directen Steuern. Nur die indirecten treffen ihn, und diese lasten jetzt noch auf Gegenständen deren er, mit Ausnahme der Seife, weder zu seiner Gesundheit noch zu seiner Zufriedenheit bedarf. England hat keine Conscription, der Engländer muß nicht Soldat werden, braucht nicht in den Blühtagen seines Lebens sieben oder drei Jahre, zwei Jahre oder eins „den Schießprügel zu tragen“. England hat weder Landwehr noch Landsturm; folglich braucht kein Engländer sich jährlich 14 oder 40 Tage „Schuhriegeln“ zu lassen. England hat kein Passsystem und keine gewerblichen Schlagbäume; wie deshalb der Engländer keine Reiselegitimation bedarf, braucht er auch das Deffnen solcher Schlagbäume nicht zu bezahlen. Wird dann eingeworfen: Aber ist nicht das Anhäufen des Reichthums in den höhern Classen ein sicheres Merkmal von der Verarmung der untern? so ist Das ein seltsamer Einwurf, eine spasshafte Frage. Reichthum ist keine selbständige Wesenheit. Will der Frager angeben wo Reichthum anfängt und wo er aufhört? Daß England jedes Jahr reicher wird steht fest. Es steht jedoch ebenso fest daß die Zunahme des Reichthums nicht in den sogenannten höhern Classen, sondern in der großen Masse des Mittelstandes als natürliche Folge seines Fleißes und seines Denkens an morgen stattfindet.

Ueber dieses interessante und oft falsch ausgelegte Thema äußert sich der Verfasser des zweiten oben rubricirten Buchs, Samuel Laing, folgendermaßen: „Es ist ein Lieblingsbema der nach England kommenden Ausländer, und vieler oberflächlichen Beobachter daheim, daß unsere socialen Zustände eine monströse Vereinigung unbegrenzten Reichthums, unbegrenzter Verschwendung und unbegrenzten Luxus nach oben, und gänzlicher Entblößung, tiefsten Elends und größter Entbehrungen nach unten seien. Sie betrachten bloß die Extreme der Gesellschaft, die obersten und untersten Schichten der socialen Masse, und sehen nicht daß der Raum zwischen beiden dicht mit Einkommen und Erwerben jeden Betrags und jeden Bruchtheils besetzt ist, von der höchsten Biffer, den Tausenden oder Schnutaufenden jährlich, bis herab auf Null. Bei uns gibt es nicht wie auf dem Continente ein vacuum in der Masse zwischen dem Zuoberst und Zuunterst. Eine Null, eine äußerste und gänzliche Entblößung muß in jedem Lande an dem einen Ende der socialen Kette vorkommen. Erwägen wir aber das verhältnißmäßige Wohlfinden der arbeitenden Classe in verschiedenen Ländern, so entsteht die Frage: Wo liegt die Null am weitesten ab? Wo ist die Reizung zu ihr herabzusinken oder sich über sie zu erheben die stärkste? Und da leidet es keinen Zweifel daß wo die Mitte des socialen Körpers die meisten Einkommen aller Stufen hat, wo in den meisten Händen das meiste Capital und der meiste Umsatz existirt: da auch für den Arbeiter die meiste Beschäftigung und in ihm die meiste Reizung vorhanden sein muß auf der Stufenleiter der Erwerbe, der Einkommen und des Wohlfindens sich über Null zu erheben.“

Bedauernswerth wie mancher sociale Bug der Gegenwart in England unkreutzig ist, gibt es doch wol keinen der nicht um Vieles besser wäre als vor hundert Jahren. Daß an Einem Morgen zwanzig Menschen in Newgate gehängt werden, ist eine Antiquität; Straßenraub und Hauseinbrüche werden immer seltener; die Arbeitshäuser mögen voll sein, aber Land- und Stadtstraßen sind leer von den ehemals ausfägigen Bettlern; das sogenannte sorning oder Creppen von Lebensmitteln kommt gar nicht mehr vor; daß Kinder weggenommen und in Schiffsladungen nach den Colonien gebracht würden — eine Praktik die sich noch vor 80 Jahren wiederholte — ist unerhört; ebenso ist keine Rede von Einfangen und Fortschleppen von Männern für den Militärdienst; Pascherei ist in Verfall, und von den heimlichen Branntweimbrennereien, wie sie

bis vor 30 Jahren im Schwunge gingen, gibt es jetzt nur noch einen Schatten. Ein ähnliches Vorwärts macht sich in hundert andern Dingen bemerkbar.

Was Joseph Ray in Betreff der „Branntweinpaläste“ und verwandter Handlanger der Unmäßigkeit sagt kann und muß in derselben Weise zurückgewiesen werden. Es fehlt nicht an unumstößlichem Zeugniß daß Wöllerei in England gegen sonst sich bedeutend vermindert, jetzt eigentlich nur in den untersten Classen ihren Sitz hat. Noch vor 60 Jahren geschah es daß reiche und vornehme Männer vom Abend bis zum Morgen bei der Flasche saßen, und Der gast für einen knauserigen Wirth der es nicht einzurichten wußte daß seine Gäste zuletzt unterm Tische lagen. Das geschieht jetzt selbst nicht in den Ständen die ehemals gar nicht beachtet wurden. Auch sie haben die bessere Sitte angenommen, und vieles Andere ist bei ihnen ebenmäßig besser. Die richtigste Probe ob die englischen Volkszustände besser oder schlechter geworden dürfte die sein: irgendeinen Engländer zu fragen ob er nicht besser wohnt, besser speist, sich besser kriecht und besser erzogen worden ist als sein Großvater, vorausgesetzt daß in den äußern Verhältnissen seiner Familie kein Wechsel eingetreten. Oder man sehe zu ob nicht jedes Dienstmädchen in England zierlichere Kleidung und mehr Bequemlichkeiten hat als es zu Anfang des 18. Jahrhunderts bei den meisten vornehmen Frauen der Fall war. Es gibt vielleicht keinen Arbeiter der, wenn er wöchentlich 20 Schillinge verdient und das Seinige zurathehält, nicht bessere Kleidung besitzt als ein Arbeitgeber unter der Regierung der Königin Anna besaß. Ist alles Dies nicht zu leugnen, so läßt sich willig einräumen daß, obgleich die englischen Volkszustände merklich besser geworden sind, zu weitem Verbesserungen es an Nichts weniger als an Raum und Gelegenheit mangelt. Nur muß genau erwogen und streng beachtet werden worin die Verbesserung bestehen soll.

5.

Mancherlei.

Chateaubriand sagt in seinen „Mémoires d'outre-tombe“ ganz wahr: „Le peuple souverain étant partout, quand il devient tyran, le tyran est partout, c'est la présence universelle d'un universel Tibère“; aber die Einschränkung, der allgemeine Liberismus sei nur vorhanden wenn das Volk Tyrann werde, ist keine. Das souveraine Volk ist immer Tyrann, wird beherrscht von Launen, bestraft unerbittlich, weil das Herz des Einzelnen Gnade und Milde kennt, das Herz von Tausenden nicht; dem souverainen Volke fehlt das Gewissen: denn wo sollte es stecken in der Menge, die sich gegenseitig Sünden zuschiebt und dadurch allen Anlaß des Beichtens verliert; das souveraine Volk kennt keinen Bügel der Sitte, des Anstandes, der Ehre: denn wo wäre diese zu finden, da die Gesamtzahl alle Einzelmassen verschlingt von denen Sitte ausgehen könnte, da sie kein Wesen außer sich steht vor welchem Anstand zu beobachten und von welchem Ehre zu empfangen; die Allgenugsamkeit des souverainen Volkes ist eine dämonisch-fühlose, leidenschaftlich-despotische, und kann nur wenn sie sich geltendgemacht hat durch ein Uebrigliches ihrer selbst bezwungen werden, weswegen im Orient, wo Dies zu geschehen pflegt, nur Doppelthieren Dieses glücklich gelingt, die dann, weil Gleichartiges sich erkennt, Anhänglichkeit und Ehre des Volkes genießen, um mit Galgen und Rad die Bügel der Sitte und des friedlichen Anstandes wiederzubringen. Für ein gefittetes erliebendes Abendland ist deswegen die Lehre von Volkssouverainetät eine Tollheit, zumal da die Doppelthiere fehlen.

Goethe ward von Friederike angezogen, von Elli besiegt, von Frau von Stein gefesselt und von einer Genossin, nicht Künstlerin, des Theaters, zuvörderst ohne und dann mit

kirchlicher Weihe, geheirathet. Dies verbreitet Kränkung und geheimen Schmerz über sein sonst so glückliches und glänzendes Leben. Der gleich Adam im Paradiese ohne eine Gefährtin nicht zurechtkommen kann, was freilich manche Adamskinder können, Dem bestimmt die Wahl seiner Begleiterin und das feste Band der Ehe sein ferneres Geschick. Sind Bund und Band übel gerathen, so verbirbt es mehr als es hilft, und das Beste kann durch Ueulartung zum Schlechten übergehen. Was darin geschieht beruht auf innerer Haltung und äußerer Weiterbildung der Charaktere, aber ohne Zweiselt gibt es keine Harmonie und deren Freuden, die Eintönigkeit ermüdet in sich selbst, wobei aller Reichthum von Kunst, Poesie und Wissenschaft mehr unruhige Anstrengung herbeiführen jene zu überwinden als Erfolge sie zu verherrlichen. Ob Goethe mit seiner Hestigkeit, seinem nach allen Seiten hin dämonischen Streben, für beruhigende Harmonie empfänglich gewesen läßt sich bezweifeln; daß er sie nicht gefunden beweist sein Gesandnig, wenn er kaum vier befriedigende glückliche Tage seines langen Lebens aufzählt. Es ist dem Menschen zum erwünschten Abschluß seines brüchigen Daseins noch etwas Anderes notwendig als Geist, Kraft und Werthätigkeit, nämlich Ruhe und Besänftigung durch Zweiflänge und Dreiflänge, welche, wenn sie zur Wahrheit des Zustandes geworden, alle darüber aufgeführte Dichtung und Gabenmischung verherrlicht und mit werthvollem Gleichmaß bei sich selbst einkehrt, wo sie zu Hause ist.

Ein Pfarrer, hieß es, sei närrisch geworden und in eine Heilanstalt gebracht. Auf die Anfrage: was denn Anlaß gegeben ihn für närrisch zu erklären, erfolgte die Antwort: „Das Mißtrauen gegen seine Frau sei so groß gewesen daß er sie Nachts nicht im Schlafzimmer geduldet, fürchtend sie möge ihn bestehlen, daß er deswegen seine Uhr und sein Geld im Zimmer unter Schloß und Riegel gehalten; daß er ferner seine Ragd ohne Aufhören Fenster waschen lassen, behauptend Flecken und Schmutz daran zu sehen; daß er Bauplane für sein Haus gemacht, welches gut und keiner Verbesserung bedürftig; daß er eine neue Erfindung Lorf zu bereiten sich fälschlich zugescrieben; daß er seine Umgebungen für eigensinnig und mißtrauisch gehalten, sich selbst aber körperlich und geistig für vollkommen gesund.“ Nach kurzem Aufenthalt in der Heilanstalt war er wiederhergestellt und verwaltete sein Amt. Unter diesen Vorwürfen war kaum Eines entscheidend für Narrheit. Eifersucht ist mißtrauischer gegen eine Frau als Bestehlungsfurcht, weil diese aber sich auf Uhren und Geld bezieht, und jene die Frau stets umschüßeln, nicht fernhalten will, schickt man weder Eifersüchtige noch Geizige ins Irrenhaus. Vielwaschen und Bauen ist eine Leidenschaft der Männer und Frauen oft unterliegen, mit Erfindungen täuschen sich viele Erfinder — wie Besitzer des Steins der Weisen Gold bereiten wollen statt Lorf, und Legteres scheint leichter —, sich selbst aber hält jeder Vernünftige für vernünftig, und tadelt sonach seine Umgebungen über Thorheit. Weil daher jene Beweise unzureichend und zweifelhaft waren ward die Heilung schnell vollbracht. Ueberhaupt machen Thorheit und Unvernunft keine Karren, sonst wüßte Niemand woher man alle Karrenhäuser nähme; es muß Untervernunft und Ueberthorheit hinzukommen um Narrheit augenfällig zu machen, und dieser oft geringe Zusatz bestimmt das Urtheil der Welt, sodas wenig einzusehen warum nicht mehr Leute nach Bedlam kommen, und doch manche. Der junge Thelluffon sigt dort seit Jahren, weil er als der reichste Privatmann von Europa Alles für sich erlaubt hielt, stundenlang Thaler zum Fenster hinauswarf, und dadurch die eimsammelnden Proletarier aus den Werkstätten zu den Wirthshäusern verführte, endlich gegen Polizei und Polizeibeamte sich Troz und Mißhandlung erlaubte; dies legte war der Zusatz welcher seine Einsperrung zur Folge hatte.

26.

Freitag,

Nr. 45.

21. Februar 1851.

Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Dritter und letzter Artikel.

(Schluß aus Nr. 44.)

Die Aufregung der revolutionären Partei in Frankreich stieg inzwischen theils infolge der gährenden Sympathien in den Nachbarländern, theils mit dem Herandrücken der Wahlen. So erklärt sich die Arbeiterdemonstration vom 16. April, bei der das kräftige Auftreten von 200,000 Mann Nationalgarde die unter sich unheimigen Volksmassen ohne Blutvergießen in den Schranken der Ordnung hielt. Das Feldgeschrei der Nationalgarde war: „Vive Lamartine! à bas les communistes!“ Das Benehmen Ledru-Rollin's bei dieser Gelegenheit war mindestens zweideutig, doch bemüht sich Lamartine die Schuld einer verspäteten Zusammenberufung der Nationalgarde von ihm abzuwälzen. Bei der am 21. April veranstalteten Revue der Nationalgarde war der Enthusiasmus für Lamartine so hoch gesteigert daß von Berufung desselben zur Dictatur, ja zu einem volksthümlichen Königthum die Rede war. Er sagt darüber: „Il se retira confus d'un fanatisme qu'il ne devait qu'au caprice de la multitude, humilié d'une prédilection qui était due à ses collègues autant qu'à lui.“

Nach diesem Siege der Majorität der Regierung (Buch 14) wurden die Wahlen zur Nationalversammlung mit bewundernswerther Ruhe und Einmüthigkeit vollzogen; sie fanden am Osterfeste (27. April) statt, um die Arbeiten des Volks nicht zu unterbrechen und der Handlung selbst eine religiöse Weihe zu geben. Am 7. Mai eröffnete Lamartine die Nationalversammlung im Namen des dreiundachtzigjährigen Regierungspräsidenten Dupont de l'Eure mit einem allgemeinen Rechenschaftsberichte; noch glänzender ist sein sodann folgender Bericht über das Ministerium des Auswärtigen, nicht nur ein Meisterwerk der Darstellung, sondern ein Spiegel der edelsten Politik vollendeter Humanität. Es ist keine Selbsttäuschung wenn Lamartine sagt, auf ihm vor Allen hätten in dieser Zeit die Augen der Versammlung, Frankreichs und Europas geruht. Von den 900 Mitgliedern der Nationalversammlung waren 700 seine Anhänger, in Frankreich hatte man ihm 7—8 Millionen Stimmen für die Wahl zur Versammlung angebo-

ten, Europa erwartete von ihm die Durchführung seiner Friedenspolitik. So lag der Gedanke nicht fern, die zur Vollendung der neuen Verfassung Lamartine allein die Dictatur zu übertragen, und hätte Lamartine es gewollt, so hätte ihn die Nationalversammlung damals wol dazu ernannt. Höchst interessant ist das Raisonnement durch welches Lamartine seinen Entschluß motivirt nur in eine Executivcommission der Versammlung von fünf Mitgliedern einzutreten. Wol klingt es zu stolz wenn er von der ihm zugeordneten Dictatur sagt: „Er fühlte in sich die Kraft und traute sich die nöthige Klugheit zu um diese Macht sanft und fest zur Zufriedenheit der Versammlung zu handhaben; er allein hielt die Fäden Europas in Händen.“ Und wenn er hinzusetzt: „So zogen alle Mächte die er aus sich selbst entnahm ihn zu jener Rolle hin“, so erkennen wir doch aus Dem was er später selbst gesteht: daß er mit Klarheit erkannte, auch er werde einer solchen Rolle nur auf kurze Zeit gewachsen sein, und eine baldige Erhebung der verwegenen Minorität gegen die von ihm repräsentirte Majorität werde die junge Republik zerrütten. Dieses war es in der That was ihn für eine Executivcommission aus der Mitte der Versammlung entschied, ce parti mauvais, mais nécessaire. Wenn er aber selbst in diese eintrat, so blieb es ihm auch dabei nicht verborgen daß er sich zum Opfer brächte um Frankreich zu retten; er dachte: Il faut un Décius; je m'engloutis, mais je vous sauve!

Schon die entschiedene Vorherrschaft der gemäßigten Partei in der Nationalversammlung reizte die radicale Partei zu neuer gewaltfamer Erhebung. Am 15. Mai nahm sie bekanntlich (Buch 15) die polnische Frage zum Vorwand einer neuen gefährlichen Demonstration, bei der die Nationalgarde sich aus eigenem Antriebe für die Regierung erhob. Dieselbe verhaftete den General Courtais, der mit ihrer Zusammenberufung geögert hatte, worauf Thomas an dessen Stelle trat. Auch der Polizeipräsident Caussidière sah sich dabei auf Lamartine's Vorstellungen zum Rücktritt veranlaßt, doch urtheilt Lamartine mit gewohnter Milde: War Caussidière instigateur et complice? je ne le crois pas; — war er wachsam und thätig genug? je n'oserai pas l'affirmer non plus. Lamartine, der auch bei diesem Ereigniß seine Politik

mit Muth und Entschlossenheit aufrechterhalten hatte, war der Abgott der Nationalgarde. Noch einmal heute hatte der bessere Geist der Revolution, der in ihm selbst seine Verkörperung fand, ohne Blutvergießen gesiegt. Bei der Heerschau über 300,000 Nationalgardern, die infolge jenes Ereignisses am 21. Mai stattfand, rief der Enthusiasmus für Lamartine auf das Höchste. Doch hiermit hatte Lamartine auch seinen Culminationspunkt erreicht. „Niemals“, bemerkt er selbst, „war der Name eines einfachen Bürgers als Sinnbild der hergestellten Ordnung vom Volke höher erhoben, um nach einigen Tagen plötzlich zur Unpopularität herabzusinken.“ Und zur Erklärung dieses Ereignisses dienen besonders folgende Worte: „Seine Popularität, die sich so langsam gesteigert hatte, sank rasch unter dem Nachgesühl der Anhänger der gestürzten Monarchie, unter der Unaberkennbarkeit des Proletariats und unter den drohenden Antrieben der Nationalwerkstätten.“

Die Nationalwerkstätten hatte Lamartine niemals als eine dauernde Institution, sondern nur als einen durch Erschütterung des Credits nothwendig gewordenen zeitweiligen Heißband für die nahrungslosen Classen betrachtet. Längst war er für allmähliche Entlassung der Arbeiter, bei etwanigem Widerstande selbst mit Anwendung militärischer Gewalt. Doch rief dieser Gedanke eine ungeheurere Aufregung unter den Arbeitern hervor, und bald wurde diese von der nach und nach hervortretenden bonapartistischen Partei zu ihren Zwecken benutzt. Lamartine, der in den Bonapartisten gleichfalls nur eine revolutionäre Faction erkannte, beschloß auch sie mit Gewalt niederzulämpfen, wobei das erste Blutvergießen nöthig wurde; und sodann wollte er der geschlagenen Partei durch das Verbanndecret gegen Ludwig Napoleon den Namen den sie auf ihrem Banner trug entreißen. Sein milder Geist durchschaute noch nicht das nicht seine Humanitätspolitik die entseffelten Leidenschaften auf die Dauer zu jügeln vermöchte, sondern nur der Name in welchem sich die entgegengesetzten Parteilinteressen vereinigen sollten. Ueber die nachherige Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten der Republik sagt er von sich: „Il reconnut que le peuple était plus constant et plus sage que lui.“*) Nicht lange, so kam das Ungewitter, das sich längst zusammengezogen hatte, zum Ausbruch. Es folgten die Schreckenstage des Juni, der Kampf der hungernden Proletarier gegen die moderne Civilisation, durch welche sie, zumal seit den Tagen der Umwälzung, die sie zu den kühnsten Hoffnungen erhoben hatte, zu langsamem Hinfirben verurtheilt schien. Lamartine glaubt, ohne darüber aburtheilen zu wollen, daß die Truppen bei jenem Ereigniß nicht rasch genug versammelt wurden. Vor allem aber findet er in der Langsamkeit mit der die Nationalgarde erschien die Ursache des so fürchtbar verlängerten Blutvergießens. „Il faut le dire“, sagt er, „à l'humiliation de cette journée et à l'instruc-

*) Sonderbar ist Lamartine's Ansicht: daß auch die definitive Constitution der Republik für die erste Periode ein pouvoir ordonant nécessaire fobürfe.

tion de l'avenir, les gardes nationales ne répondirent pas d'abord en masse assez décisive à l'appel du gouvernement.“ Doch war die Regierung von vollem Vertrauen auf den Erfolg von Cavaignac's Dispositionen, den Lamartine's Blick aus Algier auf den Posten des Kriegeministers berufen hatte, befehl. Unter des Schrecken des Kampfes aber erzwang eine Partei der Nationalversammlung das Decret welches die Regierung zum Rücktritt nöthigte; indem es Cavaignac neben der Militärgewalt zugleich die ganze Civilgewalt der Republik übertrug.

So trat Lamartine von dem Schauplatze ab, um sich — ähnlich wie Washington, in die Schatten der Einsamkeit zurückzuziehen. Seine Mission war erfüllt; er hatte sie richtig erkannt. „Am 24. Februar weidete er sich seiner Bestimmung bis zum Tode, der Revolution ihren wahren Sinn zu geben und sie ohne Blutvergießen und Verbrechen, ohne innern Umsturz und äußern Krieg durch das Zwischenreich hindurchzuleiten welches das Land zu verschlingen drohte.“ Daß er Fehler begangen leugnet er nicht; am Schlusse seiner „Histoire de la révolution“ bittet er Gott, seine Zeitgenossen und die Nachwelt, sie ihm zu verzeihen! **R. W. Mann.**

Vermischte Schriften von Karl Gutzkow. Viertes Band. — U. u. d. L.: Vor- und Nach-Märzliches. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vermischte Aufsätze eines geistreichen Schriftstellers poetischen, politischen und kritischen Inhalts: eine „Ansprache an die Berliner im März 1848“; ein „Sendeschreiben an den Staatsminister von der Pforsden“ über die Hervollkommnung der Kunst-Sommbdie zu spielen; ein begonnenes Drama des Inhalts: wie eine reiche, fromme und poetische Natur sich nach langen Kämpfen endlich doch einem Fürsten hingibt der den Himmel zum Kuppler für die Erde zu gebrauchen weiß; „Ueber Theaterkulturen“, Beschläge wie auf unsern Bühnen der Dilettantismus bekämpft und künftige Schauspieler an der Hand der Natur in die Hallen der Kunst zu leiten wären; „Ueber Romeo und Julie“, wie dieß Evangelium der Liebe am besten in Scene gesetzt werden kann; „Sur Bühnenreform, mit besonderer Rücksicht auf die königlichen Schauspiele in Berlin“, wie die bisherige Politik zeit- und zweckgemäß zu ändern, und eine neue Verfassung einführen wäre, versteht sich für das breitere Reich; „Unsere Zeitgenossen“, vor 1848 geschrieben, aber 1851 wieder zeitgemäß, Betrachtungen über den Mangel großer Charaktere in unserer Zeit, in welcher „die Masse den Einzelnen zehrt, und die Selbstbestimmung beschränkter ist als je“. Das ist der Inhalt dieses Bandes, welcher, wie man sieht, sich über sehr verschiedene anscheinend heterogene Gegenstände verbreitet.

Umsomehr ist er ein Bild unserer Zeit, die auch zwischen Sein und Schein, zwischen bitterm Ernst und wenig nachhaltiger Theaterschwärm hin- und hergewankt, und die ganz Bindrose der verschiedenartigsten Gesühle und Gedanken mit Mligeschneile durchläuft. So seltsam vermehrt sind die Fäden unserer Tagesgeschichte daß wir in den scharfsinnigen Vorschlägen unsers Verfassers über die Reform der Bühne manchen guten politischen Gedanken finden, und die „Ansprache an die Berliner“ nach den Begebenheiten des faherischen März im Jahre 1851 fast einem Drama entlehnt scheint das uns in unserer schönen Jugendzeit gewaltig ergriff. Wenn die Zeit, wie Goethe, „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ schreiben könnte, es würde, wie in des Dichters Selbstbiographie, jene von dieser kaum getrennt werden können. Manches was

ein großes Ereigniß sehen würde sich als ein Theaterstück, und mancher Theaterstreich als eine folgenschwerere Begebenheit darstellen; mit der alten Aristotelischen Lehre von den drei Einheiten brante manche politische Theorie verglichen, und aus gewissen Parteinstellungen in und außerhalb der Paulskirche viel Gutes für das Theater gezogen werden.

Das folgt z. B. folgender Stelle (S. 150) aus dem Aufsatze unseres Verfassers „Sur Bühnenreform, mit besonderer Rücksicht auf die königlichen Schauspiele in Berlin“, um für eine politische Betrachtung zu gelten? „An Würde hat diese Bühnenverwaltung allerdings wenig gewonnen. Die ewigen Berufungen an das Publicum, die halb-officiellen vertraulichen Mittheilungen haben diese Direction zur persönlichen Angelegenheit eines einzelnen Mannes gemacht der auf schwierigem Boden den Beweis seiner Tüchtigkeit liefern wollte, und zuletzt das Institut selbst in einen fraglichen Personalitätsproceß herunterzog. Der Glaube an die Anstalt ist untergraben, das Vertrauen wandelnd geworden. Man muß das Alles umso mehr beklagen als gegen den besten Willen und die Zuverlässigkeit des Herrn... durchaus Nichts eingewandt werden kann. ... Eine Kritik des Instituts, seiner Leistungen, seiner Methode, seines Personals würde hier zu weit führen. Es ist das unerfreulichste Ergebnis das sich herausstellen würde; eine um so auffallendere Thatsache als wir in den letzten Jahren gerade ein sehr warmes Interesse an der Bühne erlebt haben, und eine Theilnahme ihr zufrönte die wir sobald nicht werden wiederkehren sehen. Halten wir vorläufig den Blick in der Zukunft fest. Welche Veränderungen wären hier durchzumachen, welche Möglichkeiten wol zu durchlaufen.“

Micelle est satiram non scribere. Das haben wir noch mehr bei folgender Stelle (S. 147) gesagt, wo doch offenbar, wie in der ebenangeführten auch, nur das Theater ins Auge gefaßt ist. „Was ist die Politik, die wirkliche, wahre, edle Politik... der Bühne? Keine andere als die: daß man das von der Bühne darzustellende Material nicht mehr wie bisher vom Zufalle abhängen läßt. Wie es bisher in dieser Hinsicht bei uns stattgefunden hat kann es unmöglich länger fortgehen. Wer hat unsere — Bühnen regiert? Der Zufall! Einiges ergab sich im Laufe des Jahres als nothwendig darstellbar, das Uebrige waren Lückenbüsser... Wo ist hier das Vertrauen des Publicums, eines Volks, daß es eine — Bühne besitzt die der immer rege Ausdruck der zum Ausbruch sich drängenden künstlerischen und dichterischen Production ist? Ist hier nicht vielmehr eine Maschine die in langsamem, tragem Geleise fortgeht, einmal ein gutes Korn aufgeschüttet erhält, dann wieder leere Spreu verarbeitet, und die Künstler selbst nur zu gedankenlosen Rädern und Wellen dieser Maschine herabsetzt? Wenn man sagt die königliche Bühne... müsse ein Nationaltheater werden, so ist nicht so sehr damit gesagt daß sie die Bewahrerin aller guter Stücke, sondern daß man in ihr zu erkennen habe den Drang des Wachstums, das Gähren und Werden nach Form und Gestalt, die Immanenz der gleichzeitigen Bewegung des Volks, die Offenbarung der Zeit und ihres nach — künstlerischer Bethätigung ringenden Bewußtseins. Die vielen ängstlichen, besorglichen und herzlich gemeinten öffentlichen Erklärungen der jetzigen — Generalintendantur sind Tropfen auf einen heißen Stein.“

So ist es in unserer Zeit. Wir machen Politik, wie *Rollin's bourgeois-gentilhomme* Prosa, ohne es zu wissen. Doch hat das Mäthsel eine tiefere Lösung. Das Leben folgt denselben Gesetzen wie die Kunst, das Bild des Lebens. Die Grundsätze deren Befolgung wohlthätig auf den großen Verein wirkt den wir den Staat nennen, sind auch auf die Kleinern

Merkmale anwendbar welche im Oben dazu beitragen sollen die großen Ideen die er fördern soll, zu weichen die der Kunst, „der Bescheidenheit mildes Gitter“, wesentlich gehört, zu weichen, zu nähern oder zu fügen. Die Bühne ist, in höherem Sinne als man gewöhnlich glaubt, ein Bildungsmittel des Volks, und ein Schluß von Dem was das Publicum im Theater anzieht auf die Gefinnungen und Gefühle der Nation ist keineswegs unzulässig. Wenn wir von dem Zeitalter Ludwig's XIV. Nichts wüßten als daß sein beliebtester und in Wahrheit großer Tragödiendichter ein lebendes Mädchen das, eben im Begriffe sich mit dem Heißgeliebten auf ewig zu verbinden, plötzlich erfährt daß ihn sein kaiserlicher Nebenbuhler vergiftet ließ, sich höflich bei der Kaiserin-Mutter wegen seines Schmerzes entschuldigen läßt^{*)}, oder daß der Freund eines tugendhaften, wegen seiner Unschuld verfolgten Helden, den sein königlicher Vater von einem Drachen tödten ließ, und der eben von der Schreckensfeme heimkehrt, demüthig um Erlaubniß bittet den unglücklichen Freund unschuldig zu finden^{**)}, so könnten wir schon daraus den Grad der politischen Freiheit ermessen deren sich Frankreich unter dem großen König erfreute. Daß unter Herzog Karl von Württemberg ein junger Dichtergentius die Freiheit nur in einer Räuberbande zu finden vermochte, wirft manches Licht auf das Regiment welches der strenge Herr mächtig Griechenland national und politische Bildung spiegelt sich in den Tragödien seiner Meister, die innere Unwahrheit der römischen Zustände zur Zeit der Kaiser in denen des Tragikers *Seneca*, Englands Zukunft und große geschichtliche Bedeutung unter *Elisabeth* in *Shakespeare* ab, und eine nationale Bühne, wie sie unser Verfasser in der angeführten Stelle erstrebt, setzt ein Nationalleben voraus. Wir wollen hiermit nicht sagen daß die Blüte der Kunst mit dem Aufschwunge der Völker zusammenfalle, die Geschichte lehrt daß sie (wie zur Zeit des Perikles, des Augustus, der *Mediceer*) gewöhnlich eintritt wenn dieser aufhört. Aber es ist darum nicht minder wahr daß sie, zumal die Poesie, und vor allem die dramatische Poesie, den Charakter des Nationalgeistes, wie die Färbung der Zeit trägt in welche sie fällt.

Eben darum aber hat der vorliegende Band nicht nur einen ästhetischen Werth, er ist auch nicht ohne Bedeutung für die Geschichte der Zeit. Er enthält geistreiche und vernünftige Anwendungen der Ideen welche diese bewegen auf Krisen welche bei oberflächlicher Betrachtung gar nicht damit zusammenhängen scheinen; Versuche in das Gebiet der Kunst die Wahrheiten eindringen zu lassen welche andern Sphären entlehnt sind; geharnischte Angriffe gegen den Dilettantismus, der sich heutzutage überal, auch in dem breiteren Maße so breitmacht und Alles zu verfluchen droht. In der Literatur wie auf dem Theater sind wir reichlich mit Samtagskindern gesegnet, die Alles zu verstehen glauben ohne Etwas gelernt oder durchdacht zu haben, und sich einer gewissen Intuition rühmen, die allerdings großen Geistern, aber auch nur diesen eigen ist. Nicht minder scharf sind die Waffen mit welchen unser Verfasser gegen die Unnatur kämpft die sich den Namen der Kunst anmaßt, und von dem Theater der Alten Nichts gelernt hat als auf Stelzen zu gehen. Viel Besorgnißwerthes enthält in dieser Beziehung der Aufsatz „Ueber Theater Schulen“; sehr richtig wird darin die wahre und die falsche Kunstbildung bezeichnet, und die leichte und gewandte Darstellungsweise des Verfassers trägt nicht wenig dazu bei seine Ideen auch denen Klugmännern die mit dem Gegenstande den er behandelt weniger vertraut sind. Auch geht die Tragweite dieser Bemerkungen über das Theater hinaus, und die parlamentarische Beredsamkeit kann nicht minder Nutzen davon ziehen. Sehr

^{*)} *Pardonnez, Madame, à ces transports. („Britannicus“, acte V, scène 4).*

^{**)} *Fal va des mortels périr le plus aimable Et j'ose dire, Seigneur, encore le moins coupable. („Phèdre“, acte V, scène 6).*

ergötzlich ist das Beispiel eines beliebten Schauspielers der, gewohnt immer in dem höhern Pathos zu sprechen, wodurch die Sprache der Götter in ihrer Anwendung auf die gewöhnlichen Verhältnisse und Bedürfnisse der Menschen so lächerlich wird, nicht eher lernt gut und natürlich zu sprechen als bis seine schöne Toilette ganz zufällig durch einen Eimer Wasser verdorben wird, den eine Magd undvorsichtig darauf schüttet. Da kommt ihm plötzlich die Natur zurück, der Vetter wird ihm zur Muse, er spricht gut, kräftig, ungekünstelt, und „wenn er den schwedischen Hauptmann im «Wallenstein», der den Tod des Mar erzählt, so vorträgt wie die Geschichte seines wasserbegossenen, eleganten Fracks, so macht er Sensation“. Daran knüpft nun eine der redenden Personen folgende Kuganwendung: „Was ist die wahre Kunst des Rimes? Herauszutreten, sich an die Lampen zu stellen und zu sagen: Ich! Ob Das nun Hamlet, oder Richard III., oder Commissionrath Frosch ist, er muß sagen: Ich! Da bin ich! Seine Rolle muß er mechanisch wissen, aber spielen muß er sie als ob er sie eben selbst erst erlebte. Die ganze Reihe des Augenblicks muß über ihn kommen.“

Das ist es was wir Deutsche nicht auf der Bühne allein zu lernen haben. Wir sind literati, Buchmenschen. Wir verstehen die Vergangenheit besser als die Franzosen, und selbst als die Engländer, aber gerade die Gegenwart ist uns ein Buch mit sieben Siegeln. Wer von der Sprache der Engländer und der unsern weiter Nichts wußte als daß jene I groß, und you klein, wir aber Sie groß und ich klein schrieben, Der könnte daraus schon den politischen Charakter beider Völker ableiten. Nicht etwa als wüßten unsere Philosophen, Poeten, Theologen und Philologen ihr Ich nicht oft überdiemagen zu betonen; aber wenn sie Das thun, so nehmen sie die göttliche Grobheit gegen ihre Gegner zu Hülf, und haben dabei etwas Weniges, wie man zu sagen pflegt, den Teufel im Leibe. Aber ganz ruhig, fest und kalt zu sagen: „ich bin Ich“, auf sich selbst zu ruhen, seine Inspirationen nicht in seinen Reminiscenzen, sondern in seiner innersten Eigenthümlichkeit zu suchen, seine selbstreigene Natur frei und offen, ohne Anmaßung wie ohne Demuth vor den Augen eines zahlreichen Publicums wirken und spielen zu lassen, Das vermögen wir nur schwer. Wir lernen Geschichte und machen keine; wir sind objectiv und geben unser Subject wohlfeil hin. Wir gehen gebückt oder auf Stelzen, leider weil wir den rechten Schwerpunkt nicht zu finden wissen worauf Volk wie Mensch ruhen soll. Treten wir hinaus und stellen uns vor die Oeffentlichkeit, so bereiten wir uns vor und fassen uns, wie man zu sagen pflegt, ein Herz. Ein Herz soll man sich aber nicht fassen, man soll es ruhig walten lassen. Wie sollten wir eine Nationalbühne haben? Liegt es doch mehr am Volke als an den Poeten daß wir, der höhern und größern Rationalbesitzthümer nicht zu gedenken, kein nationales Lied haben wie Engländer oder Franzosen, keinen nationalen Liederdichter wie Beranger, noch weit weniger einen nationalen Tragöden wie Shakspeare. Eben darum aber weil das Leben und dieses Bild des Lebens wechselseitig auf einander wirken, stehen Bestrebungen zur Bühnereform und Vorschläge zu Theaterschulen nicht ohne alle Verbindung mit den größten Aufgaben welche unsere Zeit an ihre Kinder, und namentlich an die Schriftsteller innern Berufs, stellt, und die Mannichfaltigkeit dieser „Vermischten Schriften“ entbehrt von diesem Standpunkte aus keineswegs des durchgehenden, leitenden Gedankens. 37.

Bibliographie.

Aus der Geschichte des Dorfes Deutschheim. Vom Verfasser des Morgenlandes. Für Oesterreich ungeänderte Ausgabe. Wien, Pichler. 1850. 8. 5 Rgr.

Aus den hinterlassenen Papieren eines deutschen Patrioten. Den Staatsmännern der Gegenwart. Coblenz. Gr. 8. 15 Rgr.

Wartzel, C., Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorlesungen dargestellt. Braunschweig, Leibrod. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Die Freimaurerei in ihrem schönsten Lichte. Aus mehreren Schriften gezogen und nach eigener Erfahrung aufgestellt von einem Veteran der Maurerei. 4te verbesserte und mit den Ceremonien der Aufnahme in die Meusünischen Geheimnisse, des Tempels der Weisheit, vermehrte Auflage. Schw. Hall, Haspel. 8. 7 1/2 Rgr.

Hartmann von Aue, Greg., Eine Erzählung überfetzt von C. D. Fikes. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Rgr. — Gregorius. Eine Erzählung überfetzt von C. D. Fikes. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Rgr.

Heffter, C. C., Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock und ihrer Umgebungen, namentlich des Klosters Binna, der Fabrikstadt Luckenwalde, der Herrschaft Baruth, der vormaligen Herrschaft Dahme, des Landguts Berowalde und auch der Stadt Treuenbriegen. Mit 5 Abbildungen. Jüterbock, Goltz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Herbst, S., Taschenbuch der wichtigsten Entwicklungsmomente der Erde und ihrer Bewohner. Mit 2 Holzschnitten. Weimar, Hoffmann. 1850. Gr. 16. 15 Rgr.

Hessel, S., Belohnte Regentreu. Eine Weihnachtsgabe. Düsseldorf, Buchhandlung der Rettungsanstalt. Gr. 16. 10 Rgr.

Klar, K., Ritter Eulfs von Quarzfeld, das Kind der todtten Mutter, oder die Erlösung aus den Ketten der Verdammten. Erzählung aus dem Mittelalter. 1ste Lieferung. Lößau, Breyer. 8. 2 1/2 Rgr.

Paoli, Betty, Nach dem Gewitter. Gedichte. 2te um die Hälfte vermehrte Auflage. Pesth, Beckenast. 1850. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Rgr.

Plange, Henriette, Gedichte. Gesammelt und herausgegeben zum Andenken an die heimgegangene Verfasserin von K. S. Lippstadt. Gr. 16. 10 Rgr.

Pomicu, M. A., Der Cäsarismus oder die Nothwendigkeit der Sabelherrschaft dargethan durch geschichtliche Beispiele von den Zeiten der Cäsaren bis auf die Gegenwart. Nach der 2ten französischen Originalausgabe. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Rgr.

Schumacher, A., Wiener Novellenbuch. Ein Album novellistischer Darstellungen aus Erlebniß und Geschichte. 1te Abtheilung. — A. u. d. L.: Sympathie. Ein Roman aus dem literarischen Nachlasse eines Wiener Arztes, mit einem einleitenden Phantasiestück: Der Gesangene. 1ster Theil. 1tes Heft. Wien. 1850. 8. 8 Rgr.

Tagesliteratur.

Hesekiel, C., Der achtzehnte Januar. Zum 3. funfzigjährigen Jubelgeste der Aufrichtung des Königreichs Preußen. Vier Gedichte. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Das Pietistendorf. Landau, Kaupler. 1850. 8. 7 1/2 Rgr. Sasse, C. F. J. und F. F. Hempel, Reden bei der Beerdigung des verewigten Hrn. Dr. Friedrich Gotthilf Frische, Confiss.-Rath, Gen.-Superint. und Oberpfarrer, gehalten den 7. Jan. 1851. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 3 Rgr.

Shatter, F., Wie selbst in gottentfremdeten Zeiten der Name des Herrn sich immerdar verherrliche. Predigt über Kosechi 1, 11. gehalten am Freitage nach dem 2ten Adventsonnstage 1850 zu Reustadt a. d. Orla. Reustadt a. d. Orla, Wagner. 1850. 8. 2 Rgr.

Schmig, L. F. v., Peter Schlinkert, der Seher im Nähmethale. Ein Beitrag zur Geschichte der sogenannten weisfatischen „Spokenkieder.“ Lippstadt. 1850. Gr. 16. 2 Rgr.

Zur Abwehr der Beschuldigung des Unbankes und der Untreue Sachsens gegen Preußen. Dresden. 1850. Gr. 8. 3 Rgr.

Die Weltalter. Von R. Ch. Pland. Zwei Theile. Tübingen, Buchhandlung Zu-Gutenberg. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Erster Artikel.

Zugleich die reinnatürliche Gesetzmäßigkeit und Bedingtheit alles Seins zum Bewußtsein zu bringen, und wiederum die volle selbstbewusste Freiheit des Geistes, das selbständige Gesetz seines inneren Wesens herzustellen: Dies bildet nach des Verfassers eigener Erklärung die Aufgabe der vorliegenden Schrift. Indes so ganz allgemein charakterisirt, würde sie Beifall und Zustimmung von manchen Seiten finden, die sie selbst abweisen müßte; denn in jener Allgemeinheit ist die ebenbezeichnete doppelte Tendenz schon in hohem Grade ein uns vertrauter Gedanke geworden und als der unterscheidende Grundzug der neuern Geschichte erkannt. Sie liegt ja einerseits in der selbständigen und umfassenden Naturforschung und ihrer Befreiung von der Herrschaft des Reinreligiösen, in der dadurch hervorgerufenen Umwandlung der ganzen physischen Weltanschauung und der ernüchterten Betrachtung der Dinge überhaupt, endlich in höchster Form im naturphilosophischen Streben zutage; sie zeigt sich dann praktisch in der vollständigen Ausbildung des gegenwärtigen Lebens nach seinen natürlichen Bedingungen, vor allem in der wachsenden Bedeutung der politisch-socialen Entwicklung. Und andererseits ist diese Tendenz zur wahrhaften Natur schon an sich selbst unauflöslich Eins mit der zur vollen geistigen Selbständigkeit. Wie erst mit der Befreiung des Geistes aus der religiösen reinen Gebundenheit die Naturwissenschaften und der allgemeine politische Trieb Kraft gewannen, so ist auch erst mit der Erkenntnis der reinen selbständigen Natur das volle Bewußtsein des Geistes möglich, der sich nach seinem reinmenschlichen, von ihr unterschiedenen Wesen erfaßt.

Diese allgemeine Tendenz der neuern Zeit hat der Verfasser nun aber in ihrer reinsten und ausgesprochensten Gestalt darzustellen gesucht; in der vollen principiellen Schärfe erfaßt, ist sie ihm die Seele eines philosophischen Systems geworden, dessen erste Grundlegung und encyclopädisch ausgeführte Umrisse dieser erste Haupt-

theil seines Werkes enthält. Wie immer, sobald die scheinbar allgemein anerkannten Gedanken einer Epoche in den einfachsten Ernst concentrirt und von diesem Centrum aus mit der Nothwendigkeit des Denkens nach allen Seiten hin gegliedert werden, so ergibt sich auch hier als Resultat dieses Läuterungs- und Organisationsprocesses: daß sie in den bisherigen Entwicklungsformen noch fast überall zugleich in ihr Gegenteil verkehrt sind. Es zeigt sich wie die neuere Geschichte noch der fortwährende Widerstreit jener beiden Tendenzen ist, wie im unversöhnten dualistischen Gegensatz gegen die realen Wissenschaften Religiöse und Philosophen die Natur noch einseitig vom Interesse des Geistes und seiner Freiheit aus begreifen und beherrscht sein lassen wollen, und eben darum noch nicht zum reinunterscheidenden Gesetze des in seiner Bedingtheit doch selbständigen Geistes gelangen können; ja wie auch auf dem rechtlichen Gebiete ungeachtet des Strebens nach den ewigen Grundlagen des Rechts Alles doch noch der von den unabhängigen Naturbedingungen absehende subjectiv-idealistische Drang vorherrscht. Die Bedeutung der vorliegenden Schrift, welche unsere ausführlichere Betrachtung derselben rechtfertigt, beruht demnach zuerst in ihrem systematisch ausgeprägten und encyclopädisch umfassenden Charakter. Hinter uns liegt seit dem Tode Hegel's und Goethe's eine Periode der Auflösung und Kritik, in welcher die neuen Lebens- und Zukunftsgedanken auf allen Gebieten sich Bahn brachen, aber nicht nur vielfach noch den reinen Gegensatz zu unserer classischen Weltanschauung anstutzten, sondern auch vor allem noch nicht zum festen, nach allen Haupttheilen harmonischen und entschieden von einer ausgesprochen beherrschenden Idee befehltem Bau wissenschaftlich zusammengefügt waren. Die Kämpfer traten vereinzelt auf, das Princip erschien in vielfachen Modificationen, und was auf den einzelnen Gebieten gearbeitet und erobert wurde, so sehr auch überall das Allgemeine sich darin manifestirte, war doch zuletzt nur für Jeden das Gesammmaterial, welches er selbst ordnen und zur wahrhaft organischen Einheit reinigen und verbinden mußte. Diese letztere systematische und encyclopädische Arbeit selbst aber blieb eben dem Einzelnen überlassen und ward bisher kaum von einer bedeutenden Kraft versucht. Wir können die Pland'sche Schrift gleichsam als



einen Erstling dieser nun beginnenden neuen Periode des Ordnen und Organisirens auf wissenschaftlichem Gebiete begrüßen; und Niemand der den geschichtsphilosophisch nothwendigen Weg auf welchem das Princip einer neuen Zeit sich zur Herrschaft emporringt erkannt hat, wird die Bedeutung einer solchen Thatfache, des Anbruchs einer neuen Periode, geringachten. Denn das vollständige wissenschaftliche System ist in seinen Wirkungen dem rechtlich constituirten Geseze zu vergleichen, welches, über Gewohnheit, Sympathie und natürlichen Trieb sich erhebend, ihren wesentlichen Inhalt als erkannte allgemeine Nothwendigkeit ausspricht, ihn vereinfacht, erklärt, befestigt und so erst bleibend die lebende und werdende Generation erzieht. Das Christenthum wurde in dieser Weise, nachdem es fast zwei Jahrhunderte lang wesentlich nur der allgemeine, von individuellen Bedürfnissen und Anschauungen modificirte und damit noch unsichere Inhalt der Köpfe und Herzen gewesen, erst durch die Systematisirung des Origenes und der alexandrinischen Schule, erst durch das feste Knochengeriist der Dogmatik, vor einer Wiederauflösung gerettet und zur Weltherrschaft befähigt. In der geschichtsphilosophischen Erkenntniß dieser Nothwendigkeit liegt zugleich die Versöhnung für die Verknöcherungen und Verhärtungen des Systems, und für den steifern und beschränktern Gang in den es den unendlichen Drang und die schön beflügelte Begeisterung der Lebenspulse des ursprünglichen Princips bannt. Nur so würdigt sich die volle Bedeutung des Code Napoléon, in dem die politische Aufklärung des 18. Jahrhunderts, wenn auch vielfach despotisch verknöchert, doch als felsenfestes Gesez für die Zeiten der mittelalterlichen Restauration gerettet wurde; nur so versöhnen wir uns den alten Hegel, den preussischen Staatsphilosophen und grämlichen Feind der Julirevolution, mit dem Jünglinge der enthusiastischen neunziger Jahre, der an Schelling schrieb: „Das Reich Gottes komme, und unsere Hände seien nicht müßig im Schooße!“ Vielleicht ist die verhältnismäßige Ruhe der Gegenwart dienlich uns als einzige edle Frucht der Reaction gegen den nun für eine Zeit besiegten idealistisch-revolutionnairen Sturm und Drang die Besonnenheit jener Erkenntniß von den harten natürlich geschichtlichen Bedingungen der Menschheitsentwicklung zu bringen, und insofern möchte der Verfasser mit den in der Vorrede gegebenen Andeutungen über die Ungunst der Gegenwart für die Wissenschaft wol im Irrthume sein. Wie übrigens sein eigenes System sich ebenfalls jenem allgemeinen Geseze nicht hat entziehen können, und wie die Mängel und Einseitigkeiten seiner Ausführung eben aus der strengsystematischen Form abseiten, in die er die neue Weltanschauung zusammengefaßt hat: Dies wird uns in einem zweiten Artikel des Referats beschäftigen. Doch sind wir weit entfernt jenes geschichtsphilosophische Gesez als ein bloß mechanisch in jeder Epoche wiederkehrendes geltendmachen zu wollen, vielmehr entwickelt es sich in umgekehrtem Verhältnisse zu der weltgeschichtlichen Fortbildung der

Menschheit. Je tiefer der Geist in die ewigen Weltgesetze eindringt und je reiner und voller das Leben sich innerhalb seiner wahren Bedingungen entwickelt, desto mehr erfährt jedes neue System den bleibenden Inhalt auch in den wesentlich bleibenden Formen und nähert sich so in unendlicher Weise dem einfachen und ewigen Verhältnisse in welchem die Wissenschaft selbst vom Leben unterschieden ist. Dies gilt auch von dem vorliegenden System, gerade weil es gegenüber dem einseitigen wissenschaftlichen Hochmuth die Naturbedingungen des Geistes zur Geltung bringt, und doch zugleich gegen die modernste, nur mit der umgekehrten Einseitigkeit noch theilweis behaftete Demüthigung des Geistes unter die Natur, dessen unveräußerliche Selbständigkeit in Schutz nimmt.

Dies führt uns auf den zweiten bedeutenden Charakterzug der Pland'schen Schrift. In ihr offenbart sich jene Vertrauensfülle der geistigen Kraft, welche sich stark genug fühlt nicht nur an allen Gestalten der Vergangenheit sich zu messen und an deren sterblichem Theile ihr eigenes Unsterbliches zu bewähren, sondern auch mit klarem Bewußtsein von sich aus auf die ganze Vergangenheit als auf das abgelebte Weltalter zu blicken und das neue, bleibende, goldene Weltalter von dem Markstein den sie setzt zu beginnen. Nur dem oberflächlichen Betrachter kann diese Kühnheit als ein schlechthin gemeinsamer Charakterzug aller Systeme erscheinen, als bloßer wissenschaftlicher Ausdruck der natürlichen Nothwendigkeit mit der jedes Individuum die allgemeingültige Wahrheit zu besitzen glaubt. Es ist aber ein sehr wesentlicher Unterschied, ob in dem der Vergangenheit, oder in dem der Zukunft zugewandren Blicke das hellere Geistesfeuer brennt. Hegel und seine Schule, die in diesem vulgar sogenannten Hochmuth am stärksten gewesen sind, legten den eigentlichen Nachdruck des Vertrauens auf die Methode ihrer Wissenschaft und charakterisirten sich selbst nur allzu wahr, indem sie sich vor allem rühmten: die Welt, d. h. die Welt wie sie bis zu ihrer Zeit geworden war, begriffen zu haben. In der That ist denn auch die Hegel'sche Philosophie — wie das Pland'sche Buch vielfältig nachweist — eine Philosophie der Vergangenheit, eines altgewordenen und im Vergehen begriffenen Weltalters; der Zukunft gegenüber schlägt ihr Selbstvertrauen in die vollständigste Resignation um. Nachdem Hegel sein Leben darauf verwandt hatte die Wirklichkeit zu begreifen, nachdem er in der Religion nur eine besondere Form für das Wissen, in der Kunst nur eine Erscheinung der Idee gefunden: konnte er nicht mehr fassen daß diese Wirklichkeit von Revolutionen erschüttert und nicht nur ihre Formen, sondern sie selbst und ihr Inhalt wesentlich geändert werden sollten. Ihm war „die Wahrheit über Recht, Staat und Sittlichkeit ebenso sehr alt als in den öffentlichen Gesezen, der öffentlichen Moral und Religion dargelegt und bekannt“. Nur etwa die Formen konnten sich noch ändern, diese Wahrheit aber nicht. So sprach er denn in der Vorrede zur „Rechtsphilosophie“ jene Worte

auf die wir hier anführen, weil der neue Philosoph mit dem wir es hier zu thun haben selbst sie gewählt hat um den schärfsten Gegensatz zu seiner eigenen Gesamtanschauung von der Bedeutung der Wissenschaft in ihrer neuen und bleibenden Gestalt auszudrücken. Hegel sagt:

Zu dem Befahren wie die Welt sein soll kommt ohnehin die Philosophie immer zu spät. Als der Gedanke der Welt erscheint sie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet und sich fertig gemacht hat. Dies, was der Begriff lehrt, zeigt nothwendig ebenso die Geschichte, daß erst in der Reife der Wirklichkeit das Ideale dem Realen gegenüber erscheint und jenes sich dieselbe Welt, in ihrer Substanz erfaßt, in Gestalt eines intellectuellen Reiches erbaut. Wenn die Philosophie ihr Grau in Grau malt, dann ist eine Gestalt des Lebens alt geworden, und mit Grau in Grau läßt sie sich nicht verjüngen, sondern nur erkennen; die Cule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug.

Für den Philosophen des „reinen Realismus“ aber ist umgekehrt gerade Dies die unterscheidende Aufgabe des wahren Wissens für die nun kommende Entwicklung: daß es gegenüber von der nur erst durch das einseitige subjective Verhalten beherrschten geschichtlichen Gesamtanschauung, vor allem auch gegenüber von dem nur erst durch das subjective geschichtliche Thun geschaffenen Rechtszustande, erst ganz das auf den natürlichen Bedingungen für alle Gebiete beruhende vom Subject unabhängige Gesetz herstelle, und eben damit Das was wahrhaft sein soll und als solches auch einst sein wird. So ist der Realismus des wahrhaften Wissens nicht bloß die Abenddämmerung eines fertig gewordenen Weltalters, sondern der hereinbrechende Morgen aus dessen Schooße ein neues bleibendes Alter der Geschichte hervorgehen soll. Jene allgemeine Entgötterung des Daseins, wie man sie längst als den eigenthümlichen Zug der neuern Geschichte bezeichnet hat, ist allerdings in der vorliegenden Schrift in ihrer letzten schärfsten und nüchternsten wissenschaftlichen Gestalt ausgesprochen; allein wie sie in diesem durchbringenden Bewußtsein der Unendlichkeit (im Contrast zu der vorhergegangenen falschen Absolution des Bewußtseins) erst die ganze Demuth der wahrhaften Religion herstellt, die durchaus nicht mehr in einem von der Endlichkeit freien Sein, sondern nur in der über diese zugleich erhabenen Kraft des sittlichen Willens ihre Unendlichkeit sucht: so weiß sie auch daß erst die Einigung mit der Naturbedingung, das wahrhaft objective Verhalten zur Wirklichkeit, jene volle Veröhnung möglich macht, die für den hiervon noch abstrahirenden Geist nie zu finden ist.

Aus dem bisher Gesagten wird nun auch der Titel der Schrift: „Die Weltalter“, den der Verfasser mit Recht dem Leser zu erklären überlassen hat, vollkommen verständlich sein. Im ersten Theile werden die reinen Gesetze des neuen Weltalters als System des reinen Realismus entwickelt, und nur auf die deutsche Philosophie von Kant an fallen die Schlaglichter der Polemik; in gleicher Weise wird auch das Christen-

thum nur gleichsam zur Orientirung, zum aufhellenden Gegensatz, in den Gesichtskreis der Betrachtung gezogen. Der zweite Theil ist nur noch zur geschichtsphilosophischen Ergänzung in den nöthigen Hauptpunkten bestimmt und wird vor allem auch das Wesen der alttestamentlichen und christlichen Offenbarung in einer Art behandeln in der nach der Ueberzeugung des Verfassers die philosophische Lösung mit dem Geschichtlichen vollkommen zusammentrifft.

Indem Referent nun weiter auf den Inhalt des Werks eingeht, bringt es die Rücksicht auf den Raum wie auf den Charakter d. Bl. mit sich daß nicht eine wissenschaftlich vollständige Specificirung des Systems gegeben werden kann, sondern nur die Grundgedanken, die eigenthümlichsten Anschauungen und fruchtbarsten neuen Begriffsbestimmungen hervorgehoben werden sollen. Die Hauptpunkte unserer Kritik sparen wir auf den zweiten Artikel und suchen furerst eine sachgetreue und vor allem orientirende Darstellung zu geben. Die äußere Eintheilung des ersten Theils ist folgende: nach einer Einleitung über den Anfang des Wissens wird die Hauptmasse in zwei Theile gesondert. Der erste, das theoretische Wissen, begreift in sich die Wissenschaft der Natur und die Anthropologie; der zweite, das praktische Wissen, behandelt zuerst die subjective Selbstverwirklichung des Geistes (Wissenschaft des Sittlichen), dann die objective, oder: die endlichen Geistesgebiete. Der letztere Abschnitt wiederum enthält zuerst die praktische Seite (das Recht), und dann die theoretischen Geistesformen (Kunst und Wissenschaftslehre).

Der Ausgangspunkt für die Betrachtung des Verfassers ist der Wille, als der wahre thätige Mittelpunkt des geistigen Lebens, wie er zwischen der unmittelbaren passiven Bestimmtheit des Gefühls, in welcher sich der Geist innerlich überhaupt noch nicht aus seinem gegebenen Gesetze losgerungen hat, und der vollendeten Bewußtheit, mitteninneliegt. Der Wille ist die Unbedingtheit mit welcher die Selbstheit sich innerlich von sich aus bestimmt, und nur als Wille hat daher der Geist seine ursprüngliche objective Wirklichkeit. Indem aber der Wille selbst, seinem Inhalte wie seinem Dasein nach, durch das allgemeine Gesetz der Wirklichkeit bedingt ist, so ist damit der nothwendige Ausgangspunkt für das geschichtliche Bewußtsein die praktische Anschauung der Dinge. Der Mensch fing nicht mit der denkenden Anschauung an, sondern als Wille konnte er auch die Natur und das allgemeine Gesetz der Wirklichkeit nur als Das erfassen was sie für den Willen sind; er sah darin ebenfalls einen Willen, eine Unbedingtheit die seinen eigenen Willen bestimmte: und so ist die ursprüngliche Anschauung der Dinge die religiöse, in deren Ursprunge hiermit ebenso ihre wesentliche Wahrheit wie ihr Gegensatz gegen die denkende Betrachtung des Reinojectiven ausgesprochen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Georg Volker. Ein Roman aus dem Jahre 1848 von Otto Müller. Drei Bände. Bremen, Schödtmann. 1851. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Vielleicht ist es Vielen so ergangen; ich wenigstens nahm diesen Roman mit dem entschiedensten Mißtrauen in die Hände. Ich glaubte es sei unmöglich schon jetzt die großen Zeitwärme der Gegenwart in den engen Rahmen eines Romans einzufangen zu wollen, und am allerwenigsten hielt ich den Dichter des „Bürger“ einem so Kühnen Unternehmen gewachsen. Denn so unverkennbar in diesem „Bürger“ die Blut der Phantasie ist, so leidet er doch noch entsetzlich unter falscher Sentimentalität und süßlicher Weichheit.

Wie war ich daher überrascht als ich sogleich auf den ersten Seiten gewahrte mit welcher ganz anderer Kraft wir es hier zu thun haben. Der Jüngling ist inzwischen zum Mann geworden; die verschwimmende Gefühlsschwelgerei hat sich zur gesunden und gebiegene Plakst herausgearbeitet. Der Dichter bannt uns sicher in seine Welt, wir versenken uns mit inniger Theilnahme in seine Charaktere und Situationen, wir lesen von Blatt zu Blatt mit steigender Spannung.

Es ist meine feste Ueberzeugung: D. Müller hat eine bedeutende Zukunft. Er hat eine fesselnde Erfindung und verbindet damit eine große Sicherheit in der Anordnung und Gruppierung. Diese glückliche Begabung ist unter den neuesten Dichtern sehr selten, und doch kann ohne sie eigentlich nirgend von wirklicher Kunst die Rede sein.

Der Dichter erzählt uns hier die Geschichte eines odenwäldischen Gutbesizers, der durch den Drang der Ereignisse hineingezogen wurde in die verheerenden Bauernaufstände die im Jahre 1848 im Odenwald wütheten, und die sammt und sonders hauptsächlich aus dem furchtbaren Druck entsprungen waren der auf diesen Bauern lastet, weil diese nicht allein Unterthanen des Landesfürsten sind, sondern zugleich Unterthanen mediatisirter Standesherrn.

In der That, hier steht der Dichter auf einer höhern Warte als auf den Sinnen der Partei. Mit reinem und gesundem Herzen hört er überall den lebendigen Herzschlag der Geschichte und weiß mit edelster Unbefangenheit alle Parteien in gleicher Weise in ihren verschiedenen Vertretern nach ihren psychologischen Motiven und dem aus diesen entspringenden Recht und Unrecht aufzufassen und darzustellen. Das sind hier dieselben Zustände und Charaktere die Häuser in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution“ zu schildern unternommen hat. Aber wie unendlich feiner und edler ist das Weltverständnis des Dichters.

Diese furchtbaren Bauernaufstände bilden den tiefbedeutenden Hintergrund, sie werden und wachsen und enden hier vor unsern Augen; aber dies Alles tritt nirgend auf in der aufdringlichen Nacktheit selbständiger Erzählung, sondern überall wächst es mit innerster Nothwendigkeit aus der Geschichte Volker's, des eigentlichen Helden der Dichtung.

Ich werde mich wohl hüten näher auf die große Fülle der hier vorgeführten Dichtung selbst einzugehen; ich könnte ja von diesem blühenden Leben Nichts geben als ein todes Gericke. Alle Charaktere sind frisch und naturwahr; einzelne, wie z. B. der alte Hauptmann Bärenhorst, geradezu meisterhaft; die Situationen sind spannend und tiefergreifend. Aus grauem Hintergrunde erheben sich die zartesten Blüten innigster und gesundester Liebespoesie. Wir stehen hier überall mitten im vollsten und wirklichen Leben; nirgend Gemächtheit, nirgend Zandenz!

Und dennoch nehme ich mein anfängliches Vorurtheil nicht zurück; es war mehr als mäßig die Bewegungen des Jahres 1848 schon jetzt zum Vorwurf einer Dichtung zu nehmen. Der Roman hat, wie Dies nicht anders sein konnte, zwar ein Ende, aber keinen Schluß. Volker schießt sich, nachdem der Aufruf

unterdrückt und er also als Hochverräther dem Gesetz verfallen ist, verweist eine Kugel durch den Kopf. Dies verfährt gegen das Grundgesetz aller Dichtung. In einem Roman muß sich ein Charakter wesentlich entwickeln; der Roman schließt wo die Entwicklung des Helden ihren naturgemäßen Abschluß gefunden hat. Das aber ist hier nicht der Fall. Volker erschießt sich aus Rathlosigkeit. Er könnte stehen und auf bessere Zeit warten, wo er aus neue für seine Parteiwecke wirken kann; er mag es nicht, denn er gehört überhaupt nur mit halbem Herzen der Revolution an und ist irregeworden, ob nicht für erste eine Revolution in Deutschland nur höchst verderblich wirkt. Er könnte sogar sich ruhig vom Gerichte einsparen lassen; es wälten allerhand mildernde Umstände ob, die es sicher machen daß er begnadigt wird. Er will diese Begnadigung auch nicht, denn so wenig er mit der Demokratie zufrieden ist, so wenig hofft er von den stillen und friedlichen Reformen die von oben ausgehen. So endet er wie ein bankrotter Spieler.

Woher aber kommt diese unbefriedigende Lösung dieser sonst so vortrefflichen Dichtung? Daher daß hier ein Thema behandelt ist das eben selbst noch mitten in der Entwicklung steht und dessen tatsächliche Lösung noch nirgend vorhanden ist. Der Dichter konnte daher den Knoten nur durchhauen. Es bleibt ewig wahr: ein Gegenstand ist nur dann reif für die Dichtung, wenn er fest und abgeschlossen dasteht vor Aller Augen. Doch dieser Mangel soll uns die Freude an dieser Dichtung nicht verkümmern. Dieser „Georg Volker“ gehört zu den besten Erscheinungen der neuern Literatur, und der Dichter desselben — ich wiederhole es — hat eine bedeutende Zukunft. 38.

Literarische Notiz.

Neuestes von Dickens.

Das Neueste von Dickens sive Boz: „The personal history of David Copperfield“ (London 1851), wird vom „Athenaeum“ seine in mehrfacher Hinsicht schönste und volendetste Arbeit genannt. „Sie vereint Alles“, heißt es, „was den Verfasser zum Liebhaber einer weiten Welt gemacht hat, und verbindet damit eigenthümliche Reize, oder mindestens Reize die in seinen früheren Schöpfungen sich nur leise andeuten. In keiner derselben hat er mit so weichem Pinsel so zarte Farben aufgetragen, in keiner während des glatten Verlaufs der Erzählung sich so gänzlich aller Effectmacherei enthalten, und eine solche Fülle in ihrer Einfachheit doppelt ergreifende und poetische Menschenkenntniß entwickelt. Der Annalist selbst ist eine von Dickens' besten Skizzen oder eine seiner gelungensten Gemälde. Sanft, liebevoll und vertrauensvoll, ein feiner Beobachter und ein kleiner Schwärmer erhebt sich David Copperfield über den Schwarm der sentimentalen Liebhaber und dramatisirenden Jünglinge, deren Erlebnisse und Charaktere in Schriften dieser Gattung den Vorgängen und Aufregungen der Geschichte nur zu oft als Hebel dienen. Das liebende, phantasiereiche Kind, dessen kindliche Einfälle nach Hören emporlangen welche das Kind nicht zu erklimmen vermag; sein rascher, sympathetischer Trieb nach Lust und Freude; seine lebendige Empfindung alles Unrechts; sein bangendes Ahnen eines nahenden Schmerzes; der von den verführerischen Eigenschaften eines gefährlichen Freundes verlockte Knabe; die Knabenliebe des Jünglings zu seiner kleinen Frau, und diese Liebe selbst die bis zum letzten Augenblicke nicht wankt, ihn aber in dunkeln Umrisen ein höheres erreichbares häusliches Glück erkennen läßt: — alles Dies ist gezeichnet, ausgefüllt und gemalt, ohne daß ein Strich zu viel, eine Farbe zu stark wäre. . . . Nur wer mächtiger angeregt sein will, für so natürlich Wahres keinen Sinn hat, wird aus dem Grunde weshalb wir dieser Erzählung den Vorzug geben sie an deren Erzählungen von Dickens nachsehen.“ 31.

Die Weltalter. Von L. Ch. Planché. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Durch diesen beherrschenden praktischen Ausgangspunkt der Entwicklung ist nun auch in den übrigen Geistesgebieten eine entsprechende Einseitigkeit gesetzt. Das Recht, jemeher es sich — am Vorabend des Ablaufs dieses Weltalters — im Wesen des freien Subjects zu begründen strebt, lehrt sich doch selbst auf dieser Seite seiner Entwicklung noch von der realen Bedingtheit des Seins ab, zu schweigen von der andern Seite, wo es sich ganz in die Zufälligkeit der geschichtlichen Bedingtheit versenkt. In der Kunst fehlt selbst dem hellenischen Geist eben in seiner unmittelbaren praktischen Einheit mit der Natur noch der Sinn für das bildende und poetische Verhältniß zu der Natur als solcher im Großen und Ganzen, während in der neuern Kunst das Naturstreben und die eigentlich geistige ideale Seite noch einseitig geschieden ist. In der Wissenschaft endlich fällt in gleicher Weise noch die reale Seite als einseitiger Empirismus der Naturwissenschaften, und andererseits das ideale Wissen als philosophischer Idealismus, unvollständig geeinigt, auseinander.

Diesem Idealismus, dessen letzte Spitze und Vollendung der Verfasser in dem (außerhalb der philosophischen Bildungskreise noch wenig bekannten) Systeme des tübinger Gelehrten Reiff nachweist, tritt nun der „reine Realismus“ gegenüber, in dem das unabhängige Wesen des Wirklichen und das allgemein praktische Verhalten des Geistes zu ihm vollständig geschieden ist, und der, von Planché zuerst systematisch dargestellt, sich als die unvergängliche Form des in sich selbst reifgewordenen Geistes und des vollendeten Bewußtseins der Dinge ankündigt. Er enthält die Anerkennung der ursprünglichen allem einen Bedingtheit des Seins, zufolge welcher alles Wirkliche eben dadurch erst Reales ist daß es auch Natur ist. Auch der reine Geist ist nicht der in sich naturlose, nicht idealistische Absolutheit, sondern er ist Selbstheit nur in einfach unzertrennlicher Identität mit der innerlichen positiven und unabhängigen Bedingtheit. Die Geschichte im Ganzen aber ist so der wesentliche allgemeine Gegensatz zweier Weltalter, deren erstes das

des reinselftischen Geistes, seine wechselnde, ruheloße, immer neu sich gestaltende Jugendzeit, mit deren Abschluß jetzt das des wissenden, freien und zugleich zu freier, bewußter Hingebung an die Bedingtheit des unendlichen Ganzen erhobenen Geistes, sein wahres und bleibendes goldenes Alter eintritt.

Bei der systematischen Ausführung, welche die im vorigen dargestellten Grundanschauungen erst wahrhaft als Princip bewähren muß, bietet sich nun als erstes Hauptproblem die Frage nach dem Anfang des Wissens dar. Es handelt sich ja um ein unbedingtes Wissen des Wirklichen überhaupt, wie es außer und unabhängig von dem bloßen Bewußtsein ist, und das reine Denken als solches kann nicht mehr wie im philosophischen Idealismus den Anspruch machen ein solches Wissen zu sein; es hat nur den innerhalb des Bewußtseins gesetzten formellen Begriff des Wirklichen. Die Bedingung durch welche das Subject auf nothwendige Weise zum Wirklichen als solchem gelangt ist offenbar ein vom bloßen Bewußtsein unabhängiges Entäußertsein des Subjects zum Objecte, und doch genügt wieder auch diese Bedingung für sich nicht, weil in ihr das Subject nicht zugleich in sich die Nothwendigkeit hätte. Die allein wahrhafte Synthese nun zwischen diesen beiden Extremen, dem rein Idealen und dem unabhängig Realen, ist die Anschauung a priori. Sie ist als solche vom Bewußtsein unabhängig, und doch ist zugleich in ihr die Nothwendigkeit eines dem reinen Nichts entgegengesetzten Seins enthalten. Sie weist nach der Consequenz auf die wirkliche Nothwendigkeit eines über ihren eigenen Inhalt wahrhaft hinausliegenden Realen hin, und wieder, indem sie selbst das Bewußtsein bedingt, zeigt sie auch auf eine noch weiter zurückliegende Bedingtheit desselben: auf die leibliche, natürliche hin. Das ganze System der Wirklichkeit nun, indem es auf identisch nothwendige Weise von der Anschauung a priori aus gesetzt ist, gibt insofern nur den reinen Inhalt dieser Anschauung, wie Dies vor allem von der Wissenschaft der Natur gilt. Das aufgestellte Princip des Wissens ist das schlechthin inhaltvolle, eben weil es die Bedingung enthält unter welcher der Begriff des unabhängigen Wirklichen überhaupt in seiner objectiven Wahrheit, nicht bloß ideal gesetzt, zu denken ist. In jenem einen real gewordenen

Begriffe ist der Consequenz nach mit einem mal die ganze unendliche Wirklichkeit gesetzt, und die wirkliche Wissenschaft ist nur die fortgehende Entwicklung durch welche dieser Begriff aus der formellen Allgemeinheit zum inhaltvollen Systeme des Wirklichen wird. Von hier aus überblicken wir die Gliederung des Systems. Sofern das Wissen einfach innerhalb seiner realen Bedingung bleibt und nur durch die von der reinen Anschauung aus gesetzte Consequenz sein Inhalt bestimmt wird, enthält es, als theoretisches Wissen, die reale Bedingtheit des Seins, wie sie nicht bloß in der Natur ist, sondern auch im Begriffe des Geistes noch bleibt (Naturphilosophie und Anthropologie). Es beginnt so mit dem reinen Unterschieden sein (in Zeit und Raum) und endigt mit dem reinen Unterscheiden, dem Denken. Aber so hat das Wissen noch an dem bloß endlich bedingten und hierin noch dem innern Widerstreite anheimfallenden Sein seinen Gegenstand, während es gemäß dem Gesetze der Identität doch nur an dem in sich selbst unbedingt Versöhnten die letzte Wirklichkeit hat. Das selbstthätige Denken, mit dem jene erste Entwicklung endigte, entfaltet nun also in eigener (nicht absoluter, sondern eben im vorigen bedingter) Machtvollkommenheit das Gesetz dieser unendlichen Versöhnung, und ist damit praktisches Wissen. Im Gegensatz zu der frühern vom Niedersten, Selbstlosen aufsteigenden Entwicklung beginnt es mit dem Höchsten, dem Gesetze jener Versöhnung (Wissenschaft des Sittlichen). Insofern aber eben diese Versöhnung auch wieder die Uebereinstimmung mit jener frühern endlich bedingten Gesetzmäßigkeit fodert, hat das praktische Wissen auch eine theoretische Seite, in welcher die endlich bedingten Gesetze für die nun als objective sittliche Aufgabe gefasste Verwirklichung des Subjects enthalten sind (Recht, Kunst, Wissenschaftslehre). So endigt das Wissen naturgemäß mit sich selbst als dem Wissen seiner eigenen Gesetze.

Mit der Entwicklung der Anschauungen von Zeit und Raum, die nun die Wissenschaft der Natur beginnen, ergibt sich sofort eine bestimmtere Fassung des Grundprinzips. Es ist nur eine Substanz, die ausgedehnte, denn der Geist selbst ist nur die vollendete innerlich selbständige Existenz des Ausgedehnten; oder anders ausgedrückt: es ist nur die eine und wahrhafte reine Natur, sodas die bloße Natur im engeren Sinne und der Geist nur Gegensätze innerhalb der einen Natur im höhern und umfassenden Sinne sind. Mit dem ersten Schritte in die Wirklichkeit trägt das System allen Pantheismus zu Grabe; gegenüber jenen Abstractionen, „die noch trunken sind vom Reiche des Absoluten“, erscheint sich das wirkliche Wissen wie ein Rüchtern unter Taumelnden und verkündigt als erste Grundbedingung aller wirklichen Wissenschaft Dies: „Zu wissen das kein Absolutes ist.“ Denn Wirklichkeit, Inhalt und Leben ist nur wo zugleich auch ein Element des von der Selbstheit unabhängigen, in sich bedingten Seins ist; wo keine Bedingtheit ist ist keine Wirklichkeit. Wir müssen uns versagen der naturphilosophischen Entwick-

lung hier weiter im Einzelnen zu folgen. Der Verfasser erklärt in der Vorrede das sie nur die ersten schwachen und vielfach noch ganz ohne nähere Ausführung gelassenen Grundzüge eines Systems enthalte das erst in seiner allmählichen Ausbreitung die innerliche Fruchtbarkeit des Princips bewähren könne; ihm selbst würde Nichts erwünschter sein als gerade dem naturphilosophischen Weiterbau auf dieser Grundlage seine Kräfte vorzugsweise widmen zu können. Referent glaubt das diese Neigung zu den Naturwissenschaften vielleicht die wesentlichste von den „unabhängigen Bedingungen“ der Persönlichkeit des Verfassers ist, aus denen, solange sie eben nicht vollkommen „versöhnt“ waren, verschiedene Mängel und Beschränktheiten des Systems sich ergeben mußten; vielleicht werden wir im zweiten Artikel insbesondere den Einfluß erwähnen welchen der in dem naturphilosophischen Abschnitte aufgestellte Begriff des Organismus, und die ihm gegebene Bedeutung, auf die spätern rechtsphilosophischen Ausführungen ausgeübt hat.

Dieser Begriff des Organismus bildet den Uebergang zur Anthropologie. Die Naturwissenschaft hat gezeigt wie das Quantitative, die reine natürliche Bedingtheit, sich nothwendig im Qualitativen stets vollständiger verinnerlicht, bis der Geist ihre vollendete Form wird. Im bloßen Begriffe des Körperlichen ist das unterscheidende Qualitative desselben noch reinabstract, noch keine innerliche Beziehung auf den quantitativen Unterschied. Im Chemismus ist der Unterschied zwar verinnerlicht, aber das Qualitative bleibt noch gleichgültig gegen das Auserinander; im Organismus erst ist das Qualitative innerliche lebendige Beziehung und Selbstheit des quantitativ bedingten Ganzen geworden, doch ist dies Verhältnis in reiner Weise nur erst für den Geist. Hiermit gehört denn die nun beginnende Wissenschaft vom Menschen als solche auch nach ihrer physischen Seite nicht mehr der Wissenschaft der Natur an; denn auch die Leiblichkeit ist hier nun durch die sich verwirklichende bewusste Selbstheit bedingt. Innerhalb der reinen Anthropologie aber scheidet sich allerdings die Physiologie, welche schließlich die geistigen Thätigkeiten in ihrem leiblich bedingten Sichvollziehen begreift, von der Psychologie, deren Gegenstand die zur Bewusstheit sich entwickelnde Selbstheit hat. In der vorliegenden Schrift kann nur die letztere in Betracht kommen, und auch von ihr finden nur die Formen des Bewußtseins, nicht die der reinen Sinnlichkeit als solcher, eine nähere Entwicklung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Byron als Mensch und als Dichter.

Nach dem englischen Kritiker Tuckerman.

„Mein werther Herr“, sagte einst Johnson, „reinen Sie Ihren Geist von gemeinen und unsinnigen Vorstellungen!“ Dieser Reinigungsproceß ist für eine richtige Würdigung Lord Byron's nothwendig; denn in Demjenigen was von der moralischen Verderbtheit dieses Mannes nur allzu häufig gesagt wird ist eine Masse von Unsinn. Kein Mensch „trug“ vielleicht jemals vollständiger als Byron „sein Herz an seinem Arme!“, und kein Herz ward jemals von den „Dohlen“ mehr „gepakt“

als das selbige. Die moralische Seite dieses Dichters ist nie ganz verstanden worden. Mit ihr wollen wir uns daher vorzugsweise hier beschäftigen. Keine geringe Zahl sonst wohlmeinender Personen meidet Byron's Werke, als ob dieselben eine pestartige Ausdünstung verbreiteten, während es doch schwierig sein würde einen Dichter zu nennen dessen guter und dessen schlimmer Einfluß bestimmter sich unterscheiden ließen. In dem Garten seiner Poesie sind die Blumen und das giftige Unkraut nicht unentwirrbar durcheinandergemischt. Die nämliche Offenheit und Freimüthigkeit welche sein Leben auszeichneten finden wir in seinen dichterischen Erzeugnissen wieder. Da wo er von niedrigen Ansichten befeelt scheint sät die Trübheit der Quelle den ganzen Strom, und wo er dagegen der Liebe zum Schönen sich hingibt ist Dies ebenso augenfällig. Am unbefangenen zeigt sich Byron in seinen von Moore herausgegebenen Tagebüchern und Briefen. Man wird aber kaum ein Buch anzugeben wissen das melancholischer und zugleich moralischer wäre als diese Denkwürdigkeiten. Dieselben schildern die vergeblichen Bemühungen eines begabten Geistes in der Luft Das zu finden was allein von der Jugend gewährt werden kann. Wir erhalten mittels dieser Biographie das Bild eines durch große Empfindbarkeit, edle Triebe und reiche Geistesgaben ausgezeichneten Mannes, der ohne feste Grundzüge zu leben und ohne erhabene Hoffnungen glücklich zu sein versucht. Ein rührenderes Schauspiel gibt es nicht. Wenn, wie bei Byron der Fall war, Genie mit großen Verirrungen verbunden erscheint, erhellt dasselbe der Welt eine Lehre die weit über den Bereich der Fähigkeit des Predigers hinausgeht. Welche fürchterliche Anbeutungen liegen in der erschauelten Spasshaftigkeit der Tagebücher und Briefe Byron's verborgen. Welche Vorstellung von Seelenkämpfen erwecken sie! Hat man unserm Dichter wegen des menschenfeindlichen Tons seiner längsten und besten Dichtungen Vorwürfe gemacht, wer kann da umhin „mit einem Blick mehr des Mitleids als des Spotts“ den Warden zu betrachten wenn dieser erklärte: „Ich fürchte, ihr habt Recht; aber ich weiß auch daß ich aufrichtig bin.“

Scheinbar läuft die in Verse gebrachte Logik Byron's auf Skepticismus hinaus. Er prellt beständig Hoffnunglosigkeit. Die wahre Birkung seiner Poesie scheint uns aber gerade das Gegentheil davon zu sein. Kein Dichter beweist nachdrücklicher als Byron daß die Wahrheit und die Liebe uns Allen ein absolutes Bedürfnis sind. In dieser Hinsicht ist sogar sein Klagen bedeutungsvoller als die Fröhlichkeit zahlreicherer Künstler. Niemand kann mit Verstand die Betrachtungen Byron's verfolgen ohne die Ueberzeugung zu gewinnen daß die düstere Farbe derselben aus dem vergeblichen Bemühen des Dichters entspringt seine Seele mit dem Irrthum zu befreunden. In seinen der Natur und der Freiheit gewidmeten Gesängen herrscht eine edle Mut. Auch ist keineswegs jede seiner Äußerungen böhnisch und factisch; und es verräth einen höchst beschränkten Sinn, Geisteserzeugnissen so mannichfaltiger Art wie die Dichtungen Byron's sind ein einziges Beiwort aufzustempeln. Vielmehr ist es interessant die launenhafte Veränderlichkeit zu verfolgen welche überhaupt in den Gewohnheiten und Meinungen Byron's herrschte. In vielen Beziehungen suchte er allerdings aus bloßem Muthwillen das seltsame Geschöpf zu werden zu welchem die Welt ihn durchaus machen wollte; zugleich gehörten aber die vielfältigsten Widersprüche wirklich zu seiner Natur und zu seinem Schicksal. Seine Briefe an Murray allein enthalten eine fortlaufende Reihe launenvoller Anordnungen. Sehr wahr bemerkt er daher selber: „Ich bin wie Quecksilber und sage Nichts positiv.“ Niemand urtheilte ausschließlich nach individuellen Ansichten, oder ward öfter von dies persönlichen Beweggründen geleitet als Byron.

Aus dieser eigenthümlichen Natur seines von veränderlichen Empfindungen und nur subjectiven Meinungen beherrschten und mit äußerst-reger Phantasie ausgestatteten Geistes ist auch sein Aberglauben entstanden. Der Gedanke des Schicksals pflegt über Personen von starkem Empfindungsvermögen und lebhafter

Einbildungskraft große Gewalt auszuüben. Ist das Gemüth bei Verfolgung eines besondern Zwecks in hohem Grade aufgeregt, oder nimmt das Herz an einem Individuum tiefes Interesse, dann wird die Seele von tausend unbestimmten Vorstellungen heimgejagt. Vorzeichen und Vorgefühle, jedes Kaufen eines Blattes das von kommenden Ereignissen klüftet, jede das Zukünftige anzudeuten scheinende Regung der Seele wird begierig festgehalten und vergrößert. Solche Gemüthsrichtungen werden oft in Verein mit seltener Denkraft und großer Charakterstärke gefunden. Wenige Menschen aber haben den Einfluß dieser abergläubischen Stimmungen offenerziger anerkannt als Lord Byron. Derselbe trug ein Amulet, weil er einen dunkeln Glauben an dessen Wirksamkeit hatte. Wie er, an dem Tage nach der Vollendung seiner schönen, an den Parnaß gerichteten Verse, eine Plucht Adler sah, begrüßte er diesen Zufall als einen Beweis daß Apollo mit ihm zufrieden sei. Als er bei seiner Abreise aus Venedig, nach bereits erfolgter Einschiffung seines Gepäcks, schon seinen Hut und Stock ergriffen hatte, überfiel ihn eine unglückliche Stimmung, die ihn veranlaßte zu befehlen daß die Reise aufgeschoben würde, falls nicht Alles vor 1 Uhr fertig wäre. Er forderte ein Geschenk zurück, weil dasselbe nach seiner Meinung auf Unheil deutete, und er kehrte plötzlich von einem Ausgange heim, weil ihm einfiel daß es Freitag war. Er sandte sogar einen Rock zurück den ihm ein Schneider an jenem Tage brachte, und dennoch segelte er, mit echt-dichterischer Inconsequenz, an einem Freitage nach Griechenland ab. In Bezug auf die Jahrestage seiner Geburt und seiner Verheirathung hegte er die schwermüthigsten Ideenverbindungen; und über das Schicksal eines einzigen Kindes hatte er mancherlei seltsame Ansichten. Die merkwürdigste unter seinen vielen abergläubischen Vorstellungen war aber sein starkes Vorgefühl eines ihm bestimmten frühzeitigen Todes. Dies Gefühl lastete so schwer auf ihm daß er seine Abreise aus Ravenna um eine Woche nach der andern in der Hoffnung verzögerte ein so trauriges Gefühl zu verschmeuchen, bevor er sich auf seinen Zug nach Griechenland einließ, und als ungestümes Wetter ihn zur Rückkehr nach dem Hafen zwang, sprach er von dem „schlimmen Anfange“ wie von etwas Vorbedeutungsvollem. Kurz, er stand daß er mitunter glaubte: „Alles hänge vom Glück und Nichts von uns selbst ab.“ Inwiefern diese fatalistische Ansicht auf sein Benehmen Einfluß hatte, Das zu ermitteln würde schwierig sein. Gewiß aber können derartige Meinungen, zusammen mit einer aus seiner Leibesbeschaffenheit entstandenen Neigung zur Niedergeschlagenheit, manche Unregelmäßigkeit in Byron's Charakter erklärlich machen.

Die körperlichen Gebrechen unsers Dichters sind niemals hinlänglich in Erwägung gezogen worden. Niemand kann Byron's Beschreibung seiner eigenen Empfindungen lesen ohne zu gewahren daß er selten gesund war. Immer stand er in melancholischer Stimmung auf; „in eine muntere Stimmung“ pflegte er „sich hineinzusinken“; und fortwährend sprach er davon daß er milchüchtig und leberkrank sei. Er bildete sich ein er werde wie Swift im Tollhause sterben; aber unähnlich dem Dechanten äußerte er keine Furcht vor Berrücktheit, sondern erklärte „einen Grad ruhiger Tollheit für besser als Vernunft“. Er hatte eine so melancholische Phantasie daß die verwitterten Bäume auf den Alpen ihn an seine Familie erinnerten. Oft sehnte er sich, in Gegenwart des von ihm geliebten weiblichen Wesens, nach der Einsamkeit seiner Studirstube. Seine Unruhe, die häufigen und schnellen Wechsel seiner Gewohnheiten, seine unregelmäßige Lebensweise, seine Neigung zu heftigen Leibesbewegungen und seine Begier nach Reizmitteln: — alles Dies zeigt an wie sehr er ein Opfer krankhafter Empfindungen war. Könnten wir aber seine Leiden nachempfinden, so würden wir Vieles in seinem Leben zu vergeben um so bereitwilliger sein, je mehr wir, seine Lichtseiten betrachtend, uns erinnern daß Byron nie einen Freund verlor, nie Rachegefühle hegte, und daß seine Miltthätigkeit groß, seine menschenfreundlichen Absichten aufrichtig und edel waren.

Stellen wir die körperlichen und die moralischen Ansehungen Byron's zusammen, so finden wir deren eine Schar die für seine Verirrungen die höchste Rache fodert. Die Charakterchwäche und das unbändige Temperament der Frau welcher seine Kindheit zur Leitung anvertraut war; die Gleichgültigkeit seines Vormundes; Byron's Lahntheit; die von ihm zwischen Cambridge und London verbrachten heimatlosen Jahre; seine vereinsamte Stellung bei seinem ersten Eintritt ins Parlament; der schlechte Einklang zwischen seinem Range und seinen Einkünften; die ungerechte Kritik welche seine frühzeitigen ersten dichterischen Versuche erfuhren; die nach einer zweijährigen Reise bei seiner Heimkehr erlittenen Verluste, welche ihn bewogen zu schreiben: „In meinem dreilundzwanzigsten Jahre stehe ich allein, ohne Hoffnung, fast ohne einen Wunsch; andere Menschen können zu ihrer Familie ihre Zukucht nehmen, ich habe keine andere Zukunft als meine eigenen Gedanken“; und endlich, um Allem die Krone aufzusetzen, seine unglückliche Ehe, die gesellschaftliche Verfolgung die er erlitt, sein langes Belagertwerden von Gerichtsdienern und häuslichen Spionen, Das zusammen bildet ein Verzeichniß von Widerwärtigkeiten die sogar ein sanfteres Wesen zu verzweifeltten Verirrungen zu treiben im Stande gewesen sein würden. Byron aber war außerdem während seines ganzen kurzen Lebens mit einem Schmerz befaßt der, wie sehr auch gemeine Menschen oder Weise darüber spotten mögen, für ihn ein wirklicher und zerstörender Kummer war. Seine zärtlichen Gefühle schynten sich nach einem Gegenstande der ihnen stets versagt blieb. Seine häufigen Anspielungen auf seine Liebe im Knabenalter, sein schmerzvolles Bedauern, wenn er auf die Zeit zurückblückte wo „Beide jung waren und Eines schön“; seine launenhaften Liebshäften auf dem Festlande in Verbindung mit der glühenden Sehnsucht von welcher seine Poesie überströmt: — Dies sind Beweise daß er „demjenigen Glauben zugethan war dessen Märtyrer gebrochene Herzen sind“. Diese unbefriedigte Liebe war in seinem Busen eine Quelle zärtlichen Verlangens, welche seine dichterischen Ergießungen befruchtete und die Bitterkeit derselben milderte. Aus dieser Quelle sind die rührendsten Stellen seiner Dichtungen hervorgeleitet.

Byron's Poesie ist demnach das Ergebniß der Leidenschaft und des Nachdenkens. Die schöpferische Einbildungskraft tritt bei ihm weniger hervor. Seine Gemälde sind mehr nach dem Gefühl und dem Gedanken als nach genauer Beobachtung entworfen. „Ich kann nicht glätten“, sagt er selbst in einem seiner Briefe. „Ich bin wie der Tiger; springe ich beim ersten Sprunge fehl, so gehe ich knurrend in das Dickicht meiner Gedanken zurück.“ Byron gibt uns gleichsam die Empfindung eines Ortes oder einer Leidenschaft. Er sagt buchstäblich: „Für mich sind hohe Berge etwas Gefühletes“; und es ist kaum allegorisch gemeint wenn er sich „einen Theil des Sturmes“ nannte, oder wenn er ausrief: „Ich lebe nicht in mir selbst, ich werde ein Theil von Dem was mich umringt.“

Moralisiren Bewunderer einer ruhigeren Classe von Dichtern über Byron's siederhafte Schreibart, so ist Das sehr unvernünftig. Die ausschließliche Bedingung unter welcher sein Geist sich in Dichtungen ergießen konnte war die: daß die Hervordringungen desselben die besondern Eigenschaften des Mannes an sich offenbarten; und in der That verdankt seine Poesie die sie auszeichnenden Schönheiten den eigenthümlichen Zügen seines Charakters. Denn durch seine individuelle Natur kam er zu Dem was er sah in dasjenige innige Verhältniß welches ihn befähigte mit der Beredsamkeit tiefer Sympathie seine Dichterworte zu richten — an den Parnas und Waterloo, an Griechenland und den Lemnischen See, an Rom und den Decan, an Apollo und die Einsamkeit, an die Sterne und den „sterbenden Gladiator“. „Ich konnte“, sagte er, „über Nichts schreiben, wenn ich nicht irgend eine persönliche Erfahrung zur Grundlage hatte.“ Und umgekehrt ward fast jede seiner persönlichen Erfahrungen unwillkürlich ihm zur Dichtung. Der Ungestüm seines Charakters und die Unruhe seines Lebens spie-

geln sich deshalb sehr deutlich in seinen Werken ab. Wie es die Natur einer Brauerweide ist ihre Zweige herabhängend zu lassen, und wie es dagegen die Natur einer Eiche ist die ihren dem Sturme trotzig entgegenzustrecken: so lag in Byron's Natur, in seinem heftigen Temperament, in seinem an keine Lucht gewöhnten Geiste und in seinem leidenschaftlichen Hergen die Unmöglichkeit mit der philosophischen Ruhe Wordsworth's zu schreiben. Man begehrt daher eine Abgeschmacktheit wenn man klagt daß seine Poesie voll Leidenschaft sei; denn Dies war gerade ihre rechtmäßige Form. Und gibt es nicht in den Leben jedes Menschen eine Epoche der Leidenschaft? Ist es nicht wünschenswerth daß die Poesie auch dieses Zeitraums niedergeschrieben werde? Können denn jene Menschen mit gleichmäßigem Pulschlage und heiterem Temperament enthusiastischen Naturen nicht gefatten gleichfalls ihren poetischen Spiegel zu haben? Byron stellt eine wirkliche Phase des Seelenlebens dar: nicht die gesammte, noch die höchste Entfaltung der Seele, aber doch einen interessanten Theil ihrer Entwicklung. Er ist daher nicht der unnatürliche Maler, zu welchem manche Kritiker ihn gern machen möchten. Sogar die Misanthropie von welcher seine Schriften beseelt sind kann vernünftigerweise nicht für ganz krankhaft und verwerflich erklärt werden. Wie voll von erhabenen Verheißungen ist selbst die Unzufriedenheit die er äußert! Wie sehr deutet dieselbe auf Wünsche die für die Gegenwart zu weit gehen, auf sehnüchtrige Gefühle welche zu befriedigen Ruhm und Lust nicht im Stande sind! Wie oft verräth seine Unzufriedenheit ein unenobliches Liebedürfniß, ein ewiges Streben nach Fortschritt! Die Misanthropie hat ebenso wol wie die Lust ihre Poesie, und die besetzten Klagen Byron's haben unzähligen Hergen eine tiefere Ueberzeugung von dem absoluten Bedürfniß der Wahrheit und der Selbstachtung beigebracht als Dies irgend eine logische Beweisführung vermöchte. Des Dichters Fackel ist nicht immer ein Meteor das nur um zu betrogen anlocht, sondern häufig eine fernhinstrahlende Leuchte welche den Freund des Senes vor den Felsen und Untiefen warnt an denen dasselbe scheiterte. Ueberdies hegt man nicht genug Vertrauen zu dem begiegenen Sinn und dem richtigen Gefühl der Leser. Können wir nicht unsere Hergen an den Lemnischen See gerichteten ergreifenden Versen Byron's öffnen ohne dadurch zur Annahme des Glaubens Don Juan's verpflichtet zu werden? Können wir nicht die von unserm Dichter der Venus und dem sterbenden Gladiator in Versen dargebrachte Huldbigung gutheißen ohne seine bacchanalischen Orgien in Kenoshead-Abtei zu billigen? Können wir uns nicht an der wilden Freiheit des „Corsaren“ erfreuen ohne das Beispiel des Helven „Einer Jugend und tausendfältiger Verbrechen“ nachzuahmen? **E. Romann.**

Notiz.

Die französische Tragödie.

Dr. Hettner hat in Nr. 258—259 d. Bl. f. 1850 eindringlich den Werth der französischen Tragödie auch für uns auseinandergesetzt. Bei dieser Gelegenheit mag an ein Wort Zelter's erinnert werden; er schreibt an Goethe (III, 43): „Oft genug hat es mir weh gethan wie deutsche Kritiker auf französische Stücke losgegangen sind die nur in Sprache, Form der Theile und des Ganzen unwiderrsprechlich bequeme und manterlich erschienen sind. Und wenn sich dieser Eindruck auf ihre eigene Nation Jahrhunderte hindurch fortgeerbt hat, wie soll nicht der Fremde, der Deutsche, der nichts Altes hat, hingerissen werden? Hier ist nun das Verdienst deiner Uebersetzung („Rahomet“ und „Lancré“) deutlich worden, die so fügllich, klar, ohne sich vom Originalen zu entfernen, die Charaktere renaturalisirt.“ Und in ähnlicher Weise erwidert Goethe (E. 64): „Was du über „Rahomet“ und „Lancré“ sagst ist vollkommen richtig, doch waren mir dergleichen abgemessene Muster zu meinen Theater-Didaktiken höchst nöthig und haben mir unsaglichen Vortheil gebracht, weswegen ich ihnen nicht feind sein kann.“ 34.

Dienstag,

— Nr. 48. —

25. Februar 1851.

Die Weltalter. Von K. Ch. Pland. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

In einem Systeme der allgemeinen Bedingtheit wird man nun mit besonderm Interesse danach forschen wie es die Freiheit rettet, und eben Dies glauben wir aus dem anthropologischen Theile des Buchs hervorheben zu müssen. Was der Verfasser das Element der realen Bedingtheit der notwendigen Passivität im Geiste nennt, ist ihm sozusagen nur der in Geistigkeit umgewandelte letzte Akt des quantitativen Seins. Auch die Freiheit im Bewußtsein überhaupt ist nichts Absolutes, denn sie ist nicht Grund des reinnothwendigen Elements der Bestimmtheit; sie beherrscht dasselbe nur als einen von ihr ebenso unabhängigen Stoff, dem sie nur seine bestimmte Gestalt, sein Verhältniß zur Selbstheit gibt, ohne dessen allgemeines unabhängiges Sein aber überhaupt kein Inhalt und geistiges Dasein wäre; und so ist hier auch die Freiheit ebenso sehr bloßes Element. Auf diese Weise wiederholt sich consequent in höherer Weise Dasselbe innerhalb des Geistes als solchen was von dem Verhältnisse des Geistes zur Leiblichkeit galt, indem ja auch diese ebenso der vom Geiste beherrschte Stoff, wie zugleich als solcher in unabhängiger nothwendiger Identität mit dem Geiste war. In diesem rein psychologischen Begriffe der Freiheit liegt nun bereits die Entscheidung über die Frage um die es sich in der Psychologie bei dem Gegensatz des Indeterminismus, Determinismus u. s. w. handelt. Indem der Wille im Elemente der Bestimmtheit seinen von der Freiheit ebenso unabhängigen Stoff hat, bestimmt er sich dem Inhalte nach mit Nothwendigkeit, sodaß er in keinem einzelnen Falle wirklich auch anders handeln könnte als er handelt. Der Form nach ist er aber auch schon hier wirklich freier Act, nicht nach der Weise des Determinismus ein bloßes Hindurchgehen einer unfreien Naturbestimmtheit durch das Bewußtsein. Die Möglichkeit des freien sittlichen Handelns aber, an welche sich das eigentliche Interesse knüpft, ist in der psychologischen Sphäre noch nicht berührt. Aber schon hier ist das wirkliche sittliche Bewußtsein in seiner vollen wissenschaftlichen Consequenz ermöglicht. Der eben gegebene Begriff der psychologischen Freiheit hebt von Grund aus jenen Egoismus auf

welcher nur in sich den Grund seiner Vortrefflichkeit zu finden und auf Andere herabsehen zu dürfen glaubt; ihm gegenüber ergibt es sich vielmehr daß das Ich Alles was es in sittlicher Befehung ist ganz durch seine ursprünglich von ihm unabhängige Anlage, durch seine Erziehung, Lage u. s. w. geworden ist; und in voller Schärfe tritt die Wahrheit hervor daß es die Erziehung und Bildung durch die Gemeinschaft ist, wodurch der Mensch zum sittlichen werden muß, und wie darum in der sittlichen Versunkenheit des Einzelnen immer eine Schuld der ganzen Gemeinschaft liegt. Aber wenn auch das ganze Handeln psychologisch betrachtet dem Inhalte nach eine ununterbrochene consequente Nothwendigkeit ist, und hier nur die Form der Freiheit gerettet ist: so erhebt sich das sittliche Handeln, ohne jenem psychologischen Zusammenhange sich durchaus entziehen zu können, doch zugleich über die bloße psychologische Nothwendigkeit, indem es in sich einen unbedingten und sich schlechthin gleichbleibenden, über den Zusammenhang der empirischen Bedingtheit erhabenen Zweck seiner selbst hat. Die Kraft eines nur dem innern Gesetze folgenden Handelns ist nicht in der bloßen Freiheit als geistiger Form des Ganzen, sondern in dem Willen, der seinen Zweck darin hat als diese Form mit seinem allgemeinen Wesen einig zu sein; in der sittlichen Freiheit also welche die bloße Selbstheit untergehen läßt in der sich als Zweck setzenden That, einer That welche, als der allgemeinen Bedingtheit des menschlichen Wesens entsprechend, das Object dieser Freiheit ist. Eben indem der Wille sich thätig mit einem allgemein vorausgesetzten und so über ihn als Subject hinausliegenden Gesetze einigt, ist er von der subjectiven, empirischen Willensbedingtheit emancipirt zur freien Kraft des Guten. Dies ist die Grundlage auf welcher dann weiterhin die eigentliche Wissenschaft des Sittlichen oder der subjectiven Selbstverwirklichung des Geistes erbaut wird.

Auch aus diesem Abschnitt erscheint es passend einen Hauptpunkt hervorzuheben. Wenn nämlich der Verfasser den sittlichen Geist in seinem allgemeinen, eben von uns wiedergegebenen Begriffe als die vollendete Wahrheit des religiösen bezeichnet: so wäre damit selbst für den philosophisch gebildeten Leser noch nicht mit Sicherheit die Stellung des „reinen Realismus“ zu Religion und Christenthum bezeichnet, geschweige denn für das

allgemein gebildete Bewußtsein, welches nur allzu gewöhnlich bei der „Vollendung“ das in ihr zugleich enthaltene Ende einer Lebensgestalt, bei der „Erfüllung“ die darin nothwendig zugleich gefestete Auflösung überfiehet, und demgemäß ohne Weiteres zu der eben gesetzten „Freiheit“ noch die geläufig gewordenen verbundenen Begriffe „Gott und Unsterblichkeit“ als selbstverständlich hinzufügen würde. Obwohl nun der Verfasser ausdrücklich die vollständige Darstellung der Selbstverwirklichung des einseitig religiösen Ichs für den zweiten Theil seines Werks, die Geschichtsphilosophie, aufgespart hat, so genügen doch die in diesem Abschnitt gegebenen Umrisse und schon das neue System in dieser wichtigen Beziehung zu charakterisiren. Lassen wir ihm selbst das Wort:

Was der Idealismus des reinreligiösen Bewußtseins schon innerhalb seiner selbst im Widerspruche mit sich und so in einer über sich selbst hinausweisenden Form festhält, daß Gott nur als der offenbare wahrhaft gedachte sei, Das muß in seiner überhaupt nicht mehr bloß praktischen, sondern durch das reinreale Wissen geläuterten Gestalt die bleibende Form des religiösen Bewußtseins werden: das Sittliche ist nur die vollendete innerlich selbständige und in der selbständigen Erinnerung ihres vorausgesetzten Wesens sich als Selbstzweck wissende Existenz des Natürlichen. Daß das „Wort“ wahrhaft „Fleisch werde“, das innerliche Licht ganz als gegenwärtiges in dieser Sichtbarkeit schiene, daß es endlich nicht mehr Gott als der jenseitige, sondern jenes im Bewußtsein selbst lebende Wort sei, welches die herrschende und richtende Macht dieses Daseins ist: Dies was in seiner Weise das Christenthum selbst in der höchsten versöhnten Form seines anfänglichen noch im reinpraktischen Inhalte der Versöhnung lebenden Bewußtseins ausgesprochen hat (im Johanneischen Evangelium), ehe dieser praktisch gewisse Inhalt sich zur gegenständlich und theoretischen und auf das transcendente Ansehen Gottes zurückgeführten Gestalt des kirchlichen Dogmas verfertigt hatte, Dies und nichts Anderes ist auch das Ziel der selbständig bewußten sittlichen Vollendung des Geistes.

Auf diese Weise verschwindet nun allerdings, wie der Verfasser sich wissenschaftlich ausdrückt, „alle theoretische Unendlichkeit des Seins, wie sie in dem Begriffe Gottes und von hieraus des Ichs selbst enthalten ist“, oder populair ausgedrückt: von einem persönlichen Gotte und einer persönlichen Unsterblichkeit kann weder im echten altchristlichen, noch im nach-rationalistischen, noch auch im hegelisch-idealistischen Sinne mehr die Rede sein. Aber die in der freien Sittlichkeit wirklich gewordene Versöhnung ist dem geistigen Inhalte ihres Vollens nach allerdings eine wahrhaft unendliche, denn sie geht auch gar nicht auf das theoretische Sein des mit seinem allgemein menschlichen Wesen einigen Vollens, sondern immer schon unter Voraussetzung des endlich bedingten Daseins des Willens auf das Wollen selbst, auf seine freie Selbstbestimmung. Wie könnte daher diese reininnerliche Versöhnung des Ichs davon abhängig sein (wie die einseitige Religiosität meint) daß es in vorausgesetzter Weise, noch ehe es sich um Sittlichkeit überhaupt handelt, von der endlichen Bedingtheit oder Vergänglichkeit seines Wesens frei wäre? Seit Kant äußerte: er sage zwar nur was er erkannt habe, aber nicht Alles was er erkannt habe sage er auch,

seit jener Zeit ist auch in die vorsichtig geordneten, ängstlich verhüllenden Falten des Philosophenmantels der oft wilde, aber befreiende brausende Sturm der rothen Geistesrevolution gefahren. Der wissenschaftliche Anstand, auf kurze Zeit von Einzelnen suspendirt, kehrt aus wieder und ordnet die barchantisch auseinandergeflatterten Gewänder, aber mit der pruden, fleiß ängstlichen Fältelung ist es vorbei.

Aus jener Anschauung eines beherrschenden reinidealen Gesetzes der Dinge — sagt der Verfasser mit offener voller Entschiedenheit —, in welcher das im Vergessen begriffene bisherige Weltalter sein Leben gehabt hat: aus ihr ein mal für alle mal herauszutreten, Dies ist der nothwendige Schritt mit welchem die Geschichte für immer ihr Jugendalter hinter sich schießt und in den bleibenden mit den natürlichen Bedingungen seines Seins geeinigten Realismus des Mannesalters übergeht.

Daß nun der Cultus einer so gereinigten Religion eine nicht minder wesentliche Umwandlung erfahren muß, ergibt sich ebenso nothwendig wie andererseits besonders in der neuesten Zeit schon vielfach die Kunst mit dieser Umwandlung in enge Verbindung gebracht ist. Doch wird die eigenthümliche und consequente Deduction dieser Verhältnisse im vorliegenden Systeme dem Leser interressiren. Gemäß dem Organismus des Systems scheidet sich die Sittlichkeit (Religiosität) in zwei Formen, je nachdem das unabhängig bedingende oder das innerlich selbständige Element herrscht. Nach dem ersten ist die Sittlichkeit Hingebung an das unabhängig bedingende Gesetz des Ichs bedingende Gesetz; nach dem letztern ist sie wesentlich thätige Verwirklichung jenes Gesetzes. So scheidet sich Cultus (sittliche Feier) und sittliches Handeln. Das Bestimmende für die Fortentwicklung der Formen des Cultus liegt nun seinem Wesen nach darin daß die Hingebung (in Gemüth, Anschauung und Denken) an das sittliche Gesetz immer vollständig gesetzt sei und von der bloßen subjectiven Innerlichkeit zu gegenständlicher Form weitergehe. In der unmittelbaren Versenkung der Anbacht bleibt das Gesetz doch nur innerhalb des Ichs, und auch die bloße religiöse Rede ist wieder nur das Zeichen dieser Innerlichkeit; aber eine höhere objective Form ist es, wenn das Ich an jenes Gesetz als ein auch unabhängig von ihm erscheinendes hingegeben ist. In der Form eines gegenständlichen Erscheinens ist der geistig-sittliche Inhalt nun in der Kunst, und damit ergibt sich allerdings die ästhetische Form des Cultus; aber so sehr die wahrhaft ästhetische Schönheit Bedingung ist, so liegt der Ursprung hier doch nicht im geistigen Bedürfnisse des Schönen, sondern in der Hingebung an den sittlichen Inhalt als einen erscheinenden. Die ganze Stufenfolge der Künste, wie das System sie nun hier ordnet, ist also nicht durch den Begriff der Kunst, sondern durch den des Cultus gegeben; daher erscheinen die unmittelbar sinnlichen Künste in ihrer umgekehrten Ordnung: Musik, Malerei, Sculptur, Architektur, weil das Ideale umso mehr für sich hervortreten muß, je mehr die reine Realität des Körperlichen den Stoff bildet; und nur die Poesie, das allgemein Ideale und das subjectiv In-

Wirklichkeit vertinnend, steht in der Mitte. Die wahre Verwirklichung des Kultus in dieser seiner ästhetischen Form ist aber erst da möglich wo das Sittliche sich mit der rein natürlichen Bedingtheit seines Seins geeinigt hat. Wo der geistige Inhalt noch als ein schlechthin Transzendentes aufgefaßt wird, sei es nun in der subjectiv einseitigen Innerlichkeit des Protestantismus, oder in der rein äußerlich gegebenen Objectivität des Katholicismus: da wird immer ein erdrückendes Uebergewicht entweder auf die ästhetische oder auf die sittliche Seite fallen; wahrhafte Einigung und somit Universalität dieser Kultusform wird dort nicht möglich sein.

(Der Beschuß folgt.)

Jüngste Iyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

Ich komme zu der zweiten Abtheilung meiner poetischen (Iyrisch-epischen) Krone. Es sind Dies:

- Gruppe B. Die innerlich und äußerlich bewegtern.
13. Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte von Gustav von Meyern. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 16 Ngr.
 14. Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Stalieners von G. Cerri. Wien, Gerold. 1850. 8. 24 Ngr.
 15. Gedichte von B. Carneri. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 16. Gedichte von Arthur Schott. Stuttgart, C. Hallberger. 1850. Gr. 16. 1 Thlr.
 17. Gedichte von E. F. Scherberg. Zweite Auflage. Berlin, Hahn. 1850. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
 18. Eine Dichterswoche von Feodor Löwe. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung. 1850. 16. 18 Ngr.
 19. Lieder aus Frankfurt, von Feodor Löwe. Stuttgart, Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung. 1850. 16. 18 Ngr.
 20. Aus der Aische. Erinnerungslieber und Gedichte von Karl Sondershausen. Weimar, Vais.
 21. Kurzwogel und Nachtigall. Neue Gedichte von E. Bältli. Bern, Seim u. Reinert. 1850. 8. 18 Ngr.
 22. Lieder der Nacht von Adolf Strodtmann. Bonn, Fabrik. 1850. Gr. 12. 1 Thlr.
 23. Gedichte von E. Schulte. Enthaltend politische und sociale Gedichte, Revolutionslieder, Balladen u. s. w. Köln, Greven. 1850. 8. 20 Ngr.

Wenn von Originalität die Rede ist, so verdienen unter dieser Iyrischen Gruppe, die ich als eine innerlich und äußerlich bewegte bezeichnet habe, jedenfalls die Kr. 13, 14 und 17 den Preis. Diese drei Autoren sind völlig divergirende Größen, aber jeder ist für sein Part originell. In Kr. 13, den „Monatsmärchen“ von Gustav von Meyern, feiert eine ungewöhnlich lebendige Phantasie eine Art von capriciösen Carnaval. Der Gedanke: die charakteristischen Unterschiede jedes Monats in ein halb symbolisches und allegorisches Märchenbild zu fassen, und so den ganzen Jahreskreis in zwölf Märchenpersonifikationen zu gliedern, ist neu und eigenthümlich. Das Märchen hat stets seine eigenthümliche Phantastik; es gilt hier nicht im Allgemeinen zu bildern, Gestalten auf- und abzuheben zu lassen, sondern diesen Bildern und Gestalten muß ein innerster Sinn, ein Kern des Verständnisses, eine Mannichfaltigkeit der Deutung eingepträgt und eingebildet werden. Diese notwendige Aufgabe des Märchens ist von dem Autor dieser Märchenbilder auf das scharffinnigste gelöst worden, und namentlich sind die drei: „April und Sonne“, „Novemberwetter“ und „Decembers Triumph“, vortreffliche Centstücke dieser Art. Das erste siehe hier als Probe:

April und Sonne.

Der Reich von der Sonne nur rühmen will,
Als ob sie ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte dann über die . . . Cycoquette!

Der junge April in der schönen Zeit
Wo die Herzen noch nicht gelernt sich zu schämen
Sah nach der Sonne oft beifell',
Das merkte die Sonne und wußt' es zu nützen.

Erst huschte sie, schüchtern fragend und doch
Ganz deutlich schon, über ihn weg mit dem Blick:
„Dah! — dah! er — was war Dah!“ Doch zweifelt er noch
Es ging ihm beinahe zu rasch mit dem Blick.

Da er sah sie's und traf ihn mit glühendem Strahl
Um Mittag — dem war er nur zu empfänglich!
Da, wie der Blitz mit einem Mal
Das Herz ihm entzündete überaus glühlich!

O weh, jetzt war er in ihrer Gewalt,
Und grausam begann sie mit ihm zu scherzen —
Denn plötzlich blikt sie so kalt, so kalt,
Daß der junge Lieb ihm erkarrt im Herzen:

„Was hab' ich vergangen? wie that ich ihr weh?“
So fragt er betäubt. Du Kerker, mit nichten!
Brauchst hinter die Wolken dort nur in die Höhe
Zu neuem Entzücken die Blicke zu richten!

Und wahrlich, siehe, noch hab' verreckt,
Auf neue glüht die Faltsche nieder
Und reißt ihn mehr und mehr und weckt
Und tödtet die junge Liebe wieder.

Da endlich hat er ihr Spiel durchschaut:
„Dein Herz ist Eis, und Trug dein Schimmer!“
So ruft er in Bergzweiflung laut —
„Böhler, so stieh' ich dich für immer!“

Und ob sie noch so hold gelockt:
Er hält sich in des Vaters Erbe,
Den Wintermantel, Schneeschloß,
Und schwört zu feieren bis er sterbe.

Und als sie, besorgt, den Rai entbot,
Den trogigen Bruder zu erbitten,
Da saah der Rai den Bruder todt —
Im Herzeid hat' er angelitten!

D'rum sag' ich: wer nur rühmen will
Daß die Sonne ein Herz voll Liebe hätte,
Der höre das Schicksal des armen April
Und richte dann über die Cycoquette!

Himmelweit verschieden von dieser phantastisch-heitern Märchenplastik ist die Phantasie des Autors von Kr. 14: „Glühende Liebe.“ Diese Phantasie schweigt, ohne alle Plastik als die des prachtkündenden Verses, in ihrem eigenen Wesen und Sein. Es ist wahr: es ist in diesen prächtigen zuckenden Gleichnissen, in diesem Lavabrand und Wetterleuchten der Dichtung eine starke Dosis von italienischer Fieberhitze. Das tausendfach variierte Thema ist die Liebe . . . sie ganz allein. Der Dichter schleudert sie in tausend Metamorphosen aus seinem Innern heraus wie aus einem glühenden Krater Felsblöcke fliegen. Es ist ein wundersam zu nennendes Verühren was diese Dichtungen ausüben. Man zweifelt an der Wahrheit dieser Parforceempfindung, und wird doch durch ihre düstere Rembrandt-Blut, durch dies jagende rastlose Fiebern hingerissen. So sprüht und fiebert es unter Andern in dem Gedicht „Nachtgedanken“ an „Corona“ gerichtet (S. 27—29):

Kennst du dies Herz? Aus dunkler Wunden Tiefen
Riß ich es aus dies Liebethörte Herz;
Noch zuckt's — noch bebt's — du siehst's vom Blut noch trüben,
Noch raucht es lebendwarm in seinem Schmerz:

Kennst du es noch mit seinem tollen Wahn?
Kennst du es noch mit seinen tausend Wunden?
Es ist dasselbe was du einst gefunden
So rein, so kindlich-fromm auf fernem Bahn.

Was laßt du nicht, du falsche Lustfirene,
Wie ein Wampyr durch grauenvolle Nacht,
Wie bei dem Leichenschmause die Späne,
Wenn sie ihr Best, ihr blutiges, vollbracht? ...
Was soll die Wahnung an ein fernes Städt?
Was sollen diese trägerischen Thränen?
Genug, genug! mir ist's als hbr' ich thuen
Die letzte Stunde — und es stirbt mein Bild.

Nacht wird's ringsum; — seh', dort in wilden Flammen
Lodt, sinkend, einmal noch ein jeder Stern;
Die Erde beb't, verbröht stürzt sie zusammen,
Und schaurig heult der Sturm in weiter Fern!
Ein Donner Schlag — ein Blitz — ein blut'ger Schein,
Nun ist es still — mein Aug' wird todtnunachtet —
Geh' hin und sag' der Welt die ich verachtet:
So farb ein liebeträg'nes Menschensein ...

Da lobe ich mir statt dieser „ringsum werdenden Nacht“,
nebst Fieber- und Lavagegrüß u. s. w., doch beizeitem das
Fede, handfeste Gebahren unser's wohlbekannten Freundes
Scherenberg (Kr. 17). Da sieht man doch wo man bleibt und
steht, man sieht ein Wo und Wie. Wer hier bei diesem gu-
ten Jungen den Grund und Boden verliert Der muß bodenlos
geboren sein. Was „Lustfirene“, was „Donnerschlag“ und
„blutiger Schein“; wir halten es mit „Simson“ (S. 193 fg.),
dem ewigen Geisteskrieger, und Tod für alle Beiten allen Phi-
listern! Eine gesunde Phantasie als dieses Scherenberg's ist
mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Bei ihm ist Alles
positiv, praktisch, kernig, wenn auch manchmal etwas haus-
backen, was mancher zarter besaiteten Seele nicht behagen
mag. Dieser Poet ist der stricte Gegensatz von aller lyrischen
Blasftheit, eine Natur wenigstens in dieser Zeit der Unnatur.
Auf was er sich wirt, immer sind es mindestens Naturtöne
die er anschlägt, mag sein Lied nun „dem alten Blücher“ oder
„dem Volfaher im Binnenmeer“, dem Wästenkönig in der
„Renagerie“, der sich „durch des Pinsels Trug auf bunter
Leinwand unspöglig in der Tropo Land gezaubert sieht“:

Der Wäste erster Sohn sieht seine Wäste wieder,
Und wie der Heimat ewig klaren Nächten
Das blutig glüh'nde Meteor entsteigt,
So spöglig bligt aus seiner tiefen Nacht
Die Seele blutig in das Auge ihm;
Und wie der Wäste Wind lothredten Schwunges
Gedankenschnel von dem Scith
Hornleberfährt, als wollt' er seine Feuer
Flug in der Erde Tiefen schlagen,
So schlägt es glühend durch die Aern ihm
In das erkorb'ne große Ewenshertz.
Und alle Pulse wecken das entschlaf'ne Leben ...
Und jubend richtet er sich auf,
Die Wäste schüttelnd schlägt er mit des Schwefes Knauf
Die Sklavenerde;
Es zuck't Nero an Nero,
Und jede Muskel spannt sich an,
Und jeder Tropfen Bluts in ihm wird Grimm ...
Und donnert, brüllet der verlorn'ne Sohn
Es in die heiße Heimat aus,
Ihm hingemalt vom Menschenhohn —
Und brüllet es aus
Als wollt' er in einem einzigen Schrei
Der Wäste weiten Raum
Ausfüll'n mit seinem ungeheuren Schmerz.
Und vor dem Schrei erbleicht der Schöpfungskönig,
Und vor dem Schrei entflieht das Publicum,
Ein ganzes Heer von Schöpfungskönigen ...

oder dem „lustigen Bruder Stromus“ und dem schiller-
Kau „Eulenspiegel“ u. s. w. gelten, von welchen höchst er-
gebnissen Kern- und Lebensbildern uns weitere Proben mitzu-
theilen leider der Raum versagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sibliographie.

Auswahl handelsrechtlicher Streitfälle, verhandelt vor
dem Handelsgerichte der freien Hansestadt Bremen, nebst den
von dem Handelsgerichte und den höhern Gerichten abgegebenen
Erkenntnissen und Entscheidungsgründen. 1tes Heft. Bremen,
Heyse. 8. 20 Rgr.

Baerenprung, F. v., Ueber Volkskrankheiten. Ein
im wissenschaftlichen Verein am 4. Januar 1851 zu Berlin
gehaltenen Vortrag. Halle, Anton. Gr. 8. 5 Rgr.

Haneberg, D., Abhandlung über das Schul- und Lehr-
wesen der Muhamedaner im Mittelalter, in der öffentlichen
Sigung der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften
zur Vorfeier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs am
27. Novbr. 1850 bruchstückweise gelesen. München. 1850.
Gr. 4. 12 Rgr.

Rechenlieder von Adolf IV. dem Schauenburger. Jan-
burg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Rgr.

Hillig, Gebr., Lose Blätter. Gedichte ernstlich und
heiteren Inhalts. Chemnitz, Ernesti. 16. 7½ Rgr.

Höfken, G., Ueber das Studium der Rechts- und Staats-
wissenschaften, mit Bezug auf die Neugestaltung des höhern
Unterrichts und die Staatsprüfung in Oesterreich. Wien,
Zaspar, Hügel u. Manz. Gr. 8. 10 Rgr.

Kühne, F. G., Deutsche Männer und Frauen. Eine
Galerie von Charakteren. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.
Redwig, D. v., Amaranth. 6te Auflage. Mainz,
Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

— Ein Märchen. 2te Auflage. Ebendasselbst. Gr. 8.
21 Rgr.

Deutsche Reichsgeschichte. Eine Darstellung der Geschichte
und Verfassung des deutschen Volkes, Reiches und Bundes
von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre 1851. 2te mit be-
sonderer Berücksichtigung der jüngsten Ereignisse bearbeitete
Ausgabe. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 10 Rgr.

Rußlands Novellendichter. Uebersetzungen und mit biogra-
phisch-kritischen Einleitungen von B. Wolkoff u. Jhr
Theil: Alexander Herzen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr.
15 Rgr.

Seling, J. M., Küstammer, 'Geschicht' und 'Lehr' zu
Schirm und Wehr gegen die Macht des Braantweins. 2te
Auflage mit den Mäßigkeitsliedern des Verfassers vermehrt.
Paderborn, Schönningh. 8. 6 Rgr.

Spreu, Emilie, Gedichte. Hamburg, Hoffmann u.
Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Tagesliteratur.

Albani, J. B., Ueber militärischen Verrath. Mit be-
sonderer Beziehung auf die wegen Theilnahme an dem Dresd-
ner Kataufftande gegen verschiedene Militairpersonen geführten
kriegsgerichtlichen Untersuchungen. Dresden, Böckner. Gr. 8.
7½ Rgr.

Balger, G., Die freie Gemeinde zu Nordhausen, ein
Zeugniß aus ihr und über sie. 2te zum 5. Stiftungsfeste am
5. Januar 1851, verbesserte und vermehrte Auflage. Nord-
hausen, Hörstemann. Gr. 8. 4 Rgr.

Becker, C., Beantwortung einiger Beschuldigungen,
welche man gegen die lutherische Kirche in Preußen vorbringt.
Schneidemühl, Tischb. 1850. Gr. 8. 7½ Rgr.

Die Constitutionellen. Berlin, Schneider u. Comp. 8.
10 Rgr.

Feuerbrände eines alten Monarchisten. I. Dmüg und
die stillen Coalirten. Berlin, Schulze. Gr. 8. 5 Rgr.

Die Weltalter. Von K. Ch. Pland. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Wenn die erste höhere Form des Cultus auf der Seite des objectiven Inhalts gesetzt war, so kommt nun auch andererseits die Hingebung des Ichs als solche zur wahren lebendigen Wirklichkeit, zur thätigen äußern Erscheinung. Die individuelle Innerlichkeit tritt in ihrer ganzen ausgesprochenen Bestimmtheit hervor in der geselligen gegenseitigen Mittheilung. Und wie nun der Verfasser innerhalb der Sittlichkeit überhaupt den Cultus als die passive, weibliche Seite bezeichnete, so läßt er hier, wo innerhalb des Cultus überhaupt wieder das active Element nach jenem mehr passiven ästhetischen zu seinem Rechte kommt, auch die Bedeutung des Weiblichen auf ausdrücklich unterscheidende Weise hervortreten. Er betrachtet es als die Bestimmung des Weibes, hier vorzugsweise sowohl das Anregende der gegenseitigen Hingabe als auch der en erhaltender natürlicher Mittelpunkt zu sein. Im Uebrigen erkennt er es sehr wohl daß alle Umgestaltungen auf diesem Gebiete nur mit der entsprechenden allgemein geschichtlichen Vollenbung des Bewußtseins möglich sind. Die Zeit welche, in sich zerrissen, erst nach dieser Vollenbung ringt kann es auch hier zu keiner eigenen allgemeinen Form bringen; das frühere unmittelbar religiöse und damit substantielle Bewußtsein ist ihr abhanden gekommen, während ihre Freiheit noch in der Zersplitterung des Subjectiven befangen ist.

Nachdem gegenüber dem Cultus dann die eigentlich active Sittlichkeit dargestellt ist, ist der erste Theil des praktischen Wissens überhaupt geschlossen. Bis hierhin indes hat es bloß den Inhalt des sittlichen Wollens entwickelt, nicht aber die in dem allgemeinen menschlichen Wesen liegenden objectiven Bedingungen für die Verwirklichung dieses Willensinhalts. So erschließt sich im praktischen Wissen nun von der Innerlichkeit des Reinsittlichen aus wieder ein Gebiet der theoretischen Gesetzmäßigkeit, in welchem es sich nicht mehr um das sittliche Wollen selbst, sondern um die für dasselbe objectiv gegebenen theoretisch bedingenden Gesetze seines Handelns fragt. Das erste ist hierin das Recht, als das Gesetz für die praktische Versöhnung des selbständigen Willens

mit der Wirklichkeit; denn Dies bildet selbst wieder die nothwendige äußere Voraussetzung für die theoretische Versöhnung des Bewußtseins mit der Wirklichkeit, d. h. für Wissenschaft und Kunst. Diese letztern folgen consequenterweise erst auf das Recht, indem sie auch psychologisch die höchsten, letzten, d. h. bedingtesten Gebiete sind. Das Recht als die allgemein vernünftige äußere Voraussetzung für die versöhnte Wirklichkeit des Ichs überhaupt bildet gleichsam über der ersten Natur, der Grundlage des geistigen Daseins, eine zweite Natur, eine äußere Ordnung des Handelns, in der das selbständige Sein seine gesetzmäßige Wirklichkeit findet. Diese Bedeutung des Rechts wird erst in ihrem vollen Lichte erscheinen, wenn das Recht selbst nicht mehr bloß in seinem geschichtlichen formalen Begriffe, sondern in seiner Bestimmtheit durch die unabhängig natürliche Bedingung welche es in sich schließt erkannt ist. In welcher durchaus eigenthümlichen Weise der „reine Realismus“ nun diese unabhängige natürliche Voraussetzung des Rechts gefaßt und von ihr aus den Rechtsorganismus entwickelt hat: Dies werden wir erst im zweiten Artikel zeigen, weil wir die beabsichtigte Kritik nicht von der Darstellung trennen können.

In einer Zeit wo die Kunst noch eine vom Dasein des Volks losgerissene und vereinzelte Form ist, wo sie „mumienartig in Galerien einbalsamirt liegt“, gibt allerdings auch das vorliegende System zunächst nur allgemeine Begriffe, die in ihrer abstracten principuellen Fassung das gerade Gegentheil des wirklich ästhetischen Daseins sind. Aber es behauptet daß diese Begriffe allein jenen Widerspruch lösen, wonach eben das vollendete geistige Bewußtsein dazu bestimmt scheinen mußte im „Grau in Grau“ des bloßen Begriffs das Lebendige immer mehr zu verlieren; während freilich andererseits es das Unterscheidende der Kunst sei daß sie nicht aus dem bloßen Begriffe hervorgebracht, nicht wie etwa das Recht nach diesem konstituiert werden könne, sondern nur erst von einer lebendig angeschauten Wirklichkeit aus möglich sei. Die Gegenwart erscheint erst noch in dem nüchternen prosaischen Ringen begriffen, das äußere rechtliche Dasein des Geistes, in voller Einigung mit den natürlichen Bedingungen der Freiheit Uler, herzustellen; und auf dieser äußern Grundlage eines

verföhnten Daseins wird dann auch das Wahrschöne möglich sein. Die Kunst in ihrem selbständigen Wesen ist so geschichtlich und nothwendig erst die letzte Krone der allgemeinen Vollendung des Bewußtseins.

Dem Begriffe nach ist sie das Vorangehende, und im Systeme erscheint als das Letzte die Wissenschaftslehre. Im Wissen ist der Geist ebenso sehr innerliche freie Thätigkeit, vom Gegenständlichen geschieden, wie zugleich die reine passive Hingebung an den Gegenstand als solchen. Indem nun das Denken als Wissen sich mit seiner immanenten gesetzmäßigen Thätigkeit in dem Gegenstande wiederfinden muß (wodurch es eben die Versöhnung der beiden entgegengesetzten Seiten ist), so ergibt sich innerhalb der Wissenschaftslehre als erster Theil die Entwicklung jeder Thätigkeit selbst, die Logik; als zweiter die Entwicklung des reinen Wissens nach dem Verhalten des Denkens zu dem realen über es selbst hinausliegenden Gegenstände, die Erkenntnis- oder Methodenlehre. Das Wissen endigt aber mit sich selbst nicht wie bei Hegel, als eine Form des absoluten Geistes selbst, sondern als ein endliches objectives Gesetz für den sittlichen Willen. In diesem letztern allein, als in dem mit seinem allgemein menschlichen Wesen geeinigten innerlichen Selbstzweck, ist die Unendlichkeit. *)

18.

Jüngste lyrische Dämmerungen.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Nr. 15, den „Gedichten“ von B. Garnier, fehlt es keineswegs an Feuer, Colorit und oft überraschenden lyrischen Wendungen, wol aber an Ruhe, Sammlung und jener Intensität der lyrischen Stimmung die wir allerdings in heutigen Tagen zu den seltensten poetischen Gaben zählen müssen. Am durchgebildetsten und formvollendetsten zeigt sich dieser Dichter im Sonett, und man sieht hieraus wie eigenthümlich sich oft eine Dichternatur markirt, denn eben das Sonett erfordert mehr als irgend eine andere lyrische Form jene ruhige Plastik der Empfindung und Herausgestaltung des Gefühls zur Anschauung. Die 36 Sonette, welche uns der Autor in seiner Sammlung gibt, bezeichnen durchweg den innig-feurigen Drang nach jener objectiven Gemüthsruhe die noch mangelt, vielleicht aber doch errungen wird. Einige dieser Sonette athmen einen Schwung und eine Glut welchen wir im deutschen Sonett nicht oft begegnen. Das schönste Lied dieser Sammlung erblicke ich in dem mit „Treu“ überschriebenen (S. 40 u. 41), das deswegen als einfache Probe hier sehen möge:

Treu.

Deine dunkeln Blicke schauen
Liebevoll zu mir empor,
Und ein kindliches Vertrauen
Quillt aus ihnen mild hervor.

Doch in ängstlich bangem Sagen
Bittert oft dein Lippenpaar,
Gleich als wollest du mich fragen
Ob mein Lieben treu und wahr?

Würde gleich für dich verbluten;
Glaube diesem Kuß, mein Kind,
Dessen wildentflammte Gluthen
Triftiger als Schwüre sind.

*) Einen zweiten Artikel geben wir im April.

D. Reb.

Glaube innig an mein Lieben,
Dafür fod're jeden Schwur,
Ob ich Kess dir treugeblieben
Saget dir mein Ende nur.

Wilt du warten bis zur Bahre
Hingefunken mein Gebein,
Dass dein Herz bestimmt erfahre
Ob ich bis zum Tode dein?

Warte nicht auf mein Vermoern,
Düster ist des Grabes Nacht,
Und der Liebe sollg Lobern
Ist für diese Welt gemacht.

In Betreff der „Vaterländischen Lieder“, welche den Schluß der Sammlung bilden, genügt es zu bemerken daß der Autor ein Deutscher ist.

Unter den Nrn. 18, 19, 20, 21, 22 und 23 haben wir es durchweg mit stärker oder schwächer angeschauten und schattigten Zeit- und politischen Lyrikern zu thun; darunter befinden sich mehre halbe und ganze rosenrothe und blutrothe Republikaner. Man kennt das Knistern, Knatzen, Schnaufen, die Hin und wieder in unsagliche Knall- und Blutesfette getauchte Lösung dieser Art von Epigonenpoesie. Es ist darin nichts Erfreuliches, ja noch mehr: nichts Begeisterndes mehr. Das deutsche Wort, sause und brause es noch so sehr, hat sich überlebt, weil der Deutsche weiter Nichts gemacht hat als Worte. Das Dupirend-diabolische dieser Sangesweise hat aufgehört. Wir glauben nicht mehr daran. Es thut uns Leid, aber wir können nicht. Wenn E. Wälti, der Autor von „Sturmwoog und Nachtigall“ (Nr. 21), sich an die Zeitdichter gewendet folgendermaßen hören läßt:

Klimpert, girret nicht mehr länger
Schmelzenderfüße Seufzerlein!
Rein, es muß ein echter Sänger
Acoubadour der Freiheit sein.
Wißet die're Teufelskellen
In der Dichtung Odörwein;
Scheret nur um's Himmelswillen
Und nicht Zuckerswasser ein!

Bis zur Auferstehung schallen,
Schmetternd wird Posaunenton,
Also muß es widerhallen
In der Brust der Nation;
Scharf wie Schwerdtreich, schnellend, schlagend,
Blutgeroth wie Nordlichtschein.
Geisterartig, himmelragend
Ruß die Dichtung heute sein u. s. w.

so wollen wir uns diese Sprache die sich überlebt hat, diese „geisterartige, himmelragende“ Anmaßung nicht fürderhin gefallen lassen, bevor uns nicht dies trügerische, scharf und blutigroth sein wollende Dichten eine That gebracht, würdig gethan zu werden; wir wollen bedenken daß eben diese Worte voll Klang und ohne Sinn und Weiße uns um die schönsten Thaten betrogen haben die man nicht bloß thun konnte, sondern sogar wollte. Es wird, soweit deutscher Himmel blau, kein Mensch dessen Kopf eines wirklichen Gedankens, dessen Brust einer wahren Empfindung fähig ist; so strophisch mehr sein aus Ueberzeugung die Freiheit zu verleugnen, und sie, das ursprünglichste aller Daseinsrechte, der Knechtschaft vorzuziehen. Selbst der Notheste aller Nothen darf deutscher Vernunft diese Dummheit nicht mehr zutrauen, aber Worte ... Worte ... Worte ... und immer und ewig nur sie, die lügend Thaten verkünden, retten die Welt nicht mehr, und jemehr der Deutsche solche „nordlichtschein-blutig-bligende“ gut verfluchte Lieder in die Welt hinauswüch, destomehr wird er zum Verräther an der eigentlichen Thatkraft, und desto unverantwortlicher trägt er zu jener politischen Confusion bei die noch heute wir vor drei Jahren bei uns in Deutschland vorherrscht. Wann wird

es Morgen im Grabe? Diese Frage sollten sich die Blutdichter-epigenen stellen, wenn sie von der „Dämmerung der Zeit“ und dem „Lagen der Weltgedanken“ leichtfertig kahlen. Der erste ursprüngliche Act jedweder That ist ihr Werden, und selbst zu diesem ersten Verdacht der wachenden That hat es der schwagende Deutsche noch nicht gebracht.

Ganz ähnlich an Ton, Färbung, Schwung, Ercentricität und Virtuosität im Versbau dem Vorigen sind die „Lieder der Nacht“ von Adolf Strodtmann (Nr. 22). Auch hier wird von „Das und Tod“ gesungen, ja eine ganze Gruppe von Gesängen diesen grimmbigen Nächten gewidmet, und von jener imaginären „Auferstehung“ die ja eben noch so fern liegt. Sie haßen, sie wüthen, sie bewegen den Acheron, da sie die himmlischen nicht beugen können, und bei dem Allen täuschen sie sich doch so sehr. Ja, diese Zeitkritik hat ihre eigene Tragik. Ein großer Theil dieser Kräfte besteht darin daß diese Dichter wenn sie auf Besonderes kommen auf weichere Nebenformen des Zeitbösen gerathen, wo sie mit ihrer grimmbigen Natur weniger durchschlagen können, daß sie da gerade am poetischsten sind; so der Verfasser von Nr. 21, ein Schweizer, wenn er „aus der Heimat“ singt, und neben heimischen Alpen- und Menschengrößen: „Der Rigi“, „Bild im Aarenfall“, „Pestalotti“, „Der Friedhof zu Kallers“ u. s. w. die er feiert, auch „Am Grabe eines Jesuiten“ (S. 125 fg.) des speciellst personificirten Bösen seines Vaterlandes gedenkt. Ebenso schlägt der Autor von „Lieder der Nacht“ seine wahrsten Löhne an, wenn er das allgemeine Haßes- und Todespanier einen Augenblick beiseite stellt, und sich an menschliche Persönlichkeiten, an Gestalten der Zeit wendet, und von ihnen aus die Brücke schlägt zu Dem was ihm in der Zeit speciell verworfen scheint; so in der „Klage um Zimmermann“ (S. 86), und in dem Gedicht an „Emanuel Geibel“ (S. 78 u. 79). Aus dem letztern mögen einige Strophen als Probe hier stehen:

Wol denk' ich oftmals noch an jene Zeit,
Da mir ins Ohr dein erstes Wort gelungen:
„Sei nicht der Heroskrat, der ruhmbereit
Die Fackel auf des Tempels Dach geschwungen!“

Und wie zu jener Stunde kann ich heut'
Nicht schuldbewußt vor dir das Auge senken —
Was ich gethan, ich hab' es nie bereut!
Daß es so kam, muß mich wie dich ja kränken.

Wir predgen Haß weil wiranen in der Brust
Der unermessnen Liede Flammen glänzen —
Doch seh'n wir Freiheit nur aus Schlachtenlust
Und Auferstehung nur aus Tod erblicken.

Und wer so grimmen Haß im Busen nährt,
Der trägt dabei wol eine Welt voll Lieben!
Die haben sie mit Feuer und mit Schwert
Wir aus dem Herzen nimmer doch getrieben.

Die blöde Welt lie dich so oft verkannt,
Ich weiß: sie wird mein Lieben auch verkennen!
Sie steht die Fackel nur in meiner Hand.

Doch nicht im Aug' die heiße Lydräne brennen u. s. w.

Nr. 20: „Aus der Ufse“ von Karl Bonderhsaufen, nach Form und Gedankeninhalt unbedeutend, singt in schon oft vernommener Weise von „Ungarn“, „Görgey“, „Denkerscenen“, von „Kossuth“, „Dem“, dem versunkenen „Christian“, und andern diesen verwandten Personen und Zuständen. In manchem dieser Gefänge ist der volksthümliche Ton nicht übel getroffen; am besten wie mich dünkt in dem Liebe: „Strick, Stuhl und Kugel“ (S. 47).

Der radikalste, rothgefärbteste, blutdürstigste von allen die- ser Gruppe angehörigen Sängern ist E. Schulte, Verfasser von Nr. 23. Die alten Schlagwörter dröhnen hier im verbundert- schten Echo wider. Gleich das erste Gedicht: „Die Nacht vom 18.—19. März“, beginnt so:

Legt an, klagt an, Mit Selbstkraft!
Es brüht der Tod noch seiner Brute u. s. w.

Dem nächstgen Himmel krählt die Gut
Von lichterlosen Kammernbedaken u. s. w.

Ein jeder Krieger wird zum Bürger u. s. w.

In einer andern Strophe heißt es als Paraphrase des Freiligrath'schen: „Pulver ist schwarz“ u. s. w.

Schwarz ist die Nacht, schwarz ist der Tod,
Doch purpurschdend naht Aurora,
Und sieh', das erste Sonnengold
Die toden Stamen überleitet...

Ferner in zwei, nur zwei Strophen eines andern Gedichts: „Bien“ überschrieben, geschieht folgendes Ungeheuer in keti- ger Aufeinanderfolge. Zuerst „schreit unterm Bauche einer Königsbyder vor Qual und Schmerz ein Löwe“, sodann „be- freit er sich bäumend im Drang des Todes aus den Stricken ihrer mächt'gen Glieder“, hierauf an seinem Namensvetter, dem wirklichen Büstenkönig, ein Beispiel nehmend, „rafft sich der Volksleu, vom Sturm umbraust, vom Wetterstrahl umguckt, verweisungsvooll empor“, endlich sehen wir naturgemäß „das Blut aus tiefen Wunden in vollen Gassen rieselnd (?) nieder- quellen, ... die Riesenkraft schwinden“, den „Arm drehen ... Herzen sprudelnd überschwellen“, und zuletzt den „fürchtbar waltenden Frevel der Tyrannenmacht gräßlich gerochen werden“. Kein, Hr. Schulte, nehmen Sie es wie Sie wollen, aber Das ist in einem Athem doch zu viel. Und so geht es fort: „Die Kroaten in Ungarn“, Kossuth, Bem, Dembinski natürlich dürfen nicht fehlen. In der „Schlacht von Waizen“ schüttelt der „grimme Bilkerteu“ bei „der Bombe Donnertrasseln“, „der Städte Trümmerfall“ abermals „brüllend seine blutige Wähne“. Hr. Schulte, um des Himmels willen haben Sie Erbarmen. . . . Doch, Schertz beiseite, was sollen uns jetzt solche Gräuelferse? Nur Schwindsüchtige speien Blut, und die feuerpeienden Lindwürmer sind alle von Rittern erlegt worden, von Rittern welche Schwerter führten, aber keine Worte.

Der Autor von Nr. 18 und 19: „Eine Dichterwoche“ und „Lieder aus Frankfurt“, Herder Löwe, gehört dieser bluti- gen Richtung nicht an. Er ist, obwol Zeitkritiker, doch beson- nen und gemäßigt, obwol von straffem Wort, starkem Ausdruck und leidlichem Versbau, doch höchst abgenügt rothes Blut zu vergießen... seine Gesinnung ist wo nicht eine königliche, doch eine königische. Wir spüren Das gleich aus seinem Widmungs- gedicht an Freiligrath, den er seinen Freund nennt, den er un- ter Anderm so haranguirt:

D sängt du wieder vom Kameel,
Bom Beungebrüll, dem Nummenlauschen,
Statt dich beim Porter oder Ale
Zum Freiheitskummel zu veranschau!
Flieh' wieder in den Wästenland,
In der Dase Born zu schöpfen,
Statt mit der reinen Dichterkand
Zu deuten nach den Fürstenthöpfen.

Einst wer ein König dein Patron,
Und jezo schreist du nach Patronen!
Der Ton ist nicht dein eig'ner Ton,
Brich ab um deiner selbst zu schonen!
Die heilige Freiheit wollen wir,
Doch nicht nach edeln Häuptern greifen,
Und nicht das Schwarz-Roth-Goldpanier
Durch Sachen keh'n den Blutes Schleifen u. s. w.

Der frankfurter Nationalversammlung geht dieser Poet tüchtig zu Leibe. In Bezug auf deren Linke heißt es bei ihm nicht: „Vivat membrum quodlibet“, sondern eher „Perent

membrum quodlibet", entgegen allem alten Burschenbrauch. In der „Paulskirche“ erinnern ihn die „von Fremden arg verschmähten“ Pulse der ehemals dort Lagenden, „seltsam wie zum Hohn der Tricolore an sein noch tiefer als sie gerschnittenes Vaterland“. Es ist merkwürdig daß Hr. Fedor Löwe erst die Pulse daran erinnern müssen! In einigen dieser „Frankfurter Lieder“ nimmt sich der Inhalt selbst ebenfalls nur so als ein „wirrer Trödel und bunter Mist“ aus, um des Autors eigene Worte anzuwenden, so in dem Liede: „Dörne's Haus.“ Kann man es denn durchaus noch nicht soweit bringen an Dörne zu denken ohne Zwiebeln, Knoblauch und Substantan? Ist es denn dem Deutschen absolut unmöglich den reinen Menschen ins Auge zu fassen?

Die „Dichterswoche“, von demselben Verfasser, Franz Dingelstedt zugeeignet, bringt bessere, poetischere Gaben. Hier walten, in diesem zum Theil in Dämmerungscolorit und Nachtsücheweise gehaltenen Bildern, feste Umrisse, allgemeinemenschliche Süge. Unter diesen lyrischen Aquarellen, die schon den Umfang des Reinpreißchen überschreiten, hat mir das Charakterbild „Die Mohrin“ am besten gefallen, und auch das Wehham-Nachtsstück: „Mene mene, tekel upharsin“, mag den behermelinten Schachern, die mit „gemordeten Gedanken“ schachern, und nebenbei den vormärzlichen — Censoren, einß des Gedankenmordes Werkzeugen, Mancherlei zu denken geben.

Ich berühre schließlich noch als zu dieser Gruppe einigermaßen gehörig die „Gedichte“ von Arthur Schott (Nr. 16). Der Autor gehört entschieden zu den Leuten, die à tout prix Gedichte machen müssen. Es thut's halt nit anders. D glückselig-naive Daseins epoche, wo der Mensch wähnt jeglicher Gegenstand zwischen Himmel und Erde sei nur da um von ihm besungen zu werden, wo man Allem was vorhanden ist vom „Gottesacker“ bis zum „Känguru“, vom „Crucifix“ bis zum „Grenzpfahl“ ein Lied versezt. Unser Autor gehört auch ganz striete zu den Rubrikmännern, ja es finden sich bei ihm sogar Ober- und Unterrubriken, wie man Ober- und Unterröde hat. Da gibt es „Asche“, „Walbleben“, „Kraut und Unkraut“, „Licht und Schatten“, und diesen subordinirt wieder „Dornranken“, „Malven“, „Ehrenpreis“, „Sprüchwörter“, „Wechselgesänge“, „Stilleben“ und dergleichen mehr. Daneben gibt es auch eine „Reisetasche“, denn der Verfasser war — man wird nicht recht Flug ob als Soldat — mit seiner allzeitfertigen Lieberdisposition auch in Italien, Ungarn, der Walachei und Serbien. In dem „Walbleben“ wird jede Baumgattung einzeln besungen, sogar der Holzapfelbaum und die „Balbvampyre“, unter welchen man aber nicht, wie man vermuthen sollte, die Rücken oder Schnaken wie man sie einigermäzt nennt, vielmehr den Epheu und die wilde Weinrebe zu verstehen hat, weil sie „ein höllisches Wesen“ dadurch treiben daß sie

ihre grüne Bierde

Mordend rauben von and'rer (Bäume nämlich) Leben...

Mit der Poesie in dieser, wie man sieht, sehr complicirten Gedichtsammlung ist es wirklich nicht weit her, aber der Lon darin hat etwas Treuherziges, und man spürt mindestens freie gesunde Luft. Die bloße Beweglichkeit, wenn sie sich nur rüstig auf eigene Faust gerirt, ist immer auch sich Etwas werth. So singt der Autor als er Nimmil verließ:

Durch Auen und Thäler,
Durch Berge und Wald,
Wie weicht da der Adler,
Der Unmuth, sobald.

Das nagende Käthen
Hausbackener Ruh',
Bald magt' es uns eteln,
D'rum reiten wir zu.

Schnell Abschied genommen,
Die Grillen verschucht!

Sowie wir gekommen,
So scheiden wir leicht.

Ich will nun diese Gruppe der „bewegtern Leute“ mit der Hindeutung auf ein etwas abweichendes lyrisches Bächlein beschließen, das jedoch, weil es in dunkelster Mannichfaltigkeit eine Fülle von Factischem, Praktischem, dem Leben und der Lebensweisheit Angehörigem in kurze Sprüche gefaßt enthält, ebenfalls nicht ungenüßlich diese Stelle einnimmt. Dies Bächlein führt den Titel:

24. Snonen. Drei Bücher poetischer Sprüche aus dem Leben und der Schule von Ludwig Pape. Harburg, Wenderts. 1850. 16. 15 Rgr.

Ohne mich auf eine Kritik dieses Sprüchbüchleins einzulassen, bemerke ich nur daß der Verfasser Doctor der Philosophie und Pastor primarius in Burtzede ist, weshalb wir denn in dem Werkchen neben manchem Guten und Nützlichen, einseitig einige Wunderlichkeit, der Zusammenstellungen und Confusion in Conception und Ausdruck, andererseits ein Klein wenig von dem gerade jetzt wieder furchtbar wackelnden theologischen Bopf verspüren. Hier nur ein paar Proben.

Dreihelliger Strauß.

Weiche Stöckentöne hallen
Fromm und friedlich aus Berlin.
Kunt're. Walzerreigen schallen
Frei und fröhlich von der Wien;
Heit're Wege mögt ihr wallen,
Die zu Tanz und Tempel zieh'n,
Aber vor dem Frost der Nythe
Wahrt ihr nur die frische Blüte,
Wißt ihr Lählingen zu zieh'n...

Das Licht.

Kuflären kann der Mensch mit ird'scher Kelle,
Erleuchtung kommt von Gott in Himmelskelle.
Denn mag der Wind die Wolken gleich verjagen,
Vor Sonnenaufgang wird es doch nicht tagen.

Die Weltflügen.

Weltflüchtigkeit siegte wol, wenn nicht nach aller Lehre
Der Teufel stets vor Gott ein dummes Teufel wäre.
Es bleibt der feinste Trost ein Tropf vor seinem Köpfer
Und alle Weltflüchtigkeit dienbar dem Weltenschöpfer.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Autographenversteigerung in London.

Eine Autographenversteigerung in London brachte jüngst 26,775 Francs ein. Im Allgemeinen scheint sich die Wuth etwas abgekühlt zu haben, denn ein Brief Edward's VI. ward mit 275 Fr. am theuersten bezahlt. Das Verhältniß der Preise betrachtet sich übrigens nicht ohne Interesse. Während ein Brief des gepriesenen Ludwig XIV. mit 50 Fr. bei der Versteigerung wegging, bot man auf ein kleines Schreiben des quillotinirten Louis Capet gerade das Doppelte. Jean Jacques Rousseau ward mit Kaiser Karl V. gleich werthvoll gehalten; Beide wurden mit 43 Fr. bezahlt. Eine Unterschrift Cromwell's bezahlte man mit 50 Fr., einen Brief Karl's II. mit 31 Fr. Außerdem sind in dem Verzeichniß noch bemerkenswerth: ein Brief Nicolas Poussin's 81 Fr., ein Brief der Frau Keder an David Garrick 55 Fr., ein Brief von Rubens 81 Fr., zwei Briefe Pope's 100 Fr., zwei Briefe Robert Peel's 57 Fr., eine Note Johnson's 63 Fr., fünf Briefe David Garrick's 183 Fr., ein Schreiben der Königin Elisabeth 70 Fr., ein Brief der Königin Henriette Marie 61 Fr.

Donnerstag,

Nr. 50.

27. Februar 1851.

Goethe's Leben. Von J. B. Schäfer. Erster Band. Bremen, Schönemann. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des hier anzugehenden Werks hat wohlgethan daß er sich durch die Bedenlichkeiten die sich ihm nach dem Beginn desselben ausdrängten nicht von der Publication abhalten ließ. Diese Bedenlichkeiten waren das Erscheinen der Viehoff'schen Biographie und die politischen Stürme der letzten drei Jahre. Was die erstere betrifft, so fühlte er bald selbst daß sein Werk recht wohl neben dem seines Vorgängers bestehen könne; denn dieses sollte ein literarhistorisches, kritisches sein, ein kritisches auch in Hinsicht auf Goethe's Productionen, wogegen Schäfer's Absicht war ein biographisches Gemälde zu entwerfen, das Leben Goethe's „nicht sowohl innerhalb des Bereichs literarhistorischer Wissenschaft, als für den weitem Kreis gebildeter Leser so zu erzählen daß Gründlichkeit der Fassung und anziehende Darstellung sich nicht gegenseitig ausschließen“. Wenn Schäfer auch Dies in der Vorrede nicht selbst sagte, würden wir während der Lecture des Buchs seine Absicht fühlen und erkennen. Uns wenigstens war indem wir lasen immer als ob wir dem Verfasser einem Kreise bildungsfähiger und gebildeter Zuhörer und Zuhörerinnen einen Vortrag halten hörten; und als wir zu Ende gelesen erkannten wir, wie richtig ein gründlicher, um das Verständnis des Lebens und der Werke Goethe's hochverdienter Kenner, Schöll, Schäfer's Buch ein Werk nennt „worin die Ergebnisse neuer Aufhellungen zu einem anmuthigen Gemälde verknüpft sind“. Daß ferner Schäfer das aus der stürmischen Zeit hervorgehende Bedenken abgewiesen hat, dafür werden alle Die ihm danken welche fühlen daß theils es noththut den Deutschen bei dem Scheitern so vieler und so großer Hoffnungen an Schätze zu erinnern die keine Zeit, keine Macht ihm rauben kann, theils es wohlgethan ist gerade in unserer verworrenen Zeit auf einen Mann hinzuweisen der, seines Vaterlandes treuester Freund, nach den bedeutendsten Erlebnissen, nach dem gründlichsten und tiefsten Forschen, nach redlichem Wirken auch in Staatsverwaltung und Politik, durch unsterbliche Werke Maß, Ordnung und Sitte gebrachten und gelehrt hat.

Der erste Band des Werks zerfällt in zwei Bücher: „Kindheit und Jugend“ und „Weimariſche Lehrjahre.“ Wir vermuthen daß der zweite Band mit einem „Römische Lehrjahre“ betitelten Buche anheben werde; denn wenn Goethe auch sich als einen in und durch Italien Wiedergeborenen schildert und so sich nennt, obgleich er in Rom die Meisterschaft erreichte, so ging doch dieser ebendasselbst eine ernste, strenge Lehrzeit voraus, und er selbst schreibt am 21. December 1786 aus Rom: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, so fange ich jetzt an wie neuerzogen zu sein.“

Wir machen hier sofort noch auf einen Umstand aufmerksam, der Schäfer als Biographen Goethe's günstiger stellte als Viehoff und dessen Vorgänger. Wie Manches ist seit der Abfassung des Werks des Erstern über Goethe's Leben und Werke erschienen was Jenem zugutekam, ja einem Biographen Goethe's nothwendig war! Wie wird dem zweiten Theile der Briefwechsel mit dem Grafen Reinhard zugutekommen! In Bezug auf den ersten erwähnen wir hier nur die Briefe an Frau von Stein und die an die Leipziger Freunde. Wieviel ist da dem frühern Biographen in seiner Schilderung der Leipziger Universitätsjahre und der weimariſchen Zeit bis auf die Reise nach Italien entgangen! Wie Vieles was seinen Capiteln Leben und Seele gegeben haben würde! Freilich wird auch später, wenn der Briefwechsel mit Knebel, dem ein günstiges Geschick Guhrauer zum Redacteur gegeben hat, erschienen ist, oder wenn wir mit den zwischen dem Großherzoge Karl August und Goethe gewechselten Briefen beglückt werden sollten, wenn die Restner'sche Familie ihre Abneigung die Briefe an Restner und seine Lotte bekanntzumachen überwindet, freilich wird dann auch er klagen: O daß diese Schätze mir nicht offenstanden!

Doch versehen wir uns in jenen Kreis vor dem wir uns Schäfer seinen Vortrag haltend dachten. Die von dem Vortragenden ausgehende Anregung ist etwas Bedeutendes, Belebendes, die Liebe aus der er spricht etwas Erwärmendes, die Gemüther für Das was sie in Zukunft gewinnen sollen empfänglich Machendes, gehörig Stimmdendes.

Die Kindheits- und Jugendgeschichte Goethe's hat der Verfasser möglichst zusammengedrängt; mit Recht,

Für sie, wenigstens für die Zeit bis zu den Unversitätsjahren, haben wir die Quellen in der jedem Gebildeten bekannten Selbstbiographie Goethe's; für die weitem Jahre, wo die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ Lücken hat, oder einer Berichtigung bedarf, wird er uns fürwahrhaftig. Denn besonders seit Goethe's Hinscheiden hat sich von Jahr zu Jahr mehr herausgestellt wie jene Selbstbiographie dichterisch componirt und organisirt worden, oder wie den das Große und Ganze vor Augen habenden Verfasser das Kleine wenig kümmerte, wie so Irrthümer sich einschlichen.

Schäfer hat sich wohl gehütet vor dem Fehler grübelnder Forscher, die in dem kleinsten Ereigniß aus den Kinderjahren Goethe's eine Andeutung der Zukunft finden wollten; so in dem Schrecken bei Gelegenheit des liffboner Erdbebens eine Andeutung des spätem prometheischen Titanenstolzes, in dem sechsjährigen Kinde. Doch möchten wir nicht in Abrede stellen daß in dem Versuche des Knaben sich seinem Gotte durch einen Ceremoniendienst zu nähern nach Goethe's Absicht etwas Symbolischbedeutendes liegen solle, daß er bei Erzählung von den durch Kindeshand zerschmetterten irdenen Töpfen an die Töpfe dachte die er als Jüngling und Mann zerschmettern sollte. Nicht ohne Grund scheint dagegen die Bemerkung zu sein daß, wenn auch die Masse der mannichfaltigsten Gegenstände des Unterrichtes auf die Vielseitigkeit Goethe's gefördert wurde, doch auch das rasche Abspringen von einem Gegenstande zum andern, was Goethe durch das ganze Leben eigen blieb, erzeugt ward. Indes kann man auch wol sagen: Wenn Goethe, wie Schäfer wünscht, sich als Knabe und Jüngling folgerechter mit dem griechischen Alterthum beschäftigte hätte, würde er wol nicht mit „Sög“ und „Faust“ debutirt haben. In rigoristisch erscheint auch die Bemerkung, die Schäfer nach der Erzählung von Gretchen, diesem Typus der gleichnamigen Geliebten Faust's, wie Märchen's im „Egmont“ und jenes Mädchens Gesellschaft macht: „Es war ein unstillliches Treiben, das der Schleier der Dichtkunst vergebens zu verschüllen sucht.“ Lieber hätten wir hier die Bemerkung über die Kunst des Dichters gefunden mit der er Gretchen's anmuthige Gestalt sich zwischen den allerhöchsten, prachtvollen Gegenständen und Scenen des Heiligen römischen Reichs, das Lebendige zwischen dem Todten, bewegen läßt. Doch nehmen wir von jener Bemerkung Anlaß zu der: daß Schäfer von dem Gegenstande seiner Liebe und Bewunderung sich nicht so hinreißen läßt daß er die Schwächen und Fehler desselben übergehen oder vertuschen sollte; immer jedoch eingedenk des schönen Wortes von Johannes Müller: „Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf ohne daß er groß zu sein aufhört.“ Dabei kann ganz wohl das Wort Goethe's bestehen welches er an Schiller richtet:

Wir kommt immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen partheiischen Entzusehens spricht, so bleibt so wenig daran daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust,

Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzig Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und dreist nur.

Wieviel das zweite Capitel (die Jahre 1765 — 68) durch die „Briefe an die leipziger Freunde“ und die einleitende Rede von D. Jaha gewonnen; ist oben angeeutet worden. Doch hätte der in Leipzig aufwachende Jüngling, Knabe könnten wir sagen, „das Vöglein, das auf einem grünen Aeslein in allen seinen Freuden jubelt“ (Brief an Riese vom 21. October 1765), lebendiger in Verbindung gesetzt werden können mit dem der wenige Monate darauf an denselben Freund an den jene Worte gerichtet sind die von Schäfer mitgetheilten, von „der anmuthigsten Bescheidenheit“, von der rühmlichsten Pietät eingegebenen Verse richtet. Wenn übrigens das Leben Goethe's in Leipzig uns als wenig bedeutend für die Entwicklung des großen Geistes erscheinen sollte — ein Gedanke der freilich Dem der in „Dichtung und Wahrheit“ zwischen den Zeilen zu lesen versteht nicht kommen wird —, so werden wir hier auf manche Bezüge des Gegenwärtigen auf das Zukünftige aufmerksam gemacht; und seitdem uns die Briefe an Deser, dessen Tochter und Räthchen bekanntgeworden sind, wird uns klar wie so Manches aus der leipziger Zeit in den auf diese folgenden stillen und tristen Monaten in Frankfurt zu einer wirksamen Gährung kam, auf die ein gehaltreicher Niederschlag folgte. Das hat Schäfer wohl erwogen, wie auch daß auf diese frankfurter Zeit, diese Beschäftigung mit metaphysischen, zum Theil abstrusen Dingen, zu Goethe's Glück die heitern strasburger Jahre folgen mußten. Jedoch erinnert jene triste Zeit an Wieland's späteres, bei einer andern Veranlassung gesprochenes Wort: „An diesem herrlichen Götterjüngling geht Nicht verloren.“ Dem „Faust“ ist Manches aus jenen trüben Monaten zugutegekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Jüngste Iyrische Dämmerungen.

(Beschluß aus Nr. 42.)

So hätten wir denn mit unserm gnomon- und sprüchertigen Hrn. Archidiaconus aus Burtshude die Gruppe B, die bewegten Iyrischen Leute umfassend, und damit die reineren Vorlagen überhaupt würdig beschloßen. Es folgt jetzt leidend Gruppe C: Die epische und erzählende Art, umfassend sieben Werken und poetische Persönlichkeiten, auf welche wir ihrem Gehalt und Inhalt gemäß uns nur in gedrängtester Kürze einlassen können. Nehmen wir die unbedeutendern zuerst, das Bedeutendere zum Schluß.

25. Jrmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von A. Zell. Kampf. Hannover, Kämpfer. 1850. 16. 1 Hft.

Von den vier unbedeutendern Epen und poetischen Erzählungen das ausgearbeiteste und gelungenste. Eine gut bewerkstelligte Idylle, deren historischer Hintergrund das Befreiungsjahr 1813 ist, deren nicht glattweg ausgesprochener Schauplatz nebst Scenerie die Gegend um Raumburg oder Weisenfels sein mag, denn man hört von fern den Kanonendonner von Lügen. Die „Proposa“ dieses idyllischen Kriegspos sind: eine stattliche Ewadhame und deren hochherzige Tochter Jrmgard, ein hübscher junger freiwilliger Jäger, der die Letztere endlich, nach

dem sie den verwundeten Jüngling aufopfernd gepflegt — man weiß was in einem Idyll solch eine Pflege zu bedeuten hat — zur Frau bekommt; ferner ein würdiger Pfarrer, ein wackerer Oberförster, ein Doctor der dem Freund zu Gefallen edelmüthig entsagt, und da er mit seinen Soren schon zur Hälfte in der „neuen Welt“ steht doppelten Grund hat nach Amerika überzuschießen, und Andere mehr. Auch der Kaiser Napoleon tritt einmal und zwar ziemlich wunderbar auf. Die Ingredienzen eines Idyllenepos, wie wir Deutsche Laufende besitzen, wären hiermit sämmtlich vorhanden. Der Autor macht einen sauberklingenden Vers und weiß zu führen, und was die Hauptsache ist, zuletzt unter allgemeinem Befriedigtsein die Hände jüthlich-sittsam ineinanderzufügen.

26. Anna. Ein Idyll in sieben Gesängen von Karl Heinrich. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. Gr. 8. 15 Rgr. Auch in diesem Idyll, das der Verfasser den „schleswig-holsteinischen Frauen“ widmet, „insbesonderheit denen welche sich in diesem Bilde (in dem Bilde der Anna nämlich) wiederfinden“, kommt ein Doctor vor. Die Doctoren müssen doch ein interessantes, nicht zu besetzendes Moment in jedem idyllischen Epos sein! Das vorliegende gehört der schleswig-holsteinischen Jüngzeit an und schwärmt in sehr beschränkten Umrißen des Stülbens einer schleswig-holsteinischen Landfamilie, in welcher, wie natürlich in jedem Idyll, eine Liebe still vor sich geht und es bis zur Hochzeit bringt. Der sonst nicht angeführte Ton dieses Idylls — ein Idyll ist genau genommen die anspruchslose aller poetischen Formen — ist widerlich pretios und pretentios, namentlich die „Widmung“ an die schleswig-holsteinischen Frauen. Es gibt heutzutage Poeten die sich geradezu für Abgesandte Gottes halten. Natur! Natur! und immer wieder Natur! muß man diesen Poeten zurufen; und nicht tendenzlos, spekulirt und prudirt da wo es nur der einfachen Schilderung bedarf.

27. Die Landsgemeinde. Ein Gedicht von An der Linth. St. Gallen, Scheitlin und Hollkoser. 1849. Gr. 8. 5 Rgr. Ist gerade das Gegentheil von dem vorigen, schildert einfach den Herzgang bei einer im Freien tagenden schweizerischen Landsgemeinde, die Opposition in Wort und Rede der bei dieser Gelegenheit Sprechenden, und endlich den Sieg des prinzipiellen Fortschritts, der in der Zeit selbst liegt, und den der laie Sprecher der versammelten Gemeinde recht verständlich auseinandersetzt. Auf poetischen Schwung macht dies einfache Wort, in die Zeit und in die besondern Zustände eines besondern Cantons hineingeprochen, nicht den geringsten Anspruch.

28. Erzählende Gedichte von Friedrich Ruperti. Bremen, Geisler. 1850. 8. 15 Rgr. Enthält zwei poetische Erzählungen, davon die erste: „Johannes und Magdalene“, eine reine biblische Legende; die zweite: „Der Flüchtling“, eine Scene aus den letzten Feldzügen der deutschen Fremdenlegion in Spanien. Obwohl keine hohen poetischen Nimbus abspitzend, sind diese allerdings mit unüthigem Wortschwall ausschafften Erzählungen immer nicht das Schlechteste was man heutzutage lesen kann; denn das Schlechteste von Allem ist: die unendliche Mittelmäßigkeit die sich ins Angeheuer als himmelansteigender Weltweise geberdet, der nach allen Sternen greift.

Mit drei ganz heterogenen Dingen schließt ich den Cylindus dieser epischen oder dem Epischen zugewandten Dichtungen.

29. König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. Herausgegeben von Sgnaz B. Singerle. Innsbruck, Wagner. 1850. 12. 15 Rgr.

30. Die Sauberin Kirche. Heitere Reime von Bernhard von Lepel. Berlin, Mittler. 1850. 8. 20 Rgr.

31. Evangelium der Freiheit von Karl Rie. Wien, Kold und Sohn. 1850. 16. 1 Thlr.

„König Laurin“ („König Laurin und sin Rosengarten“) ist eine der ältesten dem reindeutschen (bisgotthischen) Sagenkreise angehörigen Gedichte die wir besitzen. Die Zeit seiner

Entstehung fällt jedenfalls in den Umfang des 12. Jahrhunderts; seine Autorschaft wird dem halbmythischen Heinrich von Ofterdingen zugeschrieben, der ein Hauptkämpfer bei dem Wartenburgkriege gewesen sein soll, und also um das Jahr 1200 gelebt haben muß. Jedenfalls kann „König Laurin und sein Rosengarten“, der schon im spätern Mittelalter, wie die Anzahl von Handschriften und die vielen zum Theil sehr schön ausgestatteten Ausgaben des Gedichts beweisen, ein sehr beliebtes Volksbuch war, sich, was die Frühe der Charakteristik, die edle Einfachheit der Sprache, den anmuthigen Inhalt und den feinen Humor, der das Ganze durchweht, anlangt, mit jedem erzählenden Gedichte des Mittelalters — etwa die zwei großen Volksepen: „Nibelungen“ und „Gudrun“, und die beiden Mangpuncte höflicher Ritterdichtung: „Arrian und Isele“ und „Parival“ ausgenommen — messen. Den Inhalt des Gedichts bildet der Raub der Similde, der Tochter Diterichs, Herzogs von Steiermark. Laurin, der König der Szwerge der im Gebirge wohnt, hat sie unsichtbar Aller Augen entrückt und in einem Berge nahe seinem Rosengarten verborgen. Dietrich, Simildens Bruder, nebst Hildebrand, Dietrich, Wolfhart und andern Rieden ziehen aus sie zu befreien. Sie verheeren und zerstören zuerst Laurin's Rosengarten, der sie dann aber mit List in seinen Berg lockt, sie dort durch Sauberkünste blendet und gefesselt in einen Kerker wirft. Die sollen Alle gehängt werden, allein Similde befreit zuerst ihren Bruder und löst dann Aller Sauber durch magische Ringe. Es kommt nun zu einer ungeheuern Schlacht im Innern des Bergs, wobei alle Szwerge und auch fünf Riesen erschlagen werden, und Laurin selbst gefangen wird, der sich später zum Christenthum bekehrt u. s. w. Näher auf den innern Gehalt der gar anmuthig begrenzten Dichtung einzugehen vermag der Raum. Doch kann ich mich nicht erwehren dieser neuesten Bearbeitung des „König Laurin“, die mir durchaus als eine gelungene erscheint, hier eine kurze Probe stelle zu entbehren:

In dem Morgen früh
Kamen zu dem Berge sie.
Da stand davor ein Plan,
Der war wonniglich gethan,
Wie ich euch sagen will;
Da standen Bäume viel,
Recht als man sagen kann;
Die waren stüblig gethan,
Und wehten in die Luft
Bei Nacht und Tag süßen Duft.
Was Vogelanges man haben soll
Der war der Plan recht voll,
Und was ein großes Wunder:
Jedweder sang besunder.
Da hörte man süßes Singen
Aus Kehlen schön erklingen,
Dass es gab durcheinander Schall.
Auf dem Plane überall
Sah man wilder Thiere viel:
Die haben gen einand ein Spiel,
Und standen auf dem Plage schön.
Man sah sie vor die Berren geh'n.
Denn gewohnt waren Alle sie
Dass sie stets Morgens früh
Siefen zu einer Stunde breit,
Der war Laurin erfreut.
So schön Alles gezieret was,
Fürwahr wisset Das,
Wer es haben möchte,
Sein Brauern zu Ende brächte u. s. w.

In dem Verfasser von Nr. 30: „Die Sauberin Kirche“, Bernhard von Lepel, begrüßen wir einen bereits durch mehrfache Arbeiten bekannten Dichter. Auch dies jüngste Werk von ihm beweist daß er ein Strebender ist, daß ihm das Talent

der Befahrung und heikner Individualisirung im reichen Maße innewohnt und, was vorzüglich anzuerkennen, daß er durch sinnvolles fleißiges Studium der poetischen Form nach den Mustern der alten wie der neuern Meister, insbesondere Platen's, es selbst bereits zu einer künstlerischen Vollendung gebracht, die in diesem Grade höchst Wenige unserer Modernsten mit ihm theilen, was die reinpraktischen und dramatischen antiken Versformen betrifft vielleicht Keiner! Der Humor der in diesem Gedicht spürt ist halb romantisch, halb der Antike nachgebildet, und doppelt ergötlich, da bei der derben Komik des Sujet doch alles Gemeine mit glücklichem Takt vermieden ist. Jobs der blonde Candidat, Maderchen, Aristokrätchen und Hofleut, der jetzt auf des Ministers Rath die Jesuiten studirt, Hirsch, der Licentiat, ein „langbartiger edler Demokrat voll großer Theorien“, und noch ein Dritter, welches bei Licht besehen der Autor selbst ist, reisen zusammen in den pontinischen Sümpfen wo Kirke, die odysseische Zauberin, deren Zauberfloß nicht weit davon liegt, gefolgt von Nymphen und Nymphen durch die herühmten Büffelweide ihre wilde Jagd zu halten pflegt. Der verschämte Betturin, anstatt Terracina zu erreichen, fährt das Krisolium in den Sümpfen fest; hier erwischt sie der alte Pan als Büffelhirt verkleidet, und zwingt sie, da sie schon jetzt sich in der Gewalt von Kirke's Zauber befinden, auf Büffeln mit ihm nach ihrem Schloß zu traben. In Kirkepolis angelangt ergeht es dem Jobs und dem Hirsch wie einst den Gefährten des Odysseus: sie werden in Schweine verwandelt und müssen in den Kufen hinein. Der Poet entgeht noch diesem Schicksal, es wird ihm so wohl die prachtunkelnde Zauberstadt Kirkepolis als Mensch zu schauen, wo er bei nächstlich magischer Beleuchtung in der großen Kirkestraße die „Unter den Palmen“ heißt, ähnlich wie es in Berlin ein „Unter den Linden“ gibt, sich poetisch-begeistert in anapästische Erinnerungen an den vor ihm hiegegenwiesenen herrlichen Dulder Odysseus verliert, und man muß sagen: diese Anapästen sind Platen's wohl würdig:

O laub'riches Welt, die früher besuchst
Der erhabene Dulder Odysseus!
Hier landet' er an nach kühnlicher Fahrt
In der felsigen Insel Kaa.
In schattige Bucht erst lenkt' er das Schiff
Und rastete mit den Gefährten.
Sie schnarchten am Strand in der lautlichen Nacht
Beim ruhigen Rauschen des Meeres.
Als Ges' drauf vom Schooße der Flut
Mit rothigen Fingern emporkrag,
Aufsprang da schnell vom fleißigen Strand
Der erfahrene Führer Odysseus,
Und erfasste den Speer und das eiserne Schwert
Zu erklimmen die Höhe des Felsens u. s. w.

Was nun dem würdigen metamorphosirten Paar Hirsch und Jobs in Kirkepolis weiter geschieht, wie sie noch daß gehudelt werden, der Poet aber bei der Zauberin Kirke, die ihn gleich seinem Vorgänger Odysseus gar nicht von sich lassen will, sonderliche Gnade findet, bis er endlich, unvermögend den Ueberfluß des Glücks länger zu ertragen, das Ding satt kriegt und sich von der Fee Morgana befreien und nach ihrem alten Reich Trinakria entführen läßt, zeigt der Verlauf des durchaus trefflich verflochtenen Gedichts, bei dem wir hier leider nicht länger verweilen können.

Ich beschließe diesen Artikel, worin uns im Abend- oder Morgendämmerchein (die Entscheidung bleibe dahingestellt) Erscheinungen und wol auch Sepsenkerchen genug begegnet sind, mit einem kurzen beachtenden Wort über das „Evangelium der Freiheit“ von Karl Mik.

Der Gedanke: das Evangelium als die Freiheit selbst zu fassen, das Wort als den Vorläufer der Freiheit, welches die Freiheit in der menschlichen Gestalt des Herrn ausfendet in die Welt, ist an sich schon und poetisch, und die Ausführung dieser Idee, obwol ganz einfach und von fern an Scherer's Dicht- und Denkungsweise erinnernd, bleibt nicht hinter dem

Gedanken zurück. Der evangelischen Gedächtnis von selbst, verfolgt in einzelnen perisopischen und Gleichnißschichten der Autor die Erscheinung, das irdische Wirken, Leiden und Sterben der Freiheit schildernd und deutend, von der „Genese“ des Wortes, das die Freiheit ist, an bis zu seinem „Dahern“, welches die Auferstehung des Heilandes und zugleich der Freiheit ist. Den Schluß des Gedichts, welchem die Form der gerinnenden Jamben gut kleidet, ist das Hallelujah der Menschen: „Christ ist erstanden, darum kann auch die Freiheit nicht mehr sterben!“ Die zart und tief empfundene Dichtung wird manichfachen Anklang finden und sie verdient es. 39.

Notizen.

Ein Denkstein für einen armen Künstler aus Ludwig's XIV. Zeit.

Die französische Republik ist im Begriff eine Pflicht der Dankbarkeit gegen einen armen verdienstvollen Maler aus Ludwig's XIV. Zeit zu erfüllen. Die Künstler der Vergangenheit hatten oft mit den unbediensteten Drangsalen zu kämpfen. Was für Hindernisse hatte nicht das ausdauernde Genie Lesueur's zu überwinden ehe es nur einige Geltung errang? Ohne einen andern Beschützer als sein Talent, arm, unbekannt, von Noth gedrückt, zeichnete Lesueur theologische Thesen, oder Büchertitel, oder er malte auf kleine Medaillons heilige Jungfrauen für die Nonnen von Paris. Welch ein Unterschied zwischen dieser Beschäftigung und den 22 Gemälden die er später in dem kleineren Karthäuserkloster zu Paris malte. Diese unerschliche Galerie wurde ihm kaum dürftig bezahlt. Bekannter geworden malte er abwechselnd für die Kirchen und für das weibliche Publicum, bald Heilige, bald Liebesgeschichten oder heidnische Götinnen. Allein gläubig und christlich im Gemüth blieb er stets keusch und züchtig in seinen Bildern. Vorzüglich wird die Rufgalerie im Hotel Lambert gerühmt. Als Frau du Châtelet unter Ludwig XV. das Hotel kaufte, nahm Voltaire Besitz von diesem Zimmer. Lesueur verwandte neun Jahre auf die Malereien im Hotel Lambert. Die angestrengte Arbeit untergrub seine Gesundheit, der Kummer trug dazu auch noch das Seinige bei. Seine Bescheidenheit konnte seine Nebenbuhler nicht entwarfaffen. So sehr ihn die Natur begünstigt hatte, so sehr vernachlässigte ihn das Glück. Verschwendend gegen die Schriftsteller und Künstler, die ihn schmeichlerisch in Worten und mit dem Pinsel unaufhörlich rühmten, ließ Ludwig XIV. einen großen Maler und einen großen Dichter unbeachtet: Lesueur und Lafontaine. Künstler, Schriftsteller, Dichter, Gelehrte und selbst die Regierung haben gegenwärtig den Gedanken gefaßt sein Andenken durch Segung einer Bildsäule zu feiern. Das kleinere Karthäuserkloster in Paris, der Ort seines Ruhms, ist der passendste Platz für diese Bildsäule; das Kloster wird dann eine doppelte Bierde haben.

Das Bett der Maria Stuart.

Die Ruinen von Harwick-Castle waren einst das Gefängniß Maria Stuart's. Das Reuement dessen die Königin während ihrer Gefangenschaft sich bediente wird gegenwärtig im neuen Schlosse noch treulich aufbewahrt, und als das interessanteste Stück desselben zeigt man Maria's Bett, dessen Decke sie zum großen Theil selbst gestickt hat. Dieses Bett hörte manchen erstickten Seufzer, es sah so viele schlaflose Nächte, so viele heiße Thränen, so viele Träume von Nacht, Nacht und Freiheit. Im langen Laufe der Jahre sind seine Farben verblaßt, und auch den Einschlag der gesteppten Decke, die Beschäftigung während der schweren Gefangenschaft, hat die Zeit abgenutzt. Der Anblick eines Erbmalers kann keinen traurigern Eindruck machen als der dieses Bettes. Diese schwarzgewordene Pracht mit dem Thronhimmel und den Heimbüscheln gleicht einem Leichenwagen und war es auch, denn hier starben ja allmählig alle Hoffnungen des armen Bred. Der Saal in dem das Bett aufbewahrt wird ist noch ganz so meublirt wie zu den Zeiten der Elisabeth. 2.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

Nr. 51.

28. Februar 1851.

Goethe's Leben. Von J. W. Schäfer. Erster Band.

(Beilage aus Nr. 46.)

Die Mittheilungen von Schöll, die Forschungen Dünker's, die Zettelchen an Salzmann, zusammengenommen mit dem den strassburger Aufenthalt schildernden Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit“, sind im dritten Capitel unsers Buchs geschickt verarbeitet worden, so daß auch hier der Totalcindruck nicht ausbleiben kann den in Hinsicht auf Goethe die strassburger Zeit auf den unbefangenen und denkenden Leser machen muß.

So und in noch höherm Grade, weil neben „Dichtung und Wahrheit“ die Quellen reichlicher fließen, ist es mit dem vierten und sechsten Capitel, welche die Jahre 1771—75 begreifen. Gerade in der Schilderung dieser Jahre, in denen neben so vielen kleinern und manchen begonnenen, aber nicht vollendeten Productionen der „Götz“ und „Werther“ entstanden, finden wir Goethe, der dichterisch-symbolischen Darstellung zuliebe, manches Zerstreute, voneinander Entlegene zusammensetzend, zu einem Bilde vereinigend, hier und da unabsichtlich irrend. Schäfer hat, ohne in die Kälte der Kritik zu verfallen, ohne in jedem einzelnen Falle ausführlich das Irrthümliche, wovon wir S. 171 und 196 Proben haben, darzutun, die zu berichtenden Punkte in sein Gesamtbild aufzunehmen verstanden, ohne daß dieses den Charakter des ohne Störung hinfließenden, lebendigen Vortrags verliert. Die Erscheinung des „Götz“ im Publicum setzt Schäfer in das Frühjahr 1773. Daß er schon am Ende des Jahres 1771 an ihm arbeitete, sagt uns ein Brief an Salzmann vom 28. November desselben Jahres. Am 3. Februar des folgenden hatte dieser das Drama schon gelesen, ohne Zweifel die erste Gestalt. Der Erscheinung des umgestalteten scheint Schäfer ein etwas zu frühes Datum zu geben. Uns liegt ein Brief eines gießener Schmid vor, worin es heißt: „Eben habe ich die neueste Neuigkeit, das Shakespearsche Drama „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“ geendigt. Mir dünkt es, bei allen seinen Sonderbarkeiten, voll von Funken eines großen Genies.“ Was den „Werther“ betrifft, so hat Dünker in seinen „Studien“ das Historische der Entstehung des Romans gegeben und dargezogen wie in Goethe's „Bekanntnissen“ mannichfach

von der Wirklichkeit abgewichen
fer, der nur noch mehr Das
was in den dem strassburger
auf Goethe's Seele lastete. Es
Arbeiten sind immer nur die a
Leiden meines Lebens“ (S. 183); und, da ihm der
„Werther“ einmal wieder in die Hände gefallen war,
in einem an Frau von Stein gerichteten Briefe (April
1777):

Was mir in Kopf und Herzen tritt.
Seit manchen lieben Jahren,
Was ich da träumte, juchzt und lirt,
Ruß wachend nun erfahren.

Stüchlich ist von Schäfer manches Wort aus den Recensionen Goethe's in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ benützt worden; wie das schöne über Lotte (S. 141). Ein anderes, gegen die patriotischen und bairischen Sängler der siebziger Jahre gerichtetes ist recht auf unsere Tage anwendbar: „Römerpatriotismus! davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden darauf zu sitzen, kein Bett drinnen zu liegen“ (S. 147). Ob Schäfer im „Mahomet“ (S. 174) mit Recht eine tiefere Idee als die von Goethe selbst angegebene vermuthet, müssen wir, da das Drama nicht zustande gekommen, dahingestellt sein lassen. Uebrigens sagen uns Goethe's gelegentliche Aeußerungen über „Wilhelm Meister“ und andere eigene Producte daß ihm in den Urtheilen über den Sinn seiner Werke nicht immer unbedingt zu folgen ist. Auch darin möchten wir Schäfer nicht geradezu bestimmen daß Eifersucht es gewesen was Goethe von Lili trennte, die sein Glück gemacht haben würde; wie es denn eine große Frage ist ob damals dem Dichter eine eheliche Verbindung zu wünschen gewesen wäre. Nur haben in uns die Worte des Kanzlers von Müller, worin er (in einer Freimaurerrede) die Erscheinung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit“ ankündigt:

Diese Trennung von Lili wird uns noch tiefere Blicke in die Geheimnisse eines Herzens thun lassen, das mitten unter den Stürmen der Leidenschaft stark genug war, dem Sauber süßester und edelster Reizung zu entsagen, wenn es der Befriedigung sittlicharter Anforderungen galt.

bei der Lecture jenes Buchs sogleich Bedenken erregt.

Wenn in der neuesten Zeit das Bekanntwerden so

Schöll
sollen
Jahren
Meine
m und

Manches was sich auf Goethe bezieht dem Buche Schäfer's einen Vorzug vor Viehoff gibt, so ist Dies vor allem bei dem zweiten Buche: „Weimarische Lehrjahre“, der Fall, wo die „Briefe an Frau von Stein“ eine bisher nur zu empfindliche Lücke ausfüllen und auch Dem was die Weimar'schen Sammlungen über Goethe enthalten Vollständigkeit und Aufklärung geben.

Kommen wir in jenen Briefen an die Stelle wo Goethe schildert wie bei einer Fahrt in ein Bergwerk des Harzes ein mächtiges Gebirgsstück ihn auf ein Haar erschlagen, dann überfällt uns ein Grauen bei dem Gedanken, welche 50 Jahre von einem solchen Leben und Wirken uns geraubt wären. Das hat der Verfasser unsers Buchs, auf dessen zweite Abtheilung wir nun kommen, wohl empfunden. Wieviel ist über die erste weimarische Zeit Goethe's gefabelt und geschwätzt worden! Er ist ein Hofmann geworden, sein Deutschtum hat er fallen lassen, ja mit Verachtung vorsichgeschrien, in tollen Streichen hat er sein poetisches Talent vergeudet; dann hat er sich hoffärtig in sich zurückgezogen und das Volk für Nichts geachtet. Und hier in unserm Buche

ist dies vielmehr die Zeit worin sich Goethe's sittlicher Charakter zu der maßvollen Haltung, sein Gemüth zu der Milde und Klarheit herabbildeten; worauf zugleich seine menschliche wie seine dichterische Größe beruht, die Zeit wo sein rastloses Hinanstreben zu dem Ideal eines nach außen und innen thätigen Lebens mit Bewunderung erfüllt, und dem Worte Herder's, daß er in jedem Schritte seines Lebens ein Mann sei, vollgültige Zeugnisse gibt. (S. VII fg.)

Hier kamen Schäfer vor allem die „Briefe an Frau von Stein“ zu statten, in denen sich das früher in den Briefen an Lavater, Merck, Jacobi u. A. Zerstreute concentrirt und uns das Bild eines Mannes gibt der aus jugendlich-leidenschaftlicher Genialität, aus Sinnlichkeit, aus dem Treiben der großen Welt, aus einer Verwöhnung die dem Stärksten hätte gefährlich werden können sich zu einer sittlichen Höhe erhebt, welche darzustellen es einer dichterischen Gabe bedürfte gleich der diesem Menschen und den Göttern verliehenen. Aber auch unser Verfasser hat Viel gethan uns dieses Bild vorzuhalten, das Bild dessen der, in einer Matinée der genialen Gesellschaft „der Ausbund Aller“ genannt, in einem seiner reifsten Werke sagen durfte:

Was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
zu dauern, und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lieb bescheiden anvertraut?

Denn in den Capiteln die von den weimarischen Jahren bis zu der Reise nach Italien handeln erkennen wir recht wie die Pflicht das Erste war was Goethe, sobald er zu Selbstbewußtsein und Besonnenheit gelangt war, leitete, die Liebe aber Das was der Pflicht Wärme, Leben, Seele gab; wie er denn auch selbst (10. December 1779) an die Freundin schreibt: „Gestern und vorgestern habe ich meine Pflicht gethan; aber was ist Pflicht ohne die Gegenwart der Liebe!“

Uebrigens verfährt Schäfer wie im ersten Buche. Das Bedeutendste aus dem Mannichfaltigen, Zerstreuten zusammenstellend, berührt er oft nur die Spigen der Dinge. Dies meist mit sicherem Takte. Doch vermissen wir hier und da einen Zug den wir seinem Gemüthe wünschtem; wie z. B. der Schwärzereise des Jahres 1779 die schönen Worte Goethe's: „Hätte mich das Schicksal in irgend einer großem Segend wohnen heißen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Sitte“; dann die Stelle wo er von dem Gefühle spricht das ihn bei der Erzählung von dem heiligen Alexius bewältigte. Dem von Schäfer wohl benutzten Briefe an Frau von Stein, wo Goethe sagt: „er entziehe den Springwerken (der Poesie) soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen“ (S. 315), hätte zugefügt werden sollen daß an demselben Tage da Goethe Dieses auf einer Inspectionreise schrieb, da am nächstfolgenden das herrliche „Mein Göttin“ überschriebene Gedicht an die Phantasie entstand. Die bedeutende Stelle in einem Briefe an Lavater:

Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher als die sieben Botschaften, Leuchter, Hörner u. s. w. (in der Apokalypse). Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne.

ist nicht vergessen. Doch hätten wir auch hier gern Etwas zugefügt gesehen: Goethe offenbart hier wie die Religion ihm in der Form der Kunst zutheil wird. Die echte Kunst gibt nicht Begriffe, nicht Allgemeines. Sie gibt „das All im Einem, das Göttliche läßt sie im Irdischen erscheinen, das Ewige im Gegenwärtigen, das Dauernde im Flüchtigen“; da konnten ihm jene Symbole Nichts sein gegen Das was er als symbolisch aufnahm, wobei es gar nicht in Betracht kommt daß das Erwähnte Parabeln sind. Er hätte tausend andere Beispiele wählen können; und man denke an seine Gedichte: „Das Göttliche“ und „Sammet“. So wird uns das Wort im „Divan“ klar:

Was ich Ird'ches denk' und sinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.

Rechten möchten wir noch mit dem Verfasser über das von der zweiten Ausgabe des „Werther“ (S. 336) Gesagte. Er meint, es dürfte kaum behauptet werden daß der Roman durch diese Vervollständigung gewonnen habe; die Einschaltung der Geschichte des Bauerburschen, der aus Eifersucht einen andern Knecht erschlägt, bringe ein fremdes Element hinein. Wenn Schäfer die in der Restner'schen Familie bewahrten Briefe über den „Werther“ gelesen hätte, dann würde er erkannt haben wie jart Goethe, durch ein Versprechen gebunden, dieselbe, soweit es der Gegenstand des Versprechens möglich machte, zu lösen gestrebt hat. Dann ist jener Bauerbursche keineswegs ein fremdes Element. Schäfer erinnerte sich wol nicht der Worte die Goethe am 19. Januar 1778 an Frau von Stein richtete, als ein Frau-

Ich von Liebessitz in der Flur, in der Nähe von Goethe's Garten, ertränkt hatte:

Ich kann es meinen Jungen nicht verdenken, die nur zu dreien einen Gang (an jener Stelle vorbei) hinüber wagen; eben die Gaiten der Menschheit (die in ihm und der Freundin erklangen) werden in ihnen gerührt; nur geben sie einen rohren Klang.

Man erkennt in diesen Worten die Absicht Goethe's bei jener Einschaltung: die Gewalt der in „Werther“ lebenden Leidenschaft sollte als eine Naturgewalt dargestellt werden.

Lesen wir wie liebevoll Goethe den Sohn seiner Freundin behandelt, wie er, gern von den Großen und Vornehmen sich abwendend, vertrauend und liebevoll sich des Volkes freut und für dasselbe wirkt, wie er, in tiefer Herzensbewegung, der Freundin geruft: „Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe“ (Juni 1781), dann wird uns klar was Schiller, noch ehe das vertraute Verhältniß zu Goethe entstand, aus Weimar von demselben berichtet: „Er wird von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert“ (S. 306).

So hat ihn uns Schäfer dargestellt. Wenn wir ein anmuthiges Wesen, z. B. ein Kind, liebenswürdig nennen, dann lieben wir es auch wirklich. Jenes Wort sagt aber noch mehr: wir fühlen und meinen Jeder müsse dasselbe lieben. So geht es uns mit dem Duche das wir angezeigt haben. 40.

Herr von Arlincourt und das rothe Italien.

Der Vicomte von Arlincourt erzählt uns in seinem „Italo rouge, ou histoire des révolutions de Rome, Naples, Palerme etc. depuis l'avènement de Pie IX“, daß er um dieses Buch zu schreiben eine große Reise gemacht, Massen von Materialien gesammelt, Tausende von Gerählungen gehört habe, und daß alle Kanzleien, alle Paläste ihm geöffnet worden seien. „Ich habe“, erzählt er, „mancherlei Ansichten über den König von Neapel vernommen, daß ich es kaum erwarten konnte selbst über ihn zu urtheilen. Mir ward eine Audienz bei ihm zu theil. Sein erster Anblick nahm mich sofort zu seinen Gunsten ein. Meine Unterhaltung mit ihm dauerte lange. Ich staunte als ich ihn hörte über seine tiefe Kenntniß der Gegenwart und der Menschen.“ Vielleicht war Seine sicilische Majestät nicht weniger überrascht als Arlincourt ihm die französische Republik „als jene seltsame Schöpfung von Unordnung und Furcht“ schilderte, „jene todte und zugleich lebendige Figur, deren Kopf und Schwanz sich jetzt gegenseitig zu verzehren suchen“. „Der König hörte mir“, fährt der Verfasser fort, „mit der Ueberlegung des Weisen und dem Lächeln des Denkers zu.“ Alle Staatsarchive sind dem Vicomte von Arlincourt, wie schon erwähnt, geöffnet worden: man küßert ihm Vertraulichkeiten in das Ohr, man theilt ihm die verborgensten Biographien mit. Jede Polizei entdeckt ihm ihre Geheimnisse, jede Chronique scandaleuse ihre Geschichten. Wie der Held seines ersten Romans ist Hr. von Arlincourt überall, wie dieser Held hört er und sieht er Alles. Und daraus hat der Verfasser des „Solitaire“ die Geschichte des reichen Italiens gemacht! Er hat uns in der That nur die Frage der italienischen Revolution gegeben, ihr Geschichtschreiber fehlt noch. Er hat die lächerliche Seite an ihr herausgekehrt, aber das

Lächerliche erzählt nicht Alles, namentlich nicht die schattige Republik, welche auf dem Leichnam Roms errichtet wurde. Man kann indeß doch dem Vicomte von Arlincourt den Gefallen erweisen über Rances in seinem Buche zu lachen. So z. B. über Savazzi den Barnabitermönch, welcher vom Colosseum herab dem römischen Volke zuief: „Römer! Von der Höhe dieser Mauern sehen 40 Kaiser, Senatoren und Brutus auf euch herab!“ Oder über jene tolle Fürstin, „zu welcher das Volk brennende Strohballen und Trümmer prächtiger Schränke gleich galanten Bouquets unter dem wüsten Lachen und Loben der Menge brachte, und welche von ihr brünstig geküßt wurden“. Oder über jene andere Feldin des empörten Stalien, die Gräfin von B. . . . „Als Journalistin und Kriegerin nämlich hatte sie sich in Rocca d'Anfo an die Spitze eines Corps von toscanischen und römischen Freischützern gestellt, und in der Nähe von Brescia ein Pianoforte auf einen Berg bringen lassen, nach dessen Spiele ihre Offiziere die Polka tanzten.“ Man kann ferner über jene Republikaner von Neapel lachen welche am 15. Mai besiegt wurden und, um ihr Leben vor der Wuth der Lazzaroni zu retten, „sich diesen im bloßen Hemde entgegenstellten, weil das Weiß zu gleicher Zeit die Farbe des Pardons, des Königs und der Fleckenlosigkeit war“. Oder selbst über Garibaldi, welcher mit einem Reste von ungefähr 3000 rothen Blousen in der Republik S. Marino eine Zuflucht suchte, „3000 Soliatz der Anarchie bei der Republik Tom Pouce“. Eines Tags debattirte der Club Vittoria über die Wahl eines Ministers. „Den nehmen wir?“ fragte eine Stimme. „Nun Den und Den!“ „Rein, Den nicht.“ „Dann Diesen!“ „Ach, was Der!“ „Nun, wer soll denn also das Portefeuille bekommen?“ „Der Erste welcher die Thüre aufmachen wird“, rief eine sehr hübsche Dame. „Bravo!“ rief die Versammlung ganz entzückt. Die Thüre öffnete sich und Feretti trat ein. Dieser Feretti wurde Minister. Aus solchen Anekdoten besteht das ganze Buch d'Arlincourt's. Große Wahrheit darf man von dem esarischen Stile desselben nicht erwarten: „Ich sah, hörte und schrieb“, heißt es bei dem edeln Vicomte. 13.

Bibliographie.

- Conradi, B., Liebe und Vaterland. Ein Gedicht. Tübingen, Fues. Gr. 12. 25 Ngr.
- Desewoffy, M. Graf, Der politisch-social Radikalismus der Neuzeit. In seinen Doctrinen kritisch beleuchtet. Wien, Leo. 8. 16 Ngr.
- Ebeling, F. B., Zahme Geschichten aus wilder Zeit. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Fahne, A., Das fürstliche Stift Alten. Aus authentischen Quellen. Cöln, Heberle. 8. 12 Ngr.
- Gröning, B., Die Rassischen und romantischen Stellen des Mittel-Rhein mit Ausflügen nach Düsseldorf, Frankfurt, dem Launus, Schwalbach, Bad Ems, Burg Rastau, dem Saynthal, Brohlthal und Uhrthal. — A. u. d. L.: Reise-Handbuch für den Mittel-Rhein von Mainz bis Cöln. Bernburg, Gröning. 12. 25 Ngr.
- Kefersstein, C., Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Teutschland, so wie den keltischen Ursprung der Stadt Halle. 3ter Band. 1ste Abtheilung: Des Tacitus Germania. Halle, Anton. Gr. 8. 1 Thlr.
- Panofka, T., Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuchs. Mit 15 bildlichen Darstellungen. Berlin, Trautwein. 1850. Gr. 4. 20 Ngr.
- — Die griechischen Eigennamen mit kalos im Zusammenhang mit dem Bilderschmuck auf bemalten Gefäßen. Mit 50 Bildwerken auf 4 Erläuterungstafeln. Ebendasselbst. 1850. Gr. 4. 3 Thlr.
- Politisches Kundgemälde oder kleine Chronik des J. 1850.

Die Lehr- und allen Ständen. Von G. Brügg, Hr. 2. 15 Rgr.

Schufella, F., Bäder-Einigung. Ein Beitrag zur Verhütung der Nationalitäten Oesterreichs. Leipzig, Grunow u. Comp. 8. 15 Rgr.

Sternau, C. D., Gedichte. Berlin, Schlesinger. 16. 2 Rtr.

Streckfuß, A., Robert Blum, sein Leben, sein Wirken. Ein Buch für das Volk, nach den besten Quellen bearbeitet. 3te Auflage. Berlin. 1850. 8. 1 Rtr.

Stiefen, Graf A., Politische Fragen der Gegenwart besprochen. Wien, Sasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 1 Rtr.

Vogel, E. G., Bibliotheca biographica Lutherana. Uebersicht der gedruckten Dr. Martin Luther betreffenden biographischen Schriften. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Herrstein, R., Einige kulturhistorische Blicke über die Juden in Galizien, nebst kleinen Andeutungen auf den Bildungszustand anderer Nationen, speculativ aufgefasset. Wien. 1850. Gr. 8. 6 Rgr.

Brunner, S., Kane, thekel, phares! Daniel V, 25. Ein letztes Wort an die armen Reichen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3/4 Rgr.

Förster, C. v., Ein Wort über die Freiheit der

Prose. Offener Brief an His. Hoch. Abgeordneten der bel. den Preussischen Kammern. Berlin, Behr. Gr. 8. 2/4 Rgr.

Seht — wie sonst! Luther über Fürsten, Adel, Hofbeamte und Pfaffen. I. Leipzig, Bibliophyllische Anstalt. 12. 1/2 Rgr.

Rälin, R., Glaube, Liebe, Hoffnung, die Schutzengel unsers Vaterlandes. Predigt gehalten in Bärtsch den 15. Herbstmonat 1850. Bärtsch, Drell, Bülli u. Comp. 1850. Gr. 8. 3 Rgr.

Krogg, A. v., Meines Erbes Wille vor und während meiner Gefangenschaft. Ausführlich dargestellt. Altona, Schütz. Gr. 8. 6 Rgr.

Der Reichsrath. Befürchtungen und Hoffnungen. Wien, Sasper, Hügel u. Manz. 1850. 8. 10 Rgr.

Reinhard, Was sagt das Wort Gottes von Demen welche Gott verleugnen? Predigt am 2. Bußtage den 2. Novbr. 1850 über Psalm 14, 1—3. zu Großmiltitz und Neißhöcher gehalten. Leipzig, Thonau. Gr. 8. 3 Rgr.

Die Reorganisation der Provinziallandtage des Königreichs Hannover. Ein Wort zur Verhütung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Rgr.

Ein Satyrspiel in Sicilien, oder der Cyclops des Euripides, [auch eine Tragödie] überfetzt von J. Bendixen. Gedendblätter an die gegenwärtig obsehwebenden Verhandlungen über die Vertreibung des Altonaer Gymnasiums von Hans und Hof. Altona, Lehmann. 1850. Gr. 8. 8 Rgr.

Inhalt des Monats Februar.

Nr. 28. Moritz Wagner's Reise nach Kolkis. (Reise nach Kolkis und nach den deutschen Colonien jenseit des Kaukasus. Mit Beiträgen zur Völkerverkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens. Von M. Wagner.) (Nr. 28—30.) — **Deutsche Abende** von H. Kurzbach. — **Nr. 29. Der Schullehrer von Straße** von H. Amas. — **Nr. 30. Leigh Hunt über sich selbst.** (The autobiography of Leigh Hunt; with reminiscences of friends and contemporaries.) — **Nr. 31. Franz von Baader.** (Franz von Baader's sämtliche Werke x. Cister Best. Nachgelassene Werke. Zweite Hauptabtheilung der sämtlichen Werke. Erster Band: Tagebücher aus den Jahren 1788—92. Herausgegeben von G. A. von Schaben.) Von W. Carriere. (Nr. 31—32.) — **Zur holländischen Literatur.** — **Nr. 32. Römische Studien** von A. Reifner. — **Nr. 33. Thomas Rymer, der größte Verächter Shakespeare's.** Von A. Graefler. — **Nr. 34. Japan.** Ein ethnographischer Vortrag. Von F. von Hammer. (Nr. 34—36.) — **Ludwig Philipp und Wilhelm III.** — **Nr. 35. Neue Romane.** (1. Der entscheidende Augenblick. Socialer Roman von F. X. Wegener. 2. Dameron's oder der Dreißigkämpfer im 12. Jahrhundert von G. Deforet. 3. Jenny, die schwedische Sängerin. Von A. Gebelag. 4. Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Drei historisch-politische Romane von H. Horn. 5. Clemens von Rom. Eine Geschichte aus dem apostolischen Zeitalter von G. F. G. Goltz.) (Nr. 35—36.) — **Nr. 37. Das phonetische System in den englischen Gefängnissen und Armenhäusern.** — **Nr. 38. Hanna Moore.** Ein christliches Lebensbild nach Roberts und Thompson. — **Nr. 39. Ein Pendant zu Goethe's „Recensent“.** Von J. M. Wepel. — **Nr. 40. Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.** Dritter und letzter Artikel. (Histoire de la révolution de 1848 par A. de La martine.) Von W. Weymann. (Nr. 40—45.) — **Ein Urtheil August Wilhelm Schlegel's.** Von E. Senzberger. — **Robin Hood in den Balladen Altenglands.** — **Nr. 41. Jüngste lyrische Dämmerungen.** Erscheinungen und Gespenster. (1. Neue Gedichte von A. Thieme. 2. Herbstblätter. Gedichte von H. Walbow. 3. Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters ausgewählt und herausgegeben von D. R. Johannes. 4. Im Freien. Eine poetische Gabe von W. von der Reun. 5. Dichtungen von E. von Krentschmidt. Neue Sammlung. 6. Almer. Inaerdrückliche Volkswesen. Aus einer größern Sammlung mitgetheilt von J. G. Seibl. Erstes Heft. 7. Reifer und Keisig von H. Hirsch. 8. Senz und Liebe. Gedichte von H. Pezet. 9. Zwanzig Gedichte von A. Schür. 10. Aus den Tagen der Jugend. Gedichte von H. von Körper. 11. Reiselieder aus der Schweiz in Gedichten von A. Stöber. 12. Gedichte von F. Brömel. 13. Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte von G. von Meyern. 14. Stübchen Liebe. Deutsche Lieder eines Italicans von G. Gerri. 15. Gedichte von B. Garneri. Zweite Auflage. 16. Gedichte von A. Schott. 17. Gedichte von G. F. Schrenberg. Zweite Auflage. 18. Eine Dichterswoche von F. Löwe. 19. Lieder aus Frankfurt von F. Löwe. 20. Aus der Ache. Erinnerungslieder und Gedichte von K. Sondershausen. 21. Sturmvogel und Nachtigall. Neue Gedichte von G. Wälzl. 22. Lieder der Nacht von A. Strodtmann. 23. Gedichte von G. Schulte. 24. Epigramme. Drei Bücher poetischer Sprache aus dem Leben und der Schule von L. Pope. 25. Irngart. Ein Gedicht in zwölf Gesängen von A. Zellkamp. 26. Anna. Ein Idyll in sieben Gesängen von A. Heinrich. 27. Die Landsgemeinde. Ein Gedicht von A. der Einth. 28. Erzählende Gedichte von F. Kupert. 29. König Laurin oder der Rosenkranz in Tirol. Herausgegeben von J. B. Bingerle. 30. Die Bauberin Kirke. Fettere Reime von B. von Lepel. 31. Evangelium der Freiheit von K. Rüd.) (Nr. 41—45 und Nr. 46—50.) — **Die kaiserliche Bibliothek in Petersburg.** — **Nr. 42. Zur Geschichte Castiliens.** Bruchstücke aus der Chronik des A. de Valencia herausgegeben von W. P. Holland. — **Nr. 43. Die Wahl Abd-el-Kader's zum Sultan der Araber.** — **Nr. 44. Ueber englische Zustände.** (1. The social condition and education of the people of England and Europe. By J. Kay. 2. Observations on the social and political state of Europe. By S. Laing.) — **Nr. 45. Vermischte Schriften** von K. Gupow. Viertes Band. — **Nr. 46. Die Weltalter.** Von R. Ch. Pland. Erster Artikel. (Nr. 46—49.) — **Georg Volker.** Ein Roman aus dem Jahre 1848 von D. Müller. — **Nr. 47. Lord Byron als Mensch und als Dichter.** Von S. Soumann. — **Nr. 50. Goethe's Leben.** Von J. B. Schäfer. Erster Band. — **Nr. 51. Herr von Arincourt und das rothe Italien.** — **Wanderlei; Notizen; Referate; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie.** — **Nebst 3 literarischen Anzeigen:** Nr. IV, V und VI.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 52.

1. März 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden.

Adalbert Stifter. *)

Grundzüge einer literarischen Charakteristik.

Bei der seltsamen, verdächtigen Stellung welche neuerdings die Kritik der Tagespresse der Wahrheit der Thatfachen in unserer schönen Literatur gegenüber eingenommen hat, sind wir gewohnt geworden von jener Seite her Celebritäten creirt zu sehen, zu denen das genießende, eigentlich mit dem Herzen theilnehmende Publicum in keiner weitern Beziehung steht als sie durch den Einfluß der wohlorganisirten journalistischen Bemühungen künstlich hervorgebracht werden kann. In der That seltener als zu wünschen findet sich das die öffentliche Entscheidung mit der mehr oder weniger allgemeinen Stimmung unbefangener Leser, welche poetische Werke aufnimmt und beurtheilt, naturgemäßerweise Hand in Hand geht. Bleibt einmal das für den Schaffenden so wichtige Interesse, worin bei der echten Wirkung die ergriffenen Gemüther übereinstimmen, hinter dem forcirten Ausdruck des öffentlichen Lobes weit zurück, so wird man ein anderes mal auch die Erscheinungen nicht vermissen, die unendlich mehr mit stiller Begeisterung gehegt, geliebt und gelesen als laut gepriesen und für werthvoll anerkannt werden. In diesem Verhältniß liegen nun so viel zufällige Schwankungen daß man keineswegs alle Fälle der letztern Wendung mit dem größern Vertrauen ansehen darf. Indessen gibt es eine bescheidene Art des dichterischen Bildens, welche vor allem nach der vollsten Befriedigung eines innigen Dranges, nach der reinsten Darstellung liebgewordener Träume und Gedanken, nicht aber nach einem deutlich vorgestellten Erfolge trachtet und gerade durch diese Unabsichtlichkeit am tiefsten in empfängliche Herzen eindringt. Freilich zeigt sich ebenso wenig als berechnende Absicht eine reife und große Kunst-

bildung welche die Ziele steckt. Hier wird man sich von einem gewissen Köhlen, ablehnenden Verhalten der Kritik nicht imponiren lassen; es gilt eine aufmerksame, ruhige Betrachtung des Geistes dem es gelingen konnte seinen Gaben einen freundlichen Empfang zu bereiten.

Seit Stifter durch die ersten Bände seiner Studien-sammlung über den Leserkreis des österreichischen Almanachs „Iris“ hinaus bekannt zu werden anfing, fügte sich rasch eine auch in Norddeutschland hinlänglich verbreitete Gemeinde von Freunden und Verehrern seiner eigenthümlichen Richtung, während die Kritik eine angemessene Erwägung des hier wirkenden Talents stillschweigend ablehnte. Die wenigen Worte des Willkommenes welche der ersten Zusammenstellung anmuthiger Bilder von dieser Seite gegönnt wurden haben sich bei dem neuern Zuwachs in bittere, verbrießliche Stoffen umgewandelt, in denen getäuschte Erwartung eines Fortschritts zu energischerer Composition sich deutlich genug ausdrückt. Bemerkenswerth wird Dies dadurch daß uns auch sonst unbedenklicher Abfall von dem frühern Liebling mancher Orten entgegentritt. Ich hatte selbst das Vergnügen einen jungen Mann zu kennen der unter dem frischen bezaubernden Eindrucke jener Dichtungen den irdischen „Himmels-Stifter“ in einem Sonett verherrlichte und, kaum zwei Jahre später an der eigenen Schwäche Kergerniß nehmend, die Lecture der „Studien“ für das sicherste Mittel zur Erzeugung der tödtlichsten Langlewile erklärte. Der freudige Empfang in welchem sich viele Herzen dieser mit mildem Glanze überraschenden Erscheinung zuwandten führt jedenfalls auf eigenste Grundzüge deutscher Gemüthsart zurück, deren Anspruch denn freilich im Lichte einer heftig bewegten Zeit leicht genug ein verdächtiges Aussehen erhält. Fast ausschließlich weibliche Gemüther sehen wir mit herkömmlicher Treue an der einmal bekannten Neigung festhalten, welcher neuerdings durch des Dichters begabte Landmännin Betty Paoli (vergl. deren „Neuere Gedichte“, Pesth 1850) eine begeisterte Feier geworden ist, die wir,

*) Studien von Adalbert Stifter. Mit Bignetten in Stahl-tisch. Erster und zweiter Band. 1814. Zweite Auflage. 1817. — Dritter und vierter Band. 1817. — Fünfter und sechster Band. 1820. — Pesth, Gedenaft. Gr. 12. 12 Thlr.



ob auch Eindrücke persönlicher Begegnungen noch darin mitwalten mögen, im Ganzen als wahre Repräsentation ansehen dürfen. Mir scheint es aber kein Ruhm nunmehr gegen den „Damenautor“ die Dankbarkeit zu verleugnen, mit der man auch bei einer strengern Frage nach der künstlerischen Bedeutung des vorliegenden Gesamtwerkens guter Stunden zu gedenken hat, welche denn doch in der Theilnahme an seiner Production einmal als wahre Erquickung genossen wurden. So wird sich mit der geziemenden Freiheit prüfen lassen was zuletzt Schätzenswerthes in der ganzen Erscheinung bestehen bleibt. Lasset uns sehen ob unser Poet wirklich die Muse nur erst beim Zipfel gefaßt habe.

Es ist gewiß nicht zufällig daß in Oestreich, welches für die Lyrik eine ansehnliche Reihe von Talenten, darunter einige so glänzende und ruhmwürdige aufzuweisen hat, die Kunst der Prosa so außerordentlich wenig von tüchtigen Kräften geübt wird. Neben Stifter hat sich auf diesem Gebiete in neuerer Zeit kaum irgend ein Landsmann geltend gemacht. Etwas Dilettantenhaftes, Ungeübtes klebt den meisten Versuchen an die uns aus diesen Regionen zu Gesichte kommen; dabei erscheint pretentioses Ausschweifen auf falsche Bahnen noch als der geringste Fehler, wenn im voraus zu sagen ist daß der rechte Ernst, die nothwendige Grundlage einer gesunden Bildung fast durchgängig vermisst wird. Das Schlawe, Mark- und Haltunglose in der Literatur hat seine praktischen Zusammenhänge im politischen Leben. Daß die östreichischen Poeten, wie man selbst von ihren guten Freunden hört, durch Lernen ihrem Genie zu schaden meinen, wird man nicht als eine unglücklich angewendete Epidemie begreifen, man findet vielmehr in diesem Zustande Etwas das zur Appellation an das k. k. Cultusministerium reizt; auch macht der Staat nachgerade Miene auf die Wurzel der Krankheit in seinen Anstalten ernstliche Rücksicht zu nehmen. In dieser Lage der Dinge ist es für die Beurtheilung Stifter's interessant ihn bei der Verwaltung des Unterrichts eine Stelle einzunehmen und als Miterausgeber einer Zeitschrift für Gymnasialreform wirken zu sehen. Reiche classische Bildung wird ihm nachgerühmt und eifrigen Sinn für die mathematischen Wissenschaften hörte ich einmal — zu gelindem Entsetzen! — unter seinen Vorzügen nicht als den letzten aufführen. Wird der Geist der schöne Werke bildet freilich nicht in Schulen anerzogen, so bringt doch der Mangel der wahren geistigen Zucht dem schönsten Talent verderbliche Folgen zuwege. So kann man bei Betrachtung der östreichischen Prosa in gewissem Sinne auf das Goethe'sche Wort berufen: daß die Grammatik — in weitestter Bedeutung — an ihren Verächtern sich unausbleiblich zu rächen pflege.*) Indes leidet die

*) Haben wir einmal diesen Punkt berührt, so darf allerdings nicht verschwiegen bleiben daß wenigstens in kleinen Zügen des Stills, in Einzelheiten der Sprache auch Stifter an diese, daß ich so sage, Nationalschwäche erlannet, indem er gewisse in der östreichischen Literatur so gangbare Anklänge an Provinzialismen und Aehnliche, zum Theil bewußte Unregelmäßigkeiten keineswegs ganz aus-

literarische Gewissenhaftigkeit nicht daß diese allgemeine Rüge ohne eine Erinnerung an Einzelnes dastehe, worin bei allen Mängeln doch schöne Spuren eines kräftigen Sinnes und edlern Strebens offenbar werden. „Der moderne Eulenspiegel“ des Ritters von Eschabuschnigg, den ich hier zunächst im Sinn habe, trägt allerdings keineswegs das feste Ansehen einer harmonischen Dichtung; das ganze Werk leidet an einem Uebermaß ungehöriger Reflexion, der Poet verliert sich so tief in die geistreiche Debatte über Zeitnarrheiten daß er am Ende in seinem Epilog selbst zugestehen muß: „Und nennt es einen Aufsatz, wenn ihr wollt!“ — aber es ruht über dem Ganzen eine so ernsthaft-heitere, durchaus poetische Stimmung, die sich zugleich in sicherer und grazioser Behandlung der Sprache aufs wohlthwendigste darstellt, alles Dissonirende löst sich so versöhnlich in den Grund einer klaren, beruhigten Weltansicht auf daß man das Schicksal des spurlos vorübergegangenen Buchs nur als ein unverdientes bedauern kann. Ein Talent das z. B. die meisterhafte, biographisch nachholende Episode von Parzeval und Sophie (im zweiten Bande des „Modernen Eulenspiegel“) zu geben vermochte tritt auch vor dem Verfasser der „Studien“ nicht ganz in den Schatten. Stifter versetzte uns in einen stillen Kreis, von dem alle polemische Anspielung auf moderne „Lebensfragen“, überhaupt alles Sorgen um Streben und Irren der Zeit ferne blieb; hier wurden keine Elemente aufgenommen welche den ebenmäßigen Abschluß eines sinnigen poetischen Gebildes stören konnten. Die außerordentliche Anspruchslosigkeit mit der man die gesammelten „ersten Versuche“ eingeleitet fand zeigte sich zu dem in denselben waltenden Geiste vollkommen einstimmend. Der Dichter erklärte:

Es lag eigentlich nie in meiner Absicht als Schriftsteller aufzutreten, sondern wie die meisten Menschen eine Lieblingspielerei haben, der sie sich zur Erheiterung hingeben, so liebte ich es an gegönnten Stunden mich in Bildern und Vorfstellungen zu ergehen wie sie eben der Gemüthslage zusagten, und solche Dinge zu Papiere zu bringen: allein wie es mit jeder Liebhaberei geht, daß man sie nämlich immer weiter treibt, so ging es auch hier. Die Zeit am Schreibtische ward endlich die liebste und gewünschtste, und wie jede heimliche Liebe zu legt eine offene wird, so wird es auch die Schriftstellerei u. s. w.

Und der Eindruck des Dargebotenen war ganz geeignet die volle Wahrheit der hier angedeuteten inneren Vorgänge empfinden zu lassen. Während es nun neuer-

scheidet. Man bemerke z. B. wie die Leute jedesmal in seinen Erzählungen „bei der Thür“ hereinkommen, „bei dem Fenster“ herausgehen u. s. w., sodann die kühnen Abstränge der Construction, unter denen besonders die seltsame Eklipse auffällt, ohne Angabe eines Subjects und seiner Deuthätigkeit, also ohne feste Satzstellung in indirecter Rede die bei irgend einem Thun leitenden Gedanken einzuschleiben. (Schema: Er ging. Der Andere würde schon nachkommen.) Das nämliche Gebiet berührt der häufige, in dieser verwirklichten Weise nur Stifter eigenthümliche Gebrauch des Wortes: Ding, z. B.: „Der Thomas und ich waren in Pelze und Dinge eingehüllt“ — „Die Sonne beschien fünf mal die seltsamen verschlehenartigen Dinge des Holzschlages“ — „Strauß von Waldlingen“ — „Um den Paiz hatte sie ein glänzendes kostbares Ding“ u. s. w.

Dings jeder fest hält den Anschein hat als sei der Befall der sich durch öffentliche Stimmen zwar weniger, desto deutlicher aber durch eine bald nöthig gewordene andere Auflage der beiden ersten Bände zu erkennen gab, dem einmal Hervorgetretenen zum bewußten Uebergange in eine ermüdende Manier Verlockung geworden, lag zuvor in dem Tone dieser Schilderungen eine schöne Weihe, wie sie von der Zartheit eines Herzens ausgeht welches, nicht gewohnt die stillgehegten Schätze vor der Welt zu entfalten, sich gleichsam in seinem Mittheilen mehr belauschen läßt als daß es fremde Aufmerksamkeit mit keinem Nachdrucke heranzodert. Auf der einen Seite spricht Das ohne Frage zu Gunsten des Dichters; je unberührter sein Schaffen von Motiven und Rücksichten eines coquetten, berechneten Verhältnisses zum Publicum sich erhielt, desto eher wird man das würdige Werk eines reinen Künstlergemüths zu erwarten haben. Aber — mag man auch hier erkennen, die echte Bescheidenheit leiste stets mehr als sie ankündigt — es liegt doch in einem solchen Auftreten ein gewisses Fernhalten des unbedingten künstlerischen Maßstabes, das selten ganz der bedauerlichen Rechtfertigung entbehrt. Redet der Dichter einmal über sein Werk, so sehen wir ihn am liebsten frei auf ein Hohes hinweisen das er angestrebt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

F. F. Linz's „Philosophie der gesunden Vernunft“.*)

„Die Philosophie der gesunden Vernunft“, dieser Titel den der berühmte Naturforscher seinem letzten Werke (denn kurz nach dem Erscheinen desselben starb er) vorzulegen sich veranlaßt fühlte, klang dem Referenten, noch ehe er das Buch in die Hand nahm, wie eine beabsichtigte Opposition einerseits gegen die scholastischen unfruchtbaren Grübeleien der Professorephilosophie über Sein und Denken, Unendliches und Endliches, Immanenz und Transcendenz, und wie die leeren Hülsen alle heißen die von den Schulpedanten immer und immer wieder von neuem ausgedroschen werden, und bei denen doch nichts Reales, Gesundes, Kerniges und Markiges herauskommt; andererseits schien ihm jener Titel wie eine Opposition gegen die unvernünftigen, unpraktischen Philosopheme der modernen Welt- und Staatsverbesserer. Hier, so schien mir der berühmte Naturforscher durch den Titel seines Buchs sagen zu wollen, habt ihr eine aus dem frischen Quell der Natur geschöpfte und in gesunden Begriffen abgelagerte Philosophie. Denn worin anders in aller Welt sollte denn die Gesundheit der Vernunft bestehen als darin daß sie ihre Begriffe, Urtheile und Schlüsse auf die reale Natur und das wirkliche Leben gründet? Warum ist z. B. in den Utopien der modernen socialistischen Staatsverbesserer keine gesunde Vernunft als lediglich darum weil sich ihr Begriff vom Staate nicht auf die wirkliche Menschennatur, sondern auf leere Einbildungen stützt? Die Vernunft ist, wie schon der Artikel besagt, weiblicher, d. h. bloß empfangender Natur; befruchtet wird sie von dem männlichen Verstand, dem Organ zur Auffassung der realen, wirklichen Welt. Wo daher der mit gesundem Samen befruchtende Verstand fehlt da hilft alle Vernunft Nichts. Gesunde Vernunft ist nicht denkbar ohne gesunden Menschenverstand. Der

Wahnsinnige hat ohne Zweifel Vernunft, denn er bildet — was die alleinige Function der Vernunft ist — Begriffe, Urtheile und Schlüsse; aber er hat den Verstand verloren, denn seine Begriffe, Urtheile und Schlüsse gründen sich auf eine eingebildete, nicht auf die verstandesmäßig angeschaute reale Welt. Darum wird auch Niemand z. B. von einem Kutschler der in eine Prinzessin wahnsinnig verliebt ist, und sich nun einbildet ein Prinz zu sein, und sich in seinem Wahne wie ein Prinz gebildet, sagen daß er die Vernunft, sondern daß er den Verstand verloren habe. Jeder Wahnsinnige kann in seinem Wahne sogar sehr vernünftig zuwerkegehen, indem er ganz seinen einmal gebildeten Begriffen gemäß urtheilt und schließt, und nach diesen Urtheilen und Schlüssen handelt; aber je vernünftiger er verfährt, je consequenter er handelt, desto unverständiger ist er. So ging Don Quixote sehr vernünftig zuwerke, denn er verfuhr ganz in Worten und Werken seinem einmal gefaßten Begriff von einem Ritter gemäß; aber daß er den von zwei großen Schaafherden aufgewirbelten Staub als das Zeichen zweier anrückenden Heere ansah, und sich nun seiner ritterlichen Pflicht gemäß rüstete dem hilfbedürftigen unterliegenden Theile beizustehen, und so sehr Sancho — der gesunde Verstand — ihm versicherte daß es doch nur Hammel und Schafe, nicht Heere und wüthende Pferde wären die ihnen entgegenzögen, dennoch in die Schaafherde einsprengte und sie wüthend niederstach, diese und andere Ungereimtheiten waren nicht die Folge eines Mangels an Vernunft, sondern an gesundem Verstand, der das Gegebene, wirklich Vorliegende richtig auffaßt. (Wer sich über den hier gemachten Unterschied zwischen Verstand und Vernunft noch gründlicher und ausführlicher belehren will Der studire Arthur Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung“, erstes Buch, und dessen Schrift „Ueber den Satz vom Grunde“, zweite Auflage.) Diesem Unterschiede zwischen Verstand und Vernunft gemäß kann die letztere nur dann „gesunde Vernunft“ genannt werden, wenn sie mit Begriffen operirt zu denen ihr die vom Verstand richtig aufgefaßte reale Welt den Stoff geliefert hat, während sie krank zu nennen ist wenn sie ihre Begriffe nicht aus dem wirklich Gegebenen, sondern aus leeren Einbildungen schöpft die die Folge eines kranken Gemüths oder eines verkehrten Willens sind.

Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen beschäftigt, wozu wie gesagt der Titel von Linz's Buch Anlaß gab, nahm Referent dieses eine Philosophie der gesunden Vernunft vorbeisende Buch in die Hand. Aber wie fand er sich getäuscht als er gleich im ersten Capitel, welches überschrieben ist: „Erhebung des Gedankens zu Gott“, ganz ernstlich vom „Denken des Denkens“, vom „Gegensatz des Seins und Denkens“ und vom „Unendlichen und Endlichen“, mit Berufung auf Trendelenburg, Hegel, Sabler und andere „scharfsinnige“ Philosophen, die Rede fand. „Denken des Denkens“ nennt Linz selbst „eine harte Forderung“, er hätte jedoch hinzusetzen können: eine unvernünftige, unausführbare, die der gesunden Vernunft so wenig in den Sinn kommen kann als die Forderung das Leben zu sehen oder das Riechen zu riechen oder das Schmecken zu schmecken. Ferner sagt die gesunde Vernunft daß wenn das Denken des Denkens möglich wäre, ebenso auch das Denken vom Denken des Denkens, und so ins Endlose fort möglich sein müßte, was denn gerade so wäre wie eine Treppe die man aus einer einzigen Stufe, dieselbe immer unten abbrechend und höher ansiehend, aufbauen wollte. Zweitens den Gegensatz von „Sein und Denken“ betreffend, wegen dessen Lösung Linz Professor Trendelenburg's in dessen „Logischen Untersuchungen“ bewiesenen Scharfsinn lobt, so lehrt die gesunde Vernunft daß Sein und Denken ebenso wenig einen Gegensatz bilden wie Thier und Säugethier; denn sowie das Säugethier nur eine besondere Art des Thieres ist, so ist auch das Denken nur eine besondere Art des Seins. Sowie im Säugethiere das Thier steht, so steht auch schon im Denken das Sein; es ist also lächerlich sie einander entgegenzusetzen, und sich mit der Frage abzuquälen wie sie zusammenkommen. Linz bringt end-

*) Die Philosophie der gesunden Vernunft von F. F. Linz. Berlin, Nicolai. 1860. Gr. 8. 1 Thlr.

Es geht heraus daß in der Handlung des Denkens ein innerer Widerspruch steckt „der uns noch zuletzt im Denken des Denkens hindert“ (S. 11). Dies ist doch wahrlich kein Auspruch der gesunden Vernunft, denn diese sagt uns daß, wenn in der Handlung des Denkens wirklich ein innerer Widerspruch steckte, sie ganz unvollziehbar wäre. Man würde jedoch Link sehr Unrecht thun wenn man sein Buch nach dem ersten Capitel beurtheilte. Es ist wirklich viel gesunde Vernunft in dem Buche; nur ist es kein philosophisches System der gesunden Vernunft. Es fehlt der alle besondern Betrachtungen beherrschende Grundgedanke. Die vielen einzelnen Urtheile über verschiedene Gegenstände der Natur und des geistigen Lebens, namentlich über Gefühl und Empfindung, Willen und Freiheit, Moral und Religion, Recht und Staat, beweisen daß Link in solchen Dingen ein Selbstdenker war, frei von Vorurtheilen, mit gesundem Auge die Natur der Dinge selbst beobachtend; aber diese Betrachtungen stehen zu aporistisch da, und man vermißt den systematischen Zusammenhang. Link ruhte eigentlich noch auf Kant'schem Boden, wie seine gegen den Schluß des ersten Capitel's gegebene Definition der gesunden Vernunft beweist:

„Wir nennen sie die gesunde Vernunft weil sie nicht die Anmaßung hat zu meinen daß sie Alles wissen, Alles begreifen könne; denn diese Anmaßung ist die Krankheit des menschlichen Geistes. Die gesunde Vernunft führt uns an die Grenzen ihres Erkennens und Wissens, wo sie dann in froher Hingebung und dem Gefühl übergibt welches die Menschheit immer beherrscht hat und beherrschen soll: dem Glauben. Sowie sie aber ihre Schwäche erkennt über jene Grenzen nicht weiter dringen zu können, so ist sie auch ihrer Stärke bewußt bis an jene Grenzen dringen zu können und zu müssen“ (S. 14). Doch Link setzte sich dadurch mit sich selbst in Widerspruch daß er bei dieser Kant'schen Grenzmarke zwischen Glauben und Wissen nicht stehen blieb, sondern sich auf die überliegenden Speculationen der von Kant abgewichenen Alleswiffer, Schelling und Hegel, einkieß. Einerseits verwirrt er die Schelling'schen naturphilosophischen Constructionen (S. 21), und doch konstruirt er selbst das Denken nach den drei Dimensionen des Raums. Link hat auf Trendelenburg's „scharfsinniger“ Lösung daß die Bewegung das Sein, mit dem Denken verfühne (was beiläufig gesagt sehr revolutionnair klingt) weiter bauend, wirklich herausgebracht wie das Denken in den drei Potenzen des Wahrnehmens, Begriffsbildens und Schließens der Bewegung in den drei Dimensionen des Raums entspreche.

„Wollen wir uns nämlich Subject und Object jedes in seiner Einfachheit denken, so werden wir sie unserm Geiste als Punkte darstellen müssen, ohne alle Größe, weil es darauf nicht ankommt; wollen wir das Verhältnis zwischen Object und Subject, den Uebergang von einem zum andern uns deutlich machen, so wird es zweckmäßig nur durch eine gerade Linie zwischen beiden geschehen können. Wir haben dann Object und Subject als Endpunkte einer gezogenen Linie.“

Das Denken in dieser ersten Potenz als Linienzieher ist nach Link das Wahrnehmen, „Subject und Object erscheinen hier wirklich als die Endpunkte einer Linie; man kann, wie man will, von dem einen anfangen oder von dem andern.“ Ueber diese Linie, die man so klein oder so groß denken kann wie man will, „erhebt sich das Denken in zweiter Potenz durch einen Punkt außer ihr, von welchen Linien nach den beiden Endpunkten der ersten Linie gezogen werden, und dadurch ein begrenzter Raum, eine Figur, ein Dreieck entsteht, die Grundgestalt aller Figuren. Durch die Fläche sind wir zu der zweiten Dimension des Raums, zur zweiten Potenz gelangt. Wir können nun auch die ebenangebeutete Handlung des Geistes ein Denken in der zweiten Potenz nennen; es ist das Vermögen durch Begriffe zu denken.“

Endlich kommt die dritte Potenz, das Denken des Denkens als Pyramide. „Wenn wir endlich uns auch über die Fläche erheben, einen Punkt außer ihr annehmen, und von ihm Linien zu den Grenzpunkten der Fläche ziehen, so erhalten

wir eine Pyramide, die Grundgestalt aller körperlichen Figuren. Wir sind dadurch zur dritten Dimension des Raums oder zur dritten Potenz gekommen, und können nun das Denken des Denkens im Urtheil und Schluß verständlich darstellen, indem wir das Subject selbst, das denkende Ich im Verhältnis zu dem dadurch gebildeten Begriff, über und außer demselben betrachten“ (S. 17—19).

Schade daß es keine vierte Dimension im Raume gibt, sonst hätten wir noch eine vierte Potenz des Denkens erhalten, vielleicht das Denken vom Denken des Denkens. Wer etwa hierzu Lust verspüren sollte Dem empfehlen wir vorläufig aus Rißes' „Bier Parabora“ (Leipzig 1846) das zweite Paradoron: „Der Raum hat vier Dimensionen“, zu studiren. Doch Ehre beiseite. Link gehört trotz der geschilderten Verirrungen dennoch zu den Männern von gesunder Vernunft, und sein Buch ist immer noch lesenswerther als alle spitzfindigen, unfruchtbaren Begriffsklaubereien der modernen Scholastiker. Zugleich liefert Link's Buch den Beweis daß die sich selbstverschmehte Vernunft nicht hochmüthig und ungläubig, sondern demüthig und gläubig macht. So mochte sich denn auch Link weder mit Schelling die intellectuelle Anschauung des Absoluten noch mit Hegel das absolute Wissen an, sondern bekannte demüthig (S. 15): „Außer dieser Vernunft durch die wir denken kann es auch noch andere geben durch die man anders denkt, oder deutlicher: da wir auch das Denken nur in Raum und Zeit zu denken vermögen, so könnte es wol auch außer Raum und Zeit ein Denken geben welches wir nicht zu denken vermögen, und wofür die menschliche Sprache keine Worte hat. Einmal keinen Blick in jene Tiefe der Tiefen erlaubt die Vernunft uns zu thun.“

22

Literarische Notiz.

Das Spiel unter Ludwig XIV.

Der Verfasser von „L'histoire de la vie et de l'administration de Colbert“, Pierre Clément, hat ein interessantes Werk über Ludwig XIV. veröffentlicht: „Le gouvernement de Louis XIV“, mit vielen ungedruckten Briefen und Actenstücken belegt. Es liefert merkwürdige Beispiele der Spielwuth des Hofes. Man setzte ungeheure Summen ein, und die geschickten oder unglücklichen Spieler waren nicht sehr gewissenhaft. Die Verluste königlicher Personen hatten Colbert aufmerksam gemacht. Selbst Dangeau war ihm verdächtig. Letzter hatte in Spanien gebient und sprach vortrefflich spanisch. Dies und sein geistreiches Wesen machten ihn schon gleich am Anfang der Regierung den beiden Königinnen Anna und Maria Theresia von Oestreich angenehm. Die Prinzessinnen zogen Dangeau zu ihrem Spiele, welches damals Kederfus war. Dieser berühmte Hofmann hatte ein solches Verständnis der Algebra daß er im Fluge die Wechselfälle der Karten zu berechnen vermochte. Diese Fertigkeit beeinträchtigte die Lebhaftigkeit seiner Unterhaltung keineswegs. Die zwei Königinnen amüsierten sich und verloren viel. Colbert's Sparfamkeit beunruhigte sich darüber. Fontenelle sagt bei dieser Gelegenheit: „Der König richtete es so ein daß er eines Tags Beuge von diesem Spiele war, und überzeugete sich selbst, indem er hinter dem Marquis Dangeau stand ohne von ihm gewahrt zu werden, von seiner pünktlichen Treue. Man mußte ihm gewinnen lassen wie er wollte. Dann entfernte ihn der König vom Spiele der Königinnen, aber nur um ihn zu dem seingegen zu wählen. Die Algebra und das Glück ließen Herrn von Dangeau nicht im Stiche bei dieser neuen Partie. Der Verfasser führt in einer Anmerkung folgende Stelle der „Lettres inédites des Feuquières“ an: „Das Spiel der Frau von Montespan ist so unmäßig ausgeartet daß Verluste von 100,000 Thalern etwas Gewöhnliches sind. Am Weihnachtstage verlor sie 700,000 Thaler; sie setzte auf drei Karten 150,000 Pistolen (die Pistole betrug 10 Livres), und gewann sie.“ Clément fügt bei: „Eine Million 500,000 Livres auf drei Karten gesetzt!“ S.

Montag,

— Nr. 53. —

3. März 1851.

Abalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

Stifter gehört, wie wir jetzt den Umfang seiner Kräfte überblicken, zu jenen Geistern bei denen man beklagt daß sie in einem Mangel ihre Beschränkung haben, der das Schönste und Werthvollste wodurch sie unsere Liebe gewinnen nicht zur Blüte einer großen, vollständigen Wirkung gedeihen läßt. Es dünkt uns dann so leicht, so naheliegend daß auch das Letzte, Vermisste noch ergriffen werde; aber da es nicht ergriffen wird, bleibt noch soviel zu wünschen.

Werkwürdig erscheint Stifter im Verhältnis zu Dem woran die herrschenden Richtungen der Zeit uns in der Literatur — freilich nicht in ihr allein — haben gewöhnen wollen, durch eine wahrhafte Integrität, ja — für den recht Verstehenden — Frömmigkeit des Sinnes, die es sehr wohl erklärt wie Joseph von Eichendorff die leuchtendsten Spuren seines idealen Katholicismus, in dem er noch der Poesie einziges Heil glaubt, bei diesem Dichter als einem Jünger der wahren Romantik so freudig begrüßen konnte. Er preist seine allem Unkirchlichen durchaus fremde Besinnung, die alles Leben nur an Dem messe was des Lebens werth sei und die wir heutzutage getrost eine katholische nennen dürfen; diese umgebe das Ganze wie die unsichtbare Luft die Jeder athmet ohne es zu merken. Ohne mit dem ehrwürdigen Manne über einen Irrthum zu rechten welcher dem katholischen, dem strengkirchlichen Geiste zuschreiben will was am Ende als das höchste Gemeingut bei allen edeln Dichternaturen wiedergefunden wird, bekennen wir uns von Herzen zu seinem Glauben an das poetische Geheimniß des religiösen Gefühls, „das wie ein Frühlingshauch Feld und Wald und die Menschenbrust erwärmend durchleuchtet“. Und ein solcher Poet tritt uns gerade aus Oestreich, das sich sonst als eine wahre Pflanzschule kränklicher Welterschmerzfünger dargestellt hat, doppelt denn freilich sogleich mit ihrem „Aber“ bei der Hand sein. Wenn wir den poetischen Geist der Liebe wie die Sonne denken, die Alles übergoldet, so ist damit vorausgesetzt daß nicht der Reichthum von Gestalten und Verhältnissen welchen die Welt dem Gemüthe darbietet

durch eine ängstliche Scheu in der Dichtung verkümmert werde. Das religiöse Gefühl, der Ernst, die Reinheit womit die Gegenstände aufgenommen werden hat für uns nicht den wahren Werth ohne ein starkes Element sittlicher Ironie, die auch dem Bedenklichen, Schwierigen, Verwickelten nicht aus dem Wege geht. Auf dieser Höhe finden wir nun doch unsern Stifter keineswegs. Einzelne Züge abgerechnet, die sich zuweilen fast wie ein sonderbares Wagniß ausnehmen, hält sich seine Darstellung gern in einem zahmen Gange, durch welchen sie nicht selten leerer Monotonie überliefert wird. Wenn wir Alles so lieb und gut, so friedlich, sänftiglich und wonniglich zum Ziele schweben sehen, so können wir nicht umhin manches mal — nach Tieck'schem Ausdruck — recht von Herzen: „Etwas mehr Wolf in die Schäferei!“ zu wünschen. So führt die anmuthigste Eigenschaft selbst an die Grenze wo sich der Tadel erhebt. Vieles von Dem was er trifft hängt zugleich mit der Aufschrift unter welcher die gesammte Reihe dieser Dichtungen sich einfuhrte nahe zusammen. Einfache Situationen, Bilder, Stimmungen, angedeutete Gemüthszustände stehen fast überall so nebeneinander daß sie in ihrer Zusammenfassung eine weite Lebensstrecke überblicken lassen, und doch haben wir nur „Studien“, denn das Gemälde ist nicht vollendet. Nirgend hat der Dichter sich in den vollen Drang und Kampf einer Entwicklung begeben. Wir sind also in dem Falle ihm gerade über Das zu predigen was er mit Bewußtsein zurückhielt. Zumeist gewinnen wir den Eindruck von ganzen Lebensromanen, nur daß wunderbar genug in der Hauptsache: den menschlichen Schicksalen, durch jene verschämte Zurückhaltung das lärglich Skizzenhafte sich verkehrterweise als Gesetz geltendmacht und die Empfindung einer gebliebenen großen Lücke hervorruft, während Elemente denen bei noch soweit angelegtem Plane die weise Dekonomie der Dichtung nur eine höchst bescheidene Stelle gönnen würde in einer vom Ganzen unabhängigen maßlosen Ausbreitung wuchern dürfen. Der Mangel lebendiger Bewegung und Mannichfaltigkeit, von dem die „Studien“ zum größten Theil ihr Gepräge empfangen, beruht vor allem auf einer eigenthümlichen schüchternen Emsilbigkeit in der Behandlung der Leidenschaft. Ein leises Ahnen berührt uns von der Aufregung in den Tiefen der lie-

benden, leidenden Bruch, aber die Blut ist wie gewaltsam zurückgezwungen und die Gestalten wandeln so verschwiegen, mit einer unnatürlichen Ruhe, ja beinahe kalt und anscheinend herzlos umeinander hin gleichgültige Bahnen, daß sie ein wahrhaft ärgerliches Verlangen nach der heftigsten Unterbrechung dieses dumpfen, öden Hartens in uns erwecken. So ergibt sich das Fortschreiten in einer oft gar seltsamen Wechsellosigkeit der Beleuchtung.

Von dem Quellpunkte der fruchtbarsten Beziehungen zwischen den Charakteren meinen wir den Dichter nur zu oft verblendet hinwegweichen zu sehen. Aber auch wo er die größte Innigkeit des gegenseitigen Verhaltens an seinen Menschen darstellen will, wird der gleichsam über den Gemüthern waltende „Himmelschluß und Zauberbann“ des Zusammengehörens in der göttlichen gegen allen Widerstreit zufälliger Conflict anherrschenden Macht nicht rückhaltlos genug offenbar. Dieses nicht zu entwurzelnde Gesetz tiefgreifender Wechselwirkung müßte in einem ganz anders sichern und starken Ausdruck hervortreten. Es gibt eine zudringlich gesticulirende Geschwägigkeit der Gefühle, eine platte Deutlichkeit der Darstellung, durch welche so viele der heutigen Novellisten, wie Dramatiker und Lyriker ein Schrecken jeder gebildeten Seele werden; wißt ihr Nichts mehr von jenem Zauber des nie ganz zu Ergündenden, den der echte Dichter über seine Schöpfung webt? Stifter's Poesie ist reich an den lieblichsten Zeugnissen dieses Sinnes, auf dessen Beruf er uns einmal (im Eingange der „Brigitta“) selbst geradzuhinführt, indem er von gewissen geheimnißvollen Kräften, von Dingen und Beziehungen im menschlichen Leben redet, die, ihrem Grunde nach nicht sogleich klar, mit einem schönen und sanften Reize des Geheimnißvollen auf unsere Seele wirken.

Wir glauben — fährt er fort — daß es nicht zu viel ist wenn wir sagen es sei für uns noch ein heiterer und unermesslicher Abgrund, in dem Gott und die Geister wandeln. Die Seele in Augenblicken der Entzückung überfliegt ihn oft, die Dichtkunst in kindlicher Unbewußtheit lüftet ihn zuweilen, aber die Wissenschaft mit ihrem Hammer und Richtscheite steht häufig erst an dem Rande und mag in vielen Fällen noch gar nicht einmal Hand angelegt haben.

Diese poetische Tugend liegt jedoch unendlich weit ab von der bei Stifter so häufigen Art das Wachsen und Reifen, die entscheidenden Wendungen innerer und äußerer Geschichte aufzufassen, welche unsere Theilnahme aufs unbehaglichste in der Schwere hält. Wo der Dichter Empfindungen weckt zu denen man nicht sogleich in seinem Gebilde das entsprechende Moment zur Rechenschaft findet, wo er das Wichtige zu errathen gibt oder nur im eilenden Blitze augenblicklicher Stimmung, im abgebrochenen Zuge des heftigen innern Kampfes eine ganze Kette verschwiegener Begebenheiten deutlich vor die ahnende Seele führt, wirkt er oft soviel und tief erschütternder als mit der glanzvollsten Ausführung; aber übertrieben oder mit einseitiger Vorliebe ergriffen muß dieses Streben in eine forcirt fragmentarische Manier auslaufen oder gar ohne Weiteres den Eindruck des Leeren hervorrufen. Stifter's Eigenart entwickelt in sich

diese Richtung von der gräßlichsten Feinheit bis zum bedenklichsten Extrem. Indessen verhalten sich seine einzelnen Dichtungen nicht so zueinander daß sie, wie ihre Ordnung nach der Zeitfolge des Entstehens gesetzt ist, ein allmählig stärkeres Hervortreten dieses Zugs bemerken lassen, sondern ganz zufällig berührt uns hier einmal als Fehler worin bei einem frühern Bilde erhöhter poetischer Reiz gefunden wurde. Wenn man z. B. das erste und letzte Stück der „Studien“: „Der Condor“ und „Der beschriebene Lännling“, in dieser Beziehung vergleicht, so kann man sich nur darüber verwundern, denselben Sinn von dem nämlichen Mittel dort einen so durchaus richtigen und höchst wirksamen, hier dagegen einen so verkehrten, geschmacklosen Gebrauch machen zu sehen. Dort fügt sich an eine kurze Reihe von Szenen welche die Vorbereitung eines unvermeidlichen schmerzlichen Bruches mit großer intensiver Gewalt ausdrücken ein Schluß der nur im flüchtig hingeworfenen Bilde äußerer Vorgänge das Dulden und Kämpfen der Gemüther andeutet; wenige Worte, in denen doch ausdrückliche Beziehung auf früheres Geschehense vermieden ist, reichen hin daß man den in die Ferne Fortgezogenen als Sieger ahne. Die Sparsamkeit die in der Ausführung Alles umgeht was der betrachtende Geist von selbst mit unzweifelhafter Nothwendigkeit ergänzt und darum nur die Hauptwendungen und -Situationen der vorschreitenden Entwicklung malt, hat sich in dem wahren künstlerischen Maße gehalten. Wir entbehren Nichts, obwohl das abgeforderte, wohlbehagliche Eingehen in die innern Zustände: die Grade der Leidenschaft, die Vorspiele des Entschliessens, die geistige Verarbeitung der Lebensschicksale, wie auch dieser Fall zeigt, keineswegs Stifter's Sache ist, so tritt uns doch das deutlichste Abbild Dessen was die aufgeregten Seelen durchgelebt und bei sich erwogen in den einzelnen Momenten der Geschichte vor Augen. Einfach und mächtig entfaltet das Bild dieser meisterhaften Novelle, ergreifend mit stiller Pracht, einen Gedanken den wir sonst verzerrt durch modernen Überwitz in die fade Breite ganzer Bände ausgesponnen finden. In „Der beschriebene Lännling“ fehlt bei der schon ohnehin unbegreiflichen Wahl eines ganz verbrauchten, trivialen Stoffes obendrein Alles was zu dem gängsten poetischen Interesse verhelfen könnte. Welche einzige Ueberraschung daß uns dieser Dichter auch einmal von dem alten Roman unterhält: wie ein schöner, vornehmer Herr in Sammet und Seide einem kreuzbraven, herzensguten Burschen „aus dem Volke“ im Umsehen sein Rädel wegstiehlt! Doch möge Das noch gelten; wir wollen nur nach der Behandlung fragen. Da ist aber jede geistige Vermittelung des Geschehens übergangen, Nichts motivirt oder erklärt. Man glaubt einen Bericht über die gleichgültigen Actionen einiger Automaten vor sich zu haben; keine Spur davon daß die Gestalten zu Dem was die Erzählung von ihnen aussagt durch eine bewußte Seele getrieben werden. Mit keinem Worte wird irgend einer innern Bewegung erwähnt, aus der uns ein Wille, wenn auch ein verirrter, anspräche. Wie das

Auffeimen der Antreue in dem Mädchen ebenso wird der Kummer des Betrogenen der vernünftigen Forderung vorenthalten. Die Geschichte beschäftigt sich mit dem letztern noch eine gute Weile, aber das Verhüllen des geistigen Hintergrundes gibt all seinem fernern Thun und Ausdauern einen unheimlich maschinenhaften Charakter; was in ihm vorgeht ist ein Räthsel, eines freilich das sich errathen läßt, jedoch ein Räthsel und die Absicht in welcher der Holznecht jenen eifrigen Gang mit der geschärften Art nach dem „beschriebenen Länning“, dem vorbezeichneten Jagdstandort des Herrn Guido, unternimmt, bleibt es vielleicht für Manche (weil sie das Räthsel was sich zu Holznecht, Art und Baum als Dientes darbietet als eine zu matte und leere Pointe zurückweisen) und somit auch das Gebot des heilig leuchtenden Bildes, das dem Träumenden über Nacht in den dunkel überhangenden Zweigen aufgeht. Leider scheint es der Dichter mit dieser seltsamen Manier auf etwas Ungewöhnliches angelegt zu haben, und diese fatale Empfindung des schlechtthin Affectirten muß denn den Eindruck noch unerquicklicher machen den man außerdem von der magern, nichts sagenden Begebenheit mit hineinwegnimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Einfache Geschichten von Emma Riendorf. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. 1849. 8. 2 Thlr.

Eine poetische Seele erzählt diese „Einfachen Geschichten“ und schmückt sie aus mit der Poesie des Lebens und des Herzens, mit den Reflexionen eines denkenden Geistes. Denkend und süßend folgt der Leser den Erzählungen, durchdrungen von den Wahrheiten die ihm geboten werden. Der Inhalt der Geschichten ist selten glücklicher Art; keine beseligenden Liebesketten bemächtigen sich der Phantasie, keine leidenschaftlichen Motive bringen das Blut in Wallung; da ist kein jauchzendes Hellen und trostloses Fürchten, keine Angst des Mitgefühls welche den Leser ergreift, sondern das stille Herzklopfen der Resignation, das Ahnen, Finden und Schwinden des Glücks wie das Leben solches mit sich führt. Nicht zur Rebellion gegen das Schicksal wird die Frau aufgefordert, sondern zum Sichfügen und zum Stillen Ergeben. Dabei bekundet die Verfasserin ein Talent des Schilderns und Ausmalens wie man solches nur selten findet; sie gibt die Stimmungen in ihren verschiedenen Färbungen, die Umgebungen in ihren Details als Hintergrund der handelnden Personen; kleine Züge der Letztern, häusliche Anordnungen, unbewußte Bewegungen woraus der Charakter hervortritt. Unter solchem Zusammenwirken sind sieben einfache Geschichten entstanden, welche die Verfasserin auf folgende Weise selbst charakterisirt: „Nur Schattenrisse von Blumen die in einem vollern Sonnenlichte erblüht wären. Nur einzelne Einnien in Tagen hingeworfen wo man in die Gemüthswelt tauchte und noch nicht Geschichte lebte. • Wehmüthig blickten sie aus dieser nahen und doch schon so fernern Bergangenheit wie über eine Kluff und blickten um Vergebung für ihr Dasein.“ Jede einzelne der Erzählungen hat auch ihren verbergenden Blumenduft und Farbenschmelz.

Als eine der vorzüglichsten möchten wir „Die alte Jungfer“ hervorheben. Die feige, feile Welt pflegt jede That und jedes Leben nur nach dem Gelingen zu beurtheilen, und zum Spottnamen zu stempeln was Ordenszeichen sein sollte. Da wo die Letzten die Ersten werden, im Himmelreich, kommt gewiß gleich neben den unschuldigen Kindlein und den vor der Rosenzeit-entflohenen Mädchenseelen die alte Jungfer. In unsichtbare Konnen-

schleier gehüllt schwebt sie wie ein Fremdling durch die Zeit; eine Blume welche in unwirthlichem Klima sich nicht entfalten durfte. Immer und immer Andere glücklich sehen, immer entsagen, keinen Wunsch, keinen Reiz kennend! In der schwersten Bedeutung immer nur Andern, in der Schwersten nur sich allein leben! Das Herz wie ein Altarstein versteinert, aber voll: Wieviel Liebe, wieviel Träume weben ungeschaut und unvernommen über den Planeten, fallende Blüten wie auf Gräberbetten! in eurer Armuth welche Fülle! Nur die alte Jungfer kann Alles zumal umfassen und verstehen: Braut-, Frauen- und Mutterliebe. Ihr barmherzigen Schwestern für die man so wenig Barmherzigkeit hat! Aber wenn auch die Opfer von unserm kranken, faulen Gesellschaftssysteme, so seid ihr doch nicht seine unglücklichsten, nicht die grausam Gedemüthigten die man zum Altar zerrt, deren Todesruf ungehört die Wolken durchschneidet, und deren Seufzer langsamen Sterbens keinen Widerhall auf Erden wecken. Die alte Jungfer der Novelle, welche von der Gesellschaft mit kaltem Auge betrachtet, von der Familie mit wenig Liebe geduldet wird, trägt in ihrer Seele ein tiefes Weh, einen stillen bangen Schmerz über die gebrochene Liebe, über den gestorbenen Geliebten, den sie seit 40 Jahren betrauert. Sie lebt einsam in ihrem alten Hause, in der alten Einrichtung und in ihren alten Wohnheiten. Und wie lebendig ist alles dieses Alte geschildert; der Leser glaubt es selbst zu sehen wie nach dem Verschwinden der alten Jungfer die Herren der Autorität ungeduldig an der Klingel reißen, bis sich ihnen die schwere Pforte aufthut welche in die feuerfeste gewölbte Vorhalle mit dem randen vergitterten Fenster führt. Er sieht den eingelegten Steinboden, das Marmorbecken mit Brunnen in der Muschelgrotte. Auf den blankgehobten Treppen an den alten Jagdstücken vorüber gleitet manchmal der Fuß eines Aetenmannes aus. Zuerst geht es vor die vollen Schränke, spiegelglatt mit gewundenen Säulen; dann zu den Vorräthen vom Keller bis zum Speicher; zu den Kammern, in welchen sich ein Luxus von Wirklichkeit kundgibt, wo dem Küchenmeister Nichts gemangelt hätte für den Fall eines Belagerungszustandes, wo besonders ganze Batterien von Confiturengläsern das sorgliche Walten einer feinen Hand verathen. Im Vorsaale mit der Stuccaturdecke, bei den lebenshohen Bildern der Ahnenreihe, tauschen die Gerichtsmänner und die alten Rathsherren mit goldener Ehrenkette, die geharnischten Ritter, die gepuderten Stutzer mit Salardosen und die Damen mit dem Schoothunde, im Spizengleier, Atlas- oder Amazonenkleid, seltsame Blicke untereinander. Das glatte Parquet kracht unter den vielen ungewohnten Tritten. Immer bedenklichere Mienen unter der Dienerschaft, welche zögernd die Flügelthüren aufschließt. Da ist das große Wohnzimmer mit seiner gewirkten Tapete von Palmen, Rohren und Rameelen; mit seinem riesigen Ofen von blau und weißem Porzellan, neben dem auf ihrem Rissen die weiße Angorakatze schläft; unter dem Spiegel die stummen Goldfische die wie verzaubert im Kristalle schwimmen; am Fenster im Erker der Arbeitstisch mit dem Strickkörbchen, mit all den feingewundenen Nöcken, mit Fingerhut und Schere. Links davon das verlassene Schlafgemach, das Bett mit grünseidener Decke im Alkoven, darüber das Portrait des Vaters in Jagduniform, auf dem nahen Tischchen das Neue Testament, die Brille, die Taschenuhr auf sammetnem Gehäuse, welche in der Sterbenacht stehen geblieben und seitdem von Niemand aufgelesen ward, eine Flacon, eine Handkelle ... Noch eine Flügelthür rechts vom Wohnzimmer. Die Pustube von der Entschlafenen, immer als Heiligthum gehalten und von keinem andern Fuß betreten. Man sucht lange den Schlüssel, paßt diesen und jenen vergeblich in das Schloß, bis es endlich nachgibt. Um so begieriger drängt sich Alles hinein: die Mauer mit rother Seide ausgeschlagen und von Goldleisten eingefast. Sessel und Kanapee von gleicher Farbe; unter dem Pfeilerspiegel eine prächtige alte Uhr, der Zeiger auf die neunte Stunde gestellt; an den zwei Hauptwänden große Delbilder: die Flucht nach Aegypten von einem Schü-

ler Dürer's, und ein Raubstück von Schellen: die Kugen und thörichten Jungfrauen mit ihren Lampen in der Hand. Vor dem Sopha, über welchem dieses Gemälde hängt, ein runder verhöllter Tisch, geheimnißvoll anzuschauen. Man nimmt die Tafeltücher weg welche darüber gebreitet sind: Alles Damast, sehr reich, aber ganz vermodert von der Zeit, sowie auch das Damasttuch welches auf die Platte gedeckt, und die Servietten. Viel schweres Silberzeug steht darauf, auch Perle, Alles sehr reich, aber angelauten; drei Gedecke. Alles wird begafft, jedes einzelne Stück angefaßt. Das vergilbte Damastzeug bricht zusammen wie es der Finger berührt, läßt sich stellenweis zu Staub reiben. Wo sind jetzt die drei Menschen welche an dieser traulichen Runde zusammen speisen sollten? wie lange haben diese Gäste sich erwarten lassen? Selbst die trockenen Geschäftsleute fühlen eine Art Rührung, einen Schauer vor dieser wahrhaften Todtenmahlgast. Viele Fragen regen sich um das schweigende Räthsel von dem nur das Grab weiß. Ein ausgefundenes Tagebuch gibt Aufschluß darüber: die Gedecke waren aufgelegt gewesen für den Bräutigam welcher zur Hochzeit kommen wollte, und für eine taube Cousine, die Frau des glücklichen Bundes. Der Tod hatte die frohe Mahlzeit gestört. Die alte Jungfer schildert ihr Glück: „Kur eine Minute Glück sah ich von all der Gefahr, all den Leiden ringsherum, dem ganzen Leben voll Angst, nur die eine Minute Glück! Die Menschenschwalbe hängt ihr Nest selbst an die rauchenden Trümmer eines Vulkan. Die Freude steht immer über dem Schmerz, die echte, und mit Recht, denn er vergeht und sie bleibt... Mein Schuß, sagte ich zu ihm, wie behütet fühlte ich mich gegen eine Welt in Noth und Tod. In solchen Momenten verräth sich die tiefe Verwandtschaft von Freud und Leid, die am Ende beide Eins sind... Kein Scheiden in der Liebe. Den Geliebten durch das Leben verloren, wieviel herber durch den Tod, wie hoffnungsvoll-hoffnungslos! Setzt theile ich den Freund nur mit Gott... Bierzig Jahre den Bräutigam erwartet; durchs ganze Leben warten, das schwere Menschenloos! Vergehens warten, nein, nicht vergehen! Halte immer den Tisch bereit für den Herrn. Die Stunde wenn er kommt weiß Niemand, die Braut harret dein.“ Solches sind die Accorde der Liebe aus dem Leben der alten Jungfer. Es kann dem Leser nur Gewinn bringen solche feste Gestalten ins Auge zu fassen. Er sieht daraus wie Lebensmechanik die Persönlichkeit mobelt und die Seele sich dabei unentstellt bewahren kann; denn jemehr diese ganz in sich geschlossen ist, je ungeförter mag die Maschine gehen. So trägt wol Jeder ein geheimes Geschick mit sich durchs ible Leben, ein begrabenes oder ein schlafendes Glück. Das Bild der alten Jungfer vergegenwärtigt den Bund zwischen Hoffen und Entsetzen, der Hülle mitten im Darben.

2. Die Bergensfahrer. Romantische Erzählung aus den Zeiten der Hansa von Heinrich Smidt. Drei Bände. Berlin, Simion. 1850. 8. 3 Thlr.

Eine rohe, mittelalterliche Zeit mit dem egoistischen, rücksichtslosen Treiben der nach Macht und Reichthum ringenden Hansesstädte ist die Sphäre des vorliegenden Romans, welcher interessante, nicht allgemein bekannte historische Facta enthält, und den Leser in eine ferne Welt versetzt, wo das Gesetz noch ohnmächtig war und die Menschenliebe in Erstarrung lag. Die Unterdrückung der Schwachen durch die Starken, Ungerechtigkeit und Verfolgung gegen den Unschuldigen, Mißhandlung der Kindheit und Jugend, sind die Motive zu den meisten Scenen des vorliegenden Romans, den man zwar mit Interesse, doch ohne Freude liest. Einzelne Charaktere treten scharf gezeichnet hervor mit edeln oder unedeln Tugenden, doch alle in Robeit gehüllt; sie sind alle Gestalten ihrer Zeit, belebt durch Rachsucht, Haß, Liebe und Verzweiflung, welchen Gemüthsstimmungen ungezügelt geföhnt wird. Das Schicksal der beiden überder Knaben welche den Hansen zugeführt werden nimmt des Lesers Theilnahme in Anspruch. Der sanfte, träumerische

jüngere Bruder stirbt unter den Mißhandlungen der furchtbarsten Hanfen, während der älteste, Gottbold, der Held des Romans wird, und mit seinen Abenteuern bei Seeräubern und Schiffen, mit seiner Liebe zum Bruder, mit seinem Schmerz um denselben als ein edler Charakter selbst unter dem Einfluß seiner blutigeren Rachsucht gegen die Hansen hervorgeht.

3. Frauenloos von Julie Burow. Königsberg, Samler. Zwei Bände. 1850. Gr. 16. 2 Thlr.

Gewiß ein Tendenzroman mit der heilsamsten Moral! Für wen mag derselbe wol geschrieben sein? Für Frauen? Diese können auch viel daraus lernen: vor allem die Wahrheit daß die Frau ihre Bestimmung und Mission auf Erden erfüllen kann auch ohne zu heirathen, was in jegiger Zeit, in den damaligen socialen Verhältnissen gewiß eine sehr nützliche Lehre ist. Es ist ein großer Mißgriff wenn man jetzt die jungen Mädchen bloß für die Ehe heranbildet, und das Eheglück als das einzig wahre darstellt. Insofern hat das vorliegende Werk sich ein sehr heilsames Ziel gestellt. Aber auch die verheiratheten Frauen können Manches daraus lernen, indem die ersten Pflichten der Gattin im weitesten Sinne des Wortes dargestellt und vorgeschrieben werden. Auch erfährt die junge Frau wie sie sich die Liebe des Gatten erhalten kann bis in die kleinste Details. Die Verfasserin hat die männliche Natur erkannt in allen ihren innern und äußern Erscheinungen, und wußte diese Kenntniß zum Nutzen und Frommen anderer Frauen verwenden. Aber die Schule erscheint uns gefährlicher als die Unwissenheit. Ist es heilsam für ein weibliches Wesen durch alle Ecken der menschlichen Gesellschaft geführt zu werden, das Dorsell in allen seinen Abstufungen, die Ausschweifung mit allen ihren Folgen kennenzulernen? Wozu diese Bilder eines schrecklichen Lebens, eines entsetzlichen Unglücks? Wozu die Ehe mit einem Wüstling also erörtern daß der Leser von der geschwängerten Kammerjungfer, verführten Gouvernante bis zur Berührung der überreizten Natur zur Unnatur eines ekelhaften Verbrechens eingeweiht werden muß? Warum muß man die ärztlichen Unterhaltungen mitanhören, und sich über die Sünde und deren Folgen im Roman eine Belehrung holen die man in medicinischen Büchern viel besser und auf passendere Weise erhalten kann? Warum Frauen eine Unterhaltungslecture anweisen die sie nicht eingestehen können ohne zu erröthen? Die schwergeprüfte Gattin des obenerwähnten Scheusals hält tapfer aus an dessen Seite; sie ist eine der Mustergestalten des Romans, und erlaubt sich nicht einmal die Gedanken das Verhältniß mit einem Unwürdigen zu lösen. Sie adoptirt das uneheliche Kind ihres Mannes, und als derselbe endlich durch Selbstmord sie von den verhassten Händen befreit, heirathet sie nicht den Mann den sie geliebt und den sie entsagt hat, sondern gründet mit einem Theil ihres Vermögens eine wohlthätige Anstalt, und widmet sich derselben in Gesellschaft der andern Gestalten des Romans, deren eheliches Glück durch Tod oder Schicksal zerstört ward. Alle finden Befriedigung in dem gemeinsamen wohlthätigen Wirken. 15.

Notiz.

Rationalisinn der alten Knidier.

Die capitolinische Venus in Rom halten manche Archäologen für eine freiere Nachbildung der berühmten Knidischen Venus des Praxiteles, der es zuerst wagte die ganze Schöheitssfülle der Liebesgöttin unverhüllt zu zeigen. Die Bewohner von Knidos kauften sein Werk, und gaben es nicht hin als ihnen ein König Mäns anbot für dasselbe ihre ganze große Staatsschuld zu bezahlen. Der Römer Plinius ehrt diesen Idealismus, indem er darüber sagte: „Die Knidier thaten Recht; denn mit diesem Werke hatte der Künstler ihr Vaterland geädelt.“ Etwas von dieser Gesinnung, sagt A. Stahr, lebt selbst noch in den Römern von heute fort. 32.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 54. —

4. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

Erblicken wir an diesem Beispiel bereits eine Ausartung ins Absurde, so liegt in der kurz nach „Der Condor“ verfaßten Dichtung: „Das Haidebors“, der gleiche wunderliche Zug der Stifter'schen Darstellungsweise mit weniger forcirten und für den guten Geschmack ärgerlichen Consequenzen, indessen schon bestrebend genug zugrunde. Hier ist nur ein Anfang und ein Ende; Das was die Mitte bilden sollte: die Zeit welche den Reichtum eines gesunden, edeln Geistes entwickelte, im bunten lockenden Gebränge des Lebens die Kraft eines reinen Herzens erprobte, diese gesammte Mannichfaltigkeit von Bildern, welche das Wachsen in Erreben, Kampf und Erfahrung zu dem ernstern, siegenden Abschluß ausführen mußte, kommt nicht zu ihrem Rechte. Den in aller Unschuld nach der bewegtern, größern Schule der Welt verlangenden Haideknaben Felix sahen wir hinauswandern; dann steht der ruhige, noch ebenso unverführte Mann vor uns, mit sich und seiner Aufgabe im Klaren, dem Schwerfsten gewachsen und der Schauplatz seiner Kindheit wird fortan die Stätte eines frommen, einfachen, befriedigten Wirkens, das mit dem schmerzlichsten Opfer nicht zu theuer erkauft ist. Diese schöne, feste Gestalt in ihrer unwiderrustlichen Rückkehr auf den lange gemiedenen heimischen Boden hat ohne Frage etwas Rührendes, Theilnahme Erweckendes, aber die Stimmung die sich unserer dabei bemächtigt ist nicht frei von dem Bedenken: ob der Dichter den Gewinn solcher Ziels sich nicht ein wenig zu leicht gemacht habe. Woran saß poetische Kräfte mit so natürlicher Lust und Vorliebe sich üben, Das wird hier von dem Resultat aus mit einem flüchtigen Blicke gestreift. Der trefflichste Gedanke, aber das Ganze bloß Andeutung, Skizze einer größern, vollständigen Dichtung! Wie die Lehr- und Wanderjahre an dem Sohn der Haide arbeiten, davon ist nicht die Rede, nur daß er sie mit Ehren bestand, und mit welcher Haltung er aus ihnen hervorging schauen wir am Ende. Die Summe des Vergangenen, welche Stifter in dem einen letzten Bilde aufzustellen sucht, kann gleichwol eine gewisse nebelige Dämmerung nicht zerstreuen, die den vollen Umfang des innern Schicksals

ins Unsichere, Zweifelhafte entrückt. Während das Leben der Aeltern mit der einfachen, Jahre lang unveränderten Wiederkehr derselben Sorgen und Werke, das der steinalten Großmutter mit dem ewigen dumpfen Fortspinnen eines träumerischen Hoffens und Phantasirens schon an sich keiner tiefern Ausbeutung fähig ist, wirkt das gewaltsame Begrenzen in der Schilderung des weltgewanderten und -gebildeten Felix beinahe peinlich und — wenn Das nicht zu viel Interesse ausdrückt — beunruhigend. Man vermißt wenigstens deutliche Spur der Gedanken, durch welche sich das Männerherz kräftig mit der Welt da draußen auch in der Einsamkeit verbunden hält; daß es neben der zarten, treuen Liebe die es den Seinigen entgegenbringt eine andere in sich hegt, dürfen wir erst da ahnen als wir durch die „selbstgewählte Stellung“ das Glück das sie hatte schaffen sollen für immer verloren sehen. Unser Auge hascht nur noch das letzte schmerzliche Lächeln der Ueberwindung. Die Bestätigung Dessen was ich über den hier berührten Punkt allgemein voranschickte setzt sich bei dem Dichter durch alle Nuancen fort; auch wo die süße Befangenheit der Leidenschaft inniger in die ganze Anlage der Charaktere und ihres wechselseitigen Zusammenhangs verwoben und als hervortretendes Element der Entwicklung angewendet ist, scheint fast überall etwas Fremdartiges im Spiele, gleichsam eine Furcht das Kostbarste der selig gehobenen Brust preiszugeben oder das große Weh einer göttlichen Seele zu entheiligen.

Noch sind es wieder nicht die geringsten Schönheiten welche in dieser abweichenden Richtung ihre Grundlage haben. Man magt kaum bestimmt zu urtheilen wo der edle Partsin in das spröde, ungeschickte Sonderlingswesen sich verliert. Eines liegt bei Stifter oft gar zu nahe an dem Andern: so in den „Zwei Schwestern“. So mannichfach diese Schilderung, wie wir später betrachten werden, durch ein lästiges Zuviel Unzufriedenheit und Tadel aufregt, so erfreut sie gleichwol nach der einen Seite durch die herrlichsten Beweise jenes Taltes der kein überflüssiges Wort gestattet und auf die Lehre unsers Meisters hinführt:

Wilde Künstler! Rede nicht!

Nur ein Hauch sei dein Gedicht.

Wie dringt uns doch das verschwiegene Leiden Ga-

millä's, das sich nur der holden Klage der Töne vertraut, tief zu Herzen; wie groß und heilig steht vor uns das stille Opfer Maria's, von süßlicher Schlawheit und Auflösung wie von theatralisch erheuchelter Bravour der Resignation gleichweit geschieden! Die Krime, Hoffnungen, Schmerzen und Kämpfe der Liebe, welche das ruhige äußere Fortleben der Familie birgt, diese bewegte innere Geschichte drängt bei den Naturen die von Pflicht und reinem Ernste des kräftigen Willens gehalten werden nicht zu einem gewaltsamen, zerstörenden Ausbruche; es bildet sich zwar eine Verwickelung, aber in den Gemüthern selbst die von ihr umfungen sind liegt es daß sie nicht so gefährlich und schwierig werden kann, was in dem rettungslosen Schlage einer eigentlichen Katastrophe ihre Lösung suchen zu müssen.

Zu den charakteristischen Zeichen der eigenthümlichen mehr verschleiernnden als ausmalenden Art der Liebeshichtung gehört es daß wir meistens, anstatt vom Auftauchen des ersten Gefühls die allmähliche, zur unberechenbaren Gestaltung äußerer Verhältnisse hinausgreifende Steigerung wahrzunehmen, die geheimnißvollen Mächte erst in ihrer bereits vollendeten Herrschaft plötzlich an den Tag treten sehen, wie denn die beiden eben zuvor angeführten Beispiele auch für diesen Zug gelten und in „Der Hochwald“ durch das wunderbare Erscheinen des Schützen am Waldsee in tiefster Abgelegenheit, durch seine dann folgende Zwiessprache mit Clarissa und Alles was nach diesem Vorfall mit der heftig Erschütterten sich weiter begibt, dem Leser nicht weniger als dem arglosen, ahnungslosen Kinde Johanna eine ungemaine Ueberraschung bereitet wird. Das merkwürdigste Resultat kommt heraus, wenn Poetenlaune, deren Inspiration doch auch unsern bedächtigen Studiensammler einmal anwandeln darf, zur Hälfte das Herkömmliche der gemessenen Regel beiseitemwirft, der unvertilgte Rest aber mit der neuen Lizenz in eine gezwungene Mischung zusammengeht, von der uns „Das alte Siegel“ ein interessantes Bild gibt, während wir in Jodo's und Chelion's Geschichte aus dem Felsenarchiv in „Die Narrenburg“ den Verfasser auf einem ihm fremd geglaubten Gebiet weit sicherer wandeln sehen.

In dem behandelten Gegenstande („Das alte Siegel“) und dessen ganzer Anlage scheint sich derselbe Sinn, von dem wie sonst das Einzelne der Darstellung gleichmäßiger Ausdruck bleibt, entschieden zu verleugnen. Was von seiner gewohnten Haltung der Dichter auf der einen Seite gegen Fremdes verloren gibt soll auf der andern durch um so getreueres Festhalten gerettet oder ersetzt werden. Es ist natürlich daß er uns dabei in einer Situation vorschwebt deren seltsame Verlegenheit wenigstens in einigen Momenten unsere Aufmerksamkeit mehr beschäftigt als einem reinen poetischen Genusse förderlich sein kann.

Vor unsern Augen entwickelt sich das Spiel der Intrigue, die unschuldigen Sinne wider Wissen und Willen in der Schuld verbotener Liebe gefangenimmt. Keusche Unkenntlichkeit muß über das Wagniß hinweg-

helfen. Jenes saltbekannte: Frage nicht womit das glücklich-unglückselige Weib den Hingeebenen vom Entdecken der zugelassenen Unehre abzuwehren weiß, wie es schon aus den Kindermärchen und Volksagen ungeläufig ist, welche dem ungeduldig Forschenden verheißenen Schatz oder errungene Liebeswonne auf ewig entziehen, wird in anderer Bedeutung durch den Schleier der Darstellung vom Dichter gegen den Leser geltend gemacht. Das immer kühnere Hinausdringen über alle Schranken von der ersten Zusammenkunft an, wo die schönen, jugendlich blühenden Gestalten einander noch ungewiß und zaghaft gegenüberstehen, bis zu jener fast ängstlichen Schwüle des höchsten Uebermuths glühender Leidenschaft verfolgen wir nicht in einem sichern Fortschritt, sondern erkennen oder eigentlich errathen es nur aus den Worten in welchen der dunkle Schrecken einer plötzlich die Jünglingsseele fassenden unheimlich gereizten Stimmung sich ankündigt. Wöllig klar schauen wir erst das Ganze am Ende in dem lieblichen Kinde, wenn wir dazu Coeleste's Schmerzensruf: „Er kennt sie nicht!“ vernehmen, und dieses allzu lange Auffparen, worin sich die fromme Behutsamkeit genugthun will, führt trotz des wahrhaft tragischen Gehalts in der Scene des Widersprechens beinahe zu einer komischen Wirkung. Durch alle bis dahin leitenden Bedenken scheint sich denn doch ein siegreiches Gefühl Bahn zu brechen: vor dem starren Manne, der mitten in der Seligkeit des Umschlingens nach vielsähriger Trennung allein auf den nunmehr vergeblichen Mah- und Wahlspruch des alten Siegels („Servandus tantummodo honos“) denken mag, soll das Recht der Liebe nicht verstummen: „Also könntest du der sogenannten Ehre das warme, ewige, klare Leben opfern?“ Der Stolz dieses Vorwurfs hebt die arme Schuldige zu einer sanften, heiligen Erklärung empor, und der Dichter verdient gewiß das herzlichste Lob daß er die Sühnung, die für Coeleste's Fehl durch die Heiligkeit ihrer einzigen, treuen Liebe erworben wird, nicht zurückgehalten und in voller Wahrheit uns hat empfinden lassen wie wohl ihr das Wort ansteht: „Meine Sünde ist menschlicher als deine Jugend.“ Das ist freilich, wo es sich um den ganzen Charakter in der Aufnahme dieses Themas handelt, doch nur ein bescheidener Anhaltspunkt; indessen welche Betrachtungen der empfangene Gesamteindruck auch immer anregt, es bleibt doch dabei daß hier tiefere Conflict, wie sie innerhalb des geschlossenen Bundes aus sittlichen Motiven erwachen können, Stifter's gewohnten Vorstellungskreis vergrößert haben. Kräftiger, mit festern, schärfern Strichen — und allerdings ungehindert von einer Wendung für welche ein Stil mit künstlich gedämpften Farben zur beruhigenden Auskunft dienen mußte — zeigt sich in der (auf „Das alte Siegel“ unmittelbar folgenden, im nämlichen Jahre gedichteten) „Brigitta“ noch ein Bild aus dem sonst so gern gemilderten Bereiche durchgeführt. Die Schönheit des Frauenherzens zu verherrlichen — auf dieses Ziel ist in aller unruhigen Eise des Lebens, die den Mann von der ge-

fundenen Liebe hinweg zur leeren Flucht leichtsinnigen Suchens treibt, ein ruhiger Blick gerichtet: hier oder nirgend hat das Talent seiner selbst und zugleich der edeln Gesinnung die es trägt sich vollkommen würdig bewährt. Durch viele Jahre und Länder ist Stephan, einmal vom Dämon treuloser Leidenschaft aus der Stille aufgestört, den Lockungen trügerischer Reize nachgeirrt; heimgekehrt findet er das längst ihm gehörte wonach er umsonst solange gehascht. Die reinigendste, die allerschönste Blume der Liebe, aber nur der höchsten Liebe, ist das Verzeihen; sie blüht ihm aus der einst unsäglich beleidigten Brigitta Herzen.

In dem einfachen Bilde der beiden wiedervereinigten Gestalten faßt der Dichter den Triumph der selbigen Erfüllung zusammen. In so ungehemmtem Strome aber wie in jenen Driesen, die er nach seiner sinnigen Hinneigung zum Naturleben bescheiden genug als einen Strauß „Feldblumen“ darbietet, hat er den schwärmerischen Jubel, der von allem Sagen und Irren sich hoch hinausschwingt, kein zweites mal freigelassen. Uebrigens ist auch diese Dichtung durch ihren ganzen Ton ungewöhnlich von allen andern desselben Autors verschieden: wie diese frisch sprudelnden, strenge Grazie jedoch nie verleugnenden Bekenntnisse eine vollendete Liebestragikomödie nicht ohne Leid und Hinderniß eifersüchtiger Selbstverblendung abspiegeln, lacht aus ihnen zwischen den Ausdrücken weicherer oder gar klagender Stimmung oft ein muthwilliger Humor, desgleichen uns sonst in den „Studien“ nirgend begegnet, und fröhlicher Künstlerdrang zu schönem Lebensgenuße, der zwar wie ein ungreifbarer Hauch in dem Ganzen weht, besonders aber im wachsenden Uebermuth unschuldiger Wünsche, zuletzt in dem Idealentwurf eines Tusculums am Traunsee seine offene Darstellung feiert. Hier walten die Gedankenprävalenzen eines romantischen Cultus, dessen Jünger freilich, da sie „Liebe nur liebend“ in herrlichster Natur Kunst, Malerei und Poesie pflegen wollen, Julian Schmidt im Einverständnis mit Arnold Ruge nicht minder denn die Gesellschaft des „Phantastus“, als „vornehme Wüßiggänger“, „Dilettanten des Lebens“ und „blos Seiende“ verwerfen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Den ersten Theil der werthvollen Veröffentlichung Montalivet's haben wir bereits im Auszug mitgetheilt. Je weniger die versuchten Reclamationen den großen Eindruck der von Montalivet zusammengestellten Listen haben abschwächen können, um so gespannter sah das Publicum dem Schluß der Rechtfertigungsschrift Ludwig Philipp's entgegen, und wir vervollständigen und beenden deshalb heute unsere frühere Mittheilung in der Uebersetzung: daß auch bei uns diese interessanten Aufschlüsse über den Charakter des Julierkönigs die allgemeinste Theilnahme finden werden.

Ludwig Philipp mußte sehr oft den Vorwurf hören: er sei ein zu großer Basilliehaber. „Nun da bin ich wenigstens

in guter Gesellschaft“, rief er eines Tages aus, „der heilige Ludwig, Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV. und Napoleon haben ja auch die Maurerkelle liebgehabt. Rag meine Baukunst noch so groß und zu jedem Opfer bereit sein, sie genügt doch nicht um alle von Jenen errichteten Monumente wiederherzustellen.“

Während der fünf Monate in denen der König in den Tuilerien seinen Aufenthalt nahm widmete er einen Theil seiner Tage stets mit Recht dem Louvre. Zwar zirkelte er seine Stunden für die verschiedenen Beschäftigungen nicht unabänderlich ab, denn sein ganzer Charakter widerstrebte einer solchen absoluten Disciplin, und eine begonnene Arbeit vollendete er auch immer gern ohne Rücksicht auf die Zeit; indeß hatte sein Leben dennoch gewisse allgemeine Gewohnheiten. Die Morgenstunden weihte er ganz den Angelegenheiten der Familie, dem innern Interesse. Er empfing regelmäßig den Generalintendanten der Civilliste, den Verwalter der Privatdomäne und den Kronbaumeister Fontaine. Stoff dieser Frühconferenzen waren in der Regel nicht die Arbeiten des laufenden Tages, sondern der Zukunft vorbehaltene Verbesserungspläne. Die Verhandlungen über die letztern eröffnete der König gewöhnlich mit den Worten: So will ich es! Aber das Ende klang dann gewöhnlich: Sire! Sie können es nicht! Uzu oft scheiterten die großen Gedanken des Königs an den engen Schranken seines Budget.

Mittags schlug die Stunde der Politik: der König prüfte seinem Staatsrath oder arbeitete mit seinen Ministern. Gegen 2 Uhr, wenn die Tagesordnungen der gesetzgebenden Kammern die Mitglieder des Cabinets nach dem Luxemburg oder dem Palais Bourbon riefen, nahm er an seinem Bureau Platz, unterzeichnete Ordonnanzen, prüfte Geschäftssachen oder beschäftigte sich mit seinem vertraulichen Briefwechsel, dessen revolutionnaire Veröffentlichung seinem Rufe so trefflich gedient hat. War alsbald mit dem Schlage der vierten Stunde in die Galerien des Museums Ruhe und Schweigen zurückgekehrt, so beeilte sich der König fast immer im Louvre eine Bertreuung zu suchen. Abends (nur Dienstag und Freitag ausgenommen, welche beiden Tage ganz dem engen Familienkreise gewidmet blieben) öffnete er die Salons der Tuilerien den Gesandten, den Mitgliedern der beiden Kammern und allen Beamten von einem gewissen Range. Die Besuchenden fanden in dem Könige von 8 — 1/2 11 Uhr einen für erste und nützliche Gespräche immer bereiten Unterhalter. Um 1/2 11 Uhr kehrte er regelmäßig in sein Cabinet zurück. In der Einsamkeit der ersten Nachstunden fand er erst eine Zeit die ganz ihm selbst angehörte; erst jetzt ging er mit ruhiger Prüfung ans Erwägen aller großen Angelegenheiten und der brennenden Fragen des Augenblicks. Diese nächtliche Arbeit hörte oft nicht früher auf als bis die Königin oder Madame Adelaide ihn mit ihren Bitten zur Ruhe brachten. Endlich, gegen 1 oder 2 Uhr, gab er nach, aber nur um den folgenden Tag seine Thätigkeit aufs neue zu beginnen.

Wie schon erwähnt, öffnete sich Nachmittags um 4 Uhr für den fast täglichen Besuch des Königs die innere Thür welche den Louvre von den Tuilerien trennt. Diese Thüre bildete gleichsam die Grenze zwischen dem Gebiete der Politik und dem Königreiche der Künste. Sobald der König sie überschritten hatte, schien er leichter zu athmen; er überließ sich eifrig der Herrschaft dieses Reiches, in welchem der Wille unabhängiger, die Wohlthat wirksamer und die Unparteilichkeit leichter ist. Es gab keinen einzigen unter diesen Besuchen der nicht eine Frage der Kunst angeregt oder entschieden hätte, nicht einen einzigen der nicht durch neue Aufträge den Künstlern eine Ermunterung oder eine Hoffnung geworden wäre. In dieser Stunde ernstest Erholung theilte sich der königliche Besucher durch ein persönliches Examen, durch seine Andeutungen oder Rathschläge an jenen Werken welche später in den Kronpalästen aufgestellt werden sollten. Auf diese Weise ist unter den mehr als 3000 Kunstgegenständen deren Beschaffung unter seiner

* Vergl. den ersten Artikel in Nr. 306 u. 306 b. Bl. f. 1850.

Regierung angeordnet worden fast keiner wagen er nicht den ersten Gedanken gegeben, die Skizze geprüft und die letzten Anordnungen bestimmt hätte. Der König war also nicht bloß Architekt, wie man so oft gesagt hat, sondern er war auch Künstler, und zwar durch seine Ideen, durch seinen Geschmack, durch seine eigenthümliche Natur. Die Kunst, der Stil, das Wort waren für Ludwig Philipp nicht Zweck, sondern ein Mittel, untergeordnetes Werkzeug. Er schätzte die Form nicht eben hoch wenn sie nicht einen praktischen Gedanken, eine wahre Idee, eine genaue Erinnerung veranschaulichte. Er liebte in der Literatur weder den historischen Roman noch in der Kunst die Allegorie. Dagegen verfolgte er vor allem die praktischen Ideen auf dem Gebiete der Geschäfte, den im Stil ausgedrückten Gedanken in der Literatur und in der Malerei die Wahrheit, die Kreuz. Er mochte Nichts von den herkömmlichen Stellungen und Szenen wissen welche die abergläubische Tradition nach alten Regeln festhält. Ja er ging noch weiter: er verlangte daß die einzelnen Personen genau die Menschen der Epoche wären die der Maler darzustellen hatte, er wollte daß die materielle Darstellung der Thatfachen ebenso treu sei als die Geschichte. Hiernach erklärt es sich wie er die glänzenden Allegorien eines Rubens so kühl beurtheilen konnte. Ludwig Philipp hat der französischen Kunst eine ausschließlich historische und nationale Richtung gegeben. Um sich immer vergewissern zu können daß seine Intentionen treulich festgehalten würden, hatte er im Louvre eine Anzahl Ateliers aufschlagen lassen.

Im Jahre 1845 hatte der König dem Herrn Couder die Föderation von 1790 als Stoff gegeben. Der Maler hatte sich als Schauplatz die Gänge zu der großen Estrade gewählt, auf der Ludwig XVI. und die Nationalversammlung gegenüber dem Altar des Vaterlandes Platz genommen hatten. Um diese Estrade drängte sich ein Menschenhaufen der sich gegen den Altar stürzen zu wollen schien, bereit den Tod für das Vaterland zu beschwören. Nicht weit von den Mitgliedern der Nationalversammlung drängten sich Männer, Weiber, Bürger aus allen Classen, in verschiedenen Trachten und von verschiedenen Orten: ein glänzender der Unordnung abgewonnener Effect! Der Künstler, von seiner Skizze völlig befriedigt, erwartete voll Vertrauen des Königs Urtheil. Der König kam, hatte aber nur einen Augenblick Zeit. Er überblickte die Skizze und sagte lächelnd:

„Herr Couder! Sie lieben die Unordnung... wir werden noch davon sprechen.“ Der von seinem Gedanken ganz eingenommene Maler kam nicht darauf diese Worte zu deuten und ging an die Ausführung. Das war zu Anfang des Frühlings, als die ersten schönen Tage den König nach Reuilly lockten, ihn später bestimmten sich in St. Cloud einzurichten und die Ateliers von Versailles denen des Louvre mindestens für den Augenblick vorzuziehen. Hierdurch hatte Couder genugsam Zeit gewonnen sein Werk fortzuführen; er hatte es fast beendet als der König wieder im Louvre erschien. Als er das Bild sah, sagte er: „Es ist ein schönes Gemälde, aber es ist nicht die Föderation von 1790. Sie sind über die Epoche im Irrthum gewesen, Herr Couder. Im Jahre 1790 war die Minorität noch nicht Herrin der Revolution geworden. Die Unordnung fand damals noch an zweiter Stelle; warum sie in den Vordergrund treten lassen? Alle diese Leute da scheinen den Thron erklimmen oder den Altar des Vaterlandes erschüttern zu wollen; sie werden es nur allzu bald thun. Aber wo sind denn die 130,000 Schauspieler dieser großen Scene, die aus allen Theilen des französischen Landes zusammengelaufenen Deputirten? Ich war selbst dabei, Herr Couder, ich sah selbst woran ich Sie erinnere, und das gilt mehr als Alles was näher oder ferner auf den Tag alsdann folgte. Halten Sie nur die Wahrheit Ihrer Stoffe freimüthig fest und — fangen Sie Ihr Bild wieder von vorn an.“

Man begreift die Verzweiflung des Künstlers, den Kampf den er mit dem Könige im Namen seines fast vollendeten Wer-

kes und im Namen der Schwierigkeiten führte welche bei dem kalten Anblick der officiellen auf der Estrade sich drängenden Menge und bei der Einsilbigkeit dieser unermeßlichen um den ganzen Raum des Märzfeldes parallel sich hingiehenden Reihen mit der Ausführung verbunden sein mußten. Der ehemalige Herzog von Chartres war unerbittlich und verhartete bei seinem Verlangen. Indeß bemerkte der Director der Museen daß der Preis des Bildes auf 25,000 Francs festgestellt worden und daß dasselbe fast vollendet sei. „Run denn“, sagte der König, „Montalivet wird da 25,000 Fr. mehr zahlen; die Veränderung ist zwar etwas theuer, allein ich bin sie der Geschichte schuldig.“

Man sieht hieraus wenigstens daß es Ludwig Philipp nicht auf ein Opfer ankam wenn es galt den Werken der Kunst das Siegel der geschichtlichen Wahrheit aufzudrücken. Denn über die Epoche oder die Details einer Handlung, über den Schauplatz, das Costume oder die Gesichtszüge einer Person Zweifel entstanden, so wurden zur Hülfe für die Studien der Maler oder Bildhauer Bücher, Karten, Pläne und Portraits herbeigeschafft. Geschichte Modelisten mußten weite Reisen machen, um Denkmäler zu Kathen zu ziehen und nachzubilden; endlich gingen die Künstler selbst auf Kosten der Staatskasse auf die Schauplätze der Szenen die sie darstellen sollten. So unternahmen Mehre weite Reisen die der Geschichte und der Kunst gleich nützten. Horace Vernet allein empfing nicht weniger als 843,000 Fr. Er hatte bekanntlich den ehrenvollen Auftrag vom König erhalten: das Andenken der glorreichen Feldzüge der französischen Armee zu Land und Meer in Afrika und Mexico auf der Leinwand zu verewigen. Nicht eine einzige dieser großen Szenen gibt es die Vernet nicht nach Zeichnungen welche Augenzeugen während der Handlung entworfen oder nach an Ort und Stelle selbst, aufgenommenen Skizzen ausgeführt hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. B. Loebell, Th. Panofka, F. v. Raumer und F. Ritter. Herausgegeben von F. von Raumer. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolle, J., Frühlingsglocken. Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Plauen, Schröder. 8. 2 Thlr. 15 Ngr. — Die weiße Rose. Geheimnisse aus dem Geröll. Norderländischer Roman. Drei Bände. Ebenfallselbst. 8. 4 Thlr.

Wackernagel, Phil., Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im 13. Jahrhundert. Ein mittelhochdeutsches Lesebuch zusammengestellt und mit einem Wörterbuch versehen. Erlangen, Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stelinski, G. v., Der Kirgise. Aus dem Polnischen in's Deutsche übertragen von A. Bohn. Berlin, Behr. Hoch 4. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Politisches Lauenbrücker! oder schnurrige und kurrige Reden über die Gegenwart des einzigen Deutschlands. Von Schillers Capuziner-Prediger in Wallenfleins Lager. 18tes Heft. 3te Auflage. Leipzig. 16. 2 1/2 Ngr.

Rühling, C. S. J., Heilige die Tage des Herrn! Rede, gehalten am neuen Jahrtage 1851. Ein homiletischer Beitrag zur Beantwortung der gegenwärtigen Zeitfragen. Heideberg, C. Mohr. Gr. 8. 6 Ngr.

Beck, F. W., Wer hat Recht: Er oder Ich? Eine Appellation an das deutsche christliche Volk über Thesen einer Pastoral-Conferenz beleuchtet und beurtheilt. Leipzig, Köhmann. 8. 7 1/2 Ngr.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

Am schärfsten tritt der Abstand in welchem dieser Erguß des lieblich trunkenen Gemüths gegen die den „Studien“ sonst eigenthümliche Art die poetischen Mittel der Leidenschaft zu benutzen empfunden werden muß, in „Die Mappe meines Urgroßvaters“ hervor, wo die verwandte Form des Tagebuchs eher noch größere Freiheit zu bedingen scheint. Wenn der Doctor Augustin gesteht daß von Jugend auf ein wilder Trost in ihm geschlummert habe, der oft sogar in ungeberdige Wuth ausgebrochen sei, so macht Das nur den Eindruck einer kalten, leeren Notiz zur Vollständigkeit der gewissenhaften Aufzeichnungen; diesen selbst ein entsprechend glühendes Licht mitzutheilen ist das angeblich heftige Wesen ihres Verfassers weit entfernt. Die „Feldblumen“ halten uns durch den Schatz mannichfaltiger Herzenerfahrungen in lebendiger Theilnahme; die Geschichte des Urgroßvaters verfolgt man eigentlich nur mit dem matten Werthwürdigkeitsinteresse: wie lange der Poet, der ihm Hand und Feder führt, diesmal in der That ein recht „wunderlicher Heiliger“, sich darin gefallen wird jedem Anlaß bewegter, stürmischer Scenen soviel möglich auszuweichen oder bei dem gegebenen Unabwendlichen den protokollmäßigen Stil nüchternen Gleichmuths zu behaupten, dessen pretiöse Steifheit — mit Ausnahme der hübschen Einleitung fast durchgängig herrschend — sich gewiß schwer übertreffen läßt. In den Nöthen und Verwirrungen seiner Liebe zu Margaretha macht der Doctor Anstalt sich im Walde zu erhängen; das milde, ernste Erscheinen und freundliche Wort ihres betagten Vaters bringt ihn wieder auf Lebensgedanken. Man merkt daran nichts Außerordentliches; das Journal über die Krankenbesuche, über allerlei todte Dinge, über den Fortschritt des Hausbaus u. s. w., die Berücksichtigung des Viehstandes, meteorologische Beobachtungen: das Alles gilt in gleicher Linie mit den geistig bedeutenden Ereignissen, mit der Trübsal und Freude des Herzens, mit den dunkeln Stunden der Verzweiflung — und nach dem Maß des Raums ruht dort sogar noch das mehr Gewicht. Sollte damit in diesem Falle etwa die pure Naivetät einer einfachen Seele vorgestellt werden, so wäre

Das eben ein Irrthum, den es bei dieser Gelegenheit kurz als solchen bezeichnet zu haben genügen würde; aber es ist nur das unerträgliche Uebergreifen einer Liebhaberei, deren nähere Betrachtung für Stifter's Charakteristik von vorzüglicher Wichtigkeit sein wird. Dieses schöne Talent krankt an der schlimmen, halbstarren Neigung mit einem belagenswerthen Aufwande sich förmlich schweigend in das Unwesentliche zu verlieren. Durch eine von ihm selbst mißverständene Theilnahme an dem Detail aller möglichen gleichgültigen Vorgänge und Gegenstände, an dem Beiwerk der Geschichte, an Allem was bloß Decoration heißen und nie zu vorichtig behandelt werden kann in der Poesie, ganz besonders durch ein unziemliches Verweilen auf Dem was als Hintergrund der Gestalten und Ereignisse höchst einfach und mäßig anzudeuten ist, d. h. durch die ärmste Jagd auf Natur Schilderungen jeder Art hat er einem befriedigenden Verhältnis der Composition fast immer entgegen gearbeitet. So kommt es daß Derselbe der so oft da abtritt wo Andere mit ihren Gaben zu glänzen beginnen, der uns durch eine unerhörte mysteriöse Sparsamkeit ebenso oft mit Räthselaufgaben prickelt als er durch die Zeugnisse seiner profanationscheuen Bescheidenheit das Gemüth in der lautesten Stimmung zu ruhigem eindringenden Hinschauen fesselt, und wiederum durch zwecklose, leere Umständlichkeit der Auseinandersetzung, durch ein schauerhaft redseliges Fortspinnen der geistlosesten Berichterstattung ermüdet und so durch dem Verdruß der angestifteten Langeweile obendrein hindert diese aus der Himmel weiß was für fabelhaften poetischen Intentionen entsprungene trostlose Bemühung mit dem gehörigen Amusement zu betrachten. Neben „Die Mappe meines Urgroßvaters“ dienen leider die „Zwei Schwwestern“, den neuesten Mittheilungen des Dichters angehörnd, trotz der tiefen Schönheiten die ich ihnen nachrühmen mußte*), als vollgültiges Beispiel für die extreme Aus-

*) Daß der Dichter mit einer bescheidenen Berufung auf seine Gaben als Anwalt seiner selbst auftritt, macht hier das Schlimme womöglich noch schlimmer. Notizen wie die folgende sind freilich ein bequemes Schutzmittel für unartige Gewohnheiten: „Wir erzählen die Thatfache mit den Worten unsers Freundes, obgleich wir als Nachzähler auf die Frische und Ursprünglichkeit verzichten müssen die ihm, der die Sache erlebt, eigen war, und wir über-

Bildung dieses einschläfernden Stills, in dessen müßiger Breite Analogien zu dem naiven Tone des Homerischen Epos zu entdecken bis jetzt gottlob der einzige Moriz Carriere die Kühnheit gehabt hat. Da ist es nicht genug daß wir dem Wandelnden an diesem oder jenem Orte begegnen: wir müssen nicht nur auf dem Wege jeden seiner Schritte verfolgen, sondern auch, selbst da wo das wirkliche Geschehen nach stillschweigendem Instinct geläufige Richtungen einschlägt, eines vorangegangenen „Beschlusses“ zuvor aufs gewissenhafteste versichert werden und, was wir sonst nur aus jenen „spannenden“ Hiftörchen der Kinderzeit gewohnt sind, die uns etwa mit den vorbereitenden Schauern eines erwarteten Geisterabenteurers hänglich-süß umstricken wollen, den Helden beim nachdenklichen Ablegen der einzelnen Kleidungsstücke bis unter die Bettdecke und an die Pforte der Träume zu verfolgen, für alles Das wird hier ohne den geringsten Dank unsere Gebuld und unser aufmerksamer Sinn in Anspruch genommen. Das Alltäglichsie was sich vollkommen von selbst versteht: daß Otto Falkhaus, oder welcher cultivirte Mensch auf der Welt es sonst immer sein mag, beim Hinausspazieren den Hut nimmt u. dgl., wird uns nicht erspart; hundertfältige Wiederholungen steigern diese Genauigkeit ins Besorgniß Erregende. Spuren dieser jubringlichen Manier, extravaganter bis zur Spitze des Lächerlichen, sind überall in den „Studien“ zerstreut: was sollen wir z. B. denken wenn es von Goethe's Erscheinung in „Das alte Siegel“, die uns in wenigen Zügen entworfen so hold anmuthet, zuletzt heißt: „Jedes Kleid schloß sich am Halse. Dann war, wie wir eben sagten, das Haupt mit den großen glänzenden Augen“ — oder wenn uns (für das Spasshafte vergönne man uns auch den Scherz der Zusammenstellung!) der „Urgroßvater“ Augustin erzählt: „Wir führten die drei Kühe — denn das Kalb war unterdessen auch eine geworden — von der Hütte herab.“ (11)

Dann und wann steht es einmal wie eine nothwendige Forderung vor dir: Mit diesem ausdrücklichen Licht, das auf die ordinairsten Dinge geleitet wird, muß und muß es doch seine absonderliche Bewandniß haben; du glaubst jetzt ganz gewiß einen vielverheißenden Anlauf zu erkennen — weit gefehlt! im nächsten Augenblick löst sich die hoffnungsvolle Wendung (d. h. die es für deinen guten Glauben an die künstlerischen Zwecke war) ohne Weiteres ganz wohlgefällig in die harmloseste Trivialität auf. Das ist ein ewiges Erzählen und es geschieht Nichts! Immer langsam voran! Nehmen wir uns doch Zeit zu allerlei Reisebetrachtungen über die Menschheit im Allgemeinen, wie es doch ein großer sonderbarer Anblick sei dieses merkwürdige Geschlecht im Ganzen zu überschauen, wie es sich immer und immer geändert habe und immer zu größerer Vollkommenheit zu gehen vermeine — wie mag es in den Millionen künftiger Jahre

Haupt nicht die Lebendigkeit der Darstellung besitzen wie unser Freund.“

sein, wohin unser befangener Blick nicht zu bringen vermag — wer kann es wissen? u. s. w.

Gefellen sich nun noch lehrreiche Aperçus wie bei Gelegenheit des allmählig verrauchenden wiener Milanalk-Enthusiasmus: „Und gerade in großen Städten trägt sich immer Etwas zu und macht von Zeit zu Zeit Etwas Aufsehen. Darum sind die Tagesgespräche so wandelbar“ u. A. m. zu jenem Register menschlicher Tagesgeschäfte und Lebensfunctionen, so starrt uns am Ende Alles so dumm und läppisch, fast unheimlich an daß man unwillkürlich von der Vorstellung ergriffen wird: es müsse hier irgend eine Gattung wildfremder Geschöpfe in der Kunde von den nächsten Elementen des gewöhnlichen Menschendaseins unterwiesen werden. Neben diesen Hemmnissen einer lebendigen poetischen Entwicklung, die gerade darum am widerwärtigsten frappiren, weil sie, im Thun und Treiben der eingeführten Gestalten Dasselbe hervorhebend was sonst als Menschlich-Gemeinsames von der Poesie unbeachtet bleibt, an einem falschen Schein des Plastischen und Anschaulichen Recht und Rückhalt suchen, bemerken wir andere Auswüchse, deren sanftes liebliches Farbenspiel auf Manche einen Zauber geübt hat der sie hier den höchsten Vorzug des Dichters erblicken ließ. In seiner eminenten Sucht und allerdings auch Virtuosität der Beschreibung hat er alles Gefühl des Maßes verloren und den Fortgang zur Stufe reifer künstlerischer Erkenntniß und Wirksamkeit sich selbst zugebaut. Während er auf der einen Seite oft übertrieben sorgsam mit dem Reichthum haushält den ihm die Seele seines Gegenstandes und das eigene Herz darbieten, breitet er auf der andern verschwenderisch den Schmuß der Nebendinge aus und macht dadurch, wie oft, das Untergeordnete zur Hauptsache. Vor den Bildern des Naturlebens, vor den malerischen Studien und Landschaftsansichten schwindet der poetische Gedanke den das Werk im Bilde menschlichem Geschickes zu verkörpern hat.

Master Wilson in den Supkow's Pseudo-Bulwer'schen „Zeitgenossen“ (I, 10) schiebt daß die modernen Dichter Alles zerstückeln was ihnen unter die Hände kommt:

Auch die Natur, die einfache, stille Natur raffiniren sie; sie kommen auf sie nur aus Genussucht zurück, verbrauchen einen Sturm, eine Landschaft, eine Aussicht und stürzen sich dann wieder andern Dingen in die Arme. Ein Dichter darf von der Natur Nichts entlehnen. Er muß sie entweder fliehen oder ganz in ihr wohnen.

Ich gestehe gern den in diesem Vorwurf herrschenden Grundgedanken und seinen ästhetischen Rechtstitel keineswegs deutlich zu begreifen, aber sicher ist daß wir hier die beste Formel für ein Fundamentalfstück des Stricker'schen Poetenglaubens aufgefunden haben. Die Kritik welche ihn einen Irrglauben nennt hat, wosfern ihr danach, hohe Autoritäten für sich; um ein Textwort, als dessen Paraphrase gleichsam sie in diesem Punkt ein starkes Ansehen wahren könnte, ist sie nicht verlegen. Soll Wolfgang Goethe's Kunst und Weisheit umsonst unter uns geleuchtet haben? Er redet durch

leichtfertigen Rund köstliche Wahrheit. Die heitere Waldscene im zweiten Buch (Cap. 4) in „Wilhelm Meister's Lehrjahre“, zwischen Phylline, Wilhelm und Lucette — enthält, meine ich, das schärfste Gericht über die hors-d'oeuvres, die uns bei Stifter ein Dorn im Auge sind. Vermitteln wir Wilhelm's Ausspruch: daß der Mensch dem Menschen das Interessanteste sei und ihn vielleicht ganz allein interessiren sollte, mit den Zugeständnissen welche nach dieser Seite in dem alten Geses der Poesie zu bestehen scheinen, so ergibt sich daß wenigstens der Mensch stets als Ausgangs- und Mittelpunkt geachtet, also Jegliches vermieden werden muß was von seinem Geist und Gemüth, von seinem Entschließen, Handeln und Leiden auf fremde selbständige Betrachtungen hinweglenkt. Wilhelm Grimm erinnert uns in seinem trefflichen Briefe an Alexander von Humboldt über diesen Gegenstand (abgedruckt im zweiten Bande des „Kosmos“) an das hohe Vorbild Homer's und des mittelalterlichen Volksepos; aber auch den ritterlichen Dichtern des 13. Jahrhunderts, einem Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg, heißt es dort ferner, aus deren umfangreichen Werken man Beweise genug von tiefem Gefühl für die Natur, wie es zumal in Gleichnissen ausbreche, würde sammeln können, sei der Gedanke an unabhängige Natur Schilderungen fremd, es solle ihnen nicht ein den Fortschritt der Handlung zu hemmen, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stillzustehen. Wenn er alldann, man kann wol sagen: unmüthigen Staunens, ausruft: „Wie verschieden davon sind die neuern dichterischen Compositionen!“ und dabei auf Bernardin de St.-Pierre deutet, der die Ereignisse nur als Rahmen für seine Gemälde gebrauche, so wollen wir unsers lieben Stifter nicht vergessen, der uns behaglichst mitten in der Geschichte, wenn da freilich überall von Geschichte zu reden ist, durch ein Extrablatt von etwa 30 Blättern bei den Phänomenen des Winters im Gebirge festhält („Die Mappe meines Urgroßvaters“, III, 145—202) oder um den Holz knecht an der Arbeit zu zeigen (in „Der beschriebene Länning“) zuvor das „Leben eines Holzschlages“ mit aller botanisch-forstwirtschaftlichen Vollständigkeit meint entwickeln und, soviel er davon innehat, die Geheimnisse der Waldvegetation ausplaudern zu müssen. Es ist unbedingt etwas sehr Löbliches um die Pflege solcher Studien und das innige, hellsehende, scharf belauschende Versenken in die duffenden, glänzenden, klingenden Wunder der großen Gotteswerkstatt; aber all Ding hat seine Zeit und poetische Kosmos-Bilderbücher haben die ihre, darum fragen wir mit Charles Nodier kalt und befremdet: „Description que me veux-tu?“ Alles was in Stifter's Werken die Liebe zur Natur, das „Wohnen“ in ihr bedeutet, damit hochmüthig abfertigen zu wollen, kann mir nicht in den Sinn kommen; nur Das war vorerst mit aller Bestimmtheit auszusprechen: daß ein an sich so werthvolles Element bei diesem Dichter tyrannische Gelüste entfaltet welche eine strenge Erinnerung an gewisse Schranken

zu fodern scheinen. Das Vergehen wider die Harmonie liegt doch außer allem Zweifel, wenn er uns das Gefühl nicht ganz fernhalten kann, er stelle Menschen nur um des Schauplatzes willen hin den er malen möchte. Er führt uns gern erst ein Weilchen auf dem leeren Theater spazieren vor der Action; sein ist die Schuld wenn wir über Schuldproben murren. Wenigstens hätten wir genug mit dem Bilde der einzelnen Plätze auf denen wir seine Gestalten antreffen; es ist ohne Frage des Guten zu viel daß er uns — wie im Eingange von „Der Hochwald“ — gleich die ganze Physiognomie des Landstrichs der jene umfaßt, in seiner Verkettung von Höhenzügen, Thalwindungen u. s. w. entwerfen will, wobei denn obendrein unter den Zugaben poetischer Malerei die klare Uebersicht des topographischen Grundrisses verlorengeht und am Ende die Linien der Zeichnung vor dem Auge des Lesers unentwirrbar ineinanderlaufen. Was ist uns all der viele Sonnenschein, der hier eine weite Haide voll überglänzt, dort durch kleine Oeffnungen des zartgrünen Laubdaches sich hineinstiehlt und goldene Lichtflecken streuend die kühlen Waldschatten unterbricht; was sind uns die tausendfältigen Wunder Tags und der Nacht in dem stillen ewigen Leben der mütterlichen Erde, was sind sie uns — diese Beiträge zur Geschichte der Pflanzenpsyche, diese prachtvollen Scenen aus des Wetterkundigen Tagebuche, was sind sie uns, wenn wir um sie, ich will nicht sagen: von dem Geiste der über dem ganzen Reiche schwebt, der diese unennbare Fülle in sich hegen kann, aber doch von einer deutlichen Vorstellung des Wirkens in dem er sein Schicksal bildet getrennt werden?!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

Vor 1830 fanden die Ausstellungen aller zwei Jahre statt; vom zweiten Jahre der Regierung Ludwig Philipp's an wurden sie jährlich abgehalten. Hierdurch verdoppelten sich auch die Ausgaben, und der Zuwachs beträgt für die ganze Regierungszeit des Königs mehr denn eine Million. Ludwig Philipp fand so eine Gelegenheit die Geburt und das Fortschreiten aller Talente beobachten zu können. Und diese väterliche Mission erfüllte er mit einer religiösen und wahrhaft unparteiischen Beharrlichkeit. Hier kam es nicht auf Empfehlung an, hier hatte die politische Bevorzugung keinen Einfluß, hier sprach nur das Werk für den Künstler. Jeden Tag zu derselben Stunde kam der König pünktlich mit dem Bleistift in der Hand um die am vorhergehenden Tage unterbrochene Revue fortzusetzen. Jedemal wenn ein Kunstwerk durch seine Ausführung oder auch nur durch seinen Stoff sich über das gewöhnliche Maß zu erheben schien, so bemerkte er sich Dies in sein Notizbuch. Dieses Studium, das jährlich mehr denn 3500 Kunstgegenstände umfaßte, ward mit einer unermüdeten Beharrlichkeit bis zuletzt fortgesetzt, später dem Director der Museen mitgetheilt, damit dieser sein Gutachten abgebe, und diente schließlich den definitiven Vorschlägen zur Basis welche der Generalintendant der Civilliste dem Könige zu machen hatte. Bei einer dieser jährlichen Revuen war dem Könige ein mit einem unbekanntem Namen unterzeichnetes Aquarellbild aufge-

lassen, welches ein Zusammentreffen französischer Soldaten mit Arabern darstellte. Die Ausführung war leicht und elegant. Die Scene war mit so großer Wahrheit wiedergegeben daß der Maler dabei gewesen sein mußte. Das Bild geht dem König die Idee eines Malers mitten im Kampf den er darstellt ging ihm zu Herzen und er trug die Aquarelle in sein Notizbuch. Er hatte sich auch nicht getäuscht; es war wirklich das Werk eines der bravsten Offiziere in der Armee, und dieser Offizier war einer seiner Söhne, der Herzog von Remours, Soldat in dem glorreichen Feldzug von Konstantine und Maler einer der glänzendsten Episoden desselben. Der bewegte Vater stellte das anonyme Bild in dem Cabinet auf, wo er die ersten Stunden des Tages verlebte; der verbrecerischen Hände des 24. Februar aber haben dies rührende Andenken an die Besuche Ludwig Philipp's im Museum des Louvre entweiht und vernichtet.

Die Folgen dieser persönlichen Thätigkeit des Königs beschränkten sich nicht auf den Ankauf von Kunstwerken, nein, sie bildeten die Basis für eine Reihe von Vorschlägen und Maßregeln welche die Kunst ehren und zum Wettstreit anspornen sollten. So autorisirte der König, wenn der jährliche Bericht des Museendirectors eingegangen war, den Generalintendanten der Civilliste mehre Künstler für das Kreuz der Ehrenlegion zu bezeichnen; die Autoren der besten Werke erhielten Goldmedaillen, die dürftigsten Unterstützungsgelder. Der König selbst machte zahlreiche Bestellungen. Mehr als 1000 Goldmedaillen und eine Summe von ungefähr 11 Mill. Fr. bilden die Summe der directen Ermunterungen welche Ludwig Philipp während der Dauer seiner Regierung persönlich an Künstler verausgabt hat. Was er aber für die Künste selbst, für die Bereicherung der Museen that, Dies wird die nachfolgende Zusammenstellung lautredend bezeugen: Unter dem Kaiserreich hatte man die Große Galerie, die Galerie der Antiken und die Galerie der Zeichnungen mit 17 Aufsehern. Unter der Restauration erweiterte sich das Museum; es fügte den drei angeführten Galerien fünf Säle moderner Sculptur, zehn Säle des Museums Karl's X. und vier Säle des Museums der Marine bei. Die Aufseher waren unter Ludwig XVIII. auf 25 und unter Karl X. auf 34 angewachsen. Unter Ludwig Philipp aber umfaßte das Museum die Große Galerie, die Galerie der Antiken, fünf Säle moderner Sculptur, die Assyrischen Galerien, die antiken Gipse von denen das Museum die Originale nicht besitzt, die algierischen Denkmale, die ägyptischen Alterthümer, die Abgüsse von verschiedenen Denkmälern des Mittelalters, das Museum Karl's X. in zehn Sälen, die Galerie der Zeichnungen in elf Sälen, das Spanische Museum in fünf Sälen, die Standbild-Sammlung in sieben Sälen, die Französische Schule, die von den Schülern der Französischen Schule zu Rom gemachten Copien und das Marinemuseum (elf Säle). Die Zahl der Aufseher stieg auf 67.

An der Seite des Louvre reihten sich natürlich die Manufacturen von Sevres, der Sabelins und von Beauvais an. Die königliche Freigebigkeit hielt diese alten Etablissements in dem Range fest den sie unter Ludwig XIV. und XV. einnahmen. Namentlich verfolgte der König gern die Arbeiten der Manufactur von Sevres. Hr. Brogniart, der ehrwürdige und weise Freund Cuvier's, war vom Ersten Consul im Jahre 1801 beauftragt worden die Manufactur von Sevres zu reorganisiren und zu leiten. Der König fand ihn noch auf diesem Plage vor. Unter seiner Regierung und durch seine fast persönlichen Bemühungen geschah es daß die Kunst des 16. Jahrhunderts, die Künste Jean Couffin's und Bernard Palissy's wieder einen großen und wahren Aufschwung bekamen. Den Herren Brogniart und Rictreux gewährte er eine königliche Unterstützung zur Veröffentlichung ihres Werkes: „Description du musée céramique de Sevres“, und zahlreiche Ankäufe verliehen diesem Museum eine ganz neue Wichtigkeit. Am 1. August 1830 bestand das Inventar des ceramischen Museums aus 4230 Nummern; bis zum 24. Februar 1848 waren zu diesen 4500 andere Nummern hinzugekommen. Nicht minder groß

waren die Opfer die Ludwig Philipp der Bereicherung der Kunst bezuht brachte. Es sollen hier nur zwei Zahlen angeführt werden: die erste Einrichtung der Anstalten von St.-Cloud und Versailles hatte über 600,000 Fr. gekostet; die jährliche Unterhaltungssumme betrug im Jahre 1848 mehr denn 280,000 Fr.

Ludwig Philipp war auch ein beharrlicher und aufgekärter Schützer der dramatischen Kunst und der Musik. Allein schon seit dem ersten Jahre seiner Regierung durch den revolutionären Fanatismus bedroht, mußte er seinem Geschmacke Gewalt anthun und auf seine alte Gewohnheit verzichten. Die Klugheit seiner Minister legte ihm diese harte Nothwendigkeit auf. Die Logen die er fast in allen königlichen Theatern hatte waren nur eine Verschwendung; nie mehr konnte er sich wie sonst bei öffentlichen Theatervorstellungen in das Gedränge mischen. Er betrieb deshalb das Theater zu sich und ließ mir großen Kosten die Schauspielsäle der Tuileries, von St.-Cloud, von Versailles, von Trianon und von Compiègne wiederherstellen. Von 1833 - 47 verwendete er mehr als 658,000 Fr. um allmählig die Meisterwerke dramatischer und musikalischer Kunst aufgeführt zu sehen. Ludwig Philipp bewunderte Corneille und Racine; er hatte die ersten Versuche Delavigne's protegirt. Das Théâtre-Français zog er allen andern vor; die Comédie Française hatte viel Schulden, aber glücklicherweise war Ludwig Philipp ihr Hauptgläubiger. Während seiner Regierung hat er ihr allmählig 324,000 Fr. Zinsgeld erlassen, und noch in seinem Erbe bewilligte der fast sterbende König dem Theater der Republik einen neuen Erlaß von 124,000 Fr. Im vertrauten Circle war ihm die Musik eine Lieblingsbeschäftigung. Große Concerte, früher von Paer und später von Kubert dirigirt, wurden nicht selten veranstaltet. Für kleinere Musikaufführungen stellte Madame Adelaïde das Programm fest, und in ihnen wirkten die vorzüglichsten Eleven des Conservatoriums mit. Ludwig Philipp setzte den Musikern und Sängern die in diesen von Kubert geleiteten Concerten mitwirkten jährlich eine kleine Zulage aus, die im Jahre 1847 100,000 Fr. betrug.

Gehen wir nunmehr auf ein anderes Gebiet! Was hat man nicht immer für Lärm erhoben um die angeblichen Eingriffe in den Staatsschatz. Das Wahre ist daß Ludwig Philipp dem Staatsschatz mehr als ein mal zu Hülfe gekommen ist, indem er gewisse, unverhergesehene und durch den Credit nicht genugsam gedeckte Ausgaben aus seiner Kasse bezahlte. Seine freiwilligen Opfer dieser Art bezahnten schon in den ersten Tagen nach der Revolution von 1830. Am 29. August hatte der König am Ende einer Revue an die Legionen von Paris und der Pannmeile die Fahnen der Nationalgarde verteilt. Bald darauf strömten aus allen Enden Frankreichs Deputationen nach dem Palais-Royal um ihre Fahnen gleichfalls aus den Händen des neuen Königs zu empfangen. Die an den General Casapette gerichteten Zahlungsforderungen lassen auch nicht auf sich warten, aber um diesen zu genügen war kein Credit da. In einem der ersten Septembertage ging der General in das Palais-Royal um von der Regierung die Zahlungsmittel zu verlangen. Der Staatsrath war versammelt. Der General begnügte sich dem Könige in einer kurzen Note die Veranlassung seines Besuchs anzuzeigen; er bat um Erledigung. Diese Note war von der Hand des dienstthuenden Adjutanten auf ein Blatt Papier geschrieben, auf dessen Rand die Worte *Maison militaire du roi* eingedruckt waren. Die Note kam auch bald zurück, aber statt mit einer mit zwei Entscheidungen. Die eingedruckte Bezeichnung war ausgestrichen und durch die Wort ersetzt: „Ich will und werde nie Hausstruppen haben“, und weiter unten: „Ich verpflichte mich zur Bezahlung der Fahnen.“ Diese letzten mit einem Federzug geschriebenen Worte bedeuteten eine Verpflichtung von 600,000 Fr. die der König zur Entlastung der Staatskasse persönlich übernahm.

(Der Beschluß folgt.)

Abalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 54.)

„Nachdem wir nun den Schauplatz beschrieben haben, gehen wir zu Dem über was sich dort zugetragen hat“ — so in „Der beschriebene Länning“ der endliche Uebergang zur dürftigen Geschichte; es liegt darin eine Confession deren gewichtiger Sinn für Stifter's gesammte poetische Anschauungen sich schon beim Blick auf die Capitelzeichen erweisen läßt, durch welche allermeist irgend ein Landschaftsfragment oder irgend eine herausgegriffene Anknüpfung des bewußten Lebens an die Bilder der Natur willkürlich in den Vordergrund gestellt wird: Waldburg, Waldhaus, Waldfels, Waldsee, Steppenwanderung, Steppenhaus, Steppenvergangenheit, Steppen Gegenwart, oder gar so leer und allgemein: der graue Strauch, der bunte Schlag, der grüne Wald, der dunkle Baum. Wie der Dichter sich zuvörderst am liebsten in diese stille ungetrübte Welt stetiger Gesetze versenkt, so weicht er von ihrer Betrachtung kaum dann, wenn seine Menschen schlafen oder sterben gegangen sind. Ist es schon dagewesen daß zu der Ruhe die müde Häupter aufgenommen hat unsers Planeten Lauf einen poetischen Contrast hergeben muß!

„... Indeß ging die Wucht und Wölbung der Erde, unempfunden und ungehört von ihren Bewohnern, fürmend dem Osten zu“ u. s. w. Nur so vorwärts in dieser Richtung neuer Effecte und wir bringen es noch zu einer kosmologischen Novellistik, welche etwa, während die Aufregungen und Actionen von einem halben Duzend bedrängter Erdenwaller für den Augenblick beigelegt sind, in aller Eile nach der Venus oder dem Monde Jagdexcursus unternimmt, um von dort interessante parallele Momente herbeizuholen! Stifter hat vorderhand diese seinem Genius unbestreitbar zugehörige Erfindung erst bis dahin ausgebeutet daß er von dem verödeten Plätzen, wo der ehemals so freundliche Sitz auf der Berg halbe, den der junge Hugo Almot so glücklich mit der Geliebten zu bewohnen gedacht, nunmehr im düstern Bilde hinsinkender Trümmer zu der alten Frische der gleichsam unbefangenen lächelnden Natur einen melancholisch-malerischen Gegensatz wirkt, Gedanken in die zweifelhafte Ferne wie forschend nach dem Tage des großen

Verfalles schweifen läßt, welcher wol auch die blühende Wüste der Erde dereinst ins Nichts fortraffen möge. So verschwebt im Schlusse des „Das alte Siegel“ jede deutliche, dem Gedächtniß der erzählten Begebenheit anhaftende Empfindung in den leeren blauen Ahnungsnebel noch unenthüllter Weltgeist-Rathschlüsse:

Nur die Berge stehen noch in alter Pracht und Herrlichkeit, ihre Häupter werden glänzen wenn wir und andere Geschlechter dahin sind, sowie sie gegläntzt haben als der Römer durch ihre Thale ging und dann der Alemanne, dann der Hunne und dann Andere und wieder Andere. . . . Wie viele werden noch nach uns kommen denen sie Freude und sanfte Trauer in das betrachtende Herz senken, bis auch sie dahin sind und vielleicht auch die schöne freundliche Erde, die uns doch jetzt so fest gegründet und für Ewigkeiten gebaut scheint.

Da ist die gemüthliche Naturschwärmerei zuguterlegt in der nächsten Nachbarschaft des wesenlosen Urchaos angelangt; die Muse verliert Pfad und Boden zugleich. Nun seid ihr hoffentlich zufrieden und begehrt nicht zu wissen wie die Geschichte „noch weiter geht“. Mit stärkerm Recht hieß es nie: der Rest ist Schweigen.

Nach der Anwendung dieses Elements, welche wir eben von der Seite des gefährlichsten Uebermaßes kennengelernt haben, sollte man, wo nun der Zusammenhang mit der Charakterdarstellung (wenn auch nicht unserer Forderung gemäß, sondern meist im umgekehrten Verhältnis) wirklich eintritt, eine Ueberschwenglichkeit des Empfindens voraussetzen, die alles kräftige, gesunde Leben in süße, weichliche Träumerei auflöst. Aber hier durchkreuzt Stifter die hergebrachte Ansicht. Wenigstens ist der Gesichtspunkt von welchem Theodor Mundt in der „Madonna“ (S. 14—27) seine „Polemik wider schöne Gegenden“ eröffnet, und auch Julian Schmidt in der „Geschichte der Romantik“ (II, 260—261) die Naturpoesie verurtheilt, nicht ganz der nämliche den wir bei unserer Rüge gegen die „Studien“ einnehmen. Mundt gedenkt der Alten, die vor schönen Landschaften nie geweint hätten, Herodot's des großen Reisebeschreibers, der nur von den Menschen und ihren Sitten zu erzählen wisse. Es ist nicht zu leugnen daß mit diesem Zuge die praktische Energie des Willens stark verbunden ist, und darum andererseits nicht ohne Wahrheit wenn derselbe Tutor Eled's waldromantische Märchenlyrik im Grunde nur als eine brillante Variation jener ohn-

mächtigen Naturstimmung erkennen will die den Deutschen so nachtheilig sei. Stifter's grenzenloser Hang zu all jenen Schilderungen wird gerade dadurch besonders merkwürdig daß er das romantische Verschwimmen, die wollüstige Schwermuth sentimentaler Naturbetrachtung und alle daher entkeimende, schönthuende Schwäche in den eingeführten Charakteren zu begünstigen weit entfernt ist und in manchen Fällen sogar eine jener haltlosen Ausschweifung des Herzens völlig entgegengesetzte Grundlage derselben vermittelt. Unter den vielen Gestalten des Dichters welchen der Verkehr mit der Natur ein wesentliches Stück des ganzen Daseins ausmacht oder die er wenigstens vorzugsweise im Lichte solcher Bilder festzuhalten liebt (und man muß wirklich suchen in den „Studien“, bei welcher Das nicht geschieht!), ist mir nur eine aufgefallen, deren inneres Verhältniß zu ihrer Umgebung an jener coquetten lyrischen Beschaulichkeit kränkelt. Der alte Gregor in „Der Hochwald“, der seinen ganzen Lebenslauf, seine ganze Seele dem Walde nachgedichtet haben soll, unterhält die Ritterfräulein mit so zarten, sinnigen Vorträgen aus seiner andächtig zusammengeträumten poetischen Naturgeschichte, daß man wahrlich nicht das schlichte einfältige Wort eines grauen, verwitterten Kriegsknechts aus der Zeit Wallenstein's, sondern die gewähltesten Redebblumen moderner albumsfähiger Romantik vor sich zu haben glaubt. *) In zierliche Verse gefügt müßte man diese hübschen Sachen als angemessene Zugabe zu den frommen „Walbliedern Amaranth's“ gelten lassen, die sich ganz neuerdings bei allen sanft gestimmten Gemüthern so außerordentlichen Beifalls erfreuen. Daß der Alte, dessen Denken und Empfinden sich in diesen weichen Einklang mit dem stillwebenden Geiste der Natur verliert, nur eine Nebenfigur ist, darauf kann ich allerdings kein Gewicht legen, weil überhaupt „Der Hochwald“ zu großen Theilen einen Stil, einen Gebrauch der poetischen Farben zur Schau trägt welcher in der Malerei an der sauberen Glätte, der gepugten, geschmiegelten Niedlichkeit, der gemachten süßlichen Bescheidenheit und Sanftmuth vieler frühern düffelborfer Schulproducte seinen erschöpfenden Pendant besitzt. Nimmt sich doch auch der ritterliche Greis: der Herr zu Wittinghausen, da er auf kurzen Morgenbesuch in seiner wonnesamen Töchter Gemach erscheint, eher wie des „ehrwürdigen Pfarrers von Grünau“ wahrhaftiger Milchbruder aus; nur ist er nach seiner vornehmern Abkunft nicht ganz so derb und ohne Umstände als der Voss'sche

*) Beispiele der blühenden Phrase, die als Ausdruck inniger Regung, herzlichster Aufwallung, im Widersatze gegen Umstände und Charakter des Sprechenden oder Angesprochenen, fast aus Albernheit, tauchen leider noch sonst hier und da bei Stifter auf. Neben den Gregor, der mit besorglicher Rührung die seiner Obhut vertrauten Jungfrauen zwei schöne Waldblumen nennt, um die es schade wäre wenn sie verkümmen, stelle ich den zärtlichen Naturforscher in „Die Narrenburg“, der mit den ungeschickten Schmelzworten seines Liebesbekenntnisses an die Wirthstochter der Fichtau: „Du holde, liebe Dichtung! Du unbewußtes Juwel!“ mitten in die ernste, seltsame Weihe der herrlich geschilderten Scene so läppisch, so voll gedankloser Annatur hineinfahren muß.

Biedermann, denn mich dünkt er suche mit den Sonnenstrahlen, die nach der Stifter'schen Sprache „ungehört auf das Gras treten“, in seiner rücksichtslosen Haltung, seiner liebevollen Sammetpföfchen-Behutsamkeit nicht ohne Erfolg zu wetteifern. Wird diese Ausnahme zugegeben, unser Dichter von der Verirrung frei befunden, die in Bezug der „Seelenmalerei“ bei seinen vorwaltenden Natursympathien am nächsten lag, so überrascht er dagegen öfter durch die am wenigsten erwartete Wunderlichkeit daß er, wie ich bereits andeutete, menschliches Treiben den Bildern und Ereignissen der Natur fast indifferent zur Seite fortführt. Des Urgroßvaters Mappe, überfüllt von Memorandis der letztern Art, zeigt diesen selbst als einen nüchternen Beobachter. Bei Allem was er auf seinen Gängen in der Runde vom Leben der Erde sieht und hört scheint in seinem Innern Nichts vorzugehen als eine, zwar getreue, aber völlig gedanken- und gefühllose Aufnahme. Man begreift hier wie Hieronymus Form zu dem ärgerlichen Urtheil gekommen ist: je länger Stifter bei seinen Menschen verweile, desto mehr würden sie zu wandelnden Bäumen. Mit dieser unversehens geläufig gewordenen Vorstellung des affectlosen Vegetirens, in welchem doch allenfalls das mechanische Wiederholen einer beliebigen Thätigkeit gedacht werden kann, hängt offenbar auch die mehrmals zurückkehrende Wendung zusammen die längst dem äußern Leben abgestorbene Gestalten in Leere und unheimliches Dunkel eines unsaglich hohen Alters, ohne angegebene Ziel, hinausdauern läßt. Da ist die Großmutter des Haideknaben Felix, das Paar der einsam geliebten steinalten Schwestern auf Wittinghausen, dann ihr ehemaliger Hüter, den man noch lange wie einen Schemen im Walde gehen sieht, und Niemand weiß wann er einmal nicht mehr ging; bei dem Juden Abdias, der Jahre lang noch in stillem Wahnsinn auf der Bank vor seinem Hause sitzt, wird uns freilich am Ende der tröstliche Blick auf den Frieden des Grabes gegönnt. (Die Fortsetzung folgt.)

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.
Zweiter und letzter Artikel.
(Beschluß aus Nr. 65.)

Kurz nach der Revolution von 1830 strichen die Kammern den zu diplomatischen Geschenken bewilligten Credit fast ganz vom Budget. Der König zögerte nicht diese Lücke auszufüllen, welche den Interessen oder der Würde Frankreichs hätte schaden können; er verwendete zu dieser Ausgabe während seiner Regierung mehr denn 300,000 Fr. Bot sich eine Gelegenheit den Souverainen von Asien und Afrika Geschenke zu schicken, so war er immer darauf bedacht daß unter ihnen Waffen, Leuze, Bronze und Bijouterien sich befanden welche die Namen der Fabrikanten anschrugten. Auf diese Weise wollte er die Rationalproducte in den fernem Gegenden popularisiren, in denen die französische Industrie noch große Eroberungen machen kann. Die diplomatischen Geschenke waren beizeiten nicht die einzigen Zeugnisse von Courtoisie des Königs gegen auswärtige Höfe. Er veräußerte keine Gelegenheit auf seine Kosten und im Namen Frankreichs ihnen in den Kronpalästen eine glänzende Gastfreundschaft zu bieten. So kamen die afrikanischen Fürsten Ibrahim-Pascha und der Bei von Tunis, deren freund-

liche Beziehungen der Regierung von besonderm Interesse sein mußten, als Gäste in das Castele-Bourbon, stets in Begleitung eines großen Gefolgs. Sobald ausländische Prinzen den französischen Boden betraten, bezahlte der König das Postgeld, stellte ihnen in ihrem Palaste eine Ehrenwache zur Verfügung, sowie auch eine zahlreiche Dienerschaft, Pferde, Wagen, einen vollständigen Tafeldienst, mit Einem Worte: Alles was sie und ihr Gefolge vollständig befrieren konnte. Von 1830—43 aber erhielten das Palais-Royal und das Castele-Bourbon mehr als 20 Besuche auswärtiger Fürsten. Die folgenden Thatsachen geben eine Idee von den Ausgaben welche dabei die königliche Gastfreundschaft zu bestreiten hatte: der Bei von Tunis hatte 13 Großoffiziere und 14 Domefikalen mit sich gebracht. Die Befehle des Königs stellten für die Zeit seines Aufenthalts in Frankreich zu seiner Verfügung einen besondern Dienst, der aus 70 Personen, 20 Pferden und 10 Equipagen bestand.

Für Ausschmückung der Kirchen mit Kunstwerken verwendete er mehr als 1,100,000 Fr.; für das Begräbniß von Quelen's, des verstorbenen Erzbischofs, zahlte er die Kosten, und als ein Theil derselben von dessen Familie übernommen ward bestimmte er den freiverdenden Theil zu Werken der Wohlthätigkeit. Obwohl nach der Verbannung seiner zahlreicheren Gläubiger den König drängte, so machte ihm das Schicksal derselben doch sehr viel Sorgen. Unterm 16. August 1848 schrieb er an Montalivet:

„Meine Kinder haben den Wunsch meines Herzens getheilt, die Leiden meiner Gläubiger soweit nur irgend möglich zu mildern. Ich hoffe daß die von meinen Söhnen übernommene Verbindlichkeit und die hypothekarische Bürgschaft die sie bewilligen meinen Gläubigern genug Credit schaffen werden, um sie vor einem Unglück zu bewahren das auch für mich ein Unglück mehr sein würde, nämlich vor dem daß sie ihre Geschäfte nicht mit Ehre fortsetzen könnten. Es ist eines meiner schmerzlichsten Leiden daß ich so viele ehrenwerthe Männer in ihren theuersten Interessen bedroht sehen muß weil sie mir Vertrauen geschenkt haben.“

Ludwig Philipp war ebenso gnädig als mildthätig. Diese beiden Instincke seiner Natur schienen sich gegenseitig aufzumuntern. Der junge Vertheidiger des Königsmörders Darmes hatte an den König geschrieben daß die Mutter des Verurtheilten, eine arme alte Frau, von allen Hülfsmitteln entblößt wäre. Einige Zeit darauf öffnete sich derselben ein sicheres Hülf für die Leiden ihres Alters. Als er auf das gerechte Verlangen seiner Minister das Todesurtheil gegen Lerocme unterzeichnet hatte, schrieb er an Montalivet: „Besuchen Sie mich! Ich habe leider Lerocme nicht retten können. So will ich wenigstens seiner Schwefter das Leben erleichtern.“ Der Generalintendant ward beauftragt für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Eines Tages überraschte Montalivet den geheimen Secretair der Königin wie er in einigen Papieren blätterte; er nahm ein Blatt und sah mit Erstaunen ein Verzeichniß von mehr als 300 Kindern die der König und die Königin in den verschiedenen Collegien und Schulen von Paris erziehen ließen.

Um alle Thatsachen in Zahlen zusammenzufassen: Ludwig Philipp verwendete im Laufe seiner Regierung mehr als 21,200,000 Fr. auf Acte der Freigebigkeit, und mehr als 21,650,000 Fr. aus Mildthätigkeit. Steht man die in allen Zweigen der Civilliste gemachten Ausgaben, und zwar die welche nicht seine Person und seine Familie, sondern nur das Interesse des Staats betreffen, zusammen, so erhält man folgendes Resultat:

1. Ausgaben der Bewahrung, Ueberwachung und Unterhaltung aller Theile der Kronbotation	112,540,000 Fr.
2. Verbesserungskosten für die Immobiliardotation der Krone	38,270,000 .
3. Ausschmückung der Paläste, Aufmunterung der Künste, der Literatur, der Industrie und des Handels	28,967,000 .
4. Königliche Freigebigkeit und Milde	42,850,000 .
	222,627,000 .

Im Vergleich mit dieser Zahl von 222,627,000 Fr. ist eine andere Zahl und eine Thatsache merkwürdig: eine Zahl — Ludwig Philipp verwendete auf seinen persönlichen Dienst jährlich nicht ganz 17,000 Fr. und als seine reinpersönliche Ausgabe 10,000 Fr.; eine Thatsache — der König hat nie gebuhlet daß der Staatshatz Etwas für seine Söhne vorausgabe, obwohl diese dem Staate die mannichfachen Dienste leisteten. Sie bezogen niemals Gehalte, nie Repräsentationsgelder. Betrachtet man Nr. 1 der gegebenen Uebersicht, so findet man daß Ludwig Philipp während der 17½ Jahre auf die Bewahrung, Ueberwachung u. s. w. des Theils der Staatsdomänen wozon ihm der Rießbrauch gehörte mehr als 6,400,000 Fr. verwendete; daß er ein gewissenhafter Usurkutter war geht aber daraus hervor daß die Republik zu diesem Zwecke nicht ganz 5,350,000 Fr. ausgesetzt hat. Ferner: mehr als Zweidrittheile seiner Civilliste hat Ludwig Philipp rein im Interesse des Staats verwendet. Auf die wirklichen Ausgaben des Königthums hat er durchschnittlich im Jahre 6,300,000 Fr. verbraucht. Das Budget der Republik aber weist für die Ausgaben des neuen Souverains, der durch den Präsidenten und die Nationalversammlung repräsentirt wird, jährlich 7,950,000 Fr. an, die 2,160,000 Fr. nachträglich verirkten Credit nicht mit eingerechnet.

Ludwig Philipp war wohlwollend und sanft und hatte einen unwiderstehlichen Abscheu gegen das Schlachtfeld, obwohl er auf ihm seine ersten Lorbern verdient hatte. Mit seiner Liebe zum Frieden hing auch seine Abneigung gegen die Todesstrafe zusammen. Kaum war er zum Thron gelangt, so mühte er sich deren Abschaffung durchzusetzen. Allein das erste Ministerium löste sich auf und Tage der Beängstigung und der Gefahr nahen heran. Der Proceß der Minister des Königs Karl X. beunruhigte die Gemüther und versetzte sie in leidenschaftliche Spannung. Der unerhörte Muth des Pairshofs und seines berühmten Präsidenten Pasquier gegenüber der aufgeregten Volkseinstimmung ist bekannt. In Uebereinstimmung mit dem Wunsche des Königs wurden die Minister Karl's X. gerettet. Allein nach dieser Angelegenheit kam er auf Abschaffung der Todesstrafe eifrig zurück, und insofern Dessen beantragte der Siegelbewahrer Warthe bald eine durchgreifende Reform des Code pénal, namentlich Aufhebung der Todesstrafe für mehre Fälle, alsdann der Güterconfiscation, des Brandmarkens u. s. w. Gleichzeitig wünschte Ludwig Philipp eine Revision des Begnadigungsrechts. Jährlich ließ er sich zwei mal über die der Gnade würdigen Verurtheilten Bericht erstatten, um regelmäßig am 1. Mai und 1. August Gnade üben zu können. Wo es sich um Capitalstrafen handelte foderte der König vom Großsiegelbewahrer ein Erpöse der Thatsachen, die zur Verhandlung, die Bemerkung des Präsidenten der Assisen, die des Generalprocurators und des Justizministers ein. War das Urtheil von einem Kriegsgerichte oder einem Colonialhof ausgegangen, so mußte der Bericht auch außerdem die Meinung des Kriegs- oder Marineministers enthalten. Das von dem König anzustellende Examen war auf diese Weise durch die nöthigen Aufklärungen vorbereitet und mit allen wünschenswerthen Garantien umgeben. Es ist in den 18 Jahren nicht ein einziges mal vorgekommen daß der König dem Siegelbewahrer einen dem Angeschuldigten günstigen Bericht 24 Stunden vorenthalten hätte; und es gibt keinen die Vollstreckung des Urtheils beantragenden Bericht den er nicht gelesen, wiedergelesen und gründlich studirt hätte. Wollte Ludwig Philipp Gnade üben, fand aber in dem Siegelbewahrer einen unbeugsamen Widersacher, so ward die Diskussion bis an den verammelten Ministerrath gebracht. Auf seinen ausdrücklichen Befehl hat der Ministerrath jedesmal über die Urtheile debattirt die gegen seine Mörder gesprochen waren. In jedem dieser Fälle wich er nur der feierlichen und einstimmigen Erklärung seiner Minister. Uebrigens kann Niemand Ludwig Philipp treffender schildern als er es selbst durch seine Worte und Handlungen gethan hat. Als er nämlich das Todesurtheil gegen Alibaud

functionniren mußte, schrieb er das Bedenken mit folgenden Worten: „Das Recht, durch die Anwendung der Geseze verhängte Strafen zu erlassen oder abzuändern, ist in meiner Hand nichts Anderes als ein heiliges Gut das ich nur im Interesse des Staats und des öffentlichen Wohls anwenden darf. Es hieße meine Pflicht und die Stimme meines Gewissens verkennen, wollte ich von demselben zu meinem persönlichen Vortheil oder zur Genugthuung meines Herzens Gebrauch machen. Deshalb erkenne ich die peinliche Pflicht die mir das Urtheil des Pairs Hofes aufliegt an, und ich wollte nur mich selbst trösten, indem ich erkläre daß dieser Gedanke allein mich bewegt hat und daß ich den Tag als den schönsten meines Lebens angesehen haben würde, an dem ich das Begnadigungsrecht gegen den Mann der auf mich geschossen hat hätte ausüben können.“

Am 30. August 1843 war ein Araber, Ben Said, von dem Kissenhofe zu Algier zum Tode verurtheilt worden, weil er einen Diener der öffentlichen Gewalt mit dem Willen ihn zu tödten verwundet hatte. Der Großsiegelbewahrer beantragte in Uebereinstimmung mit dem Kriegsminister die Umwandlung der Todesstrafe in 20 Jahre Gefängniß. Der Kriegsminister ward zu diesem Antrage namentlich durch den Umstand bewogen daß Ben Said den Messerhieb in dem Augenblick gegeben hatte in dem er von vier Militärs mit blanken Säbeln in das Gefängniß zurückgeführt ward. Die Aufzage Ben Said's, er habe gewünscht man wolle ihm den Hals abschneiden, schien ihm nicht ungläubhaft. In den Rand dieses Berichts schrieb der König folgendes: „Auch ich zweifle nicht daß Dies so gewesen, im Gegentheil scheint Dies ganz den Gewohnheiten und Ideen der Araber zu entsprechen. Deshalb erkenne ich es als eine Pflicht an die Todesstrafe nicht anzuwenden. Bezüglich der Umwandlung aber weicht meine Meinung ein wenig von der meiner vortrefflichen Minister ab. Ich lasse die Zwangsarbeit bestehen, aber ich beschränke ihre Dauer auf zehn Jahre. Zwanzig scheinen mir nicht im richtigen Verhältniß zu dem vorliegenden Umstande zu stehen. Uebrigens wünsche ich daß wir, falls die Aufführung des Sträflings mir Solches gestattet, nach Verlauf eines Jahres der Antrag vorgelegt werde: die weitere Zwangsarbeit in ein Jahr Gefängniß zu verwandeln.“

Ludwig Philipp trug die Namen der zum Tode Verurtheilten die sein Begnadigungsrecht gegen die Entscheidung seiner Minister schützen konnte in ein Buch ein, und erörterte darin die Gründe welche die Anwendung dieses Rechts unmöglich machten. In diesem Buche las er bisweilen und unterzog sein Handeln einer letzten und schmerzlichen Prüfung. „Meine Söhne sollen es wissen“, sagte er zu Montalivet, „wie sehr mir jedes Menschenleben theuer gewesen ist und wie theuer es auch ihnen sein soll.“

Bei manchen Gelegenheiten war der Begnadigungstrieb des Königs selbst durch Staatsgründe nicht aufzuhalten. Er bewirkte eine thatsächliche Aufhebung der Todesstrafe; alle Verschwörer gegen seine Regierung hat er von ihr befreit. Gestützt auf die trüben Erinnerungen seiner Jugend und die Uebergewißung seines ganzen Lebens, blieb er in diesem Punkte unerlöschlich. Dieser Festigkeit verdankte auch Barbès das Leben. Mad. Karl, Barbès' Schwester, hatte für ihn gebeten. „Es ist nicht mehr möglich“, rief der König aus, „daß die von den Thronen seiner Schwester benetzte Hand das Urtheil unterzeichnet das Barbès zum Tode schickt!“ Barbès war gerettet, und am nächsten Tage nahm der Haß der Parteien sein Werk wieder auf gegen den Fürsten der so großmüthig verziehen hatte. Auch die große Amnestie von 1837 hatte die Feinde des Königs nicht entwaflnet. Elf Jahre später gab die Liste der Amnestirten der bewaffneten Revolte des 23. Februar einen Anführer, der republikanischen Regierung des 24. Februar zwei Dictatoren und der Nationalversammlung die Ludwig Philipp und seine Familie verbannte ihre heftigsten Tribune. Dieses Verbannungsdekret war fast das Schmerzlichste was ihn in seinem Exile traf. „Mich verbannt!“ schrieb er, „der ich als

König mich nie der Krönung Bezeugung der Charte und der beschworenen Geseze schuldig gemacht! Mich, den ältesten unter jenen Veteranen welche in den Ehren der Champagne Frankreich vor dem Einfall der fremden Heere gerettet haben!“

Ludwig Philipp schrieb in der Verbannung eine geschickliche Bemerkung über die Ursachen und die Umstände der Februarrevolution. Nach Montalivet ist diese Arbeit von aller Bitterkeit gegen Diejenigen frei welche seinen Sturz ohne es zu wollen und ohne es zu wissen vorbereitet haben. Vielleicht wird das Publicum seiner Zeit hierüber Näheres erfahren.

Nach all diesen Mittheilungen glaubt Montalivet die Worte Bossuet's — und mit diesen schließt er — auf Ludwig Philipp anzuwenden zu können: „Er war gerecht, mäßig, hochberzig, sehr unterrichtet in seinen Geschäften und über die zum Regieren nöthigen Mittel. Nie war ein Fürst fähiger nicht allein das Königthum ehrwürdiger und heiliger zu machen, sondern auch liebenswürdig und den Völkern theuer. Was könnte man Anderes an ihm tadeln außer seiner Güte? Ich will gern von ihm zugestehen was ein berühmter Schriftsteller von Cäsar gesagt hat: er sei so gütig gewesen daß er es habe bereuen müssen: Caesari proprium et peculiare sit clementiae isigne, qua usque ad poenitentiam omnes superavit. (Plin.) Wenn man will, möge denn auch dieses Fürsten berühmter Irrthum wie bei Cäsar in der Wilde bestehen; aber Die welche an den Unglücklichen und den Besiegten Alles Schwachheit nennen werden und nicht überreden daß die Kraft seinem Nutzen und die Stärke seinem Rathe gefehlt habe.“ 12.

Literarische Notizen.

Für Homerianer.

Es heißt im „Athenaeum“: „Ein Mitarbeiter hat uns aus einem von Hrn. A. C. Harris in Alexandrien erhaltenen Briefe, datirt Rosetta den 12. November, folgendes mitgetheilt: „Ich habe das große Glück gehabt eine Fraction des fehlenden Theils der Homerischen Papyrusrolle aufzufinden. Sie enthält 171 Zeilen, sodaß die nun noch fehlenden Verszeilen sich auf 139 vermindern, deren ich auch habhaft zu werden hoffe. Desgleichen bin ich zum Besiz einer andern Papyrusrolle gelangt die wenn sie vollständig wäre — und ich bedaure daß sie es nicht ist — laut darauf erschütterlicher Bemerkung noch vier Bücher der Iliade (α ; β , γ , δ) nebst der Grammatik des Erpyphon aus Alexandrien enthalten würde. Sollte es mir gelingen mehr von diesen Handschriften zu entdecken, werde ich Ihnen darüber ausführlich berichten; wo nicht, schreibe ich Ihnen über Das was ich habe. Ich glaube daß die fraglichen Handschriften vom Körper des Erpyphon genommen worden sind, und ein Arm, den ich als Reliquie aufbewahre, ist nach-mallich der Arm des Grammatikers, den man der Mumie abgeriffen hat um die Papyrusrolle loszumachen. Erpyphon lebt um die Zeit des Augustus. Folglich ist anzunehmen daß die Papyrusrolle der Iliade aus dieser Zeit oder aus dem ersten Jahrhunderte vor Chr. Geb. stammt.“

D i v e.

Da der Roman „The Ogilvies“ der deutschen Lesewelt zugegangen ist, so kann es interessieren daß die Hand die ihn geschrieben — wie verlautet die Hand einer jungen Dame — die Literatur mit einem zweiten Besenkt hat unter dem einfachen Titel: „Olive; a novel“ (3 Bde., London 1850). Was im ersten sich herausgestellt: Kraft, Pathos und dichterisches Geschick, Das thut sich hier in erhöhtem Maße kund, und berechtigt dadurch zu der Hoffnung auf etwas noch Besseres. Schon „Olive“ könnte dieses Bessere sein, oder würde wenigstens ihm beträchtlich näherstehen, wenn die Verfasserin sich nicht in dem Mittel vergriffen hätte es dazu zu machen. Sie hat ihr Ziel durch rührende Scenen zu erreichen gesucht und deren — zu viele gegeben. 31.

Freitag,

— Nr. 57. —

7. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Die Seele die Alles mit ihren Bewegungen begleitet finden wir zuweilen vergessen; gleichwol lautet des Dichters eigener Ausdruck: „Doch ist es zuletzt wieder die Seele allein die all ihre innere Größe — und, müssen wir ergänzen: auch ihre Gebrochenheit und allen Wandel der Stimmung — hinaus in das Symbol der Natur legt.“ Wo er sich dieses Grundthemas erinnert gelingt ihm das Unvergleichliche im Guten wie sonst im Fehlerhaften, denn auch darin gelingt es ihm und ist nicht zufällig. Ist der gute Fall seltener, so zeigt er die schöne Kraft doppelt schön. Aber doppelt wird auch der Wunsch rege: es möchte dem Ganzen eigen sein was wir nur an einzelnen Momenten mit der reinsten Freude wahrnehmen. Am meisten ist dieses Ebenmaß in der „Brigitta“ erreicht. Fragt man nach den einzelnen Punkten, wo die Wunder der menschlichen Brust am tiefsten in der innigen Wechselbeziehung mit den entfaltenen göttlichen der Natur aufgefaßt und ihre glänzendste Offenbarung gedichtet worden, so richtet sich vor allem der Blick auf die Tochter des schwer heimgesuchten Abbas, die, von dem unbegreiflichen Segen des himmlischen Gesentes wie von einer rührenden Glorie umflossen, versöhnend in die räthselhafte qualvolle Dämmerung seiner Geschichte hineintritt. Er gehört zu den Menschen „auf welche eine solche Reize Ungemach aus heiterm Himmel fällt das sie endlich dastehen und das hagelnde Gewitter über sich ergehen lassen“. Dabei ist keine dramatische Spannung und, was Dasselbe, keine deutliche Entwicklung des Seelenlebens möglich. Das wird vornherein zugestanden: es sei von diesem Manne ungewiß ob sein Schicksal ein seltsameres Ding sei oder sein Herz, auf jeden Fall werde man durch Lebenswege wie der seine zur Frage angeregt: „Warum nun Dieses?“ und in ein düstres Grübeln hineingelockt über Vorsicht, Schicksal und letzten Grund aller Dinge. Die Erscheinung Ditha's, im Verhängniß einer kindischen Hüßlosigkeit, einer starren Theilnahmlosigkeit fort und fort gefesselt, hat nun vollends etwas Pflanzenartiges. So fühlen wir uns im Anschauen dieses gehäuften ausgefuchten Glendes von dem ewigen Drohen irgend eines Unerkannten, grausam Schat-

tenden bedrückt; wir sehnen uns nach dem milden Troste eines höhern Lichts, das in diese dunkle Folge trauriger Ereignisse freundlich hereinfalle. Von Ditha's Augen wird der Schleier hinweggenommen. Dieser Uebergang aus kläglicher Armuth zum vollen Besitz einer nie geahnten Herrlichkeit, das Schwanken und Traumen — bis sie Kraft und Bedeutung der Sterne in ihrem Haupt verstehen lernt — im Verwecheln der Farben und Klänge beim langsamen jaghaften Erwachen aus der Gebundenheit des langen unmündigen Zustandes ist mit einer Meisterschaft dargelegt welche Stifter's feinen Sinn für das ganze Gebiet unserer geistigen Berührungen mit der Natur in den werthvollsten Zeugnissen verherrlicht. Wol kaum ein Anderer ist sich so des Inhalts der Worte bewußt die hier den Umfang des urplötzlich gewonnenen Glücks zu bezeichnen suchen: „Die Secunden flogen mit Kleinodien herbei, auf den Augenblicken lagen Welttheile und jeder Tag endete mit einer Last die er ihr auf lud.“

Nicht minder vollendet ist ein anderes Bild aus demselben Kreise: der kleine Hirt Felix, der in seinem einsamen Haidelaben die erste Bildungsschule der zarten, dichterisch geweckten Seele gelehrt durchschreitet und von diesem frühen kindlich-klugen Einverständnis mit dem Geiste der stillen Welt die ihn umschließt, im heitern Aufstellen sinnreicher Spiele wie im träumerischen Ruhen, eine dauernde Frische und Ursprünglichkeit, eine kräftige Heiligung des ganzen Wesens für alle fernern Tage mit hinausnimmt. Es kann uns kaum wundern das aus dem Verlaufe einer solchen vom Dichter besonders gehegten Naturerziehung, die nicht etwa an der Grenze der Knabensjahre die ihre hat, sondern weit jenseit derselben ihren tiefdringenden Einfluß behält oder gar erst zu behaupten anfängt, ein eigenthümlicher Schlag Menschen hervorgeht, welche meistens im stummen Umgange den großen Werken ihrer Erzieherin gegenüber viel mehr als im Zusammentreffen mit Ihdre Gleichgen am rechten Plage erscheinen, und unter welchen eine Angela („Feldblumen“), geschieht selbst der stockenden Citation einer Horaz'schen Strophe, Männer beschämend, fortzuhelfen, durch ihre musische Universalkultur, ohne freilich sich nur von ferne dem gemeinen blue-stocking zu nähern, als sehr abweichende Figur auffallen muß. Wenn die Stifter'schen Menschen statt der unendlichen Bläue

des Ketzers die feste Decke des Zimmers über sich haben, wenn sie von Wanderungen, da Auge und Sinn allüberall einem heimlichen Grinsen reizender Farbenwechsel, lieblicher Blüthepracht, anschniegender Lüfte begegneten, zu menschlicher Gemeinschaft, sei es auch der trauesten Freunde, hereinkommen, so gewähren sie fast immer den Eindruck einer soeben erst aus gewissen Regeln freundlicher Wohlwollständigkeit gesammelten Haltung, es mangelt ihnen die anmuthige Leichtigkeit der Zwiesprache und, als ob sie sich von der „süßen Gewohnheit“ des Schweigens schwer erholten, wird ihr Wort noch oft wo sich in ihm das hingebende Herz öffnen will, nicht recht frei von blöder, spröder Form, vom unerklärlichen Banne eines verschämten Ungeschicks; denn man findet sie wol gar, während von dem Dichter freies Zueinanderneigen der Gemüther gemeint ist, in einem ermüdend stilkischen Hin- und Wiederbieten steifer, seelenloser Höflichkeitsrede befangen. Dagegen gibt der gesunde, gute Kern ihres Wesens bei einem ohne alle Versicherung sichern gegenseitigen Trauen und Bauen auf die edelste Gesinnung mancher Verlegenheit keinen Raum, die von sonst Gewandtern selten umgangen wird; ich erinnere nur daran wie naiv man sich in der Geschichte der „Zwei Schwestern“ nach dem aufregendsten Vorfall mit dem Urheber desselben freundschaftlichst zu Tische setzt. (Der Beschluß folgt.)

Ueber Goethe's „Torquato Tasso“. Abhandlung von G. F. Gysell. Rinteln, Bösenbahl. Gr. 8. 1849. 12 Ngr.

Goethe's „Torquato Tasso“ ist eine derjenigen Dichtungen die so leicht Keiner genießen kann ohne von ihnen befruchtet und zur Weiterbildung und Reproduktion des von ihnen Empfangenen genöthigt zu werden. Einerseits so zart und duftig, so psychen- und sphidenartig daß der stumpfere und plumper Sinn gar nicht von ihr berührt und angezogen wird, setzt sie andererseits die Saiten des feiner organisirten Nervensystems in eine so heftige und nachhaltige Vibration daß nicht eher wieder eine Beruhigung eintritt als bis dem angeschlagenen Accord alle in ihm schlummernden Melodien und Harmonien abgewonnen sind. Hieraus ist es zu erklären daß diese Dichtung, wenn auch lange nicht in demselben Maße wie „Faust“, bei den Aesthetikern, Literaturhistorikern und Kritikern stets eine ganz besondere Berücksichtigung erfahren hat, und daß man zum Theil selbst in Monographien bemüht gewesen ist sie nach allen Seiten und Richtungen hin zu beleuchten, zu zergliedern, zu erklären und aller ihrer einzelnen Schönheiten sowie ihrer Gesamtbedeutung nicht bloß mit der unmittelbaren Empfindung, sondern auch mit dem erkennenden Bewußtsein innewerden. Dieser anregenden Eigenthümlichkeit des „Torquato Tasso“ verdankt jedenfalls auch die vorliegende Abhandlung ihre Entstehung; wenigstens ist ihr Inhalt wie ihre Darstellung von der Art daß der Verfasser nicht sowohl einem reinwissenschaftlichen Motive als vielmehr einem Bedürfnisse des sich aussprechen wollenden ästhetischen Gefühls gefolgt zu sein scheint. Fragen wir nämlich zunächst nach dem Inhalt, und insbesondere nach dem summarischen Ertrag dieser Schrift, so läßt sich nicht sagen daß dieser etwas wesentlich Neues biete, dessenwegen der Verfasser sich hätte getrieben fühlen können die Interpretationen dieser Dichtung noch um eine zu vermehren; vielmehr stimmt der Verfasser in der allgemeinen Auffassung derselben fast ganz mit den frühesten Interpreten überein, die auch ihrerseits nur

wenig voneinander abweichen und, mit alleiniger Ausnahme von Lewiz, darüber Eins sind daß als der eigentliche Kern des Dramas die Darstellung des Kampfes zwischen der idealen und realen Richtung betrachtet werden müsse. Allerdings haben die früheren Erklärer nicht gerade immer dieselben Ausdrücke gebraucht. Hillebrand sagt, wie der Verfasser selbst angibt, die Idee des Stückes mehr aus dem Gesichtspunkte des Haupthelden, indem er sagt: „Es kam darauf an die Verschönerung des Genies mit dem Gesetze der Wirklichkeit durchzukämpfen.“ Wisser bezeichnet den Kampf als den „der Phantasie, der poetischen Freiheit mit dem Verstande und der Convenienz“; Köstler meint: es handle sich hier nicht „um den Kampf der Robeit und Barbarei gegen Kunst und Wissenschaft, sondern um die Bedeutung und den Werth derselben in ihrer Beziehung zum Leben und zur sittlichen Welt“. Referent selbst hat in einer Kritik der Lewiz'schen Schrift („Athenäum“, Juliheft 1839) sich dahin geäußert: „Die beiden entgegengesetzten Elemente seien hier auf der einen Seite: die Beweglichkeit eines reich ausgestatteten Gemüths, und auf der andern: die Ruhe eines nicht minder begabten Verstandes; das Gemüth eine ideale, poetische Richtung verfolgend, der Verstand eine reale, praktische; beide in ihrer Art gleich hoch, gleich notwendig — das überschwengliche Gemüth jedoch nur Recht behaltend vor dem Richterstuhle des Gefühls: daher durchweg die Theilnahme für Tasso im Gegensatz zu Antonio; hingegen der starre Verstand Recht behaltend nur in der realen Weltordnung: daher Antonio als äußerlicher Sieger gegen Tasso.“ Koch Andere haben geglaubt den Gegensatz als Gegensatz von Talent und Charakter fassen zu müssen, und so hat noch Mancher je nach seiner eigenthümlichen Anschauungsweise den Conflict in etwas abweichender Weise bezeichnet. Allein trotz dieser feinern Nuancen und Schattirungen ist doch die Hauptansicht über die Ideen der Dichtung bei Allen im Wesentlichen dieselbe, und auch die vom Verfasser aufgestellte fällt im Allgemeinen damit zusammen, sodaß also die Anregung zur Schrift wenigstens nicht von dem Drange eine neue Erklärung zur Geltung zu bringen ausgegangen sein kann. Ebenso wenig trägt die Ausführung dieser Idee irgend einen eigenthümlichen Charakter, noch ist sie überhaupt von wissenschaftlichem Gepräge. Statt uns nämlich, wie es die Aufgabe einer reinwissenschaftlichen Reproduktion gewesen wäre, unmittelbar an die Quelle der Idee zu führen, diese uns von vornherein zum Bewußtsein zu bringen und alsdann nachzuweisen wie sich dieselbe nach verschiedenen Seiten und Richtungen hin getheilt und vervielfacht und in dieser Vervielfachung doch der ursprünglichen Einheit treu erwiesen habe, begnügt er sich damit uns nach und nach durch die einzelnen Scenen und Acte des Dramas selbst hindurchzuführen und von dem poetischen Inhalte derselben eine zwar geistreiche und vielfach aufklärende, aber dem tiefern Bedürfnis nicht genügende Paraphrase zu geben. Da Dies nun von allen die einfachste und zunächst sich darbietende Form ist, so kann wol auch in ihr der Impuls zur Erzeugung dieser Schrift nicht gesucht werden, und es bleibt uns also, da rein äußere Motive sie jedenfalls nicht hervorgerufen, nur die oben ausgesprochenen Annahme übrig: daß der Verfasser in ihr nur seinem ästhetisch erregten Gemüth Genüge gethan und die durch „Tasso“ in ihm angeschlagenen Empfindungen und Ideen habe ausklingen lassen.

Der eigentlich-wissenschaftliche Gewinn den wir dieser Arbeit verdanken ist daher nicht bedeutend; aber damit soll dem Verfasser kein Vorwurf gemacht werden. Im Gegentheil, wir müssen es ihm Dank wissen daß er, da nun einmal die Zeit der Dichtung bereits richtig erkannt war, nicht wie so viele Interpreten aus reiner Originalitätsucht gewaltsam eine neue Ansicht aufzustellen versucht hat. Diese Verleugnung der Subjectivität und aufrichtige Hingebung an das Object gibt dieser Schrift einen unbestreitbaren Werth vor der Monographie von Lewiz, der bekanntlich im Widerspruch mit allen übrigen Erklärern in „Torquato Tasso“ Nichts weiter gesehen wissen will

als eine Schilderung des Hoffens, zu welcher gänzlich unhaltbaren Ansicht er wol schwerlich hätte kommen können wenn er ebenso wie unser Verfasser von vornherein auf den Ruhm einer ganz absonderlichen und eigenthümlichen Auffassung verzichtet geblieben wäre. Ist daher auch unsere Schrift weniger pikant und neu, so ist sie dafür durchweg wahr und verdient namentlich die Anerkennung: daß in ihr die Resultate der früheren Forschungen mit ruhigster und besonnenster Abwägung benutzte und alle Einseitigkeiten denen sich frühere Erklärer aus individueller Vorliebe für das ideale oder reale Princip hingegeben haben glücklich vermieden sind. Daher erklärt er sich ebenso sehr gegen die Weiche wie einige ältere Erklärer in Antonio nur den kalten, völlig herzlosen, allein von Reid und Herrschsucht regierten Verstandsmenschen erblickten, wie andererseits gegen diejenigen welche wie Rötcher die Schuld vorzugsweise auf Tasso geworfen und Antonio in gar zu glänzenden Lichte erscheinen lassen. „Wollten wir“, schreibt er S. 39, „Tasso unbedingt Glauben schenken, so müßten wir Antonio Zweierlei schuldgeben: 1) daß er von Reid über Tasso's Dichtertalent erfüllt sei und 2) daß er die Gunst der Mäcen entzogen, d. h. selber Dichterkränze erwerben wolle (des Reides auf seinen Lorbeerkranz zieht Tasso den Antonio auch in der Duellscene. Daß wir aber diese Stellen nur mit der größten Vorsicht benutzen dürfen, wenn wir nicht Antonio schreiendes Unrecht thun wollen, ist unbestreitbar, weil Tasso in beiden Fällen vom höchsten Mißtrauen, Hohn und Haß gegen Antonio ergriffen ist. Auf der andern Seite ist schwerlich anzunehmen daß Tasso's Beschuldigungen rein aus der Luft gegriffen wären. Allerdings bezeichnet Cleonore in ihrer Antwort:

D schickst du so klar wie ich es sehe!

Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso's Meinung als Irrthum, indessen hält sich Cleonore zu sehr im Allgemeinen als daß wir aus ihrer Entgegnung auf eine völlige Grundlosigkeit alles Dessen schließen dürften was Tasso in seiner trüben Stimmung ausdrückt.“ Noch ausführlicher entwickelt er die Schuld Antonio's S. 38, wo es heißt: „So entschieden wir nun auch den Verdacht des gemeinen Reides, der keinem Verdienste eine Belohnung gönnt, von Antonio fernzuhalten berechtigt sind, so wenig dürfen wir doch das Benehmen desselben nicht allein aus den angeführten Gesichtspunkten betrachten und nur aus idealen Motiven ableiten. Die tiefe Verstimmung Antonio's rührt keineswegs bloß daher daß er durch die übergroße Auszeichnung Tasso's das praktische Princip gegen das ideale des Dichters herabgesetzt glaubt; ebenso wenig entspringt sein schroffes Auftreten gegen Tasso allein aus dem Bestreben die absolute-idealistische Richtung desselben als eine auch auf dem Gebiete der Poesie durchaus verfehlte und unfruchtbare mit Nachdruck zurückzuweisen; vielmehr ist sein eigenes Geständniß ein schlagender Beweis daß die letzten Ursachen seiner Gereiztheit in persönlichen Motiven zu suchen sind. Offenbar ist seine Empfindlichkeit nicht allein daraus hervorgegangen daß er den höchsten Lohn den er nach saurer Arbeit für sich gehofft mit einem Nebenbuhler theilen soll den er wie einen müßigen Knaben tief unter sich sieht, sondern ebenso sehr daraus daß er diesen Lohn überhaupt mit einem Nebenbuhler theilen soll. Und wie jede Einseitigkeit, jede Abgeschlossenheit der Richtung selbstisch macht, so ruft auch in Antonio die Einseitigkeit seines Standpunkts den Egoismus des Standesehrgeizes hervor. Deshalb ist denn auch sein Gegenwirken wider Tasso und dessen Gönner nicht frei von persönlicher, durch die Ueberrückung des Augenblicks noch mehr aufgestachelter Leidenschaft.“ Hieraus geht hervor daß er den Conflict zwischen Tasso und Antonio als einen Conflict gleichberechtigter und mithin, sobald sie ihr einseitiges Recht zum alleinigen erheben wollen, auch gleichschuldiger Mächte ansieht, und daß er sich somit der von Hegel ausgegangenen Ansicht anschließt, wonach eben das Zusammenstoßen zweier derartigen Mächte das eigentliche Wesen

der Tragödie ausmacht. Hierbei fällt es auf daß er trotzdem „Torquato Tasso“ nicht als eine Tragödie zu betrachten scheint, sondern in ihr vielmehr nur ein Drama sieht, in welchem die Sondersage dadurch daß sie sich verschönern wieder zu ihrer Ruhe und Positivität gelangen und die Aussicht auf eine glückliche Entwicklung ihres Wesens und Lebens in der Zukunft eröffnen. Am deutlichsten spricht sich diese seine Ansicht in seiner Besprechung der Schlussscene aus, wo er zunächst nachweist wie einerseits Antonio als edler Mensch voll Würde und Güte sich darstelle, und andererseits Tasso zur Gewißheit gelange daß die Dämonen seines Unglücks in ihm selbst liegen, mithin Beide aus ihrer selbstischen Einseitigkeit herausgehen, und sodann fortfährt: „In diesen Moment drängt sich die Idee des ganzen Stücks zusammen. Die beiden Richtungen des Realismus und Realismus welche anfangs in schroffer Einseitigkeit einander gegenüberstanden hatten feiern nach einem schmerzlichen Ausgleichungsproceß den Bund der Versöhnung; der Kampf zwischen Ideal und Leben ist ausgelämpft, Idee und Wirklichkeit sind ihren Trägern, Tasso und Antonio, versöhnt. Was die Prinzessin zum Heil des Dichters erstrebt hatte ist nach schwerem Kampfe zur That geworden und damit ein neuer Lebensmorgen für Tasso angebrochen. Getroßt sehen wir den nicht weniger durch seine Leiden wie durch seine Genialität uns theuer gewordenen Jüngling in den beginnenden Lebensstag eintreten. Denn dem Dichter Tasso ist geblieben was ihm die Gottheit als sein unentziehbares Erbe gab — die poetische Schöpferkraft. Ewig jung, weil nicht irdischer Natur, wird sie die Macht auch des neuen Lebens für ihn werden, in ihr wird er Ruhe und Beselzung wiederfinden, wenn der erste Sturm des Schmerzes sich gelegt hat. Und der Mensch Tasso ist herrlicher aus dem Läuterungsfeuer der Erbsal hervorgegangen. Die Erkenntniß daß er sein Unglück selbst verschuldet ist ja ein Sieg über die finstern Gewalten die ihn ins Leid gestürzt, und in der Versöhnung mit Antonio, dem Repräsentanten des Realismus, ist die Hingabe an das Recht der Wirklichkeit als sittliche That vollbracht. Ist auch unwiederbringlich dahin was bisher sein Alles war, dennoch scheiden wir nicht von ihm mit dem Schmerz über ein ungeheureres Unglück wodurch er unrettbar in den Abgrund des Elends geschleudert wäre, sondern unsere Phantasie hat Anhaltspunkte genug um seine Zukunft sich in freundlichen Bildern eines durch Selbsterkenntniß und Mäßigung befriedigten, vom Zauber der Dichtkunst verklärten Daseins zu malen. Und so stimmen schmelzend die ergreifenden Laute des Schmerzes mit den friedlichen Klängen die uns aus der Zukunft des Dichters herüber tönen, zu Accorden einer sanften Wehmuth zusammen.“ Allerdings kann der Verfasser für diese Ansicht einerseits die Autorität des Dichters selbst beibringen, der seine Dichtung nicht als Tragödie oder Trauerspiel, sondern nur als „Schauspiel“ bezeichnet hat; andererseits kann er für sich anführen daß sich ja wirklich am Schluß des Stücks Tasso und Antonio miteinander ausöhnen, daß also damit der Conflict auf gütlichem Wege beseitigt sei. Trotzdem kann ich hierin nicht mit ihm harmoniren. Der letzte Eindruck des Stücks ist durchaus ein tragischer, und wecket die von Goethe gewählte Bezeichnung kann uns über diesen Eindruck hinwegbringen noch die endliche Versöhnung. Swat findet eine solche am Ende statt, aber von welcher Art ist dieselbe und unter welchen Umständen geschieht sie? Der Conflict schließt sich dazu nur im äußersten Leiden, der Andere im höchsten Mitleiden; Beide erscheinen ihrem innersten Wesen nach als gebrochen: Tasso, indem er in Allem was bisher sein Wesen ausgemacht keinen Halt mehr besitzt als den einen, die tiefste Fülle seiner Noth zu klagen, also gleichsam den Schwannengesang seines Lebens; Antonio, indem er mit all seiner praktischen Klugheit nicht mehr im Stande ist die schönen Verhältnisse die er zerstört hat wiederherzustellen. Wol wird dadurch daß Beide zum Bewußtsein ihrer Einseitigkeit und zur gegenseitigen Anerkennung des Gegenseitigen gelangen eine Art restitutio in integrum herbeigeführt, aber keine solche wie

Es in einem bloßen „Schauspiel“ beschaffen sein muß. Hier nämlich muß die letzte Ausöhnung der Gegensätze zugleich mit einer Ueberwindung aller bekämpften Hindernisse und Schwierigkeiten und mit einer glücklichen Erreichung des von Anfang als höchstes Lebensglück vorschwebenden Ziels verbunden sein; ist Dies aber bei der Versöhnung zwischen Lasso und Antonio der Fall? Reichen sie sich nicht vielmehr über den Ruinen und Trümmern ihres Glück die Hände? Und erscheint Dies nicht in der traurigen, auch auf den Leser oder Zuschauer übergehenden Gewißheit daß dieses Glück in diesen Verhältnissen durch Nichts — auch nicht durch ihre Versöhnung — wiederherzustellen sei? Die Ausöhnung ist daher keine solche die wir eine glückliche Lösung der Verwickelungen zu nennen pflegen, sondern vielmehr eine echttragische. Denn auch die Tragödie darf ja nicht mit einer Dissonanz, mit einem unausgeglichenen Conflicte schließen, wenn sie wirklich dem Reiche des Schönen angehören soll; auch ihr Schluß besteht daher stets in einer Ausgleichung der feindlichen Gegensätze. Aber während dort die Ausgleichung eine völlig diesseitige und reale ist, erscheint sie hier nur als eine jenseitige und ideale, d. h. die heilsamen und glücklichen Folgen derselben fallen nicht mehr in diejenige Sphäre in welcher der Kampf stattfand, sondern in eine darüber hinausliegende höhere. In den meisten Tragödien stellen sich die beiden hier unterschiedenen Sphären als die des diesseitigen und jenseitigen Lebens dar, und die Ausgleichung erfolgt daher von dem Ausgleicher aller Conflicte, dem Tode. Aber Dies ist nicht unbedingt nothwendig. Der Dichter kann uns auch einen bloßen Kreis oder Abschnitt dieses Lebens als den Inbegriff alles Lebensglücks hinstellen, und uns in demselben dergestalt gegen alles sonst noch Daseiende abschließen und gleichgültig machen daß uns das Scheidenmüssen aus diesem engern Lebensgebiet ebenso sehr als eine Bertrümmung des ganzen diesseitigen Glücks erscheint wie der Tod selbst. Und so müssen wir unbestreitbar die Lage Lasso's und Antonio's am Schluß des Dramas auffassen. Mögen sie immerhin noch fortleben — mit dem Leben das wir bisher als die höchste Bedingung ihres Lebensglücks erkannten ist es vorbei; vorbei nicht nur für Lasso, der darin keinen Boden mehr hat und daraus scheiden muß, sondern auch für Antonio, weil nach dem Ausscheiden Lasso's auch dies Leben selbst in sich zerfallen muß. Beide gehen also, sofern sie die Sphären ihres Daseins verlieren, zufolge und gemäß ihrer Schuld unter: Lasso, weil am äußern Leben verschuldet, mehr äußerlich; Antonio, weil gegen die innern Mächte frevelnd, mehr innerlich; Sener, wie Antigone, selbst aus der Lebenssphäre ausgestoßen. Dieser, wie Kreon, in der zerrütteten Lebenssphäre ein trauriges, halt- und bodenloses Scheinleben fortschreitend. Das Stück erfüllt also alle Bedingungen einer Tragödie, während es als bloßes „Schauspiel“ betrachtet eine höchst mangelhafte Befriedigung gewähren würde, da einmal der Mensch an eine glückliche Lösung weit verbere Ansprüche macht als daß ihm eine bloß moralische Reinigung und eine nur durch künstliche Reflexionen ermittelte Möglichkeit einer bessern Zukunft genügen könnte.

In allem Uebrigen habe ich kaum Etwas gefunden worin der Verfasser von meinen Ansichten abweicht; im Gegentheil ist mir das Meiste wie aus der Seele gesprochen erschienen. Besondere Hervorhebung verdient noch die Wärme mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, die Hingebung mit welcher er sich in die psychologische Erfassung der einzelnen Charaktere vertieft, die Einfachheit und Klarheit mit welcher er alle seine Gedanken vorträgt, und endlich die Reichhaltigkeit der Parallelen aus andern Goethe'schen Dichtungen, namentlich aus „Wilhelm Meister“, durch welche er seine Ansichten auf das kräftigste zu unterstützen weiß, lauter Eigenschaften, derenwegen das Buch besonders denen zu empfehlen ist welche sich über „Torquato Lasso“ noch kein eigenes Urtheil gebildet haben und zum Verständniß desselben noch einer fremden Leitung bedürfen. **Richard Morning.**

Lesefrüchte.

Eine Stunde voll Führung im Rationalconvente.
Als Danton und Camille Desmoulin „die Menschlichkeit“ auf ihr Banner schrieben, und dieses Wort an dem Rande des Abgrundes in welchen Robespierre sie jeden Augenblick zu stoßen dachte als letzten Rettungsanker erfassen, hatte sich bereits der Pariser eine gewisse Regung von Mitleid mit den Opfern der Guillotine ermächtigt, und die Reaction, welche am 9. Thermidor erplobirte, machte sich bereits durch gewisse Anzeichen bemerkbar. Auch bei den Blutdürstigen zeigte sich eine Art von Milde. Man braucht nur eine Sitzung des Convents zu betrachten. Eines Tags erzählte man sich in der Versammlung daß ein armer Leuzel von Kaufmann guillotiniert werden solle, weil sein Sohn (in seiner Abwesenheit) vergessen hatte ein specielles Verzeichniß der aufgespeicherten Gegenstände seines Ladens anzuschlagen. Allgemeine Sensation auf den Bänken der Befessgeber, welche sofort einen Aufschub decretiren. „Man ehrt sich selbst“, ruft Danton, „wenn man einen Unschuldigen rettet! Ich eile selbst das Decret zu verkünden welches der Convent soeben erlassen hat.“ Er entfernte sich. David, der berühmte Maler, lehrte einige Zeit nachher zurück. „Bürger“, ruft er, „ich kann Ihr Mitleid beruhigen. Vier Verschwörer haben soeben auf dem Schaffote die Köpfe verloren. Man glaubte daß der Bürger dessen Hinrichtung Sie verschoben haben darunter sei. Der Offizier der mit Bewachung der Hinrichtungen beauftragt ist hat mir das Gegenheil versichert.“ Die Versammlung bezeugte ihre Zufriedenheit durch lauten Beifall. Einige Tage nachher wird Pierre Chaudon (dies ist der Name des Verurtheilten) vor die Schranken des Convents geführt. Der Präsident (es war Southon) gibt ihm den Handverfuß und fügt die Worte hinzu: „Bürger, der bloße Gedanke daß ein Unschuldiger durch das Gesetz getroffen werden könnte hat den Rationalconvent schaudern gemacht, und die schönste Bewegung welche bei dieser Gelegenheit die Versammlung erregt hat ist die beste Antwort auf die Verleumdungen Pitt's und seiner Agenten. Ach! warum konnten nicht alle Bürger der Erde dieser denkwürdigen Sitzung beiwohnen! Deine Noth war groß, Bürger, aber dein Triumph ist vollkommen. Das Unglück wird oft für den guten Menschen eine unersiegbare Quelle herrlicher Freuden“ u. s. w. Man klatschte nach diesem Vortrag Beifall, Pierre Chaudon tritt mit seiner Familie in den Saal, die Sitzung wird suspendirt und die Thränen fließen reichlich. („Réimpression du Moniteur“, XIX, 2, 24 u. 100, December 1793.)

Die Cassette der Königin.

Als Lurgot das Goldbergsche Ersparungssystem ins Werk setzen wollte scheiterte er mit diesem Unternehmen an der Begerung und dem Widerstande des königlichen Hauses. In dem vor kurzem erschienenen „Coup d'oeil sur le régime de Louis XVI“ vom Grafen Laocqueville wird eine Anekdote erzählt welche als Beispiel der sinnlosen Ausgaben des Hofes, welche Lurgot reduciren wollte, dienen mag. Der geistreiche Prinz de Ligne, dessen große Höflichkeit und angenehme Unterhaltung Marie Antoinette so liebte, kam eines Tags an den Hof nach Fontainebleau. Man sah ihm die heitere Laune an in welcher er sich befand und fragte ihn um die Ursache derselben. Er gab zur Antwort daß er soeben in den Schloßhöfen einen großen vierspännigen Packwagen mit zwei Postillonnen, einem Berreter und vier Gardes du Corps fertig gesehen habe nach Paris abzugehen; auf dem Packwagen habe gestanden: Cassette de la reine. Die Königin fragte ihn was da zu lachen sei, und er fuhr fort daß sie selbst beim Spiele am vergangenen Abende ihm die Ehre erwiesen habe mitzutheilen daß sie keine sechs Louisdor in der Kasse habe, und daß folglich die ganze Equipage mit Menschen und Thieren wegen sechs Louisdor unterwegs seien. „Ja“, entgegnete ihm die Königin, „Das ist einmal so hergebracht, und Sie wissen ja daß von Reduction hier nicht gesprochen werden darf.“ 2

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 58. —

8. März 1851.

Adalbert Stifter.

(Schluß aus Nr. 57.)

Daß die Stellung in welcher diese Charaktere gegen die Natur verharren mit der misanthropisch-melancholischen Flucht zur Waldeinsamkeit, die allen tapfern Ernst der Lebensarbeit auflöst in den ewigen bequemen Refrain:

Die Welt ist vollkommen überall,

Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

nicht im entferntesten Etwas zu schaffen hat, offenbart sich am nachdrücklichsten durch die mit so unverkennbarer Vorliebe aufgefaßte Pflege des nährenden, fruchtspendenden Bodens. Felix kehrt nicht heim einer weilmüden Seele die abgelegenste Stätte der Ruhe auszuwählen, sondern weil er in der entschiedenen Sammlung der Kräfte auf das unscheinbare Wirken eines Landmannes nach aller Weltschau die innigste Befriedigung zu erkennen glaubt. Selbst der Jude Abbas, gewohnt des Buchers und Handels auf unsteter Fahrt, wandelt zuletzt, da er den traurigen Wüstenversteck mit dem lachenden Thale Europas vertauscht, durch wogende Kornfelder und blühende Flachstriche, die sich um seinen Bohnsitz erstrecken. Der Freund, welchem der Dichter die Erlebnisse mit den „zwei Schwestern“ nachzählt, findet bei Alfred Ruffar ein von glücklichem Studium und aufmerksamen Reisebeobachtungen gestütztes Muster der Landwirthschaft, das ihm zur Förderung des eigenen Wirkens neue Gedanken anregt. Maria waltet mit verständiger Sorge, erfinderischen Geistes in ihrem kleinen Gartenreich; mit hellem Auge nach dem Rechten schauend, eifrig anordnend und selbst Hand anlegend schafft sie vom frühen Morgen, achtlos gegen Luft und Sonne, die ihr des Antlitzes weiße Lieblichkeit rauben. Und Brigitta theilt noch vor der Wiedervereinigung darin das Loos des Geliebten, Ungetreuen, daß sie ihre Tage dem gleichen Werke gewidmet hat. Die gesammte Umgebung, die Ordnung des Daseins, worin der zuvor so wild Bewegte, so maßlos Strebende und Wünschende nun einem so strengen Maße des eigenen innern Gesetzes folgt, athmet eine herbe, mannhafte Tüchtigkeit, sodas die Gedanken, die uns gleichsam ein erquickend kräftiger Hauch aus der schönen Dichtung zuträgt, in die vom Steppenwanderer (der wol Eins mit dem Dichter ist) ausgesprochenen unmittelbar einstimmen müssen:

Die Einsamkeit und Kraft dieser Beschäftigungen erinnerte mich häufig an die alten starken Römer, die den Landbau auch so sehr geliebt hatten, und die wenigstens in ihrer frühern Zeit auch gern einsam und kräftig waren. . . Wie schön und ursprünglich — dachte ich — ist die Bestimmung des Landmannes, wenn er sie versteht und verehelt. In ihrer Einfachheit und Mannichfaltigkeit, in dem ersten Zusammentreffen mit der Natur, die leidenschaftlos ist, grenzt sie zunächst an die Sage von dem Paradiese.

Damit weist uns Stifter selbst auf den Standpunkt von welchem der wahre Werth des Grundgefühls, das jene fast unausgesetzte und in manchen Fällen unbedingte tabelnswerthe, weil falsch gefügte Verknüpfung poetischer Naturmalerei mit der Darstellung des eigentlichen künstlerischen Stoffes herbeiführt, am reinsten und vollständigsten zu ermessen ist. Wie auch im Uebrigen dies in seiner lurriösen Ausbreitung anspruchsvolle und fremdartige Element beurtheilt werde, kann jedenfalls die Gesundheit der Wurzel mit der es im Herzen des Dichters haftet keinem Zweifel unterliegen. So endet auch die ästhetisch-pflichtmäßige Betrachtung freudig anerkennend, indem sie aufdeckt was als bleibende Substanz, als edles Mark von der üppigen Ernte jener Phantasie-spaziergänge sich abscheidet und einer festen, geistig-sinnlichen Lebensansicht anschließt, welche sogar als gemeinsame Grundidee zweier Erzählungen in einem der beiden legherausgegebenen Bände der „Studien“ ihre besondere Ausführung erhalten hat. Ich meine „Der Hagestolz“ und „Der Waldsteig“. Dem erstern gehört nicht nur in diesem bestimmten Zusammenhange der Vorzug, sondern er glänzt, da in den „Zwei Schwestern“ die dürre langweilige Strecke bis zum Auftreten der interessanten Gestalten unsere Geduld doch allzu unschicklich auf die Probe stellt, obsonen auch seinerseits nicht aller Spur bekannter Eigenheiten ledig; überhaupt als die beste unter diesen neuen Gaben. Darin treffen wir bei „Der Hagestolz“ eine Stifter'sche Lieblingswenbung daß was in fortschreitender Geschichte vor uns wachsen und werden könnte, im Bilde eines kurzen Zeitraums, mit Hindeutung auf das rückwärts Rufende und den flüchtigen Schlußbericht des Spätern, zusammengezogen wird. Der frische, weicherzige-übermüthige Jüngling Victor und der alte menschen scheue, lebensmatt Schein, „für den Alles, Alles zu spät ist“, drücken schon durch einen

bedeutungsvollen Gegensatz in ihrem einfachen Nebeneinandererscheinen aus was wir dann in des Letztern Wort als praktische Mahnung vernehmen. Die Gestalt des Hagestolzen in der schrecklichen selbstgewählten Debe der abgesperrten Inselclausur bringt uns das ganze Elend eines liebeleeren, am Bewußtsein seiner eigenen Verfehltheit und Zwecklosigkeit hintrankenden Lebens mit ungemainer Tiefe und Wahrheit der poetischen Auffassung vor die Seele. Eine wunderbare, unwiderleglich gebieterische Macht erhebt sich aus der Brust des Einsamen, wie er, umzogen von leisem wehmüthigen Nachschimmer längst gefunkener Hoffnungen, rauhen Tones, wie zu kurzem Labfal der Befreiung nach verstocktem, misstrauischem Schweigen warnendes Bekenntniß und ernstern Rath dem blühenden Neffen, dem Pflegesohn der einst Geliebten ans Herz legt. Wohlmeinend-gewaltfam stößt er die jugendlichen Pläne und Unternehmungen über den Haufen; er sah den schönen, kräftigen Körper, den reinen Sinn, den festen, trophigen Willen, den er selbst mit heimlicher Freude durch starren Widerstand aufreizte, er bangt um die Zukunft des einzigen Menschen dem noch seine Sorge zugewendet ist, indem er das arme Leben überschaut, dessen Erde ihm herannahet. Er sagt:

Ich habe Vieles und Allerlei gethan und habe Nichts davon. Alles zerfällt im Augenblicke, wenn man nicht ein Dasein erschaffen hat das über dem Sarge noch fort dauert.

Bei der Vorstellung einer alle Kräfte heilsam zu eigenem Genuß und Anderer Frommen bewegenden Wirksamkeit erscheint ihm die Familiengründung durch den Blick auf seine Lage als das Wichtigste, sodas er voll heiligen Ernstes den jungen Burschen, der noch kurz zuvor vorschneell verzagt und hochfahrend zuversichtlich in der heitern, laut scherzenden Schar der Genossen verkündet, es sei nun für alle Zeit gewis das er nie heirathen werde, mit komischer Hast der Ungebild gleichsam überfällt:

Das Größte und Wichtigste was du jetzt zu thun hast ist: heirathen mußt du.

Er denkt aber weiter und seine Gedanken sind gerade auf das System gerichtet, das wir schon bei dem „Major“ auf der ungarischen Steppensüßung großartig cultivirt gefunden haben:

Ich meine, du sollst ein Landwirth sein, wie es auch die alten Römer gerne gewesen sind, die recht gut gewußt haben wie man es anfangen soll das alle Kräfte recht und gleichmäßig angeregt werden.

In „Der Waldsteig“ ist die Idee einer naturgerechten, befriedigenden Lebensgestaltung, vorzüglich durch die Ehe, auf ungleich weniger poetische Weise zur Darstellung gelangt. Während in „Der Hagestolz“ das mit Bezug auf diese Idee ergriffene tragische Moment dem Ganzen, welches schon durch die reinen herrlichen Gemüther Victor's und Hanna's eine edle Bedeutung erhält, den Hintergrund höhern Ernstes verleiht, wird hier die Sache in niedrige Regionen herabgezogen und ihres echten Interesses beinahe völlig entkleidet. Die Persönlichkeit die den Mittelpunkt bildet war weit geschickter zu behandeln, wenn diesem Fall ins Triviale, in den gemeinen Lust-

spielstoff vorgebeugt und der geistige Anhalt behauptet werden sollte; dazu kommt oder vielmehr daraus entsteht das Unglück das die lustige Nuganwendung zu grob als äußerliches Anhängsel sich hervorwagt. Ich theile darüber die brieflichen Worte eines Freundes mit:

... Aber Das ist geradezu eine Aufforderung zum Heirathen; Tiburius ist ein bloßer Narr, und was das Schlimmste ist, der Dichter hat ihn nur mit dem gewöhnlichen Auge, d. h. mit dem Blick des Philisters angeschaut, nur ganz gewöhnliche Narrheit herausgefunden. Wie die Narrheit aus dem Stammbaume hergeleitet wird, ist allerdings komisch; wär Herr Tiburius wie in andern Novellen *) ein grundgelehrter Philologe, Das wäre noch Etwas. Man kann sich am Schluß des Gedankens nicht erwehren das seine jegige Frau — denn wahr scheint die Geschichte fast buchstäblich zu sein — für ihn viel zu gut ist. Das ein reicher Mann, auch wenn er den Spleen hat, doch eine zwar arme, aber schöne und kluge Frau bekommen kann**), ist die sehr unmoralische Moral der Geschichte. Ob ein solcher durch seine Frau vom Spleen geheilt wird oder nicht, ist sehr gleichgültig — was ist damit bewiesen? würde Julian der Strenge fragen.

Diese gelegentlich hingeworfenen Bemerkungen sprechen im Wesentlichen aus, worin das Unerfreuliche der ganzen Schnurre — denn höher kommt es nicht — liegt. Die Geschichte ist sehr hübsch erzählt und hat in ihrer Fassung, welche bei launiger Behaglichkeit die sonst beliebten Längen zu vermeiden weiß, sogar Manches vor ungleich gehaltvollern Dichtungen des Verfassers voraus. Aber es fehlt die Seele, die hier nur der feinere Humor geben konnte. Was uns in den „Selbblumen“ von verwandter Stimmung anzusprechen schien waren nur einzelne Funken gleichsam in dem bunten Feuerwerk losgebundener Gefühle, es handelte sich dort nicht um die künstlerische Beleuchtung, von welcher der Eindruck des Ganzen abgehangen hätte. Stifter, der noch eben bei der Darstellung des einsiedlerischen Hagestolzen uns durch die seltenste Gabe ergriffen, die intimsten Geheimnisse einer wunderlichen Individualität in klarer Verbindung mit dem Gange ihres Geschicks, der nicht durch complicirte Widersprüche, sondern allein durch eine einfache Abweichung charakterisirt war, dichterisch-tiefinnig zu deuten, verläßt hier nicht einmal die Oberfläche einer barocken, ungereimten Erscheinung, für welche wir wenigstens nach dem Schattenbild eines innern Grundes forschen. Das die Narrheit dem noch Unentwickelten gewissermaßen durch seine Umgebung angebildet sei, sagt uns für einen Sonderling, an dessen Treiben wir ausschließlich Interesse nehmen sollen (den man aber als Nebenfigur in einem mannichfachen Romangewebe allenfalls würde gelten lassen), nicht genug. Herr Tiburius ist unglücklich, weil er sein Geld nicht vernünftig zu gebrauchen weiß; aber, wenn ihn auch dieser ungenutzt

*) Es ist zu vermuthen das dem Freunde hier zunächst die Tirade Novelle „Der Gelehrte“, vorgeschwebt hat, die jedenfalls unsere Bedenken gegen Stifter an diesem Orte unterstüßt.

**) Der Dichter will uns zwar glauben machen sie habe von seinen Reichthümern, wenigstens von Kutschern und Bedienten Nichts gewußt, aber sie ist zu klug um ihm nicht Alles im Gesichte zu lesen, und man merkt das Dies vielleicht das einzige Erfundene an der Geschichte ist. X am. des Briefstellers.

Ueberfluß zu verrückten Einfällen treibt, so ist das Geld doch nicht die poetische Legitimation seiner ganzen trostlosen Aflertheit. Und wenn der Dichter auf den Wendepunkt, die Heilung von aller eingebildeten und wirklichen Krankheit: der faulen Absperrung gegen Welt und Beruf, lossteuernd das Zurückgelegte noch einmal genügend überschaut: „Somit wären wir denn soweit gelangt das Elend des Herrn Liburius einzusehen“, so kann dieses „einschauen“ keinesfalls den tiefem Sinn behaupten den wir bei unserer Forderung im Auge haben. Die „gründliche Umänderung durch den Waldsteig“, d. h. durch die wohlthätigen Schwelche bei der Verzerrung auf denselben und durch den Fund eines trefflichen Weibes nach der Prophezeiung des Naturdoctores im Leinenhabit, diese Katastrophe laborirt, so nett und glatt sie sich abspinnt, an der nämlichen geistlosen Willkür wie das vorige Bild der Nartheit. Liburius hat nicht den kleinsten Zug der Liebenswürdigkeit in seiner Bizarrerie, der Dichter hat uns bisher Nichts gezeigt als einen Zagedieb, in dem es todt und verbumpft aussieht; seinem Verhältniß zu dem frischen Waldkinde Maria mangelt daher, was die oben mitgetheilte Briefstelle richtig andeutet, jeder nicht etwa poetische, sondern überhaupt irgendwie glaubwürdige gemüthliche Inhalt bei dem einen wie dem andern Theile. So muß ich gestehen daß mir dieses gute Ende in seiner Art nicht mehr werth ist als des hohlen, blasirten Grafen Waldemar Passion für das ungeschuldige Gärtnermädchen und improvisirter Uebergang zu allerlei moralischen Entschliefungen. Ja es lassen sich da noch gewisse Regungen des weiblichen Herzens für den interessanten Wüßling denken, die mit dem Seitenblick auf seinen Stand und seinen Reichthum Nichts zu schaffen haben, während der tröckene, steife Gesell im ewigen grauen Ueberrock als Liebeserobrer rein durch sich selbst eine abgeschmackte Fabel oder im besten Falle eine psychologische Curiosität ist, um die sich der Dichter nicht zu bekümmern hat. Indessen, sollte ich meinen, ist es alle erdenkliche Höflichkeit gegen unsern werthgeschätzten Stifter daß die Einreden wider dieses Capitel seines Natur- und Heirathsevangeliums so ernsthaft und weiltäufig geworden sind.

Die Vorrede der „Studien“ macht darauf aufmerksam daß die Folge der einzelnen Stücke der Zeit ihrer Entstehung nach absichtlich angeordnet sei, um eine Handhabe zur Prüfung etwaigen Fortschritts darzubieten; überhaupt sucht der Dichter den Eindruck hervorzubringen, als wisse sich sein Talent durch aufrichtige Selbstkritik in unablässiger Läuterung, in rüstigem Aufsteigen zu höherer Reife zu erhalten. Bei der zweiten Auflage der beiden ersten Bände erwähnte er ausdrücklich: er habe nur die kleinern Sinn und Haltung des Ganzen nicht wesentlich berührenden Fehler verbessert, die größern der künstlerischen Fügung des Werks angehörigen deshalb nicht, weil er sonst den Lesern unter demselben Titel ein ganz anderes Buch geben würde als sie in der ersten Auflage besäßen; dessenungeachtet sei er doch für sich an die Umänderung und Ausbesserung des Werkes

gegangen und werde sie langsam durch die folgenden Jahre hindurch fortsetzen, damit, auch wenn später keine neue Ausgabe nothwendig werden sollte, er doch für sich die Genugthuung gewinne, Dingen die ihm zu unreif erschienen im eigenen Glauben eine reifere und männlichere Gestaltung gegeben zu haben. Das bereits zum Druck fertige Manuscript des dritten und vierten Bandes nahm er, wie wir hier gleichfalls erfahren, nach der unerwartet freundlichen Aufnahme der ersten vom Verleger zurück und unterwarf es einer nochmaligen Durcharbeitung, damit der „unverdiente“ Antheil diesmal etwas mehr ein verdienter werde. Bei allem Glauben an die wahrhaftige Bescheidenheit dieser Worte muß ich gestehen daß ich durchaus nicht begreife, wo eine Ueberschau der „Studien“ an die hier ausgedrückte künstlerische Erkenntniß anzuknüpfen hätte. In der That, wenn man z. B. den Inhalt des dritten Bandes: „Die Kappe meines Urgroßvaters“, mit den aufgerufenen Voraussetzungen scharf ins Auge faßt, so muß man sich erstaunt und mit dem unschmeichelhaften Gefühl gänzlicher Vernageltheit fragen: was nach ästhetischen Gesetzen das „Durcharbeiten“ bedeutet von welchem der Verfasser redet. Wenn wir uns die Reihe der Jahreszahlen vor den einzelnen Arbeiten zu dem gemeinten Zwecke dienen lassen, so können wir, Hand aufs Herz! nur ein entsetzlich confuses Bild von sogenannter künstlerischer Entwicklung mitnehmen; oder sollen wir unser Urtheil vertagen bis Stifter uns gefälligst über seine eigenen Begriffe von Fortschritt, die bei jener Angabe zugrundeliegen mögen, unterrichtet haben wird? Welches Resultat muß aber nach den herkömmlichen Ansichten, bei denen wir uns bescheiden, in manchem Betracht die vorliegende Kritik des vorläufigen Schlusses der Studien-sammlung („Zwei Schwestern“ und „Der beschriebene Länntling“) ergeben! Was in den „Zwei Schwestern“ des Dichters würdig ist, glaube ich nicht zu gering angeschlagen zu haben; aber wie breit macht sich hier wieder der alte Fehler, den er nun gar noch recht arglos in das beste Licht zu rücken sucht mit der bescheidenen Vorbemerkung: in diesen Blättern stelle er nicht sowol eine einfache Geschichte als vielmehr noch weniger dar, nämlich bloß den Zustand einer Familie, wie er aus mehreren unbekanntem Veranlassungen, hauptsächlich aber aus der großen innern Grundverschiedenheit zweier Schwestern, der einzigen Kinder des Hauses, hervorgegangen sei. Es ärgert uns um des Dichters selbst willen an dieser Bescheidenheit daß sie für sein Schaffen ewig unfruchtbar bleiben wird, sofern sie, wie es scheint, mit einem jähen wohlgefälligen Festhalten an denjenigen Liebhabereien des Stils und der innern Anlage zusammengeht welche nach unserer Ueberzeugung eine gleichmäßig befriedigende Wirkung seiner Producte am meisten beeinträchtigen.

Stifter spricht von einer Sammelausgabe, in welcher möglicherweise „nach irgend einer Zeit“ nicht nur die „Studien“ in der neuen Gestalt, sondern auch andere Werke herauskommen würden. Es ist ein mysteriöses Ding mit diesen „andern Werken“! Liegen sie in sei-

nem Pulse? Sind sie vielleicht namenlos schon in den Händen eines unwissenden Publicums? Oder sehen wir den Wald vor Bäumen nicht, und handelt es sich um Nichts als um einige Stücke in der Manier der „Studien“, die, gleich einem bedeutenden Theile dieser selbst, noch aus den Jahrgängen der „Tis“ zu sammeln wären? Wir dürfen hier erwähnen daß Stifter uns in den „Studien“ nicht die Anfänge eines Jünglings gebracht hat. Es ist zu fürchten daß er hier fertig vor uns steht.

Ich kann die innige, freudige Hochschätzung welche ich für alles im guten Sinne Eigenthümliche dieses Dichtergeistes empfinde nicht besser als durch das Bekenntniß andentzulegen: wie sehr ich es beklage ihn in seinen weggewünschten Eigenheiten, trotz oder vielmehr wegen der angeführten Versicherungen, bis mich „andere Werke“ von meinem Vorurtheil erlösen, als unverbessert betrachten zu müssen.

W. Gemsen.

Das „Athenaeum“ über Eduard Bülow.

Lesern d. Bl. braucht nicht gesagt zu werden was Schiller's „Anthologie für 1782“ enthält, und daß Eduard Bülow eine neue Ausgabe davon veranstaltet hat (Heidelberg 1850). Sie sollen nur hören in welcher Weise sich das „Athenaeum“ über den Herausgeber äußert. „Dafür“, heißt es, „daß er das Buch zugänglicher gemacht hat verdient er unsern Dank. Nachdem wir ihm den gebührend abgestattet, müssen wir uns durchaus gegen die Gründe erklären auf deren Boden er das Hauptverdienst seiner Arbeit stellt, wie wir denn auch in dem Vorworte oder Versuche, worin er davon spricht, durchaus keine werthvolle Beigabe zu erkennen vermögen... Er nimmt für das stürmische Wüthen des jugendlichen Genies, das in Schiller's ersten Erzeugnissen, besonders in den „Räubern“, wild einherbraust, eine verhältnismäßig überragende Herrlichkeit in Anspruch, welche nicht allein der Dichter selbst durch Wort und That abgelehnt, sondern auch unser's Wissens keiner seiner glühendsten Verehrer denselben je im entferntesten beigemessen hat. Kennt und bedenkt man die eigenthümlichen Umstände in denen der junge Dichter sich befand, und die auf den Feuerkopf mächtig einwirken mußten, so begreift sich das Barocke und die lärmende Heftigkeit seiner Dichtungen. Aber Bülow geht beträchtlich weiter; er sieht darin eine höhere Begeisterung als die seine reiferen Gedichte durchweht, und findet gerade die Blüte seiner poetischen Herrlichkeit in jenen tobenden Ergüssen leidenschaftlicher, von im Moment erduldeter Unterdrückung zur Verzweiflung gestachelter Unerfahrenheit. Er kniet vor einer Verkörperung der höchsten Gewalten welche die Kritik bisher den dämonischen Geist der „Räuber“, der „Kindesmörderin“ u. s. w. genannt hat... Solches Urtheil dünkt Bülow ein beschränktes und schwaches. Er belehrt uns daß der Dichter, indem er seine knabenhaften Begriffe läuterte und die rohe Tollheit und das burleske Wesen seines ersten Auftretens von sich ab, aus seiner dämonischen Höhe in ein niedrigeres Kunstgebiet herabstieg. Demnach sind „Die Räuber“ Schiller's bestes Theaterstück, und verdunkeln die Gedichte der „Laura-Epoche“ diejenigen die seither zu den köstlichsten Früchten des deutschen Parnasses gezählt worden sind. Es war immer unser Glaube daß jene Periode der stürmische Morgen eines herrlichen Tages, der Dichter in ihr das Kind Achilles sei, ehe dieser unter Chiron's weisen Lehren den Weinamen Igyros — des Lautschreienden — verlor. Das Bild muß nun umgekehrt werden. Jene Zeit war die Gipfelhöhe des Dichters, und Bülow besetzt die Pyramide seines Ruhms nicht fern auf ihre Grundtaste, sondern auf ihre Spitze zu stellen. Welches Wunder für alle Umstehende!“

„Die Gründe solcher zweifelhaften Schlussfolgerung bedürfen keiner nähern Prüfung. Es genügt zu wissen daß das dämonische Element, welches geläutert und hervorgehoben werden soll, nach den eigenen Worten des Herausgebers seine Thätigkeit jenseit der Grenzen anfängt welche Natur und Vernunft gezogen haben, und innerhalb deren Bereich allein Wahrheit und Schönheit ihre Begleiterinnen sein können. Sogar der Verfasser ehrlich erklärt was er bewundert, enthebt er uns der Nothwendigkeit über seinen Begriff von Dichtkunst ein Wort zu sagen; denn es liegt uns nicht ob auf ein Thema der eleganten Literatur einzugehen welches geständig die eben erwähnte Grenzlinie überschreitet. Bülow rühmt und preist die jetzt liegende chaotische Sphäre aus keinem andern Grunde als weil sie „revolutionnair“ ist. Seines Dafürhaltens sind ihre ungeheuern, wir wollen nicht sagen monströsen, Geburten bisweilen ein Bedürfniß den traggewordenen Geist der Nationen anzuwecken, müssen, gleichwie Drake die Tropenländer erkranken, so zu Zeiten aus jener Bluthölle hervorbrechende Stürme die Luft reinigen. Daher jetzt der Zeitpunkt eine Sammlung zusammenzulegen welche unstreitig mehr von Schiller's dämonischen Federstrichen enthält.“

5.

Bibliographie.

- Buerbaum, J., Die elektro-magnetische Telegraphie mit besonderer Berücksichtigung der ausgeführten Telegraphen-Systeme. Mit vielen Abbildungen auf 8 lithographirten Tafeln. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Gräfe, P., Der Verfassungskampf in Kurhessen nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert. Leipzig, Costenoble u. Kimmelman. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Hoffmann von Fallersleben, Liebeslieder. Mainz, Balth. Sohn. 16. 24 Ngr.
- Kossak, E., Berlin und die Berliner. Humoresken, Skizzen und Charakteristiken. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 1 Thlr.
- Der Kantprediger von Balesfeld. Eine Erzählung von D. Goldsmith. Aus dem Englischen übersezt durch K. E. von der Delsnig. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 15 Ngr.
- Lenau, R., Gedichte. 1ster Band. 12te Auflage und 2ter Band. 10te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Wackernagel, W., Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch. 1ste Abtheilung. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 25 Ngr.
- Wenz, W. B., Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun [843—861]. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Wimmer, G. A., Was ist die Bibel? Ist sie Gottes Wort oder ein Fabelbuch? Dem christlichen Volke beantwortet. Leipzig, D. Wigand. 8. 7 1/2 Ngr.

Tagesliteratur.

- Bülow-Cummersow, Die Reform der Verfassung aus dem conservativen Gesichtspunkte. Berlin, Berg. Gr. 8. 4 Ngr.
- Deutschland eine Trias? Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.
- Hesekiel, G., Otto Theodor Freiherr von Manteuffel. Ein Preussisches Lebensbild. Berlin, Hahn. Gr. 8. 10 Ngr.
- Die Politik der bayerischen Staatsregierung. München, Kaiser. Gr. 8. 4 Ngr.
- Ringels, S. R. v., Rede zum Andenken an Geh. Rath und Leibarzt Dr. Phil. Frz. v. Walther in der zur Feiertage des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Maj. des Königs am 27. November 1850 abgehaltenen öffentlichen Sitzung der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen. München, Kaiser. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

Hier liegt uns — in Umrissen von großer Ausführlichkeit — das Reisebuck eines Touristen vor, den es nicht wie die Mehrzahl nach dem weichen Schmelz des Südens, sondern nach dem starren und feineren ausgeprägten Norden zog.

Das ist der mannichfaltig auseinanderstrebende Zug der Menschennatur in ihrer angeborenen Wanderlust. Wie der heißblütige Zugvogel sich aus der kühlen Herbstregion weiter, immer weiter hinauf nach dem hohen Winter sehnt, so überfliegt im entgegengesetzten Drang die andere Natur, die es schon in Deutschland fröstelt und friert, in stürmender Hast die Alpen, nie auszuruhen, gleich dem gelähmten Kranich auf einem Lotosblatt in einer Ephemergrotte von Ischia oder in den Myrtenauen eines Tempels von Helas, wo selbst das Mondlicht zum durchglühenden Sonnenstrahl wird für den schlummernden Endymion.

Schweden ist in mehr als einer Hinsicht ein durchaus stabiles Land. Wie sehr sich Dies bewährt bezeugt uns dies Buch, von dessen Inhalt, und mit ihm von dem Antlitz, Bild und Wesen dieses Landes, dem Leser hier ein verkleinertes Abbild gegeben werden soll. Denn der Verfasser des vorliegenden Werks, Ludwig Clarus^{*)}, machte seine Reise durch ganz Südschweden zu jener Zeit wo dort eben die Landestrauer herrschte über den Hintritt des Königs Karl-Bernadotte. Es sind also seitdem sieben Jahre verstrichen.

Was ist geschehen innerhalb dieser Zeit bis zum Heute, wo ich das gedrängte Abbild dieser Reiseerinnerungen in d. Bl. niederlege, in andern Staaten und Reichen Europas! Und was ist in eben dieser Zeit in Schweden geschehen?

In Schweden ist in dieser Zeit so gut wie nichts Neues geschehen, und so muß man sagen daß derselbe Karl-Bernadotte, der in seinen letzten Tagen so große Unpopularität und Volksungunst erlebte daß die letztere sich bei seinem öffent-

lichen Erscheinen öfters bis zur Unanständigkeit gegen ihn steigerte, es dennoch gründlicher verstanden hat seine Dynastie einzunationalisiren als der schlaue Tausendkünstler Ludwig Philipp selbst.

Ja Schweden ist noch ein stabiles Land, ein in das Scandinavische mild übersehtes China; aber Schweden ist auch ein mächtig ergreifendes Naturland, nordisch-lapidarisch ausgeprägt, dauerhaft-poetisch in seinen Eigenthümlichkeiten, und so mag es — heute vielleicht noch mächtiger als damals wo unser Verfasser es besuchte — diejenigen Naturen locken welche dem tobenden Kampfe der politisch erregten Volksgesister entrinnen wollen, um auf Augenblicke Ruhe zu finden an der breiten ruhigen Brust einer ewig sich selbst gleichen Natur eines vom vernichtenden Samum der Revolutionen noch unberührten Volkstiebens.

Die Freiheit in ihrem ruhigvollendeten, nicht mehr zu zerstörenden Vorhandensein lieben und ersehnen sicherlich unter Hunderten Neunundneunzig; aber die Blutkämpfe um die Freiheit mitzuerleben und zu bestehen ist wirklich nicht Jedermanns Sache.

Ob nicht Mancher noch in diesen Tagen gen Norden ziehen wird der sich solange gar traulich an den Süden gewöhnt hatte?

Indem ich diesen Punkt berühre, finde ich einen leichten und natürlichen Uebergang auf die Natur unsers Verfassers, dessen Eigenthümlichkeit ich kürzlich konstruiren will, nur um den Leser zu orientiren, nicht um ihn selbst und sein gewiß treffliches Buch einer Kritik zu unterwerfen.

Der Verfasser, von nicht gemeiner Auffassung, von naturfindlich-starker Empfänglichkeit für das Thatsächlich-poetische, von historischen Nebenkennnissen überstrotzt, und mit einer so grenzenlosen Manie für geschichtliche Reminiscenzen begabt daß er es förmlich nicht lassen kann bei jedem Mauergerüll das ihm auffößt ein Seculum schwedischer Geschichte uns aufzubürden, hat bei alledem das große und schöne Verdienst einer außerordentlichen, wohlthuenden Gegenständlichkeit. Er selbst bedient sich dieses Ausdrucks für den abgenutztern nichtsagendern: Objectivität. Er sagt von sich an einer Stelle so naiv als richtig: „Ich komme mir vor wie ein Sieb, das alle Eindrücke hindurchläßt die man hineinschüttet, und

^{*)} Schweden sonst und jetzt geschildert in Briefen auf einer Reise von Ludwig Clarus. Zwei Theile. Mainz, Kirchheim, Esott und Spielmann. Gr. 8. 2 Bde. 20 Ngr.



meine Briefe (an die im Süden wohnende Freundin) sind der Behälter worin das Sieb seinen Inhalt ausleert.“

Einen Fehler hat aber dieser junge Tourist, den das ihm über all diesem Geschichtlichen, das er aus allen localen Einzelheiten die ihm das fremde Land bietet herausklaubt, das einige bedeutungsvolle göttlich-geistige Wesen der Geschichte verlorengeht; einen zweiten gibt er kund, der aus dem ersten entspringt: das ihm, weil er von der Geschichte eines Volks (des Schwedischen) nur die Monologe und die Persönlichkeiten kennt und anbietet, der richtende, rächende Geist dieser Geschichte selbst verschwindet. Ultraconservativ von Haus aus, tief- und reinreligiös, aber mit der entschiedenst katholischen Färbung, beurtheilt er die Zustände und die Vergangenheit, das „Sonst und das Jetzt“ eines durchaus protestantischen Landes nach seinen Idiosyncrasien und Liebhabereien. Er erkennt nicht in Gustav Wasa und Gustav Adolf die selbstbewußten aber nothwendigen Werkzeuge der Reformation, sondern Beide haben nach dem Verfasser nur die Reformation benutzt um sich innerlich und äußerlich zu situiren. Er mäkelte kleinlich an einem großen und guten Fürsten: Gustav III., weil dieser einstmals, gemäß seinem freien Naturell, die Elemente der französischen Aufklärung insichgefogen. Er erwägt dabei nicht welch bedeutendes Fundament eben dadurch für Schwedens ganze Zukunft gelegt ist. Er betrauert, ja er apotheosirt denjenigen Monarchen ohne welchen wahrscheinlich dieser Keim der Zukunft schon herrliche Sprossen und Blüten getrieben hätte: Gustav IV.

Da mir, dem Nachschreiber eines an sonstigem Stoff überreichen Reisewerks, der Raum keineswegs verstattet auf alle die geschichtlichen Details, die gewiß ein Drittheil des ganzen Werks füllen, einzugehen, so will ich mich begnügen dem tiefgründlichen Verfasser in Bezug auf diesen einen, von ihm so häufig angeregten Moment der schwedischen Geschichte mein selbständiges Urtheil entgegenzustellen.

Gustav IV. war einer jener traurigen Potentaten die sich absolut unfähig zeigen auch nur Einen Moment der Weltgeschichte zu begreifen. Er war unbestritten einer der bornirtesten Fürsten die je auf einem Throne saßen. Die Offenbarung Johannis hatte ihn vollends confus gemacht. Napoleon war ihm das Ungeheuer der Apokalypse, darum gedachte er alles Ernstes (im Jahre 1803) die Bourbons wieder auf den französischen Thron zu setzen. Ob ein Grenzpfahl so ober so angestrichen werden sollte, darüber wollte er Rußland den Krieg erklären. Und dieser Mann — welche ungeheuere Ironie! — war nach Rousseau's Grundsätzen erzogen. Weil er auch nicht eine Ahnung hatte von Dem was ein Volk bedeutet und ihm sein nahe an Blödsinn streifender Starrsinn für den rechten Ausdruck des Gottesgnadenthums galt, darum verdarb er es mit Allen: mit dem Volk, mit dem Heer, mit dem Adel, sogar mit dem eigenen Geblüt und den Pfaffen. Darum beseitigte man ihn, weil Dies sich von selbst verstand. Von

einem Strafgericht der Weltgeschichte ist hier kaum die Rede, sondern sein Schweden relegirte ihn bloß als unzuverlässigen Mann.

Dies Wenige den historischen Ansichten — ich sage nicht politischen — des Verfassers! Dies Wenige erhebt sein ausgebreitetes Verbreiten über die Einzelphasen der schwedischen Geschichte. Nun zu dem Werk, zur Reife selbst, zu dem frischen freundigen Gemälde, das uns hier von einem schönen stillen Lande so liebevoll geboten wird.

Schweden, du Psorte und zugleich du wahrer Culminationspunkt europäisch-nordischer Herrlichkeit! Aus dem Hafen von Swinemünde geht der träge Lauf des Fahrzeugs und führt allmählig die von der Unvermeidlichkeit der Seekrankheit gründlich heimgesuchte Schiffsgesellschaft in die Weiten der Ostsee, vorüber an Bornholm ins Angesicht der schwedischen Küste, welche ihr flachen aber grünbewachsenen Gestade hier immer malerischer von Osten nach Westen erstreckt. Schon ragt der Kirchturm von Ystad empor als eine „stattliche Größe“. Hier in dem unbedeutenden Schmugglerort gelandet, zeigt sich schon ganz die echt-schwedische Landphysiognomie: die im ganzen Hause umhergestreuten zerschnittenen Lannenschößlinge, die einen angenehmen Weihnachtsduft verbreiten und sogar die Stelle des Sandes im Spucknapfe vertreten; die karrenähnlichen Bauernwagen auf dem Marktplatz; die enorme Masse schmuggen Papiergeldes statt Silbers und Goldes; die stabile Eigenthümlichkeit des schwedischen Frühstückstischleins mit bränavin, knäckebröd, smör, ost (Butter und Käse); die Unzulänglichkeit der Bedienung in den Hotels der kleinern Städte, wo die Jungfrau (Aufwärterin), neben welcher noch ein Kellner und einige Duben schalten, kaum die mäßigsten Anforderungen der Reisenden befriedigen kann, dies Alles ist schon Schweden, Schonen, die fruchtbare Kornkammer Swithiod's, doch nicht eben dessen Eden.

Das Dampfschiff Gauthiod führt die von Ystads ärmlichen Reizen längst übersättigten Reisenden rascher und freudiger weiter hinauf, Blekingens Küste mit Karlekrona und Christianopel vorüber nach dem Kalmarfjord. Der Bord des Dampfers ist äußerst belebt: eine Gilt schwedischer Aristokratie, dazu Kaufleute und bürgerliche Wesen in Ueberfülle. Eine nordsternenhelle Nacht bedarf der Dampfer um in die Einfahrt des Kalmarfjordes zu gelangen, der 17 schwedische Meilen langen Meerenge zwischen den Küsten von Blekingen und Småland und der Insel Deland. Die letztere, eine schmale, lange Kalkklippe, weithinschimmernd, strogend von Windmühlen, ist doch auch günstig dem Ackerbau und in ihrem nördlichen District besetzt mit herrlichen Waldungen von Linden, Haseln und Eichen. „Vor den Gehöften — dehnen sich Wiesen, Acker und das Meer aus. Auf einigen Dächern dieser «Höfe» bemerkten wir Graswuchs; Dies rührt davon her daß man auf die Strohdächer, vermuthlich um sie wider Feuergefahr zu sichern, doppelte Rasenschichten legt, von denen die eine Seite dem Dache zu, die andere in die Höhe getehrt ist.“ Kalmar, die

Woge der Katharischen Union, ist eine regelmäßige, gutgebaute und wohlgepflegte Stadt; mehr läßt sich von ihr nicht sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

William Harrison Ainsworth.

Dieser ausgezeichnete, auch in Deutschland vielgelesene englische Romandichter wurde am 4. Februar 1805 zu Manchester geboren. Sein Vater, dessen Familie Generationen hindurch angesehene Gelehrte zählte, war daselbst ein vielgesuchter Solicitor, der sich auch mancherlei Verdienste um städtische Verbesserungen in Manchester erwarb. Die Mutter, Anna Harrison, war die Enkelin des presbyterianischen Geistlichen Eustachius Harrison, der sich als Prediger und Pädagog Ruhm, als glücklicher Speculant in Land und Häusern ein Vermögen von 60,000 Pf. St. erworben hatte. Bald nach der Geburt William's zogen die Aeltern auf einen anmuthigen Landfig bei Manchester, Beech-Hill (Buchenhügel) genannt. Dort in romantischer Einsamkeit wuchs der Knabe auf. Den ersten Unterricht gab ihm seiner Mutter Bruder, der Geistliche William Harrison. Ein schöpferischer Trieb verbunden mit einer Lust am Schimmernden und Prächtigen wandte die ersten Reigungen des Knaben auf die Anfertigung von Feuerwerk, und nachdem es ihm gelungen war romanische Leichter, Schwärmer u. dergl. zu Stande zu bringen, blieb es lange sein höchster Ehrgeiz eine Rakete zu fertigen. Der Erfolg den er hierin zuletzt davontrug machte ihm die Sache gleichgültig; er fing nun an sich dem Spiel mit Theatern hinzugeben. Im Keller stellte er Gerüste, Decorationen, Figuren her, dichtete Stücke für seine kleine Bühne und führte sie auf. Auch in Gedichten versuchte er sich. Von dem Uebersetzen lateinischer Verse als Schulaufgabe ging er bald weiter und dichtete Romane und Balladen eigener Erfindung. Eine Wochenchrift die in Manchester bestand, die „Scrib“, nahm Beiträge von ihm auf. In kurzer Zeit erwarb er auf diesem Wege einen lokalen Ruf, der einen dortigen Verleger ermunterte ein Theaterblatt herauszugeben das Ainsworth allein schrieb, an dessen Statt er jedoch bald nachher mit einer größeren Zeitschrift, dem „Biotier“, sich hervorwagte. Es erschienen von diesem Blatte nur sechs Nummern, doch war Ainsworth inzwischen mit verschiedenen Zeitschriften in Verbindung getreten, wie dem „European magazine“, dem „Edinburgh magazine“ und dem „London magazine“, denen er nun Beiträge lieferte. In letzterem erschien unter Anderm eine Erzählung „Der Fall von Hypocrite“. In derselben Zeit wurden von ihm einzeln zwei Gedichte gedruckt: „Des Mädchens Rache“ und „Sommerabendmärchen“. Von den zerstreuten Gedichten und Erzählungen dieser ersten Periode ist nachmals eine Auswahl gesammelt unter dem Titel „December tales“ erschienen.

Als Ainsworth eben 19 Jahre alt war starb sein Vater. Dieser hatte ihn dem juristischen Fache und sich selbst zum Nachfolger in seinem äußerst blühenden Advocaturgeschäft bestimmt. Um seine Lehrzeit nach englischer Sitte durchzumachen war er als Clerk zu dem Solicitor Alexander Kay, der damals in Aufnahme kam, gethan worden. Er hatte die Bureauaufgabe jedoch über der Belletristik sehr vernachlässigt. Der Tod seines Vaters brachte ihn nun zum Nachdenken; er nahm sich vor sein Brotaggeschäft mit Ernst anzugreifen, und ging um sich darin endlich einmal auszubilden nach London in das Bureau des Sachwalters Jakob Phillips, welcher der Juristencorporation im sogenannten „innern Tempel“ angehörte. Ainsworth's Vorläge erlagen bald wieder seinen Reigungen. Er hing dem Theaterbesuch und der Beschäftigung mit der schönen Literatur nach. Zugleich wurde er bekannt mit dem Verwalter des königlichen Opernhouses, Hrn. Ebers, dessen jüngste Tochter Fanny er 1826 heirathete. Auch schrieb er eine Novelle, die Ebers herausgab: „Sir John Chiverton“, ein

Buch dessen damals Walter Scott in seinem „Diary“ rühmend erwähnte, das aber jetzt ziemlich verschollen ist. Ebers drang in Ainsworth ein Verlagsgeschäft zu etablieren. Dieser Vorschlag, dem er schnell eine ästhetische Seite abgewann, reizte ihn dergestalt daß er seinen Antheil an der seit her von zwei Compagnons fortgeführten Advocatur seines Vaters aufgab, das Geld herauszog und sich in die Buchhändlerlaufbahn warf mit den edelsten und kühnsten Vorsätzen, glühend vor Verlangen und Hoffnung die Belletristik auf einen neuen, wahrhaft künstlerischen Standpunkt zu heben, die Fabrikwaare der „fashionablen Novellen“, welche damals (1828 und 1829) grassirten, vom Markte zu verdrängen, wahre Talente zu unterstützen und dergleichen mehr. Bald bitter enttäuscht und um alle diese glänzenden Erwartungen betrogen, gab Ainsworth, vielfach verletzt in seinem Stolz, über Unbarmt klagend und entmuthigt, schon nach anderthalb Jahren die neue Laufbahn wieder auf, während deren er Wenig geschrieben und Nichts veröffentlicht hatte.

Er bereiste jetzt die Schweiz und Italien. Nach England zurückgekehrt sah er auf einem Besuche in Chesterfield, angeregt durch die Landschaft, durch die Eindrücke eines alten Ritterhauses und durch die Eigenthümlichkeiten des Volks, den Gedanken zu seinem Romane „Rookwood“, in welchem er die Manier der Mrs. Radcliffe wiederzubeleben gedachte, den Gang zum Wunderbaren gleichzeitig mit dem Interesse an der Schilderung altväterischer Zustände befriedigend. Das Werk gedieh erst 1834 zur Vollendung, und wurde als es erschien so gleich mit großem und allgemeinem Beifall aufgenommen, da das Gemisch von Schaurigem, blutigen Familienmysterien und geheimnißvollen Zusammenhängen mit reichhaltigen Genrebildern aus dem Alltagsleben ganz dem herrschenden Geschmack entsprach. Die Kraft der Schilderungen und die Kunst einer spannenden Anlage, worin Ainsworth überhaupt hervortrat, vollendeten den Erfolg. Im Jahre 1836 ist „Rookwood“ von Macrone neu aufgelegt, in prächtiger Ausstattung und mit reichlichen Sammlungen von „Standard novels“ aufgenommen worden. Den nächsten Roman Ainsworth's, „Crichton“, kaufte Macrone schon auf Grund der bloßen Skizze dem Verfasser für 350 Pf. Sterl. ab. Der Roman erschien 1837 und wurde rasch vergriffen. Mit diesem Werke beginnt die Reihe derjenigen seiner Dichtungen in welchen er einen Reichtum antiquarischer Studien über englische Denkmale und Sitten der Vorzeit verarbeitet hat. Ein neuer Roman, den er unter dem Titel „Thames Darrell“ ankündigte, wurde erst im Januar 1839 in Bentley's „Miscellany“ eröffnet, und zwar unter dem geänderten Titel „Jack Sheppard“. Im Herbst dieses Jahres beendet erschien der Roman in drei Bänden mit Zeichnungen von Cruikshank. Derselbe wurde mit einem wahren Beifallssturm aufgenommen, in mehre Sprachen übersetzt und in London für drei Theater dramatisirt. Dieser letzte Umstand rief eine heftige Opposition der Puritaner und Moralisten hervor, und die respectable Welt gerieth auf einmal in Empörung über die Unanständigkeit daß ein gemeiner Einbrecher und Ausbrecher aus dem Zuchthaus poetisch habe verherrlicht werden dürfen. Inzwischen hatte Ainsworth die Redaction von Bentley's „Miscellany“ nach dem Rücktritte von Charles Dickens für ein Monatshonorar von 51 Pf. St. übernommen, und leitete diese Zeitschrift bis 1842, wo er sich eine eigene Wochenchrift, „Ainsworth's magazine“, gründete. Im Jahr 1845 erwarb er noch das „New monthly magazine“ von Colburn als Eigenthum dazu. Der Roman „Guy Fawkes“ war 1840 zuerst in Bentley's „Miscellany“, dann in drei Bänden erschienen, und hat dem Verfasser über 1500 Pf. St. eingetragen. Diesem folgte noch in demselben Jahr der „Tower“ (dieses Monument als Palast, als Gefängniß und als Festung schildernd), welchen Ainsworth gemeinschaftlich mit Cruikshank, später jedoch mit Zuziehung Bentley's herausgab; im Jahr 1841 „Old Saint-Paul's“, zuerst im Wochenblatte „Sunday

times" (das erste derartige Feuilleton-Unternehmen in England) abgedruckt und mit 1000 Pf. St. honorirt, dann in drei Bänden, illustriert von Franklin, eine Geschichte „von der Pest und dem Brande" (spielend in der Zeit furchtbarer Plagen für London vom April 1665 bis zum September 1666); im Jahr 1842 „The miser's daughter" und „Windoor Castle", die beide zuerst in dem „Ainsworth's magazine", und nachher das erstere mit Illustrationen von Cruikshank, das letztere mit Stahlstichen von Tony Johannot und mit Holzschnitten von Alfred Delamotte im Jahre 1843 erschienen; im Jahr 1844 „Saint-James, or the court of Queen Anne", erst in „Ainsworth's magazine", dann in drei Bänden; im Jahr 1848 „The Lancashire witches", zuerst wieder von der „Sunday times", und abermals für ein Honorar von 1000 Pf. St., dann später in drei Bänden veröffentlicht. Eine Ausgabe von Ainsworth's sämtlichen Werken ist seit 1848 veranstaltet worden. Diefelbe enthält ein dem vierten Bande beigegebenes Bildniß des Verfassers von Raciffe, welches zuerst für die Zeitschrift „The mirror" gestochen war.

Ainsworth ist ein Mann von kräftiger Constitution und frischem, lebenslustigem Aussehen. Er arbeitet viel und rasch, und erübrigt Zeit genug für gesellige Freuden. Außer andern Besigungen hat er auch das Grundstück auf welchem er seine Jugend verlebte, Beer-Hill, neuerlich wieder erworben; er wohnt gegenwärtig in Brighton. Seine romantische Schreibart ist im Dingen andeutungsweise charakterisirt; seine Werke sind nicht frei von Effectualcherei, seine Composition auf Contraste und starke Erschütterung der Phantasie berechnet, seine Sprache schwunghaft und reich, seine Kunst im Schildern von Dertlichkeiten, Personen, Sitten und Situationen bedeutend. 41.

Zur Sittengeschichte der Araber.

Während seines Commando in Algerien befragte der General Lamoricière jeden Tag nach Lische die Gefangenen selbst. Eines Abends führte man einen Soldaten zu ihm, der sich auf die Erde niederkauerte und dann plötzlich rief: „Enta bou chechia, enta bou haraoua", und in einem fort diese Worte wiederholte. Lamoricière hatte nämlich wegen seiner tunesischen Haartour, chechia, den Beinamen Vater des Chechia erhalten, und war in Dran ebenso Vater des Stocck, bou haraoua, genannt worden. Der Araber war Cafetier bei einem Regimente Abd-el-Kader's gewesen, und erschrak als er sah daß der bou haraoua von dem alle Araber sprachen kein Anderer war als der bou chechia, den er selbst fürchten gelernt hatte. „Ich kenne dich", sagte er eine Weile nachher, „erinnerst du dich wie ich dir einen Brief in das Olivenwäldchen brachte?" „Allerdings", entgegnete der General, „gib mir also Nachrichten über dein Bataillon." „Da sei Gott davor! Niemals. Ich bin stumm." „Nimm dich in Acht, ich rufe die chaoua, und der Stocck wird dich treffen." „Er mag mich treffen. Ich bin stumm." Der General sah seinen Fanatismus und wollte beweisen daß Bestechung Alles bei den Arabern vermag. Er ließ daher seinen Adjutanten einen Sack mit 1000 Francs bringen und die Hälfte davon auf den Tisch schütten. Bei dem Geräusch der Silberstücke begannen die Augen des Arabers sich zu öffnen und seine Augäpfel erweiterten sich jemehr Goldstücke zum Vorschein kamen. „Du siehst sie", sagte der General, „sie sind dein wenn du mich zu deinen Bataillonen führst." „Sind deine Leute bereit? Laß uns gehen", entgegnete der Araber schnell. „Das ist nicht genug", erwiderte der General, und auf seinen Wink ward der Sack ganz geleert; „ich muß den ganzen Stamm haben." „Ich bin bereit, ich werde dich führen", rief der Araber, der das Geld nicht mit den Augen verließ. „Wenn du bereit bist, bin ich es nicht mehr", sagte der General, „ich brauche den Stamm nicht mehr; aber wenn du mich morgen zu den Bataillonen

führst gehst die Hälfte des Geldes dir." Am andern Morgen wurden die Bataillone des Emir von den Franzosen plötzlich überfallen und geschlagen.

Im December 1841 kam ein arabischer Reiter nach Dran, verlangte den General Lamoricière zu sprechen und sagte zu ihm: „Ich bin Djelloul, mein Name ist bekannt im Lande, und Alle wissen daß ich niemals vor einer Rache zurückgebe bin. Ich habe Männer aller Parteien getödtet. Jetzt komme ich von Abd-el-Kader und ergebe mich dir: Nimm meinen Kopf oder meine Dienste, die Rache führt mich zu dir." „Ich nehme deine Dienste", entgegnete der General; „ich hebe deinen Kopf auf um dich zu strafen wenn du mich betrügst." „So hör", erwiderte Djelloul, „und du wirst glauben. Bou-Salem, das Oberhaupt der Garabas, hatte eine Tochter und ich liebte sie. Ich verlangte sie zur Frau, aber er weigerte sie mir: darum habe ich ihm und den Seinen Rache geschworen. Ich habe Abd-el-Kader verlassen, und bin zu dir gekommen um dir die Garabas zu überliefern. Ich harre deiner Befehle, und wenn die Stunde der Strafe geschlagen hat, so werde ich es sagen." „Es ist gut, entferne dich; halte dein Wort, und ich werde dich belohnen." „Das Blut Bou-Salem's soll meine Belohnung sein." Zwei Wochen verstrichen und der General hatte Djelloul noch nicht wiedergesehen. Eines Abends befahl er ihn zu ihm zu führen. Man fand ihn in der Nähe eines Stadthores in einem maurischen Kaffeehause, wohin er sich jeden Tag begab. „Hast du denn deine Versprechungen vergessen?" fragte ihn der General. „Du bist sehr ungeduldig", entgegnete Djelloul, „ich weiß doch zu warten, während du nur meine Rache verzießt. Jede Nacht gehe ich aus und wache; wenn die neunzehnte (mondfinstere) gekommen sein wird, ist die Stunde der Rache nah, und wenn es Gott gefällt, werde ich dich nach meinem Wunsche führen." In der achtzehnten Nacht kam Djelloul zum General: „Diejenigen die du commandirtest mögen Nacht bereit sein; der Augenblick ist gekommen." Am andern Morgen um 6 Uhr waren die Truppen bereit, und die Colonne machte sich auf den Weg. Mit Anbruch des Tags waren sie bei den Zelten der Garabas. „Dort ist der Feind", rief Djelloul, „ich habe ihn dir gegeben, jetzt bin ich frei und rächt mich." Mit diesen Worten stürzte sich der Araber an der Spitze der Reiter auf die Garabas. Djelloul kehrte zuletzt aus dem Kampfe zurück. „Mein Arm ist mit Blut bespritzt, aber Bou-Salem ist entkommen", sagte er, „hinter einem Busche fand ich den Letzten der Garabas; ich schenkte ihm das Leben und sagte ihm: Mohammed, ich schwöre deiner, kehre zu Bou-Salem heim und sage ihm daß Djelloul ihn verrathen hat; sage ihm daß meine Rache noch nicht befriedigt ist; sage ihm daß so oft er sein Haupt auf einen Stein legt, er zuhören soll ob mein Dolch nicht da ist." Seit dieser Zeit fröhnte Djelloul weiter der Rache, bis er endlich in einem Treffen blieb. 13.

Notiz.

Venetianischer Stolz.

Der Dichter Platen wollte als er in Venedig war eines Tages bei einem Büchertrödler, wie sie auf Venedigs Brücken noch heute ihre Waaren feil zu bieten pflegen, eine Tragödie kaufen welche irgend einen Dogen der ältesten Zeit Venedigs zum Gegenstande hatte. Der Preis den der Trödler verlangte überstieg jedoch Das was der Käufer billigerweise geben konnte, bis jener endlich im Tone des zornigen Vorwurfs ausrief: „Ma, signore, è un fatto veneto!" (Aber, Herr, es ist aus der Geschichte Venedigs!) Der Stolz in den Augen des zerlumpten Trödlers, in denen sich in diesem Augenblicke der tausendjährige Ruhm Venedigs wieder spiegelte, erschütterte den Dichter so daß er dem Venetianer gerührt das Verlangte zahlte. 32.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 59.)

Die folgende Nacht hat den Sauthiod ein tüchtiges Stück weiter gen Norden gefördert. Von Småland waren die Reisenden nach Ostgothland fortgerückt. Da aber die Nacht dem Verfasser nicht erlaubte die Küsten Smålands näher zu beaugenscheinigen, so theilt er uns naturgemäß wenigstens ein Stück von der Nachtseite dieser Provinz mit, von dem crassen Aberglauben nämlich der hier mehr als in irgend einem andern Landstrich Schwedens heimisch ist. Auch hier jedoch wie überall ist der Aberglaube nicht ohne Poesie. Auch hier wie bei jedem echten Naturell wendet er sich vorzugsweise dem Culminationspunkt des Lebens und seinem Ausgang zu: der Hochzeit und dem Tode. So muß die småländische Braut sich bemühen den Bräutigam bei seiner Ankunft zur Hochzeit früher zu erblicken als er sie zu sehen bekommt, damit sie die Herrschaft in der Ehe behalten möge; auch muß sie sich wohl hüten eher einzuschlafen als ihr Bräutigam, damit sie nicht eher sterben möge als er. Die unendliche Poesie der heiligen Christnacht übt auch hier ihre geheimen Zauber. Zwei Lichter brennen in jeder småländischen Hütte die ganze Nacht hindurch. Löscht eins davon aus, so bedeutet es daß Vater und Mutter sterben. Das Heiligsegenvolle dieser Nacht, das sich über das ganze kommende Jahr verbreiten wird, ist bei dem Småländer mannichfach angedeutet und heraufbeschworen. „Man streut in der Christnacht Stroh auf den Fußboden und legt vor jede Thür und unter den Tisch ein Strohkreuz, Dasselbe geschieht auf den Aedern. Auch um die Fruchtbäume bindet man Stroh; Das geschieht damit im nächsten Jahr Alles wohl gerathe. Findet man am Weihnachtmorgen einige Körner Getreide unter dem Tische, so bedeutet es ein fruchtbares Jahr.“ Der Leichwurm (likmatn) ist ein eigenthümlich gespenstig Wesen, das sich durch diese Nachtseite des småländischen Volksglaubens windet. Hüte man sich etwas Grünes von der Erde aufzunehmen oder an eine Blume zu riechen am Johannistage; denn alsdann schwärmt der likmatn und man bekommt ihn sogleich. Desgleichen wenn zu eine

Beere isst die am Kirchwege wächst wo man die Leichen vorbeiträgt u. s. w.

Als der Ost, zum zweiten mal seitdem der Verfasser auf der breiten Brust des nach jenem benannten Meers dahinfuhr, mit seinen Feuerstreifen diese Schwanenbrust vergoldete, bot sich der nach und nach auf dem Verdeck sich sammelnden Reisegesellschaft das überraschende Schauspiel der Scheeren dar. Man macht sich aus dem ersten Unterrichte in der Geographie, dem die Geschichte noch den Begriff der Scheerenflotte beifügt, allerlei dunkle fabelhafte Vorstellungen davon. Die Anschauung ergibt es anders. Die Scheeren sind nicht der furchtbar grauenhafte schroffe Klippenwall den man sich gewöhnlich darunter vorstellt, sondern

Laufende von größern und kleinern Granitclanden ziehen sich die schwedische Küste auf- und abwärts, aber keineswegs in einer regelmäßigen Lage nebeneinander, sondern in buntester Mannichfaltigkeit dicht und dünne hingefet, wie ein anscheinend neckischer und planloser Zufall sie ohne Berechnung dahingeschleudert. Höher und niedriger ragen diese Felsen aus den Fluten empor, welche allerdings hier und dort eine scharfe Brandung erfahren, aber doch überall ihre schleifende Kraft bewährt haben, welche sich allerwärts in runder und glatter Felsenbildung zutagelegt. Die Wasser irren in Strömungen, die sich nach allen Seiten durch ragende Eilande aufgehalten sehen und durch schmale Felsenengen sich den Ausweg ins Freie oder gegen das feste Land hin suchen müssen, wie gedrängt in diesem Felsenlabyrinth umher. Viele dieser Inseln und selbst ganze Strecken derselben sind in trostloser Radtheit zu schauen und machen beim Mangel aller Ecken und scharfen Kanten, welche etwas ragend Redes in das Bild bringen könnten, einen trübseligen poesielosen Eindruck. Dieses langweilige, regellose Felsenchaos hat aber auch seine reizenden Partien. Denn es tauchen streckenweis häufig genug angenehme Hügel hervor, deren frisches Grün und lieblicher Baumschlag mit den öden Felsenclanden ihrer Nachbarn einen gar anmuthigen Gegensatz bildet. Einige haben neben den Waldpartien sogar Weiden aufzuweisen. Nur der kundigste Schiffer darf sich durch diese regellose Inselwelt hindurchwagen, durch welche nur zwei durch starke Forts gedeckte Fahrwasser zur Küste Schwedens hindurchführen.

Einige dieser Eilande sind bewohnt. Hin und wieder haben auch in einigen kahlen aber sichern Buchten dieser Felseneinöde vereinzelt Fischerfamilien ihre Wohnungen aufgeschlagen. Auf andern dieser Scheereneilande zeigen sich menschliche Wohnungen gesellig beieinander, mit dem gasstfreien rothen Lieblingsanstrich der

Schweden. Manche dieser Häusergruppen, architektonischer geordnet, machen den Eindruck einer kleinen Stadt. Dafür gibt es auf andern Punkten auch traurig vereinzelte stallähnliche Hütten, deren öde Umgebung Nichts aufweist als ein Kartoffelbeet oder ein winziges Getreideäckchen. Rings um diese „verwaisten Winkel“ haufen Möven und Robben.

Eine ergreifende Ueberraschung bereitet in diesen Felsengassen die Begegnung eines Schiffs, welches mit geschwellten Segeln daherrauscht und neben den Ruderschaukeln zur Durchfahrt kaum Raum behält. Auf den Verdecken der einander begegnenden Schiffe steht die Mannschaft versammelt; oft kennt kein Mann den andern. Gleichwol erfolgt beim Vorüberfahren durch Schwenken der Hüte, Nügen und Lächer ein so herzlich gegenseitiges Begrüßen, wie die nächsten Verwandten einander kaum spenden können.

Die sichere Kunst des Steuermanns leitete den riesenhaften Körper des Gauthiod ungefährdet durch dies Klippengewirr, vorüber dem gewaltigen Thurm von Fort Frederiksberg und der nur noch fünf Meilen von Stockholm mitten im Fahrwasser liegenden Insel Warholm bis zu der Bucht, an deren Ende Stockholm liegt. Schön ist mitten im klippenvollen Meer, dessen Eilande nun seltener, aber (noch immer häufig) desto üppiger, waldbekrönter, civilisirter sich gestalten, das allmächtige Herannahen und Heranmerken der königlichen Hauptstadt. Breiter wird der Secarm; auf und ab heben sich stattliche villenartige Gebäude. Schon werden die schattigen Gehölze des Thiergarten sichtbar. Schiffe kommen und gehen. Das immer mehr sich weitende Bassin wimmelt von Booten. Höher und höher hebt sich zur Linken das Ufer, anmuthige Landhäuser winken herab, und im Hintergrunde heben sich Häuserterrassen über ein weitgedehntes Gestade. Die Kuppeln der Katharinen- und der Ritterholmskirche strecken sich empor zwischen üppigen Baumtronen. Duer vor dem staunenden Beschauer hin zieht sich jetzt ein breiter langgestreckter Quai, an welchem in unabsehbarer Reihe eine Unzahl von Schiffen lagert, „deren Wimpel in allen Farben spielen, deren Mastgewirre nicht unterscheiden läßt welches das Schiff ist zu dem ein flatternder Wimpel gehört“. Das Wasser vor uns gleicht einer bewegten Stadt, denn gleich Weberschiffen schwirren und gleiten zur Rechten, zur Linken darüber hin unzählige Boote in geflügelter Eile. Häuserreihen, einander überragend, stellen panoramisch den steten Wechsel von Wald und Fels dar, der das königliche Stockholm eigenthümlich charakterisirt. Heranrücken nun die Inseln Beckholmen, Castellholmen, Skeppholmen; und noch immer setzt sich der Thiergarten fort am schon zurückreichenden Ufer. Vom Vorderdeck des Gauthiod ertönt jetzt die Begrüßungsalbe, die von den Kanonieren auf Castellholmen herzhast erwidert wird. Grollend hallt der Donner der Beschüge an dem Felsenamphitheater wider.

Links ward unter den Felsenwänden, an welche sich eine Menge Gebäude hingeklemmt hatten, ein langer Uferpfad sichtbar, der bis auf den Quai führt, der vor uns sich erst in ganzer Ausdehnung zeigte als wir Skeppholmen mit seinen Bäumen, Arsenalen, roth angefrischtem Bootshäusern, dem mächtigen

gen Krahn und der schönen Kirche auf dem Felsenfelsel umfahren hatten. Nun erst erfreuten wir uns der möglichst ausgedehnten Aussicht. Das Schloß welches über die Helmen hinweg uns theilweis sichtbar geworden war trat nun voll und mächtig aus den Häusern umher hervor. Ungewiß wo er zuerst beginnen soll, liegt der Blick, an Bekanntes anzuknüpfen noch nicht belehrt, unklär über die zahllosen Einzelheiten hin. Keine vermag er zu deuten. Er weiß nicht wo er zuerst rehen soll. Soll er es rechts auf den malerischen Dolmen mit dem grünen villen- und felsgekröntem Thiergarten versuchen? Oder soll er sich stärker einnehmen lassen von dem berganklingenden Häusergewirr zur Linken? Soll er am Gewimmel der Schiffe vor uns einen Halt suchen, oder von der Beweglichkeit der Scene verwirrt, darüber hinweg auf das Schloß sich heften und die langen Dächerreihen des Kormalm, die sich weit zur Rechten sonst bergan ziehen und mit dem Observatorium schließen? Rechts im Vordergrunde nimmt auch noch der große Stadttheil Ladugårdsland die Aufmerksamkeit in Anspruch, vor welchen sich der Blasiholmen gelagert hat...

Dies, Leser, ist die Königsstadt Stockholm. Auf dem Quai vor einem kleinen Hause legt der Gauthiod an, und nach all dem brausenden Ufergewimmel, das von der Landung eines Dampfschiffs stets unzertrümmlich ist, nach all dem Sturm und Drang der Sepäroberung, der jubringlichen Zurechtweiser und sich duzendweis auffuchwadronirenden Lohnbedienten gelangt endlich unser Tourist unter strömendem Regen in sein weitentlegenes Hotel oder kellare (Keller), wie dort die meisten Gasthöfe heißen: Drottninggatan Nr. 17.

Der unerbittliche Raum verbietet es uns mit dem Verfasser zu vertiefen in das Anschauen und Schildern aller Straßen- und Plätze details. Wir müssen spurtlos vorübergehen an der prächtigen Nordbrücke (Norrbro) am Stromparterre und dem Markt Karl's XIII., an dem lieblichen Park der Heiligengeist-Insel und ähnlichen Herrlichkeiten. Nur vor einem Hause in der eben genannten Drottninggatan stehen wir in fast wehmüthiger Erinnerung still. Es ist das Haus das einst Michael Bellman bewohnte, Schwedens wunderbarst organisirter Dichter, ein König des Liedes wie es in allen Zeiten und Zungen nur wenige gegeben, des Liedes das selbst ewig strömender Gesang, einzige schönste That eines ganzen naturbegeisterten, dionysosberauschten Lebens ist. Schön, allerschöpfend, voll Innerlichkeit und Ahnungstiefe ist das Bild welches unser Verfasser von Bellman entwirft. Er hat diese einzige Natur schön, voll und klar begriffen, und was er (I, 42—100) zur Offenbarung dieses Dichterdaseins sagt ist von der nachhallendsten Bedeutung. Auf dem Kirchhof der Klarakirche auf dem Norrmalm liegt Bellman begraben. Selten fehlt einer schwedischen Dichtergröße der ehrende Grabstein, doch Bellman's Grab war nicht ausfindig zu machen. Dafür ist ihm ein schönes Denkmal im Thiergarten, dem oft besungenen Gegenstande seiner Lieder, errichtet.

Wunderbar! Zu dem ewigen Dionysosfeste, das in Bellman's Dichtungen sich feierend vollendet, drängten sich Tausende und aber Tausende, und doch hat die Menge der es so theuer geworden diesen ganz nationalen Geist nicht viel besser aufgefaßt denn als einen Eulenspiegel. Unser Tourist sagt sehr richtig:

Wer in einer Stadt in welcher sich so viele Reize der Natur vereinigen als in Stockholm zu weilen das Glück hat, wird es eines seiner ersten Geschäfte sein lassen den Standpunkt ausfindig zu machen welcher den Brennpunkt der Wirksamkeit dieser Reize in sich vereinigt.

Es galt also den Punkt zu gewinnen der das umfassendste Panorama von Stockholm gewährt. Dieser Punkt ist unstrittig Rosebacke (Rosesberg), in dessen unmittelbarer Nähe der Katharinenturthurm und das Telegraphengebäude noch erhabener Standpunkte bieten. Auf nach dem Rosesberge! heißt also die Lösung, wie der sehnsüchtige Ansiedler ruft: Auf nach Westen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Theosophie.

Der Mensch kann vor sich sehen, über- und unter sich, auch wol zur Seite, aber nicht hinter sich. Er kann Dinge gewahren, sie beobachten, messen, zählen, zerlegen, zusammensetzen und gebrauchen, aber nicht hinter die Dinge kommen. Dennoch ist gewiß Etwas hinter ihm und den Dingen, ein Schöpferisches hinter der Schöpfung von Ding und Mensch, und Erkenntniß desselben wäre höchste Erkenntniß und Wissenschaft. Um sie haben sich nun Viele bemüht, suchten Anthroposophie, Kosmosophie — Theosophie als Einheit beider; bewahrten was sie erforscht oder erforscht zu haben glaubten als einen schätzbaren Fund, als etwas Ungemeines, der gewöhnlichen wissenschaftlichen Thätigkeit Verborgenes, Geheimnes, und reichten sich durch Jahrhunderte die Hand. Schwierigkeit der Forschung besteht darin daß jenes Hinterliegende anders sein muß als das Vorliegende, und doch auch nicht anders, weil es in inniger Beziehung zu dem letztern stehen soll, und ohne alle Verwandtschaft mit demselben keine Anwendung von Vorstellungen und Begriffen verfaßten würde welche dem Beobachter und Denker geläufig sind, und wodurch er irgend ein Verständnis gewinnt, sonach als ein völlig Unverstandenes aller Einsicht entbehre. Versuche diese Schwierigkeit zu überwinden richteten sich daher auf eine Verneinung und eine Verjagung, auf ein Zusammenwachsen beider, auf eine Aenderung gewöhnlicher Vorstellungen und Begriffe, jedoch ohne Aufhebung derselben, mit ihnen in bleibendem Zusammenhang, und wenn man letztere im Allgemeinen Kinder des Sinnengebietes nennen will, auf ein Hinüberspielen derselben in Unsinnliches, auf eine Sublimierung ohne Verfüchtigung ihres Grundstoffs, oder wenn das Sinnliche als Körperliches, das Unsinnliche als Geistiges bestimmt wird, auf eine Vergeistigung des Körperlichen mit materieller Grundlage des letztern, auf eine Verschmelzung des Idealismus und Realismus der Gedanken, wobei ein Ueberwiegen nach der einen oder andern Seite, und auch Widersprüche sich einfinden können. Wer sich bloß mit Erforschung der Eigenschaften und Verhältnisse des Sinnlichen beschäftigt kleeht ein solches Verfahren als mystisch, obwohl er selbst zuweilen zu ihm getrieben wird und deshalb sich nicht erwehren kann; weswegen wir die Mystiker aller Zeiten sich von ihren Gegnern scheiden und mit innerer Verwandtschaft eigenthümlichen Gedankengang und Gebrauch der Sprache verfolgen sehen, der mehr oder weniger Ansehung oder Verfall findet. Leicht ist ersichtlich wie genau diese Richtung mit Religion zusammenhängt, die auf das Ueber Sinnliche hinweist, Anerkennung und Bewahrung desselben fodert, wenn auch mit Verzichtung auf näheres Verständnis seiner Wesenheit, zufrieden mit beruhigender Ahnung für das Gemüth und eine dadurch geheiligte Sittenregel des Handlens. Bieweit daher der fromme Mensch den Mystiker auf seinem Wege begleitet, bleibt unbestimmt, er hat mit ihm etwas Mystisches, d. h. außer seinem Gewahren Hinausliegendes gemein, aber nicht immer den Fortgang zu einer Doctrin des Mysticismus und dessen vorzüglichere oder

kühnere Ausbildungen. Weil inzwischen die Religion der Mystiker sich auf Ueberlieferungen und deren Offenbarungen stütze, alles Geschichtliche zugleich eine Sicherheit des Sinnenbaseins fundirt, so wird der Mystiker gern dieselbe für seine Vorstellungen und Begriffe gebrauchen und das Ueberlieferte nach seinem Sinne auslegen und ergänzen. Dieses scheint dem Geistlichen nahegelegt, der Gottesverehrung anzuregen und zu verstärken hat, wofür ihm der Besitz eigenthümlicher mystischer Erkenntniß mehr Entschiedenheit und Beharrlichkeit geben kann. Werth derselben an sich wird von dem Zeitgeist nicht immer auf dieselbe Weise beurtheilt: denn oft überschätzt und überbietet der Mensch seine Kräfte, und läßt sie auch oft wieder sinken.

Mit diesem Vorwort sei die Arbeit über einen Mystiker des verfloßenen Jahrhunderts eingeführt, welche aus dessen mannichfachen Aeußerungen mit vielem Fleiß ein Ganzes zusammenstellte:

Die Theosophie Friedrich Christoph Detinger's nach ihren Grundzügen. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte und zur Geschichte der Philosophie von Karl August Uberlen. Mit einem Vorwort von Richard Rothe. Tübingen. Zues. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Vor etwa 100 Jahren, als auf den deutschen Kathedern die Leibniz-Wolff'sche Philosophie herrschte, und sich der kommende theologische Nationalismus vorbereitete, bildete sich in Württemberg eine eigenthümliche Schule durch Johann Albrecht Bengel, der hauptsächlich als Apokalypstiker bekannt ist, und unabhängig von Zeitanfichten auf die Heilige Schrift zurückging, um aus ihr die Wahrheit zu schöpfen. „Ideae scripturarum“, sagte der Mann, „sind ganz andere als academicae, man verdirbt sich mit den letztern, und verkennt die erstern für welche er sein Leben hindurch zu wirken strebte.“ Diese Richtung seiner selbst und seiner Schule ist eigentlich eine doppelte, der Frömmigkeit und der biblischen Erkenntniß, von denen die eine in das Praktischerbauliche ausgeht, die andere in das Theosophische, welche mit ergetischen Studien auch naturwissenschaftliche und philosophische Bestrebungen verfolgt.

Der letztern Richtung angehörig ist Detinger, geboren 1703 in Göppingen, Stipendiat und Repetent in Tübingen; er machte Reisen, ward Pfarrer in Pirschau, dann Superintendent in Weinsberg und Herrenberg, starb als Prälat in Rurhard 1782 im 80. Jahr.

In seiner Jugend Anhänger Leibniz'scher Philosophie, später ihr abgewandt durch Studium der Griechen, der Kabbalisten, der Kirchenväter und Mystiker, besonders des Jakob Böhme, des Hippokrates, Paracelsus und der Adepten, mit alchemistischen und chemischen Beschäftigungen, hatte auch Swedenborg, eine zeitlang wenigstens, Einfluß auf ihn. Er wollte nichts Geringeres als ein allumfassendes, Natur und Schrift in ihrer göttlichen Einheit ergreifendes System, eine sowol „irdische als himmlische Philosophie“. Im Allgemeinen nannte man ihn seiner Zeit einen Fanatiker, Phantasten, verworrenen Kopf, einen „General der Schwärmer“; „er ist aber“, sagt Uberlen, „ein Prophet, weil er, einsam dastehend in seiner Zeit, in der ahnungreichen Tiefe seines Geistes vorausgeschaut und vorausgenommen hat was erst ein späteres Jahrhundert über göttliche und menschliche Dinge denken und lehren sollte. Man erzählt von ihm daß er Abends und Nachts in Wälder und Felder oder auch in seine Kirche ging um daselbst den abgesehenen Geistern zu predigen. Die Pietisten halten ihn für einen Inspirirten, und hängen selbst an seinen paradoxen über die Kirchenlehre hinausliegenden Sätzen mit der ihnen eigenthümlichen Bähigkeit.

Ahnung, Anschauung, Idee waren das Wesen des Detinger'schen Theosophirens, und es sind drei Richtungen unserer heutigen Wissenschaft die sich an Detinger lehren: 1) streng biblisch-gläubige, wie Beck in Tübingen; 2) philosophisch-theosophisch, wie Schelling, Schubert, F. Baader, Samberger; 3) dogmatische Mitte, die Vermittelung des Glaubens und Wissens, wie Rothe.

Naturerkenntniß ward dabei nicht ausgeschlossen; durch das Studium der Alten angeregt forschte Detinger über das Leben der Dinge, verschmähte die abstracten mechanischen Begriffe, beschäftigte sich mit chemischen Experimenten die in Alchemie übergingen, und sah die Gegenwart Gottes in dem Leben aller Dinge.

Eine heilige Philosophie (Philosophia sacra) entsteht durch Gebrauch des sensus communis und der Heiligen Schrift. Indem ein Wirkames und ein Leidendes, Geist und Materie, Licht und Finsterniß, Etwas und Nichts die ersten Anfänge aller Dinge sind, entsteht daraus der neutestamentliche Gegensatz des seelischen und geistlichen Lebens, und durch ihn gibt es in der Natur eine gewisse Vorbereitung des Geistes, eine Vorempfindung des Göttlichen, Das ist der sensus communis. Dieser ist ein Mittleres zwischen Seele und Geist, treibt zu Christo hin und ist die Werkthat des Heiligen Geistes. Man muß realistische massive Begriffe festhalten gegen alle menschlichen Begriffe, eine generative Methode, einen Proceß. Hierbei trat die Kirchenlehre gegen die Bibel zurück, und Detinger ward bei dem württembergischen Consistorium verklagt, man verbot ihm eine zeitlang das Schreiben.

Die Grundbegriffe der Heiligen Schrift sind es worauf der Philosoph vor allem loszureißen und worauf er seine Philosophie gründen muß, welche eben deswegen die Philosophia sacra heißt. Darum ist Exegesis die höchste Philosophie. Jakob Böhme und die Kabbala ward hochgeschätzt, eine theosophische Erkenntniß wird gesucht.

Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes, leibhaft sein und werden ist eine Vollkommenheit. Die Idealisten verkennen eine unmaterielle Leiblichkeit, wie sie Gott und der Seele zukommt, der Idealismus ist ein pferdscheues Schrecken vor dem Materialismus. Denken ist nicht das Erste, und Sein nicht das Erste, sondern Leben und Selbstbewegung geht beiden weit vor, selbst in Gott. Die chemische Idee des Lebens ist es worauf Detinger's Theologie ruht: alles Leben ist ein Umlauf wie ein Rad, festes Werden, dabei ist alles Geistliche auch leiblich, Gott selbst will im Fleisch offenbar werden, die wahre Alchemie ist der Schlüssel zur Grundweisheit, Körperlichkeit die höchste Eigenschaft, der Geist ist ohne solch Salz kein perfecter Geist; sondern nur der Anfang des Geistes. Gott ist actus purissimus, der in einer ewigen Manifestation, unendlichen Beharrung seiner selbst begriffen ist, wobei die kabbalistische Vorstellung von zehn Ausflüssen oder Abglängen Gottes (Sephiroth) aufgenommen wird, die zerstörende Leiblichkeit der Creatur ist in Gott ungerichtet, Das ist die höchste Ehre Gottes, er macht sich jetzt und in der Ewigkeit einen Ruhm daraus nach souveräner Willkür zu handeln, als ewige Selbstbewegung in der Herrlichkeit gibt sich Gott durch Zusammensetzung in sich selbst und Wiederausdehnung seines Wesens solche der Creatur näherkommende Eigenschaften, damit er sich ihr mittheilen könne mit seiner Güte in Geist und Leben, er schafft nur sich, er generirt sich selbst, Leben Gottes ist durch Alles. Die Materie ist notwendig, weil ohne sie kein Geist entstehen könnte, sofern ja dieser selbst nicht ohne Leiblichkeit ist und sich aus der Materie sondert, Das geschieht durch die verschiedenen Geschlechter und Stufen der Natur hindurch. Unser Berichterstatter gesteht das mehr oder weniger entgegengesetzte Ansichten hier nebeneinander hergeben, und Detinger selbst fühlte Dies, trübete sich aber mit der Beschränktheit menschlicher Erkenntniß überhaupt.

Aufhölichkeit und Finsterniß sind Grundeigenschaften der Natur, Dies sagt eine innerliche Beschränkung, voller Staubchen, die durch ein göttliches Princip bewegt und ins Licht ausgebreitet werden, und dieses Princip nennt Detinger nach Jakob Böhme die Linctur, wo nun beide Principe, Staubchen und Linctur, ineinanderwirken, ein wirkames und leidendes, Geist und Materie, Etwas und Nichts; darin besteht das Leben der Natur. Die Linctur, den spiritus rector, wollte Detinger chemisch zu Gesicht bringen. Die Seele ist kein ein-

fach Ding, sondern ein Complex verschiedener Kräfte und Essenzen, sie entsteht successive, ist ein geistlich reines Wesen. Mit dem Triebe sich zu offenbaren, dem Willen, ist der Begriff der Freiheit gegeben, darin besteht die Gottesebildlichkeit der Seele, Materielles und Geistiges, Finsterniß und Licht, bestimmend sich zum seelischen und leiblichen Leben fort. Darum gibt es ein niederes und höheres Leben im Menschen, das der Seele (psychisch) und des Geistes (der geistlichen Seele), und Sünde entsteht aus einer Auflösung des psychischen und geistigen Lebens, sie ist eine willkürliche Abirrung, abweichende Imagination, falsche Vorstellung, unordentliche Verbindung der Kräfte. Dies sind die eigenen Dinge des Satans, aus der Phantastie gaukelt der Teufel alle Gestalten der Dinge nach.

Stufenweise wird die Creatur aus der Materie in den Geist gehoben, das göttliche Leben successiv mitgetheilt. Geistliches und materielles Princip wirken in Natur und Menschheit ineinander, und weil die Vollkommenheit der Natur nur nach und nach realisiert wird, war der Mensch auch vor dem Fall nicht vollkommen. Nach dem Fall geschieht Restitution aus der Sünde und Mittheilung der Herrlichkeit Gottes durch Christum. Die Menschwerdung des Logos ist die Spitze aller vorangehenden Gottesoffenbarung. Als Actus purissimus offenbart Gott sich selbst zunächst im Logos, in der Weisheit, und diese gebiert dann wieder als Activum und Passivum das Latia Iho, die Herrlichkeit, den Geist, durch welchen er zum Schaffen und dann auf die Geschöpfe übergeht. Als Logos vollbrachte Christus die Schöpfung, und wirkt durch die Linctur in höchst realer Gegenwart ewig in allen Creaturen. Der Gefühl und Fühlungswerkzeug für diese Allgegenwart Gottes durch den Logos ist der sensus communis. Christus kam als die Kraft des Höchsten in Mariam, um schattig und leiblich zu werden, seine Einheit des Göttlichen und Menschlichen actualisirt sich successiv im Leben, Das ist die communicatio inmatum; er mußte aufs innigste ins Menschliche hineingehen, auch am Tode theilnehmen, nur dadurch konnte das Hornstuck der Creatur, wodurch der Tod entspringt, überwunden werden; er mußte Alles innewerden was Satan anrichtet, daher der Magie des Satans sich unterwerfen. Dadurch daß nun Heiliger Geist in der Menschheit vorhanden, ist der Herrlichkeit und Heiligkeit Gottes ein Genüge geschehen, und Dies der Bericht der Genugthuung. Christus ist Hoherpriester und Lebendigmacher, im Himmel tritt er erst sein hohenpriesterliches Amt an. Detinger gesteht es sei schwer die Erlösung in einfachen Begriff ohne Gleichniß zu bringen, und seine Ansicht habe etwas Unfassliches.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Ein Wort Sannazar's über den Reib.

Am Hofe des Königs Friedrich von Neapel war das Gespräch einstmals auf Augenschwäche und Mittel dagegen gekommen. Die Ärzte hatten Manches darüber vorgebracht und wiederum bestritten, da sagte der Dichter Sannazar: „Reines Bedünkens gibt es nichts Besseres für die Augen als den Reib, denn vor diesen hat Der merkt viel eher an seinem Nächsten Glück oder Mangel, und ihm scheint Alles was ein Anderer hat größer als diesem selbst.“

Ulrich von Hutten über Papst Leo X.

Ulrich von Hutten kam auf einer seiner Reisen nach Ferrara. Ueber dem Thore der Stadt stand in Stein gehauen die Inschrift: MCCCCLX. Er fragt seine Gefährten ob sie wüßten was diese Inschrift wol bedeuten möge. Die Jahreszahl ohne Zweifel war ihre Antwort. „Mit nichts“, sagte er, „es heißt: Multi Caeci Cardinales Creaverunt Caecum Leonem X.“ (Viele blinde Cardinäle wählten den blinden Leo X. zum Papste.)

42.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Vom Gustav-Adolf-Platz steigt man auf einer Reihe hölzerner Stufen in der Nähe der rothen Buden (Kaufläden) zum Wasser des Mälars hinab, um sich für 1/2 Schilling à Person den schmalen Seearm nach dem Riddersholm übersetzen zu lassen. Tausende von Nachen unterhalten diese Verbindung und gleiten unausgesetzt bis zur sinkenden Nacht hinüber und herüber. Die Schifferinnen sind sämmtlich Frauen, lauter üppige, kräftige Dalecarlierinnen, mit breiten offenen Zügen, im groben Rod und Nieder, auf den Kopf gestülpt die „abscheuliche formlose Mütze“, in leuchtend-ziegelrothen Strümpfen und bunten oder gar grasgrünen Schuhen. Wunderbar ist die harte Weiße ihrer Haut, da sie immer im Freien, im Sonnenschein arbeiten. Die breitschulterigen Männer dieser Dalkullen dienen in der Hauptstadt, ihrer unbestechlichen Ehrlichkeit wegen, meist als Knechte.

Dem umschauenden Blick zeigt sich nun im malerischen Aufeinander das Mälarsufer, die Heiligegeist-Insel mit dem prächtigen Rorrbro, der Bonde'sche Palast, das schönste Privathaus Stockholms, die anmuthig begrünte Insel Strömsborg, die Lehrseite des Ritter- und Rathhauses, die Riddersholmkirche mit ihrem schlanken Spitzthurm, und als Herrscher über die zahllosen andern Gebäude das königliche Schloß. Beim Ritterhausmarkt gelandet, führt der Weg weit über den Torentorget (Eisenmarkt) wo das bunteste Treiben herrscht. Land- und Eeeproducte der mannichfaltigsten Art sind zwischen Karren und Fuhrwerk ausgestellt. Eine Mustertafel aller ländlichen Trachten! Vom Södermalm, Stockholms drittem Stadttheil, zu welchem die Schleusenbrücken führen und wo ein ungeheureres Gemühl des See- und Handelslebens herrscht, geht es immer aufwärts durch steil emporführende, theilweise mit Stufen versehene enge Gassen unter unaufhörlichem Gebränge auf- und abwärts wogender Menschen und rollenden Fuhrwerks bis zur Höhe des Roseshergs, dem ohne Vergleich schönsten Punkt den Stockholm darbietet.

Den Genuß all der Herrlichkeiten die sich von dieser Höhe der Verklärung zu feiknen Füßen aufschün schöpfe sich der Leser einmal und öfter aus dem Werke selbst. Hier ist nicht der Raum dafür vorhanden. Der Verfasser sagt:

Denn wenn man einmal von dieser Anhöhe herab die Herrlichkeiten Stockholms geschaut, zieht es uns mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hinauf zu der unergleichlichen Stelle, die ein lebendiger Zauber umwebt, der uns wenn wir oben sind so umstrickt daß wir nur mit Mühe uns loszureißen vermögen und uns lieber immer von neuem in den Anblick, der vor uns seine überschwengliche Prachtfülle aufthut, versenken möchten.

Das schmale Dampfschifflein der Tessin, durchaus von Eisen, führte an einem schönen leuchtenden Morgen unsers Reisenden und seinen Freund über die Süderkuten des Mälarssees nach dem alten Schloß Drottningholm.

Der Mälars, schon in den alten Sagen wo er unter dem Namen Lögar vorkommt als eine zauberische Wasserwelt gepriesen, der Mälars: des Nordens Archipel, findet Seinesgleichen vielleicht nirgend in der Welt. Er ist keine üppigschwellende Wasserbrust wie die Seen des Südens; er ist ein Inselmeer herübergestrahlt ins Binnenland von seiner Altmutter: der Ostsee, erfüllt von unzähligen Eilanden und Klippen, deren Zahl nahe an 1300 erreicht. „Die weitem und engern Wasserscheiden zwischen diesen zahllosen Eilanden“, Dies ist eigentlich der Mälars. Nur wenige Strecken formiren sich zu einem wirklichen Becken. Man muß, wie gesagt, und wie es der Verfasser sehr schön ausdrückt, den Mälars nicht vergleichen etwa mit den schweizer, tiroler oder den lombardischen Seen. Sein Anblick ist einzig und soll es bleiben. Wer hier mälekt und rabotirt verdirbt sich den Genuß und schändet sein eigenes Urtheil, indem er die Natur zu schmähen versucht.

So hat sich z. B. die Frau Gräfin Hahn-Hahn (ebenfalls eine Touristin auf dem Mälars) alle Freude an Scandinavien verdorben, weil sie hier nie vergessen konnte was der Süden vor dem Norden voraus hat, was, beim Licht besehen, am Ende auf nichts Anderes hinausläuft als auf die triviale Wahrnehmung daß es im Süden wärmer ist als im Norden, womit die geistreiche Dame freilich den Nagel auf den Kopf getroffen, den ihrigen aber zugleich in einer Art mit...

Lesen wir diese Schilderung des Verfassers und zweifeln dann noch an der durchsichtig-verklärten Nordschönheit des Mälars!

Bald befinden wir uns mitten in einer Gruppe von Holmen, welche mit ihren ganz überwachsenen niedern Stränden sich wie schwimmende Wälder ausnehmen, und bald endlich liegt der Kanal wie ein großer blinkender Metallspiegel vor uns, und das Land breitet sich in lichter, langer, lachender Fernsicht neben uns hin. Fichten und Tannen mit düstern Farben bilden hier und da um die Buchten (und diese sind vielleicht der Triumph der Schönheit des Mälars) einen dunkeln Gürtel. Der Blick aber gleitet darüber hinweg, um sogleich mit voller Befriedigung auf jenen zwischen Wald und Klippen hineingedrängten Wiesen, dem lieblichen Blumenkor, den milden sanft niederneigenden Strandhaldern zu weilen, deren Grün so klar und sein erscheint, deren Baumschlag von so mannichfaltiger Art und Farbe ist. Die Eiche mit ihrer runden buschigen Krone erhebt sich stolz über die bunten Vogelkirchbäume, Eschen und Erlen. Die Weide, hier zu jährlicher Köpfung nicht wie bei uns verurtheilt, sondern zu einem mächtigen Baume emporgeschossen, und die weißstämmige Birke schütteln in leisern Windesfüßeln ihre lichten Blätter. Hier lagert sich ein einfaches Fischerdorf, dort erhebt ein wohlgebauter Edelhof seine prunkenden Mauern, von einem Garten umzogen, den uralte hochwipflige Bäume umragen. Weiterhin verstecken sich einzelne ärmliche Hütten unter schützende Gebüsch; an nahen Bäumen sind die Rachen befestigt...

Dies das ungefähre Gesamtbild des Mälarsees. Schloß Drottningholm, das größte aller königlichen Lustschlösser, wirft vom Ufer her einen ansehnlichen Schein. Es ist erbaut in reinem maßvollen Stil von Nikodemus Tessin, der auch das stockholmer Schloß gebaut hat. Unvergleichlich ist seine Lage auf der Insel Lofsö. Das Innere des Schloßes, vom Castellan — der in Schweden durchgängig, wie alle Individuen die an irgend einem Sacrum als Aufseher angestellt sind, als: Kirchner, Custoden u. s. w., waktmästare, Wachtmeister, heißt — in minutiöser Weise gezeigt, bietet unter historischen Denkwürdigkeiten auch viel Geschmaclloses. Eine Unzahl von Portraits Schwedischer Könige und Königinnen finden sich hier. Darunter aber auch das Ludwig's XIV. von Frankreich mit einem Duzend seiner Maitressen. Die Bibliothek ist von Gustav III. angelegt, deshalb fast nur aus Büchern in französischer Sprache bestehend. Reich und schön, saftig und vielschattig, mit den prachtvollsten Baumgängen und herrlichsten Terrassen getront ist der Park des Schloßes. Noch weht daraus etwas verfallener Hoffail, allein schon hat ihn die wilde Naturwüchsigkeit halb übermüchert.

Der Verfasser saugt aus diesen Environs — darunter auch ein „China“, ein Lustschlößchen nämlich im chinefischen Geschmacl — eine Masse geschichtlich-minutiöser Widerlichkeiten. Er hat es immer und ewig auf diesen Gustav III. abgesehen, und wo es angeht bringt er ihm einen Hieb bei. Wie störend diese Idiosynkrasie bei dem Verfasser der ein so großes, offenes Auge hat für die ewige Natur!

In einer Restauration die sich unter den Gebäuden fand welche das Schloß Drottningholm dorfsähnlich umgeben speiste der Verfasser Birsbohnen in Milch ge-

socht und gebratenen Renntierschinken. Nach dieser Mahlzeit, die trefflich sein soll, stach der Tessin wieder in See und brachte Schlag 8 Uhr Abends seine Insassen nach Stockholm zurück.

Der folgende Tag ist ein Regentag und darum der Beschauung merkwürdiger Gebäude und ihres Janens gewidmet. Man begibt sich zuerst nach dem königlichen Schloß, in Wahrheit ein königliches, denn in stolzer edler Ruhe beherrscht es von seinem Hügel herab alle Weiten der Stadt. Der prachtvolle Norrbro zu seinen Füßen scheint nur die Bestimmung zu haben ihm seine Bewunderer zuzuführen. Im Innern des Schloßes häufen sich so viele historische Reliquien daß man daraus beinahe die schwedische Geschichte studiren könnte — in dem Sinne nämlich wie unser Verfasser leider die Geschichte nimmt —; der interessanteste Bestandtheil dieser Reste, die doch zuletzt Nichts offenbaren als die pulvis et umbra des armeligen Menschthums, die der Geist verlassen, ist die „Kleiderkammer der Könige“. Hier sieht man die Stiefeln Karl's XII. und seinen Waffenrock aus Elendsleder; aber, was ergreifender ist, auch den vollständigen Maskenanzug in welchem Gustav III. von Ankerskröm, dem elenden Werkzeug der Aristokraten, erschossen wurde.

Eine nicht minder rührende Denkwürdigkeit findet sich in der vom Verfasser gleich darauf besuchten Rittersholmkirche. Vor dem Altar steht ein Tisch, worauf unter Glas die Kleider ausgebreitet liegen in welchen Gustav Adolfs Leichnam bei Lügen aufgefunden ward. Noch kleben deutlich an diesen Stücken das Blut eines Königs der ein König war, und der Roth eines elenden Morastes von welchem zwei Jahrhunderte wol längst jedes Atom aufgesaugt haben.

Post nubila Phoebus. Der Regen währt nicht immer. Blau und heiter wölbt sich wieder der Himmel über das herrliche Stockholm. Begleiten wir den Verfasser nach dem Thiergarten, für den Schweden das scandinavische Eden. Man fährt von der Treppe aus vor dem Logarden am Schloße nach dem Thiergarten in sogenannten Drehbooten, deren Bewegung durch schmale Dampfschiffbruder mit Schaufeln erfolgt, bei denen die kräftigen Arme von vier rothbestrumpten Dalecarliern die Stelle des Dampfes vertreten.

Der heutige Thiergarten Stockholms, als dessen Haupteingang das Blå porten (blaue Thor), ein hübsch eingerichtetes Wirthshaus, um welches sich eine kleine Stadt hergebaut hat, zu betrachten, ist nicht mehr der Thiergarten Bellman's, der ihn so oft besang, der in ihm lebte und jauchzte. Damals herrschte hier durchaus die Natur vor. Jetzt hat der Luxus der Hauptstadt auf jedem Schritt zwischen der Natur seine Tempel aufgeschlagen. Der Thiergarten wimmelt von Pavillons, Conditoreien, Tanzsälen und Etablissements aller Art. Es gibt hier Baurhalls und Manegen von Kunstreitern. Die Hauptwege sind wahre Corso für die glänzenden Equipagen der Hauptstadt. Eine der schönsten Zierden

des Thiergarten ist die prachtvolle Marmorvilla des Professor Byström — so wohl wird es unsern deutschen Professoren nicht —, und die Aussicht von dieser ist eine der unvergleichlichsten die Stockholm darbietet. Auch das kleine Schloß Rosendal, einst Privatbesitz des verstorbenen Königs Karl Johann, liegt noch im Thiergarten. Seine eleganten, schwelend-üppigen Anlagen erinnern an die Vegetation des Südens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Theosophie.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Einfacher und faßlicher scheint die Theorie der Kirchenväter erster Jahrhunderte und später, welche zur Vergleichung hier mitgetheilt sei. „Der Teufel hatte durch die Sünde zu welcher er das Menschengeschlecht verführte ein Recht auf die Menschen erlangt; jensehr aber dies Recht anerkannt wurde, desto mehr Gewicht mußte darauf gelegt werden daß der Teufel nicht anders als nach dem Befehl der Gerechtigkeit behandelt werde, mithin durften ihm die Menschen, sein Eigenthum, nicht durch einen Act der göttlichen Gewalt und Allmacht entzogen werden. Seine Herrschaft konnte nur solange dauern bis er einen Gerechten tödtete, an welchem er Nichts des Todes würdig finden konnte, was Augustin näher dadurch motivirte: Christus sei nicht bloß von der Sünde, sondern auch von der Erbsünde frei gewesen, da er ohne die sinnliche Lust der Zeugung geboren war, durch welche der Teufel die Menschen in seiner Gewalt gefangen hielt. Der Teufel wurde auf dieselbe Weise besiegt wie er die Menschen besiegt hatte, durch Vermittelung des freien Willens, Christus widerstand ihm durch die Kraft seines Willens. Hierdurch erhielt der Teufel ein entsprechendes, ja größeres Lösegeld für die Menschen. Die Kirchenlehrer trugen kein Bedenken Dies als einen dem Teufel gespielten Betrug zu bezeichnen. Seine Ueberlistung geschah durch Annahme des Fleisches, damit er nicht durch den Anblick der nackten Gottheit zurückgeschreckt wurde. Die Menschheit Christi wurde zur Lockspeise, wie der Teufel die Menschen durch die Lockspeise der Lust betrogen hatte. Für diesen Zweck mußte der Erlöser als Mensch geboren werden, und von Kindheit bis zum Kreuzestode alle Stufen des menschlichen Daseins durchlaufen, um nicht sogleich als nackter Gott in seiner wahren Gestalt erkannt zu werden. Gregor der Große verglich den Teufel mit dem Leviathan, und ließ ihn als Fisch am Haken fangen; Petrus Lombardus verwandelte ihn sogar in eine Maus, wofür Christus am Kreuz die Mausfalle stellte.“

Etwas Anderes sagt Detinger: „Der Teufel dachte nicht daß durch materialistische Mittel des Todes Jesu am Kreuz dem Uebel mußte geholfen werden, dazu war er zu dumm, wie Semler'sche Philosophen. Und doch mußten Wasser, Blut und Geist da sein, materialistische Principien, der Materie das Ferment zu benehmen und sie zum Geist wieder bequem zu machen; Blut Jesu ist eine leiblich-geistige Kraft, die Tinctur des Bluts Jesu ist edler als alle feurigen Steine, es ist für die Gläubigen das Höchste, und im Himmel das besondere Werkzeug aller Verherrlichung der Seelen. Blut überhaupt ist bei den Mystikern ein Gegenstand der besondern Betrachtung, wenngleich verschieden gewürdigt.“ St. Martin äußert: „Das Blut ist das Grab des Menschen, und er muß davon befreit sein um den ersten Schritt zu thun in der großen Richtung des Lebens. Dies zeigt uns auch daß unter allen Thieren das Lamm mit der Wiedergeburt oder der Befreiung des Menschen die weitesten und zuträglichsten Beziehungen hat, und daß dessen Opfer ihm den meisten Vortheil bringt, indem es ihn durch die geheimen Tugenden des Opfers bestimmt ehrenvoller und sicherer aus seinem eigenen Blut herauszutre-

ten... Das vergossene Blut der Propheten ward das Gemeinopfer der Sühnung, auf welches die Thätigkeit des Selbsten in einer schrecklichen und heilsamern Art wirkte als auf das Blut der Thiere... Es bedurfte eines andern Opfers, welches durch die Vereinigung der Eigenschaften früherer Opfer damit den Unterricht durch Vorschritt und Beispiel des wahren Opfers verband welches dem Menschen übrigblieb um vollkommen dem Geiste des Gesetzes zu genügen.“ Auch Detinger lehrt: die Opfer des Alten Testaments deuten alle auf Jesu Opfer.

Durch die Auferstehung ist Christus Geist, das Psychische ist ins Pneumatische erhöht, Geist ist etwas Zusammengesetztes aus dem Fleisch und ewigen Wort. Nach Christi Erhöhung ist der Zweck Gottes mit dem Menschen: daß Christus sein Leben sei hienieden und in Ewigkeit. Der Heilige Geist ist näher der Geist oder der pneumatische Leib Christi, durch welchen er auf die Menschheit einwirken und pneumatisches Leben mittheilen kann. Dadurch ist der verklärte und erhöhte Christus Hoherpriester und die Kraft des unauflöselichen Lebens. Der Mensch mit der Erbsünde behaftet, in welchen der Geist nur noch von außen einleuchtet, muß erst ergänzt werden durch den Geist aus dem Wort vom Anfang, und aus dem Fleisch und Blute Jesu, welches viel ein subtileres Wesen ist als alle Vernadendlichter sich vorstellen. Der neu wiedergeborene Mensch liegt in dem alten und hat himmlisch Fleisch und Blut in sich, und desselben Fleisches Geist ist kein fremder Geist, sondern sein eigener aus dem Innern geboren. Die Rechtfertigung besteht darin daß Demjenigen in welchem der Geist die Oberhand führt die künftige Vollkommenheit, die durch den Heiligen Geist nach und nach in langen Zeiten gewirkt werden soll, schon als gegenwärtige von Gott angerechnet wird. Wir empfangen die Gerechtigkeit Gottes täglich als Bettler, ohne Verdienst. Da der Geist aus dem verklärten Wasser, Blut und Fleisch Jesu stammt, so erhält er durch die Sacramente seine Hauptnahrung.

Der Proceß der Wiedergeburt hat unzählige Abstufungen, in Jedem erweist sich die göttliche Offenbarung, je nachdem sein seelisches Leben konstruirt ist; kein Heiliger hat eine Offenbarung wie der Andere. Philosophische Bergliederung ist wie ein Maulwurf. Deutliche Begriffe haben ist gut, aber der Vorwand deutlicher Begriffe für sich allein ist ein Hinderniß der Weisheit; die philosophische Aufsteigerung ins Allgemeine reicht nie soweit als der Männer Gottes erhabenes geistliches Gesichts; die erste Kirche hatte viel vor uns voraus in Ansehung ihrer Lauterkeit und Reinheit. Das Wort Gottes ist das Mittel wodurch das natürliche Leben in das geistliche erhoben wird, man muß davon essen und trinken. Erkenntniß wirkt geistliches Leben und geistlichen Wandel, vertreibt Sünde und blinde Lust. Die Sacramente kommen hinzu; denn die Fülle der Gottheit theilt sich mit im Wasser, Blut und Geist, in Kaufe und Abendmahl. Der Zweck der Sacramente ist geistliche Leiblichkeit, die ersten Christen genossen das Abendmahl als Arznei der Unsterblichkeit; es bildet sich nach und nach im Wiedergeborenen, in dem natürlichen Leibe ein zarter geistlicher Leib, fiberisch, ätherisch unverweslich, den wir nicht sehen können. Die Seele als ein Mittleres zwischen dem Einfachen und Zusammengesetzten, im ewigen Werden ihrer Gestalt, ist göttlichen Geschlechts, dauert fort nach dem Tode; aber nur der Geist einer wiedergeborenen Seele ist das ewige Leben der Seele, die natürliche Unsterblichkeit ist für keine zu rechnen gegen diese.

Auf demselben Wege auf dem Christus von der Natur sich in den Geist erhoben muß die Gemeinde vom natürlichen Leben losgemacht und seiner göttlichen, geistig-leiblichen Herrlichkeit theilhaftig werden; sie ist der Leib Christi in höherer Potenz, Gott will alle Gläubige als Ein Mann ist Christo angesehen haben. Das Leben Gottes und Christi entfaltet sich in den verschiedensten Charismen, die Gemeinde ist im Kampf mit der Welt und ihrem Fürsten, für Christum ist sie ein Werkzeug zur Ueberwindung der Welt, ein Heer das er wider

den Teufel in Kampf führt. Dies ist Christi königliches Amt und er dadurch Ausrücksteller der Natur.

In den letzten Dingen wird uns die unsichtbare Welt vorgestellt, nicht geistlich, sondern leiblich; das auswendige hinein, das innere Leben herausgeführt; die Offenbarung Johannis thut es, mehr als jemals durch Bengel entdeckt. Einem Swedborg ist vom Herrn aufgethan zu sehen und zu hören was wir nicht sehen oder hören. Der Zustand nach dem Tode ist zwar außer dem Leibe, aber alle Gliedmaßen des Leibes haben in der Seele ihre Bildung hinterlassen, und es gibt nach dem Tode mancherlei Schulen, Stufen der Seligkeit. Erste Auferstehung ist die der Seligen, bei Manchen ist die Auferstehung schon eingetreten sobald ihr geistlicher Naturorganismus vollendet ist. Die Kirchengeschichte ist eine Erfüllung der Apokalypse. Es kommt die goldene Zeit mit der Majestät des Königs Jesu Christi, er wird wahrscheinlich die ganze Regierung wie David einrichten auf dem Berge Zion, das Land ist das Gelobte Land, die Israeliten erhalten dessen Theile und Christen die sich zu ihm schlagen mit ihnen, Residenz ist Jerusalem. Von da aus wird die ganze Erde regiert, alle Völker sind Unterthanen der Israeliten, Priesterthum und Königthum werden in voller Harmonie sein. Jeder wird Rechte, Medicin, Theologie in der einfachsten Grundweisheit verstehen, diese drei Wissenschaften werden nur Eine sein, und dann auch das Blut Jesu in seinen tiefen Sinne erst erkannt werden. Wider die Antichristen kommt eine erschreckliche Ausführung der Gerichte, zugleich eine Veränderung der Natur, Verfestigung der Pole, große Erdbeben, Austrocknung der Flüsse, Ebenmachung der Berge u. s. w., aber allgemeine Glückseligkeit. Dann erhebt sich noch kurze Zeit eine feindliche Macht bis das Jüngste Gericht eintritt und die Natur wieder in ihre ursprünglichen Theile aufgelöst wird, dieser Gerichtstag ist ein großer Tag der chemias universalis. Es findet allgemeine Auferstehung statt, eine Wiederbelebung des verwesten Körpers durch die dem geistlichen Leibe inwohnende Lebenskraft Christi. Zur Auferstehung des Lebens gelangen die Gläubigen, die lebende Generation wird verwandelt, die Ungläubigen verzehret das Feuer. Inzwischen ist das Jüngste Gericht nur der Anfang des ewigen Gerichts, dessen Entwicklung im neuen Himmel mit der neuen Erde und in dem Feuersee oder der Hölle, dem andern Tode, sich vollzieht. Auf der neuen Erde entsteht das neue Jerusalem, liegt viereckig, ist größer als die Stadt bei Ezechiel, wird von vollendeten Heiligen, den Königen und Priestern bewohnt, welche von dort aus die neue Erde regieren, Rebellen müssen in der Hölle oder im Feuersee büßen, ihre Seelen haben ihren eigenen unzerstörbaren Leib, aber ohne das lebende Salz; die Strafen haben unzählige Grade: Kälte, Dige, Finsterniß. Doch muß der Herr welcher der Geist ist, wenn auch auf noch so langsame Weise, die endliche Vergeistigung alles Natürlichen bewirken, und Dies ist die Wiederbringung aller Dinge.

Ein Theosoph der unsrer Zeit, Professor Nothe, hat die Theosophie Detingers mit einem Vorwort begleitet und urtheilt: Detingers verkündigt eine neue Theologie, aber kann sie nur erst weiffagen, er dringt auf massive Begriffe, und weil Realismus dem Christenthum angeboren ist, schreckt er nicht zurück vor einer leibhaften Geisterwelt und realer Berührung des Menschen mit ihr. Seine Lehre ist nicht fertig, es fehlt seinen Begriffen Klarheit und Deutlichkeit, der kirchliche Lehrbegriff hat ihn in seiner theologischen Bewegung beengt. Er wollte aus den Schichten der Bibel tieferliegende Gedanken hervorholen, und wußte nicht daß er ein speculatives Wissen bedürfe, und was Speculation sei und nicht sei. Durch bloße Auslegung lassen sich die Schätze der Heiligen Schrift nicht ans Licht ziehen, Dies geschieht durch eine rüchtige, vor keiner Consequenz erbebende theologische Speculation, sie allein kann wirklich neue, wirkliche Begriffe erzeugen. Detingers wandte sich an die Theosophen, welche die Welt aus der Idee Gottes heraus eigentlich denkend erkennen wollten, kam auf Emanation, die von oben anhebt, statt von unten her, combinirte, con-

nirte und conquaternirte, konnte dann scheinbar seine theosophischen Ideen aus der Schrift ableiten, aber Keinem überzeugend beweisen daß sie wirklich darin enthalten sind; er ist wissenschaftlich groß durch Das was er gewollt, nicht durch Das was er geleistet; der realistische Begriff des Geistes ist für ihn nur erst Aufgabe, nicht Resultat. Die neue Philosophie, worauf wir harren, wird wesentlich Naturphilosophie sein, und dadurch wird eine Befestigung des idealistischen Spiritualismus durch einen realistischen eintreten.

Warten wir auf Erfüllung dieser Verheißung!

23.

Literarische Miscellen.

Wissenschaftlicher Despotismus.

Wir lesen in dem Buche des Römers Suetonius „De illustribus grammaticis“ (cap. XXII) vom Kaiser Tiberius, daß derselbe sich anmaßen wollte unlateinischen Worten gleichsam das Bürgerrecht zu verleihen. Etwas Aehnliches wird vom deutschen Kaiser Sigismund erzählt, welcher, als am 5. November 1414 zur Befreiung der Kirche von dem bisherigen Schisma das Concilium zu Konstanz feierlich eröffnet wurde, seine Zuhörer mit folgenden Worten ermahnte: „Date operam, ut illa nefanda schisma eradicostr.“ Der Cardinal Placentius, welcher dem Kaiser zur Seite saß, sagte hierauf zu ihm: „Domine, ista tua locutio est parum grammatica, cum schisma sit generis neutrius.“ Allein der Kaiser, über die Erinnerung erzürnt, erwiderte dem Placentius: „Domine, ista tua locutio est parum ethica.“ Hiermit war jedoch die grammatische Fehde noch nicht abgethan, sondern der Kaiser fragte: „Wer sagt's daß man also reden müsse?“ Und als der Cardinal verschiedene Grammatiker benannte, fragte er wiederum: wer denn diese wären? Als die Antwort fiel: es wären sprachkundige gelehrte Männer, erwiderte der Kaiser und sprach: „So bin ich ein Kaiser und höher denn dich, kann also wol eine andere Grammatik machen. Denn bin ich ein Herr der Rechte, Länder und Leute, so bin ich vielmehr ein Herr der Worte.“ Aehnliches geschieht auch noch im 14. Jahrhundert, und noch im vorigen Jahre haben wir lesen müssen daß einem Gymnasiallehrer in einem kleinen Stadt Deutschlands, der in seiner Schule die neugriechische Aussprache des Altgriechischen einzuführen versuchte, geradezu verboten worden ist ex officio sich dieser Aussprache zu bedienen. Nicht Neues unter der Sonne!

Volksfrage im heutigen Rom von der Tarpeja.

Das Andenken an die Schuld der schönen Römerin Tarpeja — welche einst im Kampfe des Romulus gegen die Sabiner den Feinden den Eingang in die ihrem Vater zur Bewachung anvertraute Burg der jungen Stadt öffnete, indem sie sich von dem Glanze der goldenen Spangen blenden ließ die die Sabiner am Arme trugen, und um solchen Preis eine Pforte der Burg öffnete, später aber, erdrückt von der Last des auf sie geschleuderten Schmucks ihr Verbrechen mit dem Tode büßte — lebt noch in Rom in einer Volksfrage fort. Mädchen aus den dem Felsen der Tarpeja nahen Häusern des Pallazaccio genannten Trümmergewirrs, welches die dem Forum zugewandte Seite des Tarpejischen Fessens bedeckt, erzählten Kiebuhr vor ungefähr 30 Jahren Folgendes: „Tief im Berge sitze verzaubert la bella Tarpeja, mit Gold und Geschmeide bedeckt. Wer zu ihr zu kommen suche Der finde den Weg nimmer. Ein einziger mal habe der Bruder der Einen sie gesehen.“ Die Bewohner dieser Gegend, fügt Kiebuhr hinzu, sind Schmiede und Bauernwirthe, ohne einen Anflug von jener scheinbar leberdigen Kenntniß des Alterthums, die aus den trübsten Quellen trivialer Bücher an andere Classen gekommen ist. Durch wahre mündliche Ueberlieferung ist Tarpeja ebenso wie die Nymphe Cgeria seit dritthalbtausend Jahren in dem Munde des Volks geblieben welches die Namen von Clodia und Cornelia seit vielen Jahrhunderten nicht mehr kennt.

32.

Donnerstag,

Nr. 62.

13. März 1851.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Ein Abend, den der Verfasser in dem sogenannten Neuen Theater — da die königlichen Schauspiele wegen der Landestruer geschlossen waren — zubachte, wo man eben zwei fade Uebersetzungen aus der pariser Komödienfabrik zur Schau stellte, führt ihn auf das schwedische Nationaldrama und dessen Entwicklung. Es ist eine vollständige, möglichst gebrängte, für sein Buch aber doch sehr umfangreiche Geschichte des schwedischen Dramas die uns der Verfasser hier bietet, und in welcher in der That von den Mysterien an, die auch in Schweden als die Incunabeln der dramatischen Poesie zu betrachten sind, bis auf die neueste Zeit herab, keine wesentliche Erscheinung übergangen ist. Wiewol dieser Darstellung zunächst Lenström's „Geschichte der schwedischen Poesie“ als Leitfaden gedient hat, so finden sich doch in ihr so helle, tiefe, selbständige Blicke in Dichterverwerke und Dichternaturen, ein so liebevolles Erwärmen an einzelnen vom wahren Genius durchglühten Erscheinungen, daß es mir leid thut dem Verfasser nicht weiter hinein in seine Deutungen folgen zu können als es eben nur in den nachstehenden Blößen geschieht.

Zuvörderst erfreut — bei der mehr religiösen als politischen Antipathie die unser Tourist gegen diesen Monarchen hegt — die Anerkennung die er den Dramen Gustav's III. zollt. Es ist aber damit nicht genug. Gustav war ein wirkliches Talent; daß er meist nur entworfen, ist eben davon der schlagendste Beweis. Daß er gerade in Kellgrén den Mann suchte seine Entwürfe auszuarbeiten, beweist seinen poetischen Takt; denn Kellgrén war nicht bloß eine geschickte Natur, sondern ein Mensch von tiefer Empfindung, wie alle bedeutenden schwedischen Dichter ohne Ausnahme. Kellgrén, Hallman, Atterbom, Stagnelius, Franzén, wie verschieden ihr dichterisches Wesen sonst, dies Eine haben sie miteinander gemein. Wie hoch Kellgrén im Satirischen steht, übersieht der Verfasser ganz. Er nennt seine lyrischen Dramen: Opern, als ob er es mit einem Metastasio zu thun hätte, den er doch in sechs Worten so vernichtend charakterisirt.

Leopold, geb. 1756, gest. 1829, ist weder „Gustavianer“ gewesen noch hat er selbständig französisirt, sondern er hat stets nach den schwachen englischen Verstandesmustern hinübergedügelt und dadurch sich sein schönes Talent verborben.

Ueber Bellman, den Clarus so tief und schön charakterisirt, habe ich oben schon gesprochen. Hallman faßt der Verfasser vortrefflich auf. Krell, Hallman, Bellman, Das ist die große Dionysos-erfüllte poetische Trinität Schwedens, deren Spitze Bellman ist. Diese Dichter führten ein poetisches Bagabundenleben, aber ein adeliges; denn während sie rücksichtslos, schrankenlos ihren Eingebungen folgten, wurden sie geliebt, geehrt, ausgezeichnet von ihrem König, von der ganzen Welt. Sie konnten nie und nimmer in die Gemeinheit versinken.

Eine poetische Originalfigur ist der Schiffspriester Johann Wallenberg (von 1732—1800), dessen barockster Zug sein unendlicher Shakspeare-Haß ist. „Hamlet“, sagt er, „ist ein altmodischer Eleotrian welcher alle bonsens in Aufruhr bringt.“ Der gute Schiffspriester hatte eine Reise nach China gemacht; daher wol das Chinesische in seiner Poetik. Es gibt heutzutage auch noch solche Schiffspriester.

Den Wendepunkt den die sogenannte romantische Schule für die schwedische Poesie herbeiführte faßt unser Verfasser viel zu äußerlich. Dieser Umschwung war beitem mehr als eine Geschmacksrevolution, wenn schon es wahr sein mag daß seine Ergebnisse sich bis jetzt im Dramatischen am wenigsten bemerkbar gemacht haben.

Des frühverstorbenen (er war erst 30 Jahre) Stagnelius, unbestritten Schwedens genialster Lyriker, dramatische Legende „Die Märtyrer“ ist von dem Verfasser gut, wiewol im Geiste jener katholisirten Weltanschauung charakterisirt, die ich bereits oben als seine hervorsteckende Eigenthümlichkeit bezeichnet habe. Es würde bei dieser abstract-religiösen Auffassung der „Märtyrer“ deren Vergleichung mit einem tiefsüdlischen Dichterverk, dem „Wunderthätigen Magus“ Calderon's, ebenso interessant gewesen sein als sie naheliegt. Stagnelius liegt begraben auf dem Kirchhof der Magdalenenkirche, und auch seinem Hügel fehlt nicht der ehrende Grabstein.

Interessanter als dem Politiker der kurze unerquickliche Besuch des Verfassers im Ständehause, wird für

den Gastronomen das von ihm eingenommene Diner in der Stora sällskapet sein. Diese Gesellschaft, nur aus Kaufleuten, Offizieren und Beamten bestehend, zählt mehre Tausend Mitglieder. Mittels einer Karte, für welche er anderthalb Thlr. Bco. entrichten mußte, gelangte der Verfasser in die Speiseräume, wo eine Unmasse von Bedienten (uppassare) bereits mit Serviren beschäftigt waren.

Ich machte eine Rundwanderung durch die Speisefäle, welche mit einer Unzahl runder und viereckiger Tische angefüllt waren zu 6 — 8 Couverts. Eine elegante Speisekarte, über welcher ein von Blumen schwellendes Füllhorn, das sich in einen Schweinskopf endigte, in Kupfer gestochen prangte und worin der Name des uppassare angegeben, ward uns vom Letztern dargereicht, nachdem wir es abgelehnt am brännvinsbordet theilzunehmen. Die Auswahl ward schwer. Denn wir verstanden von den Namen der schönen Gerichte die wenigsten: von der soppor forderten wir soupe à la reine, welche à Portion 12 Schill. ryksagold (2 Sgr. 11 Pf.) kostete, aber sehr gut zubereitet war. Unter den förätter wählten wir inlagd strömling, eine Art gefalzten Fisches, auch für 12 Schill. Was stufvad aborro (geschmorter Barsch) für ein Fisch sein möchte, wußten wir auch nachdem wir denselben genossen noch nicht, und haben es erst hinterher aus dem Lerkon entnommen. Der gröna sallado, den wir zum Braten nahmen, ist eine mir unbekannte Sorte. Es wird damit sehr gegetzt. Andere Salate welche in der Karte standen waren ätticks gurkor (Eßiggurken), sylt lök (eingemachte Zwiebeln), lingon (Heidelbeeren), rödbettor (rothe Rüben). Von den Borgerichten muß ich Ihnen noch nennen: lybak skinka (lübecker Schinken), gasbrödet (Gänsebrust), inlagd ål (eingelegeter Aal), inlagd gris (eingelegetes Spanferkel), höns sallado (Hühnersalat), auch erdscockar (Artischocken) gab es. Als Dessert ließen wir uns natürlich die hier so beliebten smultron med grädde (Erdbeeren mit Sahne) reichen. Mit dieser Sahne werden hier auch jordgubbar (eine Art sehr großer Erdbeeren, Ananaserdbeeren), körsbår (Kirschen), moreller, klarbår (eine mir unbekannte Frucht), und vinbår (Weinbeeren) angerichtet. Das ist schwedischer Geschmack.

Man sieht hieraus daß in der Stora sällskapet nicht eben Noth gelitten wird.

Wir kommen jetzt zu einem der reichsten und anziehenden Abschnitte unsers Werks, womit sich dessen erster Theil schließt und womit denn auch symmetrisch dieser erste berichtende Artikel geschlossen sei: zu dem Aufenthalt des Verfassers in Upsala.

Herrlich-leuchtend ist der Morgen an welchem der Resekarl (Reiselohndiener) zum Aufbruch treibt, und nicht lange währt es, so braust der Upland von 32 Pferdekraft, den Vord überfüllt mit Passagieren, in den Nälär hinaus. Allmählig schwindet das herrliche Amphitheater Stockholms hinter den dazwischentretenden Felsen; Drottningholm vorüber erscheint in der Ferne das Schloß Gripsholm, in welchem einst den gefangenen Gustav IV. und sein ganzes Hofgefinde jener nächtliche Spul so grausam ängstete den der Verfasser (I, 335) näher schildert. Hinter der Insel Swartösjö öffnet sich ein breites Fahrwasser; ein weiter Archipel thut sich auf; wieder enger wird die See, das uralte Sigtuna erscheint, die Residenz des sagenhaften Odin, jetzt ein ärmliches Dörfchen. Reizend ist die Partie am Flottfunds, wo der Tyrits sich in den Nälär ergießt, der ge-

feierte Strom der schwedischen Dichter. Ein lieblicher Punkt ist auch der Lijekonvallsöholmen (die Raiblmöngensinsel). Nun wird schon die Kirche von Åke-Upsala sichtbar, grau, thurmlos; neben ihr ragen die gewaltigen Königsgräber. Endlich kommen hinter dem Walde das alte Wassa-Schloß auf seinem Berge und an dessen Fuß der ehrwürdige Dom zum Vorschein; der schönste und erhabenste der von schwedischen Händen gemauert ward. Häuserchen, durch Gärten und Baumgruppen getrennt, ziehen sich am Ufer hin. Die ganze Avenue von Upsala macht einen durchaus idyllischen Eindruck. „Aus einer Studentenkneipe in der Nähe schallt Gesang und fröhlicher Discours mit obligatem Gelächter.“ Wir sind in Upsala. Im Gasthause des Herrn Feldin findet unser Tourist eine gar anmuthige, comfortable Wohnung, am Fuß des Schloß- und Bibliothekbergs gelegen, mit Aussicht auf beide. Der Verfasser schreibt an seine Freundin:

Erwarten Sie kein Panorama von üppiger Naturschönheit oder malerischer überraschender Scenerie. Eine kleine Stadt liegt zu unsern Füßen in einer flachen weitgestreckten Ebene, wo noch unabgebrachte Saaten auf den Feldern wogen. Grüne Baumalleen durchziehen das Städtchen. Daß dieses Häuflein Gebäude eine ehemalige königliche Residenz und Krönungsstadt bildet, ist von hier oben nicht zu errathen, nicht einmal des sie den zweiten Rang unter Schwedens Städten einnimmt. Nicht das leibliche, sondern des Gedankens Auge müssen wir aufschlagen, wenn wir sehen wollen was Upsala ist und gilt. Für Könige hat es allerdings aufgehört eine Residenz zu sein; aber für die Mufen ist es eine geblieben. Hat die Herrscherkrone sich der Stadt entzogen, so blieben ihr doch die Kronen von Lorber, womit sie die jungen Kämpfer für das Licht der Wahrheit und Wissenschaft schmückt. Upsala ist die Perlkammer der schwedischen Cultur geblieben....

Der Hauptgegenstand der hier zuerst die Aufmerksamkeit unsers Reisenden fesselte mußte natürlich der prächtige Dom sein. Nicht sowol prächtig als majestätisch, heilige Ehrfurcht gebietend. Leider ist diesem uralten Dom, dessen Ansicht bei Mondscheinbeleuchtung wahrhaft entzückend sein soll, großer Eintrag geschehen durch den Brand im Jahre 1802. Damals verlor er seine drei hohen, schlanken, spitzigen Thürme und den Wald von kleinern Spizen der, im echten Ausdruck echtgothischer Symbolik, gleich gottgeweihten Lanzen himmelauffrehte. In dem Gemäuer des Heiligthums haben Scharen von Dohlen ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Wann aber um die Adventzeit des Frühlings der Thurmfallte erscheint, dann flüchten sich die schwarzen Scharen, jedoch nur auf eine Weile. Der Thurmfallte auf dem Dom von Upsala ist hier jedesmal der untrügliche Verkünder und Vorbote des Frühlings.

Hat man erst seinen durchdringenden Schrei vernommen und seine pfeilschnellen Kreise gesehen, so gibt man sich der zuverlässigen Gewißheit hin daß des Winters Gewalt gebrochen ist, mag auch noch soviel Schnee liegen. Man glaubt sofort die Sunahme der Tageslänge zu spüren, findet den Himmel blauer, die Menschen vortrefflicher. Der Studentengefang beginnt sich von seiner Winterbetäubung zu erholen. Täglich strebt man voll Erwartung daß das Eis nun bersten werde am Tyrits. Auf diesen Moment und das Schauspiel des Eisgangs ist man überaus erpicht. Das Hintreiben der Eismassen, welche

Hüßig, Ueberreste zerstörter Bauwerke vor sich hinstellen, soll möglichst sein. Diese Beschädigungen kümmern den munteren Studio nicht. In seinem Herzen jubelt es nur Frühlingsbegrüßungen, denn nun beginnt bald die Dampfschiffahrt und die Söhlen und Dithyramben von Etkundshof nehmen wieder ihren Anfang. Sonne und Blumen werden bald ihre Herrschaft wieder antreten. Der Frühling ist jedenfalls im Anzuge, der heimgekehrte Südländspilger, der Thurmfallke, hat einmal seinen Sig am Thurm wiederingenommen und die liebliche Botschaft verkündigt.

(Der Beschluß) folgt.)

Schiller an Götting.

Aus den Briefen Schiller's an den Freiherrn von Dalberg, aus Hoffmeister's Biographie Schiller's und aus Boas' „Nachträgen“ zu den Werken desselben ist bekannt daß Schiller im Jahr 1784 den Plan zu einer dramaturgischen Monatschrift entwarf, die aber nicht zustandekam. Um dieselbe Zeit war Götting bemüht für das von ihm gegründete „Journal von und für Deutschland“ Mitarbeiter zu gewinnen. Die beiden in Beziehung auf diese Journale von Schiller an Götting gerichteten, bis jetzt noch ungedruckten Briefe werden heftentlich den Lesern d. Bl. nicht unwillkommen sein.

Ranheim, den 23. August 1784.

Längst schon war es mein Wunsch mit einem Manne den ich so vorzüglich schätze und liebe in einige Verbindung zu kommen, und auch die geringste Veranlassung dazu ist mir wichtig genug. Zwar ist es ungewiß ob ich Ihnen mit meiner Freundschaft etwas Bedeutendes anbiete; aber ich wünschte daß Sie Gebrauch davon machen und mich in den Fall setzen möchten Ihnen Dienste zu thun. Ihr fürtreffliches Unternehmen, das „Journal für Deutschland“, hatte schon bei der ersten Ankündigung meinen ganzen Beifall, und eben darum möchte ich mir wenn es möglich ist ein kleines Verdienst um dasselbe erwerben. Lassen Sie mich also, wenn Sie meinen daß Dies der Fall werden könnte, mit Gelegenheit wissen wo und wie ich Ihnen am brauchbarsten sein kann, und verlassen Sie sich auf meinen thätigsten Antheil. Wahrscheinlich haben Sie in Ranheim Ihren Correspondenten schon; doch könnte es leicht sein daß dieser oder jener Artikel von einem Andern vollständiger und richtiger angegeben würde.

Ich habe einige Kleinigkeiten beigegeben die ich in dem nächsten Hefte abgedruckt wünschte. Da sie wenig Platz wegnehmen, so schadet es meiner Meinung nach Nichts wenn sie auch für das ganze Deutschland nicht interessant sind. Für die Lage einiger meiner Freunde sind sie es desto mehr.

Wollen Sie die Güte haben mich Ihrem würdigen Freunde, dem Herrn von Wurmb, zu empfehlen?

Mit vorzüglicher Achtung Ihr ergebener

F. Schiller.

Beigelegt ist diesem Briefe ein kurzer Bericht über die dem Schauspieler Beck von der Deutschen gelehrten Gesellschaft zu Ranheim zuerkannte Preismedaille, die von Hrn. von Dalberg auf die beste Beantwortung dramaturgischer Fragen gesetzt war. Er wird in dem Götting'schen Journale abgedruckt sein; so auch der folgende Artikel, der indeß interessant genug ist um nach fast 70 Jahren noch einmal abgedruckt zu werden.

Ranheim. Am 19. des Augusts ist auf der National-schaubühne dargestellt worden „König Lear“ von Shakspeare, nach der Schröder'schen Veränderung. Dieses Stück blieb mehre Jahre liegen, weil es keiner der hiesigen Schauspieler wagte den Lear zu spielen, nachdem Hr. Schröder das Aeußerste in dieser Rolle erreicht, und durch sein großes meisterhaftes Spiel das ganze Publikum gegen mindere Kunst verdrohnt hatte. Hr. Pfand mußte zuletzt dem Verlangen des Publikums nachgeben, und erschien in dieser Rolle mit soviel Glanz

und Vollkommenheit daß eben die Zuschauer denen noch das lebhafteste Bild der Schröder'schen Darstellung vorschwebte die ersten und feuerigsten seiner Bewunderer waren. Unstreitig weicht dieser große Künstler keinem einzigen Deutschlands. Sein Spiel ist geistvoll und wahr, nicht bloße Arbeit der Zunge und Gurgel, womit unsere Theaterhelden gewöhnlich dem Publicum Furcht und Erstaunen, wie Straßenräuber dem Reisenden das Geld mit gespannter Pistole, abtrogen. Sein Fach ist das ganze Gebiet aller zärtlichen und seinen Empfindungen, des feierlichen Ernstes wie des satirischen Spottes. Seine Darstellung ist ganz, keine Grimasse, keine Bewegung des unbedeutendsten Muskels krafft die andern Lügen. Sprache und Mienenpiel vereinigen sich bei ihm die gewagteste Ausübung hervorzubringen; Nichts erinnert uns daß dieser Lear der Franz Moor sei den wir zwei Monate vorher mit schauernder Bewunderung anstarrten. Zuverlässig hängt es nur von ihm selbst ab worin er groß sein will, und vielleicht fehlt es ihm nur an einem britischen Publicum um den Geist des unerreichten Garrick zurückzurufen.

Ranheim, den 16. November 1784.

Schütteln Sie den Kopf nicht, mein Wertheater, wenn Sie mich unversehens als Journalisten erblicken, und mir auf einer Straße begegnen wo Sie selbst so vollkommen zu Hause sind und alle Gänge und Schliche kennen. Lassen Sie mich armen Wandersmann immer in Frieden dahingehen; ich trage ja nur die Packete nach die Ihr reichseladener Frachtwagen fallen ließ. Stören Sie mein bißchen Verdienst nicht. Es wird mir fauer genug werden.

Im Ernst, bester Freund, meine gegenwärtige müßige und unabhängige Situation, verbunden mit den Aufmunterungen, einheimischen und fremden, welche noch immer ein Theaterjournal vermissen, haben mich in Versuchung geführt mit einem Avertissement bei dem Publicum anzupochen: ob es mich für den Mann hält ihm eins zu liefern. Es kann möglich sein daß ich meine Verheißungen halte sobald das Publicum mein Gesuch unterstützen will; und Das muß jetzt die Unterzeichnung entscheiden. Ich will offenherzig gegen Sie sein. Ich glaube daß mein Journal in dem Fache worin es eigentlich besteht Aufmerksamkeit verdienen wird. Sie können sich vielleicht den besten Begriff davon machen wenn ich Ihnen sage daß es nach dem Muster des „Philosophen für die Welt“ (ungefähr, nicht ganz) wird zugeschnitten werden. Die Welt malt sich in jedem Gehirn anders; auch in dem meinigen, und so werden meine Zeichnungen neu sein.

Da Sie ohnehin die Theatertribüne in dem Ihrigen leer lassen, da die „Berliner Theaterzeitung“ sinkt, und andere Brotschüren dieser Art Nichts taugen, so sind wenigstens von dieser Seite meine Aspecten gut. Uebrigens wird der eigentliche Werth meines Museums auf etwas Wichtigem beruhen, und der Fall kann kommen daß ich Wirkungen erreiche die über den Kegel der Reugier oder eines flatternden Wiges erhaben sind. Die ersten Hefte, solange bis ich mich mit guten Mitarbeitern vereinigt habe, enthalten mehrentheils meine Arbeiten, die Empfindungen eines vollen Herzens, und einige wichtige Bemerkungen aus meinen bisherigen Circeln.

Ja, wertheater Freund, und da wollte ich Sie denn bitten zu Ausbietung dieser Blätter und Aufnahme des Journals Ihr Scherkelein beizutragen. Lassen Sie mir einige Erfahrungen in der Sache zukommen die Sie vielleicht mit Schaden gemacht haben, und, warum ich Sie vorzüglich ersuchen wollte, rücken Sie die Ankündigung (nach Ihrem Gutdünken abgekürzt) in Ihrem Journal ein; aber wenn es möglich ist schon im nächsten Hefte. Uebrigens weiß ich gewiß daß Ihre Empfehlungen die Unterzeichnung befördern werden.

Ich unterschreibe mich mit unveränderlicher Freundschaft Ihren ergebensten

F. Schiller.

P. S. Aus hiesigen Gegenden kann ich Ihnen Nichts von Erheblichkeit mittheilen. Eine erbärmliche Theaterbalgerei, die

jedoch das ganze hiesige Publicum in Alarm brachte, ist das Merkwürdigste. Madame Wallenstein (vielleicht kennen Sie sie) mußte schnell vom Theater weichen. Wir verloren eine Dore um einer — plagzumachen. *) 40.

Ein Roman und eine Frage.

Kann eine Geschichte Anspruch auf Wahrheit haben die folgendenmaßen anfängt:

Mildred Effingham und Lord Alresford sind durch Familienvertrag verlobt. Sie lebt in England; er reist auf dem Continente, und schreibt ihr so unzärtliche, dictatorische Briefe daß ihr Stolz sich dagegen auflehnt. Er ist zu sehr von sich eingenommen, denkt Mildred, und meint er hat mich schon. Nebenbei denkt sie nicht, sondern fühlt daß sie den lebenswürdigen Oberst Sutherland unsterblich liebt, und ist von Nichts fester überzeugt als daß er ihre Liebe erwidert. In dessen mag sie aus Familienrücksichten mit Alresford nicht brechen. Er erscheint sie zum Altar zu führen. Sie empfängt ihn mit stürzender Kälte, coquetirt gleichzeitig trotz ernstem Abtrathens offen und traulich mit dem Obersten und begibt sich ein paar Tage darauf trotz der Unzufriedenheit des Verlobten schöpfenden Lords bei „schandbarem“ Wetter zu einem Pic-nic — weshalb? Lediglich um dem Obersten auf dem Bahn zu fühlen, ob er sie haben will oder nicht. Der Oberst möchte wol, aber kann nicht, und zwar weil er sich einige Tage vorher mit einer Andern verlobt hat. Nun geht Mildred nach Hause, sucht ihren Verlobten auf, findet ihn in sehr schlechter Laune, erkennt daß sie Etwas wie Reizung zum Obersten Sutherland empfunden, daß sie ihn aber aufgegeben, nicht haben möge, den Kampf siegreich durchgekämpft, dafür jedoch die Trauung so schnell als möglich vollzogen wünsche. Der Tag wird bestimmt, die Trauung erfolgt, und Mildred ist Lady Alresford, die Gemahlin eines stolzen, edeln, schüchternen, empfindlichen Mannes, der von weiblichem Bartfanne und ehelichem Vertrauen die höchsten Begriffe hegt.

Kann eine Geschichte die so anfängt Anspruch auf Wahrheit haben? Einstimmes Nein. Dies ist also der Anfang des Romans „Pique, a novel“ (3 Bde., London 1851), und Das der Wunder größte daß einmal über sothanen Stein des Anstoßes hinweg der Leser von Capitel zu Capitel sich „piquirt“ fühlt den Roman zu Ende zu lesen. Wer der Verfasser und ob das Buch eine erste Günde, ein zweiter Versuch oder eine dritte Unterhaltung ist — nescimus. 5.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1850. 15. Jahrgang. Herausgegeben von A. B. Müller und L. Beckstein. Sondershausen, Cupel. 1850. 8. 1 Thlr.

Chownik, J., Handbuch zur Kenntniß Ungarns, ferner: Siebenbürgens, der serbischen Wojwodschast, des Lemescher Banates, Slavoniens, Croatiens, der f. k. Militairgrenze und des ungarischen Ritorales, in historisch-geographisch-statistischer, in topographischer, ökonomischer, industrieller und commerceller Beziehung, insbesondere mit einer erschöpfenden Darstellung der ganzen Auswanderungsangelegenheit, und für Auswanderer nach jenen Ländern speziell eingerichtet und verfaßt. Mit 1 Charte. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erinnerungen aus Paris. 1817—1848. Berlin, Herz. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ernst, Justus, Der Ministercongreß. Drama in einem Act. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

*) Siehe Voas. „Nachträge zu Schiller's sämtlichen Werken“, II. 54 fg. Ueber die im ersten Briefe erwähnte Preisfrage ebendasselbst, S. 58.

Hörster, C., Johann Georg Müller ein Dichter und Künstlerleben. St. Gallen, Scheitlin u. Jollhofer. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Ruffisches Leben und Dichten. Leipzig, Biedermann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, C., Anthroposophie oder Menschenweisheit. Ein Beitrag zur Lösung der politischen, sozialen, religiösen und pädagogischen Fragen aller Zeiten. Frankfurt a. M., Erius. Gr. 12. 1 Thlr.

Rüstow, B., Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution. Ne neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Zürich, Riesling. 8. 24 Ngr.

Sang, L., Die Schullehrerwitwe. Eine Geschichte aus der deutschen Revolutionszeit. Berlin, Brandis. Gr. 16. 10 Ngr.

Schilling, G., Lehrbuch der Psychologie. Leipzig, J. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Soltan, F., Neueste Zustände und Ereignisse in Mecklenburg. Politisch-ökonomisch und social-geschichtlich nach den authentischen Quellen bearbeitet und dargestellt. 1ster Theil: Die Zeit der revolutionären Bewegung und ihre Vorgeschichte, 1843—1850. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 25 Ngr.

Streckfuß, A., Die große französische Revolution und die Schreckensherrschaft. Dem Volke erzählt. 1ster Theil: Ludwig XVI. — 3. Lieferung. Berlin. 8. à 1½ Ngr.

Behse, C., Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 1ster und 2ter Band: 1ste Abtheilung: Preußen. 1ster und 2ter Theil. — A. u. d. L.: Geschichte des preussischen Hofes und Adels und der preussischen Diplomatie. 1ster und 2ter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. à 1 Thlr. 7½ Ngr.

Weiss, S., Memoiren zum neuen politischen Deutschland. Staatsrechtlich und populär. „Staatswissenschaft und Politik I.“ Wien, Schaumburg u. Comp. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Weinschmelz. Ein humoristisches Gedicht. Aus dem Mittelhochdeutschen des 13. Jahrhunderts übertragen von E. Bertik. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Dümichen, F., Die Entstehung und Fortentwicklung der evangelischen Kirche nach ihren drei Bestandtheilen, wie selbige sich, namentlich in Preußen, seit der entstandenen kirchenregimentlichen Union gestalten, nebst Mittheilung über die separirten Lutheraner, Deutschkatholiken, freien Gemeinden, Baptisten, Irvingianer, confessionslosen Unionisten und deren Bestrebungen. Ein Beitrag zur Orientirung und Belehrung bei der bevorstehenden kirchlichen Organisation und Kirchengemeinde-Ordnung. Glogau, Flemming. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Flucht der 10 Usherkesen oder der Kampf zwischen Usherkesen und preussischen Truppen in Snowracław am 1. u. 2. Oktbr. 1850. Stettin, Grafmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Rajor, C., Festrede gehalten am 18. Januar 1851, zur Feier des Krönungs-Festes. Halberstadt, Helm. Gr. 8. 2 Ngr.

Palme, R., Preußens Königthum. Predigt gehalten den 18. Januar 1851, am 150jährigen preussischen Krönungs- und Ordensfeste zu Stettin. Stettin, Weiß. Gr. 8. 2½ Ngr. Preußen und der Bund. Privatbrief eines deutschen Staatsmannes an einen preussischen Freund. Bückeburg, Beyer. 8. 2½ Ngr.

Springer, A. F., Oesterreich, Preußen und Deutschland. Mit einem Sendschreiben an den Grafen L. Fiquelmont. Leipzig. Gr. 8. 12 Ngr.

Von der Person des Königs in der repräsentativen Monarchie Preußen. Von K... L..... Berlin, Brandis. Gr. 8. 5 Ngr.

Schweden sonst und jetzt.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 62.)

Vom Gröna kullen (grünen Berg), wo man mit dem Dachstuhl der neuen Bibliothek (Carolina rediviva) in gleicher Höhe, 80 Ellen über dem Wasserspiegel des Fris steht, stellt sich das Bild des uralten und doch so studenten-wissenschaft-heitern Upsala in der Vogelperspective dar. Heitere Gegend, voll Leben und Wechsel, wenn auch nicht eben groß gebildet.

Ich kann mich nicht enthalten die schöne sinnvolle Stelle aus einem schwedischen Schriftsteller, mit welcher der Verfasser seine Charakteristik des upsalaer Studentenlebens gleichsam einleitet, hierherzusetzen:

So mag Jemand einwenden: sind Das nicht bloße Phantasien, ist das Studentenleben wirklich so poetisch, finden sich keine Schatten darin? . . . Gleich allem Menschlichen hat auch das Studentenleben seine Mängel und Ausnahmen. Man nenne sie nur, wolle sie aber nicht verleugnen. Denn diese Verirrungen und Unbedachtsamkeiten treten gewöhnlich in einer so reinmenschlichen Gestalt auf daß man dieselben von Herzen gern verzeihen wird. Diese Schatten sind so nothwendig um die Lichtseiten hervorzuheben daß man gar nicht übel davon denkt. Aufrichtig gesprochen: das Studentenleben hat seine schwarzen Schattenseiten, seine Nacht; allein diese Nacht ist wie die Sommernacht im Norden nur eine kurze Dämmerung, und der Tag ist um so länger und schöner. Irret man ganz anlenlos in dieser Nacht, so bemerkt man nur die dichten Schatten, die ungesunden Reben, der Eulen Rufen, das Summen der Mistkäfer, vielleicht auch das Gelächter der Satyrn. Nimmt man sich aber Zeit und bleibt stehen, so wird man nun auch den Schlag der Rachtigall und den Duft der Wiesenvögel bemerken. Die Freude des Studentenlebens breitet sich über manche Farben aus; sammelt du aber recht die bunten Strahlen, so schmelzen sie in das ruhigste sicherste Licht zusammen. Das Freie und Wilde, das Frische und Kraftvolle, das Freundschaftliche und Offenherzige verrathen sich hier im Uten und Bösen, steigern das erste und verfühnen das letztere. Es verhält es sich mit dem Studentenleben. Man hat gesagt gäbe hier auf Erden eine und die andere Stätte, so reich Schönheit und Leben und ewiger Jugend das Derjenige daselbst etwige Zeit hat leben dürfen niemals durchaus unglücklich werden kann. Ist es nun wol Unerfahrenheit oder Akür, wenn Viele zu diesen Däsen in der Weltwüste auch sala rechnen? Genug! Wer hier aus dem gefüllten Becher Forschung, Freundschaft und Jugendfreude trank Der hat Jugend herrliches Geheimniß begriffen; mit klarer Besin-

nung und offenem Auge hat er seines Lebens Traum geträumt, und er kann ohne Schmerzen sterben, gleich unserm schwedischen herrlichen Stjärnenbjörn, wenn man leidet, solange er lebte fröhlich gelebt.

Ja wohl ist in der Belterinnerungswüste der Studentenzeit eine herrliche Oase, und dessen Gedanke, es auch der Lebensmüde — ihn dahin zurückzuführen, unter ewigem Frohsinn des jauchzenden Lebenswades doch auch so stattlich gelernt und so manch schönes Wissen erobert ward, Der kann nie ganz unglücklich sein. Ja, wer dieser Jugend herrliches Geheimniß begriffen und ließ diese Stelle, Der drückt im Geiste ihrem Verfasser erinnerungsfreudig die akademische Bruderhand und zieht ihn unsichtbar an die jenem fernen Paradies noch heiß nachklopfende tricolore Bruderbrust. Die Erinnerung ist die Poesie. Auf keiner Universität können die akademischen Feste, z. B. die Promotionen, eigenthümlicher, stärker ausgeprägt, bedeutungsvoller sein als hier in Upsala. Das macht die feurig-freudige Natur der schwedischen Jugend. Aber als der Culminationspunkt des upsalaer Studentenjubels kann der 1. Mai, die Walpurgisfeier, bezeichnet werden. Sie ist „Epoche in den Annalen der jungen Akademie“. Hier die Grundzüge derselben:

Nachdem eine jede Landsmannschaft in ihrem Saale die übliche „Sechs“ eingenommen und der schönen Walpurgis Gesundheit getrunken hat, erfolgt um 9 Uhr der Zug auf den großen Markt. Alles was Leben und Odem hat versammelt sich dort. Die Svartbäckstraße entlang vernimmt man bald ein schallendes Chor und eine dunkle Masse nähert sich. Das sind die Ostgothländer! ruft man. Mit ihrem Inspector und den Ehrenmitgliedern an der Spitze rücken sie Stiefel in militärischer Ordnung heran. Man umringt sie neugierig, bis ein neuer Gesang von dem Rybro her sich vernehmen läßt; augenblicklich strömt die Volkswasse dahin, um die Upländer zu empfangen, denn als solche hat man sie gleich am herrlichen Gesange erkannt. Gleich Regimentern zum Sammelplage erscheinen nacheinander die übrigen Landsmannschaften, jede, sogar die kleine Landsgenossenschaft von Gotthland mit ihrem eigenen Marsche und mehre mit den Fahnen und Wappen ihrer Provinzen. Bei dem Rufe: Sänger! löst sich die noch ebenso streng beobachtete Verschiedenheit der Landsmannschaften, und ein einziger großer Studentenverein bildet sich mit Sängern an der Spitze. Nun beginnt ein Gesang der dir durch Markt und Wein geht wenn du noch jung bist, und welcher dein Herz erwärmt wenn du alt bist. Unter Gesang schreitet der lange Zug Arm in Arm die Königinstraße hinan nach Gustav Wasas Burg. Dem hohen Schloßwalle sehen

wir wie der Horizont von Feuern flammt, denn auch der gemeine Mann feiert sein Walpurgisfest. Rheertonnen brennen hier und da am Ufer des Fyris, das Feuer schimmert in den Wellen. Unzählige Lichter flimmern in der kleinen Stadt an des Hügels Fuß. In Ddin's Haine rauschen die Bispfel. Nun erklingt Kapfelman's hinreißende Melodie: „Lenz ist gekommen.“ von tausend Lippen wie ein Siegesgesang über des Winters Grabe. Zuletzt der Volksgesang. Man kehrt zum Markt zurück, die Feiert endet mit Tanz. Man ist so gut, so närtisch vor Entzücken, denn der Lenz —

Vären är kommen. På sina kransor
Ängerna binda. Himlen är blå,
Pilträden bära gullgula fransar
Tufvorna vagga lussalfer små.
Högt up i lusten såglarna sjunga.
Nu är det vår, hurrah hurrah!

Zu diesem Gesang denke man sich den volltönigen Wohlklang der schwedischen Sprache, den kühlen Sternenglanz und doch milden Schein einer nordischen Frühlingnacht! Wol nirgend, äußert sich Geijer, kann man einen reinern, ergreifendern Jünglingschor hören als in Upsala. Von diesem Chor muß man in den ehrwürdigen Hallen des Doms von Upsala den schönen Hymnus vernehmen:

Herrliga land,
Frihetens stamort på jorden i
Heil dig du drottning i Norden
Fädernesland —

um in Wahrheit ganz hingerissen zu werden.

Die Verfassung der upsalaer Studenten (so muß man es nennen) ist eine ganz eigenthümliche, von dem Typus unserer deutschen Studentenschaften völlig abweichende. Man zählt hier überhaupt 14 (wirkliche) Nationen als Landsmannschaften. Jede Nation hat ihren Versammlungsort (Nations-sal) mit einem Zeitungs- und Bibliotheksaum, ihre Kasse und besondern Statuten, sowie einen von den Professoren zum Inspector, welcher zugleich als deren Vertreter beim akademischen Consistorium angesehen werden kann. Er führt die Oberaufsicht über die Disciplin der Landsmannschaft, und unterstützt deren Mitglieder mit Rath und That. Jede Nation zerfällt wieder in fünf Classen: Präliminaristen, Examinandi, Recentioren, Junioren, und Seniores. Hierzu kommen noch als sechste Classe die Ehrenmitglieder, gewöhnlich Universitätslehrer oder Beamte, die zur Nation gehören. Man sieht daß diese Landsmannschaften mit denen auf den deutschen Universitäten Nichts gemein haben. Durchweg waltet hier der aristokratische Geist vor, der, als stagnirendes Element, nicht eher fallen wird bis überhaupt Schweden für die frischen Lebensströmungen der neuen Zeit flüssiger geworden ist. Trotzdem ist der Umgang der Studirenden untereinander äußerst lebendig und an den nationsskålas (allgemeinen Landsmannschaftsschmäusen) nehmen häufig die Professoren und ältern Personen Antheil. „Im Allgemeinen kann man sagen daß die Studenten zu Upsala sittlich, anständig und frei sind, aber frei ohne Ausschweifung und mit Sinn.“

Begleiten wir jetzt unsern Freund nach dem Heiligthum des Doms, einer der herrlichsten und erhabensten

der Christenheit. Im Scandinavischen Reich hat der Upsaladom keine Nebenbuhler, seitdem die Kathedrale von Drontheim fast nur noch eine majestätische Ruine ist. Im reinsten Spitzbogenstil gehalten macht dieser Bau besonders darum einen so gewaltigen Eindruck, weil er durchaus frei ist von allen spätern Zusätzen.

Will man die reine und volle architektonische Wirkung des Innern mit einem Male genießen, so muß man durch den westlichen Eingang hereintreten. Man sieht das Gewölbe und die Pfeilerreihen sich in einer majestätischen Pracht dahinziehen. Nicht die materielle Größe allein ergreift uns, die hohe harmonische Einheit ist es, das Freie, Leichte, Lustige in großartigen Raumverhältnissen sind es welche uns hier Befriedigung gewähren. Ein innerliches Entzücken bringt diese festliche Klarheit, dieses volle Licht hervor, das von allen Seiten einströmt. Betrachtet man die Sierathen an den Portalen, Capitälern, Fenstern, darunter namentlich die beiden Fensterrosetten; so wird man über diesen Kunstfleiß staunen, welcher den harten, widerspenstigen todtten Stoff zum Leben zwang; solche Fülle, Weichheit und Leichtigkeit herrscht in diesem Blätter- und Blumenwerke, so ausdrucksvoll, bald edel, bald grotesk stellen sich diese Thier- und Menschengestalten dar, so unerschöpflich die Schöpferkraft dieser romantischen Phantasie. Betrachtet man diese Pfeiler, oder besser: diese Bündel seiner zusammengewachsener Säulen und Pilaster, wie schlank, frei, leicht, aber doch so selbständig streben sie nicht hinaufwärts, als wüßten sie Nichts von ihrer Bestimmung das hohe schwere Gewölbe zu tragen, und als träfen ihre hinaufranken Zweige gleichsam zufällig damit zusammen.

Daß in der eigentlichen Kirche keine Denkmäler aufgestellt sind und weder Fahnen, noch Gemälde, noch Wappenschilder diese Pfeiler verunzieren, ist schön und erhebt noch die einfache Majestät des Eindruckes.

Als Nebenbestandtheile dieses Heiligthums sind es zunächst die mannichfaltigen Grabhöre welche die Aufmerksamkeit fesseln. Das hervorragendste Kunstwerk unter diesen ist der Grabchor Gustav Wasa's, ein schwedisches Nationalmonument, als dessen Wandschmuck die sieben Fresken Sandberg's bedeutende Momente aus dieses Königs Leben darstellen. Er erscheint hier in all jenen wechselvollen Zuständen welche das thatenreiche Leben eines Königs bezeichnen: im Gewühl der Schlacht, umringt vom Jubel seines Volks, als heimatloser Flüchtling im eiskigen Winter, und wieder im vollen Glanze des Throns. Diese Fresken sind erst in den Jahren 1831 — 38 gemalt und der Künstler empfing für seine Arbeit 10,000 Thlr. Dec. Unter den übrigen Grabmälern zeichnen sich aus: das Horn'sche und Drenkierna'sche und des unglücklichen Wagnus Stenbock, über welches sich die schöne Sage breitet daß sein silberweißes Haar aus den Rippen des Sarges herausgewachsen sei. Vor allen aber fesselt gleich am Eingange der großen Halle das Grabmal des berühmten Dlaf Rudbeck durch die unvergleichliche Grabchrift, deren prägnante Antithese hergenommen ist von dem merkwürdigen Werke dieses Polyhistor's: „Atlantica.“ Sie lautet: „Immortalem Atlantica mortalem hic cippus testatur.“ Auch Linné hat sein schönes Denkmal aus eisbahler Marmor in dem Banér'schen Grabchor.

Unter den sonstigen Curiositäten, an denen der Upsaladom überreich ist, markirt sich in der sogenannten Klä-

berkammer, aber der Coertheit befehdlich, der zwei Ellen lange Schleifflein welchen König Adrecht seiner Rivalin Margaretha schickte, mit dem Bemerten, lieber darauf ihre Nähnadeln zu schleifen, anstatt mit ihm Krieg zu führen. Die Frau Margaretha wußte sich aber zu revanchiren, sie machte dem König zum Gegengeschenk eine Fahne aus lauter schmalen leinenen Lappen bestehend, wie man behauptet aus ihren abgelegten — Hemden. Auch diese Fahne befindet sich hier und das Linnen daran soll ganz so grob sein wie der Spas selbst.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten Upsalas beschränken sich auf die Bibliothek, das Haus Linné's und den botanischen Garten. Die Bibliothek von Upsala besigt höchst werthvolle Manuscripte, darunter vorzüglich den weltberühmten Silbernen Coder, die bekannte mösogothische Uebersetzung der vier Evangelien von Uphilas. Diese prächtige Handschrift ist aus röthlichem, ins Violete schimmernde Pergament, die Schrift selbst ist aus Gold- und Silberfarbe; die Initialen sind reine Silberfarbe, daher der Coder seinen Namen hat. Nicht minder interessant ist eine Handschrift der „Edda“, ebenfalls auf rothem Pergament und von so hohem Alter daß sie dem Snorre Sturleson fast gleichzeitig erachtet wird. Das Haus Linné's wird jetzt von zwei sehr heterogenen Notabilitäten bewohnt, nämlich von dem Musikdirector und von dem Reitermeister der Universität. Auch ein Theater besitzt Upsala seit dem Jahre 1841, das etwa 300 Zuschauer faßt, worin aber die Hauptsache fehlt — die Acteure. Denn man spielt in Upsala nur äußerst selten Komödie.

Uebrigens gibt es wol keine Universitätsstadt in Europa wo die Zahl der Studirenden sich zu der Bevölkerung überhaupt so massenhaft verhielte als in Upsala. Man zählt hier neben 3000 Einwohnern über 1000 Studenten.

Mit einem Biß der letztern — da wir doch einmal in einer Museenstadt verkehren — welcher sich auf einen Theil der die Stadt umgebenden Promenaden bezieht, möge unser diesmaliger Bericht beschloffen sein. Der von der Einwohnerschaft Upsalas vielbesuchte Udinsghain ist nämlich angelegt von einem Professor und Dompropst Lastborn, der als akademischer Docent eine sehr unbedeutende Größe, als Schriftsteller womöglich noch unbedeutender war. Die Studenten nannten deshalb diesen Udinsghain „Lastborni opera omnia“, weil in der That von andern „sämmlichen Werken“ des obsuren Herrn Professors keine Rede sein konnte.

Somit freundlichen Abschied von dem ersten Bande des werthvollen Reisewerks, und nochmals des Bedauern darüber daß es unmöglich fiel den historischen Excursionen des Verfassers überall hin zu folgen. In den schauerlichen Erztesen Danemoras, zwischen den gespenstigen Nebeln des unergründlichen Wettersees, bei den schäumenden Katarakten von Trollhätta begegnen wir ihm wieder. *)

39.

*) Den zweiten und letzten Artikel geben wir im Monat Mai.

D. Red.

Zur Charakteristik Marat's.

Die erste Französische Revolution, so vielfach und von so mannichfaltigen Standpunkten aus beschrieben, läßt immer neue Lichter zu, und die Charakteristik ihrer berühmtesten Helden wird noch manche Ergänzung oder Berichtigung finden. Ohne heute näher auf eine Beurtheilung des von Granier von Cassagnac veröffentlichten Werks: „Histoire des causes de la révolution française“, einzugehen, geben wir in Nachstehendem dessen scharfe und treffliche Charakteristik Marat's wieder, welche im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und Gerechtigkeit die weiteste Verbreitung verdient:

Der Name Marat's ist der Ausdruck und das Symbol so schrecklicher und unreiner Doctrinen geworden daß die revolutionnaire Geschichte für sie zwei Erklärungen, ja fast zwei Entschuldigungen suchen zu müssen geglaubt hat: ein mal eine glühende Liebe für die Republik und dann eine strenge Armut.

Wir werden diese beiden Masken von dem Gesicht der Hyäne reißen, und zeigen daß Marat weder Republikaner noch arm war.

Marat war kein Republikaner, er wollte die Republik nicht, hielt sie für unmöglich; was er vorschlug, predigte und bis zu seinem Tode verteidigte war die Regierung eines Einzigen, sei sie monarchisch oder sogar dictatorisch. Diese That-sache ist theils durch seine eigenen Schriften, theils durch das Zeugniß seiner Freunde über allen Zweifel festgesetzt.

Wir wollen nicht an die Zeit erinnern wo Marat Chirurg in den Ställen des Grafen von Artois war, und zu Gunsten des Grafen von der Provence schrieb. Da Dies vor der Revolution war, als noch Niemand sie ersehnte oder ahnte, könnte man sagen daß Marat sich damals in die Zeiten schickte, und daß seine republikanischen Gefinnungen erst zum Vorschein kommen konnten als die Republik möglich war. Wir werden daher Marat in dem Augenblicke nehmen wo die Revolution ihren Lauf bereits zur Hälfte vollbracht hatte, wo die Presse bereits seit zwei Jahren frei war, wo die Jakobiner Frankreich mit ihren Clubs bedeckt hatten, wo Marat schon genug Köpfe gefodert hatte um Paris pflastern zu können, kurz in dem Augenblicke wo die Republik bereits öffentlich vorgeschlagen war und über sie berathen wurde. Damals schrieb er:

„Ich weiß nicht ob die Contrerevolutionnaire uns zwingen werden die Regierungsform zu ändern; aber ich weiß daß eine beschränkte Monarchie das Beste für uns ist wenn man die Niederträchtigkeit und die Erbarmlichkeit der Helfershelfer des ancien régime erwägt und bedenkt wie geneigt sie sind die ihnen anvertraute Macht zu mißbrauchen. Mit solchen Menschen würde eine Föderativrepublik alsbald in Oligarchie ausarten. Man hat mich oft als einen tödtlichen Feind des Königthums geschildert, aber ich behaupte daß der König keinen bessern Freund hat als mich. Seine Todfeinde sind seine Verwandten, seine Minister, die Sklaven und Beamten der Nationalversammlung, die Mitglieder des monarchischen Club, die conspirirenden Pfaffen und alle die andern Anhänger des Despotismus; denn sie setzten ihn durch ihre fortwährenden Intriguen der Gefahr aus das Vertrauen des Volks zu verlieren, und sie treiben ihn durch ihre Rathschläge an die Krone auf das Spiel zu setzen die ich auf seinem Haupte befestige indem ich ihre Verschwörungen enthülle und ihn ansporne sie der Strenge des Gesetzes zu überliefern. Was die Person Ludwig's XVI. betrifft, so glaube ich sein einziger Fehler ist seine Erziehung; er ist von Natur ein schlchter Mann, von dem man sagen würde er sei ein guter Bürger, wenn er nicht zu seinem Unglücke auf dem Throne geboren wäre; aber gleichwol ist er der König den wir brauchen. Wir müssen den Himmel segnen daß er gerade ihn uns gegeben hat, wir müssen ihn bitten daß er ihn uns erhalte. Wir welcher ängstlichen Sorgfalt müssen wir ihn nicht unter uns zurückhalten!“ *)

*) Dieses Citat sowie die meisten folgenden sind aus dem „Ami du peuple“ Marat's entlehnt.

Dies ist die politische Richtschnur nach welcher Marat fortwährend handelte. Er hörte nicht auf für die Constitution und Beibehaltung einer Einzelregierung zu schreiben und zu kämpfen. Er dachte wie Barrère, welcher die Republik in Frankreich wegen der Anmaßung der Thoren und der Leidenschaftlichkeit der Ehrgeizigen für unmöglich hielt. „Ich dachte am 21. Juni 1791“, sagte Barrère, „wie ich jetzt noch denke seit den verschiedenen Phasen der Revolution, daß die Republik Frankreich ebenso wenig zukommt als den Türken die englische Regierung; und ich gehöre zur Majorität der Nationalversammlung welche von der Aufklärung des Jahrhunderts und der Gewalt der Umstände nichts Anderes erlangen zu müssen glaubte als eine monarchische Verfassung oder eine constitutionnelle Monarchie.“

Am 2. März 1791 tritt Marat als Vertheidiger Ludwig's XVI. und Marie Antoinettens gegen das gehässige Benehmen Lafayette's auf. „Der treulose Rotie“, sagt er, „der sich bekeißelt die königliche Familie in Schrecken zu versetzen, ist in die Appartements des Königs geeilt wo Antoinette war, und hat ihnen gesagt er wisse nicht welchem Heiligen sie sich empfehlen sollten; das ganze Volk schreie, der König und die Königin hätten sie lange genug verrathen. Als sie diese Betrügereien hörten wurden der König und seine Gemahlin von Schrecken ergriffen. Findet sich denn in der Umgebung des Königs nicht ein einziger Ehrenmann um dem König über die Meinung des Volks die Augen zu öffnen?“ Am 20. April tadelt er bitter Condorcet, „weil dieser die Jakobiner schamlos verleumde und sie perfid beschuldige sie wollten die Monarchie zerstören“. Am 13. Juni greift er Diejenigen an welche den Eidswur der Föderation verlegten, weil „die Constitution vertheidigen nichts Anderes sei als dem Volke, dem Geseze und dem Könige treu sein“.

Am 21. Juni brachte die Flucht der königlichen Familie eine Krift in der Ansicht Marat's hervor. Nicht daß er aufgehört hätte eine Einzelregierung für nothwendig zu halten, er glaubte vielmehr daß sie unentbehrlicher als je sei; allein der Gedanke daß Ludwig XVI. an der Spitze einer Armee zurückkehren könne um ihn in einen glühenden Ofen zu stecken, verursachte ihm einen fürchterlichen Schrecken. Er sprach daher nicht mehr von der Gutmüthigkeit Ludwig's XVI. seit er den Glauben daran verloren hatte, er verlangte aber von nun an einen Dictator und verlangte ihn bis an seinen Tod.

„Vor allen Dingen“, sagt er bereits am 16. Juni, „ist es nothwendig daß das Volk sich einen Kriegstribun, einen obersten Dictator ernenne, und daß es sich dazu nur einen Bürger wähle dessen Tugend aus allen Versuchungen rein hervorgegangen ist.“ Am 22. Juni wurde die Dictatur für ihn zum Rettungskanker und zum Feldgeschrei. „Einen Tribunen, einen Kriegstribunen“, schrieb er, „oder ihr seid unrettbar verloren. Bis jetzt habe ich Alles für euch gethan was nur in menschlicher Kraft liegt. Wenn ihr meinen Rath, das Einzige was ich noch für euch habe, überhört, so habe ich euch Nichts mehr zu sagen, und verlasse euch für immer.“ Am folgenden Tage fügte er hinzu: „Bürger, ich komme auf mein Wort zurück: wenn ihr heute keinen Kriegstribunen ernannt habt (aber nicht einen Heuchler vom Hofe oder einen verkappten Helfershelfer des ancien régime, sondern einen Volksmann der sich am meisten durch Verstand, Vorsicht, Vaterlandsliebe, Festigkeit in den Zeiten der Gefahr auszeichnet hat), und wenn ihr ihn zu einem andern Zwecke wählt als sich an eure Spitze zu stellen, und euch die Verräther zu zeigen die ihr treffen sollt, so ist euer Untergang sicher.“

Marat behielt diese Sprache bei und foderte mit derselben verweirtesten Energie eine Einzelherrschaft, selbst dann noch als Lafayette, das Haupt der constitutionellen Partei, mit oder ohne Willen durch seinen Adjutanten, den ehemaligen Marquis Dugatetet, die Constitution der Republik verlangen ließ. Merkwürdig dabei ist daß Tags darauf, als wider seine Ueberzeugung die Republik vom Convent proclamirt wurde, Marat

in seinem Journal jene Prophezeiung niederschrieb welche durch die Ereignisse bereits zur Hälfte gerechtfertigt worden ist: „Erwartet Nichts mehr von dieser Versammlung; ihr seid verloren für ewig! Fünfzig Jahre lang erwartet euch Anarchie, und ihr werdet aus dieser nur durch einen wahrhaft patriotischen und staatsklugen Dictator gerettet werden.“

Ein Jahr später, nachdem er den Convent und die Republik in ihrer Thätigkeit gesehen hatte, brachte Marat seine Meinung von neuem zum Vorschein und behauptete: „Alle die Maßregeln welche bis auf den heutigen Tag durch die Constituante, die Legislation und den Convent getroffen worden sind um die Freiheit zu constituiren und zu befestigen, sind, so sehr man auch dabei sich in gutem Glauben befand, unbesonnen, eitel und illusorisch gewesen. Die meisten scheinen sogar den Zweck gehabt zu haben die Mißbräuche zu vermehren, die Unterdrückung zu verewigen, die Anarchie, den Mangel, das Elend, den Hunger zu erzeugen; dem Volk seine Unabhängigkeit unentzählich, seine Freiheit zur Last, die Revolution wegen des Uebermaßes der Unordnung verabscheuenswerth zu machen; es durch Nachtwachen, Ermüdung, Noth und Entkräftung zu erschöpfen, durch Hunger zur Verzweiflung zu bringen, und durch den Bürgerkrieg zum Despotismus zurückzuführen. So stehen die Dinge noch jetzt, bis es dem Himmel gefällt den Franzosen ein Körnchen gesunden Menschenverstandes zuzuwenden, damit sie die Ketten von dem Rigel befreien sich hervorthun zu wollen.“

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Johannes von Müller.

So gefeiert er auch als Historiker ist, so wird doch der Verwurf des Ranierirten in seiner Darstellung nicht mit Unrecht erhoben; so sehr der Politiker bewundert ist, hat doch seine Politiken einen zweideutigen Charakter gehabt. Aber auch seine Persönlichkeit hat manchen Angriff erfahren, bei Niemandem aber hat er wol weniger Gnade gefunden als bei Henriette Herz, welche in ihren nachgelassenen Erinnerungen (S. 192) über ihn schreibt: „In den beiden Kreisen der Herzogin von Kurland und der Frau von Staël war mir ein Mann der sich damals eines europäischen Rufes erfreute, und fast nie in denselben fehlte, die am wenigsten angenehme Erscheinung. Dies war Johannes von Müller. In der That war es auch nur sein Name welcher ihn zum Zutritt zu denselben berechtigte, seine geselligen Vorzüge waren es nicht. Seine Unterhaltung klang schon nicht geistreich wenn er französisch sprach; eine Sprache die Leute von einigem Geiste gewissermaßen zum Geprits herausfordert, aber sie erschien oft plump wenn er mit seiner schwärzlichen Aussprache und seinem besonders störenden gurgelnden «ch» deutsch sprach. Dabei war sein Aeufzeres unangenehm, seine Gesichtszüge waren breit, zerfloffen, sein Mund sah stets so aus als sei er mit Fett bestrichen, eine Voraussetzung welche bei dieses Gutschmeckers Rüstigkeit im Essen sehr berechtigt gewesen wäre, hätte man nicht zugleich voraussetzen gehabt daß der Wein, welchen er in großer Fülle genoß, das Fett wieder abspülen mußte. Es konnte unter diesen Umständen nicht fehlen daß er das Strohblatt der Scherze und der Satire des anmuthigen und etwas übermüthigen Prinzen Louis Ferdinand wurde, in dessen Gesellschaft er sehr viel war. Er, der Prinz, und der holländische Gesandte Dedeel schlemmten fast jeden Abend miteinander. Nach den Circéen bei Frau von Staël wenigstens war dies regelmäßig der Fall, denn dort machten sie gar kein Hehl aus ihrem Vorhaben. Müller's Weinlaune ergoßte, wie es schien, den Prinzen sehr. „Laßt uns sehen“, rief er eines Abends im Hinausgehen, „was unser Gelehrter heute noch für Streiche machen wird!“ Das Verhältniß erinnerte mich ein wenig an das seines Großvaters Friedrich Wilhelm I. zu Gündling.“

Geologische Bilder von Burmeister.

Erster Artikel.

Wer je das Glück hatte dem Vortrage Burmeister's zu lauschen, wenn er mit lebendigen Worten das Leben und Weben der mannichfaltigen Thiergestalten schilderte, sodas sich das starre Knochengeriist in seiner Hand zur lebendigen, beweglichen, gerundeten Form auszubilden schien, das jede Eigenthümlichkeit in der Bewegung und Lebensweise des einzelnen Wesens als eine nothwendige sich darstellte und die einzelnen Theile zu der wunderbaren Harmonie sich zusammenfügten die uns jedes lebende Wesen zeigt, wo wir ihm begegnen, Der wird gleich uns mit Bedauern erfahren das der Verfasser diesem seinem angeborenen Berufe der Lehrthätigkeit, wenn auch nur auf den Zeitraum einiger Jahre, entsagt. Er wird mit uns die Umstände beklagen die einen solchen Mann, einen solchen Lehrer fortreiben um in fernen Welttheilen Ruhe und Heiterkeit zu finden, und wird mit einstimmen in den Wunsch das eine glückliche Zukunft ihn recht bald frisch und kräftig mit reichen Schätzen wissenschaftlicher Ausbeute beladen uns wieder zuführen möge. Dem aber Burmeister nicht persönlich bekannt ist Dem läst sich schwer ein Bild seiner eigenthümlichen Erscheinung geben. Wer ihn zuerst sah wenn er das Auditorium betrat und mit langen Schritten das Katheder zu erreichen suchte, Der betrachtete mit Erstaunen die lange, hagere Gestalt, angethan mit dem langen, schmalzugespizten, schwarzen Leibrock, und oft erregte der eigenthümliche, hastige Schritt oder das große goldene Uhrgehänge ein Lächeln, und nicht unwahr schien dem Beobachter die Behauptung der Freunde des Verfassers: das ihm der Anfang jeder Vorlesung eine gewisse Verlegenheit und Peinlichkeit bereite, zumal wenn die ersten Worte nur gewaltsam und abgerissen hervorgestoßen wurden und von wunderlichen Geberden begleitet waren. Jemehr aber der Vortrag fortschritt, desto freier ward die Sprache, desto klarer und präciser ward der Ausdruck, bis der Bau nicht nur, sondern auch das ganze Leben der geschilderten Thiere als ein bestimmtes, faßliches Bild vor die Seele des Hörers trat, vielfach erläutert durch Gesten, durch Demonstrationen oder durch eine jener meisterhaften Kreidezeichnungen die wie hinzageaubert mit wenigen Strichen den complicirtesten Bau

eines Thieres klar darstellten. Wer dann in das blasse, hagere, blonde Gesicht schaute Der konnte nicht verkennen das hier ein ungewöhnlicher Geist sich regte, der erstaunte ob der Tiefe und Gründlichkeit, ob des Ernstes der den ganzen Menschen durchdrang. Von dem Bestreben in klare Bilder die Erscheinungen der Natur darzustellen, geben auch die Abhandlungen Zeugnis welche Burmeister bei seiner Abreise in hinterlassen hat. Als „Geologische Bilder“*) hat er uns fünf verschiedene Aufsätze übergeben, von denen der erste: „Die Entstehung der Erdoberfläche“, der dritte: „Vergangenheit und Gegenwart des Thierreichs“, und der fünfte: „Die gegenwärtige Paläontologie“, in kürzerer Fassung und abweichender Weise Gegenstände behandeln die auch in des Verfassers „Geschichte der Schöpfung“ besprochen sind, während der zweite: „Der menschliche Fuß als Charakter der Menschheit“ und der vierte: „Die Seele und ihr Behälter“, für sich stehende Abhandlungen bilden, die als „Geologische Bilder“ nur dann aufgeführt werden können, wenn man den Begriff soweit fast wie es unser Verfasser auf dem Titel seines Büchleins gethan hat.

Die feste Erdrinde.**)

Festes kristallinisches Massengestein, loses geschichtetes Erdreich und Wasser bilden die anorganischen Bestandtheile der jetzigen Erdoberfläche, über die sich die atmosphärische Luft als ein ebenso nothwendiger Bestandtheil des Erdkörpers verbreitet, für die wir freilich nicht im Stande sind eine feste Grenze nach oben zu bestimmen, wengleich eine Begrenzung und zwar nicht durch einen leeren Raum, sondern durch einen andern von der atmosphärischen Luft verschiedenen Stoff angenommen werden muß. Aber selbst gegen die Erde hin vermögen wir nicht die Atmosphäre sicher abzugrenzen, da sie alle Spalten und Lücken erfüllt und selbst das festeste Gestein durchdringt und auch in dem Wasser Aufnahme (durch Absorption) findet. Auf ähnliche Weise ist auch das Wasser nicht nur durch die feste Erdrinde

*) Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner von Hermann Burmeister. Erster Band. Leipzig, Otto Wigand. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

**) Wir haben den ersten und fünften Aufsatz Burmeister's dieser Darstellung zugrundegelegt.

verbreitet, sondern es durchbringt auch als Dampf ringsum die Atmosphäre. So schwebt es in kleinen Bläschen als Wolke oder Nebel über der Oberfläche, bis es als Thau, als Regen oder Schnee wieder zurückkehrt auf und in die Erde. Hier dringt es durch Klüfte und Spalten hinab, bis unwegsame Schichten und teilsweise Kräfte ihm andere Bahnen anweisen. Es entsteht dann Quellen, Bäche und Flüsse, indem das Wasser, durch immer nachdringende Feuchtigkeit gepresst, an den mindet durchdringlichen Schichten sich ansammelt und; ihren Senkungen folgend an niedern Punkten als sprudelnder Quell vorgetrieben wird. Luft und Wasser durchdringen überall mit der geringfügigsten Ausnahme die Massengesteine, und durch ihr unmerkliches Ragen ist allmählig der Erdboden gebildet sowie wir ihn jetzt sehen. Nicht gewaltsame Umstürzungen, sondern nur der gleichmäßige Eingriff des Flüssigen in das Feste, wie er noch heutzutage ununterbrochen fort dauert, hat die ungeheuern Veränderungen der festen Erdrinde bewirkt, freilich in einem Zeitraum der nicht nach menschlicher Rechnung zu zählen ist. Wenn die Zeit des einzelnen Menschen nach Jahrzehnden, die der Geschlechter nach Jahrhunderten, die der Völker nach Jahrtausenden sich abmisst, so läßt sich die Menschheit nur nach Jahrhundertaufenden, die Erde nur nach Jahrmilliarden in ihrem Alter abschätzen. Die 6000 Jahre der jüdischen Schöpfungsgeschichte darf man nur als den Ausdruck der historischen Erinnerung dieser Völkerverwandtschaft ansehen.

Die atmosphärische Luft besteht nun aus Stickstoff und Sauerstoff und enthält außerdem Wasserdunst und Kohlensäure. Die drei letzten Stoffe sind es welche durch ihre unablässige, gemeinsame Einwirkung allmählig die langsame Zersetzung des festen Gesteins bewerkstelligen, obschon der Wassergehalt nur 1 — 6 Tausendstel, der Kohlensäuregehalt aber nur 6 Zehntausendstel Procent der Luft ausmacht. Die im Laufe der Jahre aufgelösten Stoffe werden dann vom Wasser fortgeführt und bleiben wenn dieses verdunstet als fester Absatz zurück, wie die Einker- und Tropfsteinbildungen, ingleichen die Absätze der incrustirenden Quellen beweisen. Besonders erleidet der Feldspath eine solche Zersetzung durch die drei genannten Stoffe, und aus ihm bildet sich, da er keinem Massengestein fehlt, hauptsächlich das fruchtbare Erdreich. Indem nämlich und zwar besonders durch die ununterbrochene Entwicklung der Kohlensäure zuerst das Alkali und die Kalkerde mit einem Theile der Kieselsäure im Wasser aufgelöst und dem Feldspath entzogen werden, bleibt Thonerde mit Kieselsäure verbunden übrig, welche Wasser aufnimmt und vom Regen fortgespült wird. Solch reine kieselsaure Thonerde ist die Porzellanerde. Das übrige Gestein durch das Fehlen des Feldspaths löcherig und morsch ist bald zerbröckelt und folgt den Strömen des Regens und der Bäche, um, vielfach zerrieben und zerkleinert, entweder mit der Thonerde verbunden als Lehm sich abzulagern, oder als Sand abgesonderte Schichten und Lager zu bilden. Die Kieselsäure und Kalkerde aber schlagen sich theils mit jenen

Stoffen in Lagen nieder, theils bleiben sie im Wasser gelöst und treten mit diesem in Thier- und Pflanzenkörper hinein, wo sie großentheils zurückgehalten werden, während das Wasser, mit andern Stoffen meist wieder beladen, ausscheidet und seinen Kreislauf weiter fortsetzt. Die Kieselsäure wirkt demnach hauptsächlich von Pflanzen zurückgehalten und lagert sich besonders an ihrer Oberfläche ab, wie denn das Schilfrohr zum Beispiel durch solche Ablagerungen sein scharfes, schneidendes Blatt erhält, oder sie bildet die ganze Hülle kleiner Geschöpfe die, vielfach den Thieren zugehört, mit mehr Recht Pflanzen genannt werden. Es sind Dies die Bacillarien oder Diatomeen; auch gehören die Poriferen und Hydolitharien hierher. Die Kalkerde dagegen findet besonders Aufnahme bei den Thieren, und während Muscheln, Schnecken, Strahlthiere und andere fortwährend in ihrem Gehäuse die aus dem Wasser aufgenommene Kalkerde ausscheiden, führen fast die kleinsten der Thiere, die Polypen, jene kolossalen Bähungen, die Korallenriffe, aus demselben Stoffe auf. Während Feuersteine die Erzeugnisse vorweltlicher Diatomeen und Hydolitharien sind, geben die oft mehrere hundert Fuß hohen Kalklagen von den unberechenbaren Scharen ihrer Erzeuger der Polypen Zeugniß. So kann man mit Recht von diesen wichtigen Bestandtheilen der festen Erdrinde behaupten: daß sie gestreut, verdaut und wieder aufgeschwigt worden sind.

(Der Bericht folgt.)

Zur Charakteristik Marat's.

(Schluß aus Nr. 63.)

Zu diesen Beispielen, welche den Schriften Marat's entlehnt sind, nehmen wir noch das Zeugniß seiner Zeitgenossen, damit es nicht scheine daß diese Ansichten rein speculativ waren, sondern wirklich systematisch zu einem bestimmten Glauben gehörten, und daß Marat als Verbündeter und Organ der Aristokraten und Royalisten galt.

Im Januar 1790 sagte Camille Desmoulins von Marat: „Ich habe ihm nicht verheimlicht daß man das Gerücht verbreitet hat er sei das Werkzeug der Aristokratie um Verwirrung zu erregen und das Volk gegen jede Regierungsform aufzuheben.“ Damals war diese Anklage ein bloßes Gerücht; aber zwei Jahre später fügte Rouvet hinzu: „Seht ist Marat als Royalist entlarvt worden.“

Gegen das Ende des Juli 1792 schickte Marat ein Brief an Barbaroux zum Zwecke der Bertheilung an die Marsfelder bei ihrer Ankunft. „Das Werk“, sagt Barbaroux, „sah uns verabscheuungswürdig. Es war eine Aufforderung an die Marsfelder über die Legislative herzufallen. Man müsse, sagt er, die königliche Familie retten und eine Bertheilung vertilgen welche offenbar contrerevolutionnaire sei.“ Barte, welcher bei allen Ereignissen der Revolution auf das engste theilhaftig war, und den seine officielle Stellung in den Stand setzte soviel Geheimnisse über Menschen und Dinge zu erfahren, drückte sich über den Zweck des „Ami du peuple“ so aus: „Marat war der geheime Agent Pitt's und des Grafen von der Provence während der revolutionnairen Krisis. Er war dem englischen Minister und dem Prinzen durch Frn. von Calonne zugewiesen worden, welcher Marat während der ersten Notabelnversammlung in Paris kennengelernt hatte, und welcher die Feder dieses Schriftstellers führte. Von Marat sagte Fr. von Calonne eines Tags z

einem Buchhändler der Vorstadt St.-Germain der ihn ihm zuweisen hatte: „Ah! die Rotablen wollen Revolution, ich will ihnen schon welche machen. Ihr Mann wird mir sehr nützlich sein.“

Endlich erklärte Cambon, Mitglied des Buchfahrtaususses, daß der Aufstand des 31. Mai zu einem monarchischen Zweck verabredet worden sei, und daß zwischen Danton, Robespierre und Marat die Frage aufgeworfen worden: ob man den Sohn Ludwig's XVI. restauriren solle. „Danton heuchelte, aber vom Comité gedrängt, bekannte er sein Vorhaben und versicherte daß die Freiheit keine Gefahr laufen solle.“

So war Marat niemals Kämpfe der Republik, selbst nicht einmal der Theorie nach. Er hielt sie weder für wünschenswerth wie Lafayette, noch selbst für möglich wie Mirabeau. Weder nahm er sie ohne Protest an, noch unterwarf er sich ihr ohne Protest. Die Geschichte mußte daher ziemlich blind sein um uns glauben zu machen daß Marat für die Republik gelübt habe; man wird sehen daß es sich ebenso mit der Armuth verhält in der er sich gefallen haben soll.

Die Nachrichten über die strenge Armuth Marat's beruhen auf Thatsachen denen es entweder an Gewisheit fehlt oder welche einer Erklärung bedürfen. Wenn man an seinem Lederkäse nur eine 25-Sous-Affignate bei ihm fand, so ist damit noch nicht gesagt wer die andern genommen hat; wenn der Convent beschloß seine Schulden zu bezahlen, so ist damit noch nicht erklärt wie sie gemacht worden sind; wenn er mitunter Diejenigen welche an seiner Tugend zweifelten auffoderte zu ihm zu kommen und ihn zu Mittag essen zu sehen, so beweist Dies noch nicht daß er ihnen die richtige Stunde angegeben hat; und was die affectirte Unreinlichkeit seines Anzugs betrifft, so ist sie ebenso ungeschlüssig als der alte schmutzige Bindfaden mit welchem Marat seine Haare zusammenband, oder das Stück schwarzen Brotes mit welchem Pache in die Bureauir Roland's kam um es zu frühstücken. Der Bindfaden hinderte Marat nicht mindestens 30 Livres täglich einzunehmen, mit denen er sich wol ein Kopfband hätte kaufen können, und das harte Brot hinderte Pache nicht die schönen Rationalgüter anzukaufen welche ihm hinreichende Sporeln einbrachten. Man muß daher der Wirklichkeit ihren Platz dem Schwaize gegenüber einräumen und die Lüge von der Komödie trennen.

Marat besaß immer ein Vermögen welches ihm ein reichliches Auskommen verschafft hätte; aber er ruinirte sich fortwährend durch seine seltsamen Einfälle und seine unordenliche Lebensweise. Als er 1783 aufhörte Arzt in den Gassen des Straßens von Artois zu sein, befand er sich natürlich im Besitze des Kaufpreises seines Amtes. Schwer würde es zu sagen sein wieviel ihm sein Journal im Jahre 1789 einbrachte. Man erfährt jedoch von ihm selbst daß er sich 1790 damit zugrunderichtete daß er physikalische Instrumente verfertigte. Dies dauerte mehre Jahre, und seine Freunde betrachteten ihn als ein Original.

Im folgenden Jahre findet man Marat bedrängt, ärgerlich, von seinen Angelegenheiten gequält, obgleich sein Journal einen großen Aufschwung genommen hatte; er läßt uns indeffen die Ursachen dieser Unbehaglichkeit und seiner Unruhe erkennen, wennschon sie nicht allen seinen Principien zur Ehre gereichen. Einerseits sind es die Summen welche die Herausgeber verschuldern; andererseits die Summen welche ihm von den Patrioten gestohlen wurden bei denen er ein Asyl gefunden hatte. Hierzu muß man noch die bedeutenden Veruntreuungen der Leute hinzufügen welche mit seinen Geschäften betraut waren, und endlich „eine lächerliche Liebshafte“ mit einer Dame deren müchende Kuh er ward.

Nach allem diesen Verdruß hatte er noch einen Rest von den Krümmern seines Vermögens, und er wollte ihn, sagte er, am 21. September seinen Gläubigern abtreten. Man denke indeß nicht daß er diese Unannehmlichkeit mutbig ertragen habe; im Gegentheil war er bestürzt und betrübt darüber. Seine Umgebung für die Sache welcher er sich gewidmet hatte ver-

wachte ihn bittern Tugers; er warf seiner Partei den Mangel seines Vermögens vor und erklärte laut daß er sich nicht entschließen könne in der Armuth zu leben. „Der Ami des peupple“, ruft er zornig aus, „hat die Ehre sich anzuzeigen daß er entschlossen ist das tolle Unternehmen sich für das öffentliche Wohl auszuopfern aufzugeben, und wird von nun an nur noch daran denken sein Vermögen wieder herzustellen, da er sich durch jene wahnsinnige Absicht an dem Bettelstab gebracht hat.“ Das Jahr 1792 und die Republik haben ihn reichlich getröstet.

Zuerst machte die aufrührerische Gemeinde des 10. August Marat zu ihrem officiellen Journalisten. Er allein hatte eine Tribune im Rathszimmer, und sein Journal wurde bis zu seinem Tode auf Kosten der Gemeindefasse in mehr denn 10,000 Exemplaren verbreitet. Marat fand seitdem in den Subventionsgeldern seiner Feder eine reiche Einkommensquelle, und um die Exemplare liefern zu können welche die Gemeinde an die Armen schickte, brauchte er nicht weniger als vier Pressen, welche auf seinen Befehl aus der königlichen Druckerei genommen wurden. In der Folge wurde Marat zum Deputirten von Paris erwählt und fügte seinen Journalisteneinnahmen die 18 Livres Diäten bei. Endlich hatte er soviel von den „öffentlichen Blutegeln“ und den „Königreichsfressern“ (avalorroyumes) gesprochen welche von den geheimen Fonds der Minister gefüttert wurden, daß er Appetit bekam auch einmal davon zu kosten. Er schrieb daher in den ersten Tagen des Octobers an den Minister des Innern, Roland, und verlangte von ihm 15,000 Fr. auf die 100,000 Fr. welche der Convent ihm für seine geheimen Dienste gegeben habe. Roland fand die Summe für einen Anfang etwas stark. Aber Marat schrieb, verbreitete überall „den Mangel an Bürgerfinn“ (incivisme) des Ministers, der ihm 15,000 Fr. abschlug, und machte schließlich solchen Lärm daß Danton vom Gemeinderath beauftragt wurde ihm Genugthuung zu leisten.

Das cynische Aeußere Marat's war kein Zeichen seiner Noth. Es war die Uniform der Demagogie; man trug sie allenthalben, und der Schmutzigste war der Geseierteste. Man nannte diesen Anzug „Carmagnole“, und er bezeichnete die Blüte der Patrioten. Louvet, der sich einmal mit ihm bekleiden mußte, beschreibt ihn folgendermaßen: „Ich trug ein Paar weite Hosen von schwarzem Wollzeug, ein bettes kurzes Camisol, eine dreifarbigte Weste, eine Sakobinerperücke mit kurzen, glatten, schwarzen Haaren, endlich die rothe Mütze, einen ungeheuern Cödel und einen schrecklichen Schnurrbart.“ In diesem Costume tagte man im Convent; aber wenn man nach Hause und aus den Augen des Volks gekommen war, fanden sich mit den anständigen Kleidern auch die schönen Decken und die reichen Tapeten ein. Marat selbst behielt in seinem Hause die Hälfte seines Schmutzes bei, als sei es ihm unmöglich sich gänzlich von seiner Natur zu trennen. Sonst war er Aristokrat in Seide, Blumen und Berggoldung. Folgendes ist die Beschreibung welche Frau Roland von seiner Person und seinem Salon macht: „An den Füßen hatte er Stiefeln ohne Strümpfe, trug ein Paar alte Lederhosen und ein Camisol von weißem Laffet. Sein schmutziges, offenes Hemd ließ eine gelbe Brust sehen; lange und unsaubere Nägel zierten das Ende seiner Finger, und sein abscheuliches Gesicht paßte trefflich zu diesem sonderbaren Costume. Er nahm die Hand der Dame, führte sie in einen sehr neuen Salon welcher mit blau und weißem Damast ausgefattet, mit seidnen Vorhängen, welche elegant in Draperien aufgehängt sind, verziert, mit einem glänzenden Kronleuchter und kostbaren, mit natürlichen, damals sehr seltenen und theuern Blumen angefüllten Porzellanvasen geschmückt war. Er setzte sich neben sie auf eine üppige Ottomane, hörte die Erzählung wegen welcher sie zu ihm kam, interessirte sich für sie, lächelte ihr die Hand, drückte ihre Knie ein wenig, und versprach ihr die Freiheit ihres Cousin... Am selben Abend war Marat im Comité, und der Cousin verließ am andern Morgen die Abtei; aber binnen

24 Stunden schrieb der „Ami du peuple“ an den Gemahl der Dame und schickte ihm einen Vorschlag in welchem es sich um eine „Gefälligkeit“ handelte die er nicht gut abschlagen konnte.“

Die Laufbahn Marat's ließe sich also weber aus der Ueberschwenglichkeit seiner republikanischen Principien noch aus der strengen Armuth seines Lebens erklären; es konnte ihm manchmal an Geld fehlen, niemals konnte er es entbehren, und immer liebte er es. Die Lehrsätze Marat's waren von einer schrecklichen Einfachheit. Sie bestanden darin daß er eine ideale Regierungsreform wollte, an der Spitze den Despotismus und unten die Freiheit; die Konstituierung und Aufrechterhaltung erfolgte durch die unmittelbare Vertilgung der entgegengesetzten Parteien. „Die Freiheit darf nur für die Freunde des Vaterlandes existiren; für seine Feinde sind die Ketten und der Tod.“ Aus diesem politischen Coder hat Robespierre die ganze Theorie seiner revolutionnairen Regierung geförmelt: „Für die guten Bürger hat der Staat jeden Schutz, für die Feinde des Volks gebührt der Tod.“ So ist also Marat der eigentliche Erfinder des Schreckenssystems.

Die Mittel zur Vertilgung im Großen boten Marat mehr als eine Schwierigkeit dar, und er versuchte mehrere Mittel sie zu überwinden. Auerst schlug er vor eine Mördercompagnie zu errichten unter dem Namen „Rächer des Gesetzes“. Ihre Constituirung konnte nicht gelingen. Alsdann machte er sich an das Bedauern jener Klassen von Banditen welche 1789 zur Ermordung von Delaunay, Flesselles, Berthier und der Gardes du corps gebietet hatten. „Die Armen“, sagt er, „denen die Revolution keinen Vortheil bietet, konnten und wollten allein uns von unsern Unterdrückern befreien, indem sie sie durch die Todesstrafe der Schuldigsten vor Schreck erstarren ließen. Wir haben thöricht genug den Lauf ihrer heilsamen Rache aufgehalten.“ Da er nicht wußte wie er den Mord organisiren sollte, wandte er sich an die Vereine mit denen die Jakobiner Frankreich überschwemmt hatten, und brachte es über sich sie zu überreden daß sie das Recht hätten, nicht allein beratend, sondern auch handelnd, hemmend, strafend, tödtend aufzutreten. Als am 30. Juli 1793 die Marseller nach Paris kamen, schien Dies Marat ein trefflicher Umstand seinen Plan zu realisiren. Er schrieb an Darbarour der ihnen entgegenging: „Gebt mir 200 Neapolitaner mit Dolchen bewaffnet, an ihrem linken Arm mit einem Kusse nach Art der Schilder. Mit diesen will ich Frankreich durchheilen und die Revolution weiter tragen.“ Einwände welche man gegen sein System machte hinderten ihn wenig. Unzweifelhaft würde man in der Eile und in dem Getümmel einige Patrioten mit massacriren, aber er sah kein großes Unglück darin. „Wenn auf hundert getödtete Menschen zehn Patrioten kommen“, sagt er, „was thut Das? Das sind 90 gegen 110! Und dann kann man ja gar nicht irren; stürzt euch auf Die welche Wägen, Bediente, seidene Kleider haben oder aus dem Theater kommen: ihr seid gewiß daß Das Aristokraten sind.“

Da es ihm nie glücken wollte seinen Mordplan in Ausführung gebracht zu sehen, so begnügte er sich ihn anzupreisen. Am 20. Juli 1790 rieth er 600 Köpfe abzuschneiden; am 14. Februar 1791 lud er die Soldaten ein ihre Offiziere fortzujagen oder „ihnen die Bayonnette in den Leib zu rennen“, und dieser Rath schien ihm so gut daß er ihn am 13. Juni wiederholte; am 27. Februar hat er die Halle Häuserbesuche vorzunehmen, „und wenn Bailly“, sagt er, „die Freiheit hat sich mit seinem blaffen Gesichte zu zeigen um euch zu beruhigen, so gebt ihm seine Tracht, der Glende hat den Strick schon längst verdient“; am 6. März lud er die Vorkräde ein im Hotel Ruffiac abzustiegen und den Lumpen von Aristokraten einen Tanz aufzuspielen die sich dort fänden; am 18. März gibt er der Halle die Adresse eines seiner Feinde, damit sie ihn todtschlugen; am 9. April bittet er gefälligst Lasfapette, Bailly, die Minister, die Depu-

tirten und die ganzen Verwaltungsbeamten ans Kreuz zu schlagen; er wiederholt seinen Vorschlag am 21., 22. und 26. Juni, und er setzte einen so großen Werth auf den Tod Lasfapette's, daß er es sich gern einen Arm hätte kosten lassen“. In Nr. 360 des „Ami du peuple“ druckte er ab: „Dem Sr. Petit nicht sofort dem Srn. Lasfalle 12 Livres und seinem Bedienten 3 Livres restituirt, so will ich ihn heruntermachen bis er als Infamer von seinem Plage gejagt wird“; ähnlich schrieb er in Nr. 368: „Wir ersuchen Srn. Berthreau, ehemaligen Procurator am Châtelet, Mitglied der Nationalversammlung und des Pensionsausschusses, den Vorschlag welcher ihm und Srn. Rougin bei Srn. Martin, Notar auf der Seine, gemacht worden ist, einzugehen. Wir hoffen daß er uns nicht veranlassen wird das Publicum mit den Gründen seiner Weigerung bekanntzumachen.“

Mit solchen Dingen ward das Journal dieses Tages angefüllt, mit Schmutz, wenn nicht mit Blut. Und gleichwohl war es das officielle Organ der pariser Gemeinde vom 10. August an, und wurde vom 31. Mai an das der Republik. Nach dem Tode Marat's ersetzte der Wohlfahrtsausschuß sein Journal mit dem schrecklichen „Père Duchêne“, welcher den Verwaltungsbehörden und den Armeen unentgeltlich zugesandt wurde.

Lesefrüchte.

Was sagte ein Neapolitaner im Jahre 1844 von Sachsen.

In Neapel erschien im Jahre 1844 ein Buch: „Passaggiata per Napoli e contorni“, von Emanuel Bidera. Er kommt dort auch auf das Lotto und den Gang des Volks in Neapel zu diesem Glücksspiel zu reden, er versteckt jedoch verständig genug seine Klagen über diese blutsaugerische Ausbeutung des armen Volks durch seine Tyrannen hinter dem Krok daß es — anderswo noch schlimmer sei. Und da erzählt er denn: „Das Lotto ist bekanntlich in Saffonia (Sachsen) erfunden. Wie ich in Erfahrung gebracht habe gibt es in jenem Lande Spieler von solcher Leidenschaft daß sie, wenn sie Nichts mehr zu verlieren haben, ihren eigenen Leib verlieren, und dann ihre Aeltern oder Kinder sie wiederauslösen müssen. Da uns gibt es, Dank sei dem Himmel, nicht einen einzigen Menschen der Art der an solchen gottlosen Frevel auch nur dachte; und wenn sich Einer fände, so würde er keinen Frevel finden der ihn an Zahlungskraft annähme.“ Auf welchem Wege der genannte Neapolitaner so Etwas, was unbedingt nur einer Lügenchronik angehört, über Sachsen in Erfahrung gebracht habe, ist schwer zu errathen, da er darüber Nichts weiter bemerkte; oder sollte etwa der „Spieler“ von Sffland dazu entfernte Veranlassung gegeben haben?

Zu spät!

Das seit dem Jahre 1848 im Leben der Nationen classisch gewordene: Zu spät! hat auch bereits in dem classischen Alterthume, nämlich in der Geschichte des alten Roms, eine Rolle gespielt. Wie wir in der meisterhaften, wunderbar ergreifenden und wahrhaft romantischen Schilderung Sueton's von dem Ausgange des Kaisers Nero lesen, der lange mit seiner zerbrenden Freiheit kämpfte ehe er, der gekrönte Komdiant! mit Hülfe eines treugebliebenen Dieners sich den Dolch in die Kehle steckte, war Dies kaum geschehen als Reiter, die man von Rom aus gefendet hatte um den Kaiser lebendig zu greifen, am Orte der That ankamen. Der hereinstürzende Reiteroberst fand ihn noch lebend und versuchte mit seinem Mantel das strömende Blut zu hemmen, indem er sich stellte als sei er zur Hülfe herbeigeleitet. Aber der sterbende Schauspieler murmelte ihm zu: „Du kommst zu spät!“

32.

Geologische Bilder von Burmeister.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 64.)

Auf solche Weise sind durch die Elementarkräfte der Natur, wie durch die Thätigkeit organischer Wesen um die kahlen Felsengebirge, welche ursprünglich allein die Meere überragten, allmählig die Massen des hügeligen oder flachen Landes entstanden, auf denen bald eine neue Vegetation ihre Thätigkeit entfaltete und gleich den Geschöpfen des Meeres an der Vergrößerung des Erdreichs arbeitete. Eine Vegetation, die in der üppigen Fülle des tropischen Klimas ungestört sich entfalten konnte, bedeckte damals die Lande. Aber noch andere Gewalten arbeiteten und arbeiten fortwährend an der Zerstörung der Berggipfel: Gewitter nämlich und Orkane, verbunden mit plötzlichem Temperaturwechsel, helfen dem Wasser die obersten Spigen der Gebirge zerlegen, und Sturm wie Regen führen die Deute in Staub und Geröll auf das Flachland herab. So wird durch die Elementarkräfte der Boden des Festlandes beständig erhöht und unsere Flüsse zeugen durch ihr Versanden von der fortschreitenden Verwitterung der Gebirge.

Doch hiermit endet die Geschichte der Entstehung unserer Erdoberfläche noch nicht; denn nicht bloß unter dem Meeresspiegel finden wir heutzutage die Kalklager, jene Riesenwerke der Meeresbewohner, nein, wir sehen sie sogar als mächtige Gebirgszüge weit das Flachland überragen. Da nun diese Bergzüge durch die ihnen eingelagerten Ueberreste organischer Wesen als Meeresproducte sich unzweifelhaft documentirt haben, so müssen irgendwelche Katastrophen sie über das ehemalige Niveau des Meeres emporgerückt haben. Eine neue Gewalt, das Feuer, tritt hinzu, umwälzend was Luft und Wasser gebildet haben. Nicht bloß Erhebungen des Bodens sind Zeugen seiner Thätigkeit, nein, noch untrüglichere Spuren bieten die gewaltigen Zerreibungen fester Gebirge und die Verwerfung und Schiefstellung der Schichten, die horizontal im Meere sich abgelagert hatten, dafür daß von dem glühenden Erdinnern aus bald hier bald dort Durchbrechungen oder Erhebungen der fertigen Erdrinde stattgefunden haben. So gewaltsame Eingriffe finden aber ihre Erklärung nicht in einem stetig fortschreitenden Prozesse, sondern nur in vorübergehenden

Einwirkungen, und wiederum ist es das Wasser dem wir dieselben zuschreiben müssen. Wenn nämlich das Wasser auf seinem Wege in das Innere der Erde mit jenem geschmolzenen Kerne in Berührung tritt, wird es in Dampf verwandelt. Dieser Dampf erfüllt nun die Räume über den Gluten, bis die überliegende Erdrinde von seinem gewaltigen Drucke erschüttert und zersprengt wird. Dann werden unter Erdbeben gewaltige Massen von Wasserdünsten, Asche und Sand einschließend, aus den gebildeten Schlünden emporgeschleudert, während die mitemporgerissenen flüssigen Stoffe als Lavaströme sich ergießen. Mit solchen vulkanischen Processen scheinen indeß auch die langsamen Erhebungen der Küsten in Verbindung zu stehen, wie sie ununterbrochen am Bothnischen Meerbusen, in Absätzen aber an der hienischen Küste vorsichgehen. Sind aber bedeutende Lücken im Innern der Erde, sei es durch Emportreibungen der Erdrinde, sei es durch Lavaaustritt entstanden, so kann auch ein Durchbruch an einer dünnen Stelle der Erdrinde durch den Druck des Wassers von außenher erfolgen und dadurch eine Erniedrigung des Meerniveau und somit eine Vergrößerung des Festlandes eintreten. Auch solche Erscheinungen mögen nicht selten erfolgt sein.

So brachten die gewaltsamen Eingriffe des Feuers Leben und Bewegung in die ebenmäßig gelagerten Bildungen des Wassers, und eine Erdrinde ist gebildet aus vielfach durcheinandergewürfelten Schichtungen, deren Dicke wir zwar nicht ermessen können, von denen wir aber annehmen daß sie bis auf $\frac{1}{2}$ Meile herabreicht. Welche Zeiträume aber erforderlich waren für die Bildung so kolossaler Ablagerungen, dafür steht uns kaum ein Maßstab zugebote. Wenn wir einen Anhalt für die Berechnung in den Ablagerungen des Nils suchen, als den einzigen deren Alter wir durch die von ihnen theilweise bedeckten Denkmale menschlicher Thätigkeit erforschen können, so finden wir für ein Jahrhundert eine Bodenzunahme von $3\frac{1}{2}$ Zoll. Hiernach ergeben sich für unsere Erdrinde 5,760,000, und wenn man, wozu die Eigenthümlichkeit Aegyptens auffodert, den Maßstab als um die Hälfte zu hoch anschlägt, 11,520,000 *) Jahre.

*) Unser Verfasser setzt durch einen Rechnungsfehler 5,760,000 und 11,520,000 Jahre.

Doch nicht das ganze Alter der Erde umfaßt dieser Zeitraum, sondern nur den kleinen Abschnitt in dem aus den schon fertigen kristallinischen Wassergesteinen zerstörende Kräfte den fruchtbaren Boden schufen.

Wenn wir eine solche Schätzung zugrundeliegen, führen uns die Ueberreste organischer Wesen ein anderes Mittel dar das relative Alter der verschiedenen Schichten zu bestimmen, indem wir nämlich annehmen dürfen daß diejenigen Schichten gleichalterig sind welche dieselben Gebilde eingeschlossen enthalten. Durch diese Betrachtungsweise haben in der neuern Zeit die Geschöpfe der Urwelt eine früher nicht geahnte Bedeutung erhalten, und die Lehre von ihnen, die Paläontologie, hat sich in kurzer Zeit zu einem bedeutenden Zweige der Naturgeschichte entwickelt. Die Bruchstücke die wir so unserer Erde eingestreut finden kann man mit Recht als die Denkmünzen der Schöpfung betrachten; denn sie enthalten die Typen der verschiedenen Epochen so fest eingepreßt daß man durch sie allein entscheiden kann welche Schichten gleichalterig sind, welche verschiedenen Perioden ihren Ursprung verdanken. Doch nicht allein als die Hülfsmittel geognostischer Studien sind diese Ueberreste der Betrachtung werth. Ihre genaue Untersuchung hat uns in den Stand gesetzt uns eine Vorstellung von dem organischen Leben auf der Erde zu machen, wie es zu einer Zeit war die Hunderttausende von Jahren und länger der Entstehung des Menschengeschlechts voranging. Denn nur auf einen geringen Zeitraum in Bezug auf das Alter der Erde, wenngleich auf einen viel längeren als an den irgend eine Sage hinaufreicht, läßt sich das Alter des Menschengeschlechts schätzen. Gebeine von Menschen finden wir bis in eine Tiefe die 200 Fuß nicht übersteigt, und so können wir nach unserer obigen Berechnung das Alter des Menschengeschlechts entweder auf 72,000 oder auf 144,000 Jahre abschätzen.

Die Resultate zu denen anatomische Forschungen und die Vergleichen der aufgefundenen Thierreste mit den lebenden Thieren die Zoologen bisher geführt haben sind im Wesentlichsten diese: 1) Die Thierformen früherer Perioden sind in einigen wenigen Fällen ganz identisch mit noch lebenden Arten; sie sind also nicht untergegangen, sondern aus der Vorzeit in die Gegenwart hinübergegangen. 2) Gewisse untergegangene Thierformen sind die Vorbilder lebender Arten, sie entsprechen ihnen im Ganzen, unterscheiden sich aber von ihnen in gewissen wesentlichen Punkten, sodaß man sie als eigene Arten ansehen muß. 3) Andere der untergegangenen Thierformen lassen sich nur als die Glieder einer lebenden Thierfamilie unterbringen, sind aber von den lebenden Arten und Gattungen wesentlich verschieden. 4) Sehr viele und namentlich die ältern der untergegangenen Thiere passen in keine einzige der gegenwärtig vorhandenen Thierfamilien, sondern sie repräsentiren zahlreiche Gruppen der Jetztzeit zugleich als einfacher Urtypus der jetzt vielfach variirenden Formen. 5) Einige wenige untergegangene Thierformen sind so eigenthümliche Bil-

dungen daß wir sie wol neben die lebenden einreihen, aber nicht sie darauf zurückführen können. Es sind die selbständigen Gestalten der Vorwelt, welche der Gegenwart gänzlich fehlen.

So gewährt dies Studium der Paläontologie für viele Fälle eine klarere Einsicht in den Zusammenhang der verschiedenen Thiergruppen und Familien, und es ist heutzutage nicht möglich sich eine Uebersicht des Thierreichs zu erwerben, wenn man sich nicht bekanntmacht mit den Bildungen jener längst verschwundenen Generationen. Unter den Thierclassen dürfen wir die Polypen als die ältesten ansehen, und so wenig weichen ihre Formen von denen der Jetztwelt ab daß wir die ältern meist mit den lebenden in dieselben Gattungen zusammenstellen können. Durch alle Perioden hatten sie aus, nur einzelne Arten und Gattungen sterben aus um andern platzzumachen. Die Seeesterne dagegen und Serigel sind in den ältern Schichten durch ganz abweichende, jetzt ausgestorbene Formen repräsentirt, und nur eine einzige Art, der *Pentacrinus Caput Medusae* in Westindien, ist als lebendiger Repräsentant der wunderbaren Crinoiden noch geblieben. Schnecken und Muscheln finden sich ziemlich gleichförmig durch alle Formationen, wenngleich in der ältern Zeit in andern Gattungen und Arten als heutzutage. Nur einzelne Gruppen beschränken sich auf kürzere Zeitabschnitte; so enthalten besonders die Jura- und Kreideformation die eigenthümlichen jetzt ausgestorbenen Ammoniten und Belemniten, Somiatiten, Orthoceratiten, Clymenien, die in der ältesten Zeit die Repräsentanten derselben Gruppe der Cephalopoden abgeben. Bei den Krebsen läßt sich die Ausbildung von den einfachen Urtypen bis in die Mannichfaltigkeit der Jetztwelt durch die verschiedenen Perioden verfolgen. Spinnen und Insekten finden sich wenige, und diese besonders im Bernsteine vor. Unter den Rückgraththieren sind die Fische die ältesten Erdenbewohner, aber sie waren in der ältern Zeit nicht mit den runden Schuppen versehen, sondern waren Eckschupper oder besaßen nur theilweise Knochenschilde in ihrer Hautbedeckung. Die wunderbarsten Gestalten enthält die Classe der Amphibien, und die hierher gehörigen Kolosse, die Ichthyosauren, Plesiosaurer, die Pterosaurier, Enaliosaurier und Labyrinthodonten, haben vielfach die Aufmerksamkeit der Zoologen in Anspruch genommen. Unter ihnen finden wir die ältesten Rückgraththiere die Luft geathmet haben. Schildkröten und Krokodile finden sich erst später. Von den Vögeln wissen wir Weniges, desto genauer sind unsere Kenntnisse der Säugethiere: ein Resultat hauptsächlich von Cuvier's umfassenden Arbeiten. Die Säugethiere gehören wesentlich der letzten der tertiären Periode an, und im Allgemeinen waren die Arten der allerletzten Periode den lebenden analog, nur meist größer und in ihrer Verbreitung über den Erdboden weiter in den Norden hinaufreichend. Dagegen weichen die etwas ältern im Gattungs- und oft auch im Familiencharakter von den heutigen ab, und dahin gehören die Anoglothe-

rien, Anthracotherien, Dinotherien, Hippotherien und das wunderbare Seeungeheuer das Zeuglodon. *) 28.

Tagebuch aus Italien 1849 von August von Hoffketter. Mit zwei Uebersichtskarten von Rom und den römischen Staaten, und fünf Tafeln mit Plänen und Croquis. Zürich, Schulthess. 1851. Gr. 8. I Thlr. 20 Ngr.

Im Vorworte zu dem zweiten Bande der mit Recht so allgemein bekannten und verbreiteten „Militairischen Briefe eines Verstorbenen“ wird auf die in Nr. 25 v. Bl. f. 1842 erschienene „ebenso gründliche als geistvolle Beurtheilung“ hingewiesen. Auf eine nähere Kritik des militairischen Inhalts des „Tagebuchs aus Italien“ ist es hier nicht abgesehen. Doch bliebe es eine Lücke wenn nicht auch in d. Bl., theils um des reichen Stoffs, theils um der hervorragenden Persönlichkeit des Verfassers willen eines Werks Erwähnung geschehe das bereits eine Uebersetzung ins Italienische gefunden hat, und dessen Erscheinen in Italien als ein freudiges Ereignis begrüßt wurde. Umsoweniger darf hier mindestens eine kurze Anzeige fehlen, als auch das „Tagebuch“ ebenso belehrend als unterhaltend geschrieben, und als es in gleichem Maße wie die „Militairischen Briefe eines Verstorbenen“ so gut für Eingeweihte als für Laien im Kriegswesen befriedigend ist; obgleich die Verfasser beider Schriften ganz verschiedene Zwecke verfolgten, und in sehr abweichenden Formen andere Stoffe behandelten. Hatte Hr von Pöblich in den „Briefen“ seine Betrachtungen über das ganze Gebiet der höhern Kriegskunst und über einen guten Theil der neuern Kriegsgeschichte ausgebreitet, so gibt uns Hoffketter in bestimmter und scharf begrenzter Fassung das lebensfrische Bild eines besondern Kriegs, oder einer kriegerischen Episode aus den revolutionnären Kämpfen der jüngstverflohenen Jahre. Er gibt es aber mit jener Unmittelbarkeit und jenem sichtlichem Gepräge der zweifellosesten Wahrheit selbst in allen einzelnen Zügen, wie es nur aus dem schöpferischen Miterleben der Ereignisse in Verbindung mit der schärfsten Beobachtungsgabe hervorgehen kann. Und hatte der Verfasser der „Militairischen Briefe“ seine Kriegswissenschaftlichen Belehrungen durch humoristische Zugaben auch den Laien mündrecht zu machen gesucht, so gewinnt das „Tagebuch“ durch die Ergebnisse der handelnden Personen, durch die oft tragisch ersütternden Auftritte, deren Wirkung durch die einfache Sprache in der sie geschildert werden nur noch mehr erhöht wird, einen fesselnden Reiz für alle Arten von Lesern. Mit der Spannung in welche ein mit künstlerischem Geiste geschriebener Roman seinen Leser versetzt, folgt man Tag für Tag der Erzählung des Verfassers, und findet auch hier die Wahrheit bestätigt daß die treueste Abspiegelung einer bedeutungsvollen Wirklichkeit zugleich echte Poesie ist. Zwischendurch aber werden auch dem Forscher in den Kriegswissenschaften und in der Geschichte der Kriege sehr wichtige Aufschlüsse, Belehrungen, Winke und Warnungen gegeben; namentlich über solche Gegenstände die in den Schriften der bloßen Theoretiker meist nur beiseite liegen bleiben.

Aus jedem Blatte des „Tagebuch“ läßt es sich herauslesen daß der Verfasser ein begeisterter Soldat, und daß er in den Geist aller Zweige des militairischen Wissens und Könnens schon tief eingedrungen ist. Früher als Offizier in Hohenzollern-Sigmaringen machte Hoffketter zu seiner praktischen Ausbildung im Kriegswesen den Feldzug gegen den Sonderbund unter den eidgenössischen Truppen mit. Schon damals zeichnete er sich durch Muth, Umsicht und Besonnenheit aus, besonders bei dem entscheidenden und eine zeitlang schwankenden Gefechte bei Gisliflon, und erwarb sich dadurch die Achtung

und das Vertrauen der hervorragendsten Führer des schweizerischen Bundesheers. Seine Ueberzeugung und der Trieb mehr und mehr den Krieg im Kriege selbst kennenzulernen führte ihn 1849 unter die Fahnen der römischen Republik und in Garibaldi's Corps. Hatte Hoffketter im Anfange mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen bis er die verdiente Anerkennung fand, so geschah Dies doch bald, da er sich mit bewunderungswürdigem sichern und raschem militairischen Takte in die dortige Art und Weise der Kriegsführung wie in die eigentümlichen Terrainverhältnisse hineinfand, und da er im dichtesten Kugelregen der zum Theil sehr mörderischen Gefechte eine unwandelbare Kaltblütigkeit und Besonnenheit, eine unerschütterliche Tapferkeit und Geistesgegenwart bewährte. Auf dem merkwürdigen Zuge Garibaldi's von Rom nach S. Marino finden wir ihn daher als Chef des Generalstabs. Aber auch früher schon hatte er einen einflussreichen Antheil an allen Operationen genommen, wenigstens an denen des Garibaldi'schen Corps.

Der Verfasser weist auf manche Lücke und Mängel der römischen Kriegsführung hin, und spricht über mehrere Persönlichkeiten einen ernsten, aber wohlbegründeten und gemessenen Tadel aus. Seine aufrichtige Freundschaft für den unglücklichen Manara, sowie seine Anerkennung und Bewunderung für die Fähigkeiten und den Charakter Garibaldi's gereichen ihm jedoch umfomehr zur Ehre als Garibaldi doch nicht immer die von Hoffketter entworfenen Dispositionen befolgt hatte, sondern einige mal zu seinem eigenen Nachtheile davon abgewichen war. Dies geschah namentlich bei einem der misslungenen Ausfälle aus Rom, wo Garibaldi von der durch Hoffketter entworfenen Marschordnung abging, weil sie ihm für eine nächtliche Unternehmung und bei des Kriegs nicht völlig gewöhnten Truppen allzu verwickelt schien. Der letztere hob aber wol mit Recht hervor daß seine Marschordnung nur einen Aufmarsch bezweckte welcher die zum Ausfalle verwendeten Truppen in rascherer Entwicklung vor das zu erreichende Object gebracht hätte.

Man könnte den Verfasser beneiden daß ihm vergönnt war in der kurzen Frist weniger Monate einen so mannichfachen Stoff zur Bereicherung seiner militairischen Erfahrungen vorzufinden. Wir sehen ihn zuerst im offenen Felde in den Gefechten gegen die Neapolitaner, deren Kampfkrüchtigkeit im Vergleiche mit derjenigen der römischen Truppen nicht eben im glänzendsten Lichte erscheint; während doch das „Tagebuch“ im Ganzen sehr wesentlich beitragen wird manche militairische Borurtheile zu verschleichen die noch gegen die Italiener in Hauch und Bogen vorherrschen. Wir begegnen ihm sodann in der angestrengtesten Thätigkeit während aller Phasen der Belagerung Roms durch das übermächtige französische Heer unter Dudinot, wo er auch der Tapferkeit und Kriegsgewandtheit der Franzosen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wir begleiten ihn auf allen Schlangenwindungen des Schleichzugs vom Mittelländischen zum Adriatischen Meere. Mit wachsendem Interesse auch an der gediegenen Persönlichkeit des Verfassers freuen wir uns endlich mit ihm, nach überstandenen tausendfachen Gefahren, seiner glücklichen Rückkehr zu den frühern schweizerischen Kampfgenossen. Es ist wol kaum zu bezweifeln daß man in der Schweiz darauf denken wird für das eidgenössische Heerwesen die Dienste eines Mannes dauernd zu gewinnen der noch im vollkräftigsten Jugendalter schon so Vieles geleistet hat, und der nach den vorliegenden thatsächlichen Zeugnissen noch weit Größeres erwarten läßt. 43.

Die Schlechtigkeit der Demagogen.

Macaulay sagt in seiner „History of England“ (Cap. 5): „In jedem Zeitalter sind die schlechtesten Probestücke der Menschennatur unter Demagogen zu finden.“ Inniges Behagen wird strengconservative Gemüther bei dieser Aeußerung erfüllen; mit folgendem Triumph werden sie auf eine so gewichtige Autorität hinweisen, wenn es gilt ihren tiefen Abgheu gegen

*) Den zweiten und letzten Artikel bringen wir im Monat Mai. D. Red.

die Demagogie kundzugeben. Die Sache hat übrigens ihre Wichtigkeit, vorausgesetzt daß man sie richtig ins Auge faßt. Bei allen großen politischen Bewegungen und Umwälzungen heißen die Volksführer — im Fall das revolutionnaire Unternehmen gelingt — Helden, große Männer, Befreier des Vaterlandes. Dann versteht es sich von selbst daß ein nicht geringes Theil von Jugend, Ehre und Genie sich an ihren Namen knüpft. Mißlingt aber der Versuch, so heißen sie Verschwörer, Riffelhäter, Hochverräther oder kurzweg Demagogen; der Begriff der Lasterhaftigkeit, Infamie oder Dummheit klebt unausbleiblich an diesem Titel. Denn stets hat es sich bei verunglückten Aufständen gezeigt daß einzelne dieser Demagogen sich gänzlich in ihren Mitteln verrechneten, und Das war dumm; andere feige davonkiesen, und Das war schändlich; wieder andere ihre Genossen verriethen um sich selbst vom Galgen loszukaufen, und Das war ohne Zweifel höchst schmachvoll. Folglich hat Racaulay Recht. Und doch würde jenen Kernspruch des großen Historikers der Vorwurf argen Parteilichkeit treffen, wenn damit ausschließlich einer einzelnen Art politischer Sünder das Brandmal der Schlechtigkeit aufgedrückt werden sollte welches alle Arten, insofern man sich darauf beschränkt die schlechten Repräsentanten derselben herauszufuchen, in gleichem Maße verdienen. Oder meint man etwa daß die in ruchloser Sittenverderbniß kaum übertroffenen Royalisten am Hofe Karl's II. besser waren als die fanatischen Republikaner welche das Königthum vernichtet hatten? Ist die mordgierige Tyrannie des Oberrichters Jeffrey, welcher zum Vergnügen des Königs Jakob II. unschuldige Frauen verbrennen und auf einer einzigen Rundreise 30 Männer köpfen oder hängen oder viertheilen ließ, weniger abscheulich als der Versuch des Herzogs von Argyll und seiner Freunde denselben König Jakob zu entronnen? Wollte man solche Beispiele aus allen Classen und Parteien geflissentlich hervorheben, so würde das von Racaulay über die Demagogen gesprochene Urtheil eine fürchtbare Ausdehnung und Allgemeinheit erlangen; man könnte dann sagen: es finden sich in jedem Zeitalter die schlechtesten Probestücke der Menschennatur unter allen Standes- und Gesinnungsgenossen, als da sind Reactionnaire, Conservative, Liberale, Radicale, Nationalisten, Pietisten, Minister, Generale, Geistliche, Kaufleute, Handwerker, Richter, Advocaten u. c.

Dies wurde niedergeschrieben, nicht um den Herren Demagogen einen Gefallen zu thun, sondern um zu zeigen daß es rathsam ist dergleichen Kernsprüche, kämen sie auch aus der Feder des ausgezeichnetsten Schriftstellers, nicht ohne alle Kritik hinzunehmen. 20.

Bibliographie.

- Bequignolle, S. v., Blondel — Ein Lied vom Kreuze. — Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Kr.
- Bilder aus Oestreich von einem deutschen Reisenden. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 10 Kr.
- Das illustrierte Frauenzimmer. Humor, Satire und — Wahrheit. Leipzig, Bengler. 16. 10 Kr.
- Cuyot, A., Grundzüge der vergleichenden, physikalischen Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geschichte des Menschen. Vorlesungen für Gebildete. Deutsch bearbeitet von S. Birnbaum. Mit 3 physikalischen Karten. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 15 Kr.
- Sófika, K., Ungar und Spanierin. Roman. Frei nach dem Ungarischen bearbeitet von C. Kovács. Zwei Theile. Grima, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr. 15 Kr.
- Kannegießer, D., Für Religion und Kirche. Vier Aufsätze für das gebildete Publicum. Eilenburg, Schreiber. 8. 7½ Kr.
- Reiblinger, J. F., Geschichte des Benedictinerstiftes Meß in Niederösterreich, seiner Besitzungen und Umgebungen.

1ster Band: Geschichte des Stiftes. Mit Abbildungen von Römsteinen und Siegeln. Wien, Beck. Gr. 8. 6 Thlr. 24 Kr.

Koch, F. E. L., Die deutschen Colonien in der Nähe des Saginaw-Flusses. Ein Leitfaden für deutsche Auswanderer nach dem Staate Michigan in Nord-Amerika. Entworfen nach eigener Anschauung und Erfahrung. Mit 1 Karte und 1 Plan. Braunschweig, Bestermann. Gr. 8. 10 Kr.

Kovács, C., Batthyany der letzte Magnat. Roman aus Ungarns neuester Geschichte. Zwei Bände. Grima, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr. 15 Kr.

Kügge, Jhr., Der Boigt von Eist. Zwei Theile. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Kord, B., Dichterspiele zur Ertheuerung ernster Zeiten, in italienischem Styl nach Casti animal parlanti und Tassoni Secchia rapita. Wien, Beck. 1850. Br. 8. 14 Kr.

Riedel, A. F., Sehn Jahre aus der Geschichte der Auherrn des Preussischen Königshaus. Das Aufsteigen des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg zur kurfürstlichen Würde und zur Reichsstatthaltertschaft in Deutschland dargestellt. Berlin, Ernst u. Korn. 8. 2 Thlr. 20 Kr.

Schöffer, A., Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzgegenden zwischen Steyermark und dem Traunkreise. Nach dort üblichen Arien in Liedern und Declamationen dargestellt. 2te Auflage. Steyr. 1850. 8. 24 Kr.

Seidl, S. G., Lieder der Nacht. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Collinger. 16. 1 Thlr. 10 Kr.

Thielau, B. C. F. v., Gemeinschaftliche Productionssteuer vom Salz und Rübenzucker in Deutschland. Ein Votum. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. Gr. 8. 20 Kr.

Tagesliteratur.

Bachmann, R., Das Böse in der Welt. Predigt gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 27. Januar 1851. München, Franz. Gr. 8. 2 Kr.

Bally, A. v., Das neue Oestreich, seine Handels- und Geldlage. Wien, Beck. 1850. Gr. 8. 9 Kr.

Böslau, F., Das Jahr 1850. Zeitbetrachtungen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Kr.

Kohlbrügge, S. F., Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht missbrauchen. Predigt über 2. Buch Moiss Cap. 20, V. 7 gehalten am 28. Januar 1851. Eibersfeld, Hassel. Gr. 8. 2½ Kr.

— — Gedanke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Predigt über Jesaias Cap. 58, V. 2 gehalten am 12. Januar 1851. Ebenfallselbst. Gr. 8. 2½ Kr.

— — Die anvertrauten Pfunde. Der Hirt und seine Schafe. Das hochzeitliche Kleid. Drei Predigten, gehalten im Decbr. 1850. Ebenfallselbst. 1850. Gr. 8. 5 Kr.

— — Predigt über Evangelist Lucas 11, Vers 33—36. Gehalten am 10. Novbr. 1850. Ebenfallselbst. 1850. Gr. 8. 2½ Kr.

Koltz, S. F., Die Verwerflichkeit der Grundlage des französischen [nun auch in Deutschland eingeführten] Strafrechtsverfahrens, und die Nothwendigkeit einer wahren Sicherung der persönlichen Freiheit. Speyer, Lang. 8. 3 Kr.

Manifest Gr. Eminenz des Cardinals Wiseman und Hirtenbrief Sr. Hochw. des Erzbischofs (William Barnard) von Birmingham. Zur Beurtheilung der jetzigen antikatholischen Bewegung in England. Wien, Beck. Gr. 8. 12 Kr.

Merzel, B. v., Die Furcht vor den Dresdener Conferenzen. Bezirks-Vereins-Vortrag. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 3 Kr.

Unger, F., Bevortwortung der am 4. Novbr. 1850 an der Hochschule in Wien begonnenen Vorträge über Geschichte der Pflanzenwelt. Wien, Beck. 1850. Gr. 8. 6 Kr.

Ueber „Francesca von Rimini“, Tragödie von Paul Heyse *), und frühere Bearbeitungen des Stoffs.

Das tragische Geschick der Francesca von Rimini ward schon für die Mitlebenden in der bekannten schönen Stelle der „Divina commedia“ dichterisch ausgeprägt und hat mehrfach auch Spätern den Gegenstand für dichterische Darstellung gegeben. Ihnen hat sich ein Jüngster angereicht, Paul Heyse, von dem uns in der oben bezeichneten Tragödie sein dramatisches Erstlingswerk vorgelegt wird. Das Werk gibt uns zu manchen nicht unbegründeten Bedenken Anlaß; aber es enthält zugleich eine so eigenthümliche Behandlung des Stoffs und hierin einen so charakteristischen Beitrag zu der poetischen Richtung der Gegenwart, es macht uns zugleich mit einem dichterischen Talente von so entschiedener Gewalt und Bedeutung bekannt, daß ein näheres Eingehen auf dasselbe und der Versuch dies dichterische Vermögen in seiner Eigenthümlichkeit darzulegen hinreichend gerechtfertigt erscheint.

Zunächst wird auf den Stoff wie er vorliegt und wie er von einigen frühern Bearbeitern behandelt ist ein Blick zu werfen sein. Der Gesichtskreis des Beurtheilers wird hierdurch von vornherein die genügende Weite, das Urtheil durch die von selbst sich darbietenden Vergleichungspunkte eine festere Begründung erhalten.

Francesca war die Tochter des Fürsten von Ravenna, Guido da Polenta. Die Polentanen hatten mit den Malatesten, den Fürsten von Rimini, in Fehde gelegen. Beide Häuser hatten sich nach dem Frieden gesehnt; der Friede war geschlossen und dadurch besiegelt daß Francesca dem zweiten Sohne des alten Malatesta, dem Ciancio (oder Gian Ciancabo — Johann dem Lahmen — oder Lanciotto) vermählt ward. Der ältere Sohn, Malatesta der Einäugige, war im Jahre 1312 nach des Vaters Tode zur Regierung gekommen. Ciancio, wie der Name andeutet, war mißgestaltet und rauhen, wilden Gemüths. Ein dritter Sohn, Paolo, führte den

Beinamen des Schönen. Zwischen ihm und Francesca entspann sich ein Liebesverhältniß. Ciancio überraschte sie und ermordete Beide.

Im zweiten Höllekreise, wo die Schatten Derer die im Leben die Vernunft dem sinnlichen Triebe untergeordnet von einem ewig kreisenden Sturme umhergetrieben werden, begegnete Dante den Schatten Francesca's und Paolo's. Im fünften Gesang der „Hölle“ gibt er die Schilderung dieses Begegnisses. Er hatte Francesca, wie es scheint, im Leben wohl gekannt und weilt mit innigster Theilnahme bei dem Verhängniß ihrer Liebe. Sie erzählt ihm in schlichten Worten von dem Ursprunge, von der „ersten Wurzel“ dieser Liebe. Sie hatte mit Paolo das Buch von der Liebe Lanzelot's, eines der Ritter von König Artus' Tafelrunde, gelesen; das Buch hatte ihren Blicken das beredte Wort gegeben; der Kuß Lanzelot's hatte sie zum ersten Kusse vereinigt; an jenem Tage hatten sie nicht weitergelesen.

Bei den Erklärern Dante's, die sich bemühen die Nebenumstände der von ihm angedeuteten Thatfachen ausführlichst beizubringen, finden wir noch eigenthümliche Aufschlüsse über die Geschichte von Francesca's Verheirathung, freilich mit mehr oder weniger novellistischen Zügen. Die zumeist als gültig angenommene Erzählung ist die: daß Ciancio gefürchtet habe Francesca möchte ihn seiner Mißgestalt halber verschmähen, und daß daher, im Einverständniß mit ihrem Vater, der die Furcht getheilt, aber der politischen Verhältnisse wegen die Heirath dringend gewünscht, eine List ins Werk gerichtet sei. Paolo sei an der Stelle des Bruders erschienen und habe die Heirath durch Procuration vollzogen; Francesca — ohne Kenntniß dieser Formalität — sei ihm, den sie als ihren wirklichen Gatten betrachtete, desselben Tages nach Rimini gefolgt und der Wechsel selung erst innegeworden als am folgenden Morgen sich Ciancio statt Paolo's von ihrer Seite erhoben. Dante's Erzählung von der Lecture der Liebe Lanzelot's paßt dazu indeß, wie es scheint, nicht völlig. Vor Vollendung des Betrugs mußte Das was auf die Lecture folgte den Betrug vernichten; nach dem Betruge, und eben durch diesen und Paolo's Verflechtung in ihn, ist wenigstens an diejenige Zartheit des Verhältnisses wie

*) Francesca von Rimini. Tragödie in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Herz. 1850. 8. 24 Ngr.

sie von Dante geschildert wird nicht wohl zu denken. Eine Einreihung der Lecture des Lanzelot in die eben angeführte Erzählung würde jedenfalls eine ganz andere Stimmung des Verhältnisses als bei Dante nöthigmachen. Einer zweiten Erzählung zufolge war Francesca ursprünglich für Paolo bestimmt. Cianciotto kam statt des Bruders nach Ravenna, ebenfalls, wie es scheint, um die Heirath durch Procuracion zustandezubringen. Aber beim Anblick Francesca's fühlte er sich getrieben sie für sich zu fordern, und die Aeltern waren außer Stande ihre Zustimmung zu dem veränderten Antrage zu verweigern. So sei Francesca Cianciotto's Frau ohne Paolo's Schuld geworden. So konnte sich später sehr füglich das Verhältniß entwickeln wie es Dante erzählt.

Dante's Begegniß mit den Schatten Paolo's und Francesca's hat, um Dies beiläufig zu bemerken, auch einigen Künstlern das Motiv zu schöner bildlicher Darstellung gegeben. Flaxman hat dasselbe in seinen Blättern zur „Divina commedia“ in einer großartig reizvollen Umriszeichnung, einem der ausgezeichnetsten dieser Blätter, vorgeführt. Hr. Scheffer hat daraus den Stoff zu einem durchgeführten Gemälde, einem der Meisterwerke der neuesten französischen Malerei, entnommen. Der schöne Kupferstich nach Scheffer's Gemälde ist bekannt.

Vorzugsweise mußte das Schicksal von Paolo und Francesca, wie es in den angeführten Uebersetzungen vorliegt, zur dramatischen Behandlung reizen. Doch scheint Dies erst in neuerer Zeit der Fall gewesen zu sein. Wenigstens sind mir ältere Dramen welche diesen Stoff behandeln nicht bekannt. Ich lasse der Betrachtung der Tragödie von Heyse die zweier anderer Dramen der Neuzeit vorangehen, in denen sich zugleich die Wandelungen des ästhetischen Geschmacks, wie diese in den letzten Jahrzehnden stattgefunden haben, und mit ihnen der Unterschied von Dem wonach die Gegenwart ringt deutlich erkennbarmachen.

Das älteste dieser Stücke ist die „Francesca da Rimini“ von Silvio Pellico, die im Jahre 1818 erschien und aus dem Italienischen mehrfach auch ins Deutsche übertragen ist, noch neuerlichst in einer wohlgelungenen Uebersetzung von Max Waldau (Hamburg 1850). Das Stück wird von den Italienern als einer der glücklichsten Versuche vaterländische Stoffe für das Drama zu benutzen geschätzt. Form und Inhalt sind höchst einfach. Die erstere befolgt noch den sogenannten klassischen, französisch-italienischen Dramenzuschnitt; die Scene ist die fünf Acte hindurch unverändert dieselbe, im Palaß Lanciotto's (wie er hier statt des ursprünglichen „Cianciotto“ heißt); die Handlung wird nur durch die vier Personen: Guido, Francesca, Lanciotto, Paolo, vorgeführt. Lanciotto erscheint als Herr von Rimini, Francesca schon als seine Gattin. Sie hat ein tiefes geheimes Leid, zu dessen Heilung der Vater aus Ravenna herbeigerufen ist. Man meint es sei der Schmerz um einen Bruder der im Kriege von der Hand Paolo's gefallen war, und der nicht zu stillende Haß gegen Paolo wegen dieser That. Paolo kehrt nach langer Abwesen-

heit in auswärtigen Kriegsdiensten zurück. Sie fühlt sich ihm gegenüber als Gattin eines edeln Mannes und wähnt zugleich Paolo liebe eine Andere; er ist überzeugt von ihrem Haß, obgleich vor langen Jahren, ehe sie noch Lanciotto's Weib geworden und ehe noch der Bruder gefallen war, jene gemeinschaftliche Lecture des Lanzelot stattgefunden, aber freilich durchaus nicht weiter als nur zu einigem Zittern und Erbleichen geführt hatte. Jetzt hat die Erinnerung daran das Bekenntniß der beiderseitigen Liebe zur Folge, was bald auch (schon am Ende des dritten Actes) zur Kenntniß des Vaters und des Gemahls kommt. Aber Francesca ist standhaft und bleibt standhaft; sie will mit dem Vater nach Ravenna zurück. Ein unglücklicher Zufall führt sie gegen den Schluß des Stücks nochmals mit Paolo zusammen, der Schlimmes für sie befürchten zu müssen glaubt; es geschieht nichts Unrechtes, selbst kaum mit einem Wort von Seiten Paolo's, so erregt dessen Leidenschaft ist; doch kommt Lanciotto dazu, glaubt Beide schuldig und ermordet Beide.

Eine Charakteristik der geschichtlichen, der localen Situation, auf deren Grunde die Handlung sich aufbaut, ist bei der conventionellen Classicität der ganzen Anlage des Stücks nicht zu erwarten. Auch in den handelnden Personen erkennen wir keine besondere Eigenthümlichkeit des Charakters, selbst nicht in Lanciotto, der vorzugsweise zu einer markvollen Zeichnung Anlaß geben konnte. Der Dichter hat ihm von vornherein alle körperliche wie geistige Gestalt abgestreift; er hat ihm das volle Gepräge eines höchst edeln Mannes gegeben und dem Leser dabei freilich die Lösung des Räthfels überlassen, wie er im Verlauf des Stücks nur auf Indicien von der zartesten Subtilität, mit zweimaligem Rückfall, einer sinnlosen Wuth verfallen konnte. Indes sind es gerade jene subtilen Indicien um die sich das ganze Stück eigentlich dreht.

Es ist eine Leidenschaft, oder um dies grobe Wort hier zu vermeiden, ein unwillkürlicher geistiger Zug, ein Gespinnst körperloser Fäden was über den Gestalten des Dramas hinschwebt, dessen Träger sie bilden und in dessen Verwirrung und Entwirrung ihre Thätigkeit beruht. Das lyrische Element des Stücks ist somit überwiegend, der Art daß das Drama vielfach den Charakter eines Operntextes hat; in der zarten Ausführung dieses Elements beruhen auch ohne Zweifel die Erfolge die das Stück gehabt hat. Aber wie die Gestalten, nur bedingt durch die eben bezeichnete Thätigkeit und außer all und jedem Zusammenhange mit sonstigen Lebenspflichten, ein eintöniges, conventionell-ideales Gepräge gewinnen, so wird auch jenes lyrisch-leidenschaftliche Element, unbedingt durch persönliche Charakteristik seiner Träger, conventionell, Das heißt: unwahr. Francesca drückt dieser Unwahrheit den Stempel auf, indem sie, die durchaus schuldlose, mit den Worten einer völligen Invektive gegen die göttliche Weltordnung stirbt: „Ewig werden drüben uns Qualen foltern.“ Der einseitig conventionelle Standpunkt des Pellico'schen Stücks liegt, so hoffen wir, hinter uns, und ich bezweifle daß sie

diehterische Kraft stark genug ist dieser Einseitigkeit eine bedeutende Dauer zu sichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ruinen von Persepolis.

Eugen Flaudin veröffentlichte vor kurzem in der „Revue des deux mondes“ einen ausführlichen Bericht über seine archäologische Reise in Persien, aus dem wir in Nachstehendem einen gedrängten Auszug liefern.

Zwölf Tagereisen von Sôpahan, durch endlose Wüsten, wo kaum einige spärliche Sinkerbüschel wachsen, die von Gajellen, den einzigen dort lebenden Wesen, verzehrt werden, gelangt man nach der Ebene welche in dem gewaltigen Umfang von 70—80 Kilometre Länge und 10 Kilometre Breite mehrere Gruppen Alterrthümer umfaßt und welche jetzt Werbascht heißt. Man unterscheidet drei Hauptgruppen: das eigentliche alte Persepolis, Istakhr und Nacht-i-Dschemschid. Manche meinen dagegen daß Istakhr nur die Nachfolgerin der Stadt des Darius gewesen sei, bis auch sie durch die Araber zerstört wurde. Bekanntlich erzählen die griechischen Schriftsteller daß Alexander die Königsstadt seinen Soldaten zur Zerstörung preisgegeben habe und nur den Palast habe schonen wollen, bis auch dieser von den Flammen ergriffen wurde; während die Orientalen nur den letztern zerstört werden, die Stadt aber ihn lange überbauern lassen.

In dem westlichen Theile Werbaschts sind drei Felsmassen in Kegelform; Fundamente und selbst Mauerreste auf die man zwischen ihnen stößt lassen auf eine besetzte Verbindung dieser drei Citadellen schließen. Auf der mittlern, Rasch Serb, d. h. Beste der Cedar, findet man ein künstliches Eisternenwerk und eine uralte Cedar. Wie die Steine hinaufgekommen ist unerkärllich, wenn man nicht den jetzigen Personen glauben will daß sie durch Ziegen hinaufgetragen worden seien.

Ueber den Sümpfen der Ebenen erblickt man die prächtigen Ruinen von dem eigentlichen Persepolis, namentlich die 15 Säulen, deren vergoldete Fronten in der Abendsonne erglänzten. Das Schweigen dieses Orts wird Nachts kaum vom Flug der Gulen oder dem kläglichen Lohne des Schatals gestört. Diese Einsamkeit macht den Anblick des ehemaligen Glanzes den Alexander darniederwarf ernst und traurig.

Um gegen räuberische Ueberfälle der umwohnenden Stämme einigermaßen gesichert zu sein wählten wir, da wir einige Zeit zum Studium verweilen wollten, eine niedrige Terrasse zum Lager, welche von zwei Seiten steil abfiel, von der dritten durch eine große Mauer gedeckt und nur von der vierten Seite zugänglich war. Ueberdem ließen wir uns noch drei Soldaten gegen hohen Sold vom Gouverneur von Schiraz geben.

Der Palast stand auf einem Plateau, von welchem aus der König der Perser einen mächtigen Theil seines Reichs überblicken konnte. Dieses Plateau, 10 Metre hoch, ist 473 Metre lang und 24 breit. Ehemals war es ganz von den zum Palaste gehörigen Gebäuden bedeckt. Die Mauer ist ein wahrer Cycloppenwerk. Es gibt Bilder darinnen von 15—17 Metre Länge und 2—3 Metre Dicke, welche in zugepaßten Winkeln ineinander, ohne Mörtel, eingreifen, sodas kaum eine Ritze zu bemerken ist. Diese Mauer öffnet sich, um einer Riesenstreppe von 5 Stufen plazumachen, welche so sanft ansteigt daß sie offenbar auch für Reiter dienen sollte.

Ein großer Theil der Mauern ist buchstäblich mit Sculpturen bedeckt. Unter ihnen zeichnet sich namentlich eine Stelle aus, welche einen Stier darstellt der, bäumend, sich vergebens gegen einen Löwen sträubt, von dem er, mit den gewaltigen Klauen gepackt, in den Rücken gebissen wird. Bei den alten Persern war es ein Lieblingsschauspiel einen Stier von einem Löwen zerreißen zu lassen. Letzterer war eines der Embleme der persischen Monarchie und stellte Stärke und Adel vor. Daher

bedeutet es die abergläubischen Perser nicht daß der Löwe jemals unterlag, da sie Das für eine böse Vorbedeutung hielten. Man richtete es deshalb immer so ein daß der Löwe den Stier von hinten überfallen und niederreißen konnte.

Mit Recht kann man dem Künstler der diese unermesslichen Steinbilder verfertigte den Vorwurf machen daß er sich nicht genug an die natürlichen Verhältnisse gehalten habe. Die Figuren sind meist zu kurz, und Menschen und Thiere stehen in keinem Verhältnisse zueinander; letztere sind meist zu klein. Da man diese Unregelmäßigkeiten indeß so häufig antrifft, so scheinen sie mehr auf Gewohnheit zu beruhen als auf Vernachlässigung des Studiums der Natur. Dagegen zeugen namentlich einzelne Partien, Gesicht, Hände, mindestens von kunstgerechter Ausführung.

Durch die Freitreppe gelangt man auf die Plattform, wo sich die mächtige Säulenreihe erhob deren Krümmer am Fuße der jetzt noch 13 aufrechtstehenden Säulen liegen. Die Verbindung der einzelnen Baue läßt sich schwer erkennen; wahrscheinlich waren es eine Hauptfäulenreihe mit drei Flügelgruppen. Unmöglich ist es eine Spur zu entdecken wie das Dach getragen worden sein mochte.

Nur von Zeit zu Zeit führten die Säulen, die man auf drei bis vier Stunden bemerkt, uns einen reisenden Perser zu. Durch ihren Ausruf: Vah! vah! drückten sie die Bewunderung aus welche ihnen die Sculpturen einflößten. Sie kamen immer heran, schwagten mit mir und überschütteten mich mit Fragen über die Ruinen und den Zweck meiner Studien. Unbegreiflich war es ihnen daß ich soweit übers Meer gekommen war um diese alten Ueberreste abzuzeichnen. Der Schluß den sie daraus zogen war: daß sich in meinem Lande nichts so Schönes und Großartiges fände. Bei allen Besuchen muß ich die Artigkeit und Höflichkeit rühmen; nur einer machte eine Ausnahme.

Eines Tages kam nämlich ein Romadenstamm, Kara-Achaden oder Schwarzzelle genannt, gezogen, um bei der Nähe des Winters in die Ebenen des südlichen Persiens zu gelangen. Er war sehr zahlreich, hatte viele Herden bei sich und auf den Kameelen Frauen, Kinder, Selte und Gepäd. Die Männer gingen zu Fuß, einen Stoc in der Hand und die Plinte über dem Rücken. Einige junge Leute davon sprachen mit mir und gingen dann zu meinem Begleiter, Pn. Coste, den sie indeß bei Aufnahme eines Plans sehr störten. Ich rief deshalb unserm „Soulam“ zu die Leute zur Ordnung zu bringen, als einer der Glenden auf mich anlegte und dicht bei mir vorbeischoß. Leider hatte unsere Wache das Pulver von der Pflanze der Gewehre geschüttet, um es nicht naß werden zu lassen, und ich mußte mich mit einem Säbel auf die Verfolgung machen. Der Schuldige war aber längst entwischt und, um eine Geißel zu erhalten, nahm ich ein Kameel trotz des Widerstandes der Begleiter und führte es in unser Lager. Die Klagen, das Geschrei und die Verwünschungen der Weiber im Verein mit dem verzweifeltsten Gebrüll des Kameels als seine Kameraden sich entfernten veranlaßten mich, nach einer Stunde als der Born verdraucht war, das Kameel zurückzugeben. Indes schickte ich den Soulam an das Oberhaupt des Stammes, von dem ich zur Genugthuung die Versicherung erhielt daß der Schuldige bestraft werden solle.

Neben dem beschriebenen Palaste befinden sich noch viele andere große Ruinenreste. Namentlich einer dergleichen welcher ein königliches Wohnhaus gewesen sein mußte; nur mit Nähe ließ sich indeß die innere Einrichtung noch entdecken. In der Mitte des Gebäudes findet sich ein großer Saal auf dessen Boden, nachdem die Erde weggeräumt worden, 16 Grundsteine zum Vorschein kamen, die offenbar auf Säulen zur Tragung der Decken hinwiesen. Sculpturen bedecken auch diese Ruinen über und über. Unter ihnen ist besonders eine sehr häufig wiederkehrende Abbildung zu erwähnen, welche eine räthselhafte Person darstellt die mit einem Löwen, Stiere, Greif oder einem Ungeheuer kämpft welches mit gräßlichem Haupte, langen Oh-

zen, einem Horne auf dem Kopfe, Krventagen und Adlerklauen, am Leibe gefiedert, mit großen Flügeln und einem Scorpionenschwanz abgebildet war. Seine Person ist stets in großer Ruhe und Gelassenheit und stets als Sieger dargestellt.

Während ich diese Forschungen machte, kam ein seltsamer aussehender Mann auf mich zu: mit gebräunter Haut, langen lockigen Haaren, über den Schultern ein Ligerfell und auf dem Kopfe einen Hut von gelbem Filz. Arme, Beine und Brust waren nackt, auf letzterer hing in einer schwarzbleernen Kapsel ein großer Talisman; am Arme hatte er an einer kupfernen Kette eine Art Tasse aus Cocosnußschale, in der sich kleine Münzen und ein wenig Honig befand, das er mir anbot und dadurch ein Almosen zu erhalten. Dieser seltsame Mensch mit einem glasigen, unheimlichen Blicke war ein persischer Durwisch, bei den Indiern Fakir genannt, d. h. ein armer Keufel ohne Haus und Herd, der vom Betteln lebt und mit einem Stocke in der Hand vom Aegris bis zum Indus und vom Persischen Meerbusen bis zum Kaukasus wandert. Trotz ihrer gemeinen Ausschweifungen und Spießbübereien gelten die Fakirs für Heilige und sind wegen ihrer angeblichen geheimen Tränken die einzigen Schlangenbisse, wegen ihrer Mittel gegen Impotenz und Unfruchtbarkeit der Männer und Weiber, sowie wegen des bösen Blicks gefürchtet und geehrt. Ueberall werden sie rücksichtslos behandelt, überall läßt man sie sich eindringen und gibt ihnen Alles auf den Ruf „Ya-All!“ An das Gelübde der Armuth halten sie sich nicht streng wenn es die Umstände mit sich bringen. Es gibt indeß auch welche die alle wahre Asketen in tiefster Zurückgezogenheit leben. Der meinige war keiner von ihnen, der dar einen Christen um Almosen und küßte sogar den Saum meines Rocks als ich ihm das Verlangte gab.

Eine andere Ruine scheint einen einzigen Saal gebildet zu haben, war aber bis zur Hälfte der Thürpfeiler verschüttet. Auch sie ist ganz mit Basreliefs bedeckt, von denen zwei den König darstellten, ernst, in einfachem Costume, in der rechten Hand einen Stoc, in der linken eine Lotusblume; sein langer Bart theilt sich auf der Mitte der Brust in zwei große Locken. Der Bart ist überhaupt bei jeder Person je nach ihrem Range anders formirt und oft ist der König nur an dessen Länge kenntlich. Der lange Bart muß daher wol ein hierarchisches Merkmal sein das den Dienstleuten unterjagt war.

Zu den Ausgrabungen die wir nöthig hatten verwendeten wir die umwohnenden Perser, die aber freilich nicht weit mit ihren kurzen Hacken kamen. Das Interesse das sie bei Entdeckung der schönen Sculpturen zeigten war aber doch nicht groß genug um ihnen nicht den Gedanken einzufloßen daß unsere eigentliche Absicht nicht Bißbegierde, sondern Nachgrabung nach verborgenen Schätzen sei, die wir durch die Inschriften entdeckt hätten. So war besonders das Gerücht entstanden: wir fänden alle Lage Gold, Silber und Edelsteine, und hätten ein goldenes Gefäß entdeckt das 16 „Batemanns“ oder 24 Kilogramme Goldwerth enthalte, und daß wir einen Theil davon dem Shah zum Geschenk überlassen wollten um das Andere mitnehmen zu dürfen. Diesem Glauben sind wol auch zwei nächtliche Angriffe zuzuschreiben. Gute Dienste erwiesen uns die beiden Soldaten aus Schiras, die aus unserm Späde eine Barrikade gemacht hatten und abwechselnd bei Nacht wachten. Um an mehre „Karavans“ oder Schildwachen glauben zu machen, steckten sie Röhren und Ränkel rings um das Feuer auf Pfähle. Trotzdem waren Herumstreifer im Finstern erschienen und hatten auf den Schuß unserer Schildwache geantwortet. An Verfolgung war bei der Nähe des Gebirges nicht zu denken.

Unter den weitem Basreliefs sind die noch zu erwähnen welche in der bizarrsten Zusammensetzung von Körpertheilen verschiedener Thiere bestehen und welche dann meist im Kampfe gegen Menschen abgebildet sind. Ein anderes stellt den König auf dem Throne dar, mit den Füßen sich auf ein Tabouret stützend. Letzteres zeugt durch die Heerlichkeit seiner Formen von einem für jene Zeit höchst entwickelten Geschmac und von weitvorgeschrilter Kunst.

In dem nördlichen Theile des Plateau, das zur gemeinsamen Unterlage der sämtlichen Bauten dient, steht man noch eine große Anzahl aus dem Groben zugehauener Blöcke, an sich ohne Interesse, aber ein Zeichen daß noch nicht die letzte Hand an diese unermesslichen Arbeiten gelegt war als sie vom Brand und von der Plünderung unterbrochen wurden.

Die Erbauer dieser ungeheuern Paläste hatten aber auch an ihre letzte, unterirdische Wohnung gedacht, und die großartigen Grabstätten die, im Felsen ausgehauen, mit Basreliefs verziert, meine Bewunderung erregten, fanden ihren Wohnungen im Leben an Pracht und Luxus nicht nach. Während ich diese Hypogäen durchforschte, kamen zwei Greise von kleiner Figur, aber kräftig, mit lebendigen Augen, einem Turban und schneeweißen Barte, den sie nicht wie die Perser schwarz gefärbt hatten, auf mich zu. Die Sprache die sie redeten war die Sprache Soroaster's und der „Bendavesta“, sie selbst Kaufleute aus Tezd und ihrer Religion nach Zebern, d. h. Feueranbeter, die dem großen König Dschemschid, der wie sie ein Feueranbeter gewesen war, einen frommen Besuch abstatten wollten, und sich alsbald einen Scheiterhaufen anzündeten dessen Flamme sie anbeteten. Eines der Basreliefs stellt eine solche Anbetung dar; die Scene war ganz dieselbe, und es konnte dieser Cultus also 2000 Jahre lang nicht von den Russenmännern unterdrückt werden.

Wir gelangten nach zwei Monaten endlich an das Ziel unserer Arbeit; das bisher stets schön und warm gebliebene Wetter wurde kalt und Schnee bedeckte die Gipfel der Berge. Wir sagten daher den bewunderungswürdigen Ruinen Lebewohl und machten uns auf den Weg nach Schiras. 13.

Notiz.

Rückert der Zauberer.

Als Sprachkünstler, als Sprachzauberer wird Rückert von seinen deutschen Landsleuten bewundert, aber die Ehre als Naturzauberer bewundert oder vielmehr mit Schrecken angestammt zu werden ist ihm noch nicht in seinem deutschen Vaterlande widerfahren, wol aber in Italien. Doch war daran nicht die Gewalt seines dichterischen Vermögens schuld, sondern die Fülle seiner Kopfhaare oder, euphemistisch zu reden, seiner Locken, mit denen er wenn auch nicht wie der olympische Zeus Himmel und Erde, doch die Herzen der ländlichen Bevölkerung von Rom erschütterte. Henriette Herz erzählt davon in den „Erinnerungen“: „Die Deutschen, sowol Künstler als Literaten, erregten in den nächsten Jahren nach den Freiheitskriegen bei den Römern, in höherm Grade aber als bei diesen, welchen der Anblick nicht mehr neu war, bei den Fremden, einiges Aufsehen durch ihre sogenannte deutsche Tracht, und mehr noch als durch diese durch das lang herabhängende, oft sehr verwilderte Haar, welches Schmutz keiner entbehren zu können glaubte, er mochte ihm nun gut oder schlecht stehen. Der groß breitschulterige Rückert besonders that in Bezug auf das Haar das irgend Erreichbare. Er war außerhalb Roms ein Schrecken der Kinder, aber nicht bloß der Kinder, oft sogar der Erwachsenen. Als im Sommer 1818 ich mit meiner Freundin Dorothea Schlegel und einigen andern Damen einige Monate in Genzano in einem am See von Remi belegenen Hause wohnte, gehörte auch eine ebenfalls in der Gegend wohnende Prinzessin Simonetti zu unsern Bekannten. Diese ging eines Tags, gefolgt von der Amme, welche ihr Kindchen trug, aus als ihnen plötzlich Rückert, der sich damals in L'Arcia aufhielt, in den Weg trat. „Simone mago, oimè Simone mago!“ (Simon der Zauberer! Wehe mir, Simon der Zauberer!) rief entsetzt die Amme aus, und war durch kein Breden zum Stehen zu bringen. Spornstreichs und ohne sich auch nur umzublicken lief sie wieder nach Hause, hinter ihr die Prinzessin, welche alle Ursache hatte für ihr Kind zu fürchten.“ 34.

Ueber „Francesca von Rimini“, Tragödie von Paul Heyse, und frühere Bearbeitungen des Stoffs.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Das zweite Stück ist „Polo und Francesca“ von Hans Köster (das zweite von seinen „Schauspielen“, Leipzig 1842). Während der Italiener bemüht war den Inhalt seines Dramas thunlichst auf die lyrischen Momente desselben zurückzuführen, hat ihn der Deutsche hier in behaglicher epischer, oder besser novellistischer Breite vor uns entwickelt. Form und Inhalt sind hier eben ein wesentlich Anderes geworden. Die Form ist die freiere des romantischen Dramas, mit mannichsamem Szenenwechsel; das Personal ist reicher, indem der Francesca außer ihrem Vater noch eine Stiefmutter gegeben, dem Polo (wie der jüngere der Malatesten hier heißt) ein alter deutscher Waffenmeister zur Seite gestellt ist und es auch an sonstigen Nebenfiguren nicht fehlt. Den Inhalt bildet jene erste der Erzählungen die die Ausleger Dante's enthalten, wo Polo die Werbung für Lanciotto (der auch hier diesen Namen führt und auch hier als Herr von Rimini erscheint) übernimmt.

Das Begebenheitliche steht durchaus im Vordergrund, und wir finden dasselbe überall planmäßig, zum Theil meisterhaft, motivirt, wenn auch in der Art daß der Localcharakter und der der geschichtlichen Epoche mit seiner culturhistorischen Eigenthümlichkeit nicht sonderlich berücksichtigt, dem Ganzen vielmehr, wie schon angedeutet, ein entschieden novellistisches Gepräge gegeben ist. An heiterem, gelegentlich vielleicht zu breitem Ausmalen solcher Situationen welche man in der Malerei mit dem Ausdruck „Genre“ zu bezeichnen pflegt ist dabei kein Mangel. Der Anfang des Stücks führt uns noch das feindliche Verhältnis beider Häuser, der Volentanen und Malatesten, vor. Guido's zweite Frau, Helena, geräth durch einen von Polo ausgeführten Ueberfall in die Gefangenschaft der Letztern. Es handelt sich um ihre Lösung, und nun ist sie es die zur Beilegung des ganzen Streites die Vermählung Lanciotto's mit der einzigen Erbin des Hauses Volenta, mit Francesca, vorschlägt und zugleich das dazu erforderliche trügerische Spiel ersinnt. Sie hat aber dabei noch geheime Pläne; buhlerischen

Sinnes will sie zugleich den Polo, der einen Eindruck auf sie gemacht, für sich gewinnen. Sie weckt auch später in Lanciotto leise den ersten Stachel der Eifersucht. In blinder Liebe für sie geht Guido auf den Plan ein. Die Composition der Intrigue ist in alledem vortrefflich ineinandergesügt. Die Begebenheit rollt sich nach dieser Anlage ab. Francesca, als Fürstentochter darauf gefaßt ihr Herz bei der Vermählung nicht zu fragen, erkennt freudig in Polo, als dieser statt Lanciotto's kommt, das Bild das ihrem Innern vorgeschwebt hat. Darum aber ruft sie nach der Erkenntniß des Betruges den Fluch vor allem auf Polo herab. Doch liebt sie ihn. Die Nothwendigkeit der Trennung ist da. Polo geht nach Ravenna. Aber unbesiegbarer Drang führt ihn wieder nach Rimini zurück. Er kommt zur nächtlichen Weile in den Schloßgarten, während Francesca vom Balcon herab ihre Sehnsuchtsklage den Lüften übergab. Die nächtliche Zusammenkunft bereitet sich vor. Polo's deutscher Waffenmeister, der ihm das ganze Stück hindurch in Weinlaune und schlichter Ehrlichkeit als treuer Eckart zur Seite stand, hält Wacht, und gerade sein Wachthalten läßt Lanciotto, als diesen sein ruhelofer Drang zur Stelle führt, das Geheimniß errathen. Der Waffenmeister fällt unter seiner Klinge, wie in der Schlussscene die Liebenden selbst. Für jene Lecture des „Lanzelot“ hat sich in dem Stück, der erwähnten Fabel und der Behandlung derselben entsprechend, keine Stelle gefunden.

Die Charaktere sind überall, nach den Bedingungen der Handlung, glücklich angelegt. Doch eigentlich nur soweit als erforderlich war die Handlung in Bewegung zu setzen, während eine Rückwirkung derselben auf die Charaktere nicht stattfindet. Sie bewegen sich, sie wachsen nicht mit der Handlung, wenigstens bei weitem nicht in gleichem Schritt; sie werden zum Theil selbst durch die Handlung überflügelt, wie jene Helena, die Stiefmutter Francesca's, die ursprünglich mit starken persönlichen Ansprüchen den Knoten für das Stück geschürzt hatte und im selbständigen Verlauf der Handlung alle wesentliche Bedeutung verliert. Der ganze Stoff aber wie er vorliegt, dies ganze unheilvolle Gewebe von Intrigue, Leidenschaft und Schuld, scheint sehr entschieden ein Herauskehren Dessen was innerlich in diesen Personen vorgeht nöthigzumachen.

Was davon vorhanden ist trägt wiederum mehr den allgemein lyrischen Charakter und ist in solcher Beziehung an einzelnen Stellen allerdings mit dichterischer Schönheit ausgeführt; aber es genügt nicht, es fehlt die Charakteristik des pathologischen Moments. Ich hebe zwei Punkte hervor, in denen die Entwicklung des Letztern für den innern Gang der Handlung vorzugsweise von Bedeutung gewesen wäre. Der eine betrifft die Ueberredung Polo's zu dem Betrüge. Wir finden ihn zu Anfang des zweiten Aufzugs zehend mit seinem Waffenmeister, ganz als einen übermüthigen Gefellen der wohl im Stande wäre etwa bei entsprechender Steigerung eben dieses Uebermuths in den gefährlichen Handel einzugehen. Dann kommt der Bruder dazu; Polo wird sehr ernsthaft und besonnen, stutzt und zaudert als Jener mit seinem Vorschlage herausrückt, und entschließt sich doch kurzweg als der Bruder einen einzigen geschickten Angriff auf seinen Edelmuth macht. Das scheint dem Unternehmen, welches, bei Lichte besehen, eben nur ein ziemlich schnödes ist, doch einen allzu schwachen Boden zu bereiten. Der zweite Punkt betrifft Francesca's Verhalten nach dem Betrüge. Sie hat Polo bei seinem ersten Erscheinen geliebt, hat ihre Liebe auf der Reise anmuthsvoll kundgegeben, hat dann jenen Fluch über ihn gesprochen; aber der Fluch ist nur Ausdruck momentaner Erregtheit gewesen. Polo erscheint vor ihr, und sie nimmt den Fluch ohne Weiteres zurück und spricht ihm aufs neue ihre Liebe aus. Und doch war ihr das Entsetzliche, ihrer Liebe die größte Schmach gerade durch den Mann ihrer Liebe geschehen: — waren solche Uebergänge zwischen Fluch und Reuerungen der Liebe ohne die tiefsten innerlichen Wandelungen möglich?

Die eben ange deuteten Mängel sind übrigens der Art daß sie doch wol zum guten Theil wenigstens durch die volle Kunst des Schauspielers zu ersetzen oder zu verdecken sein dürften. Ich glaube daß das Drama bei den sonstigen Vorzügen seiner Anlage immerhin ein wirkames Theaterstück sein würde.

Ich schalte hier eine Bemerkung ein, die zugleich auch für die Auffassung des folgenden Stücks nicht ganz unwesentlich, vorzugsweise aber für das Köster'sche nach der in diesem vorliegenden Behandlung des Stoffs von Bedeutung ist. Die Geschichte des Betrugs den Paolo, durch das Gesetz der Liebe für Francesca bestimmt, an dieser im Interesse des Bruders ausübt, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der altnordischen Heldensage von Siegfried (Sigurd) und Brunhild (die auch in unserm Nibelungenliede noch nachklingt). Siegfried und Brunhild stehen in ähnlichem Verhältnisse, das nur insofern allerdings noch schärfer ist als Siegfried schon früher um Brunhild geworden hatte, von dieser geliebt und nur durch Zauberkunst zum Vergessen seiner ursprünglichen Liebe gezwungen war. Siegfried gibt sich dann ebenso zu dem Betrüge her, der Brunhild in Gunther's Arme führt. Er kämpft statt des Letztern in ihrer Heimat und noch in der Brautnacht zu Worms mit ihr. Sie aber fühlt als sie zur Erkenntniß des Betrugs ge-

langt mit voller Gewalt die ungeheuere Schmach die ihr dadurch widerfahren, und weiß diese Schmach, statt ihrer mit einem schnell verklungenen Fluche zu gedenken, nur durch Siegfried's Mord zu rächen. Das ist das Ziel bis zu dem die Rache der in ihrem innersten Wesen verletzten Weiblichkeit bei dem noch ungebändigten Walten des Naturtriebes führt. Welch eine tief eindringende dichterische Gewalt, welche Fülle innerlichster Bewegungen ist erforderlich, um nicht bloß die Bändigung dieses natürlichen Gefühls, wie sehr immerhin die Civilisation an demselben geglättet und gefeilt haben möge, um auch das Umschlagen dieses Gefühls in eine neue, erhöhte, bis zum gemeinschaftlichen Untergange hinrollende Leidenschaft der Geschichte Francesca's gemäß, wahr und glaubhaft erscheinen zu lassen!

Als drittes Stück reiht sich den eben besprochenen nunmehr die „Francesca von Rimini“ von Paul Heyse an. Wir finden hier der Hauptsache nach die von Köster behandelte Fabel aufgenommen, sie aber zugleich einer wesentlich abweichenden künstlerischen Absicht unterworfen. Es kam dem jüngsten Dichter, um Dies von vornherein auszusprechen, vor allem darauf an jene pathologische Entwicklung der Charaktere — und zwar augenscheinlich zugleich derjenigen subjectiven Stimmung entsprechend mit welcher er sich des Stoffs bemächtigt — zur Darstellung zu bringen. Demgemäß ist die Form, ohne irgend auf die monotone Geschlossenheit des Italieners zurückzugehen, doch wiederum eine ruhigere, voller austretende geworden als bei dem deutsch-romantischen Vorgänger. Demgemäß ist auch dem Begebenheitlichen mit seinen Nebenumständen ein ungleich geringerer Raum gegeben; ja, hierin sind Lücken, Willkürlichkeiten, Mängel vorhanden die nicht füglich zu rechtfertigen und vielleicht nur durch jugendliche Unbekümmertheit von Seiten des Autors zu erklären sein möchten. Von der Basis einer culturgeschichtlichen, einer localen Charakteristik ist hier ganz abgesehen. Von einer ursprünglichen Feindschaft zwischen den Fürstenhäusern der Polentanen und Malatesten ist keine Rede. Auch haben beide Häuser nur dem Namen nach die fürstliche Eigenschaft; ihre Verhältnisse, alle Beziehungen des Stücks hindurch erscheinen wesentlich nur als die privaten reicher Adelsfamilien. Der alte Malatesta, der Vater der beiden Brüder, lebt noch als regierender Herr von Rimini; Paolo ist ohne weitere Angabe des Grundes zum ältern Bruder gemacht. Er will sich — auch ohne Angabe des für einen fürstlichen Erstgeborenen doch aller Voraussetzung nach sehr gewichtigen Motivs — dem geistlichen Stande widmen; er hat in Bologna studirt, kommt in der Verfassung eines Studenten nach Ravenna, trifft den Bruder, der sich in Ravenna umhertreibt ohne daß der dortige Hof davon Etwas weiß, oder ohne daß die Mittel für die Bewahrung eines etwaigen Incognito angegeben wären, auf der Gasse, wird von diesem für die läugerische Werbung gewonnen, geht sofort zum alten Polenta und bringt auch (zwischen dem ersten und zweiten Act) die verhängnißvolle Procurationsheirath zustande, ohne daß ir-

gend ein sachliches Hinderniß entgegengesetzt wäre u. dgl. m. Es bedarf des Nachweises nicht daß diese Dinge auf nicht existirenden Voraussetzungen beruhen.

Aber ebenso bedeutend macht sich jenes pathologische Moment, jene Charakteristik der Leiden und Leidenschaften, an denen edle und unedle Charaktere krankten und durch welche sie bei der Verschlingung ihres Geschicks zusammen in den Abgrund gerissen werden, gleich mit dem Beginn des Stückes geltend, ja, in so fesselnder Weise daß wir uns durch sie über die Willkürlichkeiten der äußern Anlage vorerst in der That hinweggehoben fühlen. Lanciotto (wie der zweite Bruder hier wiederum heißt) ist der häßliche wüste Fessel der ursprünglichen Erzählung. Wir finden ihn mit rohen Genossen auf der Gasse, trunken, aber in tiefem innerm Zwiespalt; denn er hatte Francesca gesehen und ein edleres Verlangen war in ihm mächtig geworden. Er überhäubt sich selbst durch schamloses Treiben. Da geht Francesca mit ihrem Vater vorüber; ihr Anblick bringt ihm aufs neue seine innere Schnöblichkeit zum Bewußtsein. Dann folgt die unerwartete Begegnung beider Brüder; ihr inneres Verhältnis zueinander und zum Leben wickelt sich vor unsern Augen ab. Es ist das drückende Gefühl der körperlichen Häßlichkeit das in Lanciotto auch eine geistige Häßlichkeit erzeugt, ihn namentlich von früh auf zum Widersacher des schönen, milden Bruders gemacht hat. Jetzt könnte Lanciotto mit dem Geschick und mit dem Bruder ausgeföhnt werden; aber darf er es wagen zu Francesca zu gehen und um ihre Liebe zu werben? Paolo fühlt herzliches Mitleiden mit dem Bruder und wird von diesem nun, durch alle Mittel der Sophistik einer verzweiflungsvollen Leidenschaft, zu dem Betrüge gedrängt; edel, aber ohne starken Willen, fühlt Paolo sich einen Gegengrund nach dem andern entziehen, und gibt endlich, innerlichst ermattet, seine Einwilligung. Damit schließt der erste Act. Es sind beklemmende Zustände in die wir uns versetzt fühlen; es ist uns als ob eine, allerdings meisterliche Hand die Sonde tief in krankhaft verletzte edle Theile einlegt.

(Der Beschluß folgt.)

Robespierre's Triumph und Sturz. Ein Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution von Theodor Ditz. Leipzig, Costenoble und Rimmelmann. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ist Robespierre in der jüngsten Zeit sogar auf den Kothurn der Tragödie hinaufgeschraubt worden, darf es da noch Wunder nehmen wenn die Feder der Geschichtsschreiber den Helden „in seiner einsamen, reinen, tragischen Größe“ der erkauften Welt zu zeigen den Muth hat? Es ist allerdings von Franzosen vor nicht so gar langer Zeit der Versuch gemacht worden eine Vertheidigung des so überberücktigten Revolutionshelden auf den natürlichen Charakter und das frühere Privatleben Robespierre's zu gründen; ihn aber gleich den mythischen Gestalten des Alterthums als eine Person hinzustellen an welcher die Moralität der republikanischen Doctrin in ihrem reinsten Glanze erscheine, in ihr sich gewissermaßen verkörpert habe, so daß an ihr die Lehre von der republikanischen Jugend am überzeugendsten demonstriert werden könne: dieses Gebahren mit

Robespierre ist denn doch ganz neu und unerwartet. Und gleichwohl ist Dem so. Denn Stellen (im Buche des Hrn. Ditz) wie z. B.: „die Größe, die Reinheit und Größe, der Heroismus der Revolution starben mit Robespierre“, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen. Und die Geschichte hat ihre Pflicht gegen „den großen Chef der Demokratie“ noch nicht erfüllt. „Trifft die reinste, heroischste Gestalt der großen Befreiungstragödie nicht noch heute in vielgerühmten, geistreichen Geschichtswerken als die romanhafte Figur welche der Haß, die Verleumdung, die Todesangst verzweifelter Parteien geschaffen? Und doch gibt es nur wenig Charaktere die sich so einfach, offen, sich selbst unüberbrüchlich treu entwickelt haben; und doch gibt es nicht leicht ein Leben eines weltgeschichtlichen Mannes von dem man mit ebenso viel Wahrheit als von dem Robespierre's sagen kann: «Hier ist eine Bühne die weder Vorhang noch Coulissen hat und wo die Acteurs sich in Gegenwart der Zuschauer an- und entkleiden»; und doch existirt der «Moniteur» der mit unwiderleglicher Evidenz die sonderbaren Romangebilde zunichtemacht!« Allein trotzdem daß Robespierre mit allen Eigenschaften ausgerüstet erscheint die eine tragische Größe zu bilden vermögen, so war er „doch nicht der rechte Mann für Frankreich. Bald fand sich dieser rechte Mann: er bekämpfte nur die letzten Regungen republikanischer Selbständigkeit, er cultivirte die menschliche Gemeinheit, die ihm immer noch nicht gemein genug war, er verstand sich und regierte mit dem «Verbrechen»; ihm war der Mann welchen die zürnende Gerechtigkeit Robespierre's als «fellen und verächtlichen Betrüger» gebremdet unentbehrlich, und die rastlose Thätigkeit dieses imperialistischen Genies, das nur für sich zu schaffen wähnte, hatte am Ende nur fremden Interessen gedient, hatte Nichts vollbracht als dem alten Gottesgnadenthum die Wege zu bereiten und es von Schranken zu befreien die seinem Absolutismus bisher noch hindernd entgegengetreten“. Also Napoleon stiege herab von deiner Ruhmeshalle und überließ keinen Platz der „reinen Größe“ Robespierre's! Denn daß du die Tempel der Vernunft zerstört, die Religion wieder mit der Kirche in ihre Rechte eingesezt, den zerrütteten Staatsorganismus durch neue Festgebäude geordnet, Frankreichs Waffenruhm durch die Welt getragen und überhaupt der Träger einer neuen Epoche in der Weltgeschichte geworden bist: was ist Das anders als eine glänzende Sünde im Vergleich zu „der tragischen Größe“ eines Robespierre dessen letzte Worte lauteten: „Ich bin geschaffen um das Verbrechen zu bekämpfen, nicht es zu regieren!“ Dieselbe „reine Größe“ errichtete ja auch die Tempel und Altäre der Vernunft, schaffte die Religion ab und die Gebräuche welche an das Heilige erinnern und ihm gebühren. Halb nackte Frauen und Mädchen saßen in einer Löwenhaut mit Kränzen von Kornähren und Eichenlaub auf den Hochaltären; man löschte die Kerzen aus, zündete eine Schüssel mit Branntwein an und feierte um die blaue Flamme die Orgien der Naturreligion. Es ist bekannt daß der Convent das höchste Wesen (1794) „decretirte“ und daß zu Ehren dieses decretirten Wesens von demselben Convent eine Festfeier für den 10. Prairial (8. Juni) angeordnet ward. Robespierre war Festpräsident. Theilen wir jetzt unsern Lesern, deren wol nur Wenige mit der bizarren Erscheinung näher bekannt sind, die Beschreibung jener Festfeier in ihren wesentlichen Zügen mit, weil sie ein scharfes Streiflicht auf den Charakter der „reinen Größe“ zu werfen geeignet sind. „Der 10. Prairial war ein sehr schöner Tag: der Himmel strahlte von dem reinsten Blau. Kaum färbte das Frühroth den Osten, als schon von allen Seiten die Klänge einer kriegereichen Musik in Paris ertönten, dreifarbigte Fahnen herab von den Häusern wehten und die Thore und Säulenhallen mit grünen Gewinden bekränzt erschienen. Kanonendonner gab der Bevölkerung das Zeichen ihre Wohnungen zu verlassen. Die Straßen und öffentlichen Plätze füllten sich bald mit Menschen, welche verschiedene Gruppen bildeten, alle reich mit Blumen geschmückt. Hierauf gab sich die Menge unter Trommelwirbel eine geordnete Gestalt: die jungen Männer mit Flinten be-

waffnet bildeten ein vierziges Bataillon um die Fahne ihrer respectiven Sectionen. Die Mütter mit Rosenbouquets und die Mägler mit Blumenkörbchen trennten sich von den Vätern welche den Degen trugen, und ihre Söhne führten einen Eichenzweig in der Hand. Eine Artilleriefalve verkündigte den Beginn des Festes. Robespierre, der im Pavillon der Flora bei dem Geschworenen Bilate ein Frühstück einnahm, betrachtete aus dem Fenster das den Garten der Luiterien beherrschte freude-trunkene das ungeheure Zusammenströmen der geschmückten und fröhlichen Massen. „Da ist der interessanteste Theil der Menschheit, das Universum ist hier versammelt. O Natur, wie ist deine Macht so erhaben und kostbar! Wie müssen die Tyrannen bei der Idee dieses Festes erbleichen!“ Er vergaß sich im Anschauen, er ließ den Convent auf sich warten. Unter kriegerischer Musik erschien er an der Spitze seiner Collegen in dem Amphitheater wo die Volksmasse versammelt war. Alles schwieg still. Da begann Robespierre: „Er ist endlich herangekommen, der für immer glückliche Tag den das französische Volk dem höchsten Wesen widmet. Niemals bot ihm die Welt die es geschaffen ein seiner Blüthe gleich würdiges Schauspiel dar. Es sah auf der Erde die Tyrannei, das Verbrechen und den Krieg herrschen; es sieht in diesem Augenblicke eine ganze Nation im Kampfe mit allen Unterdrückern des menschlichen Geschlechts den Lauf ihrer heroischen Arbeiten unterbrechen, um ihre Gedanken und ihre Wünsche zu dem großen Wesen zu erheben das ihr die Mission gab sie zu unternehmen und die Kraft sie auszuführen. Ist es nicht das höchste Wesen dessen unerblickliche Hand, eingrabend in das Herz des Menschen das Geseß der Gerechtigkeit und der Gleichheit, hier das Todesurtheil der Tyrannen einzeichnet? Beschloß es nicht schon im Anfang der Zeiten die Republik und setzte für alle Jahrhunderte und für alle Völker die Freiheit, die Aufrichtigkeit und die Gerechtigkeit auf die Lageordnung? Alles was gut ist ist sein Werk oder ist es selbst. Das Böse gehört dem verderbten Menschen der seines Gleichen unterdrückt oder unterdrückt läßt. Der Urheber der Natur hat alle Sterbliche durch eine unermeßliche Kette von Liebe und Glück verbunden. Es mögen die Tyrannen untergehen welche sie zu zerbrechen gewagt haben! Franzosen, Republikaner, an euch ist es die Erde zu reinigen von denen die sie beschmutzt haben. Die Freiheit und die Tugend sind zusammen aus dem Schooße der Gottheit hervorgegangen: die eine kann nicht ohne die andere unter den Menschen weilen. Hochherziges Volk, wußt du über alle deine Feinde triumphiren? Uebe die Gerechtigkeit und bringe der Gottheit den ihr einzig würdigen Cultus dar. Volk, überlassen wir uns heute unter den Auspicien des höchsten Wesens den gerechten Entzückungen einer reinen Freude: morgen wollen wir wieder die Tyrannen und die Laster bekämpfen; wir werden der Welt das Beispiel der republikanischen Tugenden geben: wir werden die Gottheit dadurch wieder ehren.“ Er schloß seine Rede, deren mittlerer Theil natürlich des Anfangs und des Endes würdig war, den wir aber füglich übergehen können, mit den Worten: „Wesen der Wesen, du kennst die Creaturen die aus deinen Händen hervorgegangen sind, ihre Bedürfnisse und geheimsten Gedanken. Der Haß gegen die Treulosigkeit und Tyrannei brennen in unsern Herzen mit der Liebe zur Gerechtigkeit und zum Vaterlande; unser Blut fließt für die Sache der Menschheit: sieh da unser Gebet, sieh da unser Opfer, sieh da den Cultus den wir dir bieten.“ Bei der Rückkehr von dieser bigarren religiösen Feier eilte Robespierre, der ausgesehen elegant gekleidet und freudestrahlenden Angesichts war, seinen übrigen Collegen voraus; den ehrgeizigen Schauspieler richtig erkennend, bemerkten Einige derselben sehr treffend: „Will er sich nicht zum Gott machen? Ist er nicht der Hohenpriester des höchsten Wesens? Seht da den revolutionnären Papst!“ Auch diese Farce bestätigt vollkommen das Urtheil was Jacob in seinen „Beiträgen zur französischen Geschichte“ ausspricht: „Robespierre's wahnsinniger Ehrgeiz strebte zu offenkundig nach der höchsten Gewalt; seine zur Schau ge-

tragenen Ideen von öffentlicher Tugend, von Moral und Menschenliebe sollten nur umso mehr die Ausschäfte der öffentlichen Wohlthat und der allgemeinen Sicherheit dem Pöbel bloßstellen, als ob von ihnen allein die unzähligen Hinrichtungen ausgegangen wären.“ Dieser „reine Geist“ würdigte das göttliche Wesen zu einem Schutzpatron der Republikaner herab, die nach seiner Meinung den Ehrgernauftrag hatten die „unreine Race“, die Gegner der Schreckensherrschaft und der Ausgeburt des politischen Fanatismus zu vertilgen. Und um selbst die Gemäßigtern und Bessern für diese Tollheit zu gewinnen, sagte er das Volk bei seiner schwachen Seite, bei seiner Eitelkeit, bei seiner Waffenliebe, bei seinem Durst nach Kriegsrühm durch militairisches und buntes Schaugepränge. Aber er hatte Männer in seiner Nähe die ihn keinen Augenblick aus den Augen ließen, indem sie ihn richtig durchschaute und ihre eigene Gefahr ihm gegenüber erkannten; und womöglich noch schlechter und noch weniger vor Gewaltthaten als ihr Herr und Meister zurückschreckend, stürzten sie ihn ins Verderben. Sein Ausgange war bekanntlich moralisch und physisch furchtbar: er starb unter der Hand einer schrecklichen aber gerechten Nemesis.

Fragen wir jetzt, den Text des vorliegenden Buches verlassend, nach dem wahren Zweck desselben, so gelangt man bald zu folgender Ueberzeugung. Die deutschen Republikaner bedürfen eines Heros, eines Schutzpatrons, eines Latismans, zu dem sie ihre Blicke erheben und von dessen Antlitz sie Begünstigung für ihre Sache einschlürfen können. Die allbekannt und allerdings in ihrer Art hervorragende Gestalt Robespierre's schien am geeignetsten zu diesem Zwecke und Berufe zu sein. Allein das deutsche Volk kennt ihn ja fast nur als Tyrann, als Blutmenschen, als den Nero der Neuzeit. Dieses düstern Gewandes mußte er also entkleidet werden und von der Poesie sowohl als von der Geschichtschreibung die Weihe einer „reinen und tragischen Größe“ empfangen. Von diesem Gesichtspunkte aus muß Dopy's Buch betrachtet werden. Aber gerade die rühmlichste Eigenschaft desselben, die Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung, ist der gefährlichste Gegner der Tendenz geworden: dem aufmerksamsten und kundigen Leser hat der Verfasser dem Robespierre die Maske weiter als viele Andere vom Gesicht gerissen!

44.

Literarische Notiz.

Führer durch das Britische Museum.

Die Herren Chambers in Edinburgh sind kluge Buchhändler. Während — wie geglaubt wird — eine Million Menschen daran denken die Welt-Industrie-Ausstellung in London zu besuchen und nebenbei London zu „besehen“, geben sie einen Führer durch eine von Londons größten Sehenswürdigkeiten: „The British Museum, historical and descriptive“ (Edinburgh 1851), heraus. Es würde der Million nicht zur Ehre gereichen, wenn weniger als ein Sehtel das Museum in Augenschein nähmen. Facit 100,000. Kauft dann nur Einer von Sehn einen „Chambers“, macht Das 10,000 Exemplare. Gut demnach wie muthmaßlich die Speculation, ist das Buch zuverlässig gut und hilft wirklich einem Bedürfnisse ab, indem der im Museumgebäude zum Kauf ausliegende Katalog eigentlich nur besser ist als keiner. Der ungenannte Verfasser hat zwei Zwecke verfolgt: ein mal den das Museum vollständiger und unterhaltender zu beschreiben als der officiële Katalog, und zweitens den ein Buch zu liefern welches das Museum auch denen veranschaulicht die es nicht besuchen. Beide Zwecke dürfte er genügend erreicht haben. Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte: 1) Allgemeine Einleitung (Entstehen, Geschichte, Beschreibung und Leitung der Anstalt); 2) Geidenthum; 3) Naturgeschichte; 4) Sculpturen; 5) Bibliothek. Bei jedem Abschnitte sind eine Menge dahin gehörige wissenschaftliche Dinge eingewebt. Mit Einem Worte, das Buch lobt den Verfasser, und der Käufer wird das Buch loben.

31.

Ueber „Francesca von Rimini“, Tragödie von Paul Heyse, und frühere Bearbeitungen des Stoffs.

(Schluß aus Nr. 67.)

Der zweite Act zeigt uns die Krankheit mehrseitig vorgeschritten. Paolo hat Francesca nach Rimini gebracht. Sie hat Liebe zu ihm empfunden und Liebe in ihm, der doch nur ihr Schwager ist und dessen die Lonsur wartet, hervorgerufen. Der einfache Betrug senkt ihn, den willenslosen, in tiefes Grübeln. Aber die Dual soll sich steigern. Es ist noch nicht Abend. Lanciotto besteht darauf daß der Bruder die Rolle des Gatten noch bis zum Schluß des Tages fortspiele. Francesca's innig-järtliches Wesen, das täppisch-frivole Dreinreden des alten Malatesta macht die Stunden zu Jahresmarten. Noch ein Umstand erhöht die Schwüle der Atmosphäre. Francesca ist vom Dichter ganz eigenthümlich gefaßt; so sinnig und liebenswürdig sie erscheint, so vermist man in ihr doch — in der Art und Weise wie sie entgegenkommt, wie sie zuerst sich hingibt, wo der Mann fodern müßte — das charakteristisch Jungfräuliche. Ihr Wesen würde dies in der That Befremdliche (was im Folgenden noch ungleich stärker hervortritt) nur dann verlieren, wenn der Dichter sie etwa als junge Witwe eingeführt hätte; sollte er sein Stück später überarbeiten, so würde dies vielleicht die allerwichtigste der erforderlichen Veränderungen sein. Wie Dem indes sei: die leise aufbrechende und im Lauf des Stücks immer minder verhaltene Blut dieses Weibes ist wiederum eine Macht, und zwar die stärkste, der die Natur Paolo's, unfähig inen selbständigen Willen zu behaupten, verfällt. Der dritte Act bringt Francesca die Erkenntniß des Betrugs. Sie bricht zusammen und — versucht zu beten. Von Rache, von Fluch gegen den zumüth Schuldigen, gegen Paolo, keine Spur. Sie kommt hernach noch am Morgen mit ihm zusammen; sie bringt ihm unaufgefordert ihre Verzeihung. Ein längeres Gespräch spinnt sich an. Sie hat Besonnenheit genug nach Zerstreung die sich durch Hochzeitgeschenke darbietet auszusehen. Man kommt zur Lecture des „Lancelot“, durch die Lecture zur Umarnung. Paolo ist durch den neuen Verrath den er hienit begangen aufs neue zerschmettert; sie ist gefaßt, sie übt sich gerade durch diesen Kuß erst von der Schmach

entführt. Paolo beschließt Rimini zu verlassen; man will aber am Abend nochmals geheim zusammenkommen. Die ganze Situation ist sehr befremdlich und erscheint fast unwahr. Sie gewinnt indes, wenn auch nicht Schönheit, so doch genügende Realität, wenn wir für Francesca ein Verhältniß etwa wie das vorhin angedeutete unterstellen. Von dem Gefühl einer durch Trug — durch Trug von dem Manne der Liebe gemordeten Jungfräulichkeit ist hier eben keine Spur; vielmehr handelt es sich hier nur um ein allgemeines Gefühl von Schmach, das der Weiblichkeit angethan ist und das seine Entföhnung durch freiwillige Hingabe an den Mann der freien Wahl sucht. Es macht sich hierin wiederum die Gewalt des Naturtriebes geltend, aber etwa der Gegenpol jenes natürlichen Gefühls welches die Brunhild der alten Sage zu Rache und Mordtrieb. Wir können es bei der ganzen Passivität Paolo's, bei dem bereitwilligen Verzeihen seiner argen Schuld, bei der Schnelligkeit mit welcher die Morgenscene auf die Nacht und auf das Erkennen des Betrugs folgt, nicht verkennen daß der Naturtrieb hier seiner mitwirkenden geistigen Macht entkleidet ist. Das Schwüle, Beklemmende des ganzen Gedichts, das Element desselben, das vom höhern künstlerischen Standpunkte aus eben nur als häßlich bezeichnet werden kann, prägt sich hier, trotz der auch in diesen Scenen hervorleuchtenden meisterhaften Behandlung (und vielleicht gerade durch dieselbe) in seinem vollen Gewichte aus. Später, gegen den Schluß des Dramas, schlägt es noch einmal in scharfer Flamme auf.

Indes ist im Verlauf des zweiten und dritten Acts noch Anderes vorgeführt worden. In Rimini lebt eine Dame von zweideutiger oder vielmehr unzweideutiger Lebensstellung, Lauretta, deren Winken Lanciotto bis dahin gefolgt war und auf deren Gemüth nun Paolo's Erscheinen auf der Gasse einen bewältigenden Eindruck gemacht hat. Sie will Paolo für sich gewinnen, nöthigenfalls mit Gewalt, sie drängt sich in das Haus ein, sie erpreßt von Lanciotto Geld zur Ausführung ihrer Pläne, sie schaut mit raschem Blick in die Lage der Verhältnisse (von denen sie hernach auch noch durch Zufall weitere Kunde gewinnt), sie wirft in Lanciotto's Brust, wo schon bei der Rolle die er selbst dem Paolo aufgedrungen alle bösen Geister auf der Lauer stehen, den zündenden Funken der Eifersucht,

den sie auch später noch trefflich zu nähren weiß. Hier entwickeln sich innere und äußere Conflict, in denen die volle dämonische Gewalt der Leidenschaft und in ihrer Darlegung von Seiten des Dichters ein energisches künstlerisches Bewußtsein jutagetrift, das unser sittliches und ästhetisches Interesse ungleich mehr fesselt als jene Hauptfabel des Stück, und den Schwerpunkt desselben wesentlich auf diese Seite wirft. Das zehrende Fortwuchern der Eifersucht Lanciotto's auf dem Grunde seiner ganzen Vergangenheit und des von ihm selbst beschworenen Trugs, und der Kampf dieser Leidenschaft mit den edlern Eindrücken die er momentan durch Francesca's bewusste Ruhe und Resignation empfängt auf der einen Seite, auf der andern Seite das Ringen Lauretta's, sich, freilich mit all den Künsten die eben in ihrem eigenthümlichen Gesichtskreise liegen, aus dem Schlamm ihrer frühern Daseins heraus und zum Gewinn einer höhern, das Leben mehr ausfüllenden Leidenschaft emporzuarbeiten, geben hier die Elemente einer tiefen erschütternden Tragik.

Der vierte Act bringt die Conflict, zu denen all dies Widerstreitende, durch leichte Veranlassung in noch nähere Berührung gebracht, zusammenschlagen muß. Am Ende des Acts ist die Frucht des Unheils reif; der letzte Act bricht sie vom Baum. Hier begegnen wir Francesca und Paolo noch in zweimaligem Beisammensein, im Zimmer und im Garten. Aber die Nemesis rächt sich an dem Dichter selbst für die Anlage die er ihrem Verhältniß gegeben hatte. Es fehlt diesem Verhältniß die geistige Gewalt der Leidenschaft, und es kann daher nur sinnlich zu Ende gehen. Paolo wird abermals an Francesca's fieberischer Blut, jetzt zu gleichem Fieber, entzündet. Er spricht Worte denen das Bewußtsein des geistigen Daseins schon ausgegangen ist, und sie — ähnlich, nur im entgegengesetzten Sinne blasphemierend wie Silvio Pallico's Francesca. — erwidert: „So heil'ge, tiefe Dinge sprachst du nie!“ Es thut wohl daß, als sie Beide durch Lanciotto ermordet sind und dieser vom Wahnsinn geschüttelt wird und der alte Vater gebrochen daliegt, Lauretta erscheint und für das zerstörte Haus sorgt und sich eine Sänfte bestellt die sie zum Kloster bringe. Sie ist die tragische Person des Stück.

Der Dichter hat es, um das unerfreulich Wirkende seiner Tragödie noch einmal kurz zusammenzufassen, darin vornehmlich versehen daß er die Beziehung zwischen Francesca und Paolo als ein sinnliches Verhängniß gefaßt, daß er der Leidenschaft die zwischen ihnen walte nicht zugleich das stärkere Wehen des geistigen Athems gegeben hat. Zur Strafe dafür mag er zusehen wie er mit den klugen Leuten die dem Dichter die Missethaten seiner Helden in Rechnung schreiben fertig wird. Dann aber, nach der einmal angenommenen Voraussetzung, hat er mit strenger künstlerischer Consequenz und, wennschon nicht pruder Manier, was dieser Stoff am wenigsten gestattete, so doch noch viel weniger denen welche in der Behandlung eines solchen Stoffs ein lusternes Behagen erwarten möchten zu Gefallen gearbeitet. Welche tragi-

schen Conflict er seinem Stoff im Uebrigen abzugewinnen, mit welcher Energie er dieselben durchzuführen gewußt hat, ist im Vorigen ebenfalls schon angedeutet worden. Ebenso, mit welcher Meisterschaft er dem Kranken der Seele, die der Leidenschaft dahingegeben ist, und den verschiedenen Stadien der Krankheit nachzugehen und uns dessen lebensvolles Bild aufzurollen weiß. Es muß hinzugefügt werden daß hiermit sein Vermögen in der Zeichnung der Charaktere gleichen Schritt hält. Dies gilt zunächst von Francesca und Paolo, wenn Beide auch, eben als Charaktere, die wenigst erquicklichen des Stück sind, und ungleich mehr noch von den übrigen Personen, von Lanciotto und Lauretta, von Lauretta's kleinem Pagen, einem Muster von Burschen, wie er dem Haushalt solcher Dame ziemt, von dem alten Malatesta, durch dessen graue Haare sein ganzes ungebunden lustiges Jugendtreiben noch durchschimmert, und nicht minder von Lanciotto's müsten Genossen in Ravenna und Rimini. Jeder Charakter steht an seiner Stelle; das Stück Handlung an welchem er Theil hat entwickelt sich mit aus ihm, wie er dadurch bedingt ist. In Sprache, Ausdruck, Vers endlich (Verse und Prosa wechseln) sehen wir eine vollkommene Herrschaft über das äußere dichterische Material. Die Gedanken sind in stetem klarem Fluße, manchmal lieblich spielend, oft in die Tiefe gehend und wühlend, oder mit einem einfachen Bilde sich umkleidend. Ueberall sind sie naiv wie die Form in der sie gegeben werden. Es ist überall Das was nach dem Moment der Handlung, nach der Stellung der Personen gesagt werden muß. Ebenso naiv ist die Saphildung, ganz dem dramatischen Zwecke entsprechend, fest, zusammengehalten und durchweg von einem einfachen musikalischen Wohlklange durchhaucht.

Ich glaube daß die Tragödie in ihren eigenthümlichen Vorzügen (auch vielleicht in ihren Mängeln), in dem Herausarbeiten jenes pathologischen Moments und in der Durchführung desselben durch den ganzen Bau und das Geäder des Stück, ein sehr charakteristisches Denkzeichen ist, wenn nicht für die gesammte dichterische Aufgabe der Gegenwart, so doch für einen sehr wesentlichen Theil derselben. Ich glaube zugleich — und ich hoffe daß das Vorstehende die Gründe dieses Glaubens zur Genüge dargelegt hat — daß hier eine dichterische Kraft aufgetreten ist, die der Hemmungen welche ihren freien Flug noch zu behindern scheinen sich leicht wird entledigen können, und daß der „Francesca“ bedeutendere und immer bedeutendere Leistungen folgen werden. Möge der Dichter meinem Glauben bald die weitere Bestätigung bringen!

J. Angler.

Die Philosophie der Zukunft von Smetana.

Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie von Aug. Smetana. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, dessen Lebensschicksale aus den Zeitungen bekannt sind *), stellt sich in diesem Buche die Aufgabe: das

* Er ist vor kurzem in Prag gestorben.

Problem welches die Philosophie jetzt zu lösen habe in seiner geschichtlichen Nothwendigkeit nachzuweisen. Gegen die Prämissen sowol im Anfange, die eigenthümliche Annahme hauptsächlich einer Philosophie des Orients, wie namentlich auch die Auffassung der neuesten Philosophie, lassen sich erhebliche Einwendungen machen; weniger Streit möchte sich erheben gegen das Ziel welches der Verfasser stellt, und jedenfalls wird der Schrift das Prädicat einer fleißigen und geistreichen Arbeit zukommen müssen.

In der Vorrede wird die Philosophie von dem Verfasser gegen die Praktiker verteidigt, mit denen er ein leichtes Spiel hat, namentlich aber gegen die Politiker die den Deutschen den Vorwurf machen daß sie gerade über ihren Speculationen nicht u der politischen Freiheit anderer Nationen gelangen. Denn die Freiheit sei auch nur etwas Einseitiges, Nichts als eine Regation. Ihr müsse erst ein Werth verliehen werden durch die Liebe der Menschen zueinander, diese sei aber nur möglich durch die Erkenntniß der letzten Gründe der Dinge, welche bedingt sei durch die theoretischen Untersuchungen, welche anzustellen der Weltgeist dem deutschen Volke als seinen Antheil zugewiesen. Die Erungenschaften aber des deutschen Geistes n das Leben der Geschichte und der Natur einzuführen, die Geschichte zum socialen Leben zu befehlen und die Natur zur künstlerischen Schöpfung zu veredeln, diese Bestimmung ist nach des Verfassers Meinung den slavischen Völkern der Zukunft ugefällt, wie ihm die Universalität und die tiefe Anlage derselben zum Socialismus und ihr inniger Kunststinn erbürgen. Der Weltgeist wird in nicht ferner Zukunft, so verflagt uns der Verfasser, unter den Slaven seinen Thron auen, Deutschlands Bestimmung wird in Erfüllung gegangen ein, der Geist der deutschen Philosophie, nachdem er sein reiches Leben in die Schöpfungen der Liebe und Kunst ausgehaucht hat, in der Slawa unsterblich leben, sowie der Geist der Griechen und Römer in der Geschichte der germanischen Völker eine Unsterblichkeit gefeiert hat. Es kommt nur noch darauf in die deutsche Bildung zum Abschluß zu bringen, den deutschen Reichthum zu ordnen und unsern Nachkommen, d. h. den völkerobernden Slaven, zum Genuß vorzubereiten. Auch diese Schrift soll nur ein Versuch sein den Abschluß der deutschen geistigen Cultur einzuleiten.

Sich als ein wichtiges und nothwendiges Moment in der Entwicklung der Menschheit zu wissen und anerkannt zu sehen, ist allerdings nichts Berächtliches, und wir Deutschen haben uns schon so sehr daran gewöhnt und die Hellenen der Reuzzeit u nennen daß der Vergleich des Verfassers uns gar nicht mehr auffällt. Aber denselben soweit auszubreiten daß mit der zeitigen Befruchtung der Menschheit durch das Germanenthum nun auch unser politischer Tod eintreten müsse, dazu will sich unser Selbstgefühl doch noch nicht herablassen, so sehr die neuesten Zeitverhältnisse dasselbe auch geschwächt haben mögen; noch auch sind wir genöthigt gerade in die slavischen Völkern ine nothwendige Entwicklungsstufe anzuerkennen, denn noch eben wir nicht daß etwas Neues in die Geschichte eintrete, wie Dies beim Erscheinen der Germanen auf dem historischen Boden der Gall war, noch weniger daß die slavischen Nationen die Träger dieser Idee seien.

Die Katastrophe der Geschichte der Philosophie, beginnt nun der Verfasser, ist mit Cartesius eingetreten, ihr Ausgang ist nicht mehr zu verkennen: es ist nämlich die Erkenntniß der Identität des Denkens und des Seins. Die occidentalische Philosophie bemühte sich von je im irdischen Wissen, die orientalische ruhte im göttlichen Sein. Das göttliche Sein ist das Princip der Einheit, das irdische Wissen das Princip der Entzweiung, der Zerspaltung, der Vielheit. Im Orient war Alles Eins: die Welt war die Gottheit selbst, die Philosophie war noch Eins mit der Religion. Erst der Decident schied die Welt und Gott, und damit entstand die Religion als Complement des von seinem Sein gelösten Wissens. Die höchste Bestimmung des Orientalen war tiefe ungestörte Ruhe und das

Erkennen ihm besser als das Handeln. Der Occidentale war infolge seiner Vermessenheit die letzten Gründe der Dinge erkennen zu wollen von seinem Gott abgefallen; damit trat das Bedürfniß nach Erlösung, die Pflicht des Kampfes mit dem Bösen ein: die christliche Philosophie beschränkte das Wissen auf die sinnliche Welt, dem Wissen blieb zuletzt Nichts mehr übrig als sich mit sich selbst zu beschäftigen.

Der Gegensatz der orientalischen und occidentalischen Philosophie, wie er hier nach der indischen und scholastischen Philosophie aufgestellt ist, ist aber nicht durchweg ein so absoluter. Schon die Perser verehrten deutlich abgegrenzte persönliche Gottheiten: der Schauplatz des Kampfes derselben, wenn derselbe auch zuletzt nicht mehr ein ernstlicher heißen kann, war die Welt, in denselben war der Mensch hineingezogen; und ebenso zeigt sich in dem praktischen Buddhismus der Einfluß des Wissens auf das Sein. Auf der andern Seite findet sich die orientalische Weltanschauung noch wieder in der Platonischen Ideenlehre und selbst im Christenthum bei den Gnostikern und sogar bei griechischen Kirchenlehrern. Betrachten wir aber die occidentalische Philosophie genauer, so zerfällt die ganze Periode von Thales bis Herbart in drei Hauptabtheilungen nach den drei Kategorien Sein, Wissen und Bewußtsein in die griechische, die eigentlich christliche und die neue. Auf diese neue Philosophie deuten schon die Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Bruno und Campanella, hin; sie beginnt aber eigentlich erst mit Kant und ist wiederum Vorbild der künftigen Philosophie, welche die noch tiefere Vermittelung der orientalischen Weltanschauung mit der gesammten occidentalischen Philosophie zu gewinnen hat, wodurch allein die Identität der beiden Principien des Seins und des Wissens zum Princip der Bildung des menschlichen Geistes erhoben werden wird.

Nach dieser Einleitung theilt der Verfasser seinen reichen Stoff in zwei Capitel. Das erste Capitel behandelt die drei Richtungen der vorkantischen Philosophie, der Phase des Wissens welches entweder ein apriorisches oder ein aposteriorisches oder ein skeptisches ist, welche drei Arten des Wissens sich zueinander verhalten wie Sein, Wissen und Bewußtsein; sie werden repräsentirt durch Cartesius, Bacon und Hume. Zuerst werden wir mit dem Empirismus bekanntgemacht; Bacon von Verulam ist der eigentliche Begründer desselben durch die Einführung der Methode der stetigen Induction, unterscheidet sich aber wohlthätig von der rohen Empirie, wegen Hobbes den Empirismus zum Materialismus und Atheismus hinüberführte. Gegen ihn reagirte Herbert von Cherbury, dem eine Art Instinct der Vernunft der echte Quell der menschlichen Erkenntniß ist. In Locke raffte sich der Empirismus noch einmal auf; nach ihm ist der Geist leer wie eine tabula rasa, es gibt keine angeborenen Ideen, das Material mit dem der Geist sich beschäftigt kommt aus der Erfahrung, der äußeren und inneren. Locke hat das Verdienst die Kritik des Erkenntnißvermögens eingeleitet zu haben; wenn auch der Materialismus sich an ihn angelehnt hat, so bleibt seine Richtung eine edle.

In Locke's Empirismus knüpft sich ein ausführlicher Excurs über die englischen Deisten, die hauptsächlich das sittliche Princip tief zu ergründen suchten, denen aber meist ein objectives Princip für die Handlungen abgeht. Die strengen Consequenzen des Locke'schen Empirismus zogen die Franzosen und gelangten zum Materialismus und Atheismus, gereizt durch die Opposition gegen den religiösen und politischen Druck ihres Vaterlandes. So strich zunächst Condillac aus Locke's System die Reflexion und behielt die Sensation als einzige Quelle der Thätigkeit der Seele, eine Philosophie die schon durch das thierische Leben widerlegt wird, wenn auch der Verfasser die Condillac'sche Erkenntnistheorie selbst vor der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft hervorheben zu müssen glaubt. Bonnet geht weiter und leitet alle Vorstellungen von gewissen Nervenfasern ab. Vom praktischen Standpunkte liegen die Consequenzen des Empirismus vor in Helvetius, bei dem die Ethik offen in Egoismus umschlägt. Endlich artet der Empirismus

so weit aus daß der Mensch nur eine mit Empfindung begabte Pflanze sein soll, so in Kamettrie. Geschlossen wird die empiristische Richtung vor Kant durch das „Systeme de la nature“ 1770, die Bibel des Atheismus. Neben diesen Materialisten gingen her die französischen Aufklärer, zunächst Voltaire, dem jede höhere Anschauungsweise fehlte, dessen Wirksamkeit nur eine zerstörende ist, die Emancipation nämlich von der Knechtschaft der positiven Religion. Den Uebergang von ihm zu Rousseau, dem Schwärmer, vermittelt Montesquieu, der den politischen Despotismus bestritt. Rousseau bekämpfte den geschichtlichen Staat wie die geschichtliche Religion mit der Begeisterung des Gemüths; er hat mehr als Voltaire gewirkt, weil er die Religion zu einer Sache des Herzens gemacht hat; er schaute prophetisch in die neue Zeit. In diesem Kampfe gegen das Ueberlieferte beteiligten sich ganze Reihen von Gelehrten, unter denen vor Allen die Encyclopädisten zu nennen sind. Es ist bekannt wie sehr das Werk der Zerstörung gelang.

Die zweite Richtung der vorkantischen Philosophie ist der Rationalismus (der Verfasser vermeidet absichtlich den Namen Idealismus). Der Verfasser berücksichtigte hier aber nur die Philosophen welche deutsch geschrieben haben und es sich zur Aufgabe machten das durch Cartesius, Leibniz und Spinoza Errungene zu bewahren. Die Methode aller dieser Systeme ist die mathematisch demonstrierende, durch welche aus angeborenen Ideen oder Grundfägen die andern Wahrheiten sollen abgeleitet werden können. Diese Methode hat für sich aufgestellt Ischirnhausen (geb. 1651, gest. 1708) in seiner „Medicina mentis“, und sie paßt trefflich zu dem Inhalte der Leibniz'schen aller systematischen Darstellung ermangeten Lehren. Nach dieser Methode hat Christian Wolf Leibniz' Philosophie in ein System gebracht. Er ist für die Kant'sche Philosophie der Hauptvertreter des Rationalismus und seiner dogmatischen Form. Sein Hauptverdienst bleibt: daß er auf Anregung von Thomafius die Philosophie in deutscher Sprache vortrug, der erste Schritt um das deutsche Volk zu dem philosophischen zu machen; ein zweites daß er das ganze Gebiet des Wissens im Rahmen der Philosophie in Anspruch nahm. Die meisten seiner Ideen sind von Leibniz entlehnt, doch hat er auch Cartesianische und Spinozische Sätze. In praktischer Hinsicht nimmt sein System den Höhepunkt des rationalen Standpunktes ein; im Gegensatz zum Empirismus, dem der Egoismus die Quelle und die Glückseligkeit die Bestimmung aller Handlungen war, stellt er als Princip der Moralphilosophie die Idee der Vollkommenheit auf und erklärt diese für die wahre Glückseligkeit selbst. Insofern bahnt er dem Kant'schen Formelprincip der Kritik den Weg, nur stellte Kant, die der Vollkommenheit ipso facto inwohnende Glückseligkeit der Rationalisten nicht für genügend erkennend, neben die Sittlichkeit die äußere Glückseligkeit des Empirismus als Bestimmung des Menschen hin und vermittelte so den Rationalismus und Empirismus.

Nach Wolf holte die Bewegung die von Cartesius ausgegangen war noch einmal aus; es wurden die Hauptmomente des Rationalismus von Wolf rückwärts bis auf Cartesius reproducirt. Die Schätze des Rationalismus wurden unter das Volk vertheilt und die starren Mächte der Religion und des Rechts in den Strom der Bewegung gezogen. Dies geschah durch die deutschen Aufklärer. Der Begründer der natürlichen Theologie auf der Grundlage einer lebendigen und geistreichen Naturforschung ist Reimarus. Ihm folgen Basedow, dem die Glückseligkeit des Individuums als höchster Zweck galt; ebenso lehrte Steinbart daß alle Weisheit nur darin bestehe dauerndes Vergnügen zu erhalten. Besonders suchte Mendelssohn die Wahrheiten der natürlichen Religion fester zu begründen und klarer herauszustellen, um dadurch die Humanität zu befördern. Wehnlich wirkten Sulzer, Abbt, Engel, Garve, Ernst Platner, der sich mit skeptischem Sinne an Leibniz, und Lessing, der sich an Spinoza angeschlossen; auch gehört Herder hierher, der seit Mon-

tesquieu zuerst wieder Etwas für die Geschichte der Philosophie that; rein negativ dagegen wirkten Bahrdt und Nicolai.
(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Andrae, A., Die Anlegung neuer Apotheken vom Standpunkte der Gesetzgebung insbesondere der preussischen. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 10 Ngr.

Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander Hohenlohe, weil. Bischof von Oribila, Großprobst u. Gesammelt und herausgegeben von S. Brunner. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Benecke's, B., System des See-Assicuranz und Bodmerei-Wesens. Vollständig und zeitgemäß umgearbeitet von V. Rolte. Zwei Bände. Hamburg, Perthes-Besser u. Kaufe. Kr.-8. 10 Thlr.

Ferry, G., Der Waldläufer. Scenen aus dem mexicanischen Waldleben. Aus dem Französischen von G. Füllner. 2ter Band. Halle, Knapp. 8. 15 Ngr.

Das rothe Stalien oder Geschichte der Revolution in Rom, Neapel, Palermo, Messina, Florenz, Parma, Modena, Lirin, Mailand und Venedig seit der Papstwahl Pius IX. im Juni 1846 bis zu dessen Wiedereinzug in Rom im April 1850. Nach der 3ten Originalausgabe deutsch von E. von Alvensleben. Weimar, Voigt. Gr. 8. 25 Ngr.

Krebs, J., Altenmäßig begründete Kriminalgeschichten aus alter und neuer Zeit, dargestellt. 1stes Heft. Glatz. 1850. Gr. 16. 15 Ngr.

— Der Ursprung des preussischen Königshauses. Eine Sage. Ebenfalls. 4. 1 Ngr.

Sievers, E. W., Shakspeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet. I.: Hamlet. Leipzig, B. Engelmann. 8. 27 1/2 Ngr.

Spiegel, F., Grammatik der Pärssisprache nebst Sprachproben. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wackernagel, B., Pompeji. Öffentlicher Vortrag, gehalten zu Basel im Namen der Antiquarischen Gesellschaft 27. Oct. 1849. 2te durchgesehene Auflage. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 9 Ngr.

Basler Taschenbuch auf das Jahr 1851. Herausgegeben von B. L. Streuber. 2ter Jahrgang. Basel, Schweighauser. Gr. 16. 25 Ngr.

Seller, A., Lieder des Leid's. Berlin, G. Reimer. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmann, R., Die Schule des Lebens und der Natur. Predigt, gehalten vor der deutsch-katholischen Kirchengemeinde München am 2. Febr. 1851. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Deiningner, Rede in der Plenar-Versammlung des Vereins für freiwillige Armenpflege zu Bayreuth gehalten am 27. Jan. 1851. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2 Ngr.

— Von dem Segen der Gemeinschaft mit Christo in unsern Häusern. Predigt am 2. Sonntage nach Epiphania den 19. Januar 1851 zu Bayreuth gehalten. Ebenfalls. Gr. 8. 2 Ngr.

Dumhof, F., Die Zeichen der Zeit. Predigt, gehalten vor der deutsch-katholischen Kirchengemeinde München am 21. Juli 1850. München, Franz. 1850. 8. 2 Ngr.

Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Von einem preussischen Patrioten. 2te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Was sind die sogenannten Irvingianer für Leute? Eine Frage, beantwortet für Alle, die über diese Sache etwas Zuverlässiges zu wissen wünschen. Berlin, Brandis. 8. 3 Ngr.

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Erster Artikel.

Ueber ein volles Jahr ist seit dem Abschlusse des ungarischen Freiheitskampfes verfloßen. Bald werden wieder die Strahlen der Frühlingssonne die Felder bei Világos beleuchten — jene traurige „Stätte des Verraths“, wie sie schon jetzt genannt wird, doch kein Honved lebt mehr auf ungarischem Boden. Unheimliche Stille ist auf das verklungene Waffengeröse gefolgt, und die Ruhe des Kirchhofs herrscht in dem unglücklichen, besiegten Lande. Wo sind sie hingekommen jene Männer, deren Muth und Thatkraft das Kaiserreich zum Zittern brachte, von deren Thaten Europa sprach? Sie modern im Grabe oder essen im Auslande das bittere Brod des Verbannten; sie schmachten in den Kasematten österreichischer Festungen, und ihre Wittwen beten weinend für Kossuth, während die Schuljugend auf Befehl für das Wohl des Landesvaters Litaneien anstimmt; scharenweise wurden die Söhne des Landes, die einst bei Jfászeg, bei Nagy-Carló gebluetet, in die Reihen des österreichischen Heers getrieben, und wol die Wenigsten aus unserer Mitte erinnern sich jener Unglücklichen, wenn der feurige, wilde Rakoczj-Marsch, der ihr Blut zum Sieden brachte, der sie tollkühn zum Sturme auf die feindlichen Batterien trieb, im gehäbigen Concertsaale „Da capo!“ verlangt wird.

Und all das Unglück, jenes unsagliche Elend unter dem das Land jetzt seufzt, erliegt, jene Ströme Blutes die vergossen wurden, die eingäscherten Städte und Dörfer, der zerstörte Wohlstand so vieler Tausende von Familien — auf wessen Gewissen lasten sie? Wer gab den ersten Impuls zu dem brudermörderischen Kampfe, und wem kam der Sieg zu statten? Wir sahen beim Beginne des Streites zwei Nationen die sich bitter anfeindeten, zerfleischten — für welche Sache haben sie gekämpft? Es wurde Blut gesäet und geerntet; doch zu wessen Gunsten? Werfen wir einen Blick auf das frühere und jetzige Ungarn — es dürfte Dies zum Verständniß des Nachfolgenden von nicht unwesentlichem Nutzen sein.

Nach der verhängnißvollen Schlacht bei Mohács (29. Aug. 1526), in welcher König Ludwig, der letzte

Jagellonide, fiel, kam die Krone des heiligen Stephan an das Haus Habsburg-Lothringen. Seit jener Zeit — es sind volle drei Jahrhunderte — war die Geschichte Ungarns Nichts als ein fortwährender Kampf des Volks für seine verbrieften Rechte und Freiheiten, gegenüber den Bestrebungen der absolutistischen Hofpartei: sich der unbequemen ungarischen Constitution, sei es durch List oder Gewalt, zu entledigen, und das Land in ein mehr oder minder adäquates Verhältniß zu den übrigen Erbsprovinzen zu bringen. Unter den Ferdinanden, Maximilian, Rudolf, Leopold wurde stets dasselbe Princip verfolgt, die Pläne in Hinsicht Ungarns immer von neuem aufgenommen, und die Aufstände Bethlen Sabor's, Rakoczj's hatten keine andere Quelle als die Kossuth'sche Erhebung. Hierzu kamen die religiösen Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts.*) Namentlich aber war es die berühmte Clausel der Bulla aurea (die das Recht des Widerstandes sanctionirte) und die freie Königswahl der Ungarn, die zu stets erneuerten Kämpfen Anlaß gaben. Als endlich der unter Leopold I. 1687 berufene Landtag die Thronfolge für die männliche Linie des Hauses Habsburg nach der Erstgeburt feststellte, athmete das erschöpfte Land für kurze Zeit wieder auf. Die Scene änderte sich bald. Nach den glücklich beendeten Türkenkriegen lehrte die Dynastie zu ihren alten Plänen zurück, die Constitution wurde neuerdings vielfach verletzt, kein Landtag gehalten, neue Steuern wurden ausgeschrieben, das Land mit deutschen Truppen überschwemmt. So kam es zu neuen Wirren und innern Kriegen, bis endlich unter Karl VI., der, da er keinen Sohn hatte und den Thron an seine Tochter übertragen wollte, den guten Willen der Nation dringend benötigte, die Rechte und Freiheiten Ungarns nochmals verbrieft wurden. Unter ihm wurde die ungarische Hofkanzlei in Wien errichtet und der Statthaltereirath eingesetzt, ob schon es Fundamentalgesetz war daß der Monarch in

*) Die Regierung Leopold's I. (1657 — 1705) besonders war für Ungarn eine Periode des Unglücks und des Schreckens. Unter diesem Monarchen wurden die empfindlichsten Gräueltthaten gegen die Protestanten Ungarns verübt; er ließ sie durch seinen General Raraffa zu Eperies durch Ausnahmegerichte verurtheilen und unter den gräßlichsten Martern hinstechen. Die Geschichte hat diese Regenten mit dem Namen „Laniona Eperjessensis“ bezeichnet.

Ungarn residiren solle, zu welchem Behuf auch die Krone des heiligen Stephan fortwährend im Lande verblieb.^{*)} Unter ihm endlich wurde die berühmte Pragmatische Sanction abgeschlossen.^{**)}

Die große Maria Theresia und ihr noch größerer Sohn Joseph — der Philosoph auf dem Kaiserthron — sowie dessen Nachfolger Leopold, Franz und Ferdinand haben sich nie auch während der heftigsten Zeitstürme jener traditionellen Politik in Betreff Ungarns entäußert. Vernichtung der ungarischen Constitution blieb der leitende Gedanke der innern österreichischen Politik, besonders aber unter Metternich wurde jenes System auf die Spitze getrieben.

So kam der März. Die Ungarn benutzten die Bedrängnisse des Kaiserstaats und reclamirten stürmisch ihre alten vertriebenen Privilegien. Aber auch die Serben, die Kroaten erhoben sich, sie verlangten Selbständigkeit, Unabhängigkeit, und das süße Wort „Gleichberechtigung“, erfunden von dem damals demokratischen Minister Bach, erkönte zum ersten male in den gesegneten Gauen Oesterreichs. Der Hofpartei konnte dieser Bruderkwitz nur lieb sein, man intriguirte heimlich, desavouirte öffentlich, man häßelte die Kroaten, versprach ihnen Alles — Jellachich überschritt die Drave.

Seitdem sind zwei Jahre vorüber. Was 14 Königen nicht gelang, was das Genie des großen Joseph vergeblich anstrebte, das hat das kleine Novemberministerium erreicht — Ungarn ist zum Kronlande geworden, die Magna charta existirt nicht mehr. Doch auch die Kroaten sehen sich um die Früchte ihrer Anstrengungen betrogen. Sie wollten Trennung von Ungarn, bloß dem Kaiser unterstehen, nur in Betreff des Finanz- und Kriegswesens dem Reichsministerium untergeordnet sein.

*) Diese Krone spielt eine wichtige Rolle in der ungarischen Geschichte. An sie knüpft der Ungar seine heiligsten Ueberlieferungen, er identificirt sie mit dem Begriffe seines Königs. Aus diesem Umstande wird die Partinächtigkeit erklärbar mit der das österreichische Ministerium auch nach beendetem Kampfe Kossuth verfolgte und auf dessen Auslieferung bestand. Man gab sich nämlich beim Wadner hin daß er die Krone (die in sicherer Verwahrung in Ungarn verborgen sein soll) mit sich in die Verbannung genommen habe. Das übrige Kossuth einen Edelstein aus der Krone habe ausbrechen und an dem verschrenken lassen, gehört wie vieles Andere zu den müßigen Erscheinungen der Presse.

**) Auf dieses historische Document gestützt, hat das Kriegsgericht zu Pesth den Ministerpräsidenten Batthyanyi verurtheilt. Auch Jellachich hat sich auf diese Urkunde (die nunmehr nur einen antiquarischen Werth haben dürfte) bei seiner Schilberhebung bezufen. Unseres Wissens spricht die Pragmatische Sanction von Kroaten und dessen Nebenländern immer nur als von „zur ungarischen Krone gehörigen Ländertheilen“. Die Ueberschrift der einzelnen Artikel lautet im Originaltexte:

Articulus II. De Regia Haereditaria Sacratissimae Caesarae et Regiae Majestatis Sexus foeminae Augustae Domus Austriae in Sacra Regni Hungariae Corona, et Partibus eidem ab antiquo annexis, continua Successione.

Articulus III. Jura, Praerogativae et Libertates Statuum et Ordinum Regni, Partiumque eidem annexarum confirmantur.

Articulus X. De Independentia Regni Hungariae, Partiumque eidem annexarum.

Was haben sie erreicht? Der Ban, früher die dritte Person im Reiche, erhielt am 24. Juni 1850 die Befestigung der kaiserlichen Gnade. Er, der früher an der Spitze der Civilverwaltung seines Landes stand, untersteht nun den Befehlen des österreichischen Ministers des Innern, alle Aemter werden von diesem besetzt, und der achte Punkt des Patents lautet wörtlich: „Die Banalregierung, die Comitats- und Bezirksbehörden haben die Anordnungen und Aufträge der vorgesetzten Behörden genau und schnell zu erfüllen.“ Seit dem 11. Jahrhundert mit Ungarn eng verbunden, hatten die Kroaten dieselbe Municipalverfassung, ihre Municipien waren auf der Landescongregation zu Agram vertreten; die octroyirte Charte hat diesen wichtigen Punkt gestrichen. Sie wissen die ungarische Sprache zurück, obshon ihnen das Ministerium Batthyanyi den Gebrauch ihrer eigenen garantirte; das Patent verfügt daß sie sich nunmehr bei amtlichen Correspondenzen der deutschen Sprache zu bedienen haben. Der kroatische Gedanke griff über die Grenze seines beschränkten Territoriums hinaus — als die treuesten Diener ihres Kaisers wollten sie auch für ihre Dienste belohnt, eine geschlossene Nationalität sein mit vergrößertem Ländergebiete, und nun? Die Minister wurde zu Kroatien geschlagen, doch das reiche, üppige Syemien abgerissen und zur „Boywodina“ umgemobelt. Wir sehen es gibt eine Remesse in der Geschichte.

Diese kurze Einleitung schien uns notwendig, theils um zu beweisen auf weissen Seite sich das historische Recht befindet, theils um den Standpunkt jener Schriftsteller, deren über den ungarischen Freiheitskampf erschienene Werke wir nun einzeln besprechen wollen, dem geehrten Leser klarzumachen. Es versteht sich daß wir eine objective Darstellung dieses weltgeschichtlichen Kampfes nicht fordern dürfen. Die meisten der bis jetzt erschienenen Schriften sind unter dem Eindrucke der jüngsten Ereignisse geschrieben. Der Angelpunkt um die sie sich drehen, der Focus in dem sich ihre Verwunderung und ihr Haß concentrirt sind natürlich die Dissidenten: Arthur Görgey und Lajos Kossuth. Um diese beiden Koryphäen, vorzüglich den Erstgenannten, richtig zu beurtheilen, ihre Thaten gehörig zu würdigen, mit Einem Worte, um sich ein selbständiges Urtheil zu bilden, genügen die vorhandenen Schriften behextem nicht. Selbst die vorzüglichsten darunter (wozu wir Schlesinger und Klapka zählen) sind parteiisch geschrieben, es fehlt die Ruhe, die Unbefangenheit des Geistes; in beiden Werken sind bei Beurtheilung Görgey's die Schattenseiten vorwaltend, obshon ihm Klapka persönlich befreundet war; der Charakter jenes merkwürdigen Mannes ist in allen uns vorliegenden Schriften nur skizzirt, mit dämmernden Umrisen gezeichnet, über die Motive seiner erschütternden That stoßen wir überall nur auf Hypothesen, und erst wenn die eigenen Memoiren dieses Feldherrn erschienen sein werden (eine Hoffnung die sich in der nächsten Zukunft kaum erfüllen dürfte), wird es gestattet sein eine pragmatische Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes zu schreiben.

Doch tauchen auch jetzt schon hin und wieder Monographien auf, die — wenn deren Verfasser nur halbwegs Glaubwürdigkeit verdienen — wohl geeignet sind uns den Charakter Görgey's in einem mildern Lichte zu zeigen. So bringt ein unlängst erschienenes, von einer Gesellschaft österreichischer Offiziere verfaßtes Werk: „Geschichte des Sommerfeldzuges in Ungarn“, einen merkwürdigen Brief Görgey's an den Ministerrath zu Debreczin, geschrieben im Sommer 1849, worin sich Görgey offen und klar über die damalige und künftige Stellung Ungarns zum Kaiserstaate ausspricht. Dieser Brief, dessen in keiner der uns vorliegenden Schriften Erwähnung geschieht, wirft ein helles Schlaglicht auf den Charakter Görgey's, und steht, wenn die Echtheit nachgewiesen werden kann, in einem nicht zu leugnenden Causalnexu mit der bald darauf erfolgten Katastrophe. Auch Puschky, der in dem blutigen Drama eine hervorragende Rolle spielte, veröffentlicht in der jüngsten Zeit Charakterstizzen über Görgey, die viel Neues und Piquantes bieten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie der Zukunft von Smetana:

(Bechtus aus Nr. 2.)

Das extreme Resultat des Empirismus war der Materialismus, des Rationalismus der Formalismus, dem das Wissen in seiner Wesenhaftigkeit als Demonstration über Alles ging; doch die Annahme der angeborenen Ideen die allem Erkennen zugrundegelegt wurden führte hier noch zur vollständigen Abhängigkeit des Willens vom Denken, so daß bei Wolf die Lehre von der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen sich noch in seinem Formalismus erhielt. Gegen den Empirismus und Rationalismus richtete sich nun, und damit gelangen wir zur dritten Richtung der vorkantischen Philosophie, der Skepticismus. Die Anfänge des Skepticismus zeigen sich schon früher. Schon Montaigne bekämpfte sowohl die aufkeimende Naturforschung, den Beginn des Empirismus, wie überhaupt die Fähigkeit des menschlichen Geistes zur Erkenntnis der Wahrheit. Ihm folgten Quetius u. A.; doch stehen diese nicht innerhalb der Philosophie, sie sind Gegner der Philosophie im Interesse des religiösen Glaubens. Skeptiker durch und durch, er auch den Glauben, selbst den Skepticismus nicht gelten ließ, war Bayle, dessen Wirkung jedoch eine wohlthätige Erhellung alles menschlichen Wissens war. Anders wirkte Berkeley, der unter die Skeptiker gerechnet werden kann, weil in System eine reine Negation des Locke'schen Empirismus ist, obgleich er sonst als Bellender des subjectiven Rationalismus Leibniz angeschlossen wird. Nach ihm existiren die Dinge nur in unserer Vorstellung; materielle Dinge können nicht was ganz von ihnen Verschiedenes wie die Empfindungen und Vorstellungen hervorbringen, es gibt keine materielle Außenwelt, sondern nur Geister, die Vorstellungen aber die uns ohne unser Zutun kommen stammen von einem überlegenen Geiste; durch Gott schauen wir die Sinnenwelt, die nichts Anderes ist als die Summe der von uns vorgestellten göttlichen Ideen. Berkeley ist ein halber Skeptiker, er bestritt die Locke'sche Realität des Sinnlichen, aber erkennt die Gültigkeit des Causalnexu an. Dies Causalitätsgesetz oder den Satz vom zureichenden Grunde bestritt Hume, er zeigte daß wir den Causalnexu weder a priori noch a posteriori wissen. Nun aber haben wir den Begriff der Causalität und wir finden,

sagt Hume, daß wir dadurch zu ihm gelangen daß wir gewisse Uebergänge in unsern Vorstellungen gewohnt sind; alle Begriffe die ein Verhältniß der Nothwendigkeit ausdrücken beruhen mithin auf der Ideenassociation. Es ist somit aber der Causalnexu nur subjectiv, nicht objectiv; gehen wir mit dem Causalitätsbegriff über die Erfahrung hinaus, so täuschen wir uns selbst, so in dem Glauben an ein Dasein Gottes. Weiter leugnet Hume den Substantialitätsbegriff; da der Begriff etwas rein Subjectives ist, so hat auch der Begriff des Ich oder Selbst keine reale Wahrheit; das Ich ist Nichts als ein Complex vieler aufeinanderfolgender Vorstellungen, und das Substrat welches wir diesem Complex unterlegen und Ich nennen ist eine Täuschung. Von einer Unsterblichkeit der Seele kann hier noch gar keine Rede sein, denn mit der Vorstellung hört der Complex der Vorstellungen auf. Hume entkleidete alle Begriffe der Allgemeinheit und Nothwendigkeit und wies nach daß es keine objective Erkenntnis geben könne. Er ist bei der Verzweiflung des Wissens an sich selber angelangt, die bald darauf in den Kant'schen Antinomien ihren wissenschaftlichen Ausdruck fand. Anders wirkte er auf dem Gebiet der praktischen Philosophie. Die Moral ist ihm nicht Gegenstand des Verstandes, sondern des Gefühls oder Geschmacks. Hier also Reaction des praktischen Dogmatismus gegen eine That des theoretischen Skepticismus, wie bei Kant in dem Verhältnisse der Kritik der praktischen Vernunft zur Kritik der reinen Vernunft. Gegen Hume's Verzweiflung am Rationalismus und Locke's tabula rasa erhob sich die schottische Schule und berief sich, um die praktische Philosophie wenigstens zu sichern, wiederum auf angeborene Grundsätze der menschlichen Seele, Thatfachen des moralischen Instincts und des gesunden Menschenverstandes, die sich aus der Erforschung des eigenen Selbst ergäben. Zu ihr gehören Reid (geb. 1710), Beattie, Oswald, Stewart; ihr glücklicher Bekämpfer, der Materialist Priestley, war in seinen Angriffen auf Hume ebenso unglücklich. Priestley fand dagegen einen gewandten Gegner an Price (geb. 1723), dem neben der Sinnlichkeit das Denkvermögen als zweite Quelle menschlicher Erkenntnisse gilt; aus ihm gehen die sittlichen Grundsätze hervor, aber eine wesentliche Bedingung der Sittlichkeit ist die Freiheit, und ein wesentlicher Unterschied von der Sittlichkeit die Glückseligkeit nach der der sinnliche Trieb geht; das Sittliche ist nichts Subjectives. Auch der Glaube an Gott und Unsterblichkeit erscheint bei ihm als Postulat. Price ist der unmittelbare Vorläufer Kant's, und hiermit schließt sich die historische Einleitung in die Kant'sche Philosophie ab.

Das zweite Capitel betrachtet die drei Momente der rationalistischen Philosophie der vorkantischen Philosophie und gibt damit eine Einleitung in die letzten philosophischen Systeme seit Kant.

Wie die Geschichte der Philosophie im Allgemeinen lehrt daß auf das System des Seins und des Wissens, auf dieses das des Bewußtseins folgte, so weist sie es auch in der neuen Philosophie nach; aber in der rationalistischen Gruppe findet sich dies Gesetz auf den Kopf gestellt: auf Cartesius' System des Wissens folgte unmittelbar Spinoza's System der Substanz oder des Seins, auf dies das die beiden Factoren, das Wissen und das Sein, vermittelnde System von Leibniz. Die Bedeutung dieses Umkehrungs der geistigen Dinge ergibt sich aus der Betrachtung der früheren Philosophien. Ursprünglich kannte man nicht einen Unterschied zwischen Gott und Welt; das Eine, Sein, war das Wahre, das Wissen des Mannichfaltigen ein trügerischer Sinn. Hierauf löste sich das endliche Wissen von dem unendlichen Sein ab, jenes wurde nun das Bestimmende, das Sittliche, dies das Maßlose und Schlechte. Die Geschichte dieses Processes der Loslösung des Wissens vom Sein beginnt mit Heraklit und Anaxagoras und zieht sich durch die ganze griechische Philosophie hindurch; die vollständige Scheidung der Gottheit und der Welt vollzog Aristoteles: die Welt war ewig, Gott in das abstracte Jenseits verwiesen. Die christliche Phi-

losophie hielt Gott und Materie, Wissen und Sein, Seele und Körper am entschiedensten auseinander: die Welt war die todtte Masse, Gott der reine Geist. Die neue Philosophie endlich ist die Geschichte des Processes, die Materie oder das Sein mit dem Geiste und dem Wissen wieder zu vermählen. Die italienischen Pantheisten, wie Bruno, leiteten den Proceß ein und verlegten die todtte Materie in den christlichen Gott zurück. Aber dagegen opponirte das Wissen, sagte noch einmal Gott als reines Denken und machte das Sein von dem Denken abhängig (Cartesius). In diesem Kampfe zwischen Wissen und Sein erhob sich über beiden ein Drittes, die Substanz Spinoza's, beides dem Einen unterordnend, das Denken wie die Ausdehnung zum Attribut Gottes machend. Fichte's Versuch das Sein zu vernichten und das Wissen als solches für das Absolute zu erklären scheiterte; durch Hegel wurde die Trennung des Wissens vom Sein aufgehoben, und die Rückkehr des Bewußtseins zu seiner ursprünglichen Einheit ist angebahnt. Mit dem Zwiespalt der Wissenschaft wird auch der des Lebens nach und nach aufgehoben und die wahre Humanität geboren werden; keine Religion und kein Recht mehr sollen dann herrschen, sondern die Liebe und die Kunst allein. Dieser große Umschwung der Philosophie war dadurch bedingt daß zunächst die beiden Grundelemente des menschlichen Bewußtseins, Sein und Wissen, in ihrer gleichen Berechtigung anerkannt wurden, und darin besteht eben wesentlich die Bedeutung der Lehre des Cartesius daß er den Zweifel rasch für einen Gedanken erkannte und von diesem ebenso rasch auf das Sein schloß, daß er das Wissen von seinem Sein loslöste, das Wissen für den Grund des Seins erklärte. Er stellte den Gegensatz von Sein und Denken auf und sprach die Vermittelung dieses Gegensatzes als philosophische Aufgabe aus; sein Mangel war daß er die beiden Seiten des Gegensatzes gegeneinander isolirte, daß er sie sich ausschließen ließ. Den Uebergang auf Spinoza bahnen Geulincx und Malebranche. Jener lehrte daß weder die Seele unmittelbar auf den Körper, noch der Körper unmittelbar auf die Seele wirke, sondern daß Dies durch Gott geschehe; Malebranche ließ Gott wirklich schon ausgedehnt sein und nannte ihn das Unendliche des Raums und des Denkens, und Körper und Seele waren ihm bloße Schattensubstanzen. Spinoza endlich fand die endlichen Substanzen des Cartesius als bloße Modificationen, und ihre Allgemeinheiten, unter dem Namen des unendlichen Denkens und der unendlichen Ausdehnung, als bloße Attribute der Einen absoluten Substanz, die nur durch sich ist und begriffen wird. Damit ist die Transcendenz Gottes unmöglich geworden, wenn auch die Identität des Seins und Wissens in Gott noch nicht begriffen war. Außer dem Gott aber gibt es für Spinoza Nichts; der einzelne Mensch ist nicht frei und seine höchste Bestimmung bloß die Erkenntniß. Die Individualität ist hier dem Allgemeinen geopfert, wie bei Cartesius die Identität der Differenz. Beides, Identität und Individualität zu retten unternahm Leibniz in seiner Lehre von den Monaden und von der prästabilirten Harmonie. Auch in praktischer Hinsicht vermittelte er die orientalische Weltanschauung mit der occidentalschen Weltweisheit, indem ihm das Ziel des Menschen weder Ruhe noch bloße Erkenntniß war, sondern die größtmöglichste Thätigkeit die zur Vollkommenheit, zur Glückseligkeit und zur allgemeinen Harmonie führen sollte.

Denselben Weg den Cartesius, Spinoza und Leibniz eingeschlagen hatten betreten von neuem die deutschen Idealisten seit Kant. In Kant und Fichte wiederholte sich Cartesius, mit Schelling und Hegel Spinoza, mit Herbart Leibniz, nur daß Herbart einseitig das Element des Geistes vertritt, ein aus dem göttlichen Sein hervorgehendes angeborenes Wissen, das noch bei Leibniz eine so große Rolle spielt, nicht annimmt. Herbart betrachtet der Verfasser als idealistischen Realisten, Hegel als realistischen Idealisten. Die höchste Stufe der Ent-

wicklung des absoluten Geistes bei Hegel, sagt der Verfasser, ist die Philosophie, sonach die Erkenntniß; die Sittlichkeit ist ihm ein viel tiefer stehendes Moment, sie ist ihm die Vollendung des objectiven Geistes als Identität des objectiven und subjectiven Willens, wodurch das handelnde Subject seine Selbständigkeit mehr behält. Bei Herbart ist die Sittlichkeit das Ziel aller Entwicklung, das Wollen des Individuums ist die alleinige Quelle der Sittlichkeit. Dabei geht aber die Einheit des göttlichen Lebens wie die Einheit der Wissenschaft verloren. Sonach bleibt noch übrig das Herbart'sche Princip der Endlichkeit mit Hegel's Unendlichkeit zu vermitteln; die neue sich anbahnende Philosophie wird dann erklären: nicht wie Gott im Bewußtsein des Menschen zu sich, sondern wie der Mensch zu seinem Bewußtsein gekommen, wie das Bewußtsein des Menschen geworden. Die bei Hegel noch formelle Differenz zwischen dem Göttlichen und dem Menschlichen wird gänzlich schwinden, wenn ihr gegenüber das Herbart'sche Princip der Individualität zur vollen Sittigkeit erhoben, wenn nicht das Bewußtsein des Absoluten, sondern das des menschlichen Individuums abgeleitet, und wenn die relative Identität des Seins und Wissens im menschlichen Bewußtsein, die unmittelbar vorhanden ist, in ihrem vermittelten Charakter nachgewiesen werden wird. Diese Philosophie wird alle die tiefen Gegensätze des Bewußtseins, Pantheismus und Atheismus, den Wunsch nach individueller Fortdauer mit der Ueberzeugung allgemeiner Unsterblichkeit, die Ansicht von der Freiheit mit der von der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen u. s. w. versöhnen; die Philosophie wird dann in der Liebe und im künstlerischen Schaffen untergehen und Dies ihr „Ausgang“ sein. 20.

Notiz.

Ein Musterstück für emancipationslustige Frauen.

Unter der Regierung Ludwig's XIV. hatte der Secretair des Grafen von Armagnac, ein Herr von Aubigny, eine sehr schöne Tochter, welche sich sehr zeitig verheirathete. Drei Monate nach der Hochzeit ging sie plötzlich mit einem Rechtsmeister Namens Serone durch. Sie liebte ihn, noch mehr aber die Rechtskunst. In derselben erlangte sie eine furchtbare Geschicklichkeit, und ging fast immer in Männerkleidung. Mit der Cavaliertracht nahm sie auch die Sitten und Gewohnheiten der Cavaliere jener Zeit an; namentlich besah sie deren Streitsucht. Die Flüchtigen debutirten, er als Schauspieler und sie als Sängerin, im Theater zu Marseille. Hier sagte sie in einem Zwischenacte eine lebhaftes Aneignung zu einer jungen Marcellerin, welche ihre Verwandten bald nachher in ein Kloster in der Nähe von Avignon brachten. Die Kühne Aubigny trat als Novize in dasselbe Kloster ein! Eine Nonne starb, sie trug den Leichnam in die Kammer der jungen Marcellerin, legte Feuer an und entfloß mit ihr während des Incubites. Immer in Männerkleidung kam sie später nach Paris zurück und debutirte daselbst als Frau unter ungeheurer Beifall in der großen Oper in der Rolle der „Minerva“. Ein Schauspieler beleidigte sie. Sie gab ihm auf der Straße einen Hieb mit dem Stocke und nahm ihm den Degen weg, den er nicht zu verteidigen wagte. Ein anderes mal beleidigte sie ihrerseits eine junge Dame welche von drei Herren beglückt wurde, schlug sich mit diesen und tödtete alle Drei. Das Edict wider das Duell war einer so jungen und liebenswürdigen Frau gegenüber blind, sie brauchte nur Paris mit Brüssel zu vertauschen. Nach einer großen Anzahl fernerer Abenteuer verließ sie in einem Anfall von Neue ihre Liebhaber, verheiratete sich mit ihrem Manne, gab die Oper auf und zog sich in ein Kloster zurück. „Minerva“ sang hier geistliche Lieder und Zehermann war ihres Lobes voll. 2.

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Sehen wir nach diesen nothwendigen Erörterungen zur Beurtheilung der über den ungarischen Krieg bis jetzt erschienenen Werke über.

1. Aus Ungarn. Von Max Schlefinger. Zweite Auflage. Berlin, Besser. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Memoiren von Georg Klapka. April bis October 1849. Mit einer Einleitung, einem Anhang, die historischen Actenstücke enthaltend, dem Portrait des Verfassers, einer Karte von Ungarn und dem Plan des Kriegsschauplatzes um Komorn. Originalausgabe. Leipzig, Otto Wigand. 1850. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Aufzeichnungen eines Honved. Beiträge zur ungarischen Revolutionsgeschichte 1848 und 1849. Mit einem Plane der Festung Komorn. Zwei Bände. Leipzig, Grunow und Comp. 1850. 8. 2 Thlr.
4. Aus dem Tagebuche einer ungarischen Dame von Therese Pulszky. Mit einer historischen Einleitung von Franz Pulszky. Zwei Bände. Leipzig, Grunow und Comp. 1850. 8. 3 Thlr.
5. Arthur Görgey. Eine Charakteristik von Sigismund Wolff. Leipzig, Avenarius und Wendelssohn. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Arthur Görgey, Obercommandant der ungarischen Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution von J. E. Horn. Leipzig, Herbig. 1850. 8. 20 Ngr.
7. Federzeichnungen. Eine Reihe von Skizzen den socialen und politischen Zuständen in Ungarn vor und während der Revolution entnommen. Von Johann Janotky von Adlerstein. Zwei Bände. Wien, Koll und Sohn. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Nr. 1. Schlefinger's Buch ist ein Ereigniß. Kaum erschienen, ward es von der Lesewelt verschlungen, man übersetzte es in fremde Sprachen, und es hat schnell die zweite Auflage erlebt. Die „Grenzboten“ brachten Auszüge, andere geachtete Blätter des Inlandes folgten diesem Beispiele, und so ward das Werk schnell auch in weiten Kreisen bekannt. Wir selbst, obschon wir das „jure in verba magistris“ nicht lieben, müssen doch aus vollem Herzen das Lob unterschreiben welches die bewährtesten kritischen Organe diesem Buch spendet haben. Nicht bloß die elegante, geistreiche Schreibart, die leb-

hafte Darstellungsgabe des Verfassers, die reizenden, piquanten Schilderungen des Volkslebens in Ungarn sind es die dem Werke seinen Ruf verschafft haben; es hat andere, größere Vorzüge, die wir hier mit wenigen Worten bezeichnen wollen.

Der Verfasser, der mit einer reichen üppigen Phantasie und einer seltenen Gabe des Vortrags auch eine gründliche Kenntniß des Landes verbindet welches er schildert, scheint überdies an Ort und Stelle sehr schätzenswerthe Aufschlüsse und Notizen gesammelt zu haben, wie sie nur Eingeweihte zu geben im Stande sind. Ueberraschende Enthüllungen, Actenstücke die noch in keinem Werke über Ungarn abgedruckt worden sind, piquante Anekdoten die eine tiefe Localkenntniß verrathen, kommen beinahe in jedem Abschnitte dieses Buchs vor. So unter Anderm die wichtige Proclamation Teleky's und Splenyi's an die ungarischen Regimenter in Italien, der Brief des Erstern an den Fürsten Czartoryskiy zu Paris, Pastor Wimmer's Verhältniß zum Könige von Preußen, Szarvandy's Abenteuer. Die Lesewelt, der hier Wahrheit und Dichtung in reizender Mannichfaltigkeit geboten wurde, griff begierig nach diesem Buche, es machte die Runde durch die Welt, und hatte gerade im Auslande, dem Ungarn wie billig eine terra incognita war, den glänzendsten Erfolg.

Insbefondere dürften unsere rheinlustigen Nachbarn an diesem Producte nicht wenig Gefallen finden. Mit echtpublicistischem Takte, aber auch mit wahrhaft französischer Tournure hat der Verfasser die Klippen vermieden die sich dem besonnenen Darsteller der jüngsten Ereignisse entgegenstellen, er geht nicht mit der langweiligen Ausführlichkeit des pragmatistischen Geschichtschreibers auf die primitiven Ursachen des Bürgerkriegs zurück, sondern führt uns, wie es Horaz den epischen Dichtern vorschreibt, in medias res, und beginnt sein Werk mit dem Anfange des Endes. So, aber auch nur so war es möglich vereinzelte Blumen zu einem Kranze zu flechten, unzusammenhängende Notizen, die der Verfasser vielleicht selbst unter dem Donner der Geschüge gesammelt hat, organisch zu verbinden.

Wir sind jedoch weit entfernt mit diesen Bemerkungen dem Verfasser nahe treten, sein unleugbares Verdienst

verkleinern zu wollen. Das Buch ist „Aus Ungarn“ überschrieben und macht gewiß selbst auf den Rang eines Geschichtswerks keinen Anspruch, so schätzenswerthe Belege es auch einem unparteiischen Historiographen der Zukunft (mit Rücksicht auf die oben erwähnten Enthüllungen und Actenstücke) bieten mag. Die Kritik aber ist nicht berechtigt die Zukunft zu anticipiren, sie muß sich an das Gegebene halten, und so gestehen wir offen daß Schlesinger's Buch nach unserm bescheidenen Dafürhalten für ein Geschichtswerk zu viel Poesie, für Memoiren aber zu viel Geschichte enthält. Offenbar ließ sich der Verfasser durch seinen Genius hinreißen: er hat den Stoff nicht bewältigt, Manches erfunden, viele Lücken gelassen, und wie bei Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ ist der Geschichtschreiber in dem Dichter aufgegangen.

Man kann Schlichten schön, poetisch, geistreich schildern, vor allem aber dürfte die historische Wahrheit festzuhalten sein. Wenn Schlesinger z. B. (S. 385) erzählt daß Görgey in der Schlacht bei Komorn am 11. Juli heldenmüthig an der Spitze der Truppen gefochten habe, so dient Dies wol zur Verherrlichung seines Helden (den der Verfasser übrigens im Verlaufe des Buchs meisterhaft charakterisirt), historisch wahr ist es nicht. Bekanntlich lag Görgey damals an den Folgen seiner Kopfwunde krank darnieder, und die ganze von Klapka mit nur 20 Bataillonen geleitete Schlacht war Nichts als eine großartige Demonstration, um den verspäteten Rückzug des Obercommandanten zu masquiren.

Ueberhaupt scheint uns die Schlesinger'sche Darstellung der zu jener Zeit (Ende Mai bis Juli) am Stromgebiete der obern Donau vorgefallenen Ereignisse manche Lücken zu enthalten. Bekanntlich trat schon damals der Conflict zwischen Görgey und der Regierung offen zutage, und die brennendste Frage war die: ob — nachdem die Russen schon im Lande waren — ein Durchbruch am rechten Donauufer gegen die compacten Heeresmassen Haynau's zu versuchen, oder durch einen forcirten Marsch am linken Ufer die Vereinigung mit der ungarischen Südarmerie zu bewerkstelligen sei. Auch in Görgey's Umgebung waren die Meinungen hierüber getheilt; aus Klapka's Memoiren ist ersichtlich daß dieser junge und fähige General fortwährend für die Vereinigung mit den im Süden operirenden Truppen sprach. Auch die Regierung, geängstigt durch die immer näherrückenden Russen, schickte Tag für Tag die gemessensten Befehle zum Rückzug; sie bat, drohte, befahl — Görgey aber, der schon früher an der Waag seine Kräfte zersplittert hatte, behauptete auch nach dem verunglückten Durchbruchversuche bei Nes (am 2. Juli) hartnäckig bis zum letzten Augenblicke seine komorner Stellung. Dieser Umstand, so wichtig und folgenreich, wird in der Schlesinger'schen Erzählung viel zu wenig betont, so geistreich und originell auch der in den nachfolgenden Capiteln angestellte Versuch ist das Benehmen jenes räthselhaften Mannes zu motiviren.

Von ergreifender Wirkung sind die in diesem Buche

häufig eingestreuten Episoden, so die Abenteuer der beiden Edeldamen, die, als Mägde verkleidet, Depeschen der ungarischen Regierung nach Wien brachten; Bem's Entkommen aus Wien und Zusammentreffen mit Kossuth; die drastische Schilderung Söllösy's, des vielgeprüften Ceremonienmeisters zu Debreczin. Ungenau aber, wenn auch sehr romantisch ist die Erzählung daß sich Gyron als Hausfräule verkleidet in das von den Kaiserlichen belagerte Komorn geschlichen habe, um das Herannahen der Ungarn anzukündigen. Klapka selbst, der in diesem Falle gewiß competent ist, bestätigt die allgemeine Behauptung daß sich der Löwenthüne Britte an der Spitze einer Escadron durch die Cernirungstruppen bis in die Festung geschlagen habe.

Die meiste Anerkennung verdienen die plastischen Schilderungen des nationalen Lebens in Ungarn (ein Hauptgrund der Senfation welche das Buch im Auslande gemacht hat), sowie die zarte Zurückhaltung mit welcher der Verfasser die Namen der handelnden Personen gerade bei den piquantesten Situationen verschweigt, in deren mancher er doch selbst eine hervorragende Rolle gespielt zu haben scheint.

Während das Buch in uns den Eindruck eines geistreichen Romans zurückgelassen hat, sodas wir aus vollem Herzen das Urtheil der „Grenzboten“ unterschreiben, die uns in diesem jungen begabten Schriftsteller einen der vorzüglichsten Feuilletonisten in Aussicht stellen, begegnen wir in Klapka's „Memoiren“ (Nr. 2) überall dem strengen, scharfen, praktisch-nüchternen Urtheile des Militärs. Seine Darstellung der Ereignisse ist klar und präcisirt und vorzüglich vom militairischen Standpunkte nicht genug zu empfehlen. Einen besonders vortheilhaften Eindruck macht die Bescheidenheit mit der dieser junge intelligente General sich selbst bei der Schilderung gerade jener Schlachten in den Hintergrund stellt deren glücklicher Ausgang eben nur seiner Bravour und Umsicht zu verdanken war. Wir führen beispielsweise nur das Gefecht bei Talsa an, in welchem der „ritterliche“ Schlad (wie ihn pflichtschuldigst die österreichischen Blätter nennen) seine erste Schlappe erlitt, den glänzenden Bayonetangriff auf D-Szöny, endlich die Schlacht bei Nagy-Sarló, den Schlusstein der glänzenden Aprilcampagne.

Ein begeisterter Anhänger Kossuth's, ein warmer Freund seines Vorgesetzten Görgey, spricht der Verfasser doch mit rücksichtsloser Offenheit sein Urtheil über jenen beiden Koryphäen der ungarischen Bewegung. Die unmännliche Schwäche Kossuth's, sein Zurückweichen und Intriguiren, wo es einen festen, durchgreifenden Entschluß galt, wird nirgend verhüllt, oder mit freundlicher Schonung übergangen. Besonders interessant ist Klapka's Urtheil über Görgey. Wir waren darauf gefaßt die bittern Worte des Magyaren zu hören, des Soldaten, der sein Alles an seine Ehre setzt; doch merkwürdigerweise beurtheilt Klapka seinen Freund nur als Politiker. Während Görgey von den eigenen Waffengefährten gehaßt, verdächtigt, als Verräther gebrandmarkt wird (wir werden bei Besprechung von Lapinski's Schrift

darauf zurückkommen), darüber jedoch die ganze Welt einig ist daß eiserne Willensfestigkeit und Consequenz bei Durchführung eines einmal gefaßten Plans die hervorragendste Eigenschaft dieses merkwürdigen Mannes sei, spricht ihm Klapka gerade diese entschieden ab, und schiebt nur seinem unflüchten Hin- und Herschwanken nach der Entsetzung Komorns (26. April) die Schuld bei daß die ungarische Nordarmee nicht ihren Marsch nach Oestreich gerichtet habe. Klapka sagt wörtlich:

Görgey ist ein Feldherr, aber kein Staatsmann. Zur Höhe eines Cromwell mußte er sich emporheben um sein Vaterland zu retten; doch dazu war Görgey nicht berufen. Mit seinem kalten praktischen Verstande wog er (als die russische Invasion bereits vollendete Thatsache war) die materiellen Kräfte beider Theile ab, die Begeisterung des Volks galt ihm für Nichts — er zählte bloß die Bayonnetts.

Was es für eine Verwandtniß mit jenem verhängnisvollen Befehle gehabt hat: „die Festung Ofen um jeden Preis zu nehmen“, wird uns auch aus diesen Memoiren nicht ganz ersichtlich. Der Verfasser citirt weder jenen Befehl noch widerlegt er die hierin übereinstimmenden Angaben der öffentlichen Blätter, sondern ventilirt bloß die Folgen die eine Invasion in Oestreich gehabt hätte, und mist Görgey allein die Schuld bei durch diese entschlossene That dem Kriege nicht eine entscheidende Wendung gegeben zu haben.

(Der Besluß folgt.)

Die russische Belletristik des Jahres 1849.

Das Jahr 1849, ein in Deutschland und Frankreich für Schriftsteller und Verleger gleich verhängnisvolles, hat im fernsten Norden manches Bedeutende und Werthvolle an den literarischen Markt gebracht, und gibt wiederholt Zeugniß von den Bestrebungen Rußlands mit dem Besten in geistiger Hinsicht gleichen Schritt zu halten. Daß solches Streben in den besten Kreisen vorzugsweise Anerkennung und Aufmunterung findet, und dem verborgenen Talente dadurch Muth und Gelegenheit gegeben wird sich zu entfalten und hervorzutreten, verdient unbedingt das größte Lob, und läßt nur bedauern daß es nicht überall solche Männer gibt wie dort.

Unter den Erscheinungen des Jahres 1849 gebührt einer Uebersetzung der Odyssee von dem bekannten Dichter Zukowski ebenfalls der Ehrenplatz, denn sie ist eine Leistung von hohem Werth. Die bedeutendern russischen Zeitschriften haben auch nicht verfehlt sie ausführlich zu besprechen und höchlich zu loben, was immer geschieht wenn sich ein bedeutender Stern am literarischen Himmel zeigt. An sie reiht sich in würdiger Weise die im Verlage der um die russische Literatur vielfach verdienenden Buchhandlung von Alexander Smirbin in Petersburg seit Jahren schon erscheinende Sammlung russischer Schriftsteller. Man macht diesem Werke zwar Mangel an Plan und Einheit am Vorwurf, und rügt daß ohne hinreichenden Grund hier und da die Biographien der Autoren und die nöthigen Anerkennungen fehlen, sowie man auch eine chronologische Folge vermisst. Doch können solche Einwürfe der Wichtigkeit des Unternehmens keinen Eintrag thun, und mit Recht verdient es ihm zutheilgewordene Anerkennung des Publicums, da diesem dadurch Gelegenheit geboten wird sich mit den Heroen seiner Literatur zu befreunden. Ein der genannten Sammlung ähnliches Werk erscheint bei Perewlewski in Moskau unter dem Titel „Auswahl der bedeutendern Schriftsteller Rußlands“, mit Hinzufügung alles Dessen was je über diese geschrieben worden

ist, ihre Biographien, Portraits, Facsimiles u. s. w., der sich dadurch besonders die Studirenden zu großem Danke verpflichtet hat.

Von Poesien hat sich außer drei Bänden von dem erwähnten Zukowski wenig Bemerkenswerthes gezeigt, was wol seinen Grund darin hat daß einerseits die Jetztzeit im Allgemeinen arm an Dichtern ist, und andererseits die Forderungen heute so hoch gespannt sind daß das Mittelmäßige nicht mehr aufkommen kann.

In Betreff der Romane und Erzählungen sind „Die Aethenen am Anfang des 18. Jahrhunderts“ von Zagoskin und Aret, und eine Erzählung Kuitsh's das Einzige was nicht in Zeitschriften enthalten gewesen ist. Beide Leistungen bezeugen zur Genüge wie schwer es heutzutage ist im romantisch-poetischen Stile, in welchem sie geschrieben sind, etwas Befriedigendes zu leisten.

Unter den Uebersetzungen muß die gediegene Arbeit Ketscher's ganz besonders hervorgehoben werden; es ist dies eine Uebersetzung der bedeutendsten Schöpfungen Shafspeare's, und die bis jetzt veröffentlichten 16 Hefte sind ein schönes Denkmal das Rußland dem Genius des gefeierten englischen Dramatikers setzt.

Im Gebiete der Geschichte und Kritik der Sprache und Literatur hat sich Biliarski mit seiner Abhandlung: „Schicksale der (altslawonischen) Kirchensprache“, besonders hervorgethan, und dafür den Demidow'schen Preis empfangen. Der Erzpriester Sabinin brachte eine „Isländische Grammatik“, und Gorfki, Professor am geistlichen Seminar in Moskau, unter dem Titel „Leben des heiligen Dimitri“, sehr gelehrte und gründliche Forschungen über den Wandel und die Schriften dieses Heiligen. Bieleniecki beschenkte die Studirenden mit einer kurzgefaßten, aber recht guten „Geschichte der russischen Literatur“, und Salachow gab dem dritten Band der vierten Ausgabe seiner „Russischen Christomathie“ in einer getreuen und vollständigen Charakteristik der vaterländischen Autoren eine dankenswerthe Erweiterung. Starzewski's „Nikolaus Karamsin“, eine Zusammenstellung aller Urtheile und Ansichten über diesen Dichter, stand erst in Smirbin's „Bibliothek zum Lesen“, erschien dann besonders, ist aber durchaus kein kritisches Werk.

In den Zeitschriften kamen an historischen Erzählungen vor: „Traum des Oblomow“, ein Auszug aus einem größern Romane Gontscharow's, und drei neue „Erzählungen eines Jagdliebhabers“ von Lurgeniew. Das erstere, wenngleich Druckstück, bildet dennoch ein schönes, anziehendes Ganze, und bekundet aufs neue das mehr als gewöhnliche Talent des Verfassers, für das übrigens auch schon seine frühern Romane, vorzugsweise „Johann Sawitsch Pobjabryn“ und „Eine gewöhnliche Geschichte“ sprechen, die als wahrheitsvolle Erzählungen überall mit Vergnügen gelesen werden Gontscharow's Schöpfungen sind psychologische Studien, in denen er eine große Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen darthut. Leider ist die künstlerische Seite seiner Arbeiten manchmal etwas nachlässig behandelt; im erwähnten Traume jedoch hat er sich auch von diesem Fehler freizuhalten gewußt. Mit dem edlen Feuer einer lebhaften Phantasie führt er uns in ein Land das er dem Helden seines Stückes im Traume vormalt, und dessen Beschreibung den Leser in fortwährender Spannung erhält. In einem ganz andern Gewande treten die „Erzählungen eines Jagdliebhabers“ auf; der Autor zeigt gleichfalls schöpferisches und poetisches Talent, sprudelt aber in dem Maße von Ironie und frühlichem Humor über als Gontscharow in seinen Schöpfungen kalt und ruhig ist. Unter den übrigen Roman dichtern sind noch zu nennen: Druschinin, der im „Gleichzeitigen“ einen Roman in zwei Theilen, „Julie“ betitelt, und Kefrasow und Stanicki, welche „Die drei Weltgegenden“, eine Copie Victor Hugo's und Dumas', gebracht haben. Des fruchtbaren Orghorowicz, „Schicksale Rakatow's oder kurzwährender Reichtum“ haben zwar schöne Momente, sind aber im Ganzen ohne bestimmtes Ziel, und ermangeln der Feile und eines ernstern In-

halt. Andzejew's „Barynka“ ist die erste Frucht eines jungen Schriftstellers, der sich den Fürsten Ddojewski und Lermontow's Erzählungen zum Vorbild genommen hat.

Nächst diesen zahlreichen Sprösslingen männlicher Phantasie und Genialität dürfen wir auch der Blumen nicht unerwähnt lassen welche das schöne Geschlecht in den Kranz russischer Literatur geknüpft hat. Die meiste Aufmerksamkeit ist dem Roman zutheilgeworden, und drei Frauen besonders haben sich in ihm nicht ohne Glück und Erfolg versucht. Die Dichtungen der Dame Pawlow zeichnen sich durch Leben und männliche Kraft aus; die anonyme Verfasserin von „Lydia“ und „Der Marquise Luigi“, von den Eimen bis in den Himmel erhoben, während sie die Andern in den Staub treten, verdient nach dem Urtheil Unbefangener weder Dieses noch Jenes und hat jedenfalls viel Beruf zum Schreiben. Leider sucht sie nur die Charaktere zu ihren Schilderungen in der Sphäre der Ideale, anstatt sie aus dem wirklichen Leben zu nehmen, geht deshalb von einem falschen Gesichtspunkte aus, und kann daher auch nicht wahr sein. Die besten Erzählungen fließen aus der Feder der Frau Tur, einer ganz neuen Erscheinung, welche 1849 mit einem Romane „Der Irrthum“ zum ersten mal vor die Oeffentlichkeit trat. Wir glauben dieser Schriftstellerin das günstigste Horoskop stellen zu dürfen, denn was sie bis jetzt geliefert hat ist gut angelegt, wahr, höchst einfach und rubig ausgeführt, und spricht für eine genaue Kenntniß des menschlichen Innern.

Die Dichtungen der neuesten Zeit finden sich vornehmlich im „Moskauer“, und haben da in Dmitriew, Berg und Wilber ihre Hauptvertreter. Der letztgenannte ist besonders als treuer und glücklicher Uebersetzer sehr geschätzt. Berg hat eine angenehme glatte Schreibart, und seine besten Sachen sind die Uebersetzung der Sonette A. Mickiewicz's und der Dichtungen anderer polnischer Autoren. Als vorzüglich gelungen muß der in genannter Zeitschrift erschienene Roman von Weltmann: „Der Sonderling“, bezeichnet werden; er ist ebenso originell wie alles Andere was wir von diesem beliebten Schriftsteller besigen, und spricht abermals für ein entschiedenes Talent zur Erzählung. Zum Schluß geschehe hier noch Kossowicz's ersten Actes des indischen Dramas „Wasantajena“ Erwähnung, da sie eine ebenso fleißige als gediegene Arbeit ist. 35.

Beschränkt und unbeschränkt.

„Selbst die Beschränkung läßt sich lieben“, sagt Goethe, ja vielleicht ist alle Liebe eine Beschränkung, wenigstens diejenige Gottes zu einer irdisch erbärmlichen Menschenwelt. Sondern gibt es Menschen — die Unbeschränkten, Ueberschwenglichen — welche sich nicht dabei beruhigen, sondern über jede Schranke, über sich selbst hinaus wollen. Und weil Dieses unmöglich ist entstehen wunderliche Bestrebungen, Aufregungen, Leidenschaften, Ungewöhnlichkeiten die den Genies zugeschrieben werden, und wodurch sie oft Andern besser gefallen oder missfallen als sich. Jugend hat hiervon mehr als das Alter, welches weniger die Breite als die Enge, und deshalb am beständigsten liebt. Diese allgemeine von jedem begabten Menschen durchgeführte Wahrheit schildert Goethe im ersten Theil des „Faust“, und hat darum so allgemeinen Anklang bei der Jugend gefunden. Niemand braucht sich deshalb dem Teufel zu ergeben, aber es kann dazu kommen; gesucht wird nämlich mehr als menschliche Macht, Wissenschaft, Kunst, und der Teufel hat sie. Aus solchem unbeschränkten Gelüst entsprangen Astrologie, Alchemie, Magie, und zwar weil Gott sich nicht beherrschen läßt, sondern Demuth fodert, gibt ein Bündniß mit seinem Widersacher, der Uebermenschliches zugebotestellt, bessere Aussicht, wenn auch später eine verdrießliche Umkehrung der Herrschaft eintritt. Faust hat die gewöhnlichen menschlichen

Wissenschaften durchgemacht, blieb unbefriedigt, weil er damit nicht über sich selbst hinaus konnte, behielt „zwei Seelen in seiner Brust“; aber eine geheime Kenntniß des Zugangs zur Dämonenwelt bringt ihm die Verbindung mit Mephistopheles. Dieser seit dem Sündenfall wie vorher ein geschworener Feind des Menschengeschlechts, ergreift willig jede Gelegenheit zum Verderben der Einzelnen wie des Ganzen, und blickt mit Hohn auf das vergebliche Streben die Schranken des eigenen Geistes zu durchbrechen. Durch Mittheilung übernatürlicher Kraft, Erkenntniß und Kunstgeschick dieses Streben zu befriedigen, kann ihm nicht einfallen, weil er Feind dieses neuen Fremdes ist, dessen Nichtbefriedigung er gerade die Bekanntheit verdankt. Also führt er den mit sich überworfenen Grübler in das ihm bisher unbekannt gebliebene Gebiet der Sinnenlust, in welches dieser schwelgerisch hineinführt ohne Rücksicht auf die Folge für christlich bürgerliche Sittenordnung und Meinung, die ohnehin dem Teufel ebenso zuwider und verächtlich sind als das menschliche Forschen in den Wissenschaften. Der ungemeyne Faust wird ein gemeiner Sünder, was eben seinem Mephistopheles besonders erfreuen muß, und bleibt dennoch rückfichtlich des Anfangpunktes für die gewordene Sünde ungemeyn. Den Verlauf schildert der Dichter in einzelnen Szenen mit meisterhafter lebendiger Wahrheit, und bewirkt dadurch jenen großartigen Eindruck welcher bei aller Verfüngung an Gesellschaftsbegriffen, deren lecke Nichtachtung selbst einem Don Juan einigen Glanz verleiht, den Faust zu keinem Gegenstande des Abscheus macht, sondern möglicherweise Gedanken hervorrufft ihm zu gleichen. Wie Karl Moor aus Ueberworfenheit mit Eigenthumsgefeszen zum Räuber wird und doch kein gemeiner Strauchdieb, so Faust aus Ueberworfenheit mit der Wissenschaft ein Ehrenräuber des Weibes, und doch kein nichtswürdiger Bruder Lieberlich. Einst sagte ein verstorbener ausgezeichneter Gelehrter und Schriftsteller von hohen Gaben, der freilich durch seinen Lebenswandel vielfältigen Anstoß gab: „Ich bin der Faust.“

Wenn nun Leben („Rückblicke in mein Leben“) bei seiner ersten Zusammenkunft mit Goethe über „Faust“ und absonderliche mystisch-phantastische Auslegung desselben spricht, so hört Dieses der Dichter mit einem „hm, hm, So, So, So, und beharrt in der Schweigsamkeit als der Historiker seine eigene Ansicht entwickelt. Sie enthält vielleicht sehr Treffendes, obgleich der Dichter nicht Lust haben mochte durch Bestimmung die Mythologie seiner überschwenglichen Ausleger zu zerstören. Luden meint die Studentenszene in Auerbach's Keller sei die erste ursprüngliche gewesen um welche die übrigen sich allmählig gelagert. Allerdings nicht unwahrscheinlich, denn Jugend will über sich selbst hinaus, wenn auch nur durch Pressen, Saufen und Rasen, sie ist in diesem Bestreben der Faust in rohen Bindeln, bis geistiger Aufschwung und spätere Jahre weiter führen. Es kommt dabei zu Nichts, auch nicht mit Hüffe des Teufels, der ohnehin es nicht zu Etwas kommen lassen will. Zugleich folgt, soll anders die Einrichtung von Himmel und Hölle unverlezt bleiben, daß Faust, laut richtigem Instinct der Volkssage, zum Teufel fahren muß.

Aus Weltdelektik und Veränderung der Lebensauffassung in spätern niedergedämpften Jahren und Kräften hat der Dichter im zweiten Theile Verführung mit dem Himmel eintreten und den Teufel geprellt sein lassen. Aber wie? Beide Gefährten treiben sich herum am Hofe — der freilich durch Papiergeld über sich selbst hinaus will — in mythischer Fabelsage und Mythologie, im Kriegslärm, und es kommt zur Bebauung eines Stück Landes und Dekonomieverwaltung. Wahrlich, Mephistopheles ist mit Hohn und Gel über solchen Ausgang der Faust-Gemeinschaft in die Hölle zurückgekehrt. Ungewöhnliches endet im Gewöhnlichen, Ungemeinheit im Gemeinen, Unbeschränktheit in Beschränktheit, wofür man keinen Teufel braucht. 23.

Montag,

— Nr. 71. —

24. März 1851.

Zur Geschichte des ungarischen Kriegs.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Neu und höchst interessant sind die Aufschlüsse die uns der Verfasser über sein Verhältniß zur ungarischen Regierung gibt, zu einer Zeit wo das Zerwürfniß zwischen Görgey und Kossuth bereits ein öffentliches Geheimniß war. Wir sehen hieraus die kleinlichen Bestrebungen Kossuth's sich eine Partei im Heere zu bilden, durch Poussirung eines untergeordneten Generals sich gegen die Uebergrieffe des Feldherren zu schützen und durch Intriguen den stolzen Willen dieses Mannes zu brechen, während es doch nur eines kühnen Entschlusses bedurft hätte um den ungehorsamen General vor der Fronte seiner Armee zu verhaften. Wenn Einer Dies wagen durfte, so war es Kossuth, und jene Schwäche — Weichherzigkeit oder Feigheit, gleichviel — wirft einen trüben Flecken auf den sonst edeln Charakter des großen Agitators.

Ueberhaupt wird durch Klapka's Memoiren Vieles aufgeklärt was früher in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt war, so unter Anderm die plöbliche Absetzung Görgey's nach der Schlacht bei Acs (2. Juli) und die gleich darauf erfolgte Zurücknahme dieses Schrittes. Einen besondern Reiz gewinnt das Werk durch die hervorragende Stellung des Verfassers, durch den persönlichen Antheil den er selbst an den wichtigsten Ereignissen genommen hat, und durch den edeln Freimuth mit dem er sich über Zeit und Menschen ausspricht. Klapka gehörte zu den begabtesten Führern des ungarischen Freiheitskampfes, und dürfte wol der Einzige von den am Leben gebliebenen Generalen aus „Arthur's Lafelrunde“ sein die noch eine Zukunft haben.*)

Die beiden nachfolgenden Memoiren (Nr. 3 und 4) bieten wol eine anregende Lecture, ohne jedoch für die

Geschichte des ungarischen Kriegs von besonderm Interesse zu sein. Der „Honved“ nennt zwar seine Aufzeichnungen: „Beiträge zur ungarischen Revolutionsgeschichte“, doch dürfte Dies nur in weiterm Sinne so zu verstehen sein. Es sind eben nur Skizzen, flüchtig hingeworfene Genrebilder, Notizen, die der Verfasser am Marsche, wol auch am Schlachtfelde gesammelt hat. Während wir in Klapka's Memoiren das Urtheil des erfahrenen Generals und Strategen hörten, und gleichsam ein Gesamtbild erhielten, dem minder bedeutende Ereignisse und Personen nur als Stafage dienten: gibt uns der „Honved“ die Anschauungen eines Subalternoffiziers zum Besten, und erzählt uns — im Gegensatz zu jenen imposanten Schlachtfeldschilderungen — die Schicksale irgend eines exponirten Bataillons oder Regiments. Es sind Mosaikstücke, die zusammengesetzt wol auch ein Ganzes bilden; wie ein rother Faden aber zieht sich durch diese „Aufzeichnungen“ ein glühender Haß gegen Görgey, eine — wol nur affectirte Verachtung dieses Mannes. Wir können Das dem „Honved“ nicht verübeln; ein General der mit kaltem Blute seine Waffengefährten auf die Schlachtbank geliefert hat darf keinen Anspruch auf Schonung machen; doch dürfte es immerhin problematisch sein, ob auch vor der Katastrophe bei Bilagos ein so hartes Urtheil über Görgey gefällt worden wäre, aus den Reihen jener herrlichen Nordarmee, die, wie Blätter aller Farben uns übereinstimmend versicherten, mit Begeisterung an ihrem Führer hing.

Zu den wichtigsten Partien des Buchs zählen wir die Biographien Kossuth's und Bathanyai's, die viel Neues und Piquantes bieten. Diese Skizzen haben bei ihrem ersten Erscheinen viel Aufsehen gemacht, und Das mit vollem Recht, da der Verfasser mit einer leichten gefälligen Schreibart auch eine genaue Kenntniß der Geschichte und nationalen Zustände seines Vaterlandes verbindet. Interessant ist die Erzählung von der verführten Arretirung Görgey's (S. 106), die wir in keinem andern Buche fanden. Die Sache scheint ein Geheimniß geblieben zu sein; doch verschweigt uns der Verfasser welchen Ausgang die Unternehmung hatte.

Sind die Aufzeichnungen des „Honved“ mit Rücksicht auf die geschilderten Ereignisse und Persönlichkeiten interessant und spannend (mitunter auch schaudererregend,

*) Klapka's Werk ist bereits in mehrer Sprachen übersezt worden, und eine neue Schrift über den ungarischen Kampf aus der Feder dieses jungen Generals ist uns, wie die Beltungen melden, für die nächste Zeit in Aussicht gestellt worden. Uebrigens lebt Klapka — übereinstimmenden Berichten zufolge — sehr zurückgezogen, und hat sich an den neuesten Ereignissen nicht betheiliget. Auch von seinem Landstürten wird er nicht eben als zur äußersten Fraction gehörend betrachtet. Er scheint sich für die Zukunft sparen zu wollen.

so unter Anderm die schreckliche Erzählung: „Wie Görgey einem Hauptmann das Ohr abhaut“, so gewähren uns die Memoiren von Therese Pulszky noch ein anderes, ich möchte sagen pathologisches Interesse. Die edle Dame berichtet uns Selbsterlebtes, und ergreifend ist die Schilderung der vielen Mühseligkeiten und Gefahren die sie unter den Schrecken eines verheerenden Bürgerkriegs mit der vollen Hingebung des Weibes überwand, um endlich — per varios casus — zu ihrem Manne nach England zu gelangen. Daß bei diesen Erzählungen die österreichischen Gewaltthäter sehr übel weggekommen, versteht sich wol von selbst und liegt in der Natur der Sache. Das Buch ist durchaus nicht invita Minerva geschrieben, und gestehen wir Dies um so freudiger als wir sonst immer mit einer eigenthümlichen Scheu an die Beurtheilung weiblicher Geistesproducte zu gehen pflegen. Drollig sind die Schilderungen mancher vorwärtlichen Summitäten, so unter Anderm des ungarischen Hochtöry Paloczky, des Grafen Festetics, des „Theoretikers“ Jock, der in dem Flegeljahre der österreichischen Revolution die gemüthlichen „Manifeste“ redigirte und auch bei der berühmten Aprilverfassung Gevatter stand. Doch können wir einiger andern Partien des Buchs nicht mit gleichem Lobe erwähnen. Was z. B. die edle Dame von der Aristokratie der Slawen spricht (S. 142) scheint uns gänzlich aus der Luft gegriffen zu sein, und ebenso eine Sympathie zwischen Polen und Czechen zu den müßigen Erfindungen zu gehören. Ebenso wenig will uns die rücksichtslose Offenheit gefallen mit der die Octoberereignisse geschildert wurden, das Kennen von Namen und theilweise noch in Oestreich weilenden Persönlichkeiten, zu denen doch Pulszky (unter dessen Auspicien das Werk offenbar geschrieben wurde) in nähern Beziehungen stehen mußte.

Wir erfahren aus diesen Memoiren die überraschende Thatsache daß Pulszky schon um die Mitte Octobers Wien verlassen habe, um — ob mit oder gegen den Willen Rossuth's, wird nicht gesagt — als Gesandter nach London zu reisen. Der übrige historische Theil des Buchs ist von untergeordnetem Interesse; piquant ist die Charakteristik des unglücklichen, verschollenen Dichters Petöfy, dessen unüberwindlicher Abscheu vor Kravatten und Allem was mit diesen Aehnlichkeit hatte sehr humoristisch geschildert wird. Die beigelegten authentischen Actenstücke endlich (vor allem der noch in keinem andern Werke abgedruckte Brief des Erzherzogs Stephan, der Urtext der Pragmatischen Sanction, das Exposé des Gesandten zu Frankfurt über den ungarischen Krieg) machen diese Memoiren besonders lehrreich und anziehend.

Wir kommen nun zu zwei Monographien über Görgey (Nr. 5 und 6), die sich gerade in den wichtigsten Punkten wesentlich widersprechen. Während die erstere Schrift ein so hartes, mit maßloser Festigkeit ausgesprochenes Urtheil über Görgey fällt, ihn ohne gründliche Motivirung eben nur als gemeinen Verbrecher darstellt, und überdies in so schlechtem, geschmacklosem Stile ge-

schrieben ist daß wir das Werk lieber mit Stillschweigen übergehen, scheint uns die von Horn herausgegebene Broschüre die volle Beachtung des unparteiischen Geschichtsforschers zu verdienen. Wir haben diese Schrift mit lebhaftem Interesse gelesen. Der Verfasser gibt sich sehr bald als Wallblut-Magyar zu erkennen, und wol aus diesem Grunde glaubten wir auch eine im ultramagyarischen Stile gegen Görgey geschleuderte Anklage erwarten zu müssen. Zu unserer freudigen Ueberraschung sahen wir uns getäuscht. Das Buch ist durchaus in gemäßigtem Tone geschrieben, die Ereignisse werden nirgend zu einer Verherrlichung, nie aber auch zu einer Herabzerrung Görgey's ausbeutet. In schlichter schmuckloser Sprache erzählt uns der Verfasser die glänzenden Waffenthaten, die genialen Manoeuvres, endlich auch die letzte That Görgey's, jene That durch die Ungarn den Todesstoß erhielt, und die entweder schwarz wie die Nacht, oder ein Räthsel ist, dessen Lösung uns erst eine ferne Zukunft bieten kann.

Wir erfahren aus diesem Buche eine Menge interessanter Details und piquanter Notizen aus dem frühern Leben des gewesenen Obercommandanten der ungarischen Armee. Der Verfasser gibt mit folgenden Worten eine Charakterbildung seines Helden:

Man hat ihn oft, seiner glänzenden Feldherrntalente wegen, mit Napoleon verglichen. Noch früher aber als die Lichtseiten entfaltete er schon die Schattenseiten eines Napoleon'schen Charakters.

Sein eigener Wille war ihm das höchste Gesetz. Dessen zu vollführen opferte er Alles. Die Menschen waren ihm nur Mittel, die er wie Sachen beliebig zu seinen Zwecken brauchen dürfe.

Er war ein „Berriffener“, ein Blasé wie sie die vormärzliche Jugend zu Laufenden aufwies. Klein er war nicht mehr wie die meisten dieser Leute verschwommen, mit sich selbst versallen. Er hatte im Gegentheil bereits die Rechnung mit sich und der Welt geschlossen. Das Resultat zu dem er gelangt war: Belt und Menschen verdienen nur unsere Verachtung. Darum brauche das Talent nicht Anstand zu nehmen auch über die Schutthaufen jener und über die Leichen dieser den Gipfel seines Glücks zu erklimmen.

Sein Herz war im Frost des Scepticismus erstarrt. Er war der Freundschaft, der Begeisterung nicht fähig. Er glaubte überhaupt an kein edleres Gefühl. Der Enthusiasmus der Menschen und Völker für hohe Ideen galt ihm als kindische Schwärmerei oder als eine Maske des Egoismus.

Der Kühnste führe die Braut heim. Das Treiben der Welt sei nur ein ewiger Kampf der Interessen. Und wer die körperliche oder die geistige Macht besitzt seinem eigenen Interesse die der Uebrigen dienlich zu machen, Der habe auch das vollgültige Recht dazu . . .

Görgey's Eigenliebe war sehr leicht beleidigt. Um solche Beleidigungen zu rächen entschloß er sich sehr rasch zu extremen Schritten. So hatte er in Prag einem Mädchen längere Zeit den Hof gemacht. Als er dann ernstlich um ihre Hand anhielt bekam er einen Korb. Um ihr zu zeigen wie wenig ihm an dieser Abweisung liege, die ihn im Grunde sehr tief verletzte, heirathete er alsobald — ihre Gouvernante, ein elstisches Mädchen. Aehnliche Bzüge erzählt man mehrere aus seinem Leben.

Im weitern Verlaufe des Buchs berichtet uns der Verfasser wie Görgey zur ungarischen Armee kam, sich schnell Rossuth's Gunst erwarb, später als einfacher

Major durch die standrechtliche Hinrichtung Sely's die Augen von ganz Ungarn aufschloß, von Stufe zu Stufe stieg, und auf dem Schlachtfelde von Schmechat mit Ueberspringung aller Zwischengrade zum Obercommandanten avancirte. Mit lebhaften Farben werden sodann der geniale Rückzug durch die Bergstädte, die siegreichen Gefechte bei Szolnok, Hatvan, Tadjobice, Jssafeg, Waisen, Nagy-Carlo und Komorn, endlich die Einnahme Ofens geschildert. Den Clanzpunkt des Buchs aber bildet unstreitig die Darstellung jener stets wachsenden Eifersucht und gegenseitigen Intriguen zwischen Sörgey und Kossuth, die endlich in der Seele des Erstern den Entschluß zur Reise brachten seinem gekränkten Ehrgeize und der verletzten Eitelkeit das Vaterland selbst zum Opfer zu bringen, um unter dessen Trümmern sich und den gehafteten Nebenbuhler zu begraben.

Wir heißen diese Schrift als einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes von Herzen willkommen.

Nr. 7. Es hiesse den gefunden Geschmack unserer Leser beleidigen, wollten wir sie mit allen Einzelheiten dieser schamlosen Broschüre behelligen. Wir sind gewohnt gewisse Dinge mit Vorsicht anzugreifen, und können auch dem geneigten Leser (vorausgesetzt daß er unsern Geschmack theilt) nur den wohlmeinenden Rath geben sich vor ähnlichen Gegenständen gleichfalls in einer achtungsvollen Entfernung zu halten. Gegenstand dieser Schrift ist die Schilderung des Nationalcharakters der Ungarn, in welche nach dem Grundsatz: Variatio delectat! Privaterlebnisse des Verfassers und Episoden aus dem letzten Freiheitskampfe in reizender Mannichfaltigkeit eingewoben wurden. Soviel jedoch zur bessern Verständigung daß Hr. von Adlerstein nach seiner eigenen, nennentlich verhüllten Darstellung als ein ganz verworfenes Subject erscheint, welches sich in den verschiedensten Lebensverhältnissen herumtrieb, nirgend geduldet wurde, und endlich post tot discrimina rerum das lucrative Amt eines Denuncianten und besoldeten Pamphletisten erlangt hat. Als Privatlehrer und Wirtschaftsbearbeiter fand er (wie er uns selbst erzählt) bei verschiedenen Cavalieren Unterkunft, deren Familienverhältnisse er natürlich der Deffentlichkeit zu überliefern keinen Anstand nimmt. Was den Stil dieser Memoiren betrifft so wechseln darin Denunciationen mit den hochastesten Lügen und gemeinsten Schmähungen ab; so sind z. B. die Bezeichnungen: Schurke, Dieb, Räuber — natürlich für Kossuth — Hr. von Adlerstein sehr geläufig. Um dem Leser einen Begriff von der Schreibart und dem Charakter dieses — Schriftstellers zu geben, wollen wir einige Stellen des Buchs hier wörtlich beisetzen. Es heißt I, xvi:

Er (der Ungar nämlich) vergißt daß es nur Deutsche und Slaven gewesen durch welche Intelligenz, Fleiß und Betriebsamkeit dem von ihm usurpirten (!) Lande allein zugeführt wurden, er übersieht daß das Emporblühen der Künste und Gewerbe, durch welche ihm die Goldquellen Ungarns geöffnet wurden, den fremden Einwohnern nur allein zum Verdienste angerechnet werden darf, er überdenkt nicht daß, wenngleich er

anfangs die fruchtbringenden Kräfte der von ihm so verachteten und als Eindringlinge bezeichneten Einwanderer hartnäckig zurückgewiesen hätte, es ihm schon unmöglich geworden wäre, eingehüllt in den Roder seiner verblühten Weltsprödigkeit dem dolce far niente, diesem einzigen aus der Urzeit seines eigenen Emporlebens (?) unverändert erhaltenen Erbstücke, ohne Ansehung so bequem nachhängen zu können. So handelnd hatte der Magyar, welcher sich als Kämpfer für die Freiheit allen Völkern Europas zum Vorbilde hinstellen wollte, in seinem eigenen Lande es sich selbst zum kühnwürdigen Principe gemacht die nicht magyarischen Einwohner Ungarns despotisch und mit Verachtung zu knechten, um das Mark aus ihren thatkräftigen Gebeinen desto leichter auszusaugen zu können. (!)

Ferner II, 1:

Wenn irgendwo die Strömungen der Zeit in dem für Europas Geschichte so bedeutungsvollen Monate März des vorigen Jahres erschütternde Krisen hervorbrachten, und die verderblichsten Folgen nachzögen, so war Dies in Ungarn der Fall, wo bei dem Verlaufe des Revolutionsfiebers die verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft meist wider den eigenen Willen in die heterogensten Verhältnisse und verzweckungsvollsten Situationen veretzt wurden u. s. w.

Der geehrte Leser wird an den gegebenen Proben wol genug haben und uns gern eine detaillirte Besprechung dieser „Federzeichnungen“ erlassen. 45.

Die Lettres de cachet.

Die Missiven, welche ursprünglich von dem Souverain selbst ausgingen, waren von dreierlei Art: offene Briefe, Briefe unter dem großen, oder unter dem Privatfiegel. Die erste Gattung war für Alle offen und begann gewöhnlich mit: „Allen Menschen Gruß“, oder „Allen welche es angeht“. Diese war vom Könige unterzeichnet, gegengezeichnet vom Staatssecretair und mit dem Staatsfiegel gesiegelt. Sie ging gemeinlich vom Staatsrathe aus, bestand in Edicten, Ordonnangen, und hatte die Worte angehängt: „Par le roi en son conseil.“ Die zweite Art von Missiven enthielt Verleihung von Titeln, Eigenthum, Naturalisation und andern Gunstbezeugungen welche der König verleihen konnte. Sie waren von ihm unterzeichnet und von dem Staatssecretair, und wurden auf das Amt des Großfiegelbewahers gefandt um den Autoritätsstempel zu empfangen, oder zu dem Privatfiegelbewahrer wenn es sich um Edicte von minderm Belange handelte. Aber die Lettres de cachet waren nicht auf Pergament oder ministerielles Papier verfaßt; sie durften auch auf dem gewöhnlichsten Blatte als gesetzlich gelten, von dem Könige und dem Staatssecretair unterzeichnet, in ein anderes Blatt Papier geschlagen, und konnten nur von dem Individuum erbrochen werden an welches man sie richtete. Hochverrath und die daraus entspringenden Todesstrafen knüpften sich an Erbrechung des Siegels oder auch nur an heimliche Kenntniß des Inhalts. Diese Briefe wurden an die Personen geschickt welche die verschiedenen Staatsräthe bildeten und zum Behufe von Verhandlungen sich versammeln sollten. Der Anfang hieß meist: „Ich schreibe diesen Brief Euch zu beauftragten u. s. w.“, und der Schluß: „Ich bitte Gott Euch in seine heilige Obhut zu nehmen.“

Der früheste Gebrauch dieser Briefe zur Bestrafung, bevor sie ein so schreckendes Werkzeug der Tyrannei wurden, war wenn Pairs oder Männer von Racht und Rang sich weigerten vor dem Herrscher oder seinen Gerichtshöfen zu erscheinen und sich über Vergehen gegen den Staat zu verantworten. Dann verkündeten Lettres de cachet dem Angeklagten die Verbannung aus dem Lande oder vom Hofe. Manche solcher Schreiben wurden von Ludwig XI. erlassen. Sie liegen noch vor und beweisen die feinen Kunstgriffe und die krumme Politik welche der grausame Monarch übte. Allein es blieb dem

nach verschmitztern und erfahrenern Cardinal Richelieu vorbehalten, den Winken des kühnwürdigen Paters Joseph du Tremblay folgend, jene Briefe in Werkzeuge des tügellofen Despotismus zu verwandeln. Fast in der Bestie Bastille schien das geeignete Mittel sich eines lästigen Feindes zu versichern mit Beobachtung äußerster Geheimnisses. Die Festnehmung mußte mit der möglichst wenigsten Öffentlichkeit geschehen. Die dazu nöthige Wache sollte aus Personen gewählt werden in welche man das höchste Vertrauen setzen durfte, und die zu der unmittelbaren Umgebung des Königs gehörten. Der Gefangene mußte zu anderaunter Stunde an den Ort seiner Bestimmung abgeholt und von dem Gouverneur des Thurmes selbst in Empfang genommen werden, welcher von diesem Augenblicke für die Person, ihre Handlungen und Bezüge zu der Außenwelt gut fand, und allein den Inhalt der Lettre de cachet kannte.

Dieser Brief gab dem Gouverneur bestimmten Nachweis ob der tiefe Kerker, die einsame Zelle oder ein höherer Grad von Gemächlichkeit zulässig, und bezeichnete die Behandlung welche der Gefangene finden sollte, jedoch meist in einer conventionellen, nur Dem an welchen sie sich richteten verständlichen Sprache. Die Briefe in des Lagen Ludwig's XIV. begannen gewöhnlich: „*Hr. de Bernard, da es nothwendig ist daß Hr. . . . in mein Schloß Bastille tritt, schreibe ich diesen Brief um Ihnen meinen Willen zu künden.*“ Verschiedene dieser Documente bestehen noch; unter Andern in einer Autographensammlung eines mit obigem Eingange und Geheiß den Beugen des Generalprocurator zu einer gewissen Stunde zu den von ihnen begehrten Zwecken Einlaß bei dem im Schlosse Bastille verhafteten *Hrn. Beaujeu* zu verstaten. Dieser Befehl, von Ludwig gezeichnet und von Colbert contrasignirt, trägt die Form in welcher man nach allgemeiner Annahme die Weisung zu ertheilen pflegte daß der Generalprocurator jene elenden Instrumente der Gewalt entsenden werde deren Amt darin bestand, durch die Folter Bekenntnisse zu entreißen und dann als Beugen für Beglaubigung der Schuld aufzutreten. Auf der Rückseite steht von Colbert's Handschrift und mit seiner Namenssignatur: „*Befehl sechs Personen, Musketers, bei *Hrn. Beaujeu* den 8. März 1674 einzulassen.*“ Die Absicht in welcher diese Werkzeuge des Ministers Zutritt erhielten leidet keinen Zweifel; und wie gleichsam den Verdacht zu bestätigen welcher solche Documente stets begleitet, zeigen sich auch noch Blutstrecken auf dem Papiere, augenscheinlich der Griff der Finger und des Daumens vom Henker beim Abliefern der Vollmacht welche ihm die Bastille öffnete und wonach er verfuhr. Weitere Forschungen führten zur Kenntniß des Factums daß *Hr. Beaujeu*, einer verrätherischen Correspondenz mit den Feinden Spaniens verdächtigt, die Folter bestand, und nach seinem eigenen Geständniß der ihm zur Last gelegten Thatsachen schuldig befunden war.

Hinreichende Proben des schändlichen Gebrauchs welchen Cardinal Richelieu mit den Lettres de cachet trieb stellen sich heraus, viele historische Actenstücke, abgesehen von denen welche die Schriftsteller jener Epoche lieferten. Ein Blick in die Mappen die auf den Bücherbreitern der Nationalbibliothek schlafen könnte den Novellisten überzeugen daß sich hier Quellen vorfinden aus welchen Romane von viel tieferm Interesse geschöpft werden dürften als bloße Werke der Einbildungskraft bieten.

Während Cardinal Fleury, dessen Sitten so mild und gewinnend waren, dessen Stimme so sanft und bezaubernd klang, in Frankreich mit Vaterforge zu regieren schien, hallten die Kerker der Bastille vom Sommer der Gefangenen wider die um Erbarmen und Rache schrien. Der Mann welcher Aussteiler der Wohlthaten Ludwig's XIV. gewesen, der Freund des Armen, der nachsichtsvolle Lehrer verwandelte sich als Minister in den unverföhnlichsten Menschen, den glühendsten Jektoten. Sein Name, behauptet man, heftet sich an 20—30,000

Lettres de cachet. Wer ihm als des Jansenismus verdächtig bezeichnet war ward augenblicklich eingekerkert.

Vor ihm bediente sich Louvois des nämlichen Werkzeugs im Namen der Religion. Er soll 80,000 Personen nach den Gefängnissen gesandt haben, in der leeren Hoffnung der Verbreitung des Protestantismus vorzubeugen. Er gab allen Personen von Rang und Stellung ohne Unterschied weiße Lettres de cachet um sie nach Gefallen mit den Namen der Dpse auszufüllen. Der Adel machte einen entseßlichen Gebrauch von dieser Willkür: Hausbediente, Kaufleute welche Bezahlung ihrer Rechnungen heischten, Kelterer die ihre Löhner nicht beschimpfen lassen wollten, Alles wurde unter wechselnden Vorwänden eingesperrt. Der gegen Alles was Lettre de cachet hieß erzeugte Haß, und die geheimnißvollen von der Bastille verbrühten Geschichten stachelten den Pöbel beim ersten Ausbruche der großen Revolution diese düstere Bestie niederzureißen, dieses Bild des Despotismus unter welchem Paris lange geschmacht hatte. Bei Zerstörung des Gebäudes fand man bloß sieben Staatsgefangene in seinen Mauern, ein Beweis daß zuletzt die Lettres de cachet nur sparsam benutzt wurden.

Unter den bewahrten Gegenständen befinden sich zwei für historische Untersuchung besonders ersprißliche Manuscriptbände, die Tagebücher enthaltend welche der Gouverneur de Launay von dem Momente an führte wo er mit dem Commando betraut wird, bis zu der Stunde da er mit seinem Major Losne Colbray unter den Streichen eines wüthenden Haufens fiel. Es umfaßt den Autograph jedes Gefangenen bei seinem Austritte aus dem Kerker in einem Versprechen bestehend Nicht auszuführen was man in der Bastille erfuhr. Mit ihr auf der Despotismus der Bourbonn. Trotz der kurzen Entfernung zwischen Versailles und Paris drang die Kunde von Dem was in der Altstadt geschah während die Einwohner der Vorstadt St. Antoine die Bastille schleiften bekanntlich nicht bis zu den Vergnügungen des leichtfertigen Hofes. Der Abend verging ohne daß Ludwig XVI. den leinsten Verdacht schöpfte daß seine Krone ihm schwände. Larochefoucauld-Liancourt trat als *Hr. Raj.* sich zur Ruhe begab in das Schlafgemach und berichtete daß die Bastille sich in den Händen des Pöbels befände. „*Was sagen Sie, Herzog?*“ rief der König indem er auf einen Stuhl sank. „*Es ist also eine Empörung?*“ „*Sire,*“ erwiderte der Edelmann feierlich, „*es ist eine Revolution.*“ 21.

Bibliographie.

Almanach für Freunde der Schauspiellunst. Herausgegeben von A. Heinrich. 10ter Jahrgang. Berlin, Cassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Rgr.

Devrient, C., Das Passionschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit. Mit Illustrationen von F. Pecht. Leipzig, Weber. Hoch 4. 20 Rgr.

Kathalie. Eine Erzählung von Julie Kavanagh. Aus dem Englischen von A. Diezmann. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 2 Thlr.

Dersted, H. C., Der Geist in der Natur. 2.: Naturwissenschaft und Geistesbildung. Deutsche Original-Ausgabe des Verfassers. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 6 Rgr.

Ritter, J. J., Handbuch der Kirchengeschichte. Zwei Bände. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Rgr.

Tagesliteratur.

Erdmann, Der wahre Gemeingeist. Predigt gehalten am 19. Januar 1851. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Rgr.

Unsere Politik und vier Wochen auswärtiger Politik. Unbefangene beleuchtet. Ende Januar und Anfang Februar 1851 geschrieben. Leipzig, J. D. Weigel. 8. 5 Rgr.

Die jüngsten Ergebnisse der Evangelientritt.

1. Jahrbücher der biblischen Wissenschaft von Heinrich Ewald. Erstes und zweites Jahrbuch. 1848 und 1849. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Bde. 10 Rgr.
2. Die drei ersten Evangelien übersetzt und erklärt von Heinrich Ewald. Göttingen, Dieterich. 1850. Gr. 8. 1 Bde. 22 1/2 Rgr.

Aus tausend Gründen ist es unter uns jetzt höchst nöthig das Jedermann klar erkenne, sowol was die Evangelien wirklich enthalten als wie sie entstanden seien. Welches Gut kann uns zuteilwerden, wenn Christus selbst aus dem Dunkel, wohin ihn theils die Zeit, theils die mannichfachen menschlichen Selbstsuchten zurückgedrängt haben, wieder in sein eigentliches Licht hervortritt und wie zum zweiten male auferstanden unter uns erscheint! Daß Dieses unter uns geschehe ist hohe Zeit; daß es sobald als möglich geschehe, dahin zu wirken die dringendste Pflicht eines Jeden. Geschieht es nicht und muß der neue Ausgang der Wahrheit und Kraft des Christenthums auf eine andere Zeit und eine andere Gegend warten, nun so werden wir rascher in Deutschland untergehen oder, wenn nicht rasch untergehen, dann noch schimpflicher in einen byzantinischen Zustand langsamem Dahinsiechens verfallen, auf den doch zuletzt der unvermeidliche Untergang folgen muß. Das Christenthum sehnt sich und ringt und seufzt in Deutschland jetzt zu werden was es auf diesem Boden noch nie geworden ist, und was uns allein vor dem unsäglich gräueltollen Zustande retten kann in welchen die Deutschen jetzt infolge der Schulden ihrer Vorzeit, aber noch weit mehr infolge der eigenen großen Sünden aller jetzt Lebenden versinken wollen.

Es mag sein daß obige Worte, aus der Vorrede der zweiten unter den oben angeführten Schriften entnommen, Manchem übertrieben scheinen, auch der sonst die Wichtigkeit der Religion für ein tüchtiges und edles Volksleben nicht verkennet. Sie würden von Vielen als übertrieben getadelt werden, auch wenn sie auf die Geltung des Christenthums ganz im Allgemeinen bezogen würden. Noch weit stärker aber wird dieser Tadel sie treffen, wenn man erfährt daß das Christenthum welches der Verfasser meint ein jetzt noch in sehr Wenigen vorhandenes ist, und gar wenig gemein hat mit dem Christenthum derjenigen Theologen die sich jetzt unter uns am lautesten ihres nur durch sie für die Wissenschaft und für das Leben gewonnenen Glaubens rühmen. Dieses letztere ist vielmehr, neben dem offenbaren Unglauben einer gewissen theologisch-philosophischen Schule, gegen welche der Verfasser seit einiger Zeit eine der erbittertesten Fehden eröffnet hat die noch je auf literarischem Gebiete durchgeföhrt worden sind, gerade der Feind

den er als den allergefährlichsten Gegner einer gesunden, lauern und gebiegenen Religiosität allenthalben auf das schonungsloseste und unerbittlichste bekämpft. Ich unterfuche nicht, inwiefern der Verfasser sich durch den Eifer dieses Kampfes, durch das Vertrauen zu seiner guten Sache und durch das Gefühl seines persönlichen Berufs zu ihrer Vertretung hin und wieder in seinen Aeußerungen zu weit führen lassen mag. Auch die oben angeführten Worte betreffend, gebe ich gern zu daß die Wichtigkeit einer im Grunde doch zunächst nur historischen Einsicht etwas zu stark darin betont, und letztere wenigstens nicht bestimmt genug von den sittlichen Momenten mit denen sie der Verfasser, an sich gewiß gar nicht mit Unrecht, in Beziehung bringt unterschieden ist. Dessenungeachtet glaube ich es verantworten zu können, wenn ich, ohne weiter an ihnen zu mädeln, in ihren wesentlichen Sinn einstimme und mich ihrer bediene, zugleich um auf die Bedeutung des Gegenstandes der in den obigen Schriften verhandelt wird hinzuweisen, und um den Standpunkt der Einsicht und Gesinnung aus welchem diese Verhandlung hervorgegangen ist in sein rechtes Licht zu stellen.

Wer der wissenschaftlichen Laufbahn des berühmten Verfassers dieser Schriften auch nur im Allgemeinen, auch nur von weitem gefolgt ist, Der wird sich im voraus versichert halten daß es nicht Beweggründe gemeiner Art sein können was ihn bestimmt hat von dem Gebiete der alttestamentlichen Theologie und Literatur, dem seine Thätigkeit bisher ausschließlich oder so gut wie ausschließlich angehörte, jetzt auf das der neutestamentlichen überzugehen, und die Kraft seines Talents und seiner Gelehrsamkeit, welche dort einen Schauplatz ihrer Wirksamkeit hatte, auf welchem ihr Anerkennung und Erfolg in sehr weitem Kreise bereits gesichert war, in die Verhandlung von Fragen einzulegen welche bisher Denjenigen die sich ihnen mit gleicher Wahrheitsliebe und gleichem Wahrheitsfinn unterzogen hatten noch wenig Dank gebracht haben. Auch im alttestamentlichen Gebiet war er, nachdem er durch seine über jeden Zweifel erhabenen Verdienste um Sprache und Grammatik sich zuerst dort angesiebelt und ein wohlbegründetes Ansehen erworben hatte, stufenweise dem Sachlichen und dem religiösen Gehalt immer näher getreten. Er hat sich dort, nach seinem eigenen Ausdruck, eine „Bibel-

wissenschaft" geschaffen, bestehend in einem durchgehenden Prozesse höherer Kritik, die an den Urkunden geübt wird; nicht im negativen, sondern in einem durchaus positiven Sinne, nicht um durch Nachweis der Unechtheit einzelner Stellen oder ganzer Schriften oder Befragung derselben in ein späteres Zeitalter einen Theil der Thatfachen loszuwerden, sondern um durch vollständige, völlig vorurtheilslose Erforschung der äußern und innern Beschaffenheit der Urkunden nach Form und Inhalt eine den Gesetzen der menschlichen Natur und der geschichtlichen Entwicklung entsprechende, überall aus lebendiger Anschauung des Einzelnen hervorgehende Gesamteinsicht in die Geschichte des Volks Israel, in alle Aeußerungen, Thaten und Werke seines Geistes zu gewinnen. Bei diesem großen Unternehmen, dessen Ergebnisse in einer Reihe gebiegener, inhaltvoller Schriften beinahe vollständig vor uns liegen, ist der Verfasser durchaus geleitet von dem Geiste eines ebenso lebendigen und innigen als nüchternen und gesunden Religionsglaubens. Er erblickt im Alten Testament göttliche Offenbarung, göttliche Offenbarung nicht in dem unbestimmten, weisheitlichen Sinne in welchem der Pantheismus jede höhere Thätigkeit des Menschengesistes ohne Unterschied so nennt, sondern in dem ganz spezifischen, der sich an das monotheistische, das Volk Israel von allen Völkern der Alten Welt unterscheidende Gottesbewußtsein knüpft. Freilich ist dieser Offenbarungsglaube kein supernaturalistischer; die Gottesoffenbarung des Alten Testaments ist dem Verfasser nicht ein übernatürliches, durch eine unerklärliche Laune der Gottheit gerade nur diesem Volk ohne sein Verdienst zugeordnet und durch Hülfe äußerer Mirakel dem widerspenstigen aufgedrungenen Geschenk; im Sinne eines Theils unserer „gläubigen“ Theologen mag sich der Verfasser immerhin einen „Ungläubigen“ schelten lassen. Sie ist ihm ein aus der ursprünglichen, aber freien Richtung eines kräftigen und edel begabten Volksgeistes in naturgemäßer Entwicklung hervorgegangenes, von einer Fülle innerer Erlebnisse, die ihm seinen unschätzbaren Gehalt ertheilen, zeugendes Ergebnis, ein Ergebnis das freilich ohne eine fortwährende Schöpfthätigkeit Gottes, ohne eine fortgehende Gemeinschaft desselben mit dem Menschengesiste undenkbar wäre, aber das doch keineswegs ein abnormes, den gesetzmäßigen Naturlauf unterbrechendes Eingreifen einer außerordentlichen Macht voraussetzt. In dieser Weise, mit ebenso warmer Begeisterung für den eigenthümlich religiösen Gehalt wie mit scharfem und feinem Sinn für alle Formen seiner Verhätigung und Ausprägung, allenthalben aber mit der rückhaltlosesten Aufrichtigkeit und dem unerschütterlichsten Wahrheitsfinne hat Erwald die Geschichte, die Alterthümer und Literatur des israelitischen Volks in einer Reihe von Werken, die jedenfalls eine bleibende Stelle einnehmen werden in der biblischen Wissenschaft und wissenschaftlich näherbringen und eine wahrhafte, gelegene Einsicht in ihren geistigen Gehalt zu eröffnen gestrebt.

Das tiefreligiöse Interesse nun, welches sich im Ver-

folg seiner wissenschaftlichen Laufbahn zu immer größerer Macht in ihm ausgebildet, immer entschiedener seine großartige kritische Thätigkeit befeelt und durchdrungen hat, dieses Interesse und kein anderer Beweggrund ist es was den Verfasser jetzt der Beschäftigung mit dem Neuen Testament zugeführt hat. Mehrere Aufsätze in den zwei Jahrbüchern der von ihm nicht bloß herausgegebenen, sondern auch ausschließlich verfaßten „Jahrbücher der biblischen Wissenschaft“ geben von dieser Beschäftigung Zeugniß, besonders aber der eine, dessen Inhalte wir, sammt dem damit zusammenhängenden Inhalte der zweiten oben angeführten Schrift, den gegenwärtigen Artikel gewidmet haben. Ich meine die ausführliche Abhandlung „Ueber Ursprung und Wesen der drei ersten Evangelien“, welche, durch beide Jahrgänge der Zeitschrift sich hindurchziehend, nicht bloß eine Einleitung zu der später herausgegebenen Uebersetzung und Erklärung der Evangelien, sondern allerdings auch (obwol Dies nicht in des Verfassers Absicht lag) eine unentbehrliche Ergänzung und Vervollständigung des letztgenannten Werks bildet. Beide Arbeiten sollen nach der Erklärung des Verfassers nur die Vorläufer einer „Geschichte der Entstehung des Christenthums“ sein, an die er nach Vollendung seiner „Geschichte des Volks Israel“ Hand anzulegen willens ist. Beide sind ihm jetzt vor Ablauf dieser Frist „fast wider Willen durch die Verhängnisse der Zeit abgedrungen“; nämlich durch den „Anblick jener in Deutschland schon lange zu schädlich gemordenen Zeiterscheinungen“, gegen welche er bereits seit mehreren Jahren in einem heißen Kampfe begriffen ist. Auch hier, wie sonst allenthalben in den Arbeiten des Verfassers von selbständigem positiven Gehalt, müssen wir wol annehmen daß die polemische Absicht, zu der er sich hier ausdrücklich bekennt, gleichmäßig nach zwei entgegengesetzten Seiten gerichtet ist. Die nächste Veranlassung zwar scheint ihm hier das von ihm als durchaus verwerflich und grundverderblich erkannte Treiben der „Tübinger Schule“ und namentlich die jüngste kritische Schrift ihres Hauptes, des Dr. F. Ch. Daur, über die Evangelienfrage gegeben zu haben. Der Verfasser fand sich gedrungen der kritischen Willkür, welche in dieser Schule in der That auf eine Weise geübt wird die nur bei vollkommener Abstumpfung des religiösen Sinnes möglich ist, so rasch als möglich eine echte, auf religiösem Grund hervorgegangene kritische Behandlung desselben Gegenstandes gegenüberzustellen, um dadurch, soviel an ihm, den schädlichen Wirkungen jener zu begegnen. Dies aber konnte nicht geschehen ohne daß er eben damit in einen gleich starken, vielleicht in diesem Fall noch stärkern Conflict mit derjenigen theologischen Partei getret, die von einer Kritik der neutestamentlichen, der evangelischen Geschichte überhaupt Nichts wissen will, oder, wenn sie ja das Bedürfniß einer solchen anerkennt, doch auf die wohlfeilste Weise, mit möglichst wenigen Zugeständnissen davonzukommen meint. Gegen diese Partei noch ungleich mehr als gegen die der kritischen Reaktion haben denn auch Aeußerungen der Art

wie die oben angeführte ihre unmittelbare Gestalt. Der Verfasser will und bekennt das Christenthum, das inhaltvolle, geschichtliche, nicht ein zu abstracter Speculation verlassenes Christenthum; aber er will und bekennt ein Christenthum welches, frei von jeder theologischen Halbheit und Künstlichkeit, schlechterdings kein Zugeständniß in sich schließt das nicht mit der vollständigsten Aufrichtigkeit gegen sich selbst und gegen alle Welt verträglich wäre. In dieser Aufrichtigkeit, in dieser Wahrheitsliebe sieht er das einzig mögliche Heil für die so heillos verwickelten Zustände unserer Zeit, und wenn mit dieser Aufrichtigkeit, mit dieser Wahrheitsliebe die höchste Angelegenheit der Menschheit, die Religion und das Christenthum, ergriffen und dem Zeitalter aufs neue angeeignet wird, so findet er darin, und nur darin die Bürgschaft daß man in eben diesem Geiste der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit auch die andern großen Interessen des Volks- und Menschheitslebens auf neuen, segensreichern Bahnen als die bisherigen es waren verfolgen wird.

Ueber den Inhalt und die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchungen den Lesern d. Bl. den kurzen Bericht abzustatten der allein dem Zwecke der letztern gemäß ist, durfte sich Referent aus dem Grunde vielleicht vor manchem Andern befähigt glauben, weil dieselben in ihrer Richtung, in der Art und Weise ihrer Begründung, und allerdings auch ihren Resultaten ganz überraschend nahe mit den Untersuchungen zusammentreffen welche er, ausführlicher noch als gegenwärtig der Verfasser, schon vor jetzt zwölf Jahren in seinem Werke über die evangelische Geschichte dargelegt *) und seitdem fortwährend im Auge behalten, auch hier und da, in einzelnen Punkten, ergänzt und berichtigt hat. Der Verfasser hat, nach seiner auch auf alttestamentlichem Gebiet stets von ihm befolgten Gewohnheit, bei Durchforschung der Quellen und Darstellung der aus ihnen gewonnenen Resultate durchaus nur seinen eigenen Weg zu gehen und keine fremden Arbeiten zu benutzen, auch die oben genannten Untersuchungen, ebenso wie alle andern völlig unberücksichtigt gelassen. Referent verübelt ihm Dies nicht; er freut sich vielmehr um so lebhafter um so völlig ungesuchten Zusammentreffens zweier änzlich voneinander unabhängiger Forschungen, und oft daß dieser Umstand doch einigermaßen dienen wird auch selbst unter unsern heutigen Theologen Diejenigen die sich nicht ganz und gar gegen die Wahrheit verblödet oder verblendet haben auf wissenschaftliche Ergebnisse aufmerksamzumachen die sich in solcher Weise beglaubigen vermögen. Allerdings hat er schon einmal (bei Gelegenheit des mit dem seinigen gleichzeitig

erschienenen Bitteschen Werks „Der Urevangelist“) die Erfahrung machen müssen, wie wenig über eingewurzelte Vorurtheile selbst so lautsprechende Thatsachen vermögen. Indes will er, darum unbekümmert, auch diesmal seine Schuldigkeit thun und Nichts unterlassen was von seiner Seite vielleicht dazu beitragen kann den Gehalt und die Bedeutung der vorliegenden Arbeiten, denen der Name ihres Verfassers, gewichtig wie er ist, schwerlich bei dem theologischen Publicum die ihnen gebührende Aufnahme sichern wird, vor dem minder befangenen Publicum in ihr rechtes Licht zu stellen.

Zuvörderst möge hingewiesen sein auf den Umstand daß der Verfasser in beiden Schriften die Untersuchung über die drei ersten, die gewöhnlich so genannten synoptischen Evangelien völlig abgetrennt hat von der Untersuchung über das Johanneische Evangelium. Ueber den Grund dieser Abtrennung hat er nicht für nöthig erachtet eine ausdrückliche Erklärung abzugeben; wer irgend Etwas von der Sache versteht wird den Sinn den eine solche würde haben müssen zwischen den Zeilen zu lesen wissen. Zum Ueberflus erinnert sich Referent einer Note aus der „Geschichte des Volks Israel“, welche die Reden die Christus bei Johannes spricht als nicht von Christus wörtlich gesprochene bezeichnet; möglich daß andere gelegentliche Aeußerungen des Verfassers über jenes Evangelium ihm entgangen sind. Die Meinung des Verfassers ist offenbar diese: daß die Lebensgeschichte Jesus', das Bild seines Charakters und der Inhalt seiner Lehre zunächst nur aus den drei ersten Evangelien zu entnehmen ist; daß das vierte Evangelium, wie hoch auch in anderer Beziehung sein Werth als Urkunde des apostolischen Christenthums stehen mag, doch in jenen Beziehungen durchaus nur als secundaire Quelle dienen und brauchbar und lehrreich nur dem Forscher werden kann der sich bereits aus jenen andern Quellen eine klare und entschiedene Einsicht über dieses Alles gebildet hat, aber gänzlich irreführend Den der zunächst und unmittelbar aus ihm eine derartige Erkenntniß entnehmen will, oder auch nur ihm als Quelle gleichen Rang mit dem Synoptikern zugestehet. Daß eine solche Erkenntniß, eine historisch klare und so vollständige Erkenntniß der Person Jesus Christus und seiner Lebensschicksale als wir nach den Umständen irgend erwarten dürfen, aus den drei ersten Evangelien, daß sie nur aus ihnen, aber auch wirklich aus ihnen geschöpft werden kann: Dies ist die offenbare Voraussetzung welche dem Commentar der zweiten Schrift über jene Urkunden zugrundeliegt. Nur in diesem Sinne konnte dieser Commentar über alle Hauptmomente der evangelischen Geschichte entschiedene Ansichten aussprechen, ohne des Johanneischen Evangeliums auch nur mit Einem Worte zu gedenken. Wenn es je ein berebtes Schweigen gab, wahrlich so ist dieses ein berebtes; berebt nicht als Urtheilspruch über den Johannes — ein solcher Spruch dürfte bei unserm Verfasser immer noch sehr anders lauten als in der Lütberger Schule —, sondern als ein Zeugniß daß in des Verfassers Seele sich die hehre Gestalt des göttlichen

*) Es sei erlaubt diejenigen Leser dieser Zeitschrift denen die Notiz des oben genannten Werks noch fremd sind auf den kurzen und deshalb unvollständigen, aber nicht ohne Geist und redsamkeit abgefaßten Auszug zu verweisen welchen die k. k. Hofbibliothek in Wien in dem 1. Theile der „Allgemeinen Geschichte der Wissenschaften und Künste“ von einem deutschen Philosophen“, S. 123 fg., voraus gegeben hat.

Meißers zu einem gebiegenes Charakterbilde aus dem Saugen und Vollen des Materials jener drei lautersten Quellen lebendig ausgeprägt hat, und nicht wie noch immer bei der großen Mehrzahl unserer Theologen aus widerstrebenden Elementen künstlich und kümmerlich zusammengesetzt zu werden braucht.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der französischen Fahne.

Die jetzige Flagge Frankreichs faßt gleichsam alle Fahnen in sich welche dies Land im Laufe der Jahrhunderte aufspflanzt hat. Es ist ein Irrthum, wenn man die weiße Fahne auf das 5. Jahrhundert zurückleiten will. Die Franken unter Clodwig waren Barbaren welche die Sitten ihrer Feinde nachahmten, und sich mit der Beute der Römer herauspugten, auch das Banner der Legionen wählten: ein Drache mit kupfernem Rachen und langam Schwefel von scharlachrothem Zeuche, der von einer Lanzenspitze aus Eschenholz herabhing. Zum allgemeineren Feldzeichen, um welches sie sich scharten, hatten sie den Mantel des heiligen Martin in einer reichen Riste verwahrt, der mitten im Heere unter einem Belte getragen wurde.

Während der Kämpfe der Feudalität versinkt die französische Flagge unter der Flut von Bannern und Wappen der Herzöge, Grafen, Barone u. s. w. Endlich empfing die vielfach gedrückte königliche Gewalt ihr Feldzeichen von der stärkern geistlichen: die Fahne des Klosters von Saint-Denis, welche die erblichen Vertheidiger desselben, die Grafen von Verin, trugen. Sie ging auf Ludwig den Dicken über, und seitdem hielten alle Könige, wenn sie zu Felde zogen, das Banner am Altare der Märtyrer. Der heilige Dionysius war der besondere Patron des Reichs. Daher der von den Geschichtsschreibern so falsch gedeutete Ruf: „Mont-Joie Saint-Denis!“ „Mont-Joie“, sagt der Abbe Suger, der Minister und Biograph Ludwigs des Dicken, „heißt man den Ort, wo die nach Rom Pilgernden zum ersten male die Tempel der Apostel erblickten.“ Hugos von Saint-Eher, ein Dominicaner des 13. Jahrhunderts, setzt hinzu: „Sobald die Wanderer das Ziel ihrer Fahrt gewahren, errichten sie einen Steinhäufen und pflanzen ein Kreuz darauf, das heißen sie Mont-Joie (Mons Gaudii). Delrio berichtet daß die Pilger um den Weg zu St.-Jakob von Galicien wiederzufinden Steine aufstürmen die man Mont-Joie nennt. Moreti versichert daß man zu seiner Zeit die Hügel von Erde und Kiesel, welche die Straße von Paris nach Saint-Denis umgrenzen, Mont-Joie hieß. Der berühmte und solange volkstümliche Ruf: „Mont-Joie Saint-Denis!“ bedeutet ganz einfach: „folgt dem Banner des heiligen Dionysius.“ Die nämliche Formel kehrt im Feldgeschrei von Burgund, Anjou, dem Herzogthume Bar, der Herrschaft Bourbon wieder: „Mont-Joie Anjou!“ u. s. w.

Die Driflamme war von Gelbe, und von so reiner rother Farbe wie nur je die Fahne einer Februarbarrikade. Bei Roman de Garin heißt es:

Devant eux vient l'enseigne Saint-Denis,
Rouge vermeille; nul plus bele ne vit.

Der Dichter Guillaume le Breton erwähnt in seiner Schilderung der Schlacht von Bouvines: „Der König läßt vor sich her in der Luft ein Banner von glänzend rother Seide wehen, ganz ähnlich den Fahnen bei kirchlichen Processionen. Man nennt sie gewöhnlich Driflamme (auri flamma). Sie geht in der Schlacht allen andern voraus, und der Abt von Saint-Denis pflegte sie in die Hand des Königs zu legen, wenn dieser in den Krieg zieht.“

Die königliche Fahne flatterte lange Zeit nur in zweiter Reihe, blau, mit goldenen Lilien durchfäct. Ihre Bedeutung finden wir in den Jahrbüchern von Kangis. „Li roys de

France accoustumèrent en leurs armes à porter la fleur de lys pinte par trois feuillies, comme se il deissent à tout le monde: Foys, sapience et chevalerie, sont par la provision et par la grace de Dieu, plus abondamment en nostre royaume qu'en uns autres. Les deux feuillies de la fleur de lys, qui sont ocles signifient sens et chevalerie, qui gardent et deffendent la tierce feuille, qui est au milieu d'icelles, plus longue et plus haute, par laquelle foys est entendue et signifiée, car elle est et doit estre gouvernée par sapience et deffendue par chevalerie.“

Ludwig VI. war der erste König der Lilien in sein Wapen setzte. Bevor er sich dieselben zuerignete waren sie Gemeingut. Jean de Garlande, welcher 1080 eine merkwürdige Schilderung der Halle de Paris schrieb, berichtet daß die Verkäufer der Schilder auf dieselben Löwen und Lilien malen ließen um sie den Rittern zu verkaufen. Die Driflamme, Sinnbild geistlicher Obermacht, ward verlassen als die zeitliche Gewalt in den Vordergrund trat, und glänzte zum letzten male in der Schlacht von Rosbecq, welche Karl VI. am 29. November 1382 den Flamändern lieferte. In der Geschichte des anonymen Königs von Saint-Denis liest man darüber wie folgt: „Nachdem Messire Pierre de Villiers, Hüter der Driflamme, sie auf Befehl des Königs entfaltet und im Winde flattern ließ, geschah es durch besonderes Wunder göttlicher Vorsehung daß die Rebel plötzlich wich, wie wenn man einen Vorhang vor den Augen beider Heere weggezogen hätte. Auf den dichten Rebel folgte ein Wintertag so klar wie im Sommer, und die Sonne schien gleichsam für uns zu kämpfen, indem sie unsere Augen erhellt, und ihre Strahlen gegen die Flamänder schoß um sie zu binden. Bei der Heimkehr aus der Schlacht bezeugte Messire Pierre de Villiers das Wunder feierlich vor dem Altare der heiligen Märtyrer.“

Im Jahre 1586 bewahrte man, nach der Versicherung des Abbe Legendre, die Driflamme noch im Schatz der Abtei, aber halb verzehrt von Rotten; die blaue mit Lilien besäete Fahne war die Frankreichs oder „der französischen Republik“ geworden, denn man bezeichnete ziemlich oft das Königreich mit diesem Namen, wie es Element Marot in einer seiner „Complaintes“ gethan:

Hélas! c'estoit françoise république,
Laquelle avoit en mains lieux cantans
Son manteau bleu, de fleurs de lys semé.

Die weiße Fahne erschien erst unter Karl VII., nicht mit Glanz, sondern unter der demüthigen Bezeichnung „Cornette blanche“ in den Händen des Wapenschneiders. Diese Standarte, anfangs für das Haus des Königs vorbehalten, ward von Karl IX. den Oberst-Generalen der Schweizer, den Lanzknechten und Corfen verliehen. Erst unter Richelieu, welcher die Königsmacht auf festen Pfeiler baute, erhielt die weiße Fahne ihre Bedeutung. Infolge einer zu Rouen 1639 ausgebrochenen Empörung sandte man den Kanzler Seguier mit Hofmacht hin, „und die weiße Fahne“, sagt Michel Levasseur, „blieb immer in seinem Zimmer“. Sie war wie die rothe Fahne 1791 das Zeichen des Kriegrechts, oder wie man es später nannte des Belagerungsstandes.

Die Revolution mußte einen Wechsel der Flagge erzeugen. Am 3. Juli 1789, im Augenblicke wo der Hof um Paris bedeutende Streitkräfte sammelte, bereitet sich das Volk die Nationalversammlung mit Gewalt zu schügen; die Wahlmänner der 60 Districte ernennen ein „Comité permanent de la sûreté publique“, dessen erster Beschluß eine pariser Miliz einsetzt, und die Worte enthält: „Die Cocarde wird blau und roth sein, die Farben der Municipalität u. s. w.“ Am folgenden Tage erobert man die Bastille; Lafayette, zum Generalcomandanten der Nationalgarde erhoben, verlangt daß man in den Farben der Stadt die weiße der Monarchie gesetze, und die Tricolore ist geschaffen.

Die jüngsten Ergebnisse der Evangelienkritik.

(Schluß aus Nr. 72.)

Wenn diese Einsicht in das allgemeine Verhältnis der vier Evangelien in der hier bezeichneten positiven Weise aufgegangen ist: einem Solchen wird dann die nähere Erkenntnis über die schriftstellerische Beschaffenheit und über den geschichtlichen Inhalt der drei ersten Evangelien fast von selbst zufallen. Denn er hat an derselben Grundanschauung des positiven, in seiner Art durchaus einzigen Gehalts jener drei Evangelienchriften, die ihn auf jene Einsicht führte, zugleich den Ariadnefaden durch das allerdings in sich selbst ziemlich verschlungene Labyrinth der Composition dieser denkwürdigen Urkunden. So finden wir denn auch daß unser Verfasser sogleich auf der rechten Spur ist, wenn er das jedem nur einigermaßen scharfblickenden Beobachter so auffällige Verwandtschaftsverhältnis derselben nicht durch jene abenteuerliche Hypothese erklärt die neuerdings im weitesten Kreise sowohl bei „gläubigen“ als bei „ungläubigen“ Theologen soviel Beifall gefunden hat. Ich meine die zuerst wol in Folge einer verkehrten Uebertragung der Homerischen Hypothese F. A. Wolf's erfundene Behauptung: es liege den drei Evangelien ein gemeinsamer Traditionstypus zugrunde, der im Schooße der urchristlichen Gemeinde bei stets wiederholter mündlicher Verkündigung der evangelischen Geschichtsthatfachen entstanden sei und bis zur wörtlichen Uebereinstimmung in den meisten Einzelheiten sich allmählig durchgebildet habe. Ueber die Unnatur und gänzliche Ungeschicklichkeit dieser vielfach angepriesenen und gleich sehr von denen die aller evangelischen Geschichtswahrheit das Garau machen wollen, wie von Jenen die, aus einer Schwäche und Jaghaftigkeit im Glauben welche ihnen als Stärke erscheint, sich nicht entschließen wollen das Johanneische Christusbild dem plastisch gebiegenen der Synoptiker, soweit es nöthig, aufzuopfern, als höchst bequem befundenen Hypothese darf ich auf mein früheres Werk verweisen. Auch unser Verfasser stellt ihr die ungleich natürlichere Annahme entgegen daß jene literarische Verwandtschaft nur zu erklären sei theils aus einer Gemeinsamkeit schriftlicher Quellen, die von den Verfassern dieser Urkunden benutzt worden sind, theils daraus daß die eine derselben ihrerseits zur Quelle für die beiden andern ge-

worden ist. Das Verhältnis dieser Quellen selbst betreffend, so hat er mit sicherem Takte wenigstens eine Grundwahrheit herausgefunden und ans Licht gestellt, eine Grundwahrheit die, so nahe durch äußere und innere Umstände ihre Anerkennung gelegt ist, nicht desto weniger mit einer Verblendung wie sie jetzt in keinem andern wissenschaftlichen Gebiet mehr vorkommen kann noch immer von den Theologen verleugnet wird. Er hat nämlich, mit Anschluß an die schlichte, völlig unverdächtige und durch Andeutungen und Voraussetzungen anderer frühzeitiger Schriftsteller vielfach bestätigte Notiz des alten Kirchenschriftstellers Papias, welcher als die Anfänge der evangelischen Geschichtsschreibung eine durch den Apostel Matthäus in hebräischer Sprache aufgezeichnete Sammlung von Lehraussprüchen des Herrn (λόγια κυριακά) und eine Geschichtserzählung des Apostelschülers Marcus nennt, den Versuch gemacht auf diese zwei Quellen wenigstens den größeren Theil der dem literarischen Grundgepräge nach, zum Theil wörtlich und buchstäblich, übereinstimmenden Hauptmasse der drei Evangelien zurückzuführen, und zwar in der Weise daß er die Marcus-Schrift von der Papias spricht mit dem Evangelium welches diesen Namen trägt, wie billig, bis auf Weiteres für eine und dieselbe Urkunde hält. Daß bereits von diesem Marcus die Spruchsammlung des Matthäus benutzt worden sei, ist eine in den Worten des Papias, der vielmehr dem Marcus die Priorität sogar vor dieser echten Matthäus-Schrift zuthellen zu wollen scheint, keineswegs begründete, und auch sonst ganz unnöthige und vielfach unbequeme Annahme des Verfassers. Sie nöthigt ihn zu der Voraussetzung von Verstümmelungen die das Wort des Marcus erfahren habe, und beraubt ihn mancher Vortheile welche bei der kritischen Erklärung des Einzelnen die entgegengefetzte, in jeder Beziehung ungleich näherliegende Annahme gewährt. Auch in dem Versuch noch weitere gemeinsame Quellen aufzufinden bekenne ich dem Verfasser nicht überall folgen zu können. Ich glaube in der Durchführung desselben, bei welcher er mit großem, an Redlichkeit grenzendem Selbstvertrauen zuwerkegeht, die Spuren einer gewissen Manier zu erkennen die sich bei seinen alttestamentlichen Untersuchungen allmählig ausgebildet haben mag, namentlich bei seiner Kritik des Pentateuch, deren Ergebnisse, so großartig und wohlbegründet im Ganzen, doch im Ein-

zeln wol noch manche Berichtigung erfahren werden. Solcher Manier ist Referent insbesondere geneigt die nach seinem Bedünken ganz unnöthige Annahme eines „ältesten“ noch über Marcus und die Spruchsammlung des Matthäus hinaufreichenden „Evangeliums“ bezumessen, von welchem doch weder Papias noch irgend ein anderer alter Schriftsteller das Geringste weiß. Ueber die fernern Versuche welche der Verfasser macht noch weitere Quellen auszumitteln, theils den Verfassern unvers ersten und dritten Evangeliums gemeinsame, theils dem letztern eigenthümliche, möge für jetzt das Urtheil zurückgehalten sein, und vorläufig soviel dem Verfasser zugestanden werden (ein Widerspruch allerdings mit der frühern Ansicht des Referenten) daß ohne die Annahme noch einer dritten, dem ersten und dritten Evangelium gemeinsamen Quelle, außer den beiden oben genannten, nicht auszukommen ist, wenn die Uebereinstimmung jener beiden kanonischen Schriften ihre vollständige Erklärung finden soll.

Welche Differenzen aber auch hier zwischen dem Verfasser und dem Referenten möglicherweise noch bleiben könnten: sie verschwinden vor der Bedeutung jenes großen gemeinsamen Fundes, der Originalität des Marcus-Evangeliums gegenüber den beiden andern, und der Quellenstellung welche neben jenem für die hebräische Spruchsammlung des Matthäus in Anspruch zu nehmen ist. Möchten es doch alle mit diesen hochwichtigen Gegenständen beschäftigten Forscher über sich gewinnen können die Wahrheit dieses Fundes an seinen Früchten zu erproben! An seinen Früchten, Das heißt an der Möglichkeit die derselbe, falls er echt ist, gewähren wird, den schriftstellerischen Charakter und den historischen Gehalt der Evangelien in reinem Lichte innerer Wahrheit und Uebereinstimmung mit sich selbst zu erblicken, dessen Aufgang bisher auf andern Wegen vergebens nachgesucht worden ist!

Was nun diesen Gehalt betrifft: so haben wir die volle Ausbeute der Untersuchungen des Verfassers allerdings erst von jenem noch in Aussicht gestellten Geschichtswerke über das Urchristenthum zu erwarten. Aber auch der vorliegende Commentar über die Evangelien gibt ein vollgültiges Zeugniß daß der seltene Verein von hoher Geistesfreiheit und voller, wissenschaftlicher Redlichkeit mit tiefem religiösem Sinn und unerschütterlichem Glauben, der seine alttestamentlichen Forschungen auszeichnet, sich auch an diesem noch größern und in mancher geistigen Beziehung noch schwierigeren Gegenstande durchaus bewähren wird. Es ist unter unsern Theologen eine nicht ganz geringe Anzahl solcher welche in Bezug auf das Alte Testament die freie Forschung gewähren lassen und ihre Ergebnisse anerkennen, aber sobald dieselbe auch über das Neue Testament erstreckt werden soll zaghaft zurückweichen und, wenn sie auch das Princip der Kritik nicht ausdrücklich zu verleugnen wagen, doch nur von einer solchen Kritik wissen wollen welche, da sie auf eine handgreifliche Selbstbetügelung hinauskommt, in Wahrheit für schlimmer zu achten ist

als selbst eine unverholene Beseitigung aller Kritik. Das unser Verfasser zu diesen nicht gehören kann, Dies wird sich Jeder der ihn nur aus seinen alttestamentlichen Arbeiten kennt zum voraus gesagt haben. Und so finden wir denn auch in Bezug auf die Behandlung des geschichtlichen Inhalts die vorliegenden Untersuchungen in jeder wesentlichen Beziehung mit dem Geiste der in ihnen lebt übereinstimmend. Auch hier geht der Verfasser, ohne sich durch kleinliche Nebenfragen beirren zu lassen, geradewegs auf das Hauptziel los, auf die Gesamtaufassung des Charakterbildes der erhabenen Persönlichkeit, welche für sich allein den Schauplatz dieser Geschichte ausfüllt. Bis zu welchem Grade ihm diese Auffassung positiv gelungen ist, darüber wird allerdings erst später ein ganz vollständiges Urtheil möglich sein; entschieden störenden Zügen ist Referent — und Dies will viel sagen beim gegenwärtigen Zustand unserer theologischen Literatur — in den vorliegenden Arbeiten nicht begegnet, wenigstens nicht solchen von denen nicht voranzusehen wäre daß der Verfasser sie mit Leichtigkeit wird verbessern können, sobald er, was er hier noch nicht gethan, den Standpunkt der eigentlichen, auf Erschöpfung des Ganzen ausgehenden Geschichtsdarstellung betreten und dann auch den Untersuchungen Anderer die ihnen zu diesem Behuf allerdings gebührende Aufmerksamkeit zugewandt haben wird.

Insbesondere ist es — um einen Augenblick bei dem hier angedeuteten Desideratum zu verweilen —, wenn ich recht sehe, ein Punkt dem der Verfasser, wenn er der Aufgabe evangelischer Geschichtsdarstellung vollständig genügen will, zuvor noch ein neues, ihm bis jetzt so gut wie fremd gebliebenes Studium wird zuwenden müssen. Ich meine das mythische Element in der evangelischen und überhaupt in der biblischen Geschichte. Denn allerdings mit diesem Namen halte ich mich berechtigt es zu bezeichnen; ich kann dem Bedenken nicht beistimmen welches den Verfasser bereits in seiner „Geschichte des Volks Israel“ vermocht hat nicht nur sich dieses Ausdrucks überall zu enthalten, sondern auch seine Anwendbarkeit auf die sagenhaften Bestandtheile dieser Geschichte, die Gleichartigkeit dieser Bestandtheile mit den Mythen des Heidenthums ausdrücklich zu bestritten. Auf den Namen würde es mir, wie sich von selbst versteht, nicht ankommen. Möglich daß an der Abneigung des Verfassers diesen Namen zu gebrauchen der Unfug seinem Theil hat der in der Tübinger Schule mit demselben getrieben worden ist. Dort nämlich pflegt der Begriff des Mythos, so schöne Worte auch über seine Bedeutung im Allgemeinen gemacht werden, doch, so oft es zur wirklichen Anwendung kommt, nur als Vorwand zu dienen, um der wirklichen Geschichte und auch der wirklich mythischen Dichtung die willkürlichste, geistloseste Täuschung und Erfindung unterzuschleiben; er pflegt, wie Referent sich anderwärts ausgedrückt hat, „als ein gleichgültiges, charakterloses Gefäß behandelt zu werden in welches die Sprossen die nicht durch das Sieb der historischen Kritik gehen will — der historischen Kritik

wie sie dort geübt worden ist — hineingeworfen wird.“ Wenn der Verfasser von „Mythen“ in diesem Sinne Nichts wissen will in der biblischen Geschichte, so ist ihm darin nur beizustimmen; aber ein derartiger Gebrauch des Begriffs vom Mythos würde ebenso übel angebracht sein in der Geschichte und Religion der heidnischen Völker wie in der biblischen. Der Mangel dagegen den wir an seiner Behandlung der alttestamentlichen sowol als auch bis jetzt der neutestamentlichen Geschichte allerdings zu bemerken glauben, bezieht sich — nicht auf die Verkennung, denn der Verfasser täuscht sich über ihr Vorhandensein keineswegs, wol aber auf die nicht ganz ausreichende Behandlung jener unbewußten, ebenso dichterisch genialen als tief religiösen Poesie, welche sowol der Geist des israelitischen Volks als auch jener der werdenden Christengemeinde über so manche Stellen seiner Geschichte ausgebreitet hat. Auch die Geschichte des Alten Testaments hat aus diesem Grunde, namentlich in ihren ältern Perioden bis zu König David, unter des Verfassers Händen, ungeachtet seiner durchweg geistvollen Behandlung und seiner eigenen hohen Empfänglichkeit für Poesie, die er in der Behandlung der eigentlichen Dichterverte des Alten Testaments so glänzend bewährt hat, ein trockeneres, poesieloseres Ansehen gewonnen als ihr wahrer Charakter es mit sich bringt. Die neutestamentliche Geschichte betreffend, so sind es vor allen die Kindheitsagen bei Matthäus und bei Lukas die bei einer solchen Behandlung unmöglich ganz in ihr rechtes Licht treten können. Der Verfasser, um die Entstehung dieser Sagen zu erklären, erkennt noch mehr unmittelbar historische Momente in ihnen an, nicht nur als zu ihrer Erklärung nöthig ist, sobald man sich in den Mittelpunkt der Idee versetzt hat aus der heraus ihre Entstehung erfolgt ist, sondern auch als mit den sonstigen Ergebnissen einer unbefangenen historischen Kritik sich vertragen will. So z. B. läßt er es als mindestens nicht unwahrscheinlich gelten daß Jesus wirklich ein Nachkomme König David's und zu Bethlehäm geboren sei; was doch aus einer unbefangenen Zusammenstellung verschiedener Notizen der Evangelien selbst seine unzweifelhafte Widerlegung findet. Wenn irgendwo, so hoffen wir daß der Verfasser bei wiederholter Durchforschung sich überzeugen wird wie sehr bei diesen Gegenständen von allerdings ebenso zarter als geistig erhabener Natur ein noch kühneres Verfahren als das seinige gerechtfertigt ist; ja wie nur durch ein solches Verfahren der unendlich tiefe religiöse Gehalt dieser schon aus dem Gesichtspunkt der Poesie betrachteten unschätzbaren Erzählungen in sein rechtes Licht gestellt werden kann. Auch hier liegt das höchste religiöse Interesse darin daß Nichts in diesen Erzählungen problematisch bleibe, sondern daß ihr Sinn sowol als auch ihre Entstehung zur vollkommenen Evidenz gebracht werden. Dahin, auf dieses so entscheidenden positive Ziel geht unser Verfassers Tendenz, der wohl zu beurtheilen versteht was uns noththut, ja sonst allenthalben; er wird sich leicht überzeugen daß er auch in diesen und ähnlich dichterischen Partien der bib-

lischen Geschichte ein unüber positives Ziel sich zu stellen durchaus keine Ursache hat.

Daß des Verfassers Sinn nicht darauf gestellt sein kann dem plumpen, materialistischen Wunderglauben das Wort zu reden, auf den unsere Theologen, wie gern sie ihn auch durch tief sinnig klingende Redensarten verkleinern möchten, infolge ihrer aus Glaubensarmuth stammenden Scheu vor einer gesunden positiven Kritik bisher noch immer zurückgekommen sind, wird man leicht vermuthen. Zwar daß außerordentliche Naturkräfte bei der Erscheinung Christi in Aufregung und Wirksamkeit waren, ist er weit entfernt zu leugnen, und die bedeutende Stelle welche in seiner gesammten Wirksamkeit seine wunderbare Heilskraft einnimmt erscheint bei ihm allerorten in dem gebührenden Lichte. Aber die Mirakel deren äußerlich buchstäbliche Geltung Niemand annehmen kann ohne der in Wahrheit ebenso religiösen als wissenschaftlichen Bedeutung der Naturgesetze, und zugleich ohne allen Grundfäßen einer gesunden historischen Kritik Hohn zu sprechen, werden überall von ihm, wenn auch oft nur in leiser Andeutung, als Das bezeichnet was sie sind, als symbolische Darstellung geistiger, religiöser Wahrheiten. So die Zeugung durch den Heiligen Geist, die vermeintlichen Wunder bei der Johannes-Laufe und der Versuchung, die Drospfeifung, die Verklärung auf Labor u. s. w. Daß er über alle derartigen Gegenstände rasch hinweggeht und das Rechte mehr als ein sich von selbst Verstehendes vorauszusetzen als es mit Nachdruck hervorzuheben liebt, Dies wird Manchen vielleicht als ein Rest theologischer Jaghaftigkeit erscheinen. Der wahre Grund möchte aber wol vielmehr sein einestheils die Scheu der vorwiegenden Neigung unserer Zeitgenossen zur Negation mehr als billig Nahrung zu geben, andertheils allerdings vielleicht auch hier eine gewisse Verlegenheit, mit den Elementen freier, aber inhaltvoller und religiös bedeutsamer Dichtung, die sich der Geschichtserzählung einverwoben haben, ganz sowie ihre Natur es verlangt zu gebahren. Auf das schönste aber bewährt sich sein Wahrheitsinn und sein Freimuth an dem großen Gegenstande des Abschritts der die erklärenden Bemerkungen zu den drei Evangelien beschließt. Mit so gerechter Entrüstung er die ebenso unsinnige als unwürdige Hypothese von der angeblichen Wiedererweckung des Gekreuzigten aus einem bloßen Scheintod schon anderwärts gezüchtigt hat: so unverholen bekennt er sich hier zu der großen Wahrheit, die jetzt nachgerade immer mehr beginnt ein öffentliches Geheimniß zu werden, da wo die Thatfachen so laut sprechen auf die Länge doch keine gleichnerische Verhüllung mehr aushilft. Auch er lehrt, wie heutzutage Keiner anders lehren kann der nur Augen hat zu sehen und ein Herz zu bekennen was er mit seinen Augen gesehen hat: daß die Erscheinungen des im Glauben seiner Jünger Auferstandenen reingeistiger, nicht leiblich materieller Art waren, und Auferstehung, Himmelfahrt und Verklärung zur Rechten des himmlischen Vaters eine und dieselbe Begebenheit sind.

Ch. G. Weiß.

Emerson und Carlyle.

Representative men, seven lectures, by Ralph Waldo Emerson. London 1850.

Im Jahre 1848, zu der Zeit wo das allgemeine Stimmrecht überall organisiert ward und die Maxime galt: die Weisheit wird nach der Kopfzahl gemessen, kam der Philosoph Emerson von jenseit des Oceans herüber nach London, um Studien über die großen Männer, „über die Individuen“, zu machen welche in sich die Eigenschaften und Gedanken einer ganzen Epoche concentriren und absorbiren. *)

Emerson urtheilt über die einzelnen Menschen gegenüber den Rassen ähnlich wie Thomas Carlyle. Allein er bleibt nicht dabei stehen, wie es Carlyle that, die großen Männer für die natürlichen Leiter der Völker, für eine Art alter Halbgötter, für Apostel zu halten: Emerson sieht in ihnen die lebendige Verwirklichung des Idealen, irdische Verkörperungen des Göttlichen und Heiligen, Spiegel der Natur und Tempel Gottes.

Man muß in Emerson eine doppelte Richtung unterscheiden: er ist Skeptiker und Mystiker zu gleicher Zeit. Diese Verbindung zweier Gegensätze mag Manchem verwunderlich erscheinen, namentlich den strengen Formalphilosophen welche für jedes System einen bestimmten Platz in ihrem philosophischen Magazin haben. Allein an Emerson sieht man in der That, wie auch das mystische System mit Lichtstreifen der philosophischen Skepsis durchzogen sein kann und wie es in dieser Form, in dieser Verbindung auch gerade genießbar wird. Der Scepticismus ist nicht eine Schwäche, sondern eine Waffe des Geistes, deren Mißbrauch durch die Grenzlinien des Mysticismus gehindert werden kann. Emerson proclamirt den Cultus der Genies, d. h. solcher die der menschlichen Gesellschaft große Dienste leisten und mit Leichtigkeit vollbringen was Andern unmöglich sein würde. „Der ist ein großer Mann“, ruft Emerson aus, „der in einer Gedankenphäre lebt zu der die Andern sich nur mit Mühe hinaufschwingen können. Er braucht nur die Augen zu öffnen um die Dinge in ihrem wahren Lichte und unter dem rechten Gesichtspunkte zu sehen.“ Hier ist Emerson praktischer als Carlyle, der in dem großen Manne ziemlich unbestimmt den Vollführer der himmlischen Mission sieht. Allein Eins ist dabei zu bemerken. Im Alterthume war die individuelle Größe das letzte Ziel; das Christenthum aber hat die Berechtigung des Leidens und der Opferfreudigkeit anerkannt; die Größe ist nicht mehr das letzte Ziel des Menschen, sondern sie ist nur ein Mittel; das Ziel ist weiter gesteckt, und alles Irdische ist nur ein Instrument der Wahrheit. Deshalb sind der modernen Größe weitere Grenzen gesteckt als der antiken. „Ich liebe die großen Männer aller Classen“, sagt Emerson, „die welche mitten in den Thatfachen leben ebenso wie die welche sich am abstracten Gedanken begeistern; ich liebe sie, mögen sie nun Gottesgeißeln oder den Menschen ein Wohlgefallen sein. Cäsar liebe ich und Karl V. und Karl XII., Richard Plantagenet und Bonaparte. Ich klatsche Jedem Beifall zu welcher seiner Stellung gewachsen ist, mag er nun Feldherr oder Minister oder Senator sein.“

Welches sind nun nach Emerson die Dienste welche die großen Männer uns leisten? Sie sind zweierlei: directe und indirecte. Die ersten sind die am wenigsten wichtigen von allen. „Die Hülfe“, sagt er, „die wir direct von Andern empfangen ist eine mechanische. Intelligenz und Gesellschaftstrieb sind die Motive der gegenseitigen Hülfe unter den Menschen; alles Andere ist bloßer Schein. Ein materieller Dienst macht mich weder besser noch schlechter; aber ein moralischer Dienst ist ein positives Gut. Das Leben eines tugendhaften Mannes, wenn es mir auch in Nichts einen Vortheil verschafft, ist mir doch tausend mal nützlicher als alle möglichen Dienstleistungen.“ Und an einem andern Orte, wo er von Swedenborg redet,

*) Vergl. über die oben genannte Schrift auch Nr. 11 und 12 d. Bl. D. Red.

sagt er: „Unter den bedeutenden Persönlichkeiten sind nicht Die den Menschen am theuersten welche die Staatsökonomien Erwerber nennen, sondern Die welche Nichts besitzen, die weder die Felder bebaut noch Brod gebacken haben; z. B. die Dichter u. s. w.“

Allo der wahre Dienst den große Männer uns leisten ist ein indirecter. Sie nützen uns durch ihre Intelligenz, durch die Schönheit ihres Lebens, durch die schweigenden Lehren die sie uns geben. Emerson knüpft an Platon, an Montaigne, an Shakespeare, an Goethe an, und gefüllt sich darin in ihnen die verschiedenen und hervorragenden Typen der Menschheit zu beschauen. Bei Carlyle ist der Held gleichzeitig durch sein Leben und durch das Ziel das er sich vorstellt ein Held: er ist es namentlich durch die Schwierigkeiten die er beseitigen muß um sein Werk zu erfüllen. Es ist für ihn der Mann der eine hohe Mission empfangen hat und der dieselbe durch alle Gefahren hindurch zum Siege führt, sei es durch eine ägyptische Gefangenschaft wie Moses, sei es durch die Wüsten wie Mohammed, sei es durch die Stille der Wüstenclausen wie Luther, sei es endlich über Schlachtfelder hinweg wie Cromwell und Napoleon. Für Carlyle hat die wirkliche Intelligenz des Helden wenig Bedeutung, seine Mission ist das Wesentliche. Ohne sie würde der Held aufhören Held zu sein. Emerson dagegen verfallt nicht in einen unbedingten Fetterschismus der Intelligenz, die Intelligenz ist für ihn ein Spiegel in welchen das Bewußtsein, das moralische Leben, der innere Glaube sich abspiegeln.

Ueber Goethe urtheilt Emerson streng, er kann ihm seinen Indifferentismus und seinen Egoismus nicht verzeihen. Aber Goethe hat dem Gedanken unsers Jahrhunderts einen Dienst geleistet der alle seine Fehler aufwiegt. Er ist am Ende eines Säculi aufgetreten in welchem die Welt nur noch für ein chemisches Laboratorium galt. Goethe aber ließ ein neues Leben aufblühen, indem er zeigte wie das Universum ein Ensemble unsterblicher, ewigthätiger Kräfte sei. Deshalb ist Goethe in der That für Emerson ein Heros. 13.

Miscellen.

Eine literarhistorische Frage für Pharmaceuten.

Der bekannte Raccchiavelli ist nach der gewöhnlichen Annahme an einer Krankheit gestorben die er sich durch den fortwährenden Gebrauch eines Präservativs zugezogen hatt. Sein eigener Sohn bezeichnet dieselbe in dieser Weise, indem er die Todesnachricht seinem Vetter meldet: „Dolori di ventre cagionati da un medicamento preso etc.“ Einige Jahre vor seinem Tode schon empfahl Raccchiavelli einem Freunde dieses Präservativ in einem und noch erhaltenen Briefe. Das Recept lautet dort folgendermaßen:

Rec. Aloe patico	dr. 1½,
Carmandeos	• 1,
Zafferano	• ½,
Mirra eletta	• ½,
Bettonica	• ½,
Pimpinella	• ½,
Bolo armenico	• ½.

Es verlohnte der Untersuchung welche Verwandtniß es mit diesen Medicamente habe.

Die beiden Soveraine.

Am Harze lag zu den Zeiten des Deutschen Reichs auch eine kleine freie Reichsherrschaft Schauen, welcher Kaiser Ferdinand III. die erste Beilehnung im Jahr 1668 ertheilte. Im vorigen Jahrhundert besaß dieselbe ein Reichsfreiherr von Grote, der auf seine landesherrlichen Rechte mit vieler Eifersucht hielt. Als Friedrich der Große auf einer seiner Reiserreisen einst die Grenze dieser kleinen Herrschaft passirte, wurde er an selbiger von dem Reichsfreiherrn empfangen. Der König begrüßte ihn mit den Worten: „Ah! Monsieur! Voilà deax souverains, qui se rencontrent!“ 42.

Gottfried Kinkel.

Gedichte von Gottfried Kinkel. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1850. 16. 2 Bde. 2 1/2 Rgr.

Seit Kinkel's hartem Schicksale in Baden und der diesem folgenden Einkerkelung in die Gefängnisse des preussischen Staats ist für und gegen ihn viel geschrieben, angeführt, vermuthet worden. Alle ohne Ausnahme, Gegner wie Freunde, anerkannten sein großes Talent; freudig oder wider Willen haben sie sich hingerissen gefühlt von der Macht seiner Rede, bei der es ihnen doch wunderbar war wie soviel Schönheit der Form sich mit so entfesselter Begeisterung und extremer socialer Tendenz vereinigen lasse. Die meisten der für Kinkel Schreibenden hielten sich denn auch mehr in einem allgemeinen Raisonnement; kaum Einer hat ihn in seiner Ganzheit, in der nothwendigen Verbindung seiner Lebensthätigkeiten erfaßt, als den ganzen, aus einem Stück gegossenen Menschen. Man glaubte genug gethan zu haben, wenn man seine That durch Aufstammen poetischer Begeisterung erklärte und den Dichter mit Dem entschuldigte was man bei einem andern Menschen nicht würde gelten gelassen haben. Man vollzog die alte, aristokratische Trennung des Dichters vom Menschen. Dem Dichter, dem Künstler, bloß weil man so eine Vorstellung von ihm hat als von einem abnormen Geschöpf, soll in sittlicher, religiöser u. s. w. Beziehung mehr als Andern nachzusehen sein, denn er hat ja nun einmal so etwas vom Leben Abweichendes und sein Talent entschädigt für die verletzte Etiquette; an eine durch alle Nerven zuckende Lebensanschauung denkt man nicht, der Sinn für solche Einheit der Thätigkeit kommt nicht in das gewöhnliche Bewußtsein. So bleibt denn jene Combination die schlechte, aber sehr allgemein angenommene Erklärung. Wenn nur nicht überall der Widerspruch dabei hervorbräche! Einem Professor der Kunstgeschichte, einem Manne der um seine Existenz mit der harten Arbeit geistiger Erkenntniß hat ringen müssen, der nun endlich nach jahrelanger Entbehrung äußerlich gesichert dasteht, ein beneidenswerthes Familienglück, eine geachtete Stellung unter seinen Mitbürgern genießt, soll man doch wahrlich nicht zutrauen daß er all diese Güter in

einem Augenblicke poetischer Begeisterung an eine schwanke Sache setzt, in ihr bis zuletzt ausharrt, für sie das bitterste Elend und den Tod nicht scheut, ohne daß der starke, ausdauernde, freie Geist eines ethischen Princips ihn geleitet hätte. Nein! wir müssen mit jener alten Anschauung abschließen. Die neueste Zeit hat manche politisch-raisonnirende Dichter wenn es die That galt als Worthelden gezeigt. Aber so verächtlich uns diese erscheinen, so hoch müssen wir den Dichter begrüßen der als Mensch mit seiner Weltansicht innerlichst verwachsen ist, nicht allein schöne Gefänge mit ihr erfüllt, sondern die Wahrheit des Gedichts durch den Kampf für den Geist bewährt aus dem alle Kraft seines Wirkens, in realer und ideeller Sphäre, ihm strömte.

Nur so ist Kinkel zu verstehen. Sein überall zu freier Entwicklung drängender Genius war es der ihn vor der Revolution wissenschaftlich arbeiten, künstlerisch genießen, dem Philisterfinne der Universitätsstadt in der er lebte trogen, für das Bürgertum wirken, endlich nach der Revolution öffentlich auftreten, reden, agitiren und als Alles auf dem Spiele stand, die Musketen ergreifen ließ. Die Revolution brachte die Principien welche in der Stille sich bei ihm entwickelt hatten zur Reife. Schon früher hatte er von ihnen gesungen, jetzt galt es für sie zu handeln. Wie früher, durch eine orthodoxe Erziehung ihm eingepfist, das alte Christenthum nicht eine äußerlich anerkannte Form, sondern wahrhafte Religion, höchster geistiger Inhalt für ihn gewesen war, so nachdem er diese alten Formen in bitterem Kampf gesprengt und durch sie hindurch die Welt der freien Schönheit und Menschlichkeit erreicht hatte, wurde dieser neue Glaube ihm Religion, praktischer Trieb für ihn zu werden wie einst für den alten; ihn zu verwirklichen, ihm nicht nur in Gedicht und Wissenschaft, sondern im Leben Ausdruck zu schaffen, damit er ebenso etwas Allgemeines werde. Das ist auch Poesie — aber nicht die vom Leben getrennte, der alten Weltperiode. Die Poesie des neuen Lebens ist aufgenommen in den Drang zur Verwirklichung der höchsten Principien der Freiheit und Schönheit, und damit lebt sie in der höchsten Sphäre; denn über den Kreis beschränkter Persönlichkeit geht das Streben: die idealen Formen des Seins zu schaffen, hin-

aus in die Weltgeschichte, welche eben an dieser Harmonie des Geistes mit der Realität ihre höchste Aufgabe und Ziel hat.

Diese neue Edition der Gedichte ist eine vermehrte der schon 1844 erschienenen Gedichte Kinkel's. Indem wir die erste Ausgabe als ziemlich bekannt voraussetzen, nehmen wir sie nur in die allgemeine Charakteristik auf und betrachten sie nicht näher im Einzelnen. Nur von den in einigen Abschnitten neu eingeschobenen, wiewol schon) der Production nach ältern Gedichten sprechen wir, weil sie den Durchbruch aus den alten Formen noch klarer als manche andere darstellen.

Betrachtet man jene erste Ausgabe, so kann man von Kinkel am allerwenigsten sagen daß er Das sei was man einen politischen Dichter genannt hat. Außer sehr wenigen Anklängen findet sich fast nichts speciell Politisches in seinen Gedichten. Diese besondere Form des politischen Wirkens wie es in Versen eine Verfassung, Geschworenengerichte, Pressfreiheit u. s. w. forderte, paßte nicht für seine poetische Thätigkeit, die sich freier in allen Lebensrichtungen ergehen und alles Leben wie es durch unbefangene, nur durch sich selbst bestimmte Anschauung wirkte, gestalten wollte. Die Freiheit in diesen Gedichten ist eben die Freiheit der dichterisch bewegten Kraft auf dem weitesten Stoff der Welt. Durch die Anschauung wird dieser Stoff in die Freiheit des Geistes aufgenommen. So ergreift die Liebe zum Vaterlande den Dichter beim begeistertsten Leben in der Schönheit der vaterländischen Natur. Große Bilder des Muths, der Liebe, der Erhabenheit rollt er vor uns auf und nimmt seine Stoffe unbekümmert um die Zeit aus der antiken, der apostolischen, der mittelalterlich-christlichen Periode, wie auch seine Form sich in den meisten Metren dieser Zeit bewegt. Dieser Mannichfaltigkeit der Stoffe entspricht dann das verständnisvolle Eingehen in die verschiedenartigsten Stimmungen derselben, indem keine einseitige Sympathie ihn fesselt. Er erkennt das Große der natürlichen Einfachheit und Kraft in den antiken Helden; die innige, tiefe Herzempfindung der christlichen Märtyrer, das Recht des Lebendigen an den gegenwärtigen Genuß, die notwendige Verschwiegenheit des Ernstes mit der Heiterkeit, aber auch des Gedankens mit dem Leben — es ist ein immerwährendes Streben in ihm das Hemmende der Keuslichkeit zu überwinden und in harmonischem Walten der Geisteskräfte die innerliche Sehnsucht schöpferisch zu gestalten! Wer hat sich nicht an der strömenden, lebendvollen Darstellung in Kinkel's Balladen, den erzählenden und lyrischen Gedichten, besonders „Otto der Schütz“, so erfrischt daß ihm dieser Quell der Poesie wahrhaftiges Leben zuströmte? Die Anschauung statt, wie so vielfach, aus der Poesie zu kommen, war hier vielmehr Quell der Poesie; die Gestalten hatten Mark, Saft, Leben, standen und handelten auf der menschlichen Erde. Zugleich finden sich andere Gedichte in welchen der aus der philosophischen Entwicklung gewonnene Reichthum des Gedankens die Empfindung durchdringt; aber auch nicht als philosophisches Raisonnement,

sondern als lebendig angeschaute Entwicklung des Bedens geistiger Gestalten. Nur kann man in dieser Beziehung auch noch Das als Resultat gelten lassen: daß diese und jene Stoffe wegen eines gewissen poetischen Verhältnisses aufgenommen wurden, wiewol sie vor der reinen Anschauung des freien Lebens nicht ganz bestehen konnten; aber auch so daß sich der Dichter mit ihrer Objectivirung ihrer entlebte. Daß aber das Gesetz der geschichtlichen Entwicklung mit allem Evidenten auch seine alte Religion ergreife, daß nur das fortschreitende Streben zur freien, durch keine Dogmen gebundenen Menschlichkeit die Welt retten und verklären könne, weil in den alten Dogmen die Menschlichkeit zugrundegegangen: — diese Erkenntnis hat Kinkel schon in einem Gedicht von 1843 ausgesprochen, das in der ersten Ausgabe fehlt, dem wir deshalb hier eine Stelle entlehnen. In dem Gedichte „In den römischen Katakomben“ (S. 76) redet er den Geist der Kirche so an:

Geist der Kirche! der geschaffen
Eine Zeit so kraftgeschwellt —
Rufstest du denn so erschaffen
In dem Drang der neuen Welt?

Du der einst vor Kaiserherzen
Wahrheitstrog den Mann gelehrt —
Jezo lehrt du feig uns bergen,
Wenn ein Schwertblig niederfährt.

Und wo Männerherzen schlagen
In der Luft und Kraft des Weins,
Lehrt du deine Gläub'gen sagen:
Sie sind voll des sündigen Weins.

Du der einst im treuen Bunde
Heid und Jude hielt vereint,
Schlägst uns jetzt die tiefste Wunde,
Rachst den Bruder uns zum Feind.

Aber nein! der Geist der Zeiten,
Kein! der Zeitgeist bist du nicht!
Und ich sehe schon dich schreiten
Mit den Heuchlern zu Gericht.

Schon so oft hast du gewittert,
Umgekehrt der Erde Schein;
Was du schufest selbst zerknittert,
Weil es stets für dich zu klein.

Roms Basiliken zerschlugst du,
Barstst in Staub des Ostens Welt,
Und des Geistes Bluten trugst du
In des wilden Deutschen Belt.

Doch den Gothenbom nicht minder
Floßt du, eh' du ihn vollbrachst;
Bau'n ihn fort vorwüthige Kinder,
Brichst du ganz ihn, über Nacht.

Wie die Häuser, so die Lehren
Wirbelnd hast du umgeführt —
Und mir ist's du hast zum hehren
Korbe wieder dich geschürzt.

Riß' uns aus, wie du vor Zeiten
Hast geküßt des Duldens Muth,
Daß er willig mochte schreiten
In des Scheiterhaufens Blut.

Und dann laß es sich entscheiden,
Welches Theil den Sieg erwirbt,
Du sei Richter über beiden
Und verloren sei wer fürcht!

Hier die Menschen, dort die Frommen!
 Hier die Freiheit, dort die Macht —
 Älter Gott, wie soll es kommen?
 Dem hast Sieg du zugehacht?
 (Der Beschluß folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende Februar 1861.

Sie haben lange keine Nachricht von mir erhalten. Zur Zeit meiner letzten Mittheilungen war der Büchermarkt so voll daß es einiges Glück oder vielmehr einige Mühe kostete aus den reichen Spenden unserer hiesigen Buchläden Etwas herauszugreifen was zu einem mehr als zufälligen Anknüpfungspunkte dienen konnte. Ganz natürlich, Weihnachten stand vor der Thür und von allen Seiten benutzte die Presse, namentlich die belletristische, den Augenblick wo Jeder die Hand in den Geldbeutel steckt oder stecken muß um irgend ein angenehmes Geschenk zu machen. Bald darauf jedoch war der Bucherverkehr wie abgeschnitten: keine neue Erscheinung kam zutage, wenigstens keine von hervorragender Bedeutung. Woche um Woche verging, und wir warteten vergebens. War diese Leere das Resultat einer Uebspannung, einer Herausgabung nach so großer Fülle? „Ein Königreich für ein Buch!“ hätten wir beinahe gerufen, wäre uns diese Phrase nicht schon allzu abgebraucht erschienen. In unserem Mangel griffen wir nach einigen Kalendern und Almanachen die hier erschienen, umso mehr als wir früher die Absicht angedeutet hatten uns einmal auch über diesen Zweig der Literatur zu verbreiten. Die Kalender und Almanache können sich in der Welt leider keiner besonders glücklichen Stellung erfreuen: ihr Leben ist gemessen, und wenn die neuen zwölf Monate herum sind, legt man sie ad acta. Eine so kurze Unsterblichkeit ließe es vielleicht überflüssig erscheinen bedeutendere Kräfte in Thätigkeit zu setzen, wenn die Konkurrenz nicht mit ihrem Machtgebote dazwischenträte. Der neue Standpunkt den man hier seit ein paar Jahren genommen, ist der diese Bücher zu Parteiwaffen zu benutzen. In unserer gegenwärtigen Kalenderliteratur kommen alle möglichen politischen und religiösen Färbungen zum Ausdruck. Unsere Rückertung gewährete uns indes eine so geringe Ausbeute daß wir das Vorhaben einer weibern Besprechung aufgaben und auf fernere Erscheinungen harrten. Der Januar ging vorüber ohne uns sonderlichen Stoff zu liefern, und abermals tauchte die Frage nach der Ursache dieser Stagnation der Literatur in uns auf. Wir fanden sie schließlich in einem materiellen äußern Umstande: sie ist nämlich das consequente Ergebnis der politischen Verhältnisse welche im November eintraten. Die plötzlich befohlene Mobilisirung der preussischen Armee schien auf einmal eine andere Wendung der Dinge in Aussicht zu stellen; wir sagten „schien“, da wol nicht Viele den festen Glauben hegen mochten die Cabinete würden wirklich den Streit auf offenem Felde zum Austrage bringen. Nichtsdestoweniger konnte durch die in der Geschichte häufig gleichsam dämonisch hervorbrechende Gewalt der Umstände ein Conflict herbeigeführt und der Friede gestört werden. Die geschäftsstreibende Welt sah ein bereits etwas aufgerichtetes Meer vor sich, und darüber einen wettströmenden Himmel, während der Sturm in der Ferne einige Signale ertönen ließ. Der Barometer der Papiere sank und aller Verkehr geriet ins Stocken. Natürlich konnte es nicht fehlen daß auch der Buchhandel eine Pause machte, um sich nicht durch weitere Unternehmungen zu gefährden. Man wartete die nächsten Gestaltungen der Verhältnisse ab, und wenn die Rückkehr der Ruhe und obüben Sicherheit auch nicht lange ausblieb, so war doch immer durch die momentane Unterbrechung der Geschäfte eine Lücke in dem Fortgange der Erscheinungen veranlaßt worden. Und diese Lücke war es welche sich namentlich im Januar bemerkbar machte.

Unter den uns neuerdings vorliegenden Novitäten gewäh-

ten uns die „Erinnerungen aus Paris“, Verlag von B. Derg, ein erhöhteres Interesse. Wir besitzen eine Anzahl von Werken über Paris; denn fast Jeder welcher die große Weltstadt besucht bringt nachträglich einige literarische Daguerreotypbilder seiner Eindrücke zu Markte. Freilich sind diese Skizzen oft sehr flüchtig und mangelhaft, da sie ihr Entstehen mitunter einem nur allzu kurzen Aufenthalt verdanken. Nichtsdestoweniger blättern wir gern in dergleichen Büchern: was dem Autor abgeht wird uns durch die Bedeutung des Gegenstandes ersetzt. Es walten in der Seele des Menschen zwei Richtungen, von denen ihn die eine in die Natur, die andere in die Geschichte drängt. Dieser Ausdruck mag vielleicht unbestimmt erscheinen, aber eben in dieser seiner Unbestimmtheit hat er die nötige Breite um, wie er kann und soll, im verschiedensten Sinne gedeutet zu werden. Der geschichtliche Geist in uns ist es welcher unsere Sympathien an den Namen Paris knüpft. Die ganze Weltgeschichte concentrirt sich gewissermaßen in zwei Welt, und ist es, wenn auch in veränderter Gestalt, geblieben bis ins vorige Jahrhundert. Von da an ging die Erbschaft der geschichtlichen Initiative auf Paris über, und in keiner Stadt der Welt ist seitdem soviel Geschichte gemacht worden. Dinge „Erinnerungen“ sind aus der Feder einer hochgebildeten Dame geflossen welche über dreißig Jahre auf jenem großartigen Schauplatz verweilte, und umfassen die Zeit von 1817—48. Die Damen besitzen in der Regel, namentlich bei Beurtheilung von Persönlichkeiten, ein feines und scharfes Auge für charakteristische Einzelheiten und Detailbeziehungen. Wer einmal den Homer aufmerksam gelesen, wird sich einer Stelle erinnern wo diese Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts gleichfalls schon zur Bezeichnung gelangt. Als Telemach zu Menelaos kommt um sich über das Geschick seines Vaters zu vergewissern, ist es Helena welche den Fremdling zuerst mit abnehmendem Blick betrachtet und eine Aehnlichkeit mit Odysseus in seinen Zügen wie in seinem Wesen erkennt. Diese Beobachtungsgabe ist den Damen heute noch eigen wie damals vor beinahe dreitausend Jahren. Und ebenso ist es eine Dame von welcher die ersten Remoiren stammen, dieselbe Homerische Helena nämlich. Allerdings sind ihre Remoiren nicht geschrieben, sondern nur geplaudert, und wir meinen damit ihre Mittheilungen an Priamos über hervorragende achäische Persönlichkeiten als der Troerkönig mit dem Kleisten auf dem staischen Thore saß und der Selbstmord zuschaute. Die „Erinnerungen aus Paris“ beschäftigen sich nicht minder, fast ausschließlich, mit Persönlichkeiten. Unsere Dame kam in einer Zeit nach Paris wo eine große Vergangenheit die Gegenwart ziemlich in den Schatten stellte. Wir wollen hiermit nicht sagen als ob der Friede der seit 1815 eingetreten geringerer Ehren werth sei als die Epoche der Revolution und des Kaiserreichs. Die Franzosen wünschten den Frieden von ganzer Seele, sie bedurften seiner um die Segnungen der constitutionellen Principien, wie sie durch das Jahr 1789 festgesetzt worden waren, endlich einmal zu genießen. Der Friede konnte somit eine in ihrer Art ebenfalls glorreiche Epoche eröffnen, eine Epoche wie sie Napoleon während seines Consulats dem Lande mehr als ein mal zugeführt hatte. Die Bourbonns waren jedoch nicht die Leute um die Verhältnisse richtig zu würdigen: zweifelsohne hätte ihr Regiment bei längerer Dauer die traurigste Versumpfung herbeigeführt. Es gibt wenig Notabilitäten irgend eines Fachs deren Glanzpunkt in die Jahre von 1815—30 fiel. Was in dieser Periode die Aufmerksamkeit auffächert wurzelt mit seinem eigentlichen Ruhme meist in dem Boden des Kaiserreichs, und die nächsten Regungen eines neuen Geistes geben sich durchschnittlich und eigentlich erst nach 1830 kund. Die Verfasserin der „Erinnerungen“ führt uns ohne weitere Einleitung in die Galerie der von ihr skizzirten Portraits. Wiewol unser Raum gemessen ist, so können wir es uns doch nicht verlagern vor einigen dieser Portraits zu verweilen. An dem Erzbischof de Pradt gehen wir vorüber; seine Wirksamkeit gehört der Geschichte an, und wenn

unsere Dame ihren Cyclus mit ihm eröffnet, so geschieht Dies darum weil damals soeben seine Schrift über seinen gefandtschaftlichen Aufenthalt in Warschau erschienen war, und besonders wegen der Angriffe gegen Napoleon, der ersten die von einem ehemaligen Günstling des Kaisers ausgingen, großes Aufsehen erregte. Wer ist die Prinzessin von Chimay? Unter diesem Namen vermuthet man nicht leicht die ehemalige Geliebte und Gattin Mallien's, die Spanierin Theresie Cabarrus. Die Verfasserin ertheilt dieser Dame ein hohes Lob. „Sie war damals“, heisst es, „einige vierzig Jahre alt; . . . aber nicht leicht sah man wieder so wohlerhaltene Schönheit. Groß, voll, prächtig erinnerte sie an die historischen Schönheiten des Alterthums. So denkt man sich eine Ariadne, Dido, Kleopatra; vollkommene Büste, Schultern, Arme; weiß wie eine belebte Statue, regelmässige Hüfte, strahlende Augen, perlengleiche Zähne, raben schwarzes Haar, Haltung, Sprache, Bewegung noch zum Entzücken. Auch durch ihre Kleidung erinnerte sie an das Griechenthum.“ Kein Wunder daß also auch der General Bonaparte ehemals unter der Schär ihrer Andeter zählte, wiewol er sie später namentlich als Kaiser kalt zurückwies. „Ob Eifersucht von Seiten Josephinens ins Spiel kam, ob Napoleon als junger Gemann ängstlich den intimen Umgang seiner Gemahlin bewachen wollte, ob er seine eigene Leidenschaft für die früher von ihm angebetete Theresie fürchtete, darüber sind die Meinungen sehr verschieden.“ Für den berühmten Alterthumsforscher Baron Denon hat die Verfasserin eine ganz besondere Vorliebe, und sie schildert ihn als eine der interessantesten Persönlichkeiten. Der Name Denon's ist in allerjüngster Zeit wiederum, und zwar in einer ganz eigenthümlichen Beziehung, vor den Ohren des größern Publicums genannt worden, jedoch nicht des deutschen, sondern des englischen Publicums. Wenn man über Memoiren berichtet, darf man sich wol die Freiheit nehmen gelegentlich gleichfalls ein kleines Hiftörschen einzuschreiben. In England nämlich wüthet soeben ein grimmer Kampf zwischen dem Cardinal Wiseman und der berühmten Schriftstellerin Lady Morgan. Gegenstand dieses Kampfes ist eine kleine Notiz welche die genannte Lady in ihrem Werke über Stalien beibrachte, und die besonders dem katholischen Clerus zum bitteren Aergerniß geworden. Hin und her flogen Letters und Remarks: Seine Eminenz wirft theils mit Salbung, oder vielmehr mit beleidigenden Ausdrücken um sich, theils spricht er in jenem hochgehenden Ablaststil welcher in den Menschen nur Schafe sieht, und seinen faulen Handel hinter huldreicher Milde verbirgt. Die Lady dagegen sieht wie eine Amazone: jeder Drieb sibt, und zwischen diesen Drieben macht sie sich das Vergnügen den erlauchtesten Herrn, wie es bei dem römischen Carneval Sitte ist, noch mit vollen Würfen allerliebster Confetti von Biß, Laune und Satire zu necken, sodas Seine Eminenz in eine sehr lächerliche Position gerathen. Der Cardinal indes fodert vor allem die Gewährsmänner für jene ebendem niedergeschriebene abscheuliche Notiz. Die Lady entspricht dieser Forderung endlich, und da ist es denn die natürlich gar sehr gewichtige, den Segner entschieden abweisende Autorität des Baron Denon auf welche sie sich beruft. Denon, sagt sie, habe den Vorgang auf welchem ihre Notiz beruhe öffentlich in einem Salon zu Paris am Abende vor ihrer Abreise nach Stalien erzählt, und zwar mit allen einzelnen Umständen. Wir können unmöglich hier abbrechen ohne nun des Vorgangs auch mit ein paar Worten zu gedenken, umsoneniger als wir gerade von seinem nicht uninteressanten Inhalt eine Entschuldigung für unsere Abschweifung überhaupt erwarten. Man höre. Als die Franzosen unter Napoleon in Stalien waren, befanden sich bei der Armee bekanntlich auch einige berühmte Gelehrte, welche die Expedition benutzten um wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Diese Herren, unter ihnen der Baron Denon, sößerten Alles durch und waren so dreist sich an die Peterskirche und deren Denkwürdigkeiten zu wagen.

Hier wird seit vielen Jahrhunderten in einem prächtigen, von vier Statuen getragenen Bronzeschrein, welcher das Schiff der Kirche am hintern Ende abschließt, eine gewiß äußerst werthwürdige Reliquie, nämlich der hochverehrte Stuhl aufbewahrt den der Apostel Petrus, der heilige Petrus, bei seiner Anwesenheit in Rom von dem Senator Pudens zum Geschenk erhalten, und dessen er sich als erster Bischof von Rom bediente. Die genannten französischen Gelehrten nun ließen diesen Stuhl eines schönen Tags aus seinem Verschluß hervorholen um ihn bei hellerm Lichte näher zu betrachten. Sie finden in ihm ein sehr splendides Kunstwerk aus Eisenbein, und wie sie ihn so von allen Seiten in Augenschein nehmen, siehe da entdecken sie eine Inschrift in eigenthümlichen Charakteren. Die Inschrift wird sorgfältig copirt, geprüft, und Champollion sowol wie die orientalischen Gelehrten des Instituts in Paris erkennen sie als mit kufischen Buchstaben geschrieben. Man beginnt sie zu entziffern; es geht trefflich vonstatten; aber was? Die gelehrten Herren fangen an sich gegenseitig verwundert anzusehen und zu lächeln. Was enthält die Inschrift? Nichts mehr und Nichts weniger als die allbekannte arabische Formel: „Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet!“ Mit andern Worten, der Stuhl den die Kirchenfürsten als die allerheiligste und merkwürdigste Reliquie aufbewahren ist kein uraltes römisches, sondern ein saramitanisches Vermächtniß. Denon besaß eine außerordentlich reiche Sammlung von Alterthümern und Merkwürdigkeiten jeder Art, und die Verfasserin hatte das Vergnügen in freundschaftlichem Verkehr sieben Jahre lang seiner Belehrung zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Napoleon und Repomucène Lemercier.

Daß sich Napoleon auch nicht scheute Privatrechte auf das ärgste zu verletzen, wenn es galt seinen despotischen Willen durchzusetzen, dann es aber auch verstand wieder gerecht zu sein dafür möge Folgendes als Beleg dienen. Er hatte eine sehr wohlfeile Manier Paris zu verschönern; um die Rue des Pyramides zu öffnen wurden brevi manu zwei Häuser niedergedrissen welche dem Besizer 75,000 Fr. einbrachten. Während des Rückzugs aus Rußland hatte Napoleon fortwährend seinen Minister Daru um sich, und oft Gelegenheiten dessen Treue und Ergebenheit zu erproben. In Paris fragte er ihn daher was er für ihn thun könne; er solle nur verlangen. „Sire“, entgegnete ihm der Minister, „ich kann mit Horaz zu Augustus sagen: Was ich wünsche haben mir die Götter gewährt und mehr noch; weiter brauche ich Nichts.“ „Haben Sie denn keine Freunde für welche Sie Etwas wünschen?“ „Allerdings kenne ich einen der sehr unglücklich ist.“ „Welches Unglück hat ihn denn betroffen?“ „Ihre Ungnade.“ „Wie so?“ „Er ist Republikaner geblieben.“ „Also ein Karr: diese sind nicht mehr zu fürchten; was verlangen Sie für ihn?“ „Die Bezahlung zweier Häuser, welche auf Ihren Befehl in der Rue des Pyramides eingerissen worden sind.“ „Sie sind noch nicht bezahlt?“ „Rein, Sire.“ „Wem gehören sie denn?“ „Repomucène Lemercier.“ „Dem Verfasser des Agamemnon?“ „Und einer sehr geschätzten Litterargeschichte, Sire.“ „Verlangen Sie etwas Anderes?“ „Ich habe keine Wünsche als für ihn.“ „Sie kennen also sein Betragen gegen mich nicht? Ich habe Alles gethan um ihn an meine Regierung zu fesseln, er hat sie bekämpft, meine Gunst verschmäht und mich mit seinen Scharlatanen verfolgt.“ „Ich kenne sein ganzes Unrecht, Sire; aber sieben Jahre voll Leiden haben es gesühnt; ich bitte durch Ihre Gnade sie zu beendigen.“ „Run gut“, sprach der Kaiser nach einiger Ueberlegung, „man soll ihn bezahlen. Er muß doch ein Ehrenmann sein, da er ihr Freund ist.“

2.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag,

— Nr. 75. —

28. März 1851.

Gottfried Kinkel.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Aus den Katafomben und aus allen alten Gewölb-
en welche nicht von der freien Luft des Lebens durchweht
waren trat dann Kinkel immer mehr heraus. Er ging
von der theologischen zur philosophischen Facultät, von
dem Dogmengezwäng, dem für die freie Realität unfrucht-
baren theologischen Buss zur Kunst über, an deren
vollen körperlichen Gestalten sein Schönheitsdurstiger Geist
sich stärkte. Auch hier derselbe Drang zum Leben. Statt
wie bisher größtentheils Besitztum bloß der höhern Stände
oder antiquarische Liebhaberei zu bleiben, sollte nach ihm
die Kunst ein Gemeingut des Volks werden, an dem
Alle sich bildeten; Allen denen ein höheres Verlangen
in der Seele sich regte, der Sinn für die schöne Form
aufginge, welche, sofern sie einen ethischen Gehalt der
Freiheit verschließt, Form ist des höhern Lebens. Die
Kunst aber ist etwas Diesseitiges. Sie zeigt das Vollen-
dete menschlicher Kraft auf der Erde. Der Werth der
Menschheit findet in ihr seinen Ausdruck. Er wird von
ihr zum Bewußtsein gebracht. Die Kunst mahnt an
diesseitiges Wirken; greift sie über in das Gebiet der
Poesie, so gibt sie dieser das Plastische, Reale von dem
das romantische Schwebeln und Nebeln mit seinen jen-
seitigen Phantasien ausgeschlossen wird. Allerdings ist
auch die Welt der Kunst und ihrer Schönheit dieser ge-
genwärtigen Welt ein Jenseits, oder sie kann dazu ge-
bildet werden, wie unsere Classiker zu ihrer Zeit ihre
Idealwelt hoch aus dem Gewühle der Zeit retteten,
weil sie die unmittelbare Aufnahme des Ideals nicht reif
hielten. Aber dieser Stolz des Gedankens ist seitdem
durchbrochen worden durch die Sehnsucht zur That; der
Wille das Jenseits hier aufzubauen ist mächtiger ge-
worden als daß der ohnehin von den Naturwissenschaften
hinweggenommene christliche Himmel ihm noch lange
Widerstand zu leisten im Stande wäre; denn die Zeit
ist endlich dahin gelangt sich selbst zu erfassen, nicht
aus der Form, sondern aus sich selbst ihre Ideale zu
schöpfen. Von diesem wahrhaft idealen Geiste ergriffen,
dichtete und lebte seitdem Kinkel; die neuen, spätern Ge-
dichte sprechen mit der Kraft des Glaubens diese männ-
lich errungene Ueberzeugung aus.

Was die Form, die Bewältigung des Stoffes an-
geht, so sind die beiden neuen Erzählungen von größerm
Umfang: „Ein Schicksal“ und der „Grobhewer von
Antwerpen“, mit meisterhaft sicherer Hand gezeichnet, der
Geist ohne Rückhalt dem Stoff hingegeben, in ihn ver-
senkt und wieder außer ihm stehend, künstlerisch frei bil-
dend. Diese feste, insichgeschlossene Form, überhaupt ein
Vorzug der Kinkel'schen Dichtungen, erscheint jetzt noch
höher mit ihrem reichern Inhalt, der das lyrisch Strö-
mende verschmolzen hat in ein tieferes überall durch-
scheinendes Weltbewußtsein, das Bewußtsein über die wir-
kenden Grundmächte des Lebens; die Resultate lebendi-
ger Anschauung und ihrer idealen Ergänzung durch den
dichtenden Geist. Es sind auch noch andere ältere
Gedichte hinzugekommen: zehn Elegien, bonner Carnevals-
und andere rheinische Lieder, eine Auswahl Xenien, frü-
here politische Gedichte. In allen finden wir dieselbe
leben- und schöpferfrohe Natur, denselben sprudelnden
Geist, und wenn sich mehre Fragmente finden, so hebt,
wie die Herausgeberin dieser Sammlung, Johanna
Kinkel, sagt: „jedes dieser Fragmente, einem unmündi-
gen Kinde gleich, ein paar bittende Hände zu der öffent-
lichen Stimme empor und ruft: „Hilf mir daß mein
Vater und Erzieher frei werde!“ Es war dem Dichter
selbst nicht vergönnt seine Gedichte von neuem zu ord-
nen: vielleicht würden wir im entgegengesetzten Falle
mehres jetzt Aufgenommene fortenset, anderes leider
nur Fragmentarische vollständig ausgeführt sehen.

Einige Einzelheiten sei es uns noch erlaubt anzu-
führen. Eine Art öffentlicher Bedeutung hatte schon
1846 das damals geschriebene „Männerlied“. Der in
diesem gepredigten Religion des Diesseits hatte Kinkel es
zu danken daß man ihm seinen Gehalt als außerordent-
lichem Professor entzog und Unterhandlungen welche über
seine Berufung nach Berlin gepflogen wurden abbrach.
Was hätte in der That auch ein Mann dort beginnen
sollen der offen sang:

Laßt die alten Weiber sich
Um den Himmel schelten!
Aber freie Männer wir
Lassen Das nicht gelten.
Gegen dich, o Vaterland,
Sind uns Nichts als eitler Tand
Alle Sternwelten.

Denket Alle denn zuerst
An die grüne Erde,
Wo noch Dornen mancherlei
Schaffen viel Beschwerde.
Haut sie ab, wenn treu ihr seid,
Und erhebt mir keinen Streit,
Wie's da drüben werde!

Weiß nicht, ob dich oder mich
Dort der Teufel hole;
Doch hier schaffen wir vereint
Um gemeinen Wohle.
Hebt die Gläser frank und frei!
Nur auf Erden: „Freiheit!“ sei
Uns're Siegesparole.

In ähnlichem Sinn singt er „An meinen Jungen“:

Oh' des Himmels schwanke Gnade
Sein wird in der Taufe Bade,
Lass' ich über Stirn und Brauen
Ihm zwei Vaterthränen thauen;

Stell ihn mit der Thränen Weihe
In der Menschheit vord're Reihe:
Kühn entgegen allen Schlechten,
Für die Freiheit soll er sechten.

Mag er fest auf Erden stehen,
Nicht mehr nach dem Himmel sehen;
Mag er mit beglückten Händen
Seines Vaters Streit vollenden!

Aber am vollständigsten und tiefsten zeigt sich dies Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Identität des Menschen mit sich im Leben, Dichten, Handeln, nachdem Kinkel durch die That selbst die Wahrheit seines Dichtens bewiesen hatte. In diese Sammlung sind auch seine neuesten Gedichte seit seiner Gefangenschaft in Baden aufgenommen. Es findet sich darunter ein Fragment: „Die Classifier.“ Kinkel, der in der Welt der Kunst geschwärmelt, den die Sehnsucht nach idealem Leben, nach der Verwirklichung seiner menschlichen Principien zum Kampfe getrieben, und der getäuscht, gehöhnt, mit der Aussicht auf den Tod gefangen faß, schreibt aus dem Kerker gegen jene Herren:

Vor euern hohen Idealen
Sind wir gemein in Schmerz und Lust, —
Es schlägt mit jedes Wingers Qualen,
Und jedem Weber uns're Brust.

Wie milde trugt ihr's, wie ergeben,
Als sich der Freiheit Sturz genah't!
Ein Kunstwerk! war für euch das Leben,
Uns war es Nichts als eine That!

Und billig d'rum in Fürstengrüften
Ruht ihr, wo Erz und Marmor klingt,
Indes in Pommerns rauhen Lüften
Das Grablied uns die Krähe singt.

Was gilt euch vor den Lorherruthen
Die eure weiche Hand sich brach
Fürs Vaterland das bischen Bluten,
Fürs Vaterland das bischen Schmach?!

Aber beim Volke hat dies bischen Bluten und Schmach
Etwas gegolten, und es ist ein bedeutendes Zeichen der
Zeit daß ein Dichter mit dem freien Bewußtsein seiner
Weltanschauung die Kampfbahn des Lebens betreten und

für seine gesungenen Ideale mit dem Schwerte gefochten
hat. Der lebendige Strom in ihm hat ihn frisch ge-
halten, seine Poesie lebt fort. Rufen wir ihm den
Glückwunsch zu in seine neue Heimat! Dort in
dem wechselvollen Verkehr wird er sich wieder an
die ihm langentfremdete Menschenwelt und die stie
Geistesarbeit gewöhnen. Freudig setzen wir in diesem
Bewußtsein zum Schluß die Verse hierher welche Kinkel
in den Casematten von Rastatt in Erwartung des To-
des schrieb. Es sind pantheistische Gedanken die jetzt
vor der concreten geistigen Gestalt seines Lebens weit
zurückweichen:

Trommler, schlägt an! und führt mich zum Plag
Der rasch vom Leben mich scheidet —
Ich fürchte die pfeifende Kugel nicht
Die mein Gebein mir zerschneidet!
Kein! wie mir durch Augen und Hirn und Herz,
Die tödtliche Salve knattert,
So spür' ich, wie mir die Seele befreit
In Wolkenflöckchen zerflattert.

Was einmal gelebt in der Sonne Schein,
Das kann ja nimmer verenden;
Wozu nun, ewiges Herz der Welt,
Willst meinen Geist du verwenden?
Das heilige Licht, ich hab' es geliebt,
Kein Geist flog auf zu der Sonne,
Ins leuchtende All das ihn liebend gebär,
Strom' ich ihn hinaus mit Wonne.

Die Lerche werd' ich des Morgenroths,
In flammenden Wolken geborgen,
Die dem armen Gefang'nen im kalten Thurm
Ansagt den nahenden Morgen.
Ein Frühhauch bin ich, ein Bote des Glücks,
Der die Purpurbanner durchschüßelt,
Daß der Freiheitskämpfer mit strahlendem Aug'
Entgegen dem Schlachttag lächelt.

Heut' bin ich der Sturm, der, ein Gottesgericht,
Durch giftige Rebel schreitet
Und den aufgerüttelten Moder der Gruft
Befruchtend aufs Erdreich spreitet.
Und morgen die Blume die tröstend erquickt
Mit Duft den jagenden Kranken
Und in des Sterbenden Seele weckt
Unsterblichen Lebens Gedanken.

Ein Tropfen bin ich der niederströmt
In landbezügendem Regen,
Die Scheune des Armen, des Wingers Faß
Zu füllen mit nährendem Segen.
Der Wellen eine bin ich im Meer
Die das Schiff das stöhnende hegen,
Das den Bucherer trägt, und ich schling' ihn hinab,
Ihn mit den erwucherten Schügen!

Hier steh' ich, nun zielt! Nur brichst du, o Leib,
Wenn achtzehn Mündungen knallen;
Die Seele sie braust in den heiligen Chor
Der Freien die vor mir gefallen.
Wir kennen nicht Raß, wir durchstreichen die Welt
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingsburg flammend zerbirzt
Und die letzten Ketten zersplittern.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Fortsetzung aus Nr. 74.)

In dem Namen Cassas, des damaligen Inspectors der Sobelin-Manufactur, ruft sie das Andenken eines Mannes zurück der seiner Zeit durch seine „schönen architektonischen Zeichnungen“ nach Trümmermonumenten in Kleinasien und Syrien berühmt war, und dessen auch Goethe mit großem Lobe in seiner italienischen Reise Erwähnung thut. Cassas bietet einen natürlichen Uebergang zu einigen Malern, zu Gérard und David. Mit Gérard, dem Schüler des Lestern, lebte die Verfasserin viele Jahre lang in freundschaftlichen Beziehungen, und war daher aufs genaueste in seine Lebensgeschichte eingeweiht. Gérard's Mutter war eine Römerin Namens Torton. „Ihr Bruder, der Onkel des Malers, kam (nach der Ueberlieferung der ehemals in Rom rationnirten Familie nach Paris) auf den sonderbaren Einfall: den Parisern die treffliche Art zu zeigen wie man in Rom verthee Eis zu verfertigen, und das Gelingen des Tortonischen Kaffeehauses auf dem Boulevard des Italiens ist heute noch nach 50 Jahren weltbekannt.“ Gérard war nicht nur ein großer Maler, sondern auch einer der liebenswürdigsten Gesellschafter, sodas Ludwig XVIII., wie hier erzählt wird, über ihn die Aeußerung that: „C'est l'homme qui cause le mieux dans mon royaume.“ Alexander von Humboldt, eine Sitzung in der Akademie, Cuvier gehen rasch an uns verüber ohne daß uns in diesen Partien etwas besonders Interessantes aufköst. Auch die Parallelen zwischen Robespierre und Napoleon, sowie zwischen Frau Roland und der Staël wollen wir überschlagen; nur können wir es nicht unbemerkt lassen daß die Verfasserin Frau Roland etwas zu niedrig tarirt, ja überhaupt nicht den richtigen Maßstab für sie angewendet hat. Die Verfasserin beobachtet, wie man sieht, keine bestimmte Reihenfolge in der Skizzirung ihrer Portraits, wenigstens nicht in der ersten Hälfte ihres Buchs: sie gibt ihre Eindrücke größtentheils nach Belieben und Zufall. Die Linien mit denen sie im weiteren Verlauf den Hof, den Minister Detoges und Talleyrand zeichnet sind etwas allgemein und flüchtig, und erst in ihren Bemerkungen über den General Lamouroux tritt wieder eine größere Ausführlichkeit ein. Lacroix ist der Verfasser von „Memoiren zu der Geschichte von S. Domingo“, die zu den besten Quellen gehören und eine gute Vorstudie bilden, wenn man die Werke von Schöcher über die Natur und die Bewohner jener Himmelsstriche mit einer genauen Präparation lesen will. Die genannten Memoiren sind ziemlich unparteiisch, was umso mehr Anerkennung verdient als der Verfasser zu der Expedition von Leclerc gehörte und den Haitianern als Feind gegenüberstand. Unsere „Erinnerungen“ schweifen bei dieser Gelegenheit auf Lousaint l'Ouvrature ab und widmen sodann dem denkwürdigen Publicisten Benjamin Constant große Aufmerksamkeit. Constant war 55 Jahre alt als ihn die Verfasserin kennenlernte, und sah, wie sie erzählt, bereits körperlich stark erschöpft aus. „Möglich“, heißt es, „daß die lange, hagere Gestalt in früherer Jugend sich dem Auge gefälliger darstellte. Er hielt sich ziemlich stark vorgebückt, hatte hohle Wangen, sehr verblichene Augen, die wahrscheinlich früher blau waren und bei einem gewöhnlichen Menschen keines Ausdrucks mehr fähig gewesen wären, bei ihm sich dagegen merkwürdig wiederbelebten wenn ihn der besprochene Gegenstand interessirte.“ Man wird sich erinnern daß Constant einer der ersten Franzosen war welche sich gründlicher mit deutscher Literatur beschäftigten, wozu ihm sein längerer Aufenthalt in unserm Vaterlande die beste Gelegenheit bot. „War Constant“, sagt die Verfasserin, „durch Sprache und Gemüthsart auch durch und durch Franzose, so war er doch wieder im Wesen sehr deutsch, im Ganzen zurückhaltend, ohne specielle Aufforderung wenig mittheilend, und auch dann beinahe nur wenn ihm der Redende und der Gegenstand gleich zwängten. Politik und Literatur konnten ihn fast nur allein zur Theilnahme bewegen, und zwar beide nur wie er sie auf-

faßte. Unverhohlen zeigte er daß er gar Nichts mit Menschen anzufangen wisse die in jenen Gebieten nicht heimisch waren. Er verstumte dann sogleich, sah aber keineswegs unzufrieden aus. Offenbar war ihm ein innerliches Alleinleben lieber als ein Außenleben das ihm nicht zusagte. Bei Gleichgesinnten dagegen war er voll Feuer und Mittheilung, und die gesunde Logik mit der angenehmen Zugabe eines wohlthnenden Organs, die Vermischung des Ernstes mit geschmackvoller Satire schufen ihn in dem Kreise worin er sich gefiel zu einem höchst wünschenswerthen Gast.“ Klingt diese Schilderung nicht als ob sie sich ganz auf einen deutschen Gelehrten oder Professor bezöge? Wie Voltaire Kaffee, so trank Constant Thee im Uebermaß. Neben Constant geschieht Courier's Erwähnung, wiewol die Verfasserin diesen einflußreichen Pamphletisten nicht persönlich kannte. Courier erinnerte uns immer in mancher Hinsicht an unsern Seume, in anderer an Börne: wir besitzen eine treffliche deutsche Arbeit über ihn, ein literarisches Denkmal, welches weniger bekannt ist als es zu sein verdient, von dem verstorbenen alten Professor Wachler in Breslau. Die nächstfolgenden beiden Abschnitte der „Erinnerungen“ sind der Musik und der Malerei gewidmet. Wir glauben uns nicht zu täuschen wenn wir annehmen daß das musikalische Capitel vorzugsweise die Verherrlichung Meyerbeer's bezweckt, in welche ein sehr großer Theil der Kenner und Künstler indess nicht so unbedingt einstimmen wird. Die Notizen über Chopin ergängen eine kleine Lücke in Dem was uns bisher über diesen genialen Componisten und Clavierpieler bekanntgeworden. Was die Malerei betrifft, so kam die Verfasserin gerade in einer Zeit nach Paris wo der Geschmack eine ungeheure Umwandlung zu erfahren begann. Die Revolution und das Kaiserreich prunkten mit antiken Reminiscenzen; kein Wunder also wenn die Kunst dieser Richtung folgte. Hatte doch das geistige Leben der französischen Nation von jeher an der römischen Tradition gehaftet, und es ist Dies gewiß kein bloßer Zufall, sondern der Beweis dafür daß das lateinische, romanische Element über das gallische und fränkische in den ältesten Zeiten einen entschiedenen Sieg davongetragen. Corneille und Racine sind nicht eigentlich Racahamer, sondern Racahoger Seneca's. Die Maler David, Regnault, Gros, Gérard, Girobin und Guérin hätten ebenso gut unter den römischen Caisaren leben können wie unter dem Kaiser von Frankreich. Erst im dritten Decennium dieses Jahrhunderts begann das Hervorbrechen des modernen Selbstes, den wir nicht anders als den germanischen nennen können, auf die Kunst, sowie gleichzeitig auf die Poesie seinen prädominirenden Einfluß zu üben. Dieser germanische Geist war unserer Meinung nach mit Rousseau zum ersten mal in mächtigerer Weise aufgetreten, mit Rousseau der unlezugbar durch englische Lectüre mächtig influencirt wurde. Am deutlichsten tritt dieser Umstand bei seiner „Nouvelle Héloïse“ zutage; denn wenn dieses Werk auch Alles was Richardson geschrieben hinter sich läßt, so hat doch das Beispiel des Genannten die Richtung Rousseau's bestimmen helfen. Ingres war einer der Ersten welche den Stil David's, des Heroen der antificirenden Weise, verließen und den Uebergang vermittelten. Ingres ist durch ein etwas späteres Geschlecht, namentlich durch S. Bernet und Delaroche, heutzutage schon wieder um einige Schritte in den Hintergrund gedrängt worden, vielleicht nicht mit vollem Recht. Nichtsdestoweniger ist der große Künstler zum Theil leider selbst schuld daran. Ingres machte seine eigentlichen Studien in Rom, und sandte von hier aus auch diejenigen Werke welche, wiewol er schon weit früher aufgetreten, zum ersten mal besonderes Aufsehen erregten. „Der Eindruck“, sagt die Verfasserin, „war unter Kennern der Art daß ich es nur einem Zauberschlage vergleichen kann. Uns Allen die wir uns für wahre Kunst interessirten, und nicht auf Treu und Glauben die bis dahin verehrten Götzen mitanbeten wollten, ward ein Schleier von den Augen gezogen; wir sahen wieder in der Kunst was wir unbewußt gewünscht hatten, Natur, Seele, Empfindung, Wahrheit zur praktischen Schule vereint

und zu alle Diesem die echte Erkenntnis Rafael's, dieses Meisters aller Meister." Das Studium Rafael's indes hat Ingres auf der andern Seite zur allmählichen Vernachlässigung der Farbe geführt, sodas seine spätern Werke in dieser Hinsicht einen ziemlich acstischen, trockenen Eindruck machen, wie auch seine Zeichnung mit den Jahren durch übertriebene Strenge Manches von ihrer ehemaligen Leichtigkeit verlor. Die Verfasserin berührt diese Punkte mit seinem Verständnis. Wenn die Leser bis hierher gekommen sind, werden sie sich vielleicht wundern das in dem Buche noch nicht einmal von den Schriftstellern, Dichtern und Politikern der dreißiger Jahre die Rede gewesen: man wird sich auch in dem Folgenden vergeblich nach ihnen umsehen. Statt Dessen lesen wir Mittheilungen über Henriette Mendelssohn, die Tochter des Philosophen und Erzieherin der unglücklichen Herzogin von Prastin, Beiträge zur Charakteristik der Letztern selbst, und eine ins Novellistische übergehende Skizze, welche an einige seltsame Experimente auf dem Gebiete des thierischen Magnetismus anknüpft. So wenig es auch unsern „Erinnerungen“ an Stoff und Mannichfaltigkeit fehlt, so müssen wir schließlich unser Urtheil doch kaum zusammenfassen das wir im Ganzen nicht gerade viel Neues erfahren. Interessante Züge persönlicher Charakteristik treten durchschnittlich nur wenige hervor: es sind mehr Erinnerungen an Personen im Allgemeinen als an Situationen in denen sich gewisse individuelle Eigenthümlichkeiten dieser Personen kundgegeben hätten. In Bezug auf Leben und Kunst entwickelt die Verfasserin ein feines Wahrnehmungsvermögen; in der Politik gehöret sie zu sehr der Vergangenheit an, sowie sie für das Oppositive gleichfalls kein richtiges Verständnis zu haben scheint. Daher mag es auch wol kommen das sie die literarischen und politischen Größen der Suliregierung keiner besondern Beachtung würdigt. Möglich das Letztere sich überhaupt weniger in den Kreisen bewegten in denen die Verfasserin lebte, was nur besagen würde das das Schwiegen der Verfasserin gleichsam vielleicht ein Resultat zweiter Potenz wäre.

Die „Erinnerungen aus Paris“ sind so ziemlich das einzige Buch durch welches die hiesigen belletristischen Erscheinungen der letzten Wochen repräsentirt werden. Um weitere Anknüpfungspunkte zu finden müssen wir dieses Gebiet der Literatur verlassen und uns nach den Ergebnissen der Wissenschaft umsehen, womit wir jedoch für unsere Zwecke keineswegs die eigentliche Fachwissenschaft meinen, sondern jenen Zweig welcher ebenfalls der allgemeineren Bildung seine Früchte spendet. Wir wollen eines geschichtlichen Werks Erwähnung thun welches der auf dem Felde brandenburgischer Forschungen bekannte A. F. Riedel unlängst zutage förderte. Es behandelt dieses Werk das Aufsteigen des Burggrafen Friedrich VI. von Kürnberg zur kurfürstlichen Würde und zur Reichsstathalterschaft in Deutschland, und führt den Titel: „Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherrn des preussischen Königshauses.“ Wir leben bekanntlich in einer Zeit der Kritik und der mannichfachen Aufklärungen. Mit Niebuhr begann die Periode der eigentlichen historischen Skepsis, die in dem Genannten und in Otfried Müller ihren Scharfsinn an den beiden großen Wälkern des Alterthums, den Römern und Griechen, erschöpfte, während David Strauß und Bruno Bauer eine ähnliche Kritik auf die heiligen Geschichten anwendeten. Seitdem ist wol kein Blatt der ganzen Geschichte mehr vorhanden auf welches sich nicht eine genauer prüfende Untersuchung geworfen hätte. Auch das Riedel'sche Buch bereichert uns mit einer Reihe neuer und interessanter Resultate, und weil der Gegenstand dem sie angehören von patriotischer Bedeutung ist, so dürfte es vielleicht am Orte sein näher auf dieselben einzugehen. Riedel widmete, wie bereits angedeutet worden, seine Thätigkeit bisher historischen Untersuchungen über die älteste Geschichte der Ahnherrn des preussischen Königshauses, und wenn sein „Codex diplomaticus brandenburgensis“ auch gegenwärtig durch Entziehung der frühern Beihülfe aus Staatsmitteln ins Stocken gerathen ist, so hat er doch nicht aufge-

hört seine Studien mit Eifer fortzusetzen. Wir gelangen zugleich über das Hauptergebnis des vorliegenden Werks ins Klare, wenn wir hören was der Verfasser in der Einleitung sagt. Seine Worte enthalten einen Aufschluß der gewis Jedem wegen seiner Keuschheit lebhaft interessiren wird. „Bei der Auswahl solcher Untersuchungen“, heist es S. iv, „die zu einer vorläufigen Mittheilung geeignet sein möchten, habe ich mich für die Abschnitte entschieden welche die Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Haus Söllern behandeln. Denn unter allen Irrthümern welche den geschichtlichen Glanz unsers Herrscherhauses noch trüben, ist fast keiner anstößiger als die verbreitete, von allen neuern Geschichtschreibern einstimmig behauptete Fabel von der käuflichen Erwerbung des Kurfürstenthums Brandenburg, welche man dem Burggrafen Friedrich VI., dem nachherigen Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, angedichtet hat. Die Annahme, dieser Fürst habe über einen wunderbaren Reichtum von Geldmitteln geboten; die Letztern seien von ihm in wohlberechneter Speculation dazu benützt um den König Siegmund sich durch Darlehen zu verpflichten; und allmählig tiefer und tiefer in seine Schuld zu bringen; Friedrich habe dies Schuldverhältniß und die fortwährenden Geldverlegenheiten seines königlichen Freundes zuletzt eigennützig dazu ausgebeutet um sich und sein Haus zur kurfürstlichen Würde zu erheben: alle diese Annahmen stehen einseits mit der bescheidenen ökonomischen Lage worin wir den Burggrafen Friedrich sonst erblicken, sowie andererseits mit der edeln, hochherzigen Weise worin wir den ersten Kurfürstlichen Ahnherrn des preussischen Königshauses sonst beständig auftreten sehen, so wenig in Einklang das ich mit besonderer Genugthuung den Beweis der Unwahrheit und völligen Nichtigkeit dieser Annahme antrete. Glücklicherweise läst sich heute auf Grund bündiger und größtentheils auch schon in meinem «Codex» abgedruckter Documente noch unwiderruflich darthun das weder Darlehen noch Kaufgelder, und überall keine Finanzoperation der bezeichneten Art, sondern nur hohe persönliche Verdienste des Burggrafen Friedrich sein Aufsteigen von der burggräflichen und reichsfürstlichen zur markgräflichen und kurfürstlichen Würde herbeigeführt haben.“ Die Beweise für seine Behauptung hat Riedel vorzugsweise in dem zweiten Abschnitte seines Werks niedergelegt, und wenn wir sie hier beibringen, werden wir ebenso sehr das Interesse überhaupt befriedigen, wie den Zweifeln begegnen welche den Verfasser etwa nur eines hyperpatriotischen Zwecks verdächtigen möchten. Wir werden uns dabei mehr oder weniger streng an die Darstellung Riedel's selbst halten, um seine Argumente möglichst treu zur Kunde unserer Leser gelangen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Feuerbach's, L., sämmtliche Werke. 8ter Band. — A. u. d. L.: Vorlesungen über das Wesen der Religion. Recht Zusätze und Anmerkungen. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hahn, B., Friedrich, der Erste König in Preußen. Im Jahr 1851 dem Einhundert und Funfzigjährigen Königreich. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Decker. Gr. 8. 20 Ngr.

Lewald, Fanny, Dänen- und Berggeschichten. Erzählungen. Zwei Bände. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr.

Deutsche Lieder der Gegenwart, oder: das Tarlatan-Hütchen für den Rippestich der Männer von Kuckel Dieck. Königsberg, Samter. 16. 6 Ngr.

Pfaff, A., Das Trauerspiel in Kurhessen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Braunschweig, Westermann. 8. 20 Ngr.

Plösz, F. v., Ueber den Sängerkrieg auf Wartburg nebst einem Beitrage zur Literatur des Räthfels. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Jeremias Gotthelf.

1. Die Käseerei in der Wehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1850. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremias Gotthelf. Zwei Bände. Berlin, Springer. 1849 — 50. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Pfarrer Bizius steht als Schriftsteller nicht über dem Volke von welchem und zu welchem er spricht; er strebt vielmehr mitten unter demselben und trägt an seiner Schriftstellerei reichlich alle Tugenden und Laster seines Gegenstandes zur Schau. Leidenschaftlichkeit, Geschwätzigkeit, Spottsucht, Haß und Liebe, Anmuth und Derbheit, Kniffsucht und Verdrehungskunst, ein bißchen süße Verleumdung: alle diese guten Dinge sind nicht nur in dem Leben und Treiben seiner Helden, sondern auch in seiner beschreibenden Schreiberei zu schmecken. Insofern ist er viel mehr als die kunstgerechten und objectiven, idealisirenden Dorfgeschichtendichter, ein wahrer Lederbissen für jeden Gourmand und wahren Kenner des Volkslebens. Ob dabei der beste Zweck hinsichtlich der ästhetischen Forderungen sowol als der pädagogischen erreicht werde, ist freilich eine andere Frage. Er sticht mit seiner kräftigen scharfen Schaufel ein gewichtiges Stück Erdboden heraus, ladet es auf seinen literarischen Karren und stürzt denselben mit einem saftigen Schimpfworte vor unsern Füßen um. Da können wir erlesen und untersuchen nach Herzenslust. Gute Ackererde, Gras, Blumen und Unkraut, Kuhmist und Steine, vergrabene löstliche Goldmünzen und alte Schuhe, Scherben und Knochen, Alles kommt zutage, sinkt und duftet in friedlicher Eintracht durcheinander. Er baut ein berner Bauernhaus mit allen Vorrathskammern, mit Küche und Keller und den stillen Gaden der Töchter stattlich auf; aber vor allem fehlen auch Schweinestall und Abtritt nicht, und besonders in der „Käseerei“ ist soviel von dem animalischen Verdauungs- und Secretionsproceß die Rede daß der verzärtelte Leser mehr als ein mal unwillkürlich das Taschentuch an die Nase führt, insonderlich wenn er hinter der nordischen Theestaffe sitzt, deren geringesehene Sierde Jeremias Gotthelf gegenwärtig zu sein scheint.

Wahrscheinlich hat Bizius einst Theologie und mit- hin auch etwas Griechisch u. dgl. studirt; von irgend

einer schriftstellerischen Mäßigung und Beherrschung der Schreibart ist aber Nichts zu spüren in seinen Werken. Das edle Handwerk der Büchermacherei hat verschiedene Stufen in seiner Erlernung welche zurückgelegt werden müssen. Zuerst handelt es sich darum daß man so einfach, klar und natürlich schreibe daß die Legion der Esel und Nachahmer glauben nichts Besseres zu thun zu haben als stracks ebenfalls Vergleichen hervorzubringen, um nachher mit langer Nase vor dem misrathenen Producte zu stehen. Alsdann heißt es hübsch fein bei der Sache zu bleiben und sich durch keine buhlerische Gelegenheit, viel weniger durch einen gewaltsamen Haarszug vom geraden Wege verlocken und zerrn zu lassen. Beide Disciplinen fließen öfter ineinander, und Hr. Jeremias benützt alsdann reichlich die Gelegenheit sie mit einem Griff beim Schopfe zu fassen und siegreich in eine Pfütze zu werfen. Erstlich ist seine Rede so wunderbarlich durch wol, aber, daneben, jedoch, durch unendliche Referate im Conjunctiv Imperfecti gewürzt und verwickelt, daß man oft ein altes Bettelweib einer neugierigen Bäuerin glaubt Bericht erstatten zu hören. Sodann läßt er sich alle Augenblicke zu einer süßen Kapuzinerpredigt, zu einer Anspielung mit dem Holzschlägel, zu einem feinen Winke mit dem Scheunenthor verleiten, welcher weit hinter die Grenze der behandelten Geschichte gerichtet ist. In „Die Käseerei in der Wehfreude“, welche nur von Bernern ganz deutlich gelesen werden kann und wo es sich nur um Käse und Liebe handelt, wird wenigstens ein halbes Dugend mal auf das frankfurter Parlament gestichelt. Hat man gelernt nicht wie eine alte Waschfrau, sondern wie ein besonnener Mann zu sprechen und bei der Sache zu bleiben, so ist es endlich noch von erheblicher Wichtigkeit daß man auch diejenigen Einfälle und Gedanken welche zu dieser Sache gehören mögen einer reiflichen Prüfung und Sichtung unterwerfe, zumal wenn man kein Sterne, Hippel oder Jean Paul ist, welches man durchaus nicht sein darf wenn man für das Volk schreibt, für das „Volk“ nämlich mit Gänsefüßchen eingefaßt. Denn obgleich wir jene Herren gehörig verehren, besonders den Letzten, so wird uns doch mit jedem Tag leichter ums Herz wo ihre Art und Weise zum mindern Bedürfniß wird. Es war eine unglückselige und trübe Zeit wo man bei ih-

Trost holen mußte, und verhüten die Götter daß sie nach der Osmüger Punctation und den Dresdener Conferenzen noch einmal aufblühe. Was die Einfälle betrifft, so ist es eine eigene Sache mit denselben, und es gehört ein Rafael dazu jeden Strich stehen lassen zu können wie er ist. Wie manche Blume die man in aufgeregter Abendstunde glaubt gepflückt zu haben ist am Morgen ein dürre Strohwiß! Wie manches schimmernde Goldstück welches man am Werktag gefunden verwandelt sich bis an einen stillen heitern Sonntagmorgen, wo man es wieder befehen will, in eine gelbe Rübenschnitte! Man erwacht in der Nacht und hat einen sublimen Gedanken und freut sich seines Genies, steht auf und schreibt ihn auf beim Mondschein, im Hemde und erklärt die Füße: und siehe, am Morgen ist es eine lächerliche Trivialität, wo nicht gar ein crasser Unsinn! Da heißt es aufpassen und jeden Pfennig zwei mal umkehren, ehe man ihn ausgibt! Da hilft weder blindes Gottvertrauen noch Atheismus, es passiert Jedem der nicht feuerfest oder vielmehr wasserdicht ist. Goethe hat gut sagen: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so commandirt die Poesie!“ welchen Spruch ein tüchtiger Professor meiner Bekanntschaft jungen Dichtern unter die Nase zu reiben pflegte, wenn sie von Stimmung sprachen. Der wackere Mann dachte nicht daran daß Goethe den „Faust“, wo selbige Sprüchlein geschrieben steht, ein ziemliches Stück Leben lang mit sich herumtrug, ehe er ihn drucken ließ. Und seltsam! gerade die Stimmung ist manchmal die gefährlichste Schlange für hoffnungsvolle Dichter. Wie manches Blatt Papier welches man in „guter Stunde“ vollgeschrieben kommt Einem nach einem halben Jahre so schauerlich vor daß man vor sich selbst in die Erde kriechen möchte, roth wie ein Krebs, und dem Himmel dankt daß man selbst und nicht etwa ein Nachlassherausgeber hinter die Sache gekommen ist!

Von solcherlei Seelenkämpfen scheint der glückselige Jeremias keine Ahnung zu haben. Während der Dichter sonst im Leben unbesonnen, leidenschaftlich, ja sogar unanständig sein kann, wenn er nur hinter dem Schreibtische besonnen, klar und anständig und fest am Steuer ist: macht es Gotthelf gerade umgekehrt, ist äußerlich ein solider gesegter geistlicher Herr, sobald er aber die Feder in die Hand nimmt, führt er sich so ungeberdig und leidenschaftlich, ja unanständig auf daß uns Hören und Sehen vergeht. Aber wie gesagt, in diesem Falle gewinnen die echten Liebhaber nur dadurch, sie erhalten um so unverfälschtere Waare, welche sie beliebig verwenden können. So ist z. B. jedes Buch Jeremias Gotthelf's eine treffliche Studie zu Feuerbach's „Wesen der Religion“. Der Wott der diese Bauern regiert ist noch der alte Donnergott und Wettermacher. Sie hängen ab von Regen und Sonnenschein, von Licht und Wärme und fürchten Vogel und Frost. Sie zittern vor dem Blitzstrahl der in ihre Scheune schlägt, und halten ihn für die unmittelbare Folge einer bösen That. Besitz und irdisches Wohlergehen verlangen sie von Gott und sind zufrieden mit ihm in dem Maße als er dieselben gewährt. Er

ist der Gewährsmann und Gehülfe aller ihrer Leidenschaften. Ein ruchloses verleumderisches Weib in der Wehfreude will ihn durch Gebet zwingen ihre Feindin zu tödten, und zweifelt an seiner Gerechtigkeit wenn ihre Dorfsintrigen mißlingen. Da ist nie die Rede von der „schönen symbolischen Bedeutung“ des Christenthums, von seiner „herrlichen geschichtlichen Aufgabe“, von der Verschmelzung der Philosophie mit seinen Lehren. Dagegen spielt der Teufel eine gewichtige Rolle und Jeremias Gotthelf läßt uns diplomatischweise im Unklaren, ob er nur als poetische Figur oder als baare Münze zu nehmen sei. Seine tugendhaften Helden sind alles conservative Ungläubige, und der Gott Schriftsteller mit der schickalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen als daß sie entweder reich und behäbig sind, oder es schließlich werden. Die Lumpen und Hungerschlucker aber sind alle radicale Ungläubige und ihnen ergeht es herzlich schlecht. Spott und Hohn treffen sie um so schärfer, je länger ihnen der Bettelsack heraushängt und je dürre ihre Felder stehen. Dies ist ganz in der Ordnung; denn nicht anders verhält es sich in der Wirklichkeit. Das Volk, besonders der Bauer, kennt nur Schwarz und Weiß, Nacht und Tag, und mag Nichts von einem thränen- und gefühlschwangern Zwieltichte wissen, wo Niemand weiß wer Koch oder Kellner ist. Wenn ihm die uralte naturwüchsige Religion nicht mehr genügt, so wendet es sich ohne Uebergang zum directen Gegentheil, denn es will vor allem Mensch bleiben und nicht etwa ein Vogel oder ein Amphibium werden. Und damit wollen wir uns zufriedengeben und es nicht stutz zu Herzen nehmen wenn die weisen Herren vom Stuttgarter „Morgenblatt“ unlängst sagten: der „Atheismus“ (oder was sie darunter verstehen) werde in der guten Gesellschaft Deutschlands nun schon nicht mehr gebüdet. Wo diese „gute Gesellschaft“ zu suchen ist, weiß ich freilich nicht. Vielleicht ist etwa ein Stuttgarter Abendbräulein damit gemeint, wo man den schwäbischen Jungfräulein aus dem ungeschickten und flachen Buche des Herrn Dersted vorliest; oder vielleicht besteht die gute Gesellschaft aus jenen erleuchteten germanischen Kreisen in welchen man deutsche Literaturgeschichte in den lächerlichen und naseweisen Arbeiten des Herrn Laillandier studirt!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Es ist die gewöhnliche Annahme, König Siegmund sei dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg schon im Jahre 1411 eine Summe von 100,000 Gulden schuldig gewesen, und habe, außer Stand diese Schuld zu verzinsen oder gar abzutragen, dem Genannten dafür die Hauptmannschaft der Mark Brandenburg verpfändet. „Da König Siegmund jedoch“, heißt es ferner, „auch nach dieser Zeit beständig in Selbstverlegenheit blieb, so stredte der Burggraf, welcher stets Geld in Fülle bedurfte, bald noch 50,000 Gulden, und zu Anfang des Jahres 1415, um demselben seinen auf dem Concil zu Konstanz beschlossenen Zug nach Spanien möglichzumachen, aufs neue 20,000 Gulden vor. Bei diesem letzten Darlehen stellte Burggraf Friedrich jedoch, im wohlverstandenen Interesse seines Hauses, dem

Könige die Bedingung: für den Gesamtbetrag der also auf 400,000 Gulden angewachsenen Schuldforderungen des Burggrafen ihm und seinen Erben die Mark Brandenburg mit allen Rechten, Einkünften, Ehren und Würden als Unterpfand zu verschreiben. Da bei fortwährenden Selbverlegenheiten des Königs, welche Burggraf Friedrich immer klüglich dazu benutzte den König mehr und mehr in seine Schuld zu bringen, mußte Siegmund im Jahre 1417 endlich sogar auf das ihm bis dahin vorbehaltenen Ausübungsrecht hinsichtlich der Mark Brandenburg verzichten. Um der zu einer für ihn unentgeltbaren Höhe angewachsenen Schuld an den Burggrafen sich zu entledigen verließ er diesem daher das Kurfürstenthum nunmehr ohne weiteren Vorbehalt; wogegen der Burggraf seine gesammelten Schuldforderungen an den König schwinden ließ.“ Diese Betrachtungsweise der Dinge ist von dem pommerschen Chronisten Kanow, welcher hundert Jahre später lebte, und bei dem sie sich zuerst vorfindet, in alle spätern geschichtlichen Darstellungen übergegangen, während man sie nach unserm Forschers Meinung bei den gleichzeitigen Chronisten vergeblich sucht, z. B. bei Bindeck und in der „ungedruckten“ zerbster Chronik von Peter Becker. Um die Verhältnisse richtig zu würdigen, den Zusammenhang zu erkennen, und sich die Entstehung jener Sage von einem Kauf der Mark Brandenburg zu erklären, ist es durchaus notwendig etwas weiter auszuholen. Man würde irrethümlich thun wollte man annehmen die Sage sei eine Erfindung der Böswilligkeit; man wird vielmehr durch ein näheres Eingehen auf die Sage ihre Entstehung sehr begreiflich finden. „Nach dem am 17. Januar 1411 erfolgten Tode des Markgrafen Jobst war der König Siegmund wieder als regierender Herr der Mark Brandenburg zu betrachten. Der Pfandcontract vom 27. Mai 1388 verschrieb die Mark Brandenburg zwar nicht nur dem Markgrafen Jobst, sondern auch dem Markgrafen Procop. Auch die Huldbigung welche die nächsten Lande leisteten wurde daher auf den Letztern mitgerechnet. Doch schon mittels Patents vom 1. Juni 1395 erklärte Jobst die dem Procop geleistete Huldbigung für nichtig, und wies er Mannen und Städte der Mark Brandenburg an nach seinem Tode, falls er ohne Erben abginge, an den König Siegmund und an niemand Andern sich zu halten. Vergeblich protestirte Markgraf Procop durch Schreiben welche er in die Mark sandte gegen diese Ausschließung von der Nachfolge. Zwei Jahre später nahm der Markgraf Jobst zwar keinen Anstand die Succession in die Mark ebenso wie er selbige im Jahre 1395 dem Könige Siegmund zugesandt hatte, mittels Vertrags vom 6. Februar 1397 dem Könige Wenzel von Böhmen zu verbriefen. Indessen König Wenzel trat schon im Jahr 401 von dem ihm dadurch zufällig gewordenen Successionsanspruch freiwillig zurück, und bald hernach erlitt Markgraf Procop im Kerker den Hungertod, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Seitdem wurde Siegmund allgemein als nächstberechtigter Erbe der Mark Brandenburg anerkannt, die er daher auch gleich nach dem Tode des kinderlosen Markgrafen Jobst für ein ihm als rechtem Erbherrn wiederzugefallenes Besitztum erklärte“ (S. 27). Mannschaften und Städte der Mark sandten hierauf bevollmächtigte Vertreter an das Hoflager des Königs in Ungarn, „um durch sie seinen Willen zu erfahren und den Huldbigungsbeitrag in des Königs eigene Hände ablegen zu lassen“. Von diesen Vertretern erfuhr der König die überaus traurige Lage des Landes, welches seit einem Jahrhunderte schon durch Kriege mit den Nachbarn und durch Fehden unter den Einwohnern verwüstet, sowie dazu noch durch eigennütige Fürsten ausgefogen worden. Siegmund erkannte daß die Wiederherstellung der Mark Brandenburg in seinem unmittelbaren Besitz unter solchen Verhältnissen mit dem Wohle des Landes vereinbar sei“. Zur Befestigung der Uebelstände gehörten vor allem die Wiederherstellung des Ansehens der Landesherrschaft, die nur durch ein kräftiges persönliches Eingreifen zu erzielen war. Da Siegmund indes zunächst die Reichsangelegenheiten oblagen und seine ganze Thätigkeit beanspruch-

ten, so erklärte er den Abgeordneten schließlich: er wolle ihnen in die Mark einen Herrn senden der ganz der Mann dazu sei den dort bestehenden Misverhältnissen gründlich abzuhelfen und dem Lande die langentbehrte Ruhe und Ordnung wiederzugeben, und zwar den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, „den er zum obersten Hauptmann und Berweser der Mark zu bestellen beabsichtige, und der ihnen bald in die Mark nachfolgen werde. Er fodere daher Erklärung von ihnen im Namen ihrer Vollmachtgeber, ob sie den Burggrafen in dieser Eigenschaft willig aufnehmen und ihm die Huldbigung rückfichtlich der ihm auf die Mark zu verschreibenden Geldsumme, sowie Gehorsam und Beistand leisten wollten. Der Burggraf würde dann auch die verfesteten landesherrlichen Burgen, Städte und Einnahmequellen, auf deren Pfandbesitz die gemisstrauchte Macht solcher Familien, wie der von Quigow, vorzüglich beruhe, ohne Verzug auslösen und in die Hand der Herrscher wiederzurückbringen.“ Dieser Darstellung liegt eine ungedruckte Chronik der magdeburger Schöppen zugrunde, in Verbindung mit einigen andern Urkunden frühesten Zeit aus dem Riedel'schen „Codex“. Die märkischen Abgeordneten nahmen das Anerbieten Siegmund's mit Freuden an. Bei dieser Gelegenheit spricht Riedel die Vermuthung aus daß die eben erwähnten Pläne Siegmund's wahrscheinlich nicht erst durch die märkische Deputation hervorgerufen, sondern als schon früher gehegt höchstens nur befestigt wurden. Nichtsdestoweniger war die Bestellung des Burggrafen Friedrich äußerst schwierig, da man auf König Wenzel Rücksicht zu nehmen hatte. Die Mark Brandenburg stand seit der Bestimmung Karls IV. vom Jahre 1374 mit der Krone Böhmen in untrennbarem Verbände, wenigstens insofern als dieser Krone der Anfall der Mark vorbehalten war, wenn Siegmund ohne Lehnserven abgehen oder seine Nachkommenschaft erlöschen sollte. Eine förmliche Abtretung der Mark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich konnte also damals im Jahre 1411 unmöglich stattfinden, wenn Siegmund auch diese Absicht hegen mochte, um zugleich den Burggrafen für seine Dienstleistungen bei der Thronensetzung Wenzel's und der Erhebung seiner (Siegmund's) zur Würde eines römischen Königs zu belohnen. „Anstatt den Burggrafen“, sagt Riedel, „sogleich zum Kurfürsten zu erheben, mußte man sich für jetzt begnügen ihn nur unter gewöhnlichen, wenigstens nicht zu auffallenden Bedingungen erst festen Fuß in dem ihm bestimmten Lande fassen zu lassen, und dazu den böhmischen Consens zu erlangen suchen. Allmählig konnte dann das Recht des Burggrafen auf die Mark ausgedehnt und das burggräfliche Haus durch aufeinanderfolgende neue Zugeständnisse unaufslöflicher mit dem Kurfürstenthum Brandenburg verknüpft werden. Vor allem aber durfte in dieser Angelegenheit, dem allezeit wachen Argwohn König Wenzel's gegenüber, kein Schritt früher geschehen als bis der wichtige Vergleich der beiden Könige über die römische Königskrone zum Abschluß reif war. Diesen Vorarbeiten gemäß begnügte sich König Siegmund im Jahr 1411 den Burggrafen Friedrich vorläufig nur erst zum obersten Hauptmann und Berweser der Mark Brandenburg zu bestellen (am 8. Juli 1411, am Vorabende des Tags an dem der Vergleich zwischen Wenzel und Siegmund zustandekam), während die markgräfliche Kur- und Erzkammerwürde dem Hause Luxemburg noch vorbehalten blieb... Als Beweggründe der Handlung hebt die Urkunde hervor: auf Seiten Siegmund's die Unzulänglichkeit seiner Kraft nach der Erhebung zum Oberhaupt des Römischen Reichs seine ausgedehnten Reiche und Lande in gewünschter Weise zu regieren, und die daraus hervorvorgehende Nothwendigkeit diese Würde von Regierungspflichten zum Theil auf die Schultern anderer Fürsten zu legen; auf Seiten der Mark Brandenburg: ihre Entlegenheit von Siegmund's übrigen Erblanden, und den Verfall in welchen sie durch Krieg und Raub gerathen sei; auf Seiten des Burggrafen endlich: sein mannichfaltiges Verdienst um den König und das Römische Reich, sowie seine Einsicht, Thätigkeit und Energie, wodurch die Hoffnung

auf eine vortheilhafte Veränderung des Zustandes der Mark Brandenburg unter seiner Verwaltung sicher begründet werde." Und wie steht es nun mit den 100,000 Gulden? Hören wir. In dem Patent des Königs Siegmund an die Stände und Einwohner der Mark heißt es: „Da wir aber selbst wissen daß die Ausgaben, Zinsen und Renten der vorgenannten Mark, welche der Landesherrschaft angehören, durch mancherlei Anfechtungen, Kriege und Pfandverleihungen so klein sind daß er (der Burggraf) diese Verwesung und Hauptmannschaft, und was dazu erforderlich ist, ohne unsere besondere Hülfe nicht führen kann, es wenigstens unbillig sein würde, sollte er außer seiner Arbeit auch noch von seinem Vermögen bei dieser Verwaltung Etwas zusetzen: so haben wir ihm deshalb versprochen und zugesagt ihm zu geben und zu bezahlen Hunderttausend gute, rotze ungarische Gulden, auf dieser Verwesung und Hauptmannschaft zu heben, wie das Alles in solchen unsern Briefen näher enthalten ist die wir ihm darüber besonders gegeben." Die Verschreibung vom 8. Juli 1411 gibt dem Burggrafen die ausgebreitetste Vollmacht, und überträgt die Verwesung der Mark auch auf seine Erben; Das heißt genauer bestimmt: „Für den Geldbetrag der obigen 100,000 Gulden sollte die Mark, deren Hauptmannschaft und Landesverwesung dem Burggrafen und seinen Erben dergestalt pfandweise haften daß jene nur dann dem burggräflichen Hause wieder entzogen werden dürfe, wenn demselben die gedachte Summe zuvor baar ausgezahlt wäre." Kurzum, Siegmund „erkennt an daß die Einkünfte welche die Mark gewähre zur Bestreitung des Kostenaufwandes den ihre Herstellung in geordneten Zustand erfordert nicht ausreichen würden. Aus diesem Grunde erachtet der König sich für verpflichtet dem Burggrafen einen Zuschuß von 100,000 Gulden zu leisten, welchen er anstatt baarer Auszahlung dem Burggrafen auf die Mark verschreibt". Das Patent vom 8. Juli setzt diese Umstände aufs klarste ans Licht, und es ist nirgend, weder hier noch in einer andern Urkunde, von einem Darlehn Friedrich's an Siegmund die Rede. Nibel meint dieser Verschreibung habe auch noch eine verborgene Absicht zugrundegelegen, die er sogar eine Hauptabsicht nennt. Siegmund habe nämlich auf diese Weise für den Fall daß er vor seinem Bruder Wenzel mit Tod abginge, den Besitz der Mark Brandenburg dem burggräflichen Hause sichern wollen. Daß Wenzel eine Auslösungssumme von 100,000 Gulden nicht zu zahlen im Stande sein würde, war allerdings vorauszusetzen. Die fernern 50,000 Gulden, von welchen in den Geschichtsdarstellungen dieser Zeit die Rede ist, zeigen ebenso wenig die Natur eines Darlehns wie die erstere Summe. Sie sind Nichts als eine von Siegmund den verlobten Kindern des Burggrafen Friedrich und Herzogs Rudolf von Sachsen freigegeben geschenke und auf seine Mark Brandenburg verschriebene Aussteuer. Nach Nibel beabsichtigte er damit die Auslösung der Mark noch um ein Bedeutendes zu erschweren. Im December 1411 gab Wenzel zu Allem was geschehen seine Einwilligung, wahrscheinlich durch den persönlichen Einfluß Friedrich's und Rudolf's, die im Herbst des gedachten Jahres an seinem Hofe verweilten, bestimmt. Durch die aus Konstanz vom 30. April 1415 datirte Urkunde endlich wurde der Burggraf Friedrich förmlich als Markgraf von Brandenburg und Erzämtermeister zum Kurfürsten erhoben; wobei Siegmund die demselben im Fall der Ausübung des dem Hause Luxemburg vorbehaltenen Zurückforderungsrechts zu leistende Abstands-zahlung von 150,000 auf 400,000 Gulden erhöhte. „Da die brandenburgische Kur ruhe", sagt Nibel, „und auf Böhmen bei Wenzel's Indolenz fast überall nicht zu rechnen war, so standen den drei geistlichen Kurfürsten eigentlich nur zwei weltliche, in Sachsen und in der Pfalz, gegenüber. Die Herstellung der brandenburgischen Kur durfte daher als eine politische Nothwendigkeit betrachtet werden, in deren Anerkennung

König Siegmund, der berechnigte Inhaber der brandenburgischen Erzämtermeisterwürde, dem Wohle des Reichs die Sonderinteressen seines Hauses uneigennützig zum Opfer brachte." Die Erhöhung der frühern Abstandssumme läßt sich sehr leicht dadurch erklären daß man längst eingesehen wie dieses Quantum als Entschädigung für das bereits von Friedrich im Interesse der Mark gethane und noch zu Thunende viel zu gering sei. Daß Siegmund auch hier kein Darlehn empfing, wird durch den Wortlaut der Urkunden hinlänglich bewiesen. Und würden die Verhältnisse auch nicht in der Art bestätigt wie wir sie nach Nibel vorgetragen, so könnte man die Unmöglichkeit so ungeheurer Vorwürfe auch aus dem Umstande betheuern daß sich Burggraf Friedrich bis zu seinem Eintritt in das Dienstverhältniß zu dem König Siegmund stets in höchst bedrängter Finanzlage befunden.

Dies die wichtigsten Resultate des Nibel'schen Werks. Wir erinnern schließlich nochmals daran daß wir ihm hier ohne Weiteres folgten; einer strengern Untersuchung bleibt es vorbehalten seine Angaben und deren Richtigkeit näher zu prüfen. Unsere Correspondenz wollte vorderhand Nichts als eine Mittheilung machen die zweifelsohne für jeden Geschichtsfreund von Interesse sein dürfte.

Unter den Werken welche von hiesigen Schriftstellern outwärts erschienen beanprucht Rundt's „Machiavelli und der Gang der europäischen Politik" eine besondere Beachtung, die wir ihm nächstens in einer eigenen Besprechung theilwerden lassen wollen. „Machiavelli" erinnert uns an F. B. Gebler, dessen schriftstellerischer Fleiß sich nach seinem Roman „Fabius Cossler" bereits in einer neuen Production wiederum documentirte. Ein Bändchen „Sahne Geschichten aus wilder Zeit" bespricht die Erlebnisse des Verfassers in Wien und Dresden während der Jahre 1848 und 1849, in memoirenartiger Darstellung von Thatfachen und Persönlichkeiten. Die beiden Hefen „Tagespresse und Tageschriftsteller in Wien 1848" und „Aus den wiener Octobertagen" verdienen sowol rückwärts des Materials wie der Form den Vorzug vor den übrigen Partien dieser Aufzeichnungen, und man wird sie sicher nicht ohne Interesse lesen. Und ebenso machen wir noch auf eine poetische Beigabe aufmerksam, auf die Uebersetzung von fünf „Canti" des großen, 1837 verstorbenen, italienischen Dichters Giacomo Leopardi, welche nach Gebler's Angabe noch in keiner deutschen Uebersetzung gelesen worden. 47.

Notiz.

Aus dem Leben Rafael's und Michel Angelo's.

In einer Kapelle der Kirche Sta. Maria della Pace in Rom findet sich ein Gemälde Rafael's: Die Sibyllen, das er für den Stifter dieser Kapelle, der zugleich Besitzer der Farnesina war, den Fürsten Agostino Chigi, gemalt hatte. Die Kunstgeschichte erzählt bei Gelegenheit dieses Bildes folgenden für die Zeit charakteristischen Zug aus dem Leben Rafael's: Legterer gerieth nämlich mit dem Kassirer des Fürsten wegen der Bezahlung in Zwist, insofern dessen der Künstler die Abschätzung seiner Arbeit durch einen Kunstverständigen verlangte. Jener erwählte dazu den Michel Angelo, in der Hoffnung daß derselbe aus Eifersucht gegen Rafael den Werth der Arbeit verringern werde. Da dieser jedoch nach langer aufmerkamer Betrachtung bloß für die Köpfe der Figuren einen Preis nannte der Rafael's bescheidene Forderung weit überstieg, so befahl der davon benachrichtigte Fürst sofort dem Rafael von Michel Angelo bestimmten Preis zu bezahlen, indem er hinzusetzte: „Suchet den Meister auf höfliche Weise damit für das Ganze zufriedenzustellen; denn wenn Michel Angelo auch noch die Gewänder abschätzt, so muß ich zugrundegehen!"

32

Jeremias Gotthelf.

(Beschluß aus Nr. 76.)

Analog seiner religiösen ist auch Jeremias Gotthelf's juristische Weltanschauung. Er ereifert sich heftig über den eingerissenen Humanismus im Rechtsleben und sehnt sich nach der Blütezeit des Salgens und der Ruthe zurück. Und ganz liebenswürdig naiv sind ihm die heutigen Richter nichts Anderes als ausgemachte Schelme und Spitznuben, welche mit den ungehängten Verbrechern unter einer Decke stecken. Nicht aber daß er sich sehr um die Geseze kümmerte, wenn sie gegen ihn sind. Seine Helden üben ein kräftiges Faustrecht und prügeln unter dem sichtbaren Beifallslächeln des Verfassers ihre radicalen Widersacher weiblich durch. Diese sind natürlicherweise immer höchst erbärmliche und nichtswürdige Gesellen, und Jeremias Gotthelf schildert sie als solche mit großer Trefflichkeit. Leider muß man gestehen daß es im Gefolge des Zeitgeistes eine Menge solcher schofeln Halunken gibt; indem wir aber sagen: des Zeitgeistes! so ist zugleich gesagt daß, wenn dieser conservativ wird, ihm jene armen Leusel ebenfalls nicht fehlen. Sie schließen sich jeder Partei an welche aus Agitation kommt und Ausschichten hat oder verheißt. Die deutschen Treubünde der Gegenwart haben ein schönes Contingent Ritter von der traurigen Gestalt insichaufgenommen. Halbherrenthum bei armnäckigem Geldmangel sind ihre Triebfeder. So wenig er christliche Gott es verhindern kann daß sich Wucherer, Heuchler und Erzschelme zu ihm bekennen, so wenig kann irgend eine Partei solchen Kameraden verbieten ihre Fahne aufzustecken.

Doch wollen wir es unserm Dichter Dank wissen daß er solche Misere so trefflich zeichnet; denn es ist noch besser wenn sie einseitig geschildert wird als gar nicht, da sie einmal vorhanden ist, und selbst unserer Partei kann es nur frommen wenn manche ihrer Mitläufer er untern Schichten sich ein wenig bespiegeln können. Für Charakterisierung der politischen Tröpfe in den oberen Regionen, der unklaren und eigensüchtigen Gemüther von einem Korne, leistet in neuerer Zeit Gupkow Ausgezeichnetes in seiner merkwürdigen Durchdringungs- und Inempfindungskunst.

Die „Käserei in der Befreude“ schildert den bäuer-

lichen Associationsgeist, wie er eine gemeinschaftliche Sennhütte für ein ganzes Dorf errichtet. Früher wurde der gute Schweizerkäse nur auf den Alpen von einzelnen Kühern ausschließlich producirt, indem man der Meinung war seine Feinheit und Würze sei die einzige Folge der Alpenkräuter. Seit aber die Chemie nachgewiesen hat daß es, wie bei mehren andern Erzeugnissen, so auch beim Käse mehr auf die Behandlungsweise ankomme, haben in der Schweiz viele Dörfer der Niederungen sich diesem Productionszweige zugewendet. Sie bestellen sich einen erfahrenen Senn, jeder Theilnehmer liefert vom Frühjahr bis zum Herbst alle entbehrliche Milch in die gemeinschaftliche Hütte, und die auf diese Weise den Sommer hindurch entstandene Menge von Käsen wird dann auf einen Schlag an einen Händler verkauft und der bedeutende Erlös unter die Theilnehmer vertheilt, je nach der Milch welche sie geliefert haben. Dieses Thema gab nun Jeremias Gotthelf die Veranlassung alle kleinen Leidenschaften des Dorfes spielen zu lassen: die Ungeschicklichkeit und Raserei bei der Constatuirung und Viehherrschaft, den Ehrgeiz, Neid, Eigennuß, Mißtrauen, das Durchbiefsingerschren und wie alle die artigen Dinge heißen mögen, nebst vielen komischen Zügen. Vorzüglich zwei Momente ragen aus der Jugendgeschichte vorliegender „Käserei“ hervor: die gewaltige Revolution welche unter den Frauen entstand, als sie, die seit Jahrhunderten über den Ueberfluß an süßer Milch und Butter unbeschränkt gewaltet, darin geschwelgt, Gastfreundschaft geübt und auch ein ansehnliches Nadelgeld bestritten hatten, nun plötzlich sich auf das Unentbehrlichste beschränkt sahen und die reinliche, weiße; so ganz weibliche Domaine den harten Händen der industriellen Männer übergeben sollten. Ferner als die Käserei endlich zustandgekommen, die volkstümliche oder menschliche Art und Weise wie jeder Einzelne, fast ohne Unterschied, sich beileite die Gemeinschaft zu betrügen durch verfälschte Milch welche er lieferte, und nicht daran dachte wie er sich nur selbst betrog, indem bald das Ganze darüber zugrundegegangen wäre.

Mit diesem Verlaufe ist nun noch eine hübsche Liebesgeschichte verbunden. Ein schöner, überkräftiger und übermüthiger Magnatensohn, der Fürst und Herzog der wilden, faustgerechten Jugend, liebt ein armes schüchter-

nes, aber überaus feines Mädchen und wird von ihr wiedergeliebt; doch sind sich Beide in ihrer Unschuld unklar darüber. Sie erfahren es aber durch einen ebenso überraschenden als hochpoetischen Zug des Dichters. Die Jünglinge des Dorfes kehren in sechs stattlichen Wagen, jeder von vier schweren stolzen Bauerpferden gezogen, von der Stadt zurück, wohin sie den Käse geliefert haben, und springen nun, vom Weine aufgeregt, in stolzem Uebermuth auf der nächsten Straße daher, der Held voran als ein wahrhaft antiker Wagenlenker. Er ist bestrebt das jämmerlich-komische Fuhrwerk eines liberalen Windbeutel, der vor ihnen herfährt, mit seinem feurigen Gespanne zu überholen und ein wenig auf die Seite zu drücken, schmettert es aber nicht nur zu Boden, sondern überfährt auch seine Geliebte, welche in der Dunkelheit ungesehen denselben Weg wandelte. Sie wird ohnmächtig auf seinen Wagen gelegt, schlägt ihre Augen ein wenig auf und schließt sie wieder ganz selig als sie ihn erblickt, während er durch seinen Kummer um sie ebenfalls über seine Liebe gewisser wird. Die Lösung des Knotens wird ebenso originell herbeigeführt, indem der ritterliche Bursche eines Sonntags in der Kirche, mitten in der Predigt, eingeschlafen ist und in süßen Träumen laut von seinem Liebchen einen Kuß verlangt. Um das Mädchen nicht in Schande zu bringen, muß er sich sogleich erklären und heirathet es.

Die „Erzählungen und Bilder aus der Schweiz“ enthalten theils solche ähnliche Geschichten in kürzerer Novellenform, meistens das Werden eines rüstigen Bauernsohns um ein Weib oder umgekehrt; theils Anekdoten und Schwänke in der Art des „Rheinischen Hausfreundes“, auch einige Visionen à la Jean Paul. Die Anekdoten wie die Visionen erscheinen nicht so ungewungen und eigenthümlich und hätten füglich unterdrückt werden mögen. Die Novellen aber sind alle vom gleichen guten Stoffe wie die größern Arbeiten Gotthelf's. Vorzüglich fällt es auf, und jeder Leser wird es gestehen, wie, abgesehen von der überladenen Polemik und den Geschmacklosigkeiten in vielen Bildern, es doch so wahrhaft episch hergeht in dieser Welt. Viele Züge könnten ebenso wol dreitausend Jahre alt sein wie nur eines, und in beiden Fällen gleich wahr und treffend. Die Frauen sind schlau, wohlwollend und vorsorglich, die kräftigen Männer sind geschwätzig und rühmen sich selbst unbedürftig, gleich den Homer'schen Helden. Es ist der Stolz der Väter, wenn sie nach einem Volksfeste einige Hundert Thaler an die von ihren Söhnen Verwundeten auszahlen müssen, und Dieses bringt That und Bewegung in die Geschichten. Die Söhne sind große Pferdekennner und fahren voll Stolz durch das Land.

Ein weiterer alterthümlicher Reiz ist in einigen dieser Geschichten, wo eine Brautwerbung vorsichgeht, das gar nie von Liebe die Rede ist. Die Leute gehen aus ein Weib oder einen Mann zu suchen der auf ihren Hof paßt, und doch empfindet der Leser jedesmal am Schluß eine Genugthuung wie kaum im empfindsam-

sten Romane. Wenn ein Mädchen die einer tüchtigen Bäuerin nöthigen Tugenden und einen schönen Leib besitzt, so ist sie Das was der Werber gesucht hat, und es beruht diese Weise auf der Erfahrung daß, wo ein recht gesunder Mann mit einem detto Weibe zusammenkommt und Beide aufeinander angewiesen sind, auch eine gesunde Liebe nie ausbleibt. In den Städten, wo eine Unzahl Verschiedenheiten in der Geschmacksrichtung und Geistesbildung ebenso viele „Misverhältnisse“ veranlaßt, wo eine Frau eine unglücklich Getäuschte ist, weil es sich erweist daß der Mann keine Symphonie zu genießen im Stande ist: — dort ist diese Weltanschauung allerdings nicht mehr am Plage; aber auf dem Lande wo alle Bedingungen der Harmonie noch einfacher und gleichmäßiger sind ist sie weit poetischer als man glauben möchte. Wenigstens ist die Stimmung des Lesers in Jeremias Gotthelf's einfachen und hübschen Werbegeschichten so poetisch wie in jedem andern Romane, und bei mir war sie es mehr als wenn ich im Petrarca gelesen hätte.

Zu Bodmer's und Breitinger's Zeiten und bis tief in unser Jahrhundert hinein pflegte die deutsche Kritik jeden Schweizer der etwa ein deutsches Buch zu schreiben wagte damit zurückzuschrecken daß sie ihm die „Helvetismen“ vorwarf und behauptete kein Schweizer würde jemals Deutsch schreiben lernen. In jetziger Zeit, wo die Königin Sprache die einzige gemeinsame Herrscherin und der einzige Trost im Elende der deutschen Gauen ist, hat sich Dies geändert, und sie begrüßt mit Wohlwollen auch ihre entferntesten Vasallen, welche ihr Lieder und Schmutz darbringen wie sie dieselben vor 500 Jahren noch selbst gesehen und getragen hat. Jeremias Gotthelf mißbraucht zwar diese Stimmung, indem er ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch schreibt, anstatt es bei den eigenthümlichsten und kräftigsten Provinzialismen bewenden zu lassen. Doch mag auch Dies hingehen und bei der großen Verbreitung seiner Schriften veranlassen daß man in Deutschland mit ein bißchen mehr Geläufigkeit und Geschicklichkeit als bisher den germanischen Geist in seine Schlupfwinkel zu verfolgen lerne. Wir können hier natürlich nicht etwa die philologische Gebildeten, sondern nur diejenige schreibende und lesende Bevölkerung Norddeutschlands meinen welche so wenig sichern Takt und Divinationsgabe in ihrer eigenen Sprache besitzt daß sie gleich den Compaß verliert, wenn nicht im leipziger oder berliner Gebrauche gesprochen oder geschrieben wird. 48.

Friedrich Adolf Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten mitgetheilt von A. W. Möller. Zwei Bände. Mit den Bildnissen Krummacher's und seiner Gattin, und einem Facsimile der Handschrift Krummacher's. Bremen, Heyse. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Par nobile fratrum! So denkend und für sich hinsprechend legte diese mit steigendem Interesse ganz durchgelesene Schrift aus den Händen, und obgleich es ihm Erinnerunglich sein wollte als hätte er jenes Epitheton schon einmal an

der Spitze einer Anzeige der vorliegenden Schrift gelesen, so will er es doch sehen und es darauf ankommen lassen dieses flehentliche Plagium zu begehen, da sich mit jenen drei Worten in treffendster Kürze die Bezeichnung der beiden Männer geben läßt die uns hier nach ihrem äußern Leben und geistigen Wirken in ihren eigenen Briefen entnommenen Selbstschilderungen vorgeführt werden, Briefen welche sie als sie dieselben als den Ausdruck ihrer momentanen Stimmung niederschrieben nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt glauben konnten. Aus dem Kreise der Männer nämlich welche, wie der Titel zu erkennen gibt, bald auf kürzern, bald auf längern Strecken den Lebensweg Krummacher's freundschaftlich durchkreuzten, z. B. Berg, Gessert, Gräber, Hasenkamp, Lange, Meese, Ratorp, Ronne, Verflang u. A., tritt mit bestimmten Zügen die Krummacher verwandtschaftlich, amtlich und geistig engverknüpfte Persönlichkeit A. B. P. Möller's hervor. Denn abgesehen von der längern, vorwiegend biographische Elemente verarbeitenden Einleitung des Herausgebers schlingt sich durch die ganze Schrift ein brieflicher Verkehr der beiden bereits näher bezeichneten Männer, übersichtlich nach gewissen aus ihrem Lebensgange sich ergebenden Perioden geordnet, und eben an solchen Wendepunkten durch längere oder kürzere, das Ganze verknüpfende Interlocute des Herausgebers, die durch größern Druck sich bemerklich machen, possend verknüpft. Er führt uns geistlich mit ihren eigenen Worten durch die ältesten Häuser deren Kreisen sie angehörten, durch die Schulen und Universitäten die sie besuchten, durch die Ämter die sie nach und nach bekleideten, durch die Anerkennungen und Ehrenbezeichnungen die sie fanden und erhielten, durch die Subilden die sie feierten, bis zu den Gräbern die von den Ehrezeugnissen dankbarer Angehöriger geschmückt erscheinen. Aus vertrauten, die verschiedenen Lebensepochen sicher bezeichnenden Briefen der in den Hauptpunkten Einverständenen gekalltet sich ganz von selbst die lebensvolle Gestalt, ganz zur Bewahrheitung Dessen was Goethe („Kunst und Alterthum“, V, 2, S. 178) so schön sagt: „Das ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgemachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart worin die Briefe geschrieben wurden; wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person.“ Am kräftigsten und ganz der a potiori emanirenden Denomination entsprechend tritt Krummacher's achtungs- und liebenswürdige Persönlichkeit uns entgegen; auch auf dem Gebiete der Literatur überflügelt er Möller weit als ein Mann dessen Name in der Sphäre der Schriftsteller für das Volk — gewiß der dankbarsten die es überhaupt geben kann — einen so reinen und guten Klang hat. Und doch gestaltet sich das moderne Ganze in seinen sich hin- und herüber verschlingenden Wechselbeziehungen recht artig zu einem Pendant einer antiken Plutarchischen vita parallela, wirklich durch seinen tiefinnersten Kern, nicht bloß durch die zur Veranschaulichung eines solchen Parallelismus am Schlusse beigefügte „Lebensstafel“ der beiden Männer, auf welche in zwei einander gegenüberstehenden Columnen die Hauptthaten der vitas curriculumm übersichtlich gegeben werden. Aus dieser Lebensstafel sei, dem nominellen Zwecke d. Bl. entsprechend, und gewiß zu Gunsten vieler Leser welche aus ihnen ihre Collectaneen bereichern, die für literarhistorischen Zweck fundamentale Notiz hierher übergetragen:

F. X. Krummacher	A. B. P. Möller
geb. zu Tetzleben am 13. Juli 1767;	geb. zu Lippstadt am 25. August 1762;
gest. zu Bremen am 4. April 1846.	gest. zu Münster am 10. Mai 1846.

Das mag nun aber unsererseits, wenn es durch das bisher Gesagte nicht schon geschehen ist, noch geschehen um das Buch zu empfehlen und die specielle Art seines Inhalts kenntlichzumachen? Sollen wir ein paar Briefe vollständig abdrucken lassen? Oder aus mehreren Einzelnes herausheben? Das würde in der That fast in Verlegenheit setzen. Es genügt zu sagen daß in und aus ihnen, soweit sie Krummacher angehö-

ren, ganz der Geist waltet und spricht den wir bei unsern Lesern als ihnen aus Krummacher's Volksbüchern, aus seiner „Kinderwelt“, aus seinen Parabeln u. s. w. bekannt, voraussetzen dürfen, der kindlich-naive, oft schalkhafte, oft mit einem einzigen Worte, einer unvermutheten Wendung das tiefinnerste Gefühl treffende und rührende Geist. Unübertrefflich erscheinen uns namentlich die Briefchen an seine Enkel, in diesem Fache wahre Musterbriefe nach Materie und Form, deutsch oder lateinisch. Sie haben uns, wirklich zu eigener Freude, in der Annahme bekräftigt daß man für Kinder schreiben und doch zugleich durch das für sie Bestimmte Erwachsenen genügeleisten könne. Nach einer Seite besonders hin möchte die vorliegende Schrift recht angelegentlich zu empfehlen sein, Geistlichen nämlich. Sie werden aus ihr oft mehr herausfinden und lernen als aus einer nach allen Regeln der Casuistik zugefügten Pastoralthologie. Denn das Leben eines christlichen Predigers hat insbesondere eine innere Seite, die bei aller Oeffentlichkeit seines Amtes oft am wenigsten erkannt wird. Dort liegt der Zusammenhang und die Kraft seines Wirkens verborgen, und während die Welt ihn mißt und wiegt nach Gelehrsamkeit, Gewandtheit und äußern Gaben, ist es doch viel mehr sein Leben mit Gott und Christo was seinen wahren Werth und seine rechte Amtstüchtigkeit bestimmt. Für diese Seite hat er nach immer neuer Nahrung sich umzusehen, und nächst der Heiligen Schrift sind tüchtige Lebensbeschreibungen hierzu am tauglichsten, da man wissen will daß eigentliche Erbauungsschriften gerade von den Geistlichen am wenigsten gelesen werden. Viele werden es uns Dank wissen daß wir sie auf eine für Selbsterkenntniß und Selbstveredelung unvermerkt wirkende Schrift aufmerksam gemacht haben. Es wird von ihrer wiederholten Lecture für Kirche und Schule, für Weib und Kind gar Manches abtriefen. Denn das Reimenschliche, das Kindliche, das Wahre und Klare bleibt immer neu und anziehend, eben weil es das Natürliche ist, das Seläuterte, an das man gleichwol oft selten genug denkt.

Um in unserer Anzeige etwas Wesentliches nicht zu vermissen, machen wir auf mehre Gaben aus Krummacher's literarischem Nachlasse zum Schlusse des zweiten Bandes aufmerksam. Sie tragen alle den Stempel seiner Gemüthlichkeit an sich. Ritgetheilt sei nur ein Fragment aus der patriotischen Fabel:

Der Löwe.

Mit der neuen Republik wollte es doch nicht gehen; Jeder wollte Herr sein, so war es Keiner. Die Wölfe und Hyänen, die Luchse und Füchse hatten freies Spiel. Allgemeine Unzufriedenheit erzeugte eine neue Staatsumwandlung. Man beschloß zur gemäßigten Monarchie zurückzukehren. An den Löwen, der sich in seine Höhle begeben hatte, sandte man eine Botschaft ihm die Krone anzutragen; nur verlangte man er solle sich um populairer zu erscheinen der furchtbaren Mähne entledigen. Aber der Löwe runzelte die Stirn: „Sollte ich aufhören Löwe zu sein? Wählt euch den Affen oder den Geißbock.“ Sie eilten erschrocken vordannen, kamen aber bald wieder und baten den Löwen auch mit der Mähne die Krone anzunehmen. Der Löwe antwortete und sprach: „Nicht wahr? Hätte ich euch die Mähne geopfert, so würdet ihr bald auch die Lagen und die Mähne gefodert haben!“ Er nahm die Krone an und seitdem ward es ruhig im Reiche der Thiere.

Man erinnere sich aus dem oben Ritgetheilten wann Krummacher gestorben ist!! 24.

Bibliographie.

Appert, Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militär-Anstalten in Oesterreich, Baiern, Preußen, Sachsen, Belgien. Nebst einer Widerlegung des Zellen-systems. 1ster Band. Wien. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Kgr.
Belani, G. C. R., Treu und brav. Roman aus dem bürgerlichen Leben. Leipzig, C. L. Frischke. 8. 1 Thlr. 10 Kgr.

Dellingshausen, K., Versuch einer speculativen Physik. Leipzig, D. Wigand. 8. 1 Thlr.

Dieß, G. A., Die Passion unferes Herrn Jesu Christi, in 15 Predigten. Straßburg, Wwe. Berger-Levrault u. Sohn. 12. 12 Kgr.

Güglaff's, K., Bericht seiner Reise von China nach England und durch die verschiedenen Länder Europa's im Interesse der Chinesischen Mission. Herausgegeben von der Direction der Chinesischen Stiftung. Cassel, Hopop. Gr. 8. 7 1/2 Kgr.

Heimbürger, H. Ch., Urbanus Rhegius. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Hamburg u. Götta, Fr. u. Andr. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Kgr.

Hesekiel, G., Otto Theodor Febr. von Ranteuffel. Ein Preussisches Lebensbild. 2te Auflage. Berlin, Gagn. Gr. 8. 10 Kgr.

Alte und neue Kindertlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von C. von Heideck, W. von Kaulbach, G. König, A. Kreling u. Herausgegeben von G. Scherer. 2te reich vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. 4. 2 Thlr.

Friedrich List, ein Wortläufer und ein Opfer für das Vaterland. Ein Gebetbüchlein für das deutsche Volk. Stuttgart, Beck und Fränkel. 8. 8 Kgr.

Hundert Schlagworte zur Verfassungspolitik der Zukunft. München. 8. 24 Kgr.

Webster, L., Er muß auf's Land oder Nur Frieden um jeden Preis. Lustspiel in drei Akten. Nach der Englischen Bearbeitung übersezt von Huber von Böhn. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Kgr.

Wolff, D. F. B., Ein Sommernachtsstraum. Verbindendes Gedicht für Felix Mendelssohn's Composition gleichen Namens. Zu Concert-Vorträgen bestimmt. Erfurt, Willardt. Gr. 8. 5 Kgr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung der Brochüre eines angeblich Preussischen Patrioten: Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Aus militärischem Standpunkte von v. C. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 4 Kgr.

Blesson, L., Sum cuique oder Beleuchtung der Schrift: Der Kriegsminister in der letzten Krisis. Von einem Preussischen Patrioten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Kgr. Briefe eines deutschen Bürgers. 1stes Heft. Nr. 1—12. Leipzig, D. Wigand. 32. 6 Kgr.

Carnivals-Schwindel des Kladderadatsch. Auf das Jahr 1851. Berlin, Hofmann u. Comp. Imp.-4. 3 Kgr.

Curtius, Ueber die endliche völlige Beseitigung der gutsherrlichen Lasten in Deutschland und besonders im Königreiche Sachsen. Altenburg, Jacob. Gr. 8. 6 Kgr.

Edward, J., Gedanke des Sabbatstages, daß du ihn heiligest! Oder: Gründe für eine würdige Sonntags-Feier. Aus dem Englischen übersezt. New-York. 18. 7 1/2 Kgr.

Essa, Konstitution und Institutionen. Schweidnitz, Berge. Gr. 8. 3 Kgr.

Von der deutschen Föderation. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 12 Kgr.

Von Warschau bis Osmüg. Ein Preussisches Geschichtsblatt. Den 27. Februar 1851. Berlin, Adorf u. Comp. Gr. 8. 12 Kgr.

Wappäus, J. C., Gelegentliche Gedanken über nationale Handelspolitik. Ein Beitrag zur Orientirung in dem gegenwärtigen Streite über Freihandel und Schutzzölle und über den von Oesterreich vorgeschlagenen mitteleuropäischen Zollverein. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 7 1/2 Kgr.

Wyß, G., Die Kirchenangelegenheiten, besonders die Organisation der Kirchensynode des reformirten Kantons Bern. In Briefen an einen Freund. Bern, Huber u. Comp. 8. 6 Kgr.

Inhalt des Monats März.

Nr. 52. Adalbert Stifter. Grundzüge einer literarischen Charakteristik. (Studien von A. Stifter.) Von M. Hemsen. (Nr. 52—53.) — F. H. Linke's „Philosophie der gesunden Vernunft“. (Die Philosophie der gesunden Vernunft von F. H. Linke.) — Nr. 53. Neue Romane. (1. Einfache Geschichten von Emma Riendorf. 2. Die Bergensfahrer. Romantische Erzählung aus den Zeiten der Hansa von H. Smdt. 3. Frauenloos von Julie Burow.) — Nr. 54. Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste. Zweiter und letzter Artikel. (Nr. 54—55.) — Nr. 57. Ueber Goethe's Lorquato Laffo. Abhandlung von G. F. Eszell. Von Richard Morawig. — Nr. 58. Das „Athenaeum“ über Eduard Bülow. — Nr. 59. Schweden sonst und jetzt. Erster Artikel. (Schweden sonst und jetzt geschildert in Briefen auf einer Reise von L. Clarus.) (Nr. 59—60.) — William Harrison Ainsworth. — Zur Sittengeschichte der Kraber. — Nr. 60. Zur Theosophie. (Die Theosophie Friedrich Christoph Detinger's nach ihren Grundzügen. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte und zur Geschichte der Philosophie von K. A. Kuberten. Mit einem Vorwort von R. Rothe.) (Nr. 60—61.) — Nr. 62. Schiller an Schinkel. — Ein Roman und eine Frage. — Nr. 63. Zur Charakteristik Marat's. (Nr. 63—64.) — Nr. 64. Geologische Bilder von Burmeister. (Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner von H. Burmeister. Erster Band.) Erster Artikel. (Nr. 64—65.) — Nr. 65. Tagebuch aus Italien 1849 von A. von Hoffstetter. — Die Schlechtigkeit der Demagogen. — Nr. 66. Ueber „Francesca von Rimini“, Tragödie von Paul Heyse und frühere Bearbeitungen des Stoffes. (Francesca von Rimini. Tragödie in fünf Acten von P. Heyse.) Von F. Augler. (Nr. 66—68.) — Die Ruinen von Persopolis. — Nr. 67. Robespierre's Triumph und Sturz. Ein Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution von L. Dpiß. — Nr. 68. Die Philosophie der Zukunft von Smetana. (Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie von K. Smetana.) (Nr. 68—69.) — Nr. 69. Zur Geschichte des ungarischen Kriegs. Erster Artikel. (1. Aus Ungarn. Von R. Schlegelinger. 2. Memoiren von G. Klapka. April bis October 1849. 3. Aufzeichnungen eines Honved. Beiträge zur ungarischen Revolutionsgeschichte 1848 und 1849. 4. Aus dem Tagebuche einer ungarischen Dame von Theresie Pulszky. Mit einer historischen Einleitung von F. Pulszky. 5. Arthur Görgey. Eine Charakteristik von G. Wolff. 6. Arthur Görgey, Obercommandant der ungarischen Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution von F. C. Horn. 7. Federzeichnungen. Eine Reihe von Skizzen den socialen und politischen Zuständen in Ungarn vor und während der Revolution entnommen. Von J. J. von Adlerstein.) (Nr. 69—71.) — Nr. 70. Die russische Belletristik des Jahres 1849. — Beschränkt und unbeschränkt. — Nr. 71. Die Lettres de cachet. — Nr. 72. Die jüngsten Ergebnisse der Evangelienkritik. (1. Jahrbücher der biblischen Wissenschaft von H. Ewald. Erstes und zweites Jahrbuch. 1848 und 1849. 2. Die drei ersten Evangelien übersezt und erklärt von H. Ewald.) Von G. H. Weisse. (Nr. 72—73.) — Geschichte der französischen Fahne. — Nr. 73. Emerson und Carlyle. (Representative men, seven lectures, by R. Waldo Emerson.) — Nr. 74. Gottfried Kinkel. (Bedeutung von G. Kinkel. Zweite vermehrte Auflage.) (Nr. 74—75.) — Literarische Mittheilungen aus Berlin. (Nr. 74—75.) — Nr. 76. Jeremiaß Gottheß. (1. Die Käfer in der Wetzstube. Eine Geschichte aus der Schweiz von Jeremiaß Gottheß. 2. Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz von Jeremiaß Gottheß.) (Nr. 76—77.) — Nr. 77. Friedrich Adolf Krummacker und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten, mitgetheilt von A. W. Müller. — Wauerlei; Notizen; Befruchtete; Widellen; Knechtoten; Bibliographie. — Heft 3 Literarischen Anzeigers: Nr. VII, VIII und IX.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von G. W. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag,

— Nr. 78. —

1. April 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden.

Moderne Titanen. *)

Wer sich die Mühe nicht verbrießen läßt das Wesen dieser modernen Zeit zu erforschen, Dem werden die wahren Fundamente ihrer vollendeten Miserabilität kaum entgehen. Ja, diese Zeit ist vollendet - miserabel, und Das ist das Piquante an ihr; Das ist der Humor davon.

Es hat andere Zeiten gegeben die arm waren an Thaten und Ereignissen, andere die, arm an Ideen und Ideenentwicklung, gleichsam vom Geist verlassen schienen; es hat solche gegeben die, arm an Liebe, dem Hass huldigten, und solche die, weil aller Sitte und Menschenwürde bar, man nur als ganz verworfen bezeichnen kann. Diese und ähnliche Phasen sind alle schon dagewesen. Aber diese vorläuferischen Zeiten waren alle noch nicht Das was die unsrige ist, sie waren noch nicht — was man miserabel nennt.

Es ist schlimm daß die deutsche Sprache kein Wort hat für das Elend der absoluten Nichtsichtigkeit; schlimm daß wir fremdländisch ausdrücken müssen was doch eben unser eigenster erbärmlicher Zustand ist! Die deutsche Sprache rettet sich wo es diesen auszudrücken gilt in ihre keuschen und realen Tiefen, sie weiß nur von einem objectiven Elend in dem so oder so noch ein Fonds vorhanden ist. Jene „Mifère“ die eben das Nichts von Allem ist, worin noch irgend ein Fonds vorhanden ist oder war, kann sie nicht ausdrücken oder sie wagt es nicht.

Ich bin weit entfernt hier definiren zu wollen was denn eigentlich eine große Zeit sei. Die wahrhaft große Zeit kündigt sich einfach selbst als solche an. Aber Das will ich mir erlauben zu fragen: Wenn eine Zeit nicht groß ist, muß sie dann nicht mindestens fähig sein Etwas zu sein? „Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch: vernünftig zu wollen.“ sagt der Dichter dem Menschen. Was er ihm zumuthet, sollen wir Das nicht der Zeit zumuthen? Wir sollten es und müßten

es. Ich aber erlühe mich zu behaupten daß unsere moderne Zeit, weit entfernt groß zu sein, nicht nur wie sie sich gegenwärtig darstellt überhaupt Nichts ist, sondern nicht einmal die Fähigkeit offenbart Etwas zu werden.

Ich bin der Meinung: man kann nie eine Zeit von ihrer Menschheit trennen; denn jedwede Zeit ist nur der leere Raum für die Geschichte ihrer selbst, den die in ihr hausende Menschheit erst durch ihre That erfüllen muß. Die Menschen sind es welche die Zeit und ihre Geschichte machen. Nun wohl! so wenden wir unsern Blick auf die heutige Menschheit! Ich gehe herum bei hellem Sonnenlicht auf dem ungeheuern Weltbazar der Gegenwart mit des Diogenes Laterne und suche nach Menschen, nach Menschheit, nach Menschlichkeit. Ich suche Menschen, und finde Geschöpfe die an Gottes Ebenbild nicht glauben und doch den reinen Typus ihres vom Himmel abgelösten Selbst nicht zutagezubringen vermögen; ich suche Natur und Naturen, und finde jenes Larvenhum das soweit gekommen ist schon sein eigenes Naturell verlernt zu haben. Vormals (wie in dem „Système de la nature“) galt die Natur niedrigstens doch als der Gegensatz der Gottheit. Heute gilt sie nicht einmal mehr als Tragepunkt der Menschheit. Ich suche nach Genialität und ich finde Talente. Talente, ja Talente und immer wieder: Talente. „Ach, es sind nur Perlen!“ rief jener verdurstete Wüstenwanderer als er den Schlauch fand in dem er Wasser vermuthete! Die Talente sind die Dornhügel der Zeitsteppe. Sie stehen dicht wie ein Urwald und sind doch nur — Wäsen. Drinnen aber irrt einsam zur Nacht der verlorene Wüstenkönig, der Gespensterlöwe: Genie, und brüllt nach Freiheit und Futter, und ersticht kläglich an einer Wäsenhagel die ihm ein mitleidiges Dornhügel talent in seinen königlichen Rachen schiebt. Ich suche weiter nach dem Gedanken, der Idee, nach der Idee der Zeit selbst, der einigen, großen, leidhaftigen. Dafür finde ich — was? Man sollte meinen: mindestens Ideen? Mit nichten!

*) Moderne Titanen, Keine Leute in großer Zeit. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 4. 4 Thlr.

Denn die grausamste Wirklichkeit documentirt mir deutlich daß die Ideen dieser Zeit eben nur Chimären sind. Nennen Sie mir, meine Herren Enthusiasten, eine einzige Idee die in ihrer unzerstörbaren geistigen Wucht und Wapheit sich in dieser jämmerlichen Zeit als solche hätte behaupten können! Nennen Sie mir nur eine, ja nur eine die nicht der Fastnachtspasß und Mummen-schanz ihrer selbst geworden wäre, die nicht ausgeartet wäre zur Verdrehtheit der Chimäre! Der große Latande sagte einst: „Seit 40 Jahren suche ich am Himmel und finde Gott nicht“; von uns kann jeder Vernünftige sagen: Seitdem die Wissenschaft zur Journalistik wurde und aus dem Gespenst der Humanistik das Doppelphantom der destructiven Kritik hervorging; mit Einem Wort: seitdem Arnold Ruge zum ersten mal mit dem deutschen Polizeistaat auf die Mensur trat, suchen wir vergebens nach einem einzigen wandellosen Firstern am ganzen Himmel der deutschen Ideenwelt. Die Götter — Das waren die Ideen — flohen davon; wir glaubten doch die Ideale würden uns bleiben. Sie blieben, aber sie haben sich unmöglich gemacht, selbst im Sinne jener Ur-idealisten welche verrückt genug dachten die „freie Humanität“ auf den Thron der Unmenschlichkeit setzen zu wollen. Ich frage nun jeden Geist der dauernde Gedanken in sich trägt: War Das nicht ein überaus jämmerlicher Proceß?

Ich folge mit der Diogenes-Laterne der destructiven Kritik weiter auf ihrer Spur. Es ist die des Atheismus. Rechnen wir nicht darüber daß Menschen von Gott abfallen; die Engel haben Das auch gethan. Aber Engel ist Engel und Mensch ist Mensch. Die Engel kenne ich nicht, aber von dem Menschen verlange ich daß sein Thun wie Gesinntsein ein vernünftig-bedingtes, ein selbstbestimmtes und selbstbewusstes sei. Wie stand es aber mit dem Atheismus der destructiven Kritik? Wie steht es mit der Gottlosigkeit der modernen Zeit überhaupt? Sind sie ein freies Resultat einer freien unwandelbaren Gesinnung? Nein, sie sind der Ausdruck wahrer geistiger Impotenz und sittlicher Verzweiflung. Alles echte Wissen führt zu Gott, alles echte Sein führt zu ihm. Wenn aber die Idee nur noch Chimäre und Irrsinn, wenn der sittliche Zweck und Inhalt des Lebens nur noch Schein und Lüge sind, dann schlottern der Zeit und der Menschheit die Knie, und, imbecill in ihrem tiefsten Innern, bekennt sie schlotternden Knies und Geistes den Atheismus, mit ebenso elender, willenberaubter Angst wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalbm, wie der sterbende Kübler, glaubend-verzweifelnd, sich an den bluttriefenden Kreuzestamm klammert. Nicht einmal mehr Gott zu leugnen, ihn hezhaft, resolut, willenskräftig, zurechnungsfähig, consequent zu leugnen, vermag diese Zeit; darum ist sie nicht groß, sondern erbärmlich. Und siehe, da öffnet sich uns ein weites, entschließes Feld: die Inconsequenz, die Lüge der Zeit, ihre absolute Abgefallenheit und Schlechtigkeit! Es scheint als richte diese moderne Menschheit ihr Streben auf ein Höchstes; es scheint als habe sie die Wucht dieses Höchsten längst

im innersten Denken erfaßt, als sei es ihr unveräußerliches Eigenthum geworden. Aber in der That, es scheint nur so. Die Lüge ist glattweg jutagekommen. Das Höchste worauf gezielt ward ist spurlos verschwunden, die Ideen haben sich verzerrt zu ihr eigenes Aterbild, die Ideale selbst sind zerfloßen. Mit ihnen ist auch der sittliche Fonds der Zeit bankrott geworden, und so leer und hohl ist der innere Mensch der Zeit geworden daß es sich selbst von der Sehnsucht, die man in ihm zurückgeblieben wähen sollte, noch fragt ob sie nicht auch Infirmität, Schein und Lüge ist. Etwas aber ist geblieben; Das ist die Nichtsnutzigkeit als solche, eine geistig-sittliche Heruntergekommenheit aller Potenzen und Zustände, die von selbst nach zwei Seiten hin, zum Nihilismus und zur Schlechtigkeit führt. Wo gar Nichts mehr ist, weder an Geistigem noch Sittlichem, da hat nicht blos der Kaiser, sondern Gott selbst hat sein Recht verloren.

Man sollte glauben wir ständen hier beim Aeußersten was die marklose Zeit vermag. Nicht doch; es gibt noch Etwas darüber; und dieses für uns nur zu bedeutungsvolle Etwas führt uns geradenwegs auf die bedeutungsvolle Dichtung welcher wir in diesen Spalten eine etwas ausführlichere Besprechung widmen müssen. Dies Etwas, unser Novellist nennt es: das Titanenthum der modernen Zeit. Die Pointe und die Ironie in dieser Bezeichnung tritt scharf herab und läßt sich leicht erkennen. Höchst jammervoll ist die Zeit; höchst jammervoll die Menschheit! Aber doch dünkt sich der bankrotte Schläder Einzelmann ein Titan zu sein! Auf der bodenlosen Basis destructiven Gedankens thürmt er seine Berge empor. Sie bestehen aus den Schlacken einer ausgebrannten Zeit und denen seines eigenen Geistes. Dem absoluten Menschen, die absolute Menschheit will der bankrotte Denker von der traurigen Gestalt erschaffen. Woraus? Aus dem Nichts seiner öden Seele, die von Haus aus alles göttlich-menschlichen Inhalts beraubt ist. Dies Nichts ist nicht das reine Nichts; es ist das Nichts von welchem alles Sein gewichen: die destruiert-destruative Seele an und für sich. Die „Gespenster des Himmels“ ist der moderne Titan los, so ist er selbst consequent zum Gespenst des Menschthums geworden, und aus diesem verfluchten Gespensterkrater heraus will er die Menschheit emancipiren, erlösen, ihr die höchste Potenz ihrer selbst: den freien, den absoluten Menschen schaffen und sichern.

Ich stehe bei unserer Dichtung. Sie ist ein Zeitroman im eigensten, im durchgreifendsten Sinne. Auf welchem Boden sie fußt habe ich indirect angedeutet; ich mußte aber mehr thun, ich mußte hier eine kritische Introduction geben, weil wir es hier nicht mit herausgegriffenen Sätzen, sondern mit einer consequenten Zeilenfüllung in der Form poetisch-abgerundeter Darstellung zu thun haben.

Ich habe es dem Autor des vorliegenden Werks rundweg bestritten daß unsere Zeit eine große sei. Ich brauche mich also nicht zu wiederholen. Es ist sein Ausdruck: nicht mit diesem, mit der Sache haben wir es zu thun. Sein Roman anatomisirt und schildert uns die absolute Nicht-

nuzigkeit einer noch lange nicht überwundenen Zeit- und Weltperiode. Er ist eben darum auf das entschiedenste kein Tendenzroman. Er ist ganz und gar nur analytisch, von allem Reflexionswesen gänzlich emancipiert, und eben damit hat er selbst sich einen erhöhtern, auskömmlichere Standpunkt angewiesen, von welchem aus wir ihn auch selbst müssen sprechen lassen.

Wir kennen den Wendepunkt den die deutschen intellektuellen Zustände seit dem Jahr 1840 nahmen; wir kennen die weltbedeutende Fraktion die seit diesem Jahr in einem großen deutschen Staate sich herausstellte. Die destruktive Kritik der jugendlichen Philosophen, bisher gleichsam in Schutz genommen von der Regierung des protestantischen Staats der die freie Forschung vertrat, kam seit dem Jahr 1840 in wunderbare Collision mit den conservativen Staatsmännern derselben Regierung. Der Polizeistaat könne und dürfe keine fernere Dauer haben, darüber waren beide Seiten einig; das neuwachsende politische Nationalbewußtsein fodere notwendig eine Wechselbeziehung zwischen Regierenden und Regierten; diese Nothwendigkeit war den Regierungsmännern wie den Zeitungschreibern klar; ihre Erfüllung erstrebten aber Beide auf entgegengesetzte Weise. Die Humanisten, fußend auf den neuen Weltcultus der absoluten Kritik, wollen den Polizeistaat im Volksleben, die Andern wollen das Volkleben im Polizeistaat aufgehen lassen. Die Letztern, ihr Princip — denn auch sie bedurften eines solchen — auf Erden nicht findend, langten es sich vom Himmel herunter. Der „absoluten Freiheit des Menschenthums“ stellt sich der „christliche Gehorsam“ als Zweck und Basis des Staatslebens entgegen. Auf diesem Fundament errichten sie das mühsame System der „mittelalterlichen christlich-ständischen Staatsverfassung“. Dies soll die erinnerungsstunde neue Heimat des Nationallebens werden. Seltsame Gleichnamigkeit bei der entschiedensten Polarität. Denn auch die Reaction erweist sich ja damit als ideal, als ein „christlich-germanischer Idealismus“, als eine systematische reactionnaire Romantik.

Eben die Gleichnamigkeit dieser Pole ist es die ihre Feindlichkeit bedingt und die Feindseligkeiten eröffnet. Der Humanismus kann seine neue Ordnung der Dinge nur durch die Revolution begründen; der Polizeistaat „weiß das Volk sich durch nichts Anderes zu assimiliren“ als eben durch die Polizei. Das Erste was diese keine indische Allmacht thut ist daß sie „der destructiven Philosophie ihre Organe verbietet, die Philosophen selbst aus der Staatsverwaltung, zum Theil aus dem Staatsgebiet entfernt“. Hiermit hebt das Märtyrerkthum des modernen Humanismus an: die neuen Apostel der absoluten Freiheit haben nicht mehr wohin sie ihr Haupt legen sollen.

In diese Zeit des angehenden Märtyrerkthums der jungphilosophischen Träger des modernen Humanismus fällt der Held unserer Geschichte, Ernst Wagner. In ihm begründen wir zugleich den Titanismus einer neuen nichtwichtigen Weltpropaganda. Obgleich nur Candidat der Theologie, ist er doch schon durch und durch werdender Titan, himmelfürmender Denker. Ueber seinem

Haupte schwebt die düstere *ἀνάγκη* der Zeit, denn „er ist aufgewachsen in der abstracten Weltanschauung der freigeistigen Philosophie jener Jahre, der alle jugendlichen Köpfe damals angehörten“. Nichtsdestoweniger kündigt sich uns das Naturell Ernst Wagner's (ein ominöser Name, der uns Deutsche an längstverklungene traulich-poetischere Zeiten mahnt) von Haus aus als ein ermirreres, stark „besonderes“ an; es liegt in diesem Naturell etwas prädestinirt Gebundenes. Er ist der Sohn eines Predigers, eines orthodoxen, gleichgültigen, beschränkten und daneben noch kranken Mannes, der anfängt geisteschwach zu werden und immer ausruft: „Mein Gott, wie soll Das nur noch werden!“ Die Mutter ist eine stille, religiöse, empfindungsstarke, doch dabei verständige Frau, unbefriedigt vom Leben, deshalb um so inniger an des Himmels Rathschluß hangend. Das tief und stark empfindende Gemüth hat Ernst von seiner Mutter geerbt. Er ist, ursprünglich genommen, einer von den Herzensmenschen „die Das was sie sind tramer ganz mit Leib und Seele sein müssen“. Als Knabe schon wird er in die Klosterschule gethan. Fern von der Familie, abgetrennt von allen Beziehungen zum wirklichen Leben, zieht sein Geist nur aus Büchern Nahrung. Somit kann dieser „jugendlichen ungeschwächten“ Natur kein anderer Lebenszweck ausgehen als einzig seinen Gedanken anzugehören. Wie wir ihn zuerst finden hat er „noch keine Erfahrungen in der Welt gemacht die ihm Menschenkenntniß geschenkt, aber die Unschuld des Gemüths geraubt hätten“. Ernst hat in einer kleinen Universitätsstadt (der „freie Geist“ der berliner genialen Clique hat also bis jetzt noch keine Macht über ihn) seine Studien vollendet. Längst im offenen Bruch mit der Zeit und ihrem vermoberten Kram, steht er, durchhaucht von dem Athem der neuen Zeit, bereits ganz und gar auf der Basis der absolut-freien Vernunft. So hat er „vier Jahre lang den Unwillen des Vaters ertragen und von der mühseligen Thätigkeit eines Correctors bei einer wissenschaftlichen Zeitschrift ein elendes Brod gezehrt“. Jetzt zwingt die zunehmende Krankheit des Vaters, die heranretende Pflicht für Mutter und eine Cousine zu sorgen den werdenden Titanen in die Heimat, auf die väterliche Pfarre zurück. Der Candidat behauptet hartnäckig sein Recht gegen den Menschen-Titanen. Nach so ungeheuern geistigen Dualenkämpfen, durch die die freie weltbeglückende Vernunft in ihm den Sieg erungen, muß er unerbitlich zurück zum „Vetus Testamentum“, zum „Hutterus redvivus“. Der Titanenmensch, durch den der ungeheuere Riß der neuen Weltperiode geht, muß — predigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine kürzlich aufgefundenene Apokalypse des Apostels Paulus.

Unter den apokryphischen Erzeugnissen des christlichen Märtyrerkthums, auf die sich das bekannte Verdammungsdecret des Papstes Gelasius zu Ende des 5. Jahrhunderts bezieht, befindet sich auch eine „Offenbarung des Apostels Paulus“. Von dieser Schrift besigen wir besonders zwei ältere Feugnisse, das eine

von Augustin, das andere von Sozomenus. Der Erstere spricht seine Entrüstung über die Unverschämtheit aus mit welcher man in dieser Apokalypse jene Geheimnisse zu enthüllen vorgebe die der Apostel Paulus bei seiner Entrückung in den dritten Himmel (2. Kor. 12, 2 fg.) wol geschaut, aber als unaussprechlich (ἀπορρα, ineffabilia) bezeichnet habe. Sozomenus hingegen berichtet genauer daß diese Schrift angeblich unter Theodosius dem Großen zu Larus, der bekannten Vaterstadt des Paulus, und zwar im eigenen Hause des Apostels, verschlossen in einem marmorenen Kästchen aufgefunden worden sei. Er selber habe über den Grund dieser Angabe einen alten Presbyter aus Cilicien befragt und von ihm erfahren daß nichts Wahres daran sei, daß es vielmehr sicherlich auf eine Erfindung der Häretiker hinauslaufe. Spätere Beziehungen auf dieselbe Schrift sind ganz allgemein gehalten und scheinen auf keiner Autopsie derselben zu beruhen; sowie auch weder vom griechischen Texte selbst noch von irgend einer Uebersetzung bis jetzt unter den Gelehrten etwas bekanntgeworden. Professor Tischendorf fand nun bei seiner Vereisung der italienischen Bibliotheken in einem griechischen Manuscripte eine Schrift die den oben angeedeuteten Worten des Augustin, sowie dem obigen Berichte des Sozomenus so genau entspricht daß sie wol unzweifelhaft jenes längst verlorengegangene alte Apokryphum enthält.

Der Gang der Schrift ist kurz folgender. Voransteht die Erzählung von der Auffindung der Apokalypse, die, wie schon bemerkt, der Nachricht des Sozomenus entspricht, nur daß sie noch viel ausführlicher ist. Darauf folgt der Inhalt der Apokalypse selbst. Der Herr ermahnt den Apostel zu einer Straf- und Bußpredigt an sein ungetreues Volk. Ueber die Bosheit der Menschen, der einzigen Sünder inmitten der ganzen dem Herrn dienenden Natur, habe sich längst die Sonne entsetzt, und sich als Strafengel angeboten; ebenso der Mond sammt den Gestirnen; ebenso das Weltmeer. Sie seien aber sämtlich auf die Langmuth Gottes gegen die Sünder verwiesen worden, und auf das einstige ihm selber vorbehaltenen Gericht. Es folgt darauf eine Mahnung an die Menschen den Herrn zu preisen ohne Unterlaß, besonders bei sinkender Sonne. Denn zu dieser Zeit erscheine vor ihm das Thor der Engel um über das Tagewerk der Erdbewohner Bericht zu erstatten. Von diesem Kommen verschiedener Engel, der fröhlichen wie der betrübten, werden mehre Einzelheiten erzählt. Hierauf wird der entzückte Apostel in die Himmel unter dem Firmamente entrückt. Er sieht zuerst die schrecklichen Bornesmächte denen die Seelen der Gottlosen verfallen, hernach die Engel mit dem sonnenleuchtenden Antlitz, umgürtet mit goldenen Gürteln, in der Hand Siegeszeichen, deren Bestimmung es ist am Tage der Auferstehung die Seelen der Gerechten zu Gott zu geleiten. Sodann sieht der Apostel auf seinen Wunsch wie die frommen und die gottlosen Seelen aus der Welt gehen und bei ihren Engeln ankommen. Von den Strafengeln der Gottlosen werden zwei namhaft gemacht, der Temeluchos und der Xartaruchos. Auf diese Gesichte folgt die Anschauung vom Wohnorte der Gerechten. Am goldenen Thore der Stadt der Seligen stehen an zwei goldenen Säulen die Namen der Heiligen auf Tafeln geschrieben. Da öffnet sich plötzlich das Thor, und heraustritt ein Kreis der den Apostel unter Thränen umarmt: es ist Enoch, der Zeuge des letzten Tags. Darauf wird dem Paulus der Weltocan und auf demselben ein wunderbares Lichtland gezeigt. Das ist jenes Land von dem es im Evangelium heißt daß es die Friedfertigen ererben werden. Dort verweilen jene Seelen bis zum großen Auferstehungstage, wo die ewige Herrlichkeit selbst andrückt. Nach andern ähnlichen Anschauungen wird der Apostel in die Stadt Gottes selbst geführt. Sie hat zwölf prächtige Thore und vier Flüsse, in denen Honig, Milch, Del und Wein fließt. Gleich vor dem Eingange der Stadt sitzen unter fruchtlosen Bäumen Männer die einst der Eitelkeit gefröhnt; sie sitzen hier um beim Einzuge des Hellsands auf die Fürbitte der Gerechten mit hineinzukommen. Mitten in der Stadt erblickt Paulus einen großen

Altar mit einer Lichtgestalt, die in den Händen den Pfalter nebst der Sither hält und ein Pallelujah singt das die ganze Stadt durchbringt. Das ist David der Prophet, der einst dem Heiland bei seiner Wiederkunft mit allen Heiligen entgegengeht. Nach andern Einzelanschauungen in diesem „himmlischen Jerusalem“ sieht er aber auch den Ort der Sünder und die mannichfaltigen Qualen in denen sie schwächten. Als er sich über ihre erbarungslose Verdammung betrübt, öffnet sich plötzlich der Himmel und Gabriel steigt herab mit den Engelsheeren welche diese Qualörter umkreisen. Da sehen die Unglücklichen laut um Barmherzigkeit. In der That wird ihnen vom Sohne Gottes um Gabriel's und des Apostels willen Nachsicht und Lag des Auferstehungssonntags des Herrn zur Ruhe vergönnt. Nach diesen traurigen Gesichten geleitet der Engel den Paulus ins Paradies der Gerechten, wo einst Adam und Eva gewesen. Hier erblickt er einen riesigen herrlichen Baum auf dem der Heilige Geist ruht, sowie auch jenen verhängnißvollen Baum der Erkenntniß, bewacht von den Cherubim und dem feurigen Schwerte. Während der Betrachtung dieses Baums kommt die Jungfrau Maria mit einer Engelschar und grüßt und preist den Paulus. Auf Maria folgen die Patriarchen, die dem Paulus ihre Namen sagen von Abraham bis Ranasse. Aus ihrem Kreise heraus spricht Joseph der nach Aegypten Verkaufte, nach ihm Moses, der die Verstockung seines Volks beklagt und beweint. Ihm folgen Sefatas, Seremias, Gediel. Da erklingt eine Stimme die den Paulus sammt Allen die durch ihn zum Glauben an den Herrn gelangen selig preißt. Nach den Propheten erscheint Noah, der sich dem Apostel mit den Worten schildert: „Ich bin Noah der in hundert Jahren die Arche erbaut; meinen Mantel habe ich nie abgelegt, mein Haupt nie geschoren, meinem Weibe bin ich nie geneßt. Dennoch wurde in hundert Jahren mein Mantel nicht alt und das Haar meines Hauptes nicht gering. Ich habe nicht aufgehört den Menschen zu predigen: Thuet Buße, denn die Sündflut kommt! Aber Niemand bekehrte sich, Alle verpötte mich, bis endlich über ihre Sünden die Bogen der Hölle hereinbrachen.“ Dem Noah folgen noch Enoch und Elias. Leider schließt aber in der Rede des Elias das Manuscript, so daß der Schluß der Apokalypse selbst fehlt, obschon nicht viel zu fehlen scheint.

Die erste öffentliche Mittheilung über diesen literarischen Fund enthalten die „Studien und Kritiken“ im zweiten Heft 1851. Wol noch im laufenden Jahre wird der griechische Text selbst nebst mehren andern noch unbekanntem Schriften von derselben Art und Merkwürdigkeit durch Professor Tischendorf veröffentlicht werden.

Literarische Notiz.

Neue Aufschlüsse über Centralamerika.

„Expédition dans l'Amérique du Sud“ heißt die Erzählung einer vierjährigen Reise in Centralamerika von F. de Castelnau. Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition sollen der Gegenstand eines zweiten Buchs sein. Der Schauplatz der Untersuchung umfaßt das ganze Amazonenbassin, also einen der interessantesten Theile Südamerikas. Von Rio Janeiro aus ging die Expedition den Paraguaystrom hinauf, überstieg die Anden und erreichte über La Paz endlich Lima. Ihr Ziel war indeß noch nicht erreicht, sie mußte noch den Amazonenstrom bis nach Para hinabfahren, also nochmals Centralamerika von Peru nach Brasilien durchschneiden, nachdem sie es erst von Brasilien nach Peru durchzogen hatte. Dieser letzte Theil der Reise wurde unter denselben Gefahren und Mühseligkeiten zurückgelegt wie der frühere, allein Nichts vermochte die Geduld und den Muth der Reisenden zu erschöpfen. Vielleicht etwas zu einseitig von dem Standpunkte des Naturforschers geschrieben, bietet das Buch doch viele interessante Aufschlüsse über das Land und die Bewohner der innern Gegenden Südamerikas.

Moderne Titanen.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Ernst ist also heimgekehrt zum kranken Vater Pastor, zur treuen Mutter und auch zum treuen Kennchen, dem schönen, frischen Naturkinde, die er dereinst heirathen soll. Das Examen hat er vorzüglich bestanden. Die Seinen sind fürs erste befriedigt. Es kann doch vielleicht noch Alles gut werden! Den Titancandidat selbst gemahnen die alten theologischen Quart- und Octavbände, als er sie von Staub bedeckt wiederfindet, „wie ausgezogene Zähne, die einst schmerzlich bis tief hinein in die Seele stachen und die man verdorrt als etwas ganz Fremdes hinter dem Ofen wiederfindet“.

In dieser anscheinend friedlichen, traulich-milden, von Trost und Hoffnung sanft geschwängerten Atmosphäre beginnt für unsern Helden der dämonische Kampf seiner unseligen Doppelnatur. Anna ist ein schönes Kind, eine anmuthfrische virgo intemerata. Halbausgebrannte Seelen sind immer für solche unverwundliche Naturfrische empfänglich. Anna's Liebe blüht und schwillt ihm entgegen wie eine reiche Knospe. All ihr Sein, Fühlen, Regen und Bewegen, Wünschen, Harren und Verlangen ist nur für ihn. Der empfindungsstarke Titane mit dem schon verletzenden Dorn des Herzens wendet sich zu dieser frischen Liebesknospe und zieht sie einen Augenblick an sein Herz. Arme süße Knospe! Was ist denn das Herz eines himmelstürmenden Denkers! Glende Spielbälle seiner gottabtrünnigen, ins blaue Nichts hinausdrastenden Gedanken sind seine Gefühle!

So tändeln diese Gefühle mit der frischen, gesundheitduftenden Knospe, und dabei zerfleischen sie sich selbst, denn dies himmelstürmende Denken hält es für „Sünde an der Wahrheit“ und an dem einigen Gott: der absoluten Vernunft, sich in der Erwartung einer behaglichen Pfründe ein liebes Weib zu nehmen. Hören wir wie er von der väterlichen Pfarreinsamkeit aus an seinen Freund, den „freien berlinischen Geist“ Dr. Horn, schreibt:

Ich fühle wol das Bedürfnis der Liebe in meinem Herzen, der wahren freien Liebe; ich trage in meinen Gedanken das Ideal eines Weibes das ich lieben könnte, — ein großes freies Weib, das mit mir ein Leben sich erränge aus der Idee heraus für die Idee, bei der ich wüßte warum ich mein Leben mit ihr theile. Aber Kennchen — ? Warum

liebe ich dieses Kennchen? Sie ist ohne Bildung, ohne Größe, ohne geistiges Streben. Nur mein Herz, meine Sinne könnten sie lieben, mein Geist weiß Nichts davon. Rein, keine Liebe mehr! Meine Vernunft wenigstens will ich für mich behalten. Heirathen will ich das Mädchen, lieben kann ich sie nicht. Es ist Das nicht Gefühllosigkeit, nur Vernünftigkeit. . . Und was hilft mir alle meine Vernünftigkeit? Was wird daraus werden? Alter Freund, das Herz ist mir so schwer wie einem der an das Gewissen glaubt und eine sogenannte Sünde begangen hat. . . Ich bin entsetzlich unglücklich — ich könnte —

Solche Worte schreibt Ernst an seinen Freund Horn in Berlin, den absoluten Nihilisten, in der blühenden Weinlaube schreibt er Das, an der Seite seines Mädchens, der schönen, frischen Anna. Sie schaut ihm nicht über die Schulter in den Brief; es ist ihr Glück oder Unglück, wie man will. Nur die schalkhafte Bemerkung erlaubt sich das gute Kind:

„Ach Gott, solch ein langer Brief! wie ein ganzes Buch! Müßt' ich doch wissen was in der Welt man Einem soviel schreiben kann. Ich könnt' nicht fertig werden Das zu lesen! Und erst wenn ich wüßte was für ein Geschäft du beim Schreiben gemacht hast! — Brrr!“ scherzte sie muthwillig ohne sich in ihrer behaglichen Lage zu rühren. Die übermüthige Sicherheit mit der das allerliebste Kind so spöttelte foderte Ernst heraus sich zu rächen und diese geschmeidige, wie von Mattigkeit zurückgeschunkene Taille seine Macht fühlen zu lassen. „Wart, Das sollst du büßen“, sagte er, und damit umfaßte und küßte er sie. Sie suchte sich mit der Kadel zu wehren, aber es half doch Nichts, denn sie wagte nicht zu stehen. „Schäm' dich was“, schalt sie ihn scherzhaft, „den Sonnabend so gottlos zu sein! Du bist gar kein rechter geistlicher Herr. Anstatt heute die Predigt zu memoriren, schreibst er Briefe und machst Poren!“

So wird der himmelstürmende Denker, der grausame Zerfleischer seiner sich immer tiefer ins öde Nichts der Absolutheit einbohrenden Gedanken doch unwillkürlich in Anna's Tändeleien hineingezogen, und während mit den übrigen Bewohnern des Hauses sich ein unerquickliches Verhältniß oder Nichtverhältniß der Abgeschlossenheit, basirend auf dem „Fluch der Gesinnungslosigkeit“, bildet, öffnen sich diese beiden Herzen in mittheilender Zärtlichkeit. Wie unbeabsichtigt finden sie sich stets zusammen; als verstünde es sich von selbst, leistet er ihr hundert kleine Aufmerksamkeiten, hilft ihr Spargel stechen, die Wege harken, Blumen pflücken, ja er bindet die Küchenschürze vor und macht sich an Kennchen's Seite ans

Kartoffelschalen. Ueber all diesem kindischen Spiel fängt sein Trübsinn an zu weichen, Heiterkeit, wo nicht in seine Seele, doch auf seinem Antlitz einzukehren. Und wir sollten da nicht hoffen dürfen daß noch Alles gut wird? Von rechtswegen sollten wir Das... aber hier ist der kecke, naturfrische Blick der Gesundheit selbst nur ein fauliger, moderiger, abgestandener Proceß, ein über-tünchtes Todtengrab, das einst aufbirst und nur Moder und Jammer enthüllt, eine tabescirende Putrescenz, um einmal mit widrig-plastischer Volltönigkeit zu reden.

Und Anna? ... Arme, reiche Knospel armes gutes Mädchen! Anna ist glücklich, und wie ihr Gemüth in süßer Glückseligkeit, so entfaltet auch ihre Erscheinung sich in blühender Schönheit. Ihr Auge wird leuchtender, ihre Formen schwellender, ihr Gang schwungvoller. Wir kennen Das... wir kennen den schöpferisch-verwandelnden Zauber von all dem Reigen von Herzen zu Herzen.

Abhänglich verweilte ich bei diesem lieblichen Idyll der Liebe, in welchem doch der feige, elende, morsche Wurm schon tiefdrinnen haust. Diese Epoche ist das Paradies von Ernst's Dasein, die Prämisse seines Lebenslaufs, sein prädestinirt-verlorenes Paradies. Einst, spät, sieht er es wieder, aber wie? Zerbrochenen Herzens, verwilderten, zerrütteten, vernichteten Geistes, als Einer der vom reichen Leben Nichts gelernt hat, den die eigenen Ideen verrathen und verzehrt haben, der vor der Macht der realen Welt zusammenbricht und wüst-verzweifelt, im entsetzlichen Geräuschsein ewiger Selbstbelugung und verfehlter Bestimmung dahinsinkt.

Das ist die freie Bewegung und der absolute Verlauf des durch die „souveraine, himmelsstürmende Kritik“ fundirten freien Geistes; Das ist das Resultat des Daseins, das sich nicht „mit dem bloßen Sein begnügen kann“, sondern immer „sein Selbst sein will“. O klägliches Ich-selbst-Sein! Das ist der resultirende „freie Mensch“, den schon die vorausgeschrittenen Zeiten postulirt haben, welchen herauszubilden „die Arbeit der Zeit und der Zukunft“ sein soll; Das ist die grauenvolle Wendung der Maxime: „Was wir in dumm-frommer Gläubigkeit Göttliches in den Himmel versetzen tragen wir in uns selbst“; Das ist das Ende vom Liede für den Geist der ohne Gott „durch das erlösende Evangelium des Diesseits alle moralischen Postulate erfüllen will“. O absoluter Mensch, welch erschreckendes Gespenst bist du! Doch ich will mir und dem Leser dieser so viele Phasen des modernen Lebens bedeutsam durcharbeitenden Dichtung nicht vorgreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ebenezer Elliot.

„Nachfolgendes, vom jüngst verstorbenen Ebenezer Elliot um die Mitte des Jahres 1841 selbst abgefaßtes Lebens-memoir“, heißt es im „Athenaeum“, „ist uns zum Zweck der Veröffentlichung gütigst mitgetheilt worden. Hier und da haben wir eine Stelle des Manuscripts ausgelassen, weshalb vielleicht der Faden der Erzählung wie abgerissen erscheint. Allein mehr als ein Grund bewog uns dazu, und

am Ende hat die Autobiographie dadurch weder an Materie noch an einem wesentlichen Charakterzuge verloren.“ Indem wir dieselbe interessant genug glauben, um sie in deutscher Sprache diesen Blättern anzuzeigen, bevorworten wir nur daß wir einen weitem Griff gethan und Mehreres übergangen haben was nicht eigentlich zur Sache gehört. 5.

Autobiographie.

Bald nachdem meine „Korngeß-Keimereien“ mich einigermaßen bekanntgemacht, wurde ich von mehren Seiten dringend aufgefordert die Geschichte meines Lebens zu schreiben. Ich verweigerte es, nicht bloß weil ich Denkwürdiges von mir nicht zu erzählen hatte, sondern auch weil ich meines Dafürhaltens Nichts gethan was einen vernünftigen Menschen sechs Monate nach meinem Tode zu der Frage veranlassen könnte: Wer und was war der Ebenezer Elliot? Indessen übergab ich meinem Freunde, dem Doctor der Medicin S. C. Holland, eine Reihe Briefe, worin ich einige Ereignisse aus meinem frühern Leben mitgetheilt, die muthmaßlich auf Bildung meines Geistes und Charakters eingewirkt und, da nöthig, zur Basis einer Lebensgeschichte nach meinem Tode dienen konnten. Den Inhalt dieser Briefe habe ich in nachstehender Erzählung benutzt, seit ich nun den vor Jahren zurückgewiesenen Rath befolge, wenn auch aus den mich damals bestimmenden Gründen noch heute ungern und nicht weil Dies „eine Welt ist zur Verbergerung von Tugenden“, sondern weil ich keine zu verbergen habe...

Meine Geburt steht in keinem Kirchenbuche. Als Dissenter taufte mich mein Vater entweder selbst oder ließ mich von seinem Freunde und Glaubensbruder, Tommy Wright, dem Kesselflicker in Barnesley, taufen. Geboren aber wurde ich in der Neuen Siebhütte zu Masbro' im Kirchspiele Rotherham am 17. Tage des März im Jahre des Herrn 1781, und erwähne ich diese Thatsache so bestimmt, damit nicht spätere Geschichtschreiber über eine so hochwichtige Begebenheit streitliche Aente verschwenden. Robert Elliot, meines Vaters Vater, war Klemptner in Newcastle am Tyne und muß in guten Umständen gewesen sein, oder er hätte seinem Sohne Ebenezer nicht Das geben können was damals eine kaufmännische Bildung ersten Ranges hieß. Er that ihn nämlich in jener großen Stadt in das en-gros-Eisengeschäft von Landell und Chambers in die Lehre und bezahlte dafür 50 Pf. St. Seine Frau, die sich des Virennamens Sheepshanks (Schaflein) erfreute, war Schottin und trug — bildlich zu sprechen — Hosen, eine Sache welche die Liebe des Vatters zu ihr nicht geschmälert zu haben scheint, denn noch lange nachdem sie begraben worden und bis an seinen Tod weinte er um sie, besonders wenn er betrunken war. Die Ahnen meines Großvaters Elliot, hat man mir gesagt und gebe ich mir die Ehre zu glauben, seien Spitzbuben gewesen, weder englische noch schottische, die sich von dem Hornvieh genährt welches sie Schotten und Engländern stahlen. Muthmaßlich hat meine Großmutter Schaflein ebenfalls Ahnen gehabt; doch ist von ihnen weder Urkunde noch Sage auf mich gekommen...

Sobald mein Vater das Haus Landell und Chambers verlassen, trat er bei den Walkers in Masbro' als Commis ein und wohnte bei einem Chirurg Namens Robinson, unter dessen Daße er zuerst meine Mutter erblickte, eine von den Töchtern eines Freissassen zu Diggins unweit Penistone, wo dessen Vorfahren seit undenklicher Zeit auf ihrem Freigute von 50 oder 60 Aekern gelebt hatten... Wie es das Schicksal berühmter Menschen ist Bedürfnisse zu haben, so werden sie auch von Unglücksfällen getroffen. Einige der Meinigen gingen mir voraus, denn das ganze Leben meiner Mutter war eine Krankheit, eine Leidensgeschichte die erst mit ihrem Tode schloß, ein langer Seufzer. Dennoch nährte sie elf Kinder und zog acht derselben groß. Von ihr habe ich meine nervöse Reizbarkeit, meine blinde Ungelegenheit, meine erbärmliche Geneigtheit Uebles zu ahnen, wodurch das Leben zur Katastrophe wird. Soweit mit erin-

netlich, wurde ich von ihr in eine Mädchenschule geschickt, zu einer gewissen Kanny Oyles, dem schönen und braven Weibe eines Krantenbolds, wo ich mein L-B-G lernte. Dann schickte man mich in die Hollisschule, welcher damals Joseph Ramsbotham vorstand, der mich Schreiben lehrte und eine Kleinigkeit mehr. Zu jener Zeit war die Wissenschaft des Unterlebens noch nicht entdeckt, folglich machten, da er selten weniger als 150 Scholaren hatte, nur die von Natur Begabtesten merkbare Fortschritte. . . Mein Vater war in seiner Art ein Original, ein sehr waderer Mann, nicht ohne Fehler. Einer der letztern entstand wahrscheinlich aus seiner abergläubischen Ehrfurcht vor der labbalrischen Zahl Drei. Damit deutete ich auf seine häßliche Gewohnheit, wenn er uns Kinder im Kanale badete, und drei mal unterzutauchen und beim dritten male mehrere Secunden unterm Wasser zu halten. Daher rühete meine Angst vorm Ertrinken, die mit den Jahren zunehmem scheint. Dieser grausamen Ötzigkeit zu entgehen, wollte ich ihm zeigen daß ich zum Baden seines Beistandes nicht bedürfte und ging freiwillig ins Wasser. In dessen Folge wäre ich beinahe ertrunken. Schade daß es nicht geschehen! habe ich seitdem oft gedacht. Nie ist mir ein Mann vorgekommen der auch nur den gehnten Theil von meines Vaters Satire und Humor besaßen. Er mußte ein großer, herrlicher Komiker geworden sein. Auch besaß er einen seltenen politischen Scharfsinn, welcher ihm später den Beinamen: Teufel Eliot eintrug, ein Titel den, wie ich höre, ihm noch heute die Abkömmlinge Derjenigen geben welche damals die Armen haßten und den König ehrten. Von den Herren Walker trat er in das Geschäft von Clay und Compagnie auf der Neuen Siebhütte zu Masbro' mit einem jährlichen Gehalt von 60 oder 70 Pf. St., freier Wohnung, Licht und Kohlen. Ich erinnere mich deutlich jener Lage des Ueberflusses und der Kohlenfeuer, wo wir hellodernde Feuer hatten und keine Angst vor den Kohlenrohungen. Dort in der Neuen Siebhütte unter dem Zimmer wo ich geboren worden, in einem Stübchen nicht größer als eine Schiffskajüte, das jährlich grün angestrichen wurde und mit einer Plut von Licht gesegnet war — bieweil es damals noch keine Fenstersteuer gab —, predigte er jeden Sonntag vor Leuten welche 12 und 14 Meilen weit herkamen um seine donnernden Reden über Ultracalvinismus und die rings mit spannelangen Kindern behangene Hölle zu hören! In andern Tagen, den Finger auf die Aquatintabilder an den Wänden gerichtet, sprach er jauchzend von den Tugenden des verleumdeten Cromwell und Washington's des Rebellen, oder erklärte er sich die Seiten vor Lachen hielt, die „Triumphhe des glorreichen Sieges der königlichen Truppen über die Rebellen am Dunker's-Hügel!“ Dies ist für den Leser der Schlüssel zu meinen spätern politischen Ansichten. Wenn es je einen Mann gegeben der Furcht nicht kannte, so war der Vater des Korngesetz-Reimschmieds dieser Mann. Ich zweifle daß er von seiner Geburt bis zu seinem letzten Hauche es möglich geglaubt sich vor Etwas zu fürchten, außer vor Armuth. In diesem Betreff hatte er schlimme Vorgefühle, die auch zuletzt in Erfüllung gingen, nachdem er angeblich Eigentümer der Siebhütte von Clay und Compagnie geworden, die Compagnons ihm ihre Antheile auf Credit verkauft hatten.

Ich habe einige frühere Ereignisse späterer Erwähnung vorbehalten, um auf die Eigenheiten meines Vaters ein Recht zu gründen jetzt von den meinigen zu sprechen, oder vielmehr von gewissen physischen oder angeborenen Schwächen auf welche, wie ich besorge, Alles hinauskommt was an mir oder meinem Thun Poetisches ist.

„Gefegnet sind die schön sind!“ sagt Haynes Bailly, und tief und schmerzlich klingt dieses Wort in meinem Innern nach, denn in meinem sechsten Jahre bekam ich die Pocken, die mich fürchtbar entstellten und sechs Wochen blind machten. Ich habe die Folgen nie überwunden. Theils ihnen, theils der kränklichen Constitution meiner Mutter messe ich meine Nerven-Schwäche bei, von deren Größe ich dem Leser einen Beweis

geben will. Als ich noch sehr jung war, vielleicht zwölf Jahre, verliebte ich mich in ein junges Frauenzimmer Namens Ridgeway, jetzt Frau Worboock in Munster unweit Greasbro'. Nie in meinem Leben habe ich eine Elibe mit ihr gesprochen, habe bis auf den heutigen Tag nicht den Ton ihrer Stimme gehört, und doch wenn ich beim Vorübergehen an ihres Vaters Hause mir einbildete sie sehe mich, war mir es als hätten Centnergewichte an meinen Füßen. Ist der Genius krank? Ich kann keine Zeit denken wo ich nicht das Ländliche geliebt. War ich also mit einem Sinne für das Schöne geboren? Ich war noch Kind, vielleicht sieben oder acht Jahre alt, da erinnere ich mich eine austrangirte Bratpfanne mit Wasser gefüllt, sie inmitten einer kleinen Pflanzung von Beifuß und Berrnuth auf einen Steinhaufen in unserm Siebhüttenhose gesetzt und meine innige Freude daran gehabt zu haben, wenn die Sonne, die Wolken und selbst die Pflanzen wie auf der Fläche einer natürlichen Quelle sich darin spiegelten; denn ich hatte die Pflanze so gestellt daß nur das Wasser sichtbar blieb, und so oft die Sonne im Mittag darüberstand, unterließ ich selten mich einzufinden. Aber ich hatte auch Sinn für das Schreckliche, eine Leidenschaft, eine Wuth die gewißter Erhängter oder Ertrunkener zu sehen. Woher mir Das kam weiß ich nicht, denn sie machten mir das Leben zur Last, folgten mir wohin ich ging, schliefen mit mir und hezten mich in meinen Träumen. War dieser gräßliche Geschmack ein Resultat angeborener Schwäche? Hing er irgendwie mit meiner Vorliebe zusammen Schreckensscenen und Verbrechen zu schildern? Ein merkwürdiger Anblick heilte mich. Ein armer, unbefreundeter Mensch der, weil er keine Wohnung hatte, in Kohlenhütten und an ähnlichen Orten schlief, wurde an einem finstern Abende nach einer Lase hier geschickt, fiel in den Kanal und ertrank. Nach sechs Wochen hob sich der Körper und schwamm auf dem Wasser. Natürlich lief ich ihn zu sehen. Sein Anblick begleitete mich monatelang Tag und Nacht, ob ich allein war oder auf der Straße, im Bett oder am warmen Kamin. Hatte diese krankhafte Neigung einen Bezug auf meine Liebe zur Einsamkeit? Der gesunde Mensch ist gesellig; aber schon als Kind war ich ohne Gespielen. Die Nachbarschaft schwärmte von Kindern; dennoch blieb ich allein, und vielleicht liegt hierin ein Grund warum mein Verstand für schwach galt und ich auch in der That, weil ohne Umgang mit Kindern meines Alters, weniger Ideen hatte als sie. Dagegen aber allein, entfinne ich mich nicht daß mein Alleinsein mir unangenehm gewesen. Im Gegentheil, es machte mir ungeheures Vergnügen meine kleinen Schiffsklotten schwimmen zu lassen und meine Festungen an den Ufern des Kanals zwischen der Greasbro' und der Rammarsh-Brücke auszubessern. Meine frühe Hinnneigung zu Zimmermannsarbeit beweist nicht daß, wenn ich zum Ingenieur gebildet worden wäre, ich im Maschinenbau Bedeutendes geleistet haben würde. Alle Kinder lieben solche Spielereien bald mehr, bald weniger. Aber jedenfalls besaß ich ungewöhnliches Handgeschick. Ich fertigte die besten Drachen und baute die besten Schiffe. Die meisten Führer von Schaluppen und andern Fahrzeugen besaßen irgend ein Schiffsmodell. Nach solchen mir geborgten Modellen baute ich im ungefähr dreizehnten Jahre ein 18 Kanonenschiff, welches ich viele Jahre später einem Bootbauer in Greasbro', Namens Woffenden, schenkte, der mich darum bat weil er durch Vorzeigung desselben die Stelle als Bootbauer beim Grafen Fitzwilliam zu erhalten hoffte. . . . Aber mein Nachbildungstalent gewann mir keine Beachtung, und Das erklärt sich. An der Seite meines wundervollen Bruders Giles, der schon war wie ein Engel, erschien ich als personifizierte Häßlichkeit, und gegenüber seinen glänzenden Fähigkeiten mußte ich wol wie ein dummer Sunge aussehen und mich selbst dafür halten. Mit meinem Aufwachsen nahm meine Liebe zur Einsamkeit zu. Sah ich doch immer mehr, mit welcher Ehrerbietung er, mit welcher Verehrung ich behandelt wurde. Daß ich ihn aber beneidet oder auch nur ungern gehabt hätte, kann ich mich nicht entfinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens: Vortrag, gehalten in Halle am 30. November 1850 von J. E. Erdmann. Halle, Knapp. 1851. Gr. 8. 5 Rgr.

Wer es unternimmt über den poetischen Reiz des Aberglaubens zu sprechen, Der hat vor allen Dingen die innere Verwandtschaft zwischen Poesie und Aberglauben nachzuweisen, durch die allein es erklärlich wird daß der Aberglaube, der keine wissenschaftliche, weder aus der Natur noch aus der Geschichte geschöpfte Wahrheit enthält, dennoch weit poetischer wirkt als die wissenschaftlich erkannte, auf Facta und Erfahrungen sich stützende Wahrheit. In diesem Sinne hat Referent in seinem Artikel in Nr. 22—23 d. Bl. über „Aberglauben, Poesie und Naturwissenschaft“ das Thema behandelt, in dem er nachgewiesen zu haben glaubt: daß derjenige Aberglaube der wirklich einen poetischen Reiz ausübt mit der Poesie aus einer und derselben Quelle entsprungen ist, während es freilich auch eine Sorte von Aberglauben gibt die durchaus nicht poetisch wirkt; weshalb Referent in seinem erwähnten Artikel den poetischen von dem unpoetischen Aberglauben scharf gesondert, und die unerlässlichen Bedingungen nachgewiesen hat unter denen allein es dem Dichter erlaubt ist abergläubische Vorstellungen zu Motiven seiner Werke zu machen.

Einen ganz andern Gedankengang nun schlägt der Verfasser des erwähnten Vortrags ein. Er geht von einem ganz richtigen Gedanken aus, weiß aber denselben nicht festzuhalten um von da aus den Faden der Untersuchung fortzuspinnen, sondern geräth, wie wir zeigen werden, auf ein ganz anderes Thema das gar nicht zur Sache gehört. Der richtige Ausgangspunkt ist die Unterscheidung zwischen factischer Wirklichkeit und innerer Wahrheit.

„Wie in dem Vergnügen der Kinder am Geschichtenerzählen sich der erste Reim des Genusses zeigt den uns ein Dichterwert gewährt, ebenso ist jenes Verlangen der Kinder, die Geschichte solle wahr sein, die erste Spur einer Forderung welche der erwachsene und gebildete Mensch an die Spiele der dichtenden Phantasie stellt und stellen muß. Weil ihm Vernunft und Wahrheitstrieb angeboren ist, deswegen verlangt er auch von dem Gedicht daß es Wahrheit enthalte. Freilich darin unterscheidet er sich vom Kinde daß ihm Wahrheit und wirkliches Geschehen nicht einerlei ist; denn er hat erfahren daß manches wirklich geführte Leben, mancher wirklich existirende Bestand eine große Lüge war, dagegen aber auch daß mancher Roman eine tiefe Wahrheit lehrt.“

Von diesem ganz richtigen Ausgangspunkt aus wäre nun des Verfassers Aufgabe gewesen zu zeigen daß auch so mancherlei Aberglaube, obgleich das in ihm Vorgestellte kein wirkliches Geschehen ausdrückt, dennoch tiefe innere Wahrheit enthält und darum poetisch wirkt. Das Herausheben der innern Wahrheit aus dem auf keine factische Realität sich stützenden Aberglauben wäre also die Hauptsache gewesen. Statt dessen macht sich der Verfasser viel damit zu schaffen die factische, empirische Realität zu untersuchen, die der von ihm als Beispiel gewählten abergläubischen Vorstellung daß der Mensch von Natur in einem gewissen Rapport zu den Planeten stehe zugrundeliegen mag. Er will nämlich Goethe, für den jene abergläubische Vorstellung etwas so Verführerisches gehabt hat daß er in „Wilhelm Meister's Wanderjahren“, um uns ein weibliches Wesen als besonders hochbegabt zu schildern, von ihr erzählt daß die Schicksale des Planeten Mercur von ihr empfunden und miterlebt würden, vor dem Vorwurfe retten daß der altersschwache Dichter hier der Romantik des Mittelalters mit seinen Wunschselbstern und seinen Horoskopfen verfallen sei, weshalb nur romantische Schwärme auch in diesem Werke den großen Dichter wiedererkenne.

Zum Behufe seiner Rettung nun untersucht der Verfasser

weiltätig ob der gesunde Menschenverstand, der sich gegen der gleichen Planetenrapporte sträubt, weil der Planet Mercur etwas für sich sei, und der Mensch wieder Etwas für sich, mit seiner Behauptung Recht habe daß der Mensch Etwas für sich ist; und dabei zunächst von den Sternen ganz absehend, und statt der übrigen nur unsern Planeten berücksichtigend, untersucht der Verfasser ob man wirklich dem Menschen ein ganz selbständiges, isolirtes Leben zuschreiben müsse oder nur dürfe. Als ob es sich in einer Abhandlung über den poetischen Reiz des Aberglaubens darum handeln könnte den gesunden Menschenverstand, der in Sachen der Poesie so wenig mitzureden hat als die Poesie in Sachen des gesunden Menschenverstandes, darüber zu belehren daß er unwissend ist, wenn er das Verhältnis zwischen Menschen und Erde so faßt „wie das zwischen uns und den schützenden Wänden, zu welchen wir, auch wenn wir sie so lieb haben wie die innerhalb deren wir erzo-gen wurden, doch nur in einem äußerlichen Verhältnis stehen, weil wir umziehen und ohne daß wir dadurch anders würden sie mit andern vertauschen können“. Mag sich der gesunde Menschenverstand meinetwegen sein Verhältnis zur Erde vorstellen wie das zu seinem Noth, den er auch ausziehen könne ohne darum selbst ein Anderer zu werden, was kümmert Das Den welcher den poetischen Reiz der in der Vorstellung des Planetenrapports liegt zu untersuchen hat? Der Verfasser fällt ganz aus der Rolle wenn er mit wissenschaftlichen Gründen beweist daß der Mensch zur Erde in einem innigern Verhältnis steht als zu seinem Wohnhause, und daß in gewissen krankhaften Zuständen die Sympathie mit der Erde stärker hervortrete als im gesunden, ja sogar der Einfluß des Mondes, wie in der Mondsucht, beweise daß der Mensch keineswegs so isolirt auf Erden dastehe wie sich wol der gesunde Menschenverstand einbildet; daß hingegen kein ähnliches Verhältnis des Menschen zum Planetensystem wie zur Erde anzunehmen sei. Alles dieses, was der Verfasser auf 10 Seiten breit dargelegt hat, gehört hier nicht zur Sache, zum eigentlichen Thema, da es sich hier ja gar nicht darum handelt die factische, naturwissenschaftliche Wahrheit zu untersuchen die dem Glauben an einen Planetenrapport zugrundeliegen mag, sondern ganz abgesehen von dieser, lediglich der poetische Reiz zu ermitteln ist den jener Glaube ausübt. Der Verfasser hat ja selbst gleich anfangs die factische Wahrheit von der poetischen unterschieden. Da er nun gleich darauf die Vorstellung des Planetenrapports zu den abergläubischen zählt, sie also als nicht auf factische Wahrheit sich stützend betrachtet: warum geht er da nicht sogleich zur eigentlichen Sache über, die innere poetische Wahrheit jener Vorstellung die Goethe gereizt hat darzulegen? Erst am Schluß, nach der langen ganz überflüssigen Auseinandersetzung des verschiedenen Verhältnisses zwischen der Erde und den übrigen Planeten zum Menschen kommt er zur eigentlichen Sache, der Erklärung des poetischen Reizes den die Vorstellung des Planetenrapports ausübt. Diese Erklärung ist aber sehr dürftig. Der poetische Reiz beruht nach ihr auf einer bloßen Reminiscenz: „Wie uns das hinter dem Spiegel suchende Kind nicht nur durch die ersten Spuren von Verstand ergötzt, sondern zugleich rührt, weil es uns die glückliche Zeit zurückeruft wo wir uns zwar täuschten, aber auch so viele schmerzliche Enttäuschungen nicht erfahren hatten, ebenso erfüllt uns der Gedanke an einen Zustand der Menschheit wo noch kein Newton das Planetensystem entgeistet hatte, und wo man von den Planeten glaubte sie führten einen Reigen auf, mit den süßen Gefühlen mit welchen in allen Wäldern und Jahrbunderten der Mensch auf die paradiesische Kinderzeit des Geschlechts zurückgeblickt hat.“ Dem Verfasser ist bei dieser Erklärung ganz entgangen daß nach derselben eigentlich nicht der Aberglaube selbst, sondern nur die Rück Erinnerung an die kindliche Zeit desselben von poetischem Werth ist, während er doch durch den Titel seines Vortrags den poetischen Reiz des Aberglaubens selbst zu erklären verspricht.

22

Donnerstag,

Nr. 80.

3. April 1851.

Moderne Litauen.

(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Wir werden dem „freien Geist“ gleich näher treten. In der Kürze: der himmelsstürmende Koryphäe der absoluten Vernunft hält es nicht aus in dieser „Welt der Kleinlichkeit und Gemeinheit, diesem verhungerten Asterbild des Geistes“. „Ich kann meine Gedanken nicht vergessen... nein, meine Gedanken kann ich doch nicht vergessen“, ruft er immer und immer. So wirft dies angegangene, wurmstichige Denken das Naturkleinod von Anna's Liebe von sich und wühlt sich immer tiefer hinein in das trostlose Phantom der Absolutheit. Kurz und gut, er hält es nicht aus. Was ist ihm dies Mädchen? diese Liebe? Was kann ihm die glaubensfeste und innige Mutter, der schwache orthodoxe Vater sein? Er fühlt es: dies Alles muß ihn aufreiben, ihn um die reie Bestimmung seines Lebens betrügen. Unlust, Ekel, Hroll, der Ingrimme der absoluten Sehnsucht, selbstgehoffene Qual streiten sich um sein Dasein. Es ist ein Glück daß der Zufall sich ins Mittel schlägt. Er erheint ihm in der Gestalt seines Freundes Dr. Horn aus Berlin, der ihm bei einer Durchreise auf der väterlichen Pfarre einen Besuch macht. Dr. Horn bietet in seiner Erscheinung, „in der bunten modischen Kleidung, mit dem lionmäßigen umbarteten Gesicht“, den negativsten, unverrainsten Ausdruck des absolut-emanzipirten Menschen:

Horn war eine von den abstracten Naturen die Alles aus Princip thun und auf Principe zurückführen müssen. Der Rang seines Geistes immer radical zu sein war auch in der Consequenz consequent und bildete die Gesinnungslosigkeit zum System aus. Der Geist ist ja der Zweck an Allem; das Genie ist der Geist, und Doctor Horn das Genie; ergo: ich Doctor Horn bin der Zweck von Allem. Er sah sich an als den Einzigen und die Welt als sein Eigenthum.

Dr. Horn's äußere Carrière ist kurz diese: Er hat in den dreißiger Jahren die Universität besucht. Sich gut haltend für eine Brotwissenschaft hat er sich eifrig am Studium des philosophischen Journalismus hingeben, „der in jenen Jahren sich als das erwachende Selbstbewußtsein der Nation, als der Weltgeist gerirte“. Endlich gehen das Triennium und die Stipendia zu Ende; das Taufendjährige Reich der Freiheit will noch nicht kommen. Das große Genie, das Ludwig (so heißt er Doctor sehr ominös) werden will, ist noch nicht fer-

tig; es bleibt also Nichts übrig als die Examina zu machen und Schulmeister zu werden. Es gelingt ihm als Lehrer an ein berliner Gymnasium zu kommen. Der Evangelist der neuen Menschheit muß jetzt Quintanern die lateinische Syntax eintrichtern. Zuweilen kann es nicht fehlen daß der große Geist „in dem einzigen modernen Gesellschaftsanzug den er besitzt und in welchem er in allen vornehmen Häusern herumsherwenzelt in die er kommen kann“, Hunger leidet. Endlich findet er sein Glück — eine Staatsrathstochter. Jeannette, fünf Jahre älter als der Doctor, nicht hübsch, nicht liebenswürdig, zählt nicht mehr unter die jungen Mädchen, ist aber das Kind reicher Aeltern. Seit einiger Zeit von einer Melancholie befallen, deren Ursache, bei sich merklich entstellender Taille, zweideutig bleibt, kommt Jeannette dem Doctor unverholen entgegen. Sie wird kurzweg seine Frau. Ausstattung, Hochzeit, Logis, Connerionen — Alles ist glänzend. Er ist ein gemachter Mann. Allein der „freie Geist“ verbummelt, wie man sagt, sein Glück; er versäumt sein Amt, macht sich durch Uebermuth vermögende Feinde, verschwendet seiner Frau Vermögen und zerrüttet nach und nach seine äußern Verhältnisse ganz und gar. Dabei geräth auch der sittliche Halt seines ehelichen Lebens auf das Niveau der Erbärmlichkeit. Nach außen und in der Clique macht sich für den freien Geist noch Alles leidlich; im Hause aber gibt es immer Zank, niemals Geld u. s. w.

Wie bemerkt: die destructive Lebensansicht ist in Dr. Horn ganz souverain geworden; er repräsentirt die nihilistische Schlechtigkeit auf die Spitze getrieben. Seine Weltanschauung ist glattweg diese: „Glaub' mir, in dieser Welt ist Nichts zu bessern. Die Gesellschaft ist faul im Innern; was hilft es sie äußerlich zu übertünchen? Ganzlich verwesen muß sie, damit Platz für eine neue wird. Für die Menschheit wirken heißt die Fäulnis zum Aeußersten bringen...“ Dr. Horn hält Ernst für den Narren seines eigenen Denkens, und darin hat er nicht ganz Unrecht:

Du schwärmt für die Menschheit zu wirken. Menschheit! Kennst du die Menschheit? Meinst du daß sie es werth ist daß wir uns für sie aufopfern? Meinst du daß sie unsere Opfer überhaupt will? Ich sage dir, Herzensjunge, diese Menschheit ist so erbärmlich und niederträchtig daß Unferne eher werth ist sie ginge um unserwillen zugrunde, als daß wir uns um sie nur ein einziges graues Haar wachsen

lassen. Um dieser Menschen willen sollen wir uns opfern? Karren sind wir, wenn wir uns zu schlecht dünken sie für uns zu gebrauchen, die wir besser und klüger sind. Was werden wir uns schenken die Gauner zu begaunern, die Niederträchtigen niederträchtig zu behandeln? List gegen List, Trug gegen Trug, um soviel Gutes aus der Welt herauszuschlagen als es noch gibt, und dieses Hundeleben uns einigermaßen passabel zu machen! Wozu den Kopf sich an der Welt einrennen? Du! dich ein wenig und du kommst ungeschunden hindurch. . .

Ein Thor wer in halben Ausbesserungsversuchen sich opfert. Ich schreibe dann und wann einmal einen Artikel im Sinne der Regierung, mache ein patriotisches Festgedicht und siehe da, ich habe mich dem Ministerium bereits als einen sehr beachtlichen Kopf empfohlen . . . und habe nahe Aussicht . . . durch die unablässigen Bemühungen meines Schwiegerpapa Staatsraths das lästige Schulkatheder los zu sein und die höhere Carrière einzuschlagen. Consistorialassessor! Schulrath! Mitarbeiter im Ministerium. Ha, ha, der frivole Artheist — Gehülfe im christlich-germanischen Ministerium! Nun wer weiß, man kann Alles werden, wenn man ein offener Kopf ist und den Spas versteht. Sieh', Das ist ein freier Geist!

Solche Einflüsterungen sind keine Speise für Ernst's idealen Geist, doch üben sie an ihm unmerklich ihre grausame Wirkung. Es bedarf nur noch eines von außen hinzukommenden Umstandes um ihn für die emancipirte Berliner Menschheit, für die sturm- und dranggeniale Hippelclique zu gewinnen. Dieser Umstand findet sich in der Form einer Katastrophe. Ernst hat für Dr. Horn's Zeitschrift einen „durchschlagenden“, emancipirten, antikirchlichen Artikel geschrieben. „Ein Freund der Kirche“ hat Ernst's Anonymität enthüllt und den Autor dem Consistorium denunciirt. Infolge Dessen — der Bruder von Ernst's Vater ist selbst Consistorialrath in Berlin — findet in der Pfarre von der Polizei Haus-suchung statt, Ernst's Papiere werden in Beschlag genommen . . . Der Schlag ist zu schwer für den alten kranken orthodoxen Pastor. Die Maßregel, dazu das zürnende Schreiben des Bruders Consistorialrath treffen den schwachsinigen Alten tödtlich. Er stirbt vor Schreck plötzlich in seinem Lehnstuhl. Seine letzten gebrochenern Worte zürnen dem verlorenen Sohn: „Mein Gott, mein Gott, was soll daraus werden! Wir sind so arm . . . so arm . . . du hast mir Nichts als Kummer gemacht, . . . mein eigenes Weib mir entfremdet . . . die Mutter ist schuld —“ Die Scene ist erschütternd:

Mit einem Schrei stürzt dem Verschwindenden seine Frau zu Füßen. Schluchzend barg sie ihr Gesicht an ihm. Er konnte nicht weiterreden, die Stimme versagte ihm. Stöhnen des Köhlers drang tief aus seiner Brust. Seine Lippen bewegten sich wie zum Gebet. Der Todeskampf steht auf seinem Angesicht . . .

Die Mutter, sich aufraffend, ergreift schnell Anna's und Ernst's Hände, legt sie ineinander und führt die Hand des Sterbenden hinzu um sie zu segnen. Noch einmal lehrt dem Sterbenden ein Schatten des Bewußtseins zurück . . . wie im Gebet erbeben seine Lippen noch einmal . . . dann sinkt er zusammen und hat vollendet. In Ernst's Seele sieht es schaurig, wie Vernichtung, aus. Er sinkt der halbunbewußtlosen Mutter zu Füßen, umfaßt ihre Knie. „Verzeihung“, flüstert er, „ich will Alles thun, will gutmachen; euch gehöre ich jetzt ganz, ganz nur

euch.“ Am Tage nach des Vaters Begräbniß reißt Ernst nach Berlin. Einen Fußfall will er dort thun vor seinem Oheim, will Alles widerrufen, ihn bitten ihm um der Seinen willen Verzeihung bei den Behörden zu erwirken, damit er nur eine Pfarrstelle, und wenn es die schlechteste im Lande sei, erhalten könne.

Mit diesem ersten Abschnitte unserer Dichtung schließt sich auch ein Passus in unsers Helden Leben. Sein Verhängniß rückt näher. Aus dem beengt-einförmigen Kreise von „Gottes Wort auf dem Lande“ treten wir hinüber in die große freie bewegte Welt der „Berliner Genies“. In einer der langen, breiten, mit casernartigen Häusern besetzten Straßen, die vom Frankfurter Bahnhofe nach der Königsstadt führen, steht ein dreistöckiges Haus, das, aschgrau, farblos, unfreundlich aussehend wie all die andern, doch in sich eine Perle birgt, einen Stern der in manches Leben noch Glück und Unglück hineinstrahlen soll. Dieser Stern ist Delphine, die siebzehnjährige Waise, sie selbst die Heldin dieses Dramas, aber des Helden Unglücksstern. Delphine, oder Phindel, wie sie die Tante nennt, ist ein prädestinirtes Wesen wie Ernst. Sie ist, wie gesagt, Waise. Ihre Mutter war eine schöne Frau gewesen, die ein unglückliches Ende genommen. Aus Leidenschaft für die Kunst hatte sie ihren wohlhabenden Vater verlassen und war einem Schauspieler auf das Theater gefolgt. Von diesem verlassen, hülflos, leidend, mußte sie bei ihrem Bruder eine Zuflucht suchen, der sie unwillig aufnahm.

Durch ihre Schicksale gebeugt, ihr Leben bereuend, verfiel sie nun in pietistische Ueberspanntheit und erzog ihre junge Tochter zu derselben religiösen Schwärmerei zu der sie in einem stürmischen Leben sich emporgesündigt hatte. Sie bildete ihre musikalischen Talente aus, aber sie schied von ihr in das andere Leben, indem sie sich das Versprechen geben ließ daß sie nie die Bretter betreten wolle, um von gleichem Unglück verschont zu bleiben und ihrer Seele Heil zu bewahren . . .

Herr Schulze, Delphine's Onkel, in dessen Hause nun die Erziehung des funfzehnjährigen Kindes vollendet werden soll, seines Zeichens Victualienhändler, ist eine geizige, schmutzige Krämerseele, der seiner Nichts die Dissen in den Mund zählt und Tag für Tag ihr ihre Existenz vorwirft. Sie soll nach strengen „Grundsätzen“ bei ihm gezogen werden und bei Leibe nicht werden wie ihre leichtsinnige Mutter, deren Andenken Delphine schwärmerisch verehrt. Leider nur verhindert Herrn Schulze sein Geschäft, das ihn den ganzen Tag an seinen in einer entlegenen Straße befindlichen Kramladen fesselt, dies Ziehungssystem nach Grundsätzen persönlich zu handhaben, und sein Frauchen, Phindel's „Tantchen“, verfolgt hinter seinem Rücken ein ganz entgegengesetztes: Tantchen hat aus den eigenen schönen Jahren das gefällige Gemüth beibehalten und kann gegen die liebe Jugend nicht so streng sein. Sie kann die feinen Herren die in des Onkels Abwesenheit die Phindel besuchen und „becuren“ nicht abweisen; ja sie räumt dieser für diese Besuche die „schöne Stube“ ein, läßt es geschehen daß das Mädchen Geschenke von ihren Verehrern nimmt, zu Hause Klavier spielt und singt und

wöchentlich ein paar mal auf die Büllets die ihre Auheter ihr besorgen ins Theater geht. So wächst die schwärmerische Delphine heran, die schlauke, noch im Keim der Knospe quellende Schönheit mit dem dunkeln mitternachtschwarzen Haar, mit dem „zarten, nur ein wenig gelblich angefränkeltcn Teint“. Aber Eins an ihr ist einzig und wunderbar prächtig, das ist ihr Auge, auffallend und bewältigend „durch die ruhige Größe, durch die hohe Wölbung der aufgeschlagenen Lider und die Tiefe des Nachdenkens die unter ihnen hervorblüht“. An der Tiefe dieses gedankenschweren, weltdurchschmerzten Basillienblicks soll der Denker Ernst zugrundegehen.

Ernst kommt nach Berlin. Der Onkel Consistorialrath ist verreist und kommt erst in zehn Tagen zurück. Solange muß also der Candidat in Berlin verweilen. Sein Freund, Dr. Horn, führt ihn bei Hippel ein, wo, repräsentirt von auserwählten Genies, der freie Geist seinen Thron aufgeschlagen. Hier thronen sie die seltenen Menschen, die himmelfürmenden Titanen, die souverainen destructiven Kritiker. Hier trinken sie Grog und Rotzwein und spielen Pharaos um einen Dreier, vier Groschen ist der höchste Einsatz; eine Emancipirte, mit dem Weinamen eines französischen Revolutionspolitikers, ein, trotz der Verleththeit, lüsteres Köpfschen coquetter toupirter Frisur legt Bank. Ernst, der für der Menschheit Ideale schwärmende Herzensmensch, berauscht sich hier zum ersten mal in Champagner und seine Sinne in den üppigen, lustschwellenden Formen einer längst emancipirten Ferrissenheitsdichterin. Die ersten süßen Schauer der Frivolität durchbeben ihn. Aber eine andere strahlendere, vom tiefern Gedankenweh durchgeiffete Schönheit ist es an der dieser Abaddona des Glaubens verenden und verleszen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beneger Elliot.

(Fortsetzung aus Nr. 7.)

Wenn ich zurückblicke auf die erlebten Tage eines wüthigen Torvidmus und auf die damals fast allgemeine Sitte vor den herrschenden Mächten und deren größten Misgriffen sich zu beugen, so erstaune ich daß ein Mann mit zerrissenen Nerven und einer geängstigten Phantasie, die, während er Knabe und Jüngling war, im Schlafe mit den Gesichtern todtcr Menschen verkehrte, ein Mann dessen erste Empfindung beim Beginnen einer öffentlichen Rede die ist daß ihm die Knie brechen wollen, im Stande gewesen seine politische Unbescholtenheit zu behaupten, ohne vom Glaubensbekenntnisse seines furchtlosen Vaters einen einzigen Artikel abzuschwören. Selbst in jenen Tagen war ich, wenn auch mir unbewußt, ein Anhänger des freien Handels. Manches was damals im Namen des Befehes geschah war so barbarisch, und der Eindruck welchen es auf mich machte so schmerzlich daß ich, obschon erst 16 Jahre alt, doch sicher nach den Vereinigten Staaten ausgewandert sein würde, hätte ich die dazu nöthigen Mittel gehabt. Auch glaube ich kaum daß ich in Betreff der Art sie mir zu verschaffen besonders gewissenhaft gewesen wäre, so tief hatte mich die Idee des Auswanderns ergriffen, so leidenschaftlich hatte mein Gemüth sie erfaßt und so poetisch knüpften sich daran in mir Crusoe-Begriffe von Selbstständigkeit und Abgeschiedenheit. . .

Mein neuntes Jahr war ein Wendepunkt meines Lebens. Mein Vater hatte für meinen Dheim in Thurlestone eine große

Pfanne, mehre Tonnen an Gewicht, gegossen, und ich nahm mir vor, ohne meinen Aeltcrn Etwas davon zu sagen, mich mit derselben dahin zu begeben. Ein Blochwagen mit Leuten sie abzuholen kam. Unbemerkt kroch ich gegen Sonnenuntergang hinein, verdeckte mich unter dem daliegenden Heu und fort ging die Reise. Wohl erinnere ich mich der Aufregung in welche die Feier der Nacht und ihre Sternschnuppen mich versetzte, bis ich gegen 4 Uhr Morgens Thurlestone erreichte. Es verdient Bemerkung daß mir im spätern Leben nie ein Plan gelungen ist den ich nicht in ähnlicher Weise ausführte. Frage ich um Rath, so wird entweder gar Nichts daraus oder er schlägt fehl. Ich war nicht viele Tage in Thurlestone gewesen als ich mich wieder nach Hause wünschte; mein Herz war bei meiner Mutter. Hätte ich den Weg finden können, wäre ich gewiß zurückgekehrt. Daß ich Das nicht konnte, beweist — wieviel die Nachsicht es einigermaßen entschuldigt — daß ich wirklich ein dummer Junge gewesen sein muß. Mein Dheim schickte mich in die pensioner Schule, wo ich einige Fortschritte machte. Einer der Knaben in dieser Schule mit übertriehendem Athem schloß sich an mich an. Er wollte immer neben mir sitzen und vergiftete mich fast. Geschah es aber daß er einmal fehlte, war es mir dennoch als könne ich nicht leben; so sehr habe ich immer das Bedürfniß empfunden mich an eine freundliche Brust zu legen. Kam ich dann aus der Schule nach Hause, verbrachte ich meine Abende damit daß ich nach Hopyland-Serraine hinüberblickte, denn jenseit dieses Dorfes hatte ich entdeckt liege Rasbro', und so oft die Sonne unterging, fühlte ich als sei mir ein schweres Unrecht widerfahren. Endlich nach anderthalb Jahren holte mein Vater mich ab; und so endigte mein erster Einbruch in die große Welt. Ist es nicht seltsam daß ein Mann der seit seiner Kindheit vom Besuchen fremder Länder geträumt und noch in seinem sechzigsten Jahre steif und fest glaubt den Niagarafall zu sehen, nie zwanzig Meilen über England hinausgekommen ist und die schönen Scenerien von Cumberland, Wales und Schottland noch zum ersten male zu sehen hat?

Nach meiner Heimkehr aus dem Lande der großen Pfanne wurde ich wieder in die Hollischule geschickt, wo, wie ich in allen Fällen zu thun pflegte, ich den kürzesten Weg zum Ziele wählte, und der leichteste Weg meine Exempel fertig zu bekommen war unstreitig der: sie mir von John Ross ausrechnen zu lassen. Diese Gewohnheit trug in ihren Folgen nicht wenig dazu bei meinen heimischen Ruf eines Dummkopfs zu erhöhen. Dennoch ist mir als hätten meine Schulkameraden einigen Respect vor mir gehabt, warum weiß ich freilich nicht, denn ich balgte mich nie und glaube auch daß sie einen Mangel an gewissen gelehrten Kenntnissen in mir argwöhnten. Ich sagte, ich balgte mich nie. Dessenungeachtet nahm mein Bruder Giles, wenn er sich bebrängt sah, seine Zuflucht stets zu mir, damit ich ihn schügen sollte. Wie sich alles Dies machte begreife ich nicht, denn ich führte es in keiner Weise herbei. Sobald ich zur Regel-de-tri vorgeschritten war, ohne vorher zählen, abziehen, subtrahiren und dividiren gelernt zu haben, schickten mich meine Aeltcrn in ihrer Verzeihung in die Daltonschule, zwei Meilen von Rasbro', und so lebhaft als wären seitdem nicht nahe fünfzig Jahre an mir vorübergegangen sehe ich in diesem Augenblick den Königssischer längs des Don hinschießen, während ich schulwärts über die aldwarker Wiesen wanderte und mein Mittagsbrot vier Stunden vor der Essenszeit verzehrte. Es ist aber ein Glend zu lesen ehe man buchstabiren kann. Der Schulmeister hieß Brunskill, ein Mann mit einem gebrochenen Herzen aus Cumberland, einer der besten Menschen auf Gottes Erdboden, eine Art wejnender, halbverunglückter Engel ohne Flügel, vor dessen Katheder ich stundenlang gestanden mit strömenden Thränen und schlechterdings unfähig eine Zahl richtig anzusetzen. Ich zweifle ob er daran dachte daß mir die Elementarregeln nie gelehrt worden waren. Ich wußte wirklich nicht daß sie unentbehrlich seien, und traunte deshalb einen Jungen der eine Aufgabe in einfachen Brüchen lösen konnte

wie ein Wunderthier an. Aus Haß gegen die Schule schwänzte ich sie während des folgenden Sommers, stahl im Thybergh Park Entener die ich für wilde Vogeleier hielt, und wurde vor Frau Finch gebracht, die, von meiner Dummheit überzeugt, mich mit einem derben Verweise entließ.

Wähne Niemand daß Dies glückliche Tage für mich waren. Ich fühlte mich durch und durch elend. Ich zitterte wenn ich unserm Hause nahe kam, weil ich nicht wußte wie ich die Fragen beantworten sollte die ich von meinem Vater befürchtete. Bisweilen vermied ich sie dadurch daß ich mich ohne Abendbrot zu Bette schlich, eine Praktik die für einen Jungen nichts Angenehmes haben konnte der sein Mittagbrot bald nach dem Frühstück aß. Inzwischen mußte mein Vater endlich entdecken daß ich Nichts lernte als Herumlaufen, oder mußte vermuthen daß meine langsamen Fortschritte mehr Folge der Faulheit als eines Mangels an Lernfähigkeit seien. Mich zu strafen ließ er mich in der Sieberei arbeiten. Dies war aber so wenig eine Strafe für mich daß es mich vielmehr von dem Gefühle der Untergeordnetheit erlöste welches mich solange niedergedrückt. Es fand sich nämlich daß ich nicht dummer war als jeder Anfänger. Und Das hatte seinen guten Grund. Von Kindheit an kannte ich die Fabrikarbeiten, hatte sie wenn auch still doch scharf beobachtet. Das Resultat seines Versuchs ärgerte Den der ihn mit mir anstellte, und Das von rechts wegen, denn es ergab sich sehr bald daß ich in der Schenke zum York-Keelman es mit den besten Kunden gleichthat. Doch wollten die rohe Gesellschaft und die gemelnen Späße mir nie recht behagen. Keine Gedanken zogen beständig fort an die Ufer des Kanals zu meinen kleinen Schiffen. Ohne zu wissen warum baute ich meine Festungen, ja auch meine Luftschlöffer wo die schönsten Blumen blühten. . . . Zu derselben Zeit hatte ich starke religiöse Gefühle, und so oft in der Kapelle des Pfarrers Allard Gottesdienst war, fehlte ich selten. . . . Mitunter ging ich auch in die Rasbro-Kapelle. . . . um Hrn. Groves zu hören, einen der beredtesten und würdigsten Männer, den aber mein Vater wegen des einen oder des andern Nichts in seiner Zucht oder Lehre haßte — und mein Vater haßte ganz ordentlich. Eines Sonntags auf dem Wege ihn zu hören sprach ich bei meiner Tante Robinson vor, einer Witwe von drei Kindern und einer Jahresrente von 30 Pf. St., wovon sie — Gott mag wissen wie — anständig lebte und ihren zwei Söhnen eine Erziehung gab welche zuletzt Beide zu Gentlemen machte. Mir schien, ich wurde ziemlich kühl empfangen. Sie konnte kaum wissen daß ich Abends vorher einen Kaufsch gehabt, aber das Gewissen schlug mir. Nach einer minutenlangen Pause stand sie auf und zeigte mir ein Heft von Cowper's „Englischer Botanik“. Ich werde nie den Eindruck der schönen Kupfertafeln auf mich vergessen. Ich betastete das Bild der Primel, halb überzeugt daß wirklicher Staub auf den Blättern liege. Es that mir weh als sie mir das Buch wegnahm, doch geschah es nur um mich das Abzeichnen der Bilder in der Weise zu lehren daß ein dünnes Blatt darüber gebreitet und sie dann gegen das Licht gehalten werden. Diese Kenntniß hob mich mit einem male an geistiger Höhe mindestens einen Fuß über die Insassen der Schenke. Mein erster Versuch war eine Nachbildung der Primel, unter welche ich aus steter Vorliebe für schöne Worte ihren lateinischen Namen schrieb: *Primula veris vulgaris*. Von nun an verbrachte ich jede freie Stunde bei meiner Tante um zu zeichnen. Doch hatte sie mir noch nicht allen Reichtum ihres abwesenden Sohnes Benjamin gewiesen. Das nächste offenbarte Wunder war seine Sammlung getrockneter Pflanzen. Colombo, als er die Neue Welt entdeckte, war kein größerer Mann als ich in jenem Momente. Keine Ahnung beschlich mich daß nicht ich die Entdeckung gemacht und kein Amerigo Vespucci mir die Ehre bestritt. Wehe aber meinen starken religiösen Gefühlen! Pastor Allard fragte jetzt häufig warum Ebenerger nicht in der Kapelle sei? Ich sammelte Sonntags Blumen sie nachher zu malen. Wie noch jetzt

hatte ich damals keinen Sinn für Botanik als Wissenschaft. Das Classificiren dünkte mich eine Art Vorbereitung die Blumen ins Gefängniß zu werfen. Indessen fing ich an mich als Mann zu fühlen. Eine Mysterie umgab mich. Die Leute hielten mich mit meinen Pflanzen an, fragten mich welche Krankheiten ich damit heilen wolle. Bei alledem kam es mir nicht in die Gedanken daß ich die Kunst des Dichtens lernte. Ich haßte damals die Poesie, namentlich Pope's Verse, die mir allemal wenn ich sie vorlesen hörte Kopfschmerz machten. Auf meinen Wanderungen wurde ich bald mit den Nachtigallen in Wasingtonhorpe-Spring bekannt; desgleichen mit einer schönen grünen, ungefähr drei Fuß langen Schlange, die an heitern Sonntagmorgen gegen 10 Uhr am Ende des Primelgäßchens mich zu erwarten schien. Sie wurde so vertraulich daß sie bei meinem Käben sich nicht einmal aufrollte, und ich habe neben ihr gefressen bis sie mich gar nicht mehr zu beachten schien. Stand ich dann auf um fortzugehen, hob sie blos die Schuppen hinter ihrem Köpchen oder die Haut darunter, und Das glühte in der Sonne wie Feuer. Ich weiß nicht wie oft dieses schöne, harmlose Gotteskind mir in meinen Schriften zu seinem Bilde gefressen; ein Duzend mal wenigstens. Wo ich aber auch später Brüder oder Schwestern von ihm getroffen habe . . . und welches die Scenerie gewesen sein mag, zeichnete ich ihr Bild, wurde es bestimmt das meiner ersten Schlangenliebe.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Brecher, G., Das Transcendentale, Magie und magische Heilarten im Talmud. Wien. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Curtman, W. J. G., Die Reform der Volksschule, Beantwortung der Frage: Wie kann der Unterricht in der Volksschule von der abstrakten Methode emanzipirt und für die Entwicklung der Gemüthskräfte fruchtbarer gemacht werden? Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 21 Ngr.

David und Goliath. Darstellungen und Vergleichen aus der Geschichte und der in Bern befindlichen Denkmäler alter Zeit: dem Davidsbrunnen, Goliath und der heiligen Geistkirche, mit dem siegreichen denkwürdigen Kampfe des Berner-Volkes im Jahre des Heils 1850, wider den Lügen-Goliath unserer Tage. Mit Abbildungen. Bern, Huber u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel bis Christus. 2te Ausgabe. Ister Band. — A. u. d. T.: Einleitung in die Geschichte des Volkes Israel. 2te Ausgabe. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Feigeler, J., Der geistige Kampf, dargestellt in Predigten. Wien, Braumüller. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Franklin, D., Die deutsche Politik Friedrichs I. Kurfürsten von Brandenburg. Aus den Quellen dargestellt. Eine gekrönte Preisschrift. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik oder Eindrücke und Erinnerungen aus Frankreich im J. 1850 und der kurz vorhergehenden Zeit. Berlin, A. Dunder. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

London im Jahre 1851. Ein praktisches Handbuch für Reisende nach England. Leipzig, Leort. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Putilig, S. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 3te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Dunder. 16. 15 Ngr.

Wolf, F., Ueber eine Sammlung spanischer Romane in fliegenden Blättern auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag. Nebst einem Anhang über die beiden für die ältesten geltenden Ausgaben des Cancionero de romances. Wien, Braumüller. 1850. Hoch 4. 2 Thlr.

Literarische Unterhaltung.

Kreitag

Nr. 81.

4. April 1851.

Moderne Titanen.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Erst kommt Delphine kennen. Im Theater, von Loge zu Loge: herüber und hinüber, finden sich ihre schwärmerischen, besorgenden, welchschmerzigen Blicke wunderbar! Delphine hat der Anbeter viele, unter ihnen Boote männlicher Schönheit; aber hier, im Halb-dunkel der Theaterloge, trifft und glänzt bei ihr an zwei gleichzeitigen, unerschöpflichen Augen der erste Strahl der Liebe. Lösen wir dies Räthsel: Delphine kennt Ernst schon längst aus dem schwärmerischen, idealen Briefen die er an seinen Freund Dr. Horn geschrieben. Denn Dr. Horn zählt sich selbst unter die ausermäßigsten Liebhaber Delphine's, ja er ist der wahre Exponent auf ihrer Reigung, er will mit ihrer Leidenschaft und der geliebten Emanzipation die dieser prädestinirten Natur bevorzucht sein Privatgeschäften machen.

Die süße Delphine kommt unserem Candidaten schon beim zweiten Begegnen im Theater entschieden entgegen. Er besucht die „Phibel“, und diese Herzen öffnen sich einander schnell: „Als ich Ihre Briefe zu lesen bekam Herr Wagner“, sagt Delphine, „da war mir als hätte ich das Alles schon gefühlt, als hätte mein Geist im Traume mit dem Ihrigen verkehrt; und ich läse jetzt klar was ich damals nur halb verstand.“ Delphine geht weiter: sie belaut dem Freunde ihres Herzens unendliches Wohl. Wie können die Natur dieses Wohl nicht verkennen, es ist die absehbar Sehnsucht, der sich bestreben anflenden, welche „Dankens!“. Der große Will den Zeit geht auch durch Delphine. Wie sprechen von ihrem Freunde Horn, und es sagt sich wie überhaupt in dieser wunderbaren verschlungenen Dichtung eines des Wunders Wägen und Bekanntheit ist) das es der Geist des nichtmüßigen freien Denkens, es ist der ihr ihre Welt gemacht. Delphine ist Atheistin. „Ich glaubte nicht so innig an Gott,“ sagte sie, „das Glaube ist so süß, aber nur ein Kind kann glauben.“ Der gebildeter Freund hat mir den Muthen der Kindheit genommen und mit dem Bewusstsein des Geistes gegeben. Ich bin seitdem ganz froh geworden, aber ich danke ihm, ich will lieber die Vergessung der Kindheit als einm. Trost bei Lüge ist.“ Mit der Atheistin aus Corcoran, und Pri-

maligkeit des Herzens! Damit ist die Prädestination dieser reichen Natur klar aufgetaucht. In denselben Abend, nur noch so überschwellenden Gesinnungsrufen Ernst von Delphine den ersten Kuss ertheilt, wo er ihr in später Nacht auf seinem einsamen Bimbar die Worte schreibt:

Du hast mit deinen Lippen die mein Athem wie in die Erde gehaut so leise und kalt und dein Athem so Delphine, ich habe eine Ahnung, ein rung von der Güte des Lebens da habe wie im Traume schon einmal und mit meiner Hand keinen Rad kann die volle Sonne die heigen Li des Athems die du mir eingehaucht mit gewaltigen Flammen ergeht, und ich nicht mehr vergessen das Gefühl

Diese eine Verbindung umfasst mein ganzes Sein und wird schlingt an mein Denken du, ergeht mein ganzes Wesen, mein Leben und meine Seele. Der Aug des freien Geistes geht hin zu dem verwandten Geiste, hin zu dir, du Aug der Lebens, du Strom der Liebe, du Meer der Binnung! Delphine — so schließt der Brief — du bist nicht das Meer, aber du bist Delphine, die große Seele mit dem süßen Leben, mit dem wunderbaren Blicken und den schmelzenden Lippen, mit dem Kaden so kalt wie der Hals der Schwäne, mit dem Wulst so warm und weich wie das Orkred der Tauben. O der Ebbrey, dieses Wesens ist unendlich wie das Meer! Laß mich verfinstern davor; laß mich ruhen an deinem Busen, laß die Kraft meines Lebens sich heben an der Höhe deines Lächel; Laß die freien Geister die dein Licht genießen.

am demselben Abend esse, wo der edelste, fentimentale Mann am Delphine diese Worte schreibt, empfangt diese ihren dritten Amanten-Kuss, dem schönen Geson. In Berlin gilt dieser Mann-Kuss mit dem verführerisch-niedertückigen Tarnen vollendet weltmännlicher Raffinesse für einen Mann; eigentlich aber ist er „Graf Geson Polych, Chef des polnisch-patriotischen Propaganda.“ Bislang hat der schöne Graf nur mit Delphine getändelt, muskirt — denn Delphine ist ganz Russin, jeder Mann in ihr ist Harmonie und Gesong — und ist Delphine frisch und rein ... der alte gute Kuss-Geser hat noch nicht Ruhe gefunden seine Don Juan-Kasserie der Verführung spielen zu lassen. Es ist indes nicht weit mehr davon; die Epoche die Ernst's Leidenschaft in Delphine's Leben wagt gibt seinem sehr unangenehmen eine entschieden Bedeutung.

Wir unsererseits wenden uns jetzt zu Dr. Horn, dem feinen Dialektiker des absoluten Vernunftegoismus. Vernehmen wir die schnellabrollende Tragik seines Lebensdramas und sehen wie ein „berliner Genius“, ein Parforcegeist der modernen Zeit, endet.

Das Familienleben Horn's ist vollständig bankrott. Er hat seiner Frau Alles, bis auf die Zinsen, verthan, ihr die Quittungen unterschlagen ... sie kann die Waschfrau, er die Hausmiete nicht mehr bezahlen ... es kommt zur letzten entscheidenden Gardinenscene, in welcher das mit dem allgemeinen freien Geist identische Genie von seiner erzürnten Jeannette eine — Ohrfeige erhält ... Jean, der Bediente, hat es gesehen oder vielmehr nicht gesehen, und soll es dem die Scheidung projectirenden Doctor später vor Gericht bezeugen. „Adieu, Madame“, lacht der Doctor höhnisch laut auf, „o die süße Ohrfeige! Deine Grobheit, Jeannettchen, soll Alles gutmachen was meine Dummheit verdorben hatte. Noch 14 Tage, und dann, am 1. October, Adieu, Madame! Adieu, Schulden! Adieu, Correcturen! Und nun an mein Bett für Delphine, für meine Delphine!“ Um diese räthselhafte Exclamation zu verstehen, müssen wir den Plan des auf Delphine's schwärmerisch-leidenschaftliches Naturell speculirenden Doctors enthüllen: Delphine ist durch und durch Musik, ihre Stimme ist herrlich, unvergleichlich; sie hat bereits in dem und jenem Concert Alles entzückt, hingerissen. Dr. Horn hat der Schwärmerin ihren Gott geraubt; er präsumirt daß sie ihn liebt, ihm Nichts versagen wird. Delphine war dem Doctor Horn zuerst durch ihren Gesang in der Kirche aufgefallen; er hatte beim Cantor ihre Bekanntschaft gemacht und die Aufmerksamkeit auf ihr hervorragendes Talent geweckt. Als hervorragenden Schönggeist, Kunstenthusiasten und Virtuosen im Flügelspiel führte er sich in ihrem Hause ein; er findet sie in jener deprimirten, himmelaufliegenden sehnennden Stimmung, bald nach dem Tode ihrer Mutter, in der sie, von der Welt schroff abgewandt, nur ans Kloster denkt oder ans Grab. Das blasse Kind mit den strengen Zügen und dem tiefen düstern Blick interessirt den Doctor und er nimmt sich vor sie zu erziehen. Das System dieser Erziehung ist: sie durch die Macht der Musik dem Weltlichen zuzuwenden. Es ist also consequent daß der starke Geist vorerst der Schwärmerin ihren Gott raubt. Wenn man erst Gott los ist, findet sich schon das Andere. In einer Stunde fällt ihm Delphine weinend, dankbar um den Hals und „birgt, laut schluchzend, ihr süßes stolzes Köpfchen an seiner Brust“. Auf diese Stunde baut der Narr seines Egoismus seinen Plan. Es ist einfach der: Delphine soll und muß zum Theater; er schreibt ein Werk voll destructiver kritischer Genialität: „Der Mensch und die Schönheit.“ Sobald es fertig, verkauft er es glänzend, bezahlt seine Schulden, löst alle bisherigen Verhältnisse, läßt sich von Jeannette scheiden, heirathet Delphine, die als Primadonna des Gesangs Europa entzückende Emancipirte, und — läßt sich fortan wiegen und schaukeln auf den Lustwellen eines noch

nicht erhörten Weltgenusses. Wie dem Reinen Alles rein, so ist dem Genialen Alles genial; aber die Parze dupirt auch den Genialsten. Diesmal erscheint sie in der Gestalt Jeannette's, der Staatsrathstochter. Der Doctor hat sein Manuscript „Der Mensch und die Schönheit“ glücklich vollendet, alle äußern Verhältnisse gelöst, der Madame Jeannette es glattweg abgeschrieben; es handelt sich jetzt nur um Delphine's Einwilligung. Hier gibt es freilich eine geniale Scene, aber doch noch einen Rest von Hoffnung und etwas „verteufelte Wahrheit in der Komödie“. Am Abend kommt Horn nach Hause auf sein Zimmer ... es ist finster ... er sucht im Finstern das Feuerzeug ... nirgend ein Feuerzeug ... er sucht nach Schreibsecretair, auf dem es stehen muß ... nirgend ein solcher ... er tappt hin und her ... nirgend faßt er ein Möbel, nur leere Wand. Jean erscheint auf wüthendes Klingeln und berichtet: die gnädige Frau haben das Zimmer erbrochen und Alles — ausgeräumt. Auch gut, denkt Horn, ich habe noch mein Werk, mein Manuscript und 500 Thaler Honorar! Er sucht, er leuchtet nach dem Manuscript, es liegt ja im Schreibsecretair — bemerkt er sich — das Schreibbureau gehörte ihr, aber meine Gedanken soll sie schon herausgeben! Noch einmal leuchtet und bückt sich der Aermste. Ja, die Parze-Jeannette hat ihr boshaftes Werk nicht unvollendet gelassen, sie hat sich meisterlich gerächt. Am Ofen gewahrt Horn ein weißes Blatt; es ist das Titelblatt seines Werk ... darauf seine eigene Handschrift. Und wo ist das Werk?

Die messingene Ofenthüre ist geöffnet und gräulich gähnt ihn die schwarze Höhle des Ofens an — das Grab seines Werks und seiner Hoffnungen. Mit Hast greift seine weiße, gepflagte Hand in die schwarzen Kohlen hinein; kalte aufsteigende Asche verbrannten Papiers bekommt er zu fassen, und damit ja kein Zweifel an seiner Vernichtung ihm bleibe, zeigen einzelne nur halb versengte Blätter ihm seine Handschrift und den Inhalt seines Buchs. Die Rache seiner Frau hatte die Geistesarbeit des Aesthetikers vernichtet ... Nur unarticulirte Töne stöhnte er von sich: „Es ist aus!“ Das Licht entfällt seiner Hand, er bricht kraftlos zusammen ...

Nach einer Weile dumpfer entsegliger Dohnmacht schleppt er, seine letzte Kraft zusammenfassend, sich nach seiner Bettstelle ... einen schweren Kasten zieht er darunter hervor ... öffnet ihn und nimmt heraus ein paar Pistolen ... stieren Blicks ladet er sie mit Pulver und Blei, sinkt dann bewußtlos nieder und durchschläft die Nacht, den Kopf auf dem Waffenkasten ...

Die Scenen die in dieser Nacht des Glends und Gerichts sich noch in des Doctors ausgelehrtem Zimmer ereignen enthüllen auf so verschlungene und wieder verschlungen-fortleitende Weise so eigenthümliche Verhältnisse und Zustände in der Anatomie unserer Dichtung daß ihre Kenntniß aus dieser selbst geschöpft werden muß. Wir wissen, nachdem wir diese Scenen durchlebt, daß Graf Cesar, der Chef der polnisch-politischen und einer Weltpropaganda, eben jener „Freund der Kirche“ gewesen ist der Ernst dem Oberconsistorium denuncirt hat; wir ahnen was später geschieht daß dieser schlau, vollendet-weltkundige Verräther Jenen in die Ge-

fahren dieser Weltpropaganda verwickeln, seinen idealen Weltenthusiasmus ausbeuten und, immer unter der Maske fürsorglicher, aufopfernder Freundschaft (denn Horn, Graf Cesar und unser Held haben aller Rivalität zum Trog den Bund der freien Geister geschlossen), sein consequentes, aber mit dem Schein classischer Gleichgültigkeit gehandhabtes Verführungssystem gegen Delphine durchsetzen will; wir erfahren endlich das Horn, der bankrotte Mensch und Geist, einen scheußlich-niederträchtigen Verrath an Ernst verübt hat, einen abscheulichern noch an Delphine's Reinheit, denn — wunderbar — noch ist Delphine rein!

(Der Beschluß folgt.)

Benutzer Elliot.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Ich war nun ein Mensch von Bedeutung, und ließ ich meine mich bewundernden Verehrer glauben daß ich meine Pflanzenbilder nicht ab, sondern nach den Pflanzen zeichne die sie mich sammeln und eintragen sahen, so verzehre mir, beleuchteter Geist der Wahrheit! Ich hatte die Stimme des Lobes so lange nicht gehört und die ungewohnte Klang meinen Ohren so süß daß ich nicht umhinkonnte sie willkommen zu heißen. Aber meine getrockneten Pflanzen waren unlegbar mein Eigenthum, und ihr Verdienst so auffällig daß selbst mein allgerühmter und allgebater Bruder sich bisweilen herabließ meinen Hortus siccus, wie ich mein Buch pomphaft titulirt, eines Blicks zu würdigen und zu bewundern. Um diese Zeit hörte ich ihn das erste Buch von Thomson's „Jahreszeiten“ zum ersten male vorlesen. Er las ausgezeichnet und wußte es. Als er zur Beschreibung der Primel und Aurikel gekommen war, harrte ich mit Ungeduld bis er das Buch niederlegte. Ich nahm es mit mir in den Garten und verglich die Beschreibung mit den lebendigen Blumen. Das war eine zweite neue Idee — Botanik in Versen! — eine Verkündigung daß die Tage des Krigels nahe seien. Aber meine früheste Geschmackäußerung in der Poesie glich der des Webers Bottons, dem vor allem eine Scene gefiel: wo eine Kage zerrissen wurde. Demgemäß war mein erster poetischer Versuch eine gereimte Nachahmung von Thomson's „Gewittersturm“ in Jamben. Ich wußte sehr wohl daß Schafe nicht austreiben können wenn sie todt sind. Doch der Reim schien zu fodern daß sie fortließen, und da er haltbar bei seiner Verkehrtheit blieb, blieb mir Nichts übrig als meine Herde auseinanderstäuben zu lassen nachdem der Bliß sie erschlagen. Ich las meinem Vetter Benjamin mein Kunstwerk vor und erhielt von ihm die erste Züchtigung un-darmherziger Kritik. Gott möge sie ihm verzeihen! Ich habe es nicht gekonnt. Ebenso wenig konnte ich mir seine Ueberlegenheit als Folge seiner Gelehrsamkeit verhehlen, und nie war ich glücklicher als wenn ich ihn den Homer griechisch recitiren hörte. Keine Silbe verstand ich; aber nach Verlauf von ziemlich einem halben Jahrhundert tönt die Rusik noch in meiner Seele.

Wern hätte ich auch von dem Lobe welches meinem Bruder Giles von allen Seiten zufiel meinen Theil gehabt. Wie aber ließ sich Das erndöglichen? Bisher war ich dick und rund gewesen wie eine Kugel; jetzt wurde ich bleich und mager. Meine Gesundheit litt sichtbar; dennoch war ich innerlich entschlossen das große Werk der Selbstbelehrung zu unternehmen. Ich kaufte eine Grammatik, konnte aber trotz aller Anstrengung nicht eine einzige Regel behalten. Ein Jahr später fügte ich meiner Grammatik einen „Schlüssel“ bei, las ihn durch und wieder einhundert mal durch und gewahrte endlich daß ich mittels Nachdenkens und Supplirens von Clisionen u. s. w. grammatikalische Fehler herauszufinden und zu verbessern vermochte.

Um meisten plagten mich die Fährwerke und thum Das jetzt noch. Ich weiß in diesem Augenblick nicht eine einzige grammatikalische Regel, und schmeichle mir dennoch das Englische so richtig zu schreiben wie Samuel Johnson es schrieb, und die Fehler eines größern Schriftstellers, Samuel Bailey, zu entdecken. Gehoben vom Erfolg kannte mein Eifer keine Grenzen. Zur großen Freude meines Vaters beschloß ich Französisch zu lernen. Meine Lektionen wurden mir leicht; aber nicht Ein Wort konnte ich merken und gab deshalb den Versuch nach fünf Wochen wieder auf. Nur Eins machte mich in dieser Mühsal glücklich. Da mein französischer Lehrer selbst von der Sprache Nichts verstand, durfte ich die Schuld auf ihn werfen und that Dies meisthaft.

Dem Anscheine nach setzten sich meine poetischen Ausflüge an gewisse Zufälligkeiten, es fing jedoch gegen Ende meines vierzehnten Jahres mein Geist an sich selbst zu regen. Jene Ausflüge wurden durch ein für die Geschichte meiner Bildung wichtiges Ereigniß unterstützt. Ein Geistlicher Namens Firth, Pastor in Riddlesmoor, einem armenigen Keste, vermachte meinem Vater seine Bibliothek und damit neben einer Menge griechischer und lateinischer Bücher: Barrow's „Predigten“, Ray's „Weisheit Gottes“, Derham's „Physikalische Theologie“, Young's „Nachtgedanken“, Hervey's „Meditationen“, Henepin's „Reisen“ und drei Bände des „Royal magazine“ mit illuminirten Ansichten von Bombai, Rabras, dem Niagarafalle, Pope's Villa zu Twickenham und bunten Abbildungen ausländischer Vögel. Allen diesen Büchern haben meine Schriften etwas zu danken, vorzüglich Henepin's „Reisen“, die mich vom Niagara an den Mississippi brachten. Barrow wurde ich nie überdrüssig; er und Young lehrten mich Gedrängtheit. Auch Ray war mir lieb. Pope's Villa veranlaßte mich seinen „Versuch über den Menschen“ zu kaufen, konnte mich aber nicht veranlassen Geschmack daran zu finden. Im „Royal magazine“ traf ich die Erzählung eines Schiffbruchs bei einer Südseeinsel und dichtete darauf eine Romanze in Jamben, zwanzig Jahre früher als Scott sein „Lay of the last minstrel“ drucken ließ. Ein weiterer Schatz war mir Shenstone. Ich konnte alle Notizen auswendig die er, aus dem Griechischen und Lateinischen übertragen, seinen Gedichten vorgelegt hat. . . . Ihm folgte Milton, der mich lange gefangen hielt. Wie schon gesagt, wählte ich stets den kürzesten Weg zum Ziele. Das hat mich bisweilen irregeführt, ist aber Hauptgrund meiner endlichen Erfolge als Schriftsteller. Weil ich ein schwaches Buch nie ausleien konnte, war es natürlich daß ich nur Meisterwerke las, die besten Gedanken der edelsten Geister: nach Milton Shalpeare, dann Ossian, dann Junius, mit meines Vaters Jakobinismus als Commentar, Papne's „Menschenverstand“, Swift's „Märchen von der Lonne“, „Sohanna von Orleans“, Schiller's „Käuber“, Bürger's „Leonore“, Gibbon's „Verfall und Sturz“, und lange nachher Lasso, Dante, die Stahl, Schlegel, Hazlitt und — das „Westminster review“. Mit meinem Gedächtnisse ist es eine eigene Sache. Ritunter verliert es mich schlechterdings. Gleichwol wußte ich im größten Jahre die Bibel fast auswendig, und konnte in meinem sechszehnten, ohne daß mir ein Wort fehlte, das erste, zweite und sechste Buch des „Verlorenen Paradieses“ herlesen. Besäße ich demnach was man Genie nennt, wie groß gestalten sich meine moralischen Sünden: denn was habe ich geschrieben das auch nur mit dem geringsten meiner herrlichen Muster einen Vergleich aushält? Aber ich bin kein Genie. Was die Zeit in mir entwickelt hat ist nicht Genie, sondern: sind Kräfte wie sie in allen Menschen ruhen und in den meisten schlummern. Ich vermag nicht gleich Byron und Montgomery aus meinem Herzen wie aus einer uner schöpftlichen Quelle Verse strömen zu lassen, und von meiner Unfähigkeit, gleich Shalpeare und Scott mich mit dem Charakter anderer Menschen zu identifiziren, geben mein unreifer „Kerhone“, „Laureydes“ und ähnliche Misglückungen trauriges Zeugniß. Alle meine Gedanken gehen nach außen; mein Verstand ist der Verstand meiner Augen. Eine Primel

Ich habe gehört, dass Sie sich für die Sache der Freiheit und der Gerechtigkeit interessieren. Ich bin sehr froh, dass Sie das wissen, denn diese sind die Grundlagen eines guten Lebens. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie sich für diese Sache einsetzen würden.

Krieg.

Belagerung von ...

Die Belagerung von ... hat sich in den letzten Tagen verschärft. Die Belagerer haben die Belagerten in der Stadt eingeschlossen. Die Belagerten haben die Belagerer in der Stadt eingeschlossen. Die Belagerer haben die Belagerten in der Stadt eingeschlossen. Die Belagerten haben die Belagerer in der Stadt eingeschlossen.

Roberte Titanen.

(Bechluss aus Nr. 81.)

In derselben Nacht schreibt Delphine dem bankrotteten Menschen Horn: „Ihre Liebe muß ich zurückerweisen“; und einen andern von Innigkeit überströmenden Brief an Ernst, der so schließt: „Ich muß Sie sobald als möglich sprechen, morgen Abend nach dem Concert; ich fahre nach Hause sobald meine letzte Pièce vorüber ist.“

Am andern Morgen in der Frühe findet man in einem bekannten Wäldchen nahe der Spree einen Herrn erschossen. Ein Pistol lag nicht weit von ihm. Viele Schritte in den Sand getreten und zwei Stöcke als Mensuren ausgesteckt, deuteten an daß ein Duell gewesen sei. Der Erschossene war Dr. Horn.

Vor seiner That hat Horn zwei Briefe, den einen an Ernst, den andern an Delphine, geschrieben. In dem erstern heißt es:

Was das Lumpengefindel von Menschen geschehen küßt habe ich selbst gethan. Ich erklärte im Leben die Selbstbestimmung, die Selbstständigkeit, die Selbstliebe für mein Princip; ich bin consequent im Tode, wie ich's im Leben war: ich sterbe durch Selbstmord... Aber still, Freundchen, still! Du darfst es nicht weitersagen... Niemand soll es wissen außer dir und der jungen Coquette (Delphine ist gemeint), die uns Beide an der Nase herumführen wollte. Ich habe ihr geschrieben ich hätte mich ihretwegen erschossen, und der Schwachkopf wird darüber den Verstand verlieren, so wenig versteht er den schlechten Witz; sie soll es merken, die Stämperin in der Berrücktheit, was es heißt einen consequent Berrückten anführen zu wollen u. s. w.

So hat also der bodenlos-consequente Nihilist sterbend wenigstens die Dehors gerettet.

Ernst hat inzwischen den Conffistorialrath-Onkel gesprochen. Ein guter Geist überkommt ihn; er ist entschlossen ohne Aufschub nach der Heimat abzureisen und den Seinen zu leben. Nur Delphine's letzter Aufforderung zu ihr zu kommen muß er ja folgen. Welch ein Scheinabschied! Wie ernst, feierlich, zernüchtern, verzweiflungsvoll und doch dabei schauerlich frivol! „Zwischen uns ist Nichts mehr als Trennung“, sagte er entschlossen, nachdenkend, düster. Sie hängt an seinem Halse und küßt ihn von neuem heftiger, glühender: „Der Augenblick ist noch unser. Laß uns versinken in das Meer!“ So spricht sie unsichern Tons, wie im Traume. „Der

Basillistenblick hatte sich zu ihm herabgeneigt, weit geöffnet, als solle er wonnevoll darin vergehen.“ Er aber widersteht dem Zauber und bleibt standhaft. „Sag' mir: sehen wir uns nach dem Tode wieder?“ fragt sie schauerlich-ernst. „Bleibe stark, Delphine“, entgegnet er, „lebe für diese Welt.“ „Ich habe Nichts mehr zu leben; ohne Gemeinschaft mit dir in dieser Welt, ohne Hoffnung auf eine andere, wie soll ich da leben? Ich will das Leben von mir werfen!“

Kramphast hatte sie sich an ihn angeklammert. Er ahnte nicht welchen bestimmten Gedanken sie mit diesem Schmerzensschrei verband, und sagte gefaßt: „Laß mich, Kind, jetzt gehen!“ Da richtete sie sich auf, bleich wie das Bild der Verzweiflung, starrte sie ihn an mit aufgerissenen, thränenvollen Augen, ihren Dolch riß sie aus dem Busen, und vor ihm zusammenbrechend stieß sie in furchtbarer Entschlossenheit die Worte aus: „Thu eine gute That! Ich selbst bin zu schwach. Thu du's für mich. Kannst du mir deine Liebe nicht geben, hilf mir mein Leben nehmen!“ Lautlos sank sie in seine Arme — der süße Leib mit der hohen Seele. Das Herz wollte ihm brechen. Entzücken und Verzweiflung zerrten an seiner Seele. Ohne Thränen, ohne Worte sah er sie lange, lange so an. Er konnte nicht hinweg. Sein Herz hätte er sich aus dem Busen reißen und zernichten müssen, ehe er aus dem Zimmer zu gehen vermochte. Endlich hörte er die Uhr schlagen. Die Wächter auf der Straße riefen die zehnte Stunde aus. Jeden Augenblick konnte der brutale Onkel ihn überraschen. Es muß geschieden sein. Bewußtlos, wie sie schien, legte er sie auf das Sopha nieder und wollte still von dannen, ohne Abschiedsgruß, ohne Abschiedskuß. Aber sie hatte sich aufgerafft; indem er zur Thür hinaus wollte, lag sie noch ein mal an seinem Busen. „Und so soll ich leben?“ „Leb in deiner Kunst, sie ist so lebensvoll.“ „Ich habe Nichts als meine todtten, tödtenden Gedanken!“

Der Raum verblet mit Strenge die folgenden Begebenheiten und innern Hauptmomente dieser reichhaltigen Dichtung anders als im Fluge zu berühren. Es folgt auf diesen Scheinabschied, nachdem Delphine das anliegende Schreiben des Selbstmörders Horn erhalten, zwischen Ernst und Delphine eine furchtbare Nacht im Spree-wäldchen, eine Nacht des Wahnsinns und der Verzweiflung, voll entsetzlicher Verzerrung und sittlicher Gefunkenheit und doch von erschütternder Wahrheit. Sie ist mit Meisterzügen geschildert. Die Verhaftung Wagner's erfolgt, eingeleitet durch den „Piaffensproßling“ und Verräther Cesar. „Vous êtes ma prise, Monsieur“, hatte dieser sich einst über Ernst geäußert. Aber der Piaffensproß-

ling projectirt ins Große, er besucht Ernst, der, infolge einer vorausgegangenen Scene mit Horn, beschuldigt wird dessen Mörder zu sein, im Gefängnisse. Hier entwickelt ihm der Chef der polnischen Propaganda seinen riesigen Plan: „Die Demokratisirung der ganzen Menschheit.“ Ernst, der nie aufhört im Empyrium der Ideale zu faulen und verzückt zu sein, wird für die große demokratische Propaganda gewonnen; der ihn selbst betreffende Plan geht dahin: er soll sich zunächst der christkatholischen Bewegung anschließen und die Stelle als Prediger bei einer bedeutenden Provinzialgemeinde erhalten. Der schüchterne Candidat ist aufs neue erfüllt und emporgetragen von idealischen Gedanken, die ihn „in gottähnlicher Seligkeit bewegen“. Nicht nur sein Leben will er befreien, das Leben der Menschheit will er aus seiner Unvollkommenheit herausreißen und der Vollendung der Idee entgegenführen. „Erhebe dich in das Reich der Ideen“, schreibt Ernst aus dem Gefängnis an Delphine, „habe Muth, mein großes Mädchen ... denke, denke was du fühlst und du siehst über aller Verantwortlichkeit!“ Er selbst will fortan Das sein was in den „muthvollsten, heiligsten Stunden seiner unverdorbenen Jugend“ das Selbniß seines Herzens war: ein Priester der Freiheit, ein Apostel des Heiligen Geistes, des Geistes der Zeit.

Graf Cesar — der Repräsentant der frei sündigen Weltfrivolität in dieser Dichtung — spielt sein Spiel. Er entführt Delphine, nicht für sich ... behüte, für den Freund im Kerker, dessen baldige Befreiung — die Verhaftung ist ja eine reine Albernheit — Cesar schon vermitteln wird. In seiner eigenen Wohnung hat Cesar für seinen weiblichen Gast ein Boudoir nebst Cabinet eingerichtet. Glänzende, anmuthige Räume, in denen Delphine zum ersten mal „die Harmonie des Geistes mit der äußern Umgebung empfindet“. Die Augen „geisterhaft weit geöffnet“, das Antlitz „von dem Feuer des neuen Geistes wunderbar verklärt“ setzt sich Delphine an den Flügel. „Das neue weiße Gewand, dessen lose Taille von einem Gürtel geschlossen war, ließ den schlanken Wuchs, die stolze Büste in ihrem ganzen Reize hervortreten.“ „Delphine“, sagt Cesar, „Sie müssen die Bühne betreten; es ist Ihre Destination; Sie werden Grandioses leisten...“

Wunderbares Verhältnis dieser Weiden! Sie Beide ihrer Denkungsart nach emancipirt, über die „Gesellschaft“ hinausgetragen, entfesselt von den Schranken der Sitte, leben zusammen unter einem Dache, und dies frivole Belsammensein ist — unschuldig! es ist „der verklärte Naturzustand“, das „Ideal des Verhältnisses des freien Mannes zum freien Weibe“.

Der schöne Cesar ist die Discretion selbst. Nur an einem Abend trifft es sich eigen. An diesem beliebt es dem Satan Cesar, dem effectvollen Komödianten, in Melancholie zu machen. Nichts ist gefährlicher für die Verklärtheit eines Naturzustandes als das „Hinsinken“ des stärkern Parts. Cesar hat richtig calculirt ... das Blatt wendet sich ... Delphine ist es die sich sinken

fühlt ... ein Stück daß sie Ernst's Brief in ihrem Busen knittern fühlt ... ihre letzte Kraft zusammennehmend, entreißt sie sich noch den sehnigen Armen des Wüstlings ... Am folgenden Tage wird Ernst seiner Dast entlassen und kehrt glücklicherweise noch zur rechten Zeit zurück „der geretteten Braut gegen ihre eigene Schwäche zu Hülfe zu kommen“.

Neue Wendung der Dinge. Ein Doppelintermezzo: unbequemer Besuch vom ländlichen Kennen, Ernst's Braut, und der leidenden Mutter, die den verlorenen Sohn noch retten möchte. Hierauf die Polizei, die Delphine aufheben will. Schleunige Flucht des Helden und der Heldin auf Cesar's Betrieb. Mit diesem Ereigniß schließt der vierte Abschnitt des Buchs, der die Aufschrift „Propaganda“ führt.

Der fünfte Abschnitt: „Bourgeois und Proletarier“, enthüllt uns den stufenweise-consequenten unausbleiblichen geistigen Verfall des Helden, der uns stetig mit ungemainer künstlerischer Dialektik vorgeführt wird. Wir begegnen hier unserm Helden zuerst als Prediger einer christkatholischen Gemeinde in einer Provinzialstadt. Er lebt bei Delphine ebenfalls im „verklärten Naturzustand“. Delphine ist inzwischen prima cantatrice beim Theater geworden. Das Haus des Commerzienraths Herrmann, der gleichfalls zur christkatholischen Gemeinde gehört, wird der gesellschaftliche Mittelpunkt der „Partei“. Hier lernt in der Person der lebenswürdigen Konstanze, des Commerzienraths Tochter, Ernst den guten Engel seines schon halbverlorenen Lebens kennen. Leider zu spät. Immer entschiedener bildet sich der Radicalismus in Ernst's messianisch die Welt beglückendwollender Weltanschauung aus. Er zerfällt mit der Partei, von dem Augenblicke an wo er als social-radicaler Weltreformator um sich eine wahrhafte Aristokratie des Lumpengefindels bildet und schlechthin den Communismus predigt. Dieser Geist sinkt vor lauter Idealität rasch und unaufhaltsam in die Sphäre der Gemeinheit, die dennoch — grausamer Widerspruch — nicht seine eigene ist. Von Stunde an desavouirt ihn die Bourgeoisie; er zerfällt mit Herrmann; die heimlich-innige Liebe der klargestundensten Frauennatur Konstanze weist er schnöde von sich. Aber auch sein Verhältnis zu Delphine spaltet sich zu einer jähen, ewigen Klüft. Denn der weltreformatorische Idealist Ernst Wagner wird zuletzt im Umgang langweilig, und des schönen Cesar infallible Verführungskünste haben Delphine's schwärmerische Sehnsucht schon längst in die gewaltiger stürmende und naturgemäßere Sehnsucht der Sinne umgesetzt; die „leidende Nonne ist zum wonnereichenden Weibe geworden“. Der Heros der Verführung, Cesar, erscheint noch einmal jäh und plötzlich, um sein Werk zu vollenden. Nach zwei Seiten hin satanisch wirkend, verstrickt er Ernst so tief in seine Agitationspläne daß diesem die Festung nicht entgegen kann, während er, nachdem der Denker von der traurigsten Gestalt vorläufig beseitigt ist, Delphine's Verführung wirklich zustandebringt. Das schauerlich-frivole Nachundnach, wie Cesar diese Entfittlichung Delphine's, die

tragedem noch manchmal ihre idealischen Momente hat, stufenweise, ihr selbst unbewußt, vollbringt, finden wir im fünften Abschnitt des Buchs meisterhaft geschildert.

Noch einmal tritt die edle, liebende Konstanze, rettend, in Ernst's wüste Kreise. Zu spät. Er ist und bleibt der Narr seines Denkens. Seine Ideale sind seine Teufel. Die Erfahrungen die er als kommunistischer Weltmessias macht sind gräulich. Enttäuschung folgt bei ihm auf Enttäuschung, und dennoch ist er absolut unfähig sich aus ihren Erfahrungen herauszubilden. Bei dem geistig immer tiefer Verfallenden stellt sich endlich das Gräßlichste hervor was einer Menschennatur begegnen kann: die absolute Unfähigkeit zu leben. „Seiner Begeisterung fehlt es an Charakter, seiner Tapferkeit an Ausdauer; er ist ein innerlichst zusammengebrochener Mann, und keiner Kraft, nur fliegender Hige noch fähig.“ Im vollständigen Irrsal des Denkens und Wollens sich verlierend, vermag er zuletzt, „nur im Champagneraushauche dem Zuge seines Herzens, den Gelüsten seiner Sinne sich hinzugeben...“ nur noch bewußtlos der Natur angehören will er, ganz aufhören Geist und Wille zu sein.

Dies ist das äußerste Stadium der absoluten geistigen Nichtigkeit und Miserabilität, wozu es der Mensch, das Ebenbild Gottes, bringen kann. Wer auf dieser Stufe steht ist nur noch das Phantom des Menschseins.

Der Schneider Krist, ein kommunistisches Ungeheuer, aber eine köstlich gezeichnete Romanfigur, befreit Ernst aus der Citadelle, und Beide machen nun die kurz nachher ausbrechende Märzrevolution, sogar den Zeughaussturm mit. Also auch diesen! O Ideal, aufgesaugt von der Amme: destruktive Kritik, wohin führst du?

Erspart uns aus dem Zeitungsblatt zu melden
Was wir mit Schauern selbst erlebt. . .

Nach dem Zeughaussturme jagt es den verwilderten Barrikadenhelden noch einmal nach dem heimathlichen Hansdorf zur Anna, seiner einstigen Braut. Er findet sie — verheirathet. Der wüste, verwilderte Wagaubnd paßt in keine Familienkreise mehr; wo stilles Glück sich entfaltet, da muß er flüchtig werden.

In Wien, auf den Octoberbarrikaden finden wir ihn zum letzten mal wieder. Dort findet er (seltsames Rollen des Schicksalsrades!) auch die „grünäugige Buhlerin“ Delphine wieder, die mit dem schönen Cesar durchgegangen war und von diesem verlassen ist. Dem Schwärmer für freies Menschenthum und Geistesentfesselung wird es nicht so gut auf der Barrikade zu sterben; das Schicksal läßt ihn vielmehr der standrechtlich-begnabigenden Barmherzigkeit des edeln Windisch-Gräß anheimfallen. Infolge dieser wird er auf der Brigittenuau erschossen.

Wenige Stunden vor seinem Ende schreibt er an Konstanze, das treue, innige, hochherzige, unabwendige, um seinetwillen arg compromittirte Mädchen Folgendes:

Ich habe viel geirrt und gesündigt, und doch — ich habe Nichts zu bereuen; ich würde mich nicht scheuen vor einem Gott zu treten. Ich habe heilig gelebt; auch meine Sünden waren rein; mit meinem ganzen Dasein habe ich nach der Wahrheit gestrebt.

Diese Worte sind entsetzlich; sie sind grauenhaft-entsetzlich, aber sie sind die Leichenpredigt einer ganzen genialen, entsetzlichen Geistesepoche! Darum: nicht richten mit dem Einzelnen der so zu Grabe geht! Wenn der alles sittlichen und geistigen Nervenaußschwungs Verbrauchte sich heilig, wenn Der der keinen einzigen Moment seines consequent-verlorenen Lebens geistig zu erkennen fähig war sein Dasein eine Wahrheit nennen kann, ist der schofelste geistige Act vollbracht der in irgend, einer Zeitepoche sich ereignen kann. Die absolute Lüge wird dann zur absoluten Wahrheit! Der hirnverrückte Einzelmensch tracirt seinen Wahnsinn-Solawechsel auf die ganze miserable Zeit der er substantiell angehört, und diese, ihn acceptirend, führt den Grundbeweis ihrer allgemeinen unendlichen Miserabilität, einen Beweis, so mathematisch-felsenfest daß ihn kein Keplér und kein Newton umstoßen kann.

Ich scheidé von unserer Dichtung durchaus anerkennend. Die Reichhaltigkeit ihres Inhalts, die sprudelnde Fülle ihrer Zeitbeziehungen und die künstlerische besonnene Analytik der poetischen Methode, die hier formgebend waltet und, frei von aller Absichtelei und Tendenzlei, nur den Zeitinhalt selbst zutage fördert, müssen ihr jedenfalls einen würdigen, einen geistig-exclusivern Kreis von Lesern sichern. 39.

Zur Geschichte der Journale und der Pressefreiheit.

„Die vierte Nacht, oder Documente zur Geschichte der Journale und der Pressefreiheit“ heißt ein Buch welches in zwei Bänden von G. Knight-Hunt in London erschienen ist, und wenn schon kein ausgezeichnetes, doch ein sehr amuses Werk genannt werden mag. Das Schaffot Servet's, der Scheiterhaufen des unglücklichen Etienne Dolet und so vieler Anderer, der Pranger Daniel's de Foë, der grausame Tod des armen Journalisten Lutchin der gerädert wurde, die schreckliche Hinrichtung des Buchhändlers Wyn bilden eine ebenso interessante als schwerliche Lecture, eine angenehme Sammlung von Anekdoten welche nicht ohne Werth für die Literaturgeschichte ist.

Vorzüglich bemerkt man mit Interesse wie die Tagespresse dem regen Treiben der Industrie und der Erfindungen folgt, von Jahrhundert zu Jahrhundert wächst und, wenn auch noch so oft unterdrückt, immer wieder auftaucht. Jede neue Entdeckung bietet ihr neue Hülfquellen, jeder Versuch sie zu unterdrücken vermehrt ihre Kraft. Noch im Jahre 1840 zogen die „Times“ in einer Stunde nur 2500 Blatt ab; 1845 bereits 6000 doppelte Blätter, bis endlich eine neue Erfindung es ermöglichte jede Stunde 12,000 Blatt abzugeben, und Dies so ohne alles Geräusch daß in dem Atelier ohne Beschwerde geplaudert werden kann.

Gegenwärtig erscheinen in Indien 48 hindostanische und englische Zeitungen, in Australien 47 und in ganz Amerika 190, unter ihnen eine für die Schwarzen: „Die Rechte Aller“, und eine für die Rothhäute: „Phenix chronicle“. Das Britische Museum besitzt gegen 4000 Volumina Journale, und Das ist noch nicht die Hälfte der erschienenen und erscheinenden.

Die ersten Spuren von Zeitungen waren einzelne gedruckte Bettel welche auf Jahrmärkten und Messen an Kirchenthüren und in Kneipen verkauft, und in Mainz und Strassburg gedruckt wurden. Man las die „Tarcorum gesta“ (Türkennachrichten), „Novissime gesta“ (Neueste Nachrichten). Große

Handelnationen, die Venetianer, Genuesen, Hanseaten verfolgten handschriftliche Correspondenzen, die nur unregelmäßig wiederkehrten und Notizie scritte, Zeitungen, Relationen genannt wurden. Im Jahre 1612 ließ man in Augsburg eine „Relation oder Zeitung was sich begeben hat“ erscheinen. In England kamen sogenannte „News-letters“ auf, welche Nichts als Neuigkeiten enthielten und, in London gedruckt, in die Provinzen wanderten. Die Schreiber derselben waren sogenannte Novellisten, welche noch jetzt in den englischen „Penny-a-liner“ sich erhalten haben.

Eines schönen Tages endlich hörte man einen öffentlichen Ausrufer mit seiner rauhen Stimme: „The weekly news, for one penny“, Wochenneuigkeiten ankündigen. Dies war die erste regelmäßige Zeitschrift. Das kleine Journal fand guten Abgang; es versprach nicht viel, aber hielt es versprochen. Man fand in seinem Kleinquart die Neuigkeiten aus Haag, aus Paris, die Ankunft eines vornehmen Herrn auf seinem Landgute, einige officielle Documente, die Stürme, Ungewitter, Feuersbrünste und zweifelhafte Thiere, hieran knüpften sich einige Nachrichten des „Stationer's hall“, d. h. des Buchhandels, und sehr schüchtern die Hofanekdoten, z. B. die Jagd des Königs oder die Niederkunft der Königin. Die erste Nummer, welche sehr selten, ist vom 23. Mai 1622: sie trägt sowie die folgenden den Namen Bourne und Archer; spätere sind William Sheppard, Nathaniel Newberry u. s. w. unterzeichnet; am häufigsten findet sich der Name Nathaniel Butcher.

In Frankreich erkannte Richelieu die Macht der Presse und bemächtigte sich ihrer: er erlaubte dem Arzte Theophrastus Renaudot Neuigkeiten die Seiner Eminenz convenirten zu veröffentlichen. Nach Richelieu's Tode starb die Presse nicht. Im Bewußtsein ihrer Kraft äußerte sie dieselbe in Schnurren, wie sie sich der junge Gargantua Rabelais' erlaubte. Unter Mazarin war es eine wahre Bacchanalie. Man verkaufte die Journale und Pamphlete noch ganz frisch wie sie aus der Presse gekommen, gleich Paketen vom Ofen weg. Die schlechtesten verkauften sich am besten, z. B. „Der Fußfall von Mazarin“, „La bombance de la France“, „La complainte de ces demoiselles“. Auf dieses Uebermaß folgte die Regierung Ludwig's XIV. mit ihrer ganzen Strenge gegen die Presse. Umgekehrt war es in England. Hier war die Presse gemäßig und die Regierung fiel in das Uebermaß der Unterdrückung, bis die Presse sich wieder befreite. Die calvinistische Presse hatte blutige Kämpfe zu bestehen, Jakob I. schonte sie nicht, vergeblich eiferte Cromwell, verteidigte sie Milton. Die Sternkammer rüstete ihre Henker, Karl II. seine Richter, Alles war umsonst: die puritanischen und katholischen Pamphlete fielen hageldicht. Man suchte nunmehr die ganze Presse zu confisciren und sie in ein Monopol für den König zu verwandeln; die Rechtsgelehrten der damaligen Zeit bewiesen aufs Haar daß der Titel Buchdrucker „eine der unzerförllichsten und unveräußerlichsten Glieder der Krone sei“. Es half Alles Nichts, immer erhob sich die Presse wieder von neuem mit einer eigenthümlichen Spannkraft und verfolgte ihren Weg. Man ward müde die Drucker in ihren Verstecken aufzusuchen und zu Geldstrafen und zu Gefängniß zu verurtheilen, und beschloß den ersten der Regierung misfälligen Drucker hängen und viertheilen zu lassen. Dieses Opfer war Wryn, dem der grausame Richter Hyde auf die Bitte um Gnade antwortete: „Ich würde in einem solchen Falle nicht Mitleiden mit meinem Vater haben.“ Das Verbrechen für welches er gefangen und gewiertheit wurde war: daß er einige ultracalvinistische Schriften heimlich gedruckt hatte.

Und dennoch starb die Presse nicht; trotz der Proclamationen Karl's I., seiner Sternkammer, Cromwell's und seines Staatsraths, trotz des Parlaments und seiner Bills, trotz der fiscalischen Befehle, des Henkers und der Willkür blühte die Presse immer mehr auf. Daniel de Foë schuf 1689 die erste Review und seit 1702 erschien unter Wilhelm III. das erste

tägliche Journal. Es war der „Daily-Courant“. Seit dem Erscheinen des „Public intelligencer“ 1661 waren bis 1688 70 neue Journale entstanden, von 1688—92 26 andere. Von dieser Zeit an datirt der Aufschwung der englischen Presse; sie wurde nicht allein Bedürfnis der Bevölkerung, sondern auch eine Beschäftigung hervorragender Talente. Addison, Steele und Swift übten dadurch einen überwiegenden Einfluß auf die Sitten aus. Die Regierung schlug von neuem Lärm! Es galt die Staatsgeheimnisse, die Parlamentsdebatten dem Publicum zu entziehen. Der Kampf begann im zehnten Jahre der Regierung der Königin Anna und er dauert noch jetzt fort; gesetzlich ist Niemand berechtigt die Parlamentsdebatten in England zu veröffentlichen. Die Politiker wanden alles Mögliche an sich der Oeffentlichkeit zu entziehen. Und Duldung war es wenn die großartigen Kämpfe Pitt's und Tierney's, Canning's und Perceval's gedruckt erschienen. Es beweist Dies daß die Presse unwiderstehlich ist, daß sie geregelt werden muß wie jede andere Kraft, aber daß man in der Welt die freie Circulation des Gebankens und des Wortes nicht verhindern kann. Versuche man es doch einmal die Electricität zu unterbrechen!

13.

Anekdoten.

Eine Lustreise des Philipp Egalité.

Am 15. Juli 1784 unternahm der Herzog von Orleans, der nachherige Philipp Egalité, mit den Gebrüdern Robert eine Lustreise, welche den Muth der Aëronauten auf eine schreckliche Probe stellen sollte. Die Gebrüder Robert hatten — man weiß nicht warum — in dem mit Wasserstoff angefüllten großen Aërostaten noch einen viel kleinern, mit gewöhnlicher Luft gefüllten Ballon angebracht, und das Schiffchen außerdem mit Steuern und Rudern versehen. Früh um 8 Uhr stieg der Ballon aus dem Garten von St.-Cloud inmitten einer knienden Menschenzehr (die Zuschauer hatten sich auf die Knie geworfen um Niemandem die Aussicht zu versperrern) auf und verschwand drei Minuten später in den Wolken. Von heftigen Winden hin- und hergetrieben gerieth er bald ins Wirbeln und drehte sich mehre male um sich selbst; er erlitt eine außerordentliche Erschütterung und erhielt die heftigsten Stöße. Wolken schichteten sich über Wolken und häuften sich über den Reisenden; jede Rückkehr zur Erde schien ihnen verperrt. Da mit den Lenkungsmaschinen Nichts anzufangen war, rissen die Aëronauten Steuer und Ruder ab; als aber die Erschütterungen immer heftiger wurden entschloß man sich endlich sich des ebenerwähnten kleinen Ballons zu entledigen. Zum Unglück klemmte sich derselbe in der untern Ründung des großen Aërostaten fest und verschloß diese völlig. Neue Windstöße treiben die Reisenden weiter nach oben, in der Sonnenhitze werden die Wände des Ballons immer mehr gespannt, so daß jede Minute ein Plagen desselben zu befürchten ist. Die Lage des kleinen Ballons macht jedes Ausströmen des Wasserstoffgases unmöglich, der Barometer zeigte eine Höhe von 4800 Metre. Da schritt der Herzog von Orleans zu einem Kühnen Wagniß, er bohrte nämlich mit der Stange eines Fährchens an verschiedenen Stellen zwei Löcher in den Ballon und sofort stürzte derselbe mit fürchterlicher Schnelligkeit der Erde zu. Zum Glück mäßigte sich diese Schnelligkeit in der dickern untern Luftschicht, und so gelangten die erschrockenen Reisenden wohlhalten wieder zur Erde. Mit Bezug auf diesen Vorfal schrieb Monjoie, auf die Schlacht von Quessant anspielend: der Herzog habe die drei Elemente zu Zeugen der ihm angeborenen Feigheit gemacht. Frau von Bergennes sagte: der Herzog habe sich augenscheinlich über seine Angelegenheiten erheben wollen. Im vorliegenden Falle aber waren diese Bihkeiten eine Ungerechtigkeith, denn in einem Augenblicke der höchsten Gefahr hatte er seine Gefährten an Muth und Kaltblütigkeit übertroffen.

2.

Der Maiaufstand in Baden.

Erster Artikel.

Mit dem Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung im Mai 1848 legten sich allgemach so ziemlich in dem ganzen Deutschen Reiche die Unruhen, die volle zwei Monate bald hier, bald da Flammen gleich hervorgebrochen waren und einen allgemeinen Brand hervorzurufen gedroht hatten. Vereinzelt stehen, wenigstens in ihrer äußern Erscheinung, die Ausbrüche eines modernen Faustrechts da welche am 18. September in Frankfurt selbst und fast gleichzeitig in Baden ebenso rasch unterdrückt als versucht wurden; nur da wo die Anerkennung der Nationalversammlung halb oder ganz fehlte, in Berlin und Wien, blieb der öffentliche Zustand fortwährend ein höchst bedrohlicher, bis, nachdem es in Wien erst zu den ärgsten Bluthaten hatte kommen müssen, der bleierne Belagerungszustand seine Fittiche über beide Großstädte ausbreitete. Im übrigen Deutschland achteten selbst die Ungebuldigen und Unvernünftigen in ihrer großen Mehrheit die Heiligkeit des ersten deutschen Parlaments und wollten wenigstens dessen Ausgang abwarten. Als aber der März wieder zu Ende ging und das ganzen großen Parteien mißliebige Ergebnis der frankfurter Verfassungsarbeiten nicht von einer imposanten Mehrheit getragen wurde, als es nicht an Regierungen fehlte die ihren Widerwillen laut und offen zu erkennen gaben, als von der Seite die durch ihr einfaches Ja entscheiden konnte und sollte das Werk fast jähriger Arbeit beiseitegeworfen wurde: da loberten gleichzeitig an den verschiedensten Enden Deutschlands die verhaltenen Leidenschaften zu gefährlichen Bränden hoch in die Höhe: Preußen sah Straßenkämpfe an der Oder und am Rhein; Würtemberg und einzelne Theile Baierns glichen der halbentzündeten Pulvermine, die in Sachsen zum vollsten Ausbruch kam. Ungleich bedeutender aber waren diese Ereignisse da wo sie ein ganzes Staatsgebäude dermaßen zerrütteten daß es noch nach halb zwei Jahren beuweitern nicht vollständig in die Gleise des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens hat einlenken und sich auf eigenen Füßen wieder feststellen können — in Baden.

Gewiß fehlte es bei keinem der genannten Aufstände an edlen Elementen, an Theilnehmern die alles Ernstes

und frei von Selbstsucht nur für des Vaterlandes Wohl das letzte traurige Mittel in bewaffneter Gewalt zu ergreifen glaubten, und nicht ohne Trauer kann man der Opfer an Leben und Lebensglück gedenken die diesem Irrthum gefallen sind. Fassen wir aber das ganze Ereigniß ins Auge, wie es jetzt als ein abgeschlossenes und von allen Seiten vielfach beleuchtetes klar vor uns liegt, so ergibt sich leider daß jene edlern Elemente und reinern Absichten sich fast nie und nirgend mit Nachdruck, noch weniger mit Erfolg geltendzumachen gewußt haben. Jetzt liegt jener ganze Zeitabschnitt wie ein wüßtes Traumbild hinter Allen die nicht persönlich oder in ihren nächsten Kreisen seine schmerzlichen Nachwehen zu tragen haben. Und doch darf uns der Maiaufstand in Baden nicht ein wüßtes, halb fremdes Traumbild bleiben, dessen Bilder sich rasch verwischen und verblaffen; vielmehr hat jeder Deutsche nur zu reichliche Ursache jene Vorgänge scharf ins Auge zu fassen und sie sich zu voller Klarheit bleibend zu vergegenwärtigen; denn wenigstens die eine Frucht sollten wir aus diesen und andern traurigen Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit mithinwegnehmen: daß wir — gemahnt sind wir wahrlich genug — Recht und Gerechtigkeit ehren und fürchten lernen, daß wir unsere Vergangenheit mit allen ihren Irrthümern, Hoffnungen und Bestrebungen als ernste Lehrerin für die Zukunft, die der schweren Räthsel genug verhüllt, dankbar und gelehrig ausbeuten.

In diesem Sinne glauben d. Bl. noch jetzt unter so ganz neuen Verhältnissen auf die umfangreiche Literatur zurückkommen zu dürfen und zu müssen welche sich an die Revolution in Baden anreihet; und ist unter diesen Schriften auch Vieles was nur auf eine untergeordnete und vorübergehende Bedeutung machen kann, so finden sich doch darunter auch einige Arbeiten von so hohem und bleibendem Werthe daß sie um ihrer selbst willen in d. Bl. nicht unbefprochen bleiben dürfen.

Wir übergehen hier alle die Darstellungen der badischen Revolution welche in umfassendern Werken über die Jahre 1848 und 1849 enthalten sind. Von den ebenfalls ziemlich zahlreichen Schriften über den April- und Septemberputsch 1848 erwähnen wir nur eins, theils weil sein Erscheinen in eine spätere Zeit fällt, theils wegen seines innern Werthes:

1. Georg Herwegh's viertägige Irr- und Wanderfahrt mit der pariser deutsch-demokratischen Legion in Deutschland und deren Ende durch die Würtemberger bei Dossenbach. Zur Erinnerung an die Zustände im Frühjahr 1848 von F. Lipp. Mit einem Situationsplane. Stuttgart, Metzler. 1850. 8. 15 Rgr.

Der Verfasser führte die württembergische Truppenabtheilung welche am 27. April 1848 in nicht geringer Bedrängniß ein siegreiches Gefecht gegen die auf dem Titel genannte Legion bestand, und überwältigte in persönlichem Zweikampfe die gewaltige Gestalt des feindlichen Anführers Schimmelpenninck. Er gibt ein militairisch genaues und höchst anschauliches Bild von den Bewegungen und Kämpfen jener Tage, welches durchweg den Stempel der Wahrhaftigkeit ansichträgt; ebenso frei von falsch-soldatischem Uebermuth als herabsetzender Schässigkeit gegen den Gegner wird die Gemüthlichkeit des ganzen Schriftchens, die sich schon in der Widmung an „die wackern Soldaten meiner Compagnie“ ausdrückt, gewürzt durch eine feine Ironie mit der Herwegh's Verse und Heldenthaten verdienstermaßen nebeneinandergestellt sind. Politische Bedeutung nimmt das Schriftchen selbst nur insoweit in Anspruch als solche aus der treuen und detaillirten Darstellung der betreffenden Ereignisse sich ergibt.

Ueber den Maiaufstand von 1849 ließen sich am frühesten und zahlreichsten mehre der Haupttheilnehmer an demselben vernehmen: freilich hatten sie Grund genug mit ihrer Vertheidigung und, womöglich, Rechtfertigung zu eilen; unerfreulich aber ist es selbst bei politischen Gegnern daß diese Versuche von Rechtfertigungen größtentheils in Anschuldigungen gegen die bisherigen Genossen bestehen, von welcher Uneinigkeit freilich schon die Tage des Kampfes selbst Spuren genug ansichgetragen hatten. Da wir unmöglich allen hierher gehörigen Schriften eine besondere Besprechung widmen können, so wählen wir von den weniger umfangreichen nur einige den entgegengesetzten Parteien angehörige aus, führen von den übrigen uns bekanntgewordenen nur die Titel in einer Anmerkung an, aus denen sich die Färbung derselben schon so ziemlich ergibt *), und wenden uns

*) Lüdke, X., Der badische Feldzug. Ein Volksbuch für Stadt und Land. Vier Hefte. Halle, Knapp. 1849—50. Gr. 16. 12 Rgr.

Donno, Die badische Revolution und der Bürgerkrieg unter Brentano und Mikolawski. Nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig, Beller. 1849. Gr. 16. 5 Rgr.

Bader und Esselen, Geschichte der süddeutschen Mairevolution. Genf. 1849.

Braß, X., Der Freiheitskampf in Baden und in der Pfalz im Jahre 1849; seine Ursachen, seine Entwicklung und sein Ausgang vom politischen wie vom militairischen Standpunkt beleuchtet. St.-Gallen, Scheitlin und Bollkoser. 1849. Gr. 8. 10 Rgr.

Daul, X., Tagebuch eines politischen Flüchtlings während des Freiheitskampfes in der Rheinpfalz und Baden. St.-Gallen, Scheitlin und Bollkoser. 1849. 8. 7 1/2 Rgr.

Mördes, F., Die deutsche Revolution mit besonderer Rücksicht auf die badische Revolutions-Episode. Herisau, Schläpfer. 1849. 8. 27 Rgr.

sofort zu verschiedenen thätigen Häuptern des Aufstandes:

2. Mittheilungen über die badische Revolution von Franz Raveaux. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. Gr. 8. 10 Rgr.

Raveaux gilt oder galt wol unter allen Mitgliedern der ehemaligen frankfurter Linken auch bei deren politischen Gegnern für einen der ehrenwerthesten und liebenswürdigsten; durch vorliegendes Schriftchen wird er gerade nicht dazu beitragen sich diesen Ruhm zu bewahren. Die freilich sehr entschuldbare Bitterkeit des Flüchtlings, aber auch die Unklarheit des Urtheils, welches sich stets nach dem ersten Eindruck richtet, tritt aus demselben nur zu auffallend hervor. Darin allerdings gibt er der Wahrheit vollständig die Ehre daß er fast alle Führer des Aufstandes der Unfähigkeit ihr Unternehmen durchzuführen, sehr viele auch des Mangels an Aufrichtigkeit und gutem Willen beschuldigt, namentlich wird dieser Vorwurf hier von rein-demokratischer Seite gegen die Polen ausgesprochen. Da Raveaux sich in seinen Mittheilungen streng an die Zeitfolge hält, so fällt in die Mitte derselben ein Abschnitt über das stuttgarter Rumpfparlament und dessen Auflösung; der Inhalt deselben gehört nicht hierher, doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen daß Römer, dessen persönliche Ehrenhaftigkeit wir als eine durchaus unzweifelhafte erachten, alle ihn betreffenden Angaben in dieser Schrift öffentlich in der „Württembergische Zeitung“ für Lügen erklärt hat. Was die Mittheilungen über Baden betrifft, so kam Raveaux, von dem Reichsministerium als Reichscommissair zur offenburger Volksversammlung ernannt, unmittelbar nach der rastatter Militairmeuterei dorthin. Da er nun diese nicht als Augenzeuge zu schildern braucht, so überhebt er sich auch gänzlich der Mühe irgendwelche Betrachtungen über ihre Ursachen, ihren Verlauf, ihre politische, militairische oder moralische Berechtigung anzustellen. Er nimmt sie und somit auch ihre unmittelbare Folge, den völligen Umsturz jeder gesetzlichen Regierungsgewalt, stillschweigend als etwas Vollendetes an, und gewinnt somit den factischen Boden für seine weitere Thätigkeit und Erzählung eben dadurch daß er den rechtlichen gänzlich misachtet. Einen Versuch den letztern wiederzugewinnen macht er zwar dadurch daß er

Strube, G., Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden. Bern, Jenni Sohn. 1849. Gr. 12. 18 Rgr.

Suchowzki, X., Kurze Darstellung des Feldzuges in Baden und der Pfalz. Bern, Jenni Sohn. 1850. Gr. 12. 7 1/2 Rgr. Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freiwilligen. November 1849. Weissenheim, Krull. 1849. Gr. 8. 10 Rgr.

„Der Herr wird König sein immer und ewiglich“ oder Skizzen aus der badischen Empörung des Sommers 1849. Gesammelt von einem Freunde der Wahrheit. 1850. 8. 5 Rgr.

Von deutschen Zeitschriften hat der von dem vielseitigen Schauspieler S. Schneider in Berlin herausgegebene „Soldatenfreund“ im Jahrgange 1850 zahlreiche und anziehende Mittheilungen über den Feldzug in Baden im Sinne der Regierungspartei gebracht. Meisterhaft in ihrer Art sind die Aufzeichnungen aus dem Feldlager und aus Rastatt von Corvin, welche das „Morgenblatt“ 1849 und 1850 brachte.

namentlich in der ersten Hälfte seiner Erzählung wiederholten Nachdruck darauf legt: nur die Wahrung und Durchführung der Reichsverfassung sei der Zweck jener Erhebung gewesen; doch steht es mit dieser so vielfach benutzten Einrede hier eben nicht viel besser als anderwärts, denn wenn er z. B. eine Aeußerung von Struve anführt (S. 24): „Er sei nach wie vor Republikaner, wisse aber wohl daß man mit der rothen Fahne höchstens einen Putsch machen könne; Deutschland habe sich einmal für die Reichsverfassung ausgesprochen, und so könnten auch nur die deutschen Farben das Banner sein“ u. s. w., und ganz ähnlich von Fickler (S. 67): „Er ordnete seine republikanischen Wünsche und Hoffnungen dem einstweiligen Erreichbaren unter, und man darf kühn von ihm behaupten daß er es mit der Reichsverfassung ehrlich meinte, ohne dabei auf seine republikanischen Gesinnungen zu verzichten“, so ist die erste Aeußerung zweideutig genug gehalten, und die zweite scheint es selbst als eine besondere Seltenheit zu betrachten daß es jemand in dieser Gesellschaft ehrlich mit der Reichsverfassung meinte. Gewinnt so die Partei welche sich die Vertheidigung der badischen Revolution angelegen sein läßt aus Raveaur' Darstellung wenig oder Nichts, so bietet sie auch geschichtlich äußerst wenig Ausbeute: während man gerade von ihm eine politische Betrachtung und Würdigung erwarten mochte, bespricht er vorzugsweise militärische Operationen und strategische Pläne, in denen er vielleicht aus der Zeit seiner spanischen Heerfahrten Meister zu sein glaubt. Mangel an Uebersichtlichkeit und der überall durchklingende Wisnuth des Verfassers tragen noch mehr dazu bei den Werth der Schrift zu verringern.

3. Zur Geschichte der rheinpfälzischen Revolution und des badischen Aufstandes von F. Fenner von Fenneberg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zürich, Kiebling. 1850. 8. 18 Rgr.

Fenner von Fenneberg ist hinreichend bekannt als Revolutionnair vom reinsten Wasser; als solchen spricht er sich auch hier rückhaltlos aus und hat fast nur für Männer dunkelrothester Färbung wie Jiz, Struve, Wienter ein Wort der Anerkennung, während Alles was ihm irgendwie nach der verhassten „Bourgeoisie“ schmeckt mit Hohn und Schimpf überhäuft wird. Der größere Theil vorliegender Schrift handelt von der Bewegung in der Pfalz und belegt durch zahlreiche Actenstücke wenigstens die grenzenlose Verwirrung die dort herrschte, sowie den gänzlichen Mangel an militärischer Disciplin, den der Verfasser selbst komischerweise als etwas specifisch Demokratisches wiederholt bezeichnet. Als gerade von dieser Seite nicht unwichtig heben wir nur das Gesändniß hervor: daß der Aufstand sowol in der Pfalz als in Baden ein dem Volke von wenigen Ehrgeizigen „octroyirter“ gewesen (S. 39), daß namentlich der letztere „im vorhin beschlossenen, also durch Verweigerung der offenburger Petitionen nicht entstanden, sondern zum Ausdruck gebracht“ sei (S. 165), worin wir freilich nur ein entschiedenes Verdammungsurtheil mehr über die

ganze Bewegung zu erkennen vermögen. Wenn Fenneberg selbst sich trotz dieser Einsicht an dem Aufstande thätig betheiligte, so können wir aus seiner desfallsigen Vertheidigung nicht viel mehr entnehmen als daß er sich doch lieber an einer verfehlten Revolution als gar keiner habe betheiligen wollen. Von einer irgend höhern Auffassung und tiefern politischen Einsicht findet sich nirgend eine Spur: das Ganze ist eben auch nur ein Versuch dem Wisnuth des Wislingens Lust zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Livländers. Moskau, Konstantinopel, Burgos, Madrid, das Violinconcert von Beethoven in St. Petersburg und die Fastenmusik. Wien, Gerold. 1850. 8. 1 Thlr.

Der Baron Arnstein in Wien, welcher diese Tagebuchblätter mit einem Vorworte einführt, hält es für eine der schönsten „Errungenschaften“ seines petersburger Aufenthalts: die Bescheidenheit des Autors bekämpft und dessen Einwilligung zu dieser Veröffentlichung erlangt zu haben. Er (von Arnstein) sagt dabei daß jene welche das Glück hatten sich in den Hauptbrennpunkten die der Verfasser berührt zu sonnen den Strahl dankbarer Erinnerung in sich geweckt fühlen, jene aber welche mit dieser Materie unbekannt sind wahre und richtige Urtheile über Länder erhalten werden über die sie meistens nur einseitige und falsche hatten, wie Dies namentlich mit Rußland der Fall sei. Er bekennt diese Erfahrung jüngst an sich selbst gemacht zu haben: mit Vorurtheilen des Antirussenthums, mit einer durch Cusine's „vilant-böses Altweibergeschwäg“ gefälschten Anschauungsweise reiste er aus seiner wien'schen Heimat ab und betrat jenes Land; aber er hat dort eine ganz andere Wirklichkeit gefunden. Er hegt die Hoffnung bald Ruße genug zu finden um ein größeres Publicum zu überzeugen daß der Kolos Rußland nicht, wie vermeintlich, auf thönernen Füßen stehe, sondern auf einem Felsenblock, wie die Reiterstatue Peter's des Großen, unüberwindlich durch den Willen und die Macht seines großen Kaisers, noch stärker aber durch die Einheit eines kräftigen, großen, frommen Volks. Wir wünschen dem Hrn. von Arnstein Glück zu diesem Unternehmen; er selbst wird es sich aber nicht verhehlen daß ihm dabei große Schwierigkeiten entgegenstehen. Unser größeres Publicum kann zwar Mancherlei verdauen, nur keine russische Süßigkeiten; es leidet an vollkommener Indifferenz für russische Tugend und Liebenswürdigkeit, und ist gegen ihre Einwirkung so gründlich verhärtet und verstopft daß der sonst schätzbare wiener Heilbrant mit seiner lösenden und treibenden Kraft hier gar Nichts ausrichten kann. Höchstens vermag die petersburger Goldtinctur oder etwa ein buntschimmerndes Stanißlauspflaster einzelne Deutsche zu curiren. Doch ist Das immer nur eine kleine Zahl; dagegen werden mindestens 90 unter 100 unheilbar bleiben und fortfahren die russische Civilisation im Allgemeinen für faul und erlogten zu halten, trotz Hrn. von Arnstein's feierlicher Versicherung daß ihm „während eines russischen Aufenthalts von sieben Monaten in den höhern Ständen kein Mann begegnete der nicht ausgezeichnet gebildet gewesen, und in denselben sieben Monaten aus dem Volke kein dummer Russe in den Busch kam“. Auch der Umstand daß in dem vorliegenden Buche ein guterzogener, vornehmer, weitgereister Livländer die Feder mit Geschicklichkeit und Anmuth führt, einige Belesenheit und einen recht achtbaren Kunstsinn andentaglegt, wird jene 90 nicht bekehren; sie werden allerdings einkräumen, was auch noch bestritten worden ist, daß es in Rußland gebildete Männer und glänzende Gesellschaften gibt; ihr Urtheil über den „Kolos mit den thönernen Füßen“ wird dadurch aber nicht um ein Sota geändert.

Der Theil des Tagebuchs aus dem wir am meisten gewünscht hätten etwas Wissenswertes zu erfahren enthält dessen am wenigsten, was wir indess dem Verfasser nicht verargen wollen, da er als Russe wichtige Rücksichten zu nehmen hat wenn er über Rußland schreibt. Was er uns aus seinem Vaterlande mittheilt ist denn auch von der Art daß es nicht bloß die wiener belagerungszuständige Pressfreiheit, sondern auch die petersburger Censur hätte aushalten können. Alles Russische was uns hier vorgeführt wird ist durchaus tabellos. Zunächst die große Kunststraße von Petersburg nach Moskau. „Es ist dem Reisenden dabei zu Ruche als reise er unter den Augen des Kaisers.“ (Ruß doch etwas genant sein.) „Und die Regierung, die an den Bau dieser unvergleichlichen Chaussee Summen verwandte für die es dem Auslande an einem Maßstabe fehlt, baut der Chaussee jetzt eine Eisenbahn nach!“ (Der Verfasser vergißt uns zu sagen ob das Geld dazu aus der mysteriösen Schatzkammer in der Peter-Pauls-Festung oder sonstwoher fließt.) In Moskau wird unser Reisender von dem großartigen der höhern Gesellschafts Circel entzückt; namentlich überrassen die Assembléen im Paschkow'schen Palast alles Denkbare: auch hierbei „fehlt es dem Auslande an jedem Maßstabe“. Der Reichthum in silbernen und goldenen Schüsselfen auf denen soupiert wurde, der Luxus in den Livrées der zahllosen Dienerschaft, in der großartigen Beleuchtung, der Geschmack in der Decoration der Treppen, das Innere endlich, wo man nur Blumen und Fruchtbäume sah, war in der That außerordentlich und wiederholte sich in den drei bis vier Häusern ersten Ranges in Moskau. „Ein anspruchloses, sorgentheiliges, insichgeschlossenes Leben war das dieser lebenslustigen, liebenswürdigen Menschen!“ Das geht so Tag für Tag in diesen „anspruchlosen“ Kreisen, und man kann sich in der That kein schöneres Schlaraffenleben wünschen. Wohl Dem der zu den wenigen Hunderten gehört die in Moskau Zutritt auf den Paschkow'schen oder Kossalow'schen Bällen haben, und nicht zu den vielen Millionen die ein minder „anspruchloses“ Dasein fristen. Von diesen Letztern erfahren wir in dem ganzen Capitel über Rußland gar Nichts. Nach einer Reihe von Dinners, Soupers und Bällen geht die Reise weiter über Odessa nach Konstantinopel. Von da an bekommt die Darstellung einen lebhaftern Schwung; man merkt recht deutlich daß dem Verfasser jetzt nicht mehr ganz so zu Ruche ist „als reise er unter den Augen des Kaisers“. Zwar nichts Neues bietend, aber in ansprechender, oft poetischer Weise schildert er die Eindrücke welche Konstantinopel mit seinen Umgebungen auf ihn gemacht hat. Unvermeidlich sind freilich auch hier die Beschreibungen von Dinners und Bällen, und ganz natürlich erscheinen die von dem russischen Gesandten gegebenen als die prächtigsten und angenehmsten. Zu einem solchen Feste war auch das türkische Ministerium geladen, und der Verfasser bemerkte daß diese frommen Muselmänner den Champagner wie Wasser tranken: sie hatten in Erfahrung gebracht daß derselbe ein Fabrikat ist das der Prophet nicht kennen, mithin auch nicht verbieten konnte. Auf einem Balle den der englische Gesandte in Theroapia gab hatte der Verfasser Gelegenheit „den Abgrund kennenzulernen der russische Humanität von englischem Egotismus, von der Starrheit englischer aristokratischer Formen trennt“. Der Zufall fügte es daß der Verfasser bei Tafel neben einer englischen Dame zu sitzen kam; Nichts war natürlicher als ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, zumal er dies englisch führen konnte; sie würdigte ihn indess keiner Antwort, nur — weil er ihr nicht vorgestellt worden war! Ja, die Engländer sind größtentheils recht unmantellich und schroff; sie werden wol auch niemals weder die russische Humanität lernen, noch die ebenso zuvorkommende als nachgiebige Artigkeit die gewisse andere Nationen so vortheilhaft auszeichnet. Zur Strafe dafür sind aber auch die Engländer in der ganzen Welt so überberühmigt daß ihnen Keiner zunaherkommen mag; der humane Russe bleibt kalt gegen die groben Insulaner, wogegen

er den freundlich unterthänigen Raghbarn seine heißeste Liebe weihet und sie immer fester und inniger in seine Arme schließt.

Die freigebige Natur, sonst im Orient von den trägen Menschen vernachlässigt, wird in der Umgegend von Konstantinopel von bemittelten Franken, namentlich in dem Gartenbau und der Obstzucht, trefflich benützt und vervollkommenet. Sie haben die erstaunlichsten Pflanzenergebnisse erlangt. Glaubwürdige Personen versicherten den Verfasser daß es dem Dragoman der russischen Gesandtschaft gelungen sei in einer und derselben Frucht den Apfel, den Pfirsich und die Orange zu vereinigen. Gesehen hat der Verfasser die Frucht nicht, weil es noch zu früh im Jahre war; aber den Baum hat man ihm gezeigt, was ihn daran erinnerte daß er einst auf den Boulevards in Paris ein Schild mit der Inschrift fand: „Fruit in-cessant d'une carpe et d'un lapin. Entrée deux sous.“ Als der Bißbegierige zu dem Holzschuppen hineintrat, zeigte man ihm einen in einer Wase schwimmenden Karpfen mit den Worten: „Voici la mère, le petit est sorti pour le moment avec le père.“ Nicht selten würde bei den Wundergeschichten der Reisenden, wenn man darauf bestünde an Ort und Stelle die Wahrheit mit eigenen Augen zu prüfen, die Ausrufe: „La petit est sorti!“ zur Anwendung kommen; doch müssen wir unserm reisenden Etoländer bezeugen daß uns in seinem ganzen Buche keine derartigen Charlatanerien vorgekommen sind.

Ohne Uebergang und augenscheinlich in einer viel spätern Periode verlegt uns der Verfasser nach Spanien; was er über die Natur und das Volk dieses Landes sagt zeugt für richtige Beobachtung, bringt aber nur Bekanntes. Mit besonderer Vorliebe weilt er in der Kathedrale von Burgos und in dem Museum von Madrid, dessen vorzüglichste Dilderschätze er als Kenner behandelt. Mit ebenso vollständiger Befähigung wie hier von der Malerei und Baukunst, spricht er an andern Ort über die Musik; die letzten Blätter enthalten eine geistvolle Analyse des Violinconcerts von Beethoven welches Beurtemp während der Fastenzeit in Petersburg vortrug. Aus den übrigen Mittheilungen, welche das Buch schließt, bekräftigt es sich daß Petersburg an musikalischen Genüssen der besten Art reich ist; wenn aber der Verfasser am Ende der Beschreibung einer musikalischen Abendunterhaltung bei einem dortigen Grafen sagt: „Von keiner so großartigen, in sich vollendeten Sorte in einem Privathause hat man in Deutschland, Frankreich und Italien keinen, in England einen nur approximativen Begriff“, so glauben wir daß er sich diesmal einer mehr als pflichtmäßigen Uebertreibung seines russischen Patriotismus schuldig macht.

29.

Notiz.

Autographenpreise in Frankreich.

Bei dem Verkaufe von Handschriften des Hrn. Villeneuve im Januar 1850 ward ein Wort der Prinzessin von Lamballe ohne Datum, ohne Unterschrift für 50 Francs erstanden. Für einen Brief des Sängers von „Childe Harold“ hat man nicht weniger als 63 Francs bezahlt. Ein Jansenius kostete 40 Francs. Sehn Beilen von Marie Antoinette an die Prinzessin von Lamballe wurden nicht einmal um 80 Francs abgelassen. Die unglückliche Königin hatte aber auch ihr ganzes Herz und all ihre rührende Grazie in diese Beilen gelegt. Einen Marat verkaufte man für 40 Francs, eine Lafontaine für 103 Fr. Auch die modernen Schriftsteller werden nicht verschmäht von der Autographenwuth, jedoch haben ihre schönsten Federzüge nur geringen Kaufwerth, vor- ausgesetzt daß sie der Bosheit des Sammlers nicht irgend ein besonderes Skandal bieten. Man kann einen Lamartine für weniger als einen kleinen Thaler haben, Victor Hugo gilt nicht höher, George Sand ist etwas gesucht, die Handschrift vom Dichter der „Lisette“ und vom „Dieu des bonnes gens“ steht noch am besten im Preise.

8.

Dienstag,

Nr. 84.

8. April 1851.

Der Maiaufstand in Baden.

(Beilage aus Nr. 82.)

Zu den am wenigsten erbaulichen Tugenden aus dem pfalz-badischen Aufstande gehört nach unserm Begriffe die thätige Theilnahme vielgenannter Frauen, die sich in der Amazonenrolle gefielen. Da sie also in dieser Beziehung die Männerarbeit theilten, so dürften sie umso mehr berechtigt erscheinen der That auch das Wort und die Schrift folgen zu lassen. So hat Frau Emma Herwegh ihre Abenteuer im April 1848 veröffentlicht in der Schrift:

4. Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverräterin (Emma Herwegh). Grünberg, Levysohn. 1849. 8. 7½ Rgr.

Das Seitenstück zu dieser, schon auf dem Titel renommirenden Schrift ist:

5. Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen. Den deutschen Frauen gewidmet von Amalie Struve. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 1850. Gr. 12. 20 Rgr.

Nach einem einleitenden Abschnitt mit der Ueberschrift „Meine Vergangenheit, Lebensansichten und Grundsätze“ zu schließen ist die Verfasserin, die Gattin des vielgenannten Gustav Struve, eine Frau von nicht nur weiblich mildem und aufopferndem Sinne, sondern neigt selbst zu idealistischer und sentimentaler Schwärmerei hin; und der Verlauf des Buchs krafft diesen Charakter nicht gerade Lügen. Frau Struve schwärmt mit aller Entschiedenheit für die Republik, aber sie ist ihr mehr eine Glaubenssache als eine Forderung zu der sie durch politische Einsicht und begründete Ueberzeugung gelangt wäre. Dafür hält sie sich aber auch von der persönlichen Bitterkeit und Gehässigkeit ziemlich frei, welche in den Schriften ihrer männlichen Glaubensgenossen fast ausnahmslos hervorbricht. Allerdings werden die Inhaber und Vertheidiger fürklicher Würde nicht gerade glimpflich behandelt und andererseits Brentano hart genug beurtheilt, doch aber macht die ganze Darstellung insofern einen nicht eben ungünstigen Eindruck als neben dem Willen die Wahrheit zu geben überall mehr die Sache um die es sich handelt als die dabei zufällig beteiligten Personen im Auge behalten sind. So ergeht sich denn

die Verfasserin möglichst wenig in Tiraden und Raisonnements, sondern gibt eine fortlaufende schlichte Erzählung ihrer Erlebnisse, die uns ungleich mehr zugefugt hat als Alles was sonstige Theilnehmer des Aufstandes in die Welt geschrieben haben. Geschichtlich Eigenthümliches bietet die Schrift nicht, doch nehmen wir Act von dem Zugeständnis: daß „sich die Führer des Maiaufstandes hinter den Schild der Reichsverfassung versteckt“ haben (S. 131), ein Vorwand den, wie wir oben sahen, Raveaux festzuhalten vergeblich bemüht ist. So fehlt es von Seiten der Bewegungspartei selbst nicht an dem Bekenntnis, auf wie unhaltbarem und unläutern Grunde ihr ganzes Unternehmen aufgebaut war.

Indem wir uns damit begnügen von den Vertheidigern des Umsturzes und der eigenen Theilnehmung an demselben die bisher erwähnten zu besprechen, fällt uns von der Gegenseite zuerst in die Hand:

6. Aus dem Kraichgau. Eine Skizze zur Geschichte der Revolution in Baden. Zweite, umgearbeitete Auflage. Heidelberg, C. Mohr. 1850. Gr. 8. 7½ Rgr.

Die erste Hälfte dieser kleinen Schrift schildert ausführlich und anschaulich diejenigen Theile des Revolutionschauspiels welche der Verfasser in seinem Wohnorte Sinsheim mit eigenen Augen zu sehen unerwünschte Gelegenheit hatte. Daß so Alles oder doch fast Alles in seiner Erzählung auf der eigenen Anschauung des Darstellers beruht, entschädigt dafür daß eine zusammenhängende Erzählung der revolutionnären Unternehmungen hier natürlich nicht geboten werden kann. Sehr unerquicklich, aber allem Anschein nach nur zu wahrheitsstreu ist das Bild von der unter den Aufständischen herrschenden Zuchtlosigkeit, Demoralisation und völligen Verwirrung aller politischen und rechtlichen Begriffe und dem von ihnen geübten Schreckensregiment wie es hier entworfen wird. Nach solchen Erlebnissen mußte freilich jeder nicht ganz Verblendete das Eintreffen regulärer Truppen, ja selbst den Belagerungszustand, dessen Permanenz man damals nicht voraussah, mit Freuden begrüßen. Der zweite Theil des Schriftchens enthält politische Betrachtungen und Wünsche für den Neubau des badischen Staats. Der Verfasser hat offenbar vor dem März 1848 zu der jetzt sogenannten altliberalen Partei gehört und sich mit ihr nach dem Scheitern des frankfurter

Werks den Bestrebungen für die preussische Union ange-schlossen. Auf ihre Verwirklichung setzt er seine Hoffnung; sie ist vergeblich gewesen, und so ist es hier nicht mehr nöthig auf ihren Inhalt näher einzugehen, der mit der Wärme der Ueberzeugung, aber nicht ohne einige Breite vorgetragen wird und der bei politischen Darlegungen doppelt nöthigen Präcision vielfach entbehrt. Doch soll nicht unerwähnt bleiben daß der auf dem Titel angegebene materielle Zweck des Schriftchens auch innerhalb desselben eine Begründung und Ausführung erhält die den mit wahrem Wohlwollen in die Zustände des Volkslebens eingehenden Beobachter verräth.

7. Eine Reihe trefflicher Aufsätze über die badischen Verhältnisse der letzten Jahre, die auch ihrem äußern Umfange nach ein ziemliches Buch bilden, enthält die „Gegenwart“; es sind folgende: „Baden vor den Ereignissen von 1848“ (II, 321—359), „Baden im Frühjahr 1848“ (III, 443—486), „Die Revolution in Baden seit dem Septemberrufstande 1848 bis zum Ende der Katastrophe von 1849“ (III, 506—565), „Der pfälzisch-badische Krieg vom Jahre 1849“ (V, 128—168).

Die drei ersten dieser Aufsätze, welche ein zusammenhängendes Ganzes bilden, sind aus einer und derselben Feder gestossen, und man dürfte kaum irren wenn man ihren Verfasser unter den hervorragenden Mitgliedern der constitutionellen Partei in Baden sucht. In höchst fesselnder Darstellung entfaltet derselbe das seltene Geschick soweit in das Detail einzugehen daß der Leser ein vollständiges Bild der besprochenen Gegenstände erhält und die daraus hergeleiteten Folgerungen auf durchaus ausreichender Begründung beruhen, und doch zugleich die Ueberlastung mit Einzelheiten zu vermeiden, die jeden Gesamtüberblick erschwert. Reiferhaft ist der eine Grundgedanke durchweg festgehalten und als richtig nachgewiesen: daß die Wurzel alles des Uebels welches seit dem März 1848 über Baden hereingebrochen in der vormärzlichen Bundestagsweisheit und ihrer, hauptsächlich durch Hrn. von Wittersdorf repräsentirten scheinconstitutionellen Politik gelegen habe. Und auch dann noch als diese Persönlichkeit an der Spitze der Geschäfte nicht mehr haltbar gewesen, habe man sich nur halb und zögernd der bessern Einsicht hingegeben; so sei namentlich der treffliche Bock dadurch von vornherein vielfach gelähmt gewesen daß er nicht die Seele eines ganz neuen Ministeriums geworden sei, sondern sich in eine Gemeinsamkeit mit Männern des alten Regime habe hineinziehen lassen, die erst im März 1848 ganz abgestossen wurden, wo Bock sich wenigstens bei seinen radicalen Gegnern mancherlei Vorwürfen und Verdächtigungen wegen seiner bisherigen Genossen nicht mehr ganz erwehren konnte. Ebenso klar und nicht bloß für Baden richtig ist die Darlegung, wie sich seit dem März 1848 innerhalb der badischen Kammer und außerhalb derselben die „eigentlich“ constitutionelle und die republikanische Partei scharf voneinander sonderten, während sie sich früher während des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind der grundsätzlich längst vorhandenen

Sonderung selbst kaum bewußt geworden waren. Weist unser Verfasser sonach die ersten Ursprünge des Uebels ganz woanders nach als in den Kreisen und Parteien durch die es später zum Ausbruch kam, unterläßt er es namentlich nicht auf den in Baden seit langen Jahren einheimischen büreaukratischen Schlenbrian und die an Haupt und Gliedern höchst mangelhafte Heranzucht hinzuweisen, so ist er doch weit davon entfernt in alledem eben mehr als eine Erklärung, etwa gar eine Rechtfertigung des spätern revolutionnären Unsinns, des Hederrthums, des Freischaren- und wohlorganisirten Clubwesens zu finden. Vielmehr findet Dies eine ebenso strenge Beurtheilung von seiner Seite als die vormärzlichen Sünden, und dabei wird man dem Verfasser nirgend eine über Beurtheilung der Thatfachen hinausgehende Vorliebe für irgend eine Partei oder Persönlichkeit vorwerfen können. Möge es denn nicht die Stimme eines Predigers in der Wüste sein, wenn es am Schlusse seiner Darstellung heißt: „Wollte man in die Wege wieder einklinken die im März 1848 verlassen werden sollten, so wird man Baden und vielleicht ganz Deutschland in jenes Chaos zurückwerfen dem wir mit Waffengewalt kaum und nothdürftig entronnen sind.“ Der letzte der oben angeführten Aufsätze in der „Gegenwart“ ist verfaßt von einem „Militair, der die Ereignisse und Zustände im Lager der Aufständischen, um die es sich hier wesentlich handelt, selbst durchlebte“. Ist dieser Parteidstandpunkt des Verfassers auch nicht ganz zu verkennen, so wird ihm doch jeder unbefangene Leser gern zugestehen daß er als Geschichtschreiber, nicht als Partei-mann gearbeitet und das bisher fast nur in parteiischen Streitschriften zerstreute Material zu einer militairischen Darstellung des pfälzisch-badischen Kriegs zu einer sehr erfreulichen Klarheit und Uebersichtlichkeit verarbeitet hat. Einzelne Theile der kriegerischen Operationen erlangen freilich auch hier noch keine ganz ausreichende Beleuchtung, so namentlich Mikolajewski's sogenannter „Flankenmarsch“ von Baghäusel nach Kastatt, die Bewegungen des Peucker'schen Corps und die mangelhafte Verbindung des letztern mit den Heerabtheilungen unter dem Prinzen von Preußen, bei welcher letztern allerdings wol politische Beweggründe mit den „strategischen Rücksichten“ Hand in Hand gegangen sein mögen; doch vermögen diese Mängel, welche zu beseitigen wol nicht in der Macht des Verfassers lag, den Werth des Aufsatzes nicht wesentlich zu beeinträchtigen.

Wir reihen hieran die Erwähnung eines Buchs welches einen Theil der Kriegsergebnisse in Baden auf eine Weise bespricht welche zwar nicht gerade von geschichtlichem Werthe ist, aber zu den besten Genremalereien durch die Schrift gehört; es ist dies der zweite Band der 8. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. G. a. l. ä. n. d. er. Zwei Bände. Stuttgart, Cotha. 1860. Gr. 8. 2 Hft. 15 Rgr.

Hackländer hat bekanntlich den österreichischen Feldzug von 1849 in Italien als Liebhaber oder Zuschauer mitgemacht, und durch die zuvorkommende Freundlichkeit mit

welcher er in Radetzky's Hauptquartier aufgenommen wurde eine sehr begünstigte Stellung eingenommen; die Ergebnisse seiner Beobachtungen enthält der erste Band und die erste Hälfte des zweiten Bandes des vorstehend genannten Werks. Von der Beschließung von Maghera aus eilte der Verfasser nach Stuttgart zurück, wo er gerade zur rechten Zeit anlangte um den Einzug und bald den trübseligen Abzug des Rumsparlaments nebst allen dazwischenliegenden Ereignissen zu erleben. Wenige Tage später begab er sich nach Baden, wo er eben noch zu der Belagerung von Rastatt eintraf, unter sehr angenehmen Verhältnissen deren Ende abwartete und sich dann mit dem preussischen Hauptquartier zu kurzem Aufenthalt nach Freiburg begab. Eine zusammenhängende Geschichte des badischen Feldzugs bietet Hackländer also schon deshalb nicht, weil er nur das minder blutige Ende desselben aus eigener Anschauung kennt; mit desto größerem Behagen aber ergeht er sich in Schilderungen wie sie der Titel seines Buchs erwarten läßt, und der Leser folgt denselben mit um so größerem Genuße, da Hackländer unstreitig zu denjenigen Schriftstellern der neuesten Zeit gehört welche in der Kunst mit Worten zu malen das Vollkommenste leisten. Allerdings ist seine Darstellung eine glänzende Verherrlichung des preussischen Heers und seiner Führer, was wir jedoch umsoweniger tadeln mögen, da wir einestheils des Verfassers hohe Meinung von der Treflichkeit des preussischen Heers vollkommen theilen, andererseits die hier gegebenen Schilderungen auch dadurch ansprechen daß sie sich keineswegs auf den Heerführern dargebotene Huldigungen beschränken, sondern vielmehr mit Vorliebe die sittliche und kriegerische Tüchtigkeit der Soldaten hervorheben. So ist denn dieser Detailmalerei, in welche unter andern Actenstücken namentlich sehr hübsche Berichte preussischer Unteroffiziere über ihre Patrouillengänge aufgenommen sind, der Werth nicht abzuspochen, den zierliche Randzeichnungen erläuternd und ergänzend neben Hauptwerken ernstes Gehalts wol anzusprechen berechtigt sind. Daß Hackländer auf die badischen Freiheitshelden unbedingt und nachsichtslos schlecht zu sprechen ist, machen wir ihm durchaus nicht zum Vorwurf, er hat seine Parteilichkeit einmal als ziemlich nahe Grenznachbar der Reaction und entschiedener Freund des Soldatenthums eingenommen; auch enthält er sich alles eigentlich politischen Raisonnements so ziemlich. Noch besser freilich hätte er gethan dieses Gebiet nie und nirgend zu berühren, da Das nicht eben seine Sache zu sein scheint; sonst wäre ihm wol kaum die absurde Aeußerung entschlüpft (S. 288): das Ministerium Bett habe „die offenburger Punctionen anzunehmen nicht Muth, nicht Einsicht“ gehabt, denn gerade von Hackländer's Standpunkt aus können wir am wenigsten begreifen wie er die allgemeine Amnestie, die unbedingte Annahme der Reichsverfassung und die Einsetzung eines Ministeriums Brentano selbst unter den damaligen Umständen für ein Werk des Muths oder der Einsicht habe halten mögen. Indessen dergleichen wahrscheinlich in einem unbewachten Augenblick geschrie-

bene Worte liegen außerhalb der Aufgabe die Hackländer sich gesetzt hatte, und diese hat er mit Geschick, Sachkenntniß und Anmuth gelöst.

Des „Krieges Stürme“ schwiegen nach dem Falle von Rastatt, doch von „Gefang und Tanz“ folgte den blutigen Schlachten nicht viel, sondern die traurige Thätigkeit strenger Gerichte mußte immer weiter und weiter umsichgreifen. Zu den traurigsten Folgen des Aufstandes gehörte es daß die schon begonnene Einführung der Schwurgerichte auf unbestimmte Zeit mußte verschoben werden. So waren Diejenigen in mancher Beziehung im Vortheil welche vor die Kriegsgerichte gestellt wurden, sie waren wenigstens bald über ihr Schicksal im Klaren, während Diejenigen die vor die ordentlichen Gerichte verwiesen wurden alle Qual und Langsamkeit des alten Verfahrens durchzumachen hatten. Ueber einen derartigen Proceß liegen dankenswerthe actenmäßige Mittheilungen vor in:

9. Der Hochverrathsproceß des praktischen Arztes Dr. Rudolf Welcker, actenmäßig mitgetheilt durch dessen Vater Karl Welcker. Mannheim, Bassermann. 1850. Gr. 8. 7½ Rgr.

Dr. R. Welcker war vor dem Ausbruch des Maiaufstandes thätiges und eifriges Mitglied des Kreisausschusses der Volksvereine für den Kreis Freiburg, aus welchem er jedoch schon vor der offenburger Versammlung austrat; während der Revolution übernahm er die Bildung und provisorische Leitung des Militairsanitätswesens. Hierfür wurde er nach sechsmonatlicher Untersuchungshaft, von welcher er fünf in den rastatter Casematten verbringen mußte, von dem Hofgericht des Oberrheinkreises unter dem 9. März 1850 zu einer gemeinen Zuchthausstrafe von drei Jahren oder in völliger Absonderung von zwei Jahren und solidarisch zu Tragung aller Kosten verurtheilt. Der würdige Kenner deutschen Staatsrechts theilt nun nach einem kurzen, durchaus partellos gehaltenen Vorworte den Wortlaut des Urtheils gegen seinen Sohn nebst Entscheidungsgründen, die ausgezeichnet klare und bündige Recursbeschwerdeschrift des Rechtsanwalts Fürst und die Selbstvertheidigung des Angeklagten mit. Die beiden letzten Schriftstücke machen das erste völlig unbeeiflich, man müßte denn annehmen daß bei der Urtheilsfindung Umstände mitgewirkt haben die in die Entscheidungsgründe nicht aufgenommen wurden, oder daß das im höchsten Grade überhäufte Gericht die Natur des einzelnen Falles nur sehr oberflächlich erforscht habe. Bestände das hier mitgetheilte Urtheil zu Recht — und es ist uns unbekannt welchen Erfolg der eingelegte Recurs gehabt hat —, so wäre damit die Lehre von dem entfernten Versuche zum Hochverrath, die einst in dem Jordan'schen Proceß eine so ärgerliche Rolle spielte, wieder vollständig in Gültigkeit, und selbst der Beweis eines solchen entfernten Versuchs steht hier auf äußerst schwachen Füßen, da z. B. das Urtheil durchaus keine Rücksicht auf des Angeklagten Austritt aus dem Volksverein vor Beginn der Revolution nimmt und die bis dahin gesetzlich zulässige und von Seiten der Regierung nie angefochtene Existenz und Thätigkeit der Volks-

werehe nachträglich dem einzelnen Mitglied zum Verbrechen machen will. Auf diesem Wege hätte es freilich wahr werden müssen, was mancher gefangene Frelschädler äußerte: daß man nur ganz Baden in ein einziges großes Zuchthaus verwandeln möge. Die militärärztliche Thätigkeit des Angeklagten rechtfertigt dessen Vertheidiger kurz und schlagend durch Hinweisung auf die analogen Bestimmungen, in den Quellgesetzen aller Länder. Es ist seit dem besprochenen Urtheil in Baden für viele einzelne Fälle Begnadigung eingetreten; der vorliegende Fall beweist hinlänglich die Nothwendigkeit derselben im Sinne des höhern Rechts.

Wir schließen hiermit die Reihe der Schriften welche Thatsächliches aus dem badischen Aufstande im Ganzen oder Einzelnen schildern, und werden in einem zweiten Artikel diejenigen Werke zusammenfassen die eine kritische Beleuchtung desselben vom Standpunkte der Politik aus geben. *) 50.

Der reitende Charon, eine mythologische Abhandlung von W. Furtwaengler. Konstanz. 1849.

Es ist jedenfalls von hohem Interesse, und es führt zu mancherlei nicht unwichtigen Aufschlüssen in den Erscheinungen welche das heutige Griechenland darbietet, Süge des Alterthums nicht bloß aufzuspüren und dem Gange der Entwicklung welchen sie genommen nachzuforschen, sondern auch solche Süge in dem Leben der Gegenwart zu entdecken und ihren unmittelbaren Zusammenhang mit dem griechischen Alterthume nachzuweisen. In einzelnen Sitten und Gebräuchen des Volks ist Dies ebenso leicht thunlich als es in Ansehung der Sprache selbst, die das griechische Volk der Gegenwart redet, nicht nur im Allgemeinen der Fall ist, sondern sich auch im Einzelnen auf eine überraschende Weise darthun läßt. Bei der Fülle des Stoffes der in jener Beziehung sowohl in der Natur des Landes als im Geiste des Volks sich vorfindet, sind besonders die religiösen Vorstellungen von Wichtigkeit, welche in ihrer alten Quelle nicht zu verkennen, durch spätere Einflüsse nur wenig modificirt, vorzüglich in Volksfagen niedergelegt sind. Dieser Sphäre gehört nun auch die im Volksglauben der Neugriechen fortlebende Sage des reitenden Charon an, mit der sich die vorliegende Abhandlung beschäftigt. Allerdings kennt die neugriechische Vorstellungsweise den Führer des griechischen Alterthums, den altgriechischen Charon, in diesem Sinne nicht; derselbe hat sich vielmehr in seiner äußern Darstellung nur in dem Charos der Neugriechen ($\chi\alpha\rho\varsigma$, $\chi\alpha\rho\upsilon\tau\alpha\varsigma$) erhalten, aber dieser Charos, namentlich insofern die neugriechische Volksfage ihn als Reiter darstellt, hängt theils seiner innern Bedeutung nach, als Tod, Gott des Todes, theils auch in jener äußern Darstellung mit dem griechischen Alterthume genau und eng zusammen. Dies nachzuweisen ist der Zweck dieser Abhandlung, und in geistreich combinirender Weise gelingt Dies dem Verfasser, indem er darthut daß die Idee des reitenden Charon in ihrem Ursprunge auf Indien zurückweist, sich mit Vorstellungen des uralten Lichtcultus verband, und aus Asien nach Thracien herüberkam, von wo aus sie sowohl den germanischen als den griechischen Völkern gemeinsam blieb. Denn auch die altgermanischen Volksfagen kennen den Tod als Reiter (Orimm's „Deutsche Mythologie“, zweite Ausgabe, II, 799 fg.), wie der alte Hellenismus ihn in dieser Gestalt z. B. bei Homer, namentlich aber in der pelagisch-etruskischen Kunst kennt, und wie ihn nun auch auf hellenischem Bo-

*) Dieser zweite Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

den der neugriechische Volksglaube bis auf den heutigen Tag treu festgehalten hat. Das ist im Wesentlichen der Kern der vorliegenden Abhandlung. Dieses interessante Ergebnis der Forschungen des Verfassers muß aber für einen Jeden anziehend sein der, ohne auf diese Forschungen selbst und auf eine nähere Prüfung sich einzulassen zu können, die Wichtigkeit der eingangsgedachten Bemerkung ins Auge faßt. Nur von dieser Seite aus betrachtet, haben wir hier das Vorstehende sagen zu müssen gemeint, das Weitere den Kennern und Forschern des indogermanischen Alterthums und des darauf ruhenden Hellenismus überlassend. Ihrer Aufmerksamkeit und einer näheren Prüfung sind die Forschungen des Verfassers jedenfalls werth, und namentlich heutzutage macht die Wissenschaft selbst diesen Anspruch für letztere besonders geltend. 51.

Bibliographie.

- Boas, C., Schiller und Goethe im Zenitenkampfe. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
Cooper, E. F., Licht und Kraft am Grabe. Berlin, Treffan. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.
Döllinger, J., Luther, eine Skizze. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 8 Ngr.
Europa und Nordamerika. I. Die allgemeine Politik Machiavelli's verglichen mit den politischen Grundfagen und Einrichtungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. II. Die Vereinigung der Staaten Europa's zu einer europäischen Union nach nordamerikanischen Grundfagen. In zwölf Briefen an Dr. Frdr. Wilh. Gelling von Dr. U. und Dr. B. in Gachsen. Leipzig, Kollmann. 8. 25 Ngr.
Kohl, J. G., Der Rhein. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.
Liszt, F., De la fondation-Goethe à Weimar. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.
Lübker, F., Die Sophokleische Theologie und Ethik. Iste Hälfte. Kiel, Schwes. Gr. 4. 22 1/2 Ngr.
Rant, S., Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Iste Gesamtausgabe. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 5 Thlr.
Sienen aus der Belagerung Wiens 1848. Dugsch. 1850. 16. 7 1/2 Ngr.
Scharffenberg, S., Launen und Spiele des Schicksals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
Schücking, Erwin, Der Bauernfürk. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

- Balger, C., Das Gesetz der Einheit in der Welt und im Menschenleben. Rede den 6. Dec. 1850 gehalten. Dessau, Frische. Gr. 8. 1 Ngr.
— — Wahrheit macht frei. Rede den 22. Sept. 1850 gehalten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.
Heiler, C., Predigt gehalten am Silvester-Abend des 3. 1850. Pressburg, Wigand. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
— — Wallfahrts-Predigt bei Gelegenheit der Pressburger Botiv-Procession nach dem Gnadenorte Maria-Sell daselbst gehalten am 21. Aug. 1850. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.
Rütten, C., Ein Wort zur Vertheidigung meiner Schrift: „Offene Antwort auf den Offenen Brief des Hrn. Prof. Biedermann.“ Als Erwiederung eines Artikels in dem Hamburger Unparteiischen Correspondenten, Nr. 251. Kopenhagen, Keigel. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.
Kunzler, W., Beiträge zur Geschichte des Proletariates in der Oberpfalz. Rördlingen, Beck. 8. 6 Ngr.
Sachse, Die Nothwendigkeit der Bildung freier Gemeinden außerhalb der Kirche. Rede, gehalten am 10. Oct. 1850. Dessau. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

Johann Georg Müller.

Manchen unserer Leser wird vielleicht der Name der die Ueberschrift dieses Aufsatzes bildet ganz unbekannt sein, aber wir hoffen daß sie uns die nachstehenden Mittheilungen über einen der trefflichsten Zeitgenossen freundlich danken und vielleicht sogar das Buch zur Hand nehmen werden, in welchem sie in gut gehaltener Ausführlichkeit finden werden was wir ihnen hier nur in beschränktem Abriß vorlegen können. *) Unsere Leser werden uns danken, wiederholen wir mit überzeugungsvollem Vertrauen: denn Müller war einer von jenen seltenen Menschen die unsere an tüchtigen, harmonisch ausgebildeten Charakteren so arme Zeit zu sehen nicht gewohnt ist. Neben der alltäglichsten Philisterhaftigkeit und beschränkten Lebensanschauung, die sich da abmüht das unablässig rollende Rad der Zeit aufzuhalten, und das bodenlose Faß ihrer Staatsweisheit mit Preshgesegen und Belagerungszuständen zu verstopfen, erscheint höchstens noch — und oft sogar Hand in Hand mit jener — ihr ebenso schwächlicher Gegensatz, hohle Schwärmerci, welche, alles praktischen Elements bar, nur an die Verwirklichung von Hirngespinnsten denkt, und von Hohenstaufischen Kaiserreichen oder von communisticcher Weltbeglückung träumt, statt mit Begeisterung für einen großen lebensfähigen Gedanken zu kämpfen. Denn darin liegt eben der mächtige Unterschied zwischen Schwärmerci und Begeisterung, daß diese, obgleich zum höchsten Gedankensflug sich erhebend, doch nur stets das Praktische, das Erreichbare, das Nothwendige, mit Einem Worte, das Leben zum Ziel ihrer Thätigkeit macht, während die Schwärmerci nur nichtigen Nebelgebilden nachjagt, aus denen sich nie und nimmermehr Lebensvolles gestalten läßt. Der Schwärmer ist stets ein Schwächling, der nichts Bleibendes zu erzeugen vermag, daher denn auch die Schwärmerci der Paulskirche als leere Seifenblasen zerplagen mußten; nur der Kräftige und seiner Kraft sich bewußte Mensch ist der Begeisterung fähig — und ein solcher Mensch war Müller. Zwar war ihm nur

eine kurze Lebenszeit beschieden; aber so kurz sie war, so reich war sie an geistiger Entfaltung: die Ideen die er in seinen mannichfaltigen Werken niedergelegt sind nicht mit ihm zu Grabe getragen worden; sie werden früher oder später verwirklicht werden und mannichfaltigen Segen verbreiten. Doch wollen wir unsere Leser selbst urtheilen lassen.

Johann Georg Müller wurde am 15. September 1822 zu Rosnang, einem freundlichen Pfarrdorf des schweizerischen Cantons St. Gallen, geboren. Er war von vierzehn Kindern das sechste und der fünfte Sohn. Der Vater, ein Mann von tüchtigem und klarem Verstande, den er in allen seinen Geschäftsbeziehungen — er ist seines Berufs ein Gastwirth — bewährte, legte durch sein Vorbild den Grund zu jenem praktischen Sinn, der den Sohn auch im höchsten Fluge künstlerischer Begeisterung nie verließ; der liebevollen, an Herz und Geist reichen Mutter verdankte er den milden, freundlichen Charakter, das reine, kindliche Gemüth und die tiefe Frömmigkeit die ihn durch sein ganzes Leben begleitete. Als der Vater später seinen bisherigen Wohnort mit dem benachbarten Städtchen Bül ver tauschte und daselbst neben dem neuerbauten Gasthof ein ausgebehn- tes Fabrikgeschäft einzurichten beschloß, um alle seine Söhne daran zu theilhaben, da er die schöne Familien- gemeinschaft in welcher dieselben erwachsen auch auf das praktische Leben auszudehnen wünschte, so sollte Georg Färber werden; allein dem Antrag des Vaters setzte der zwölfjährige Knabe ein entschiedenes Nein! entgegen, denn, fügte er hinzu: „er wolle Dichter werden!“ So entschloß sich sein Vater ihn in die Cantonschule nach St. Gallen zu schicken, wo er bald der beste und wegen seines vortrefflichen Charakters bei Kameraden und Lehrern beliebteste Schüler wurde. Schon damals als vierzehn- und funfzehn- jähriger Knabe zeigte er nicht bloß Lust, sondern auch entschiedenes Talent für die Dichtkunst: seine poetischen Versuche erregten durch den bei Knaben dieses Alters so seltenen Reichthum der Sprache, durch die leichte und gewandte Handhabung des Versmaßes und Reims, noch mehr aber durch die in solchem Alter noch seltenere Tiefe und Mannichfaltig- keit der Gedanken die Aufmerksamkeit desjenigen Leh-

*) Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben, von Ernst Förster. St. Gallen, Scheitlin u. Bolikofer. 1851. 8. 1 Bde. 24 Rgr.

vers der die Aufgabe hatte die stilistischen Uebungen der Zöglinge zu leiten. So dichtete er damals eine Ballade vom Königssohne der die Krone vertauschte um die Dichtkunst als Braut zu umarmen. Mit besonderer Vorliebe aber ergriff er einen Stoff aus der Volksage der ihm ebenso wol zu großen Naturschilderungen als zur Darlegung von bestimmter Denk- und Empfindungsweise Gelegenheit gab. Das war die Sage vom Gamsenjäger, der, über Klüfte und Felsabhänge, über Gletscher und tosende Gießbäche sein blutiges Ziel in die leben- und lautlose Einsamkeit verfolgend, anfangs glücklich ist, dann aber als ein Opfer seiner unersättlichen Jagdlust Leben und Beute zugleich verliert, und der flüchtigen Gams, die ihre Freiheit durch den Tod rettet, in den schauerlichen Abgrund nachstürzt. Wir bedauern sehr daß Hr. Förster, der nicht nur die gereiften Dichtungen Müller's als zweite Abtheilung der Biographie mittheilt, sondern auch in verständiger Auswahl frühere und spätere Versuche in die Lebensbeschreibung einreicht, wo sie die berührten Verhältnisse erläutern und den Standpunkt am sichersten bezeichnen welchen man bei der Beurtheilung Müller's einzunehmen hat: wir bedauern recht sehr daß er nicht auch das erwähnte Gedicht vom Gamsenjäger aufgenommen hat, weil es vielleicht unter allen poetischen Productionen des Künstlers diejenige ist welche dessen schaffenden Dichtergeist am klarsten offenbart. Wir erinnern uns der Stunde noch gar wohl in welcher der funfzehnjährige Knabe dieses Gedicht beim feierlichen Schluß des Schuljahres öffentlich vortrug und mit demselben unter allen zahlreich versammelten Zuhörern die lebendigste Theilnahme hervorrief. Denn obgleich Georg auch körperlich entwickelt war als es in diesem Alter gewöhnlich der Fall ist, und der liebenswürdige Ernst seiner ganzen Erscheinung Bedeutendes von ihm erwartete ließ: so war der Eindruck den seine Ballade hervorgebracht doch so gewaltig daß man sich kaum entschließen konnte sie für das Werk des Knaben zu halten, selbst als der oben erwähnte Lehrer versicherte daß sie in Anlage und Ausführung durchaus sein Eigenthum sei.

Auf diese schöne Weise schied Georg von der Schule, die ihren trefflichen Zögling zwar nur ungern, aber in der festen Ueberzeugung entließ daß er ihr wie dem Vaterlande Ehre machen würde.

Sein Vater hatte inzwischen mit Freunden über des Sohnes künftigen Beruf sich besprochen und sich entschlossen ihn dem Bauwesen zu widmen, und ohne ihm irgend eine Mittheilung zu machen mit dem Staatsbaumeister Kubli in St. Gallen, bei dem er als Lehrling eintreten sollte, die nöthigen Verabredungen getroffen. Glücklicher hat gewiß noch Niemand für seinen Sohn gewählt, und man muß den feinen Sinn des schlichten Mannes bewundern, der sich bei seiner Wahl gewiß nicht bloß von äußern Umständen leiten ließ. Als Georg den Willen seines Vaters erfuhr, jauchzte er laut auf und rief: „Das ist ja auch Dichtkunst!“ In diesen Worten liegt Müller's ganzes Wesen vor uns, welches

wesentlich auf Poesie beruhte, weshalb er denn nicht nur alle Verhältnisse des Lebens poetisch anschaute, sondern sie auch poetisch zu gestalten strebte. An und für sich ist weder die Architektur noch die Malerei, noch irgend eine andere Kunst schon poetisch; nur die schaffende Kraft des Menschen kann sie poetisch beleben. Und wie man geistreich behauptet hat daß Rafael auch dann der größte Maler gewesen wäre, wenn er ohne Hände geboren worden: so darf man mit noch viel größerem Rechte vielleicht behaupten daß Müller seine poetische Schöpfungskraft auf jeden Beruf übertragen haben würde. Dieser Kraft ist es zuzuschreiben daß der Jüngling schon bei den ersten Schritten in seinem neuen Beruf die größte Selbständigkeit bewahrte, so innig er auch an seinem vortrefflichen, vielseitig gebildeten Lehrer hing, so gewissenhaft er dessen Rath und Lehre benutzte. Dieser hatte in München und Italien die entschiedenste Neigung für die antike Baukunst gewonnen, und er suchte daher seinen Schüler vorzugsweise in diese klaren und festen Gesetze derselben einzuführen. Auch hatte er bald die Freude zu sehen wie tief und geistreich der junge Zögling seine Mittheilungen nicht bloß aufnahm, sondern zu seinem lebendigsten Eigenthum machte und in die Feinheiten der Formen und Verhältnisse der antiken Architektur eindrang. Aber dieser ließ sich, wie schon angedeutet, weder durch des verehrten Lehrers noch durch die lebendig erkannte Größe der alten Kunst bestechen. Und so schrieb er schon im April 1838, als ihm des Francesco di Giorgio Palast der Spannocchi in Siena zum Nachzeichnen vorgelegt worden war, Folgendes in sein Tagebuch:

Wenn man solche schöne Sachen länger betrachtet und in ihrer Wirkung untersucht, so wird man zugestehen müssen daß sich der reinflorentinische Stil ganz getrost neben den römischen und sogar den griechischen hinstellen darf. Seine äußere Simplicität und innere Schönheit wiegen mir ebenso viel als die römische Pracht, oft Ueberladenheit von außen, und seine Kernhaftigkeit spricht mich täglich mehr an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Romane.

1. Eine Pension am Genfersee. Zwei Romane in Einem Hause von Ida von Düringsfeld. Zwei Theile. Breilau, Kern. 1851. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Das treue Bild eines Pensionslebens in Montreux wird dem Leser im vorliegenden Werk gegeben. In einem Zwiegespräch der Verfasserin mit dem Verleger, welches die Vorrede bildet, beklagt sich Letzterer daß Nichts im ersten Capitel vorgehe. Es geht auch eigentlich nicht viel im ganzen Romane vor, und wer großer Ereignisse bedarf soll das Buch aus der Hand legen. Zwei Pärchen finden sich zusammen nach mancherlei Hindernissen, bei den Ereignissen des alltäglichen Lebens, bei Spaziergängen, Mahlzeiten, Gesprächen u. s. w. Das eine Paar ist ein deutsches, das andere ein waodländisches, und sehr verschiedenartig ist ihr Lieben und Sichverstehen. Der Roman spielt im Jahr „der verunglückten Versuche wo Frankreich eine Republik des Zufalls, Italien ein einiges Italien, Polen ein neues altes Polen, Prag ein Slawenbündniß mit einem constitutionellen Rußland und Deutschland ein unmögliches Deutschland versuchte, ein Jahr dessen Motto sein mußte: «Biel kármen um Nichts.»“ Es beginnt im October als soeben die frank-

weiter Rationalversammlung erklärt hatte daß man Kopenhagen ohne Flotte einnehmen müsse, während die preussische Nationalversammlung erklärte das Meer müsse denken wie die Deputirtenkammer decretire, und Wien noch immer erklärte es werde eines großen Todes sterben. In der Pension zu Montreux ist man insofern der Ansicht daß die Wiener nicht so geschwind sterben, sondern den berühmten Ruf der französischen Garde: „Ella meurt, mais ne se rend pas“, umgekehrt sich aneignen würden. Die meisten der Pensionnaire sind nämlich aristokratischer Geburt und finden wenig Gefallen an den Ereignissen der Zeit und dem Treiben in Deutschland. Der deutsche Liebesheld, Hr. von Lesroque, ein Kranker welcher in Montreux Genesung sucht, findet seinen Zustand verschimmert durch deutsche Politik; Preußens Größe liegt ihm am Herzen, Hoffnungen und Befürchtungen drohen ihn aufzureiben. Die Verfasserin versteht besser als die meisten Schriftstellerinnen den Liebhaber nicht nur durch seine Liebe, sondern auch durch seine Eigenschaften als interessant darzustellen. Die Ansichten Lesroques, welche sich bei den verschiedenen Gelegenheiten des Pensionatslebens kundthun, zeugen von einem gesunden Verstande, von edelm Sinn, von selbständiger und origineller Auffassung. Sein Urtheil über Rousseau, welches er angesichts des Felsens von Meillerie, auf dem Spaziergang nach dem berühmten Bosquet de Julie, vor der mit Rousseau's Werken beladenen, für Rousseau begeisterten Gesellschaft ausspricht, mögen als Belege dieser Behauptung dienen:

„Bewundern Sie Rousseau soviel Sie wollen, weil er als weggelaufener Lehrling auf den wunderbarsten Wegen zur Berühmtheit gelangt ist, bewundern Sie ihn weil er ohne Erziehung bei einer schimpflich verlebten Jugend, bei natürlicher Unfähigkeit sich zu äußern, aus seiner Individualität inen Gegenstand des Streites für halb Europa zu machen gewußt hatte, bewundern Sie ihn als Botaniker, als Musiker, als Kenner seiner selbst. Ich bewundere wahrlich seine «Bekanntnisse»; es ist an Stil und Unverschämtheit eines der außerordentlichsten Bücher welches je geschrieben worden. Aber Verehrung gebührt nur dem Guten und Großen, und ich frage die wo ist Rousseau je gut oder je groß? Seine Jugend nenne ich schimpflich verlebt weil er sich von einer Frau aushalten ließ. Verzeihung wenn ich mich geradezu ausdrücke; ich glaube die erschrecken nicht vor einem unumwundenen Wort. Welches andere ließe sich auch wählen um das Verhältniß des Kleinen u seiner Raman auszubringen. Sie nimmt ihn auf und zieht ihn, um ihn als er Jüngling geworden — bah! es läßt sich in unserm keuschen Deutsch doch nicht so recht davon reden. Ich versichere Ihnen nur daß ich in den frechsten Schriftstellern nicht schlüpfrigeren nie Seiten gefunden habe die mich so mit Hül erfüllt hätten wie die Blätter auf denen Rousseau die Umgebung der Raman an ihn schildert. Denn ist ein anderer lutor frech, nun gut, so ist er es auf ehrliche Weise. Er wagt nicht lüsterne Blicke und gibt sie für Darstellungen der Jugend aus. Er predigt nicht die Eizenz und verlangt wir Allen ihn als Lobpreiser der Sitten anerkennen. Rousseau hält sich für den tugendhaftesten Jüngling der je geathmet, die Ipharmettes sind ein wahres Heiligthum der Unschuld, die Raman ist eine reine Frau die ihren Bedienten zum Liebhaber at und auch noch ihren Bögling dazu nimmt; ist sie nicht die echte ihres Geschlechts? Es fehlt ihr keine Schande. Das Verhältniß zu ihrem Claude Aret allein genügt um sie zu ernichten. Eine Frau comme il faut liebt ihren Bedienten nicht. Ein Mann comme il faut kann ein Kammermädchen eben, ein Kammermädchen bleibt immer Frau, aber ein Bedienter ist für seine Gebieterin kein Mann.“

„Rousseau hat nie eine unbescholtene Frau geliebt. Frau von Houdetot hatte den Grafen von Houdetot zum Manne und den Hr. von Lambert zum Liebhaber! Mich dünkt diese Luend unzweifelhaft nicht zu existiren. Als Philosoph und Republikaner steht er auch nicht groß da. Republikaner war er nicht. In seinem «Contrat social» endigt das Capitel von der Demokratie mit den Sätzen: «Wenn es ein Volk von Göt-

tern gäbe, so würde es sich demokratisch regieren, für Menschen paßt eine so vollkommene Staatsverfassung nicht.» Er hält also, wie wir Alle, die Republik für die Staatsform des Lausendjährigen Reichs, bis dahin aber so gut wie wir Alle für eine Schule des Egoismus. Nur für kleine Staaten rath er sie, und Das mag sein, denn da ist sie eine Privatfache welche auf die allgemeine Weltbewegung keinen Einfluß ausübt. Die Republikaner thun demnach Unrecht Rousseau als ihren Patron zu betrachten. Philosoph in unserm Sinne war er ebenso wenig, denn er hat kein System erschaffen, wenn Sie nicht die von ihm gepredigte Anticivilisation als solches annehmen wollen. Es fehlte ihm an Totalität, dagegen ist er scharf im Einzelnen, vortrefflicher Raisonneur und Reflexionnaire und unübertrefflich als Stilist. Seine Briefe z. B. sind jeder einzeln ein wahres Meisterwerk; dieses Talent läßt sich dadurch erklären daß er am liebsten und am besten von seiner Persönlichkeit schrieb, aber deshalb wird es nicht kleiner. Nur leidet theilen seine Briefe mit den Confessionen all die gemeinen Erbärmlichkeiten des Jean Jacques, welche man seit einem Jahrhundert an diesem parvenu unter den Schriftstellern nicht nur duldet, sondern sogar bewundert, warum? weiß ich nicht. Auch für die Offenheit mit welcher er seine Verirrungen aufdeckt weiß ich ihm nicht Dank. Es gibt Geheimnisse zwischen uns und Gott. Die Schamhaftigkeit der Seele ist nicht weniger heilig als die des Körpers. Und wenn man sich dann nun ganz entblößen will, so thue man es wie der Gladiator, um uns einen edeln und schweren Kampf sehen zu lassen.“

Die übrigen Persönlichkeiten des Romans sind lebendig und mit Wahrheit geschildert, manche mit Humor charakterisirt. Es wird den Pensionnairen die Gelegenheit gegeben der Schweizer Sitten kennenzulernen. Sie besuchen Bälle, Hochzeiten u. s. w. Der Lust hat einen Winteraufenthalt in Montreux zu machen findet manche willkommenen Notiz über das Pensionatsleben, dessen Frühstück, Mittag und Souperstunden, mit der üblichen Unterhaltung und üblichen Langeweile. Die Naturschönheiten und Naturereignisse werden mit vieler Liebe und Sachkenntniß geschildert. Luitgarde schreibt unter Anderm von dem Rebel: „Seit 14 Tagen leben wir nicht nur wirklich, sondern buchstäblich im Rebel. Der Morgen — Rebel, der Tag, der Abend, die Nacht — Rebel; dennoch in dieser Eindringlichkeit die unendliche Verschiedenheit. Bald liegt er spinnengrau um uns her, un-durchdringlich, unbeweglich, trinkt das Paar, die Kleider, läßt kaum athmen. Dann bewegt es sich, wir haben kein Wort dafür, die Franzosen sagen s'abranle. Es tollt wie Finsternisse zu Wagen geworden; du siehst nicht und siehst doch; dann stürmt es wie Wolken heraus als wollte es das Haus mit Sturm nehmen, dann wieder fällt es von den Alpen auf den See, und wälzt da weiß, ein Meer das in das Rhodethal hineintreibt, während die Bergketten im Blau schweben, ohne andere Basis als dieses schneeige Ungeflüm. Distas öffnen sich auf Billeneuve, auf Chillon, auf Clarens und auf den See. Wird dieser sichtbar, so ist er spiegelklar. Steigen wir auf die Borberge hinauf, so sehen wir mit Entzücken blauen Himmel über uns, bestrahlt mit allen möglichen Wellenzierlichkeiten, Polypenbäumchen, Moosverästelungen, Federzerpustungen. Alles ganz, ganz, ganz weiß, die lieblichste Arabeskenzierserei der Luftzierscheren. Zu unsern Füßen ist der Rebel Thau geworden, steht in Thauperlchen auf den Härchen der Erdbeerblätter, fast wie mit Silberfranzen die Epheublätter ein und dringt durch die Schuhe.“ Lesroque liebt Luitgarde; er misfällt im Anfang, sie gefällt ihm nicht, doch nach und nach finden sich die Herzen. Er ist krank und erschöpft, vielleicht nicht ohne Verschulden an seinem Leiden, und trägt Bedenten seine Eizenz an die ihrige zu knüpfen. Die Aeltern hegen ebenfalls andere Wünsche für das junge Mädchen, doch ihre Liebe überwindet alle Hindernisse; die innern Kämpfe, die tausendfachen Begiehungen und Gemüthsbewegungen die bei solchen Gelegenheiten stattfinden bringen eine höchst unterhaltende Abwechslung in dem durch mancherlei geistreiche Gespräche gewürzten Alltagsleben.

Der zweite Roman, welcher in derselben Pension spielt, ist weniger interessant, wenn auch nicht ohne Bedeutung. Die Tochter vom Hause heirathet einen Bauer den sie liebt, und sowohl die Brautleute als auch die übrigen Mitglieder der Familie können als Typen des waadländischen Volks gelten, welches als berechnend und keineswegs als gefühlvoll geschildert wird. Im Ganzen hat Ida von Düringsfeld in den vorliegenden zwei Bänden einen sehr hübschen und unterhaltenden Roman geliefert, und wir wünschen von Herzen daß sie ihre Versicherung an dem Verleger, wegen Einrichtung der eigenen Wirkthätigkeit nicht mehr so viele Romane als früher zu schreiben, nicht erfüllen werde.

2. Donner und Bliz von Kathinka Sig. Mainz, von Zabern. 1850.

Referent versteht nicht recht warum das vorliegende Werk diesen Titel führt. Wenn man auch beim Lesen desselben an ein fernes Donnern glauben könnte, so fehlt doch gänzlich der Himmel und Erde erleuchtende Bliz; dagegen gibt es Rebel genug, Rebel aus dem Jahr 1848. Die Ueignung ist an Frau Johanna Kinkel in Bonn. Die Novellen „Ulrike“ und „Eine Demokratenfamilie“ gehören der neuesten Zeit an. Aus dem „Schicksalswechsel“ soll man ersehen daß wir seit der ersten französischen Revolution nicht viel gelernt haben. „Die Hausgenossen“ wurden, wie aus den Ausfällen gegen die Censur zu sehen ist, noch in vormärzlichen Zeiten geschrieben. „Idoine, die Jungfrau der Ardennen“, ist das Werk einer Französin; dasselbe wurde übersezt um darzutun „mit welcher Macht zu allen Zeiten die Gewalt auf den Nacken des Volks drückte, und wie die Priesterherrschaft durch die schlechtesten Mittel sich zu befestigen suchte, Ströme Bluts vergoß, jedes Recht verhöhnte, jede Tugend mit Füßen trat, wenn es galt ein von ihr vorgestecktes Ziel zu erreichen“. Referent fand die Erzählungen zwar nicht ohne Talent, doch wenig ansprechend, indem die Gestalten aller Natur mangeln und in Caricaturen ausarten. Besonders die Demokratenfeindlichen, die Reichen und Bornehmen, sind zu Berbildern verschwoben. Daß die vorliegenden Erzählungen vom Standpunkte der äußersten Linken aus geschrieben sind, gereicht ihnen nicht zum Vorwurf. Frauen nehmen leicht die Ansichten ihrer Väter, Brüder und Männer an, und wir gönnen ihnen das schöne Privilegium des Herzens, da zu lieben wo die Gesellschaft haßt, zu bewundern wo sie den Stab bricht. Bei dieser Art zu denken würden wir gewiß gern dem vorliegenden Buch alle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen die einem Kunstwerk gebührt, wenn es nur ein Kunstwerk wäre! Berlegend war uns vor allem die leichtfertige, nach Humor haschende Art und Weise womit die Ereignisse von 1848 in kurzen Umriffen in der Erzählung „Ulrike“ dargestellt wurden. Welcher Partei man auch angehören mag, so darf man doch nur mit Ernst der Märzereignisse gedenken, und jener trüben, verhängnisvollen Zeit, die als eine Nothwendigkeit der Weltgeschichte eine höhere Bedeutung erhalten hat. Die Flora des Lebens, welche die Verfasserin als ein Kind des Augenblicks bezeichnet hat, erscheint uns als ein ungerathenes Kind. Zu der Poesie der Blumen paßt nicht die Ironie über Zeit und Politik. Wir theilen hiermit einen Beleg zu dieser unserer Behauptung mit: „Purzelbaum (Arboreum cultorum). Dieser Baum gedeiht am besten im Lurnboden, obgleich er seine Wurzeln nicht in denselben einsetzt, sondern sie vielmehr mit Krone und Zweigen abwechselnd gegen den Himmel erstreckt; daher auch nicht gut in seinem Schatten sitzen ist, weil man sich sonst leicht auf eine unangenehme Weise berührt fühlen könnte. Wenn dieser Baum anschlägt, so bringt er Blüten der Bewunderung hervor; in Misjahren aber bestehen seine Früchte nicht selten aus gebrochenem Gemüth. Kunstreiter, Seiltänzer, Clowns und Handwurste sind sehr verfallen auf ihn, haben seine Cultur aber schon oft mit verrenten und zerbrochenen Gliedern bezahlt. Bekrönte Häupter haben eine Aversion vor

ihm, weil er zuweilen gegen ihren Willen auf dem Thron emporschießt, und sie von demselben herab auf den Sand der Verbannung verlegt. Reichsapfel (Malum imperii). Dieser Apfel, der mit dem Deutschen Reiche verkauft ist, trug die Inschrift: „Dem Weisesten!“ fiel aber immer dem Mächtigen zu. Seine Cultur ist eingegangen, weil sie mitunter sehr ungeschickten Händen anvertraut war. Rittersporn (Planta militaria). Ist eine lange steife Blume, die den Leuten durch bunte Farben in die Augen sticht; daher sie auch bei den Damen weit beliebter ist als bei den Männern; sie pflegt mit Berachtung oder mit Gleichgültigkeit auf Blumen herabzusehen die in civilem Boden gezogen sind, und nennt ihr Betragen esprit de corps. Streift sie eine andere Blume von ungefahr an, so nennt sie Das absichtliche Sunahetreten, und fühlt sich verpflichtet die Sporen einzusehen, wobei ihr aber öfters die Spigen abgedrohen werden und sie unschädlich gemacht wird. In diese Gattung gehört auch noch die Schwertlilie.“ 15.

Literarische Notizen.

Zwei neue Beiträge zur Geschichte der Februarrevolution.

Die „Histoire de la restauration, du règne de Louis Philippe et de la révolution de Février 1848“ von Paul Lacroix, ein starker Band von über 500 Seiten, lieft sich leicht und ist sehr vollständig in Bezug auf Sammlung des That-sächlichen. Mit der Restauration beginnend stellt sich der Verfasser auf den Standpunkt der Revolutionnaire welche die Februarrevolution gemacht haben, und bemerkt „in den Massen die wüthlerische Thätigkeit der Orleansistischen Complotte“, gibt der Zuliregierung jedes Mißgeschick, die Corruption, die geheimen Verbrechen Schuld, und sagt von Ludwig Philipp „daß er die Abbanlungsurkunde einem Automaten gleich unterschrieben habe, ohne zu wissen was er thue“. Lamartine nennt er „das Opfer seines Patriotismus und seines großen Herzens“. Von der Proclamation der Constitution von 1848 sagt er daß „dieser Ceremonie der Beifall des Landes gefehlt habe“. Dies zur Charakterisirung seines Standpunktes. Jules du Camp dagegen hat in seiner „Histoire de la révolution de Février“ eine möglich vollständige Unparteilichkeit angestrebt. Man beurtheilt das Buch gerecht wenn man sagt: es ist eines der am besten abgefaßten, am sorgfältigsten redigirten und vollständigsten Repertorien aller der Documente welche sich auf die Ursachen, die Ereignisse und die Folgen der Februarrevolution beziehen. Die Erzählung ist sehr genau, vielleicht zu genau, denn in dem Mäßen jede Erörterung des Für und Wider, Angriff und Vertheidigung zu umgehen, wird der Verfasser zu gleicher Zeit ungerecht und unempfindlich. Wer zwei Jahre nach der Februarrevolution ihre Geschichte schreiben kann nicht unparteiisch bleiben wollen.

Michel Chevalier's „La monnaie“.

Setzt, wo die öffentliche Aufmerksamkeit sich der Frage über die Entwerthung des Goldes und das Verhältniß das sich in der Folge zwischen Gold- und Silberstücken bilden muß zuwendet hat, ist es wichtig auf das neue Werk Michel Chevalier's hinzuweisen, das sich gerade mit dieser Frage beschäftigt. Es trägt den Titel „La monnaie“, und ist eine vollständige und gelehrte Abhandlung über die sich auf das Münzsystem und die Gewinnung der werthvollen Metalle beziehenden Fragen. Mit großer Sorgfalt ist besonders die Frage über das Mängen des Goldes im Verhältniß zu dem des Silbers behandelt. Die Geschichte der respectiven Production der beiden Metalle ist methodisch skizzirt und mit den genauesten statistischen Nachweisen belegt. Die politischen, socialen und ökonomischen Folgen welche die Ausbeutung der californischen und sibirischen Minen haben können bilden den Inhalt mehrerer Capitel. 2.

Donnerstag,

Nr. 86.

10. April 1851.

Johann Georg Müller.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Wie Müller die Poesie seines Wesens auf alle ihn umgebenden Erscheinungen übertrug, so gaben ihm diese wiederum den lebendigsten Stoff zu Liedern. Liebe, Natur, Kunst und vorzüglich das Vaterland, an dem er mit glühender Begeisterung hing, wurde von ihm in Gedichten besungen, in denen die Harmonie des Inhalts und der Form wohlthuend anspricht. Doch schon mitten in dieser kräftigen Entwicklung erfasste ihn die Ahnung eines frühen Todes, nicht zwar ihn niederbeugend, wie es bei schwächlichen Gemüthern der Fall sein mag, sondern ihn zu größerer Thätigkeit entflammend, damit er, wenn auch früh dem Grabe verfallen, dennoch den hohen Zweck seines Lebens erreiche. So schrieb er in seinem sechszehnten Jahre folgendes schöne Gedicht, dessen kräftiger Wohlklang schon den mächtigsten Segenssatz zur Lobeshymne bildet und die tiefste Ueberzeugung der Unsterblichkeit verkündet:

Letzter Wille.

Wenn ich einst sterben werde,
Dann legt auf die todt'ne Brust
Meine Lieder aus Leid und Lust,
Und senkt mich in die Erde.
Ich will nach dreien Tagen,
Seien kurz sie oder lang,
Beseelt vom göttlichen Drang,
Rein enges Grab zerschlagen
Und wieder auferstehen.
Und was ich in Liedern sang,
Wird als ein Erinnerungsklang
Neu meinen Geist umwehen!

Schon nach zwei Jahren erklärte sein bisheriger Meister daß er zu seiner weitem Ausbildung eine durch künstlerische Thätigkeit bedeutende Stadt des Auslandes besuchen müsse; man entschied sich für München, wo Georg am 11. November 1839 eintraf. Da jedoch die Verhältnisse und Einrichtungen der dortigen Akademie bei Architekten wenig Vertrauen genossen, so ward beschlossen daß er nicht in dieselbe, sondern bei dem Architekten Friedrich Ziebland, einem Jugendfreunde Kubli's, als Schüler eintreten solle. Der erste Eindruck der Königsstadt mit ihren zahlreichen und prachtvollen Bauten war mächtig, ja beinahe niederdrückend; doch bald ver-

mochte er demselben seine eigene Kraft entgegenzusetzen. Er schreibt seinem bisherigen Meister:

Nach kurzer Rast im Wirthshause ging ich in die Ludwigsstraße, und ging noch in ihr auf und ab als es schon lange Nacht geworden war. Ich betastete die sonderbaren Bodeiglieder der Bibliothek, der Ludwigskirche etc., und ging von Regen naß, geistig zerknirscht und zermalmt, ja recht traurig nach Hause. Der Gedanke ein Baumeister zu sein der solche Königshäuser und Ludwigskirchen ausführt stand vor mir wie vor dem Wanderer ein grüner, von der Abendsonne vergoldeter, aber unersteiglicher Berg. Doch ging ich schon am nächsten Morgen wieder nach der Ludwigsstraße, war aber müthiger geworden. Sol rührte mich die Großartigkeit ihrer Bauten, aber gegen Einzelheiten stiegen Zweifel auf; und der byzantinische Stil, dem die meisten angehören, verdaub mir den Eindruck der Größe. Ich kann mich mit diesem Stil ohnehin nicht befreunden, weil ich darin den Genius unserer Zeit nicht ausgeprägt finde. Wir sind nicht die Menschen einfältigen Herzens wie jene des 6. oder 10. Jahrhunderts. Vielmehr glaube ich daß für uns im Allgemeinen die griechische Architektur mit ihrer zarten Eleganz, ihrer Klarheit und Ruhe, ihrer stillen Großartigkeit passender wäre, wenn sie unbesungen und frei den veränderten Lebensverhältnissen angepaßt würde.

Wenn wir in diesen Worten noch den Einfluß seines ersten Lehrers wahrnehmen, so werden wir sogleich sehen daß er auch diesen überwand und zur vollsten Selbstständigkeit gelangte, deren erste Keime wir schon im Beginne seiner architektonischen Studien haben aufgehen sehen. Dazu trug ohne Zweifel sein neuer Meister Ziebland wesentlich bei, der, keiner Schule und keinem System angehörig, doch das Wesen aller einzelnen tief aufgefaßt hatte und sie seinen Schülern zur klarsten Erkenntniß brachte. So gelangte Müller bald zur Einsicht daß auch die bloße Nachahmung der griechischen Kunst nicht genüge, weil diese, aus eigenthümlicher Entwicklung hervorgegangen, eben auch nur für die Verhältnisse passe in denen sie groß geworden, nicht aber auch für unsere Zustände und Bedürfnisse. Wenn wir auch die Größe und Höhe der griechischen Tragödie bewundern, sind wir doch weit entfernt dieselbe auf unsern Theatern nachzubilden zu wollen, weil wir wohl fühlen daß sie bei aller ihrer Vollendung dem Volke unverständlich bleiben müßte. Nicht weniger ist es mit Werken der Baukunst der Fall; sie lassen den Beschauer der griechische Welt nicht kennt kalt und bleiben ohne alle Wirkung. Unserm jungen Künstler aber wurde es bald

Nur daß nicht für einzelne Gebildete, sondern für das Volk gebaut werden mußte, wie in Griechenland auch nur für das Volk gebaut worden war. Wie unpassend es sei das griechische Alterthum in seiner Baukunst nachzuahmen, und wie wenig dieses Ziel erreicht werde, sprach er hater in einem Gedichte aus, in welchem er die bekannte Anekdote erzählte daß der Römer Lucius Mummius die geraubten Kunstschätze von Korinth dem Schiffsvoll mit den Worten zur Ueberfahrt nach Rom übergab: sie müßten Alles was durch ihre Schuld verdorben würde wieder machen lassen. Das Gedicht schließt:

Hört es, werthe Architekten,
Die ihr Werk, gleich den Alten,
Auf Begehren auch verfertigt!

Sein erstes öffentliches Auftreten als Künstler hatte schon den erfreulichsten Erfolg. Als am Anfang des Jahres 1841 die Stadt Mühlhausen in Elfaß einen Concurs für den Bau einer protestantischen Kirche ausschrieb, bereitete er sich bei demselben; und obgleich seine Pläne nicht zur Ausführung kamen, so waren sie doch unter den wenigen welche an das Ministerium nach Paris zur Auswahl kamen, und es wurden ihm später dafür 500 Francs oder nach Rückgabe der Originalzeichnung für die Erlaubniß eine Copie nehmen zu dürfen 300 Francs angeboten, auf welchen letztern Vorschlag der Künstler einging. Er war damals 18½ Jahr alt.

Der Umstand daß die großen Neubauten in München meistens vereinzelt stehen und die großartige Wirkung verlohrengeht welche sie in der Zusammenstellung haben müßten, leitete ihn auf den Gedanken eine große Baugruppe zu entwerfen, in welcher auf Einem Plage Dom, Stadt- oder Rathhaus, Bibliothek, Börse u. s. w. vereinigt sein sollten. Er wollte in der Lösung dieser Aufgabe seine wissenschaftlichen Kräfte prüfen und seinem Kunstgeschmack eine feste Bahn gewinnen; die Wahl derselben aber war ein deutliches Zeichen der ihm eigenen Auffassungsweise der Architektur und des weiten historischen Wirkungskreises derselben. Vorzüglich um Ruhe und Abgeschlossenheit für diese Arbeit zu gewinnen, verließ er München im September 1841, blieb dann eine zeitlang in der Heimat, ließ sich Ende des Jahres in Basel nieder, wo er das Glück hatte einen jungen reichen Mann, Herrn Rudolf Merian, kennenzulernen, der im Begriffe war eine Reise nach dem Süden, vielleicht selbst nach dem Orient zu machen, und auf seine Kosten einen angenehmen Reisegesellschafter wünschte, dessen Kenntnisse und Talente ihm das Verhältniß und den rechten Genuß des Landes der schönen Künste sicherten. Herr Merian blieb nicht lange unentschlossen als er den jungen Künstler hatte kennenzulernen. Daß Italien, wohin beide Reisende im October 1842 abgegangen waren, mit seinen zahlreichen Kunstwerken und insbesondere mit seinen großartigen Baudenkmalern eine tüchtige Bildungsschule für Müller wurde, daß er die herrlichen Schöpfungen mit aller Empfänglichkeit deren seine große Seele fähig war insich aufnahm, bedarf nicht erst der Versicherung. Es sind daher die Auszüge aus

seinen Tagebüchern, die Herr Ernst Förster mittheilt, von dem größten Interesse, und zwar nicht bloß wichtig für den Künstler und Kunstfreund, sondern auch im höchsten Grade anziehend für Jeden dessen Gemüth für das Schöne und Große empfänglich ist, da Müller in seinen Beobachtungen stets den höchsten Standpunkt, den der Poesie einnimmt, welche allein der Kunst allgemeine Bedeutung zu geben vermag. Wie bei Müller Alles poetische Gestaltung anzunehmen strebte, so faste er seine italienischen Anschauungen in einer Reihe von Sonetten zusammen, welche durch die Schönheit ihrer Form an die Platen'schen erinnern, wenn sie dieselben auch nicht erreichen. Müller hatte die Absicht diese Sonette besonders herauszugeben und sie seinem Freunde Merian zu widmen, dem er den Aufenthalt in Italien verdankte. Wir bedauern daher daß sein Biograph dieselben nicht vollständig mitgetheilt und als besondere Abtheilung mit der beabsichtigten Widmung den übrigen Gedichten an gereiht hat. Unter der Anschauung der italienischen Bauwerke des Mittelalters gedieh die Idee daß die Kunst eine nationale werden oder, mit verständlichern Worten, daß man für das Volk und in seinem Geiste bauen müsse, zur vollständigsten Reife. Schön spricht er diesen Gedanken in einem der erwähnten Sonette aus, bei welchem ihm die in römischer Stille erbaute Siegespforte in München vorschwebte.

Rückblick.

In Deutschland selbst, da aus den Kinderwiegen
Der Nachahmung sich kaum die Kunst erschwungen,
Seid ihr auf's neu von Konstantin bezwungen;
Und galt es doch des eignen Volkes Siegen!

Habt ihr darum die Alpen überstiegen,
Von deutschem Geiste so gar nicht durchdrungen,
Daß an den Domen unsrer Kibelungen
Die Formen machtlos euch vor Augen liegen?

Ja, wenn die fürstlichsten Selegenheiten,
Des Vaterlandes Kunst emporzurichten,
So ungenutzt an euch vorübergleiten,

Kommt Barbarossa lang noch nicht gezogen
Aus des Kyffhäusers düstern Felsenschichten;
Denn solcher Mann zieht nicht durch röm'sche Bogen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Servinus, Shakespeare und die Romantiker.

Servinus spricht im zweiten Bande seines Buchs über Shakespeare und zwar in der Abhandlung über „Romeo und Julie“ von der Unstatthaftigkeit einer Bergliederung der bloß formalen Schönheiten seines Dichters. Dennoch fühlt er sich gedrungen bei „Romeo und Julie“ eine Ausnahme zu machen und diesem Stücke formell etwas näher anzurücken, wobei er dann die Entdeckung macht daß drei Stellen von wesentlich lyrischer Natur in demselben vorkommen: die Erklärung Romeo's auf dem Balle, Juliens Monolog bei dem Andruß der Brautnacht und die Scheidescene am Morgen.

Dagegen ist Nichts einzuwenden, wol aber wenn Servinus von einem Kunst- oder „besser Naturgriff“ spricht, welchen Shakespeare gebrauchte um diesen Stellen „den tiefsten und weitesten Hintergrund zu geben“.

Einen solchen gebrauchten heißt genau genommen: etwas Unbewußtes mit Bewußtsein thun. Wie geht Das? Kunst-

groß ist in dieser Beziehung das Mögliche. Servinus fühlt aber wohl daß in den drei Stellen viel zu viel Begeisterung und unmittelbare Empfindung herrscht als daß dabei von einem Kunstgriffe die Rede sein könnte. Deshalb erfindet er sich den begrifflosen Entzug.

Derselbe besteht darin: daß Shakespeare sich in allen drei Stellen an bestehende literarische Dichtungsarten angeschlossen und sich mit den herkömmlichen Bildern, Formen und Vorstellungen derselben ganz gesättigt hat. (Wüßlicher, mit Bildern, Formen und Vorstellungen gesättigter Shakespeare!) Unter diesen drei Gattungen zählt Servinus auch das Sonett auf, und macht sogleich eine Abweisung auf Petrarca. In dieser Beziehung hat schon Schlegel in seinem Aufsatze über „Romeo und Julia“ Folgendes gesagt:

„Seine (Petrarca's) idealische, ätherische, im Entzagen schwebende Umwertung Romeo's hat Nichts mit der jugendlichen Kraft und Glut gemein die Romeo und Julia füreinander zu leben und zu sterben treibt: aber der Eil seiner Poesie hat viel Aehnlichkeit mit dem Colorit des zärtlichen Ausdrucks in unserm Schauspiel.“ (A. B. Schlegel's „Ästhetische Schriften“, I, 414.)

An diese Schlegel'sche Bemerkung ansehend sagt Servinus: „Die Erklärung Romeo's ist allerdings nicht in die übliche Grenze eines Sonetts eingeschlossen, doch ist Bau, Ton und Behandlung ganz dieser Form angepaßt oder von ihr hergeleitet.“

Das kommt im Grunde ganz auf Das hinaus was Schlegel vom Colorit des zärtlichen Ausdrucks sagt; nur daß Schlegel's Redeweise natürlicher und weniger doctrinaire ist.

Servinus geht aber weiter. Er sagt: „Diese Gattung (Sonett) ist von Petrarca der Liebe gewidmet worden, an den in diesem Stücke der Liebe zu erinnern nicht vergessen wird.“

Shakespeare also erinnert mit Absicht, mit klarem Bewußtsein an Petrarca! Warum? Will er demselben ein Compliment machen, indem er die Brauchbarkeit seiner Erfindung anerkennt? Oder will er einem gelehrten Literaturhistoriker des lustigen Englands zu verstehen geben daß er den schwärmerischen Italiener gelesen? Welches konnte Shakespeare ohne Gefahr vergessen. Servinus aber hätte nicht vergessen sollen an Schlegel zu erinnern, der vor ihm eine geistreiche Bemerkung gemacht und sie gerade soweit geführt hat als sie wahr und schön ist. Servinus geräth in eine abenteuerliche Trockenheit, wenn er sich in weiterer Ausdehnung des Schlegel'schen Gedankens bemüht auch die Empfindungen Romeo's denen des Petrarca gleichzumachen, wobei Ausdrücke vorkommen wie: „echte Vergeltliche die nicht auf sinnlichen Rausch gestellt, sondern auf Dauer berechnet ist... es kann uns eine schöne Form für den Augenblick sinnlich ergreifen, ... werdender Mann“ u. dergl., Vorträgen die keineswegs Anspruch auf Aehnlichkeit mit Petrarca's Stil machen können. Schlegel spricht von der annähernden Gleichheit der Form bei wesentlich verschiedenem Inhalte, und trifft hiermit das Wahre, Servinus mengt Alles untereinander. Ersterer freilich macht nicht viel Aufhebens von Dem was er sagt, und obgleich man ihm seiner Zeit nicht allzu viel Bescheidenheit nachrühmte, so erhob er sich doch nie zu jener Höhe der Selbstbetrachtung welche Servinus von sich behaupten läßt: er senke die Sonde bis zu einer Tiefe der Dichtung ein, wogegen alles andere Poesiewerk flach erscheinen möchte. Damit meint er jene zum Theil gewaltsamen Beziehungen auf Petrarca.

Die Ausführungen über den Monolog Juliens vor der Brautnacht beruhen wesentlich auf Dem was der Engländer Salpin ausfindigmachte. Hier nennt Servinus seine Quelle. Warum nicht wenn er aus einem deutschen Romantiker schöpft? Diese trifft bei jeder Gelegenheit sein Horn, wahrscheinlich aus Dankbarkeit dafür daß sie und die beste Uebersetzung Shakespeares gegeben, ein Verdienst welches Viele für größer halten als das eines vierbändigen Compendiums, selbst wenn es noch so Guttes enthielte.

Die Ungerechtigkeit des Hrn. Servinus gegen Alles was vor ihm in Deutschland über Shakespeare geschrieben worden, insbesondere gegen Das was die Romantiker geleistet, ist die eigentliche Ursache unsers Habers mit ihm.

Obachtet er sich doch zuweilen als ob Shakespeare ein uns Deutschen ganz unbekannter Gott wäre und er sein Prophet. Die vor ihm waren höchsten Männer der Büste, nicht würdig seine Schicksale zu lösen.

Der Groll gegen die Romantiker denen es nicht möglich war „den tiefsten und weitesten Hintergrund“ für Shakespeare's Dichtungen zu finden, d. h. die mehr den freien Genius des Dichters beachteten als historisch-antiquarisches Anekdotenwissen, dieser prophetische Uryorn trübt den Blick des Hrn. Servinus bisweilen auf eigenthümliche Weise.

Betrachten wir z. B. Das was er über den Charakter des Lorenzo sagt.

Die Romantiker, heißt es unter Anderem und mit etwas andern Worten, haben für ihre Beurtheilung Lorenzo's und seiner Beisehr Romeo's Worte: „Er könne nicht sprechen von Dem was er nicht fühle“, zum Wegweiser genommen, während doch der würdige Alte den leitenden Grundgedanken des Stückes ausdrücken soll, der in dem drei mal wiederholten Gleichnisse vom Feuer und Pulver die sich im Kusse verzehren am Kürzesten gegeben ist. Dieser Moral, die Bruder Lorenzo aus der Fabel zieht, „haben sich Schlegel, Horn und viele Andere widerlegt“. So sagt Servinus. Ja er fühlt sich sogar gedrungen den Vertheidiger des guten Bruders zu machen gegen die Wormürfe gewöhnlicher, mechanischer Lebensklugheit u. s. w. Sein Feuergeist geht soweit daß er den Hürden und gänzlich unkritischen Romantikern vorwirft: sie hätten übersehen daß jene Worte Romeo's von einem Verzweifelten gesprochen seien, den Trost gegen Trost und Leidenschaft gegen jede Befinnung unempfindlich mache. Man braucht weder ein Romantiker noch sonst etwas Uergeliches, weder Schlegel noch Servinus, sondern nur ein Mensch von gesundem Sinnes zu sein um zu sehen und zu fühlen daß Romeo jene Worte nicht mit kaltem Blute, sondern in Leidenschaft spricht. Aber Servinus entdeckt es, will es entdecken, und deshalb sind die Romantiker sberichtigte Kinder gewesen.

Man zeige uns doch in der Auffassung Lorenzo's von Schlegel, wie sie in dem erwähnten Aufsatze gegeben ist, ein einziges Wort welches eine solche Beschränktheit verriethe wie sie Servinus den Romantikern anräumt! Das Einzige was dafür sprechen könnte daß der Vater als „mechanischer, pedantischer Sittenprediger, als trockener Stoiker“ angesehen worden, ist der Umstand daß Schlegel die Rede Lorenzo's an Romeo in der That eine Predigt aus der bloßen Vernunft nennt. Hier ist aber bloß der strafende Theil der Rede gemeint, keineswegs die Trostmittel die Lorenzo für Romeo erfindet, unter welchen der Rath Juliens Schlafgemach zu erkriegen obenansteht. Diese zeigen allerdings von Mitgefühl und „mitempfindender Rücksicht“. Schlegel erzählt eben nicht gern Das was der Leser so ganz von selbst finden muß.

Bemerkungen wie die Schlegel'schen über das Benehmen Lorenzo's auf dem Kirchhofe, über den auffallenden Umstand daß der Mann nur ein mal Anweisungen auf den Himmel aushtheilt, und zwar bei einem Anlasse wo es ihm nicht Ernst damit sei; die erhabene Bedeutung welche Tied, der doch auch ein Romantiker war und bei Servinus vielleicht unter „den Trabern“ mitbegriffen ist, dem Lorenzo im letzten Acte gibt („Dramatische Blätter“, I, 208 fg.), solche Züge tiefinnerlicher, phantasievoller, künstlerischer Anschauung fehlen dem Buche des Hrn. Servinus gänzlich, und hier hätte er seine Schwäche gegenüber den Romantikern fühlen müssen.

Daß diese, oder speciell gesprochen daß Schlegel, Horn und viele Andere sich der Moral vom Feuer und Pulver widersetzt haben, ist ein Irrthum. Horn sagt (I, 23.) ausdrücklich: „Feuer und Pulver sich im Kuß verzehrend! der Gedanke geht durch das ganze Stück.“ Servinus bietet uns in der breiten

Kuseinandersehung seiner frisch aufgefundenen Moral durchaus nichts Neues.

Noch mehr aber als bei der Beurtheilung Lorenzo's ver-sündigt sich Servinus bei der Besprechung Mercutio's an dem Geiste der ihm verhassten Romantiker, und wir müssen es lei-der sagen, auch an dem Geiste der Wahrheit. Er sagt: „Un-sere Romantiker, nach ihrer Art in den lustigen Gefellen blind verliebt, haben die Ansicht aufgebracht: Shakespeare habe den Mercutio im dritten Acte weggeschafft, weil er Nichts mit ihm anzufangen gewußt, weil er seinen Hauptfiguren den Weg ver-sperrt habe.“ Ist Das die Rache des Hrn. Servinus dafür daß er nichts Besseres aufzutreiben wußte als was Schlegel in seiner glänzenden Schilderung Mercutio's gesagt? Jedes Wort in dieser ist eine Perle. „Ebenso wol wie Romeo ist Mercutio zu frühem Tode bestimmt. Er geht mit seinem Leben um wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt ehe der rege Geist verdampft.“ Hat Servinus so Etwas geschrieben? Der Gegenlag in welchen Mercutio zu Romeo von Schlegel gestellt wird ist schön und groß gedacht, und geradezu als kri-tisches Meisterstück zu betrachten. Auch hier findet sich eine Anspielung auf den Geist des Ganzen: „daß die streitenden Elemente des Lebens, in ihrer höchsten Energie zueinander ge-mischt, ungefühm aufbrausen,

wie Feu'r und Pulver

Im Ruffe sich verzehet u. s. w.“

Schlegel kannte also doch auch diese Grundidee.

Was Horn über die Stellung des Mercutio zu Romeo und über unsere Empfindung bei seinem Tode sagt gehört wahrlich nicht zu dem Schlimmsten was die Kritik hervorbringen kann. Das Alles läßt Servinus beiseite, schilt es „blin-des Verliebtsein“, obgleich Schlegel seine Bemerkungen über Mercutio damit beginnt daß er sagt er sei eigentlich eine Re-benperson, und endigt damit daß er den Romantikern Etwas zur Last legt woran sie nie gedacht haben.

Bei welchem der vielbescholtenen Feinde des Hrn. Servin-us befindet sich denn auch nur eine Spur von einer derartl-igen Absurdität wie sie in jener angeblichen „Begrüßung“ Mercutio's ausgesprochen ist? Soviel wir wissen bei Keinem. Servinus spricht seine Behauptung so allgemein aus, er stellt den Irrthum, die Absurdität, wie er es selber nennt, und ihre Entstehung als eine so ausgemachte und bekannte Sache hin daß er jeden der Romantiker bei welchem sich die Bestätigung nicht findet nothwendig hätte nennen müssen. Das thut er aber nicht und gebraucht lieber den ihm verhassten Namen in Folio als Einbild der Schwäche und Ueberheit, diesmal aber auf Kosten der Wahrheit.

Was soll denn der Leser denken oder sagen wenn ihm bei Lied („Dramatische Blätter“, I, 262) folgende Stelle aufstößt?
„Es war nur ein nüchterner Einfall eines Engländers zu sagen: Shakespeare hätte den Mercutio umbringen müssen um von ihm nicht umgebracht zu werden.“

Darin also besteht das Aufbringen jener Absurdität von Seiten der Romantiker? Einer ihrer Häupter schilt den In-halt Dessen was ihnen von Servinus zur Last gelegt wird schon lange vor dessen Anklage einen nüchternen Einfall, und weist seine Entstehung einem Engländer zu. Kein, die Ro-mantiker haben den Unsinn nicht aufgebracht, aber Servinus hat von einem derselben erfahren daß ein solcher überhaupt einmal aufgestellt wurde. So ist das Verhältnis.

Genug jetzt. Wir wollen uns auf Das beschränken was wir so augenfällig zu beweisen im Stande sind. Andere Dinge, für welche wir keinen der verlegerten Romantiker als Autori-tät anführen können, sollen vorläufig ungefragt bleiben. 12.

Bibliographie.

Bauer, E., Symbolik des Kosmos in ihrer Anwendung auf Psychologie, Pädagogik, Politik, Religion und Ethik. Ein Versuch. Weimar, Voigt. Gr. 8. 25 Ngr.

Becher, C., Die Organisation des Gewerbewesens. Wien, Collinger's Bwe. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Büchner, K., Gedichte. Dugbad. 8. 14 Ngr.

Damow, H., Zur Kritik des „politischen und reli-giösen Wahnsinns.“ Aus dem Irrenhause bei Halle. Ber-lin, A. Hirschwald. Gr. 8. 10 Ngr.

Dingelstedt, J., Nacht und Morgen. Neue Zeit. Ge-dichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Döffel, C., Gedichte. Bern, Sent u. Reinert. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ebrard, J. H. A., Christliche Dogmatik. 1ster Band. Königsberg, Unzer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Edda, die ältere und die jüngere, nebst den mythi-schen Erzählungen der Edda übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von R. Simrodt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Goering, J., Heimgebrachtes. Gedichte. Leipzig, J. Frische. 16. 15 Ngr.

Grau, R., Zwölf Rinde in Aenderlei. Pressburg, Bi-gand. Gr. 12. 20 Ngr.

Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance. 2te sehr vermehrte Auf-lage. Berlin, Mittler. Gr. 8. 18 Ngr.

Kernstellen aus Jeremias Gotthelf's Schriften. Gesam-melt von D. Reißner. 1ster Theil. Hamburg, Reißner u. Schirges. 32. 12 Ngr.

Schimmer, K. A., Geschichte der Wildenstein Ritter-schaft zur blauen Erde auf Burg Ebenstein. Aus Original-Urkunden und Documenten. Mit dem vollständigen Ritter-Verzeichnisse und einer Ansicht der alten Burg Ebenstein. Wien, Collinger's Bwe. 8. 2 1/2 Ngr.

Scriba, C., Gedichte. 2te Auflage. Dugbad. 1850. 8. 12 Ngr.

Wigleben, A. v., Aus alten Parabelbüchern der Ber-liner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen. Berlin, Rit-ter. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Uhrensdorf, J., Durch's Schwert zum Frieden! Rede bei der Einführung in das Spreheramt der freien Gemeinde zu Dessau am 19. Jan. 1851 gehalten. Dessau, Frische. Gr. 8. 1 Ngr.

— — — Friede sei mit euch! Rede bei der Einführung in das Spreheramt der freien Gemeinde zu Herbst am 2. Febr. 1851 gehalten. Ebendasselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

— — — Das Gesetz der Entwicklung auf dem Gebiete der Religion. Rede den 15. Dec. 1850 vor der freien Gemeinde zu Dessau gehalten. Ebendasselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

— — — Jesus. Eine Weihnachtsgabe für freie Gemeinden. Rede vor der freien Gemeinde zu Dessau am 1. Weihnachtst- tage 1850 gehalten. 2te Auflage. Ebendasselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Schünemann-Pott, J., Was uns eint. Rede, den 11. Nov. 1850 gehalten. Dessau, Frische. Gr. 8. 1 Ngr. Ueber den Föderativ-Staat, Gesamtstaat, das selbstän-dige Schleswig und den dänischen Reichstag. Von einem Frei-sen. Kopenhagen, Meigel. Gr. 8. 4 Ngr.

Von Warschau bis Otmüg. Ein Preussisches Geschicht-blatt. 2te Auflage. Den 27. Febr. 1851. Berlin, Adolf. u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Bislicenus, A. L., Die Entwicklung des Christen-thums zum vollen Geistesleben der Menschheit. Rede, den 20. Decbr. 1850 gehalten. Dessau, Frische. 1850. Gr. 8. 1 Ngr.

— — — Fertige Offenbarung oder steigende Erkenntnis der Wahrheit? Rede, den 28. Octbr. 1850 gehalten. Nebst ei-nem Nachwort von J. Sachse. Ebendasselbst. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

— — — Der Plan Gottes und die Arbeit des Menschen-geistes. Rede, gehalten zu Herbst den 1. Nov. 1850. Ebn-dasselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Johann Georg Müller.

(Fortsetzung aus Nr. 86.)

Diese große und fruchtbare Idee wurde namentlich durch die Anschauung des mächtigen Doms von Florenz befestigt, welche überhaupt für Müller's künstlerische Entwicklung von der größten Wichtigkeit wurde. Denn als er dieses herrliche Werk mit der ganzen Blut künstlerischer Begeisterung studirte, und er sich sagen mußte daß es im vollsten Umfang des Wortes Das geworden war was es nach dem Decrete des florentinischen Senats vom Jahr 1294 werden sollte, „ein Werk von jener höchsten und erhebensten Großartigkeit, die nicht größer und schöner erfunden werden kann von der Kunst und Macht der Menschen“: da konnte er den Gedanken nicht ertragen daß diese großartige Schöpfung unvollendet bleiben sollte, vor allem aber daß die Fassade des herrlichen Doms in schönester Weise verunstaltet sei. Und nun wurde es ihm zur Lebensaufgabe: alle seine Kraft und sein Talent aufzubieten um eine würdige Vollendung des großen Werks hervorzurufen. Wir können hier seiner Thätigkeit für diesen Gedanken nicht bis ins Einzelne folgen, so interessant und lehrreich die Darstellung derselben auch sein müßte; wir müssen unsere Leser auf das Buch des Hrn. Förster verweisen, welches Müller's Arbeiten Schritt für Schritt verfolgt und dieselben auf das vollkommenste zum klarsten Verständniß bringt, wie es von dem bekannten Künstler und Kunstkenner nicht anders erwartet werden konnte. Wir begnügen uns zu erwähnen daß seine großen, ausführlichen Zeichnungen zur Vollendung des florentinischen Doms in München, wo er sie später ausstellte, die außerordentlichste Wirkung hervorbrachten. Jedermann erkannte daß ein ganz neues Feld aufgethan und mit ganz ungewöhnlichen Kräften bearbeitet worden; und wer auf die Eigenthümlichkeit der architektonischen Vorzüge nicht eingehen konnte, mußte wenigstens den feinen Geschmack und die Virtuosität des Vortrags in Zeichnung und Aquarell bewundern. Auch bearbeitete Müller eine besondere, äußerst beachtenswerthe Schrift „Ueber die einstige Vollendung des florentiner Doms“, welche 1847 in der wiener „Allgemeinen Bauzeitung“ erschien, und in der vorliegenden Biographie wieder abgedruckt

ist. Der erste Abschnitt dieser Schrift gibt die Geschichte des Doms; im zweiten bespricht der Verfasser sowohl seine als andere Vorschläge für die Vollendung der Fassade, was ihm Gelegenheit gibt seine genialen Ansichten über Baukunst im Allgemeinen und über Kirchenbau insbesondere zu entwickeln. Die ganze Darstellung ist geistreich, tief eindringend, lebendig und von der größten Klarheit, sodaß die Lecture der Schrift jedem Gebildeten verständlich ist und daher auch Jedem dringend anempfohlen werden muß der Sinn hat für das Schöne und Große: denn Niemand wird sie aus der Hand legen ohne zu bekennen daraus die mannichfaltigste Belehrung geschöpft zu haben. Jeder wird aus ihr wie aus Lessing's „Laokoon“ ewig wahre Kunstansichten gewinnen und der Idee Müller's huldigen daß die Kunst eine nationale werden müsse.

Im September 1844 kehrte der junge Künstler in die Heimath zurück, wo er mannichfach bethätigt wurde, und besonders durch den Entwurf zu einem Schweizer-Nationalmonument neuerdings die Aufmerksamkeit seiner Landsleute erregte, sowie durch seine Vorschläge zur Wiederherstellung der protestantischen Hauptkirche in St.-Gallen, welche so allgemeine Theilnahme fanden daß die bedeutende Summe von 50,000 Gulden für den Fall daß Müller's Entwürfe zur Ausführung kämen, in wenigen Wochen durch freiwillige Beiträge zugesichert wurde. Da jedoch der Bau erst nach längerer Zeit zustandekommen sollte, ging Müller wieder nach München, wo er mit der größten Entschiedenheit die unpassende Nachahmung der antiken Kunst bekämpfte, und seinen Schmerz vielfältig aussprach daß die Gelegenheit eine nationale Kunst zu schaffen versäumt worden war. Zwar erkannte er an daß mit der reinen und ernstern Erneuerung classischer Baustile der Kunst im Allgemeinen ein wesentlicher Dienst geleistet worden; allein es that ihm unendlich weh zu sehen daß, was höchstens Mittel oder Uebergang hätte sein sollen, als Zweck und Ziel erschien. Und je klarer er erkannte daß alle echte Kunst aus dem Charakter einer bestimmten Zeit und Nation als deren Ausdruck hervorgegangen, je mehr ihm eigenthümliches Wollen und Thun als die unerlässliche Voraussetzung des Kunstgenius erschien, um so entschiedener wandte er sich für die Architektur der Gegenwart von den Systemen der

Nachahmung ab, und bekämpfte dieselben in einer Reihe von Sonetten, in denen er besonders seinen künstlerischen Zorn gegen die Feldherrnhalle Gärtner's, als in Anlage und Ausführung verfehlt, ausgoß.

Vom März 1846 finden wir unsern jungen Künstler in dem Städtchen Winterthur (Canton Zürich), wohin er berufen worden war, um Pläne zu den Hochbauten einer projectirten Eisenbahn zu entwerfen. So wenig diese Thätigkeit auch mit seiner bisherigen zusammenhing, die vorzüglich auf Kirchenbau gerichtet war, so wußte Müller doch auch dieses neue Feld mit seinem künstlerischen Genius zu beleben. Denn abgesehen davon daß er es, wie wenige Architekten, verstand das Nützliche und Nothwendige in schönen Formen zu gestalten, führte er auch die Idee auf eine höchst glückliche Weise durch: daß die verschiedenen Bauten mit der Natur des Landes und der Anschauungsweise des Volks in Einklang gebracht werden mußten. Zu diesem Zwecke hatte er die Landbaukunst der Schweiz mit der ihm eigenen Gründlichkeit studirt und in einem höchst interessanten Auffass nachgewiesen daß sich aus den schweizerischen Bauernhäusern eine ganze Masse von Formen entwickeln lasse, die auf die verschiedenartigsten Gebäude mit Glück angewendet werden könnten. Mit dieser Werthschätzung der heimischen ländlichen Baukunst, die in ästhetischer Beziehung alle Elemente der Volkspoesie in sich trägt, und mit ebenso scharfsinniger Beachtung aller charakteristischen und malerischen Merkmale in den alterthümlichen Bauwerken der Städte zu denen die Bahn führen sollte, löste er seine Aufgabe auf eine wahrhaft entzückende Weise. Jedes Häuschen, jeder Schuppen, die Hallen, Böller und Galerien — Alles kommt Einem vertraut und bekannt vor, und dennoch ist Alles neu; es herrscht dabei eine solche Mannichfaltigkeit in Linien, Formen und Massen daß dasselbe Wort kaum ein mal sich wiederholt, eine glückliche Vertheilung von Licht und Schatten wie sie vornehmlich von den Schweizerhäusern gelernt werden kann; dazu überall Amuth, Schönheit und Behaglichkeit. In der Anordnung regirt der Verstand, die Berücksichtigung der Bedürfnisse, aber immer folgt der Kunstsinne dem Verstand auf dem Fuße und überrascht das Bedürfnis mit einer Gabe der Lust.

Als Müller die ihm aufgetragenen Entwürfe vollendet, neben deren Bearbeitung er noch mannichfach thätig gewesen war, entschloß er sich nach Wien zu reisen, da er inzwischen mit Ludwig Förster, dem tüchtigen Herausgeber der „Allgemeinen Bauzeitung“, in nähere Beziehungen getreten war, auf dessen Veranlassung er die schon berührte Schrift über den florentiner Dom für die „Allgemeine Bauzeitung“ bearbeitet hatte. In Wien faßte er den Entschluß Schrift und Entwürfe dem Großherzog von Toscana zu übersenden, und wollte sie, da es ihm unmöglich war von seiner theuersten Angelegenheit in gewöhnlicher Rede zu sprechen, mit einer Ode begleiten. Die Ode ist vollendet, aber die Absendung mußte wegen der unmittelbar darauf eingetretenen Ereignisse unterbleiben. Nun beschäftigte ihn der Entwurf zu einem bedeck-

ten Markt in Brüssel. Die Aufgabe wurde von ihm mit Ueberwindung der größten, durch das Terrain herbeigeführten Schwierigkeiten ebenso geistreich als großartig gelöst; seine Zeichnungen erregten in Belgien wie in Deutschland die ungetheilteste Bewunderung, und doch erwuchsen ihm aus dieser Arbeit nur die traurigsten Unannehmlichkeiten, da die Behörden der Stadt Brüssel sich gegen den Künstler nicht bloß ungerade, sondern wirklich im höchsten Grade gemein benahmen. Doch wollen wir unsern Lesern überlassen die schwachvolle Handlungsweise des brüsseler Stadtraths, der sich die Arbeiten Müller's ohne irgend eine Entschädigung für den Künstler zusignete, und sie sogar an die belgische Akademie der Künste verschenkte, in der vorliegenden Biographie nachzulesen.

Um diese Zeit sollte in einer der Vorstädte Wiens eine neue Kirche gebaut werden; es waren sogar schon die Grundmauern zu derselben gelegt. Die neue Kirche sollte in dem sogenannten Renaissancestile errichtet werden, was unsern Müller so tief empörte daß er sich gedungen fühlte seine Ansichten über Kirchenbau in einer Versammlung des Architektenvereins vorzutragen, obgleich er nicht erwarten durfte daß die überzeugende Mehrheit derselben auf den gegebenen Fall irgend von Wirkung sein könnte. Doch war die Wirkung dieses Vortrags so außerordentlich daß die Versammlung einstimmig beschloß denselben drucken zu lassen und in den weitesten Kreisen zu verbreiten, was umso eher geschah konnte als die Schrift bei aller Tiefe der Anschauung und Gründlichkeit der Durchführung in der allgemeinsten klarsten Sprache abgefaßt war. Als bald darauf Müller einen zweiten Vortrag hielt, in welchem er untersuchte welches Verfahren einzuschlagen sei um nur solche Entwürfe zu öffentlichen Bauten zur Ausführung kommen zu lassen welche die Würde des Staats und der Kunst vertreten, und er dann auf das überzeugendste nachwies daß Dies nur durch einen allgemeinen freien Concurß und eine zur Beurtheilung der eingegebenen Entwürfe aus Mitgliedern der Baubehörde, Fachmännern und Kunstverständigen gebildete Jury erzielt werden könne, fand er nochmals so allgemeinen Beifall daß der Architektenverein eine darauf bezügliche Eingabe an das Ministerium machte, welche von allen Architekten und den Professoren der Akademie unterzeichnet wurde. Unterdessen hatte sich Müller zur Kräftigung seiner sehr angegriffenen Gesundheit in das niederösterreichische Gebirge begeben. Als er nach mehren Wochen nach Wien zurückkehrte, war er nicht wenig überrascht zu erfahren daß das Ministerium nicht nur auf seine Gedanken bezüglich des Concurßverfahrens vollständig eingegangen sei, sondern sogar mit Einstimmung des Kaisers der allerhöchsten Kirche einen Concurß zur Einreichung neuer Pläne ausgeschrieben habe, bei denen jedoch die schon gelegten Grundmauern beibehalten werden sollten. Zugleich erfuhr er aber auch daß die zur Ablieferung der Entwürfe bestimmte Zeit bis auf acht Tage verfloßen sei. Trotz dieser kurzen Frist und obgleich die Aufgabe durch die vorgeschriebene Beibehaltung der Grund-

mauern wesentlich erschwert war, unternahm Müller die Arbeit, und in acht Tagen war er mit Grundriß, Aufrissen und Durchschnitten nebst der Kostenberechnung der neuen Kirche fertig — und sein Entwurf erhielt den Preis: das Schiedsgericht, welches zum ersten male zusammentrat, entschied in öffentlicher Sitzung zu Gunsten des jungen Künstlers, dem zugleich der Bau übertragen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts.

Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts, des Studiums und der Prüfung. Zur Verständigung zwischen Lehrern, Lernenden und Behörden. Von J. L. G. Ragerburg. Berlin, Nicolai. 1849. Gr. 8. 2 Bde. 20 Rgr.

Auf dem jetzt sehr fleißig cultivirten Felde der naturhistorischen Literatur ist der Verfasser ein längst bekannter Mann von Fach. Er hat sich hier einen ehrenvoll beachteten Namen erworben. Auch lebt er in dem Andenken einer großen Anzahl von Schülern als ein tüchtiger Lehrer, als ein gewandter Examinator, als ein Mann von vieler Erfahrung, von gründlichem Wissen und sicherem Können. Das vorliegende Werk ist nun ganz dazu geeignet diese zweite in der Welt der Literatur noch kaum gekannte Eigenschaft des Verfassers aus offener Sicht zu stellen. Es verdient einer recht vielseitigen, einer recht orgfältigen Beachtung. Sein Inhalt wird ohne Ausnahme alle Freunde der Naturwissenschaften lebhaft interessieren, deshalb kann man nur wünschen daß es auch in recht viele Hände kommen möge. Referent will nun versuchen zur Verwirklichung dieses Wunsches das Seinige beizutragen.

Zeichnen sich die frühern Schriften des Verfassers durch eine und scharfsinnig-gründliche Beobachtung und Beschreibung der Natur aus, so ist die vorliegende ein wahres Meisterwerk a Hinsicht der verständigen Beurtheilung aller Verhältnisse es naturwissenschaftlichen Unterrichts und seiner richtigen Würdigung und Benugung im praktischen Leben. Sie redet mit sachverständiger, besonnener Ruhe ein anregendes, ein bedeutendwerthes Wort über die Gegenwart und Zukunft der naturwissenschaftlichen Pädagogik und deren Früchte für den Staat und das Haus des Volks, ein wichtiges Wort über die Mängel und Schwächen, über die Hoffnungen und Befürchtungen derselben. Sie verfolgt dabei ihren einmal für richtig bekannten Weg mit ehrenwerther Entschiedenheit und Grabsheit, unbekümmert ob ihre Ansichten mit freundlichen oder sauern Rienen aufgenommen werden. Sie will Nichts weiter als der uten Sache ehrlich dienen; sie will Dies aber mit der ganzen raft der reichen Erfahrung und der Vielseitigkeit und Gründlichkeit ihres Verfassers.

Das Buch ist ein Wegweiser für die gelehrten und praktischen Naturforscher, und für Alle die Dies werden wollen. nd gerade aus diesem Grunde enthält es Ansichten und Rathschläge, Winke und Fingerzeige über eine würdige Einführung, haltung und Benugung der Naturwissenschaften in Schule, aus und Staat, welche Niemand unberücksichtigt lassen sollte m das Wohl der Schule, der Gewerbe und des Staats aufhtig am Herzen liegt.

Es steht in dieser Eigenschaft nicht allein da. Ihm stehen gar sehr ausgezeichnete Strebegenossen zur Seite, es fehlt ihm ch an beachtenswerthen Vorgängern. Das verkennt es auch ht und weiß sich zu bescheiden und Anderer Verdienste anernend zu würdigen; dagegen unterläßt es aber auch nicht it dem Eigenthume frei und offen hervorzutreten. Es fühlt h und hat auch Recht dazu. Insofern unterscheidet es sich esentlich von gar vielen andern pädagogischen Producten un:er Tage, welche über die naturwissenschaftlichen Unterrichts-

verhältnisse auch sehr dreist das Wort ergreifen und darauf los demonstrieren und raisonniren als wären nur sie allein dazu beufen die dumme Welt klugzumachen. Eine solche Anmaßung will überhaupt nicht gefallen, am wenigsten, aber bei Schriften und Reden denen man es überall genau anmerken kann daß sie sich auf ein Gebiet gedrängt haben was sie gar nicht kennen, auf welchem es ihnen besser würde als beschiedene Lehrrungen aufzutreten hatt den Meister von Fach spielen zu wollen. Es ist überhaupt ein trauriges Zeichen unserer Zeit daß die Unberufensten den wahrhaft Berufenen das Wort und die That wegkassiren, und sich geberden als bildeten sie die eigentliche Stimme der gesammten Volksmasse, als handelten sie im Namen des großen denkenden Publicums. Die vorlauten Kon:angeber in den naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächern sind aber in zwei Classen zu theilen, je nachdem sie sich für oder gegen das Fortschreiten der Erziehung und Bildung im Fache der Natur auszusprechen haben. Dort steht man auf lauter ercentrische, für ihr Thema blind begeisterte Köpfe, welche den ganzen Stand der Sache in ein so ungünstiges, schlechtes Licht stellen und so unerreichbar hoch schrauben daß Niemand anders als ihres Gleichen Lust haben kann zu folgen. In der zweiten Classe sieht man lauter lächelnde Gesichter, aus denen aber bald hier, bald dort ein bitterer Zug voll Ingrimm und Haß hervorschießt, und der leicht erwittern läßt sich hinter der freundlich-süßen Maske ein feindlich-herber Meid versteckt gehalten wird, der das gegenwärtige, herrliche Emporkommen der Naturwissenschaften unmöglich anders als mit Feindschaugen ansehen kann, der Alles was in seinen Kräften steht aufbietet um Hindernisse und Widerwärtigkeiten in den Weg zu schleppen. Sene halbwissenden Raisonneure und diese unwissenden Reichthumel haben gleich Karl geschadet. Allerdings ist es wahr daß, besonders in Deutschland, mit dem Aufblühen und Fruchtbarwerden der Naturwissenschaften auch einiger Glanz von der altclassischen Philologie abgestreift worden ist: aber damit ist je unmöglich schon bewiesen daß die Naturwissenschaften die Ursache dieses Unfalls sind. Ferner läßt sich nicht laugnen daß seit dem Erwachen und Lebendigwerden der Naturwissenschaften die fromme Gläubigkeit und die Hochachtung von der Theologie etwas gewichen ist: aber wer könnte auch hier wieder auf einen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung schließen wollen. Die Philologie sowol wie die Theologie hat wahrlich nicht Ursache in der Naturkunde eine Feindin zu erkennen. Hätten sie sich nicht so unnatürlich weit von der Natur ihrer wahren Bestimmung entfernt, so würden sie wol nicht nöthig haben über Abnahme der allgemeinen Vereinerung und Ehrfurcht zu klagen. Der Sinn für die classischen Schätze der alten Sprachen wird nie erlöschen können, so wenig wie die Religion je aus dem Herzen der Menschen entweichen kann. Man höre nur mit Aufmerksamkeit auf die verständigen Rathschläge unsers Verfassers und befolge dieselben gewissenhaft und treu, so wird auch die Liebe zur Philologie und Theologie wieder erwachen und das Aufblühen dieser Wissenschaften nicht fehlen.

Der Verfasser will mit Hilfe seines Werks die Naturwissenschaften einmal in den Vordergrund des Unterrichts und der Erziehung treten lassen; er will zeigen wie es möglich sei daß viele verschiedene Gefäße aus einem und demselben Quell friedlich nebeneinander schöpfen können. Auch sollen Behörden, Lehrer und Schüler gemeinschaftlich eine klare Ueberflut des zu verarbeitenden Stoffs dadurch erhalten um eine gegenseitige Verständigung möglichzumachen. Die angehenden Lehrer und Schriftsteller, denen es an der nöthigen Erfahrung noch fehlt, sollen einen Rathgeber bei der Wahl der Bücher, bei der Bearbeitung und Durchführung ihres Unterrichts, ihrer Bücher, bei der Anfertigung von Zeichnungen und der Anlegung von Sammlungen finden. Das ist ein großer Plan, der mehr als das Wissen und Können eines einzigen Menschen in Anspruch nimmt. Der Verfasser hat aus eben diesem Grunde auch die Hilfe der Sachverständigen gerade in den Fächern welche nicht

zu seinem Hauptwissen gehören gern in Anspruch genommen, aber doch streng dafür gefordert daß dem Ganzen die übersichtliche Einheit im möglichst kleinen Raume nicht fehle. Die Männer welche der Verfasser zu Beiträgen veranlaßt hat sind Hampe, F. Köhler, Legler, Lüben, Rördlinger, Phöbus, C. Rammelsberg, Carefen, F. B. Schneider, F. Schulze.

Um nun rasch in den Geist der Schrift einzuführen, so mögen zunächst einige Worte aus der Vorrede hier Platz finden. „Ich wünsche aufrichtig es möge meine Schrift dazu beitragen den Naturwissenschaften überall eine würdige, angemessene Stellung anzuweisen, und über Bedeutung und Zweck derselben sich in allen Kreisen der Schul- und Fachlehrer zu veranschauligen, sie weder zu überschätzen, noch auch eine zu schlaffe Betreibung derselben zu dulden. Mögen unsere Fürsten fortfahren darauf hinzuwirken daß das goldene Zeitalter der Naturwissenschaften — die Epoche des Kosmos möchte ich sagen, welche wir unter dem Einflusse eines Humboldt gehabt haben — nicht verfallt, und daß der Quell welcher seit Decennien so reichlich fließt nicht verseige. Sie hat uns zahllose tüchtige, größere und kleinere Arbeiten geliefert, die die Wissenschaft bereicherten, die Gewerbe unterstützten und veredelten, sie hat die graphische Darstellung naturhistorischer Gegenstände auf eine Höhe gebracht, auf der sich zu erhalten sie auch unter den günstigsten Umständen Mühe haben wird.“

Das Buch enthält nach der Vorrede eine Literatur der vorzüglichsten unentbehrlichsten Schriften über ziemlich alle Theile der naturwissenschaftlichen Bildung. Die Zahl der namhaft gemachten und kurz charakterisirten Werke ist verhältnißmäßig kleiner, sie bezieht sich nur auf 112 Nummern, aber sie schließt einen sehr reichen Schatz und zugleich das Mittel in sich die Reihe viel weiter ausdehnen. Man könnte fragen warum diese Literatur gerade den Anfang und nicht lieber das Ende des Buchs gebildet habe, wie Dies bei mehreren ähnlichen Werken der Fall sei; indeß überzeugt man sich doch auch wieder gar leicht davon daß der Platz hier ganz gleichgültig ist, denn der übrige Inhalt des Buchs bezieht sich überall auf diese Bücherreihe, aber nicht umgekehrt diese auf jenes.

Diesem Bücherverzeichniß folgt dann eine Einleitung in den eigentlichen Kern des Buchs selbst. Hier wird hervorgehoben wie die Naturwissenschaften einmal einen bloß formal bildenden Einfluß für die Jugend haben können, dann aber auch wichtig wären fürs praktische Leben. Diese beiden Gesichtspunkte dürfte die Schule nicht aus dem Auge verlieren. Das Gymnasium als eine an die Universität sich anschließende, also nicht in sich selbst abschließende Anstalt müsse den ersten mehr als den zweiten im Auge behalten. Die Realschule, welche ihre Schüler meistens schon ins praktische Leben treten lasse, also schon in sich abschliesse, hätte schon mehr Gewicht auf die reale als auf die formale Bildung zu legen. Der Volksschule geschähe keine Erwähnung, weil es noch sehr in Frage stünde ob dieser ein solcher Unterricht am Ende nicht viel mehr schade als nütze: Gegen diese Ansichten läßt sich Manches einwenden. Es ist z. B. gar nicht recht daß man auf Gymnasien den naturwissenschaftlichen Unterricht, wie überhaupt alle sogenannten Realien nicht ganz ebenso durchführen wolle wie auf den Realschulen, da für ihn das Gymnasium doch auch abschließt, und fürs künftige praktische Leben tüchtig machen soll; oder glaubt man vielleicht noch jetzt daß der künftige Jurist, Theologe, Mediciner, Philolog, Historiker, Geograph, Mathematiker, Papyfiker u. s. w. weniger praktisch fürs Leben gebildet zu sein brauche als der künftige Forst-, Berg- und Hüttenmann, der Apotheker, Dekonom, Baumeister, Fabrikant u. s. w.? Ist es nicht traurig genug daß der Studirte nicht dasselbe Realwissen der Schule mit ins wirkliche Geschäftsleben hinüberbringt wie der Realschüler in seine etwas früher praktische Laufbahn? Wie mancher Unverstand, wie manche gehässige Anfeindung würde dann weniger zu beklagen gewesen sein wenn man diese Fragen unbefangener beantwortet und die Antwort besser be-

herzigt hätte. Eine bloß formale Bildung ohne Beziehung aufs wirkliche, praktische Leben ist eine unnatürliche Abstraction, welche viel eher dazu geeignet ist die Köpfe zu verbilden und zu verschrauben als aufzuklären und zur freien Selbständigkeit zu führen. Soll man es denn den wissenschaftlichen Mätern zum Vorwurf machen daß sie auch Früchte tragen für das alltägliche Leben? Könnte man der Naturwissenschaft zum Vorwurf machen daß sie den Menschen überall einführe in die Natur, Das heißt in seine wahre Heimat und in das wirkliche Leben hier auf Erden? Doch genug hiervon. Nur Das wollen wir nicht unerwähnt lassen daß der weitere Verlauf des Buchs gar nicht der Art ist wie sich aus der Einleitung befürchten ließ. Und wenn der Verfasser von dem naturwissenschaftlichen Unterrichte auf sogenannten Volksschulen gar Nichts sagt, so wollen wir glauben daß Dies bloß aus Rücksicht auf den compendiosen Umfang des Buchs und nicht aus Abneigung gegen die Sache selbst geschehen sei. Die von C. Fries angeführten Gründe der Nichteinführung der Naturkunde in Volksschulen sind viel zu einseitiger und engherziger Art als daß sie der Verfasser auch für die feinnigen ausgeben könnte. Das gemeine Volk braucht keine Unterweisung in den Elementen der Naturgeschichte, meint dieser Herr, „denn das lebt täglich in der Natur, und hat in ihr bessere Lehrmeister als ein Lehrbuch“. Sol! Also das Lehrbuch ist in den Dorf- und Elementarschulen der Lehrmeister und das Volk wird in den Schulen unterwiesen, nicht seine unerfahrene, ungebildete Jugend. Das wäre ein miserabler Dorfschulmeister welcher heutzutage nicht einen erhabenern Blick in Gottes Schöpfung und in Gottes Walten thun könnte als die Bauern um ihn, und der nicht im Stande wäre sich zu der Jugend herabzulassen, damit sie wie er ein offenes Auge, ein fühlendes Herz für die göttliche Thätigkeit in der Natur bekomme. Gerade der Bauer, der Bergbewohner soll nicht vertraut werden mit der ihn umgebenden Natur, weil sein ganzes Leben ein Leben und Weben in der Natur ist. Von gelehrter Unterweisung nach Lehrbüchern wie sie für die Gelehrtenschulen verfaßt sind, kann natürlich gar keine Rede sein. Aber daß hiervon nicht die Rede sein kann ist noch kein Beweis daß überhaupt von naturwissenschaftlicher Unterweisung nicht die Rede sein dürfe. Nach C. Fries' Ansicht könnte man auch sagen: die Jugend der geistlichen Herren braucht keine Unterweisung in den Elementen der Religion, denn sie lebt täglich im Hause der Religion, und hat zu Hause bessere Lehrmeister als die religiösen Schulbücher. Das Rechte in C. Fries' Ansichten wollen wir nicht verkennen, die heutige naturgetreue Pädagogik hat aber schon längst darauf Rücksicht genommen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Curiosa zur Geschichte der Malerei.

Ugo da Carpi gerieth auf den seltsamen Einfall ein Bild zu malen und sich bloß des Fingers zu bedienen, ohne Weichsel, ein Verdienst dessen er sich mit einigen unten in die Ecke der Leinwand geschriebenen Worten rühmte. Michel-Angelo, dem man dieses Gemälde als besondere Merkwürdigkeit zeigte, entgegnete: „Das einzige Besondere bei solchem Kunststücke ist die Albernheit Dessen der es ausführt.“ Was hätte der große Mann zu dem Genueser Luca Cambiaso gesagt, dessen Talent darin bestand mit zwei Händen zu gleicher Zeit zu malen? Wir wissen nicht ob solche Bizarrerien bei den Verteidigern einer gewissen neuen Meinung Aufnahme finden dürften, welche alle Künstler nicht nur als Hohenpriester, sondern als Heilige aufstellen, und deren Biographien statt Legenden geben möchten, wie wir aus der in Paris erschienenen Schrift entnehmen: „La foi nouvelle chuchée dans l'art“ (Paris 1851).

8.

Johann Georg Müller.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Hoffentlich werden sich unsere Leser gedrungen fühlen die Vorträge zu lesen welche eine so große, in der Kunstgeschichte beinahe unerhörte Wirkung hervorbrachten; für Diejenigen unter ihnen aber denen das Buch des Hrn. Förster nicht zugänglich sein sollte glauben wir die wesentlichsten Gedanken hervorheben zu müssen, damit auch sie die ganze Größe des Künstlers kennen lernen, dessen Genialität auch darin sich zeigt daß er das Höchste auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen versteht, weshalb seine Schrift auch einen ganz historischen Gang verfolgt.

Die Tempel der alten Griechen und Römer bestanden gewöhnlich aus einer marmorenen Säulenhalle welche einen kleineren düstern Tempelraum umgab. In diesem Raum, Cella genannt, befand sich das große Bild des gefeierten Gottes, welches nur von außen durch die geöffnete Tempelthüre sichtbar wurde. Während das Volk in die Cella, d. h. in den eigenen Tempel, nicht eintreten durfte, ist die christliche Kirche, wollte sie anders dem innersten Wesen des Christenthums entsprechen, von Anbeginn dazu bestimmt gewesen das Volk, die Gemeinde der Christen insichaufzunehmen, und so mußte die Anlage eines großen feierlichen Raums im Innern als der oberste Zweck des christlichen Kirchenbaus erscheinen. Dieser Zweck konnte aber nur durch den Gemölbekbau erreicht werden, weshalb denn auch die Baukunst aufsteigend einen langen und ganz eigenthümlichen Entwicklungsgang durchlaufen mußte, bis sie jene Aufgabe in vollständigster Weise gelöst hatte. Endlich wurde nach einem tausendjährigen Entwicklungsgang eine christliche Kirchenbaukunst errungen, und überall im civilisirten Europa erhoben sich „jene wunderbaren Hallen über deren weite Räume sich ein steinernes Dach wölbte, und deren Äußeres mit durchweg erhabenen aufströmenden Formen heraustrat über die Wohnstätten des gewöhnlichen Lebens“. Wie aber Christenthum und Heidenthum wesentlich verschieden, ja einander entgegengesetzt sind, so sehr muß sich die christliche Kirchenbaukunst von der Baukunst des Alterthums unterscheiden und aus ganz andern Formen und ganz anderer Wesensbildung

bestehen; ein Wiedergestalten der antiken Bauelemente für unsern christlichen Kirchenbau ist eben deshalb ebenso unrichtig als es unnöthig wäre die religiösen Anschauungen des Alterthums mit der christlichen Lehre verschmelzen zu wollen. Wie der christliche Kirchenbau seine durchaus eigenen Grundformen haben muß, so ist die nothwendige Folge hiervon daß er seine eigenthümlichen Einzelgestaltungen oder Details besitze, was auch dadurch nöthig wurde daß man in den meisten Ländern wo sich die christliche Kirchenbaukunst entwickelte mit Sandsteinen bauen mußte, während die Griechen und Römer den edlern Marmor zu ihren Tempeln verwenden konnten. So mußten die zarten, reichen, an sich schönen Einzelformen der antiken Baukunst mit andern von derberer Zeichnung vertauscht werden, und man mußte den Ersatz für jene schönste Einzelausbildung in einem gewissen geistreichen Zusammenhange des ganzen Bauwerks suchen. Selbst das Klima zwang zu untergeordneter Behandlung der Einzeltheile. Die christliche Kirchenbaukunst war aber zugleich so ganz aus dem Volksgeiste hervorgegangen daß nicht bloß die riesigen Münster der Städte, sondern auch die kleinern Kirchen der Dörfer der Stolz, die Bewunderung, die Freude und Erhebung derselben sind.

Statt aber diesen einzig richtigen Entwicklungsgang weiter zu verfolgen, hat man seit Jahrhunderten sich verleiten lassen den sogenannten Renaissancestil den Italienern nachzubilden, der eine Nachahmung der altrömischen Baukunst ist, wie diese nur eine Nachahmung der griechischen war, sodaß dieser Renaissancestil in der That nur die Copie einer Copie ist und daher auch des ursprünglich gestaltenden Elements entbehrt welches allein das gesunde und einheitliche Kunstwerk zutage fördern kann. Dieser Stil setzte sich fest als man bei innerer Zuchtlosigkeit und um dieselbe zu verdecken das Christenthum immer mehr zu einer Religion der Außerlichkeit, des Glanzes und der Pracht machte; er fand seinen kolossalsten Ausdruck in der St. Peterkirche in Rom, die zugleich die Veranlassung einer falschen und verderblichen Richtung in der Baukunst wurde.

Die Peterkirche in Rom ist wie die meisten größern kirchlichen Kirchen von dreischiffiger Anlage (als Symbol des dreieinigen Gottes, wie Müller an einem andern Orte schön

durchführt). Diese dreischiffige Anlage des Innern sehen wir bei allen vorzugsweise muster-gültigen Domen des Mittelalters an der äußern Vorderseite klar und organisch ausgesprochen durch vier Strebebeiler, welche ihre Fläche in drei große Partien ordnen. Zwischen diesen Pfeilern wurden unten die drei großen Kirchenportale, oben die vordern Kirchenfenster angelegt. So bestand die Fassade oder Vorderseite nur aus wenigen großen Grundzügen, die einem rein Zwecklichen Bedürfnisse entsprachen. Aber diese Grundzüge wurden nun je nach der Größe und der Würde des Domes mit einfacherer oder reicherer Durchführung zu künstlerischen Gebilden gestaltet, die einen mächtigen Eindruck schon an sich, einen noch viel mächtigeren im Ueberblicke des ganzen Zusammenhangs hervorriefen. Man erinnere sich z. B. an die mächtigen Portale der Dome von Rheims, Dreikönig, Chartres, Strasburg, Köln, Orvieto, Genua u. s. w. Kann man sich feierlichere Triumphbogen der christlichen Religion denken? Man erinnere sich an die Sonnensfenster oder Rosetten an den Domsfassaden von Strasburg, Orvieto u. s. w., an den mannichfaltigen Schmuck der Fassadepfeiler mit Bildwerken und Reliefs, durch deren Anbringung es dem Künstler möglich wurde einen lebendig anregenden Gedankenausdruck in die feineren Massen der Fassaden zu legen, man bedenke, mit welcher ungewöhnlichen Würde und Größe sich diese Motive an der ungeheuern Vorderseite des St.-Peter-Domes hätten ausbilden lassen, und man wird mit Trauer empfinden wie entsetzlich die Baumeister jenes Domes eine großartigste Aufgabe der Kunst misbraucht haben.

Da sehen wir von dem eben angedeuteten Organismus der Fassade keine Spur. Ungeheuer, vom Boden bis zum Dache reichende Pilasterfäulen treten dem Blick entgegen und drängen sich gewissermaßen als den Zweck des Ganzen pomphaft auf. Büden und Fenster sind als untergeordnete Nebensachen in den zugemauerten Entrecolonnements angebracht. Die natürliche Bildung des Dachs ist verborgen hinter einer drückenden Blendmauer (Attika), und an ihr befinden sich in einer dem Auge unnahbaren Höhe gigantische Bildwerke der Apostel u. s. w., denen die mittelalterliche Baukunst einen so passenden Platz in den Zwischenräumen der Portalfäulen und den untern Pfeilernischen angewiesen hatte. All diesen Widersinn machte man um die schönen Gesimse und Architrave jener Architektur in unpassend großem Maßstabe wieder gestalten zu können. Allein der eigentliche Geist der antiken Baukunst, jener Geist der Ruhe und der gleichmäßig vollendeten Schönheit, der über das Ganze des Tempels als solchen ausgegossen war, wurde nicht erkannt und nicht erreicht; er konnte nicht erreicht werden, weil man Theile eines ganz fremdartigen Organismus willkürlich in den Dienst einer veränderten Aufgabe zog.

Ebenso unbefriedigend wurde die Aufgabe der christlichen Kunst im Innern der Peterskirche gelöst. Die schönen Pfeilerbildungen der christlichen Kirchenbaukunst wurden auch hier mit riesigen Pilasterstellungen vertauscht, die des lieblichen Wesens der alten, mäßig hohen Säulen ganz entbehrten. Die sinnreichen Kreuzgewölbe der christlichen Dome wurden dem römischen Kuppelgewölbe, das doch nur die erste Stufe der Gewölbebaukunst war, hintangeseht; jener blaue Himmel mit zahllosen goldenen Sternen, der oft die Gewölbe der christlichen Dome schmückte, jene großartigen Frescogemälde aus der biblischen Geschichte, die ebenfalls manchmal auf den Spiegeln der Gewölbe angebracht wurden, mußten einer inhaltslosen Nachahmung des Casettengewölbes im Pantheon weichen.

Die verderbliche Puzweise der italienischen Stucaturarbeit, so ganz geeignet dem Verlangen jener Zeit nach Pomp und blendender Verzierungsfülle zu entsprechen, wurde hier in einer nie gesehenen Ausdehnung zur Anwendung gebracht. Die Farbe des natürlichen Steins erschien dem verweichlichten Auge als zu roh, seine bescheidene, aber wahrhafte Schönheit wurde in ein polirtes Blendwerk eingekleidet, welches den glatten, glänzenden Marmor der antiken Baukunst lügenhaft nachahmte. Jede Fläche an der das überfüllte Auge einen Augenblick ruhend

hätte haften können wurde mit Verzierungen überladen, die keineswegs in echten Stein gehauen, sondern wiederum aus leichtfertiger Gips- oder Stucaturarbeit bestanden.

So vollendete sich denn ein Bauwerk welches den erhabenen Geist des Christenthums: Wahrsamkeit und ruhige Würde, sozusagen mit jedem Steine verleugnete. Allein die ausgelassene Pracht, die pomphafte Durchführung eines so riesenhaften Bauwerks bestach die Augen der Menge.

Nachdem der Verfasser hierauf erwähnt daß die Peterskirche in Italien zahllose Nachahmungen fand und daß sogar die gediegensten Bauwerke der christlichen Baukunst umgestaltet wurden, fährt er fort:

Es ist bekannt daß bald nach der Vollendung der Peterskirche der Orden der Jesuiten durch Ignatius Loyola gegründet wurde. Die Gründung dieses Ordens und seine immer größer werdende Wirksamkeit hatte die Erbauung vieler Kirchen in Italien, Frankreich, Deutschland und Spanien zur Folge. Was konnte dem oft geschilderten Wesen dieses Ordens mehr entsprechen als bei allen diesen neuen Kirchenbauten den römischen Renaissancestil der Peterskirche in der üppigsten Weise nachzuahmen und mehr und mehr über das ganze Abendland zu verbreiten?

Er that Dies im vollsten Maße. Seine vielen Bauten zeichnen sich aus durch eine zügellose Ueberladenheit und Anruhe, durch ein gängliches Aufgeben aller baulichen Wahrsamkeit. Bei der Zernichtung und Umgestaltung der mittelalterlichen Kunstwerke entwickelte dieser Orden in Deutschland und Frankreich, kurz in allen katholischen Ländern, eine bejammernswerthe Thätigkeit, und wenn Niemand die Wirksamkeit dieser Gesellschaft zu verdammern ein begründetes Recht hätte, die Kunstgeschichte hat es sicherlich im vollsten Maße.

Es ist bezeichnend daß der spätere Renaissancestil (von 1650—1780) nach den Jesuiten eine eigene Benennung erhielt. Da man sah daß er sich vom frühern Renaissancestile durch eine noch viel ausschweifendere Ausstattung an grotesken Verzierungen aller Art merklich unterschied, belegte man ihn zur Bezeichnung dieses Unterschieds mit dem treffenden Namen Jesuitenstil.

Daß nach einem solchen Vortrag die Erbauung der alterschenfelder Kirche im Jesuitenstil zur Unmöglichkeit wurde, ist leicht begreiflich, oder es hätte die Stimme der Wahrheit und der Ueberzeugung keine Macht haben müssen. Müller's Plan, der ganz auf den entwickelten Ideen beruhte, wurde, wie schon erwähnt, von dem Schwurgerichte ausermählt und vom Ministerium genehmigt. Die nähere Darstellung dieses Entwurfs kann man in der Biographie nachlesen, welcher auch eine Ansicht der schönen Kirche beigegeben ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Der nun nachfolgende Hauptinhalt des Buchs zerfällt in drei Theile. Der erstere bezieht sich auf die Naturwissenschaften als allgemeines Bildungsmittel; der zweite auf den naturwissenschaftlichen Unterricht als Förderungsmittel der Fachstudien und als Mittel zur Erweiterung des menschlichen Wissens überhaupt; der dritte auf die Prüfungen in den Naturwissenschaften.

Aus dem ersten Theile wollen wir eine Mittheilung geben welche sich auf das Einführen der physikalischen Geographie in Gymnasien bezieht. „Ich habe dieser Wissenschaft, der reinen Geographie, wie sie Prange passend nennt, schon so häufig erwähnt daß man mit gespannter Erwartung an meine Dispositionen gehen wird. Man kann die Forderungen die an sie zu machen sind in der That nicht hoch genug spannen wenn man K. von Raumer's in launiger Verzweiflung gegebene Anknüpfung liest: „Es ist als hätten sich in unserer Zeit alle Wissenschaften und Künste bei der Geographie ein Rendezvous zu einem Familienfeste gegeben, weil sie erst jetzt sich ihrer Verwandtschaft bewußt geworden.“ Diese Forderungen werden in der Schule eigentlich noch mehr gesteigert. Die physikalische Geographie soll eine Encyclopädie aller Naturwissenschaften werden, alles früher in willkürlicher Abgerissenheit Vorgetragene soll hier seine rechte, vom Schöpfer ihm zugedachte Stelle finden. Ja es soll hier noch manches Wissen neugegründet werden. Dies sage ich in Bezug auf Physik und Chemie. Wir mußten diese mit Einem Course absolviren, weil wir einzelne Theile derselben, besonders die Anwendungen in der Mineralogie, Phyto- und Zoophysikologie anzubringen gedachten, und zuletzt noch einmal hier bei dem Schlußsteine des ganzen wissenschaftlichen Baues vorgehen wollten. Gewiß wird nirgend die Gelegenheit günstiger sein zur Auffassung dieser Wissenschaften unter höhern Gesichtspunkten, zur Ausfüllung früher gebliebener Lücken als hier, namentlich in der Atmosphärologie, Meteorologie, vereinten Klimatik. . . . Seitdem Vogel durch zielliche Randzeichnungen seinen Schulatlas schmückte, und Andere, wie Bölder, ihm mit klimatographischen, sehr instructiven Bildern folgten, Niemann die Idee einer ganzen Bildergeographie aussprach, seitdem hat diese demonstrative Methode viel Beifall gefunden, auf niedere Classen allenfalls mit Recht. Auf Prima dürfte das Herumzeigen aber zu viel Zeit kosten. Ein geschickter Lehrer wird sich Allen mit Einem Blicke an der Tafel durch Umrisse verständlich machen können wenn es auf Formen ankommt.“

Aus dem zweiten Theile des naturwissenschaftlichen Fachunterrichts wollen wir nun auf ähnliche Weise eine Mittheilung machen. Wir wählen dazu einen Abschnitt aus dem Studium der Chemie für Landwirthe. . . . „Der Agriculturchemiker möge vor allen Dingen die vielseitigen, wenn auch häufig sich scheinbar widersprechenden Erfahrungen des praktischen Landwirths sich zueignen! Erst nachdem es ihm gelungen ist sie von seinem Standpunkte aus wissenschaftlich zu begreifen, den Widerspruch zu lösen, das Zufällige vom Wesentlichen zu sichten, und das Unhaltbare auszuschneiden, darf er hoffen Dasjenige zum Gesetz und zur unumstößlichen Wahrheit zu erheben was mit den bereits wissenschaftlich festbegründeten Thatsachen in Einklang zu bringen war. In welchen Strudel von Irrthümern und Trugschlüssen wir gerathen, wenn wir den Weg der strengen Methode den uns das wissenschaftliche Forschen gelehrt nicht auch auf die Begründung praktischer Lehren in Anwendung bringen, davon bietet uns aus der neuern Geschichte der Agriculturchemie der Liebig'sche Patentdünger ein um so warnenderes Beispiel als auf den Urheber desselben die ganze landwirthschaftliche Welt mit dem größten, und durch bedeutende Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaften wohl begründeten Vertrauen hinblickte, solange die neue Lehre noch ihren reintheoretischen Standpunkt behauptete. Die organische Elementaranalyse von Liebig zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geführt, und durch seine eigenen, wie seiner zahlreichen Schüler umfassenden Arbeiten auf die Erforschung der meisten bis dahin bekannten organischen Verbindungen angewandt, sollte in der Analyse der unverbrennlichen oder sogenannten unorganischen Bestandtheile der Gewächse ihre Ergänzung finden und zur Grundlage für die wichtigsten praktischen Lehren des Ackerbaus werden. Was Rückert gahnet, ohne auf der damaligen Entwicklungsstufe der Wissenschaft den Schlüssel für seine eigene Weissagung finden zu kön-

nen, woran Sprengel ein ganzes Lebensalter hindurch sich abgemüht ohne die erstrebte Anerkennung der Zeitgenossen zu erlangen, Das wurde nun auf einmal als das alleinseligmachende Dogma gepredigt, und fand eine gläubige Menge welche den Stein der Weisen für den Ackerbau gefunden zu haben überzeugte war. Als es sich aber um das Goldmachen handelte, da wurde der Stein der Weisen als unecht erkannt, und Viele haben ihn schon verächtlich beiseitegeworfen, anstatt seine Tugenden zu prüfen und ihm als einem guten Bausteine die rechte Stelle beim Aufbau des Tempels der landwirthschaftlichen Erkenntniß anzuweisen. Eine tiefere Einsicht in die Lebensbedingungen welche den Organismen durch die Stoffe mit welchen sie nach außen in Wechselwirkung treten dargeboten werden, muß nothwendig auf dem Wege der elementar-analytischen Untersuchungen wesentlich gefördert werden, wir können sagen recht eigentlich begründet werden. Die neuere Agriculturchemie hat die Lösung dieser Aufgabe nicht nur angebahnt, sondern zum Theil schon vollendet. . . . Die Chemie soll also dem Landwirth dazu verhelfen seinen Beruf zu denken auszuüben. Sie soll nicht die Dienerin oder melkende Kuh sein, sondern Führerin, treue Gesährtin. Nicht um den Gebrauch von Recepten welche ihm die Agriculturchemie anfertigt ist es dem denkenden Landwirth zu thun, sondern um ein selbständiges Urtheil über alle Beziehungen chemischen Inhalts welche ihm in der Ausübung seines Berufs begegnen. Dazu ist es nöthig daß er die Erscheinungen und Gesetze der Natur nach dieser Richtung sich soweit zueingemacht habe um mit eigenen Augen klar um sich sehen zu können wo Andere im Dunkeln tappen, oder sich auf das trübe und unsichere Licht gelehrt klingender Hypothesen verlassen müssen.“

Wer kann einer solchen ruhigen, vorurtheilsfreien Auffassung dieses in unsern Tagen soviel Aufsehen erweckenden Gegenstandes seinen Beifall versagen? Die Beurtheilung Liebig's fällt allerdings etwas kühl aus, aber sie gefällt doch tausend mal besser als die enthusiastische Wortflamme seiner blinden Anhänger. Liebig ist ein genialer Mann von unaussprechlich großer Verdienste um das Einführen der Chemie ins Leben. Seine Bestrebungen werden ewig Epoche machen, genannt und geachtet werden, selbst dann noch wenn sie auch nicht überall das richtige Ziel erreicht haben. Aber neben Liebig gibt es auch noch andere tiefdenkende Chemiker, deren Verdienst um die Fortbildung ihrer Wissenschaft nicht minder groß ist, obgleich nicht so laut und soviel davon gesprochen wird. Liebig ist sowol in der Agricultur- wie in der Thierchemie ebenso übertrieben bewundert wie übertrieben getadelt; Beides hat der wirklich ganz vortrefflichen Sache sehr geschadet, daher kann man sich freuen wenn Männer wie unser Verfasser einen vermittelnden Mittelweg einschlagen.

Der zweite Theil der Rabeberg'schen Schrift ist der inhaltsreichste und umfangreichste. Er scheint so recht das Feld zu sein auf welchem der Verfasser am längsten und am liebsten thätig gewesen ist.

Der dritte Theil besitzt wenig Umfang, wie Dies verhältnißmäßig gar nicht anders zu erwarten stand, aber in diesen engen Rahmen ist doch ein überraschend inhaltsreiches Gemälde der Wirklichkeit hineingepaßt. Hier kommt dem Verfasser eine langjährige Erfahrung, eine feine Beobachtungsgabe und eine Durchschauung menschlicher Schwächen sehr gut zustatten.

„Prüfungen sind ein nothwendiges Uebel“, beginnt der Verfasser diesen höchstinteressanten, belehrenden Abschnitt seines Buchs. „Ein Uebel, weil sie für Examinatoren wie für Examinanden oft un bequem sind, und weil sie selten zur Befriedigung aller Theile enden. In der That, es möchte auch sehr schwer sein einen Examinanden ganz richtig zu beurtheilen. Dazu würde ein längerer Umgang mit demselben nöthig sein als die Prüfung zu gewähren berechtigt ist. Der Grund liegt nicht bloß in dem zum Theil enormen Umfange des Wissens welches erforcht werden soll, sondern auch in manchen andern Dingen. Der Examinator hat oft selbst nicht Kenntniß oder Geschicklichkeit genug, oder er will dem Examinanden

nicht wohl; leider auch dieser Fall mag nicht ganz selten vorkommen. Dem Examinanden geht es oft schlecht, nicht weil er überhaupt unwissend wäre, sondern weil er besangen ist, und sich besonders im Anfange wenn ihn einige unglückliche Fragen treffen gleich einschüchtern läßt. Der Examinator hat zwar die Pflicht hierauf Rücksicht zu nehmen, aber es geschieht nicht immer, und es häufen sich Mißverständnisse auf Mißverständnisse."

Bei solcher auf reife Erfahrung gestützter Ansicht läßt es sich wirklich kaum begreifen warum man diesen ganzen Examinationskram nicht längst über Bord geworfen hat. Die Examina tragen nie oder doch nur mit seltenen Ausnahmen die Früchte für den Staat welche er sich davon verspricht, sie tragen nie oder doch nur mit seltenen Ausnahmen die Früchte worauf die Wissenschaft und das praktische Leben Ansprüche machen darf. Dies ist schon so allgemein bekannt, und wird so allgemein für wahr gehalten daß weder der Staat, noch die Universitäten, noch die Schulen ein großes Gewicht legen auf die von dem Examinanden einst errungenen siegreichen, hohen oder niedern Kummern. Das freie Leisten nach dem Examen entspricht selten den Erwartungen zu welchen das Resultat der Prüfung zu berechtigten schien. Die Beweise für die Lichtigkeit der jungen Leute sind sehr trügerisch, wenn sie sich auf nichts Anderes als auf die paar Stunden geistiger Heßjagd am grünen Tische beziehen sollen. Doch wir wollen dem Verfasser wieder das Wort geben, er sagt sehr viel Beherzigenswerthes.

„Die Klagen über den schlechten Ausfall so vieler Prüfungen in den Naturwissenschaften sind gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Man kann sie von den Examinatoren in den verschiedenen Fächern mündlich vernehmen, ja sogar schon Gedrucktes darüber lesen. Sie treffen nicht alle Examinanden, im Gegentheil: Einzelne leisten in allen Facultäten viel und zeigen daß es wenigstens nicht am Unterrichte liege, der die Fortschritte der Zeit wohl verstanden hat. Aber die Zahl der Unfähigen ist leider zu bedeutend, und man möchte fürchten es gebe mit der allgemeinen Verbreitung der Wissenschaften und der Erleuchtung durch dieselben rückwärts und nicht vorwärts. Ich wünsche daß ich zu schwarz sehe. Woran mag Das liegen? Ich glaube fast es liegt mehr an den Examinatoren als an den Examinanden. Sie lassen die naturwissenschaftlich Ungebildeten nicht ebenso durchfallen wie die praktisch Unwissenden. Sie glauben vielleicht die Theorie sei nicht so wichtig wie die Praxis, man werde dadurch daß man den Candidaten etwas Theorie erläßt sie anspornen destomehr Zeit auf die Praxis zu verwenden; die Erfahrung habe gelehrt daß Ueberbildete aus solchen Schulen hervorgegangen seien u. s. w. Auch mag es unbequem sein einen Candidaten zum zweiten male vor die Commission zu bescheiden, bloß weil er Botanik oder Zoologie oder dergleichen nicht gewußt hat. . . Durch Nachlassen unserer Forderungen bei den Prüfungen würden wir aber auch nicht erreichen daß weniger Theorie und mehr Praxis getrieben, sondern daß überhaupt weniger studirt und destomehr commercirt, gespielt und getrunken würde. Wenn die Wissenschaften auch weiter gar Nichts nützten, so würden sie wenigstens Den der sie eifrig triebe vor Thorheiten schützen. Glücklicherweise haben sie gewiß nicht bloß einen solchen negativen Nutzen, auch der positive dürfte sich leicht erweisen lassen, und zwar, damit man sich nicht mit uns in einen theoretischen Streit einlasse, aus Erfahrungen."

H. Birnbaum.

Literarische Notizen.

Ein legitimistischer Tendenzroman.

„Conciliation et solution“ heißt der neueste Roman des Grafen Eduard von Warren. Drei Personen von verschiede-

ner Gesinnung sind die Hauptträger dieses legitimistischen Tendenzromans: die eine repräsentirt die Legitimistenpartei in ihrer ursprünglichen Reinheit, die andere eine etwas verwischte Ruance derselben, die dritte personifizirt das Juste-Milieu. Dieser Albert Duverrier hat alle eleganten Lafter, welche er jedoch unter dem glänzenden Firniß eines Mannes comme il faut versteckt; Gaston de Kerhoun, der strenge Legitimist, ist dagegen mit allem soliden Tugenden ausgestattet und verbirgt unter einer angeborenen Einfachheit eine heldenmüthige Uneigennützigkeit. Weniger streng als Gaston repräsentirt Hr. von Luffan, ein nicht emigrirter Wendet, jene Classe von Individuen die sich in die Zeit zu finden wissen. Die Frauen haben mit etwaniger Ausnahme der lieblichen Tochter des Schmugglers von St. Briac nur eine untergeordnete Rolle. Der Roman beginnt mit der Julirevolution. Der trivialste politische Sargon der sich in jedem Journal findet bildet den Inhalt einer Correspondenz zwischen Gaston und Luffan. So schreiben sie zum Beispiel einander: „Man lese die Geschichte aller Nationen, und man wird sehen daß jedwede das demokratische Princip sich ausgedehnt hat, d. h. jedwede die Regierung erniedrigt worden ist, umso mehr die Völker demoralisirt worden sind, und umso weniger wahre Freiheit gehabt haben. In allen gut regierten Staaten haben die Mittelclassen von jeher als Gegengewicht und Dämpfer der Executivgewalt gedient.“ Vom Herzog von Orleans heißt es wider alle geschichtliche Wahrheit daß er am 31. Juli 1830, nachdem er die Generalleutenantstelle des Königreichs erlangt habe, „das Fieber, rothe Augen und die Stirne voll Schweiß gehabt habe.“ Nach mancherlei politischen Abenteuer fällt Gaston im Kampfe gegen die Juniinsurgenten 1848, gibt aber zuvor noch die Lösung (solution) der gegenwärtigen Wirren. Sie ist in drei Briefen an den Herzog von Bordeaux, an die Herzogin von Orleans und an den Präsidenten der Republik enthalten. Es ist die Vereinigung aller Aemter welche in Frankreich seit 60 Jahren regiert haben, drei Regentenfamilien auf einem Throne vereinigt, die eine um ihn zu besigen, die beiden andern um ihn zu verteidigen. Schade daß bis jetzt noch kein Roman Geschichte gemacht hat.

Le roman de la charette.

Die königliche Bibliothek in Haag besitzt eine handschriftliche Uebersetzung der Erzählung von „Lancelot vom See“. Die holländische Regierung hatte den Professor Dr. W. J. A. Sondloet mit deren Veröffentlichung beauftragt. Der erste Band ist bereits im Jahre 1847 erschienen, während der zweite Theil ausgedehnte Nachforschungen erheischte, die der Herausgeber zum Theil in der reichen Manuscriptensammlung der Nationalbibliothek in Paris mit Glück machte. Dieser zweite Theil ist ein Werk für sich und in französischer Sprache herausgegeben, unter dem Titel: „Le roman de la charette, d'après Gauthier Map et Chrestien de Troies.“ Die Geschichte vom Karren (charrette) ist eine Episode der Erzählung von Lancelot. Mit den übrigen Forschern kommt der Herausgeber zu der gleichen Uebersetzung daß das Original des „Lancelot“ von dem gelehrten walliser Priester, Gauthier Map oder Walthar Map herrührt, der zugleich Verfasser des interessanten Buchs „De nugis curialium“ ist, und am Hofe König Heinrich's II. von England eine angesehenere Rolle spielte. Zwei andere Fragen, die den Herausgeber sehr beschäftigt haben, sind: in welcher Sprache das Original (denn es gibt bekanntlich lateinische, provençalische, in allen europäischen Sprachidiomen, sogar griechische Uebersetzungen), und ob es in Versen oder in Prosa geschrieben war. Die erste Frage wird damit beantwortet daß es die französische Sprache war, und die zweite damit daß die Erzählung erst in Prosa geschrieben war und dann später von Chrestien de Troies versifizirt wurde. 2.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag,

Nr. 89.

14. April 1851.

Johann Georg Müller.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Die kaiserliche Akademie ehrte sich und den jungen Künstler, indem sie ihn mit Ausdrücken der wärmsten Hochachtung in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm und sich seine thätige Theilnahme an ihren Berathungen erbat; im Januar 1849 wurde ihm die neuerrichtete Professur an der kaiserlichen Ingenieurakademie übertragen. Beides erregte ungeheurchelte Freude bei seinen Kunstgenossen; denn wie sein glänzendes Talent, seine reichen Kenntnisse, sein klarer praktischer Verstand schon bei seinem ersten Auftreten ihm die Achtung Aller erwerben mußten, so hatte sein anspruchsloses, aber in allen Kunstangelegenheiten entschiedenes Wesen, sein freundliches und gefälliges Benehmen, der tiefe religiöse Ernst, der in Verbindung mit reiner, glühender Freiheitsliebe und einem dichterischen Schwung der Gedanken und der Rede seiner Seele das Gepräge gab, ihm die allgemeine Liebe gewonnen und gesichert. Leider konnte sich der edle Jüngling dieses Glück nicht lange erfreuen. Ein Brustleiden, das seine Verwandten und Freunde schon früher mit Besorgniß erfüllt hatte, ergriff ihn mit solcher Heftigkeit daß es bei aller Pflege und Schonung nicht bezwungen werden konnte. Trotz der Gefahr, die auch ihm nicht verborgen blieb, baute und lehrte er fort, bis gegen Ende des Monats März ein strenges Gebot des Arztes ihm Ruhe anempfahl und ihn zu dem Entschlusse bestimmte in die Heimat zu reisen, von deren reiner Gebirgsluft er Heilung seines Uebels hoffte. Aber dieses war schon soweit ausgebildet daß die Reise unmöglich wurde. Noch ein mal zwar ging er (am 20. April) in die Ingenieurakademie und erhielt seine Zuhörern anderthalb Stunden lang mit kaum hörbarer Stimme Unterricht, aber die Anstrengung hatte ihm die vollste Erschöpfung zugezogen, und so nahm die Entkräftung immer mehr zu. In der Nacht des 1. auf den 2. Mai entschlummerte er, nachdem er mehrere Tage vorher schon die Sterbsacramente mit gläubiger Seele empfangen hatte, in den Armen zweier Schwestern und eines Bruders, die nach Wien geeilt waren um den Geliebten zu pflegen. Müller war 26 Jahre und nicht volle acht Monate alt geworden. Er

wurde unter der allgemeinsten Theilnahme seiner Kunstgenossen und der Gemeinde Altlerchenfeld, für die er in so trefflicher Weise gewirkt und gearbeitet hatte, auf dem Kirchhofe derselben beerdigt.

Gut war sein Herz — schließt der ihm im Leben befreundete Biograph — wie sein Geist reich; kindlich sein Gemüth, und doch jeder Begeisterung der Liebe wie des Jornes fähig: ein seltener Mensch! Wer ihn kannte kann ohne Thränen an seinen Verlust nicht denken, und wer ihn nicht gekannt ist ärmer als wir die ihn verloren!

Allerdings ist Müller vorzugsweise Künstler, Architekt gewesen; doch hatte er die Größe die wir an ihm bewundern nur dadurch erreichen können daß er, wie wir schon angedeutet haben, die in ihm lebende Poesie auf die Kunst übertrug, und so sind alle seine architektonischen Entwürfe großartige Zeugen seines poetischen Geistes. Doch ließ sich nicht Alles in architektonische Formen bringen was sein Gemüth bewegte, und dann griff er zur Dichtkunst, welcher er schon in früherer Jugend seine schönsten Stunden und Kräfte gewidmet hatte. Insbesondere nahm er dann seine Zuflucht zur Poesie, wenn sich Zweifel über seinen Beruf als Künstler in ihm erhoben, oder wenn er seinen Unmuth über die falschen Bestrebungen in der Kunst ausgießen wollte. Und in beiden Fällen fand er Trost, Beruhigung und neuen Muth. Obgleich seine Poesien die Größe und Tiefe seiner künstlerischen Entwürfe nicht erreichen, so sind doch auch diese durchaus beachtungswerth, weil sich in ihnen mit der Tiefe der Empfindung und echtpoetischer Anschauung des Lebens die erfreulichste Schönheit und Reinheit der Form, sowie ein reicher, nur selten gestörter Wohlklang der Sprache harmonisch verbindet. Und wir müssen Dies umsomehr bewundern als ihn hierin kein tieferes Studium der Dichtkunst unterstützte. Müller ist ein reiner Naturdichter, aber freilich mit einem seltenen und reichen Talente und mit dem reinsten Kunstsinne begabt, an dem sich die schöne Form von selbst entwickelte. Nebst der Kunst gab ihm das Vaterland, die Natur und die Liebe reichen Stoff. In seinen vaterländischen Gedichten weht die glühendste Begeisterung für seine theuere Schweiz, die Gott zwiefach gesegnet als er ihr die wunderbare Natur und die Freiheit verlieh. So sagt er in dem Gedichte „Wilhelm Tell“, welches ei-

nem beabsichtigten Epos als Einleitung beigegeben werden sollte:

Heil mir daß ich mit meiner ganzen Liebe
Umfangen darf ein freies Vaterland;
Heil! wenn auch einst mir keine Seele bliebe
Zum Geisteskuß, zum Del für Wundenbrand;
Dann schling' ich heißer mit geprüfter Liebe
Um meines Volkes Lande meine Hand:
Denn Brautgeschenk der Freiheit ist's, der süßen,
Daß Einer kann ein Volk, ein Land umschließen.

Du holde Schweiz! Den Himmel stügend schwingen
Sich deine Berge in des Aethers Blut,
Um ihre alten Felsenstirnen schlingen
Schneegürtel sich, ein unantastbar Gut;
Und grüne Triften, Alpenrosen dringen
Aus ihrem Busen, und kristall'ne Flut,
Die sich hinunterstürzt in Melodien,
An blauer Seen kühle Brust zu fliehen.

Die Naturlieder Müller's sind aus dem tiefsten Gefühl für Naturschönheit hervorgegangen. In einem anmuthigen Thale geboren und aufgewachsen, auf welches der mächtige Säntis ernst und feierlich herabschaut, hatte seine Seele schon früh die schönen und großen Eindrücke, welche die schweizerische Natur in so reicher Mannichfaltigkeit darbietet, mit aller Kraft der Empfindung insich aufgenommen und in diesen Anschauungen den Ernst und die feierlich-religiöse Stimmung gewonnen, die ihn bis an das Ende seines Lebens begleitete. Es zeigt sich diese Stimmung vorzüglich darin daß er in den Naturerscheinungen stets die Hand der schaffenden Gottheit erblickt, zu welcher sein kindlich-reines Gemüth mit aller Sehnsucht der innigsten Liebe hinaufblickt. Die Natur ist für ihn die Sprache in welcher Gott zu den Menschen redet, und so sucht er ihren tiefern Sinn zu begreifen und sie in die menschliche Rede zu übertragen.

Abendlied.

O wie duften nun die Blumen,
Da des Abends Majestät
Aus des Himmels Heiligthumen
Ueber sie hernieder weht.

Wenn die Blum' im Thau der Nächte
Ihren reinsten Duft verweht,
Ist es, eh' sie schlummern möchte,
Ein verschwieg'nes Nachtgebet.

Lockt mir aus des Herzens Liefen,
Auberfüllte Frühlingsluft,
Wo sie fest verschlossen schliefen,
Thränen, unfrey Seele, Duft.

Und wie Abendglocken Mahnung
Schallt's von oben durch den Sinn.
Eine stille Gottes-Ahnung
Sieht durch alle Wesen hin:

Ein liebliches Seitenstück zu Uhland's „Freie Kunst“ ist das Gedicht „Ist er berufen?“, das des Dichters Selbstbewußtsein in bescheidenster Weise ausdrückt, wie denn überhaupt die lebenswürdigste Verschmelzung von Bescheidenheit und kräftigem Selbstgefühl der Grundzug in Müller's Charakter war.

Bei der ersten Morgenröthe
Ist schon eine Amsel wach,
Sanft anhebend ihrer Flöte
Baldestkühlen Lauberschlag.

Um den mindern Finken, Reifen
Zu der großen Harmonie
Ihre Stufen anzuweisen,
Singt zuerst die Lelter sie.

So auch bei uns Dichtern immer
Hebt den lauten Liebertag
An ein tongewandter Stimmer,
Und wir Andern singen nach.

Nicht daß wir den Preis begehren,
Doch es treibt uns auch zum Ziel:
Zu den allgemeinen Chören
Sind der Stimmen nie zu viel!

Zu den gelungensten Dichtungen Müller's gehören ohne Zweifel die wenigen episch-lyrischen Gedichte welche die Sammlung seiner Poesien enthält; sie bringen namentlich durch die anspruchlose Einfachheit der Form bei reichem Inhalt große Wirkung hervor. Wenn wir in denselben auch öfters in Gedanken und Darstellungsweise an frühere Dichter erinnert werden, so muß doch anerkannt werden daß die Nachahmung nicht bloße Copie ist, sondern auf selbständiger Aneignung des fremden Vorbildes beruht. Wir heben aus dieser Reihe Folgendes hervor:

Das Brautbett.

Der Schreiner hobelt und hämmert froh:
Was freut den jungen Meister so?

Er macht ein Bett für sich und die Braut;
Drum hobelt und hämmert er so laut.

Und zwischen die Schläge sein Lied er singt,
Daß Kinter der Hobel und Hammer springt.

Das Bett steht gezimmert schön und blank:
Da wird die Braut zum Sterben krank.

Und wie er eintritt in der Liebsten Haus,
Da ist es mit ihrem Leben schon aus.

Und wie er hobelt den Todtenbaum,
Da umzieht's ihn so seltsam als wie ein Traum.

Sie kam und sprach: „Du machst ihn zu klein,
Wir müssen ja alle Beide hinein!“

Denk' an die Worte zwischen uns Zwei'n,
Im Leben und Tod uns treu zu sein!“

So sprach ihn die bleiche Erscheinung an:
Am Morgen — da war's um ihn gethan.

Mit Ausnahme einiger wenigen haben die Gedichte welche unter der Ueberschrift „Kunst und Leben“ zusammengefaßt sind den geringsten poetischen Werth, wobei jedoch nicht außer Acht zu lassen daß gerade die schönsten derselben in die Lebensbeschreibung eingereiht sind. Allein auch die hier mitgetheilten sind aller Beachtung werth, weil sich in ihnen noch mehr als in den andern die tüchtige Gesinnung des Dichters klar und entschieden ausdrückt. Es sind meistens Reflexionen über das Leben, denen sich die ganze lebenswürdigste Seele, das reine Herz und das redliche Bestreben des

jugen Künftlers offenbart und die jedem Jüngling zur Beherzigung anempfohlen werden dürfen. Auch zweifeln wir nicht daß manche hierhergehörige Gedichte sich bald einen Weg in die für die Jugend bestimmten Lesebücher bahnen werden. Viele Gedichte Rückert's haben nicht sowol ihres poetischen Gehalts als wegen der in ihnen niedergelegten Lebensweisheit die allgemeinste Anerkennung und Benutzung gefunden; die ähnlichen Sprüche Müller's werden vielleicht noch von größerer Wirkung auf das jugendliche Gemüth sein, weil sie aus jugendlicher Seele stammen und bei aller Männlichkeit und Reife der Gesinnung das Gepräge jugendlicher Frische anfsichtragen. Wir theilen nur einige mit:

Wahlspruch.

Fromm und frisch und froh und frei,
Aber nicht viel Wesens,
Und mit Riß und Heuchelei
Wenig Federlesens!

Ursache.

Wer den Regenbogen machte,
Stritten einß sich Luft und Regen;
Aber keins von beiden dachte
An des Sonnenlichtes Segen.

Spruch.

Wenn du die Hand erhebst, so sei es um zu thun:
Kurz ist des Lebens Zeit, im Grabe mag sie ruh'n.

Lebensregeln.

Am Armen geh', ohn' ihm zu helfen, nicht vorbei!
Such' nicht die Gunst der Reichen, bleibe frei
Und halte zu den Bürgern dich mit Treue!
Das Alte wahre, nicht verwirf das Neue;
Doch prüfe seinen Zweck mit Rath und Ueberlegung!
Den Stillstand hasse, liebe die Bewegung;
Doch geh' nicht vorwärts ohne sichern Grund:
Bezähm' in Allem seinem Thun den Mund,
Doch Aug' und Ohr behalte wachsam offen!
Gern sollst du glauben, Alle lieben, wenig hoffen;
Denn sich' res Glück gewährt der Zufall nicht:
Es ist der Lohn allein erfüllter Pflicht.
Lieb' über Alles die allgütige Natur,
Und folg' in Allem ihrer sichern Spur.
Was durch Jahrtausende sich gleich blieb ist bewährt:
Unfehlbar ist was die Natur dich lehrt.
Ihr Buch sei deiner Wißbegierde Nahrung,
Sie hat für jedes Thun den Maßstab der Erfahrung;
Sie irgend ein von Gott beschrieb'nes Blatt.
Einklang mit ihr gewährt allein den Frieden;
Im Himmel ist, wer ihn erringt, hienieden!

Wir halten es nach den gegebenen Mittheilungen kaum mehr für nothwendig das vorliegende Buch unsern Lesern zu empfehlen; wir schließen daher unsere Anzeige mit der Bemerkung daß, wenn man überhaupt Biographien bedeutender Menschen der Jugend in die Hand geben soll, Dies namentlich von solchen Lebensbeschreibungen gilt aus welchen hervorgeht daß nicht das Talent allein die wahre Größe bildet, sondern vielmehr die Thätigkeit der Gesinnung, der redliche Wille und das reine Gemüth.

52.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.
Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten, herausgegeben von Friedrich Bülow. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Auch dieser zweite Band des von uns schon angezeigten Werks *) ist reich an verborgenen und interessanten Curiositäten, die, wenn eine Zeit dazu wäre in der Vergangenheit zu wühlen, Stoff und Anregung für Geschichtschreiber und Dichter lieferte. Die Natur der Sammlung bringt es mit sich daß an eine etwas systematische Aneinanderreihung der Beiträge nicht gedacht werden kann, was vielleicht auch dem Interesse schadet. Der Verfasser gibt eben was er findet, und nur wenn er das für einen Band Gefundene und Bestimmte zusammenfaßt, versucht er das einigermaßen dem Inhalt nach Zusammengehörige auch zusammenzustellen. So sind zu Anfang einige Prätendenten der vorigen Jahrhunderte und Erbfolgestreitigkeiten zusammengestellt. Es würde aber schwer sein den innern Zusammenhang der dargestellten Begebenheiten aufzufinden, denn welche Verwandtschaft hat z. B. der früher bekannte und dann verleugnete und verstößene Sohn und Prinz aus dem fürstlichen Hause Reuß im 16. Jahrhundert mit den vielen Prätendenten auf dem Throne von Frankreich welche im 19. Jahrhundert sich für den verschollenen Ludwig XVII. ausgaben? Die Legitimitätsfrage des Erstern ist unbedeutend und nicht eben interessant, wenn auch zweifelhaft, wogegen das Interesse der Mittheilung in dem wunderbaren Lebenslauf und grausamen Ende des angeblichen oder wirklichen Prinzen beruht. Das ist das Moment daß er in einem relativen Glanz von seinen Verwandten erzogen und von ihnen in seiner Würde anerkannt, als er plötzlich von ihnen verleugnet und ausgestoßen wird, sich einem wüsten Stregreifereitern er gibt, und tief und tiefer versinkend endlich der Strafe verfallt die grausam genug ist, indem er, in ungezügelter Freiheit sein verlorenes Recht sich wiederzuerlangen oder dafür rächen wollend, zu lebenslänglichem Gefängniß ohne Umgang und Beschäftigung verurtheilt wird. Die Prätendenten welche sich für Ludwig XVII. ausgaben sind dagegen persönlich sehr gleichgültige Personen, wogegen das ganze Interesse in der Frage ruht ob der Tod des Dauphin wirklich constatirt ist. Die vom Verfasser zusammengezogenen Notizen lassen allerdings wieder Zweifel in Menge aufkommen, und die Möglichkeit bestehen daß Intriguen mannichfacher Art gespielt wurden und eine frühe Austauschung stattgefunden hat.

Die Geschichte der Prätendenten von Anbeginn bis auf die Gegenwart kritisch zu schreiben wäre überhaupt das Thema einer Geschichtsepoche wie sie uns vielleicht leider vorliegt. Kämlich wo man nichts Besseres zu thun hat, weil die Geschichte die wir erleben zu niederdrückend ist. Wo die großen Ideen die die Welt erheben geachtet sind, ist es an der Zeit die Spielereien vorzunehmen, und Spielereien bleiben alle diese Geschichten der falschen Sebastian, Waldemar, Demetrius, gegründet nur auf den Glauben, der heute wieder erweckt werden soll, von der unvertilgbaren Eigenschaft des legitimen Blutes, getragen und gehoben bisweilen durch die Sehnsucht der Völker unter schlechten Zuständen nach Bessern, die wieder ihr kindlicher Glaube in der untergegangenen Vergangenheit sucht.

Ein unerschöpflicher Stoff unter den Curiositäten aus der Rococozeit ist der der Familienverfolgungen gegen einzelne vom katholischen Glauben abtrünnige Glieder, oder die fromme Fürsorge frommer Fürsten Individuen die abgefallen sind oder abzufallen drohen durch heimliche Kerkerqualen wieder in den Schoos der Kirche zurückzunöthigen. Wie vielfach hat der deutsche Roman diesen Gegenstand behandelt. Könnten wir doch sagen daß er nur dem Roman, nicht der Wirklichkeit angehört hat. Bülow's Buch liefert Gegenbeweise. Und könnten wir wenigstens sagen daß die Wirklichkeit nur der längst abge-

*) Vergl. darüber Nr. 214 d. Bl. f. 1850.

laufenen Vergangenheit angeht, und daß nicht in der Zeit die ist und uns droht wieder Versuche der Art aufzuheben! Auch von Giftmorden die nie entdeckt wurden und doch gewiß sind erzählt uns aus gewissen Regionen unser Vaterlandes der Herausgeber. Störende Persönlichkeiten lassen sich so leicht durch ein Pulver abschütteln. Könnten wir sagen diese Anschuldigungen gehören nur dem Mittelalter und seinen spätern Verzweigungen in dunkeln Kledern an! Die Geschichte des Joseph von Frohn belehrt uns eines Andern. Könnten wir wenigstens sagen daß Sitte und Religion so in unserer Zeit gefiegt haben daß dieses Verbrechen mindestens unter unsern Gewaltigen erloschen ist!

Dazwischen eine Erquickung. Ein deutscher Bruder Studio, kotten Lebens, sucht im österreichischen Kriegsdienst ein Asyl vor seinen Sünden. Solange die mitgenommenen blanken Häler in seiner Tasche klimperten, ging es ihm sehr gut. Als sie ausgegangen und er in den Sümpfen des Banats vom Fieber geschüttelt ward, kümmerte sich Niemand um ihn. Er fühlte den Tod herannahen und wollte sich durch eine List wenigstens die letzten Tage des Lebens verfüßen. Er ließ den Auditeur kommen und machte sein Testament. Sein ganzes Vermögen vermachte er den Offizieren des Regiments, 15,000 Gulden dem Obersten, 10,000 Gulden dem Major, jedem Hauptmann seines Bataillons 5000 Gulden, dem Hauptmann seiner Compagnie 8000 Gulden, dem Oberlieutenant 4000 Gulden, dem Unterlieutenant 2500 Gulden, dem Feldpater 2000 Gulden, dem Auditeur 3000 Gulden. Alles unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das natürlich gelöst ward. Wie ward ein Kranker besser gepflegt. Die feinsten Betten, die weichsten Polster, Delicatessen aller Art wurden ihm gereicht, Geschenke, liebevolle Gespräche, Erbötungen. So war der letzte Monat seines Lebens ein genussreicher. Als er gestorben hielt ihm der Feldpater eine begeisterte Leichenrede, der Unterlieutenant streute sogar poetische Blumen in den semliner Wäsen auf sein Grab. Ein Denkmal ward ihm projectirt, eine erlöschende Kerze mit der Unterschrift: „Dum alius lumino, corrumper.“ Nur schade, als der Hofkriegsrath die Erbschaft im Kassauischen einziehen wollte, erhielt er durch die österreichischen Gesandten die Antwort: daß wol Schulden und Creditoren, aber keine Erbmasse da wäre. Es erfüllte sich buchstäblich: „Wo Nichts ist hat der Kaiser sein Recht verloren.“

Ein Abschnitt dieses Theils ist den Entführungen gewidmet. Ja, wer die Geschichte aller historischen Entführungen schreiben wollte! Es wäre ein interessanteres Thema als das der Legitimitätsprätendenten; es ist ein eigenthümlich deutsches, auf wahrer Sittlichkeit und deutscher Innigkeit ruhend. Die Gesetze strafen die Entführungen, die Sitte heiligte sie, unsere Geschichte beginnt mit einer, die Entführung Ehusnelba's durch Herrmann, und die Entführungen ziehen sich durch unsere ganze beglaubigte Geschichte, bis — man zu bequem ward zu entführen. Das Verführen war bequemer. Einige wirkliche Curiosa, aber diesmal Nichts weniger als sittliche, berichtet uns Bülow. Raub ist diese: Ein Niederländer, der Freiherr von Moriametz, span, pour s'amuser, ein Liebesverhältniß an mit der achtzehnjährigen Frau eines achtundfunfzigjährigen Rath's der Infantin Isabella. Sie erklärt ihm eines Tags: sie könne es mit ihrem Alten nicht mehr aushalten. Er solle sie außer Land's entführen, wenn er nicht wolle daß sie sterbe. Das wollte er nicht. Die Dame aber wollte öffentlich, nicht bei Nacht und Nebel entführt werden. Drei sechspännige Wagen mit 50 berittenen jungen Edelknechten hielten eines Mittags vor des Rath's Hause. Man schnallte ihre Reisekoffer auf. „Wohin?“ fragt der alte Herr. „Ein Spaziergang nach Holland, ich will mir den Haag ansehen“, erwidert die Dame, und der Zug braust fort. Sie lebten im Haag in Glanz und Freuden. Aber die schöne Böhmenkönigin Elisabeth verrückt das Herz ihres Galans. Die Brüsslerin ward krank vor Eifersucht und forderte vom Freiherrn: er solle sie wieder ins Haus ihres Alten zurückführen. Mit dem größten Vergnügen erklärte er: „Über

angeseht der Welt habe ich Ew. Gnaden aus jenem Hause entführt, noch geräuschvoller soll die Ritornata werden.“ Es ward gestattet und gepact. Aus Brüssel mußten ihn jetzt 30 berittene Freunde abholen. So machte er seinen Einzug, so fuhr er vor dem Hause des Rath's vor. Er hob die Dame aus dem Wagen und sprach zu ihrem Gemahl: „Die gnädige Frau, welche zu reifen begehrt, hat mir die Ehre erzeigt mich zu ihrem Begleiter zu erkiesen. Ich kann Ihnen demnach für das tadellose Verhalten Ihrer Frau Liebste bürgen. Hören Sie auf keine Verleumdung, wie sie auch den fleckenloschen Ruf nicht verschont; geben Sie keinem unwürdigen Verdachte Raum: denn sollten Sie das Unglück haben Ihrer Frau ein böses Wörtlein zu sagen, ihr ein Härchen zu krümmen, so müßte ich Sie tödten.“ Der Gemahl hat ihr kein böses Wort gesagt und ist nicht getödtet worden. Der Freiherr von Moriametz aber lebte fort wie er gelebt, und verzehrte in Lustigkeit und Freude seine Güter. 19.

Notiz.

Bur Charakteristik Mirabeau's.

Man hat das Genie nicht unpassend eine erbahene Geduld genannt. Es ist mit andern Worten das Vermögen den richtigen Zeitpunkt zu erwarten und zu ergreifen, und aus Dem was sich uns darbietet das Passende herauszunehmen. Goethe sagt in den „Gesprächen mit Eckermann“ (III, 367), indem er sich auf seine eigene Erfahrung beruft: „Was ist überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Reigung ist die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern höhern Zwecken dienlich zu machen?“ Und weiter: „Es ist im Grunde auch Alles Thorheit, ob Einer etwas aus sich habe oder ob er es von Andern habe; ob Einer durch sich wirkt oder ob er durch Andere wirkt; die Hauptsache ist daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze es auszuführen: alles Uebrige ist gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen Recht wenn er sich der äußern Welt und ihrer Kräfte bediente wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterseiden, und das Talent füßte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, sodas es ihm und seiner Leitung sich willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höhern Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben das er es verstand mit Andern und durch Andere zu wirken, Das war sein Genie, Das war seine Originalität, Das war seine Größe.“ Wie so auf der politischen Bühne, so zog er auch im Privatleben Alles mit sich fort. Er war von ausgezeichneter Höflichkeit, aber wenn man ihn reden hörte vergaß man dieselbe ganz, und alle Frauen die er gewinnen wollte gewann er für sich. Eine seine Menschenkennnerin, die mit vielen großen Männern in Berührung gekommen, Henriette Herz gibt von ihm folgende Charakteristik in dieser Beziehung („Erinnerungen“, S. 135): „In seiner Höflichkeit trugen seine Vordennarden am wenigsten bei, wengleich sein Gesicht von ihnen gänzlich zerrissen war; weit mehr die Eigenthümlichkeit daß das Ganze sowie alle einzelnen Theile desselben auf eine kolossale Weise in die Breite gezogen waren. Breiteste Nase, erdenklich größter Mund, mit dicksten, wulstigen Lippen. Dabei war er zur Zeit seiner Anwesenheit in Berlin schon nahe den Vierzig, und war gleich seine Gestalt noch von großer, ja auffallender Kräftigkeit, so waren über sein Gesicht die Ausschweifungen seiner Jugend nicht spurlos hingegangen. Aber man vergaß Alles wenn er sprach; denn er sprach hinreisend wie ich nie Jemanden sprechen gehört habe, und namentlich ist mit eine solche Eleganz der Sprache in der Leidenschaftlichkeit — und in diese gerieth er leicht — nie weiter vorgekommen. Ich weiß daß, als er einige Jahre später einer der ersten Helden der französischen Revolution wurde, Nichts von Dem was man über die gewaltige Wirkung seiner Reden las und hörte mich in Erstaunen setzte.“ 34.

Dienstag,

Nr. 90.

15. April 1851.

Die letzten Tage eines großen Mannes.

Nach dem Polnischen von Fritz von Sr.

„Sonne sehe Nil!“

I.

Es war eine entzückende Nacht des Vollmonds des Jahres 1543. In dem lazurnen Himmelsgewölbe summerten unzählige Sterne auf dem dunkeln Grunde, der damals recht eigentlich einem unermesslichen, sammetnen und mit Brillanten geschmückten Teppich gleich; auf der Erde herrschte tiefe Stille — die Natur schien zu ruhen und einen Sabbath zu feiern. Kaum daß ein leises, laues Lüftchen die frisch entfalteten Blüten schaukelte oder in dem jungen Laube spielte; die Welt war eingeschlummert und nur die Gestirne am Firmamente, welche in weitem Bogen die ihnen vorgezeichnete Bahn verfolgten, gaben Kunde von dem Leben in der Natur.

Die allgemeine Ruhe theilten mit Andern zugleich die Einwohner eines kleinen Städtchens des Grenzlandes; auch um sie hatte der Schlaf seine bleiernen Arme geschlungen und hielt die müden Augenlider geschlossen. Jeder hatte sich aufs Lager hingestreckt und sammelte dort neue Kräfte für die Verrichtungen des kommenden Tages, bis auf Einen, der sich dieser Wohlthat entzogen hatte und in einer kleinen Kammer hoch oben auf dem Thurme wachte.

Es war ein alter, gebückter und von vieler Arbeit geschwächter siebzigjähriger Mann, der hier an einem Tische saß, auf dem eine elende blecherne Lampe stand und ihr trübes Licht auf ein großes Buch warf welches aufgeschlagen darauf lag. Die dichten grauen Haare des Greises fielen in langen Locken auf die Schultern herab und bildeten den Rahmen zu einem Gesichte welchem der Stempel himmlischer Sanftmuth und tiefen Denkens aufgedrückt war. Eine leichte Röthe hatte seine Wangen gefärbt und stach angenehm gegen das dunkle lange Gewand ab, das damals die gewöhnliche Tracht der Städter war und in einfachem Rocke mit umgelegtem Kragen und doppelten über der Hand ebenfalls aufgeschlagenen Ärmeln bestand.

Der Alte schien in tiefes Nachdenken versunken und hob nur dann und wann das schöne, klare Auge zum nächstlichen Himmel, um es dann wieder zu schließen und

desto ungestörter seinen Gedanken nachhängen zu können. War es die große, ereignisreiche Zeit die ihn beschäftigte und in welcher er mitten drin lebte? Die Reformation hatte bereits ihre Fackel angezündet, Luther die päpstliche Bannbulle verbrannt, in Worms gesprochen und auf der Wartburg eine Zufluchtsstätte gefunden; in der Schweiz waren Zwingli und Calvin für einen neuen Glauben aufgetreten; die Augsburger Confession war bekanntgemacht und der Schmalkaldische Bund gestiftet worden. Heinrich VIII. von England hatte die Macht des Papstes, von dem unlängst zuvor der Orden der Gesellschaft Jesu bestätigt worden war, gebrochen und sich zum Haupte der englischen Kirche erklärt, Schweden hatte das stockholmer Blutbad durchgemacht und sich in Gustav Wasa einen König gegeben, Ivan der Grausame den Titel eines Zaren aller Rußen angenommen, Magellan die Erde umschifft und Cortez Mexico erobert. Wahrlich des Stoffes genug um einen Menschen zum Nachdenken aufzufodern. Doch nicht die Stürme der Erde waren es welche den ehrwürdigen Alten beschäftigten, sondern das majestätische über ihm ausgepannte Himmelsgewölbe nahm seine Gedanken in Anspruch. Der Mann welcher in jener Nacht mit forschendem Auge am Firmamente hing war der größte Astronom aller Zeiten, Nikolaus Kopernicus, geboren zu Thorn den 19. Februar 1473, Doctor der Philosophie und Medicin, Kanonikus von Ermeland und Ehrenprofessor zu Bologna, Rom und andern Orten.

In einer Stunde der Offenbarung hatte er die Erdkugel aus der Mitte des nach Annahme der Alten starren, unbeweglichen Alls herausgerissen, sie weit weggeschleudert und an ihre Stelle das Gestirn des Tages gesetzt, um welches sich die Planeten mit ihren Trabanten bewegen mußten. Kopernicus hatte zum ersten mal einen Blick in die Ordnung des Weltsystems gethan und dem Erdenbewohner die Bahnen enthüllt welche die Welten dort oben nach ewig gleichen Gesetzen verfolgen müssen; mitten in Armuth und kämpfend mit Spott und Verfolgung hatte er sich auf seinen hohen Genius verlassen und mit Hülfe eines elenden hölzernen Dreiecks das bisher unentwirrte Räthsel gelöst.

Der große Forscher war überzeugt das Ziel seines Strebens erreicht zu haben und an derjenigen Grenze

der Wissenschaft angelangt zu sein welche dem Menschen zu erreichen vergönnt ist. Er hatte seine Beobachtungen und Erfahrungen in dem Werke „De revolutionibus orbium coelestium“ („Von den Bewegungen der himmlischen Körper“) niedergelegt, und wollte die schöne Frühlingsnacht benutzen um nochmals Alles genau zu prüfen was er bis dahin erschaut hatte, und alsdann Hand an die letzte Correctur seiner Schöpfung zu legen, die in Nürnberg unter Aufsicht seines Schülers Reticus im Drucke begriffen war. Es schien als wenn der Himmel ihn dabei hätte unterstützen wollen, denn er hatte sein schönstes Feierkleid angezogen. Kopernicus war auch unermüdet thätig und verließ seine Warte nicht eher als bis die Sterne vor dem Lichte der aufgehenden Sonne erbleichten.

II.

Bevor Kopernicus sich zum Weggehen anschickte, ergriff er nochmals die aus drei Holzstäbchen kunstlos zusammengefügte Parallaxe (ein Instrument welches er selbst verfertigt hatte und von dem wir durch Tycho de Brahe eine Abbildung besigen) und richtete sie zum letzten mal nach den vier Weltgegenden. „Ja, es ist keine Täuschung“, rief er im Entzücken aus, „ich habe die Wahrheit gefunden und einen Irrthum zerstört der die Menschheit Tausende von Jahren befangen gehalten hat.“ Hingerissen von den großen Wahrheiten, die seinem geistigen Auge sich erschlossen hatten, fiel er, den Blick gen Himmel erhoben, an seinem Tische auf die Knie, kreuzte die welken Hände andächtig über der Brust und sprach: „Herr Gott, ich danke dir daß du mich gewürdigt hast deine Größe und Allmacht zu erschauen.“ Dann ergriff er eine Feder, schrieb auf den Titel seines Buchs: „Dies ist das Werk des größten und vollkommensten Schöpfers; es ist das Werk Gottes“, und fügte nach einigen Augenblicken Nachdenkens hinzu:

Gewidmet dem Heiligen Vater, Papst Paul III. Dir, Heiliger Vater, widme ich mein Werk, damit Gelehrte und Laien innewerden daß ich Urtheil und Bergliederung nicht scheue. Deine Würde und Liebe zu allen Wissenschaften, besonders zu den strengen, werden mir ein Schild gegen die Boswilligkeit der Verleumder sein und mich vor ihnen schirmen, dem Sprüchwort zuwider welches sagt es gäbe kein Heilmittel gegen den Biß des Verleumders.

Nikolaus Kopernicus aus Thorn.

Die junge Morgen Sonne blickte mit sanftem Scheine durch das Fenster herein und warf ihre Strahlen auf die noch nassen Seilen. Das Lämpchen flackerte nur noch dann und wann auf, und dem Schöpfer einer neuen Lehre, einer bis dahin unbekanntten Wahrheit, fielen vor Müdigkeit die Augen zu. Er ruhte einige Augenblicke, wie es ja auch nach vollendeter Arbeit Derjenige gethan hatte auf dessen Ruf die Erde aus dem Chaos hervorgegangen war.

Kopernicus genoß nicht lange des kräftigenden Schlummers der sich seiner bemächtigt hatte, sondern erhob sich bald wieder, um seinen anderweitigen Pflichten Genüge zu leisten. Beim Herabsteigen von der Warte begegnete

ihm sein alter Diener, der ihm sagte: „Herr, der Bote aus Nürnberg ist zur Abreise fertig; er wartet nur auf die Correctur und einen Brief von Euch.“

Kopernicus lehnte um, übergab das Verlangte und setzte sich zurecht um noch einige Zeilen zu schreiben; da entfiel seinen kraftlosen Händen die Feder und er sank erschöpft in seinen Sessel zurück.

„Wollet mir's zugutehalten“, sprach der graue Diener, indem er seinen Herrn sanft anstieß, „ich weiß, Ihr bedürft der Ruhe, doch mein Auftrag leidet keinen Aufschub. Zudem warten zehn Kranke in Eurer Wohnung und aus Frauenburg ist ein reitender Bote mit der Nachricht gekommen: das Wasserrad stehe, und drei von den Leuten die es hatten in Ordnung bringen wollen seien dabei jämmerlich verstümmelt worden.“

„Ach, die Unglücklichen!“ rief Kopernicus, indem er aufsprang; „eile und laß mir mein Pferd satteln.“ Schnell stieg er, alle Müdigkeit vergessend, die Stufen herab und war bald in seiner Behausung angelangt.

Seine Wohnung war eine der bescheidensten des ganzen Städtchens und bestand aus einem Laboratorium, wo die Arzneimittel für die Kranken angefertigt wurden, einer kleinen Malerwerkstatt, wo der auch in der Kunst geübte große Gelehrte sich mit dem Pinsel beschäftigte und sein Bild, sowie auch dasjenige einiger Freunde und Erinnerungen aus Rom und Bologna gemalt hatte, und endlich einer anspruchslosen Wohnstube, die Jedem offen stand der an Kopernicus' Kopf oder Herz Ansprüche machen wollte. Ueber der Thür befand sich eine länglich runde Oeffnung, durch welche zu Mittag das Sonnenlicht auf einen bestimmten Punkt in der anliegenden Stube fiel und als Sonnenuhr diente. Der ganze Schmuck des Saalzimmers waren einige von seiner Hand geschriebene Verse, die er über das Kamin geklebt hatte.

Bei seiner Zuhausekunft fand der gelehrte Kanonikus die früher erwähnten zehn Kranken vor, die bittend die Hände nach ihm ausstreckten. Er verband sofort die Verwundeten, gab Andern Arzneien und entließ Keinen ohne Trost und Almosen. Sodann trank er in der Eile eine Schale Milch und wollte sich eben aufs Pferd setzen um nach Frauenburg zu eilen, als ein Bote mit Staub und Schweiß bedeckt an seine Thür herangesprengt kam. Unruhig und erschreckt ging Kopernicus hinaus und empfing hier ein Schreiben seines Freundes Giza, des talmers Bischofs, folgenden Inhalts:

Möge Gott uns in seine gnädige Obhut nehmen und den Schlag von dir abwenden der dir droht. Deinen Feinden und den ihnen verbündeten schelmsüchtigen Reibern, die dich der Verstandesverwirrung und Häresie anklagen, ist es vollkommen glücklich das Volk in Nürnberg gegen dich aufzuwiegeln daß der Peils dort deinen Namen verflucht, die Geistlichen von der Kanzel den Bannstrahl gegen dich schleudern, die Akademie laut deine Excommunication fordert, und die Universität, welche erfahren hat daß dein Werk dort gedruckt werden soll, willens ist die Druckerwerkstatt und damit zugleich die Arbeit deines ganzen Lebens zu zerstören. Eile schnell herher, um noch in Zeiten den Sturm zu beschwören; fast fürchte ich du kommst schon zu spät.

Kopernicus war kaum vermögend die Epistel zu Ende zu lesen; die Kräfte verließen ihn, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen und ohnmächtig sank er in die Arme des herbeigeeilten Dieners.

Nachdem er durch dessen Anstrengungen wieder zugekommen war, fragte der Voté, der den Auftrag hatte nicht ohne Kopernicus zurückzukehren, ob er bereit sei mitzureiten. „Ja“, antwortete der Greis mit vollkommener Hingebung; „ich bin es. Machen wir uns auf den Weg; doch weder nach Nürnberg noch nach Kulm. . . In Frauenburg erwarten die Kranken und Verstümmelten meiner Hülfe und könnten ohne dieselbe sterben. Dorthin wollen wir uns wenden. Mögen meine Feinde in ihrer Wuth mein Werk zerstören, wenn sie es können. . . den Lauf der Gessirte werden sie deshalb doch weder ändern noch aufhalten.“

(Der Beschluß folgt.)

Escribe's „Les contes de la reine de Navarre“.

Die Beschuldigungen der Leichtfertigkeit und Kiederlichkeit welche auf Margarethen von Navarra lange Zeit gelaftet haben sind durch ihre Correspondenz, welche nicht zur Veröffentlichung bestimmt war, siegreich widerlegt worden. Sie erscheint in ihren Erzählungen (dem „Heptaméron“, in der Art der Geschichten des Boccaccio) nicht so offen als in dieser Correspondenz. Außerdem besitzen wir noch Gedichte von ihr und den „Miroir de l'âme pécheresse“, welchen die Sorbonne als keiserlich verurtheilte, weil weder das Fegfeuer noch Hellige darin erwähnt würden, und die Verfasserin also auch nicht daran glaube. Seine Erzählungen, welche allerdings nicht allen jungen Mädchen zur Lectüre zu empfehlen sind, mögen an jenem übeln Rufe manchen Theil haben. Allein man muß hierbei die Zeit Franz' I. und ihre Erziehung durch Louise von Savoyen, welche sehr nachsichtig war, in Anschlag bringen. Eine völlige Unwahrheit ist es daß die Königin von Navarra mehr als einen Liebhaber aus ihren Hofdichtern gewählt habe; wenn Marot wirklich ihre Günstigste auch nur eine Stunde genossen hätte, er würde sich derselben bei seiner bekannten Indiscretion in seinen Elegien und Epigrammen gerühmt haben. Ebenso unwahr ist der Vorwurf eines kränklichen Verhältnisses zu ihrem Bruder Franz. Allerdings liebte sie ihn inniger als mit bloßer Geschwisterliebe, allein sie schauderte vor der Sünde einer Blutschande zurück. Wir besitzen in dieser Beziehung einen Brief von ihr an ihren Bruder, aus welchem ihre ganzen Gefühle hervorgehen. Die Ursache jener Verleumdungen ist nicht schwer zu finden. Von jeher hatte Margarethe die verfolgten Protestanten geschützt und war dafür von der Sorbonne angefeindet worden. Die Denker Verquin's konnten ihr nicht verzeihen daß sie ihm an ihrem Hofe zu Bearn ein Asyl gewährt hatte. Versuchten sie doch durch den Connetable von Montmorency, der Margarethen's Protection mit Undank lohnte, den König selbst gegen sie aufzureizen.

Margarethe war zwei mal verheirathet, das erste mal an den Herzog von Alençon, dessen schnellen Rückzug in der Schlacht von Pavia die Geschichte Feigheit genannt hat, und dann an Heinrich d'Albret, König von Navarra, welcher sie, obwol er elf Jahre jünger war als sie, doch so leidenschaftlich liebte daß er sie, als Montmorency ihm eine Treulosigkeit vorgespiegelt hatte, aus Eifersucht schlug. Auch Margarethe liebte ihren Gemahl aufrichtig, wennschon ihr Bruder der vorherrschende Gedanke in ihrem Leben war.

Franz I. behandelte sie, obwol er sie seine „Mignonne“ nannte, doch mit einem graufamen Egoismus. Er nahm ihr

ihre dreijährige Tochter um sie in Pleffis-lez-Tours nach seinem Belieben erziehen zu lassen, und späterhin an ihr ein gefügiges Werkzeug seiner Politik zu haben. Er, welcher als die Blume der Ritterschaft gerühmt wird, hatte vom Ritter nur den Muth, aber freilich einen Muth der ihm die Schlacht von Pavia kostete. Trotz dem Rathe seiner alten Generale, besonders de la Trémouille's, folgte er dem unverständigen Bonivet, griff die Spanier an, und beging damit eine Thorheit welche die Geschichte ihm stets vorwerfen wird. Der Brief den Franz aus der Gefangenschaft an seine Mutter schrieb ist nicht so beredt wie es immer heißt. Außer den berühmten Worten: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ sehen noch eine Menge Gemeinplätze und leere Phrasen darin. Gefangen in der Festung Pizzigbetone wollte er die treue Liebe seiner Schwester damit lohnen daß er ihre Hand dem treulosen Connetable von Bourbon zubachte. Der Madrider Frieden ist bekannt. Ihn unterzeichnen mit der Absicht ihn auszuführen, war die That eines Wahnsinnigen, ihn unterzeichnen mit der Absicht ihn zu brechen, war nicht ehrenwerth. Franz faßte den edelmüthigen Entschluß abzutanken; denn an seiner Person war dann Nichts gelegen, es handelte sich um ein bloßes Lösegeld. Aber dieser Gedanke sich Frankreich zu opfern war nur vorübergehend. Karl V. beunruhigte sich auch gar nicht darüber, und die Erfahrung hat ihm Recht gegeben. Franz unterzeichnete den Frieden, in welchem er alle Ansprüche auf Burgund aufgab und seine beiden ältesten Söhne als Gesellen zurückließ, nachher doch noch, und hielt dies Versprechen nicht. Zum Beweise seines Edelsinns möge hier außerdem nur noch der eine Umstand dienen daß, als er nach seiner Rückkehr nach Frankreich ein Hofräulein seiner Mutter nach dem andern zu seiner Raitresse machte, es ihm an Mitteln fehlte, und er die Gräfin von Chateaubriand um die Diamanten bitten ließ die er ihr in den Tagen seiner Liebe geschenkt hatte. Diese Diamanten schenkte er der zukünftigen Herzogin von Etampes.

Karl V. schien zum Herrscher geboren. Mit 16 Jahren König von Spanien und mit 19 Jahren Kaiser von Deutschland füllte er seinen Platz ohne Anstrengung aus. Die Bewunderer Franz' I. haben ihm vorgehalten daß er nicht wie dieser sein Leben so oft gewagt. Allein die Schlachten die er durch seine Feldherren gewann zeigen ihn als klugen Politiker, und wenn es nöthig war bewies er daß er keine Gefahr kannte. Seine Verstellung hatte er mit Ludwig XI. gemein, ohne diesem doch ähnlich zu sein. Nie vergaß er die Majestät auch wenn er schwieg. Seine Leidenschaft war seine Sucht nach Macht. Seine Raitressen waren ihm keine Beschäftigung, nur eine Berstreuung. So war er der fürchtbarste Gegner Franz' I.

Aus diesen drei eben skizzirten Personen haben Escribe und Legouvé ein Lustspiel machen wollen. Sie haben gedacht uns mit der Herzogin von Alençon und Karl V. zu ergötzen. Gegen den Gebrauch den Escribe von diesen historischen Personen gemacht hat muß man indeß allen Ernstes protestiren. In dem Frieden von Madrid ist doch kein einziges Wort was zum Lachen wäre. Und doch nennt Escribe den Madrider Frieden „die Revanche für Pavia“. Während der ganzen Regierungszeit Franz' I. sucht man vergeblich eine Revanche für Pavia; nicht einmal der Sieg bei Cerisoles, 19 Jahre nachher, oder die Ligue von Cambrai können als solche gelten. Um den Titel „Revanche für Pavia“ zu rechtfertigen hat Escribe die Befreiung Franz' I. auf Margarethen's Rechnung gesetzt, die sie doch gar nicht bewirkt hat. Mit einem einzigen Fehltrich hat Escribe die drei Unterhändler welche Louise von Savoyen ihrer Tochter voran nach Madrid geschickt hatte beiseitegeschafft. Allein wenn Margarethe auf diese Weise zur Urheberin der Befreiung ihres Bruders gemacht wird, so hätte sie auch mit den Eigenschaften eines Staatsmannes ausgerüstet werden sollen.

Niemand wird verlangen daß der dramatische Dichter die Geschichte copiren soll, aber die Personen welche Escribe uns in seinem Lustspiel vorführt haben mit der Geschichte gar

Nichts zu thun. Leider hat aber was die Geschichte also verloren hat die Poesie nicht gewonnen. Karl V. ist eine Art Mittelglied zwischen Don Quexada im „Don Juan d'Autria“ und dem Grafen Ranzau in „Bertrand et Raton“. Die französischen, italienischen, spanischen Schriftsteller Ulloa, Gandoval, Dubellay haben keinen einzigen Zug zu dieser Persönlichkeit geliefert. Der Kaiser von Deutschland und Herrscher von Spanien, den Niederlanden und den beiden Indien spricht bei Scire wie ein Voltairianer, wie ein Schüler Candide's und Babig's. Keine Spur von Rücksicht auf Ort und Zeit der Handlung. Scire's Karl V. ist geschwätzig wie der Roman eines Encyclopädisten, und leichtgläubig wie ein Onkel vom Boulevard Bonne Nouvelle, eine Figur aus der komischen Oper. Dasselbe gilt von Franz I.

Margarethe gleicht eigentlich am meisten Beaumarchais' Figaro; Scire hat aus ihr eine möglichst getreue Copie des Bolingbroke im „Un verre d'eau“ gemacht. Sie erräth Alles, leitet Alles; alle Personen um sie herum handeln nur nach ihrem Willen. Sie regiert ihren Bruder, sie regiert Karl V., sie regiert den Staatsrath von Castilien, König und Minister sind bloße Marionetten deren Fäden sie in der Hand hält. Die Infantin Isabella, welche Karl V. heirathen soll, ist eine jener stereotypen lustigen Personen welche das Parterre niemals ohne Beifall sieht.

Es versteht sich von selbst daß die Handlung welche zwischen diesen Figuren der Scire'schen Phantasie spielt keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit der wirklichen Geschichte hat. Karl V. schmollt mit Margarethen, weil sie nicht den Einfall gehabt hat ihm zuvorkommend eine Laska anubieten welche sie für den tapfersten Ritter sticht. Franz I. will den Hungertod sterben, Margarethe läßt sich um ihn zu retten ein Souper anrichten, und bringt die Gesundheiten Louisen's von Savoyen, des Dauphin, Françoise's de Foix und der übrigen französischen Hofdamen aus. Denn nach Scire und seinem galanten Mitarbeiter ist Franz I. ein schrecklicher Verführer, dem kein Weib widerstehen kann; alle Hofdamen haben Margarethe mit Schleißen, Schärpen und Haarlocken beladen. Wie soll der Gefangene Dem widerstehen, er trinkt lustig die Gesundheit aller Damen des französischen Hofes. Schade nur daß er sich nicht die ganzen Locken, Schleißen und Schärpen geben läßt. Wahrscheinlich haben ihn die vielen Erfolge schon gleichgültig gemacht.

Als es sich darum handelt die Abdankungsacte nach Frankreich zu bringen, erfindet Margarethe eine ganz neue Kriegskunst. Karl V. fertigt seine Depeschen aus, Margarethe zeigt ihm eine Erzählung im Geschmacke Voltair's, „was den Damen gefällt“, und bittet den Kaiser sie unter demselben Umschlag Louise von Savoyen zu senden. Dann schüßt sie vor noch einen fehlerhaften Satz corrigiren zu wollen, und vertauscht dabei ihre Erzählung mit der Abdankungsacte.

In der ersten Zusammenkunft Karl's V. mit Franz I. wirft ihm dieser, sein Gefangener, der bei Pavia durch seine Unbesonnenheit, seine Unerfahrenheit in der Kriegskunst, durch die Generale Karl's V. geschlagen wurde, Feigheit vor, und fodert ihn zum Zweikampfe. Diese Prahlerei ist geradezu lächerlich, macht aber Franz I. zum „vollkommenen Helden“, und Das ist Scire genug. Allerdings schickte Franz I. Karl V. einmal eine Ausforderung, allein die beiden Gegner waren damals von dem Raume zwischen Madrid und Chambord getrennt. Die Lösung des Knotens wie sie Scire erfunden läßt die tüchtigsten Erfindungen hinter sich. Franz I. weigert sich in dem Kleide eines Königs zu entziehen, weil ein König von Frankreich zwar besiegt, aber nicht lächerlich werden kann. Gleichwohl erzählen und die spanischen Schriftsteller daß er in den Kleidern eines Regers habe entziehen wollen der ihm das Holz in das Zimmer trug, und bewahren noch den Namen des Dieners auf der das Vorhaben entdeckte. Um ihren Bruder zu befreien will Margarethe ihn mit Leonore von Castilien vermählen. Aus der Geschichte welche uns überliefert daß die

Heirath mit Einwilligung Karl's V. vorschlug, macht sich Scire Nichts. Margarethe verschafft sich den Schlüssel zu dem Betzimmer Leonorens durch Guatinara (wie Scire aus Guatinara gemacht hat), und mittels desselben heirathet Leonore heimlich den König von Frankreich. Um Karl V. der die Ceremonie stören könnte zurückzuhalten, erzählt ihm Margarethe eine Geschichte deren Lösung sie nicht finden kann, und Karl V. hört ihr mit einer Gutmüthigkeit zu welche Nichts zu wünschen übrigläßt. Das Lustspiel endet mit einer dreifachen Heirath: Karl V. heirathet Isabella von Portugal, Franz I. Leonore von Castilien und Margarethe Heinrich d'Albret, dessen Rolle im Ganzen die eines zweiten Tenor ist. Der souveraine Herrscher der Geschichte läßt Karl V. sagen: „Heinrich d'Albret, ich gebe Euch die Herzogin d'Alençon, die ich liebe, zur Gemahlin, und als Heirathsgut Navarra“, wennschon der Frieden zu Madrid ausdrücklich im Namen des Königs von Navarra bestimmt daß Heinrich d'Albret allen Ansprüchen auf Navarra entsage, wennschon Franz I. niemals auch nur ein Wort gesagt, nie einen Schritt gethan oder die Hand ausgestreckt hat um seinem Schwager Navarra wiederzuerwerben. So arg hat es Scire im „Un verre d'eau“ doch noch nicht getrieben! Daher stimmen auch die meisten französischen Beurtheiler von Gewicht mit dem Urtheile der „Revue des deux mondes“ überein, welcher wir die vorstehenden Bemerkungen entlehnen. Scire selbst übersieht dergleichen Bitterkeiten der Kritik und tröstet sich bei dem lärmenden Beifall des Publicums. 13.

Miscellen.

Qu'en pense votre solidité?

Der Herzog von Roailles erzählt in seiner vor zwei Jahren erschienenen „Histoire de Madame de Maintenon“, König Ludwig XIV. habe, wenn er in ihrem Beisein mit den Ministern arbeitete, und man auf einen oder den andern schwierigen Gegenstand kam, zuweilen an sie die Frage gerichtet: „Qu'en pense votre solidité?“ Diese Anrede der Maintenon als votre solidité wird nicht minder frappant erscheinen als die Versicherung daß sie in der That sehr fromm und tugendhaft gewesen sei. Die Schrift des Herzogs von Roailles hat den Zweck eine Apologie der Maintenon auch in dieser Beziehung zu liefern. Unter den Beugnissen die der Verfasser dafür anführt befindet sich freilich auch ein Ausspruch der Rinon de l'Enclos. Diese sagt von ihr: „Madame de Maintenon dans sa jeunesse était vertueuse par sa faiblesse d'esprit; j'aurais voulu l'en guérir, mais elle craignait trop Dieu.“

Scarron und seine Frau.

Bekanntlich war der misgestaltete Dichter Scarron der Gemahl der nachmaligen Maitresse Ludwig's XIV., Frau von Maintenon. Königin Christine von Schweden wollte als sie nach Paris kam dieses seltsame Paar, dessen Salon übrigens der Vereinigungspunkt der schönen und den Ruf von Liebenswürdigkeit ansprechenden Welt war, kennenlernen. Es geschah und sie sagte nachher: sie sei keineswegs überrascht gewesen den lustigsten Mann von Paris an der Seite der liebenswürdigsten Frau von Paris zu erblicken. Das stimmt freilich nicht ganz mit der Antwort überein welche die Maintenon selbst gab als man ihr Verwunderung über diese Heirath bezeugte: „J'ai mieux aimé l'épouser qu'un couvent.“

Die östreichische Langsamkeit.

Man hat über die östreichische Langsamkeit in früherer Zeit manches bittere Scherzwort gehört; allein das Schärfste was darüber gesagt worden ist bleibt doch wol eine Aeußerung die Beckherlin in seiner „Reise durch Norddeutschland“ erzählt. „Wollen Sie die Langsamkeit unserer Expeditionen kennenlernen“, sagte der Reichshofrathspräsident Graf Windisch-Grätz zum preussischen Gesandten, „so lassen Sie sich eine Anweisung auf 50 Prügel geben, und sehen Sie zu wer sie Ihnen unter einem Vierteljahr auszahlt.“ 42.

Die letzten Tage eines großen Mannes.

Nach dem Polakischen von Frig von Fr.

(Beschluß aus Nr. 90.)

III.

Eine Stunde später traf Kopernicus in Frauenburg ein. Das Werk welches er auf einem erhöhten Punkte dieser Stadt angelegt hatte leitete das Wasser eines gegen eine halbe Meile entfernten Flüsßchens herbei, und entwickelte dabei zugleich solche Kraft daß dies eine Mühle trieb, die der berühmte Gelehrte am geeigneten Orte ebenfalls aufgestellt hatte. Für die Bewohner Frauenburgs war durch die Maschine einem großen Uebelstande abgeholfen, denn es bedurfte nur des Umdrehens des Fahns um das Wasser bis unter die Dächer der Häuser zu leiten, während früher, besonders in der heißen Jahreszeit, der Mangel die guten Leute oft zu förmlicher Verzweiflung trieb, und bei etwa ausbrechendem Feuer an Löschern gar nicht zu denken war.

Die Maschine war, wie bereits erwähnt, Tags zuvor in Unordnung gerathen, und dieser Umstand um so mißlicher als ein Kirchenfest vor der Thür war, zu welchem sich gewöhnlich viel Volk einfand. Kopernicus' geübtes Auge hatte bald die Ursache der Störung entdeckt und dem Uebel in einigen Stunden so vollkommen abgeholfen daß das nothwendige Element zur großen Freude der Einwohner aufs neue wieder überall kräftig emporsprudelte. Zuvor jedoch hatte er noch den Verstümmelten seine Hilfe angebeihen lassen; er fand sie in einem bejammernswerthen Zustande und konnte ihnen theilweise den Schmerz einer Operation nicht ersparen. Doch dem in dem Fleische wühlenden Instrumente folgten Worte des Trostes und der Beruhigung als lindernder Balsam.

Ihm, der so bereit zum Helfen war und eher an alles Andere dachte als an sich selbst, sollte an dem Orte seines segensreichen Wirkens noch sehr Bitteres begegnen. Nachdem er mit strengster Gewissenhaftigkeit allen Pflichten Genüge geleistet hatte, wollte er sich nach Hause begeben und erblickte auf dem Markte die Bühne einer herumziehenden Komödiantentruppe, die eine Menge Menschen umstand. Das Theater stellte das Innere einer Sternwarte vor, deren Wände mit allerlei wunderlichen Instrumenten, Lobtöpfen, Phiolen, ausgestopften Thie-

ren u. s. w. besetzt waren und die lebhaft an Faust's Hexenlücke erinnerte. Mitten in diesem sonderbaren Häuskrath stand ein Greis, der in Figur und Kleidung das leibhaftige Ebenbild des thorner Astronomen war. Die Aehnlichkeit war so überraschend daß selbst Kopernicus im Vorübergehen sein Doppelgänger auffiel und er verwundert stehen blieb. Hinter dem Komödianten, der einen großen und so menschenfreundlichen Mann zur Frage herabziehen und ihn dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgeben sollte, stand der Schwarze mit Hörnern, Schwanz und Krallen als nothwendigen Attributen. Daß der scheußlichen Maske auch lange Gelsdohren nicht fehlten, versteht sich von selbst.

Das Stück, wenn man anders das erbärmliche Nachwerk so nennen kann, bestand aus mehreren Bildern. Im ersten verschrieb der Astronom dem Bösen seine Seele, indem er zur Beträufung die Bibel in die Flammen warf und das Kreuz mit Füßen trat. Im zweiten erklärte er auf die sinnloseste Weise sein neues Weltssystem; er warf eine Menge Kessel, welche die Stelle der Planeten vertreten mußten, in die Luft und diese flogen dann in tollen Sprüngen um seinen Kopf und leuchteten mittelst kleiner an ihnen angebrachter Lichter von Pech. Im dritten trat er als Charlatan, Hühneraugen-doctor und Verkäufer von Salben und Pfastern auf. In barbarischem Küchenlatein pries er den Vorübergehenden seine Elixire an und gab den sich Herzubrängenden für schweres Geld in seltsam geformten Fläschchen ungeschuldiges gefärbtes Brunnenwasser, während er hinter den Betrogenen sich ins Häuschen lachte und an altem Weine gütlich that. Im letzten endlich wurde er von Gott und der Menschheit verflucht. In Rauch und Schwefeldampf erschien der Satan und riß ihn bei den Haaren hinunter in die Hölle; dort wurde er, zur Strafe dafür daß er es gewagt hatte das augenscheinliche Feststehen der Erde zu bestritten, über einem mächtigen Feuer an den Weinen aufgehängt und baumelte so zum Ergögen der Zuschauer.

Bei dem Anblick dieser ebenso etelhaften als erbärmlichen Poffe, in welcher Geist und Tugend eines Ehremannes dem Hohn des Janhagels vorgeworfen, seine Gelehrsamkeit zur Quackalberei herabgewürdigt und seiner Menschenfreundlichkeit der Stempel des Betrugs auf-

gedrückt wurde, deren Tendenz es endlich war den Helden des Stückes als Schwarzkünstler und Gottesleugner hinzustellen, fühlte Kopernicus wie es ihm das Herz zusammenschnürte und wie sein Glaube an eine göttliche Gerechtigkeit zu wanken beginne. Noch gab er sich dem Glauben hin, Frauenburgs Einwohner, die seit so langen Zeiten Zeugen seines Wandels waren und die ihm soviel zu danken hatten, würden sich seines in den Noth getretenen guten Namens annehmen und die Wunde mit sammt ihren Gefellen niederreißen. Bittere Täuschung! Diejenigen welche so unzählige Beweise von Sorgfalt und Hingebung erfahren hatten brachen am Ende des Stückes in den stürmischsten Beifall aus und verlangten unter Schreien und Jauchzen die Wiederholung. Dieser Schlag war für den Armen, Gemishandelten zu hart; es schwindelte ihm vor den Augen und bewußtlos stürzte der schwache Greis auf das Straßenpflaster.

Dieser Auftritt erregte die Aufmerksamkeit der Zunächsthenden, und bald hatte sich ein Haufe um den ohnmächtig am Boden Liegenden gesammelt. Man erkannte den Kanonikus, den Vater und Wohlthäter, und sein Name ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Versammlung. Das ist ja der gute Alte der mit von meinem Gebrechen geholfen hat, rief der Eine; ist Das nicht der Mann der mich unterstützte als ich in Noth war und die Meinigen nach Brot schrien, sagte ein Anderer; und heute noch, meinten Mehre, ist er nicht augenblicklich herübergekommen als er hörte die Kunst sei ins Stocken gerathen und die Stadt ohne Wasser? Hoch lebe unser guter Kanonikus, erscholl es bald von allen Seiten, und — fort mit den verwünschten Komödianten! Thaliens Tempel fiel sofort der Volksjustiz zur Beute; in wunderlichem Haufen lagen bald die Requisiten übereinander, und die kurz vorher noch mit Beifallsbezeugungen überschütteten Künstler suchten das Weite, verfolgt von den Flüchen und Steinwürfen des erbosten Volks. Den Märtyrer hoben die Frauenburger auf ihre Schultern und trugen ihn im Triumphe weg.

Ah, er konnte sich nicht mehr über die Anhänglichkeit der Leute freuen. Erschöpft von der Arbeit der vorhergehenden Tage und gebeugt an Geist und Körper, war die Besinnung von ihm gewichen und eine tödtliche Wunde die Folge seines Falls. Mit großer Mühe brachte man ihn etwas zu sich und setzte ihn in eine Sänfte die den Todkranken zurück in seine Wohnung trug.

IV.

In seiner Behausung angekommen, fand Kopernicus sofort die treueste, liebevollste Pflege, doch der Schlag der ihn getroffen hatte war zu hart; er sollte sich nicht mehr von ihm erholen. Zu den körperlichen Leiden welche den so arg gemishandelten alten Mann an das Lager fesselten kamen noch schmerzliche Demüthigungen und verbitterten ihm auch die letzten paar Tage die er noch zu leben hatte. Mit zitternder Hand eröffnete er einen Brief von einem Freunde aus Nürnberg und las darin die Bestätigung Dessen was ihm der kaiserliche Bischof bereits früher gemeldet hatte. Drei mal hatte die

Schuljugend daselbst die Druckerei gestürmt, um sich des Werks zu bemächtigen welches dem Jahrhundert vor vielen andern zum Ruhme gereichen sollte. Ein Schreiben von Relicus enthielt die Nachricht: der aufgehegte Pöbel habe die Werkstätte anzünden wollen, und er deshalb alle seine Freunde um sich versammelt um Dfficin und Gesellen zu schützen.

Die Drucker — so berichtet er — sind zwar bei ihrer Presse beschäftigt, allein mit bewaffneter Hand. Nur noch zwei Tage Zeit und zehn Exemplare deines Werks sind fertig; gebe Gott daß sie glücklich vorübergehen und die Frucht deiner Arbeit gesichert werde. Sollten wir jedoch während derselben neuen Angriffen ausgefetzt sein, so . . .

Hier endigte der in Hast geschriebene Brief; Kopernicus fiel es nicht schwer das Fehlende zu ergänzen. „Wie du willst, großer Gott da oben“, seufzte er und zwang sich den schon so tiefgesunkenen Muth durch den Glauben an die Wahrheit seiner Sache zu beleben.

Ein zweiter Brief, der den folgenden Tag eintraf, enthielt noch schmerzlichere Neuigkeiten. Es hieß darin:

Einer der Eger muß von deinen Verfolgern erkaufte sein, denn er hat dein Manuscript ausgeliefert und dieses ist auf dem Markte öffentlich verbrannt worden. Zum Glück war der Saß bereits beendigt und der Druck begonnen, der Schaden also nicht so groß; doch wer steht dafür daß Das was wir besitzen unangetastet bleibt? Das Volk ist wüthend; unheimlich aussehendes Gefindel umstreicht das Haus und jeden Augenblick können wir auf einen neuen Angriff gefaßt sein. Es scheint die Wahrheit deiner Worte soll über Leichen ihren Weg in die Welt finden.

Gefoltert von heftigen Schmerzen und gepeinigt von Furcht und Ungewisheit, ob die Arbeit seines ganzen Lebens, seine Ehre und sein guter Name siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen, oder der Raserei des Fanatismus zur Beute werden sollten, verlebte der arme Kranke schreckliche Stunden, und das tiefgebrannte Licht seiner Lebenslampe war dem Verlöschen nahe. Was ihm von theilnehmenden Freunden geblieben war umstand sein Bette und betete für das Heil seiner Seele, für ein gnädiges Ende.

Ursprünglich unterbricht Hufschlag die feierliche Stille. Ein Reiter auf schaumbedecktem Pferde und vom schnellen Ritt über und über bestäubt, hält vor dem Hause, springt herab, tritt ohne Anmeldung in das Sterbezimmer, öffnet sein Wamms und zieht ein Buch heraus, das er auf der Brust verborgen hatte. „Nehmt, ehrwürdiger Herr . . ., es hat Mühe gekostet, bis es in Eure Hände gekommen ist.“

Das Werk von der Größe und Herrlichkeit Gottes war ins Leben getreten, und sollte den kommenden Geschlechtern den Weg zeigen auf dem sie den Schöpfer fortan zu suchen und zu erkennen hätten.

Mit zitternder Hand empfing der schon dem Ver scheiden Nahe das Buch. Mit Mühe wendete er anfangs die Blätter um, doch je weiter er kam, desto mehr erbeiterten und belebten sich seine Züge. Endlich hatte er sich im Bette vollkommen aufgerichtet; ein seliges Lächeln schwebte um seine Lippen; er drückte das Buch an sein Herz, streckte die Arme gen Himmel, rief mit lau-

ter Stimme: „Jetzt, o Herr, erlöse deinen Diener“, und fiel entseelt auf das Lager zurück. Seine Seele war hinübergegangen in die Wohnungen des ewigen Friedens und sein Geist sollte dort in Wahrheit erschauen was er hier geahnet hatte.

Es war den 23. Mai in der ersten Dämmerung als der große Mann die Erde verließ. Die Sterne blinkten noch freundlich am Himmel und die Blumen und Blüten erfüllten mit ihren Wohlgerüchen die neu-auflebende Natur. Der Scheidegruß war ein lieblicher und hatte Nichts von den Schrecken des Todes.

So endete ein Mann dessen Leben eine Kette von Ungemach und Verfolgungen war und auf den der apostolische Strahl den Bannstrahl geschleudert hatte. Doch die Gerechtigkeit blieb nicht aus; St.-Peter's Nachfolger erkannten später selbst den großen Genius an und glaubten an die Wahrheit Dessen was er gelehrt und bewiesen hatte.

Kopernicus' Sternwarte wurde in den Händen der Preußen zum Gefängniß, und sein Haus eine Ruine, von der sich ein Stein auf Stein ablöst. Polen, das in ihm einen seiner größten und edelsten Söhne ehrt, hat an alle Thüren und Herzen in seinen weiten Gauen angeklopft und um eine Gabe zur Verherrlichung des großen Mannes gebeten. Bald erhob sich in der St.-Annenkirche zu Krakau sein Standbild, und Thormaldsen, der größte Meister unsers Jahrhunderts, verewigte das Andenken des größten Forschers des 16. Jahrhunderts durch eine sitzende Statue in Erz, die heute eine Zierde der Krakauer Vorstadt in Warschau ist.

Buchenblätter. Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen im ehemaligen Fürstenthume Fulda und nächster Umgebung bearbeitet von J. Schwarz. Fulda, Müller. 1849. 8. 21 Ngr.

Die vorliegende Schrift enthält also Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen und sonstiges Vaterländisches im ehemaligen Fürstenthume Fulda und dessen Umgebung. In dem Winkeländchen, das zwischen dem Rhöngebirge und dem Vogelsgebirge sich ausdehnt und mit seiner Geschichte tief in die alte Zeit germanischen Lebens zurückreicht, hat sich schon frühe ein eigenthümliches Leben ausgebildet, und diesen individuellen Charakter selbst in den Stürmen der Neuzeit mit ihren politischen Umwälzungen zum Theil noch mit einer eigenthümlichen Zähigkeit festbewahrt. Die vorliegenden Feste sind nun diesem eigenthümlichen Geiste entsprungen. Der Verfasser geht scharf hinter den Spuren hin die jene Eigenthümlichkeit zurückgelassen hat; er suchte manche bereits verlorene Erinnerung wiederaufzufrischen, manche Richtung im Volksleben der Bergesenheit zu entreißen als er diese Sagen sammelte. In den „Völkertimmen“ von Firmenich befindet sich bereits eine Sage aus diesem Mändchen abgedruckt, welche der Verfasser schon früher als Probe des Dialekts an Firmenich mittheilte; wir werden zum Schluß den Lesern d. Bl. zur Probe eine andere Sage hersetzen, die zu gleicher Zeit ihrer Haltung und Richtung nach ein ganz charakteristisches Gepräge enthält, wodurch der Sagenkreis selbst bestimmt wird. „Von eigentlichen alten Volksliedern hat sich im Lande“, sagt Gegenbaur in dem Schriftchen „Fulda und das Rhöngebirge“, „nicht viel, fast Nichts erhalten; die wenigen Sprüche die noch im

Munde des Volks leben pflanzen sich größtentheils durch die Kinder fort, die aber alle weber der Liebe noch der naiven Anschauung anderer Stämme des deutschen Volks gleichkommen. Die Sagen die noch jetzt im Munde des Volks leben bewegen sich fast alle um Spuk- und Gespenstergeschichten, und rühren aus einer Zeit her wo der Aberglaube noch sein wildes Spiel mit der Phantasie trieb. Wenig hat sich von historischen Stoffen erhalten, und das Wenige ist ebenfalls mit einer bedeutenden Beimischung von Geistererscheinung versetzt. Ein Mann ohne Kopf führte einen Wagen mit vier schwarzen Pferden ohne Köpfe in der Adventszeit durch einzelne Theile der Stadt mit heftigem Lärm und Geprassel. Der stolze Hund heult um dieselbe Zeit durch die Straßen, und springt einzelnen späten Nachtwandlern auf den Rücken. Auf dem Kellerberge am Heimberge wohnen zwei weiße Frauen welche den Schlüssel bewahren zu den Gemächern in welchen die nicht heirathenden Junggesellen und die alten Jungfern aufgenommen werden. Schwarze Männer welche die Leute in der Irre umherführen, weiße Burgfrauen die durch heftiges Weinen die Vorübergehenden ängstigen, treiben auf vielen Bergen und Hügeln ihr Unwesen. Auf dem Münsterfelde steht ein Stein wo eine Mutter ihr Kind umgebracht hat; dieselbe hat für diese Frevelthat noch keine Erlösung gefunden, sie weint Nachts laut um ihr Kind und jede heruntergefallene Thranen wird zum Kieselsteine. Schäge sind rings begraben, welche von schwarzen und feurigen Männern bewacht werden.“

Die vorliegende Sammlung in ihrer Gründlichkeit und Vielfältigkeit liefert noch viele und schlagende Beweise zu der soeben ausgesprochenen Ansicht. Die versuchte Ableitung und Zurückführung von Ortsnamen hat hier und da etwas Gewundenes und geradezu der Geschichte Widersprechendes an sich, so daß die Selbstthätigkeit des Verfassers gegenüber der Sage zu sehr in den Vordergrund tritt; die Form in welche die Sagen gebracht sind ist mitunter auch sehr schlotterig und verräth die sichtbaren Spuren eines allzu raschen Abschlusses. Als Probe des Dialekts setzen wir hier die ersten Strophen eines Gedichts her, und müssen denen überlassen die für die Richtung dieser literarischen Thätigkeit sich interessieren sich weiter in dem Buche selbst umzusehen. Das Gedicht führt die Ueberschrift „Das Pröbels-Männche“. Da jedoch das fuldische Idiom hier und da für den Nichtkenner manches Unverständliche hat, so stellen wir eine hochdeutsche Uebersetzung gegenüber.

Das Pröbels-Männche.
(Fuldisches Idiom.)

Das Pröbels-Männchen.

Es schuert mich, den' ich daroh, Es schuert mich, den' ich daran,
Doß über'n Pröbel moß ons Doß über'n Pröbel muß unser
Wohn; Mann;

Ihr weßt doch, de es immer heißt: Ihr wißt doch, wie es immer heißt:
Es wannert doart, gett emm enn Es wand're dort, gling um ein
Geist.

Boß ich gehoatt, will ich verzehle: Was ich gehört, will ich erzählen:
Wer säht, de Noacht von Auerseele: Man sagt, die Nacht von Auerseelen
Bis doß der Walperdbod verbet: Bis daß der Walpurgistag vorbet,
Gehuer boh soll's goar nett sei. Gehuer da soll's gar nicht sein,
Do geng ä Wohn, getrummt ohm Da ging ein Mann getrummt am
Stäcke,

Der thät de arme Buer netze, Der thät' die armen Bauern netzen,
Bann se welleicht ä Besche spoot: Wenn se welleicht ein wenig spät
Xelein hain lehrte us der Stoot. Xelein heimkehrten aus der Stadt.
Bann's drei wörn, ober au nur Wenn's drei waren, ober auch nur
zwei,

Les hä se ungeschore geh, Les er sie ungeschoren geh'n.
Hä eff verwünscht, be mer vers Er ist verwünscht, wie man er
gehlt,

Well ä im Labe sich verfehlt, Well er im Leben sich verfehlt,
Doh ohne Dbloß, ohne Beicht, Und ohne Ablass, ohne Beicht'
Dohin gestorbe eff welleicht? Dahin gestorben ist welleicht?
Sic wille, wille honnert Joar Vor vielen, vielen Hundert Jahren
Dhm Pröbel doart ä Fuische woar, Am Pröbel dort ein Häuschen war

Doch ist der Cef & Wasser krumm, Mo aus der Cef ein Wasser krumm,
 Doh noch der Holl sein Lauf nob Und noch der Fuld' seinen Lauf
 nemmt. Hinabnimmt.
 Ein Mann lab doart ganz selg Ein Mann lebt dort ganz selg
 allein allein
 Mit seiner Frau, kohn selte heim Mit seiner Frau, kam selten heim
 Als Woll doß hã nett wear be- Aus Fuld' doß er nicht war be-
 trante, tranten,
 Ball doß, ball doart in Dred gefont. Ball da, bald dort in Dred gefanten.
 Dabel, be de Schengklappel senn. Dabel, wie die Schindklappel find,
 Krakelt er au noch immerhin; Krakelt' er auch noch immerhin;
 In Woll gobb au kein Schlägerel; In Fuld' gab's auch keine Schlägerel;
 Doß Prebelsmännche war derbel, Das Prebelsmännchen war dabel,
 Siehn Berthschafft geng dreane Seine Birthschafft giag deshalb
 hengerorfsch. juräd.
 Xe mohl, aff Allerfeele woarfsch. Einmal, auf Allerfeelen war's,
 Doh geng ä Moriez noch der Stoot, Da ging er Morgens nach der Stabt,
 Eoff knäppelbid sich, ohn boomfoot, Eoff knäppelbid sich und pumfsatt,
 Der Wächter hatt schon zwöif ge- Der Wächter hatt' schon zwöif ge-
 bött. blasen
 Zu Witternacht, noch kohn ä nett. Zu Witternacht, noch kam er nicht.
 Es lugt de Frau ohn sponn ganz Es lugt die Frau und spann ganz
 leife,
 Damit seff alsball wär glich Damit sie es alsball wärde glich
 wies, gewahr,
 Wann heimgepuvvert kohn ihr Wann heimgetaumelt kãm' ihr
 Mann. Mann.
 Doh, doß sãmm licht kãnt mit Und, doß sie ihm leuchten kãnne mit
 emm Epsohn. einem Epsan.
 Es schlod, ohn schlod, ohn bött, Es schlug und schlug, und dutete
 ohn bött, und dutete,
 Doh immer kohn das Männche nett. Und immer kam das Männchen nicht.
 11.

Bibliographie.

Baur, F. C., Das Markusevangelium nach seinem Ursprung und Charakter. Nebst einem Anhang über das Evangelium Marcion's. Tübingen, F. Gies. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.
 Bibliothek für religiöse Aufklärung. 1tes Heft. Wie ist Jesus wirklich gestorben? Beantwortet nach einem alten Manuscript. Baltimore. 1850. 16. 10 Ngr.
 Creizenach, A., Gedichte. 2te verbesserte und stark vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr.
 Droysen, J. G., Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. 1ter Band. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.
 Dumhof, F., Sehn Predigten, gehalten vor der deutsch-katholischen Kirchengemeinde München in den Monaten Juli, August und September 1850. München, Franz. 1850. 8. 20 Ngr.
 Ehrlich, J. R., Grundzüge der Religionswissenschaft. 1tes Semester. Krens, Meyer. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.
 Faber, Tertullian, Der neue Faust. Rastatt. 16. 15 Ngr.
 Fényes, A., Ungarn im Vormärz. Nach Grundkräften, Verfassung, Verwaltung und Kultur dargestellt. Aus dem Ungarischen. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Förster, P., Gesammelte Kanzelvorträge. Ein Anhang. — A. u. d. L.: Die christliche Familie. Fünf Predigten zu Breslau gehalten. 3te Auflage. Breslau, Girt. Gr. 8. 10 Ngr.
 Die Fortdauer im Jenseits. Beleuchtung der christlichen Unsterblichkeitslehre und ihrer sittlichen Rückwirkungen vom Standpunkt der Enthüllungen. Vom Verfasser von: Jesus der Christus. Leipzig, Kollmann. 8. 7 1/2 Ngr.
 Die Geheimnisse von Philadelphia. Eine Lendenznovelle und zugleich ein Beitrag zur Sitten- und Cultur-Geschichte

des Amerikanischen Volkes. 1tes bis 3tes Heft. Philadelphia. 1850. 16. à 6 Ngr.

Gieseler, Ueber die Lehnsche Weissagung. Beurtheilung der Schriften von Reinhold, Wolff und Subtrauer über dieselbe. Göttingen, Dieterich. 1850. 12. 6 Ngr.

Glociler, L., Venezuela und die deutsche Auswanderung dorthin. Nebst einer Karte von Venezuela. Schwerin. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Görner, C. A., Almanach dramatischer Bühnenspiele zur gefelligen Unterhaltung für Stadt und Land. 1ter Jahrgang. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Grimm, W., Ueber Freidank. Berlin. 1850. Gr. 4. 1 Thlr.

— — — Altdutsche Gespräche. Ebendasselbst. Gr. 4. 15 Ngr.

Hager, C. C., Die neueste Aufgabe der Volksschule. Eine Preischrift. Leipzig, Schrey. Gr. 16. 5 Ngr.

Howard, B., Der Irrthum einer Lebenszeit oder der Räuber des Rheinthal's. Eine Geschichte von den Geheimnissen der Küste und den Abenteuern zur See. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen durch J. F. Wisniewsky. 1te Lieferung. Cincinnati. 1850. 8. 8 Ngr.

Sander, J. C. F., Commentar zu den Briefen Johannis. Eiberfeld, Hassel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schulky, G. M., Theorie der Gegensätze oder Entwurf des Normalprinzips. Mit 2 Steindrucktafeln. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ulrich, C., Ulrich von Hutten oder Revolution und Reformation. Ein Trauerspiel in fünf Akten aus der deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts. Erlangen, Seyder u. Zimmer. 8. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Jesus Christus der einige Brunnen lebendigen Wassers. Predigt über Ev. Joh. 4, V. 5—15 am 23. Febr. 1851 zu Dresden gehalten. Halle, Mühlmann. 12. 2 1/2 Ngr.

Arnim, A. H. v., Zur Politik der Contre-Revolution in Preussen. Zwei Reden in der ersten Kammer zu Berlin nicht gehalten und gehalten. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Betrachtungen über die dormalige Lage und die Zukunft Ungarns. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 15 Ngr.

Die kirchlichen Bewegungen seit dem Jahre 1845 nebst Stimmen aus Staat und Kirche für Religions- und Glaubensfreiheit. Ein Spiegel für die Gegenwart und zugleich ein religiöses, kirchliches und rechtliches Botum gegen gewisse Maßnahmen der neuesten Zeit. Leipzig, Kollmann. 8. 7 1/2 Ngr.

Blendermann, E. G., Das gute Recht der reformirten Kirche gegen Hrn. Pastor Dufon. Bremen, Seyse. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Dffener Brief an die Geschworenen. 2te Auflage. Posen, Kerybach. 1850. 8. 2 Ngr.

Der Kriegsminister in der letzten Krise. Von einem Preussischen Patrioten. 3te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 3 Ngr.

Krummacher, F. W., Unser Beruf. Predigt gehalten am Krönungsfeste den 18. Jan. 1851. Berlin, J. A. Wohlgenuth. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

— — — Zum Krönungsfest. Küßpredigt gehalten am 12. Januar 1851. Ebendasselbst. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Pfizer, P. A., Deutschlands Ausichten im Jahre 1851. Stuttgart, Metzger. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Preußen muß mediatisirt werden! Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Schaar, G., Rede bei der 50. Jahresfeier der Altonaer Sonntagsschule, gehalten am 2. März 1851. Nebst einem Anhang. Altona. Gr. 8. 5 Ngr.

Aus dem Gebiete der höhern Naturanschauung.

1. Naturbilder aus dem Leben der Menschheit. In Briefen an Alexander von Humboldt von H. Klenke. Leipzig, Weber. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältnis zur Dichtung und Religion. Von Hans Christian Derked. Ein Supplement zu: Der Geist in der Natur. Deutsch von K. E. Kannegießer. Mit einem Vorworte von P. E. Müller. Leipzig, Forst. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung von Hans Christian Derked. Deutsch von K. E. Kannegießer. Leipzig, Forst. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Das sind drei geistreiche Bücher von ganz eigen-
thümlichem Interesse. Sie gehören zu der erfreulichen,
rasch aufblühenden Classe der neuesten Literatur, welche
dem gebildeten Denker überhaupt, ganz vorzugsweise aber
den zahlreichen Freunden des Fortschritts aller Naturwis-
senschaften einen hohen Genuß bereiten. Es sind Früchte
welchen auf demselben Felde kosmischer Naturauffassung
die langjährig geübte sorgfältige Pflege eine anmuthige
schönste Reife gegeben hat. Denn Humboldt's erhabene
physische Weltbeschreibung ist ihr Ursprung, ihre Trieb-
feder, ihr Vorbild. Sie stehen auf einerlei erhabenen
Standpunkte, von wo aus sich Himmel und Erde
klar und scharf überblicken lassen. Sie richten den for-
schenden Blick nach demselben hohen Ziele, erstreben eine
rein von Natur geleitete und bewirkte geistige Entwick-
lung des ganzen Menschen: die wahrhafteste Humanität.
Aber ungeachtet dieser und noch vieler andern Ueber-
einstimmungen sind die Werke doch gar sehr verschiedener
Art, ja so verschieden daß es für den ersten Augenblick
befremden könnte sie hier zu einer gemeinschaftlichen Be-
sprechung zusammengestellt zu finden. Die erste verhält
sich zu den andern beiden wie eine idealisirte Anthro-
pologie zu einer methodologischen Revue aller Erfah-
rungsnaturkunde. Jene wirft auf die Empirie einen et-
was geringschätzenden Blick, diese sehen darauf mit dankbarer
Ehrfurcht und herzlicher Liebe; sie tragen sie im Herzen
wie Weltreisende ihre geliebte Heimat und Geburtsstätte.
Beide haben denselben erhabenen Zweck, die Ursachen und
Mittel der Bildung des gesammten Menschengeschlechts
naturwissenschaftlich herauszuforschen; sie wollen die Wahr-
heit, Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit der Bestimmung

des Menschen zu einer allgemeinen innern Anschauung
bringen, schlagen aber dabei sehr verschiedene Wege ein.

Die specielle Besprechung der einzelnen Schriften wird
übrigens die hier nur angedeutete allgemeine Vergleichung
viel klarer ins Licht stellen und es zugleich möglichma-
chen dieselbe mehr detaillirt ausführen zu können. Darum
säumen wir nicht die Aufmerksamkeit unmittelbar auf
die einzelnen Schriften zu lenken.

Die erste Nummer ist eine Sammlung von Brie-
fen über die Bedeutung des Menschheitslebens, als eines
großen Organismus dessen Glieder die Völker, dessen
Atome wir einzelnen Menschen sind. Der Verfasser be-
absichtigt damit den Gebildeten in einer Reihe von „Ge-
mälden“, welche mit möglichster Treue der Natur abge-
lauscht und von einem überschauenden höhern Gesicht-
punkt aus dargestellt sind, „das große Leben des Men-
schengeschlechts vorzuführen und das Einzelne, scheinbar
Zufällige im Leben der Individuen und der Völker als
ein planmäßiges Fortschreiten und Untergehen, nach ewi-
gen Gesetzen der Menschheit, anschaulich und begreiflich
zu machen“.

Das ist ein großer Plan! Es gehört in der That
nicht wenig Kühnheit dazu ihn ganz durchzuführen zu
wollen. Und wenn man zugleich noch Rücksicht nimmt
auf den verhältnißmäßig kleinen Umfang der Schrift —
sie zählt nur 18 Druckbogen Octav —, so möchte
ein zweifelhaftes Kopfschütteln wol kaum zu unterdrücken
sein. Aus dem weitern Verlaufe der Arbeit geht aber
ganz klar hervor daß der Verfasser einstweilen hier nur
„Skizzen zu dem großen Gemälde des Menschheits-
lebens“ dem Urtheil eines berühmten Sachkundigen über-
geben will, daß er erst später die Ausführung der wirk-
lichen Gemälde zu vollführen gedenkt, sobald ihm gerade
durch einen solchen unparteiischen Richter die Ueberzeu-
gung geworden daß sich Ideen, Grundzüge und Hindeu-
tungen in diesen Skizzen befinden welche einer weitern
Verarbeitung zu einem vollendeten Ganzen wol werth
wären.

Referent ist nun aber, nach aufmerkamer Prüfung
dieser Skizzen, der festen Ueberzeugung daß es zu be-
klagen wäre, wenn der Verfasser sich je dazu entschließen
sollte selbst Hand an die Ausführung der „großen Ge-
mälde“ zu legen; denn dazu scheint seine geistreiche ra-

sche Feder viel weniger berufen zu sein als zu einer weitem und weitem skizzirten Andeutung seiner Ideen. Diese Ideen besitzen eine ungemein anregende Kraft, und gerade hierin besteht ihr Hauptwerth; aber sie sind noch keine Ideale, noch keine unumstößliche Wahrheiten. Die Arbeit, wie sie jetzt vorliegt, ließe sich vortrefflich; sie wird von keinem gebildeten Denker ohne lebhaftes Interesse aufgenommen werden. Nur darauf darf der Verfasser nicht rechnen wollen daß Alles was sein Werkchen bringt ohne Anfechtung bleibe, dazu hat dasselbe eine viel zu polemische Richtung eingeschlagen. Das Buch wird viel gelesen werden, aber sicher auch mit sehr getheiltem Beifalle.

Die zwölf Briefe des Buchs sind an Alexander von Humboldt gerichtet. Ob der Verfasser in dieser Wahl glücklich gewesen ist, dürfte sehr in Frage gestellt werden. Humboldt ist allerdings ganz der unparteiische Sachverständige dem der Verfasser bei der Beurtheilung seiner Ideen sich unbedingt hingeben könnte; indefs liegt es ganz und gar nicht in der gemüthlichen Charaktertiefe dieses großen Mannes sich irgendwie streitend in wissenschaftliche Streifachen zu mischen. Er wird des Verfassers Ansichten ehren, auch selbst da wo sie den seinigen schroff entgegenstehen; er wird sich über des Verfassers Streben und Anregung freuen, weil dadurch der Wissenschaft Gewinn am sichersten erwächst; er wird auffodern zur weitem Mittheilung der Stützen: — aber er wird sich außerhalb der Schranke des Kampfes stellen; er wird das Feld der denkenden Empirie, auf dem er ein ehrwürdiger achtzigjähriger Greis geworden, nicht mit dem der speculativen Phantasie vertauschen wollen. Darum ist die Wahl keine glückliche zu nennen. Referent möchte den Verfasser wol fragen: warum er seine Briefe nicht lieber an Carus, seinen berühmten Glaubensgenossen, gerichtet habe.

Doch nun einige Mittheilungen aus den Briefen selbst. Wir wählen dazu zunächst eine Stelle aus dem sechsten, welche am raschesten in den Ideengang des Verfassers einzuführen im Stande ist.

Da der Schädel immer ein Symbol jeglicher Unterscheidung der Menschenvarietät gewesen und als Merkzeichen vielfältig benutzt worden ist, so werde ich das im Schädel wohnende Gehirn, als das eigentliche den Organismus Bestimmende und die Schädelbildung Bedingende, vorzugsweise im Auge behalten. Da aber das selbstbestimmende Nervenleben, wegen seiner sonnenhaften, Das will sagen: centralen Beziehung zu allen untergeordneten, peripherischen Lebenskreisen, auch in oberster Bedeutung als Organ des Bewußtseins, ein leuchtendes Leben genannt werden kann, während das vegetative dunkle, reproduzierende und assimilierende und in den Blutbahnen rotirende Bildungsleben die Bezeichnung eines planetarischen Lebens verdient, so möchte ich dieses Gleichniß von Sonne und Planet auch zur Charakterisirung derjenigen großen Gegenstände in der Menschheit beibehalten welche, als solarer, leuchtender Menschheitstheil, ein überwiegendes Nervenleben und, als planetarer, nächtiger Theil der Menschheit, ein überwiegendes Bildungsleben als eigenthümlich verrathen, — während die zwischen beiden Gegenständen schwankenden Menschheitsglieder den Uebergang zwischen Tag und Nacht, also den Ausgang und Untergang der Sonne — die Dämmerung — versinnlichen.

Das ist die bildliche Grundidee des Verfassers, welche dann in immer größern und kühnern Umrissen zu einem überall insichabgeschlossenen Rundgemälde skizzirt wird.

So zerfällt die Erdenmenschheit nach meinen Anschauungen in drei große Gruppen, welche von Natur und Geschichte umgrenzt werden. — nämlich 1) in solare Völker, oder die Tagseite der Menschheit; 2) in planetare Völker oder die Nachtseite der Menschheit; 3) in Uebergangsvölker oder die Dämmerungsseite der Menschheit, welche ich wieder in Aufgangsvölker und Untergangsvölker unterscheide.

Wir wollen hierzu gleich ein praktisches Beispiel stellen:

Lassen Sie mich einmal den Schädel eines Regers und eines entwickelten Europäers zusammenstellen — wie groß sind hier die Gegensätze: — dort, beim Regem, der schmale Mittelkopf, als Symbol geringen Gemüthlebens, hier, bei dem Europäer, der hohe Vorderkopf mit der inwohnenden Intelligenz, neben dem entwickelten Mittelkopfe voll reichern Gemüthlebens; dort, beim Regem, die einseitige Ausbildung des Hinterhauptes mit dem heftigen, thierischen Instincte und Begehren, hier, bei dem Europäer, das Ebenmaß dieses Hinterkopfes mit dem ganzen Schädel, der Einklang des Begehrens mit der Intelligenz und dem Gemüthe.

Der Verfasser bleibt dann aber nicht bei dem astronomischen Leben der Erdenmenschheit stehen, seine Phantasie bildet sich auch Menschheiten anderer Himmelskörper, er redet von der Jupitermenschheit, der Uranusmenschheit und von der ganzen Sonnensystemmenschheit. Alles besigt seine Natureigenthümlichkeiten und seine gegenseitigen Beziehungen.

Diese Beziehungen sind uns jetzt noch völlig unbekannt, aber die erkannten Gesetze des Menschheitslebens und der Erde berechtigen uns zu ihrer gewissen Annahme, und ich für meinen Theil zweifle nicht daran daß es eine Aufgabe meines Lebens nach dem Tode und meiner Unsterblichkeit sein wird einst jene Beziehungen kennenzulernen und jenes Bewußtsein anderer Menschheiten des Sonnensystems auszutauschen und dadurch das große Daseinsgesetz der Menschen: Lebensweiterung in Einheit von Vernunft und Natur — zu erfüllen! Die zu höhern Persönlichkeiten sich vereinigenden Menschheiten der Planeten sind aber Glieder des Sonnensystems — der Sonnemenschheit —, und auch diese muß als eine Person begriffen werden, die, als ein höchstes Vernunft-Naturwerk, das ganze Leben des Sonnensystems im Bewußtsein repräsentirt.

Man sieht der Verfasser ist gar nicht unglücklich gewesen in dem astronomischen Auf- und Ausbau seiner physiologischen Physiognomik der Menschheit. Nur will es Referenten zuweilen scheinen als wenn der Verfasser in seiner Systematik der schöpferischen Phantasie unendlich viel mehr Spielraum gewährte als es unser irdisches Dasein je gestalten, je gutheißen kann. Den einer tausendjährigen Erfahrung entnommenen regelmäßigen Fortschritt der Civilisation in der Richtung von Osten gegen Westen, welcher doch dem eigentlich planetarischen Lauf der himmlischen Körper entgegen ist, weiß der Verfasser z. B. sehr geschickt mit der rückläufigen Bewegung des Vorrückens der Nachtgleiche — mit der Bewegung der „Sonnen-Eklipstik“ — in Zusammenhang zu bringen. Ferner sind dem Verfasser die Störungen und Beschränkungen im Leben der Menschheit auch nicht ohne höhere astronomische Gesetzmäßigkeit, er bringt sie

mit den Perturbationen der Planetenbahnen in Vergleich. Der Verfasser sagt im zwölften Briefe:

Die Perturbationen welche die Menschheit in ihrem normalen Entwicklungsgange erleiden kann sind — da die Menschheit eine Naturseite und eine geistige Seite darbietet — zweifacher Art, jenachdem diese Störungen die Vernunft- oder Naturphäre der Menschheit betreffen und entweder Beschränkungen der Vernunftfreiheit, des Urwillens — oder solche der Naturentfaltung der Menschheit sind.

Referent sieht das ganze Werkchen wie ein anmuthiges Straußchen von Phantasieblumen an, worauf der Denkende nicht ohne Beifall blicken kann, obgleich er leicht die Gewißheit hat daß demselben kein recht langes glückliches Leben beschieden sein dürfte. Die geographische Völkerkunde auf der vergeistigten empirischen Grundlage eines Humboldt, Ritter, Steffens wird durch diese anziehenden Briefe in nichts erschüttert werden. Und in den Angriffen des Verfassers auf Blumenbach, Weber, Beerth und viele Andere ist er fast immer im Rechte, obgleich diese Männer in ihren Leistungen auch große Verdienste haben welche über allen Angriff erhaben sind, und es ist wieder gar nicht gut, wenn der Verfasser gerade über diese Verdienste mit leichtfertiger Hast hinweggeht. Doch alle diese Ausstellungen treten bei dem ersten Lesen des Buchs in einen weniger gesehenen Hintergrund. Die Lecture interessirt durch ihre gefällige geistreiche Fassung, und sie besigt, besonders in Hinsicht der Anregung, des Guten soviel daß man nicht dringend genug die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinflecken kann. Sie wird so leicht von keinem gebildeten Leser ohne geistigen Gewinn genossen werden können.

Die beiden andern Bücher sind Zugaben und Fortsetzungen des sehr beifällig aufgenommenen Werks „Der Geist in der Natur“, welches vor nicht langer Zeit in d. Bl. besprochen worden ist. *) Referent kann nur durch den Hinweis auf seine frühere Arbeit die heutige Besprechung um ein Bedeutendes abkürzen, denn Alles was damals von dem ehrwürdigen Verfasser und seiner gediegenen, gemüthlichen Schreibweise im Allgemeinen ausgesprochen ward gilt auch noch heute und durch alle Zeiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

„Claudie“ von George Sand.

Die Tendenz des vorliegenden Dramas ist: uns die Verzerrung neben dem Vergehen zu zeigen, und die Christliche Nächstenliebe der unter der Last der Reue gebogenen Seele gegenüberzustellen. Die Frage von der göttlichen Gnade des Evangeliums, und darüber ob dieselbe nachsichtiger sei als das menschliche Gesetz, berührt uns hier nicht. Es kommt nur darauf an ob man eine solche Frage auf das Gebiet der Poesie bringen kann. Denn wenn die Personen des Dramas statt zu handeln raisonniren und discutiren, so ist Dies eine dialogisirte Abhandlung, kein Drama. Der Verfasser von „Claudie“ hat Dies eingesehen und daher Alles vermieden was an die Declamationen des Predigers, an die Argumentationen des Philosophen erinnert. Nur zu oft geben seine frühern Schrif-

*) Vergl. hierüber Nr. 124 d. Bl. f. 1860.

D. Red.

ten zu der Klage Anlaß daß seine Personen eigentlich nur sagen was er selbst zu sagen sich schent. In der „Claudie“ ohnt man dagegen kaum das Bild des Dichters, unbewußt wird der Zuhörer durch Sympathie zu der Ansicht desselben hingeführt. Die Beschichte die wir vor uns sich gestalten sehen gibt uns Lehren ohne doch didaktisch zu werden. Man könnte noch fragen: ob zu dem Zwecke des Dichters es nicht besser gewesen sei daß er eine wirkliche Begebenheit zur Grundlage genommen hätte? Allein die ganzen Personen des Stücks sind eben der Wirklichkeit entnommen. Auch nicht eine, trotz manchen Fehlern in ihrer Schilderung, hat etwas Unwahrscheinliches an sich.

Die Heldin selbst, Claudie, ist ebenso anmuthig als würdevoll gedacht. Sie hat geliebt und ist betrogen worden, ihr Geliebter hat sie nachdem er sie zur Mutter gemacht verlassen, weil er geglaubt sie sei reich. Claudie trägt ihren Fehler mit Stärke; der allgemeinen Berachtung preisgegeben nimmt sie ihre Lust zu ihrem Gewissen und sagt sich: „Um mich von dem Abgrund zu retten in den ich gefallen bin, hätte es genügt alle Männer die Jugend und Schönheit zu lieben vorgehen insgesammt verächtlich zu machen. So habe ich den Besessenen geglaubt, und dieser Glaube hat mein Unglück verursacht; ich bin nicht gefallen weil ich entartet bin, sondern weil ich nicht klug genug war; daß ich verlassen bin beunruhigt mein Gewissen nicht; wäre ich weniger rein und keusch gewesen, ich wäre vorsichtiger gegen die List gewesen; ich unterlag weil ich nicht an eine Lüge glaubte. Der der mich getäuscht hat wird nie mein Gatte werden, und ich klage deshalb nicht; ich bin aber stolz Niemanden täuschen zu wollen. Ich trage mein Unglück mit Ergebenheit und verlange Niemandes Verzeihung; mein Gewissen bewahrt mich vor Reue; mag man mich meiden, Gott kennt mein Herz.“ Es liegt etwas Würdevolles in dieser strengen Einfachheit, mit der die Verfasserin ohne Umschweife klar seine Ansicht niederlegt.

Remy ist eine Heldenfigur. Remy kennt den Festtritt Claudie's, aber er klagt nicht darüber; er kennt den Verfäher seiner Tochter, aber denkt nicht an Rache. Ein alter Soldat würde er gern dem Triebe seiner Natur folgen und sein Leben wagen den Verfäher zu züchtigen, aber er glaubt daß Claudie ihn noch liebt und will ihr nicht wehethun; er hätte sich längst gerächt wüßte er daß Claudie alle ihre Illusionen bereits verschleudert hat. So glaubt er aber daß sie noch auf eine Wiederherstellung ihres Rufs, die einzige welche die Welt zuläßt, auf eine Heirath hofft. Er weiß wol daß der Verfäher den vermeintlichen Reichtum Claudie's hat benutzen wollen seine Schulden zu bezahlen; aber er verzweifelt nicht an der Reue des Schuldigen, er hofft noch immer daß er sein Verbrechen wieder gutmachen wird. Es liegt eine große Wahrheit in diesem Charakter; ohne Declamation und Empyse trägt Remy im Vertrauen auf Gott die Prüfungen die ihm dieser auferlegt, und unterdrückt den Born der in ihm auflebert.

Denis Nonciat ist der reiche sinnliche Bauer wie wir ihn auf dem Lande sehen. Er wird Demen misfallen die das Landleben noch wie eine heitere Idylle betrachten, wo Nichts als Freue und Glauben herrscht. Allein die Zeit der Schäfer ist vorbei: Nonciat ist der Lypus des Bauers den die Krägheit verderbt hat; sein Charakter ist ganz nach der Natur gezeichnet.

Elvaine, der Claudie liebt, ist naiv, unbefangen und unerfahren. Er läßt sich von der Schönheit und dem Stolze der Frau die ihn entzückt hat fesseln, und begreift nicht wie ein solcher Stolz sich mit der Erinnerung an einen Fehler vereinigen läßt. Als er erfährt daß er sich getäuscht hat, daß die Frau die er liebt nicht rein in den Augen der Welt ist, ist er trostlos und verzweifelt, ohne auf seine Liebe zu verzichten. Sicher wird Jeder der liebt so handeln. Der Stolz hat auf die erste Entwicklung seiner Liebe keinen Einfluß gehabt; der gedemüthigte Stolz reicht daher nicht hin seine glühende Lei-

denkhaft zu dämpfen. Sylvain verlangt um in seiner Liebe auszuweichen nur ein Wort der Erklärung, ein Wort der Reue oder vielmehr ein offenes Wort. Sobald Claudie ihm den Fehltritt bekant, ihm Nichts verbirgt, so liebt er sie wie vorher, gleich als wäre sie rein und ohne Mangel.

Der Vater Fauveau verdammt die Leidenschaft seines Sohnes, da sie durch Borurtheile welche die Welt für unverfäglich erklärt hat verurtheilt wird. So hat auch die Meinung des gemeinen Mannes einen Repräsentanten gefunden. Man kann ihm im Ganzen nicht Unrecht geben, denn bevor man ein gefallenes Mädchen zur Schwiegertochter aufnimmt, muß man sich zweifach bedenken.

Die Grand'Rose die nach der Absicht des Dichters die Verzeihung darstellt erfüllt diese Aufgabe nicht. Grand'Rose mußte eine reine, tadellose Frau sein. Denn Christus welcher sagte: „Wer von euch wagt den ersten Stein aufzuheben?“ brauchte sich Nichts verzeihen zu lassen. Kann Grand'Rose Dies von sich behaupten? Reich, noch schön trotz ihrer 23 Jahre, blühend und von Anbetern umringt, wie soll ihre Verzeihung den Boshaften den Mund schließen? Sie ist als Frau zu sehr interessiert bei dieser Rücksicht. Deshalb ist sie auch die unvollkommenste und schwächste Figur des Stückes.

Das Drama fängt sehr gut an. Wir sind mitten in der Ernte. Als sich der Tag neigt versammeln die Schnitter sich bei Grand'Rose, die mit dem Vater Fauveau die Früchte ihres Guts theilt. Die schönste Garbe gehört dem ältesten der Arbeiter, dem Vater Remy, gemäß hergebrachter Sitte. Jeder muß seine Gabe unter die schönste Garbe legen. Als die Reihe an Denis Ronciat kommt, weist Remy seine Gabe stolz zurück, ohne den Grund seiner Weigerung anzugeben; dann spricht er in strengen Worten, die Ronciat allein versteht, seine Verachtung gegen die Reichen aus die die Jugend und Armut gebrauchen um ihren Leidenschaften zu fröhnen. Seine erstaunte und betroffene Umgebung fragt sich mit den Augen was der Sinn dieser Worte sei, als Remy ohnmächtig wird. Leider wird dieser erste Act durch das Gespräch Ronciat's und Claudie's geschwächt, in welchem wir den Fehltritt der Letztern erfahren. Diesen durfte George Sand nur ahnen lassen.

Im zweiten Acte will Remy fortgehen und seine Tochter mitnehmen; Grand'Rose, gut und mitleidig, will ihn nicht fortlassen, denn er ist noch zu schwach. Sylvain hat Claudie nicht sehen können ohne sie zu lieben; ihr Stolz der ihn wegstoßt läßt keinen Gedanken an ihre Schande aufkommen; er ist entschlossen sie zur Gattin zu begehren, wird aber zurückgewiesen da sie sich nicht verheirathen will. Vergeblich drängt er sie mit Fragen, vergeblich will er in ihr Geheimniß bringen. Ungebuldig läßt sie ihn ahnen was er nie zu denken gewagt, und schließt ihm endlich den Mund mit den Worten: „Mit welchem Rechte fragt Ihr mich? Mit welchem Rechte wollt Ihr meine Vergangenheit kennen? Habe ich verlangt Euren Namen zu tragen? Gott allein bin ich Rechenschaft über mein Leben schuldig, denn ich bettete von Niemand Mitleid oder Vergebung!“ Sylvain verzweifelt und verwünscht Claudie. Die Schnitter kommen und bestärken seinen Verdacht. Er beschimpft das arme Mädchen. Remy ergrimmt, findet seine Kraft wieder und führt sein Kind mit sich fort. Der ganze zweite Act ist sehr gut konstruirt; leider hat der erste ihm viel von seiner Kraft genommen. Wüßten wir nicht bereits den Fehltritt Claudie's, der Eindruck wäre jetzt weit größer.

Im dritten Acte bringt Grand'Rose, die den Sohn ihres Meiers Fauveau in der Scheune wie todt hat liegen sehen, und das einzige Mittel ihn zu retten erräth, Remy und Claudie wieder. Sie ist ohne Jemand zuzurückziehen fortgegangen; in der Ueberzeugung daß das junge Mädchen mehr Mitleid als Horn verdiene, bietet sie dem Sturme Trotz; sie sucht dem Vater Fauveau zu beweisen daß seine Weigerung sie als

Schwiegertochter anzuerkennen seinen Sohn todt zu werden Fauveau widerkreuzt hartnäckig. Endlich kommt Ronciat, der der reichen Grand'Rose den Hof macht. Sie hat sein Verbrechen, erklärt ihm kurzweg daß sie nie seine Frau sein werde, und er Claudie eine Genugthuung schuldig sei, wenn er nicht der elendeste Mensch sein wolle. Ronciat, der seine Schulden zu bezahlen hat, läßt sich dadurch nicht entmutigen. Ihm ist Alles feil, und er bietet für Claudie eine Ausstattung an. Remy, der zugehört hat, sagt ergrimmt was der einzige Grund ist daß er den Entzehrter seiner Tochter nicht gequält. Niedergeschmettert von der allgemeinen Verachtung Derer die ihn umgeben, bietet Ronciat endlich Claudie seinen Namen an. Diese antwortet ihm jedoch: „Möge Gott Euch verzeihen wie ich Euch schon längst verzeihen habe! Ich werde nie Cure Gattin sein; um den eigenen Namen mit dem Namen eines Andern zu vertauschen, muß man mehr als ihn lieben, man muß ihn achten, und ich verachte Euch.“ Vater Fauveau ist gerührt und bittet vergeblich Claudie die Hand Sylvain's anzunehmen; vergeblich verbindet Grand'Rose ihre Bitten mit den seinigen; Claudie ist entschlossen ihre Schmach allein zu tragen. Da entbindet Remy im Namen Gottes, den er auf Erden vertritt, seine Tochter von dem stolzen Eide den sie sich selbst gegeben, und legt ihre Hand in die Sylvain's.

Was die Sprache in der „Claudie“ anbetrifft, so ist sie dieselbe wie im „Champi“. Die Bauern sprechen Alle wie die Bauern einige Meilen von Paris; dieser Einfall hat in Paris ungeheuern Erfolg gehabt. Nichtsdestoweniger wird die Sprache hierdurch äußerst monoton; drei Stunden lang dasselbe Patois mitanzuhören zu müssen ermüdet. Höchstens einzelne Personen sind mit der Sprache der Bauern bis jetzt aufs Aeußerste gebracht worden. Man sieht nicht ein warum die Landleute sich nicht in der städtischen gewöhnlichen Sprache ausdrücken sollen; man läßt ja ohnehin nicht Jedem in seiner Muttersprache sprechen. 13.

Literarische Notiz.

Eine französische Theorie des Straßenkriegs.

Der Straßenkrieg hat schon lange seine Annalen gehabt, er sollte auch seine Theorie erhalten. Der General Roguet hat es unternommen in seinem „Avenir des armées européennes“ ein ebenso nütliches als praktisches Buch über diesen Gegenstand zu liefern. In einem kurzen Ueberblicke entwirft der Verfasser von seinem speciellen Standpunkte aus ein Bild der merkwürdigsten Epochen der Bürgerkriege die Europa seit dem Mittelalter mit Blut überströmt haben. Hauptsächlich beschäftigt ihn die Untersuchung der Frage: welche Mittel zu ergreifen sind um den Aufruhr zu unterdrücken. Soll man sich der ganzen Stadt bemächtigen und sie verteidigen, sich in ein großes Militärquartier oder in eine Position in der Nähe zurückziehen, soll man einen Versammlungspunkt außerhalb der Stadt einnehmen, oder endlich soll man sich ganz von der Hauptstadt entfernen? Der Verfasser entscheidet sich für die Besetzung und Vertheidigung der ganzen Stadt, und gibt als Mittel hierzu ein ganz neues System der Kriegführung an, welches gestattet im Nothfalle schnell einen andern Plan zu fassen und auszuführen. Er gibt ferner die besten Mittel an die Barricaden anzugreifen, in den Straßen, über Plätze oder in Häusern vorzubringen u. s. w. Als Anhang ist ein Vorschlag entwickelt, wie beim Eintritt eines Aufruhrs und beim ersten Zeichen des Telegraphen administrative und militärische Kräfte sich im Lande zu sammeln und sich unter dem Schutze ansehnlicher Truppenkörper zu bilden haben. Einige Seiten über die allgemeinen Ursachen der Anarchie schließen die interessante Abhandlung, die nicht verfehlt hat in dem ruheliebenden Bürger ein gewisses Gefühl der Sicherheit zu erwecken. 2.

Freitag,

— Nr. 93. —

18. April 1851.

Aus dem Gebiete der höhern Naturanschauung.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Die zweite Nummer unserer gegenwärtigen literarischen Unterhaltung ist ein polemischer Meisterwerk, welches Niemand ungelesen lassen darf der sich für Dersled und seinen „Geist in der Natur“ interessiert. Daß dies letztgenannte auf naturwissenschaftliche Rationalität gebaute, tief und klar gedachte Werk nicht von der gesammten Gelehrtenwelt, besonders nicht von allen Theologen, Philologen und Philosophen mit Beifall aufgenommen werden würde, ließ sich wol denken. Auch war vorauszusehen daß die Gegner sich einen Vorfechter aussuchen würden welcher dem kräftigen Geiste eines Dersled vollkommen gewachsen sei. Dieser erste entgegen tretende Kämpfer ist nun J. H. Rynster, Bischof von Seeland, der oberste Geistliche von ganz Dänemark. Er gehört als Kanzelredner und praktischer Theolog zu den in Dänemark seit Jahren am meisten geachteten Geistlichen; er ist aber auch ein Zeitgenosse und persönlicher Freund Dersled's und hat theilweise seine Jugendbildung aus denselben Quellen geschöpft. Rynster hat, wie die meisten Theologen von Bedeutung, ein fertiges Glaubenssystem, und er erkennt alles Wissen nur insofern an als es mit jenem Systeme nicht kollidirt. Dersled hat dagegen mit freudigem Eifer das höchste, umfassendste, wahre Wissen gesucht und läßt aus diesem den Glauben als naturgemäße Folge hervortreten. Rynster sucht durch die Dialektik für den Glauben, Dersled sucht dagegen durch lebendige Anschauung für das gehobene Naturwissen Anhänger zu gewinnen.

Die Rynster'sche Polemik erschien in der von Scharling und Engelstoft herausgegebenen „Theologischen Zeitschrift“. Sie geht mit würdiger Ruhe, aber mit einem scharfen geistigen Schwerte schnurgerade auf das Leben der Dersled'schen Geisteserschöpfung los. Die vorliegende Dersled'sche Erwiderung bewährt dieselbe würdige Ruhe, ist ebenso geschickt in Führung der Verteidigungswaffe und versteht auch gelegentlich Hiebe welche das geistliche Glaubenssystem seines Gegners in der Lebenswurzel treffen können. Es ist ein großer Genuß zwei so hochbegabte Geister miteinander kämpfen zu sehen. Wir wollen jetzt Einiges davon mittheilen und wählen dazu

Stellen aus der zweiten Abhandlung, welche „das Verhältniß der Naturwissenschaft zu verschiedenen wichtigen Religionsgegenständen“ betrifft und den wahren Kern der ganzen Arbeit ausmacht.

Zuerst hat Rynster das Wort:

Daß die Vernunftgesetze, nämlich — um uns eines theologischen Ausdrucks zu bedienen — die ad intra, die Gesetze welche das Wesen der Vernunft konstituieren, ewig sind, wird Niemand bezweifeln, denn die Vernunft kann sich nicht selbst verleugnen. Inzwischen kann ein Gesetz durchaus vernünftig sein und doch nur für eine Zeit gelten, sofern die Handlungen (wie der Verfasser S. 15 sagt), wenn man unter verschiedenen Umständen nach denselben Grundsätzen handelt, verschieden werden müssen. Es geschah nach den Naturgesetzen daß die Thier- und Pflanzenwelt der Vorwelt hervorkam; doch ist sie jetzt vergangen, von andern Thieren und Gewächsen abgelöst, die auch aus Naturgesetzen hervorgingen, welche also nicht dieselben sind wie diejenigen welche die Natur in jener Zeit befolgte. Nur anders modifizirt — wird man sagen — nach Zeiten und Umständen, denn jene Gesetze waren als veränderliche nicht Grundgesetze. Unleugbar müssen wir zuletzt zu unveränderlichen Gesetzen kommen, zu Grundgesetzen alles Daseins; aber die Frage ist wie hoch wir hinaufsteigen sollen um Gesetze zu finden welche von Zeit und Umständen unabhängig sind, welche nicht verändert werden können. Ja, warum darf man nicht die Frage wagen: ob nicht die Natur dieser ganzen Welt, wie weit auch ihre Dauer sich erstreckt, doch — wenn ich so sagen darf — eine temporäre Veranstaltung ist, welche verwandelt werden kann und soll, indem allerdings die Vernunft welche sich darin offenbarte dieselbe bleibt.

Dagegen erwidert nun Dersled zunächst im Allgemeinen: daß die Handlungen, wenn man unter verschiedenen Umständen nach denselben Grundsätzen handelt, verschieden werden müssen, aber, wenn die Grundsätze fortfahren dieselben zu bleiben, so sind sie doch nicht verändert worden; denn die Handlungen sind ja nicht die Grundsätze, sondern Begebenheiten welche nach demselben Gesetze geschehen. Damit aber seine Entgegnung sich fernhalte von jedem kleinlichen Wortspiele, so geht er nun mehr ins Specielle. Dersled sagt:

Soweit ich den Verfasser verstehe, so hat er sagen wollen daß die veränderten Umstände nicht nach unveränderlichen Gesetzen hervorgebracht wurden, und daß man daraus schließen müsse daß die nachher entwickelten Wirkungen nicht nothwendige Folge der Grundgesetze seien. Aber diese Meinung läßt sich nicht mit Dem vereinigen was uns die Natur lehrt; unsere Forschung derselben zeigt uns daß die veränderten Umstände selbst Folge der Naturgesetze sind.

Das Beispiel welches der Gegner in seinen „Bemerkungen“ zur Sprache gebracht hat sucht der Verfasser recht ausführlich zu widerlegen, deshalb bereitet er seine Leser zuerst mit mehren von ihm gewählten Beispielen vor; wir wollen auch einige davon mittheilen.

Es ist ein Naturgesetz das alle Körper und Körperlichen Theile einander gegenseitig anziehen, auf solche Art das die Anziehung zwischen zwei Punkten sich darin umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhält. Die Kraft, womit dieselben zwei Punkte einander anziehen, wird also in der Entfernung von 10 Fuß hundert mal geringer sein als in der Entfernung von 1 Fuß. Die Entfernung kann unzählige Veränderungen erleiden: das Gesetz bleibt dasselbe.

Dann zeigt er wie dies Gesetz auf Erden und am Himmel unter unzähligen verschiedenen Umständen unzählige verschiedene Wirkungen hervorbringt ohne die geringste Veränderung zu erleiden. Darauf gibt er auch ein Beispiel aus der Chemie.

Die Chemie sagt das die Naturhandlung wodurch Eisen roset in Verbrennen ist. Aber es ist ja ein Naturgesetz das Verbrennen Wärme erzeugt; treffen wir da nicht auf eine Ausnahme? Es scheint uns so; denn dies Verbrennen geschieht so langsam das die in jeder Minute entwickelte Wärme zu gering ist als, das sie unsere Meßgeräthe darthun könnten. Die Antwort ist vollkommen befriedigend; aber sie kann doch noch eine Unterstüzung erhalten — wenn ich so sagen darf — von außen. Durch chemische Versuche welche den Zweck hatten den Eisenrost in Metallzustand zurückzubringen hat man das Metall in Pulvergestalt gewonnen. Wenn die unzähligen kleinen Oberflächen dieses Eisenstaubs die Luft berühren, so gehen sie in den Kobzustand mit einer Schnelligkeit über welche viele tausend mal größer ist als die welche bei der zusammenhängenden Eisenmasse stattfinden würde; und siehe! jetzt wird auch eine kräftige Wärmeentwicklung nicht vermist. . . Es ist ein wohlbekanntes Gesetz das das Feuer erwärmt; aber giebt man Wasser in einen glühenden Ziegel worin tropfbarer Schwefelsäuerung ist, so verwandelt es sich in Eis. Dies scheint Dem der mit der Wissenschaft nicht vertraut ist eine ungeheuerer Ausnahme; aber der Wissenschaftler könnte sie einen Triumph nennen. Er weiß das hier Wirkungen vorgehen die unter verschiedenen Gesetzen stehen: das eine ist das der Wärmemittheilung, wonach das Wasser einen höhern Wärmegrad bekommen sollte, das andere ist das der Verdampfung, welche Kälte hervorbringt. Der tropfbare Schwefelsäuerung verdampft mit einer größern Schnelligkeit als die allergrößten Körper, und bringt eine Kälte hervor die so groß ist das das Wasser dadurch nicht bloß alle Wärme verliert, die es von dem heißen Ziegel bekommt, sondern noch weit mehr, sodas dadurch die die Einbildungskraft in Erstaunen setzende Wirkung erfolgt das das Wasser mitten im Feuer in Eis übergeht.

Durch solche Beispiele und gelegentlich darangeknüpfte Bemerkungen rückt der Verfasser allmählig seinem Hauptziele näher und näher. Er gewinnt seine Leser schon stark für seine Sache, noch ehe er dieselbe ganz zum Siege gebracht hat. Wir wollen uns nun gleich an den Kernpunkt des Streits machen und sehen wie hier unser Kämpfer sich.

Es kommt hier zunächst nur darauf an zu zeigen wie es möglich war das die zahlreichen Veränderungen welche während der Entwicklung der Erdkugel vorgingen durchgehends nach demselben Gesetze geschehen konnten; wozu ein Ueberblick über die in unserer Zeit von den Meisten angenommene Erdentwicklungslehre hinreichend sein wird. Ich nehme sie als im Wesentlichen richtig an; aber wenn wir nicht von so vielen andern

Seiten so unbestreitbare Beweise von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze hätten, würde ein von einem minder entwickelten Wissenschaftszweige hergenommenes Beispiel sich leicht verbunkeln lassen, nicht für den eigentlichen Naturforscher, sondern für die Vielen welche mit Recht an den Aufklärungen welche hier gegeben werden können theilzunehmen wünschen. Man wird nun einsehen das es nicht die Absicht der nachfolgenden Darstellung vernichten würde, wenn man bestreken wollte das die Weltkörper im Dunstzustande eher als im tropfbaren gewesen seien; das sie im flüssigen Zustande eher als im festen Zustande gewesen sind, ist dagegen gewis genug. Gäbe man den Gedanken auf das der Dunstzustand vorausgegangen sei, so wänte man für die frühere höhere Wärme zwar nicht Rede stehen; aber das eine solche, also in der Reifolge fortschreitende Abkühlung stattgefunden habe, bliebe doch durch andere Beweise gesichert. Selbst wenn andere Einwirkungen hier und da einige Unterbrechungen in der fortschreitenden Abkühlung hervorgebracht haben sollten, würde unsere Entwicklung des vorliegenden Beispiels ihre erläuternde Kraft behalten, und indem sie sich auf unsere sichern Kenntnisse von der Unveränderlichkeit der Naturgesetze stütze, ihre überzeugende Wirkung nicht verlieren. Die Entwicklung der Erde geschah nach Gesetzen welche sich nie veränderten; aber ihr Zustand erlitt unaufhörliche Veränderungen. In den vielen Tausenden oder vielleicht gar Millionen von Jahren welche der Bildung der ersten organischen Körper auf der Erde vorangingen war diese durch eine Reihe von Verdichtungen aus einer ungeheuern Dunstugel zu einer weit beschränktern, der gegenwärtigen nicht sehr ungleichen Größe übergegangen. Diese Verdichtungen hatten einem wohlbekanntem Naturgesetze zufolge viel Wärme entwickelt, welche die beigemitem Überstieg die in derselben Zeit durch Ausstrahlung in den Raum verlorenging. Als die Zusammenziehung ihr Werk größtentheils vollendet hatte und die Erde beinahe zu der Dichtigkeit welche sie jetzt hat gelangt war, befand sie sich in einem höchst erhitzten Zustande. Die verdichtenden Wirkungen waren nun nicht mehr groß genug ihr so viel Wärme zu geben wie sie ausstrahlte; ihre Oberfläche verhärtete sich, ein sehr großer Theil von den sie umgebenden Dämpfen wurde verdichtet; sie ward nun eine mit einer festen Rinde umgebene inwendig fließende, mit einem heißen Kern bedeckte Kugel das noch kein Gewächs, kein Thier darin bestehen konnte. Aber nun ward die Abkühlung fortgesetzt; und da die Oberfläche nun bis zu einer Wärme vermindert war welche die sich jetzt in dem heißen Erdgürtel findende vielleicht nur wenig übertraf, gingen Pflanzen und Thiere an sich zu entwickeln. Die ältesten Schichten die uns diese Reste zeigen lehren uns das es nur noch die am wenigsten entwickelten organischen Formen waren welche hervorgebracht wurden. In jenem Zeitalter war die Atmosphäre weit anders beschaffen als sie seitdem ward; sie war reich an Kohlsäure und arm an dem zum Athmen dienlichen Sauerstoff, dessen Grundstoff größtentheils durch chemische Anziehung in der Kohlsäure gebunden war. Die Atmosphäre war außerdem mittels der starken Wärme mit einer großen Menge von Wasserdämpfen erfüllt; in ihren obersten Theilen wurden diese Dämpfe durch Abgabe der Wärme an den Himmelsraum verdichtet und mussten dadurch weit dichtere Wolken bilden als wir sie jetzt kennen, sodas auch weniger Sonnenlicht hindurchdringen konnte. Aber den unveränderten Wärmegesetzen zufolge ward nun die Abkühlung fortgesetzt: ein sehr großer Theil von Dämpfen wurde hierdurch verdichtet, die Atmosphäre ward klarer, sodas das Sonnenlicht kräftiger auf die Erdrinde wirken und dadurch seine ungleichen Wirkungen auf die verschiedenen Theile der Oberfläche hervorbringen konnte. Während der alle Dem zufolge hervorbrachten mannichfaltigen Zustandsveränderungen entwickelten sich beständig mehr organische Formen: die für das Pflanzenleben so günstige Sonnenbeleuchtung nahm zu, die große Kohlsäuremenge der Atmosphäre gab ihren Kohlenstoff allmählig mehr und mehr zur Pflanzennahrung ab, wodurch ihr

Ganzheit als Feuerkraft ausgegliedert wurde; und die Atmosphäre ward also geschickter zum Schmen der Thiere. Man sieht hieraus daß jedes Naturalter ein neues vorbereiten mußte. Die in der Erde bewohnten Nester zeigen uns eine Reihe von mehr und mehr entwickelten Bildungen welche aufeinander folgten, bis endlich derjenige Zustand vorbereitet war in welchem der Mensch und die für den Menschen passende Thier- und Pflanzenwelt gedeihen konnte. . .

Wir berechnen ab in der weitem Mittheilung, da das bereits Gegebene vollkommen ausreichen wird das Buch als eine lesenswerthe interessante literarische Erscheinung erkennen zu lassen. In Hinsicht der ersten Abhandlung ist nur noch zu bemerken daß sie zur Befestigung der Nympfen Angriff auf die von Versted entwickelten „Verhältnisse der Naturwissenschaft zur Dichtkunst“ abgefaßt ist. Ihr Inhalt ist der vorhin besprochenen sehr verwandt, nur unterscheidet sie sich wesentlich von ihr durch die in der Natur der Sache begründete leichtere Aufgabe. Es kommt hier aufs neue der eintritt, und zum Theil noch jetzt, sehr widerwärtige Streit zwischen Humanismus und Materialismus vor, ein Streit der den gebildeten Denkern der Theologie und altclassischen Philologie viel mehr scheinbaren materiellen Vortheil als wahrhafte Ehre gebracht hat, der aber auch von eben dieser humanen Seite zu abergläubisch blind und zu unwissend eigensinnig durchgefochten worden ist, um die Fortschritte der Naturwissenschaften irgendwie behindern zu können. Damit wollen wir aber den Männern der Naturwissenschaften nicht alles Unrecht abprechen; indes können wir auch nicht in Abrede stellen daß sie zu dem Streite durch tausenderlei hämische Anspielungen erst gereizt worden sind und daß sie sich im Kampfe beirretem nicht so materiell benommen haben wie die Humanisten fast überall inhuman gewesen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Neuestes Gesangswesen.

„Sechs neue schöne Lieder“, heißt es beim Eiermann. Die deutsche Lyrik ist der ungeheuren vor- und nachsündfluthliche Eiermann der das Riesendelta der Deutschheit nilartig-regelmäßig-unausbleiblich mit ungeheuern Wasserströmen versorgt.

Das Megatherium, der Mammuth, der Ichthyosaurus und der Pleiosaurus zusammengenommen haben seit Erschaffung der Welt nicht soviel Nahrung vertilgt als die deutsche Lyrik seit Christian Günther bereits Papier vertilgt hat. Das Ende dieser stets wachsenden lyrischen Fluten ist nicht abzusehen. Bald wird es heißen: „A kingdom for a vessel“, denn wir steigen als papierfluthliche Erzväter zuletzt noch bis auf das Niveau des Ararat oder der Ortelsspitze.

Wir ahnt: es kommt die Zeit wo ein deutsches Lied gleichstehen wird mit einer Todfünne, und wenn das altlutherliche Biduumvirat: Stier-Harles-Guerike-Rudelbach noch den Sieg davonträgt, so gibt es für Alles was außerhalb Elberfeld und Barmen lyrisch das Licht der Welt erblickt schlechterdings keine Gnade, keinen Tauffchein und Ablass mehr.

Der liebe Gott bessere die Zeit; die Kritik ist es nicht im Stande.

Übermals also wären es zwölf neue schöne Lieder — Liedermaßen wollte ich schreiben — von denen wir hier zu sagen und zu zeugen hätten. Lasset uns erst ihre Wappenschilder sehen bevor wir uns auf Das einlassen was sie im Schilde führen.

Vorwort zum Dänen. Colobus Rosen hat noch niemals gereut:

1. Gedichte von Elise Ludwig. Herausgegeben zum Besten unserer für Deutschlands Ehre kämpfenden Brüder in Schleswig-Holstein. Augsburg, Rampart und Comp. 1850. Gr. 16. 12 Rgr.
2. Phantasie und Zeit. Gedichte von Clementine Schrader. Berlin, Schneider und Comp. 1850. Gr. 16. 15 Rgr.

Die erste dieser beiden Gedichtsammlungen ist, laut dem Vorwort des Herausgebers, der poetische Nachlaß eines neunzehnjährigen Mädchens, deren Herz lebendig für alles Edle und Schöne geschlagen und mit begeisterter Liebe am deutschen Vaterlande gehangen habe. „Ein glaubenswarmer Gesichtsfinn der sich mit poetischer Bildnerkraft hier den Gottesstreitern des Alten Bundes, dort den kaiserlichen Helden der deutschen Vorseit zuwendet, eine edle Trauer um Deutschlands trübe Gegenwart, doch mit frommem Aufblick zu den Sternen und Osterlichtern der Zukunft, ein reger Naturfinn und inniges Gefühl für Freundschaft, Heimat und Familie u. s. w.“, so charakterisirt der Herausgeber diese jugendliche frühestzeitete Leiter. Run wir können füglich diese Charakteristik gelten lassen. Das Charakteristischste dieser Gesänge ist aber Das: daß darin kein Wortchen von „Liebe“ vorkommt; eine phönixfettene Ausnahme, wofür wir aufrichtigen Dank zollen. Dafür singt uns die jugendliche Poetin von „Israels Vorseit“, von „Kaiser Heinrich“ und der „Schlacht von Gilboa“, von der gefangenen „Elisabeth von Gotha“, von den „Ruinen von Hös“ und dem „Derzog von Orleans“, und noch von Diesem und Jenem, wo auch nicht ein Witzelchen Liebe dabei ist:

Deine Lieder, hell'ge Vorseit, deine Thaten will ich singen,
Bis die Saiten meiner Harfe vor dem Hauch des Grobes fringen.
Denn im Tod noch hitz mich neigend zu den hehren Carlsofagen,
Wird mich sanft ein Friedenengel zum Genuß des Schauens tragen . . .

Er hat es bereits gethan, und so Friede der jungfräulichen Asche, deren Talent und Streben gewiß nicht verwerflich war!

In Nr. 2 begrüßen wir schon ein weit capriciöseres Wesen. Die Autorin ist eine lyrisch-gehobene Berlinerin, die es versteht ihre Gefühle in vollwichtigere Reflexionen umzusetzen. Sie weiß schon mit der Muse, die bald „auf Flügeln himmelwärts trägt“, bald „sich liebevoll ans Herz legt“, einigermaßen zu coquetieren, und hat in unserer classischen Poesie ihre nicht unerquicklichen Studien gemacht, weiß Schiller und selbst Lessing zu feiern, und in einem Cyklus von zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier berechneten Festgedichten dessen ewige Gestalten mit einer Art von reproductiv-kritischer Sicherheit an uns vorübergehen zu lassen. In einigen Stücken müssen wir unserer hohen kultivirten Autorin Recht geben, wenn sie z. B. in dem Gedicht „Die alte Zeit“ (S. 82 fg.) singend also variirt:

Ihr wollt die neue Zeit erheben,
Und kennt das Gold der alten nicht,
Die neue hat nur schimmernd Leben,
Die alte war ein Hochgebiht. . .

Hinweg mit euern kalten Schienen,
Mit euerm finckern Eisenband,
Als noch ein Band die Herzen eiate,
Da war es grün im deutschen Land. . .

Zu jener Zeit, meint unsere Dichterin, da Wieland und Vater Heim, und „das Götterpaar von Diokuren an der Sim erfor'nen Fluren“ vereint „in Schöpferwonne den Riesenkampf, den Flug hinan zur Geistessonne vollendeten“, da sei es vorwärts gegangen ohne Dampf. . .

Und schmähen wollt ihr jene Tage,
Und nennt sie stolz die alte Zeit —
D würde ihre frommste Gege
Noch einmal wieder Wirklichkeit!

Was es sich jedem Lustig vorstellten,
Da, meint ihr, war der Geist nicht frei?
Und als im Siegwart Thürnen klossen,
Das nenntet ihr Empfindelich.

Es war die echte deutsche Sprache
Reiner als das Sudelgold,
Das in Mythen von der Seine
Durch uns're deutschen Gassen rollt u. s. w.

Einen gewissen sozusagen altjüngferlichen Ober können wir diesen Gesängen, denen es keineswegs an Colorit fehlt, doch nicht absprechen, und mathematisch-gewiß bleibt es daß uns hier ein hochlegitimster Blaustrumpf begegnet. Sollte Fräulein Elementine Schrader vielleicht eine berliner Professorstochter sein? Ich habe auch einmal eine solche, als sie von dem Leichenzuge nach dem Friedrichshain sprach, sich des Ausdrucks „Rebellensärge“ bedienen hören. Ich weiß nicht wie es mir mit manchen Damengebichten geht. Trotzdem daß man ihnen etwas dem Geiste Verwandtes nicht absprechen kann, berühren sie uns sehr fatal, durch, ich will sagen: eine gewisse zweideutige, pretiöse Exklusivität. Ich weiß nicht warum ich bei dieser Bemerkung auf ein schon früher Geäußertes komme: daß nämlich unsere patriotischsten und exklusivsten Blaustrümpfe solchen Kathedern verwandt sind deren Promoti über 1000 Thlr. Gehalt haben. Merkwürdig, wie gerade die Wissenschaft nach der Familienseite hin so eremtorisch wirkt!

In den „Phantastien an eine Künstlerin“ wird seitens unserer Autorin mit Fräulein Charlotte von Hagn und ihren Kunstleistungen eine schwärmerische Abgötterei getrieben, die, an sich gar nicht unpoetisch, uns doch vermuthen läßt daß unsere Dichterin wenigstens der theologischen Kathederwelt fernsteht. Mein Gott, so hat ja Sappho nicht für Phaon geschwärmt, wie hier die eine Dame für die andere. Solche Leidenschaft grenzt ans Abenteuerliche.

Wir wenden uns nun zu der männlichen Cohors unsers diesmaligen Gesangswesens, und beachten fürs erste Firma und Titelblatt:

3. Neuere Gedichte von Ludwig Gottfried Neumann. Wien, Gerold. 1850. 8. 12 Ngr.
4. Lieder von G. von Boddien. Schwerin, Stiller. 1850. 16. 1 Thlr.
5. Gedichte von Jakob Kübler. Winterthur, Steiner. 1850.
6. Gedichte von Friedrich Wilhelm Krug. Eberfeld, Schmachtenberg. 1850. 16. 15 Ngr.
7. Vielliebchen. Liederbuch eines vielliebenden Philosophen von Heinrich Pier. Bremen, Schlotmann. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Gedichte von Ernst Julius Otto. Nach seinem Tode herausgegeben. Mit dem Portrait des Dichters. Schleusingen, Glaser. 1850. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.
9. Gedichte von Lebrecht Dreves. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, A. Duncker. 1849. 16. 2 Thlr.

Von Nr. 3, einer „verehrten Lante“ gewidmet, läßt sich nur sagen daß die Gedichte herzlich gut gemeint, aber unbedeutend sind. Inzwischen möchte der stille, milde, versöhnende Hauch der darin weht auch für sie Sympathien zu wecken im Stande sein. Solche kleine Liederchen wie dies:

Meine Sterne.

Mein neues schönes Leben
Es ist bei Tag und Nacht
Von deinem ganzen Wesen
Besessenen überwacht.

Dein helles blaues Auge
Es ist mein Sonnenschein,
Dein Leben und dein Lieben
Das sind die Sterne mein.

Klingen immer beruhigend an und haben verwandte Stimmungen. Die früher erschienenen Gedichte desselben Autors sind mir nicht zu Gesicht gekommen.

Liefere Regungen und Beziehungen in der Seele des Lesers wecken die „Lieder“ von G. von Boddien (Nr. 4). Das Erlebte und zwar das Schmerzlichdurchlebte ist darin nicht zu verkennen. Durch dieses Sängereben ist ein wahrhaftes Weh gezogen und hat den dunkeln Samen der Dichtung in dem ernstgestimmten Gemüth nicht unbelohnend ausgekreut. Was die kleine hübsche Titelvignette in sinnbildlicher Trauer ausdrückt, Das sehen wir in dieser fast nur einen und denselben Gegenstand, die Bitterkeit gekränkter Liebe nach allen Gefühlsstimmungen hin variirenden Liederreihe vorkommen. Ein sanftes Halbmondblicht, ausgegossen und seine melancholischen Schimmer streuend über Gräber und Kirchhofkreuze. Bei alledem ist diese Melancholie nicht weinerlich, sondern standhaft im Ertragen, und des Sängers Ausdruck bleibt selbst in der bittersten Anklage Derjenigen die sein Herz gequält würdig und edel und gehoben vom Schwung der alltröpfenden Poesie. Das Unerkennenswerthe an diesen Gesängen ist daß hier nicht mit Schmerzern coquettirt wird; das leidige, affectirte, reflectirte, mit seinen lyrischen Kunststücken selbstgefällig liebäugelnde Schmerzgeheul ist diesen Gedichten fern. Sie tragen durchgängig den Stempel der Wahrheit. Wo insbesondere bei diesem Sänger die Lieblingsklage zum objectiven Bilde wird — wir wollen sagen in dieser gestaltungszwingenden Tapferkeit der Gefühle — da fehlt seinem Gedicht nie die höhere poetische Weihe, wie z. B. das folgende:

Der Grenadier.

Ich that wol immer meine Pflicht,
Ein braver Grenadier,
D'rum laß ich auch von Ketten nicht
Und Ketten nicht von mir.
D'rum seh' ich Woche allezeit
Bei ihrer blanken Ehr',
Der Lieutenant aber treib' ich zu weit,
Weil ich leb' ich es nicht mehr.
Und wenn ich keine Mutter hätt,
So mach' ich schlechten Ehern,
Und fies mein blankes Bajonnet
Dem Lieutenant in das Herz.

Eine andere Variation dieser liebeserinnerungsvollen, aber gefaßten Gefühle finden wir in dem Liede an „Marie“:

Marie, es ist ein schöner Name,
Und lang mir einst wie Seligkeit,
Jetzt bist du, eine große Dame,
In einem theuern feiden Kleid.
Jetzt hast du unter manchem Andern
Auch einen guten braven Mann,
Der mit dir essen, mit dir wandern
Und Abends bei dir ruhen kann.
Marie, du hast mich längst vergessen,
Doch ich, ein Thor, vergaß dich nie,
Und wo ich je ein Stück besessen,
Da denk' ich immer noch — Marie!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Sverdrup tobt.

Norwegen hat in Christian Lauritz Sverdrup seinen berühmtesten Philologen in dessen neunundsiebzigstem Jahre durch den Tod verloren. Der Verbliebene ist seit Gründung der Universität Christiania durch Friedrich VI., König von Dänemark, also seit 1806 daselbst Professor der Philologie gewesen. Die bedeutendsten seiner zahlreichen Werke sind lateinisch geschrieben. 31.

Aus dem Gebiete der höhern Naturschauung.

(Schluß aus Nr. 93.)

Der letzten Nummer Inhalt verhält sich zu des Verfassers „Der Geist in der Natur“ nicht ganz wie Fortsetzung zu Anfang, obgleich die nahe Verwandtschaft beider Werke gar nicht zu verkennen ist. Eine Fortsetzung setzt einen Anfang voraus. Das ist hier fast gar nicht der Fall, und es könnte recht gut dieses zweite Bändchen dem ersten vorangegangen sein ohne dadurch den Zusammenhang wesentlich zu stören. Alles was wir von Derstedt in jüngster Zeit erhalten haben ist eine gutgeordnete Sammlung seiner vermischten kleinern Schriften, Gelegenheitsreden und neuesten Ansichten der Natur. Wir haben ähnliche literarische Erscheinungen schon von Lichtenberg, Georg Forster, Wessel, Trago und mehreren andern großen Denkern; die vorliegende kann sich dreist mit in die Reihe dieser geistigen Edelsteine stellen, sie hat in jeder Hinsicht Recht und Werth dazu.

Das vorliegende Bändchen ist aus sieben verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt; sie sind ihrer Ueberschrift nach: I. „Der allgemeinen Naturlehre Geist und Wesen.“ II. „Ueber die bildende Wirkung welche die Anwendung der Naturwissenschaft ausüben muß.“ III. „Zwei Reden, gehalten in den Scandinavischen Naturforscherversammlungen.“ IV. „Das Verhältniß zwischen den Jungen und Alten, mit besonderer Hinsicht auf den in die Welt eintretenden Jüngling.“ V. „Alte und neue Zeit.“ VI. „Der Naturwissenschaften Verhältniß zu Zeitaltern und deren Philosophie.“ VII. „Das Christenthum und die Geistesbildung unterstützen einander.“

Wir lenken die Aufmerksamkeit zunächst auf V. Hier zeigt der Verfasser unter Andern daß das Menschengeschlecht in sittlicher Hinsicht nicht zurück, sondern vorwärts gegangen sei. Er deutet auf die verderblichen Wirrungen der Menschen durch den Aberglauben, dann sagt er:

Die Aufklärung trägt kräftig dazu bei des Menschen Rachsucht, Grausamkeit und Hochmuth niederzuhalten. Das Christenthum verdammt auf die stärkste Weise diese Laster und ermahnt uns mit aller Kraft zur Bilde. Man müßte geistig blind sein, wenn man, die Erzählung von den Weltbegebenheiten lebend, nicht die große Wirkung sähe die es hierdurch auf die

zahlreichen Völkerschaften gehabt hätte welche in die christliche Kirche aufgenommen worden sind. Aber aufmerksames Lesen dieser Begebenheiten zeigt uns hier wieder daß die Aufklärung dem Christenthume zur Hand gegangen ist. Je mehr die Christen aufgeklärt worden sind, desto geeigneter zeigten sie sich die Gebote der Liebe und Demuth zu erfüllen. . . . Mit derselben Menschenliebe wurde kurz darauf für unsere schwachen Mitmenschen gesorgt, die zuvor wie Vieh in einen andern Welttheil verkauft wurden um als Arbeitsthiere gebraucht zu werden. Christenthum und Menschlichkeit hatten beinahe 300 Jahre lang an die Abschaffung dieses schändlichen Menschenhandels gemahnt; aber Viele hielten deren des Vortheils wegen, bis es den zahlreichen und eifrigen Menschenfreunden glückte, welche für die Sache der unglücklichen Regier sprachen, dieselbe recht zu beleuchten.

In ähnlicher Weise fährt der Verfasser fort immer neue und überzeugendere Beweise für die Bewahrheitung seiner Behauptung beizubringen. Um aber nicht mißverstanden zu werden, so macht der Verfasser am Schlusse dieser interessanten Betrachtung noch besonders darauf aufmerksam daß man seiner Behauptung ja nicht den Sinn unterlegen dürfte als wenn in ältern Zeiten nicht auch viel Gutes geschehen sei und damals nicht auch viele fromme und edle Menschen gelebt hätten. Seine Absicht habe nur den Zweck gehabt: zu zeigen daß die Welt im Ganzen genommen zum Bessern fortgeschritten und daß dieser Fortschritt mit der Zunahme an Aufklärung immer in gleichem Verhältniß stehe. Darum solle Jeder, soviel es in seinen Kräften läge, die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse bei Jung und Alt befördern helfen. Dieser Grundsatz läuft allerdings mancher neuesten Staatsmaxime zuwider; Das ist aber sicherlich kein Beweis von seiner Unrichtigkeit. Freilich ist es wol wahr daß das Regieren um so schwerer fällt, je aufgeklärter und mündiger ein Volk geworden ist, daraus folgt aber noch lange nicht daß man der Aufklärung des Volks feind sein und entgegenarbeiten müsse; denn die freie, naturgetreue, sittliche Veredelung des Menschen ist ja der Hauptzweck eines jeden civilisirten Staats, aber nicht die Leichtigkeit des Regierens einer Staatsmaschine. Mit der gesteigerten geistigen Ausbildung der Unterthanen verträgt sich nun einmal ein starres Festhalten an alten Regentenregeln gar nicht. Wo Leben ist und Leben bleiben soll und muß, da hat das unbeweglich Starre keine naturgetreue Heimat, keinen lebendigen Antheil.

Der sechste Abschnitt bespricht das Verhältnis der Naturwissenschaft zu den Zeitaltern und deren Philosophie auf eine sehr anziehende geistreiche Weise. Es wird hier die Besprechung von Steffens' „Dilemmatische Blätter zur Beförderung der Speculativen Physik“ zugrundegelegt. Da treten zwei große, nahe verwandte Denker in den Kreis einer kritischen Erörterung von hoher Bedeutung. Eine solche Arbeit darf Niemand ungelesen lassen der sich dafür interessirt den Entwicklungsengang der Naturkunde geistig zu erfassen und zu überblicken. Wir wollen nur einige Worte aus der Einleitung hier mittheilen, sie werden schon genügen den Standpunkt und die Tonart zu erkennen von wo aus und womit das Ganze gegeben und aufzufassen ist. Steffens will nämlich die Speculationen nicht an die Formeln einer philosophischen Schule gebunden wissen. Dabei bemerkt nun unser Verfasser:

Da unendlich viel Streit in der gelehrten Welt bios davon herrührt daß man einander nicht versteht, und Dies ganz besonders der Fall zu sein scheint bei dem Streite zwischen der Speculation und der den Erfahrungsweg wandernden Naturwissenschaft, so wird des Verfassers (Steffens) Grundsatz, der angenommenen Sprache jeder Wissenschaft zu folgen, viel zur Bereinigung der Geister beitragen. Dieser erste Heft hat zum größten Theile zum Zweck: den Geist zu zeigen worin die Naturwissenschaft sich in den spätern Jahrhunderten ausgebildet hat. Man sieht in dieser Darstellung den geistreichen Mann, dessen Blick nicht auf eine einzelne Wissenschaft beschränkt ist, sondern deren Verhältnis zu der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts übersehant. Wenn er sogar in seinen kühnen Versuchen der Dinge innere Einheit zu finden bisweilen in Irrthümer fallen sollte, vor welchen Die welche keine kühnen Versuche wagen freilich sicher sind, kann man sich doch nicht darüber wundern daß es Viele gibt die es lieber wagen mit ihm zu fallen als jene Sicherheit mit diesen zu theilen. Wir wollen versuchen dem Verfasser zu folgen, doch nicht ohne Vorbehalt; aber ob diese stets das rechte Maß zwischen zuviel und zuwenig halten wird, mögen Andere entscheiden.

Hiermit wollen wir Abschied nehmen von allen dreien literarischen Geistesproducten. Es läßt sich ein solcher Abschied nicht ohne innere Gemüthsbewegung ausführen. Man blickt mit Dank auf die wohlthunende geistige Anregung und Belehrung welche ihr Uugang in so reichem Maße bewirkt hat, und fühlt die Liebe mit der sie tief ins Herz gewachsen sind.

H. Winkmann.

Neuestes Gesangswesen.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

In Nr. 5 haben wir einen ziemlich voluminösen Burschen und ein merklich handfesteres Gebahren vor uns. Es ist der Schweizer Ton und Pli, der sich in unserer modernsten Lyrik kaum je verkleugnet. Dies lyrische Wesen hat zu viel Neuberliches, viel zu viel Apparat; es fehlt ihm an Intensität; der innere Urnerd der Poesie, diese unsichtbare Kirche des poetischen Cultus und Gemüths, die eben deshalb unsichtbar ist weil man sie nicht sehen kann, diese lassen sich in dieser Dichtweise allzu sehr vermissen. Darum wird auch hier auf ganz äußerliche Weise ins Unendliche rubricirt. Es ist die poetische Gedankenlosigkeit die sich hier wider Willen an dem Poeten rächt. Da wird gesondert und geschieden: a) Politisches; b) Episches; c) Reine Lyrik; d) Satire; e) Laune; f) Vermischtes; g) Koch

Etwas, und so geht es fort daß dem Leser, sowie man sagt, gleich von vornherein mit dem Saundspahl gewunken wird wo er hintraten soll, und wo ihn der Poet hinhaben will. Es liegt beinahe etwas Unmenschliches in dieser lyrischen Boocercerweise. Wenn man dichtet so corporallt man nicht, und Pfenaigträger haben ihre Risten und Kästen mit Aufschriften, und a priori exbricitate Bekellisten finden sich in Ueberschränken. Der Dichter als solcher weiß Nichts von all dem düren Schmatismus und anerproblichen Du-sollst-Commando. Bei ihm dem Gottdurchleuchteten (denn mit einer gewissen Classe deutscher Lyriker muß man schwungvoll reden) entspringt jedwedes Lied für sich allein, und ist für sich selbst ein und sein Ganzes, ein kleiner Mikrokosmos des Makrokosmos Poesie. Dem Leser aber schäumt dann erst aus der Ein- und Alheit dieser kleinen Lieberwelken, „aus dem Reiche dieses Geistesreiches“ schäumt ihm die beseligende Gewißheit seiner eigenen poetischen Unendlichkeit.

Ich will mit diesem einzelnen Poeten gar nicht rechten; ich rechte aber mit der ganzen Gattung der er angehört, ebendam weil sie poetisch genommen nur Gattung, nicht individuelles ausgeprägtes Wesen, nicht poetisches Individuum, also selbst nur ein Schema, eine Schablone ist. Diese Art zu dichten führt zuletzt zur completeen Nichtpoesie, und sie verpönt uns zuguterletzt auch noch die Kritik selbst, weil sich über die zu dieser Gattung oder Richtung gehöriigen Einzelerfahrungen am letzten Ende gar nichts Individuelles mehr sagen läßt. B. B. das Gedicht „Ungarn“ unter der Rubrik „Politisches“ ist beizweitem nicht das schlechteste Product seiner Couleur, aber es ist in deutscher poetischer Sprache schon zweitausend mal dagewesen! Was kann es nun wenn es zum zwöthausenderten male kommt Neues, Eigensprüngezes, Selbständiges bieten? Auch „Natur“, „Frühling“, „Der Mai“ u. s. w., sobald die Objecte der poetischen Menschlichkeit, die ewigen Gefühle, die eben als Objecte weil sie ewig sind unerschöpflich sein sollen, werden hier ganz schablonenmäßig befragen; denn ganz dieselbe Weise, oder besser ganz das Dämliche mit denselben Worten hat man schon hundert mal gebört. Es ist wirklich ein Glend daß die deutsche Lyrik zuletzt auch noch um ihr bishigen Takt kommen wird. Und wer ist schuld? Die Poeten! Die Poeten freilich sagen wieder: die Zeit ist schuld. Ich sage: es ist mit der Zeit Nichts und mit den Poeten auch Nichts. Wo j. B. bringt uns der Autor unter der Firma „Die Burgunderschlachten“ eine Reihe kleiner Romanzenepem. Man braucht nur das Wort zu hören, so fällt Einem gleich das bde Keimgeklengel jener verpönten Ribelungenstrophe ein die nun einmal für solche Nachwerte als Norm angenommen ist, und ohne die es bei solchen Schilderungen gar nicht abgeht. Ich glaube Anastasius Grün hat diesen Ringelstein Unsinn hauptsächlich aufgebracht, und da nun einmal die Kärner zu thun haben wenn Könige oder Grafen bauen, so hat das poetische Kärnerthum den Erfinder mit fürchterlicher Consequenz und mit einer wahrhaft entseßlichen Ausdauer Mann für Mann beim Wort genommen, und maltretrirt nun schon seit 15 Jahren den deutschen Parnas mit Reden und Schlichten und Ribelungenstrophem. Das beste Gedicht in dieser voluminösen Sammlung ist „Die Rimofo“ (S. 33), mit Ausnahme natürlich, was die Form betrifft, verschiedene hiatusreichen Ganzstrophen, metrischer Schniger, um die sich unsere heutige Liederjugend nicht das Jota mehr kümmert, und die höchstens noch Johannes Rinkwitz Zahnschmerzen verursachen. B. B.

Sagt die | allu | zärtliche Um|armung | noch ihr | zu ver|sü|ßen u. s. w.

Ich sage: der Gott der alten Metrik wird an euch Poeten noch einmal eine fürchterliche Rache nehmen, wenn nicht eure eigenen Verse schon Rache genug sind. Unser Autor j. B. scheint sich in der Alkäidischen Densform besonders zu gefallen. Er singt jedoch den majestätisch-rubigen Volkstang dieser Form auf das widerlichste vreslegend so:

Das die Hoffnung ist in der Schwärze Kitz,
 Schmachts entsetzt aus göttlicher Liebe nur;
 Wo die und Hoffnung sich verbinden,
 Reicht der Waude die himmlischen Schwärzen...

Jeder Schüler weiß daß die Allwissende Dbe diesen Typus hat:

U - U - L - L - U - U - L - U - U - X
 U - U - L - L - U - U - L - U - U - X
 U - U - L - L - U - U - L - U - U - X
 U - U - L - L - U - U - L - U - U - X

Aus der volltönenden, vollschließenden Artie der letzten Strophi: U - U - L - L - U - U - L - U - U - X macht nun der Autor einen fatalen Daktylus: U - U - L - L - U - U - L - U - U - X, der sich in dieser Umgebung so abzeichnet, ruppig und nichthergehörend ausnimmt wie ein Gardsunker in einem Kriegsrath von Gneisenau's. So schlägt man heutzutage das metrische Gehör mit Häuten! Nun, Gott bessere auch Dieses!

Es belieben zu folgen in unserer Reihe: Friedrich Wilhelm Krug aus Ubersfeld (Nr. 6). Schwachtenberg scheint diesem F. W. Krug, der wie alle Krüge zu Wasser geht, nicht so recht getraut zu haben, weil er ihn bloß „in Commission“ genommen hat. Die Dem sei, es ist Weihwasser, echtes geistlich-legitimes Wupperwasser, wirkliches geheimes Wupperwasser mit Krummacher und Eisenlaub, in welches dieser Krug geht. Nichtsdestoweniger und bei allem Respekt vor Altemdiesemjüngigen mag es uns dieser autoritätenstrotzende Lyriker Nr. 6 nicht übelnehmen wenn uns aus seinen Carminibus ein leiser Hauch von Schleiherei und Ludenüsererei anweht; ich sage aus „denen Carminibus“, denn die Poesie muß sich nun einmal Alles gefallen lassen, die allerschlechtesten Gesellschaft ... so oder so ... wer es sich bequem machen will geht zu ihr ... nein, verzeihe es mir, große Göttin, nicht zu dir, sondern zu einer Petäre die dir ähnlich sieht! Darin liegt das wunderbare Geheimniß: daß solche Dinge geschehen können — auch im Wupperthale.

Par exemple das Gedicht „Preußen voran“ (S. 20), heimatlich unter die Schablone „Politisches und Persönliches“. Darin singt Krug vergleichungsweise so:

Osterreich war reich,
 Ohne fortschreitendes Regen,
 Fürchtend das kleinste Bewegung,
 Selbst das der Flieg.

(Sehr richtig! Die östreichische Censur hat im Concept eines Artikels für das „Pfennig-Magazin“ einmal die Worte geschrieben: „Der Thee — es war von der Cultur der Theestunde die Rede — befißt eine aufregende Kraft.“ Das geht noch über die Fliege.)

Baiern war trüg'

(Das macht das Bier),

Wie ein in der Folge Quirke,
 Bacchus und Franz Aphroditte
 Froh im Wehäg.

Württemberg lag
 Ruhend auf alten Vorderen,
 Baden war träge im Währen,

(Das macht der Neckarjüsel),

Mußertlos schwach.

(Musterhaft wäre allerdings besser gewesen.)

Polnischer Boyf,
 Hing an der Krone von Sachsen,
 Wochten da Schüden auch wachsen,
 Weh war im Kopf.

Schweidischer Hort
 Fehlt' in Hanovers Gefilden,
 Dort in unfreien Gehilden
 Blühte Orford.

Und das Welt
 Deutschlands ist nicht zu erwidern;
 Kaiserlich Eitelkeit und Wägen.
 Braumiges Lied!

Preußen allein
 Beigte gesundes Bestreben!
 (Ungeheure Anerkennung! Preußen muß sich bedanken.)
 Franken Schag wachte zu heben
 Glücklich der Stein.

(Wirklich?)

Aus dem Scharsdorf
 Regte der Adler die Schwingen,
 Höhenjückerisches Ringen
 Wer in dem Fort!

(Soll wahrscheinlich Fort heißen.)

Draus ist erblickt
 Seine erhab'ne Geschichte,
 Die in der Gegenwart Licht
 Strahlender glüht.

Einzig ist dort
 Thron und Boll Heilig verbunden;
 Wo wird so kräftig gesunden
 Schweißlicher Fort?

Preußen allein
 Heget den Stern der Germanen;
 Wer kann den Lichtweg ihm bahnen?
 Preußenverein u. s. w.

Nun, bei Schwachtenberg und Krug! wenn Das keine Speichelkerei ist, so gebe es keine, und dabei ist es der richtige (weische) Butterfrauentrab wenn sie zu Markte gehen. Und so geht es durch noch manche Seite fort. Herr, wann wirst du kommen und deine Lenne fegen? Das schlaueste Lied in dem ganzen Augenverdrehersplunder sind die „Abschiedsworte an Gen. Papst F. W. Krummacher bei seinem bevorstehenden Abzuge nach Berlin als erster Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche.“ (Auf dieser Kanzel stand lange Jahre Schleiernmacher.) Hier ist der augenverdreherrische Unfann so bergehoch gehduft daß dagegen der Dfa zur Berge wird, und wir uns mit Ekel von solcher nichts nützigen Helonie am Allerheiligsten abwenden. Der ganze Abschnitt „Religiöses und Kirchliches“ in dieser Sammlung ist geradezu ekelhaft, und wenn nicht (der Referent spricht hier aus Erfahrung tägliche Erlebnisse) die altlutherische Eliaue noch über diese Augenverdrehers im Wupperthale klinge, so würde man schlechterdings behaupten müssen daß mit den der Kraschheit angeborenen heiligsten Gefühlen kein ärgerer Spott getrieben werden kann.

Es ist merkwürdig, fast ahnungsvooll, daß ich auf diese ludenüserisch-augenverdreherrische Lyrik den striktesten absolutesten Gegensatz folgen lassen muß, der in dem „Niederbuch eines vielliebenden Philosophen“ von Heinrich Lier zutagekommt. Denn abgesehen etwa von jenem allbekanntem Salomonischen Sulamith-Cultus, der ebenfalls ein Lieblingssthemata der Augenverdreherspoesie ist, finden wir hier statt des süßlichen Absolutismus der pietistischen Scheinheiligkeit und Schleiherei die pure nackte Lieberlichkeit und eine so grandiose Schamlosigkeit wie sie mir noch nie in einem Buch der Lieber vorgekommen ist. Wenn man so offenbaren Unkätzerien und mit kannibalischem Jubel ausgepönnenen Ruditäten begegnet wie in dem Ding „Brennende Liebe“ (S. 215) so juckt es Einen beinahe in den Fingern sich an dem auserlesenen Genie das Dergleichen zutagefordert, wie Shakspere sagt, eine Motion zu machen. Diesem schamlosen Genie — denn das Buch wimmelt von Gemeinheiten aller Art — ist Nichts in der Welt heilig, es reißt sich in den lotterigsten Versen die nur denkbar sind, mit seiner schmutzigen Phantasia an Allem

und Jedem. Sogar unser Martin Luther ist vor ihm nicht sicher, er singt:

Luther, du hast es so herrlich gesungen:
Wer nicht voll Liebe für Wein und Gesang
Und für die Weiber sei gänzlich durchdrungen,
Werde ein Narr sein Lebenslang.

Was du so wahr als das sicherste Mittel
Gegen die Narrheit gepriesen schon,
Scheint mir das einzige vernünftige Capitel
Zu deiner glorreichen Reformation.

In dem Gedicht „Motiviertes Lebewohl“ heißt es:

Oft sollst du noch von mir hören,
Seh' ich dich auch nimmermehr,
Lebchen, Das will ich dir schwören,
Und ich halte was ich schwör'!

Du denkst freilich nie mehr meiner,
Denn ich bin ja, wie ich seh',
Gegen dich doch nur ein kleiner
Unbedeutender Haub.

Genug, genug! Was sich con amore im Schlamm wälzt,
zählt nicht zu bonnetten Leuten, und für unreinen Blutsigel
ist der beste Adlerlaß ein Hund straffer Birkenreiser.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Bermann, R., Oesterreichisches biographisches Lexikon. Genaue Lebensbeschreibungen berühmter und denkwürdiger Personen jedes Standes in der österreichischen Monarchie von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage. 1stes Heft. Wien, Bermann's Bwe. u. Sohn. Ter. 8. 10 Ngr.

Beroaldo-Bianchini, R. de, Die Schöpfung oder das entseleierte Universum. Auszug der Armonia universale. Deutsch und metrisch von J. B. Rossmann. Mit erläuternden Bildern und Zeichnungen. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Cahagnet, L. A., Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege. Ein Buch zum Troste der Menschheit enthaltend: den unumstößlichen Beweis von der persönlichen Fortdauer und Beschäftigung der Seele nach ihrer Trennung vom Körper; durch protocollirte Aussagen ekstatischer Commnabülen geliefert. Heft einem beurtheilenden Vorwort von J. Reuberth. Zwei Theile. Hildburghausen, F. Kesselring. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Große, J., Cola di Rienzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Nachspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, R., Schatten. Poetische Erzählungen. Darmstadt, Leske. 16. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kah-ge-ga-gah-bouh, die Djibway-Eroberung. Sage aus dem Nordwesten Amerika's. Aus dem Englischen übersetzt von R. Adler. Frankfurt a. M., Brönnner. 12. 8 Ngr.

Kaulbach, C. L., Uriel der Lufel. Ein satirischer Roman in acht Büchern. Mit 2 Titelnbildern. Zwei Bände. Stuttgart, Krieger. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Krug, A. O., Das Internationalrecht der Deutschen. Uebersichtliche Zusammenstellung der zwischen verschiedenen deutschen Staaten getroffenen Vereinbarungen über die Leistung gegenseitiger Rechtshülfe, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Leipzig, Vogel. Hoch 4. 24 Ngr.

Leibroch's, A., Schriften. 127ter und 128ter Band. — A. u. d. A.: Sambarini, Obrist, Räuberchef und Begelagerer durch Verhältnisse. Eine romantische Geschichte der neuesten Ereignisse im Kirchenstaate. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Méry, Die Südin im Vatican oder Amor und Roma.

Ein Roman unseres Zeit. Deutsch von M. von Blankenburg. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 20 Ngr. Ragelschmitt, F., Der Todesgang Jesu nach Gethatha. Sieben Fassen-Predigten. Grefeld, Weich u. Comp. 8. 12 1/2 Ngr.

Payne's, L., „Rechte des Menschen“ im Auszuge nebst einer kurzgefaßten Biographie Payne's und einer kritischen Vorwortung über den Geist seiner Hauptschriften mit besonderem Hinblick auf das vorliegende Werk. Von G. Strol. Leipzig, Bibliopolische Anstalt. 16. 5 Ngr.

Scribe und Legouvé, Die Erzählungen der Königin von Navarra, oder: Revanche für Pavia. Lustspiel in fünf Acten. Deutsch von Geling und P. S. Reinhard. Berlin, Essar. Gr. 8. 15 Ngr.

Streckfuß, L., Die Demokraten. Politischer Roman in Bildern aus dem Sommer 1848. 2te Auflage. 1stes Heft. Berlin. 8. 3 Ngr.

Szillányi, Komorn im Jahre 1849 mit besonderem Hinblick auf die Operationen der ungarischen Armee an der obern Donau und Waag. Mit einer Uebersichtskarte der Umgebung von Komorn und den Facsimiles der hervorragenden Persönlichkeiten dieser Festung. Leipzig, Grunow u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wischer, F. L., Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Brauche für Vorlesungen. 3ter Theil: Die Künste. 1ster Abschnitt: Die Kunst überhaupt und ihre Theilung in Künste. Neutlingen, Wäcker. Ter. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Actenstücke betreffend die Dienstentlassung des Hofbaurath Demmler in Schwerin, nebst einigen an diesen Fall geknüpften Bemerkungen über die Stellung der Staatsdiener im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 10 Ngr.

Brodmann, K., Amerikanische Kolonisation im Lichte des Geistes der Zukunft. Hamburg, Meißner u. Schirges. 8. 6 Ngr.

Müller, L., Predigt bei dem Dankfeste über die glückliche Ankunft der Passagiere des bei Harwich gestrandeten „Johann Friedrich“ unter Capt. S. Bieting — mit der Bacht „Leontine“, Capt. S. Thormann. Gehalten den 26. Jan. 1851 in Charleston. Charleston. Gr. 8. 6 Ngr.

Orth, C., Der Allerhöchste Erlaß vom 29. Juni 1850 und die kirchliche Demokratie. Eine Streitschrift. Berlin, J. A. Wohlgenuth. Gr. 8. 6 Ngr.

Palmé, R., Gedenke des Feiertages, daß du ihn heiligest. Predigt gehalten am 2. Februar 1851, bei der Einführung der regelmäßigen Sonntags-Abendgottesdienste in der Schlosskirche zu Stettin. Stettin, Weiß. 8. 2 1/2 Ngr.

Piper, F., Ueber die Gründung der christlich-archäologischen Kunstsammlung bei der Universität zu Berlin und des Verhältniß der Christlichen zu den klassischen Alterthümern. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Berlin am 2. October 1850. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 5 Ngr.

Puhsel, Entgegnung auf die Broschüre des H. Radnyla: Die Militär-Verwaltung in Oesterreich mit ihren Gebrechen, nebst Vorschlägen zur Hebung derselben; wie ohne Reduzierung und ohne Verkürzung des Heeres, jährlich wenigstens 6 Millionen Gulden zu ersparen sind u. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Trendelenburg, A., Zum Gedächtniss Friederichs des Grossen. Ein Vortrag, gehalten am 30. Januar 1851 in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Sweck und Mittel. Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeversammlungen in kleineren Staaten. Von Lucius Verus. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 Ngr.

Adam Dehlenschläger.

Seine Lebenserinnerungen. Von Adam Dehlenschläger. Ein Nachlaß. Deutsche Originalausgabe. Erster bis dritter Band. Leipzig, Cordt. 1850. Gr. 8. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Selbstbiographien, Erzählungen aus wirklichen Lebensläufen haben, wenn sie nur einigermaßen mit Herz und Geist geschrieben sind, das Eigenthümliche daß sie gerade mit um so größerem Interesse empfangen werden, je größer das Detail ist das sie bieten und jemehr sie sozusagen ins Kleine malen. Vorzüglich sind die Jugendjahre, sofern sie der nöthigen Mitwirkung der Phantasie nicht ganz entbehren, eine wahre Lektüre für viele Leser unserer Zeit. Worin hat Dies seinen Grund? Wir glauben in dem völligen Verschwinden des Idylls aus unserer Literatur, jener Kunstform die vor hundert Jahren den obersten Rang einnahm und die heute vollständig aufgegeben ist; in dem Gegensatz ferner den unsere Zeit zu dem Geiste der Kindlichkeit bildet, in dem das Idyll groß wurde und zur Geltung gelangen konnte. An die verödete Stelle des Idylls sind in natürlicher Folge die biographischen Schilderungen der Kinderjahre getreten; denn jedem Biographen schwebt die Theilnahme vor die Goethe mit solchen Gemälden erwirkte. Endlich aber tritt auch noch der Umstand gewichtig ein daß unsere Zeit die Tochter der zunächst vergangenen Zeit ist, über welche wir ganz natürliche Aufklärung in den Schilderungen unserer Zeitgenossen aus ihren Kinderjahren erwarten und suchen müssen.

Diese Erwartung täuscht in der Regel nicht, und so führt auch das vorliegende biographische Werk in den ersten Lebensjahren des Autors uns sofort in einen Kreis mehr oder minder bekanntgewordener Charaktere, an deren aus dem kindlichen Standpunkt hergenommener Schilderung wir uns aufrichtig zu erfreuen haben.

Ob wir jedoch auf die sich darbietenden Einzelheiten der anziehenden Lebensschilderung Dehlenschläger's eingehen, ist es uns Bedürfnis über Ton und Haltung des Ganzen, dessen Werth und Bedeutung in einigen Worten unser Urtheil niederzulegen.

Dehlenschläger ist, mit Charakteren wie Goethe, Lessing oder Herder verglichen, eine unfertig gebliebene Individualität. Die Selbstständigkeit jener fehlt ihm; sein

ganzes Leben hindurch ist er einzelnen und speciellen Attractionskräften unterthan geblieben, immer ein Satellit größerer Sonnen, immer in irgend einen Zauberkreis übermächtiger Bewunderung gebannt. Bald war Klopstock, bald Goethe, bald der nordische Mythos sein Idol; besonders aber kam er als deutscher Poet nie zu eigenem Bewußtsein, zu selbständiger Kritik, und die ungemessene Hingebung an den Goethe'schen Geist bereitete ihm als Jüngling und als Mann tiefe Enttäuschungen, schmerzliche Niederlagen, schwere Verluste. „So reiste ich also nach Hause, nachdem ich die Gunst des großen Goethe verloren hatte“ — mit diesen Worten schließt der zweite Band dieser Erinnerungen; und fortan ist es als ob ein Bann auf dem Geiste des Autors läge, der Bertrauen zu sich und Freudigkeit des Schaffens von ihm fernhält.

Einem kräftigen Geiste kann solch Schicksal nicht begegnen, allein Dehlenschläger ist eben minder ein kräftiger als ein geschäftiger, vom Reiz des Schönen leicht gefesselter Geist. Die Urgestalt der Schönheit bleibt ihm dabei verhüllt; er sieht mehr das Einzelne schön als das Ganze groß. Deshalb schwankt seine Vorstellung der poetischen Schönheit zwischen der classischen Naturgröße und der modern-romantischen Miniaturbildnerlei auf und ab, und sein Hauptmangel ist in dieser Halbheit volle Befriedigung zu finden. Ursprüngliche kräftige Impulse, Bestrebungen von eigenenthümlicher Richtung und Bedeutung gingen so verloren, und es blieb nun übrig daß uns der Mensch mehr als der Dichter Theilnahme abgewinnt.

Jetzt glauben wir auf dem richtigen Standpunkt zur Beurtheilung dieser „Lebenserinnerungen“ zu stehen. Sie bieten die stets lehrreiche und meist unterhaltende Erzählung von der Bildung eines schönen, poetisch-angeregten Geistes unter steter Reibung mit der Gesellschaft und ihrem Geiste, im Umgang mit vorzüglichen Menschen, selten im Conflict, meistens in jener, uns nun fremdgewordenen „Freundseligkeit“ mit den hervorragendsten Geistern des ersten Decenniums; in jenem schmeichelnden, halbwhären, unkritischen „Lieben“ und „Sichliebenlassen“ der romantischen Schule, für welches wir heute keine klare Vorstellung mehr aufzubieten im Stande sind. Glückliche Zeiten — unklare Menschen!

Aus diesen Richtungen und Lebensbedingungen ist ein Buch voll naiver Unterhaltung hervorgegangen. Nächst einer an Beobachtung reichen Jugendzeit gehen wir an der Hand des Autors noch einmal jene freilich nicht fehlerlose, aber doch glänzende Epoche unserer Literatur durch welche den Schönheitsbegriff in der mannichfaltigsten Auffassung cultivirt, und in der — was früher und später nicht wieder der Fall war — jede Auffassung ihre Bewunderung und ihre Geltung fand. „Egmont“ wie „Faust“, Klopstock wie Hölty, Gleim wie Bürger, Schiller endlich wie Voß und Stolberg, Alle waren, trotz der unterschiedensten Gegensätze in Art und Weise, ihrer Bedeutung, ihrer Bewunderer gewiß, und sich gegenseitig verneinende Systeme der Philosophie lebten harmonisch, ja wie zu Einem Organismus gegliedert, einträchtig nebeneinander. Es war eben eine Zeit in der der Geist der Literatur höher stand als ihr einzelnes Product, ihre concrete Manifestation — und hierin war es eine schöne Zeit. Der Gedanke der „Humanität“ war der herrschende, ja der alleinige Beherrscher Aller; in ihm war das Wunder möglich daß alle Richtungen sich miteinander vertrugen, und daß selbst die Richtung der „Kenien“ in diese Eintracht nur einen leichten Riß brachte. Erst mit dem Kriege zwischen Stolberg und Voß und mit den übertriebenen Anmaßungen der Romantiker, welche sich als die alleinigen Erben der Zeit ansahen, verlor sich nach und nach jene Eintracht ohne Beispiel, um wol niemals wiederzukehren.

Der Biograph besitzt ein unglaubliches Gedächtniß für das Persönliche, das Charakteristisch-Anekdotische dieser Zeit. Schon die Erinnerungen seiner Kindheit sind in dieser Hinsicht voll des anmuthigsten Unterhaltungsstoffs aus einem an sich anziehenden Gebiete. Es ist die Zeit des Erwachens der dänischen Schwesterliteratur, die Zeit der Ewald, Holberg, Brun, Rahbek, in der uns die Zurückspiegelung des deutschen Literaturgeistes, besonders Lessing's, Klopstock's und Wieland's, nothwendig Interesse abgewinnen muß. Der Autor, Sohn einer wenigstens halbdeutschen Mutter und eines dänischen Vaters, voll natürlicher Bildung und guten Geschmacks, erwächst in einem der königlichen Schlösser bei Kopenhagen, in Frederiksberg, wo sein Vater Organist, später Bevollmächtigter und Schloßverwalter war. In den verschiedenen Schulen die er nach und nach besucht, im Umgang mit andern Knaben begegnet ihm was uns Allen begegnet ist: nur daß nicht Jeder aus so treuem Gedächtniß, so treu, malerisch und beobachtungtreif das Erlebte zu erzählen weiß wie Dehlenschläger. Wir könnten viele Blätter füllen mit feierlichen, launigen, geistvollen, unterhaltenden Zügen aus dieser Zeit, nöthigte uns nicht der uns näherliegende Reichthum der folgenden Epoche zum flüchtigsten Einblick in diese „kleinen Züge, die“, wie der Verfasser richtig sagt, „an sich unbedeutend, mit Herz und Geist zusammengefaßt aber die Umrisse und das Colorit hervorbringen mit welchen eine bestimmte Physiognomie den beachtenswerthen Menschen von der einförmigen Menge unterscheidet“. Der Auf-

enthalt in einem königlichen Schlosse, die frühe Verührung mit Gegenständen der Kunst und der Pracht, eine für Literatur gebildete Mutter, der kräftige und launige Geist des Vaters, der Umgang mit Männern von Ruf und Namen, alles Dies mußte früh entwickelnd auf den Geist des Knaben wirken. Kalling's, Ewald's und Wessel's Schriften gaben diesem Geiste die ersten Eindrücke. Dabei blieb jedoch, von den beschränkten Mitteln der Familie eingeschränkt, der eigentliche Schulunterricht mangelhaft, und Selbstanleitung und häusliche Anregung mußten das Mangelnde ersetzen. Es sei hierbei gestattet eine Wahrnehmung einzuschalten die wir noch in keiner Lebensbeschreibung berühmter Charaktere angemerkelt gefunden und die für uns doch eine erwiesene Wahrheit ist: es ist die daß die Weite oder die Enge der Räumlichkeit in der der Knabe erwächst auf die Weite oder Enge seines Geistes den allergrößten, den unmittelbarsten Einfluß auszuüben pflegt. Der Knabe in einer engen bürgerlichen Wohnung, immer unter den Augen seiner Erzieher, seiner Aeltern, ist gegenüber dem Altersgenossen der in großen Schloßräumen, fern vom Blick seiner Mentoren heranwächst geistig gewiß in der allernachtheiligsten Lage.

Unser zwölfjähriger Selbstbiograph war ein auslassener Dursche, trotz alles Fleißes und Selbststudirens. Er muß wunderlich ausgesehen haben, da sein Vater, der vom königlichen Garderobemeister zuweilen abgelegte Kleider erkaufte, ihm den hochrothen gewendeten Rock des Kronprinzen, die steifen Stiefeln des Königs und von einem cassirten Billardtuch ein Paar grüne Hosen hatte zurechtmachen lassen. In diesem malerischen Gewande trieb er manche Tollheit mit dem historisch gewordenen „König von Island“, Jürgensen, einem echten Eulenspiegel-Charakter. Nur ein Zug von ihm. Einmal nahm er einem kleinen Mädchen die Obst verkaufte einen Apfel weg; das Kind schrie und weinte, Jürgensen aber drehte sich, den Apfel essend, ruhig um und rief: „Nui, du unartiges Mädchen, wirst du wol ruhig sein; ich sag' es gleich deiner Mutter“, worauf das Kind ihn ruhig seine Beute verzehren ließ. Schon um diese Zeit hatte unser Poet recht gut Deutsch gelernt, machte dänische Verse und gab in der Classe Wochenschriften heraus, welche die Leser mit „Schieferlisten“ bezahlten. Ein wenig später schrieb er Komödien, und große Stücke von ihm wurden unter komischen Umständen wunderbar aufgeführt, sodasß Storm, der Director, ihm sagte: „Si, mein liebes Kind, du bist ja größer als Molière.“ Dabei blieb aber die classische Bildung sehr zurück. Das Lateinische wollte nicht vorwärts, Griechisch scheint kaum begonnen worden zu sein; allein Physik und besonders Geschichte (vorzüglich die der dänischen Seehelden) nahmen den jungen Geist voll in Anspruch. Ueber die Art und Form des Geschichtsunterrichts sagt der Verfasser hier ein sehr wahres Wort:

Das Gewimmel unbedeutender Namen und Handlungen hat nicht das Herz und Vernunft des Knaben zu bilden vermocht. Der Historiker muß zwar alles Dies kennen, wie der

perlenreicher alle Lustern offen muß um seinen Schatz zu finden — aber mit leeren Kuckerschaalen soll er uns verschonen.

In einer andern Stelle klagt er daß er im Französischen Nichts lernte. Er liebte den Lehrer nicht und sagt: „Wen ich nicht liebe, von Dem kann ich Nichts lernen“ — ein so bedeutungsvolles als wahres Wort! Es dauerte lange ehe er den bitteren Geschmack der „Contes moraux“ und des „Télémaque“ aus dem Munde loswurde. Die Französische Revolution wüthete indeß, Ludwig's Haupt fiel; der Verfasser erzählt wie geringe Theilnahme dies Ereigniß in seinem Vaterlande erweckte. Die Knaben spielten Directorium und Erster Consul!

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuestes Gesangswesen.

(Schluß aus Nr. 24.)

Es macht Freude diese Abtheilung mit etwas Würdigem und Edlem beschließen zu können, ich meine Nr. 8 und 9.

Allen die deutschen Männergesang üben und an ihm sich erfreuen sind die Namen Julius Otto der Ältere und Julius Otto der Jüngere, dessen gesammelte noch seinem frühen Tode herausgegebene Gedichte hier vorliegen, werth und vertraut. Der Vater Julius, der die Mehrzahl der Gesänge seines Sohnes für Quartettgesang componirte, hat uns gar manche schöne liebliche Weise angeschlagen, die in den Annalen der deutschen Männergesangsvereine nie vergehen wird, und zum Theil auch schon ins Mark und Herz des Volks gedrungen ist. Der jüngere Julius war ein vollbegabtes, frisches und überaus rüstiges Talent; ein nimmermüdes Gesangsstreben zeichnete ihn aus, und dieser feste, unablässige, fast fieberhafte Verkehr mit der Göttin des Gesangs hat seinen von Natur nicht zu robusten Körper zuletzt aufgerieben, und ihm ein frühes, aber nicht ungeschmücktes Grab bereitet. Von ihm galt es nicht was von vielen Sängern gegolten hat, daß sie Klanglos aus der Welt gehen. Blüten von Blumenkränzen, und was Alles man als Sängermemorial bezeichnen kann, sind mit ihm in sein Grab gestiegen, und wo irgend Männergesang ertönt, bleibt sein Gedächtniß in Ehren. Wenn wären nicht die „Burschenschaft“ und die beinahe schon volkstümlich gewordenen „Gesellschaft“, beide von Julius Otto dem Vater mit sicherer trefflicher Charakteristik in Musik gesetzt, genügend bekannt. Ich behaupte keineswegs daß Gesänge die ausschließlich für die Composition gedichtet werden den Zenith und Culminationpunkt der Poesie erreichen, ja ich behaupte sogar daß der Poet der nur für die Composition dichtet seinem Talent Eintrag thut: allein es muß auch Lyriker geben die auf unmittelbare, sinnlichere Weise sich dem poetischen Sinn der Massen nähern; es muß eine Lyrik geben die, auf alle geistige Erclusivität verzichtend, Nichts beansprucht als gesungen zu sein! In dem Felde dieser die Massen zu sich heranziehenden Lyrik hätte dieser junge Dichter gewiß noch Durchgreifenderes geleistet, wäre er nicht zu früh gestorben. Genial kann dieses Talent — das noch lange nicht gereift war — nicht genannt werden, aber eine warme innige Begeisterung, eine hohe sittliche Reinheit, und Das was man überhaupt die ästhetische Keuschheit im Dichten nennt, zeichnen fast Alles aus was er gesungen. Musikalisch von Grund aus sind seine Gesänge alle. Hier nur ein Gedicht zur Probe:

Ständchen.

Alles rings in tiefem Schweben,
Alles still in süßer Ruh!
Blümelein ihre Häupter neigen:
Solche Blume, schlaß' auch du.

Auf der Liebe zarten Schwingen
Schlafe leih' zu dir mein Sang,
Woh' im Traum dich steh' umringen
Rosenfelig, sehnsuchtslang.

Sternlein schauen mild hernieder,
Rein in unantasteter Pracht,
Rein wie du, und meine Lieder
Wispeln leih' dir gute Nacht.

Schlumm're sanft bis fern am Geume
Goldes steigt die Sonn' empor,
Schlumm're sanft, im holden Traume
Schwebe dir mein Bildniß vor.

Und umweht von milden Lächeln
Blühe dir ein Paradies,
Eingewiegt von zarten Dästen
Schlumm're, holdes Mädchen, süß.

Engel hätten deinen Schlummer,
Halten treulich bei dir Wacht,
Schrecken von dir Gram und Kummer,
Süßes Liebchen, gute Nacht!

Intensiv-poetisch, um Vieles bedeutender sind die Gedichte von Lebrecht Dreves, herausgegeben von Joseph von Eichendorff. Das Beste und Genügendste was zur allgemeinen Vorcharakteristik und Vorengese dieser Lieder gesagt werden kann sagt schon der Herausgeber selbst in seinem einleitenden Vorwort. Die Poesie, so äußert sich dies Vorwort in scharfzeichnender Weise, habe in Deutschland auch ihre Revolution durchmachen müssen. Ein flacher poetischer Liberalismus rief andererseits eine Reaction der Romantik hervor. Allein beide poetische Extreme, vor ihren eigenen Konsequenzen erschreckend (der Liberalismus vor der Revolution, die Romantik vor der Kirche), kamen nicht über die Halbheit hinaus, und jede solche ist unpoetisch. So kam es daß eine jüngste Poesie, über den zaghaften Liberalismus „und eine verbläbte Romantik“ fast hinwegschreitend, sich für radical von Grund aus erklärte und sich schlechthin zur Poesie der Negation alles Positiven erhob. Inzwischen kam das Ding doch noch etwas anders als es der alte festzulegende Liberalismus vermuthet hatte. Eine bisher unerhörte Kategorie that sich jählings auf: das unmaßfirte poetische Proletariat, das nicht mehr schonte, und statt der „Langgehaltelten“ Blüte knollige und ziemlich unbecqueme Früchte trieb. Ein lyrischer Terrorismus war schnell fertig. Allein auch diese „das lügenerische Falsch des alten hohen Liberalismus wacker überbrüllende“ Berserkerlyrik hat sich in aller Geschwindigkeit ihren Pops, ihren destructiven Pops gedreht, bei dem es nicht verbleiben kann. Es ist nicht anders, es muß in dieser sich selbst ohne Raft überstürzenden Confusion noch einmal zurückgekehrt werden zu dem „ursprünglich Feststehenden, zu dem ewig Alten und Neuen“.

Diese Behauptung ist richtig, sehr richtig! Für die deutsche ausgenütherte Jüngstpoesie muß es einen nächsten Fortschritt geben der in der Form einer Reaction auftritt, einer Reaction auf die alte Romantik. In dies hohle, gedankenlose Wortschwallgeltingel muß wieder ein ewiger Inhalt kommen, und einen in diesem Sinne auf die alte romantische Dichtung reagirenden Dichter begrüßen wir in der vorliegenden Liedersammlung, über welche uns mit solcher Ausführlichkeit zu verbreiten wie sie es gar sehr verdient, und der beschränkte Raum entschieden versagt. Nur noch diese bezeichnenden Worte Eichendorff's mögen zum Schluß hier stehen, und ein kurzes Gedicht aus der so reich- und vielgehaltigen Sammlung selbst als Probe.

„Die Aufgabe unser's Dichters“, sagt Eichendorff, „ist mithin ungefähr die der Romantik. Aber vor der glaubensschwachen Zweideutigkeit, welche die Romantiker zugrundegerichtet, bewahrt ihn die Wahrheit und Innigkeit seines Gefühls, vor ihrer Rebelhaftigkeit eine gesunde Sinnlichkeit. Vor

dem aber zeichnet diese lebensfrischen Lieder das Gleichschranken und künstlerische Ebenmaß aus, jenseit stille Geheimniß der Schönheit das die meisten Poeten verschmähen und die Romantiker vergeblich erstreben."

Hier das Gedicht aus den „Liebesfrühlingsträumen“:

Wunderbar aus Waldeschlunde
Steigt Gewitternacht empor,
Schatten ziehen überm Grunde
Und der Wolken finst'rer Chor;
Wein, es ist nicht Waldesdunkeln
Was mich so verworren macht,
Deine tiefen Augen funkeln,
Deine Augen, schwarz wie Nacht.

Ob den nächst'gen Waldesgründen
Blitz auf Blitz erleuchtend steht,
Wie sie brennen, wie sie zünden
Und das Wild erschrocken flieht;
Aber nein, aus Waldesgründen
Sucht nicht also helle Pracht,
Deine dunkeln Augen blitzen
Wetterleuchtend durch die Nacht.

Jetzt aus mader Walde sendet
Sich herab ein Regen still,
Der die durst'ge Blume tränket
Ob' da sie verschmachten will;
Aber nein, was Regen scheint,
Aehren sind es, fliegend saft,
Und beim Aug' ist's das sie weinet
Wild veröhnend durch die Nacht.

Als mitgehörig zu der vorliegenden Partie deutschen Sefangwesens müssen in der Kürze noch folgende drei zur Gattung des Lyrisch-Epischen, der poetischen Erzählung zählende Gedächtnisse angezigt und andeutend berührt werden:

10. Vincentius von Paulus. Ein episch-lyrisches Gedicht von Wilhelm Stens. Köln, Eisen. 1850. Gr. 12. 1 Bht.

schildert und erzählt in würdig-religiöser Ergriffenheit, ohne alle Frömmerei und Schleicherei, den segenvollen Lebenslauf dieses Gottesmannes, wie er tröstend, geistig und sittlich aufbauend, Gottesfrieden und Gottesfreude predigend in hohen und niedern Kreisen segnend gewirkt, bis ihn selbst, den hochaltesten Thätverkünder des Gottes- und Christusworts, ein sanfter Tod erteilt. Ich wünsche der in Darstellung und Schilderung höchst würdig gehaltenen Legende viele Leser. Hier ist keine augenverdrehende Dukkerei, sondern der Thatbestand eines vernünftig-religiösen Gefühls.

11. Engel Agnes. Ein Lied der Liebe von Emil Seippel. Barmen, Langewiesche. 1851. 16. 16 Rgr.

Ist die alte traurige oftgehörte Geschichte der Agnes Bernauerin, in nicht üble Reime gebracht. Endlich.

12. Die Künste. Epilus poetischer Erzählungen von Wilhelm Gabriel. Hamburg, Sowien. 1850. 8. 12 Rgr.

Was das nur 46 Seiten voluminirende Broschürchen bedeuten will, mag uns der Autor im Epilog selbst andeuten. Er sagt:

In Epischen aus dem Künstlerleben
Sind hier die schönen Künste hingestellt.

(Poesie, Malerei, Musik, Sculptur und Architektur; Schauspielkunst und Langkunst.)

Wie jede schon den Erdenpfad erhellt,
Wollt' ich sie noch mit Poesie umgeben.

Damit ist es nun allerdings nicht allzu weit her; in dessen Idee und Absicht sind gut, und somit sagen wir auch diesem letzten unserer diesmaligen lyrischen Rokifaner einen loyal-ankennenden Abschiedsgruß. 39.

Notizen.

Das projectirte Bibliothekgebäude in Paris.
Man geht gegenwärtig in Paris mit dem Plane um auf dem Pantheonplage ein eigenes großartiges Bibliothekgebäude zu errichten. Auf einem Räume von 34 Mètre 75 Centimètre in der Länge, und 21 Mètre in der Breite soll sich ein Gebäude für 1,500,000 Francs erheben, in welchem ein einziger Saal außer 95,000 Bänden noch 400 Leser bequem wird fassen können; dieser Saal soll zu jeder Tageszeit geöffnet und mit allen Bequemlichkeiten versehen sein. Der designirte Baumeister Henri Labrouste hat das Parallelogramm zur Grundform des neuen Gebäudes bestimmt. Durch ein massives Portal von Bronze tritt man nach seinem Plane in eine Vorhalle, welche mit Büsten und Malereien ausgeschmückt ist. Links und rechts befinden sich die Gänge für die Doubletten, die Kupferstiche und Manuscripte, im Hintergrunde eine große Doppelstiege, welche mit einer Copie von Raphael's „Schule von Athen“ geschmückt ist. Dieses Gemälde, welches 1848 auf der Kunstausstellung mitausgestellt war, ist eines der Univerwundeten. Sieben Kugeln durchlöcheren es; der Maler Balge hat diese Verletzungen mit bewundernswürdigem Talente wieder geheilt. Die Namen der Schriftsteller und Weisen aller Nationen sollen die Zwischenräume der Bücherstallagen zieren. Außerdem ist Desgoffe mit der Malerei der Zimmer beauftragt. Das ganze großartige Werk soll binnen sieben Jahren vollendet sein, und würde dem Pantheonplage eine neue Stierde verleihen.

Statistische Notizen über den französischen Buchhandel.

Die Gesamtzahl der in Frankreich im Jahre 1850 erschienenen Druckschriften, Bücher und Broschüren aller Art beträgt 7208. Davon sind 4711 in Paris, 2480 in den Departements, 37 in Algerien gedruckt worden. 1360 Werke und Schriften sind Abdrücke oder neue Auflagen. 5848 können als Neuigkeiten angesehen werden. 6661 sind in französischer Sprache, 68 in verschiedenen Idiomen der Provinzen Frankreichs, 53 in deutscher Sprache, 61 in englischer, 2 in arabischer, 51 in spanischer, 83 in griechischer, 9 in hebräischer, 16 in italienischer, 165 in lateinischer, 14 in polnischer, 16 in portugiesischer, 4 in rumänischer, 1 in russischer, 2 in türkischer und 2 Bücher in mehrern Sprachen geschrieben. Unter den 7208 Werken sind 231 zum Theil neue Journale begriffen die im Jahre 1850 erschienen sind; 79 davon sind in den Departements gedruckt und erschienen, 73 sind lithographirt worden. Ferner sind 2697 Stiche und Lithographien im Laufe des vergangenen Jahres in Frankreich veröffentlicht worden, nämlich 122 geographische Karten und Pläne, 579 Gesangstücke und 625 Instrumentalmusikstücke.

Statistik der Gesetzgebenden Versammlung in Frankreich.

Ein Mitglied der französischen Legislative hat sich die Mühe gegeben folgende Statistik derselben auszurechnen. Sämmtliche Mitglieder der Versammlung haben zusammen im Juni 1850 ein Alter von 35,813 Jahren gehabt. Within wird die Versammlung jedes Jahr 750 Jahre und jeden Tag 2 Jahre und 20 Tage älter. Als Durchschnittsalter ergibt sich für jeden Deputirten 47 Jahre 5 Monate 2 Tage 6 Stunden. 20 sind in der Wirklichkeit 25—30 Jahre alt, 162 stehen zwischen 30 und 40 Jahren, 316 zwischen 40 und 50 Jahren, 189 zwischen 50 und 60 Jahren, 53 zwischen 60 und 70 Jahren, 9 zwischen 70 und 80 Jahren. Einer ist älter als 80 Jahre, nämlich der Abgeordnete de Keratry, der 1769 geboren ist. Der jüngste ist Hochstuhl, geboren am 16. October 1823. Die Versammlung zählt nicht weniger als 43 Minister in ihrer Mitte; sie hat 23 Gesandte an fremden Höfen, 22 Mitglieder des Institut, 6 Vice- und Contreadmirale, 34 Generale, 32 ehemalige Paars, 110 ehemalige Mitglieder der Deputirtenkammer inschaufgenommen. Von den 900 Mitgliedern der Constituante sind nur 330 wiedergewählt, dagegen 570 nicht wiedergewählt worden. 2.

Adam Dehleschläger.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 86.)

Dehleschläger war nun 16 Jahre alt und sollte confirmirt werden; ein Versuch ihn zum Kaufmann zu bilden mißglückte, und so wurde die Bahn der Studien fortgesetzt. Er lernte Griechisch.

Es ist keine Frage — sagt er bei diesem Anlaß — daß, wenn Knaben mit lebhafter Phantasie und Gefühl *τὸν λόγον* lernen sollen, sie im Allgemeinen jedes mal Prügel bekommen müssen, wie Thiere wenn sie Kunststücke lernen sollen.

Doch vereinigten sich bei ihm bald Liebe und Poesie mit den Römern und Korinthern. Kratter und Kogebue, Spieß und W. Weber wurden seine Heroen, Lafontaine sein Abgott. Zu Letzterm zog besonders die Leichtigkeit des Verständnisses seiner Sprache, die dem jungen Ausländer schmeichelte. Schröder gefiel ihm weniger, Jünger ward ihm gleichfalls leicht; Beaumarchais schien ihm nur kalte Wiße zu serviren, die beuweitern nicht so sein waren wie sie damals gefunden wurden. Im Lustspiel ergrieten ihn die vaterländischen Dichter Wessel, Falssen, Dlusfen, Thaarup immer noch am meisten, wie Dies natürlich ist; aber auch für Samsøe, Brun, Zetly, Sander schwärmte er; und schrieb allen diesen wie den deutschen Dichtern nach. Man sieht daß sich dem jungen Geiste ein weites Feld offen legte, und wird un schwer erkennen welch einen großen Vorsprung der Besitz zweier Sprachen und Literaturen, wenn auch eng verwandter, einem solchen Geiste gewähren mochte. Die gelehrte Laufbahn sagte ihm jedoch wenig zu; er sprang plötzlich mit beiden Füßen, dichtend und darstellend nämlich, in die Schauspielerewelt über, deren Schein und Sein er denn nun während eines Jahres vollauf kennenlernte. Aus dieser Epoche gewähren seine Schilderungen berühmter Schauspieler und Sänger, wie Rossing, Heger u. A. m., mannichfaches Interesse. Für Deutschland hätte dies Capitel jedoch einer Abkürzung bedurft, wenn auch die Anknüpfung an Baggesen, der mit Thaarup die Regie versah, auch diesseit der Eider ihr Interesse geltendmacht. Der Verfasser macht nun die folgentreiche Bekanntschaft mit den beiden Dersted, entzagt kurzweg dem Theater und übergibt sich von

neuem der Wissenschaft und absolvirt das Examen artium. Jetzt, 19 Jahre alt, machte er erst Goethe's Bekanntschaft, der damals in Dänemark für einen überspannten Schwärmer galt, der ruhige Leute dazu bringen sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen! Sein „Werther“ war verboten, sein Name wurde mit Grauen genannt, seine Werke theilte man sich mit, wie Gift und Pulver, verschlossen, vorsichtig; ja selbst Sander nannte ihn ein Genie das sich selbst mißbrauche. Dergleichen erscheint doch heute kaum glaublich! Ganz anders war der erste Eindruck von Schiller's Werken; die Mängel wurden nicht erkannt, Begeisterung und Ehrfurcht blieben um so ungetrübttere Erfolge dieser Lecture. Durch die enge Verbindung mit Steffens, mit dem unser Autor fast zwei Jahre lang zusammen lebte, ward er in die Lief-Kovalis-Arnim'sche Kunstschule eingeweiht und war nun zu dem Berufe den er in sich fühlte, ein Vermittler zwischen dem deutschen und dem nordischen Literaturgeiste zu sein, vollständig herangereift. Er schrieb und dichtete deutsch, und von jetzt ab (1803) entstand jene lange Reihe von Werken, die theils deutsch, theils dänisch zuerst das Licht der Welt erblickten, in kurzer Zeit aber beiden Literaturen mit gleichem Rechte angehörten.

Die Entstehungsgeschichte und die Geschichte dieser Arbeiten: „Freia's Altar“, „Aladdin“, „Baulundurs Saga“, „Thor's Reise nach Jothunheim“, „Jesus in der Natur“, „Hakon Jarl“ u. s. w. bilden den Hauptinhalt der letzten Hälfte des ersten Bandes, reich gewürzt mit literarischen Urtheilen, leichtem Charakterzeichnungen künstlerischer Berühmtheiten und einem unterhaltenden Anekdotenschatz, der die „Zeit und ihre Sitte“ trefflich malt. Dem Geiste des Verfassers blieb das schöne Besigthum, auch als Mann wie ein Jüngling genieszen zu können und Kunst und Reflexion beim Genuß völlig zu vergessen. Die Mehrzahl seiner Kunsturtheile beruht auf dieser Eigenthümlichkeit seines Geistes; was ihnen an Strenge der Kritik abgeht ersetzen sie durch ein gewisses naives Kunstgefühl, das oft, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf trifft. So sagt er von „Werther“ und „Göz“, sie hätten ihn hingegriffen durch die Schilderung des „Schönen im Unglück“, und die Geistesverirrungen Werther's seien Nothwendigkeiten, wie die Wolken es seien um das Farben spiel der Morgen- und Abendröthe zu erzeugen. Von

Jean Paul, den er lange Zeit nur schwer verstand, sagt er: „Seine Charaktere erinnerten mich oft an das Bild eines Königs, das ich als Kind gesehen, und das, wenn man es näher besah, aus lauter kleinen Sechsen bestand, und doch war es ähnlich.“ Als Kritiker selbst hält er sich an den Goethe'schen Spruch von der Nothwendigkeit der Freude, der Lust, der Theilnahme an den Dingen, welche allein das Reale in Sachen der Kunst darstellen und gegen welche alles Andere eitel ist. Er kämpft daher auch unausgesetzt, sowohl gegen Thaarup und Pram wie gegen Steffens und die jungen Romantiker, für Schiller, und besteht für ihn nicht wenig Fährlichkeiten. „Wenn ich einem deutschen Unteroffizier sage“, rief Pram einmal aus, „du sollst mir einen «Wallenstein» schreiben, und der Schlingel es nicht in 24 Stunden ebenso gut fertig bringt, so verdient er Stoßprügel.“ Dehlenschläger brach in ein Lachen aus. „Lieber Pram“, rief er, „und wenn man dich todtschläge, du könntest nicht eine einzige Scene darin schreiben.“ „Das ist möglich“, erwiderte Jener, „ich spreche auch nicht von mir.“ Vorzüglich bildend wirkte fortwährend der Umgang mit Dersted und mit Steffens auf den Autor, der Erstere durch Erweiterung seines Wissens, der Letztere durch Kritik und unablässiges Disputiren. Von ihm sagt der Verfasser:

Ich habe Niemand mehr geliebt als Steffens, und er verdient es, denn er war im hohen Grade liebenswürdig, phantasiereich, verständig und gefühlvoll. Er äußerte keine Ansicht in der ich in reifern Jahren nicht etwas Wahres und Schönes gefunden hätte, und erscheinen seine Aeußerungen auch zuweilen übertrieben, so muß man Dies theils der Natur der Opposition zuschreiben, die leicht verleitet wird zu weit zu gehen, theils seiner feurigen Jugend. Seine Ehrerbietung und Liebe für die Poesie aber gewann ihm mein Herz . . . ich konnte es nicht ertragen die Poesie als eine hübsche Nebensache behandelt zu sehen.

Unter den zahlreichen allerliebsten Jüngen welche der Autor aus dieser Epoche von Rahbek, Wessel, Ewald, Baggesen — der um diese Zeit Dänemark verließ — und von vielen andern namhaften Personen erzählt, heben wir eine Begebenheit hervor die ihm und Steffens begegnete. Während der zwei Sommer die er mit Jenem auf der friedrichsberger Allee wohnte litt Dehlenschläger häufig an Alptrüben, das ein stehender Traum von einem mit blankem Dolch heranschleichenden Räuber begleitete. Gewöhnlich stand er dabei leise auf, um dem Räuber den Dolch von hinten zu entwinden, erwachte in diesem Act und schlief dann ruhig weiter. In einer Nacht jedoch weckte er seinen Schlafgenossen mit dem entsetzlichen Geschrei: „Räuber, Räuber — sie ermorden mich.“ „Allmächtiger Gott“, rief Steffens, sprang auf und stürzte in dem stockfinstern Zimmer über mich hin. Ich erwachte, stöhnte und seufzte: Ach, es war nur ein Traum. Nun aber war die Reihe des Phantastirens an Steffens gekommen. „Das ist, hol' mich der Teufel, gleichgültig“, schrie er; „ich muß Gewißheit haben — ich hole meinen Säbel!“ Er stürzte ins andere Zimmer, schlug Licht an und kam mit gezogenem Degen und drohender Miene zurück. Ich rief: Steffens sei

doch vernünftig! Umsonst, er wüthete fort. „Ganz gut“, rief er endlich, „aber es ist doch zu toll solche Träume zu haben; besonders wenn die Läden fest geschlossen sind.“ Ich versprach endlich mich künftig vernünftigerer Träume zu befleißigen.“ Und wirklich erzählt der Verfasser hienächst zwei wahrhaft poetische Träume aus dieser Periode, in welcher die kriegerischen Rüstungen der kopenhagener Jugend gegen die Engländer bald eine große Störung hervorbrachten. Dehlenschläger ward Fahnenjunkter beim Leibbataillon, ohne indeß große Thaten zu verrichten. Durch „Aladdin“ wurde inzwischen sein Name in weitem Kreise bekannt, und während er in dem Studium der nordischen Dialekte und Sagen vertieft, mit Thormaldsen und Abildgaard im Verkehr, der Außenwelt fast vergaß, erfuhr er plötzlich daß seine Poesien im Hause des Ministers Grafen Schimmelmann (Schiller's Beschützer) beliebt, und daß man dort genügt sei Etwas für den jungen Poeten zu thun. Er machte der Gräfin einen Besuch, und es war Dies wol seine erste Berührung mit Dem was man die vornehme Welt nennt, und seine Schilderung desselben malte das naive Erstaunen desselben Mannes über die ganz neuen Entdeckungen in dieser bis dahin ihm ganz unbekanntem Welt. Die Gräfin (Charlotte Schubart) entzückte ihn; den Minister schildert er folgendermaßen:

Er war klein, mager, häßlich und schielte mit dem einen der kleinen dreieckigen Augen, war postennarbig und schnupfte mit größter Nachlässigkeit stark Tabak. Ich fragte fast über diese Häßlichkeit, aber kaum hatte er einige freundliche Worte gesprochen als sich das schönste, freundlichste Wesen über dem Gesicht ausbreitete, und das eine Auge welches nicht schielte mit so ehrlicher, tiefer Menschenliebe in mein Herz lächelte daß ich glaubte — Sokrates zu sehen! u. s. w.

Die Folge dieser Bekanntschaft war ein Antrag um ein Reisestipendium, das Schimmelmann antrug und worauf Dehlenschläger im August 1805 mit 100 Thalern, die der Vater vorschoss, nach Deutschland abreiste.

Hiermit beginnt der zweite Band der „Lebenserinnerungen“, welche uns zunächst den nun selbständigen jungen Poeten im Kreise seiner deutschen Freunde und Vorbilder zeigen. Der deutschen Sprache war er nun zwar wol mächtig; allein es begegneten ihm doch zuweilen seltsame Verstöße, so z. B. als er in Reichardt's Hause in Giebichenstein von einer „Gemse“ gestochen zu werden fürchtete, statt von einer Bremse. Das Stipendium kam indeß, und wir sehen den Verfasser zuerst mit Reichardt, Steffens und Schleiermacher in engster Berührung zu Halle. In Lauchstädt besuchte er mit Steffens zum ersten mal Goethe, der den „Aladdin“ kannte, und den Monolog des Nureddin lobte. „Will ich einen Dichter rasch kennenlernen“, sagte er, „so lese ich einen seiner Monologe; darin spricht sich sein Geist fogleich aus.“ Der Verfasser war von diesem Besuch entzückt; Steffens aber schalt auf Goethe's Bornheimthueri. Er hatte auf eine Einladung gerechnet, die aber nicht erfolgte. Der Autor sagt:

Ein merkwürdiger Zug in Goethe's Charakteristik ist es daß, als ich einige Monate später das Glück hatte sein Herz

ein Missling zu gewinnen, er mir gestand daß er uns damals gern eingeladen hätte und nicht wisse warum es nicht geschehen sei. Es war indeß geschehen aus einer Art von Geiz auf Freundschaft, aus einer Knuserelei, aus Furcht auf einmal zu viel draufgehen zu lassen.

Die Bilder von literarischen Größen welche jetzt nach und nach in die Scene treten sind mit unverkennbarem Geiß entworfen. So heißt es S. 10:

Wahim von Kraim besuchte Reichardt's auch in diesem Herbst. Er hatte kurz zuvor mit Veratano sein „Wunderhorn“ herausgegeben; Reichardt las uns daraus vor. Wahim's edle Gestalt und sein schönes Gesicht, seine Liebe zum Mittelalter machten ihn mir lieb, obgleich seine eigenen Arbeiten mir nicht schmecken wollten; — sie waren noch zu — inhaltlos. Nun hing ich auch wieder an mehr der Gegenwart zu leben, so die Phantasie von dem Mittelalter ab und liebte wieder Kräftig und die ihm folgende Gefühlperiode. Man nannte damals vielveränderte Vorurtheile Verstand und viel Fades Gefühl; liebte jede elende Phantasie die nur den Rittermantel über die Schulter warf, und nannte jedes Gefühl — eine moderne Affectation. . . . Einmal lagst bei Steffens fand ich einen hübschen, lustigen Mann, der den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete. Er erzählte viel und gut — doch nicht so gut wie Rahdel; Steffens verhielt sich schweigend. Ich nahm ihn beiseite: „Wer ist der Mann?“ Das ist Lafontaine, was die Antwort. Lafontaine, der mit so viele Thränen gekostet, der meine sentimentaln Gefühle entwickelt, gepflegt, genährt hatte — dieser Mann, ein lauter lustiger Gesellschafter! Dies Doppelwesen gekel mir nicht, und die Unmöglichkeit im wirklichen Leben den Ton seiner Schriften fortzusetzen trieb mich handgreiflich wie unnatürlich und überspannt der Schriftsteller war. Ein wahrhaft schöner Geiß braucht sich in der Gesellschaft der Menschen nicht so zu verwandeln.

(Der Beschluß folgt.)

Personenliebe und Eigenschaftsliebe.

Jedermann weiß daß es Personen gibt und Eigenschaften derselben, daß die letztern ein Gesamtbild der Ersten liefern, daß sie aber nicht für sich in der Welt herumflattern, sondern an einer Person erkannt sein wollen, und gesetzt auch sie ließen sich einfangen für besondere Betrachtung, doch immer nur ihren wahren Werth durch Verbindung mit Persönlichkeit behaupten, und ohne diese, z. B. Schönheit einer Statue, Kunstverrichtung einer Maschine, ganz etwas Anderes sind für Bewunderung und Hochschätzung; ja daß ein bloßes Zusammensein gewisser Eigenschaften nicht das Wesen des Menschen ausmacht dem sie angehören, sondern nur als Hülle oder Entstellung seiner Persönlichkeit gelten darf, welche mehr ist als sie, und ihnen Bedeutung und lebendigen Gehalt ertheilt.

Eine tiefe Liebe wird demnach nicht auf bloße Eigenschaften, die auch Tugenden zukommen können, nicht auf bloße von Verhältnissen abhängige Einbrüche, sondern auf persönliches Wesen und dessen verborgene Hülle gerichtet sein; außer bei Weltleuten welche die Schale höher schätzen als den Kern, und bei Hegel'schen Philosophen welche den Begriff als Kern, und dessen Denker als Schale betrachten.

Dennoch gebört eine persönliche Liebe zu den seltensten Dingen, was nicht Jeder weiß, und sich dann verdeckt was er sehen sollte.

Die Menschen lieben schöne Kleider, Geld und Gut, Paläste, Reß und Wagen, auch Verstand, Kunstgeschick, also Tugenden und Eigenschaften. Dem Menschen verkennen die Menschen und fühlen sich selten von ihm angezogen.

Männer lieben Frauen und diese umgekehrt Jene, es ist die Eigenschaft des Geschlechts welche die Geschlechter ver-

einigt, und ohne sie würden die Herzen kalt und die Augen matt.

Selbst Gott wird von den Menschen wegen seiner Eigenschaften geliebt, wegen Barmherzigkeit, Güte, Gerechtigkeit, wegen der Wohlthaten die das Leben ihm dankt, und wodurch es zu einer frommen Bekannung sich verbunden achtet.

Darin liegt gerade nichts Unrechtes; denn was wäre das Leben ohne Genuss von Gütern, was wären die Menschen ohne Eigenschaften des Verstandes, der Munterkeit, des Kunstgeschicks; was wäre die Gottheit ohne Güte und Weisheit, oder gar voll Barm, Rache und Hass?

Liebe indeß als persönliche Theilnahme und Hingebung ist noch etwas Anderes; sie liebt auch wenn Eigenschaften verlorengehen, z. B. Jugend, Munterkeit, Bisps sie besteht im Wandel der Zeiten, der Gaben, der Verhältnisse, sie erfrischt aus der zweiten Persönlichkeit stets die eigene, bloß durch ihr und ein Band welches die Verbindenen in Einsen, welches Gegenseitigkeit zur Grundlage alles Empfindens und Willens gemacht. So daher diese Welt fehlt, wie bei Fürsten, vornehmen Leuten, im Bewusstsein und Niedrigern, da fehlt auch persönlich die höchsten zu ihres Gleichen satzenden mag, bei nur auf Eigenschaften, auf Brauchbarkeit, Dienstfähigkeit, Unterhaltungsgabe, Kunstfertigkeit, sich bezieht. Darum sind tapfere Krieger, unermüdete Geschäftsmänner, wichtige Herren, Schauspieler, Sänger, Tänzer und Maler an Höfen beliebt.

Ist Charakter eine Eigenschaft? Man könnte sagen, es sei das Ganze aller Eigenschaften, und doch lassen sich viele derselben in einem Menschen ohne Charakter vereinigt denken. Der schlechte Charakter verdirbt lobenswerthe Eigenschaften, der treffliche ist erkennbar auch ohne diese, obwol dadurch nicht eben beliebt. Nur vollen Liebendwürdigkeit müßte man daher außer mancherlei gefälligen Eigenschaften einen guten Charakter stets voraussetzen, und wenn dieser fehlt, nur von einer halben, durchbrochenen, mangelhaften Liebendwürdigkeit reden.

Es gibt aber auch eine von Charakter und Eigenschaften unabhängige Liebe, eine blinde Verliebt, eine bloß das persönliche Dasein als solches erfassende, mit sich verschmelzende, wie Liebe Gottes zu Geschöpfen, Liebe des Weltverführers gegen die sündige Welt, Liebe der Weltmutter gegen Kinder. Sie bleibt unverwundlich bei aller Nichtentgegnung, bei Ungehorsam, Treue, Unzufriedenheit. Sie kümmert sich um Schönheit und Fähigkeit, Verstand und Dummheit, Geschick und Ungeschick. Selbst Kalibane, Bödsinnige werden von ihren Weltmutter — oft mit besonderer Wärme — geliebt.

Ähnlich einer solchen Liebe ist die eheliche in ihrer vollendeten Gestalt. Sie beginnt mit Geschlechtereigenschaft, Schönheit, Anmuth, geht fort, wenn die Charaktere im Einklang stehen oder ihn allmählig finden, löst sich ab von diesen Anfängen und Fortgängen, bei Krankheit, Altersschwäche, erhält sich in Erinnerungen und wird mit solchem Hintergrunde oft reinpersönlich. Ein schlechtes eheliches Band dagegen zerfällt mit dem Verlust der Eigenschaft, der Jugend, der Schönheit, mit Entdrängung und bleibendem Rückgang der Charaktere, und Erinnerung wie Reinpersönliches bleiben dawider machtlos.

D seltene Liebe Deter die lieben trotz Allem und um Nichts! Werken sind Freunde in der Noth, weil die Noth Eigenschaften abstreift, mit dem Glückselig Heiterkeit, leichten Mitgefühl des Daseins, statt deren Unnehmlichkeit Hülfsgehr, Klagen und Thränen belästigen. Schon Jugend, als eine Eigenschaft die viel Anderes einschließt, gewinnt reichere Liebe als das Alter, welches in seiner Beschwerde darüber vergißt daß es Eigenschaften verlor denen die Liebe galt; daß eine nackte Persönlichkeit noch Befegen des Weilsaßs besser mit sich selber verkehrt als mit Andern. Menschen zeigen sich im Leben wie vor der Bühne, sie bekränzen und lieben den Tänzer und Sänger — solange er tanzt und singt.

Wer mit rechter Weltweisheit ins Leben hineinginge, müßte suchen sich Massen von Eigenschaften anzubilden. Gaben der Geburt und Natur hat er nicht in seiner Gewalt, also keine vornehme Abkunft und Erbgüter, keine Schönheit des Körpers und der Stimme; aber alles zu Erlernende ist ihm freigegeben, Kunstgeschick, angenehme Mittheilung, Gefälligkeit im Umgange, Unanständigkeit im äußern Betragen, worin die gute Lebensart besteht. Hätte Jemand viel Gaben der Geburt und Natur, auch viel Erlernbares und Angebildetes mit einander, so wäre er allgemein beliebt und geliebt. Abenteuerer, die wenigstens aus Noth gewisse Gattungen des Erlernbaren sich anzueignen gezwungen sind, erobern die Reizung der Reizen, nicht bloß des schönen Geschlechts. Strenge Sittenrichter tadeln wol solchen Ungeßmack, und vergessen daß sie zwar nicht das Unmögliche wollen, aber doch das Seltenste: eine Liebe des bloß Persönlichen, ohne Beigabe und Bekleidung wohlgefälliger Eigenschaften.

Letztere werden außerdem stark bestimmt durch Stand und Rang des Eigenschaftsträgers. Ihr Höchstes, der Thron, wirkt daher am entschiedensten. Jeder Sultan und König ist beliebt wenn er nur nicht köpft und spießt, oder einsperrt oder ausschließt. In Europa hat die Französische Revolution dies Gesetz der Menschheit etwas verwirrt, den Stand des Könige unabhängig gemacht; seitdem weiß die Unterthanenliebe sich nicht zu helfen, geräth in Abwägung der Eigenschaften, in Vergleichen ohne Throngewicht, zerstört dadurch ihr innerstes Wesen, dessen Selbständigkeit weder Kritik noch Vergleichung in sich aufnehmen darf. In Frankreich sollte Ludwig Philipp erworben was seine Herrschaft ihm hätte schenken müssen, und verlor sie. Besser haben es andere Herrscher, der König oder die Königin von England, der russische Zar, mit Ausnahme französischgefannter Polen, ehedem deutsche Fürsten, ja selbst die betriittelten Königinnen von Portugal und Spanien.

Des Adels feste Geburtseigenschaft wirkt Liebe bei Adligen und Bürgerlichen. Ihr dankt Fürst Pückler neben andern Eigenschaften einen guten Theil der Buneigung seiner Leser, wenigstens erhält sie dadurch ein breiteres Fußgestell. Ihn, den Lebenden, nicht den Verstorbenen, empfängt Mehmet-Ali freundlichst in Aegypten, und Bettina widmet ihm ihre Goethe-Briefe. Wie gefeiert und beliebt waren einst die Grafen Stolberg im göttingischen Hainbunde unter Dichterbrüdern!

Ein Bürgerthum welches Nichts ist weil er Allen angehört, gewährt auch Nichts; dennoch zieht das Bürgerthum derselben Stadt, desselben Landes die Menschen zueinander. Außerdem beruht viel auf Amt, Gewerben und sonstigen Verhältnissen. Polizeibeamte und Scharfrichter werden sich geringselbte Liebe rühmen, mehr die Krämer und Bierwirthe. Handwerksleute lieben sich von selbst durch Geschäfte und richtige Zahlungen, heißen sich Freunde; es gibt beliebte Schneider, Schuster, Haarkräusler, Barbierer und Kaminlehrer.

Jede Facultätswissenschaft erteilt ihren Pflegern gewisse Eigenschaften für Gefallen oder Mißfallen. Theologie läßt Herzen gewinnen durch Frömmigkeit, Redegabe, und man hat dadurch zu Zeiten Männer wie Lavater mit liebevoller Bereberung überschüttet gesehen. Orthodoxie ist Manchen die beste Empfehlung, Andern nicht, sowie mystischer Hang und Rationalismus sich Freunde erwerben und Gegner, und verschiedene Aufnahme finden in Bremen und Braunschweig.

Dornenwege der Rechtswissenschaft, gerichtliche Streitigkeiten, Anklagen, Strafurtheile, erzeugen kaum lebenswürdige Eigenschaften, wiewol das bürgerliche Bedürfnis zu ihm seine Zuflucht nimmt und dann bei rechter Hülfe den Helfern Gewogenheit schenkt. Verreisung und Verkündung in Rechtsformen möchte wenig Reizung erwerben, oder sie müßte aus entschieden rechtlichem Charakter hervornachsen.

Ärzte machen sich von selbst beliebt, werden Hausfreunde für Winter und Sommer, gegen Husten, Schnupfen, Nervenleiden. Was außerdem ihren Facultätsstand unterstützt ist ungewiß: ob Derbheit, Sanftmuth, Ernst oder Scherz; der Ge-

schmack dafür wechselt, doch ein geschickter Heilkünstler wird schon deswegen von Gesunden gern gesehen, weil sie krank werden können.

Philosophie wird mehr gekostet als gesucht. Sobald in zwischen ein System ausgebreiteten Ruf gewinnt, ist es für die Freunde desselben eine Wurzel ihrer Liebe. Anhänger verschiedener Systeme fahren auseinander und haben ihre Abneigung oft genug in Schriften dargelegt. Im Allgemeinen macht eine dürre Philosophie, weniger beliebt als eine grüne; die französischen Encyclopädisten eroberten die Gemüther ihrer Zeit, während man jetzt in Deutschland vor ihnen sich bekrummt und segnet.

Philologie, Geschichte; Mathematik bewegen sich in einem Kreise welcher den Reizen zu fern liegt um Liebe zu erwerben oder zu verderben. Unterstützt durch andere Beigaben, können sie gefallen in akademischen Reden, Taschenbüchern und Romanen. Besser als die Facultäten finden die freien Künste Eingang bei der Welt. Dichter bezaubern durch Lieder, Tonkünstler durch schmeichelnde Melodien, Maler durch Farbengebung und Natürlichkeit der Gesichtszüge, Lebensscenen, Landschaften. Alle sind mit ihrem Bestreben an das Ergögliche hingewiesen, und über jedweder Ergöglichkeit wuchert eine Liebe, sogar über Belustigung ohne ästhetische Grundlage, über Kartenkunst und Taschenpielererei.

Heldenmuth und Heldenthaten erobern Königreiche und Herzen. Darum war Napoleon so geliebt von den Seinigen, von Frankreich, über das Meer hinaus bis nach St.-Helena. Bloß die Deutschen wurden irre in ihrer Liebe, weil er übermäßig an ihnen zum Helden werden wollte, an ihren Regenten, ihren Glücksgütern, ihrer Sprache und Bildung.

Im Allgemeinen erreichen Frauen leichter die Lebenswürdigkeit der Eigenschaften als Männer, weil das Sanfte besser gefaßt als das Harte, und es ist oft schwerer zu begreifen warum sie nicht geliebt werden als das Gegentheil. Jugend überbietet allemal das Alter unter sonst gleichen Umständen, auch schon durch den Mangel der Erfahrung, da diese in sich selbst unliebenswürdig ist und ihre Eigenschaft dem Erfahrenen mittheilt.

Die Christus im Sinne der höchsten göttlichen Liebe spricht: „Liebet eure Feinde“, wie er hinzusetzt (Luk. 6, 32): „So ihr liebet die euch lieben, was Dankt habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber“, so spreche man im Sinn der höchsten menschlichen Liebe: „Liebet euern Nächsten, auch wenn er keine gefallenden Eigenschaften besitzt, ja sogar wenn seine Eigenschaften euch anwidern; denn so ihr liebet die Eigenschaften welche euch gefallen, was Dankt habt ihr davon? Solches thun auch die Lieblosen und freuen sich an Demjenigen was sie ergötzt.“ Das Höchste des irdischen Daseins ist eine uneigennütige Liebe, und diese ist unabhängig von Eigenschaften, vom Range, Alter, Geschlecht, und währet bis in den Tod. Aber das höchste Irdische ist so selten im Leben als das Christlich höchste Ueberirdische, und jenes wäre gleichsam ein Vorbild des letztern. 23.

Literarische Notiz.

Französische Liebesbriefe.

Unter den neuesten belletristischen Erscheinungen in Paris befinden sich „Lettres d'amour, par M. Julien Lemer“, eine in einem Bande enthaltene Sammlung der angeblich berühmtesten Liebesbriefe oder chefs d'oeuvre zärtlicher Correspondenz, eine Gattung der Schriftstellerei in welcher Frankreich stets hervorgetragt hat. Daß Heloise, Rinon de l'Enclos, Marmoselle de l'Espinaffe, Rousseau und Mirabeau befragungspflichtig gemacht worden sind war zu erwarten. Daß aber süße Briefe von Branger, P. L. Courier, Jules Sandeau und Arsene Houssaye in Aussicht gestellt werden ist jedenfalls eine angenehme Aussicht, zumal die Ankündigung zu verstehen gibt daß die fraglichen Briefe „vollendete Thatsachen“, mithin keine Erfindungen seien. 31.

Mittwoch,

Nr. 97.

23. April 1851.

Adam Dohlen schläger.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 96.)

Mit Schleiermacher bildete sich ein eigenthümliches Wechselverhältniß; Dohlen schläger hörte Griechisch bei ihm und lernte Griechisch, wogegen er ihn Dänisch und die nordische Mythologie lehrte. Bei Wolf wurde Archäologie und bei Steffens Naturphilosophie gehört. Die Lücken in der strengwissenschaftlichen Bildung unsers Autors füllten sich so allmählig aus; ein Mann von strenger Doctrin wurde Dohlen schläger jedoch niemals, es scheint ihm hierzu doch an Stetigkeit gefehlt zu haben. Mit Steffens kam es in dieser Zeit trotz der herzlichsten Freundschaft oft zu heftigen Scenen, vorzüglich wegen Schiller, gegen den Steffens in beständigem Zorn war. So las er einmal, einem jungen Schweizer zu Ehren, den „Zell“ vor. Auf einmal mitten in der Vorlesung warf er das Buch auf die Erde, sprang auf und rief: „Rein, Das kann ich nicht länger aushalten!“ „Ich sah daß dieser Ausbruch eigentlich mir galt und ging auf mein Zimmer. Wie vorausgedacht, folgte Steffens mir bald nach, und da ich nicht öffnete, schlug er die Glasthüre ein, trat ein und fragte erbittert: ob ich ihn aus seinem eigenen Hause verdrängen wolle?“ Die Scene schloß mit Thränen und Abbitte; der wunderbaren, leichtbeweglichen, poetischen, liebenswürdigen Natur Steffens' aber läßt der Autor alle Gerechtigkeit widerfahren.

In dieser Zeit war Dohlen schläger's „Hakon Jarl“ erschienen, die dramatische Arbeit auf die er nach Allem doch das meiste Gewicht zu legen scheint. Die unendlich lobenden und anerkennenden Urtheile, die wir von Freund und Feind über diese Arbeit — die heute kaum noch dem Literarhistoriker von Fach bekannt ist — vernehmen müssen, zeigen den Biographen von seiner schwächsten Seite. Eitelkeit, große Selbstliebe und Mangel an gründlicher kritischer Bildung sind in dieser Beziehung bei ihm so wenig zu erkennen als in seinen poetischen Arbeiten selbst eine gewisse Zerfahrenheit und der Mangel an sicherem Geschmack, durch den er bei jeder Gelegenheit in Das verfällt was einer seiner Kritiker mit einem prägnanten Ausdruck „Dohlen schläger'sche Lapserien“ nannte. An solchen fehlt es denn auch in dieser

Selbstbiographie keineswegs, ja die ganze italienische Reise im vorliegenden zweiten Bande ist als ein solcher Lapsum pennae füglich zu bezeichnen. Wir sind weit entfernt den Verfasser in irgend einem seiner Verdienste herabsetzen zu wollen: allein wenn er die Geschmacklosigkeit hat sich selbst auf fast jeder Seite als einen jungen hervorragenden Dichter zu bezeichnen, dies Urtheil über sich selbst mit Brieffragmenten seiner Verwandten und seiner Freunde zu belegen; wenn er, um nur Eins und das Andere zu erwähnen, bei Ersteigung des Nigi in der Schweiz seinen Führer fragen kann ob er hier wol höher sei wie auf dem Strasburger Münster, indes doch jeder Reisende von einiger Bildung weiß daß der Nigi ungefähr soviel tausend Fuß mißt als der Münster hundert; wenn er, von Italien scheidend, höhntisch ausruft: „Nun sieh zu wie du mich wiederkriegst“, oder ganz ernsthaft den Rath ertheilt: in Italien lieber die Bekanntschaft der Eingeborenen aufzusuchen als die der Fremden, weil man dadurch doch besser das nationale Element kennenlerne, weshalb man doch eigentlich reist: so sind Dies ebenso viele Gedankenlosigkeiten, die mit dem Ausdruck „Dohlen schläger'sche Lapserien“ sehr gut bezeichnet sind. Eitelkeit und ein gewisser aus geistiger Trägheit hervorstachsender Mangel an fertiger Bildung sind offensbare Schwächen dieses sonst begabten und mit treffendem Urtheil ausgestatteten Erzählers.

Doch wir nehmen den Faden seiner „Lebenserinnerungen“ wieder auf. Der Umgang mit Fichte und Schleiermacher, obwol er bildend auf den Verfasser einwirkte, scheint ihm doch weniger zuzusagen als der mit Reichardt, Himmel und Männern dieser Art. Es ist Dies leicht erklärlich. In Berlin genos er zuerst Mozart's Meisterwerke, von welchen er sagt: „Ich hörte hier Sophokles, Shakespeare und Goethe in Tönen wie ich sie später bei Rafael in Farben sah.“ In Weimar betritt er den klassischen Boden deutscher Dichtung. Der einzige Goethe stand noch aufrecht; Herder und Schiller waren nicht mehr. Wieland war alt, „doch erquidete es mich den Geist dieses freundlichen Greises wie die Schneeglöckchen im Wintergarten zu finden, wo er so viele Sommer hindurch als Rose geblüht hatte“, was nicht eben ein sehr logischer Ausdruck ist. Herder nennt er: „dies große denkende Herz“, was nicht übel klingt. Schiller's Witwe, die er mit einer langen Ode besingt, findet daß

er ihrem Manne etwas gleiche. Goethe empfing ihn väterlich: er las ihm „Aladdin“ und „Hakon Jarl“ aus dem Dänischen vor, und es amüßte den großen Mann die deutsche Sprache in einem poetischen Geiste, wie er sagte, entstehen zu sehen. Die Herzogin Amalie, Knebel, Einsiedel, F. von Wollzogen nehmen den jungen Poeten in ihren Kreis auf, was denn sein Selbstgefühl nicht wenig steigerte. In Jena wohnte er sogar mit Goethe bei Frommann, wo er sich denn richtig in gewohnter Unachtsamkeit von der Schlacht von Jena überraschen ließ. Seltsam und heute uns unerklärlich ist es wie die Männer jener Zeit in Bezug auf die politischen Zustände der nächsten Gegenwart damals wie in den Tag hinein lebten; wir sehen aus den Erinnerungen des Verfassers daß er von den Ereignissen kurz vor jener Katastrophe auch nicht einmal eine Ahnung hatte, und die Schlacht und die Plünderung über ihn kamen wie ein Sommerregen. Dagegen hatte er Zeit über die Wirkungen welche die Methode des Dictirens auf Goethe's Schriften ausübte ganz richtige Betrachtungen anzustellen und hervorzuheben: daß allerdings die ruhige und klare Darstellung, Besonnenheit und Billigkeit durch die Gegenwart eines solchen „Aufpassers“, nicht aber kräftiges Gefühl und herzliche Mittheilung, oder gar Begeisterung und ihr Erguß gewinnen mußten; woran sich denn die Frage knüpft: ob der Dichter bei seiner Kunst denn wirklich kalt zu bleiben und bloß objectiv zu wirken habe, und welches Recht denn überhaupt der Subjectivität und der Eigenheit, gegenüber der „Allgemeinheit“ zustehe. Er sieht hierbei richtig und schließt gewiß nicht ohne Grund mit dem Bedauern daß Goethe in spätern Jahren nicht selbst geschrieben habe, indem er sagt: „Man brauchte ihn nur zu hören um Dies zu bedauern!“

In Dresden lernt der Erzähler Tied, Rumohr, Kugelgen u. A., in Jena Pegel kennen, und da er zu dieser Zeit (October 1806) noch keine Zeitungen las, so geschah es daß ihn die Schlacht von Jena in Weimar bei der Lecture des „Peregrine Pickle“ überraschte. Erst als es auf der Straße rief: „Bourgeois, du vin, du Kirswasser!“ merkte er daß die Franzosen da seien! Goethe hatte zu derselben Zeit Hochzeit gemacht (s über diese idyllische Zeit!) — und nachdem er nochmals bei Goethe gespeist und Thaliens Tempel in ein Hospital umgewandelt gesehen hatte, reiste er glücklich nach — Paris ab, um dort den „Aladdin“ für Frommann ins Deutsche zu übersetzen, wobei Koreff half. Auf der Reise dahin, ja in Paris selbst begegnen wir fast nur dem Bekanntesten. Seine übrige Zeit verwandte der Verfasser dazwischen Schauspiele zu sehen und solche zu schreiben, Deutsch und Französisch zu lernen und über Aristoteles' Anweisungen nachzudenken. „Hakon Jarl“ und „Palnatok“, die zwei Gegensätze des christlichen und heidnischen Heldenthums, entstanden oder wurden hier vollendet. Im nächsten Winter wurde in „Arel und Balborg“, wol der besten Arbeit Dehlenschläger's, eine Verherrlichung der treuen Liebe versucht. „Correggio“,

seine letzte größere dramatische Leistung, wurde in Rom und Grotta Ferrata zustandegebracht. Talma, die Mars, Clivou und Chenard beschäftigten ihn viel, ohne daß Neues oder besonders Geistreiches von ihnen bemerkt wurde; dagegen treffen wir hier auf einige richtige Bemerkungen über die innere Nothwendigkeit für den Dichter das Königthum zu lieben. „Misbräuche berühren die Natur nicht, und die Natur selbst, welche diese Form für die Ewigkeit angenommen hat, erinnert uns überall an das Herrliche und Wohlthuende in derselben. Gleichheit erstreben heißt mit der Natur brechen!“ Waltebrun, den der Autor mit F. Schlegel hier kennenlernte, war ein entschiedener Bewunderer Napoleons; durch Schlegel kam er mit Frau von Staël in Verbindung, bei der er den folgenden Winter in Genf und Coppet zubrachte. Zuvor aber hören wir seltsame und charakteristische Züge von Baggesen, der gleichfalls nach Paris geflüchtet war. Das Verhältniß zwischen unserm Autor und Baggesen war zu allen Zeiten ein wunderbarlich unklares, und es scheint allerdings daß der Verfasser Recht hat wenn er sagt daß es diesem seinem Freunde und Segner vollständig an „Charakter und Zusammenhang“ gefehlt habe. Ebenso richtig scheint uns sein allgemeines Kunsturtheil zu sein, wenn er behauptet daß es Baggesen trotz des mannichfaltigsten Talents an dem verbindenden und organisch-schaffenden Geist gänzlich gefehlt habe, daß Alles bei ihm in endloser Bewegung sei und niemals zu wahrer Organisation gelange; ja daß, wenn diese zufällig einmal von selbst entstehe, er nicht eher Ruhe finde bis er selbst sie wieder zerstört habe. Er weist Dies an dem Gedichte „Der Trost“ nach. Aus diesem Mangel an Zusammenhang in sich war es entstanden daß Baggesen zu Dehlenschläger bald wie ein übertrieben schmeichelnder Bewunderer, bald wie ein tödtlicher Segner stand, hamäleonartig bald grenzenlos anmaßend, bald wegwerfend demüthig von ihm sprach. „Als er nach Paris kam“, sagt der Verfasser, „hatte ich mir vorgenommen zurückhaltend und kalt gegen ihn zu sein. Er trat in mein Zimmer; ich begrüßte ihn als Professor Baggesen. «Nicht so», rief er weinend, «du — du!» und drückte mich an sein Herz, mit Thränen mein Antlitz bedeckend. Ich las ihm «Palnatok» vor — er warf sich entzückt vor mir auf die Knie — er wollte von mir lernen! «Psi», rief ich, «Baggesen, solche Uebertreibung kann ich nicht leiden. Laß das Feuer ruhig, aber stetig brennen.» Ein Jahr später, als er mich fast wahn sinnig wie einen Clenden der nichts Ordentliches wisse oder könne angriff, hieß es er sei vor mir auf die Knie gefallen, um mich zu bewegen die Fehler des Stücks abzuändern.“

Wenn diese Züge wahr sind, malen sie uns allerdings eine unedle Seele; inzwischen halten wir es doch mit dem Audiatur et altera pars, da uns die Art und Weise wie unser Autor später die an ihn gerichtete poetische Epistel Baggesen's beantwortet auch keineswegs zufügt. Ueberhaupt aber erscheint uns, an ernstern Interessen theilhaftig, nunmehr des ganze landsfahrende

Poetenthum, wie es Feind und Freund in jener Zeit ohne allen ernstlichen Lebenszweck betrieben, doch ungemein dürftig und unwürdig. Es war eigentlich doch nicht mehr als eine Art poetischen Dummlebens, dessen ein ernstlicher Geist sich heute schämen würde; man reiste auf Bekanntschaften und auf die Jagd nach poetischen Stoffen, und vernachlässigte Studium, Wissenschaft, Vertiefung und Gesinnung darüber vollständig. Es ist kein Wunder, wenn ein Geist wie Goethe gegen dies eigentlich geringzuschätzende Wesen den Vornehmen und den Aristokraten spielte, und sich wohl hütete gegen dieses lockere Gelehrtenthum zu viel von seinem Capital auszugeben; ja, wenn er lieber die hieraus abfließende Ansehung kleiner Geister in den Kauf nahm als daß er sich widerwillig in diesen gefährlichen Kreis hineinreißeln ließ, in dem alles wahrhaft Große ersticken und verkümmern mußte. Der Geist persönlichen Verhaltens gegen Gegenstände der Kunst und der Schätzung derselben, nach dem relativen Verhältniß zu dem Autor, ist der schlimmste und verderblichste der in irgend einer Kunst-epoche aufkommen kann!

Der Verfasser verläßt Paris ohne dort viel Neues gelernt zu haben. Wer Paris so verläßt hat keinen Beruf gehabt dahin zu gehen. Er reist über Stuttgart, wo er Cotta, die Händel und K. Maria Weber kennenlernt, nach Coppet und verweilt nun den ganzen Winter hier und in Genf bei Frau von Staël, in Gesellschaft des ehrwürdigen Bonstetten, B. Constant's, Schlegel's, J. Werner's, Sismondi's u. A. m. Diese Periode gäbe einem reichen Geiste gewiß zu einem reichen Capitel in seinen Lebenserinnerungen hinreichenden Stoff; in der Hand unsers Autors beschränkt sich Alles auf einige kurze treffende Bemerkungen über die vorkommenden Persönlichkeiten und die genaueste Verzeichnung jeder lobenden Anmerkung über seine eigenen poetischen Leistungen, z. B. daß Sismondi ihn als „un arbre, sur lequel il croit des tragédies“ vorstellte. Von Zacharias Berner sagt er:

Ich war einige Wochen in Coppet, als eines Tags Zacharias Berner mit einer großen Schnupftabackdose in enger Weste, die Nase voll Taback, mit tiefen Verbeugungen in die Halle trat. In überaus schlechtem Französisch hielt er uns täglich seine mystischen Vorlesungen über Aesthetik, welchen Frau von Staël bewundernd zuhörte. Ich hatte seine „Söhne des Apelles“ und seine „Weihe der Kraft“ mit Vergnügen gelesen, obgleich bereits hier der Keim zu seinem spätern krankhaften Wesen liegt. Nun aber ging es auf eine Weihe der Unkraft los, in die ich mich durchaus nicht finden konnte. Er las uns seinen „Attila“ vor . . . besonders graute mir vor der Replik: „Umarme mich, Jüngling! Setz lasse man ihn von Pferden zerreißen!“ Berner's Persönlichkeit mochte ich gern: er war ein freundlicher Mann, offen, theilnehmend, mit einem gewissen Humor über sich selbst auf lebenswürdige Weise scherzend. Er hatte viel erlebt und erfahren und wurde nie böse wenn man anderer Meinung war als er.

Mit dem Frühling 1809 wurde denn nun die italienische Reise begonnen. Der Verfasser welcher in Paris wenig Kunstsinne und in der Schweiz wenig Mitgefühl für den Reiz und die Größe der Natur bekundet hatte, bewährte diese mangelnden Sympathien denn nun auch in Italien. Die Reise über den Mont-Cenis thut

er damit ab daß er sagt: „Wir kamen durch Savoyen, einen langen, schmalen, von schwarzen Felswänden eingeschlossenen Schornstein, wo die Jungen sich darbt über horizontal zu klettern, bevor sie es in Paris perpendicular versuchen.“ Für Natur und Kunst ohne wahres Mitgefühl — was suchte er in Italien? Er sieht er es denn auch überall mit den Augen Kosebue's, Archenholz' und Nicolai's. In Rom findet er Vergnügen daran des Enthusiasmus empfänglicherer Naturen zu spotten und das unvergleichliche Schauspiel des Colosseums im Vollmondschein dadurch unwirksam zu machen daß er es eine kolossale Mörderhöhle nennt. Florenz gefällt ihm so ziemlich, von Mailand weiß er Nichts zu sagen; auf der ganzen Reise nach Rom kommen nur die allbekanntesten Notizen zutage.

Wir bedauern den Verfasser, allein wir gestehen zugleich daß diese Art Italien zu sehen an einem gebildeten Geiste uns ärgerlich ist. Die heiße Jahreszeit bringt er mit Schloffer, Restner, Riepenhausen in Grotta Ferrata zu unter den gewöhnlichen Klagen über Mangel — an Milch und Sahne! Ob der Verfasser wol einmal den blauen Himmel Italiens, das Verglügen des Abends an der Lioneffa, den blauen Duft des Albanergebirges gesehen hat? Man muß daran zweifeln, denn er gedenkt ihrer mit keiner Silbe! Jeder Weg ist ihm unbequem, Merkwürdigkeiten sieht er nicht; der Rost der Geschichte hat für ihn keinen Reiz. So will er denn auch Neapel nicht sehen, was allein den Reisenden genugsam charakterisirt, und eilt über Florenz und den Lago maggiore nach Deutschland zurück, um seinen in Grotta Ferrata vollendeten „Correggio“ — Goethe vorzulesen. In Heidelberg besucht er Voss, den er findet wie er ihn sich gedacht — den echten Gemahl „der guten, verständigen Hausfrau“, steif, gravitatisch, lang, hager, ehrlich. Sein Buch über Stolberg war damals noch ungeschrieben; das Erscheinen desselben erklärt er so: „In seinen alten Tagen ärgerte Voss die Uebertreibung der Romantiker, die ihm stets Verachtung zeigten; er glaubte Stolberg habe zu diesem Wesen die erste Veranlassung durch seinen Uebertritt zum Katholicismus gegeben; Dies trieb ihn zu unedler Rache!“

„Nun“, fährt er fort, „hatte ich in Deutschland Nichts weiter zu thun als Goethe meinen «Correggio» vorzulesen, einige aufmunternde Worte von ihm zu hören und dann in Gottes Namen nach Hause zu reisen.“ Doch die Sache war leichter gedacht als gethan. Bei Goethe mußte man auf gute Laune warten, wie der Schiffer auf guten Wind. „Ich hatte ihm meinen «Aladdin» dedicirt, meinen «Holon Jarl» und «Palnatoke» mit liebevollen Briefen gesendet: ich rechnete auf einen väterlichen Empfang. Er empfing mich höflich, doch kalt, fast fremd. «Die guten Stunden» waren verpfunden. War ich zu ungeduldig? Ich weiß es nicht; das alte Verhältniß wollte nicht wieder eintreten. Als ich ihn durch Niemer von meinem «Correggio» wissen ließ, verlangte er das Manuscript. Als er es erhalten konnte er es nicht lesen. Niemer brachte es zurück und sagte:

Ich möchte das Stück nur drucken lassen, Goethe würde es dann lesen." Das schmerzte unsern Autor; der verlegte Stolz machte ihn bed und satirisch. Am Abend vor seiner Abreise von Weimar brach jedoch Wehmuth und Sehnsucht hervor. Es war 11 Uhr. Er lief nach Goethe's Hause, sah noch Licht, ging zu Niemer und rief: „Kann ich nicht Goethe noch einmal sehen?“ Niemer, erkannt, meldete mich“, sagt er weiter. „Ich trat ein, da fand Goethe in der Nachtjacke und zog seine Uhr auf um zu Bette zu gehen. „Nun, mein Vester“, sagte er freundlich, „Sie kommen ja wie Nikodemus!“ Er erlaubte mir ihn zu umarmen. „Leben Sie recht wohl, mein liebes Kind“, sagte er herzlich. „Nichts mehr, Nichts mehr“, rief ich gerührt und vertief schnell das Zimmer.“

Diel später erst erfuhr der Verfasser daß Niemer ihm die Wahrheit verheimlicht hatte; Goethe hatte den „Correggio“ gelesen, aber er hatte ihm misfallen, was dem Autor denn Veranlassung gibt mit einer Kritik Goethe's als Kritiker zu schließen. „Wenn diese Nordländer ihre Bären auf den Hinterbeinen tanzen lassen können, glauben sie was Rechts zu sein“, hatte Goethe einmal von unserm Berichtgeber gesagt.“ 17.

Die Schlacht von Marengo des Kaisers Napoleon.

Einer französischen Zeitschrift entlehnen wir die nachfolgenden Mittheilungen über den neuen Kaiser von Haiti:

Als Soulouque im Anfang des Jahres 1849 bereits bestimmt mit dem Gedanken umging sich zum Kaiser zu machen, überlegte er daß er doch auch, getreu seinem Vorbilde Napoleon, eine Schlacht von Marengo haben müsse. Er beschloß daher den spanischen Theil S. Domingos, der sich vor sechs Jahren unabhängig erklärt hatte, zu unterwerfen. Im Anfang ging Alles gut, und am 14. April 1849 stand Soulouque, nachdem er dem Feinde seine ganze Artillerie abgenommen hatte, nur 20 Meilen von der Hauptstadt Vani, wo man bereits zu Hüchten begann. Leider merkte Soulouque erst jetzt daß er ganz vergessen hatte seine Armee mit Lebensmitteln zu versehen, deren verspätete Herbeischaffung ihn nun zehn Tage lang aufhielt. Da am 30. April durchlief trotz der Bemühungen der Polizei die Stadt Port-au-Prince das Gerücht, die Feinde hätten Santana zu Hilfe gerufen, und dieser habe Soulouque in zwei Treffen geschlagen, ihm einige Hundert Leute und 300 Pferde getödtet, 1000 Flinten, sechs Kanonen und zwei Fahnen abgenommen, und die haitische Armee sei vom Meere aus von der feindlichen Flotille mit Kartätschen niedergeschmettert worden.

Mitten unter dem allgemeinen Schrecken, denn man kannte Soulouque's Muth, erschienen zwei Proclamationen von ihm. In der einen sagte der Präsident: „Soldaten! Von Triumph zu Triumph seid ihr bis an die Ufer des Flusses Dera gekommen. Ihr habt eine Stellung inne, deren Vortheile mir erlaubten euch noch weiter zu führen; aber ich habe geglaubt euren Muth nicht mißbrauchen zu dürfen... Heimgekehrt zu den Eurigen werdet ihr Denen viel zu erzählen haben, die sich nicht auf den Schlachtfeldern befanden, welche an den Ruhm unserer Hünen erinnern! Soldaten, ich bin mit euch zufrieden!“ In der andern Proclamation, die an das Volk und die Armee gerichtet ist, sagt Soulouque nach einer Aufzählung seiner Triumphe: „Wein so günstig auch diese Umstände sind, die Weisheit rath mir in die Hauptstadt

*) Einen zweiten Artikel über Deffenschläger bringen wir später.
D. Red.

zurückzukehren. . . . Die Regierung will ihnen verirrten Söhnen (nämlich den Feinden) Zeit zur Ueberlegung und zur Reue lassen.“ Soulouque hielt unter Palmen und Guirlanden, unter Kanonendonner und Jubel seinen Einzug, und ließ ein Ledeum singen. Vor einer Versammlung der bürgerlichen und militärischen Notabilitäten wiederholte er dann seine Siege, und wie nur der Rang an Lebensmitteln ihn von der Vollendung der Eroberung abgehalten habe. „Und wer sollte es meinen“, fügte er hinzu, „daß diese glorreiche Expedition der haitischen Armee nur 50 Tode gekostet hat?“

Einer aus den Zuhörern: 48, Präsident!

Soulouque: Also 48. . . . Dieser glorreiche Feldzug der uns nur den Verlust von 48 Tapfern gekostet hat, kommt den Rebellen theuer zu stehen. Sie haben soviel Leute verloren daß man mehre Meilen weit von dem Pestgeruch der Leichen belästigt wird. Ist das nicht wahr?

Die Generale: Ja, Präsident! (Allgemeines Kasenzusammenziehen. Ein zukünftiger Herzog macht schon Niemand ein Taschenbuch aus der Tasche, die er gar nicht hat, zu ziehen.)
Soulouque lächelnd: Sie können Nichts dafür, die Schiffe dachten nicht an Widerstand; mögen sie laufen! Apropos, hat man nicht von angeblichen Kanonenschüssen gesprochen, welche die Rebellenflotte uns zugeschießt hätte? . . . (Stürmungslend, denn er haßt die Mulatten.) Ich möchte doch wissen, ob nicht die Mulatten dies falsche Gerücht verbreitet haben. . . .

Ein General untersten Ranges: Ja, Präsident!

Soulouque: Ich werde mich wol entschließen müssen, den Herren Mulatten endlich Stillschweigen aufzulegen. Man hat auch von Kanonen gesprochen, die im Stich gelassen worden wären. . . .

Zahlreiche Stimmen: Nein, Präsident, Sie haben keine Kanonen im Stich gelassen!

Soulouque (trocken): Ihr täuscht euch; ich habe einige im Stich gelassen, aber ich wußte was ich that. Da wir in sechs Monaten das Rebellenland vollends erobern werden, werden wir sie da nicht sicher wiederfinden? Ja, Ihn und die Andern, Alte und Junge, Alle müssen mit marschiren. Denn ich habe geschworen die Rebellen zu unterwerfen. Nicht Henne noch Kacke darf lebendig bei ihnen bleiben. Ich will sie verfolgen bis in ihre Wälder und bis auf die Höhe des Sibas ohne Mitleiden gleich wilden Schweinen!

Alle Anwesende: Gleich wilden Schweinen!

Das war die Schlacht von Marengo des Kaisers Soulouque. 13.

Bibliographie.

Bibliothek moderner Räubergeschichten aus der Gegenwart und jüngsten Bergangenheit. 1ster Band. 1stes und 4tes Heft. Berlin, C. Schulze. 8. à 4 Ngr.

Binterim, A. J., Hermann der Zweite Erzbischof von Köln aus authentischen Urkunden dargestellt als Erbkanzler des heiligen apostolischen Stuhles und als Cardinalpriester an der St. Johanneskirche vor dem lateinischen Thore. Düsseldorf, Engeln u. Lepsch. Gr. 8. 8 Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Ueber thierische Bewegung. Rede gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge am 22. Febr. 1851. Berlin, G. Reimer.-Gr. 8. 6 Ngr.

Jellačić, J. Freih. von, Gedichte. Wien. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Preußens Ehrenspiegel. Eine Sammlung preussisch-vaterländischer Gedichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1840 mit einleitenden geschichtlichen Anmerkungen von A. Müller. Herausgegeben von Demselben und H. Kletke. Berlin, Gebauer. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Somerville, Mary, Physische Geographie. Aus dem Englischen von A. Barth. 1ster Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. 1/2

Das Kunstwerk der Zukunft. Von Richard Wagner. Leipzig, Otto Wigand. 1850. 8. 1 Thlr.

Der Stil ist der Mensch selbst, das heißt in formeller Anwendung auf den Schriftsteller: der Stil des Schriftstellers zeigt, wie derselbe den Proceß des Denkens vollzieht; ob er langsam, schwerfällig, sich durch eine Masse von Vordersätzen, oder durch eine Reihe von Schlüssen zur Wahrheit hindurcharbeiten muß, oder ob sein Denken so schnell, so hell wie ein Blitz aus dunkler Wolke hervordrückt; ob seine Gedanken dahindrausen einem mächtigen Strome gleich, der auf seinem Grunde Goldkörner wälzt, oder ob die Gedanken dahinkriechen, gleich einem seichten Gewässer, in welchem man überall auf steinigem Grund stößt. Ein Haupterforderniß des Stils ist die Leichtigkeit. Es ist einleuchtend daß die Leichtigkeit des Stils eines philosophischen Schriftstellers und die Leichtigkeit eines Paul de Kock nicht parallelisirt werden kann; aber auch für den philosophischen Schriftsteller ist Leichtigkeit ein Haupterforderniß. Wer Das nicht zugestehen wollte den würde ich daran erinnern, daß die Massen schwer sein können, daß dabei aber das Ganze leicht sein kann, wozu die Werke der Architektur ein Beispiel liefern. Wer zur Klarheit im Stil gelangen will, der soll ausgehen von klaren, scharf ausgeprägten Principien; der soll niemals, gleich unbefiegten Festungen, unklare Begriffe im Rücken lassen; der soll von einem Resultat zum andern sicher fortschreiten, Schluß an Schluß reihen, Folgerung mit Folgerung verbinden. Außerdem aber — und das ist die Hauptsache — gehört zur Leichtigkeit des Stils etwas ganz Unsagbares, Unfassbares, ich meine das feine Weben des Genies welches Sicherheit des Pinselstrichs und Zartheit vereint. Die philosophischen Schriftsteller Deutschlands haben nicht Alle und zu aller Zeit die genannten Vorzüge andentgelegt. Man hat wol nicht mit Unrecht behauptet daß manche philosophische Schriftsteller zu glauben scheinen die Unklarheit oder die Abnormität, vielleicht gar die Monstrosität der Ausdrücke und Wendungen, sei eines von den Kennzeichen des großen philosophischen Genies. Andere, wie z. B. Hamann, klagen sich selbst, ohne sich davon losmachen zu können, des sogenannten Wurststils

an, worin Gedanken und Gedanken aufeinandergestopft sind. Nicht Jedem, der über Kunst schrieb und schreibt gelingt die Einfachheit, die Klarheit eines Lessing, nicht Jeder hat die Ruhe eines Winkelmann. Schelling's und Hegel's Kunstansichten sind in mangelhafter Form aufgetreten; die Darstellung bleibt weit hinter der eines Lessing und eines Winkelmann zurück. Der Verfasser des obengenannten Buchs hat an die formelle Vollendung seines Werks die letzte Feile nicht gelegt; man muß sich durch seine Perioden oftmals hindurcharbeiten wie durch Dornengebüsch, das mit allerlei Strauchwerk mannichfach durchwachsen und durchflochten ist. Zur Bestätigung unserer Behauptung führen wir hier nur den einen Satz an, in welchem es heißt (S. 154):

So mannichfaltig und reich sich die sagenhaften Erinnerungen und Vorstellungen durch geschlechtliche Vermischung, sowie namentlich auf den Wanderungen der Stämme, durch Wechsel der Natureindrücke bei den lebhaftesten Geschichtsvölkern sich angehäuften, gedrängt und neugefaltet haben mögen — soweit diese Bilder in Sage und Religion aus den engeren Kreisen der Nationalität das Gedanke ihres besondern Ursprungs, somit auch bis zur Annahme allgemeiner Herkunft und Abstammung der Menschen überhaupt von ihren Göttern, als von den Vätern überhaupt, ausdehnen mochten — so hat doch zu jeder Zeit, wo Mythos und Religion im lebendigen Glauben eines Volksstammes lebten, das speciell einigende Band gerade dieses Stammes immer nur in eben diesem Mythos und eben dieser Religion gelegen.

Durch den Mangel einer vollendeten Form macht Wagner sein eigenes Werk unzugänglicher als es sein sollte und zu sein verdiente. Denn er wollte ja doch nicht bloß für den Mann der Wissenschaft schreiben, sondern auch für den Künstler, für den Kunstkenner, für den Kunstfreund, ja für den weiten Kreis, dem das Kunstwerk der Zukunft entspringen und dem es gewidmet werden soll. Referent hat schon bei Erwähnung des Buchs „Kunst und Revolution“ gesagt, daß Wagner Gedanken hat, eigene Gedanken, neue Gedanken, und was die Hauptsache ist: es liegt Wahrheit darin; aber weil sie neu sind müssen sie erst verarbeitet, erweitert, fester begründet werden. Wenn gleich Jemand behaupten möchte es sei ein Kühnes und zu Kühnes Wagniß als Prophet aufzutreten, und der Zukunft zu sagen welches das Kunstwerk sein werde welches sie hervorbringen könne und müsse, wie gesagt, wenn Jemand dies Be-

ginnen auch tabeln wollte, so müßte er doch zugestehen, daß Wagner viel Vortreffliches und Neues sagt über die Kunst, die Künste, ihre Verbindung untereinander und über die Art, wie man sie ordnet und mitzutheilen pflegt. Wagner's Buch hat große Zeugungskraft in sich; es liegen viele fruchtbare Keime darin die gezeitigt werden können und müssen von ihm selbst und von Andern vielleicht. In dieser Beziehung ist es ein wahrhaft geistreiches Buch, ein Buch im höhern Sinne des Wortes, ausgezeichnet vor vielen die erscheinen; ich glaube Das werden selbst Diejenigen anerkennen die nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser übereinstimmen. Referent will nicht den Hauptgedanken des Werks kurz zusammenfassen und mittheilen: es kommt Referenten vor als würde er damit der Oberflächlichkeit Vorschub leisten, welche dann sagen würde, wir kennen nun Wagner's neuestes Werk; Referent meint, wer dasselbe kennen will Der muß es lesen, studiren. Indes möchte ich wol ein paar Momente des Buchs in ihrer Neuheit und Eigenthümlichkeit hier kurz bezeichnen. So schildert Wagner die eigentlich innerlichen Verhältnisse von Tanzkunst, Tonkunst und Dichtkunst in dieser Weise:

Die Tanzkunst gab in ihrer Trennung von der wahren Kunst und namentlich auch von der Dichtkunst, nicht nur ihre höchste Fähigkeit auf, sondern sie verlor auch von ihrer Eigenthümlichkeit. Eigenthümlich ist nur Das was aus sich selbst zu erzeugen vermag; die Tanzkunst war eine vollkommen eigenthümliche, so lange sie aus ihrem innersten Wesen und Bedürfnisse die Gesetze zu erzeugen vermochte, nach denen sie zur selbständigen Erscheinung kam. Heutzutage ist nur noch der Volks- und Nationaltanz eigenthümlich, denn auf unnochähnliche Weise gibt er aus sich, wie er in die Erscheinung tritt, sein besonderes Wesen in Gebarden, Rhythmus und Takt kund, deren Gesetze er unwillkürlich selbst schuf, und die als Gesetze erst erkennbar, mittheilbar werden, wenn sie aus dem Volkstanzwerke, als sein abstrahirtes Wesen, wirklich zum Dasein gebracht sind. Weitere Entwicklungen des Volkstanzes zur reichern allfälligen Kunst ist nur in Verbindung mit der, durch ihn nicht allein beherrschten, sondern wiederum freigebenden Tonkunst und der Dichtkunst möglich, weil in der verwandten Fähigkeit und unter den Anregungen dieser Künste, die ihre eigenthümliche Fähigkeit allein im vollsten Maße entfalten und erweitern kann. Das Kunstwert der griechischen Lyrik zeigt uns wie die der Tanzkunst eigenthümlichen Gesetze des Rhythmus in der Tonkunst und namentlich in der Dichtkunst durch die Eigenthümlichkeit gerade dieser Künste wieder unendlich mannichfaltig und charakteristisch weiter entwickelt und bereichert, der Tanzkunst unerschöpflich neue Anregungen gab, und wie so in lebensfreudiger, überreicher Wechselwirkung die Eigenthümlichkeit einer jeden Kunstart zu ihrer vollkommensten Höhe sich erheben konnte. Dem modernen Volkstanz bedurfte die Früchte solcher Wechselwirkung nicht zukommen, wie alle Volkskunst der modernen Nationen durch die Einwirkung des Christenthums und der christlich-staatlichen Civilisation in ihrem Keime zurückgedrängt wurde, hat auch er, als einsame Pflanzart, nie zu reicher mannichfaltiger Entwicklung gedeihen können. Alle unsere civilisirte eigenthümliche Tanzkunst ist nur eine Compilation dieser Volkstänze: die Volkweise jeder Nationalität wird von ihr aufgenommen, verwendet, entstellt, aber nicht weiter entwickelt; weil sie, als Kunst, immer nur von fremder Nahrung sich erhält. Ihr Verfahren ist daher immer nur ein absichtsvolles, künstliches Nachahmen, Zusammensetzen, ein Sineinanderschieben, keineswegs

aber Zeugen und Neugehalten; ihr Wesen ist das der Rede, die aus bloßem Verlangen der Wechselung heute dieser, morgen jener Weise den Vorzug gibt. So läßt sich unsere moderne Tanzkunst in der Pantomime auch zur Absicht des Dramas an; sie will, wie jede vereinsamte egoistische Kunstart, für sich allein sein, Alles können und Alles allein vermögen; sie will Menschen, menschliche Vorfälle, Zustände, Konflikte, Charaktere und Beweggründe darstellen, ohne von der Fähigkeit, durch welche der Mensch erst fertig ist, der Sprache, Gebrauch zu machen; sie will dichten, ohne der Dichtkunst sich zugesellen. Was gebiert sie nun in dieser spröden Unvermischtheit und Unabhängigkeit? Das allerabhängigste, krüppelhaft verstimmtste Geschöpf: Menschen, die nicht reden können, und nicht etwa, weil ihnen durch ein Unglück die Gabe der Sprache versagt wäre, sondern die aus Eigensinn nicht sprechen wollen; Darsteller, die uns jeden Augenblick aus einer unseigenen Zauberei erlöst dünken, sobald sie es einmal über sich gewannen dem peinlichen Stammeln der Geberde durch ein gesund gesprochenes Wort ein Ende zu machen, denen aber die Regeln und Vorschriften der pantomimischen Tanzkunst verbieten durch einen natürlichen Sprachlaut ihr unbedecktes Tanzselbständigkeitsgefühl zu entweihen. So jammervoll abhängig ist aber diese stumme absolute Schauspielerei es im glücklichen Falle nur mit dramatischen Stoffen sich abzugeben getraut die zu der menschlichen Vernunft in gar keine Beziehung zu treten brauchen, aber selbst in den günstigsten Fällen dieser Art sich zu dem schmählichen Auskunftsmitel genöthigt sieht seine Absicht dem Zuschauer durch ein erklärendes Programm mitzutheilen. Und hierbei gibt sich unleugbar noch das edelste Bestreben der Tanzkunst kund; sie will doch wenigstens Etwas sein, sie schwingt sich doch zu der Sehnsucht nach dem höchsten Kunstwerke, dem Drama, auf; sie sucht sich dem widerlich lüsternden Blicke der Privolität zu entziehen, indem sie nach einem künstlerischen Schleiher greift der ihre schwachvolle Blöße decken soll. Aber in welche unwürdigste Abhängigkeit muß sie gerade bei der Kundgebung dieses Strebens sich werfen! Mit welcher jämmerlicher Entstellung muß sie das eitle Verlangen nach un-natürlicher Selbständigkeit büßen. Sie, ohne deren höchste, eigenthümlichste Mitwirkung das höchste, edelste Kunstwert nicht zur Erscheinung gelangen kann, muß, aus dem Bereich ihrer Schwestern geschieden, von Prostitution zur Lächerlichkeit, von Lächerlichkeit zur Prostitution sich flüchten.

Wir theilen noch eine Ansicht Wagner's über Tonkunst mit:

Von allen Kunstarten bedurfte ihrem innersten Wesen nach keine der Vermählung mit einer andern so sehr als die Tonkunst, weil sie in ihrer sonderlichsten Eigenthümlichkeit eben nur wie ein flüßiges Naturelement zwischen den bestimmter und individueller sich gebenden Wesenheiten bei den andern Kunstarten ausgegossen ist. Nur durch die Rhythmen des Tanzes oder nur als Trägerin des Wortes vermochte sie aus ihrem unendlich verschwimmenden Wesen zu genau unterscheidbarer, charakteristischer Körperlichkeit zu gelangen. Keine der andern Kunstarten vermochte sich aber unbedingt liebevoll in das Element der Tonkunst zu versenken; jede schöpft nur aus ihm so weit, als es ihr zu einem bestimmten egoistischen Zwecke dienlich schien; jede nahm nur von ihr, gab sich ihr aber nicht, so daß die Tonkunst, die aus Lebensbedürfnis überallhin die Hand ausstreckte, sich endlich selbst nur noch durch Nehmen zu erhalten suchen mußte. So verschlang sie zunächst das Wort, um nach Belieben mit ihm zu machen was sie verlangte; verfügte sie nun über dies Wort in der christlichen Kunst nach unbedingter Gefühlswillkür, so verlor sie aber auch an ihm fassungs das Knochenmark, dessen sie im Nehmen nach Menschwerdung zu der Flüssigkeit ihres Bluts bedurfte und an dem sie sich zu kernigem Fleische hatte verdichten können. Ein notwendiges neues, kräftiges Erfassen des Wortes, um an ihm sich zu gestalten, gab sich in der protestantischen Kirchenmusik kund

und drängte sich bis zum kirchlichen Drama in der Passionsmuffel, in der das Wort nicht mehr bios verschwimmender Gefühlsausdruck war, sondern zum Handlung zeichnenden Gedanken sich kräftigte. In diesen kirchlichen Dramen nöthigte die immer noch vorherrschende und Alles nur für sich construirende Musik gleichsam die Dichtkunst sich ernstlich und männlich mit ihr zu befehlen; die feige Dichtkunst schien aber wie vor dieser Zumuthung zu erschrecken; es dünkte ihr angemessen dem gewaltig anschwellenden Ungeheuer der Musik, wie um es zu begütigen, einige zu erübrigende Bissen von sich zum Straße hinzuwerfen, nur aber um, wiederum egoistisch gebietend, in ihrer besondern Sphäre, der Literatur, ganz und ungestört sie selbst bleiben zu dürfen. Dieser eigensüchtig feigen Stimmung der Dichtkunst zur Kontkunst haben wir die naturwidrige Ausdehnung des Oratoriums zu verdanken, wie es sich aus der Kirche endlich in den Concertsaal verpflanzen. Das Oratorium will Drama sein, aber genau nur so weit als es der Musik erlaubt die unbedingte Hauptsache, die einzig tonangebende Kunstart im Drama zu sein. Wo die Dichtkunst für sich das alleinige sein wollte wie im recitirenden Schauspiel, da nahm sie die Musik in ihren Dienst zu Nebenzwecken, zu ihrer Bequemlichkeit, wie z. B. zur Unterhaltung der Zuschauer in den Zwischenacten, oder auch zur Strigerung der Wirkung gewisser wichtiger Handlungen, wie eines behutsamen Spigubeneinbruchs u. dergl. Nicht minder geschah Dies von der Langkunst, wenn sie stolz zu Rosse saß und von der Musik ganz ergebenst den Steigbügel sich halten ließ. Gerade so machte es nun die Kontkunst im Oratorium mit der Dichtkunst: sie ließ sich von ihr eben nur die Steine zu Fausen tragen, aus denen sie nach Belieben ihr Gebäude aufzuführen konnte. Zur unverschämtesten Aeußerung ihres immer anschwellenden Hochmuths bestimmte sich die Musik aber endlich in der Oper.

Hier nahm sie den Tribut der Dichtkunst bis auf den letzten Heller in Anspruch. Die Poesie sollte ihr nicht mehr nur Verse machen, nicht mehr, wie im Oratorium, menschliche Charaktere und dramatische Zusammenhänge nur anbeuten um ihr Anhalt zur Ausbreitung zu geben; sondern sie sollte ihr ganzes Wesen, Alles was sie irgend vermochte, vollständige Charaktere und complicirte dramatische Handlungen, kurz das ganze gedichtete Drama selbst ihr zu Füßen legen, um nach Belieben mit diesen Huldigungsgeschenken machen zu dürfen was ihre Laune ihr einbebe. Die Oper, als scheinbare Vereinigung aller drei verwandten Kunstarten, ist der Sammelplatz der eigensüchtigsten Bestrebungen dieser Schwestern geworden. Unleugbar spricht die Kontkunst in ihr das suprematische Recht der Geseßgebung an, ja ihrem aber egoistisch geleiteten Drange zum eigentlichen Kunstwerke, dem Drama, haben wir die Oper lediglich zu verdanken. In dem Grade als Lang- und Dichtkunst ihr nur dienen sollen regt sich, aus den Legenden der egoistischen Gestaltung dieser her, jedoch ein bekändiges Reactionsgelüste gegen die herrschsüchtige Schwester auf. Dicht- und Langkunst hatten sich auf ihre Weise das Drama besonders angeeignet: Schauspiel und pantomimisches Ballet waren die beiden Territorien, zwischen denen sich die Oper nun ergoß, von beiden in sich aufnehmend, was ihr zur egoistischen Selbstverherrlichung der Musik unerlässlich schien. Schauspiel und Ballet waren sich aber ihrer gewaltsamen Sonderständigkeit sehr wohl bewußt; sie ließen sich der Schwester nur wider Willen her und jedenfalls mit dem tückischen Vorsatz bei irgend geeigneter Gelegenheit sich allein geltend zu machen. Sowie die Dichtkunst den pathetischen, der Oper allein zusagenden Gefühlsboden verläßt und ihr Reg der modernen Intrigue auswirft, so ist Schwester Musik gefangen, und muß, wöhlend oder nicht, ohne an ihnen haften zu können die äden Spinnfäden drehen und wenden die die raffinirte Theaterstückmacherei allein zum Gewebe verbinden kann; da schwirrt und zwitschert sie denn wol noch wie in der französischen Piffigkeitsober, bis ihr endlich mißmuthig der Athem ausgeht und Schwester Prosa ganz allein sich nur noch breit

macht. Die Langkunst hingegen darf nur irgend welche Lücke im Athemholen der gesegneten Sängerin ersetzen, irgend welches Erkalten des Lavastroms musikalischen Gefühlsergusses, sogleich schwingt sie ihre Beine bis zu ihrer Ausdehnung über die ganze Bühne, trägt die Schwester Musik von der Form hinweg in das Orchester, droht, schwenkt und wirbelt sich so lange bis das Publicum den Bald vor lauter Bäumen, d. h. die Oper vor lauter Beinen gar nicht mehr sieht. Nur aus gleichem gemeinschaftlichen Drange aller drei Kunstarten kann ihre Erlösung in das wahre Kunstwerk, somit dies Kunstwerk selbst ermöglicht werden. Erst wenn der Troß aller drei Kunstarten auf ihre Selbständigkeit sich bricht um in der Liebe zu den andern aufzugehen, erst wenn jede sich selbst nur in der andern zu lieben vermag, erst wenn sie selbst als einzelne Künste aufhören werden sie alle fähig das vollendete Kunstwerk zu schaffen; ja ihr Aufhören in diesem Sinne ist ganz von selbst schon dies Kunstwerk, ihr Tod unmitttelbar sein Leben. So wird das Drama der Zukunft genau dann von selbst bestehen, wenn nicht Schauspiel, nicht Oper, nicht Pantomime mehr zu leben vermögen, wenn die Bedingungen die sie entstehen ließen und bei ihrem unnatürlichen Leben erhielten vollständig aufgehoben sind.

Somit glauben wir genug zur Empfehlung dieses geistreichen Buchs gesagt und mitgetheilt zu haben.

53.

Deutsche Flüchtlinge. Zeitbild von Albert Grün. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851.

Wir müssen es leider glauben, daß diese grauenhafte Seelenzerstörung, dies Untergehen durch und in den Verhältnissen ein wahres Bild sei. Jede Nation verlumpt in der Emigration, wenn es ihr nicht gelingt, alsbald wieder einen festen Wirkungskreis zu gewinnen. Die vorliegende Arbeit ist ein Zeitbild, ein schmerzliches, erschütterndes; diese Blätter sind aber nicht dazu da diese große Zeitwunde zu besprechen, hier ist uns daher das Buch nur eine sehr interessante Novelle, ein Stück vortrefflicher Seelenmalerei, das nebenbei noch den Vorzug hat von ergreifender Wahrheit und — Wirklichkeit zu sein. Geschildert ist der Lebenslauf eines Flüchtlings aus der Kategorie der Edeln, Wohlmeinenden und Gebildeten im Exil. Aus einem Zustande, der fast an Glück grenzt, durch den Tod eines kaum Monate alten ersten und einzigen Kindes aufgeschreckt, von der Polizei verjagt, endlich sogar gefangen und von den Beamten der Französischen Republik mit einer Brutalität behandelt, die außerhalb Oestreichs in Deutschland wol zur Fabel geworden ist, geräth er in Conflict mit sich, Mißverständnisse thürmen sich zwischen ihm und seiner Frau, Krankheit, entsetzliche Noth verbittern und verzerrern Verhältnisse und Charaktere immer mehr, Schlag auf Schlag wettet herab, störend, zermalmend, vernichtend, — wäre die Novelle nicht vom Leben abgeschrieben, so würden wir sagen, die Phantasie des Verfassers hat mit äußerster Kunst Alles zusammengetragen, was zur Vernichtung eines solchen Menschen nöthig war. Die Frage aber muß er uns gestatten: warum regt sich der Doctor gar nicht mehr, der allem Anschein nach so großen Einfluß hat? Unterhalten und spannen wird dies Buch Viele; hoffentlich aber auch Mänschen zur Milde stimmen.

Mag Baldu.

Bibliographie.

Wachmayr, J. K., Der Trank der Vergessenheit. Volkstheaterdrama in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Bht. 10 Rgr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Unserer lieben Frau. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 16 Rgr.

Lebensabriß von Johann Caspar Dreßl. Zürich, Dreßl, Füßli u. Comp. Imp. 4. 15 Rgr.

Lüty, H., Ein Strauß. Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Sulzer, C., Die Finanzen des Kantons Zürich in den Jahren 1832 bis 1848. Zürich, Dreßl, Füßli u. Comp. Gr. 8. 24 Rgr.

Ule, D., Die Natur. Ihre Kräfte, Gesetze und Erscheinungen im Geiste kosmischer Anschauung. Allen Freunden der Natur gewidmet. Halle, Schmidt. 8. 20 Rgr.

Völker, Juvenal. Ein Lebens- und Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit. Elberfeld, Bäderer. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Am Spelwester schlägt der Christ die Chronik des verwichenen Jahres auf. Predigt über Epheser 1, 1—3 gehalten zu Halle. Leipzig, Vb. Reclam jun. Gr. 8. 3 Rgr.

Beiträge zur Landtags-Frage in Steiermark vom Jahre 1850. Graz, Döffe. Gr. 8. 4 Rgr.

Bemerkungen über das Gesetz vom 11. Juli 1850, betreffend die Kapitalrenten- und Einkommen-Steuer. München, Franz. Gr. 8. 3 Rgr.

Brauner, R., Was wir wünschen. Rede, gehalten am Neujahrstage 1851. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 2 1/2 Rgr.

Die östreichische Finanznoth. Leipzig. Gr. 8. 15 Rgr.

Friedensgerichte zur Verminderung der Prozesse. Einige Worte zur Beherzigung für den Bürger und Landmann von einem Sachkundigen. Etade; Schaumburg. 8. 1 1/2 Rgr.

Gahn, A., Sendschreiben an die ehrwürdige evangelische Geistlichkeit in der Provinz Schlesien. Breslau, Ray u. Comp. 1850. 8. 3 Rgr.

Von Barchau bis Olmütz. Ein Preussisches Geschichtsblatt. 5. Auflage. Den 27. Februar 1851. Berlin, Wolf u. Comp. Gr. 8. 12 Rgr.

Inhalt des Monats April.

Nr. 78. Moderne Titanen. (Moderne Titanen, Keine Leute in großer Zeit.) (Nr. 78—81.) — Eine kürzlich aufgefundenen Apokalypse des Apostels Paulus. — Nr. 79. Ebenezer Elliot. (Nr. 78—81.) — Ueber den poetischen Reiz des Aberglaubens. Vortrag, gehalten in Halle am 30. November 1850 von J. G. Erdmann. — Nr. 82. Zur Geschichte der Journale und der Pressefreiheit. — Nr. 83. Der Maiaufstand in Baden. Erster Artikel. (1. Georg Herwegh's vierstägige Irr- und Wanderfahrt mit der pariser deutsch-demokratischen Legion in Deutschland und deren Ende durch die Württemberger bei Dossenbach. Zur Erinnerung an die Zustände im Frühjahr 1848 von F. Elyp. 2. Mittheilungen über die babilische Revolution von F. Kavaur. 3. Zur Geschichte der rheinländischen Revolution und des babilischen Aufstandes von F. Jenner von Henneberg. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 4. Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris. Von einer Hochverrättherin. 5. Erinnerungen aus den babilischen Freiheitskämpfen. Dem deutschen Frauen gewidmet von Amalie Struve. 6. Aus dem Kraichgau. Eine Skizze zur Geschichte der Revolution in Baden. Zweite, umgearbeitete Auflage. 7. Die Gegenwart. 8. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. Hackländer. 9. Der Hochverrathsprozess des praktischen Arztes Dr. Rudolf Weider. acemmäßig mitgetheilt durch dessen Vater A. Weider.) (Nr. 83—84.) — Aus dem Tagebuche eines Eisländers. Moskau, Konstantinopel, Burgos, Madrid, das Violinconcert von Beethoven in St. Petersburg und die Pastenmusiken. — Nr. 84. Der reitende Choron, eine mythologische Abhandlung von W. Furtwaengler. — Nr. 85. Johann Georg Müller. (Johann Georg Müller, ein Dichter: und Künstlerleben, von C. Förster.) (Nr. 85—88.) — Neue Romane. (1. Eine Person am Genfersee. Zwei Romane in Einem Poem von Ida von Düringfeld. 2. Donner und Blitz von Kathinka Sit.) — Nr. 86. Cervinus, Shakspeare und die Romantiker. — Nr. 87. Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts. (Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts, des Studiums und der Prüfung. Zur Bekämpfung zwischen Lehrern, Lernenden und Behörden. Von J. A. C. Kageburg.) Von H. Staudann. (Nr. 87—88.) — Nr. 89. Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdige Zeiten, herausgegeben von F. Wulau. Zweiter Band. — Nr. 90. Die letzten Tage eines großen Mannes. Nach dem Polnischen von Frig von Fr. (Nr. 89—91.) — Scribe's „Les contes de la reine de Navarre“. — Nr. 91. Buchenblätter. Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen im ehemaligen Fürstenthume Fulda und nächster Umgebung bearbeitet von J. Schwarz. — Nr. 92. Aus dem Gebiete der höhern Naturanschauung. (1. Naturbilder aus dem Leben der Menschheit. In Briefen an Alexander von Humboldt von H. Mendt. 2. Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältnis zur Dichtkunst und Religion. Von H. Ch. Dersted. Ein Supplement zu: Der Geist in der Natur. Deutsch von K. E. Kannegießer. Mit einem Vorworte von P. E. Mülller. 3. Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung von H. Ch. Dersted. Deutsch von K. E. Kannegießer.) Von H. Staudann. (Nr. 92—94.) — „Claudie“ von George Sand. — Nr. 93. Neuestes Gesangswesen. (1. Gedichte von Elise Ludwig. 2. Phantasi Gedicht von W. Stens. 3. Gedichte von Clementine Schrader. 4. Neuere Gedichte von E. G. Neumann. 5. Lieber von G. von Hobbien. 6. Gedichte von J. Kähler. 7. Gedichte von F. W. Krug. 8. Bielleben. Lieberbuch eines viellebenden Philosophen von H. Hier. 9. Gedichte von G. J. Otto. 10. Gedichte von E. Dreyer. Herausgegeben von J. Freid. von Eichenborn. 11. Vincentius von Paulus. Ein episch-lyrisches Gedicht von W. Stens. 12. Engel Ignés. Ein Lied der Liebe von E. Seippel. 13. Die Künste. Cyclus poetischer Erzählungen von W. Gabriel.) (Nr. 93—95.) — Nr. 95. Adam Dehlesschläger. (Meine Lebenserinnerungen. Von A. Dehlesschläger. Ein Nachlaß. Deutsche Originalausgabe. Erster bis dritter Band.) Erster Artikel. (Nr. 95—97.) — Nr. 96. Personenliebe und Eigenschaftsliebe. — Nr. 97. Die Schlacht von Marengo des Kaisers Faustin. — Nr. 98. Das Kunstwerk der Zukunft. Von R. Wagner. — Deutsche Flüchtlinge. Zeitbild von A. Grün. Von Max Waldau. — Wauscherlei; Notizen; Besprechungen; Miscellen; Kunstboten; Bibliographie. — Rebst 3 literarischen Anzeigen: Nr. X, XI und XII.

Zur Nachricht.

Durch das soeben im Königreich Sachsen in Kraft getretene „Gesetz, die Angelegenheiten der Presse betreffend, vom 14. März 1851“ sieht sich die Verlags-Handlung der „Blätter für literarische Unterhaltung“ veranlaßt, die äußere Form dieser Zeitschrift zu ändern und dieselbe nicht mehr wie bisher wöchentlich in sechs Nummern von sechs halben Bogen, sondern in einer Nummer von drei ganzen Bogen erscheinen zu lassen, wodurch die Zeitschrift auch äußerlich mehr den Charakter einer Wochenschrift erhält. Weitere Aenderungen irgend einer Art finden nicht statt.

Der Preis des Jahrgangs der „Blätter für literarische Unterhaltung“ beträgt wie bisher 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Zur Nachricht.

Durch das soeben im Königreich Sachsen in Kraft getretene „Gesetz, die Angelegenheiten der Presse betreffend, vom 14. März 1851“ sieht sich die Verlags-Handlung der „Blätter für literarische Unterhaltung“ veranlaßt, die äußere Form dieser Zeitschrift zu ändern und dieselbe nicht mehr wie bisher wöchentlich in sechs Nummern von sechs halben Bogen, sondern in einer Nummer von drei ganzen Bogen erscheinen zu lassen, wodurch die Zeitschrift auch äußerlich mehr den Charakter einer Wochenschrift erhält. Weitere Aenderungen irgend einer Art finden nicht statt.

Der Preis des Jahrgangs der „Blätter für literarische Unterhaltung“ beträgt wie bisher 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Das neueste deutsche Drama. Eine Uebersicht. Erster Artikel. Von H. Heunberger. — Eine Birtheftel-Gesellschaft. Von Max Waldau. — Antonio Foscarini. Von Ida von Düringsfeld. Vier Bände. — Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen u. Aus dem Englischen nach der sechsten Auflage von S. Vogt. — Miss Jewsbury. — Zur Geschichte des nordamerikanischen Journalismus. — Die Lagedliteratur der Armenier. — Aus einem Briefe Ende 1848. — Notizen; Bibliographie.

Das neueste deutsche Drama.

Eine Uebersicht.

Erster Artikel.

Indem ich mich ansiehe die neuesten dramatischen Erscheinungen den Lesern d. Bl. vor die Augen zu führen, könnte es am bequemsten scheinen die einzelnen Dramen nach Kategorien, die man finden müßte, zu theilen und nach denselben zu charakterisiren. Nur schade daß dergleichen Kategorien, deren sich die neueste philosophische Schule mit solcher Vorliebe bediente, niemals für den Reichthum des concreten Lebens ausreichen. Zwar ist man allgemach gewöhnt worden die rebellischen Einzelformen und Erscheinungen, welche sich eben vermöge ihrer übermüthigen Individualität den alleinseligmachenden Kategorien nicht von selbst einfügen wollen, mit Gewalt einordnen zu sehen. Allein was man durch dieses gewaltthätige Systematisiren an Einheit und Uebersichtlichkeit gewinnt, Das geht ohne Zweifel an Klarheit und Wahrheit verloren. Lassen wir daher die zu besprechenden Dichtungen in bunter Reihe an uns vorüberziehen, und hoffen wir daß die heitere Abwechslung der Erscheinungen einen Reiz bieten möge den die Sachen selbst nicht immer gewähren können.

1. Neue dramatische Dichtungen von Adam Dehleschläger. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir begrüßen mit einem aus Behmuth und Freude gemischten Gefühl diese Reliquien eines edeln Dichters. Mit Behmuth über den Abschied eines Sängers den Deutschland welches ihn bildete mit mehr Recht zu den Seinigen zählt als Dänemark welches ihn gebar; mit Freude im Hinblick auf den schönen Tod den er gestorben, wie der Soldat auf dem Schlachtfeld, singenden Mundes bis an das Ende. Die vor uns liegenden dramatischen Dichtungen hat der Dichter selbst nicht mehr gedruckt gesehen: sie erscheinen jetzt nach seinem Tode ein Vermächtniß für seine Freunde. Und er hat deren viele in Deutschland! Seit langen Jahren war sein Geist in Deutschland heimisch, seit langen Jahren fanden seine Dichtungen in Deutschland die theilnehmendsten, mitfühlendsten Hörer. Wie mag den von deutscher Bildung Durchdrungenen der unsinnige Krieg gesmerzt haben den der kopenhagener Pöbel in brutaler Roheit gegen das deutsche Volk herausbeschworen, an welches die Dänen sich mit aller Innigkeit angeschlossen müßten, wenn sie ihren politischen und culturlichen Vortheil im Auge hätten. Wie wehe mag es ihm gethan haben in einseitiger Verblendung täglich die Nation schmähen hören zu müssen von der, wie er so genau wußte und so gern anerkannte, seinem Volke die befruchtendsten Bildungselemente zugebracht wurden. Die Richtung, welche Dehleschläger's Dichtung eingeschlagen hat ist seit so langer Zeit dem deutschen Publicum bekannt und so oft durchgesprochen daß eine allgemeine Charakteristik derselben nicht nothwendig erscheint. Wir wenden uns daher gleich zu den einzelnen Dramen.

„Das Land gefunden und verschwunden“, eine Tragödie in zwei Aufzügen, macht den Anfang. Wahrlich, ein wunderbares Gedicht, wenn auch keine Tragödie! Björn Asbrandson, ein nordischer Held, liebt Thuride vor dem Bräutigam derselben, mit dem er kämpfen wollte, zurück, weil dieser ihn einst von Sklaverei oder Tod gerettet. Verzweiflung treibt ihn wieder zur See und in das Weinland Amerika. Thuride's Sohn Björn der Junge kommt von Island auf seinen Heldenfahrten nach 25 Jahren ebenfalls ins Weinland und findet dort der Mutter Geliebten, von den Wälden als ein Gott verehrt. Dieser rät ihm mit vielem Volk von Island in Amerika einzuwandern und ein neues Norden zu gründen. Aber als das Schiff absegelt, fühlt Asbrandson selbst daß sein Rath vergeblich gewesen sein wird.

Schwarze Wollen decken den Gesichtskreis mir!
Ich seh' im Geiste Eole mit der hämischen Rom
Verbunden um dem Helbenwert den Weg zu sperr'n.
Ja, Ulgard's garrlicher Raubergwog: Unwissenheit,
Ich sehe dich — blind in deinem dicken Nebeldampf —
Den raschen Vorsatz tödten. Die Errienerung
Von diesem Zug verschwindet ohne Wirkung dah.
Das Land das ihn erwartet — Keiner weiß es mehr!

Diese erste Entdeckung Amerikas durch die Isländer und das Vergessen dieser Entdeckung, der nordischen Volksfage entnommen, ist voll poetischer Ursprünglichkeit und Tiefe. Freilich zu einem Drama eignet sich der Stoff nicht, da der ganze zweite Theil — und verschwunden — nur in der Ahnung Björn's uns vorgeführt wird und in der That als etwas Reinegatives, noch dazu in der Zukunft Liegendes nur so vorgeführt werden kann. Der Stoff ist also mehr dem Epos geeignet, welches sich immer als ein Fragment aus einem größeren Sagenkreise darstellt und nie ohne einen Zusammenhang vorausgehender und nachfolgender Geschichten gedacht werden kann. Dessenungeachtet kann man das Gedicht nicht ohne Erhebung lesen: ein unennbarer Reiz alterthümlicher Einfachheit und sagenhafter Größe zieht immer wieder an und läßt vergessen daß der Dichter für sein herrliches Gedicht nicht die rechte Form gefunden.

Das zweite Stück heißt „Amleth“, d. i. Hamlet. Eine Ilias post Homerum, ein Hamlet nach Shakespeare! Aber der Dichter hat Recht: „Nicht die Fabel, sondern Composition, Charakterzeichnung und Dialog geben den Dichtungen ihren Werth und unterscheiden das eine Werk vom andern. In diesem Geiste haben sowohl antike als moderne Dichter oft mit Erfolg dieselben Stoffe behandelt.“ Und in der That: obwol das Drama Dehrensbläger's mit der Tragödie Shakespeare's im Grunde auf derselben Sage beruht, so hat doch der neue Dichter dem Stoffe eine ganz neue, durchaus verschiedene Wendung abzugewinnen gewußt. Amleth ist hier nicht der junge Romantiker, nicht ist der angeborenen Farbe der Entschliebung des Gedankens Blässe angekränkt: vielmehr ist Amleth ein Held, klug, listig und noch ehrlicher und tapferer als klug und listig, der den Vater wirklich rächt und die Braut erwirbt. Es ist immer mistlich zwei Kunstwerke zu vergleichen, und eine definitive Entscheidung zu treffen, ist, wenn beides wirkliche Kunstwerke sind, unmöglich. So möge eine solche Parallellierung auch hier unterbleiben: denn wir haben es hier wirklich mit einem lebensfähigen und lebenskräftigen Drama zu thun, und es mag genugsam erfreuen das Neue freundlich zu begrüßen, ohne sich mit der Frage den Genuß zu verderben: ob es dem modernen Dichter gelungen sei Shakespeare nachzuemuliren, and inwieweit. Auch in diesem Drama weht uns der Duft altnordischer Sage unvermischt entgegen, und die eingelegten Lieder Klingengesichts.

Oft schon, Thyrm!
Ich dir erzählte
Von der Väter

Selbenthaten.
Denn du kammst
Von alten Kiesen,
Von des Berges
Urgeschlechtern.

Nis vor Göttern
Kiesen sieten,
In eiganem Blute
Sie ertranen.
Kur Bergelmer,
Im Boot sich retten,
Ward ein Stammherr
Neuer Geschlechter u. s. w.

Aus der nordischen Bergzeit führt uns die Tragödie „Dina“ an den dänischen Königshof unter Friedrich III. Den tragischen Gehalt wie die tragische Katastrophe mußte ich nicht besser zu bezeichnen als mit den Worten Dina's:

O Gork! ich bin eine Sänberin,
Du bist ein Sünder! Laß beim Hahnenschrei
Uns nicht, wie Petrus seinen Heiland eink,
Die Wahrheit feig verleugnen. Woju soll' ich
Noch leben? Keine Blum' — sie ist zertruten.
Die Liebe die ich trug zu dir — so sündlich
Sie auch gewesen ist, war meine Blüte!
Sie ist dahin — nun bin ich gar Nichts mehr.
Ich will mit prahlrischen Worten nicht
Das Laster schminken, während ich es beichte;
Ich überschritt die Schwänke der Natur
Und phantasirte mich in einen Traum
Hinein der nimmermehr dem Weibe ziemt.
Du aber stehst da besser nicht als ich:
Ich wünschete mir die Welt der Abenteuer
Zurück; du wünschtest in der neuen Zeit
Nis unabhängig'reiter Ritter steh'n
Und keinen Herrn erkennen als dich selbst.
Ich magte mir als Weib an Mann zu sein;
Du bist als Mann so ettel als ein Weib.

Fabel, Composition und Charaktere sind in dieser Tragödie gleich vortrefflich. Das Lustspiel „Garrick in Frankreich“ übergehe ich als unbedeutend, und schließe mit dem Wunsche: daß diese werthvollen dramatischen Reliquien nicht spurlos an unserm Theater vorübergehen möchten.

2. Thassilo, Herzog von Baiern. Ein dramatisches Heldengedicht von A. Rudolph. Gotha, Thienemann. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Schon der Zusatz auf dem Titel des Buchs „den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt“ würde bezeugen daß der Verfasser an die Aufführbarkeit seines „Thassilo“ denkt, wenn auch nicht in dem Stücke selbst viele und große Stellen in Klammern eingeschlossen wären, um zu bezeichnen was bei einem Inszenesetzen desselben am leichtesten weggulassen sein dürfte. Wir haben es also hier trotz der Bezeichnung Heldengedicht mit einem wirklichen Drama zu thun. Sehen wir zu ob es diesem Begriffe entspricht.

„Angeregt durch die Bedeutung der Gegenwart unternahm es der Verfasser ein Drama zu schreiben dessen Stoff der Kampf zweier Parteien bildet, deren eine, auf der Schwelle einer neuen Zeit stehend, sich neuen Entwicklungen zugewendet hat, während die andere, an der Vergangenheit festhalten, kleinlicher Rücksichten halber, sich der Schäden einer untergegangenen Zeit nicht entledigen kann.“ Die erste dieser Parteien wird in unserm Drama durch Karl den Großen vertreten, der um das Christenthum zu der ihm gebührenden Beherrschung zu bringen die heidnischen Völker wie die Unabhängigkeit der Einzelsürken zu Boden schlagen mußte. Den Gegenpart bildet der Herzog Thassilo von Baiern, indem er, gestützt auf das ihm vererbte Bewußtsein seiner Fürstenwürde und Fürsten-

cher, dem neuen Princip welches ihn zu vernichten droht den Krieg erklärt und in diesem Kampfe untergeht. Man braucht in diesen Gegensätzen nicht einmal die Ähnlichkeit mit den Bestrebungen unserer Zeit zu beachten, obgleich der Dichter gerade hierin „die Tendenz“ des Dramas legt und obgleich diese Ähnlichkeit unverkennbar hervortritt: aber man wird anerkennen müssen daß diese Verhältnisse, wie sie der Dichter aufstellt, eine ergreifende Verwicklung einschließen, und daß der Untergang Thassilo's, welcher gestützt auf sein Recht gegen das bessere Recht der aufgehenden neuen Zeit kämpft und fällt, ein tragischer genannt werden kann. Der Stoff oder, wenn man will, die Erfindung verhindert also nicht in „Thassilo“ eine correcte Tragödie zu erblicken: die Sprache ist im Ganzen eine edle und gebildete: aber es fehlt in der That an einem Hauptstück — an dramatischer Bewegung. In endlichen Dialogen, denen in manchem Einzelnen Interesse und Schönheit nicht abgesprochen werden soll, schleppt sich die Handlung durch fünf Acte hindurch. Das geschieht erfährt man in der Regel mehrmals: bevor es geschieht als Vorfall; indem es geschieht als Schilderung; nachdem es geschehen in der Form von Betrachtungen. Um nur das frappanteste Beispiel herauszugreifen: Das letzte Verbrechen Thassilo's, der Bund mit den Awarern, wird nicht weniger als sieben, sage sieben mal, freilich in verschiedenem Gewande, vorgetragen: ein mal von Thassilo selbst, ein mal von Armin, ein mal von Theodorich, ein mal von Formosus und drei mal von Karl dem Großen selbst. Das ist zu viel. Dadurch wird das Interesse welches der fortschreitenden Handlung zugewendet würde getödtet, und der Leser sehnt sich aus diesen unabsehbaren Gesprächen nach Thaten, nach Geschehendem. Durch diese unbegreifliche Redseligkeit geschieht es auch daß der Dichter, der wo er seine Gedanken präciser faßt, oft auch durch schöne Darstellung ergreift, anderwärts in die größte Trivialität sich verliert. Vergleiche man z. B. die herrlichen Abschiedsworte Thassilo's (S. 133):

Es ist vollbracht! — Nun wohl, ich scheide gern
Aus einer Welt die sich verwandelt hat,
Dem Geist der neuen Zeit zu hulbigen;
Ich kann nicht länger leben mehr in ihr,
Da ihre Wandelung mein Recht misachtet.
Ich fühl's, ich steh' am Ende meiner Zeit
Und kann nicht übertreten in die neue;
Ich kann der jungen nicht zum Opfer bringen
Was heilig in der alten mir gewesen —

mit Trimetern wie folgende:

Ein Freund steht hier, der sich dein wahrer nennt, —
Doch deine Ansicht nimmer theilen kann.

Doch deshalb meiner Krone zu entsagen,
Scheint mir bis jetzt nothwendig nicht zu sein.

Ihr thätet es vielleicht mit Grund,
Den ich hier näher nicht erörtern will.

Ist Das nicht ein Unterschied wie zwischen — Poesie und Prosa, und zwar jener Prosa „welche Alles sagt“?

Nach der vorliegenden Probe im Allgemeinen aber dürfte das Talent des Dichters, den wir hier zum ersten male begrüßen, nicht verkannt werden. Doch scheint uns dasselbe mehr zur epischen Poesie, zum Roman etwa, der eine ruhige, breite Entfaltung nicht nur duldet, sondern fordert, zu neigen als zum Drama. Will aber der Dichter dem Drama treubleiben, so sei sein erstes Gesetz: Weniger Gespräch und mehr Handlung! Für den letzten Fall dürfte derselbe auch Trimeter wie:

Doch bau' nicht viel auf seine Hingebung.

Ihr tret. Swar seid Ihr Thassilo lehnsprachlich —

zu vermeiden haben, da dieselben eine täuschende Ähnlichkeit mit Choliamben an sich tragen.

3. **Dundertausend Thaler.** Poesie mit Gesang in drei Acten von D. Kallisch. Berlin, Hofmann u. Comp. 1849. Gr. 8. 15 Rgr.

Die vorliegende Poesie stellt einen tractatum de speculationibus burlesco vor, und die Moral von der Geschichte ist: daß nur der mit Arbeit und Anstrengung erworbene Besitz Werth und Dauer hat. Das Stück ist also sehr nützlich zu sehen und scheint auch sehr lustig zu sehen zu sein, da es in Berlin eine ziemliche Zeit hindurch immer volle Häuser gemacht hat. Dessenungeachtet fehlt ihm Ziel, wenn nicht Alles, um eine Poesie zu sein die eine mehr als alltägliche Bedeutung in Anspruch nehmen könnte. Ich will auf einzelne Verhältnisse gar nicht eingehen: ich will nicht anmerken daß es sehr ungeschickt angelegt ist den Speculanten Wandel durch das Durchgehen seines Agenten sein durch Börsenoperationen gewonnenes Vermögen wieder verlieren zu lassen, statt durch eine rückgängige Bewegung derselben Börse — was eigentlich die Moral erst eindringlich gemacht haben würde. Aber diese Ungeschicklichkeit gibt Gelegenheit auf etwas Anderes hinzuweisen was als ein Hauptfehler der Komödie zu bezeichnen sein dürfte. Besagter Agent heißt nämlich Begiffser, und ich bin überzeugt daß diese ganz unpassende Agentengeschichte nur ausgedacht ist um den Witz anzubringen:

B. Unser Agent ist weg — weg mit unserm Geld! Wir sind ruiniert!

B. Ruiniert?

B. Was? Der Begiffser?

B. Ja, Weg ist er!

Von dieser Art bei den Haaren herbeigezogener Späße ist nämlich das Stück voll, und die ganze vis comica dieser Poesie besteht eben nicht in der Handlung oder in den Charakteren, sondern in zufälligen lächerlichen Einfällen und zumeist bloß in lächerlichen Redensarten. Daß man mit Dergleichen wol das Awerchsell zu erschüttern, nicht aber ein dramatisches Werk, wenn auch possenhafter Gattung, herzustellen vermag, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Das ewige „Nix ist sehr heuß! Ein Glas Eus!“ und Zwidauer's „ausgezeichnet“ mag wol immerhin ein stürmisches Gelächter hervorrufen; aber wahrhaftig, wenn Dergleichen zur dramatischen Gestaltung genügte, so hätte Berlin an Angely längst einen zweiten Aristophanes. Niemand ist so unbillig von einer Poesie, bestimmt das souveraine Volk von Berlin einige Abende zu unterhalten, tiefe Ideen und eine überaus kunstmäßige Form zu verlangen; aber wenn man im Jahre 1851 nicht mehr ganz allein von Späßen à la Angely sich nähren will, so ist Das doch bestimmt nicht allzu unbescheiden. Hat denn die Bewegung der Zeit nicht so viele neue Stoffe, Charaktere, Situationen, auch komischer Gattung, hervorgebracht daß wir immer wieder zu dem aufgekochten Kohl zurückkehren müssen? Denn in der Börsenspeculation an sich soll doch nicht etwa das Neue und Moderne liegen? Man sehe dafür königlich sächsische concessionierte Landeslotterie oder etwas Dergleichen, und man wird sehen daß diese Erfindung dem Dichter nicht allzu viel Anstrengung gekostet haben kann, daß man vielmehr in diesen Börsenspeculanten nur alte gute Bekannte aus der frühern Theaterwelt oder deren Gevattern zu erkennen und zu schäzen hat.

4. **Lambertine von Méricourt.** Tragödie in fünf Aufzügen von R. Gottschall. Hamburg, Hofmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr.

In dieser Zeit dramatischer Hungersnoth muß man mit um so freudigerer Theilnahme ein Talent begrüßen wie das Gottschall's. Das vorliegende Drama trägt unverkennbar den Ausdruck an sich das Werk eines wahrhaft poetisch begabten Geistes zu sein. Das ist nicht von jener Fabrikarbeit, wie sie jetzt dugendweise geliefert wird zu festen Preisen und in den festgesetzten Formen. Das ist auch nicht eins von jenen Dramen wie sie der fleißige Schriftsteller nach sorgfältig entworfenem Scenarium ausarbeitet, mit lineal und Richtmaß, regel-

mäßig, aber auch mittelmäßig in des Worts verwegener Bedeutung. Hier zeigt sich vielmehr die poetische Urkraft mit ihren Auswüchsen und Fehlern, aber auch mit der ihr allein eigenen Schönheit. Einem solchen Dichter gegenüber ist es Pflicht der Kritik sich nicht auf kurze Drabalsprüche zu beschränken, wie man wol die drei minorum gentium abfertigen mag, sondern nach Kräften dem Talent ein Bundesgenosse zu werden, nicht indem sie es häßlich und verzieht, sondern indem sie das Tadelnwerthe hervorkehrt und auf das Richtige hinweist. Das wahre Talent wird diese Art von Kritik am willkommensten heißen: möge Gottschall in den folgenden Bemerkungen nur diese Gesinnung und Absicht erkennen.

Das Drama behandelt den Untergang der Gironde. Daß der Stoff poetisch ist wird nicht geleugnet werden können; aber ist er auch dramatisch? Es ist eine schlimme Sache um die Politik der Girondisten in der Wirklichkeit: negativ, abwehrend, mäßigend kann sie höchst wohlthätig wirken, wenn ihr die ungestüme Kraft gegenübersteht; aber eine große Rolle wird diese passive Thätigkeit — man verzeihe mir das Dymoron — kaum jemals spielen. Die Gironde der Französischen Revolution mußte untergehen, sobald sie von der Bewegung sich großend zurückzog und doch nicht den Muth fand derselben ein entgegenes: Bis hierher und nicht weiter! entgegenzubonnern. Möglich, ja wahrscheinlich daß durch ein solches Auftreten ihr Schicksal nicht gewendet, sondern bei dem Fanatismus der Massen beschleunigt worden wäre: aber — sie wäre dann untergegangen für die große Idee die sie erfüllte, nicht nur leidend, sondern auch handelnd. Und dann wäre sie und ihr Untergang ein Stoff für die Tragödie gewesen. Und jetzt? Wir sehen die Gironde träumen, schön träumen, es ist wahr; aber das Drama verlangt Handlung und diese finden wir nur auf der Gegenseite. Ein Leiden und Untergang ohne Kampf ist wol lyrisch oder allenfalls auch episch vortrefflich zu behandeln, aber dramatisch und tragisch ist ein solcher Stoff nimmermehr. Vielleicht entgegnet uns der Dichter: „Wer sagt euch denn daß ich den Untergang der Gironde als solchen darstellen wollte? Mein Stück heißt „Lambertine von Méricourt“: Lambertine von Méricourt, die um die Roland zu stürzen, um derentwillen Barbarour sie verlassen, die ganze Gironde in die Luft sprengt.“ Desto schlimmer würde ich antworten; denn in jener Inhaltsangabe liegt der zweite Fehler des Stücks ausgesprochen. Das ist jene pragmatifch seinfolgende Geschichtsauffassung, die da „große Wirkungen aus kleinen Ursachen ableitet“. Awar geschieht Das hier nicht in jener kleinlichen Manier wie etwa in Scribe's „Un verre d'eau“, aber es ist schon schlimm genug. Es ist zwar ganz wahr daß wenn der Philister sich Abends zu Bette legt und seine Nachtmüge über die Ohren zieht, er nicht wissen kann welche welthistorischen Folgen sich aus dieser einfachen Handlung entwickeln werden; aber daß eine solche Per- und Entwicklung poetisch und gar tragisch sei, wird Niemand behaupten. Dieses Herleiten aus kleinen Ursachen, dieses Zurückführen großer Weltereignisse auf Kammermädchenintriguen, Unverdaulichkeiten und andern dergleichen Krieskram kann auch nur der oberflächlichsten Geschichtsauffassung genügen, dem ästhetischen Urtheil aber gar nicht. Und wie steht es nun, wenn wir Lambertine von Méricourt als das Novens in unserer Tragödie betrachten? Also weil ein Mädchen eifersüchtig und ein Mann leichtgläubig und treulos ist, muß eine große und edle Partei untergehen und die Französische Revolution eine neue Bahn einschlagen? Kimmern mehr. Selbst wenn es sich historisch so verbielte, so würde Dies zu den Dingen gehören die man, wie Platen sagt, und wären sie auch geschehen, mit Nacht bedecken sollte. Noch viel weniger aber, meine ich, sollte man Dergleichen erfinden.

Dies sind die beiden hauptächlichsten Ausstellungen die an dem vorliegenden Drama gemacht werden können. Ein Anderes, was ebenfalls Rüge veranlassen könnte, ist unter unsern jüngern Dramatikern so Mode geworden daß die Kritik

kaum hoffen darf mit Erfolg dagegen anzukämpfen. Das ist die Gespreiztheit, Ueberschwänglichkeit und Abgeriffenheit der Sprache und Darstellung in allen Stellen wo das tragische Pathos zur Entscheidung kommen soll. Dieses Stetzgehen tragischer Personen erinnert hier und da an die Jugenprodukte Schiller's: nur daß hier die überströmenden Gedanken, noch nicht von der Regel der Schönheit gemäßigt, mit der Sprache ringen, und der Ueberfluß sündigt was gesündigt wird, während bei unsern neuern Dramatikern es oft den Anschein gewinnt als ob die mangelnde Einfachheit der Sprache den Mangel an Gedanken verdecken sollte. Dies tritt, wie gesagt, auch bei Gottschall hervor, und doch erscheint es uns hier wirklich nur als eine Art Rodesache, da er an andern Stellen schöne und edle Gedanken in eine edle und einfache Sprache zu kleiden weiß. Wenn Lambertine (S. 108) sagt: „Und war' dein Weg die Milchstraße des Himmels, ich würd' ihn kreuzen; und war' dein Gewand mit ewigen Sternen gestickt, ich würd' es zerreißen —“, so ist Das nicht erhaben, sondern lächerlich. Wenn dieselbe über ihren Nachgeplänen brütend monologisiert (S. 67): „Seh' mir auf, Licht der Erkenntniß, wie der Mond aufgeht aus zerrissenem Gewölk' über der Schädelstätte! Fort mit den Schleiern, die mein sterblich Aug' verhüllen! Geist der Vernichtung — führ' mich an fester Hand daß ich nicht zitt're, vorbei, vorbei an den Kreuzen auf Golgatha, an den dampfenden Scheiterhaufen, an den rastlos arbeitenden Quilotinen! Führ' mich in die Himmel, wo ein bißes Aug' Harmonia sieht, und zeige mir wie die Irenen, wilden Sterne sich selbst zertrümmernd in den Abgrund stürzen. Und wenn ich das große Todtenanklig, das den Thoren eine lebendige Welt scheint, gesch'n: dann fühl' ich daß die Rache keinen Riß macht in die Schöpfung —“, so ist eine dergleichen Tirade zwar geeignet eine nervenschwache Dame beträchtlich zu erschrecken und von einem Sonntagstheaterbesucher als bodenlos tiefinnig angestaunt zu werden: aber sonst — Das weiß Hr. Gottschall so gut wie wir — hat sie weder einen hohen noch einen tiefen Sinn, sondern lediglich gar keinen.

Der Raum verbietet mir mehr als eine kurze Stelle aus einer Scene zwischen derselben Lambertine und der Roland anzuführen, um zu beweisen wie Gottschall seine Personen aus ganz anders reden zu lassen versteht:

Lambertine.

Ich eine Schwärmerin? Ich war es einst!
Ich konnt' im Schatten einer Linde ruh'n
Und weinen beim Geb'n der Fild' und Geig.
Ich konnte Abends auf den Bergen ruh'n
Und meine Arme nach der Sonne breiten,
Und auf dem Kirchhof weilen Stunden lang
Und Kränze legen auf der Mutter Grab,
Und alle Blumen, alle Sterne fragen,
Warum dies Leben, wie ein süß Geheimniß,
So rasch vorüberzieht — warum sein Born,
Sein Segensborn nicht unerhöpftlich fließt.

Roland.

Und jetzt? Jetzt ist es anders — wunderbar!
Was kann denn dir geschehen sein?

Lambertine.

Nichts, Nichts!

Ich bin ein Kind des Volks wie Taufende!
Was uns geschieht ist nicht der Rede werth.
Man lebt und lebt und stirbt und wird begraben,
Und uns're Namen trägt ein einfaches Kreuz.
Was kann denn uns gescheh'n? Wir leben nur
Auf Rechnung der Unsterblichkeit; man hat
Vorweg die Ewigkeit uns abgezogen.
Wir sind nur Namen für die Kirchenbücher;
Wir sind nur Zahlen für die Steuerrollen.
Was uns geschieht ist nur gemeines Noos,
Wie daß der Stein den Berg herniederrollt,

Und das die Sonne auf- und untergeht.
Wer wird um ein Naturereignis weinen?
Die Nymphe selbst ist für die Glücklichen.

Ist Das noch derselbe Dichter? Glaubst man wol denselben Mund zu vernehmen, von dem die oben mitgetheilten Nebenarten erkündet? Wir haben unsere Meinung von Hrn. Gottschall ausgesprochen: das deutsche Drama darf viel von ihm erwarten. Wenn wir die meisterhafte Charakterzeichnung, die strenge Motivierung, die glückliche Disposition des Stoffs nicht hervorhoben, so geschah es um Raum für unsere tadelnden Bemerkungen zu finden, in welchen, wie wir hoffen, Gottschall nur einen Beweis unsrer Achtung und Theilnahme für sein bedeutendes Talent erblicken wird.

5. Ferdinand von Schill. Tragödie in fünf Aufzügen. Von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 1 Thlr.

Ueber diese zweite Tragödie Gottschall's werden wir nach dem vorher Auseinandergesetzten kürzer sein können. Was zunächst den Stoff betrifft, so ist derselbe als vortrefflich gewählt anerkennen. Der Conflict zwischen dem positiven Gees des Gehersams gegen den Kriegsherrn und dem ungeschriebenen Gees heldenmüthigen Patriotismus in dem Herzen Schill's ist ein sittlich berechtigter, nur durch ein tragisches Ende zu verschönernd. Das Pathos dieser sittlichen Streitfrage wirkt um so mächtiger als Schill in halb absichtlicher, halb von außen erregter Selbsttäufchung erst sehr spät von dem Glauben läßt daß er nur äußerlich dem Willen des Königs entgegenhandele, daß dieser vielmehr nur den Augenblick erwarte sich für ihn zu erklären — eine Ansicht der nicht alle historische Rechtfertigung abgeht. Es kommt hinzu daß der Streit der in Schill's Brust ausgefochten wird zugleich ein Spiegelbild ist des Kampfs des Neuen und Alten, wie er sich in jenen Zeiten in den öffentlichen Verhältnissen des preussischen Staats im Großen vollzog. Den Hintergrund bildet ganz Deutschland, unterjocht von dem französischen Eroberer, nach Befreiung seufzend und doch vor dem Versuch der Befreiung schon zurückweichend. Wahrlich, ein großes und ein tieferegreifendes Bild. Umso mehr müssen wir es beklagen daß hier noch mehr als in „Lambertine von Méricourt“ Unfug mit jener hohlen Phrasenwirthschaft getrieben wird, die das Drama aufhält, die Handlung erschläft, den Hörer oder Leser ermüdet. Und was soll die Liebesgeschichte Schill's und der Tochter des Generals von Köthel, die neben der eigentlichen Haupthandlung herhinkt? Ein recht eigentliches hors d'oeuvre! Wäre es denn wirklich einem modernen Publicum unverträglich eine große nationale Tragödie ohne den herkömmlichen Apparat an Liebesfeuern, Aufopferungen, brutalen Nebenbuhlern u. dgl. zu genießen? Ein Dichter wie Gottschall vermag viel; er wagt es Kühn dem alten Schlandrian trotzigubieten, und ich glaube er wird nicht nöthig haben mit Schill auszurufen: „Ich kam zu früh!“

6. Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen von F. von Heinemann. Braunschweig, S. P. Meyer. 1850. 8. 1 Thlr.

Übermals ein Stoff aus der ersten Französischen Revolution. Hat die deutsche Revolution der vergangenen Jahre den Blick unserer Dichter erst anhaltender auf jene große Erscheinung hingewendet daß jetzt Alle sich beeilen sie in dramatischer Gestalt und vorzuführen, bald als Vorbild, bald als Warnung? Oder ist durch die Bewegung unserer Zeit erst das Siegel gelöst worden welches die Geheimnisse dieser dunkeln Zeit unserm blöden Auge verbarg? Regen sich jetzt erst die Fäden bloß an denen die Geschehe einer großen Nation geleitet wurden? Oder ist es jetzt erst erlaubt auszusprechen und von der Bühne Tausenden zuzurufen was man lange erkannt, aber verschweigen mußte? Wie Dem sei, es ist unleugbar daß jene Zeit der ersten Französischen Revolution, jene Zeit glühender Begeisterung und schwarzer Verbrechen, edler Leidenschaft und

niedrigen Egoismus, daß jene Zeit mit ihrem Licht und Schatten eine Fülle dramatischer, vorzüglich tragischer Motive in sich trägt.

Das vorliegende Drama ist kein Tendenzstück: es ist weder für noch gegen die Revolution gerichtet, aber es stellt einen innerlich bedeutungsvollen Abschnitt derselben mit lichten Farben vor unsere Seele. Der Untergang der Gironde bildet den Anfang des Dramas, welches mit dem Untergang Robespierre's und seiner Freunde endigt. Wir müssen zunächst die Intention des Dichters anerkennen; er hat sichtlich gestrebt das Ganze in der ihm zukommenden Großheit aufzufassen und darzustellen. Ohne daß er darum die, wie es scheint, unvermeidliche Liebesgeschichte ausgeschlossen hätte, gleich doch das Ganze mehr einer großen Staatsaction als einem bürgerlichen Drama mit dem tragischen Familienjammer. Das ist immer schon Etwas — wenn es auch theilweise bei dem Willen geblieben ist. Der Dichter führt uns zu wiederholten malen in die Säle und mitten in die Verhandlungen des Convents. Reden erkönen von den Tribunen, der Präsident handhabt die Glocke, Beifalls- und Mißfallsbezeigungen werden laut. Aber so sehr wir dieses Kühne Heraustrreten aus dem gewohnten Familienkreis des deutschen Dramas billigen und loben, so können wir doch nicht verschweigen daß gerade diese Partien am schwächsten ausgefallen sind. Es ist kein Leben darin: die Redner sprechen, aber man hört den Dichter hindurch, statt die aus der Begeisterung und der Leidenschaft des Augenblicks entspringenden und darum auch zündenden Raketen feuriger Revolutionshelden. Man begreift nicht wie solche Reden den Eindruck hervorbringen können den sie im Drama wirklich hervorbringen: denn der Leser oder Hörer im Zuschauertraum fühlt keine analoge Bewegung in der eigenen Brust. Ich glaube es liegt Das in der Ungewohntheit; unsere Dichter waren wie das Volk bisher dem öffentlichen Leben fremd; denn das öffentliche Leben machte sich in den geheimen Cabineten der Diplomaten. Dem widerspricht freilich daß unser Dichter Volksszenen meisterhaft und mit einem über dem Gegenstand schwebenden freien Humor zu behandeln weiß. Jedenfalls ist Heinemann, dessen Namen ich jetzt zuerst begegne, eine Kraft von der sich Tüchtiges erwarten läßt.

Die Anlage der Fabel ist geschickt; die eingeflochtenen Episoden stören nicht die Haupthandlung, sondern fördern dieselbe und gewähren einen Ruhepunkt, wenn Auge und Herz von dem Schauerlichen überwältigt werden will. Der Charakter der Hauptperson ist gehalten: der eiserne Wille, der Freiheit durch blutige Opfer den Boden zu bereiten und dadurch die Nothwendigkeit daß der Vorkämpfer und Paladin der Freiheit ihr ärgerster Feind, ein gehäfter Tyrann wird. Einem solchen Charakter muß selbst die kleinliche Eitelkeit, die keinen Nebenbuhler dulden will, in dem Lichte der väterlichen Fürsorge für die Freiheit erscheinen, bis er zuletzt an sich selbst irre wird.

St. Just.

Die Republik ist in Gefahr.

Robespierre.

Wer sagt Das?

Ich hab' es nicht gethan. Ich dacht', ich hätte
Mit einem Vaterauge sie bewacht.

Die Freiheit, sagen sie, hätt' ich erdroffelt.

St. Just.

Geschwäg der Kinder; und ich sage dir,

Sie ist verloren, wenn du sie nicht rettest.

Robespierre.

Die Freiheit retten? Knabe, Knabe! Ich?

Bist du hieher gekommen einen Menschen

Zu sehen der an sich selber irre ward?

Der Untergang Robespierre's durch Schlechtere als er selbst, und das Bewußtsein mit allen Breueln nicht das Ziel

erreicht zu haben, ist härter und drückender als der Tod durch die Guillotine dem seine Opfer juchzend entgegen gingen.

7. Ali der Kalif. Historisch-dramatisches Gedicht in fünf Acten von Joseph Edmund Kieder. Graz, Kienreich. 1850. Gr. 8. 16 Rgr.

Die Kritik wird sich immer milder gestimmt fühlen als es ihre Art ist und als sie vielleicht nach der ganzen Strenge ihres Amtes sollte, wenn ihr aus einer entferntern Provinz, woher wenig Stimmen deutscher Poesie erklingen, ein Lebenszeichen entgegentritt daß man auch dort mit Liebe Dasjenige pflegt was der deutschen Nation bald als das einzige Einheits- und Erkennungszeichen übriggeblieben sein wird: deutsches Dichten und Träumen. Ja träumen! Wenn wir es als Volk, anerkannt nach dem Gewicht welches wir in die Waagschale der civilisirten Welt werfen könnten, erst vom Träumen zum Handeln gebracht haben werden, dann werden wir auch nationale Dramen besitzen — Dramen die, hervorgegangen aus einer großen Geschichte, im Volke wurzeln und das ganze Volk ergreifen, weil sie dessen Lieben und Hasen, seine Thaten und Leiden, seine Helden und Widersacher vor das Auge führen. Vorderhand begnügen wir uns mit dem harmlosen Stillleben des bürgerlichen Schauspiels, wie auf der Weltbühne, so auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Daher begrüßen wir schon ein historisches Schauspiel. Sei es auch dem Orient entnommen, mit Freude, weil wir uns doch mitunter herausheben aus der Tragödie der Kleinräuberei. Freilich erfüllt das vorliegende Drama die Forderungen die man an ein historisches Schauspiel stellen darf nur unvollständig: namentlich fehlt es dem Dichter, wie es scheint, an Bühnenkenntniß und Bühnengewandtheit, die wir im nördlichen Deutschland fast nicht mehr als Vorzug gelten lassen mögen, so verbreitet ist sie auch bei mittelmäßigen Dichtern und so oft ist sie der einzige Vorzug. Dagegen finden wir in „Ali“ eine gewisse Ursprünglichkeit und Frische der Sprache, die Darstellung belebt sich hin und wieder durch orientalische Bilderpracht und Spruchweisheit, und nirgend stoßen wir auf jenen conventionellen Allerweltstergon wie er bei uns gäng und gäbe ist. Dagegen zeigt sich auch in Einzelheiten eine gewisse Ungeschicklichkeit des Ausdrucks; so die oft wiederkehrende Setzung des Personalpronomens hinter das Verb, wie:

Mein Herz ist rein: nicht weiß ich schuldig mich . . .

und ähnliche Verselegungen:

Schon trüb mich's schallst Euch zu sprechen her . . .

oder Härten wie:

Für Einen sind nicht Millionen

Geschaffen; besser ist es er für sie.

Auch Alexandriner statt eines Trimeters:

Doch Abubeker war | geschätzt, geliebt, verehrt . . .

fördern ein irgend empfindliches Ohr. Doch wir wollen den Eingangsworten unserer Kritik nicht unreu werden und die aus der Diaspora ertönende Stimme als ein erfreuliches Zeichen deutschen Strebens in der Ferne begrüßen.

8. Deborah. Volksschauspiel in vier Acten. Von C. H. Rosenthal. Zweite Auflage. Pesth, Beckenast. 1850. 16. 12 Rgr.

„Deborah“ ist seit ihrem ersten Erscheinen auf der Bühne, Januar 1849, so vielfältig beurtheilt worden daß es Eulen nach Athen tragen hieße jetzt noch eine eingehende Kritik über dieselbe schreiben zu wollen. Niemand bezweifelt mehr daß wir in diesem Drama eine der bedeutendsten Erscheinungen zu erblicken haben, die in unserer Armuth und eine neue Blüte unserer dramatischen Poesie in Aussicht stellt. Dessenungeachtet möchte ich zwei Punkte zur Sprache bringen, von denen ich freilich nicht weiß, ob sie nicht in der Unzahl von Kritiken welche das Stück hervorgerufen schon irgendwo berührt worden sind. Ich thue es, weil sie zwei Hauptgebrechen unserer neuern dramatischen Literatur in das Licht zu stellen ge-

eignet sind, und thue es gerade bei diesem Dichter, weil es notwendig ist daß auch der Beste sich von dem in der literarischen Luft liegenden Niasma nicht frei erhalten kann.

Erstens. Joseph soll dadurch von der Liebe zu Deborah geheilt werden daß man diese bewegt Geld zu nehmen als eine Art Abfindung. Gut. Allein nicht Deborah nimmt das Geld, sondern das andere jüdische Weib: dem Joseph wird gesagt Deborah habe es empfangen. Etwas plump, aber gut. Wie aber nun? Dieser Joseph, der noch einige Scenen vorher ausruft: „Daß ich sie nie, nie wieder sehe, denn sehe ich sie, so bin ich Euch verloren —“, derselbe Joseph glaubt nicht nur die plumpe Erfindung, sondern er glaubt sie auch noch als Deborah an seine Liebe appellirt, die solcher Länge keinen Glauben schenken werde; derselbe Joseph, dessen ganzes Sein in Deborah aufgeht, wagt ihr die Worte entgegenzuschleudern:

Du thatest recht und das Geschäft war gut.

Ob auch ein Christenberz darüber brach,

Du handetest ja für dein Volk —

und geht, sein Ohr ihrem herzerreißenden Ruf verschließend, ab. Ist hier auch nur ein Gedanke von poetischer Wahrheit? Ist es denkbar daß Joseph nicht mit allen Kräften seiner Seele der Herfordung seines Irrthums zutreiben sollte, wenn ja eine solche plumpe Täuschung auf Augenblicke Erfolg haben konnte? Und warum spricht Deborah nicht die Erklärung aus, der er Glauben schenken mußte, oder warum hört Joseph sie nicht? Wol aufzuwerfende Fragen, die Deborah später selbst zu thun sich veranlaßt sieht. Es gibt dafür nur den einfachen Grund daß wenn diese Erklärung am Ende des zweiten Actes vorkäme, hier die Geschichte ein Ende hätte und die Tragödie um ihre Existenz wäre. Die Moral davon ist folgende, die im Allgemeinen und ohne specielle Rücksicht auf Rosenthal ausspreche: Unsere modernen Dramatiker spiritisiren die vorzüglichsten Seelenzustände aus, aus denen sie ihre Handlungen motiviren. Ueber der Jagd nach solchen anomalen und darum neuen Motiven verliert sich nur zu oft der Sinn für das Natürliche und Einfache, und dieselben Leute die ungläubliche Geistesrichtungen mit dialektischer Schärfe in ihren Dramen bis zu den äußersten Consequenzen ausspinnen, machen dann in Darstellung der einfachsten Verhältnisse Verflöße, die auch dem minder geübten, aber auch minder verbildeten Auge zutageliegen. Es geht ihnen wie den Romantikern, die die größten Wunder wie Alltäglichkeiten behandeln, während sie das Alltägliche wunderbar finden. Zweitens.

Was war Das? Ew'ger, hab' ich recht gehört?

Des Herzens Eisesdecke will zerthawen,

Es regt sich, pocht, das alte Leben auf!

Joseph! (In Thränen schmelzend.) O Gott, was machst du denn aus mir!

Nein, nein, ich liebe nicht, wie ich einst liebte;

Die Altarflamme nahm ihr Opfer hin,

Und der Menschenliebe ew'ge Lampe

Glüht wieder in dem Friedhof meiner Braut.

Nein, Hanna, nein, ich bleibe nicht bei dir;

Ich will Euch nicht ein stummer Vorwurf sein,

Nicht Eurer Seele schönen Frieden fördern.

Fort mit den Meinen will ich wieder zieh'n,

Ein Bild des Stamms der seinen Haß gepfirt.

Seitdem er weiß daß Ihr ihn lieben thant.

Ist Das noch Deborah die wir sprechen hören, das rauchdurstende, orientalische Weib? Was ist geschehen um dieses Eisenherz schmelzen zu lassen? Nichts oder so gut als Nichts. Deborah behorcht ein Gespräch, aus welchem weiter Nichts hervorgeht als daß Joseph ein guter Kerl mit einem sogenannten guten Herzen ist — ein Umstand der ihr doch unmöglich neu sein konnte. Warum gerschmilzt sie also in Thränen? Warum verandelt sie den Fluch in Segen? Doch wol einig um die Phrase von dem jüdischen Volk anbringen zu können, welches die Christen nicht mehr haßt, seitdem es weiß daß diese

es lieben können. Es ist ein schönes Ding um eine gute Pointe: sie ist unter Umständen ein Königreich werth. Aber einem tragischen Charakter zuguterlegt den Saras zu machen, um einer epigrammatischen Spitze willen: Das ist keine empfehlenswerthe Dekonomie. Und die Moral für unsere Dramatiker? Man stelle nicht die Charaktere auf den Kopf und nenne das Lendenz, oder man nenne es meinetwegen Lendenz, spreche aber dann nicht von dramatischen Charakteren.

9. Monarchie und Republik, oder des Hochverräthers Flucht. Zeitgemälde in vier Abtheilungen. Zum Gedenken der Siege der verbündeten östreichischen und russischen Armee in Ungarn. Von Gottfried von Deegen. Wien, Geold und Sohn. 1850. Gr. 8. W. Kgr.

„Wahrlich, der Mensch kann doch viel der Gottesgaben genießen!“ sang einst Johann Heinrich Voss. Bekanntlich muß ein Kritiker deutscher dramatischer Literatur noch viel abgehärteter im Sentenzen sein als der gewöhnliche Pontivant: denn Nichts erfordert einen bessern Magen als ein großer Theil unserer neuesten deutschen Dramatik. Aber man muß selbst einem Kritiker nicht mehr auferlegen als menschliche Kräfte zu tragen vermögen: sunt certi denique fines. Diese Grenzen sind in „Monarchie und Republik“ weit überschritten. Ich will Nichts davon sagen daß das Drama, welches sich übrigens statt in Aufzüge und Auftritte in „Abtheilungen“ und „Abschnitte“ zerlegt, in vierfüßigen Trochäen geschrieben ist, gegen welche die Trochäen der verschollenen Schicksalstragödien Platen'sche Reiterstücke sind; ich will das grausige Bild auf dem bunten Umschlag, wie der schändliche Kossuth vor dem tugendhaften Görgey zurückweicht, mit Recht bedecken; ja ich wäre gern geneigt — was thut nicht die Abhärtung — einigen Konsens in den Kauf zu nehmen: aber, wie gesagt, es gibt Dinge die selbst einen Kritiker deutscher Dramen aus der Contenance bringen können. Ungarn und Oestreich unter der bedeutungsvollen Allegorie zweier fürstlichen Brüder dargestellt, die der nichtswürdige Kossuth aus schändem Eigennuz gegeneinander aufhegt; einige Liebesgeschichten, die vom Himmel fallen, und ein Leor (Görgey), der für die Rebellen sichts, weil er den Vater seiner Liebsten mißversteht, der das Mädchen einem guten Patriotem geben will; ein Durcheinander von „Abschnitten“ daß der nüchternste Kopf confus werden muß, und doch keine Motivirung und keine Handlung; eine Menge von Monologen und lyrischen Ergüssen ohne die entfernteste Spur eines Charakters — ist Das eine Welt? Heißt Das eine Welt? Ich bin zwar überzeugt daß wer im übrigen Deutschland diese neuesten östreichischen Producte eines forcirten Patriotismus nicht aus eigener Anschauung kennt, sich von der bodenlosen Geschmacklosigkeit und absoluten Nullität dieser Sachen keinen Begriff machen kann. Dessenungeachtet will ich es versuchen durch ein paar auf gutes Glück ausgewählte Stellen wenigstens die wahrhaft grauenvolle Ordinartheit aufzuweisen die in dieser Art Stücken herrscht. Möge man daraus auf das Uebrige schließen und mein Urtheil wird — sehr milde erscheinen.

Zuerst eine Liebeserklärung oder Etwas der Art.

Lydia.

Wie? — ein Myrtenkränzchen —? — mir? —

Lesian (gehehret).

Esß dies Haupt bedrängt mich schon; Koante ich denn widerstehen?!

Guch, dem Symbol aller Liebe,
Guch, dem Keime reiner Triebe,
Eurer Anmuth, vollster Blüthe,
Eurer Milde, Eurer Güte,
Wovon ich so ganz durchdrungen,
Und in eine bessere Welt
Gleichsam mich emporgeschwungen,
Küßle, neu von Euch besetzt! u. s. w.

Ich enthalte mich aller eier und aller Ausrufungszeichen: ich denke dieser Sag mit seinen Sprachfehlern, seinem nichtsflegenden Bombast und seiner prosaischen Trivialität ist selbst ein großes Sic mit obligatem Frage- und Ausrufungszeichen.

Kr. 2. Kossuth, der freilich durch das in Klammern gesetzte, jedoch keineswegs wörtlich zu nehmende, Prädicat toll entschuldigt wird, gibt seinen Anhängern folgende Verhaltensregeln: Kossuth (toll).

Kun, so plünder Kirchen aus,
Sammelt Gold und Edelsteine,
Was sich rauben läßt, Das nehmt,
Große zahlen, sowie Kleine,
So seid ihr durch Nichts gehemmt.
Selbst das Heiligste nicht schonet,
Wenn es sich der Råde lohnt,
Silber, Schmutz und Dyrstant —
Weiß Reliquien genannt —
Gold und Goldeswerth nur schafft.
Preßt Geld durch Maschinenkraft, —
Was ihr Tag und Nacht erschwinget.
Schmelzet ein was halb nur Klinget.
Wer nicht schnell mit Gut und Habe
Dem souverainen Volk entspricht
Wäge nach gebroch'nem Stabe.
Geizige Bürger braucht man nicht.

Es ist wahrhaft haarsträubend, was dieser Kossuth für ein abscheulicher Bösewicht! Gott sei Dank daß er über alle Berge ist! Da lobe ich mir den Leor-Görgey, wie schön weiß Der die Nothwendigkeit des Abfalls auseinanderzusetzen! Die Verse sind zwar entsegennerregend, aber die Gesinnung ist edel und erhaben.

Ob wir gleich zu Heldenthaten
Kampferäthet uns geküßelt,
Sag' ich euch: Wir sind verrathen,
Wenn ihr blind auf Kossuth zählet.
Er will uns terrorisiren,
Wird dem Volke ein Tyrann,
Bald soll dies Diabem ihn zieren,

Womit er den Raub begann.
Abseu vor dem bösen Spiele
Und entehrendem Verrath
Zwingt mich, da ich jetzt am Ziele,
Zu bewähren durch die That
Daß ich meinem Fürsten treu,
Selbst besiegt als Sieger sei.

Das ist doch noch eine Philosophie die sich hören läßt. Nicht mehr als billig daß der Philosoph am Ende sehr geehrt wird; denn die Liebste des Helden sagt mit Recht:

Warra (entsetzt).

Hochverrath? —
Heldenthat!
Selbst an deines Abgrunds Rande,
Glad mit Fürst und Vaterlande!

„Fühst du Das?“ fragt darauf der edle Görgey. Fühlen Sie Das, meine Herrschaften? frage ich die Leser d. Bl. Wenn ihr es nicht fühlt, ihr werdet es nie erjagen! Und die Moral von diesem Stück? Die Moral des Stückes findet sich, wie bei jeder guten Fabel, in dem Stück selbst, wird aber zur Bequemlichkeit hartherziger Seelen am Schluß des Ganzen auch noch disortis verbis ausgesprochen:

Also ist's. Doch hört mich an.
Schwer zu bannen ist der Wahn
Daß allein in Republiken
Bülfersfreiheit aufrecht steht.
Überall läßt sich Wohlfahrt bilden,
Wenn mit treuen Unterthanen
Hand in Hand der Herrscher geht.

Und der Grundstein kommt vom Thron.
Durch die Constitution.

Wädge der Dichter auf die Festigkeit meiner constitutionellen Grundzüge aus der Versicherung schließen daß sogar die Lecture seines Dramas mich nicht zum Republikaner zu machen im Stande war.

10. Der Generalsbefehl. Volksdrama in drei Abtheilungen. Mit Benutzung eines ältern französischen Sujets. Von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Pichler's Witwe. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Donner und Brescia! ruft der Hauptmann Sturmweiser, in diesem Drama eine nicht unwichtige Person, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten aus. Donner und Brescia! so rufe auch ich: Das nenne ich einmal ein Theaterstück. Zwar warum es ein Volksdrama sein sollte wußte ich nicht; aber ein Effectstück ist es, und unsere Intendanten und Theaterdirectionen wissen daß das entschieden die besten Stücke sind. Lager scenes, Heerchau, Vorposten, Kriegsgericht, Pulver- und Bleiverurtheilungen — wenn Das den Theaterenthusiasmus nicht entzündet, so weiß ich kein Mittel mehr. Und wie rührend ist das Ganze: der Commandant, der seinen Unteroffizier zur Eifersucht gereizt hat, will sich für ihn opfern als dieser qua Deserteur festgenommen wird, weil er gegen den Generalsbefehl das Lager verlassen hat, um besagten Commandanten zu fordern. Aus dem Opfer wird Nichts; aber es stellt sich heraus daß der Obergeneral glücklicherweise schon einige Tage vor dem unangenehmen Vorfall den Abschied des Unteroffiziers unterzeichnet hat, sodaß dieser also an dem Tage seines vermeinten Verschens schon nicht mehr Soldat war, also auch keine Desertion begehen konnte. Quod erat demonstrandum. Also für den lusternen Herrn Commandanten eine Moralphredigt und für den Unteroffizier die Braut, sic finit cantilona. Es wird zwar hier und da einem Ueberstudirten vorkommen als ob diese Erfindung nicht ganz neu, vielmehr schon unterschiedenliche male auf den Brettern erschienen sei: aber Vogl sagt ja selbst, das Drama sei nach einem ältern Sujet bearbeitet, wodurch alle dergleichen Einreden zu Boden geschlagen werden. Ueberhaupt, seien wir gerecht. Man kann nicht alle Tage Shakspeare, Goethe und Schiller geben und — die Wahrheit zu gestehen — ich glaube auch nicht daß das heutige Theaterpublicum sie täglich sehen möchte. Besser also immer noch, wenn es bios auf eine unschuldige Zeitdödtung ankommt, ein etwas larmoyantes bürgerlich-deutsches Schauspiel als moderne französische Dramenungeheuer und Schmutz der pariser Vorstadttheater. Daher ist es unrecht an Erscheinungen wie die vorliegende, die doch immerhin Einiges von dramatischer Gestaltung insichttragen, den strengsten ästhetischen Maßstab anzulegen. Leben und leben lassen! Man lasse dergleichen Dramen gelten, wenn man nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß und doch das Bedürfnis anerkennen muß die Theaterabende nicht nur auszufüllen, sondern auch die Empfänglichkeit, Theilnahme und Reugier des lieben Publicums von Zeit zu Zeit durch wenn auch noch so ephemere Novitäten aufzustacheln. Daß der Geschmack des Theaterpublicums dadurch verdorben werde ist nicht zu befürchten: denn erstens sind dergleichen Stücke wirklich eine Art ästhetischer Adiaiphora, zweitens würden an ihre Stelle, wenn man sie austrotten wollte, die ohne Vergleich werthlosere französisch-deutschen Uebersetzungsfabrikate treten, die so schon unsere Bühne genug überschwemmt haben, und drittens ist an einem Geschmack der durch eine wenn auch trockene Hausmannskost verdorben werden könnte — gar Nichts zu verderben. Also transeat cum ceteris! Umsomehr als wir Johann Nepomuk Vogl auf dem dramatischen Gebiet als einen Gost zu begrüssen haben, den man seither nur im Iyrischen Felde thätig zu sehen gewohnt war. Ist es doch immerhin schon erfreulich zu sehen wie sich alle Kräfte die sich Etwas zutrauen nach dem Drama hindrängen: und wenn das Gelingen einem strengern Maßstab nicht entspricht, so ist doch

dieser Betteifer an sich schon ein für den Theilnehmenden Beobachter nicht nur interessantes, sondern auch erfreulich Schauspiel.

11. Lustspiele von Gustav von Puttlig. Erster Band. (Ein Hausmittel. — Baderuren. — Familiengwitz und Frieden. — Das Herz vergessen.) Berlin, Schlegelinger. 1850. 8. 1 Thlr.

Seit zwei Jahren ungefähr, wenn ich nicht irre, ist der Name Gustav von Puttlig öftt der Bühne bekanntgeworden; wenigstens kann Puttlig' dramatische Thätigkeit vor diesem Zeitpunkt nicht sehr bedeutend gewesen sein. Desto fruchtbarer war von jener Epoche an und ist bis auf den gegenwärtigen Augenblick dieser Schriftsteller gewesen, und daß seine Stücke gern gesehen werden, dafür sind die zahlreichen Aufführungen Beuge deren sich dieselben zu erfreuen haben. Finden sich doch in den Repertoires der Berliner Theater nicht selten an einem Abend mehre Stücke von Puttlig angefündigt, ja sogar mehre in einem Hause. Und in der That können wir die Lustspiele welche Puttlig uns bietet nur willkommen heißen. Zwar daß dieselben in Berlin gefallen ist eigentlich wunderbar: denn weit entfernt von jener verstandesmäßigen Spasshaftigkeit, auf die man dort soviel hält, wirken dieselben weniger durch Witz und frappante Situationen als durch eine gewisse harmlose Heiterkeit und einen gemüthreichen Humor, der sich über das Ganze verbreitet, wobei oft ernstere Saiten anstößen. Mit Einem Worte: die Stücke sind deutsch in Charakter und Ausführung, und es ist ein gutes Zeichen von dem erwachenden Sinn für das uns Eigenthümliche daß man auch in Berlin anfängt derartige deutsche Dramen der leichtfertigen französischen Fabrikwaare vorzuziehen, welche unsere Bühne beherrschen, ohne durch irgend etwas Anderes als durch eine sehr ausgebildete Technik Anspruch auf Bewunderung zu haben. Hr. von Puttlig schreibt viel. Da indessen die von ihm behandelten Stoffe leicht und einfach sind, und der Reiz den sie ausüben meist eben in seiner Behandlung liegt, so ist nicht zu fürchten daß er sich sobald ausschreibe. Vielmehr steht zu hoffen daß durch diese stets sich erneuernde Berührung mit der Bühne seine Bühnenpraxis und Bühnengewandtheit sich steigere, und wir dürfen von ihm das Erfreulichste hoffen. Schon jetzt sehen wir mit freudiger Erwartung den folgenden Bänden der vorliegenden Sammlung entgegen.

12. Junker und Knecht. Charakterbild mit Gesang in zwei Acten von Friedrich Kaiser. Mit einem Titelbild. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

13. Eine Poffe als Medicin. Originalpoffe mit Gesang in drei Acten von Friedrich Kaiser. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

14. Der Kastelbinder oder zehntausend Gulden. Poffe mit Gesang in drei Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

15. Die Schule der Armen oder zwei Millionen. Originalcharakterbild mit Gesang in vier Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

16. König und Soldat. Charakterbild mit Gesang in drei Acten. Von Friedrich Kaiser. Mit einem Titelbild. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

Friedrich Kaiser's Stücke werden so oft gegeben und so gern gesehen daß er sich über eine ungunstige Kritik leicht hinwegsetzen kann: mache er es auch so mit der meinigen. Ich kann in den mir vorliegenden Stücken von ihm, mit Ausnahme des ersten, Nichts sehen als eine Art Melodramen, aus Sentimentalität und Spasshaftigkeit seltsam gemischt, und wirner Theaterpoffen wie wir sie gewohnt sind. Das Einzige was sie auszeichnet ist das Bestreben die Zeitereignisse heranzuziehen, was manchmal recht glücklich geschieht. Die eingelegten Lieder sind so prosaisch und trivial wie dergleichen Cou-

platz zu sein pflegen, und die beigegebenen Bilder von der Art wie sie bei einem Preis von 15 Mgr. für das Drama sein können. Darum einige derselben allegorisch heißen, habe ich nicht enträthseln können. Ueber die einzelnen Stücke kann ich kurz sein.

„Sunfer und Knecht“ klingt zwar sehr mittelalterlich, spielt aber in der allerneuesten Zeit. Das Stück ist frisch und stark erfunden, die Composition spannend, und der treuherzige streichische Dialekt welchen die Personen größtentheils sprechen klingt so recht naiv und herzlich darein. In den zwei Acten des Stücks liegt viel wahrer Schmerz und viele tolle Lustigkeit eingeschlossen. Denn der Hauptheld wird des schrecklichsten Verbrechens angeklagt, alle Umstände, so scheinbar sein eigenes Beständnis lassen ihn als Mörder erscheinen, und endlich stellt ich heraus daß er einen — Tannenbaum umgehauen hat. Das ganze Lustspiel ist aus einem Guß: man sieht deutlich wie der Dichter mit Liebe geschaffen hat. Und nicht nur sind die sentimentalen Partien von wahren Gefühl getragen und gehoben, sondern waltet auch in den komischen eine lebensfrische, kerngesunde Heiterkeit. Der alte Schlosserwaller in seiner bornirten Wichtigkeit ist eine köstliche Figur: einer solchen Caricatur, wie wir sie doch täglich um uns herumlaufen sehen können, vergeht man auch daß sie sich eine Redensart angewöhnt hat, um sie ei passenden und unpassenden Gelegenheiten anzubringen. Dies Stichwort heißt hier: „Dummheit!“ und so abgebraucht Verleihen sonst ist, kann ich mir doch denken daß im Munde trübsinnig dieser Ausruf immer erneute Heiterkeit erwecken muß. „Eine Poffe als Medicin“ ist an sich nicht übel erfunden; eine Frau wird durch das Ansehen eines Theaterstücks an allen den Fehlern geheilt die in dem Stück gezeigelt werden und von deren keinem sie sich frei wissen kann. Da aber die Entwicklung schon sehr bald vorauszu sehen ist, das in derselben etwa Ueberraschende nicht zur Haupthandlung gehört und also wenigstens unnötig ist: so scheint das Ausspinnen des Stoffes durch 124 Seiten sehr überflüssig und weitwichtig. In dem „Kastelbinder“ wird sehr viel Edelmutz unter der Haube oder Tacke und sehr viel schwarze Bosheit verbraucht: wie sollte da die nöthige Rührung ausbleiben? Was verlangt er mehr? „Die Schule des Armen“ beweist daß zwei Millionen nicht glücklich machen, weil sie zur Menschenverachtung führen. Wie geschieht Das? Ein junger Mann erbt zwei Millionen, spielt den Beglückter der Menschheit, wird betrogen und ausgelacht, wird mißtrauisch, bricht aus Mißtrauen mit der Geliebten, die ihn wirklich liebt, und lebt nun à la Soranapal. Plötzlich stellt sich heraus daß er eigentlich nicht der Reiche ist, und die edelmütige Geliebte, zu dem armen Sängling zurückkehrend, bringt ihn zu der Ueberzeugung daß Liebe eher ist als zwei Millionen. Quod erat demonstrandum. „Mönch und Soldat“ führt uns die Geschichte eines jungen Mannes vor Augen der von einer superstitiösen Mutter zum Kloster bestimmt wird. Er aber wünscht Kriegsmann zu werden und nach vollbrachten Thaten für Kaiser und Vaterland in Mädchen als Lohn der Bravour zu besitzen. Beide Wünsche werden erfüllt, da er, schon im Mönchsleide, den Generalus der Mitte der Feinde heraushaut und den Sieg entscheidet, wofür er — zum Lieutenant ernannt wird. Seine Mutter wird überzeugt u. s. w. Dergleichen Geschichten scheinen in der Destreich sehr beliebt zu sein, wenigstens auf dem Theater.

7. Cavalier und Arbeiter. Sociale Tragödie in fünf Acten von S. L. Klein. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1850. 8. 1 Hft.

Diebstahl, Raub, Todtschlag, Mord, Rothzucht, Wahnsinn, Brandstiftung — siehe da, die neueste Phase der deutschen Tragödie. Nur beileibe nichts Dagewesenes: selbst der Mord ist originell, der hohen Bildungsstufe unserer Zeit angemessen. In der guten Zeit, die da vergangen, begnügte sich solch ein

unglücklicher Mörder in der Wirklichkeit und auf der Bühne seinem Opfer mit dem simplen Dolch oder durch einen noch kürzern Pistolenschuß den Garaus zu machen. Beschlagenswerthe Raivortat! Wir haben die hohe Bildung des Zeitalters in uns nicht vergeblich aufgenommen: solch ein Dolchstoß, solch jämmerlicher Pistolenschußknall ist nicht im Stande unsere abgestumpften Nerven aufzuregen; wir wollen anders gepackt sein. Das ist die würdige Arena für den neuen Tragöden; was quält ihr euch mit Ideen, mit neuen Stoffen? Neue Todesarten erfindet, haarsträubend, unglaublich, unmöglich, womöglich und laßt die entsprechenden Verbrechen dazwischenblitzen, wie das Trudenmehl in der Kreuzerkomödie — hic Rhodus, hic salta. Zell erschießt den Gefler mit einer simplen Armbrust: armseelige Erfindung. Wie anders, wenn die Heldin unserer Tragödie von ihrem Bräutigam, dem Geliebten ihrer Stiefmutter, durch Feuer welches in ihrem Zimmer angelegt wird getödtet werden soll. Zwar um den Genuss sie verbrennen zu sehen bringt uns der Dichter, nachdem wir schon mit Wohlust den „brenzlischen“ Geruch eingesogen; denn sie wird gerettet. Aber die Entschädigung ist desto glänzender! Wird sie doch schließlich von ihrem Bräutigam mit einer seidenen Schnur erwürgt. Glaubt ihr Das sei der Gipfel der Erfindungskraft? Darüber hinaus gebe es Nichts? Was werdet ihr sagen, wenn ich euch erzähle daß ihr eigentlich ein ganz anderes Schicksal bestimmt war! Mit einem Andern vermählt sollte sie im Brautbett getödtet werden, dessen Decke auf sie herabstürzen mußte, weil man die Stützen derselben durchsägt hatte. Nur schade daß die Matresse des ci-devant Bräutigams, dem der Dichter großmüthig auch diesen grandiosen Einfall zuschreibt, ihre mit demselben erzeugte Tochter unterschleibt, um sie entehren zu lassen, sodas Rutter und Tochter das einer Andern zugebadete originelle Ende finden. Nach solchen Wundern der Phantasie darf ich kaum hoffen dem Leser noch eine Freude mit der Mittheilung zu machen daß ein Anderer durch Abreißen der Binden von seinen Wunden stirbt; die Ermordung mit einer Art ist vollends alltäglich.

Dahin also sind wir gekommen? Das wäre die modernste Entwicklung unserer Tragödie? Eugen Sue'sche Geheimnisse dramatisch behandelt, ins Große verarbeitet und mit obligatem Socialismus vermenget — Das ist das Recept für die sociale Tragödie. Daß in einem Stücke solcher Art das Proletariat von vornherein aus Engeln besteht und was es sündigt, wenn es ja allenfalls sündigt, nur aus einer Art Naturnothwendigkeit sündigen muß, versteht sich von selbst. Ebenso einleuchtend ist daß die gebildeten Stände, mit Ausnahme etwa eines Herzogs Rudolf, den man zur Ver- und Entwicklung braucht, bis zum letzten Mann aus Schufden oder Dummköpfen bestehen müssen.

Ich begreife daß man sich wundern wird wie ich über ein solches Stück so viele Worte machen kann. Es geschieht, weil ich das achtenswerthe Talent Klein's, welches durch alle diese Verirrungen durchschimmert, anerkenne und die Verschwendung einer Kraft bedauere die der Kunst förderlich werden könnte. Darum bringt man nicht lieber gleich einen wirklich verhungerten oberschleissischen Weber auf die Bühne und läßt ihn vor unsern Augen langsam dahinstirben? Warum nicht die Prostitutionscenen, die in den Annalen des berliner Polizeipräsidiums verzeichnet stehen mögen, in abschreckender Wirklichkeit uns vor Augen führen? Naturwahrheit ist noch nicht Kunst, und das Labyrinth von Gend und Verbrechen welches diese Tragödie uns vor Augen führt ist nicht einmal Naturwahrheit. Wäre es Wahrheit, wahrlich, es wäre nur zu begründet was eine Person des Stücks urtheilt: „D, o, die Welt ist 'n Karrenhaus und die Karren d'rin verrückte Teufel.“ Aber diese Weltanschauung ist das Resultat einer überspannten oder nervenschwachen Phantasie, der nur ein gesundes Eingreifen in das wirkliche Leben abhelfen kann. Wohl dem Dichter, wenn er sich noch zeitig genug von dieser Regation ohne

Verföhung, die in schneidender Dissonanz endigen muß und die hier das ganze Stück durchbringt, loszuringen vermag. Denn die Poesie der Regation ist die Regation der Poesie. *)
K. Henneberger.

Eine Wirthstafel-Gesellschaft.

Man muß Humor mitbringen, will man mit einer wenig versprechenden Gesellschaft an der Table d'hôte auf guten Fuß kommen oder überhaupt nur nicht als schweigend Zugeschnöpfter unter den Andern sitzen; es gehört aber noch mehr Humor dazu sich guten Muthes über ein sehr gemischtes, ebenfalls nicht vielversprechendes Bücherpaket herzumachen. Bei Tische kann man essen, bei den Büchern aber ist die unverdauliche Unterhaltung zugleich die unverdauliche Speise. Im Uebrigen wird die Aehnlichkeit beider Situationen noch dringender, wenn die Redaction eines kritischen Blattes mit unserm Schreibstuhle figurlich dasselbe Manoeuvre aufführt das der Oberkellner des Hotels mit dem für uns bestimmten Stuhle am Tische unfigurlich zu vollziehen pflegt. Das Siginstitut wird mit unvergleichlicher Freundlichkeit abgerückt, eine graziose Handbewegung pflanzt uns hin, und nun kümmert sich die Redaction ebenso wenig als der Kellner darum, ob wir zu Nachbarn Kostauscher, Musterreiter, alte Coquetten oder sonst Etwas haben. Wir mögen sehen wie wir fertig werden, aber ohne Humor ließe sich es nicht einmal anfangen. Wirthstafel-Gesellschaften sind in der Regel gemischt, meine Gesellschaft von Büchern ist es auch und zwar in hohem Maße; kurz, auf eine oder die andere Weise wird der Leser meine Ueberschrift gerechtfertigt finden. Nun mögen die Herren sich selbst präsentiren wie sie eben kommen, meinethalb eine Eisenfeile neben einer Bullenbeisephyiognomie, wie sich Das an einer Wirthstafel absichtslos schicken kann.

1. Der neue Eulenspiegel, das ist: Leben, Thaten, Meinungen und Prophezeiungen des Meister M. Tobias von Hebborn, ein Volksbuch von einem Volksfreunde. Barmen, Sartorius. 1850. 10 Kgr.
2. Die D'umpiade, oder die elf Stück vom Glück der rheinischen Socialrepublik. Ein großes Heldengedicht. Von einem Volksfreunde (B. von Succalmaglio). Solingen, Pfeifer. 1851. 8. 15 Kgr.

Zwei mittelmäßig unterrichtet aussehende Bursche in pfefferkuchenfarbenen Röcken mit nicht sonderlichen Manieren, sodas ihre Reception bei Almacks sehr in Frage gestellt bleiben dürfte. Zwei Brüder, denen fortwährend dieselben Anspielungen und Localpossen von den Lippen fließen, die einander sprechend ähnlich sehen und deren Charakter doch ein sehr verschiedener ist. Der Unterschied liegt übrigens nicht darin daß der Eine gereimt und der Andere ungereimt spricht, denn der Gereimte ist es gerade der das Ungereimtere kocht. „Der neue

Eulenspiegel“ enthält Gefundes und Guterzähltes; die Geschichten vom Pfarrer Röhr und die Schilderung des Feldzugs der Knittelrussen haben in der That Etwas von dem Humor der alten Volksschriften, die Erzählung von den Benedictinern erscheint aber, ohne daß ich im Stande bin abzusprechen, deshalb nicht treu, weil eben Benedictiner in Scene sind. Dieser Orden müßte gerade im bergischen Lande anders gewesen sein als sonst überall. Die Benedictiner gehörten zur Aristokratie der Mönche und pflegten sich anders zu führen als sie hier gezeichnet werden. Indeß, obgleich das Buch mit dem Kerne der „Bibliothèque bleue“ nicht viel mehr als das Löschpapier gemein hat, muß doch lobend anerkannt werden daß überhaupt Gefundes darin steckt; die „D'umpiade“ dagegen läßt nicht die Spur davon entdecken. Es gibt Leute die alle Kunst volksthümlicher Schreibart in grobem Cynismus suchen, und meinen daß anständige Haltung Nichts als Bornehmthuerei bedeute. Der Cynismus soll die derbe Kraft des ehrlichen Volkstons ersetzen, aber er ist und bleibt seine ekelhafte Caricatur. Kraftausdrücke, rothrepublikanischer oder rothreactionärer Barrikadenstil und angemessene Schimpfereien machen ein Convolut von Knittelversen noch zu keiner Volksschrift. D'umpiaden mag fabriciren wer den Pöbel für eine Classe der Gesellschaft hält die als Pöbel conservirt werden soll und darum auch zum Besitze einer pöbelhaften Literatur berechtigt ist. Der Verfasser selbst ist dieser Ansicht nicht, wie ich aus dem „Eulenspiegel“ ersehe, und nur darum mag er die Wahrheit über sein Nachwerk hören, sonst wäre jede Silbe weggeworfen. Diese versificirte Kreuzzeitung, die ohne großen Bedarf an Muth jetzt sagt was von der prosaischen ihrer Zeit nur mit großem Muthes gesagt werden konnte, übertrifft ziemlich das Schlechteste was von Heulern und Wählern in diesem Genre geleistet worden ist an Erbärmlichkeit. Sie enthält eine mehr oder minder ad libitum zugefügte Schilderung der Barrikadenbauerei in Elberfeld, des Zeughaussturmes in Siegburg u. s. w. Geschmalzt und durchsaffet ist das Nachwerk von trivialster Absichtlichkeit und Niedrigkeit; Wäscherinnen und Fischweiber sind die Rhetoren. Kinkel figurirt mit „Zulpenaugen“, Freiligrath flieht zu „schönen Karalben“. Es lebe der Unfirt! Man kann allerdings mit Fingern greifen daß der Verfasser sich forcirt hat, aber er mag zusehen daß man nicht künftig auf ihn anwendet was er (S. 64) von einem alten Weibe sagt:

Und sie schimpft, wie Dies zu thun pflegen
Solche Leut', der Perzerleicht'ung wegen.

Besser wenigstens paßt es leider jetzt schon als zwei andere Verse am Schlusse:

Mehr als flache wälsche Bige, mehr als Form und Klang
im Lieb,
Will der Kern des deutschen Volkes, er will Tiefe und
Gemüth.

Wie gern hätten wir „Tiefe und Gemüth“ anerkannt, und wie konnte Hr. Montanus mit solcher Gesinnung eine D'umpiade schreiben!

*) Den zweiten Artikel dieser Uebersicht bringen wir im Monat Juni.
D. Red.

3. Aus Hefen. Gedichte von Wilhelm Clemen. Kassel, Raabe u. Comp. 1851. 12. 6 Rgr.

Ein junger Herr, ein Strauch der allerwahrscheinlichst zum ersten mal Blätter bringt, und grün und frisch genug ausfiehet spätere Blüten zu verheissen. Ob diese indes absolut blau oder roth sein werden, läßt sich mit Gewisheit nicht vorherfragen. Wie gesagt, der Saft ist noch nicht bis zur Blüte geklärt, er weiß noch nicht recht ob er oben oder unten, am ganzen Stamme wie *Cercis siliquastrum*, oder nur an den Spitzen wie die Eberesche, mit seiner Blütenkraft hinaus soll. Sonderbar erscheint dieser Kampf, wenn auf der einen Seite den Fürsten gemüthlich zugeredet wird, während sie auf der nächsten mit einem Anathema sit! zu den Todten geworfen werden. Die Sprache ist dort und da schon jetzt nicht ohne bessern Schwung, und will sich Hr. Clemen recht ernstlich die ersten Strophen der Einleitung merken, so verzweifeln wir nicht daran nachgerade einer hübschen Blüte zu begegnen, vorläufig sind es noch Blätter was er gebracht.

4. Der Ministertongress. Drama in einem Act von Justus Ernst. Kiel, Schröder u. Comp. 1851. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Seltzam was sich Alles in einer Thräne spiegeln, in eine Thräne fassen läßt! Oder ist dies „Drama“ nicht eine bittere, blutige Thräne die von den Wimpern eines Mannes rollte dem ein großer Kummer die Brust drückt, dem ein wahrer, tiefer Schmerz das Herz zusammenpreßt? Fragen Sie nach den Umrissen der Dichtung, so zweifle ich daß Sie, auch wenn ich Ihnen den Gang der Dinge genau herausschreibe, nur die Spur des Eindrucks in sich spüren werden den die Lecture des Gedichts selbst unzweifelhaft auf Leben hervorbringt der noch ein wenig reines, ungeschältes Gefühl insich trägt. Die Sache ist kurz diese: Im Conferenzpalast einer unschwer zu erkennenden lunarischen Residenzstadt erwartet der Hofmarschall, ein würdiger Verwandter des Herrn von Kalb aus „Cabale und Liebe“, die Minister. Vor ihnen erscheint noch ein „statthlicher Mann“, das personifizierte Schleswig-Holstein, das Recht „das ungerufen kommt“. Kalb will ihn auf „gute“ Weise loswerden und besticht einen Lakaien dem Manne des Hofmarschalls goldene Uhr in die Tasche zu praticieren. Dieser Lakai, durch seinen Kollegen gezwungen, legt die Uhr auf den Tisch, und eine Person des Dramas, Namens Hefenfluch, die betrunken ankommt, stiehlt sie. Die Minister treten ein, conferieren, der Diebstahl kommt aus, man geht zur Tagesordnung, der Mann aus Schleswig-Holstein nimmt den Piaz des Dänen, hält eine fulminante Rede, läßt die Herren beichten und verschwindet geisterhaft, nachdem er die Elemente entfesselt hat. Das Feuer ergreift den Saal, vertreibt die Tagenden, brennt Herrn von Kalb zu Asche und betäubt Herrn Hefenfluch durch Rauch u. s. w. dermaßen daß er bewußtlos zum Fenster hinausgeworfen wird. Der eine Lakai, die Personification der Bedientenpartei des deutschen Volks, muß über die brennende Treppe, das Fegfeuer, hinab; der andere Diener, das sich bewußte deut-

sche Volk repräsentirend, rettet sich mit der flammenden deutschen Fahne durch einen kühnen Satz zum Fenster hinaus und wird vom Jubel des Volks empfangen — der Conferenzsaal stürzt ein. In dieser Nachtzeit erscheint das Ganze mehr als eine Bizarrie, als eine Poffe denn wie ein poetisches Werkchen; aber ich wiederhole es: es ist nicht die Spur von Grimasse in der Ausführung, es klingt ein Herzton in dieser Dichtung der jeden rauhen Finger zurückweist. Der Schmerz ist echt, die Thräne rein. Man muß diesem Gefühle das Recht lassen sich bis zu dem Fluche hinzuringen, den das verlassene, verrathene und verkaufte Schleswig-Holstein ausrufen darf, nachdem all die klingenden Königsworte, die getragenen Versprechungen, das ganze deutsche Heldenthum Nichts weiter thun konnten als — nun seht nach dem Norden hinauf, und wem noch eine Thräne blieb, Der weine sie bei diesem Anblicke. Die Ironie des Segenssages im Empfang des „statthlichen Mannes“ und Hefenfluch's ist von ergreifender Wirkung, überall geht ein edler würdiger Geist durch das Werkchen, eine Haltung die sich auch in der Exaltation am Schlusse nicht vergift, die Worte träufeln schwer und heiß, gleich geschmolzenem Blei, die Sprache ist der besten ebenbürtig. Im Triumph über den Tod des lezten Kalb ruft der Dichter am Schlusse aus:

Ihr alten Väter, hört es, graue Duldner!
Und du, unschuld'ge Freiheit, blond und gläubig,
Du arme deutsche Rusulantentochter,
Verkuppeltes Geschöpf, und du, mein Volk,
Betrog'ner Bräutigam — es ward zu Asche
Der lezte Herr von Kalb!

Ich kann nicht umhin Dies für einen Irrthum zu halten: die Kalb sind nicht brennbar, sie sind von Asbest. Im Uebrigen glaube ich nicht daß man dies Gedicht auf die Breter bringen wird, aber zur Lesung darf ich es empfehlen. Es ist eine Passiflore, eine Passiflore mit Dornen.

5. Blumen und Kesseln aus dem Hausgärtlein der Witwe Germania. Vom Verfasser des „Adolf Sander“ u. Karlsruhe, Ralsch und Vogel. 1850. 12. 8 Rgr.

Einer von den Herren die an die Einheit Deutschlands auch mit drei Duzend Souverainetäten glauben. Kinder die Alles glauben was man ihnen sagt und Einem dabei so recht treuherzig in die Augen sehen, habe ich unsäglich gern; bei Männern aber ist mir solche Gläubigkeit ins Unendliche in demselben Maße zuwider, und ich hätte, wenn ich überhaupt an schmückenden Beiwörtern Gefallen fände, eine ganze Reihe davon für dergleichen Kunstblinde in Verehrung. Das vorliegende Heft ist zum Besten Schleswig-Holsteins herausgegeben, der Zweck soll das Mittel heiligen. Ich bin kein Jesuit und ebenso wenig Diplomat, ich verstehe diesen Grundsatz nicht zu würdigen, und so erfreulich es auch ist Leute aller Richtungen ein großes Recht erkennen zu sehen, so haben wir es doch mit dem literarischen Werthe der Arbeit zu thun und nicht mit dem Zwecke, der überdies im Augenblicke schon ein unerreichbarer ist. Das

Scherstein der Witwe ist ein Schürstein von einer sofort näher zu bezeichnenden Bunde: das Reimen von Zeitungsgeld wird jetzt handwerkmäßig betrieben. Der Verfasser des „Adolf Sander“ gehört in dieser Beziehung neben den Verfasser der „D'umpiade“, mit dem Unterschiede daß der Letztere corrigible sein mag, der Erstere aber kaum. Wer soll die „Jungfernlage über das erste Aufgebot“ belachen? Der Nebentitel „Passionslied“ ließ mich Passion nach dem Liede suchen, ich hatte aber nur das Leiden davon. Diese Bemerkung ist wohlfeil und werthlos, aber gerade darum hier passend. Die Blumen aus diesem Gärtlein blühen nicht und die Nesseln fengen nicht, sonst mögen sie Alles sein was sie wollen, nur keine Gedichte.

6. Der Weinschwelg. Ein humoristisches Gedicht aus dem 13. Jahrhundert von E. Berlitt. Kassel, Raabe u. Comp. 1851. 5 Rgr.

Die Trinklieder des Hafis sind den Deutschen besser bekannt als der Schatz alter deutscher Schwelglieder, und doch dürften sich noch mehre entdecken und herstellen lassen die dem vorliegenden an Werth nahestehen. Eine Kritik der Uebersetzung aus dem Mittelhochdeutschen von philologischem Standpunkte zu geben bin ich außer Stande, da mir das Original nicht zur Hand ist, aber die Arbeit macht den Eindruck einer sehr gelungenen Wiedergabe. Man hört die kolossalen Schlingen complet „gluxen“. Nur eine Bemerkung noch. Das Wort pffel, pffell, ist von den Wiederbildern altdeutscher Rittergeschichten in seiner Urform recipirt worden, und scheint auch mir passender als die Interpretation „Baumwolle“. Reines Bedünken müßte in moderner Sprache, wenn das alte Wort vermieden werden sollte, ein modernes Werthanalogon eingetragen werden. Das frische, schmalzende Gedicht hat ein besseres Kleid verdient als ihm die Verlagshandlung zuthelwerden ließ; empfohlen aber kann es jedenfalls werden, und mag die Verehrer Hafis' zu einer Vergleichung deutscher und persischer Weise auffodern.

7. Der Zauberer Virgilius. Ein Märchen aus der Gegenwart von Wilibald Alexis. Berlin, Wolf u. Comp. 1851. 16. 22½ Rgr.

Sollte es noch Niemand aufgefallen sein daß Absonderlichkeiten fast immer paarweise zutage kommen? Oder ist es keine Sonderbarkeit nordisches Spuktreiben in nordischer Weise nach Italien zu verpflanzen? Lepel that es, W. Alexis ebenso. Der Erstere nahm mit der Circe freilich einen indigenen Aushängeschild, aber der Zauberer Virgilius ist mittelalterlichen Ursprungs, und mehr als Das, allermwahrscheinlichst ein deutsches Kind. Der Zauberer Virgilius, den das souveraine Recht des Märchenzählers, an das wir nicht tasten wollen, mit Virgilius Maro identificirt, war, beiläufig gesagt, auch durch die Erfindung einer ganz eigenthümlichen Gaskündmaschine berühmt, die näher zu beschreiben wir uns verlagern müssen. Wisbegierige finden die Geschichte abgedruckt in F. v. d. Hagen's „Gesamtabenteuer“, II, 509 fg. Wir lassen das Märchenrecht unbetastet,

nur ist Das was hier Märchen heißt hauptsächlich Bigarrerie. Italien ist ein niemals ausgeesehenes Land, wer nicht selbst sah bekommt auch durch die Masse von Schilderungen kein Bild des Gesehenen und Sehbaren, sondern nur ein Urtheil über die specielle Weise des Reisenden seine Augen zu brauchen. Nachtragen müßte also hier Nichts. W. Alexis gibt runde Bilder, die Schradart ist gewandt, wie wir es an ihm kennen, und nur dort und da scheinen uns seine Ansichten, um einen feineren Ausdruck zu brauchen, „klar wie Klossbrühe“. Man wird dies Buch als Unterhaltungslecture seiner frischen Schilderungen wegen gut aufnehmen und dem „Märchen“ zu Liebe über Manches hinwegsehen; einen höhern Werth legt ihm, wie ich meine, der Verfasser selbst nicht bei. Jedenfalls kann man das Buch lesen, auch wenn man kurz vorher Stahr's und Kestner's Schriften über Italien gelesen hat; von Dem was diese beiden Werke ausgezeichnet ist hier Nichts zu finden. Die beiden Herren lebten in Italien mit Kopf, Herz und Auge; W. Alexis nahm nur die Augen mit, indes es waren ein Paar gute Augen, und was sie sahen ist hübsch erzählt.

8. Genesis der Revolution. Die Bekenntnisse. Die Kriegslustigen. Politische Zeitgedichte von E. von Bauernfeld. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1850. 12. 8 Rgr.

Politisch? Wäre es auch, es wäre kein Lob. Zeit kann sein, denn sie ist für Niemand sonderlich, sondern für alle Welt jäh. Gedichte aber — ? Das ist zum mindesten eine offene Frage. Man spricht soviel von der jetzt wuchernden „impotenten“ Lyrik, und bis auf die Lyrik fände sich diese Phrase auch auf dies Heftchen berechtigt. Ich gestehe daß ich stugte als ich vor solch trockenem, blatt- und blütenlosem, im Uebrigen hübsch gereimtem und nett gedrucktem Dinge solchen Namen las. Eine gewisse Art klingender und anflingender Gemüthsinnigkeit vermißt man hier, glaube ich, zum ersten mal an Bauernfeld. Frau Jerichau-Baumann hatte zur letzten düsseldorfer Kunstausstellung ein Bild geschickt das im Kataloge mit „Ein armes Kind“ bezeichnet war. Wir hatten Gelegenheit die Künstlerin öfters zu rühmen, mußten unsere Kritik diesmal aber damit abthun daß wir von der Katalognotiz Nichts als das Wort „arm“ stehen ließen. Bauernfeld gegenüber sind wir hier leider in einer ähnlichen Lage; die beste Kritik wäre, wenn wir das ganze Heft strichen und nur (S. 8) die Schlussverse behielten:

hat Einer d'rüber ein Buch geschrieben,
'S wär' besser in der Feder geblieben.

9. Schiller: Almanach auf alle denkwürdigen Ereignisse der Jahre 1848 und 1849. Berlin, Grieben. 1850. 12. 15 Rgr.

Eine Sammlung von Citaten aus Schiller's Werken mit Beziehung auf Ereignisse der Jahre 1848 und 1849. Nicht ohne Geschick gewählt, — aber:

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun.

10. **Wirthstafeln. Regensburg, Rang. 1850. 12. 7 1/2 Rgr.**

Nett gedruckte Soldatenlieder, den bairischen Fahnen gewidmet. Wir achten die Gesinnung eines alten Militärs und schweigen von seinen Liedern.

Man sieht, die Tafelrunde die ich zu schildern vorhatte birgt eine Menge verschiedener Elemente, und zwar gerade derjenigen die in der Regel an Wirthstafeln vertreten sind; meine Ueberschrift bewährt sich immer mehr, und seit nun gar ein pensionirter Militair dabei figt, dem ich viel lieber seine ehrliche Hand drücke als seine Verse zerknittere, fehlt nur noch der spiritus familiaris aller Wirthstafeln, der Commis voyageur. Und auch dieser ist da, ein Mensch der mich mit seinem Anketenschwall und seinen Wigen fast um allen Humor gebracht und trübe gestimmt hätte. Indes lag dieser Erfolg nicht an ihm, sondern an mir selbst. Das Buch von dem ich rede ist sehr lustig, sehr unterhaltend; alle Welt wird darüber lachen, und ich würde nicht minder gern gelacht haben, wenn nicht der „Herausgeber“ einen Namen trüge den ich ungern neben Verfassern von „Ungarischer Paprika“ oder „Neugepflückten Zudentischen“ sehe. Ein deutscher Professor als witzreisender Cigarrenreisender, Das ist immerhin eine schmerzliche Erscheinung. Das Buch aber heißt:

11. **Das Parlament zu Schnappel. Nach stenographischen Berichten herausgegeben von August Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Düsseldorf, Schant. 1850. 8. 15 Rgr.**

Unterhaltend, witzig, ohne directen Bezug auf das frankfurter Parlament, überhaupt unpolitisch. Für Risikothropen und Lachlustige empfehlenswerth.

Diese Knackmandeln und Traubenrosinen, das Desert des Wahles in Gestalt des lustigen Reisenden sollten, wie ich meinte, den Schluß bilden, indes fand sich noch ein Wesen ein das mich fesselte. Es war eine Quêteuse. Man kennt diese Damen. Frankreich ist ihre Heimath. Sie treten in weißen, einfachen Kleidern, aber doch so verlockend und verführerisch als möglich in Gesellschaften an junge Herren heran und holen mit der schüchternen Bitte „für Unglückliche“, „für Ueberschwemmte“ u. s. w. aus den Taschen der Reichen goldene Spende, ja selbst aus der Börse Unbemittelter die letzten 20 Francs die noch eine halbe Woche reichen sollten. Wer kann einer jungen Dame gegenüber larg erscheinen wollen, wer gäbe nicht gern Etwas hin um einen Dank von solchen Lippen zu empfangen. Das Wesen das an mich herantat gehörte in diese Kategorie, nur paßt die eben gegebene Schilderung nicht, trotz des schlichten weißen Kleides. Die Person die da kam und die Blechbüchse rüstelte war keine französische Quêteuse, sie war ein Wesen deutsch bis in die letzte Faser. Sie sammelte für „bedrängte Schleswiger“, und Dies ist ein Zweck der nicht todt ist, wie die Sammlung für das Land. Indes auch hier kümmert uns der Zweck so wenig wie bei einem frühern Hefte. Fort mit dem weißen Kleide und der Blechbüchse, heraus mit dem Helde!

12. **Heldenlieder von Adolf IV., dem Schauenburger. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1851. 8. 7 1/2 Rgr.**

Fünzig Seiten, und auf diesem kleinen Raume soviel gestaltende Kraft, soviel Schönheitsfinn als uns oft genug nicht in dicken Bänden begegnete. Der Dichter gibt uns seinen Helde als eine mächtige kernhafte Gestalt, die sich im Gedichte durch sich selbst abrundet und plastisch fest an uns herantritt. Diese Dichtung macht den in neuerer Zeit so selten gewordenen, unsaglich angenehmen Eindruck eines Wertes das nicht vom Zeitwinde sich Blätter und Blüten anwehen und flüchtige Reize leihen läßt: sie steht auf eigenen Füßen, sie verdankt ihre männliche Schönheit der ihr selbst innewohnenden poetischen Kraft. Es ist Etwas in diesen Heldenliedern, sie müssen heraus aus der weißen Jacke, der Dichter, H. Keß heißt er, muß den Gerhard und Adolf VIII. in derselben Weise weiter singen, dann hat die spärliche Zahl bedeutender epischer Dichtungen einen werthen Zuwachs gewonnen. Dies Heft zu empfehlen ist mir eine von keinem „Aber“ getrüübte Freude. Nur ein paar in der Vorrede gesagte Worte glaube ich berichtigen zu müssen. Es handelt sich um die Form der Dichtung, um die Nibelungenstrophe. Der Irrthum daß Uhländ's „Eberhard der Kaufhebar“ im alten Heldenverse geschrieben ist, spinnt sich durch einige Dugend Musterbücher, aber er ist und bleibt ein Irrthum. Keß geht also nicht, wie er sagt, über Uhländ hinaus, sondern er greift eben den alten mächtigen Rhythmus wieder auf wie ihn Simrock aufgegriffen hat. Der iambische Vers Uhländ's mit der klingenden Cäsur in der Mitte gibt sich als einen Alexandriner — mit klingender Cäsur. Das ist es.

Mag Waldau.

Antonio Foscarini. Von Ida von Düringsfeld. Vier Bände. Stuttgart, Nebler. 1850. 8. 6 Thlr.

Es gehört in der That Ruth dazu einen Roman von vier dicken Bänden zu lesen, weshalb Referent sich bereit dem Leser diesen Ruth zu geben, indem er ihm Schönes und Interessantes verheißt. Nicht daß Weitläufigkeiten fehlten und Längen vermieden wären; auch daß man nicht wünschen möchte das Sujet in drei anstatt in vier Bänden bearbeitet zu lesen; nicht daß manches allzu sehr ins Detail gehende Gespräch oder manche in ihrer Charakter-Individualität allzu oft redend eingeführte Persönlichkeit zuweilen ermüden und den Leser zur Ungeduld reizen: doch ist das Ganze nicht unbedeutend, ja sogar bedeutend zu nennen, sowol durch den historischen und Localhintergrund als auch durch die Aufstellung und Entwicklung ungewöhnlicher Charaktere, in ungewöhnlichen, wohlthunenden und gutgeschickerten Verhältnissen.

Der Schauplatz des vorliegenden Romans ist Venedig, und der Charakter der Lagunenstadt ist treu aufgefaßt und mit dem Hauch des Südens, mit den Eigenthümlichkeiten des Volks und des Volkslebens versehen, sowie auch mit der politischen Färbung, wodurch die Erzählung ein außergewöhnliches Interesse erhält, welches durch die wohlgeschickerten historischen Ereignisse sowie durch den glühenden Patriotismus der handelnden Personen noch erhöht wird. Unter Letztern gibt es wenig unbedeutende; die Hauptgestalten sind ausgezeichnete, mit schönen Eigenschaften reichlich ausgestattete Erscheinungen, deren Lieben, Leiden, Denken und Handeln der Leser mit warmer und reger Theilnahme folgen muß. Der Held Antonio Foscarini ist

nicht etwa ein junger bartloser Liebhaber, sondern ein Mann der die Welt kennt und in der Welt schon Manches geleistet hat. Er ist Cavaliere und Senator, an Geist und Aussehen ein bedeutender Patricier. Geboren in den Jahren wo Cyprien der Republik entrißen ward, steht er in der Mitte der Bierzig mit all seinen entwickelten Kräften da, blickt mit gerechten Erwartungen in die Zukunft und kann sich schon so reicher Erlebnisse erinnern daß der kleinste Theil davon einem alltäglichen Geschick genügt hätte. Die ersten großen Glaubenskämpfe waren während dieser Zeit in Europa ausgestritten worden: der ehrene Cirtus V. war wie ein strenger Donnerer erschienen; das heitere Gestirn Heinrich's IV. hatte sich in Frankreich erhoben, das düstere Philipp's II. von Spanien sich gesenkt. Dieser Geburtszeit der neuen Geschichte hatte Antonio in seiner ersten Jugend beigewohnt: mit dem ganzen Antheil wozu sowol seine Anlagen ihn befähigten, als auch die Freundschaft womit Leonardo Donà, dieser unübertreffliche Gesandte, ihn auszeichnete und bildete. Antonio ward also die Gelegenheit große Dinge zu sehen und kostbare Reden zu hören; denn Leonardo Donà hatte einen Mund voll Süßigkeit bei einem Kopf voll Weisheit. Wo es nur zu überreden galt, da sandte die Republik den meisterhaften Donà, der in Madrid einen Bund gegen die Türken und dann wieder in Konstantinopel den Frieden mit den Türken schliesen, Cirtus V. in seinem Grimm besänftigen, allen nachfolgenden Päpsten gefallen mußte und eben auch Paul V. mit der Stadt des heiligen Marcus versöhnen sollte als er zu ihrem Dogen gewählt wurde. Und dieser herrlich geschickte Mann hatte den jungen Antonio erkannt, ihn zu sich herangezogen, sich zu seinem Lehrer gemacht, ihn begeistert, ihm vertraut und ihm endlich erlaubt sein Freund zu sein.

Dazu die Anschauungen die Antonio täglich genießen konnte, das Meer, die Häfen und die Laguna mit ihrer unbeschreiblichen Belebung, die Meisterwerke der Baukunst, die Abwechslung der Gemälde: Sansovino hatte schon geschaffen, Camozzi bereits seine phantastischen Paläste gebaut, die venetianische Malerei eben ihre üppigste Blüte entfaltet. Die meisten der besten Maler lebten noch in Antonio's Jugend hinein, mit den meisten der neuern war er bekannt und vertraut.

Als Leonardo Donà Doge wurde, war Antonio nicht länger unter den jungen Patriciern verborgen. Zwar hatte er schon mit großer Geschicklichkeit die Regierung von Chioggia verwaltet, doch war dieses Auszeichnen immer nur ein gewöhnliches gewesen, und die reiche Gelegenheit seinen Geist zu entfalten hatte der Senat ihm erst gegeben als er, auf Veranlassung des Dogen, ihm den Auftrag ertheilte die außerordentliche Gesandtschaft von Heinrich IV. welche den Frieden zwischen der Republik und dem Papste vermitteln sollte in seinem Palaste aufzunehmen und auszuforschen. Das Gelingen dessen er sich freute gewann ihm die Zufriedenheit der Väter, und bald ging er als Gesandter an Heinrich nach Frankreich, wo er eine neue Rationalität, ein ganz anderes Staatsleben, einen Hof, den guten, schlauen, launigen und schwachen Bearner und die mannichfaltigsten und wichtigsten Persönlichkeiten kennenlernte. Drei Jahre später empfing er eine Sendung an den König Jakob, den er durch seine Antworten in classischem Latein sehr geneigt machte. Nach der ersten Gesandtschaft war er Cavaliere, nach der zweiten Senator geworden, und noch jetzt bekleidete er seine Stelle in Pregado, indem der Große Rath ihn mit jedem Jahr darin bestätigte.

Also unterstützt und gefördert war Antonio in seiner Ausbildung bis zu seinem gegenwärtigen Standpunkt gelangt, und die Väter waren wohlberechtigt auf diesen ihren Sohn mit großer Hoffnung zu schauen und den Tag vorauszusagen wo er einst Doge sein würde. In den Reihen des Volks geboren wäre er Spion geworden, jetzt als Patricier war er der geborene Staatsmann, bestimmt zu ergünden, zu entwirren und neu zu verknüpfen. Alle seine Anlagen beurkundeten diese Bestimmung: der entschiedene lebendige Charakter, der das

Gegebene sobald er es begriffen heisselig um auf neuen Pfaden an ein neues Ziel zu dringen; die geistigen Eigenschaften welche zur Klugheit gehören, die reinpraktischen Neigungen, die Studien selbst, so glücklich er sie getrieben und noch trieb — waren für ihn nur Hülfsmittel, niemals eigentliche Beschäftigung, ebenso wenig Erholung. Das Staatsleben machte seine Beschäftigung aus, und der Erholung bedurfte er nicht, indem er sich nie an Fremdem oder Schwierigem ermüdete. Der heimathlichen Staatsverfassung, diesem so ganz auf Verstand gegründeten und durch Verstand vollendeten Kunstwerk, bekannte Antonio sich so innerlich geistesverwandt daß er für dasselbe den einzigen Enthusiasmus empfand dessen er bisher fähig gewesen. Er war durch und durch venetianischer Patricier, und nahm die Erhaltung des Patricierthums als seine einzige Aufgabe an. Sogar Christ und Katholik war er nur, soweit als der Staat der venetianischen Patricier es ihm erlaubte. Denn trotzdem daß die Stadt dem heiligen Marcus geweiht war, trotz der Ehrfurchtsbezeugungen gegen die übrigen Heiligen, gegen die Körper derselben und gegen die Inhaber des heiligen Stuhls, so bekannte Benedig den Katholicismus doch immer mit Bedacht. Der Fanatismus gedeiht nicht in der Helle, die Schwärmerci nur auf der Höhe der Hingebung. Im venetianischen Senat saß er weder als Eiferer noch Schwärmer. Die Helben Benedigs kämpften unter dem Banner von S. Marco nicht für den Himmel, sondern für ihre Stadt. Dem höchsten Gott selbst brachte die Republik Dankopfer dar für die Siege und Errettungen. Nicht mittelbar, nicht vom Papst empfing sie Heil und Strafe; unabhängig wie auf dem Meer erbielt sie sich auch im Geiste, und unabhängig, rein von allen hemmenden Sagenen war auch Antonio Foscarini, und die tiefe feurige Vaterlandsliebe seine eigentliche Religion.

Daß ein also ausgestatteter, so jünnig entwickelter Charakter nicht der Held eines gewöhnlichen Liebesromans sein kann ist natürlich. Unter politischen Ereignissen, Verschwürungen und Intriquen muß der Leser außerordentlichem Liebesglück und außerordentlichem Liebeskummer begegnen. Die beiden Frauen die er liebt sind ebenfalls seiner würdig. Christine Contarina, die ältere, die einst so heißgeliebte, die treue Freundin, wird allerdings reizend geschildert, als eine sinnlich-schöne Blondine, eine Seltenheit in Italien, und ebenso reich an geistigen Reizen wie an körperlichen. Sie war Witwe. Während ihrer Ehe hatte Niemand ihren Ruf antasten dürfen; aber als vor zehn Jahren ihr Mann gestorben, hatte sie sich nach der gestimmlichen Trauerzeit abermals in die Welt begeben und einen geistreichen Männerkreis um sich gebildet. Sie schien entschlossen ihre Unabhängigkeit wengleich mitmaßen, so doch ohne herkömmliche Beschränkungen zu genießen, worüber der Reid zu tadeln, die Eiferfucht zu spähen begann, und der Ruf der schönen Contarina nicht mehr rein genannt werden konnte. Ihre äußere Stellung ließ indeß ihren Freunden Nichts zu wünschen übrig: sie war Besitzerin eines Palastes und reich an eigenem und ererbtem Vermögen, sodas sie sich Nichts zu versagen brauchte. Antonio war nicht der Contarina erster Geliebter, aber ihr erster Gebieter. Sie hatte sich oft gegeben oder geliebt ehe sie wirklich unterworfen wurde. Ihr Verhältnis zu Foscarini fing mit seiner Leidenschaft an und endigte mit der ihrigen. Sie besaß die Gabe mit Grazie untreu zu werden, und so brach sie das Verhältnis mit einem Liebhaber um ihr Herz ganz dem Antonio zuzuwenden in ewiger Treue, obgleich sie die Ehe die er ihr bot ausschlug, um seine schöne Liebe nicht durch das Alltagsleben ihres Saubers zu berauben.

Heresie ist die zweite Heldin des Romans; ihre Schönheit wird als „Gestalt gewordener Glanz“ bezeichnet. Sie bildet als unschuldiges, im Kloster erzogenes, mit strengen Grundfäden ausgestattetes junges Mädchen einen interessanten Contrast mit der nicht allzu strengen Contarina. Von Kindheit an für Antonio bestimmt, heirathet sie einen alten achtungswerthen Mann und begegnet der aufkommenden Liebesglut Antonio's mit tugendhafter Kälte, welche sich steigert je wir-

mer ihr eigenes Herz seine Reizung erwidert. Die innern Kämpfe gegen dieses Gefühl, sodann gegen die Aeußerungen desselben als Antonio verliedet sie im Garten überrascht, der Contarina Schmerz bei Entdeckung dieser Reizung, ihr edelmüthiges Ringen gegen die Eifersucht, wodurch sie das Verhältniß bald fördern, bald trennen will und immer beweint, indem sie Theresese bald haßt und bald liebt und ihr immer vergibt. Wie sie in diesem Ringen sich veredelt in ihrem Schmerz, während die tugendhafte Theresese ihre Seele scheitern läßt an der Liebe die im Widerspruch steht mit ihren Pflichten und ihren Grundfäden. Antonio ehrt dieselben und spinnt während einiger Zeit ein Verhältniß mit ihr fort unter geheimnißvollen Rendezvous und tugendhaften Liebeslungen, welches ihn so beglückt daß er den Umgang mit der Contarina auf Theresens Verlangen aufgibt. Als indeß Theresese erfährt daß er eine Courtisane besucht, verwandelt sich ihre Liebe in Haß. Sie haßt ihn weil er sie ihren Pflichten entfremdet, ihre Ruhe gestört hat, weil sie immer an ihn denken muß, obgleich sie ihn immer meidet. Ihr Charakter wird heftig, launig, lieblos; sie ist nicht mehr die sanfte wohlwollende Frau die sie früher war, sie ist hart und unfreundlich gegen ihre Umgebungen. So unveröhnlich ist ihr Haß gegen Antonio daß, als er wegen einer Verkleidung die er in der Abenddämmerung angelegt um sie zu sehen, zu sprechen und zu versöhnen, der Verrätherei gegen den Staat angeklagt und deshalb zum Tode verurtheilt wird, als er, ihren Ruf schonend, schweigt, doch durch ein einziges Wort von ihr gerettet werden könnte, sie dieses Wort nicht spricht. Nicht das Mitleid des Weibes, nicht die Erinnerung ihrer Liebe vermögen sie zu erweichen, auch nicht das Flehen der Contarina, die Antonio doch um Theresens willen und auf Theresens egoistisches Verlangen aufgegeben hatte, die ihn verloren und ihm nachgeweiht und ihm dennoch eine treue, unigennügige Liebe bewahrt hat. Sie eilt zu der jungen Frau, umschließt deren Knie und fleht um das rettende Wort für den Geliebten; sie fleht mit Sanftmuth, mit Annigelt, mit immer mehr sich steigender Leidenschaft; sie stellt ihr vor wie die wahre Liebe immer von den Menschen anerkannt und geheiligt wird; sie überhäuft sie mit Bormwürfen, mit bitterem Tadel, sie zieht ihr den Mantel der Scheinheiligkeit von der Seele, erschöpft alle ihr zugebotestehenden Mittel: aber Theresese spricht das Wort nicht, denn höher als der Geliebte steht ihr die Ehre, und Antonio Foscarini erleidet den Tod, jenen herben, bitteren Tod des Verräthers, den er selbst noch wenige Jahre vorher als Senator über wirkliche Vaterlandsverräther verhängen mußte und den er damals mit so großer Wärme, mit so tiefem Mitleidgefühl geschildert, nachdem er seine Empörung über die vorausgehenden Folterstrafen ausgesprochen hatte:

„Wie könnte man“, sagte er damals, „einen Menschen zum Tode verurtheilen, ohne ihm mit einem Gedanken des Grauens an die finstere Schwelle zu folgen über die zu schreiten heute seine Bestimmung war, wie es morgen vielleicht die deinige sein wird. Dein Wort sendet ihn — dich wird Gottes Stimme rufen; aber der Weg ist derselbe, nur die Begleitung verschieden: bei dir ehren- und trauervoll, bei ihm wie schreckenvoll! Dachteft du es jemals durch was der Tod im Gefängnisse heißen möge? Ich habe mich bisher wenig bei Todesbetrachtungen aufgehalten. Auch über die Kerker in denen die Verbrecher zwischen der nächstlich eintönigen Einsamkeit und der schauerhaftesten letzten Erwartung allein waren führte meine Bestimmung mich täglich hinweg, ohne daß eine Erinnerung an die drunten meine Schritte und meine Seele gehemmt hätte. Heute jedoch wo Beurtheilen mein Tagewerk gewesen, wo ich Paß auf Paß nach dem unbekanntem Lande unterzeichnet, heute begleitete ich mit meiner Einbildungskraft den Renoult Stufe auf Stufe hinab in die verhängnißvolle Stelle, Minute auf Minute dahin in die Ewigkeit. Glaube mir, die Wanderung war eine gräßliche. Gehe in die Schlacht, den Tod herausfordernd: die Ehre trägt die Fahne, das Vaterland winkt dir von weitem, die Freunde sind mit dir, das Grab welches

vor dir sich aufstun kann ist ein rühmliches. Liege auf deinem Bett den Tod erwartend: die Deinen umgeben dich, die Kirche segnet dich, der Glaube tröstet dich, Klagen werden dir folgen, Liebe wird dich beweinen. Steige auf das Schaffot wo der Tod dich erwartet: der Himmel ist noch über dir, du siehst vielleicht hier und da noch ein erbarmend Gesicht, der Priester fehlt nicht an deiner Seite. Aber steige geknickt und gefesselt hinab, hinab und hinab: aus der Schönheit in die Furchtbarkeit, aus der Helle in die Finsterniß, aus der Schallebendigkeit in die Konlosigkeit, aus der göttlichen Meerestluft in die eingemauerte der Gewölbe; steige hinab, geleitet von Lampen trübe, begleitet von Häshern, verlassen von der Hoffnung, ungetröstet von der Liebe, erwartet vom Aufhören. Wo rief, Wo verhalte hinter dir; horche auf! Du wirst keines wieder hören. Schreite die Stufen bedachtsam hinunter, die letzten Schritte sind es die du thust. Nicht wieder hinan wirst du steigen gleich den Häshern die mit dir gehen, selbst nicht mehr hinab wenn die Stufen geendet sind: du bist dann auf gleichem Boden mit dem Jenwärts. Der Priester kommt; beichte langsam, es ist der letzte Mensch mit dem du reden wirst, nach ihm siehst du nur noch Henker; nimm seine Stimme gierig in dir auf, es sind die letzten heiligen Worte die du hienieden hörst. Der Priester verläßt dich; du kannst nun die Secunden zählen die du noch athmen sollst; du wirst genommen, geführt, aus der Balle deiner letzten Lebensaugenblicke in die deines Todesaugenblicks gebracht; auf den Sessel gesetzt von welchem du nicht mehr aufstehen wirst; der Henker legt den Strick um deinen Hals, die Maschine in der Rauer thut ihr Werk, und was du sein wirst wenn sie das verrichtet hat, Das laß die Betenden sagen welche morgen auf der Piazza um den Galgen knien werden. Wahrlich, nur in einem solchen Augenblick einsamen Kerkersterbens kann erprobt werden ob wirklich Kraft in einer Seele wohnt. Widersteht sie der Verurteilung, dann trägt sie den echten Muth in sich. Würde die meine diese Prüfung bestehen? Ich zögere mich zu rühmen, ich habe bei der innerlichen Anschauung eines solchen Todes gelernt an mir selbst zu zweifeln.“

Und diesen Tod mußte Antonio sterben, weil Theresese nicht das Wort sprechen wollte das ihn retten konnte. Obgleich die Contarina ihr zuruft: „Gib ihm Leben und erwidr dir Ehre, denn glaubst du dich zu schänden durch dein Bekenntniß? D wie irrst du! Sie werden dich preisen, dich erheben als die edelste, die muthigste aller liebenden Frauen. Opfer finden immer Hyänen welche um sie fließen; opfere dich für Antonio, und kein Auge wird sein das nicht für dich weinte, kein weiblich Herz das dich nicht entschuldigte, kein männliches das nicht deinen Geliebten beneidete. Die Götlichkeit des Liebens übt immer seine Herrschaft, selbst wenn die Liebe eine unerlaubte ist.“

Foscarini stirbt den schweren Tod als Held muthig, gefaßt und ergeben, dem Vaterland verzehend und ohne Erbitterung gegen Theresese. Sein letzter Gedanke gehört der treuen Freundin Contarina, sein letzter Liebesgruß erreicht sie durch den jungen Mönch dem er gebeichtet. Dieser Gruß ist ihr ein Trost, eine Stütze. Fern von der Welt, auf ihrem Landhause, verbleibt sie trauernd um den Geliebten ihre fernern Tage. Theresens Vater, ein alter Freund der Contarina, der sich jetzt nicht mehr heimisch fühlt bei der so ganz veränderten Tochter, zieht mit ihr; auch er hat Antonio bewundert und geliebt, auch er glaubt an seine Unschuld und betrauert seinen Tod. Der Charakter des alten treuen Freundes einer jungen Frau ist in ihm schön durchgeführt; nach Jahren stirbt er von ihr gepflegt.

Wie Theresens Charakter an ihrer Liebe gescheitert ist, so scheitert der Charakter ihres greisen Vaters an der Eifersucht; aus einem sanften, wohlwollenden, ehrenhaftesten Mann verwandelte er sich in einen rachfüchtigen, grausamen. Er hat die Liebe seiner Frau zu Antonio errathen, und ohne zu wissen wie weit sie in ihrer Untreue gegangen hält er die Liebenden

für Schuldiger als sie es sind. Er war es der die Anklage gegen Foscarini aufnahm, indem er doch von dessen Unschuld überzeugt war; er hatte die Anklage dem Senat vorgetragen, das Todesurtheil unterzeichnet. Er marterte die Gattin mit seinen Mittheilungen über diesen Fall, bewachte sie in ihrer dumpfen Verzweiflung; er vernichtete das Tagebuch worin sie ihre Reue und Antonio's Unschuld aufgezeichnet hatte, er bewachte sogar ihr Sterbebett und verweigerte ihr den Trost der Kirche, damit ihre Weichte nicht seine Ehre bestände. Bei verschlossenen Thüren wachte er allein an ihrem Sterbebett, an welchem er bis zur Nacht saß. Die draußen versammelte Dienerschaft vernahm bisweilen ein Bimmern, ein Stöhnen, aber kein Fuß wagte sich an die Thür, keine Hand wagte sie zu öffnen. Endlich schloß der alte Patricier mit unsicherer Bewegung auf und zeigte den entsezten Leuten das greise Angesicht von Thränen überströmt: Theresia war todt. Auch sein karrtes Gemüth erweicht in seinen letzten Lebensstunden durch der Contarina liebevollen Zuspruch; sie vergibt ihm den Schmerz womit er in seiner Rachsucht ihr Leben gestempelt hat, und er stirbt versöhnt mit Gott und Menschen.

Nach Jahren wird auch Antonio's Unschuld entdeckt. Diejenigen welche ihn als Verräther angegeben hatten um den üblichen Lohn dafür zu erlangen, fanden Gefallen an dem reichen Gewinnst und wiederholten dieses schändliche Handwerk so oft, bis es Verdacht erregte und zu näherer Untersuchung führte. Am 18. Januar 1822 ward dem Rath der Sehn vorgeschlagen das Andenken Antonio's wiederherzustellen. Der begangene Irrthum wurde allen fremden Höfen angezeigt; in dem Todtenregister von San-Marco dem Namen Foscarini eine reinigende Erklärung beigelegt und dem Pingerichteten ein Denkmal gesetzt mit ehrentvoller Inschrift.

Wie die Hauptgestalten des vorliegenden Romans bedeutend sind, so sind es auch die Nebengestalten: die aus dem Volke tragen den echten italienischen Typus, und manche Beiläufigkeit die wir der Erzählung vorwerfen möchten hat augenscheinlich den Zweck das Rationnelle der Figuren hervorzuheben.

Ebenso dramatisch wie die Scenen des Liebesromans sind die historischen und politischen Ereignisse geschildert. Eine Verschwörung mit ihren Vorbereitungen und Theilnehmern, deren Entdeckung und Bestrafung, nimmt das ganze Interesse des Lesers in Anspruch, sowol durch die lebendige Darstellung des Factums als auch durch die kunstvolle Charakteristik der dabei Beteiligten.

Die Verfasserin bekundet in dem vorliegenden Roman sorgsame geschichtliche Studien, genaue Kenntniß der Localität und Sitte, ein Ergündung des menschlichen Herzens in seiner Fähigkeit zum Guten und zum Bösen, sowie ein feiliges Ausarbeiten des Gedankens. Wir empfehlen den Roman auch ernstern Lesern, die in der jetzigen Sandwüste der Literatur nicht bios nach Goldstaub sondern auch nach Goldkörnern verlangen. 15.

Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls, der Erde und der auf ihr befindlichen Organismen, begründet auf die durch die Wissenschaft errungenen Thatsachen. Aus dem Englischen nach der sechsten Auflage von Karl Vogt. Mit 134 in den Text gedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon vor dem März 1848 waren die ersten Bogen dieser Uebersetzung gedruckt worden, wie uns der Verfasser in der Vorrede mittheilt. Die Correcturbogen blieben liegen, wie der Verfasser meint ohne Schaden für das Buch selbst und seine Leser. Wir wollen Dies gern zugeben, ja sind fast versucht zu behaupten die Arbeit hätte ohne Schaden noch lange

liegen bleiben können. Jedemfalls dürfte das Buch nach 50 Jahren denselben Werth haben den es gegenwärtig besitzt. Wir werden es immer nur betrachten können als die mühsigen Phantasien eines Geistes der mit höchst ungenügender Kenntniß der Thatsachen, und ohne in die Wissenschaft eingedrungen zu sein, sich nun aus seinem eigenen kleinen Gehirn das Weltall construirt, kurz als eine Nachahmung jener Weltanschauung die wir in Deutschland als Naturphilosophie eine zeitlang spaten sahen. So konnte der Uebersetzer auch füglich seine Anmerkungen darauf beschränken falsche Thatsachen und falsche Schlüsse zu berichtigen, und leider bietet das Buch dazu weit mehr Gelegenheiten als er benugt hat.

Man kann im Allgemeinen annehmen daß der wissenschaftliche Standpunkt des Verfassers um 10—20 Jahre hinter der Wissenschaft zurück ist, sodas ihm von den Entdeckungen der letzten Jahre nur Einzelheiten bekannt sind. Die Richtung des Buchs ist eine specifisch-englische, indem nämlich das Bestreben sich kundgibt nachzuweisen das man auch bei der Betrachtung der Natur zur Erkenntniß Gottes kommen müsse. Der Uebersetzer empfiehlt das Werk als die Arbeit eines constitutionellen Engländer der einen constitutionellen Gott aufgestellt habe, welcher anfangs selbst Geseze gab, nun aber an seiner Statt das Gesez walten läßt.

In dem ersten Abschnitte, welcher von den Himmelskörpern handelt, kommt der Verfasser zu dem Resultat das nur die Gottheit einen solchen Bildungs- und Bewegungsproceß denken und vollziehen könne. Die Entstehung der Sonnensysteme leitet der Verfasser daraus ab das ursprünglich eine gasförmige Materie den Weltraum erfüllte, und das diese in ihrer Zusammensetzung ungleichförmig durch die Schwerkraft in Segen (die Sonnensysteme) zerrissen ward. Wie der Verfasser aber mit dieser Ungleichförmigkeit der ursprünglichen Materie die Behauptung in Einklang bringen will das alle Himmelskörper aus demselben Elementarstoff gebildet seien, ist schwer zu begreifen. Er verfolgt dann die Entstehung der Erde und gibt dabei eine Menge recht guter Holzschnitte vorweltlicher Thiere und Pflanzen. Er zeigt aber dabei eine so oberflächliche Kenntniß dieser Naturreiche das der Uebersetzer in zahlreichen Anmerkungen die meisten seiner Resultate als falsch darstellen muß. Nicht weniger ist Das veraltet was er über die Structur der Pflanzen vorbringt. Das der Verfasser fast nur vorzugsweise auf die geologischen Verhältnisse Englands und etwa noch Americas Rücksicht nimmt darf uns bei einem Engländer weniger auffallen. Doch wir wollen nicht weiter auf diese Capitel eingehen, da sie Nichts enthalten was nicht schon dem deutschen Publicum, und zwar meist in richtigerer Darstellung, bekannt wäre. In dem folgenden Abschnitte, welcher über den Ursprung der Thiere handelt, weist nun der Verfasser besonders nach das keine Misachtung des Schöpfers mit einer Erforschung seiner Geseze nothwendig verbunden sei, das auch kein „besonderer Eingriff der göttlichen Machtvollkommenheit“ nöthig sei um Keergras und Korallen in die Oceane zu setzen u. dergl. Was derselbe aber in dem Capitel über den Ursprung der belebten Welt vorbringt gehört für uns Deutsche völlig ins Reich der Vergessenheit, die Erzeugung von Insektenstierchen durch elektrische Batterien, die Behauptung das die Kristalle eine Classe von Körpern seien welche „zwischen den organischen und anorganischen Körpern stehen“ u. dergl., werden hier noch als glaubwürdige Thatsachen dargestellt.

Die „Hypothese, betreffend die Entwicklung des Pflanzen- und Thierreichs“ will nachweisen das alle vorhandenen organischen Wesen durch eine ihnen einwohnende Kraft sich modificiren können, und das so eigentlich alle Pflanzen und Thiere nur Abweichungen und Veränderungen sind die eine einzige Grundform, das Kernbläschen, erleidet. Durch mathematische Rechnung wird dann bewiesen das uns füglich ein Geschöpf eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten als dasselbe erschämen könne, während gleichwol Veränderungen in ihm vorgehen die aus ihm nach unendlicher Zeit einmal ein anderes Wesen machen.

Solche „Schwangerschaft einer Schöpfung“, wie unser Verfasser sich ausdrückt, dauert viele Millionen mal Millionen Jahre. Einzelne Modificationen sollen dann entstehen durch äußere Umstände und Einflüsse. Hier werden besonders allerlei Pflanzen aufgeführt die ineinander auf solche Weise übergehen sollen. Es wird z. B. der so oft behauptete, aber noch nie nachgewiesene Uebergang aller möglichen Getreidearten ineinander als eine sichere Thatsache erwähnt, wie es denn der Verfasser überhaupt mit der Glaubwürdigkeit seiner Belege nicht eben sehr genau nimmt. Auch die Thatsachen, welche neuere Forscher über den sogenannten Generationswechsel bekanntgemacht haben sucht der Verfasser für seine Theorie zu benutzen. Bekanntlich gibt es eine Reihe von Redusen, deren Eier nicht jedes ein neues Thier, sondern einen polypenartigen Körper erzeugen, in dem eine Menge junger Redusen entstehen. Diese polypenartigen Gebilde, welche die Fähigkeit haben sich durch Sprossen zu vermehren, hat man früher als eigene Thiere beschrieben. Hiermit bringt der Verfasser nun in Verbindung daß der Magen mancher Thiere sich verändere je nach dem Futter welches sie erhalten, und führt ferner die Veränderungen an welche die Hausthiere durch die Cultur erleiden, und wie sie sich selbst überlassen in der Gestalt der Stammältern wieder ähnlich werden. So kommt der Verfasser dahin den Begriff der Art als einen unhaltbaren zu bezeichnen, besonders deshalb weil man zu Varietäten seine Zuflucht habe nehmen müssen. Wir wollen diese Anschauungsweise nicht weiter verfolgen, obgleich der Verfasser durch die ganze Reihe der lebenden Wesen hindurchzuführen sucht. Erreicht wird durch eine solche Betrachtungsweise Nichts. Man muß entweder die gar nicht so häufigen Varietäten unerklärt lassen, wie die gewöhnliche Anschauung es thut, oder man muß, wie unser Verfasser, weil man sie nicht erklären kann, lieber Alles umstoßen und nur schwankende Formen annehmen, wodurch natürlich jede Naturforschung aufgehoben wird.

Das Menschengeschlecht, dem die letzten Abschnitte gewidmet sind, erklärt dann der Verfasser in Uebereinstimmung mit den entwickelten Ansichten als einer Art angehörig, und die verschiedenen Racen als Darstellungen verschiedener Stadien der Entwicklung des höchsten oder kaukasischen Typus. Der Verfasser hat gefunden daß die Farbe den Stadien der Entwicklung entspricht. Er glaubt ferner nachweisen zu können daß alle Sprachen der Erde aus derselben Quelle ihren Ursprung nahmen. Gleichwol will der Verfasser der Negerrace einen besondern Ursprung zuweisen, ihrer Farbe und niedern Entwicklung wegen.

Endlich betrachtet nun der Verfasser den Geist der Thiere und Menschen von demselben Standpunkt, und bemüht sich zu zeigen daß auch hier von den niedersten Formen eine Stufenfolge bis zum höchsten Geschöpf, dem Menschen, sich darstellt, und sind wir nach ihm „auch durch eine Identität im Charakter unserer geistigen Organisation mit den niedern Thieren verbunden“. So hat die Verwechselung von Ähnlichkeit und Gleichheit, von Analogie und Identität auch in diesem Gebiete die Ansprüche des Verfassers irreflektet. Er schließt sein Capitel damit daß er behauptet bewiesen zu haben das Anorganische hat ein letztes begreifliches Gesetz, die Schwere, das Draganische die Entwicklung. Möglich daß diese beiden nur Zweige eines umfassenderen Gesetzes und der Ausdruck der Einheit sind, welche unmittelbar dem Einen entspringt, welcher ist der Erste und der Letzte.

Der Zweck der belebten Schöpfung, lehrt uns der letzte Abschnitt, ist Genuß. Nun folgt eine Ausführung daß das Uebel nur eine Ausnahme ist, daß z. B. wenn ein Kind fällt, es nicht das Gravitationsgesetz ist welches ihm Böses zufügen will. Das System der Natur gibt uns nach dem Verfasser den Beweis daß Wohlwollen ein leitendes Princip des göttlichen Geistes sei. In einem Schlußworte erklärt dann noch der Verfasser wie er alle gemachten Einwürfe der Kritik beseitigt

habe, und in der Uebergangung der Wahrheit ruhig der Spinnst entgegenzusehau, der wir ihn denn auch gern überlassen wollen. 28.

Miß Jewsbury.

Aus den Reihen der britischen Schriftstellerinnen des letzten abgelaufenen halben Jahrhunderts tritt uns eine entgegen deren Name wol kaum bis nach Deutschland herüber erklingen ist, wie sie denn auch in England nicht die verdiente Anerkennung fand, und ihr glänzendes Talent auf dem heimischen Boden nicht völlig entfalten konnte, dem sie zu früh entrisfen ward. Es sei mir vergönnt einige Sätze zu einem kleinen Denkmale für Miß Jewsbury zusammenzufassen, in Erwartung der Hand welche berufen sein dürfte jenseit des Kanals dieses Lebensbild in seinem ganzen tiefen Reichthum würdig darzustellen und dadurch eine veräußerte Schuld nachzuholen.

Miß Jewsbury war in Warwickshire geboren und lebte in ihrem Familienkreise in Manchester bis zu ihrer Vermählung mit William Fletcher. Als er eine Stelle in Indien annahm, begleitete sie den Gatten über die Meere, starb aber wenige Monate nach der Landung auf ihrem Wege von Choolapore nach Bombay am 3. October 1833, im Alter von 32 — 33 Jahren, an der Cholera.

Nicht leicht ist Jemand strenger gegen sich gewesen in der Aufgabe innerer Fortbildung als Miß Jewsbury. Zu der ihr seit dem Tode ihrer Mutter zugesallenen Leitung einer großen Familie gestellte sich auch noch die Last einer schwankenden Gesundheit. Aber Nichts ermüdete die Energie des strebenden Geistes. „Ich war neun Jahre alt“, sagt sie in einem langen Briefe voll Bekenntnisse der vor uns liegt, „als der Ehrgeiz ein Buch zu schreiben, öffentlich gelobt zu werden und mich zu andern Schriftstellern zu gesellen, mich wie eine dunkle Sehnsucht ergriß. Beim Heranwachsen bekräftigte ich mich darin und schritt ans Werk. Ich saß Nächte durch da, träumte Träume und entwarf Entwürfe (dreamed dreams, and schemes schemes). Nach dem achtzehnten Jahre drängte sich so viele häusliche Sorge und Arbeit in mein Leben daß es Pflicht ward alle geistigen Beschäftigungen niederzulegen. Ich konnte nicht allein keinen einzigen Schriftsteller, sondern keine einzige Person von höherer Gemüthsart, mußte nicht einmal wie erbärmlich mangelhaft meine eigene Ausbildung war. Ich schrieb und schrieb, rascher als ich es nur vermag und ohne den zehnten Theil meiner jetzigen Schüchternheit. Ich zählte 21 Jahre bevor ich irgend ein Verlangen nach Kenntniß spürte als dem natürlichen Wege zu der Emancipation welche ich ersahnte; es geschah in Folge eines Freundschaftsbundes mit zwei Individuen die nicht Schriftstellerken, aber hochbegabt waren. Sie riefen mir Studium und erweckten durch ihr Gespräch das Gefühl dessen in mir was mir fehlte. Meine häuslichen Lasten dauerten fort. Ich konnte rechtlicher Weise weder lesen noch schreiben bis der Tag um war. Es bedarf keiner Schilderung wie frühzeitiger Ehrgeiz und Thatkraft sich entwickelten; ich begnüge mich zu erwähnen daß die Bahn der Literatur sich mir öffnete da ich es am wenigsten erwartete.“

Als charakteristischen Zug wollen wir anführen daß es einer ihrer ersten Schritte war, nachdem ihre Seele erwacht, an Bordeworth zu schreiben, ihm den mächtigen Wunsch der sie verzehrte vorzulegen und um seinen Rath zu bitten. Dieser Brief entspann eine nur mit ihrem Tode endende Freundschaft, und der Dichter hinterließ in dem zulezt von ihm herausgegebenen Bande wenige Worte im Betreffe ihrer, fast so einfach wie die Inschrift eines Denkmals. „Ihre Begeisterung“, sagt er, „war glühend, ihre Frömmigkeit standhaft, und ihre großen Talente hätten sie befähigt äußerst nützlich auf dem Pfade zu wirken für welchen sie berufen war. Die Meinung welche sie von ihren eigenen, unter ihrem Mädchennamen in die Welt geschickten Leistungen gehegt, war bescheiden und demüthig, und wirklich unter ihren Verdiensten, wie Dies oft der Fall bei Denen ist

welche ihre Kräfte versuchen um zu erforschen für was sie sich am besten eignen.“ In Einer Eigenschaft, Rastlosigkeit in den Regungen des Gemüths, war sie nach des Verfassers Dafürhalten unerreicht.

Miß Sewsbury trat zu einer Zeit und in einer Art auf die vor allen andern ungünstig waren zur Erlangung eines literarischen Ruffs. Sie machte sich zuerst durch ihre Beiträge zu Jahressammlungen und kleinen Zeitschriften bekannt. Ihre glänzendsten Gedanken wurden in kleine Fragmente zerbrockelt. Das erste ihrer gesammelten Werke heißt „Phantasmagoria“, eine Reihe von leichten Essays und Erzählungen. Darauf folgten ihre „Letters of the young“, unter der Wirkung tiefsteigender Eindrücke auch der Genesung von schwerem Siechthum geschrieben. Bald nachher erschienen die „Three histories“, das vollständigste ihrer Bücher, obschon auch dieses mehr als Verheißung betrachtet werden muß, und ihre „Lays for leisure hours“. Ihre besten Dichtungen aber blieben unveröffentlicht und vernachlässigt, einige derselben in unbekanntem Blättern vergaben. Eine Sammlung ihrer Stiggen, Briefe und kritischen Versuche würde einen schätzbaren Beitrag zu der britischen Frauenliteratur liefern. Manche der letztern erschienen im „Athenaeum“ während der Jahre 1831—32. Wir heben aus dieser Zeitschrift folgende Bruchstücke eines von Mrs. Fletcher vor ihrer Abreise aus England geschriebenen Briefs aus, der nicht ohne wehmüthiges Interesse ist, und uns die Buge einer ungewöhnlichen Seele vervollständigen mag:

„Zum Unglücke zählt ich 21 Jahre bevor ich Leser ward, und ward fast ebenso bald Schriftsteller. Es ist der Ruin aller jungen Talente des Tags daß Lesen und Schreiben gleichzeitig sind. Wir erziehen uns nicht selbst für literarisches Unternehmen. Einige erwachen nie zum Bewußtsein der bessern, vernachlässigten Dinge; und wenn Einer, wie ich selbst, zuletzt ergriffen wird von einer verschmolzenen Leidenschaft für Wissen und Wahrheit, hat er sich wahrscheinlich schon durch eine Reihe härterer Bestrebungen verurtheilt, die Fahne der Inferiorität ist aufgesteckt, und der Fluch böser Geschicklichkeit klebt an seinem Namen. Ich wollte gern beinahe Alles verbrennen was ich je schrieb, wenn ich dadurch erreichte daß ich jetzt mit einem Geiste zurückbede der gelesen, gedacht, gelitten hat, mindestens Etwas das einer Vorbereitung gleicht. Ach, ach! wir Alle opfern den Palmbaum für einen augenblicklichen Trunk Wein! Wir tödten das Kameel das uns durch die Wüste getragen hätte, weil wir nicht einen vorübergehenden Durst erdulden wollen.“

„Ich habe Nichts gethan um fortzuleben, und was ich noch gethan habe muß dahingehen mit tausend andern Blüten, Wachsblum, Schönheit und Vergessen eines Tags. Die Kräfte, welche ich fühle und verhiß, können reifen, können sich selbst in Thaten prägen, aber der Geist der Trauer schwebt mächtig über der künftigen Verbannung, und ich fürchte sie werden es nimmer vermögen,

I feel the long grass growing o'er my heart.

Meine „Three histories“ haben das Meiste von mir, aber sie sind fragmentarisch. Die allgemeine Stimme hat mich als „Julia“ bezeichnet; Kindheit und Jugendjahre und manche der spätern Ansichten sind richtig, aber alles Andere ist Fabel.“

„In dem Besten von jedem Ding das ich that wirft du eine leitende Idee finden — Tod; alle Gedanken, alle Bilder, alle Contraste von Gedanken und Bildern entspringen daraus daß ich viel im Thale dieses Schattens gelebt habe, daß ich das Leben mehr in den Geschichten des Mannes als des Weibes gelernt habe, und daß mein Gemüth eine hebraische Färbung hat. („From the mind being hebraic.“*) Ich bin melancholisch von Natur, heiter aus Grundlag...“

*) Wir nehmen diesen englischen Local: oder Modewort für gleichbedeutend mit pathetisch, schwermüthig, und als Reminiscenz an Byron's „Hebraische Reliquien“.

Wir reihen hier einen ältern Brief an welchen sie an Geistesverwandte schrieb, auch an ein zu früh heimgegangenes Bardenkind von Albion, an Felicia Hemans, die wir Deutsche kennen, und die Freisigrath meisterlich bei uns eingebürgert. Das erwähnte Schreiben, kurz nach einem ländlichen Besuche bei dieser Sängerin verfaßt, ruft ihr gleich beim Eingange das fromme Trostwort eines alten Dichters zu:

Hang all your golden hopes upon his arm.

und läßt sich im Verlaufe wie folgt vernehmen: „... Nicht die Kümmernisse der Sympathie brechen das Herz, sondern die der Selbstsucht... Unter meinen Freunden habe ich eine Masse Verstand im rohen Stoff (raw material), aber ich habe Geschmack daran bekommen in einem phantasiereichen Zustand. Ich bin nicht mit der ungesponnenen Seide zufrieden, ich muß sie zu perlschnen Stoffen verarbeitet haben.“ Dann folgt eine Schilderung von London:

„... Die Stadt ist toll, ich kann kein anderes Wort brauchen. Solches Auslegen von Pug in den Läden! solche Placate! solche Anzeigen! solch Kaufen, Verkaufen, Debattiren! solch ein Wischmasch von Gebäude an Gebäude, türkische Gezele und türkische Draperien und Allerweltstrachten, Schneider und Galanteriehändlerinnen Herrscher des Tags, und solch ein Wischmasch von Messias, Schöpfung, Concerten und Bällen; Darmherzigkeit der ausgesprochenen, Unterhaltung der wirkliche Zweck, und die arme Religion der Mantel. Ich höre soviel von andächtigen Gefühlen und Phantasieanzügen, daß ich Eins vom Andern nicht mehr unterscheiden kann, und wenn ich die Lage des Messias dergestalt auf den Anschlagzetteln sehe:

Gemischtes Concert,
Messias,
Phantastie-Balkleider,

denke ich stets an die zwei Riffethäter!...“

Am Schlusse heißt es: „In all mein Lesen ziehe ich jetzt Sie hinein. Ich denke ob Ihnen Dieses oder Jenes gefiel, und bewahre mir so eine Gewohnheit die ich nicht zu verlieren wünschte, die Gewohnheit nach der Schönheit auszufahren. Keulich traf ich auf eine Anekdote welche mich an Sie mahnt. Es war der Tod eines kleinen und frommen Kindes in Indien an der Wasserfucht: ein Tod der, wie man meinen sollte, alles Angenehme ausschloß. In einer der Pausen wo das Kind frei von Krämpfen war, rief es seiner Mutter um einige Blumen; sie gab ihm dieselben, aber es trennte seinen lieblich von den andern und sagte: „Ich brauche nur die Rose, Mama.“ Ich wollte ich könnte mich freimachen von meinen Verbindungen, ich wäre glücklicher, jetzt ist es grundsätzliche Anstrengung froh zu sein. Ich schmachte nach den Blumen und nach jenem Erdenhimmel: dem grünen Mattenlande, und nach Ihrer Schwester Rusil, und Ihrer Einbildungskraft. Mir ist es ob die Sonne verwüstend scheint, wenn sie nur auf Straßen voll Häuser und Lärm scheint...“

Vielleicht dürfte hier das Portrait von Felicia Hemans, wie es ihre Freundin in den „Three histories“ niedergelegt hat, seine ungeringste Stelle finden und zum weitern Beispiel der Auffassung und Schreibart unserer Verfasserin dienen:

„Egeria war gänzlich verschieden von jeder andern Frau die ich je gesehen hatte, sowohl in Italien als in England. Sie blendete nicht, sie überwältigte mich. Andere Frauen mögen gebietender sein, wechselnder, feiner; aber niemals sah ich eine so ausgefüllt weibliche. Sie war lieblich ohne schön zu sein; wenn ein Blinder über die feidene Länge ihres Haars hätte streifen dürfen, das aufgelöst sie gleich einem Schleier umfloß, würde er mit Recht Sanftmuth und eine Liebe zur Sanftmuth, Schönheit und ein Auffassen der Schönheit als bezeichnete Züge ihres Charakters vorausgesetzt und sich nicht getäuscht haben... Es war in ihr ein göttliches Vermögen, und doch des täglichen Lebens; es berührte alle Dinge, aber gleich dem Sonnenstrahle berührte sie mit „einem goldenen Finger“. Jede ab-

fracte oder wissenschaftliche Sache war ihr unerschütterlich und geschmackwidrig; ihr Wissen war ausgebreitet und mannichfach, jedoch, dem Grundprincip ihrer Natur treu, suchte sie Poesie in Geschichte, Scenerie, Charakter und religiösem Glauben; Poesie leitete alle ihre Studien, beherrschte all ihre Gedanken, farbte all ihr Gespräch. Ihre Natur war zugleich einfach und tief; in ihrer Seele war kein Raum für Philosophie, noch in ihrem Herzen für Ehrgeiz, die Seele war von der Phantasie erfüllt, das Herz von Bärtlichkeit geschwellt. Ihre Stärke und Schwäche lagen vereint in ihren Reigungen. Diese entlockten ihr zuweilen bei einem Worte Thränen, oder löstten ihr bei andern Muth ein, sodas sie bald «eine Rauber mit Falkenberg», bald «ein wüthbewegtes Schilf» war. Ihre Stimme war trauernde, süße Melodie; ihr Geist mahnte mich an eines alten Dichters Bild vom Drangenbaum:

Golden lamps in a night of green...

oder an jene spanischen Gärten, in welchen der Granatapfel neben der Cypresse wächst. Ihr Frohsinn brach wie Sonnenlicht hervor; und wenn sie in ihrer Kraurigkeit der Nacht gleich, so war es die Nacht mit ihren Sternen. Ich konnte immer und immer beschreiben, und es gelang mir doch nicht Egeria zu consernieren; sie war eine Muse, eine Grazie, ein bewegliches Kind, ein abhängiges Weib, Stalien unter den menschlichen Menschen."

Mit Vorliebe weilen wir noch bei wenigen Zeilen von der nämlichen Feder, welche die obigen ergänzen, aus der einer Zeitschrift entnommenen Charakteristik der Sängerin: „Sie ist eine beständige Erweiterung der Literatur ihres Vaterlandes; sie hat die geistige Verfeinerung erkräftigt und die Sache der Tugend verschönt. Die prachtvollen Schlingpflanzen Amerikas treiben oft längs mächtigen Stromarmen, die entgegengesetzten Ufer durch einen blühenden Bogen vereinigend: so sollte es jeder Dichter mit der Wahrheit und der Herzengüte machen, und so hat es Felicia Hemans oft gemacht, und ist, poetisch ausgedrückt, eine Blumenbrücke gewesen."

Wir enden mit einem kleinen Zuge, wie mit einem letzten Wohlflaute, einem letzten Blütenhauche aus dem Leben der Dichterin: Während die Hungersnoth in Deffan wüthete erfuhr Mrs. Fleetcher das man ein armes Hinduweib in einem der Tempel zu Füßen eines Sdhenbildes todt hingestreckt gefunden habe, in ihren Armen ein noch lebendes Kind, ein Nagelein. Die Dame und ihr Gatte begaben sich augenblicklich an Ort und Stelle, nahmen die kleine Waise mit fort und brachten sie in das eigene Haus, wo sie von unserer Schriftstellerin treulich gepflegt ward. Es gehörte unter ihre letzten Sorgen der scheidenden irdischen Tage, das Kind in einer weiblichen Missionsschule erziehen zu lassen. 21.

Zur Geschichte des nordamerikanischen Journalismus.

Der Journalismus der Vereinigten Staaten Nordamerikas ist noch nicht alt; er datirt ungefähr aus dem Jahre 1704. Die amerikanische Druckerei selbst ist nicht viel älter; sie datirt erst aus dem Jahre 1674. Im Jahre 1639 machte John Clower dem Collegium von Cambridge in Massachusetts ein Geschenk mit gegossenen Lettern (a font of printing letters). Dann schickten einige Kaufleute aus Amsterdam 49 Pfd. St., um sie zu einer amerikanischen Druckerei zu verwenden. Erst nach 35 Jahren trug das Geschenk seine Früchte. Im Jahre 1674 erhielt Boston und 1724 Philadelphia seine Druckerei. Man druckte damals nur religiöse Pamphlete, Predigten und Almanache. Die Amerikaner brauchten in ihren Kämpfen mit den Indianern und mit dem Boden noch keine Journale. Statt Zeitungen zu lesen ging man nach Boston und besprach die Intereffen seiner Sekte. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts haben diese Versammlungen ihren Einfluß behauptet. Landbauer, junge Leute, Schüler machten hier einen Club, erfuhren

Neuigkeiten, tauschten ihre Gedanken aus, schlossen Gesellschafter und Beirathen ab.

Im Jahr 1704 druckte Barthelemy Green in Boston, der längere Zeit Kirchenvorsteher gewesen war, das erste amerikanische Journal unter dem Titel „Neue Briefe aus Boston". Ein Postmeister John Campbell hatte das Geld dazu hergegeben. Ueberhaupt ist die Wiege des amerikanischen Journalismus das Posthaus, das zugleich Wirthshaus ist. Der abgehende Postmeister verkaufte sein Journal, und sein Nachfolger gründete gewöhnlich ein neues. So erschienen 1719 die „Bostoner Zeitung", 1732 die „Zeitung von Boston" und „Die Wochenzeitung", 1752 „Der Wochenbote" u. s. w. Im Jahre 1721 gab der ältere Bruder Franklin's, James Franklin, seine „Laufenden Neuigkeiten Neuenglands" gegen das Witterland England heraus. Gegen ein sehr geringes Honorar arbeitete Benjamin an dieser Zeitung mit. Nach seinem Abgange ging das Journal ein, und Thomas Fleet gab „Die Wochenschau" heraus; Derselbe hatte England aus Haß gegen die Hochkirche verlassen, war nach Boston gekommen und ließ auf seine Zeitung zum Zeichen seiner Loyalität eine Krone und ein Herz drucken. Als die Unabhängigkeit proclamirt war, strich er die Krone weg und nahm nun die Ueberschrift: „Thomas Fleet. Herz und Bibel."

Einige Proben von damaligen Annoncen sind folgende: „Zu verkaufen ein alter verstorbenen und gettochterter Quäler, der wie lebendig aussieht, todt ist, sich nicht bewegt, aber der immer weiß wie man den Nachbar ansühret wenn man ihm schlechtes Luch verkauft" u. s. w. „Zu vermietten eine schöne schwarze Sklavin mit und ohne den Rathmann J. Hopwood, der ihre Erziehung übernommen und ihr alle Art Wissenschaft gelehrt hat; die Sklavin allein 10 Dollars die Woche; mit dem Rathmann 11 Dollars; der Rathmann allein einen halben Dollar." „Man sucht sechs Ladies zu Vorsteherinnen die sich an die Spitze der Bälle in Newyork stellen, über Zulassungen und Ausschließungen entscheiden, mit gewissenhafter Genauigkeit bestimmen woher Jener kommt oder Diese geht, und ohne Vorbehalt aus der Gesellschaft jede Art «kleiner Leute» verbannt sollen. Sie müssen von distinguirter Geburt sein, durch ihren Stammbaum nachweisen das seit dem vierten Geschlecht in ihren Familien es weder Waschfrauen, noch Schneider, noch Schuhmacher gegeben hat. Sie müssen ferner Französisch und etwas Italienisch verstehen, gehörig wissen wenn man in einem Concert Bravo zu rufen hat, und durch eine Kopfbewegung in den musikalischen Sonnabendsoireen das Zeichen dazu geben."

Die amerikanischen Journale haben diese Kinderschuhe jetzt abgelegt. Es gibt jetzt Journale jeder Art, jeder Größe, jeder Sprache; sie kommen Einem überall entgegen, im Wagon, im Dampfschiff, auf der Straße, im Hotel, beim Banquier, im Theater, Concert, der Hütte, dem einsamen Blockhause und dem Wigwam des Eingeborenen. Jeder hat von dem Chilli-cote-Banner gehört, einem Schnupstuch auf dem die Zeitung gedruckt wird, und das man nachher in das Waschhaus schickt, wo die Waschfrau zugleich Herausgeberin und Redactrice ist. „In Gemeinden von 2000 Seelen", erzählt ein englischer Reisender, „gibt es sechs Zeitungen." Rochester mit 30,000 Seelen hat sechs täglich erscheinende und acht wöchentliche oder halbwochentliche Zeitungen. Man hat ausgethnet das durchschnittlich eine Zeitung auf 10,000 Seelen kommt, während in Asien eine auf 14 Millionen Menschen kommt. Im Jahre 1849 erschienen in den Vereinigten Staaten in runder Summe 1700 Zeitungen.

Was der Leser in diesen Journalen findet sind eigentlich nur Annoncen. Man darf nicht erkaunen das unter der Ausbildung einer Käufersalle die Heuerverheiratheten angegeben sind oder fünf Seiten aus einem bald erscheinenden Romane ohne weitere Umstände abgedruckt werden. Um Kosten zu ersparen läßt die Wdchnerin einfach drucken: „Die Frau Hauptmann Sabitha Grundt ist von einem Mädchen glücklich entbunden

worden; Mutter und Kind befinden sich wohl." Oft wird ein Handelsgeschäft in zwei Journalen abgeschlossen, deren Druckereien wol 100 Meilen voneinander entfernt sind: „Tausend Ballen Baumwolle für so und soviel Dollars.“ „Du theuer, 25 Procent weniger.“ „Unmöglich.“ Und so geht es weiter. Der „New-Albany-Packet“ von 1849 ist mit Einladungen angefüllt, die kein Porto, keine Feder, keine Tinte kosten: „Die Misses Dorothea Trewe und Zemima Trewe haben die Ehre zu ihrer Abendgesellschaft den 25. des laufenden die Herren so und so einzuladen.“

Diese Eigenthümlichkeiten werden von Tag zu Tag weniger, sie hören auf wo das Leben beginnt seine Anfänge hinter sich zu haben. In Boston, Newyork, Philadelphia, Baltimore ist der Ton der Journale, ausgenommen in der Politik, gescheiter und gemäßigter im Verhältnis zu frühern. Allein noch immer wird Alles den Neuigkeiten und Annoncen geopfert. Um sich mit frischen Neuigkeiten zu versorgen wird Nichts gescheut. Die drei Hauptjournale in Philadelphia und Newyork setzen sich in Vernehmen um die Nachrichten aus Europa zeitiger von Halifax nach Newyork zu bekommen. Sie nahmen im Winter Expresse zu Pferde und mieteten ein Dampfschiff. So gewannen sie einen Tag. Während des mericanischen Kriegs wartete alle Welt auf Nachrichten die über Neworleans, wo das Dampfschiff landete, kamen. Es entspann sich ein förmlicher Wettkampf unter den Journalen von Baltimore, wer zuerst den elektrischen Telegraphen bekommen könnte, der kürzlich zwischen Washington und Baltimore errichtet war. Sobald der Dampfer den Potomac herausgefahren war, hielt er ungesähr eine Meile vom Telegraphen und der Post nach Washington an um die Pakete und Briefschaften abzugeben, die dann auf der Eisenbahn bis zur Hauptstadt befördert werden. Die Herausgeber der Zeitungen hatten daher jeden einen Agenten am Bord des Dampfers, der unterwegs alle möglichen Nachrichten sammelte, sie kurz zusammenfasste und an einen kurzen Stock befestigen mußte, der schwer genug war um ihn auf das Ufer zu werfen bevor der Dampfer noch beiseite hatte. Am Ufer befand sich ein Mann der den Stock aufhob und ihn einem Kinde gab das auf einem trefflichen Pferde saß. Run ging es im Galopp zu dem Bureau des Telegraphen. Mitunter ritten fünf bis sechs Pferde um die Wette, sodaß es ein ordentliches steuple-chase gab. Der erste bemächtigte sich dann jedesmal des Telegraphen, in einer Viertelstunde wußte Baltimore die Neuigkeiten, bevor man sie noch in Washington kannte. Eines Tags band einer der Concurrenten sein Manuscript an einen Pfeil und scherte sich so den Sieg.

Dies ist heutzutage der amerikanische Journalismus. Die Amerikaner selbst bekennen daß er noch in rohen Anfängen begriffen ist. „Aber“, sagen sie, „man lasse uns nur Zeit; eines Tags werden wir eben solche Bücher machen wie sie sie in Paris machen, und eben solche Journale haben wie sie sie in London haben: wir haben nur noch nicht soviel Zeit wie die Herren Europäer.“ 13.

Die Tagesliteratur der Armenier.

Berfen wir einen Blick auf die Literatur unserrer Tage, so wird unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich auf die Armenier hingelenkt, und wir sehen uns gezwungen ihnen unsere volle Anerkennung zu zollen. Es gibt wol wenig Nationalitäten niedern Ranges welche mit Hülfe der periodischen Presse so eifrig bemüht sind sich mit einem gemeinsamen geistigen Bande zu umschlingen und einander Kunde von sich zu geben wie die oben erwähnte. Zerstreut über alle Theile der Erde lebt der Armenier meist vereinzelt in den größern Städten, ist aber gerade deshalb umfomehr bemüht in den in seiner Muttersprache erscheinenden Zeitschriften Alles niederzulegen was im Stande ist bildend und veredelnd auf sein Volk einzuwirken. Die reichhaltig dessen Tagesliteratur ist, mag die Aufzählung

der Blätter beweisen welche gegenwärtig erscheinen. Es sind dies: „Das Nordlicht des Ararat“, eine seit 1830 in Smyrna unter der Redaction des Dulak Palpasariano erscheinende politische, literarische und Handelszeitung; „Der Verkündiger“, seit 1843 von den Mechitaristen in Benedig in monatlichen Doppelheften herausgegeben; „Das Nationaltageblatt“, eine seit 1845 unter Redaction des Mesrop Agagiano bestehende Wochenschrift; „Europa“, eine zweite seit 1847 erscheinende Wochenschrift, deren Redaction die wiener Mechitaristen belegen; „Armenia“, eine dritte unter Redaction des Ohams Zarmurcian in Konstantinopel herauskommende Wochenschrift; „Das wissenschaftliche Tageblatt“, lithographirte Nachrichten welche zwei mal monatlich in Singapore (!), der Hauptstadt von Britisch-Indien, veröffentlicht werden; „Der Literator“, gleichfalls ein lithographirtes Blatt, das in Britisch-Indien, und zwar in der Hauptstadt der Präsidentschaft, Madras, erscheint; „Der byzantinische Kurier“, welcher in Konstantinopel herauskommt und vorzugeweise aus den türkischen Zeitungen entlehnte Nachrichten bringt; „Der Ararat“, die jüngste der armenischen Zeitschriften, welche mit Erlaubniß des Statthalters der kaukasischen Provinzen seit dem 1. August v. J. jeden Sonnabend in Etsis erscheint. Sie steht unter der Redaction eines armenischen Geistlichen Namens Gabriel Patsonow, und zerfällt in einen politischen und literarischen Theil.

Dies wäre also die geistige Nahrung welche einem Volk geboten wird das, 600,000 Seelen stark, als Handeltreibende über die russischen Provinzen Armenien, Kaukasien, sowie über die Subernien Astrachan und Zekaterinoslaw verbreitet ist, und zu welchem noch die im osmanischen Reiche nebst 100,000 andern kommen welche in Europa zerstreut leben. Betracht man die bedeutenden Mittel welche die Herausgabe der angeführten Blätter erfordert, so wird man von Achtung für eine Nation erfüllt welche so große Opfer bringt um Wissenschaft und Bildung unter sich allgemein zu machen, und in der Pflege des Geistigen das Mittel sucht sich enger aneinander anzuschließen. 35.

Aus einem Briefe Ende 1848.

AN C... .

Das waren doch schöne Zeiten die Zeiten des seligen Verbstags, dessen besonderer Freund ich freilich nie gewesen, aber der zu schmählich beerdigt worden, als sich die Diplomaten Frankfurts, und die Frankfurter ihrer in festlichen zweifachen Mittagessen erfreuten, — Alles dahin, dahin mit dem Wohlwollen, und gegenwärtig heißt es nach dem gar geistreichen Ganer von Chamisso:

Es ist die schwere Noth der Zeit,
Es ist die Noth der schweren Zeit,
Es ist die schwere Zeit der Noth,
Es ist die Zeit der schweren Noth.

Merkwürdig genug las man wenige Wochen vor den pariser Februarereignissen in Nr. 44—46 d. Bl. f. 1848 eine Auffage: „Blick auf unsere Zeit“, mit dem Motto aus Sophokles „Nichts ist unerwartbar“, der nun als eine halbe Prophezeiung lautet.

Unstreitig haben die Sünden der Söße, Preußens Unpolitik, Metternich's aristokratische Bähigkeit, spanische Eschahy u. s. w. den Ausbruch des Staaterebrens herbeigeführt, und es werden, wie oft in der Geschichte, die minder Schuldigen am ersten getroffen, gleich der Regierung in Baden. Per zwei Jahren geß ich allerlei Gedanken in Verse, unter andern folgende:

O Friedrich Wilhelm, zügle deine Dichter,
Besuche seit'ner Stolzenfels und Rhein,
Eck nicht durch Bank und bischöfliche Trichter
Römische Pfesen in den Lutherweira.
Rede nicht was leuchtet, alle Richter
Von Talge oder Ballrotz, geben Schein.

Dem Schicksal nachzugehen, das wir geboren,
Wie's eben fällt, als Waise oder Thoren.

Drum fürchte nicht mit alter Königsheue
Ein kändisches Geißt, das wiederkehrt,
Geprüfte Völker wünschen sich das Neue.
Wenn auch von schwankend ungeprüfem Werth;
Sie werden reden mit gewohnter Treue,
Nicht unbeschelden, wenn auch oft verkehrt;
Dein Reich ist kein's von ostatischen Keußen,
Es ist ein europäisch deutsches Preußen.

Das Schwerste des Schweren in der Politik, zu sehen
was ist, sollten Fürsten zu erlernen suchen. Leichter sind Au-
gengläser für Wohlthätiges und Nichtseinkönnendes zu haben.

Ganz falsch meint eine Mehrheit unserer Zeitgenossen:
Demokratie (Volksouveraineté) fodere eine Republik; letztere
ist vielmehr eine aristokratische Forderung. Volle Volksouve-
raineté schlägt todt, zerstört Paläste, Werkstätten, Rangtufen
und bürgerliche Ordnung, sucht dann, sobald Dies geschehen,
monarchische Macht, und gleich den Israeliten vorläufig einen
Japhtha, Simson, Samuel, aber am Ende König Saul; weil
das Volk verlangte „zu sein wie alle andere Völker, daß uns
unser König richte und vor uns herziehe, wenn wir unsere
Kriege führen.“ (1 Sam. 8, 20). Uebrigens hat Machiavelli
Solches schon ausgesprochen, und Frankreich, oder vielmehr
Paris wird jetzt wie 1793 — nur im verkürzten Zeitraum —
diese naturgemäße Richtung finden. Es bleibt unbegreiflich
wie der edle Lamartine, welcher einsichtsvoll die „Geschichte der
Girondisten“ geschrieben, wähnen konnte mit republikanisch Hof-
mann'schen Tropfen demokratisches Fieber zu heilen, von wel-
chem er selbst sich anstecken lassen.

Wir Deutsche sind mit unserm Feldgeschrei nach Einheit
auf dem Naturwege, nur schade daß Zweifelt, Dreifelt u. s. w.
da sind, wovor wir — gleich unsern Philosophen — die Augen
verschließen um zu speculiren, und dichten was sein könnte.
Wenn ich bedenke daß der für Deutschland elende Friede von 1648
zwei Jahrhunderte, und selbst nach dem segensabreißenden Jahr
1815 dreiunddreißig Jahre aushält, so muß ich glauben daß ein
Bittermantel für uns am besten taugt, und kann kaum andere
Hoffnung fassen. Vielleicht bringt die Noth der Dinge ein Er-
gebniß welches die Noth der Gedanken nicht zu erwarten sich
erlaubt. Am Gewissen ist was du schreibst: „Größere Be-
drückung und Bedrängniß in mehrfacher Beziehung werden fol-
gen.“ Ein Trost mag dabei eintreten: der bisherige Zustand
sei so überherrlich nicht gewesen, weil Verderben in demselben
gelauert, ein Neues habe kommen müssen, wahrschijnlijk mit
den allgemeinsten Folgen für Regierungen, Sitten, Denkweise,
Verkehr und Geschmack.

Suchen wir am Ende wie in neugebärenden Zeiten immer
Manche, Aufschluß in den wunderbar zusammengewürfelten
und in ihrem Orientalismus oft wenig genießbaren, deshalb
auch wunderbar sinnreich erklärten Bildern — der Offenbarung
Johannis.

Notizen.

Das Schicksal der „Doren“, ein Wink für unsere
Zeit.

„Die Doren“, deren Herausgabe Schiller im Jahr
1794 übernahm, und wozu er die ausgezeichnetsten Män-
ner seiner Zeit und Deutschlands gewann, sollte, verschlossen
gegen alles Politische und gegen Fragen der Staatsreligi-
on, von den politischen Zeitfragen ablenken, im Gebiete des
Reinmenschlichen der Mittelmäßigkeit entgegenreten, und gegen
den Verfall des Geschmacks durch classische Werke sichern. In
der Ankündigung der Zeitschrift hieß es in dieser Hinsicht: „Se-
mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüther
in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender
wird das Bedürfniß durch ein allgemeines und höheres Inter-

esse an Dem was reinmenschlich und über allen Einfluß der
Seiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die po-
litisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schön-
heit wieder zu vereinigen.“ Die Idee die den „Doren“ zu-
grundelag war Schiller's ganz würdig und der Ausfluß seines
eigensten Wesens; auch lag es nicht an ihm und an dem Ver-
eine der Männer die an der Ausführung theilnahmen daß das
Unternehmen nicht gelang. Allein die „Doren“ mißglückten;
die Empfänglichkeit für das Classische war bei der Lesewelt
durch die Ueberfüllung mit leichter und loser Waare abge-
nutzt worden; es war nicht leicht das verwöhnte Publicum
vom großen Erdbeimarkte und von den Tummelplätzen gemei-
ner und unedler Leidenschaften in die heiligen Hallen des wahren
Schönen zu leiten: die Gemeinheit der menschlichen Natur
widerstrebte der Idee und dem darauf gegründeten Unterneh-
men. Es ist auffallend zu bemerken, aber es liegt viel Lehr-
reiches darin, wie ähnlich unsere Zeit und unsere öffentlichen
Zustände den damaligen Verhältnissen in Deutschland sind:
auch uns thäte eine Rückkehr zu dem Reinmenschlichen, zu dem
classischen Geschmack, zu der „Fahne der Wahrheit und Schön-
heit“ gar sehr noth; aber eine gewisse naiv-lieberliche Gesin-
nung, bei weniger sittlich-geistigem Halt, läßt uns in weitern
Kreisen vorderhand noch nicht dazu gelangen auch nur diese
Nothwendigkeit einzusehen, und das Bedürfniß danach recht
innig zu empfinden. Werden wir Dies je wieder in der rech-
ten Weise und in gebührendem Maße? oder könnten wir uns
selbst und mit Allem was zur Belehrung und zur Bildung der
Nationen in den Deutschen und in dem germanischen Geiste liegt,
feige und muthwillig aufgeben?

32.

Friedrich von Schlegel's „Lucinde“.

Schiller hat längst dem vielversprochenen Buche Schlegel's
seinen ästhetischen Plag angewiesen. Gleich bei seinem Erschei-
nen wurden von allen Seiten die heftigsten Stimmen dagegen
laut, und selbst Schlegel's vertrauteste Freunde wußten nicht
was sie damit anfangen sollten. Seine Freundin Dorothea
Zeit, Moses Mendelssohn's Tochter, von Karoline Herder in
„Knebel's Nachlaß“ (II, 352) geradezu Schlegel's Lucinde ge-
nannt, war auch mit dem Buche nicht zufrieden, und auch
Schleiermacher, der damals mit Schlegel auf dem vertrautesten
Fuße lebte, für Dorotheens Scheidung von ihrem Manne ge-
stimmt hatte und ihre Vermählung mit Schlegel billigte, ge-
wann erst nach und nach das Verständnis, welches er in den
„Vertrauten Briefen“ über die „Lucinde“ ausgesprochen hat.
Nicht mit Unrecht haben diese „Briefe“ gleiche Sensation erregt
wie die „Lucinde“; wieviel Angriffe hat deshalb Schleierma-
cher erfahren müssen, und doch hat er zu manchen der Briefe
nur den Namen hergegeben, da einige derselben, wie aus den
Erinnerungen der Frau Henriette Herz bekanntgeworden ist,
von einer Freundin, der Gattin des berliner Predigers Brunow,
herrühren.

34.

Bibliographie.

Appell, J. B., Ruchessen in einer geographisch-stati-
stisch-historischen Uebersicht, nach den neuesten Quellen darge-
stellt. Darmstadt, Lange. 10 Rgr.

Arany, S., Erzählende Dichtungen. Aus dem Ungari-
schen übersetzt durch Korbény. Zwei Bände. Leipzig, Her-
big. 8. 1 Thlr. 20 Rgr.

Beck, Wilhelmine Baronin v., Memoiren einer Dame
während des letzten Unabhängigkeitskriegs in Ungarn. Eine
treue Schilderung ihrer abenteuerlichen Reisen und geheimen
Missionen im Auftrage Kossuth's, in Ungarn, Gallizien, Oest-
reich und Deutschland; sowie ein zusammenhängendes Bild der
Kriegsereignisse, Kämpfe und innern Parteilungen bis zur
Waffenstreckung bei Bilagos. Zwei Bände. London, Schimm.
8. 3 Thlr.

Europa, seine Länder und ihre Bewohner. Zwei Bände. — U. u. d. K.: England und Wales mit ihren Bewohnern von W. Seyffarth. Stuttgart, J. B. Müller. 18. 1 Thlr. 6 Ngr.

Febus.-System der Tonlehre. Wien, Ballishäuser. 1850. Gr. 16. 12 Ngr.

Fenkner, A., Adonios. Trauerspiel in drei Akten. Blankenburg, Brüggemann. 8. 15 Ngr.

Fischer, H. A., Bellerophon. Eine mythologische Abhandlung. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Fischer, S. F. E., Historische Gemälde für gebildete Leser und Freunde der Geschichte. Zwei Bände: Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volkschriften-Vereins. 8. 18 Ngr.

Ferdauen, F. v., Drei Monate auf der Insel Cuba. Ein Gemälde aus dem Regeleben. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volkschriften-Vereins. 8. 10 Ngr.

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 4te mit einem Vorworte vermehrte Auflage. Stuttgart, Becker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hebbel, F., Julia. Ein Trauerspiel in drei Akten. Nebst einer Vorrede und einer Abhandlung: „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers.“ Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Heimkehr aus der Fremde. Ein Liederspiel in einem Act, Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 5 Ngr.

L'Égru, C., Das Gewächshaus. Eine Sammlung selbstgezogener Blumen. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 1 Thlr.

Lyell, Sir C., Zweite Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Deutsch nach der 2ten Ausgabe des englischen Originals v. C. Dieffenbach. Zwei Bände. Mit 14 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Minutoli, J. v., Die Mark Brandenburg, Berlin und Eden im Jahr 1451. Vortrag gehalten am 1. März 1851 im wissenschaftlichen Vereine. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Br. gr. 8. 7½ Ngr.

Nicolaus Lenau's dichterischer Nachlaß. Herausgegeben von Anastasius Grün. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rerig, G., Die Fürstenschule. Eine Erzählung für Jedermann. Zwei Bände. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volkschriften-Vereins. 8. 20 Ngr.

Pape, F. R. R., Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuchs für die Preussischen Staaten vom Jahre 1851. Insterburg, Wilhelm. Gr. 8. 12 Ngr.

Ressel, B. B., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. 1ste Lieferung. Wien, Graf. Lex.-8. 9 Ngr.

Satori-Keumann, J., Das Verbrechen. Originalroman aus den höhern Kreisen Englands. Nach einer wahren Begebenheit. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seyffarth, W., Führer durch London und Umgegend. Mit einem Plane von London. Leipzig, Brockhaus. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stegmayer, C., Die Bergbaufrage. Ein Versuch zu ihrer Beantwortung vom Standpunkte der National-Oekonomie, Finanz und Politik. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Storch, L., Raouon Crotinus und seine Genossen, Räuber und Schleichhändler in Litthauen und Preußen. Sittengemälde der neuesten Zeit. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ausgewählte ungarische Volkslieder. Uebersetzt und herausgegeben durch Kertbeny. Nebst einem Titelkupfer. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolters, A., Zwölf Predigten. Grefeld, Funke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Abfeld, F., Auch aus dem tiefsten Lode weckt Jesus Christus auf. Probepredigt über Ev. Joh. 11, v. 22—24, gehalten am Sonntage Lätare 1851 zu Leipzig. Leipzig, F. Pfeiffer. Gr. 8. 3 Ngr.

Arnim, A. H. v., Zur Politik der Contre-Revolution in Preussen. Zwei Reden in der ersten Kammer zu Berlin nicht gehalten und gehalten. 2te Auflage. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Douai, Die Entdeckung der neuen Welt. Religiöser Vortrag. Altenburg. 8. 1 Ngr.

— Die Offenbarung. Freier religiöser Vortrag. Eben-dasselbst. 8. 1 Ngr.

Entscheidung über die kirchenrechtliche Geltung der Verhandlungen der am 1. und 2. October 1852 in Breslau abgehaltenen Synode anlangend die Union der beiden protestantischen Kirchen gegeben durch eine Verfügung des Evangelischen Ober-Kirchen-Rathes. Breslau, Max u. Comp. 1850. Gr. 8. 2½ Ngr.

Freie Gedanken über Kirchenfreiheit und die bischöfliche Denkschrift. Ein Fastengeschenk. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Herrlichkeit des letzten Hauses, größer noch als die des Ersten gewesen ist. Hagai, 2. 9. Oder: die Wiedererwachte apostolische Kirche, wie sie sich in der letzten Zeit bilden, gründen, mit ihren Feinden kämpfen, sie im Blute des Lammes überwinden, endlich siegreich im Triumphe auf der ganzen Erde sich ausbreiten, und ungehört ihren tausendjährigen Sabbath in Herrlichkeit feiern wird. In mehreren Abschnitten zur Betrachtung und Beherzigung vor Augen gelegt. Böttlicher Abdruck einer im Jahre 1831 ohne Angabe des Druckortes und des Verfassers erschienenen und nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift. Berlin, Brandis. 8. 1½ Ngr.

Kellner, C., Lebenslauf des Daniel Ischierlei, lutherischen Kirchenvorstehers und Kirchenvaters in Schwirg; am Pfingstfest 1850 von der dasigen Kanzel deutsch und polnisch abgekündigt. Als ein Beitrag zur Verfolgungs-Geschichte der hiesigen, bis Weihnachten 1834 königlichen lutherischen Parochie. Breslau, Max u. Comp. 1850. 8. 4 Ngr.

Kriebel, F., Drei Predigten, betreffend den Neubau der Kirche, „zum göttlichen Erbsen“ in Vielguth, nebst Bormont und Weihrede des königlichen Generalsuperintendenten Dr. L. Sahn. Vielguth. 1850. 8. 5 Ngr.

Krig, W., Die evangelische Lehre auf dem Grunde der heiligen Schrift und nach ihrem innern Zusammenhange für Freunde des göttlichen Wortes dargestellt. Leipzig, Hinrich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, A. B., Die westfälische Provinzial-Synode seit Einführung der Kirchenordnung vom Jahre 1835. Eine Apologie ihrer Thätigkeit, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verhandlungen im Jahre 1850 in Verbindung mit der rheinischen Provinzial-Synode. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Sendschreiben des vormaligen Pastor Schöne zu Lötzenburg a. d. Oder an die Mitglieder der dortigen Gemeinde beleuchtet aus amtlichen Quellen. Ein offenes Schreiben an alle Freunde der Wahrheit und des Rechts. Breslau, Max u. Comp. 1850. 8. 2 Ngr.

Was fordert die Gewissensfreiheit und was gebietet das Recht? oder Bedenken und Wünsche in Bezug auf eine Revision des lutherischen Gesetzes vom 29. Octbr. 1848, die Religionsfreiheit und die bürgerliche Ehe betreffend. Von S. J. in P. Frankfurt a. M., Aufferth. Gr. 8. 5 Ngr.

Weiß, C., Reform der deutschen Gymnasien, eine Anleitung für Lehrer, Schüler und Eltern. Hamburg, Schubert u. Comp. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. XIII.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Schriften von Josef Rant.

Sobden erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Böhmerwalde.

Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben.

Erste Gesamtausgabe.

Drei Bände.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Josef Rant's Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde“ haben bei ihrem ersten Erscheinen solchen Beifall gefunden und dieser hat sich später durch die „Neuern Geschichten“ (worin das „Hooper-Käthchen“), die „Weißdornblüten“, die „Mutter vom Lande“, die „Haidegräber“ u. s. w. gesteigert, daß diese erste Gesamtausgabe von Rant's Bildern und Erzählungen aus dem Volksleben, die übrigens nicht bloß die frühern Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde“ enthält, gewiß allseitig mit Freuden begrüßt werden wird.

Leipzig, im Mai 1851.

J. A. Brockhaus.

der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig ist
sobden erschienen:

Cornelius Tacitus.

Erklärt

von

Dr. Karl Nipperdey.

Erster Band.

Ab excessu divi Augusti I—VI.

mit den Varianten der Storratiner Handschrift.

Geh. Preis 20 Ngr.

Diese Ausgabe gehört zu der Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, herausgegeben von Moritz Haupt und Hermann Sauppe. Dem Plane der Sammlung gemäß hat Hr. Dr. Nipperdey ganz besonders das Bedürfnis der Prima, in welcher Tacitus gelesen zu werden pflegt, berücksichtigt; doch werden seine eigenthümlichen Leistungen für Sach- und Sprachklärung und für Kritik des Textes nicht den Primanern allein von Werth sein.

Verzeichnisse der in stetem Wachsen begriffenen Sammlung sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Sobden erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Führer

durch

London und Umgegend.

Von Dr. Woldemar Senffarth.

Mit einem Plane von London.

Gr. 12. Gebunden. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Plan besonders in Cassi 10 Ngr.

Es wird dieser Schrift zur besondern Empfehlung dienen, daß der Verfasser in Anerkennung seiner durch mehrjährigen Aufenthalt in London sich erworbenen Vertrautheit mit dem Verhältnisse der Stadt und ihren eigenthümlichen Verhältnissen von der Königl. sächs. Regierung zum Commissar für die Welt-Industrie-Ausstellung ernannt worden ist.

Leipzig, im Mai 1851.

J. A. Brockhaus.

Soeben erschienen und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Fünfundsechzigstes Heft.

Inhalt: Ludwig Philipp, König der Franzosen. (Schluß.) — Die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode.

„Die Gegenwart“ trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet gebestet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Mai 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe**.

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Insertionsgebühren für die Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Laufend berechnet.

April. Nr. 14—17.

Inhalt: Einige Andeutungen über Raibbau. — Einige Nachrichten über den Anbau des Raib zu Grünfutter. (Schluß.) — Abfertigung. — Eine Ernte von chinesischem Sommerroggen mit tauben Lehren. — Die wilde Kastanie und ihr Nutzen. — Mittel gegen das Verderben eingemachter Früchte. — Die Verhältnisse der Körpertheile bei einem wohlgebildeten Pferde. — Der Flachsbau als Mittel gegen den Pauperismus. — Die Jauche oder Gülle als Düngemittel. — Ernährung der Fohlen bei fehlender Milch der Mutterstuten. — Kartoffelwein. — Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w. Hierzu: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land Nr. 14—17, und Artistische Beilage Nr. 4.

Soeben erschienen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Trank der Vergessenheit.

Volksdrama in fünf Aufzügen

von

J. N. Bachmayr.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein junger österreichischer Dichter tritt hier zum ersten male vor das größere Publicum. Die Frische, Gesundheit und Bahreheit seiner Schöpfungen wird ihm schnell Bahn brechen und sichert ihm zugleich eine dauerndere Beachtung als sie viele der jüngst ebenso plötzlich wieder verschwundenen als aufgetauchten Meteore der dramatischen Poesie zu erlangen vermocht.

Leipzig, im Mai 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Russlands Novellendichter.

Uebersetzt und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **Wilhelm Wolfsohn**.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Selena Sabu: Dschaleddin; Urbalka. — Alexander Puschkin: Die Capitainstöchter. — II. Nikolai Pawlow: Der Rasteball; Der Namenstag; Eine Million; Der Satagan. — III. Alexander Herzen: Wer ist Schuld?

Inhalt.

Politische Flugschriften. — Blondel. Ein Lied vom Kreuze von J. von Bequignolles. — Halliburton, ein anglo-amerikanischer Humorist. — Neue Romane. — Zur Geschichte der Waldenser. — System der Wissenschaft. Ein philosophisches Encheiridion. Von R. Rosenkranz. — Launen und Spiele des Schicksals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. Von E. Scharffenberg. Von Max Waldan. — Ehrenrettung der Juden gegen angebliche Verbrechen im Mittelalter und in unserer Zeit. — Notizen; Bibliographie.

Politische Flugschriften. *)

Es ist oft bemerkt worden daß man aus der Geschichte und aus der Statistik Alles, das Entgegengesetzte, beweisen könne, daß sich für die widersprechendsten Behauptungen Belege in ihnen fänden. Es wird Dies in der Regel allerdings nur unter der Voraussetzung begründet sein daß Geschichte und Statistik nicht richtig gebraucht, sondern gemisbraucht werden, daß man ihre Thatfachen von den sie erklärenden Bedingungen losreißt, oder in falsches Licht stellt, oder einseitig auswählt und das Entgegenstehende verschweigt oder gänzlich entstellt und verfälscht. Es kommen aber in der That auch Verhältnisse vor, wo ein Kampf entgegenstehender Principe, welche nicht bloß willkürlich von den Menschen erfast, sondern tief in den Zuständen begründet sind, dazu führt daß sich in Geschichte und Wirklichkeit ganze Reihen von Thatfachen aus entgegengesetzten Gesichtspunkten anschauen lassen, und daß man recht wohl entgegengesetzte Resultate gewinnen kann, jenachdem man die Aufgabe der Entwicklung durch das eine oder das andere Princip bestimmen läßt. Doch wird man falsch schließen, wenn eben nicht der unbedingte Sieg des einen oder des andern Principe, sondern die Versöhnung beider in einem Mittlern die Aufgabe ist.

Die deutsche Geschichte zeigt uns einen solchen Gegensatz der Principe. Sie hat von Anfang an einen Zug der Vereinigung und einen Zug der Zertheilung. Im Anfange ist die letztere unbedingt vorherrschend, wiewol ihre Grenze in den natürlichen Verhältnissen des Landes findend: bei größern Volksgruppen stehen bleibend, wo das Land solche fordert, und nur da sich ins Kleinste versplitternd, wo auch das Kleinste für sich bestehen kann. Das Band der Einheit bilden lebiglich Sprache und Volksthum. Ein anderes, ein wahrer Mittelpunkt der Staatsmacht wird durch das Kaiserthum geboten, welches aber den Deutschen von außen gewaltsam durch Siegerhand aufgelegt wird. Von ihm aus ist alle höhere Staatsbildung in Deutschland ausgegangen und hat sich anj dasselbe angeschlossen. Es hat seine Zeiten entschiedener Macht, es hat auch seine Zeiten tiefen Verfalls gehabt, es hat den verschiedensten Tendenzen dienen müssen, aber immer war es doch der Grundstein aller Ordnung des Reichs, der Talisman, mit dessen Beseitigung der letzte Zauber von den Instituten wich, in denen das deutsche Volk sich ein Jahrtausend hindurch bewegt hatte. Ebenso alt aber wie das Kaiserthum selbst ist auch der Gegensatz, die Opposition im Reiche, begründet auf die Eifersucht der Stämme und auf die Geschiedenheit der Landesart. Namentlich tritt der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland durch alle Jahrhunderte hervor. Ist der Sitz der Kaisermacht im Norden, was in einiger Dauer nur unter den sächsischen Kaisern stattfand, später nur sporadisch und seit Otto IV. nicht wieder vorkam, so ist der Süden unruhig und rebellisch. (Auch dürften sich die sächsischen Kaiser schwerlich gehalten haben, wenn nicht in ihrer ersten und größten Zeit die Ungarnoth dem Süden ihren Schutz nöthig gemacht hätte. Später warfen sie selbst sich ganz in die Interessen des Südens und zogen Italien ihrer sächsischen Heimath vor.) Wollte die Kaisermacht vom Süden aus ihre Gewalt über den Norden stärken, so trat ein auf

1. Deutschland, Oestreich und Preußen. Von E. Grafen Ficquelmont. Wien, Braumüller. 1851. Gr. 8. 18 Rgr.
2. Geschichte der preussisch-deutschen Unionbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhang dargestellt. Von W. Koblisch Schmidt. Erste Abtheilung: Der Fürstenthum. 1786. Berlin, Zeit und Comp. 1851. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Oestreich, Preußen und die Einheit Deutschlands. Von Gustav Evers. Lübeck, von Rodden. 1850. Gr. 8. 15 Rgr.
4. Neue Grundzüge. Von Fürst Baldburg-Szell. Schaffhausen, Gurrer. 1850. 8. 7 1/2 Rgr.
5. Deutschlands Untergang und Aufgang durch Amerika. Von Beta. Kaffet, Raab und Comp. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

die Länge erfolgreicher Widerstand des Nordens ein, bis denn allmählig die Kaisermacht auch rechtlich immer mehr beschränkt ward, beschränkt zu Gunsten des Particularismus, in welchen man immer offener den Begriff der deutschen Freiheit setzte. Der alte Gegensatz zwischen Schwaben und Sachsen trat von der Reformation an bis zum Westfälischen Frieden als Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten, von den Zeiten Friedrich's II. an als Gegensatz zwischen Oestreich und Preußen auf, und erst deren Verständigung und Verbindung von 1813 an er bis 1840 schuf einen Zustand deutscher Einigung wie er bis dahin noch niemals in deutschen Ländern bestand.

Bis auf die neueste Zeit pflegten Diejenigen welche eine centralisirte deutsche Einheit für ein zu erstrebendes Glück hielten die Schuld der Vereitelung desselben der Opposition zur Last zu legen. Sie klagten die Protestanten an daß sie durch Kurfürst Moriz und mit französischer Hülfe die Pläne Karl's V., durch Gustav Adolf von Schweden und abermals mit französischer Hülfe die Pläne Ferdinand's II. vereitelt und obendrein noch beide male den fremden Bestand mit schönen Reichsländern bezahlt hätten. Sie erkannten in der preussischen Monarchie das Hinderniß jeder Neubelebung der Reichskraft, und erklärten den Verfall des Reichs wesentlich daraus daß dieser Unterthan zu mächtig geworden. Sie würden sich in einen Sieg des Absolutismus und Katholicismus unter Karl V. und Ferdinand II., eine Alleinherrschaft Oestreichs unter Joseph II. gefügt haben, wenn damit die Kaiserwürde zur Wahrheit erhoben und das Deutsche Reich zu einem deutschen Staate umgeschaffen worden wäre, und würden sich mit der Hoffnung getröstet haben daß unter dem Schutze der Einheit auch die Freiheit, wie in England, Frankreich, Spanien, sich leichter entwickeln werde als in der Zersplitterung. Ganz entgegenge setzt wurde von andern und ungleich zahlreichern Seiten eben diese Zersplitterung als der wahre Herd der Freiheit, die Selbständigkeit der deutschen Territorien als das rechte Wesen der deutschen Freiheit, Preußen aber als der kräftigste Hort dieser Selbständigkeit und des protestantischen Lebens betrachtet, und in den Plänen Oestreichs nicht das Moment der einigenden Reichsbildung, sondern lediglich das des Absolutismus und des Katholicismus ins Auge gefaßt. Die Einheit fand man in jener Zeit und auf jenen Seiten durch die noch bestehenden Formen des Reichs genugsam gewahrt. Auch ist es richtig daß in manchen Beziehungen die neuere Zeit, welche durch die ungemainen Erleichterungen des Verkehrs und der Verbindungsmittel so Wesentliches für die Einigung gewirkt hat, doch in andern Punkten trennender war als ehemals. Der ungeheure Gesetzgebungsseifer, den schon das preussische Verwaltungssystem, dann das constitutionnelle Leben in seinem Gefolge hatte, hat das gemeine Recht, welches ehemals ein so allseitig verknüpfendes Band war, in den meisten Ländern aus seiner alten Herrschaft verdrängt, oder doch wesentlich in derselben erschüttert. Preußen hatte sich durch sein Land-

recht, Oestreich durch sein Gesetzbuch abgeschlossen. Auch in allen andern Zweigen der Gesetzgebung ging man unendlich mehr auseinander als früherhin, seit man sich in das Organisiren eingelassen, und es ist in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts viel mehr Uebereinstimmendes in Deutschland gewesen als im 19. Jahrhundert. Eine ganz neue Wendung trat aber in der neuesten Zeit ein. Man hatte Preußen als den Hort des Particularismus und in ihm der specifischen deutschen Freiheit und des Protestantismus gepriesen. Jetzt kam man darin in Conflict mit den Einheitsideen der neuesten Zeit. Da ersahe man den Gedanken: Preußen von der Linie der Rechtheidigung auf die des Angriffes zu versetzen, die Kaisermacht, die man in den Händen Oestreichs beargwöhnte, auf die für liberal erklärte und protestantische Regierung überzutragen, Oestreich aber von Deutschland auszuschließen. Freilich trennte man sich damit von den alten Hauptstücken des Reichslebens, von den mächtigsten Zukunftsbahnen, kam in seltsamen Widerspruch mit den hohen Ideen der Größe und Einheit des ganzen Deutschlands, schob der Idee des geeinigten Deutschlands die des vergrößerten Preußen unter, und gerieth in große Gefahr nicht bloß Oestreich, sondern das ganze Süd-Deutschland zu verlieren.

Die im Obigen berührte Mannichfaltigkeit möglicher Standpunkte spricht sich auch in den vorliegenden Schriften aus. Aber ganz von dem Standpunkte derselben abgesehen, ist die unter 1 genannte jedenfalls die ausgezeichnetste, die einzige wahrhaft geistvolle und staatsmännische unter ihnen. Dies ungeachtet sie, im Vergleich zu frühern Schriften desselben Verfassers, mehr literarisch-polemisch gehalten ist. Aber obwohl sie Manches enthält was der völlig Unparteiische, Vieles was von dem andern Standpunkte Ausgehende nicht anerkannt wird, so enthält sie doch keine Spur von Praefation, ferner auch nicht einen derartigen oberflächlichen oder sophistischen Scheingrund, auch nicht eine derartige Unwahrheit wie sie nur die stärkste Besangenheit für Gründe und Wahrheiten nehmen kann, auch nicht einen Zug von Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung des Ausdrucks. Das aber rechtfertigt eben unser Urtheil, Das unterscheidet die Schrift eines Staatsmanns von der eines parteimännischen Artikel-machers, welchem Alles Recht ist was nur wie ein Grund für seine Sache aussieht, und welcher nicht einsieht daß die Wahrheit durch Uebertreibung zur Lüge wird, und daß ein falscher Grund, wenn er erkannt wird, mehr schadet als zehn gut nützen.

Der Graf Ficquelmont polemisiert zunächst und hauptsächlich gegen v. Radowiz und seine, auch zu spät gekommene Flugchrift: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.“ Wir wollen dieser feinen und oft sehr treffenden Polemik nicht in allem Einzelnen nachgehen, sondern zunächst hervorheben was sie Neues bietet. Der Radowiz'schen Behauptung: daß die österreichische Regierung, welche auch Radowiz ausdrücklich für eine „wesentlich deutsche“ erklärt, welche nicht „in eine der an-

den Nationalitäten hindübereiten dürfe", doch mit den „magyarischen, czechischen, slowenischen, wendischen, illyrischen, walachischen, polnischen und italienischen Bestandtheilen des alten Kaiserstaats andere und bedächtiger Erwägungen anzustellen hatte als die kleineren deutschen Bundesstaaten oder das junge lebenskräftige Preußen mit seiner so überwiegend deutschen Bevölkerung", und daß es deshalb nicht mehr für die Einigung gewickt habe, stellt er zunächst nur die Thatsache entgegen: daß Oesterreich in dem Plane einer höhern Wehrkraft des Deutschen Bundes weitergegangen sei als Preußen, worüber er dann Näheres anführt. Hier sagt er, allerdings etwas verb:

Preußen macht Oesterreich in der Schrift seines ersten Staatsmanns den Vorwurf: überall allen Bundesstärkungsmitteln hinderlich in den Weg getreten zu sein — und der österreichische Entwurf des Bundesinspectorats, welches nichts Geringeres war als ein deutsches Kriegsministerium, beweist eben nicht daß Oesterreich sich allen Einigungsgeboten widersetzt habe, wenn sie wirklich den Interessen und der Wesenheit des Bundes entsprechend waren. Sol aber beweist die starrsinnige Haltung preussischer Staatsmänner, welche so wichtige, ja wichtigste Maßregeln und Entwürfe fallen ließen, bloß weil sie nicht von ihnen herrührten, daß es Preußen, damals wie heute, weit weniger um den Bund als um sich selbst zu thun war. Es wollte immer das große Wort führen, und vielleicht hat es dadurch mehr als durch alles Andere eine Einigung und Kräftigung des Bundes verhindert.

Zu weit geht er unserm Dafürhaltens wenn er aus dem Sage seines Gegners:

Daß man im Geiste der Nation selbst den wichtigsten Verbündeten aufzusuchen habe, Dieses wurde im Schlosse von Berlin immer deutlicher erkannt. Zwei große Mittel boten sich hierzu dar: die Entfesselung der Presse, wozu der König am 13. Januar 1843 den Entwurf seinem Ministerrathe selbst vorlegte, und die Veröffentlichung der Verhandlungen des Bundes. den Schluß zieht:

Die Absicht Preußens war also offenbar: die öffentliche Meinung als eine Waffe gegen die Ungelehrigkeit der Bundesglieder zu gebrauchen, um mit ihrem moralischen Zwange Das durchzusetzen was man bei dem herrschenden Misstrauen in die preussische Politik auf anderm Wege zu erreichen nicht hoffen durfte. Es ist die Absicht Deutschland mit Hülfe der in Bewegung zu setzenden Nationalleidenschaften zu revolutionniren so deutlich ausgesprochen daß der ganze spätere Gang der preussischen Politik hierdurch genügend erklärt wird.

Der erste Satz mag richtig sein; der zweite ist es gewiß nicht. Es ist der preussischen Regierung gewiß nicht beigefallen daß diejenige Pressfreiheit zu deren Gewährung man 1843 geneigt war, und daß die Veröffentlichung der nur zu unschuldigen damaligen Bundesverhandlungen die Nationalleidenschaften in Bewegung setzen und Deutschland revolutionniren könne.

Dagegen liegt wol Wahrheit in den Sätzen:

Deutschland wollte hauptsächlich eine bessere Stellung — Preußen wollte sie auf dem Wege organischer Reformen im Innern herbeiführen. Es erwog nicht daß politische Stellungen ganz einfach auf dem Wege der Politik zu gewinnen sind. Die Politik aber gibt nicht gegebene Stellungen auf, ehe sie neue hat begründen können. Preußen gab seine historische Grundlage, den Bund mit Oesterreich und Rußland, auf; es war aber in dieser Beziehung politisch zaghaft, unentschieden.

Wollte Preußen in der italienisch-belgischen Sache die Initiative der Einmischung ergreifen, wozu Verträge, Interessen und die Grenzverhältnisse ihm das Recht gaben, wie Oesterreich bei jedem neuen Anlaß diese Initiative in Italien ergreifen hatte, so war da ein unmittelbarer Anlaß die Macht Deutschlands zur Geltung zu bringen. Preußen konnte die Mitwirkung Oesterreichs und die Zustimmung Rußlands nicht bezweifeln. Die wichtigsten Interessen aller Deutschen waren dabei betheiligigt, es hätte sich da viel eher jene Einheit des Willens der Völker und Regierungen herstellen lassen als auf einem Felde wo der Streit über Souveränitätsrechte sich in den Vordergrund stellte.

Der Verfasser verbreitet sich weiter darüber daß die Politik des Herrn von Radowitz nach jedem Begriffe den man überhaupt von Politik haben könne falsch gewesen sei. Dann über sein Lieblingsthema der Nationalitäten, was ihm in seiner unbedingten Ausführung zu den revolutionnären gehört. Dann über die Natur einer Conföderation und über den Widerspruch die Revolution zu wollen ohne selbst revolutionnär zu sein. Die Schrift ist keines Auszugs fähig, weil sie eben kein Litteraturnachwerk ist, sondern jeder Satz seine Bedeutung hat. Eine Stelle können wir uns nicht enthalten noch mitzutheilen:

Ran glaubte an eine fabelhafte Gewalt der deutschen Einheitsidee, weil alle Zeitungen und Bücher ihrer voll waren und die deutsche Tricolore von Danzig bis Triest überall lustig emporflatterte. Ran vergaß daß diese Bücher nur von einigen politischen Dozenten herrührten, daß diese Zeitungen nur von einigen andern edit wurden, und daß diese Tricolore überall nur als ein Symbol der Freiheit, aber nicht der Einheit jubelnd begrüßt wurde. Das deutsche Volk war zerrissener als je. Es stimmte wol mit ein als man von der deutschen Einheit sprach, aber wer je die Proletarier von Berlin, Hamburg, München, Wien, Dresden in jenen Zeiten gesehen und ihre Wünsche vernommen oder ihre Hoffnungen belauscht hat, würde wol zu behaupten wagen daß dieses freiheitsdürstige Volk die Freiheit anders verstand denn als Befreiung von Lebensdruck, und die deutsche Einheit anders denn als ein buntes Kleid oder eine gleißende Fahne, die man wol, geschenkt, in den Kauf nehmen könne? Und vor dieses Volk, in dessen Mehrzahl der Nationalgeist tief gesunken war, das Frankreich entgegenjuelte und eine polnische Cocarde größtentheils höher schätzte als alle Kleinodien des Heiligen römischen Reichs, das sich meist bloß wild jakobinisch und communistsch geberdete, trat Preußen mit der Versicherung hin: es werde sich an die Spitze der Bewegung stellen! Eine Flut von Verhöhnungen, von Caricaturen und grobkörnigen Wigen war Deutschlands Antwort darauf — Preußen aber blieb auf seinem Wege! Anstatt sich eines Andern belehren zu lassen, verwunderten sich preussische Staatsmänner darüber daß man kein Vertrauen in die Versicherungen des Königs setzte. Anstatt zu begreifen daß man es mit Parteien zu thun hatte welche weder von einem König noch von einem Kaiser, ja kaum mehr von einem Staate etwas wissen wollten, glaubten diese Herren das Volk brenne nur vor Verlangen die deutsche Einheit zu erleben, und werde über alles Andere leicht mit sich unterhandeln lassen, wenn man nur hierin Genüge leiste! Man kann nicht Dasselbe wollen und nicht wollen. Wollte Preußen wirklich die Einheit der deutschen Stämme realisiren, wie konnte es die Oesterreicher ausschließen, um nicht von den Kurländern, Liefländern und Estländern zu sprechen? Wollte es diese Einheit nicht, wie konnte es berechtigt sein im Namen derselben den Messias von Deutschland zu spielen? Wollte es die deutsche Einheit mit Gewalt durchführen, warum hat es immer von freier Vereinbarung gesprochen? Wollte es die freie Vereinbarung, warum

drohte es denen mit Gewalt die Nichts davon wissen wollten sich mit Preußen zu vereinbaren? Alles was man in Preußen wollte war voll Widerspruch. Man wollte die Vergrößerung Preußens ohne Usurpation, man wollte die Einheit des Reichs ohne die Fürsten von ihren Thronen zu stürzen, mit Einem Worte, man wollte das Unmögliche. Ohne Zweifel war es längst an der Zeit dem Deutschen Bunde eine angemessenere und ehrenvollere Stellung in Europa zu verschaffen. Allein Preußen hat die schicksalichsten Gelegenheiten dazu, z. B. den frevelhaften Witz der Holländer mit dem *jaqu' à la mer*, vorbeigehen lassen. Nicht der Bund war es der Deutschland so verhaßt war, sondern der Umstand daß dieser Bund in den heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes kein Lebenszeichen von sich gab.

Dann kommt er auf Schleswig-Holstein, das ihm natürlich einen reichen Stoff bietet, wobei er aber von neuem hervorhebt, wie gewiß es im Sinne einer großen deutschen Politik liegt Dänemark nicht abzustößen, sondern anzuziehen. Schließlich verbreitet er sich rühmend über die Politik Friedrich Wilhelm's III. und — Friedrich's II.

Der Geist Friedrich's des Großen sah gewiß nicht billigend herab auf das unpraktische Beginnen des Hrn. v. Radowiz, denn Friedrich der Große gehörte sicher nicht zu jenen Felden der Geschichte welche, sich selbst überschätzend, dem Glauben an ihre persönliche Allmacht huldigen; er suchte immer Bündnisse und handelte immer erst wenn sie geschlossen waren. Seine ganze Regierung war eine ununterbrochene Reihe von diplomatischen Unterhandlungen, welche den Zweck hatten Freunde zu suchen und Feinde zu entzweien. Herr v. Radowiz that das Gegentheil: er stieß die Freunde von sich und gab den Feinden Vereinigungsmittel an die Hand.

Noch handelt der Verfasser von Rußlands Interesse, von Deutschlands Kraft, von dem Deutschen Bunde, von Deutschlands Bestimmung, welche nur in der Form einer von Preußen und Oesterreich aufrechterhaltenen Föderation zu erstreben sei; von Italien, das sich, trotz seines tiefen Nationalgefühls, niemals zu einem einheitlichen Staate habe bilden können, das selbst dazu sich als Staatenbund zu constituiren geographisch zu schwach gebaut sei. Ein paar als Beilagen beigegebene Schreiben des Hrn. v. Radowiz vom October 1850 enthalten ausdrückliche Anerkennungen des Fortbestehens des Deutschen Bundes.

Was der Graf über Friedrich II. und dessen Politik sagt, ist zugleich eine Kritik der Schrift Nr. 2, einer weitläufigern Ausführung einer Entdeckung die der Verfasser in einer früher in diesen Blättern besprochenen Schrift bereits ausgebeutet hat. Indes ist die neuere Schrift dankenswerther als die frühere. Diese bewegte sich lediglich in falschen Schlüssen, die aus gewissen Thatfachen gezogen waren, und deren Benutzung für politische Tendenzen. Hr. Dr. Schmidt war auf den Gedanken gekommen den Deutschen Fürstenbund des vorigen Jahrhunderts und dann wieder das Project eines norddeutschen Kaiserthums aus dem Jahre 1806, wovon er zufällig aus Pölig's „Geschichte Friedrich August's“ Kenntniß erlangt und sich eingebildet hatte daran eine große Entdeckung gemacht zu haben, für Vorläufer der neuesten preussischen Union auszugeben und suchte nun in jener Schrift Das zu beweisen. Dieser Beweis konnte nur gelingen wenn man jene Vorgänge von allen ihren

Bedingungen losreißt, sie in ein völlig falsches Licht stellt und Ansichten des heutigen Tages in sie hineinbringt. Der Fürstenbund Friedrich's II. war zum Schutze des Particularismus, nicht zur Herstellung einer deutschen Einheit unter preussischem Vortritt errichtet. Zunächst und direct sollte er reinen Territorialplänen Kaiser Joseph's II. entgegenstehen. Friedrich II. rechnete vielleicht auch darauf Etwas daß er zur Hebung des preussischen Ansehens und Einflusses beitragen sollte; aber er wollte Das lediglich auf die natürliche Kraft der Thatfachen, der Verhältnisse, des Schutzbedürfnisses und Vertrauens begründen, schloß mit seinen Verbündeten völlig auf dem Fuße völkerrechtlicher Gleichheit, stipulirte sich nicht das mindeste Vorrecht und vermittelte mit der äußersten Vorsicht Alles was auch nur das leiseste Mißtrauen, die geringste Eifersucht hätte aufregen können. Mit seinem Tode verslog das ganze Werk spurlos, weil sein Nachfolger nicht dasselbe Vertrauen genoß, welches Friedrich II. durch seine seit 1756 befolgte Friedenspolitik gewonnen hatte. Das norddeutsche Kaiserthum war eine Falle, welche Napoleon der preussischen Regierung in sehr plumper Weise gelegt hatte und in welche diese sehr blind und unbedacht hineintappte. Mit der Einheit Deutschlands hatte ein Project welches nur die Reste von Deutschland nach Abzug Oesterreichs und des ganzen Rheinbunds umfasste natürlich gar Nichts zu thun. Aber auch Das was sich allensfalls hoffen ließ daß es werden konnte, ward es nicht, weil man eben nicht mit Vorsicht und Klugheit verfuhr, welchen Friedrich II. seine Erfolge verdankte, sondern die Regierungen die man zu gewinnen wünschte von vornherein durch hochfahrendes Wesen und anmaßende Präntensionen, über deren Begründung sehr bald der Tag von Jena und Auerstädt den richtigen Ausschluß gab, abließ. Immer aber blieb auch damals das Verhältniß, selbst in dem preussischen Entwurfe, ein reinvölkerrechtliches, und es war durchaus nicht in Absicht daß Preußen wahre Regierungsrechte über das unter seinem Schutze zu verbündende Gebiet hätte erlangen sollen. Beide Verbündungen waren nicht Vorläufer einer solchen Union wie man sie jetzt Bundesstaat zu nennen liebt, sondern eines lockern Staatenbundes mit souverainen Gliedern. Die gegenwärtige Schrift bietet mehr Meelles, sofern sie eine sehr sorgfältige Zusammenstellung zunächst der auf den Fürstenbund bezüglichen Actenstücke bringt, was denn ein in geschichtswissenschaftlicher Beziehung recht dankenswerthes Unternehmen ist.

Von dem Verfasser der Broschüre unter 3 erinnern wir uns mitten in den heftigsten Stürmen der Bewegung eine Schrift gelesen zu haben, welche uns mit einer gewissen Achtung für ihn erfüllte, weil sie mit männlichem Freimuth der sittlichen Entrüstung eines wohl denkenden Mannes über das damalige Schwindelreiben Worte lieh. War sie auch in geistiger Beziehung nicht bedeutend, und erkannten wir auch wol daß der Verfasser sich nur als Naturalist auf diesem Gebiete bewege, so war doch der Wille, der Charakter zu achten, und manchem phrasenreichen Unsinn ward recht schlagend mit

der Waffe des gefunden Verstandes und der praktischen Lebenskenntnis entgegengetreten. Es handelte sich auch damals vielfach um Fragen welche in das Thun und Treiben jedes Einzelnen eingriffen, und bei welchem eine Kenntniß der wahren Wirklichkeit der Zustände, des wahren Wesens und Strebens der einzelnen Classen und Menschen sehr wesentlich zur Würdigung abstracter Theorien und allgemeiner Phrasen beiträgt, und viel wichtiger ist als jede noch so subtile Speculation. In der gegenwärtigen Schrift hat er sich auf ein Gebiet begeben wo die Einsicht in die Beziehungen des Privatlebens keineswegs ausreicht, und beweist zugleich durch die Einseitigkeit und Leidenschaftlichkeit seiner Urtheile, durch die Uebertreibung und Rasiosigkeit seiner Ausdrücke, durch das unbedingte Parteinehmen, mit dem er nur auf der einen Seite alles Licht und Recht, auf der andern nur Rebel und Unrecht sieht, daß er nicht mit wahren Beruf zu der gemäßigten und conservativen Seite gehört, zu der man ihn nach seiner frühern Schrift rechnen mochte, daß auch er wol die Fehler Anderer erkannte, aber in eigener Sache in dieselben Fehler verfiel. Im Uebrigen mag diese Schrift ihre Freunde finden, nur dürften es zum Theil Andere sein als die sich an seiner ersten Schrift erfreuten. Er ist ein recht eifriges Organ für die oben von uns berührte Anschauung, welche die Schwäche der deutschen Centralgewalt daraus ableitet daß sie solange in den Händen Oesterreichs gewesen und sie durch eine Uebertragung auf Preußen zu kräftigen glaubt. Wir theilen nun zwar diese Meinung auch in ihrem letztern Theile nicht, theils weil wir weder zu der deutschen Gesinnung Preußens sonderliches Zutrauen, noch an dem Charakter seines innern Staatslebens sonderliche Freude haben, theils und hauptsächlich weil wir in einem solchen Arrangement nur eine Zerreißung Deutschlands und eine Lostrennung desselben von seinen aussichtsreichsten Beziehungen erblicken können, theils endlich, weil wir die Ausführung des Projectes von soviel innern und äußern Schwierigkeiten umringt sehen daß wir ihre Erstredung und besonders ihre dauernde Behauptung für unmöglich, oder doch nur für um einen Preis möglich halten der uns viel zu hoch scheint. Aber wir geben zu daß man über das Alles anderer Ansicht sein kann. Es ist gewiß daß in Preußen mehr Menschen die deutsche Sprache als Muttersprache reden als in Oesterreich. Die preussischen Einrichtungen entsprechen dem modernen Fortschrittsystem besser als die zeitlichen östreichischen. Man kann der Meinung sein ein kleines geeinigtes Deutschland sei einem größern locker verbundenen vorzuziehen. Man kann über die Ausführbarkeit dieses und jenes Plans sanguinischer denken als wir und auf allerhand untoward events rechnen. Also die Ansicht an sich finden wir erklärlich und tadeln sie nicht, auch wenn wir sie nicht theilen. Aber man soll gegen abweichende Ansichten dieselbe Billigkeit beobachten die wir gegen diese zeigen, und man soll nicht zu Gunsten jener alle Geschichte verdrehen. Der Verfasser legt sich die deutsche

Geschichte in einer Weise zurecht in der alle Schmach und alles Elend derselben auf Oesterreich fällt, und kann Das nur, indem er Alles was Oesterreich zu Deutschlands Besten gewollt, gethan und gelitten hat, Alles ferner was andere Staaten zu Deutschlands Schaden gethan und unterlassen haben verschweigt, oder, wie wir bei dem ehrlichen Manne lieber annehmen wollen, nicht sieht, und alle die Ereignisse die er bespricht in dem einseitigsten Lichte und unter Annahme der allerperfidesten Beweggründe anschaut. In gleicher Weise verfährt er bei der Betrachtung der neuesten Vorgänge, zum Nachtheil Oesterreichs und seiner Verbündeten. Er stellt sie in einer Weise dar, wobei Preußen ganz und gar die Rolle eines gutmüthigen, treuherrigen, arglosen Wiedermanns zugetheilt wird, der sich bei den edelsten und auf dem offensten und geradesten Wege betriebenen Zwecken auf allen Seiten hinter's Licht geführt und betrogen sieht. Es würde uns gar nicht schwer fallen, wie die ganze ältere Geschichte, so auch die neuesten Vorgänge in dem directest entgegengesetzten Lichte von dem des Verfassers darzustellen, und die Darstellung sollte mindestens ebenso plausibel ausfallen. Wahrscheinlich würde sie aber auch nicht viel wahrhafter sein und das Wahre mag wol in der Mitte liegen, wo die Gesichtspunkte aus denen auf den verschiedenen Seiten gehandelt wird gehörig gewürdigt und damit billigere Urtheile über Beweggründe und Absichten begründet werden. Uebrigens wo die Träger entgegengesetzter und jedes an seinem Theile wohlberechtigter Interessen in ein unlösbares Verhältniß verflochten sind, da wird nicht ein Kampf der dem einen oder dem andern zum unbedingten Siege verhelfen soll, sondern eine unter beiderseitigem Nachgeben erzielte Verständigung über eine Ausgleichung und Versöhnung der Interessen zum Ziele führen, wie Das denn der englische Weg ist. Uebrigens kommt das Meiste auf den guten Willen an, und ist es schon ein Uebel und böses Zeichen daß man jetzt um Formen und Rechte hadert, deren subtilste Austheilung doch Nichts fruchten wird, wenn der gute Wille, wenn die entente cordiale fehlt, bei deren Vorhandensein Niemand nach jenen Formen und Rechten fragt, und auf welcher die wahre Einigkeit, Sicherheit und Macht Deutschlands zuletzt doch allein beruhen dürfte.

Die Schrift Nr. 4, deren Hauptbedeutung in der Persönlichkeit ihres Verfassers liegt, ist die vollständige Ausgabe einer Vertheidigungsrede, welche der fürstliche Verfasser entwarf um sie vor dem Schwurgerichte zu halten, aus welcher er aber bei dem wirklichen Vortrag die verlegendsten Stellen wegließ, um sie nun hier gedruckt einer weitern Verbreitung und längern Dauer zu übergeben. Der Fürst Baldburg-Zeil hat sich bekanntlich durch Hinneigung ebenso wol zu ultramontanen als zu demokratischen Tendenzen bekanntgemacht. Aus der vorliegenden Rede, welche übrigens auf die specielle Anklage, wegen deren er vor Gericht gestellt worden, wenig eingeht, sondern sich in der Hauptsache über die Tendenzen des Redners verbreitet und auf einen Selbstpane-

gyrius desselben hinausläuft, ergibt sich ziemlich deutlich daß seine wahre Tendenz die eines Aristokraten ist. Er hebt mit dem Vertrage zwischen dem König von Württemberg und dem Fürsten von Waldburg-Zeil an; wodurch dem „Unrecht des Jahres 1806 eine rechtliche Form“ habe gegeben werden sollen. Er bezeichnet „Diejenigen als Revolutionnaire die durch Hochverrath an Kaiser und Reich und durch Raub an Kirche und Mithänden von fremder Gewalt octroyirte Kronen usurpirten“. Er würde die Bewegung von 1848 für eine rechtlich begründete halten, wenn sie „eine Rückkehr zu den deutschen Zuständen von 1802 bezweckte“. Er würde sich der Regierung angeschlossen haben, wenn sie mit Entschiedenheit gegen die demokratische Bewegung Fronte gemacht hätte. Er hat schon 18 Jahre früher in einer standesherrlichen Conferenz die Ueberzeugung ausgesprochen:

daß das Spielen der Krone mit dem Liberalismus über kurz oder lang die Folge haben werde daß der Liberalismus erstarrt seine Rechte fordern, die Regierung nachgeben und dann die Aristokratie allein als dem Volke feindlich gegenüberstehend den ganzen Stoß des Volkzornes werde auszuhalten haben. Ich verlangte daß entweder das System der Regierung geändert, ein offenes, entschiedenes werden müsse, oder, wenn die Krone darauf nicht eingehe, die Aristokratie entschieden die Partei des Volks ergreife, und selbst unter Hingabe von Privilegien und Gefällen sich eine solche Stellung verschaffe daß in den Stunden des unausbleiblichen Sturmes sie es sei die das Schicksal Deutschlands zu entscheiden vermöge — damit sie das monarchische Princip retten könne, wenn auch die Personen fallen würden (!), damit nicht mit der Aristokratie auch das monarchische Princip falle, damit sie der Anarchie von unten und von oben einen Damm entgegenzusetzen im Stande sei.

Noch 1848 stimmte er, da er „noch nicht die Ueberzeugung erlangt daß die Bewegung eine allgemeine, eine deutsche Bewegung sei“, und er „nicht der Ansicht war daß man jedem beliebigen, vielleicht nur communistischen Krawalle das Bestehende zum Opfer bringen müsse“, für energischen Widerstand. Der König habe ihm damals gedankt und entschlossenes Festhalten gewünscht. (Ob die Ausdrücke die der Fürst den König gebrauchen läßt: „er werde dem Ausdrucke des Volkswillens mit Bayonneten zu begegnen wissen“, authentische sind lassen wir dahingestellt sein. Wir sollten denken der König werde Das dem er mit Bayonneten begegnen wollte nicht als den Ausdruck des Volkswillens anerkannt haben.) Wenige Stunden später erfuhr er: Se. Majestät hätten sich anders resolvirt und würden Concessionen machen. Das Ueberstürzen dieser Concessionen schildert er ganz ergötzlich. Nun schloß auch der Fürst sich der Bewegung an und zwar ernstlich. Letzteres ist anzuerkennen. Sonst aber können wir seinen Standpunkt nicht sonderlich preisenswerth finden. Wenn ein Aristokrat gar nicht anerkennt daß das Volk aus den nichtaristokratischen Classen bestehe, daß die Interessen der Aristokratie nothwendig denen des Volks entgegenständen, daß es moralisch möglich sei sich demokratischer Bewegung gegen König und geschichtlichen Rechtsstand anzuschließen, so mag man Das bestreiten, diesen Stand-

punkt falsch und beschränkt finden, kann aber Den nicht verurtheilen der auf diesem Standpunkte handelt. Wenn aber ein Aristokrat, wie der Fürst, die Forderungen des Liberalismus für „Rechte“ desselben erklärt, die Aristokratie dem Volke gegenüberstellt, von einer Partei des Volks redet, die man ergreifen oder nicht ergreifen könne, und sein Missonnement nun dahin führt: gegen Das was er das Volk nennt zu streiten, sobald er hoffen darf daß der Kampf durch die Kraft der Krone siegreich sein werde, im Gegentheile aber „die Partei des Volks zu ergreifen“ um an der Spitze zu bleiben, so kann man eine solche Speculation jedenfalls weder abseig noch patriotisch finden. Ein Mann der das Verhältnis des Volks so auffaßt wie der Verfasser schon vor 18 oder 19 Jahren gethan hat, und der sich eine Theorie von der Volkssouverainetät zurechtgelegt hat (S. 23) wie sie nur irgend ein Demokrat der gewöhnlichsten Sorte unterschreiben könnte, der auch der Meinung ist (S. 17) das Volk sei unzweifelhaft schlecht regiert worden (im 1815 (vorher wol besser?), für Den wäre es von vornherein Pflicht gewesen sich unter allen Umständen an Das zu schließen was er für die Partei des Volks hielt. Daß er übrigens im persönlichen Walten volkfreundlich sein mag, was man keineswegs von allen prononcirten Liberalen sagen kann, scheint aus Manchem hervorzugehen was in dem Schriftchen angeführt wird.

Den Standpunkt der Schrift des Herrn Beta mögen einige Stellen bezeichnen.

Deutschlands Absolutisten wollen herrschen, Deutschlands Constitutionnelle wollen herrschen, Deutschlands Demokraten wollen herrschen, Deutschlands Socialisten und Republikaner wollen herrschen. Das Herrschen — Gewalt üben — bleibt sich ziemlich gleich; eine republikanische Gewalt kann noch unträglicher sein wie eine absolute, wie Frankreich mehrmals erfuhr. — Das Christenthum ist der Cultus des reinen Menschenthums, es ist Kosmopolitismus, Freiheit, Liebe, sogar Feindesliebe. Die Menschheit aber machte daraus „Kirche und schönes Pfaffenhum“. Luther protestirte. Was hat es gebohrt! In Deutschland, in Europa Nichts. An die Stelle der Zwangs-Kirche trat der Zwangsstaat, ganz der alte brutale römische Zwangsstaat, noch ganz mit den mit Wolfsmilch gefügten Weisen. — Die europäische Menschheit, besonders die deutsche, fiel durch die Reformation bloß auf eine andere Seite desselben Fels auf den sie gekommen. — Das christliche Europa ist so erschöpft worden daß es sich vergebens bemüht den Staat (die weltliche Freiheit) und die Kirche (die geistliche, individuelle Freiheit) nun auch wirklich zu einem höhern Dritten, zur stitlichen Freiheit der Individuen nach innen und außen — menschlich aufzulösen und zu verbinden. Es ist historisch verbraucht. — Den politischen Parteien gegenüber, die jede die andere nach ihrem Recepte bestaaten wollen, behält der Staat immer Recht, da jede einzelne Partei durch denselben vor jeder andern geschützt werden will. Zugleich werden aber sowohl Kirche als Staat immer unmöglicher, da sie keiner Partei mehr genügen, und der Zwang derselben täglich theurer und unbegabbarer wird. Deutschland, ganz Europa kann weder die Zwangskirche noch den Zwangsstaat mehr vertragen. Man will sich auf die verschiedenste Weise davon befreien, indem man den Zwang nur immer in neuen Formen hinsetzt und die andern Staatsangehörigen zwingen will sich zu fügen — Communisten und Socialisten wollen den Zwangsstaat sogar auf die Spitze treiben. — Alles will regieren, d. h. verbieten, Alles will regiert werden, damit Andern Das verboten werde was sie just thun

müssen um zu leben. — Deutschland ist nicht fähig die Freiheit nur zu vertragen, geschweige sie zu erringen, zu verdienen und zu behalten.

Nun kommt eine begeisterte Schilderung von Nordamerika, allerdings einer werdenden Ansiedlung im Urwalde entlehnt. Trotz der großen Confusion in den Grundbegriffen und der grellen Uebertreibung ist manches Wahre in obigen Sätzen. Es ist der Gegensatz zwischen den politischen Begriffen Englands und Frankreichs um den es sich handelt. In Amerika gehen die Verhältnisse der Volksstille noch unterstützend zur Seite. Aber wie die Bevölkerung dichter wird, wird auch des Zwanges mehr werden müssen, und es wird immerhin gut sein, wenn das ein gefeßlich gestalteter ist. Darin aber hat der Verfasser Recht und spricht ein Wort was Mancherlei zu denken gibt, wenn er sagt: „Der germanische Bauer in Amerika versteht Nichts von den zwei Gewohnheiten die auf uns lasten: der Wuth regiert werden zu wollen, verbunden mit der Wuth die Hand welche regiert zu beißen.“

54.

Blondel. Ein Lied vom Kreuze von Hermann von Bequignolle's. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 8. 24 Rgr.

Die Reaction welche seit fast zwei Jahren in der Welt der Gedanken stattgefunden hat ist fast noch größer als die in der Welt der Thatfachen eingetretene; es ist ein noch hellerer und grellerer Widerspruch zwischen den poetischen Ideen, den lyrischen Ergießungen des Jahres 1848 und denen des Jahres 1851, als zwischen der Politik dieser beiden Zeitschnitte und den Thatfachen die mit dieser Politik zusammenhängen. Die staatlichen Ideen von heute sind auf gutem Wege sich mit denen der Metternich'schen Epoche zu begegnen: allein die poetischen Gedanken des heutigen Tages verrathen entschiedene Neigung noch weit über jene Epoche hinaus, nämlich bis zu den Quellen der religiös-poetischen Begeisterung überhaupt, von welchen das Irrelicht der Philosophie sie im 18. Jahrhundert verlockt hatte, zurückzugehen. Wird uns Dies nun für einen Fortschritt gelten können, oder sollen wir darin nur einen Umweg, einen eiteln und vorübergehenden Versuch einer Manifestation des poetisch-beschäftigten Menschengestes erblicken? Wir werden Dies weiterhin sehen. Zunächst kommt es uns nur darauf an die Thatfache sicherzustellen, das factische und mit bedeutendem Erfolg begleitete Hervortreten dieser Umkehr zu dem Religiösen und Reinfittlichen in der Poesie, soweit sie das lyrische und das epische Element umfaßt. In der That, was steht weiter ab von der gallischen, ironischen und trotz allen subjectiven Scheins doch wesentlich plastischen und objectiven Lyrik H. Heine's, Herwegh's, Dingelstedt's, Hoffmann's von Fallersleben und Freiligrath's — als die lyrischen Töne mit denen A. Stifter, Redwig, Puttlig, Böttger, Merkel oder unser Ver-

fasser, der sich mit ihnen in Harmonie zu setzen sucht, an unsere Herzen zu klopfen, in unsere Brust zu dringen sich zur Aufgabe stellen? Nicht bloß weit entfernt voneinander in der Diatonik menschlicher Gefühle — nein, polarisch entgegengesetzt und aus einer ganz andern Welt musikalischer Regeln und Gesetze stammen diese Richtungen — welche kaum drei kurze Jahre voneinander trennen — her, aus ganz verschüttet gewesenen Quellen scheinen und diese poetischen Bäche — zugleich unterirdisch und doch wie ewig herzufließen! Wie? Hätten wir unsern Gott wirklich vergessen? War die Poesie wirklich zur Bühlerin der frechen That geworden? Hatte sie sich in den Dienst der Untreue, der Heuchelei aus Selbstsucht und jeder Art dämonischer Leidenschaft begeben? War diese Verirrung Bewußtsein, Absicht — oder war sie nur Frucht verzeihlichen Irrthums, Mangels von Wissen und Erfahrung oder lässlichen Jugendwahns? Wir wissen es nicht! Genug, der Irrthum hat sich selbst erkannt und sich selbst überwunden! Die Herwegh-Freiligrath'schen dämonischen Martertöne sind verklungen und sanfte Glockenklänge laden nun zur stillen und reinen Feier dieses Sieges ein. Woher sie kommen, woher der Weltgeist sie zu unserer Beruhigung nach jenen kramphastigen Verzerrungen, die auch einmal für Poesie gelten, uns sendet, Das bleibe unerörtert. Genug, sie sind da, zum Beweise daß der Menschengestalt sich nicht auf lange hin selbst verliert, in eine „Eingestalt“ banen, von seinem eigenen Gegensatz sich nicht ausschließen läßt, und daß auch er den Gesetzen des Stoßes und des Gegenstoßes in der physischen Welt unterworfen ist. Jene Vergötterung des Vergänglichen, jene Loosbindung vom Ewigen, jener Haß ohne eine gegenüberstehende Liebe, jener Verneinungs- und Vernichtungsdrang — was konnten sie endlich Anderes hervorgerufen als die Rückkehr zum Unvergänglichen, die Liebe des Vorhandenen, den Glauben und die Bejahung des ewigen Sittengesetzes. Das lebende Geschlecht aber hat allen Anlaß Gott und die edlen Naturkräfte des deutschen Nationalgeistes zu preisen, die in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Heilung und Ueberwindung des Uebels möglich machten, welche ein anderes Volk in soviel Jahrzehnden als wir Jahre dazu brauchten nicht zustandegebracht hat.

Indem wir die Dichtung welche uns zu diesen Betrachtungen Anlaß gab zu besprechen unternehmen, muß uns ein Rückblick auf ihre Vorgängerin, den „Hilario“ desselben Dichters, gestattet sein. Dieselben Grundideen welche dort fast unwillkürlich eine dramatische Gestalt annehmen zeigen sich hier in dem episch-lyrischen Gewande, das ihnen im Allgemeinen auch wol zuzugender sein möchte als jenes. Das Grundthema des Verfassers ist die Befiegung jeglicher Versuchung durch den Glauben, vorzüglich aber der Versuchung den menschlichen Geist auf den Thron der Welt zu setzen, durch den Glauben an seine Unzulänglichkeit. Eben hierin beruht am Ende auch der ganze volle Gegensatz jener vor-märzlichen und dieser nachmärzlichen Dichterschule, jener Heine, Herwegh, Hoffmann, deren Gott der Men-

schengeist ist, war, und dieser jungen Dichterphalanx, welche in dem Naturgeist, als einer Emanation des Gottesgeistes, den Herrn der Welt erblickt und den Menschen in der Umgebung an diesen Herrscher der Welt sammelt, stellt und damit erst wahrhaft freimacht von der Kette der angeborenen Selbstsucht und Verneinungslust. Es ist mithin nicht etwa eine modificirte, es ist eine polarisch-entgegengesetzte Auffassung der Welt und des Menschen welche diese poetischen Schulen voneinander trennt und ewig trennen wird, obgleich wir allen Grund haben anzunehmen daß Kampf und Sieg noch oft zwischen ihnen schwanken und wechseln wird; denn in der That, dieser Kampf und Sieg manifestirt eigentlich doch nur den eingeborenen Dualismus in der Menschenbrust, den menschlichen Ormuzd und Ahriman, und die alte Wahrheit der mosaischen wie der indischen, der pelasgischen wie der nordischen Mythe und uralter Aegurenweisheit. Ja, die Vermittelung dieses ewigen Gegensatzes ist, wenn wir ganz unbefangen sein wollen, eigentlich weit weniger in der „Kreuzeslehre“ zu finden, welche für die eine Seite allzu sehr Partei nimmt, als in dem Sokratischen „Erkenne dich selbst!“, welches fest auf dem kritischen Standpunkt stehen bleibt und von hieraus das Menschenleben mit ewigem Gesetz und ewiger Regel auszustatten trachtet.

Nur poetisch ist freilich der Sokratische Satz nicht und in dieser Beziehung übertrifft ihn die „Kreuzeslehre“ auf alle Weise. Das Gedicht vor uns ist darum auch berechtigt sich selbst dem Kirchenfürsten, Cardinal Diepenbrock, zu widmen. Obwohl es jedoch alle Kreuzestugenden, Selbstüberwindung, Demuth, Gottvertrauen u. s. w. verherrlicht, so schlingt es doch eigentlich den reichsten Kranz der Glorie um eine sozusagen weltliche Tugend, um die Treue nämlich. Und hiermit spielt es in die politische Poesie hinüber, gerade so wie „Hilario“ vor ihm that; erhält seine Bedeutung als Zeiterzeugniß und seinen Charakter als episches, Handlung verkörperndes Gedicht, indem es sich zugleich jener andern Dichterschule — welche man mit erlaubter Lizenz wol die Schule der Untreue nennen könnte — schroff entgegenstellt. Die Geschichte von Richard und dem treuen Sänger Blondel ist bekannt; sie bildet den Grundstoff des vorliegenden episch-lyrischen Gedichtes, selbst da wo das lyrische Element ganz frei und stoffentkleidet sich aufzuschwingen scheint. Und so eröffnet das Gedicht sich denn auch mit einem Oskar von Hedwig gewidmeten poetischen Zuruf an die Sängler der Treue; der Treue im zweiseitigen Sinn, der Kreuzestreue und der Treue für geschworene Eide. Hier heißt es denn:

Weil unser Lied sich nicht verdingt
Der Frechheit dieser Welt,
Und in den Sternen glanzbeschwingt
Sein leuchtend Ziel sich stellt —

Weil wir nicht vor dem Menschen - Ich
In frecher Läst' rung knien,
Und noch wie den Skorpionenstich
Den Spott des Lüstlings kieh'n —

Weil unser Herz noch träumen mag
In dieser Winterzeit,
Und sich mit hohem Jubelschlag
Noch seiner Unschuld freut:

D'rum zißt uns diese Lästerschar
Mit Gift und Geißel an u. s. w.

und schließt mit dem Ruf an die Brüder der Treue, die Laute durch die Nacht zu schlagen: denn — ihre sei die Zukunft!

Wir theilen das Vertrauen des Dichters insoweit als auch wir glauben daß die Treue länger leben werde als die Untreue, Wahn und Selbstüberhebung wurzelt.

Das epische Gedicht „Blondel“ beginnt mit einer Reihe von poetischen Bildern, welche uns den Kreuzzug, den Sieg, den fahrenden Sänger, den gefangenen Ritter — König Richard Löwenherz — im Dürrenstein u. s. w. in einzelnen Balladen zeigen, dann uns nach Damaskus, wo die schöne Nurmahal für Richard in Thränen zerfließt, und an den Hof Sultan Saladin's ihres Vaters versetzen, dann uns die schöne Nordlandsblume Ellinor in Altengland, für Blondel betend, vorüberführen, nun wieder an der Donau weilen, und Herzog Leopold seinen Gefangenen höhrend darstellen; nun Blondel's Wanderungen, Erlösung für seinen Herrn und König suchend, nun König Johann im angemasteten Purpur prangend, dann wieder Blondel in Sklavenketten an Lyciens Strand, verschmachend und nach seiner Harfe seufzend, und endlich Ellinor, welche aus dem Schiffbruch ihres Stücks nur eben diese Harfe gerettet hat, sie dem sterbenden Treuen bringt und mit ihm stirbt, indes Richard, durch sie befreit, sich wieder auf den Thron seiner Väter setzt, und Nurmahal als seine Königin, mit „seiner Liebe Strahl umsonnt“. Diese einfache und lose gewebte Fabel macht auf Erfindung natürlich keinen großen Anspruch: vielmehr hält sie das Thatsächliche absichtlich im Halbdunkel und in schwacher Beleuchtung, um eben mit der ganzen Wirkung der poetischen Vergegenwärtigung nicht die Erfindung, sondern die Empfindung, die glühende, liebende, sittliche Begeisterung des Dichters hervortreten zu lassen, von der Thatsache und ihrer Schilderung so wenig als möglich gestört.

An diesen Balladenkranz, von mehr epischem Charakter, schließt sich in „Blondel's Lieberbuch“ eine Sammlung reinlyrischer Ergüsse an, in welchen die werthvollsten Blüten dieser poetischen Schöpfung niedergelegt sind. Ein hohes Kunstziel bewußt zu erstreben, ist hier nicht die Aufgabe die der Dichter sich gestellt hat — er war diesem Kunstziel sogar im „Hilario“ schon näher —; allein die Fülle poetischer Anregung, dichtestischer Bewandlung, sinniger und gefühlsschwellender Augenblicke, Gottvertrauens und reiner, demüthiger Umgebung an den ewigen Geist der Welt, welche in diesen Ergüssen Blondel's waltet, gewinnt und fesselt uns an sie um ihres Inhalts wie um ihrer schönen Form willen. Wir fühlen es deutlich, der Dichter singt, weil er singen muß; so jung er ist: ein Schmerz oder der Schmerz des Lebens hat ihn getroffen, der Pfeil des zürnenden Got-

nengottes sitzt in seiner Seele fest; und um sich zu befreien von ihm singt er sein Schmerzgefühl heraus, und wohl oder übel, wir müssen ihn hören, denn es ist eben das — menschliche Leid das sein Gesang ausdrückt; das Leid über die Vergänglichkeit des Schönen, die Dohnmacht der Jugend, den Abfall von dem Ewigen. Das poetische Geheimnis des religiösen Gefühls umgibt alle diese Lieder wie die Luft in der sie geboren sind, und ohne daß dies Gefühl gerade zu einem formell kirchlichen Umschlage, ohne daß wir dasselbe etwa als ein katholisches oder pietistisches bezeichnen dürften, athmet es doch eine so entschiedene auf das Ewige gerichtete Seelenstimmung aus daß wir den Dichter derjenigen neuern Dichterschule zuzählen müssen an deren Spitze uns Adalbert Stifter zu stehen scheint und der Hedwig, Puttlig u. A. anzugehören scheinen. Die Frömmigkeit des Sinnes kämpft in ihm allerdings noch mit etwas „Welt-schmerzähnlichem“; indessen siegt der Glaube, und der Frühlingshauch der Liebe und des Vertrauens zu der Weltregierung in ihrer ewigen Spitze zieht sich durch alle diese, wenn auch zuweilen schwermüthigen und der Jugendlust abgewendeten Poesien wie ein rother Faden hindurch. In Bezug auf die politische Weltanschauung ählt sich der Dichter zu den Sängern der Treue und es Autoritätsglaubens. Aus seinem „Hilario“ wissen wir schon in wie idealem Lichte er das Königthum und die Fürstenwürde erblickt und wie er Hingebung und Treue für ein Naturgesetz hält, an dessen Nothwendigkeit gar kein Zweifel aufkommen kann. Eine solche Auffassung ist heute berechtigter als jemals, sofern sie nicht angreifswise, sondern als Vertheidigung der eigenen Subjectivität zu Werke geht. Die gluthvollen Farben endlich mit denen der Dichter die Liebe und die Treue in der Liebe malt geben diesen Dichtungen jenen eigenthümlichen und jedenfalls bedeutenden Werth. Die Andeutungen reflectiver Poesie, die Tiefe und Schärfe der Gedanken dagegen und endlich jener andere Pol der poetischen Strömung, die wir in der Ironie und im Bis herausgeschlagen sehen und welche im „Hilario“ zu tiefen Erwartungen berechtigten, fehlen im „Blondel“ allerdings gänzlich.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik dieses Gedichts können wir zur Besprechung des Einzelnen übergehen und wie zum Belege des Gesagten einige kleine Proben anbringen. Wir zweifeln nicht daß diese den Leser reizen und zur Aneignung des ganzen Gedichts auffordern werden.

Gleich die zweite Nummer zeigt uns den „König in Wanden“ zu Dürrenstein in einer nach Ton und Form vortrefflichen Ballade. Hier heißt es:

Hoch oben aus der Höhe
Da gellt ein scharfer Klang:
„O, stolzer Brittenlöwe,
Wird dir die Zeit schon lang?“

Laß dir doch von den Unken
Ein Liedlein singen fein,
Und dann dich von den Spinnen
Zum Raub gebeten sein! u. s. w.

Doch das treue Nordlandebhut, Blondel, singt dem Gefangenen Trost zu:

Nur Muth, nur Muth, du Löwenbrust,
Du Herz voll Blut und Wunden —
Und wenn du hier vermodern mußt,
Du bist nicht überwunden.

Dein Name stirbt im Tode nicht,
Stolz grüßt sein Ruhm die Sterne
Und sein erhab'ner Lorber schiebt
Sich in der Zeiten Ferne . . .

Das Königs- und das Sängerberz
Entwachsen einer Sonne.
Sie beide füllt derselbe Schmerz,
Sie füllt dieselbe Sonne . . .

Eine Probe schöner Malerei gibt im folgenden Gedicht die Beschreibung des Palastes Salabin's zu Damaskus:

Wie rauscht da in dem Marmorsaal
Des Springquells heller Silberstrahl!
Wie tönt mit süßem Liebesklang
Der Vögel holder Luftgesang!

Wie walt des Ambra Wolkenduft
Durch die gewürzte Sonnenluft!
Wie funkelt von der Purpurwand
Die Perle und der Diamant! u. s. w.

Blut der Liebe malt sich in der Schilderung Kurmahal's, von der es heißt:

O Wunderblume Kurmahal,
Du flammenmüder Sonnenstrahl,
Du gluthdust'ger Büstenhauch,
Kennst du die Qual der Liebe auch?

In „Richard's Träume“ bricht die ganze religiöse Wärme des Dichters in folgenden Zeilen aus:

Gott schwebt durch seine Paradiese
In die entzückte Welt hinaus,
Und auf der blauen Himmelswiese
Da streut er seine Sterne aus:

„Du warst mein feurig Schild auf Erden
Und meiner Kirche Felsenhort,
Trugst für mich Leiden und Beschwerden
Und gingst zu sterben für mein Wort . . .

O selig solch ein Königsleben!
O selig solch ein Königsmuth!
Die Himmel jauchzen deine Feier:
Geh' ein zum Siege, du Getreuer!“

O Löwenherz: auch Träume kannte
Die Schrift, als uns von Gott vertraut;
Auch Träume sind des Herrn Gesandte,
Wie sie ein kindlich Auge saut.

Laß dir den sanften Stern nicht rauben,
Vertrau' dem Kreuz und halte Glauben!

Doch wir nehmen wahr daß in diesen losgerissenen poetischen Bruchstücken der Geist des Dichters doch mehr oder minder verlorengelht, und ziehen es vor lieber aus dem „Liederbuche Blondel's“ ein oder das andere Gedicht ganz vorzuführen als aus dem epischen Theil des „Blondel“ weitere Fragmente zu liefern. Hier fällt jedoch die Wahl schwer. Gleich zu Eingang ist „Der Blumen Gensung“ ein vorzüglich zartes und inniggeföhlted Gedicht; nur der allzu tänzelnde Schluß stört die Empfindung. In der „Sondelfahrt“ ist der tragische Ton nicht

genüßsam erklärt und die Wirkung bleibt daher unthätig; in den „Schottenliedern“ herrscht das spezifisch-nationale Element vor; das „Silberfell“ bleibt insofern ein Räthsel, als nicht klar wird wen der Schütz fein soll der mit seiner Beute vom eigenen Pfeil getroffen glücklich fallen muß, und von dem es heißt:

Siehe da mit dem Silberfelle,
Lodt das Roth, lodt der Geselle:
Wol das Blüß hat er errungen,
Ihn doch hat der Tod bezwungen.

Ist nun der Schütz etwa der — Dichter und das Silberfell der — Nachruhm? Im „Lautner“ ist trotz aller Wärme des Ausdrucks das Motiv entweder nicht entwickelt oder trivial. Aus der Strophe:

O Lucia, jetzt auf immer
Ab, geliebte Maid,
Ich werde dich lieben immer,
Dich lieben in Ewigkeit —

mit welcher sich der Sängler in die Furt kürzt, entnehmen wir nicht warum der „strahlende Morgen sein feuchtes Grab beschein“. In den Liedern „Für die Welt“, „Lebensregel“, „Menschenherz“, „Schmäh nicht die schöne Erde“ und andern herrscht Etwas von dem Geiste Leopold Schefer's und seines „Laienbrevier“ vor, ein voller, gläubiger Pantheismus in optimistischer Auffassung, welche doch wieder mit so elegischer Stimmung, wie sie im „Alles ein Traum“ herrscht, scharf contrastirt. Ein reiner lyrischer Erguß in völlig tabelloser Form ist dagegen „Der Troubadour im Norden“. „Laßt mich wandern“, fleht der Troubadour; „hier im Nord kann ich nicht sterben, und ich stirbe doch so gern.“

Nur dem Tod gilt all mein Werben,
Und das Grab ist noch so fern . . .

Wo durch das Karabendunkel
Sanft die blaue Lucia träumt,
Und im gold'nen Sterngefunkel
Nachts die grüne Meerflut schäumt . . .

Wo der Duft der Stämmenmatten
Um Botrucias Sinnen walt,
Und im Lamarinenschatten
Des Gitano Cymbel schallt,

Wo die süßen Seguidillen
Flüsternd zu den Sternen keh'n,
Und die nachtenden Mantillen
Um die schönsten Nacken weh'n,

Wo der Jungfrau Hochaltären
Fromme Demuth Lilien streut,
Und dem stolzen Dienst der Ehren
Jedes Männerherz sich weicht . . .

Wo mein Aug' die ersten Strahlen
Jener heißen Sonne trank —
Treiben mich die Sehnsuchtsqualen
Und der Weg ist noch so lang.

Ach, ich kann im Nord nicht sterben u. s. w.

In diesem Gedicht verbindet sich schöne Einheit des Gedankens mit schönster Wahrheit der Empfindung und mit reinster Form des Ausdrucks. Einige andere Lieder verathen trotz Blut und Schwung doch eine gewisse Redung zu dem Pomp des Ausdrucks und dunkeln Sinn,

wie ihn der Spanier liebt, wie denn überhaupt die verwandte Seelenstimmung unseres Dichters mit der Frömmigkeit eines Cervantes, Luis de Leon und Calderon nicht zu verkennen ist.

Wir glauben nun diese Dichtergabe genüßsam und wie sie es verdient mit Liebe charakterisirt zu haben. Alle Kunst und somit auch alle Poesie ist nur soviel werth als wir ihr Mitgefühl und Theilnahme zubringen; wer nicht mit dem Dichter fühlt, für Den ist er in der That nicht vorhanden. Unser junger Poet ist nun offenbar noch in fortgeschrittener Entwicklung seines Talents begriffen; er hat im „Pilaris“ festen Fuß auf den poetischen Boden gesetzt, im „Blondel“ schwingt er sich mehr von Blume zu Blume und sein Ziel ist mehr das Gefühl als die Anschauung. Er gibt viel Schönes, aber wir möchten ihn doch vor der ungemessenen Dichtung an die elegische Stimmung warnen und ihn bitten seinen Empfindungen ein „Bis hither und nicht weiter!“ zuzurufen. Im heutigen Stande der deutschen Geistesbildung wird der Gedanke stets das Uebergewicht über das Gefühl haben, und wie rühmlich es auch ist den eine zeitlang ganz zurückgedrängten edlen und reinen Gefühlen der Traur, der Gottesgüverficht und der Tugendliebe wieder eine Bahn zu brechen, wir dürfen doch nie vergessen daß diese Gefühle ebenso alt sind wie die Welt, und daß jede Zeit für sich ein „Neues“ verlangt. Was endlich dem Ausdruck, die poetische Macht des Wortes betrifft, so beherrscht unser Dichter ein reiches, mit Schätzen aller Art und Bildern ausgestattetes Sprachgebiet; wir wollen ihm aber auch hier zurufen: daß nicht jede lähne Zusammensetzung in unserer hiesigen unvergleichlichen Sprache eine glückliche ist, und daß die natürliche Grenze im Gebrauch dieser schönen Bildungsfähigkeit darin gegeben ist daß die Zusammensetzung dem Geiste ein erfassbares Bild vorhalten muß. Ein „Kammernäher Sonnenstrahl“ gibt, meinen wir, kein fassbares Bild. Doch wer wollte in einem dichterschen Blumenbeete nie das vor uns liegende ist nach einer einzelnen vollkommenen Pflanze, nach einem geklümmerten Blüthenkelche suchen, anstatt sich, wie wir dazu aufgefordert werden, an Duft, Schmelz und Reichthum dieser Kinder des Frühlings und der Jugendglut eines begabten Geistes zu erfreuen, zu erwärmen, zu verjüngen? Möge er ferner unsern Weg mit so lieblichen Blüten bestreuen oder, was uns noch lieber wäre, die Saate wieder erklingen lassen die uns im „Pilaris“ einen eigenthümlichen und mächtigen Klang, wie mit einem kräftigen Präädium, angukündigen schien.

Zum Schluß aber sei uns noch eine Bemerkung, welche weniger diesem Dichter als der ganzen jungen Schule der er sich zurechnet gilt, gestattet. Die Poesie braucht Stoff und zwar mehr Stoff als diese Schule in Anspruch nimmt. Sie appellirt unausgesetzt an ein Gemeingefühl und verschmäht oder verdammt allzu sehr das Individuelle, das Charakteristische. In dieser Verleugnung des Stoffes liegt eine große und nahe Gefahr; sie führt, um der Leere zu entgehen, entweder zur Manier oder

zu monotoner Wiederholung derselben unbefruchteten Grundgedanken. Um nicht einseitig zu werden wird sie genötigt die Mannichfaltigkeit in der Form zu suchen, was notwendig und unabweichlich die Manier herbeizieht, wie denn auch die Vorbilder dieser Schule, die Troubadours und die Spanier, und in unsern Tagen die Romantiker der „Wunderhornzeit“ ihr erlegen sind. Zwischen dieser Scylla und Charybdis gibt es nur einen sichern Ausweg: es ist die Mannichfaltigkeit der Natur selbst, ihre Individualität, das Charakteristische in ihren Bildungen. Die ideale Menschengestalt ist nur ein mal da, die Menschengestalt überhaupt tausend und aber tausend mal. Ebenso ist ein Armand, ein Blondel eigentlich nur ein mal zu denken, eben weil wir es hier mit einer ganz idealen Zeichnung dieser Gestalten, nicht mit der unerschöpflichen Wirklichkeit der realen Natur zu thun haben. Die letzte ist von unerschöpflichem Reichthum, die erste hat eigentlich nur einen Umriss, einen Wurf; sie ist eins, sie ist nicht zu wiederholen.

Nichts ist dieser trefflichen jungen Schule daher, nachdem sie ihren ersten, hohen Beruf: die Welt von allerlei Irrwahn und Täuschung zu dem „Ewigigen“ zurückzuführen, einmal erfüllt hat, ernstlicher und wärmer zu empfehlen als von nun an die Mannichfaltigkeit der Natur ins Auge zu fassen, in der Bildung der Menschengestalt, des Charakters und des Ereignisses, und mit der Macht ihrer Töne den Geist aus der grübelnden Vertiefung über dem Ideal zum freudigen Genuß der Schönheit in der Mannichfaltigkeit der Bildungen zu erwecken und emporzurufen; auf daß nicht der Welt-Schmerz und dessen nachgemachtes Lied, gegen den sie anlämpfen, einer nicht weniger trostlosen Monotonie der Behmuth und der Selbstrennung plaggemacht habe und für eine Naturwidrigkeit ein anderer Raum geschaffen werde.

17.

Halliburton, ein anglo-amerikanischer Humorist.

Se entfernter und die nationale Entwicklung der amerikanischen Literatur liegt, um so dankenswerther ist eine Skizze welche die „Revue des deux mondes“ von den Werken des anglo-amerikanischen Humoristen Halliburton gibt. Dieselben sind durchaus originell und machen einen eigenthümlich gemischten Eindruck. Es vereint sich in ihnen immer das Satirische einer Reisebeschreibung mit dem Sauber eines Sittenromans. Neben bekannten Typen, neben Beobachtungen, die auf alle Länder und Seiten ihre Anwendung finden, stoßen wir auf groteske Figuren wie wir sie noch niemals gesehen haben, humoristisch-sentimentale Skizzen und Portraits in Fogarty's Manier. Man muß sich eine Reihe von Skizzen vorstellen die nur durch den künstlichen Rahmen einer toten Fabel verbunden sind, und man wird eine Idee von Halliburton's Büchern haben, Büchern die auf der einen Seite schlecht erfunden sind, die aber andererseits auch vieles Treffliche enthalten. Im Ausdruck mischen sich der amerikanische Patois, englische Provinzialismen und die Sprache der Regier, Fischer und Matrosen ein. Wir haben nicht eigentliche Sittenbilder vor uns, denn zu einem völlig fertigen Bilde kommt es gar nicht, es sind vielmehr zerstreute Züge, ganz verschiedenartige Anekdoten; allein in ihnen finden wir die Sitten einer Nation besser dargestellt als wie in den studirten Beschrei-

lungen gewisser Touristen oder in den abstrakten Uebersetzungen der meisten Romanschreiber. Das bunte Durcheinander in den Erzählungen Halliburton's ist amüsant, die Kritikalität in ihnen ist nicht selten instructiv. Und dieser beschränkte Sittenmahler ist auch ein Philosoph, und umsomehr Philosoph als er keine Theorien hat und keine Systeme aufstellt. Dafür ist er der treueste Spiegel eines Theils der Menschheit, und würde sicher besser als Clay sagen können welchem Schicksal Amerika entgegengeht.

Die Beobachtung ist heutzutage ein wahrhaftes Studium. Früher beobachtete man nicht, es bedurfte wenigstens dazu keiner Anstrengung. Man machte die Ohren auf und hörte; man machte die Augen auf und sah. Jetzt aber betreiben wir die Beobachtung wie ein Retier, und auch Halliburton scheint Dies zu thun. Allein er ordnet nicht wie die meisten zeitgenössischen Touristen und Romanschreiber die Menschen einem Systeme unter, er gehört keiner politischen Partei an, er hat keine vorgefaßten Ideen, er hängt sich an keine besondere Religionsgesellschaft. Er ist nicht Demokrat wie Mr. Martineau, nicht radical wie Charles Dickens, nicht Aristokrat wie der Verfasser von „Hochelays“, nicht fester Patriot wie Benjamin Cooper. Wenig kümmern ihn die Parteien, wenig die Leidenschaften der Menschen; überall wo er Stoff zur Beobachtung findet unterrichtet er sich und zeichnet nach der Natur und beschreibt. Wenn ihr von den außerordentlichen Gedanken über die Zukunft der Welt ermüdet seid, und wenn ihr gleichzeitig wißbegierig seid die Leiden der Nationen zu beobachten und von Minute zu Minute ihre Absichten und ihre Tendenzen zu überwachen, so öffnet Halliburton. Er ist kein Pedant, und Das ist in unserer Zeit ein sehr großer Vortheil, er gibt uns wenige Details über den amerikanischen Handel, über die englische Marine, über die politische Lage des neuen Continents; er langweilt nicht mit Klagen oder schmerzlichen Reflexionen, sondern er zeigt die Menschen ganz wie sie reden und denken. Man wird aus ihm mehr mit den der angestrichelten Race eigenthümlichen Sitten als den Finanzen vertraut, mehr mit den Gewohnheiten im Birchshaus und dem Geschwätz an öffentlichen Orten als den in der letzten Session votirten Bills. Man kann aus ihm lernen wie leicht Besesse, Institutionen und selbst Gedanken einer Nation trügen, und wie dagegen die Gewohnheiten, Sitten und Unterhaltungen viel besser das wirkliche Leben ausdrücken. Wenn man hinter den Erzählungen Halliburton's auch sein mit allen Geschägerten versehenes System erblickt, so fühlt man doch einen sehr gewissenhaften Beobachter der Tendenzen seines Jahrhunderts aus ihm heraus, einen Philosophen, wenn nicht gar einen Metaphysiker. Seine vorzüglichsten Werke, die auch hauptsächlich bei dieser Besprechung in Betracht genommen sind, führen die Titel:

1. The Attaché, or Sam Slick in England. Zwei Bände.
2. The letters bag, or life in a steamer. Ein Band.
3. The old judge, or life in a colony. Zwei Bände.

Halliburton ist ein Engländer aus den Colonien des nördlichen Amerika, er scheint den größern Theil seines Lebens in Neuschottland zugebracht zu haben, zumal da er von England als wohlunterrichteter Mensch redet, der seine Kenntnisse nicht aus zweiter Hand empfängt. Der größte Theil der Fragmente, die sein letztes Werk „The old judge“ bilden, war 1847 bereits in „Fraser's Magazine“ erschienen. Obwohl er der Abstammung nach Engländer ist, so ist seine Feder doch frei von den übelwollenden Ausdrücken und den unfreundlichen Spätterei mit denen die englischen Schriftsteller bei Beurtheilung der Amerikaner sonst wol sehr freigebig zu sein pflegen. Er hat gegen sie keine Vorurtheile, liebt sie nicht und haßt sie nicht. Er schildert ihre Hartnäckigkeit, ihre Unermüdblichkeit, ihre Ausdauer, ihren Eigennuß, ihre Grobheit und endlich das ganze Gemisch ihrer vortrefflichen und schlechten Eigenschaften. Das Neuschottland und die Colonien betrifft, so kann die Ehrfurcht die er gegen sein großes Vater-

Land England fühlte ihn nicht die kleinen Orte in denen er gelebt hat vergessen machen. Er liebt seine Landsleute die *Blauasen* (blue noses werden die Bewohner Neuschottlands genannt) und mehr als ein mal klagt er England an daß es Menschen welche die englische Sprache auf den äußersten Enden der Keuen Welt reden verlassen und nicht werther gehalten habe. In diesem gemäßigten Geiste politischer Kritik hat er einen merkwürdigen Brief an Lord John Russell verfaßt, der die Vorrede zu seinem „Leben auf dem Dampfschiff“ bildete. Mit einem für uns oft langweiligen Vergnügen beschreibt er die kleinsten Details des Privat- und socialen Lebens dieser entfernten Länder. Sein neuestes Werk z. B. ist ein bis ins Kleinliche eingehendes Gemälde der Sitten Neuschottlands und der angrenzenden Colonien.

Stil und Manier Halliburton's sind englisch aus zweiter Hand, nicht nach Art der Amerikaner der Union. Die reinen Amerikaner ahmen so sehr nach als nur möglich. Washington Irving und Cooper thun Dies z. B., sie suchen an die verlassene Quelle zurückzukehren. Halliburton geht von dieser Quelle selbst aus, er ist wie ein Bach der von einem großen Strome abströmend sich durch das Land zieht und einen unbekanntes Winkel bewässert. Der Bach sieht nicht aus wie ein Fluß, er steht in Einklang mit den ländlichen Orten die er durchfließt. Und doch erhält er sein Wasser immer aus dem großen Flusse, er behält seine wesentlichen Eigenschaften und seine Farbe. So hat Halliburton die Vorzüge und Fehler der Engländer, namentlich aber wahr er sich die Grundeigenschaft des englischen Geistes, den Humor. Auch ist er von dem Fehler frei alle Vorliebe einem einzigen seiner Charaktere zuzuwenden, er vernachlässigt keine und arbeitet gleichmäßig. Er malt das Leben der Völker ohne mit ihnen zu leben, er studirt sie wie ein Naturforscher seine Pflanzen. Unter den neuern englischen Schriftstellern gehört er zu denen die am geschicktesten die Caricatur zu verwenden verstehen. Er ist hierin vielleicht noch über Dickens und Thackeray zu stellen. Er faßt die Caricatur so auf wie sie im Zeichnen und Schreiben aufgefaßt werden muß. Er sieht darin nur ein directeres und oft wirksameres Mittel seine Beobachtungen wiederzugeben oder die vorherrschenden Züge eines Charakters zu veranschaulichen. Und dabei besißt Halliburton das große Verdienst und nicht merken zu lassen daß er im Cariciren eine Methode hat.

Kun wird man die verschiedenen Charaktere dieses originellen Talents begreifen. Eine seiner berühmtesten Schriften ist sein älteres Werk „The clockmaker“, sein neuestes ist nicht weniger der Beachtung werth und heißt „The old judge“. Es enthält eine Reihe von Skizzen aus dem Leben der Bewohner Neuschottlands und der benachbarten englischen Colonien mit Ausnahme Canadas. Der Schauplatz ist eine phantastische Stadt von Halliburton's Erfindung; sie ist das Centrum aller Vorgänge und Geschichten die er erzählt. Man muß sich die Wichtigkeit denken die schon in Frankreich bei den Provinzialen einem Präfectenwechsel beigelegt wird, und wie Alles sich für den neuen Ankömmling interessiert. Ist er verheirathet, ist er noch jung? fragen die Mädchen. Wie sieht er aus? Wird er viel Bälle geben? fragen Andere. Jenseit des Atlantischen Ozeans ist eine Soirée in der Präfectur ein nicht geringeres Ereigniß. Ein reicher Kaufmann Namens Canning hat sich in den Kopf gesetzt dem Sir Hercules Sampson, Gouverneur der Colonie, ein reiches Gastmahl zu geben, und dieser nimmt auch seine Einladung an. Eine ganze Woche lang wird in dem Hause des unglücklichen Geschäftsmanns das Unterste zu oberst gelehrt, es wird gepuht und gewaschen und das Schönste hervorgesucht; das ganze Haus verjüngt sich unter diesen allseitigen Bemühungen. Endlich kommt der ersuchte Toy. Sir Hercules Sampson erscheint in Begleitung von Lady Sampson, deren Toilette immer reich an überraschenden Contrasten ist. Ihnen folgt Miß Sampson, die nur mit den Lippen spricht, und die beiden Adjutanten Sir Edward Dumpstoff und Mr.

Trog. Sir Edward Dumpstoff ist eine anbetenswerthe Persönlichkeit, voll Unwissenheit und Albernheit; er kann nicht fünf Worte sprechen ohne in ihnen das Wort „excellent“ vorzubringen, und er hält es für geistreich jedem Worte eine Endung seiner eigenen Erfindung beizufügen. Mr. Trog ist ein unangenehmer Mensch, welcher die beleidigendsten und die Eigenliebe am meisten verletzenden Dinge immer neu aufzufinden weiß. Namentlich schont er den Stolz des Neuschottländers nicht. So wird er sich sicher mit aller Offenheit nach dem Augenblicke erkundigen in dem die Colonie aufgehört hat eine Strafcolonie zu sein, und wenn man ihm einhält eine Strafcolonie sei sie niemals gewesen, so wird er sich ganz höflich damit entschuldigen daß die Sitten und Gewohnheiten dieses Volks ihn auf diesen Gedanken gebracht hätten u. s. w. Vor dem Diner schwagt man natürlich ein bißchen und wir wollen den komischen Prolog dieser komischen Festlichkeit hier wiedergeben:

„Einige Personen der Gesellschaft placirten sich nach dem Vorgange Sr. Excellenz. Aber der Gouverneur, der sich neben Mrs. Channing gesetzt hatte, hatte keine Ruhe und schien sich nicht recht wohl zu befinden. Suerst beugte er sich auf der kleinen Ottomane ein wenig vor, dann legte er sich soweit es ihm möglich war hinter; endlich aber stand er auf und drehte sich um, er wollte sich die Veranlassung seines unbequemen Sitzens näher betrachten und rief alsbald:

„Ach, mein Gott! Da hab' ich die Kage getödtet! Kann es etwas Merkwürdigeres geben? Wie traurig ist Dies doch! Mrs. Channing sagte die Kage sei nur verwundet.“

Verzeihen Sie, erwiderte er, ich wünsche von ganzem Herzen daß sie nur verwundet wäre, denn dann könnte man noch sie zu retten hoffen; allein sie ist so sicher todt wie Julius Cäsar.

Ich selbst habe sie erzogen, Sir Hercules . . . fuhr sie fort, und . . .

D, wenn Sie ihre Erzieherin waren, Madame, dann muß diese Kage ein Lamm gewesen sein, aber dann ist das Ereigniß auch um so trauriger. Ich bitte Sie zehntausend mal um Verzeihung . . . o mein Gott! Es ist fürchterlich!

Mrs. Channing versuchte den Gouverneur zu entschuldigen. Es war nicht viel an dem Thiere, Excellenz. . . .

Kein, Madame, es war nicht viel an diesem Thiere; aber es ist auch wahr, meine Augen sind nicht von der Verletzung geheilt die sie einst in Aegypten erhielten.

Die Kage wird wieder zusichkommen, Sir Hercules, wir wollen sie nur schüttern.

Niemals, Madame, niemals! Und wenn sie funfzig Leben statt neun hätte, niemals wird sie wieder zusichkommen.

Bei diesen Worten trat Lady Sampson herzu. Aus ihrem Busen eine große Korsette hervorziehend musterte sie die todt Kage, und lobte sie als ein prächtiges Exemplar eines Haushieres. Dann nach einer sorgfältigern Prüfung rief sie:

Aber wo haben Sie diese herrlichen Augen her, meine liebe Mrs. Channing, und diese glänzenden schwarzen Krallen? So schön sah ich sie nie, wo haben Sie sie her?

Lady Sampson liebte enthusiastisch die Haushiere und drängte ihre Freundin doch eine echte Angorakage von ihr anzunehmen. Diese Kage, versicherte sie, habe einen herrlichen Schwanz, der dem eines spanischen Hundes ähnlich sei, einen recht buschigen Schwanz, den sie für das schönste Ding auf der Welt hielt. Dabei fragte sie eine Dame, die neben ihr saß, ob sie nicht auch für die Kagen schwärme, allein diese erwiderte, sie müsse beschämt ihre Unwissenheit eingestehen, sie habe nur eine Kage gehabt und diese habe sie beim Scheren getödtet.

Excellent! rief schnell Sir Edward Dumpstoff, und Mr. Trog fragte boshaft, ob Das hier so Sitte wäre die Kagen zu scheren.“

Das ist der Prolog des Diner; wir geben auch den Epilog. Hier handelt es sich nicht mehr um Sir Hercules Samp-

son, den Gouverneur, der Adjutant Sir Edward Dampstoff trägt die Kosten. Miß Sampson bittet Edward ihm doch ein Lied vorzusagen:

„Ah, sagt dieser, singen Sie uns das allerliebste kleine Liedchen, das Sie so reizend vortragen: Sing mir noch einmal dieses Lied! «Göttlich» und «reizend» sind starke Ausdrücke, namentlich wenn man sie von der Stimme Jemandes braucht. Miß Sampson fühlte sich sehr geschmeichelt und begann: Sing mir noch einmal dieses Lied! Mit Ausnahme ihrer fehlerhaften Aussprache sang sie leidlich gut.

Excellent! rief Edward. Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen! Das ist vortrefflich! Aber es gibt auch ein schönes kleines Liedchen das so anfängt: Sing mir noch einmal dieses Lied! Würden Sie uns nicht glücklich machen wollen und es uns vortragen?

Miß Sampson sah ihn an, um an seinem Gesichte zu sehen was er sagen wollte, allein sein unveränderliches Gesicht sagte gar Nichts. Kalt und glänzend wie ein Mondstrahl trug seine Physiognomie immer ihren gewöhnlichen ruhigen Ausdruck. Es mußte sie befremden, sie hatte doch eben erst dies Lied gesungen und er stellte ein so sonderbares Verlangen. War es Scherz oder wünschte er wirklich eine Wiederholung ihres Gesangs? Die jungen Damen, wie Miß Sampson, pflegen Zweideutigkeiten so auszulegen wie es ihren Wünschen am meisten entspricht, und deshalb sang sie das Lied von neuem, so gut sie konnte und mit glänzendem Erfolge.

Excellent rief Sir Edward, aber bitte fahren Sie fort! Da kenne ich ein kleines Lied, das ich schon früher einmal von Ihnen gehört habe, es ist zu süß, zu erfrischend solche Lieder zu hören!

Welches meinen Sie, fragte das junge Mädchen entzückt, indem sie ihren galanten und liebenswürdigen Freund ansah und einige Takte auf dem Piano machte. Welches meinen Sie? Vielleicht besinne ich mich auf den Anfang! Ja, ganz recht. . . . «Sing mir noch einmal dieses Lied!»

Ihre Augen verdunkelten sich plötzlich, sie war nahe daran unwohl zu werden u. s. w.

Nun also, ist dieser Sir Edward nicht eine herrliche Caricatur? Sind diese Sitten nicht ganz englisch? Fühlt man hier nicht eine ganze Provinzialbildung, die lächerlich und gewacht erscheint? Sir Edward schließt diese Soirée ganz würdig mit seinem Rufe: Excellent!

Der Berichterstatter der „Revue des deux mondes“ theilt noch ein treffliches Bild des dortigen Gerichtslebens mit. Die Beschränkung des Raums zwingt uns dasselbe zu übergehen, da wir noch einen kurzen Abriss von Sam Slick geben wollen.

Sam Slick war ehemals Uhrmacher, jetzt ist er Gesandtschaftsattaché bei dem Cabinet von St. James. Also eine große Person die das Bewußtsein ihrer Wichtigkeit hat. O Sam Slick, welch herrlicher Typus der Demokratie bist du! Der alte Uhrmacher hat immer noch die alten Hänke im Kopfe, er ist immer noch so verwegen und mißtraut den Menschen; allein seine Naivität hat er verloren. Er ist jetzt gekünstelt, er fühlt den Emporkömmling, er ist groß. Er der sonst so diplomatisch und spitzfindig war und überall berechnete, berechnet nicht einmal seine Ausdrücke mehr, er ist wirklich köstlich groß. Lord John Russell heißt für ihn nur Johnny Russell, er hat erst jüngst bei ihm gespeist, er ist Republikaner und mag daher die Titel nicht wohl leiden. Die alten Eigenschaften Slick's als Uhrmacher werden hier große Fehler; sein Haß gegen England übersteigt alles Maß; aber er ist doch noch erträglich. Der einzige Unterschied der für ihn zwischen England und Irland besteht ist der: daß es in England den ganzen Tag, in Irland aber auch noch die ganze Nacht regnet. Als Politiker hat Sam Slick gesunden Menschenverstand und gesunde Einsfälle. Der Unterschied, sagt er, der zwischen einem Tory, einem Whig, einem Radicalen und einem Chartisten besteht ist folgender: ein Tory ist ein vollkommener Gent-

leman, ein Gentleman vom Kopf bis zum Fuß, der alle Tage ein weißes Hemd anzieht. Der Whig ist auch noch ein Gentleman, aber schon viel weniger als der Tory, und er zieht nur alle zwei Tage ein neuwaschenes Hemd an. Der Radical hat Nichts vom Gentleman an sich, er wechselt sein Hemd aller acht Tage. Der Chartist endlich ist ein ekelhaftes Wesen, das nicht mehr als ein Hemde hat und der dasselbe nur auszieht wenn es ihm in Lumpen vom Leibe fällt.

Auf einem Dampfschiff läßt er sich, als man ihn fragt ob er mit seinem Haß gegen die Engländer denn England besuchen wolle, also vernehmen:

„Ob ich England in dieser Stimmung besuchen will? Ei, in welcher Stimmung haben die Engländer uns denn besucht? Seien sie verdammt! Da nehmen Sie einmal den Dickens. . . . Lafayette ausgenommen, hat je ein Mann bei uns soviel gegolten als Dickens? Und wer war Dickens? Er war kein Franzose, kein Freund unserer Nation, er war kein Landsmann der Rechte auf uns hatte, er war nicht einmal Colonist, der wenngleich Engländer dem Namen nach doch ein geborener Amerikaner, gewissermaßen unser Halbbruder gewesen wäre. Nein, ein verfluchter Engländer war er, und was das Schlimmste ist, ein englischer Schriftsteller. Indessen, er war ein geistreicher Mensch, und weil das Genie das Universum zum Gegenstand, die Welt zum Vaterland und das ganze Menschengeschlecht zum Leser hat, und weil das Genie nicht diesem oder jenem Staate, sondern eben der Welt angehört, so haben wir ihn gut aufgenommen, ihn gefeiert, begleitet und alle Ehre angethan. Hat er uns dafür etwa wiedergeehrt? Was hat er nach seiner Rückkehr von uns gesagt? Lesen Sie einmal sein Buch! Nein, lesen Sie es nicht, denn es verdient gar nicht gelesen zu werden! Hat er in diesem Buche seine Aufnahme auch nur mit einem Worte erwähnt? In diesem Buche das gelesen, überlegt und in ganz Europa gelesen wird? Antworten Sie, wenn Sie können! Sein Gedächtniß war schwach, und er hat es mit der Seekrankheit verloren! Aber sein Notizbuch, das war wohlbehalten und glücklich unter Schloß und Riegel, und die Schweine von Neuyork, und der Mann den die Ratten im Gefängnisse fressen, und der Barbar von Kentucky und alle diese Geschichten, die waren nicht dem Gedächtniß vertraut, das ward Alles aufgezeichnet und gedruckt.

Und zuletzt ist Das ganz gleich. Wenn Jemand in England Streit mit mir sucht über mein Vaterland und mir nicht die Stellung anweist die ich in der Gesellschaft als Attaché unserer Gesandtschaft beanspruchen kann, nun dann werde ich auch Krieg führen. Ich kann ein Licht pugen so gut als Ihr es anzünden könnt u. s. w.“

Köstlicher, tiefdenkender, unerschämter Sam Slick! Man kann nur wünschen daß Halliburton fortfahren möge die Leser noch recht lange und ebenso angenehm über sein Vaterland und die Gegenden die er besucht hat zu belehren. 13.

Neue Romane.

1. Ein deutscher Leinweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Ludwig Storch. Siebenter bis neunter Band. Dritte Abtheilung: Das Haus Fugger. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1850. 8. 5 Thlr.

Wir haben vor uns ein dialogisirtes Stück Weltgeschichte. Wo vor Jahren der sechste Band die Erzählung ließ, beginnt der siebente Band sie von neuem. Die Gestalten welche in den ersten sechs Bänden thätig waren tauchen wieder auf mit ihren Kindern, den ehelichen sowie den unehelichen, mit ihren Leidenschaften und deren Folgen, und greifen ein in das Naderwerk der geschichtlichen Begebenheiten. Die Leidenschaften treten grell und ungezügelt auf, wie das 16. Jahrhundert es mit sich brachte, und es entwickeln sich zahlreiche, von den damaligen Verhältnissen begünstigte Intriguen. Angelegenheiten

des Huzens und der Sinne schmiegen sich den politischen an, und veranlassen treue Schilderungen der geschichtlichen Charaktere neben den Gestalten des Romans, die die Phantasie des Dichters geschaffen und der Zeit angepaßt hat. Es fehlt nicht an spannenden Verwickelungen, an Kindern verbotener Liebe, oder von unbekannter Abstammung, welche ihre hohe Abkunft ahnen und ihre Rechte verfolgen. Zu solchem romantischen Treiben gab die damalige Zeit einen fruchtbaren Boden ab. Der erste Theil der neuen Arbeitung dieses Romans führt uns die Sturmthaten des Bauernkriegs auf: Sickingen, der zum deutschen Kaiser berufen; Ulrich von Hutten, der liebenswürdige Dichter; Ulrich Fugger, welcher Kammerer des Papstes und zugleich der Feind des Papstes, der päpstlichen Creaturen, aller Fürsten und alles Wels, und ein glühender Freund Luthers und des Volkes war; Michael Gaismaier, Geheimschreiber des Bischofs von Brixen und ein Anhänger der Volkssache; sowie noch andere weniger bekannte und berühmte Anreger und Vorboden der großen und furchtbaren Volksbewegung, des Bauernkriegs. Ihr Bestreben, Denken, Wirken und deren Erfolglosigkeit füllen den ersten Band. Sie fallen als Opfer ihrer Einnungen, ihrer Thaten und ihres Schmerzes um ein verfehltes Streben. Traurig ist ihr Ende nach so unermüdetem, unegoistischem Wirken und Schaffen. Sickingen stirbt an einer Wunde die er im Kampfe empfing. Sein Versuch das bereits in den letzten Tagen liegende Ritterthum mit der jungen Volkskraft und dem erwachten passiven religiösen Bedürfnis frisch zu beleben beweist sich als ein unglücklicher; Ritterthum und Volk konnten nie ein Ganzes werden, weil sie eben von Grund aus feindlich gegeneinander waren. Hutten starb in Zürich tiefgekränkt, verlassen und arm; er hinterließ Nichts als seine Feder und sein Schwert. Wenig und doch ungeheuer viel; denn es waren die bedeutungsvollen Symbole des Kampfs gegen Zwang und Trug, gegen Herrschsucht und Selbstsucht, gegen die gespreizte Gewalt, die blutaugende Tyrannei in der schemheiligen Larve der Volksbeglückung gegen die Bedrückung und Herabwürdigung Deutschlands, gegen die höllischen Qualgeister, die dieses an materiellen und ideellen Mitteln so reiche Deutschland immer und immer wieder zur Ohnmacht herabdrückten um dann in seinem Schweiß und Blute zu schmelzen.

Der zweite Theil schildert den Bauernkrieg selbst mit seinen Schrecken und den dabei heiligsten Persönlichkeiten, sowie auch der Ausbreitung und Befestigung der lutherischen Lehre, der sich die jüngere Linie der Fugger zuneigte, während die beiden Häupter des Hauses, Kaimund und Anton, sich der bischöflichen Partei enger angeschlossen. Ebenso fest hielten sie am Habsburger Hause, und brachen mit den beiden Herzögen, welche erst nach der böhmischen Krone gekrönt hatten und nun sogar an die Möglichkeit dachten die Kaiserkrone zu gewinnen. Kaiser Karl steigt an Ansehen und Macht, während die Werkzeuge seiner Größe, welche keine Mittel gescheut hatten, selbst nicht die blutigsten, um ihm zu dienen, dahingegangen waren. Alle kaiserlichen Feldobersten welche in den verschiedenen Kriegen gewüthet und gefiegt hatten waren abgetreten. Der gräßliche Truchseß war gestorben in grämlicher Verstimmung über seine Blutthaten, die ihm vom Schwäbischen Bunde schlechten, vom Erzherzog Ferdinand nur kurzen kassen Dank eingebracht hatten. Der eitle, tyrannische Erzbischof von Salzburg hatte in Blödsinn gendert. Alle die Männer der Gewalt, deren mit Sieg gekrönte Thaten dieser Theil uns entwickelte, waren dahin, alle jene Männer welche in bedenklicher, dem Habsburger Hause gewidmeter Treue, mit eiserner Faust und listigen Männen in die fortschreitende Entwicklung des dem Volksglück zustrebenden Zeitgeistes hemmend und zerstörend eingewirkt, die den jungen Kaiser auf eine Stufe der Macht erhoben auf welcher vor ihm kaum je ein deutscher Kaiser gestanden hatte. Sie waren dahin, und der Kaiser hatte ruhig und kalt Alles hingenommen was sie für ihn thaten, als verkünde es sich von selbst; er erwies dem Untertanen

seiner Förderer keine Ehre. Ein neues Geschlecht stand auf der Lebensbühne, ausgewaschen im heftigen Adankspiel der Politik, im Verhältnen aller großen und edlen Gefühle die der bessere Theil der Nation eine zeitlang gehegt. Spottlieder werden auf die unterlegenen Bauern gesungen, das Andenken ihrer Häupter wird beschimpft, Thomas Münzer's Name geschmäht. Selbst die kirchlichen Angelegenheiten sind zum letzten diplomatischen Streit geworden, aller Mähte voller Jagrimm, aber aller Begeisterung bar. Ein böser Irrthum lag auf den Geistern, deren Repräsentant der heilige Kaiser selbst war. Zu solchen Zuständen führt, ja in solcher Stimmung läßt der zweite Theil die Geschichte. Wie auch im Leben die Privatinteressen unter den großen Ereignissen der Weltgeschichte sich ihren Fortgang nehmen, so haben in diesem Bande die Romane unter politischen und religiösen Wirren sich geltend gemacht, indem sie jedoch einigermaßen in den Hintergrund getreten sind um im dritten Theile ihre Huzens- und Familienangelegenheiten in Debnung zu bringen.

Dieser dritte Theil schildert den großen Reichstag zu Augsburg und den Zug nach Luns. Die beiden Brüder Fugger werden für bewiesene Treue und Unabhängigkeit an die Person des Kaisers und für das ganze kaiserliche Haus, sowie um ihr übrigen großen Verdienste um das Reich, nebst ihren Nachkommen für ewige Zeiten zu Grafen und Kammerherren des Römischen Reichs ernannt, ihnen auf der schwäbischen Grafenschaft der Pfalz unter den Reichsfürsten angewiesen, und die von Kaiser Maximilian an Jakob Fugger verpfändeten Herrschaften Kirchberg und Weisborn eigenthümlich zuerkannt, somit das von Jakob Fugger gestiftete Jüdischenmühl der Fugger'schen Güter zur Reichsgrafschaft erhoben, und ihnen ein kaiserliches Siegelbrief eingehändigt, der ihnen fürstliche Ehrenrechte verlieh. Der geschichtliche Theil des Romans ist treu und lebendig bearbeitet, die Ereignisse sind mit vielen Details wiedergegeben, die Charaktere gewissenhaft geschildert, das Ganze ein Ergebnis sorgfältiger Studien und geistreicher Auffassung. Es bleibt uns nun noch ein Wort zu sagen über die Moral der Geschichte, die dem Verfasser die Leuchte hieß bei seinen Studien, bei seiner Auffassung. In einem Epilog gibt er uns selbst den Schlüssel dazu. Er hat die vorliegenden Bilder einer weitwegten Zeit niedergeschrieben in einem Zeitraum der dem geschichtlichen nach seiner Ansicht in vieler Hinsicht ähnlich war, als dieselben mächtigen Interessen, die höchsten Interessen der Menschheit, wieder das deutsche Volk für politische und kirchliche Freiheit bewegten. „Die Interessen der Jetztzeit gehen weit über die jener Zeit hinaus. Was damals nur einzelne Kühne geniale Geister anstrebten, wie Thomas Münzer: die Volkssouveränität, Das ist jetzt das Ziel von vielen tausend Geistern, es ist das Ziel aller edeln Denker, aller hochherzigen Männer der Nation, es ist das Ziel der für das Vaterland begeisterten Jugend. Und wieder wie damals haben sich Fürsten und Pfaffen Gewalt gegen den Heilige Geist verbündet, noch ein mal hat die Reaction siegreich ihr Haupt erhoben. Während ich die blutigen Kämpfe des Volkes mit der Fürstengewalt im Jahre 1525 niederschrieb, warf die Fürstengewalt die Revolution in Dresden und Baden in den Staub. Würde wie damals hat eine unselige Vermittelungspartei dieses für Deutschland so verderbliche Resultat herbeigeführt; wieder wie damals waren es Professoren, Gelehrte und Beamte welche das in sie gesetzte Vertrauen des Volkes schmächtig täuschten; wieder wie damals sind sie von der Seite des Volkes auf die Seite seiner Herren getreten; wieder wie damals haben sie den Vorwand der Schwäche gebraucht den Bürgerkrieg zu vermeiden. Was half es Luther daß er in fast unbegreiflicher Verblendung gegen das aufstrebende Volk wüthete, daß er seine Sache von der des Volkes künstlich schied, daß er seiner Partei stets wehrte das Schwert zu ziehen gegen die übermüthigen Gegner: der Kampf war doch unvermeidlich, und wie er nachher geführt wurde, wie endlich der Dreißigjährige Krieg im folgenden Jahrhundert die deutsche Kraft in ihrem inneren

Nach verlagte, die herrliche Entwicklung des deutschen Geistes wie sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts so stolz stehend hervorragt, vernichtete, das Alles lebt in den unseligsten Folgen noch heute fort. Hätte Luther den Geist seines Volkes verstanden und sich zu seiner Höhe erheben können wie Ulrich von Hutten und Thomas Münzer, Deutschland wäre das mächtigste und reichste, das glücklichste Land der Erde. Und was ist es jetzt? Es kann die großen unerblicklichen Verdienste des großen Kirchenreformators nicht schmälern daß er nicht noch größer war. Es ist nur schmerzlich zu beklagen daß er, der Sohn des Volkes, dem Volke untreu wurde. Er mußte dafür die Demüthigung erleben daß der Sultan Suleiman und der Franzosenkönig Franz die eigentlichen Stützen des Protestantismus waren: denn ohne diese beiden stund drohenden Feinde Karl's wäre die Reformation, die das Volk verflucht hat, auf das sie doch hüfte, von Kaiser und Reich vernichtet worden, trotz am Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen. Das sind die großen markerschütternden Gerichte Gottes in der Weltgeschichte. Der Weg der Professoren ist 1845 und 1849 welche gewesen, aber kein Mann wie Luther ist an ihrer Spitze. Auch jetzt wird der Kampf entbrennen müssen wie damals. Sollte er, was Gott verhüte, einen unglücklichen Ausgang haben, so wäre die Blüte Deutschlands, ja Europas nicht auf Jahrhunderte, vielleicht für immer getrübt; denn die Kultur, ferner nur eine Tochter der Freiheit, würde allein auf Amerikas Boden gedeihen, und die Männer von Geist und Kraft aus allen Ländern würden, von ihren Sternen gezogen, der das Meer gehen. Europa würde dem Juche des Nihilismus erliegen, wie ihm Spanien unter Karl's Nachfolgern lag." Obgleich wahrscheinlich nicht jeder Leser die politischen Anschauungen des Verfassers über vergangene und gegenwärtige Zeit theilt, so wird doch Jeder mit Interesse die aneinandergereihten Bilder der Geschichte lesen und der Fieber die sie auch so entstehen und ins Detail gehenden Forschungen zusammenzutrag Anerkennung nicht versagen.

Berlins romantische Vergangenheit, dargestellt von Ludwig Gathe. Erste bis dritte Abtheilung. Drei Bände. Berlin, Lindoro. 1850. 8. 1 Thlr. W. Rgr.

Erste Abtheilung: „Swantewittha. Historische Novelle aus Berlins Vergangenheit.“ Zweite Abtheilung: „Der Fischhändler von Köln. Historischer Roman.“ Dritte Abtheilung: „Der Thürmer von St. Marien. Historischer Roman.“

„Swantewittha“ versteht den Leser in das 12. Jahrhundert unter unerschütterlichen Wäldern und Sümpfen, die sich zu beiden Seiten der Spree erstreckten und kalte, feuchte Dünste aushauchten, in die Zeit der Kämpfe gegen das Wendenvolk und deren Unterwerfung, als der Markgraf Albrecht mit dem Meinungen der Wälder, aus dem Hause Hohenstaufen, seinen Hof in der Burg Wrennabor, der eroberten Wendenhauptstadt, aufgeschlagen hatte. Er ward vom Kaiser Lothar II. im Jahr 1133 mit der Mark beehrt, deren Hof er sich aber erst durch viele und mühselige Kämpfe mit dem Wenden erringen mußte. Den Ueberwindenen wurde das Christenthum aufgezwungen, oder sie mußten, um dem Verfolgungen der Deutschen zu entgehen, ihre Wohnsitze verlassen und sich nach entlegenen Gegenden zurückziehen, von wo aus sie noch immer den Kampf gegen die Unterdrücker fortsetzten, der jedoch mit ihrer gänzlichen Unterwerfung und Befehung zum Christenthum endigte. Die Rettung eines christlichen Mitters zur schönen Wendentochter veranlaßt die verschiedenen Verwicklungen des Romans, welcher sich an Gefahren und Entbehrungen für das liebende Paar, und die Sittenschilderung der damaligen Zeit nicht ohne Werth ist. Die Prophezeiung der sterbenden Wendentochter Swantewittha lautet folgendermaßen: „Drei Städte werden am Ufer dieses Flusses entstehen, sie werden vereinigt die Krone eines hohen Reichs sein, derselbe Haupt und Führerin des deutschen Volks! Heil dir, du große, ruhmgekrönte Stadt, würdige Trägerin des freien deutschen Geistes! Du wirst einst groß

durch deines Fürken Stanz, doch geüher noch durch deinon siegreichen geistigen Kampf für Freiheit und für Licht!“

„Der Fischhändler von Köln“ spielt hundert Jahre später, d. h. hundert Jahre nach der Gründung Berlins durch Albrecht den Mär. Wo damals über Krivald sich erstreckte, sah man jetzt wohlbehängte Bürgerhäuser stehen, in denen Wohlstand und Ueberfluß herrschte. Handel und Gewerbe der jungen Stadt war schnell emporgeblüht, und nah und fern sah man Erzeugnisse des berliner Fleißes auf Messen und Märkten. Auf dem noch ungepflasterten Gassen tummelten sich fröhliche rothwangige Kinder statt der Auerhasen, Haren und Wölfe, die noch vor hundert Jahren an dieser Stelle ihr Wesen getrieben hatten, und statt des Getreides und Geheules der wilden Biere vernahm man jetzt das Knarren reichbeladener Frachtwagen welche Kaufmannsgüter brachten oder zum Verkauf ausführten. Auch reichgeputzte Edelherren und Edelfrauen sah man auf den Gassen, denn mehrere adeliche Geschlechter hatten es nicht verschmäht das Bürgerrecht der neuen Stadt zu erwerben, deren blühender Handel und Wandel ihnen reichlichen Gewinn versprach. In dem Maße wie der Reichthum der Stadt zunahm, suchte sie, wie die meisten Städte in damaliger Zeit, an Macht und Unabhängigkeit dem Landesherren gegenüber zu gewinnen; sie hatte augenblickliche Verlegenheiten der Markgrafen benutzt und ihnen in Zeiten der Bedrängnis für die von der Stadt geleistete Hälfte große Freiheiten und Rechte abgezwungen, die sie bei jeder sich darbietenden Gelegenheit noch zu erweitern trachtete, ohne sonderlich gewissenhaft bei der Wahl der Mittel zur Erreichung ihres Zwecks zu sein. So findet man im vorliegenden Roman daß die Stadt im Geheimen die Organisation eines Wendenaufstands fördert und schützt um sich den Beistand zur Unterdrückung desselben mit neuen Privilegien bezahlen zu lassen. An der Spitze dieses Wendenrebellens steht ein junger Herzog, welcher zugleich der Hohenstaufen des Romans ist. Die Heldin ist ebenfalls ein wendisches Fürkenkind; eine alte Prophezeiung verheißt durch Weider Verbindung der Wenden abermahligen Emporkommen. Anstatt mit der theuer erkauften Hilfe der Stadt diese Wendenrebellion zu unterdrücken, beschließt der Hof dieselbe unter gewissen Bedingungen anzuerkennen und mit ihnen als Verbündete die Magdeburger zu bekämpfen; sie werden bei dieser Gelegenheit an die gefährlichsten Posten gestellt und größtentheils aufgerieben. Der Feldzug mißlingt; der Held schmachtet in Gefangenschaft bis er endlich befreit und mit der Geliebten vereinigt wird. Die Wenden machten fortan keinen Versuch mehr zur Wiederherstellung eines eigenen Reichs. Wegen ihrer Verbindung mit dem Markgrafen wurden sie von den Städten verfolgt und unterdrückt, man nahm ihnen die wenigen Rechte die ihnen noch geblieben waren; erst eine spätere Zeit verwischte diesen Stammeshaß.

„Der Thürmer von St. Marien“ spielt abermals hundert Jahre später, im Jahre 1370, in einer für die Mark Brandenburg traurigen und verhängnisvollen Zeit, während der Regierung des letzten Kurfürsten aus dem Hause der Luxemburger. Otto, mit dem Epitheton der Finnes oder Fauls, sah ruhig in seiner Residenz zu Tangermünde und kümmerte sich um nichts Anderes als das Geld zu verschlemmen das von dem armen geplagten Volke erpreßt wurde. Gesunken war Handel und Wandel in den Städten, verödet lagen die Felder, Bürger und Bauern arbeiteten im Schwelge ihres Angeichts nur für die hohen Steuern, und nur die Vornehmen, Reichen und Mächtigen schützten sich wohlgeborgten hinter ihren vollen Truben und auf ihren festen Schlössern, da sie schalten und walten konnten im Lande nach Gutdünken, und sich Niemand um ihr Thun kümmerte; waren die Beutel des Landesherren durch die Steuern und Gefälle nur weidlich gefüllt, so überließ er die Regierung seinen Hofleuten, welche ebenfalls keine Gelegenheit vorübergehen ließen auch für ihren eigenen Vortheil zu sorgen. Zu diesen unerschwinglichen Steuerlasten, die dem arbeitsamen Bürger- und Bauernstand das Mark ausparren, gesellte sich noch ein anderes Uebel, um den völligen Ruin

des Landes herbeizuführen; es war dies das Raubhandwerk der Adelligen welches im Großen getrieben wurde, und wieder war es der fleißige Bürger und Bauer, welcher von den Schnapphähnen und Stellmeisern am meisten zu leiden hatten. Das Faustrecht galt als das höchste Gesetz im Lande. Lag daher die Gegenwart drückend auf dem armen, hartgeplagten Volke, so schien sich die Zukunft noch viel drohender gestalten zu wollen, denn beständig sah man unheilverkündende Zeichen am nächtlichen Himmel, aus denen man Hungerstod und Pestilenz weissagte; nur die Vornehmen und Mächtigen kehrten sich nicht an diese Vorzeichen des göttlichen Strafgerichts, und trieben ihr Wesen nach wie vor. Daß ein Roman aus dieser Zeit wenig erfreuliche Bilder vorführt, kann der Leser sich denken; er muß sich durch das Interesse an der Wahrheit, durch die Treue der Sittenschilderungen, und durch die sorgfältigen Gesichtsstudien, welche allen drei Abtheilungen zugrundeliegen, schadlos halten lassen. Die feineren Schattirungen der Charaktere fehlen, in einer Zeit wo Laster und Tugend so grell und schroff als möglich auftraten, wo die Leidenschaften ungezügelt in Thaten ihr Wesen trieben, und das böse Princip immer in den Verhältnissen Zeit und Gelegenheit findet sich so böß als möglich geltendzumachen. Unter Bösewichtern und tapfern Helden, unter lieblichen Frauen, reich an interessanten, spannenden, mit tausend Gefahren bedrohenden Abenteuern, entwickelt sich der vorliegende Roman, und liefert wie seine zwei Brüder ein unterhaltendes Bild aus Berlins Vergangenheit.

Zur Geschichte der Waldenser.

1. Geschichte der Waldenser von Ferdinand Bender. Mit dem Bilde von J. Leger und einer Uebersichtskarte. Ulm, Stuttgart. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
2. De origine et pristino statu Waldensium secundum antiquissimas eorum scripta cum libris catholicorum ejusdem aevi collata. (Weihnachtsprogramm von Johann Jakob Herzog.) Halle, Anton. 1849. Gr. 4. 10 Ngr.

Durch Konstantin den Großen war die christliche Religion von einer nur erlaubten (licita) zu der des Staats erhoben, das Evangelium des Reichs in ein Reich des Evangeliums verwandelt, und so der Grund zu einer jüdisch-christlichen Theokratie und zur Hierarchie gelegt worden. Diese Hierarchie, welche — wir haben es bei Heinrich VIII., Elisabeth und den Stuart's gesehen, und sehen es, wenn auch in verkleinerten Zügen, noch in unsern Tagen — zu ihrer Verwirklichung keineswegs eines Papstes bedarf, wurde bald eine päpstliche; sie gewinnt aber dadurch einen etwas versöhnlichen Charakter daß sie, da man einmal den neutestamentlichen Standpunkt verlassen und das Fischernetz mit Gewalt über ganze Völkerschaften und Länder gespannt hatte, ein Correctiv gegen die mittelalterliche Roheit war. Denn was wäre aus der christlichen Religion, was aus Sitte und Bildung überhaupt geworden, wenn Konstantin und Eudwig anstatt in ahnungsvollem Heildunkel eine Macht neben, außer und über sich zu sehen, derselben wie Heinrich VIII. sich bemächtigt, und über Glauben, Sitte und Bildung mit dem Schwerte geboten hätten?

Destenungeachtet mußten jene Theokratie und diese Hierarchie das vom neutestamentlichen Standpunkte ausgehende christliche Bewußtsein zu einer Reaction aufrufen welche bis auf unsere Tage durch die ganze Kirchengeschichte sich hindurchzieht, in der Reformation zwar einen Höhe-, aber keineswegs Endpunkt erreichte und ebenso wenig auf die römische Hierarchie sich beschränkte. Solange als diese Reaction nur an den Begriff sich hielt und auf den dunkeln Pfaden der Speculation einberging, wurde sie wenig beachtet. Als aber mit dem Begriff das sittliche Gefühl sich verbündete, beide in das Leben übergingen, und dieses, erst flüchtig und gestaltlos, nach natürlicher Wohlverwandtschaft und unbeflegbarem Bildungstribe

leichartiges suchend und Ungleichartiges meidend, sich kritikalisierte und zu Sekten verhäuferte, da war wirkliche Gefahr für die Hierarchie vorhanden, und diese mußte alle Mittel, Donner und Schrecken ihrer mit der Welt unnatürlich verbundenen geistlichen Macht aufbieten um dieselben zu vernichten.

Fast alle diese Sekten gingen im Laufe der Zeiten unter. Sie erlagen jedoch weniger der Gewalt der Hierarchie, welche ihnen in dem abnormen Bündnisse mit der Welt die Feste des Achilles bot, als entweder der Dymnastie bloßer Regation, oder bei der Erkenntniß derselben ihrer Aufnahme schwärmerischer und häretischer Elemente, oder, und zwar ganz besonders, der faulen Stagnation eines von dem großen Strome abgeleiteten Gewässers. Denn was diese Stagnation betrifft, so folgt sie aus hochmüthiger Absonderung von den übrigen Gliedern an dem Leibe Christi und kleinlicher Abperrung fremden Lichts, und besteht, um diesen eigentlichen Faulstee der Sekten dogmatisch zu fassen, in der Verkennung der wahren, nicht an Zeit, Ort und Symbol gebundenen Katholizität dieses Stroms, welcher von der apostolischen und urchristlichen Zeit an über Felsenblöcke, Sand und Schlamm bis zu uns sich den Weg gebahnt und fremde Unreinigkeiten unaufhörlich ausgeschäumt hat.

Von diesen Sekten ist wol die kleine Waldenser Kirche in den Alpenhöhlen die einzige welche, von jener Reaction ausgehend und von diesen Verirrungen sich fernhaltend, neben der römischen Kirche, ja man kann wol sagen mitten durch sie hindurch, über Scheiterhaufen und Blutgerüste, durch Kerker und Verbannungen ihren eigenen Weg ging, diesen auch nach ihrem Anschluß an die Reformation nicht verließ, sondern unter gleicher Prüfung und Bewährung ihres heldenmüthigen Glaubens bis auf unsere Zeit sicher fortsetzte. Sie ist es vorzüglich welche „Der Glaube ist der Sieg der Welt überwindet“ durch das Treiben des Tags und das Gewirre politischer Leidenschaften mächtig und zurecht, nachdem aber die thatsächlich immer noch nicht anerkannte Gewissensfreiheit gegen die Unfreiheit siegreich verteidigt.

Ogleich uns eine Geschichte dieser Kirche oder der Waldenser überhaupt keineswegs fehlt, so glaubt doch Referent die vorliegende mit um so freudigerer Uebersetzung begrüßen und um so sicherer empfehlen zu können als sie auf gründlichem Studium und gewissenhafter Benützung eines sehr reichen und zum Theil unbekanntem Quellenvorraths beruht, und ihr daher wol der Vorzug vor frühern Bearbeitungen zuzuerkennen ist. So hat der Verfasser sich der außerordentlich mühsamen Arbeit unterzogen die wiederholt vertriebenen und ausgewanderten Waldenser bis auf ihre kleinste Ansiedelungen und legitimen Spuren zu verfolgen. Und wenn auch nicht den Vorzug, gewiß aber dankbare Anerkennung verdient die von dem christlichen Geiste und Gefühle ausgehende und belebte Darstellung welche, zwischen der reinhistorischen und apokalyptischen glücklich die Mitte haltend, zugleich belehrt und erbaunt, aufhebt und erwärmt.

Einen Auszug aus diesem werthvollen Geschichtswerk zu geben verbietet der Raum, und das Inhaltsverzeichnis zu wiederholen wäre dem Referenten eine zu trockene Arbeit. Er begnügt sich daher mit kurzer Erwähnung des anziehendsten und zugleich am wenigsten bekannten Theils der Waldenserkirche, welchen der Verfasser mit besonderer Vorliebe und Lebendigkeit behandelt hat. Er ist die Rückkehr der Waldenser in die Täler Piemonts, von ihnen als die „glorieuse rentrée“ mit keineswegs prahlerischer Uebertreibung bezeichnet.

Nach der Ausrufung des Dicts von Nantes (1685) und der gebieterischen Aufforderung Ludwig's XIV. an seinen Vetter, Victor Amadeus II., Herzog von Savoyen, durch gewaltthätige Befehle der Waldenser seinem Beispiele zu folgen, abermals vertrieben, fanden diese in der Schweiz, Holland und andern protestantischen Ländern, besonders aber in Brandenburg dieselbe menschenfreundliche Aufnahme welche den früher Vertriebenen zutheilgeworden war, und in deren und in neuen Niederlassungen Schutz, Obdach und Lebensunterhalt. Bald aber

erwachte ihr Lieb zu ihrer Heimat mit einer Gewalt welche weder die Trümmer ihrer eingedörrten Wohnungen noch die Leichenhügel ihrer erschlagenen Brüder dämpfen konnten, und dem zu folgen sie weder durch die ihrer harrenden Gefahren und Mühseligkeiten, noch durch die strengen Verbote der mit Savoyen im Frieden sich befindenden benachbarten Schweizercantone, noch überhaupt durch die völlige Unwahrscheinlichkeit eines günstigen Ausgangs sich abhalten ließen. Nach einzelnen planlosen und daher ganz verunglückten Versuchen nur bis Savoyen vorzubringen, versammelte sich in der Gegend von Nyon, am Genfersee, ein Haufen von 8—900 Waldensern unter Heinrich Arnaud, einem ihrer Prediger. Dieser war, nachdem er in Basel Theologie studirt hatte, unter Wilhelm von Dranien in Kriegsdienste getreten, im Jahre 1670 zu Genf als Prediger in den Alpenhöhlen geweiht, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes aber seinem geistlichen Berufe enttrissen, und nachdem er diesen wieder mit den Waffen vertauscht hatte, genöthigt worden in die Schweiz sich zu flüchten. Mit dem Heldenfinne und dem Glaubensmuth der Anführer der Malabärer Kriegserfahrung, Umsicht und Besonnenheit verbindend, besaß er, um mit Napoleon zu reden, jenes heilige Feuer welches wie der Funke durch den Schlag auf den Stein gerade durch die verweissungsvollste Lage hervorgeleitet wird, zum augenblicklichen und daher einzig richtigen und möglichen Entschlusse begeistert, und diese Begeisterung auf die Kampfgenossen verbreitet. Unerhört waren die Schwierigkeiten, Drangsale, Entbehrungen und Gefahren welche diese kleine Heldenhäre nach der Ueberführung des Genfersees erst in dem feindlichen Savoyen, und dann in den unwirthbaren Thälern und auf den mit Schnee und Eis bedeckten steilen Gebirgspfaden von Piemont zu überwinden hatte, wie sie fast jeden Schritt, die elendeste Lagerstätte und kümmerlichste Nahrung den sie theils umgebenden, theils verfolgenden savoyischen und französischen Truppen abkämpfen, mit dem kostbarsten Blute ihrer Glaubens- und Waffenbrüder erkaufen mußte. Diesem Kühnen und zugleich abenteuerlichen Zuge wird aber durch den Glauben der Waldenser, ihre Dankgebete und Psalmengesänge nach jedem erfochtenen Siege, durch die in ihren zerhörten Tempeln und auf ihren rauchenden Häufettrümmern gehaltenen Predigten ihres Anführers, und endlich durch die von ihnen beobachtete über alle Entbehrungen und Mühseligkeiten seltene Bucht, und ihre Unterwerfung unter den leitenden Willen erst die rechte Weihe, die wahre Bedeutung gegeben. Dem höchst ungleichen Kampfe wurde durch den Anschluß des Herzogs von Savoyen an die Verbündeten (1690) und durch die Aufnahme dieser Helden in dessen Kriegsdienst ein rühmliches Ende und ihnen durch die Fahne mit der Aufschrift „Patentia laesa sit furor“ von ihrem Landesherrn ein ihre ganze Geschichte bezeichnendes Geschenk gemacht.

Durch das Patent des Königs Karl Albert von Sardinien vom 17. Februar 1848 erhielten zwar die Waldenser die ihnen oft theilweise eingeräumte, aber stets wortbrüchig wieder entzogene religiöse und kirchliche Freiheit, und der katholischen Bevölkerung gleiche bürgerliche und politische Rechte. Solange aber diese Bewilligungen nur aus wechselndem politischen und Zeitinteresse hervorgegangen sind, ohne in dem Geiste des Volks, Hoff und Alerus zu wurzeln, können sie die Waldenser, nach den Erfahrungen vieler Jahrhunderte, nicht vollständig beruhigen. Die Worte welche ihre „Lafel“ (ihr Kirchenrath außer der Zeit der Synodalversammlungen) in einem Dankschreiben vom 14. April 1847 gegen den württembergischen Gustav-Adolf-Verein aussprach: „Wir sind immer noch ein Dorn im Herzen Italiens, den man in einer langen Reihe von Jahrhunderten um den Preis vielen Blutes herauszureißen versucht hat“ (S. 416), haben daher auch heute noch ihre Bedeutung.

Was Plan und Eintheilung betrifft, auf welche bei einem Geschichtswerke doch soviel ankommt, so ließen sich gegen sie wol manche Ausstellungen machen. Aber es müßte bei denselben auch der wenig gefügige Stoff in Anrechnung gebracht

werden. Dieser entbehrt nämlich, da die Waldenser nur in den Alpenhöhlen bleibend angefaßen waren, sonst aber in Spanien, Böhmen und Calabrien unsichere und unstete Zukunft gefunden hatten, wenn auch nicht der Einseitigkeit des Interesses doch der des Orts, und hat für einen so genauen Geschichtsschreiber wie unser Verfasser auch die Schwierigkeit daß in den Inquisitionsdacten und sonstigen katholischen Quellen, die er ebenfalls benutzt hat, der Name Waldenser ein sehr flüchtiger ist, welcher gemeinlich allen von der römischen Kirche nur etwas Abweichenden beigelegt wird.

Zur Beurtheilung der Kritik des Verfassers gibt dem Berichterstatter das unter Nr. 2 angeführte Programm erwünschten Halt und Grund. Es ist aber noch außerdem wichtig, da es einen schwierigen und dunkeln Punkt der Kirchengeschichte aufhebt und eine weitverbreitete Ansicht berichtigt.

Bekanntlich wurde dem Protestantismus seine Keuschheit von katholischer Seite vorgeworfen, und von mehreren Bischöfen und unter Andern Bossuet an die Protestanten die verhängliche Frage gerichtet: „Wo war eure Kirche vor der Reformation?“ Der französische Kirchenhistoriker Basnage stellte ihnen die Frage entgegen: „Wo war die Kirche während der ägyptischen Gefangenenschaft?“ und die Bemerkung daß, da Gott die Welt nur seiner Auserwählten willen erhalte, seine Kirche, wenn auch unscheinbar, zu allen Zeiten bestanden haben müsse. Hätte er es bei jener Frage und dieser Bemerkung bewenden lassen, so würde er in sicherer Stellung geblieben sein. Aber das apologetische und polemische Interesse ließ ihn dieselbe verlassen, und seine Argumentation bis zu dem gewagten Versuche ausdehnen die Reformatoren in ununterbrochener Stufenleiter bis zu Claudius von Turin (814), der sich gegen den papistischen Uberglauben aufgelehnt, hinaufzuführen. Andere, namentlich die englische bischöfliche Kirche, glaubten die noch bis zu den Aposteln fehlenden Staffeln gefunden zu haben, und selbst die Herrnhuter legen, mit der Succession des Geistes, welche ihnen nicht bestritten werden kann, sich nicht begnügend, die hölzernen Leiter mechanischer Succession an die Waldenserbischöfe, und suchen so ihre Ansprüche auf apostolische Succession zu rechtfertigen. Die Waldenser finden den Anknüpfungspunkt ihrer Successionleiter zwar nicht mechanisch bei den Aposteln, wol aber bei Claudius von Turin, der jedoch dem Geiste und der Lehre nach wieder mit diesen zusammenhänge, und von dem sie sichere Leiter sprossen durch die folgenden Jahrhunderte bis zu Peter Walbus (1170) hinabgehen lassen. Sie leugnen daher ihre Abstammung von demselben und datiren von ihm nur die Bestreuerung der französischen Waldenser und deren Verbindung mit denen in Piemont. Diese Ansicht von dem über Walbus hinausreichenden Alter der Waldenser ist selbst in Deutschland verbreitet und auch die des Verfassers von Nr. 1. Da hier nicht der Ort sein kann auf alle für dieselbe angegebenen Argumente einzugehen, so begnügt sich Referent mit der Anführung nachstehender meist aus dem Alter der waldensischen Schriften abgeleiteten.

Einem Glaubensbekenntnisse wird das Jahr 1120 zugeschrieben. Aber schon Gieseler bemerkt („Kirchengeschichte“, II, 561) daß dasselbe alle Spuren späterer Entwicklung trage, ohne sich auf den weiteren Beweis einzulassen. Diesen gibt der Verfasser von Nr. 2, indem er ein Schreiben der waldensischen Abgeordneten an Desolampadius (1530) anführt, in welchem sie um Belehrung bitten welche Bücher des Alten und Neuen Testaments für kanonisch zu halten seien, ihren Irrthum in der Annahme von mehr als zwei Sacramenten gesehen, und über die Erbsünde sich befragen, und indem er diese Punkte gegen jenes Glaubensbekenntnis hält, in welchem ganz im Sinne der Reformirten entschieden wird, und so dahin gelangt daß dasselbe erst nach der Reformation und namentlich nach jenem Schreiben und den Verhandlungen der Waldenser mit den Reformatoren abgefaßt worden sei (S. 41). Referent hält diesen Schluß für unwiderleglich und für so evident daß er die ihm weit weniger beweisende Hervorhebung der theilweisen Uebereinstim-

mung des Glaubensbekenntnisses mit jenem Schreiben keineswegs vermischt hätte.

Das auf dasselbe Jahr 1190 zurückgeführte Alter der waldensischen Schrift „Ueber den Antichrist“ wird zwar nicht so schlagend widerlegt, jedoch sehr zweifelhaft gemacht, und mit glücklicher Conjectur ebenfalls bis auf die Zeit nach der Reformation vorgerückt. Der Verfasser weist nämlich aus katholischen Quellen und — indirect wenigstens — aus den Angaben der Waldenser und den Belehrungen der Reformatoren nach, wie jene bis zum Jahre 1532 sich keineswegs der Theilnahme an dem katholischen Gottesdienste so enthalten hätten daß ihnen der Papst als Antichrist hätte gelten können. Dagegen könnten zwar die blutigen Verfolgungen sprechen welchen die Waldenser wiederholt ausgesetzt waren. Aber auch die böhmischen „Grubenheimer“ und rheinischen „Binkeler“, welcher der Verfasser von Nr. 1 (S. 51 und 69) gedenkt, besuchten die Messe und wurden desswegen geachtet als waldensische Ketzer von der Inquisition aufgespürt und verbrannt.

Die berühmte „Nobla Leyczon“ (edle Unterweisung) ist für die gegenwärtige Untersuchung um so wichtiger als B. 6 und 7 derselben: „Es sind esfhundert Jahre verfloßen seitdem geschrieben ist: es ist die letzte Zeit“, den Conjecturen ein weites Feld geboten haben und noch bieten. Die Waldenser und viele Andere und mit ihnen der Verfasser von Nr. 1 verstehen sie dahin daß die „Nobla Leyczon“ 1100 Jahre nach Christi Geburt, und also 70 Jahre vor Balbus verfaßt worden sei, und schließen hieraus und aus vielen antirömischen Stellen derselben auf den schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts den Waldensern beizuhabenden reformatorischen Charakter. Der Verfasser von Nr. 2 dagegen bezieht das Jahr 1100 auf die Abfassung des Eoder des Neuen Testaments (S. 37), und Gieseler („Kirchengeschichte“, II, 561) auf die der Apokalypse, und Beide rücken so die Zeit der Abfassung des erwähnten Gedichts vor und machen auf diese Weise jenen Schluss unsicher. Referent neigt sich jedoch der Conjectur Füeslin's („Kirchen- und Regierhistorie der mittlern Zeit“, I, 301) zu, nach welcher 1100 nur eine runde Zahlenangabe in gebundener Rede sei, und daher recht gut auf das Jahr 1180 nach Chr. Geb. und auf die Zeit Balbus' und der Ausbreitung der Waldenser bezogen werden könne, da diese Vermuthung dem einfachen Charakter derselben mehr entspricht.

Was nun endlich Namen und Abstammung der Waldenser betrifft, so revindiciert der Verfasser von Nr. 2 dieselben gegen die Conjecturen vieler Gelehrten und auch des Verfassers von Nr. 1 dem lyoner Kaufmann Balbus mit ebenso einfachen als auf gelehrten Forschungen ruhenden Gründen. Diese Forschungen, ein gründliches und vielseitiges Studium der katholischen und der weit weniger benutzten, in romanischer Sprache geschriebenen Quellen der Waldenser, und eine vom apologetischen Interesse und Parteilichem ganz freie Kritik machen überhaupt dieses Programm empfehlenswerth, und lassen eine Ausführung desselben zu einer Geschichte von gleich sicherem Aus sehr wünschen. 25.

System der Wissenschaft. Ein philosophisches Enechiridion. Von Karl Rosenkranz. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser vorliegender Schrift kann seit Verbreitung Hegel'scher Philosophie als Einer betrachtet werden welcher die Orthodorie derselben am einfachsten bewahrte, während Andere anders fortschritten und sich mehr oder weniger vom ursprünglichen entfernten, worin eben das Wesen der Heterodoxie besteht. Indem das Denken in Begriffen und deren Worten verkehrt, hat Philosophie die Aufgabe das mannichfache Spiel mit Verlethung oder Trennung derselben zu entwirren, sowie ihren Werth für Erkenntniß festzusetzen, worüber nicht alle Philosophen dasselbe Resultat fanden, sondern Bestimmungen

und Gegenbestimmungen wechselten, weshalb auch laut Berrede (S. xvi) es „wie eine letzte Philosophie geben wird, oder die Geschichte selbst aufhören“. Unser Verfasser hat nun das Reich der Begriffe in Beziehung auf Vernunft, Natur und Geist nach seiner Ansicht gemustert und die Arbeit mit umfassender Beharrlichkeit durchgeführt. Er hat zugleich, in Darstellung der wissenschaftlichen Strenge Nichts vergeblich, nach möglicher Deutlichkeit und zugleich nach Schönheit gestrebt, soweit diese mit der Paragraphenform eines Compendiums verträglich ist. Davon unsern Lesern eine befriedigende Uebersicht zu geben wird durch den vielseitigen Inhalt unmöglich, wenn sie auch Alle vertrauter mit der Speculation wären als vorausgesetzt werden kann. Versuchen wir daher einige ins Enge gezogene Blicke auf die Philosophie des Geistes, welche vielleicht Alle anspricht, weil Alle sich Geist zuschreiben und vermuthlich auch Geist haben.

Das Denken bewegt sich in den Verhältnissen der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit, Begriffe erhalten dadurch ihre Geltung. Wenn das empirische Denken von der Einzelheit anhebt um Allgemeinheit zu gewinnen, so beginnt umgekehrt das speculative Denken von der Allgemeinheit um das Einzelne daraus zu entwickeln und wissenschaftlich zu erkennen. Diese ist als höchste Allgemeinheit eine Abstraction von jeder Besonderheit und Einzelheit, mithin entleert von allen Bestimmungen welche letztern zukommen mögen, sie ist zugleich ein Gedanke, hat als solcher ein Sein, und zwar ein unbegrenzt, uneingeschränktes, leeres, und gilt daher als unvollkommenste anfängliche Bestimmung des Absoluten; denn dieses Sein ist Gedankenrein ohne Realität, und das Absolute kann Ausschließung als Beschränkung nicht in sich aufnehmen, sondern negirt sie. Durch solche Negation der Negation kommt das Sein zur Position, zum Werden, und in der Idee als Einheit des Begriffs und seiner Realität — vermöge einer Transsubstantiation oder Substantiation des abstracten Seins — wird es als Idee das absolute von nichts Anderem abhängige in sich unbedingte Sein, welches als Involution alle seine besondern Bestimmungen zur Evolution einschließt. Ideologie ist die Einheit der Metaphysik und Logik, der Begriff der Idee als solcher und die Idee ist wesentlich Realidealismus. Jeder Begriff demnach ist nicht ein Abstractum nur des Denkens, ein seynloses Nomen, sondern ist der Dialektik der Phänomene immanent, das Sein entwickelt seine Existenz im Verlauf derselben. Wenn nun dasjenige Subject Substanz ist was in seinem von ihm selbst gesetzten Unterschiede mit sich selbst identisch bleibt, so ist Dies der Geist welcher als Substanz die Einheit und Totalität der Selbstbestimmungen des abstracten Denkens als sein ideales Abbild setzt, er ist seinem Wesen nach vernünftig und frei, nur Einer; durch seine Erscheinung werden in ihm Unterschiede gesetzt.

Die Idee allein ist die wahrhafte Wirklichkeit. Das Negative ist das Nichtseynsollende und doch Seiende, die positive Existenz der Unidee, das Unvernünftige. Als absolute Macht hat die Idee die Energie, das Negative zu überwinden und in die positive Identität mit sich zurückzuführen. Durch ihre Selbstunterscheidung entwickelt die Idee sich selbst als ein Schluß von drei Systemen, deren jedes für sich abermals ein Schluß ist, nämlich 1) als das System der reinen Vernunft, worin sich das Sein als das Denken setzt; 2) als System der Natur, worin sich das Denken als Sein setzt; 3) als System des Geistes, worin sich das Sein als das Denkende, und das Denken als das Fürsichseiende setzt. Bewußtsein ist die freie Beziehung welche das Subject auf sich selbst macht, und durch welche es sich selbst von sich als Object unterscheidet. Der Geist muß zwar als naturfrei, allein er darf nicht als naturlos gedacht werden. Für seine Existenz ist die Natur das absolute Medium des Geistes sich zu manifestiren, eine Bedeutung welche sie sowohl für Gott, den absoluten Geist, als für den einzelnen Geist hat.

Leben lebt nur sich selbst, und das Innere, d. h. die actu

erhebende Lebendigkeit, ist die Seele. Das Thier ist noch nicht Geist, noch nicht Denken und Wollen, nur erst Seele, physisches Subject als in sich selbst seiendes, sich sinnlich vernehmendes Leben. Vernunft und Natur gehen in den Geist als ihren productiven Grund zurück. Der Geist ist das ursprüngliche allen Inhalt als sich selbst in sich fassende Subject, das an sich selbst sein Object hat. Er ist das Prius der Natur wie der Vernunft; denn er unterscheidet sich von beiden, indem er zugleich in beiden als seinen eigenen von ihm gesetzten Bestimmungen sich wiedererkennt.

Der Geist ist 1) der subjective, d. h. der natürlich individuelle, der in seiner Thätigkeit bei sich, in seinem Begriff bleibt; 2) der objective, d. h. der seine Freiheit als eine objective Welt hervorbringende, in welcher er als in dem realen Abbilde seines Willens seine zweite, seine höhere Natur besitzt; 3) der absolute, d. h. der Geist der sich selbst als den absoluten Inhalt in der diesem Inhalt congruenten absoluten Form weiß. Sein Thun ist wesentlich Manifestiren, er ist frei, seine Selbstbestimmung ist es die ihn, auch im Andern wozu er sich verhält, nur mit sich erfüllt, er ist wesentlich denkend und wollend. Die Freiheit als solche, die gleiche Wurzel des Denkens und Wollens, macht es möglich daß das Denken wie das Wollen von sich abstrahiren kann. Diese Möglichkeit, jedwede Bestimmtheit als ein Nichts zu setzen, ist der Schlüssel zu den Mysterien des Geistes.

Das absolute Subject, die positive Voraussetzung für die Absolutheit des erscheinenden Geistes ist Gott als der absolute Geist, als das absolute Prius und Posterius von Allem. Mit dem menschlichen Organismus geht die Natur über sich selbst hinaus. Ihre Vollendung ist zugleich der Durchbruch der Idee in das Reich des Geistes. Das Moment der Natürlichkeit nennen wir Individualität, das der Idealität die Subjectivität, das der Einheit des sich selbst als Ich segnenden Subjects und der Realisirung seiner Erschließung durch die Leiblichkeit die Persönlichkeit. Der Begriff der Individualität kann auch als Seele, der der Subjectivität als Bewußtsein, der der Persönlichkeit als Geist bezeichnet werden. Der Geist ist vom Anfang seiner Existenz an Wissen, Sich wissen, Sich wollen. Allein daß er dieses ist bringt er für sich erst allmählig zum Bewußtsein. Das Bewußtsein ist nur die Seite des Geistes nach welcher hin er als im Verhältniß der Selbstbeziehung auf Anderes steht; der Geist selbst ist mehr als nur diese Beziehung, die Unendlichkeit der Form; er ist auch sich selbst der Inhalt, er findet sich unmittelbar bestimmt, ist aber nach seinem Wesen allgemein, und muß daher arbeiten, den Inhalt als welchen er sich findet, zur Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die seine Freiheit sind, fortzubestimmen.

Die Gewißheit daß der menschliche Geist einerseits durch die Natur und Geschichte bedingt, andererseits aber als Geist mit dem göttlichen identisch ist, und in dieser Identität sich über die Natur und Geschichte erhebt, macht im Allgemeinen das aus was man Religion nennen kann, und weshalb die Wissenschaft vom Begriff des Absoluten schlechthin den Namen der Theologie verdient. Gott, das absolute Subject, ist für den einzelnen Geist als ein nur relatives Subject, die absolute Voraussetzung. Der einzelne erscheinende Geist macht dieselbe, weil sie ein Moment nicht nur, vielmehr das Element seiner Existenz ist. Er glaubt an Gott, ohne sich den Beweis dieser Nothwendigkeit zu führen. Dies Glauben ist empirisch in aller Geschichte eine ebenso unteugbare Thatsache als die Empirie nur irgend einer Naturerkenntnis gewährt, und es ist eine große Seichtigkeit dieser Thatsache nicht dieselbe Anerkennung als andern zuzugestehen. Die Religionen sind höchst verschieden in ihrer particularien Formation, alle aber darin identisch daß sie Gott als die absolute Substanz setzen, die als solche weiß und will, folglich Subject ist. Dieser Inhalt kann mannichfaltig ausgedrückt erscheinen, allein auf jenem Inhalt beruht die Geschichte der Menschheit und kein Volk entbehrt

desselben. Durch ihn erst, durch die Beziehung des Menschen auf einen persönlichen Gott wird das Nüchtern zum Heiligen verklärt. Solange die Religion auf dem Standpunkte der Anschauung steht ist sie Gefühlreligion, auf dem Standpunkte der Vorstellung nennen wir sie Phantasie-religion, auf dem des Denkens Begriffreligion. Die Religion ist 1) eine der absoluten Substantialität (ethnische); 2) der absoluten Subjectivität (monotheistische); 3) der absoluten Geistigkeit (christliche). Weil Gott seinem Wesen nach Mensch ist, so wird er es auch, und manifestirt sich dadurch als Geist; die Menschwerdung Gottes ist daher für alle Religionen das Centrum ihrer Gestaltung. Der Mensch kann auf dem Standpunkte der Sattung sich nicht das Prädicat des absoluten Geistes geben, denn er ist vielfach bedingt; das Studium der Wissenschaft vernichtet den Dünkel der Selbstvergötterung am gründlichsten, und läßt erkennen daß dem erscheinenden Geist wol die Absolutheit zukommt, weil er Geist ist, daß aber der absolute Geist schlechthin nur Gott als das absolute persönliche Wesen ist welches durch diese Absolutheit als die Einzigkeit seiner unerschaffenen, ungewordenen, ewig sich gleichen, das All raum- und zeitlos durchdringenden Individualität allen endlichen, gewordenen, geschichtlichen und beschränkt individuellen Geistern ungleich ist.

Als Beispiel des Vortrags ist der Abschnitt über Staaten' geschichte zu empfehlen. Der Verfasser sondert sie in Geschichte des Rationalstaats, des theokratischen, des Humanitätsstaats, welche wieder Unterabtheilungen einschließen, wie der Rationalstaat den Patriarchatstaat unter sich faßt, in welchem die chinesische Nation das Princip auf das consequenteste durchführte. „Das Wesen der Familie wird in China nach der Äußerste seiner Erscheinung genommen, sodas die qualitative Bestimmtheit des Mannes und des Weibes, indem Letzteres Ersterem sich unterordnet, und die quantitative des Alters alle Verhältnisse durchdringt. Nicht sowohl die reine Innigkeit der Liebe als der genau abgemessene Gehorsam der Sattin gegen den Gatten, der Kinder gegen den Vater, ist daher das Resultat, und jedes Versehen gegen die Pietät zugleich ein gerichtlich strafbares Verbrechen. Dies Princip ist auf den Staat als die große Familie ausgedehnt. Seine Verfassung ist streng monarchisch, aber der Monarch nur Vater der Chinesen, sowie die Beamten für die Sphären ihrer Wirksamkeit väterliche Autorität genießen. Wie die Kinder dem Vater, sind die niedern Beamten den höhern, der Kaiser selbst als der Sohn des Himmels diesem verantwortlich. Des Kaisers persönliches Verhalten, ja sein unmittelbares Wollen als innere Intention wirkt nach dem Glauben der Chinesen unmittelbar auf den Zustand des Reichs ein. Das Innerste der chinesischen Verfassung ist der Glaube an Zauberer und an Geister. Der Verstand ohne höhere Befehlung hilft nicht gegen den Aberglauben. Segen die Unfreiheit der gesetzlich genau abgemessenen Unterwürfigkeit macht die bürgerliche Gleichheit Aller das Gegengewicht aus. Ein Erbadel existirt nicht, nur ein Classenrang... Die Größe des chinesischen Geistes liegt im Streben nach Maß und Ruhe, nach Ordnung und Einheit, und selbst das weitläufige gesellschaftliche Ceremoniell des Umgangs hat diesen Zweck. Der Geist will den Ungeflüm der Natürlichkeit, die Rohheit der selbstsüchtigen Begierde überwinden. Aus dem Reichthum der geschichtlosen, in kritischer Dumpfheit und Gedächtnislosigkeit hinlebenden Naturvölker kehrt er hier zum ersten mal zu ernster Besinnung in sich ein. Alle Künste zur Verfeinerung und Verschönerung des Daseins werden von ihm gepflegt. Ein Gesetzbuch erhebt in den Kings durch Kong-tseu das Gewohnheitsrecht seit dem 6. Jahrhundert vor Christo zur geschriebenen Verfassung. Die Geschichtlichkeit im Leben und Schreiben wird Allen ein Bedürfnis, theils zur Gesetzkennntnis, namentlich zur Kenntnis des so wichtigen Strafgesetzbuchs, theils als Grundbedingung für den Erwerb aller Staatsämter.“

„Der wirkliche Humanitätsstaat (christlicher) konnte erst

beginnen nachdem sich mit der Gemeindevorstellung der bürgerlichen Gesellschaft die Gewerbe und der Handel, die Kunst und Wissenschaft entwickelten. Die deutsche im Bürgerstand wurzelnde Reformation befreite den Geist von dem Vorurtheil beschränkter Nationalität und Verachtung der Natur, indem sie die Gestalt Christi in ihrer wahren Ursprünglichkeit als das absolute Ideal jedes Menschen hervorhob. Um die Vernunft mit Bewußtsein in die Wirklichkeit einzubilden, mußten die Staaten des christlichen Europa die Hierarchie und das feudale Ritterthum negiren. Die Welt wurde daher, der träumerischen und fanatischen Phantasie des Mittelalters gegenüber, werththätig und profaisch. An die Stelle der christlichen abstracten Universalmonarchie traten die Nationalstaaten als Momente eines europäischen Staatensystems, das zunächst unter der Form eines mechanischen Gleichgewichts jedem einzelnen Staat seine Selbständigkeit zu sichern bemüht war... Unter furchtbaren Wehen ringt jetzt die Menschheit den Staat freier Sittlichkeit zu organisiren. Die Erde liegt ihrem Blick offen. Die geheimnißvolle Kraft der Ferne und Fremde ist verschwunden, die Natur dem Begriff nach unterworfen, das Recht jedes Menschen auf menschenwürdige Existenz anerkannt. Die Kraft der Vernunft im Gewir der Religionen und positiven Rechte ist immer größer, und die Nothwendigkeit das Wesen des Christenthums als die vernünftige Liebe zu realisiren immer dringender geworden. Der elende Proletarier, als der finstere Schatten den der besitztholze Bourgeois immer als seinen Rivalen neben sich erblickt, will nicht bloß als ein lebendes Wesen am Leben erhalten, er will auch mit Liebe zum geistbewußten Menschen gebildet werden. Die Form einer Staatsverfassung und der Kampf der Parteien um die Entscheidung relativer Fragen ist bereits dem höhern pädagogischen Interesse der Humanität untergeordnet. Die Tendenzen der Massen werden ewig demokratisch, die Gefühle der Einzelnen aristokratisch, Monogamie aber, Privateigenthum und Bildung die unerlässlichen Bedingungen alles wahrhaften Glücks der Menschheit bleiben.“ 23.

Launen und Spiele des Schicksals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. Von Sigismund Scharffenberg. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wenn wir nach bestem Wissen sagen: der Verfasser gibt eine Kette ineinandergreifender, spannender, gewaltige Affekte umfassender und geschickt umrissener Scenen; er hat eine glatte, miunter schwunghafte Sprache, und geht Dem was er geben will ohne Umschweife direct zu Leibe, sodas wenig oder Nichts dassteht was nicht zur Sache gehört: so haben wir zugleich für einen Theil des Lesepublicums Alles und zwar das Beste gesagt was er von einem Buche erwartet und verlangt. Ihm wird bis auf den offenen Schluß in jeder Richtung Befriedigendes geboten; es fehlt weder an mächtigen Erschütterungen und Gewaltthaten, noch an Attentaten auf zarte Nerven. Das Buch unterhält sicher, und ruft auch wol den Wunsch hervor auf den es der Verfasser angelegt hat, daß nämlich ein zweiter Theil die versöhnende Remesse bringe.

Wir sagten dem Publicum Wahres, wir wollen nun auch dem Verfasser gegenüber dieser Pflicht genügen. Zudem glaubt er sonst er habe uns dupirt; er ist ohnehin so schlau dann und wann ein gewissermaßen ironisches Lächeln über die Blätter gehen zu lassen als wollte er sagen: Wie sie mich auch fassen, ich bin gedeckt, denn für alle Fälle kann ich sie damit foppen daß sie nicht gewußt wo ich von vornherein foppte.

Die „wahren“ Begebenheiten welche der Erzählung zugrundeliegen haben sich nie in einer wesentlich der Erzählung ähnlichen Weise begeben. Wirken konnten sie aber nur in so scharfer Fassung, da Briefverwechslung, Erbschleicherei, Epaunung ohne Vater u. s. w. minder potenzirt schon gespielt

haben. Was war also zu thun? Wir geben die Ursache des Mitleids und Rebentitels zur Lösung dieser Frage. Um Scenen wie z. B. die Hundehetze und der Familienauftritt im offenen Salon einer Menschenclasse anzupassen von welcher dem Verfasser unzweifelhaft bekannt war daß sie im Nothfalle noch viel erbärmlicher zu sein versteht als er sie schildert, aber sicher niemals dergestalt die Dehors außer Acht läßt daß sie Fremden, lachenden Fremden das Schauspiel eines Bänkchens voll Gift und Galle gibt, mußten eigens Charaktere erfunden werden in denen die Motive für solche Situationen lagen. Das gelang, aber zugleich wurde der Verfasser sich klar daß diesen Charakteren die poetische Wahrheit fehle, und daß man sie in einem Producte der Phantasie als miswüchsig verkehren würde. Das ästhetische Gewissen vertrieb ihn somit auch aus dieser Position, und nun mußte als letzte rettende That gewagt werden die Unwahrscheinlichkeit durch die Wirklichkeit zu bemanteln. So wurde dem Leben in die Schuhe geschoben was der Geschmack nicht rechtfertigen konnte. Das Schicksal darf Mancherlei anstellen ohne daß es darum belangt werden kann; die Kritik siph nur über Phantasiegebilde zu Gericht, verkehrte Erscheinungen die das Leben selbst bietet muß sie wie alle Welt ertragen. Immerhin ist indeß diese Genesis wenigstens ein indirectes gutes Zeugniß für das ästhetische Partgefühl des Verfassers; es war von mancher Seite des Buchs verlegt und haschte nach Sühne.

Kun, Nichts für ungut! Das Buch ist interessant und ist es doppelt weil es dies Ziel ohne einen einzigen ausgeführten wirklichen Charakter und ohne Schluß erreicht. Quoique ou parquoi? Das mag offen bleiben. Wir nehmen weder von unserm Anfange noch vom Ende ein Pünktchen weg, und sagen damit — der Leser mag sich überzeugen — doch nichts Widersprechendes.

Schließlich hoffen wir für künftig daß der Verfasser uns in Arrangements und in der Schreibweise die noch übriggebliebene Burschikosität erläßt, wenigstens dort wo nicht wie zu Anfang Studenten, sondern Damen (Marie) in Scene sind. **Mag Waldau.**

Ehrenrettung der Juden gegen angebliche Verbrechen im Mittelalter und in unserer Zeit.

Die Geschichte Hugh's von Lincoln ist als Gegenstand einer durch Percy in seinen „Reliques“ veröffentlichten Volksballade wohlbekannt. Der englische Chronikschreiber Matthew Paris berichtet jene Begebenheit, auf welche die Dichtung sich gründet, in seiner „History of England“ mit großer Ausführlichkeit unter der Jahrzahl 1255, also bei seinen Lebzeiten. Er erzählt wie die Juden zu Lincoln einen achtjährigen Christenknaben stahlen um ihn zu einer die Passion des Heilands verspottenden Kreuzigung zu gebrauchen. Er ward geschlagen, mit Dornen gekrönt, an ein Kreuz genagelt, worauf sie ihm Galle zu trinken gaben, und zuletzt seine Leiden endigten, indem sie ihn mit einer Lanze durchstachen. Aldann warfen sie den Körper, nachdem sie die Eingeweide herausgenommen hatten um zu jauberischen Gebräuchen zu dienen, in eine Grube. Die Mutter verfolgte die Spur ihres Kindes bis zu dem Hause eines Israeliten, wo man die Leiche fand. Man brachte diesen Juden vor den Lord Sohn von Kerington, und als man ihm das Leben sicherte bekannte er die obigen Thatfachen. Der Leichnam ward indessen anständig in der Kathedrale von Lincoln bestattet. Infolge der Anklage des Hebräers gegen seine Brüder wurden 91 derselben festgenommen und in den Tower von London gesteckt, woselbst man bald nachher 18 von ihnen henkte. Der Ankläger selbst wurde auf Gebot des Königs zum Tode geführt.

Nicht der leiseste Zweifel kann darüber walten daß diese Geschichte sich wirklich auf eine Thatfache stütze. Sie wurde insoweit 1790 bei der Auffindung der Leiche des Hugh von Lincoln in dem freß als das feinige bezeichneten Grab der Kar-

thebrale bewahrt. Das Gerippe eines männlichen Kindes ward dort gefunden, in Blei gehüllt, drei Fuß und drei Zoll lang, und mit Nägeln als ob die Eingeweide nicht mit dem Leichnam begraben gewesen. Das Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftstellers legt schweres Gewicht in die Waagschale. Ebenso wenig dürfen wir den tiefen Eindruck übersehen welchen die Erzählung allgemein auf die Gemüther machte. Jeder Chronikschreiber seit Matthew erwähnt des Vorgangs, welcher durch ein herrliches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert bei Chaucer, „Prioresse's tale“, die Weihe empfing. Kürzlich kam noch eine Bürgschaft für die weitläufige Berühmtheit dieser Umstände, durch die Entdeckung einer dieselben besingenden anglo-normannischen Ballade in der königlichen Bibliothek zu Paris, hinzu.

Abraham Dume hat neuerdings alle mit dem Ereignisse in Lincoln verknüpften Nebenumstände gesammelt, und die Glaubwürdigkeit der angeblichen Schuld der Juden abgehandelt in einem 1849 zu London erschienenen Büchlein welches den Titel führt: „Sir Hugh of Lincoln; or an examination of a curious tradition respecting the Jews, with a notice of the popular poetry connected with it. By Abraham Dume.“ Der Verfasser folgert daß es den Juden nicht gleich sáhe eine ironische Kreuzigung in ihren altgebrachten Ritus einzuführen, und sie überhaupt niemals Hinneigen zu magischen Ceremonien verrathen hätten. Als kräftigsten Beweis für diese Ansicht der Geschichte dürfte die Thatsache gelten daß die Juden eines Landes welches sich jetzt in einem ähnlichen Zustande befindet wie der Englands im 13. Jahrhundert, in unsern Tagen einer Reihe von Verfolgungen der nämlichen Art, und auf völlig grundlose Anschuldigungen hin, ausgesetzt waren. Im Jahre 1840, insofer plötzlichen Verschwindens eines Geistlichen Namens Thomafo, wachte zu Damaskus das alte Vorurtheil wieder auf, und bevor eine geeignete gerichtliche Untersuchung des Ereignisses gemacht werden konnte, brachte man zwei oder drei Juden zum Tode, welche wichtige Zeugen in dem Falle abgeben sollten. Nun begannen diese Grausamkeiten, die Volkswuth flammte nicht nur hier, sondern auch in andern Theilen des osmanischen Reichs auf. Es wurden Märtern ersehen die man zum Glück in allen Ländern moderner Christenheit nicht kennt. Im nämlichen Jahre geschah ähnliche Thaten zu Rhodus, und Alles was in ganz Europa und Amerika dachte und fühlte ward von diesen Kunden erschüttert. Sir Moses Montefiore zu London ließ sich bestimmen die Verhältnisse zu besuchen, um womöglich ein Aufhören der Leiden seines Volks zu erlangen. Seine Brüder in diesen und den Nachbarländern von Europa sandten ihm freudig den Ausdruck ihrer Gefühle, und der Reisende durfte sich auf die Autorität und den Schutz der britischen Regierung und auf die guten Wünsche des vereinten Christenvolks stützen. Vor seinem Abgange hielt man ein großes Meeting in der Aegyptischen Halle zu London, welches Dr. Löwe als „den ruhmwürdigsten Beweis von Intelligenz und religiöser Toleranz der in den Annalen der Menschheit zu finden ist“ bezeichnet. Als Sir Moses nach Damaskus kam ward genaue Untersuchung der Umstände angestellt, und das Ergebnis: vollständige Losprechung der jüdischen Gefangenen. Sie wurden am 21. August 1841 in Freiheit gesetzt. Ähnliche Resultate fanden zu Rhodus statt, dessen Pascha sein Amt verlor. 21.

Notizen.

Das Haus der Capuleti in Verona und das Grab Juliens und Romeo's.

Das Haus der Capuleti in Verona ist ein trauriges und düsteres Gemäuer, hier und da von Kreuzbogen durchbrochen welche durch Epheuranen in etwas geschmückt sind. Gegenwärtig dient es zu einem Waarenmagazin. Ueber das Grab der beiden Liebenden erzählt Blage de Bury: „Wir wollten nan auch das Grab der beiden Liebenden von Verona sehen.

Man sieht uns in ein Gehege vor der Stadt. Das Thor, aus halbzerbrochenen Latten bestehend, war geschlossen; nach einigem Pochen sahen wir indeß einen kleinen alten Mann mit einer grünen Brille kommen, der uns mit vielen Complimenten begrüßte und alsbald jurief: «Capiaco! i signori vogliono veder la tomba.» Mit diesen Worten ließ er uns eintreten, und wir folgten ihm durch hohes Gras, das ihm bis an den Gürtel reichte, durch Schlingpflanzen, über Maulwurfsbauten und Gräben bis zu einer Art dunkeln Gewölbe das als Stallung benützt wurde. Davor lag unter Dünger und Unrath ein Granitblock von ungefähr sechs Fuß Länge, der in der Mitte hohl war und als Bassin das Wasser einer Fontaine empfing die unmittelbar darüber war. Wir hatten das Grabmal Giulietta's vor uns. Dieser Trog in dem der Esel seinen Durst stillt, in dem das Schwein sich wälzt, Das ist wirklich das Grabmal Giulietta's. «Die leichten Einbuge die Sie auf dem Steine bemerken», fügte der Eigenthümer des Monuments hinzu, «bezeichnen die Stellen ihrer beiden Köpfe. Das ist der Kopf Romeo's, das der Giulietta's.» Der ganze Garten hatte den Anblick der Einsamkeit und Verwüstung an sich, den die Profanation mit sich bringt. In den Mauerfalten schlängelten sich Kattern, Spinnen hatten ihr Netz gesponnen, und auf dem gerissenen, mit giftigen Pflanzen bedeckten Boden tummelten sich Ratten und Kröten um die Wette. Der Alte, der sein Amt als Cicero gewissenhaft erfüllen wollte, erzählte uns nunmehr Scene für Scene die Tragödie Shakespeare's. Wenn man ihm glauben wollte, so war der Garten derselbe in dem der «Bruder Lorenzo» (er blieb bei diesem Shakespeare'schen Namen, obwohl bekanntlich der historische Name Leonardo ist) ehemals gelebt hat; die Pflanzen waren dieselben welche den Saft zu dem berühmten Schlaftrunk lieferten. Er erzählte uns auch von dem schönen Paris, Mercutio u. s. w. Ohne Shakespeare jemals gelesen zu haben, kannte er ihn doch vollständig vom Hörensagen, und hatte sich aus diesem, der Oper und den Chroniken einen eigenen Roman zurechtgemacht, den er als die Originalerzählung mittheilte.“ (Verone et le maréchal Radetzky, par Henri Blase de Bury.)

Sur Charakteristik Ludwig's XIV.

Alles was die Person Ludwig's XIV. oder einen Ausfluß derselben betraf, mußte seinem Willen gemäß Gegenstand fortwährender Aufmerksamkeit sein. Sein Ansehen erstreckte sich über Alles; er verlangte daß man Denen die er wählte und bevorzugte dieselbe Ehrfurcht erwies wie ihm selbst, mochte es sich nun um Missionen ins Ausland, um militairische Commandos oder einfach um schöne Künste handeln. Der berühmte Kupferstecher Abraham Bosse fühlte sich unangenehm berührt durch die brutale Protection des ersten Malers Lebrun. Er wagte daher, da er eine gewandte Feder hatte, in piquanten Aufsätzen, wennschon nicht den Maler selbst, so doch dessen Schmeichler lächerlich zu machen. Zur Strafe verlor er seine Malerprofessur und mußte in der Provinz sterben. Selbst die Dienste die man dem König erwies waren nicht ohne Gefahr gegenüber seiner Eifersucht auf sein Ansehen. Ein tapferer Offizier, de Surville, beschlügte eine Festung und verteidigte sie standhaft wider den drängenden Feind. Als alle Hülfquellen erschöpft waren, ließ der Commandant, um die Belagerung länger aushalten zu können, eine Belagerungsmünze aus seinem silbernen Tischservice prägen und seinen Namen darauf setzen. Leider hatte er dadurch ein Hoheitsrecht des Königs verlegt, und nur der Académie des inscriptions, die zurathgezogen wurde und erklärte daß jene Zeichen nicht eigentlich Münzen zu nennen seien, hatte er es zu danken daß er nicht bestraft wurde. So tyrannisch der große König gegen seine Unterthanen, seine Minister war, so tyrannisch zeigte er sich auch gegen seine Familie. Von seiner ganzen Umgebung verlangte er Unterwürfigkeit, ja eine Art Verehrung. In einem officiellen Ceremonienbuche der damaligen Zeit heißt es daher: „Wenn die großen Damen, besonders die Prinzessinnen, in das

Kammer des Königs treten, so machen sie eine tiefe Verbrennung gegen das Bett seiner Majestät." 2.

Die goldene Leiter.

Robert Bell ist ein in der englischen Literatur geachteter Name. Er hatte sich im Fache der Kritik ausgezeichnet als seine Lustspiele schon wegen der treuen Abspiegelung von Sitten und Gebräuchen ihm Lob gewannen. Dann reiste er, und seine Reisebeschreibungen bekundeten die Schärfe seiner Beobachtungsgabe und eine gewandte, malerische Darstellung. Jetzt tritt er in „The ladder of gold; an English story“ (3 Bde., London 1851), zum ersten male als Novellist auf, und ein glücklich gewählter Stoff im Verein mit jenen Befähigungen sichert ihm aufs neue einen günstigen Erfolg. Seine Moral greift im Allgemeinen tiefer und ist im Einzelnen spezifischer als die ziemlich abgenutzte, wie ein Mann geringen Herkommens Reichthum erwirbt und sich dadurch empor-schwingt. Er hat die Einwirkungen edler Beweggründe daran geknüpft, und zum Repräsentanten seiner Schöpfung eine Persönlichkeit gemacht welche in England unter dem Namen: Eisenbahnkönig, bekannt ist und wol auch in Deutschland zu finden wäre. Obwohl er aber seine Erzählung aus dem Leben genommen, und jene Persönlichkeit in eigener Gestalt ihm vorgeschwebt haben mag, fehlt es doch an persönlichen Beziehungen. Er gibt den Charakter, nicht das Thatsächliche desselben, das Wesen, nicht die Form. 31.

Bibliographie.

Böckh, A., Die Staatsverwaltung der Athener. 2te Ausgabe. 1ster Band: Buch I—IV. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Braun, A., Betrachtungen über die Erscheinung der Verjüngung in der Natur, insbesondere in der Lebens- und Bildungsgeschichte der Pflanze. Mit 3 illuminirten Tafeln. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 4. 3 Thlr.

Cornelius, C. A., Die Rünsterischen Humanisten und ihr Verhältniß zur Reformation. Ein historischer Versuch. Rünster, Theissing. Gr. 8. 10 Ngr.

Hilgenfeld, A., Die Göttingische Polemik gegen meine Forschungen, in sittlicher und in wissenschaftlicher Hinsicht gewürdigt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Kaufmann, P., Der strategische Fehler in der Führung der Eisenbahn von Berlin an den Rhein, mit Beleuchtung und Würdigung der Gegengründe des Preussischen Generalstabes nebst einer Erörterung über die Landesbefestigung des Preussischen Westens mit Beziehung auf die materiellen Interessen. Mit 3 Zeichnungen. Bonn, Habicht. Gr. 8. 7½ Ngr.

Klette, D., Märchen meiner Großmutter. Berlin, Simon. 8. 15 Ngr.

Langenmantel, B. J. C. v., Das Greifenalter. Eine Inaugural-Abhandlung. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Mühlecker, F., Bilder der Armuth. Zwölf Gedichte. Stuttgart. 1850. 10. 2½ Ngr.

— Die Sündfluth. Ein Sittengemälde der Vorzeit. Der Witwe zur Beachtung in Verse gebracht. Ebendaselbst. 1850. 8. 1½ Ngr.

Orth, C., Duplex tripartitus. Die kirchlichen Stände als Grundlage einer evangelischen Generalsynode zunächst für die östlichen Provinzen des Preussischen Staates. Eine Denkschrift. Berlin, J. A. Wohlgenuth. Gr. 8. 8 Ngr.

Raiderti, Philosophische Betrachtungen über die Sage. Aus dem Italienschen. Deutsch von J. B. Rossmann. Wien, Zentler u. Comp. 8. 12 Ngr.

Shakespeare, Cymbelin. Schauspiel in fünf Acten. Uebersetzt von A. Brück. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Spitzer, S., Allgemeine Auflösung der Zahlen-Glei-

chungen mit einer und mehreren Unbekannten. Wien, Gerold. Fol. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stolterfoth, Uebelheit v., Rheinische Lieder und Sagen. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr.

Cornelius Tacitus. Erklärt von K. Nipperdey. 1ster Band. Ab Excessu divi Augusti I—VI. Mit den Varianten der Florentiner Handschrift. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Thilo, C. A., Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien beleuchtet. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Uhlemann, M. A., De veterum Aegyptiorum lingua et litteris sive de optima signa hieroglyphica explicanda via atque ratione. Accedunt indices et vocabularii hieroglyphici specimen. Lipsiae, T. O. Weigel. Gr. 8. 24 Ngr.

Werthvolles aus dem Nachlaß des jungen Theologen P. Löfer. Herausgegeben und geordnet von F. v. d. Osten-Sacken und H. Odenwald. Zwei Bände. Breslau, Verlagsgesellschaft. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Widenmann, G., Gedanken über die Unsterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens. (Gekrönte Preisschrift.) Bielefeld, Gerold. 12. 18 Ngr.

Zerrenner, C., Anleitung zum Gold-, Platin- und Diamanten-Waschen aus Seifengebirge, Ufer- und Flussbett-Sand unter Voraussendung einer geognostischen Charakteristik des die genannten Mineralien führenden Seifengebirges und eine Zusammenstellung verschiedener Ausbeutungsmethoden desselben in verschiedenen Gegenden der Erde. Mit 3 lithographirten Tafeln. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Das Kronwerk der Festung Stenöburg. Sendschreiben eines Schleswigers an die hohen Commissarien des deutschen Bundes. Kiel, Schwes. Gr. 8. 4 Ngr.

Lamartine, A. de, Sur socialen Frage: Wie man den Revolutionen vorbeugt. Ein Morgen in London oder der conservative und destructive Socialismus. Tübingen, ter Meer. Gr. 8. 6 Ngr.

Mehring, G., Die Zukunft der peinlichen Rechtspflege aus dem Standpunkte der Seelenlehre betrachtet. 2te Auflage. Schw. Hall, Rischke. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine Stimme aus Kärnten über die durch den beabsichtigten Schutzholl der vaterländischen Eisen-Industrie drohenden Gefahren. Graz, Hesse. Gr. 8. 4 Ngr.

Weigelt, G., Innere Mission. Drei Predigten, gehalten in der freien christlichen Gemeinde zu Hamburg-Altona-Hamburg. 1850. Gr. 8. 6 Ngr.

— Neujahresgötter. Eine Neujahrespredigt. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

— Vier Predigten vom Glauben an die Vorsehung. In der freien christlichen Gemeinde zu Hamburg-Altona gehalten. 2te Auflage. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

— Die falsche und die wahre Unsterblichkeit der Seele, erläutert in sechs Predigten. Ebendaselbst. Gr. 8. 12 Ngr.

— Wahrheit und Dichtung im Evangelium. In fünf Predigten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

— War das ein heiliger Krieg? Eine Predigt zur Feier des 18. October 1850 gehalten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 2 Ngr.

— Die erste und letzte Weihnacht. Zwei Predigten an den beiden Tagen des Weihnachtsfestes gehalten. Ebendaselbst. 1850. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Zollgrenze zwischen Schleswig und Holstein. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. XIV.

Die Inserionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Vericht

über die im Laufe des Jahres 1851

im Verlage von

J. A. Brodhauß in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

N. II, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

- 1. Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortlicher Herausgeber: **Georg Brodhauß.** Jahrgang 1851. Täglich außer den Beilagen zwei Nummern. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.
Wird täglich zwei mal ausgegeben; die zweite Sonntagsnummer bildet ein literarisches, artistisches Beiblatt.
Die Inserionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; ein Bogen kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigefügt.
- 2. Blätter für literarische Unterhaltung.** Verantwortlicher Herausgeber: **Georg Brodhauß.** Jahrgang 1851. Gr. 4. 12 Thlr.
Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Sie geht dazu ein literarischer Anzeiger. Die Inserionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigefügt oder beigefügt.
- 3. Landwirtschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Loh.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7 1/2 Ngr.
Sie erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Hefungen bezogen werden. Inserionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Kaufend beigefügt.
- 4. Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Neunter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.
Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Hefungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein literarischer Anzeiger beigefügt. Die Inserionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Kaufend beigefügt.
Der I.-V. Band des Pfennig-Magazin (1833-37) kosten im vollständigen Preise 4 Thlr.; der VI.-X. Band (1838-42) 4 Thlr.; der XI.-XV. Band (Neue Folge I.-V. Band, 1843-47) 4 Thlr.; der I.-XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der neuen Folge VI., VII. und VIII. Jahrgang (1848-50) kosten jeder 2 Thlr.
Pfennig-Magazin für Städte. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. Zwei Bände. Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band.
- 5. Illustrierte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben von **M. J. C. Bolbeding.** Sechster Jahrgang. 52 Nummern mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.
Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Hefungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein literarischer Anzeiger beigefügt. Die Inserionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Kaufend berechnet.
Die ersten drei Jahrgänge der Illustrierten Zeitung für die Jugend (1846-48) kosten zusammengenommen im vollständigen Preise 3 Thlr., elegant gebunden 5 Thlr. 24 Ngr. Der vierte und fünfte Jahrgang (1849-50) kosten jeder gebunden 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.
- 6. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern unter Verantwortlichkeit von **Dr. H. Anger.** Fünfter Jahrgang. Vier Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.
Dieser Zeitschrift wird ein literarischer Anzeiger beigefügt. Die Inserionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. bezahlt.
- 7. Ahn (F.), Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 4me édition. In-8. Geh. 8 Ngr.
Der zweite Cours erschien 1850 in zweiter Auflage und kostet 10 Ngr.
- 8. A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. Second edition. 8. Geh. 10 Ngr.
Der zweite Cours erschien 1850 und kostet 12 Ngr.
- 9. Anleitung zum Selbststudium der Hydrostatik und Hydraulik.** Nach dem *Book of science* von **J. Sporschl.** Mit 25 Abbildungen. Zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

10. **Wachsmayr (J. M.), Der Kranz der Bergeseule.** Volkstragedrama in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Zhr. 10 Rgr.

Ein junger Reichthümer Dichter tritt hier zum ersten male vor des größern Publikum. Die Trisq., Gesundheit und Bekehrtheit seiner Schöpfungen wird ihm schnell Lohn bringen und Acert ihm zugleich eine dauerndere Beachtung als sie viele der jüngst eben so plöthlich wieder verschmundenen als aufgestauten Retorte der dramatischen Poesie zu erlangen vermocht.

11. **Bequignoles (G. von), Blondel.** — Ein Lied vom Kreuze. — Gr. 8. Geh. 24 Rgr.

Dieses Gedicht ist dem Fürstbischöfe von Breslau Friedrich von Diessenbrock gewidmet.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Giulio. Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. 1849. 12 Rgr.

12. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Bier- und sechsigster bis siebenundsechzigster Band. Gr. 12. Geh. 4 Zhr.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titel einzeln zu erhalten:

- I. H. Büchse. 20 Rgr. —
- III. Ovid. 20 Rgr. —
- IV. Dante. 20 Rgr. —
- V. Boetius. 20 Rgr. —
- 10 Rgr. — VI. 20 Rgr. —
- VIII. IX. X. Boetius. 20 Rgr. —
- X. Boetius. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 1te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 2te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 3te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 4te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 5te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 6te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 7te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 8te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 9te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 10te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 11te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 12te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 13te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 14te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 15te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 16te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 17te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 18te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 19te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 20te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 21te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 22te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 23te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 24te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 25te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 26te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 27te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 28te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 29te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 30te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 31te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 32te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 33te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 34te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 35te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 36te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 37te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 38te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 39te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 40te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 41te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 42te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 43te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 44te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 45te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 46te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 47te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 48te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 49te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 50te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 51te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 52te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 53te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 54te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 55te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 56te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 57te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 58te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 59te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 60te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 61te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 62te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 63te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 64te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 65te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 66te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 67te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 68te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 69te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 70te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 71te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 72te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 73te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 74te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 75te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 76te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 77te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 78te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 79te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 80te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 81te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 82te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 83te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 84te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 85te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 86te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 87te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 88te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 89te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 90te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 91te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 92te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 93te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 94te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 95te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 96te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 97te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 98te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 99te Auflage. 20 Rgr. —
- überf. von Richter, überf. 100te Auflage. 20 Rgr. —

13. **Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. B. Roebell, Th. Panofka, F. von Raumer und G. Ritter.** Herausgegeben von Friedrich von Raumer. 12. Geh. 1 Zhr. 10 Rgr.

ten's Bilden. Unverküchelt. — 19. Das Schreiben der alten Sprachen. — 20. Anatomie aller Religionen, Psychologie und Kunst. — 21. Platon's Platon, Unverküchelt. — 22. Platon's Platon, Unverküchelt. — 23. Unverküchelt, alte und neue Philosophie. — 24. Platon, christliche Philosophie. — 25. Psychologische Mittheilungen. — 26. Fortschritte der Menschheit, Irthümern, Keim, Colloquium, Licht der Philosophie. — 27. Spartanisches Staatswesen.

14. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.** — Sechste umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis sechstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Rgr.

Diese sechste Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Rgr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenschrift der Band kostet 1 Zhr. 10 Rgr., in einer Prachtbandgabe auf extrafeinem Schreibpapier 3 Zhr.

Die ersten Hefte, sowie ausführliche Kupfertafeln, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Anmerkungen abgedruckt, und der Raum einer Seite wird mit 3 Rgr. bezehnet.

15. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Graphische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.** Herausgegeben und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Meissner. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Neue Abtheilung: Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Zhr.

Die 10. Abtheilung erscheint binnen kurzem und wird enthalten: **Künste und Gewerbe.** (25 Tafeln.) 1 Zhr. 15 Rgr.

Ein vollständiges Register über den Bilder-Atlas ist unter der Presse und wird in einigen Monaten erscheinen.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist entnommen, und es wird für Klapp- und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 3 Rgr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Rgr.

Werbhefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Inhalts- über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzuschauen.

16. **Dumas (A.), Mémoires d'un moine. Tomes XVIII et XIX.** 8. Preis des Bandes 15 Ngr.

Tom 12. Bande an erster dieser Roman auch unter dem Titel: **Le Collier de la Reine.** 6 vol. 8. 3 Zhr. und vom 18. Bande an unter dem Titel:

Angé Pitou. Tomes I et II. 8. Preis des Bandes 15 Ngr. In demselben Verlage erschien früher von J. Duménil: **La Dame de Monsoreau.** 6 vol. 8. 1845-46. 3 Zhr.

17. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste und zweite Folge. Mit 38 Stahlstichen. Schmal gr. 4. Jede Folge geheftet 5 Zhr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Zhr. 15 Rgr.

In demselben Verlage erschien: **Die Mädchen und Frauen in Shakespeare's dramatischen Werken.** In Bildern und Erläuterungen. Mit 40 Stahlstichen. Schmal gr. 4. 1848. Geheftet 12 Zhr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Zhr.

18. **Die Gegenwart.** Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Weltgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Einundsechzigstes bis fünfundsiebzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Rgr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Rgr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band haben geheftet jeder 2 Zhr., gebunden 2 Zhr. 10 Rgr. Kupfertafeln aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und ihr Raum einer Seite mit 4 Rgr. bezehnet.

19. **Goldsmith (D.), Der Landprediger von Ballyfad.** Eine Erzählung. Aus dem Englischen überf. durch R. C. von der Heltzig. Dritte Auflage. Gr. 12. Geh. 15 Rgr.

(Der Beschlus folgt.)

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 101. —

17. Mai 1851.

Inhalt.

Die periodische Presse der Schweiz zu Anfang des Jahres 1851. — Zur deutschen Geschichtschreibung. Von M. Kose. — Frankfurter Musenalmanach. Herausgegeben von J. Bachmann-Korbett, H. Kothé und G. Räurer. Erster Jahrgang. — Chinesisches. Von G. Klemm. — Stranger. — Unserer Armees. Vom Verfasser des „Ein deutscher Soldat“. — Vincenz Fettmilch, der Lebückler von Frankfurt. Ein Trauerspiel von Karl Feldmann aus Gotha. Von Max Waldau. — Literarisches aus der polnischen Emigration. — Besprechungen; Bibliographie.

Die periodische Presse der Schweiz zu Anfang des Jahres 1851.

In allen Ländern der civilisirten Welt ist mehr oder minder die periodische Presse nicht blos ein Spiegel der öffentlichen Meinung geworden, sie ist noch weit mehr als Dies: die lebendige Physiognomie des Völkerlebens, in welcher der aufmerksamere Beobachter durch allen der Presse auferlegten directen und indirecten Zwang, durch alle ihre Versuche der Heuchelei und alle ihre abgequälten officiellen Fragen hindurch, die Leidenschaften, Interessen und Gelüste erkennt welche die Nationen im Innersten bewegen. Dies gilt selbst von denjenigen Staaten und Städten in denen der abnorme Kriegs- und Belagerungsstand zum normalen geworden zu sein scheint. Denn wer vermöchte nicht auch dort den bitteren Schmerz getäuschter Erwartung, den verbissenen Jörn, die Verzweiflung am gerade Bestehenden und Gewordenen, die Hoffnung auf endliche Erlösung vom Uebel wenigstens zwischen den Zeilen zu lesen?

In höhern Grade als von jedem andern Lande, auch vom sogenannten republikanischen Frankreich, hat diese Bemerkung ihre Wichtigkeit für die republikanische Schweiz. Im französischen Gendarmen- und Polizeistaate, von dem man noch nicht weiß ob ihm die improvisirte Februarrepublik wirklich ins Fleisch gewachsen ist, oder ob er nur die Freiheitsmütze über den Bonapartehut, über die Orleansistische oder Bourbonische Krone gestülpt hat, um sie bei Gelegenheit wieder unter die alte Garderobe zu werfen, ist es nur allzu gut gelungen der Presse wenigstens den halben Mund zu stopfen. Darum läßt sie sich mitunter in nicht durchweg verständlichem Gemurmel vernehmen, während die von der Oberfläche zurückgebrängten Meinungen und Bestrebungen in geheimen Gesellschaften und Conspirationen ihre Existenz zugleich zu verbergen und geltendzumachen suchen. Ganz anders ist es in der Schweiz.

1851. 101.

Hier treten so ziemlich alle Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen und Forderungen unmittelbar hervor, hier ist Dasein und rückhaltloses Sichoffenbaren meist ein und derselbe Act. In der That, wäre die Sprache dem Menschen nur gegeben um seine Gedanken zu verbergen, und bestände die höchste Weisheit der Politik nur in der vorsichtigen Verhüllung von Plänen, um für ihre Verwirklichung den rechtzeitigen Moment zu erlauern, so hätten die Schweizer noch nicht sprechen gelernt und von einer eidgenössischen Politik dürfte kaum die Rede sein. So ist es aber glücklicherweise nicht. In einer Republik wo das Volk nicht blos dem Namen nach der Souverain und der eigentliche Factor des öffentlichen Lebens ist, ergibt sich die Politik der höchsten Oeffentlichkeit nicht blos als die der größten Klugheit; sie ist auch gerade eine durch die Macht der Verhältnisse gebotene Nothwendigkeit. Wer nicht dem Volke rund heraus sagt was er will, wofür denn gerade die periodische Presse das tauglichste und ununterbrochen wirkende Organ ist, darf auch nicht erwarten daß sein Wille der Wille der Mehrheit, daß er That und Leben werde.

Damit ist indessen nicht gesagt daß nicht die öffentlichen Blätter in der Schweiz ihrem Publicum ebenso viele, ja vielleicht noch mehr Unrichtigkeiten in der Mittheilung von Einzelheiten aufstischen als Dies in den andern Ländern der Fall ist, wo die in so reichlichem Maße der Presse eröffnete Aussicht auf Anklage wegen öffentlicher Injurien, wegen Verleumdungen oder Aufreizungen zur Unzufriedenheit den Zeitungen und Zeitschriften eine Sprache aufnöthigt die man zwar die Sprache des Anstandes und der schuldigen Rücksichten nennen mag, die aber näher betrachtet doch nur ein unseliges Mittel ding zwischen Wahrheit und Lüge ist. Hat irgendwo in der Schweiz die Reibung der Parteien zu einem Aufsehen erregenden Vorfall geführt — etwa von der Art wie unlängst die an sich ziemlich unbedeutenden tumultuarischen Auftritte im Immerthale des bernischen Jura

56

und zu Interlaken waren —, so fehlt es nicht an Berichten von der einen und andern Seite die in ihrer völlig entgegengesetzten Auffassung und Darstellung kaum noch ein und dasselbe Ereigniß erkennen lassen. Aber deshalb läßt sich der schweizerischen Presse keineswegs der Vorwurf der Lügenhaftigkeit machen. In hundert Fällen gegen einen ist es stets nur die leidenschaftliche Aufregung einiger persönlich Betheiligten die sich in den öffentlichen Blättern ihres Cantons und ihrer Partei auf die allerunschädlichste Weise austobt, und die immer nur sich selbst, nie aber Andere rächt. Wer wüßte auch nicht — namentlich die Deutschen sollten es von ihren Auffständen und Emeuten aus den letzten Jahren her wissen — daß bei jeder plötzlichen Aufwallung im Volke das Unglaublichste geglaubt wird, daß alsdann die ganze Luft mit Märchen und Unwahrheiten geschwängert ist, die mit der Luft ein- und ausgeathmet werden?

Diese allgemeine Erfahrung bestätigt sich auch in der Schweiz. Wie aber dem Schweizer überhaupt, sobald ihn die Vorgänge nicht unmittelbar und persönlich berühren, ein kühles, besonnenes und richtiges Urtheil eigen ist, so weiß auch die schweizerische Presse die augenblicklichen Uebertreibungen und Entstellungen selbst von Seite der eigenen Parteigenossen sehr bald auf das rechte Maß zurückzuführen. Auch folgen die Berichtigungen zur Herstellung des wahren und ganzen Sachverhalts so rasch und unmittelbar den ersten übertriebenen Darstellungen, daß im Lande der ausgebreitetsten Dessenlichkeit in ganz Europa — Dies ist die Schweiz selbst vor England, da die Mittheilungen ihrer öffentlichen Blätter in verhältnißmäßig weit größerm Umfange durch alle Schichten der städtischen und ländlichen Bevölkerung verbreitet, gelesen und besprochen werden — dem mitunter in Umlauf gesetzten Unwahrheiten wenigstens keine Zeit gelassen wird in irgend einem größern Kreise einen schädlichen Einfluß äußern zu können. Dies gilt in gleichem Maße von ungerechten und unwahren Verdächtigungen gegen Einzelne. So leicht es einigen schweizerischen Blättern fällt auf ihre Gegner zu schimpfen, was diesen sehr wenig verschlägt, so schwer würde es ihnen doch fallen sie durch Unterscheidung falscher, aber scheinbar beglaubigter Handlungen und Thatfachen zu vertheidigen; wer wirklich in der Schweiz einen guten Namen zu verlieren hat, Dem kann er in diesem Lande der Dessenlichkeit nicht ebenso leicht als anderswo heimlich untergraben werden.

Ist es ein sehr anerkennenswerther Vorzug der periodischen Presse der Schweiz daß jede Bewegung und Bewegung des Volksgeistes in ihr sogleich ein Echo findet, so scheint sie doch dem fernestehenden ausländischen Beobachter weit mehr Bewegung und Aufregung zu verkünden als wirklich vorhanden ist. Sie ist einer Uhr zu vergleichen die schon Minuten schlägt wo die periodische Presse größerer Staaten nur Stunden angibt; und sie schlägt ihre Minuten mit demselben Getöse wie anderswo die Stunden verkündet werden. Dieser ge-

druckte Lärm in den schweizerischen Blättern, dieser vielfältige und verstärkte Nachhall, den darin jede leise Stimme des Unwillens und der Unzufriedenheit findet, hat nicht wenig dazu beigetragen um dem beharrlich verbreiteten Märchen von einer beständigen anarchoischen Gährung im Schweizerlande sogar bei wohlmeinenden und verständigen Ausländern Eingang zu verschaffen. Ganz besonders sind es Deutsche, die sich sogar in einer Zeit da schon von oben herab die Wellen der Anarchie über ihnen zusammenschlagen und ihnen im Namen der Ruhe und Ordnung die Köpfe waschen, immer noch zu der fabelhaften Naivetät verleiten lassen von dem schweizerischen Herde der Anarchie zu phantastiren, während sie sich mit all ihrer Kochkunst am eigenen Herde nur die eigene Suppe verfalschen.

Wer aber einzig nach dem derben, zuweilen selbst heftigen und leidenschaftlichen Tone in den schweizerischen Blättern leichtweg auf die Zustände des Landes und die Stimmung des Volks schloße, würde gänzlich fehlgehen. Mit jener Leidenschaft die sich an den Schreibtisch setzt und sich die Feder schneidet um ihren druckfähig zurechtgewaschenen Joren zu Papiere zu bringen, hat es ohnehin nicht viel auf sich; auch nicht was ihre Wirkung im Volke betrifft. Eher können noch einzelne Volksmassen durch den unmittelbaren Eindruck der mündlichen Rede zu leidenschaftlichem Thun und Handeln fortgerissen werden. Aber man fasse einmal die in der Schweiz gehaltenen Volksversammlungen oder die Verhandlungen ihrer Großräthe näher ins Auge, und man wird bald erkennen daß sie im auffallenden Gegensatz mit dem heftigern Aufsprudeln in der Presse durchweg das Gepräge der Mäßigkeit und Besonnenheit, ja der Mäßigkeit und der Kälte tragen. Seit zehn Jahren ist in allen Versammlungen des Volks und seiner Abgeordneten, von dritthalb Millionen Schweizern nicht so viel Leidenschaft gesprochen worden als von ebenso vielen Deutschen im einzigen Jahre 1848. Ueberhaupt ist den Schweizern nur durch ruhige Erörterung der Gegenstände beizukommen, die es Jedem klar erkennen läßt ob und inwiefern damit dem allgemeinen und dem besondern Interesse der Einzelnen gedient sei. Es ist also auch erklärlich genug daß in Deutschland, als die langverhaltene Unzufriedenheit sich in Worten auslassen konnte, eine verhältnißmäßig weit größere Anzahl von eigentlich agitatorischen Talenten aufgetaucht ist als sie die Schweiz stellen könnte, nur daß jene deutschen Agitatoren zwar die Aufregung im Volke zu steigern, sie aber bloß momentan und vorübergehend anzufachen, und am wenigsten für praktisch-politische Zwecke zu verwenden wußten. Solche tumultuarische Auftritte wie unlängst einer im berner Großrath durch den gegen die Conservativen gerichteten Vorwurf der Unterschlagung öffentlicher Gelder hervorgerufen wurde, wie sie aber in der Paulskirche, in den Versammlungen französischer oder nordamerikanischer Abgeordneten häufig genug waren oder noch jetzt es sind — gehören in der Schweiz zu den höchst seltenen Ausnahmefällen. Immer ist es also nur ein Theil der

periodischen Presse welcher das meist sehr besonnene Thun und Handeln im öffentlichen Leben mit leidenschaftlichen Worten und Gesten accompagnirt, und auf diese Weise im Auslande dem Glauben Nahrung gibt daß die in den schweizerischen Blättern oft nur decorationsmäßig mit dick aufgetragenen Farben gemalten Feuersbrünste zugleich wirkliche seien. Wie sollten auch in der Schweiz die berufsmäßigen Bühler und Agitatoren, selbst wenn sie mit den besten Fähigkeiten dafür ausgestattet wären, irgend erhebliche Geschäfte machen können? Das schweizerische Volk duldet es nicht daß ihm Einzelne erst noch auf den Fuß treten um es darauf aufmerksam zu machen wo es der Schuß drückt. Ist Letzteres wirklich der Fall, so setzt es sich schon selbst in Bewegung und findet in seinen freien Versammlungen und seinen sonstigen demokratischen Institutionen legale Mittel genug um sich von seinen Uebeln zu erlösen ehe sie unheilbar geworden sind. Daß dabei dann und wann ein geringer Excess, ein meist sehr unbedeutender Fehltritt über die Schranken des Gesetzes hinaus vorkommt ist sehr natürlich, und weist als seltene Ausnahme nur um so bestimmter darauf hin, wie sehr in der Schweiz der legale Fortschritt zugleich der regelmäßige ist. Von andern Staaten wissen wir dagegen daß diese Ausnahmen selbst zur Regel geworden sind, mögen nun die Verfassungsbrüche und Gesetzwidrigkeiten von oben oder unten herkommen.

Darf man der periodischen Presse der Schweiz nicht den Vorwurf machen daß sie irgend etwas Erhebliches für das öffentliche Leben verschweige, sondern eher den entgegen gesetzten daß sie Manches was sie nur leise betonen dürfte allzu laut beschreit: so ist damit freilich nicht behauptet daß die schweizerischen Staatsmänner und Parteiführer nicht auch über ihre absichtlichen und unabsichtlichen Offenbarungen in der Presse hinaus besondere Pläne und Zwecke zu verfolgen suchten. Aber es fällt ihnen in der Schweiz wenigstens weit schwerer damit lange hinterm Berge zu halten. Fast in allen und selbst in den kleinsten Cantonen haben die Häupter der gerade herrschenden Partei an diesem oder jenem Blatte wenigstens ein Organ, welchem regelmäßig wenigstens ein oppositionelles und scharf controlirendes Blatt gegenübersteht. Will nun die herrschende Partei irgend Etwas durchsetzen, so muß sie, sollte sie auch von Anfang an nicht ihre ganze Absicht durchscheinen lassen, doch die öffentliche Meinung im voraus für ihre Absichten zu gewinnen suchen. Sie muß sich also an das Volk wenden und thut Dies in dem ihr zugebotestehenden Blatte. Dann geschieht es aber ebenso regelmäßig daß die oppositionellen Blätter der herrschenden Partei so viele Absichten unterscheiden welche sie in Wahrheit nicht hat, daß diese sehr bald genöthigt ist mit ihrem ganzen Plane herauszurücken, um sich der ihr fälschlich zugeschobenen Tendenzen und ihrer gehässigen Deutung erwehren zu können.

In der Schweiz gibt es also keinen Boden für irgend eine geheime Cabinetpolitik; und wenn anderwo zwar nicht das Beste, aber doch das Meiste hinter statt

vor den Coullissen geschieht wird, so ist es hier gerade umgekehrt. Aber weil es so ist, darf man schließen daß in der Presse und in den öffentlichen Nachrichten die wirklich vorhandene Summe von Staatsklugheit auch wirklich in Umlauf gesetzt und ziemlich vollständig zutagegebracht wird. Man dürfte also darauf nicht allzu große Hoffnungen bauen daß noch irgendwo völlig unbenutzt gebliebene Schätze politischer Weisheit verborgen lägen, die im kritischen Momente sofort gehoben werden könnten. Darum drängt sich, im Hinblick auf die schweizerische periodische Presse, vor allem die Frage auf: ob wol der in ihr sich offenbarende öffentliche Geist einer plötzlich über die Schweiz hereinbrechenden Gefahr gewachsen sei? Nachdem die Schweiz vor kurzem eine innere gefährliche Krisis glücklich überstanden hat, könnte diese Gefahr wol hauptsächlich nur von außen kommen. Eine kurze Betrachtung der Art und Weise wie die schweizerische Journalistik die auswärtigen Verhältnisse und zumal die Stellung der Eidgenossenschaft zum Auslande auffaßt, ist also nach einigen einleitenden statistischen Bemerkungen in erster Linie von allgemeinem Interesse.

Nach einer Angabe der „Baseler Nationalzeitung“ erschienen zu Ende des Jahres 1850 in der Schweiz nicht weniger als 204 Blätter politischen, belletristischen, religiösen, technischen und andern Inhalts. Im Verhältnisse zu einer Bevölkerung von nicht ganz dritthalb Millionen ist also die Schweiz vor allen andern Ländern Europas mit der massenhaftesten periodischen Literatur versehen; während die Zahl der in sich abgeschlossenen größern Werke verhältnismäßig geringer ist als in Deutschland und in Frankreich. Von jenen 204 Blättern erscheinen 152 in deutscher, 46 in französischer, 5 in italienischer und 1 in der bei einem Theile der Bevölkerung Sprachbündens gesprochenen eigenthümlichen romanischen Sprache. Also auch die verschiedenen Sprachgesellschaften der Schweiz sind in ihrer periodischen Literatur ziemlich gleichmäßig vertreten; ein Beweis daß das Bedürfnis den Verlauf der Tagesereignisse nicht aus den Augen zu verlieren überall und in hohem Grade verbreitet ist. Jene Blätter vertheilten sich auf die einzelnen Cantone wie folgt: Bern 40, Zürich 23, Basel 16, St. - Gallen 15, Waadt 14, Graubünden 11, Thurgau 11, Schaffhausen 10, Genf 9, Neuchâtel 9, Solothurn 8, Luzern 7, Thurgau 6, Tessin 5, Basel-Land 5, Freiburg 4, Schwyz 3, Zug 2, Valais 2, Appenzell - Auser Rhoden 2, Glarus 2, Nidwalden 1. Nur die beiden kleinen katholischen Halbcantone Obwalden und Appenzell - Inner Rhoden sind in der schweizerischen Journalistik nicht vertreten.

Die Veränderungen, wie sie bei jedem Jahreswechsel einzutreten pflegen, sind auf Zahl und Masse der periodischen Literatur ohne bemerkenswerthen Einfluß geblieben. Wol aber sind seit 1851 einige Blätter zum Vorschein gekommen die bereits besondere Beachtung gefunden haben. Dahin gehört die radical-demokratische, von den jurassischen Volksvereinen ausgegangene und von

dem bekannten Stockmar redigirte „La nation“; sie erscheint sechs mal wöchentlich in Bern, im besondern Gegenfage gegen die gleichfalls in Bern herausgegebene ultraconservative „Patrie“. Sodann das Organ der jetzt in Bern herrschenden Partei „Das Vaterland“, das in seinem Programm auf herkömmliche Weise die von ihm beabsichtigte „Mäßigung“ angekündigt hatte, aber bei Besprechung der neuern Parteihändel im Innern und Oberlande seinem früher gegebenen Versprechen auf sehr eigenthümliche Weise nachgekommen ist. Wie überhaupt die jetzt in Bern regierende Partei den spießbürgerlichen Spieß des Fremdenhasses besonders gegen die sogenannten „Rassauer“ herausgekehrt, weil nach ihrer Ansicht das ganze glückliche Deutschland bereits „in Nassau ausgegangen ist“, und wie sie mit dieser schon etwas verbrauchten und auf die Dauer nicht sehr brauchbaren Waffe doch noch einmal bei einem Theile des berner Volks gute Geschäfte gemacht hatte: so hielt es auch das „Vaterland“ für nöthig seine künftigen Leser ausdrücklich zu versichern daß es „nur von inländischen Kräften geleitet sei“. Einer besondern Erwähnung verdient das von Treichler in Zürich erst nach dem Beginn des neuen Jahres herausgegebene „Volksblatt“. Es ist in frischem Tone und in einer für jeden Bauer und Arbeiter faßlichen Sprache geschrieben. Nach den Antecedentien des Herausgebers läßt sich erwarten daß darin auch die ökonomisch-socialen Fragen auf eine praktische Weise, ohne Verirrung in das lustige Gebiet überschwänglicher und unausführbarer Theorien, ihre Besprechung finden werden. Zugleich scheint dieses „Volksblatt“, soweit es der enge Raum erlaubt, eine mehr als bloß oberflächliche und leichtfertige Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten zu beabsichtigen, wodurch die Leser nicht bloß unterhalten und mit Spottwohlfeilen Späßen über die „Fremden“ in ihrem schweizerischen Selbstgeföhle gekitzelt, sondern in Wahrheit belehrt und auf die ebenso wichtige als schwierige Aufgabe der Schweiz bei Zeiten hingewiesen werden. Der sehr wohl redigirte „Bund“ erscheint bereits seit October 1850 unter der Redaction von Dr. A. Roth und Karl Tschärner, von welchen der Erstere, durch eine sehr einläßliche Beleuchtung der staatsrechtlichen Seite der neuenburger Frage, einem größern Publicum schon früher bekanntgeworden ist. Es ist dies jene auch in Deutschland vielfach besprochene Schrift, die unter Anderm in der „Neuen preussischen Zeitung“, sowie durch Dr. Löwe in der von Kolatschel herausgegebenen „Deutschen Monatschrift“, eine sehr entgegengesetzte Beurtheilung und Beachtung gefunden hat. Der täglich in Bern erscheinende und gut geschriebene „Bund“, der die schweizerischen Vorgänge mit einer anerkanntswürdigen und durch keinen einseitigen Parteieifer gefärbten Gewissenhaftigkeit behandelt, ist jetzt wol das Blatt geworden in dem auch die Deutschen in Deutschland die treueste, vollständigste und doch nirgend ermüdend weitschweifige Darstellung vom Leben und Treiben im Lande der Eidgenossen finden könnten. Allein freilich ziehen es die Meisten noch vor ihre Kennt-

niss von diesen Dingen aus den Correspondenzen der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ zu schöpfen, welche solange schon die Kunst geübt hat das überwiegend Gute im öffentlichen Leben der Schweiz mit vorsichtigem Still-schweigen zu übergehen, um nicht den Deutschen die Glückseligkeit, an der sie ohnehin leiden, noch mehr zu verleiden, und welche dagegen jeden kleinen Mißstand zu großen Fragen zu verzeichnen versteht, die gleichwol auf den arglosen Leser im Auslande zuweilen den Eindruck eines richtigen Conterfeis machen, aber nur darum weil diesen Bildern und „Schattenbildern“ der Mißstand fehlt, der sonst wol bei Dergleichen für unentbehrlich gehalten wird. Besonders ist es noch bei der Redaction des „Bund“ zu loben daß sie die Vorgänge im Sonderleben der Einzelcantone mit richtigem Takte, nach dem ihnen zukommenden, aber nicht immer leicht zu findenden Maße ihrer Wichtigkeit zu behandeln versteht. Ueberhaupt ist dieses Blatt nicht in dem Sinne ein locales Parteiblatt wie es die meisten andern schweizerischen Blätter sind und ihrer Stellung nach sein müssen. Wie vielmehr die Redaction selbst der Mehrheit der schweizerischen Nationalbehörden wenigstens in ihren Ansichten nahesteht, so erfüllt sie zugleich die Aufgabe die allgemeinern eidgenössischen Interessen jedem Particularismus gegenüber zu vertreten, komme er von der ultraconservativen oder von der ultraradicalen Seite. Aber auch die auswärtigen Angelegenheiten finden im „Bund“ eine dem größern Umfange des Blatts angemessene, umsichtigere und ausführlichere Darstellung und Beurtheilung als es in den kleineren Blättern möglich ist. Wenn freilich einmal, in Nr. 8 des laufenden Jahrgangs, Ungarn kurzweg zu den slavischen Provinzen Oesterreichs gezählt und von der Freundschaft der böhmischen Stammverwandten für die Ungarn gesprochen wird, so mag man es schmerzlich empfinden daß sich die heldenmüthigen Magyaren, diese blutenden Märtyrer unter den Völkern Europas, selbst in der demokratischen Schweiz noch keine richtigere Ansicht ihrer Stellung und ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe zu erkämpfen vermochten. Aber selbst die Gelehrtesten unter den gelehrten Deutschen, obwohl sie schon lange das Geschäft treiben alle Völker der Welt durch ihre Worte zu belehren was sie zu thun und durch ihr Beispiel was sie nicht zu thun haben, hätten kaum Ursache über einen solchen Irrthum allzu viel Aufhebens zu machen. Sind doch sogar unter ihnen noch ziemlich confuse Vorstellungen über die Zustände und die wichtigsten Institutionen der sie so nahe berührenden Schweiz im Umlaufe, wie z. B. über das schweizerische Herrenschaften, das Gemeinderwesen, über die Wirkung des allgemeinen Stimmrechts und des Volksveto in Gesetzgebungssachen, über die Art der Besteuerung, über die Wohlfeilheit und Zweckmäßigkeit des schweizerischen Staatshaushalts, über den Aufschwung der Industrie und des Handels, verbunden mit einer Vertheilung des Wohlstandes, welche gerade die als Herd des Communismus und Socialismus verschriene Schweiz vor jedem Versuch zur Durchsetzung von ökonomisch unwürdigen

Projekten seltener bewahren muß als jedes andere Land Europas u. s. w.

Endlich ist noch zu bemerken daß in der gleichfalls einflußreichen „Bernser Zeitung“ vor einigen Monaten ein Wechsel in der Redaction eingetreten ist, indem Stämpfli, eines der hervorragendsten Häupter der durch die Wahlen von 1850 entfernten Regierung, die unmittelbare Leitung des Blattes übernommen hat. Er ist ein Mann dessen Talent und Charakter selbst seine heftigsten Gegner lobend anerkennen müssen, und der — sollte die Schweiz durch eine nähergerückte Gefahr von außen oder von innen her bedroht werden — ohne Zweifel wieder eine sehr einflußreiche Stellung einnehmen wird. Umso mehr ist zu bedauern daß gerade jetzt die „Bernser Zeitung“ durch die cantonalen Händel fast ausschließlich in Anspruch genommen ist. Doch läßt sich erwarten daß bald die neue Redaction auch den Beziehungen der Schweiz zum Auslande und den Mitteln zur Rettung aus etwa heretreibender Noth eine umsichtige Prüfung zuzuwenden wird.

Die speciell wissenschaftlichen Zeitschriften abgerechnet, befaßt sich die Hunderte schweizerischer Blätter durchweg, wenn auch mehr oder minder, mit Politik. Selbst an politischen Wigblättern, mit beigegebenen Caricaturen, fehlt es der Schweiz nicht. Sie hat deren mehre, wie den jetzt in ein „Schweizerisches Charivari“ umgewandelten bernser „Sudkasten“, den solothurner „Postheiti“ und die seit kurzem in Lausanne erscheinende „La guêpe“. In diesen Blättern darf man freilich nicht jenen reichen, feinen und schlagenden Wig suchen der mit wenigen Worten durch alle mühselig umgewundenen Schalen hindurch den armseligen faulen Kern der politischen Dinge bloßzulegen weiß; der den Betreffenden die ernsten, feierlichen und wichtigen Amtsdmienen wie Masken von den Gesichtern abzieht, um das Publicum an die nackten hohlen Schädel klopfen zu lassen; also nicht jenen Wig wie er z. B. im berliner „Kladderadatsch“ und andern deutschen Blättern dieser Art so dicht emporsprudelt, um den Sündern und Thoren die Köpfe zu waschen, damit sie ein wenig die Ohren schütteln und seien wie — zuvor. In der Schweiz muß die politische Satire sehr dorb auftreten um sich nur bemerkbar zu machen; sie kann nur auf sehr wenigen Saiten geigen. Bei alledem haben auch jene schweizerischen Blätter das Verdienst daß sie das monotone Drummen oder das Belken und Wiberbellen der Parteien dann und wann mit einigen ergötzlichen und erheitern den Tönen unterbrechen. Auch wird der Schweizer die Deutschen schwerlich beneiden daß sie, begünstigt durch die Ungunst der Zeit, die ihnen ein so unerschöpfliches Material zu Spott und Hohn geliefert, auf dem besten Wege sind allen andern Völkern im Fache der politischen Satire den Rang abzulaufen. Ist es ihnen doch so bequem gemacht! Die ganze deutsche Atmosphäre ist jetzt so reichlich mit Thorheiten gefüllt daß die kaum noch so begeisterten Säger deutscher Einheit und Freiheit ihre Harfen nur in die Luft hängen dürfen um alle 32 und

noch mehr Binde die trefflichsten Epigramme spielen zu lassen.

In den letzten Jahren hat die Zahl der täglich oder sechs mal die Woche erscheinenden Blätter ziemlich beträchtlich zugenommen, und wenn sich die Menge der Zeitungen gegen früher etwas verminderte, so hat sich doch die Masse der periodischen Literatur im Ganzen vergrößert. Weit die meisten dieser Blätter kommen jedoch wöchentlich nur ein bis drei mal heraus. Auch unter diesen befinden sich viele die in der Hauptsache nur Intelligenzblätter sind, etwa mit einer kleinen Zugabe von Allerlei in Politik und Belletristik, worin die letztere bei den sehr praktischen Schweizern nicht gerade auf glänzende Weise vertreten ist. Selbst unter diesen kleineren Blättern gibt es einzelne, der zürcher „Republikaner“, die ihren Lesern in gedrängter Fassung eine klare, übersichtliche und nichts Wesentliches vergessende Darstellung der auswärtigen Verhältnisse zu geben wissen. Indessen liegt es in der Natur der Sache daß man eine einläßlichere Behandlung nur in den größern Blättern suchen darf, welche doch noch keineswegs in dem Sinne auch große Blätter sind wie diejenigen Englands, Nordamerikas, Frankreichs und Deutschlands.

Es läßt sich nicht verkennen daß die schweizerische Presse in der neuesten Zeit in der vollständigeren Auffassung und richtigern Beurtheilung der auswärtigen Zustände erfreuliche Fortschritte gemacht hat, obgleich sich manche Redactionen die Sache noch gar zu leicht machen und bei andern, aus zulänglichen Gründen der Unzulänglichkeit, nicht allzu viel erwartet werden darf. Auch jener dramatisirende Ton der kleinen Schweiz gegen die großen Mächte, wie es früher aus einigen radicalen Blättern herausklang, jenes renommistische Klirren mit den Spornen im Kopfe, ist jetzt ganz oder größtentheils aus den öffentlichen Blättern verschwunden. Ebenso erfreulich ist es daß sich jenes unaufhörliche Saugen an der alten historischen Löwentage, daß sich der übermäßige Consumo von Tellen und Winkelrieden in der Tagesliteratur beträchtlich vermindern mußte, seit die Schweiz ihrer Ausdauer und frischen Kraft ihre politische Wiedergeburt verdankt. Eher mag man es den armen Deutschen gönnen, deren ganze jüngste Geschichte nur ein Strich durch die Rechnung war, wenn sie sich im Schatten Hermannischer Urwälder, oder in den Hallen der Kaiserpaläste ihrer Hohenstaufen von den vergeblichen Mühen der letzten drei Jahre etwas zu erholen und zu zerstreuen suchen. Endlich ist anzuerkennen daß es die schweizerischen Blätter wenigstens zugeben die Schweiz könne bald auf eine sehr ernste Probe gestellt werden; und daß sich darüber zuweilen die sogenannten conservativen Zeitungen auf eine ernstere und würdigere Weise aussprechen als die sogenannten radicalen und liberalen. So dürfte z. B. die Art wie sich darüber unlängst die bei den Radicalen übel beleumdete „Baseler Zeitung“ äußerte, Vielen angemessener erscheinen als wenn sich die „Neue zürcher Zeitung“ über Das was etwa „die auswärtige Diplomatie gegenüber

der Schweiz im Schilde führe“, mit dem Sächsen tröstet: „man werde in Dresden weder Lust noch Mühe fühlen in das Berg das man bereits an der Kunkel hat auch noch schweizerischen Luder (größter Hans) zu verwirkeln“; und mit dem Verse:

Vous savez, tout se calme ici-bas, c'est l'usage:
L'ardent amour conduit au sage mariage,
La folie au bon sens, la haine à l'amitié,
Bon ou mauvais, le rêve est toujours oublié,
Dans la réalité toujours on se repose,
Tout commence en vers et tout s'achève en prose.

Ja wohl! Wenn die Politik nur mit Versen anfängt, wird sie bald genug in bitterer Prosa endigen.

Ungeachtet der sächlichen Fortschritte welche die periodische Presse der Schweiz seit etwa einem Jahrzehnd, ganz besonders aber seit der praktischen Sonderbundslehre, auch in der Kenntniß und Auffassung der internationalen Verhältnisse gemacht hat, läßt sich doch gerade in dieser Richtung eine gefährliche Lücke gewahren. Man vermißt noch überall eine verständige Conjecturalpolitik, welche sich nicht an unwahrscheinlichen Hypothesen mit willkürlichen Combinationen versucht, wol aber, nach der wirklichen Lage der Dinge, die sehr möglicherweise bevorstehenden Ereignisse ins Auge faßt, um sich für diese Fälle des Verhältnisses der gegenseitigen Kräfte und der vorhandenen Mittel zum Zwecke klar bewußt zu werden, und Dies ihrem Publicum klarzumachen. Und doch könnte die schweizerische Journalistik nur dadurch die wichtigste Aufgabe erfüllen, die sie gegenüber dem Volke dem sie dient überhaupt zu erfüllen hat, die Aufgabe nämlich, dieses Volk in eine Stellung zu bringen in welcher es durch die Ereignisse nicht so leicht mehr überrascht werden kann.

In der schweizerischen Presse scheint aber noch allzu viel Zuversicht zu herrschen auf das gute Recht und das gute Glück der Schweiz. Diese ist allerdings auch vom Glück zur Zeit des Sonderbunds in hohem Maße begünstigt worden; aber in solchem Maße daß man darauf zum zweiten male umsoweniger zählen sollte. Es scheint darin noch allzu viel Vertrauen zu herrschen auf jenen General Zufall, welcher doch die ihm Vertrauenden ebenso oft oder öfter im schlimmen als guten Sinne anführt, und noch ein allzu starker Glaube an den dem ungestörten Fortbestande der regenerirten Schweiz so günstigen Widerspruch der Interessen zwischen den verschiedenen europäischen Großstaaten. Es ist freilich wahr — und die schweizerischen Blätter weisen oft genug darauf hin — daß dieser Widerspruch vorhanden ist. Es ist auch wahr — worauf diese Blätter minder häufig aufmerksam machen — daß mit der Demüthigung der Schweiz zugleich über alle Mittelstaaten in und außer Deutschland und Italien für immer der Stab gebrochen wäre. Es ist endlich wahr daß es dem Interesse der Besonnenen und der Ehrenmänner fast aller Parteien zuwider wäre, wenn der Schweiz Bedingungen aufgenöthigt werden sollten die sie nur mit dem Opfer ihrer Ehre und ihrer Selbständigkeit zu erfüllen vermöchte; und daß z. B. in Deutschland so Demokra-

ten wie Nichtdemokraten, so Großdenker wie Kleindeutsche, ihre bescheidensten Hoffnungen und Erwartungen für immer aufgeben müßten, wenn Dies dennoch geschähe. Aber zeigt uns denn die Geschichte wirklich so zahlreiche Beispiele daß regelmäßig nur Das geschieht was Recht, Interesse und vorurtheilsfreie Besonnenheit zu gebieten scheinen? Geschieht unter dem Einflusse der Leidenschaft, des hochmüthigen Langes auf die größere Macht, des Vorurtheils, des verletzten Ehrgeizes und der gekränkten Eitelkeit nicht vielmehr in manchen Fällen von ja zu gerade Gegentheil? Und wäre es ein Unglück, wenn ja weilen die schweizerische Presse ihren Scharfsmut in einer Voraussetzung versuchte die später nicht eintritt? Kann sie denn im voraus wissen, ob nicht bloß dadurch die Gefahr abgewendet wird, weil man sie voraussetzt und dem Auslande zeigt daß man im angenommenen Falle klar und bestimmt weiß was zu thun ist um ihr gewachsen zu sein?

Wenn noch die schweizerische Presse wenigstens hin und da an das bekannte Verfahren des Vogels Strauß erinnert, so mag daran die mitunter etwas zu weit getriebene Abneigung gegen die „Fremden“ einigen Antheil haben. Wer könnte es dieser Presse verargen, wenn sie zuweilen den Fremden doch auf die Finger gibt die sich mit anmaßlichen Rathschlägen in die inneren Angelegenheiten mischen, ehe sie die Eigenthümlichkeiten des schweizerischen Volkslebens nur kennengelernt, und noch weniger in dieselben sich einleben konnten? Handelt es sich aber um sehr wissenschaftliche und höchst notwendige ausländische Dinge, welche für die Ausländer inländische sind, welche diese nach ihren Erfahrungen genauer kennen und richtiger zu beurtheilen wissen als es dem Schweizer möglich ist, so ist es zum wenigsten sehr spießbürgerlich gehandelt, wenn man nichts Besseres zu thun weiß als sich die Ohren zuzuhalten, um sich ja nicht in der einmal vorgefaßten und unmaßgeblichen Meinung stören zu lassen. Bei einem wenig auch nur kleinen Theile der schweizerischen Presse reicht indessen schon der Verdacht daß eine Meinung von einem Ausländer geäußert sein könne immer noch hin, damit das: „Arrogant! Er ist ein Fremder, ein Nassauer!“ ausgesprochen werde.

Unter den schweizerischen Blättern selbst steht die besagte „Nationalzeitung“ in dem Ruf daß sie vorzugsweise das Organ von Ausländern in und außer der Schweiz sei. Ist Dies der Fall, so sollte man darum froh sein. Es verlohnt sich immerhin der Mühe die Ansichten und Wünsche aller Theile der Bevölkerung, sollten sie gleich nur der population flottante angehören, freuzulernen. Auch die Ultramontanen und Jesuitenfreunde besitzen ja wol ein halbes Duzend Blätter in der Schweiz, von denen eines sogar in Genf, im sogenannten protestantischen Rom, erscheint. Und doch haben diese Leute, seien sie gleich von reinster schweizerischer Race, viel weniger in der Schweiz selbst als in Rom und im Orden Jesu ihre Heimat und ihr Vaterland. Vor schon geraumer Zeit brachte einmal jene be-

der „Nationalzeitung“, unter dem Titel einer Depesche des k. k. kaiserlichen Generals von Schönholz, einen in mehreren Hauptpartien vollständig ausgearbeiteten militärischen Operationsplan gegen die Schweiz. Es lag so sehr auf kluger Hand das der Name nur die Aufmerksamkeit der Leser reizen sollte, daß im Grunde nur diejenigen die Mytiker waren die dem unbekannt gebliebenen Verfasser die ernstliche Absicht einer Lösung zutrauen konnten. Und man darf dem General von Schönholz selbst zutrauen, falls ihm jener Auftrag zu Gesicht gekommen, daß er in dem Wahl des Titels einen guten Einfall, daß er in dem Verfasser einen gebildeten und denkenden Militär erkannte. Denn dieser Auftrag enthält ganz beachtenswerthe Winke und Warnungen, und wies namentlich darauf hin daß der Schweiz, sollte sie sich je ohne die Vorbereitungen zu einer energischen Verteidigung überraschen lassen, ohne besondere Anstrengung ein Stück nach dem andern abgetrennt werden könnte. Aber nicht alle schweizerische Blätter erkannten die wohlmeinende Absicht des Verfassers und den ernstlichen Inhalt seiner keineswegs oberflächlichen Arbeit an. Für Andere war die Sache mit der Vermuthung abgethan daß der Autor wol ein „Fremder“ sei; und nebenbei thaten sie sich wol gar etwas auf den Scharfsten zugut der eine gewiß nicht beachtliche Mytifikation als beachtlich zu erkennen meinte.

Die etwas bedenkliche Sorglosigkeit womit die schweizerische Presse in die Zukunft blickt hat noch einen Hauptgrund in dem an sich sehr lobenswerthen Vertrauen auf die an die Spitze der Geschäfte gestellten Notabilitäten des Landes. Warum sollte auch das Volk den von ihm selbst Berufenen nicht vertrauen? Wenn z. B. in der deutschen Schweiz ein großer Theil der Presse wiederholt auf Alfred Escher in Zürich hinweist, auf einen Mann der in jeder Beziehung unabhängig dasteht, der schon frühe ein entschiedenes Talent und einen entschiedenen Charakter erprobt hat; wenn sie nicht undeutlich zu verstehen gibt daß er sich wol auch den höhern Ruhm eines Staatsmannes in stürmischerer Zeit als die jetzige ist verdienen werde; wenn sie mit diesen Erwartungen schon im voraus eine schwere Verantwortlichkeit auf ihn wälzt: so hat sie ganz recht daß sie von Denen weichen viel gegeben ist auch viel verlangt. Von Andern ließe sich Ähnliches sagen. Aber weise ist es doch, von solchen Männern nicht mehr zu erwarten als selbst die begabtesten Geister und die gefährlichsten Charaktere jemals zu leisten vermöchten. Der voraussehende Blick des Staatsmannes dessen Thätigkeit die Sorge für die Zukunft des Volkes anvertraut ist darf nicht allzu sehr an die laufenden Arbeiten des Tages gefesselt sein. Ist doch zu jeder menschlichen Thätigkeit, außer dem guten Willen und der genügenden Fähigkeit, auch die erforderliche Zeit nöthig; selbst ein Napoleon hätte seine Feldzugspläne für Italien und Deutschland nicht entworfen und zur Ausführung gebracht, hätte er täglich zehn Stunden lang das Gewehr schultern und die Chargirung in zwölf Tempo machen müssen.

In der Schweiz aber — und Dies ist eine sehr wichtige, aber selten beachtete Eigenthümlichkeit in diesem Lande — sind die höchsten Staatsbeamten in viel höhern Maße als sonst irgendwo gezwungen zugleich Geschäftsmänner zu sein. In der Regel sind es gerade die tüchtigsten Kräfte, die nach den verschiedensten Richtungen hin wie den laufenden Geschäften des Tags so sehr überhäuft werden, oder sich selbst so sehr damit überladen daß es ihnen geradezu unmöglich wird sich im Gebiete der höhern Politik nur gehörig zu orientiren; und daß sie darin noch viel weniger jene still vorbereitende Thätigkeit entwickeln können, wodurch stets der Raum großer Staatsmänner geschaffen wurde, wobei aber freilich jener kleinliche Ehrgeiz seine Rechnung nicht findet, der fort und fort um Anerkennung duhlt und einen ehrenvollen Namen in der Geschichte seines Vaterlandes zu verlieren fürchtet, wenn er nicht in den Blättern seiner Partei dem Volke Tag für Tag genannt und angepriesen wird. Unter gewöhnlichen Verhältnissen mag die ausschweifliche Hingebung an herkömmliche Berufsarbeiten sogar ihr Gutes haben. Allein sie reicht nicht aus für eine große Krisis des öffentlichen Lebens, wie sie für das gesammte Europa, vielleicht in allererster Linie für die Schweiz, schon nahe genug gerückt ist. Natürlich kann hier nicht die Frage beantwortet werden: ob nicht Einzelne in der Lage wären einen Theil der ihnen aufgebürdeten Geschäftslast abzuwerfen, um sich für eine entsprechende vorbereitende und wahrhaft staatsmännische Thätigkeit die nöthige Zeit zu schaffen; und ob sie nicht dadurch auf zweckmäßigere Weise für das Wohl ihres Volkes und für den eigenen Ruhm sorgen würden? In den meisten Fällen wird Dies in der Schweiz nicht möglich sein, weil Diejenigen die nur theilweise von den Geschäften freiwillig sich zurückziehen nicht ohne Grund zu besorgen hätten daß sie auch für die Zukunft ihren Einfluß einbüßen könnten. Aber gerade aus dieser Lage der Dinge entspringt für die schweizerische Journalistik eine Aufgabe die sie mit noch größerem Eifer als die periodische Presse irgend eines andern Landes zu erfüllen verpflichtet ist. Wenn nicht diese Journalistik die an die Spitze des Staats Geschäften unermüdet anspornet Dasjenige nicht zu versäumen was zur Abwehr oder Verminderung der Gefahr dienen kann, indem sie z. B. fort und fort auf die wenigstens anzubahnenen Allianzen hinweist, von denen man eintretendenfalls Erfolg versprechen dürfte; wenn sie die wahrscheinlichen und möglichen Fälle nicht scharf ins Auge faßt, und nicht wenigstens die öffentliche Meinung der Einflußreichen dahin aufzuklären versteht daß sie alsdann bestimmt wissen was unverzüglich zu thun ist, und daß die Nationalbehörden nur diese öffentliche Meinung zu vollziehen haben um das Richtige zu treffen: so fällt auf die Presse, gegenüber dem Volke, nicht der geringste Theil der Verantwortlichkeit, sobald das verhängnißvolle Zu spät! auch für die Schweiz gelten sollte.

Auf weit zureichendere Weise werden in der periodischen Presse der Schweiz die reinländischen Angelegen-

halten behandelt, obwohl es dabei keineswegs an Überfüßigkeit und mitunter gründlich langweiligem Parteigezänkelt fehlt. Im Ganzen läßt sich jedoch nicht verkennen daß, dem Ernste der Zeit entsprechend, jetzt auch der Ton der öffentlichen Blätter würdiger und gehalten ist; wie Dies z. B. auf Seite der sogenannten Conservativen von der überhaupt gut redigirten „Eidgenössischen Zeitung“ gilt, sowie von der „Baseler Zeitung“, seit einer der Redaction dieses Blattes zutheilgewordenen kleinen Vermahnung. Die jüngsten Vorgänge in der Schweiz, der Regierungswechsel in Bern, die Verwerfung der Verfassungsrevision in St.-Gallen, die Wahl eines conservativen Gegners der Regierung in dem sonst so radicalen Lausanne und andere ähnliche Erscheinungen machen es sehr erklärlich daß jetzt in den Blättern von der auch hier begonnenen Reaction viel die Rede ist. In der That müßte man sich die Augen mit Gewalt zuhalten um — wie früher ein Mitglied der frankfurter Reichsversammlung — die Reaction nicht zu sehen. Indessen hat es damit eine ganz andere Bewandniß als in andern Ländern, und diese schweizerische Reaction dürfte schwerlich der Schweiz sehr gefährlich werden, wenn diese nur sich selbst und ihrem gefunden Sinne überlassen bleibt.

Theils in unmittelbarer Folge der militairischen Execution gegen den Sonderbund, theils infolge der ihr vorangegangenen Bewegungen, wodurch diese Execution erst möglich gemacht wurde, waren in mehreren Cantonen neue Verfassungen und neue Parteihäupter an die Stelle der früher herrschenden getreten. Die neuen Regenten, von Anfang an bei einem Theile der Bevölkerung verhaßt und mit Mißtrauen aufgenommen, konnten auf die Dauer — wie Dies immer zu geschehen pflegt — auch den Wünschen und Forderungen eines Theils der eigenen Partei nicht mehr genügen. Es war also sehr natürlich daß die ältern, größern und zahlreichern Fehler und Sünden der gestürzten Partei, gegenüber dem frischen Eindruck der Fehler und Mißgriffe der neuen Regenten, mehr und mehr in Vergessenheit geriethen; und daß also da und dort das Volk auf den Einfall kam es nun wieder einmal mit Personen anderer Farbe zu versuchen. Dieser öftere Personenwechsel in jedem freien Gemeinwesen, der übrigens beirweitern nicht so häufig ist wie der Ministerwechsel in den meisten constitutionellen Monarchien, hat aber wenigstens ebenso viele Vortheile, wenn er nur nicht gleichzeitig mit einer Erschütterung oder einem Umsturz der Institutionen verbunden ist. Diese größere Stabilität der Verhältnisse, diese Beschränkung der willkürlichen Experimentalpolitik auf viel engere Grenzen als zuvor, ist aber gerade die wichtigste Errungenschaft in der neuesten Geschichte der Schweiz. Auch unter den sogenannten Conservativen, die meist in den radicalen Blättern viel zu sehr in Wausch und Bogen als Reactionnaire behandelt werden, wissen es alle Verständigen gerade so gut wie ihre Gegner daß sie allen persönlichen Einfluß von dem Augenblicke an verloren hätten, da sie sich beigegeben ließen an die neuen voll-

thümlichen Verfassungen und Institutionen verlegend Hand anzulegen. Das Verhältnis der Parteien zueinander ist also in der Schweiz ein ganz anderes als in den meisten andern Staaten Europas; und man muß Dies im Auslande wohl zu beherzigen wissen, will man sich nicht durch die etwas stark aufgetragenen Parteifarben der öffentlichen Blätter völlig in die Irre führen lassen.

Ähnlich verhält es sich mit der Stellung der Parteien in Beziehung auf die neue Bundesverfassung und die Thätigkeit der neuen Bundesbehörden. In der ganzen periodischen Presse, mit sehr wenigen Ausnahmen, spricht sich nicht bloß die Ueberzeugung aus daß man an dieser Bundesverfassung und an dem von ihr vorgeschriebenen Wege zu weiterer Besserung unerschütterlich festhalten müsse, sondern man darf auch voraussetzen daß es selbst die Mehrheit der frühern Gegner der Bundesreform mit der Versicherung ihrer Anhänglichkeit ehrlich und aufrichtig meint. Eine kleine Dosis sehr unbestimmter und vager Unzufriedenheit läßt sich auf der einen Seite nur in den wenigen socialistisch gefärbten Blättern der französischen Schweiz entdecken. Diese haben aber hier die allergeringste Bedeutung, und scheinen die für ihre Doctrinen eingelegten Lanzen an der Wirklichkeit nur zur eigenen Motive zu brechen um die zwischen Fleisch und Haut noch stehengebliebenen unbrauchbaren Theorien allmählig auszuschwigen. Eine größere Bedeutung hat allerdings jener verdiffene Gröl wie er sich in den Blättern der Ultramontanen ausdrückt, bei den dem Jesuitismus unrettbar Verfallenen, bei jenen moralisch Heimatlosen und Vaterlandslosen der Schweiz. Aber auch ihre Zeit ist vorbei, und selbst das Ausland könnte ihnen nur sehr vorübergehend eine Stütze werden. Denn wie wenig die Mehrheit der frühern conservativen Gegner der Bundesreform noch jetzt mit der eigentlichen Jesuitenpartei gemeinschaftliche Sache machen will; wie deutlich sie weiß daß sie sich durch diese gefährliche Bundestogenschaft für immer selbst das Grab graben, und dadurch in erster Linie nur dem allertollpässigen Radicalismus in die Hand arbeiten würde: Dies geht aus der Sprache ihrer Organe bestimmt genug hervor. Diese Mehrheit weiß sogar daß sie sich auch dem Auslande gegenüber in der Behauptung der Ehre und Unabhängigkeit der Schweiz, sowie der neuen eidgenössischen Erregungenschaften, von den Radicalen in keiner Weise den Rang darf ablaufen lassen, um nicht ihrer eigene Existenz und all ihre Hoffnungen auf die Zukunft auf Spiel zu setzen. Damit hängt zusammen und ist keineswegs nur aus Oppositionslust zu erklären, wenn die mitunter harten und durch die Umstände keineswegs gebotenen Maßregeln gegen die politischen Flüchtlinge, sobald sie auf eine ungebührliche Connivenz gegen das Ausland schließen lassen, oft gerade in der conservativen Presse den entschiedensten Tadel finden. Das hindert freilich nicht daß die Conservativen, wo sie das Heft in der Hand haben, in einzelnen Fällen auf ähnliche Weise verfahren; wie z. B. bei der Ausweisung des Dr. Bassewig im St.-Zimmerthale, eines tüchtigen und bei der Be-

Witterung dieser Gegend allgemein beliebten Art. Sie haben sich damit rückwärts gegen das Volk gezeigt und sind in denselben Fehler verfallen den sie so oft den Radicalen mit der Behauptung vorgeworfen: daß diese häufig nur ihre Sondergefühle und Sondermeinungen hinter einem angeblichen Volkswillen zu verbergen suchen. Denn sehr treffend ist die Bemerkung einer schweizerischen Correspondenz in der berliner „Nationalzeitung“: daß zur Ausweisung die Berner Regierung wol berechtigt, aber gewiß nicht verpflichtet gewesen sei. Diese ist also nicht ganz von dem Vorwurfe radicaler Blätter freizusprechen daß sie durch ihre eigenen Maßregeln die tumultuarischen Auftritte im Canton Bern wenn auch unabsichtlich provocirt habe. Indessen ist nicht zu übersehen daß es sich dabei einzig um eine innere Parteisache handelte, daß also von einer schwachen Nachgiebigkeit gegen die Forderung des Auslandes noch zur Zeit nicht die Rede sein kann.

Um sich durch die Art und Weise wie sich die verschiedenen Parteiblätter bescheiden nicht täuschen zu lassen, muß man noch einen andern Umstand wohl beherzigen. Obgleich die Auflösung des Sonderbunds nicht ohne besonders schwere Opfer für die daran theilhaftigen Cantone durchgesetzt werden konnte, war sie doch in anderer Beziehung zugleich ein Act der Versöhnung zwischen den Parteien. Es war ein Conservativer, der allgemein verehrte General Dufour, welcher den von der radicalen Mehrheit der Tagsagung gefaßten Beschluß zu vollziehen hatte. Es war ein ausgezeichnete Militair der conservativen Richtung, der eidgenössische Oberst Ziegler, der im Sonderbundsfeldzuge durch persönlichen Muth und Entschlossenheit, sowie durch militairische Umsicht hervorragte; der zugleich eine sittliche Größe in der Schweiz geworden ist, da er seine Parteimeinung der höhern Pflicht gegen das Vaterland unterzuordnen wußte. So hat er sich nicht bloß das vollständige Vertrauen des Heeres erworben, was im Kriege von so unerschütterlicher Bedeutung ist, sondern auch das Vertrauen aller Parteien im Volke. Denn es sind keineswegs bloß conservative Blätter die für den Fall eines ernstern Conflicts, vielleicht der greise Dufour nicht mehr an die Spitze gestellt werden könnte, seinem conservativen Waffenbruder schon im voraus die wichtigste, ehrenvollste und folgereichste Mission zugedacht haben die je noch ein schweizerischer Befehlshaber zu erfüllen hatte. Dies ist wenigstens ein Beweis daß in der Schweiz keine blinde Parteileidenschaft zu Hause ist, und daß man im Auslande fehlerhaft, wenn man sich nach dem in einem Theile der Presse herrschenden Tone die natürlichen, unvermeidlichen und sehr erziehllichen Parteireibungen als einen erbitterten Kampf unveröhnlicher Factionen vorstellt.

Zur Verbreitung einer genauern Kenntniß der eidgenössischen Zustände und Angelegenheiten ist das jetzt im dritten Jahrgange erscheinende „Schweizerisches Bundesblatt“ ein sehr wichtiges und zweckmäßiges Organ, obgleich einige andere Blätter wegen unbedeutender Auserlichkeiten bald dieses bald jenes am amtlichen Blatte

der Eidgenossenschaft zu rügen haben. Der sehr billige Preis macht es selbst dem minder Bemittelten möglich alle Institutionen des gemeinschaftlichen Vaterlands nicht bloß in vager Allgemeinheit, sondern mehr und mehr bis ins Einzelne hinein kennenzulernen, und dem Bildungsgange aller neuen Schöpfungen im öffentlichen Leben Schritt für Schritt zu folgen. Schon jetzt enthält dieses „Bundesblatt“ die wissenschaftlichsten Mittheilungen und Notizen über die Neugestaltung des eidgenössischen Finanzwesens, namentlich über die neue Zoll- und Handelsgesetzgebung, die Reform des Postwesens und des Münzwesens, über die projectirten Eisenbahnbauten, über die Reform des Heerwesens u. s. w. Ohne ermüdende Weiterschweifigkeit sind diese Mittheilungen doch gerade vollständig genug um die Sachkundigen in den Stand zu setzen, damit sie über alle vaterländischen Angelegenheiten auch ihr auf den ganzen Thatbestand gegründetes öffentliches Urtheil aussprechen können. Ebenso könnte das Ausland aus diesem einzigen „Bundesblatt“ eine richtigere Ansicht über das Leben und Treiben in der Eidgenossenschaft schöpfen als aus allen schweizerischen Correspondenzen der ausländischen Blätter zusammengenommen; und besonders müßte dann der Deutliche die Augen beschämt niederschlagen, wenn er seine Wünsche, Hoffnungen und Träume im Jahr 1848 mit Dem vergliche was im schweizerischen Bundesstaate von derselben Zeit an theils wirklich Heilsames geschehen, theils durch vorbereitende Maßregeln der Erfüllung nahegerückt ist. Schwerlich ist im ganzen Auslande ein Blatt dieser Art zu finden. Man gibt sich in der Schweiz nicht die überflüssige Mühe in stenographischen Berichten, die Niemand kaufen und Niemand lesen mag, alle Verhandlungen der eidgenössischen Behörden Wort für Wort wiederzutönen und dadurch die kostbaren Worte der Redner dem Volke noch kostbarer zu machen. Auf der andern Seite ist aber auch jenes „Bundesblatt“ weit mehr als ein gewöhnliches officielles Gesetzgebungs- und Verordnungsblatt. Denn es gibt außer den Beschlüssen der eidgenössischen Behörden zugleich die motivirten Anträge derselben, sowie in den Berichten der Commissionen über die verschiedenen Gegenstände der Verhandlung wenigstens die Hauptmeinungen mit den Gründen für und wider. Der Einfluß eines solchen Blattes auf die Ausbildung einer geläuterten und besonnenen öffentlichen Meinung ist also gewiß nicht gering anzuschlagen; und die Gründung desselben in dem ihm zugemessenen Umfange muß wol als die glückliche Eingebung eines gesunden und praktisch-politischen Sinns anerkannt werden.

Sowol die wichtigen Reformen in den eidgenössischen Verhältnissen als die Streitigkeiten und Schwankungen der Parteien in den einzelnen Cantonen haben es auch in der jüngsten Zeit der schweizerischen Presse nicht an Stoff zur Besprechung und zu mitunter hitziger Polemik fehlen lassen. Außer den schon berührten Aenderungen im Canton Bern waren es besonders die beabsichtigten Verfassungsrevisionen; darunter hauptsächlich diejenige im Canton St.-Gallen, wodurch die guten und bösen Geister

der Presse in Währung vorfest wurden. Dieser Canton ist nach der Verschiedenheit der Confessionen auch noch politisch gespalten und zumal in der Organisation des Erziehungswesens noch gleichsam in einen katholischen und reformirten Halbcanton zerlegt. Daß von Seite der Liberalen beider Confessionen auf Beseitigung dieses Mißstandes hingearbeitet wird, ist sehr natürlich. Und da diese Beseitigung der Hauptzweck der beantragten, aber von der Mehrheit des Volks verworfenen Verfassungsrevision war, so hat allerdings der radicale „Erzähler“, indem er mit den Ultramontanen gegen die Verfassungrevision lebhaft Partei ergriff, sich eben damit an den Rand eines schlapferigen Abhangs gestellt, von wo er leicht noch der jesuitischen Faction völlig in die Arme geworfen werden könnte. Dennoch ist der von andern Blättern den schweizerischen und zumal den radicalen Parteifuhren gemachte Vorwurf nicht un gegründet: daß ihnen noch häufig jener ebenso echt demokratische als echt staatsmännische Tact abgehe, der mit seinen Reformvorschlägen nicht eher losplagt als bis durch das wachsende Bedürfnis der Reform im Volk selbst der günstige Moment dafür eingetroten ist. Auch im Canton St.-Gallen hätten sich wol die Radicalen eine Schlappe erspart, hätten sie sich vorläufig, ohne jetzt schon an die sehr empfindlichen confessionellen Verhältnisse zu rühren, auf einfache Forderungen des materiellen Interesses beschränkt. Dahin gehörte unter Anderm die gleichfalls, vorerst nur beiläufig angeregte Forderung: daß künftig der Staat die gesammten Kosten der militairischen Ausrüstung der Milizpflichtigen zu übernehmen habe. In der nach verschiedenen Abstufungen in der Schweiz noch bestehenden Einrichtung daß die Milizpflichtigen, demittelte wie unbemittelte, wenigstens theilweise die Kosten ihrer Ausrüstung selbst bestreiten müssen, liegt offenbar eine mitunter ziemlich beduckende Ungleichheit der Besteuerung; und man sollte wol meinen daß im Lande der Gleichberechtigung eine solche Bevorzugung der Reichen vor den Armen nur ernstlich zur Sprache gebracht werden dürfte um sofort auch die Entsemmung dieses Mißstandes zur Folge zu haben.

Eine nur untergeordnete Bedeutung messen die meisten schweizerischen Blatzer den im Canton Waadt angeregten Reformen bei. In erster Linie handelt es sich dort um die Abschaffung der Wählbarkeit der Staatsbeamten oder einzelner Classen derselben in den Großen Rath. Der Antrag ist von der antigouvernementalen Fraction der radicalen Partei ausgegangen, wird jedoch auch von Seite der Conservativen unterstützt. In der Schweiz aber, wo es keine ständige Bureaucratie gibt, wo alle Beamten nur periodisch entweder unmittelbar oder mittelbar vom Volke selbst gewählt werden, dürfte eine solche undemokratische Beschränkung des allgemeinen activen und passiven Wahlrechtes keineswegs gerechtfertigt sein. In gewöhnlichen Zeiten verschlägt es faellich nicht viel, wenn solche Dinge untergeordneter Bedeutung dann und wann zur Sprache kommen, um wenigstens von allen Seiten beleuchtet zu werden. Wirft man aber

auch in kritischen Momenten diese Fragen der kleinen und cantonalen Politik mit vollen Händen unter das Volk, so hat Dies immer den großen Nachtheil daß dadurch Volk, Führer und periodische Presse von der Hauptsache abgelenkt werden. Und gerade jetzt gibt es für die Schweiz nur die eine Hauptfrage: wie sie ihre Ehre und Unabhängigkeit zu wahren hat? Von dieser Entscheidung hängt es ja doch ab, ob für ihre künftige friedliche und gebluhliche Entwicklung Alles gewonnen oder Alles verloren sein soll.

Trotz der Entscheidung der Bundesbehörden ist die freiburger Angelegenheit noch immer ein beliebtes Thema der schweizerischen Presse, obgleich durch ihre Discussionen eine an sich klare Sache nicht immer noch klarer gemacht wird. Die jetzt bestehende Verfassung dieses Cantons, mit ihrer Bestimmung daß vor Ablauf von neun Jahren keine Verfassungsrevision stattfinden soll, ist einmal von der Eidgenossenschaft garantirt. Die Bundesbehörden haben also das Recht für die Aufrechterhaltung dieser Verfassung zu sorgen. Sie haben aber auch gegen die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung die Pflicht von diesem Rechte Gebrauch zu machen, da nach den einmal vorhandenen thatsächlichen Verhältnissen die Zulassung einer Verfassungsrevision in Freiburg nichts Anderes wäre als die Wiederberufung der ultramontanen Partei zur Herrschaft über diesen Canton. Auf keinen Fall konnten also die Bundesbehörden zu einem so gefährlichen Experimente auch nur die Hand bieten, da es wenigstens sehr zweifelhaft ist ob und wie weit sich jetzt schon die Mehrheit der freiburger Bevölkerung mit der neuen Bundesverfassung und den ihr entsprungenen Institutionen aufrichtig zufriedent hat.

Daneben gibt es noch andere und vielsamere Mittel um die Mehrheit der Bevölkerung auch in den frühern Sonderbundscantonen, sobald es nachher, auf viel entscheidendere Weise dem neuen Bundesstaate zu gemonnen als Dies durch die Legalisirung einer sonderbundischen Umwälzung in Freiburg geschehen könnte. Für diese, wie meist in solchen Fällen, interessirte sich, mit allen Petitionen mit Tausenden von Unterschriften, doch viel weniger das Volk als einige ehrgeizige Wähler, die an der Stelle der jetzigen Regierung auf den grünen Sesseln plazzunehmen hofften. Dies führt auf die in den schweizerischen Blättern so vielfach verhandelte Geldfrage vom Sonderbunde her. Von Jahr zu Jahr kommen aus den frühern Sonderbundscantonen Petitionen um theilweisen oder gänzlichen Nachlaß der an die Eidgenossenschaft noch zu bezahlenden Kriegsschuld an. Und regelmaßig nimmt alsdann die schweizerische Presse für und wider diese Forderungen Partei. Unterstützt werden dieselben meist von den conservativen Blatern, und am lebhaftesten bekämpft von den Blatern derjenigen Cantone welche die verhaltnismaßig größten Anströmungen zur Bekämpfung des Sonderbundes gemacht hatten, wie z. B. von der „Glarner Zeitung“. Doch sind es nicht bloß die Blätter der Conservativen in denen dies

Nachlassbegehren befürwortet werden; wie sich denn auch die „Revue de Genève“, das Organ von James Fazy, in dieser Richtung ausgesprochen hat. Selbst der Ständerath war in der letzten Session zu Concessionen bereit, die jedoch beim Nationalrathe nicht durchgesetzt wurden. Und gewiss hat die schweizerische Presse nicht Ursache die Bundesbehörden zu tadeln daß sie sich nicht allzu sehr beeilen eine jetzt noch unzeitige Grobmuth zu üben. Sollte dagegen die Schweiz in ernstliche Conflict verwickelt werden, so dürfte es allerdings eine Forderung der Billigkeit und Klugheit werden, der Bevölkerung der ehemaligen Sonderbundscantone Gelegenheit zu geben sich durch ihre Thaten und Anstrengungen zur Vertheidigung der Unabhängigkeit des schweizerischen Bundesstaats von ihrer Schuld gegen diesen Bundesstaat zu befreien.

Auf diese Art der Schuldentilgung hat die schweizerische Presse bis jetzt kaum noch hingewiesen. Doch läßt sich schwerlich bezweifeln daß sie sich darüber im eintretenden Falle mit derselben Einkimmigkeit aussprechen wird, wie jetzt schon über die so besonders wichtige neuenburgner Frage. Durch alle Blätter ohne Ausnahme — liberale, radicale und conservative — geht die sehr richtige Ueberzeugung daß es sich hierbei um die Aufrechthaltung eines Princips mit höchst wichtigen praktischen Consequenzen handelt, um das Recht der Selbstconstitution der Schweiz im Ganzen und in ihren einzelnen Gliedern. Die gesammte periodische Presse erkennt es darum an daß die Herstellung des frühern status quo in Neuenburg nichts Anderes wäre als die Auflösung des schweizerischen Bundesstaats, als der Umkehr der gegenwärtigen Bundesverfassung; und daß es in diesem Falle mit den Errungenschaften der Schweiz 1847 um kein Haar breit besser stehen würde als mit den sogenannten deutschen Märzerrungenschaften trauungswürdigen Angebens. So bemerkenswerth und so erfreulich indessen diese Uebereinkimmung der schweizerischen Journalistik ist, so würde damit freilich noch wenig gewonnen sein, wenn man nicht auch über die Mittel zur Geltendmachung dieser Meinung ins Klare käme; oder wenn es endlich doch am ernstesten und entschiedensten Willen fehlte diese Mittel zur Anwendung zu bringen.

Liegt es in der Natur der Verhältnisse daß in der Schweiz noch mehr als in andern Ländern die Hauptmasse der periodischen Literatur aus ausschließlich oder überwiegend politischen Blättern besteht, so sind doch zugleich die verschiedenen Zweige der wissenschaftlichen Journalistik mehr oder minder vertreten.

Zu den Zeitschriften gemischten Inhalts, in denen auch wissenschaftliche Gegenstände besprochen werden, gehört die lausanner „Revue suisse“, und die „Bibliothèque universelle de Genève“. Die periodischen Mittheilungen aus den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften gehen meist in der Schweiz von den betreffenden Vereinen aus, wie in den „Mittheilungen der Naturforschenden Gesellschaft in Bern“, im „Bulletin des séances de la société Vaudoise des sciences na-

turales“, in den „Mittheilungen des schweizerischen Apothekervereins“ (Basel). Eine mehr unmittelbar praktische Tendenz haben die „Schweizerische Zeitschrift für Land- und Gartenbau“, herausgegeben von Beer und Regel, sowie Kohler's „Schweizerische Zeitschrift für Landwirthschaft“ (Zürich). Im Gebiete der Theologie sucht sich noch das orthodoxe und pietistische Element durch Dr. Hagenbach's in Basel „Kirchenblatt für die reformirte Schweiz“ (Zürich), und etwa durch das baseler „Magazin der evangelischen Missions- und Bibelgesellschaften“ Geltung zu verschaffen. Das neuestliche Streben, die theologischen Uebersetzungen mit wissenschaftlichem Geiste läuternd zu durchdringen und in lebendigem Fluß zu bringen, hat in der gehaltvollen und einflussreichen Monatschrift für die reformirte Schweiz: „Kirche der Gegenwart“, herausgegeben von Niedermann und Fries (Zürich), ein Organ gefunden. Das Erziehungswesen ist noch durch die „Pädagogische Revue“ des Dr. Mager (Zürich) und durch die „Schweizerische Schulzeitung“ vertreten. Den Juristen liefert Dr. Schauberg „Beiträge zur zürcherischen Rechtspflege“. Die im Laufe des letzten Jahres wiedererschienene „Neue schweizerische Vierteljahrschrift“, herausgegeben von Dr. Schneider (Bern), scheint die löbliche Absicht zu haben hauptsächlich theils praktisch-juristische, theils praktisch-volkswirtschaftliche Gegenstände zu behandeln, wie denn überhaupt diese unmittelbare Beziehung auf das naheliegende im wirklichen Leben, ohne allzu große theoretische Umschweife, für die gesammte schweizerische Journalistik charakteristisch ist.

Bei den gegenwärtig auch der Schweiz so nahegerückten wichtigen Aufgaben, die sie im Felde der Volkswirtschaft, der Industrie und zur Beförderung des Verkehrs zu erfüllen hat, kann es wol nicht fehlen daß das „Schweizerische Gewerbeblatt“ (Zürich und Frauenfeld) eine wachsende Bedeutung gewinne. Dieses Blatt erscheint gegenwärtig in einem Bogen wöchentlich, und zwar unter verschiedenen Redactionen abwechselnd für technische, für volkwirtschaftliche und statistische Mittheilungen. Die Redaction des technischen Theils besorgt noch jetzt, wie sonst, Prof. Dr. Volley zu Aarau, der sich während seines vieljährigen Aufenthalts in der Schweiz als Lehrer und als Schriftsteller vielfache Verdienste in dieser Beziehung erworben hat. Diese Verdienste, sowie der Erwerb des schweizerischen Bürgerrechts, konnten es freilich nicht verhindern daß das bernese „Vaterland“ über die Ernennung eines Deutschen von Geburt in die zur londoner Industrieausstellung abgeordnete Commission ein eigenthümlich patriotisches Zetergeschrei erhob. Und doch hörte man daß auch von Desreux aus ein geborener Schweizer nach London deputirt wurde. Es versteht sich indessen von selbst daß jener melancholische Ausbruch eines allzu dicken ur-schweizerischen Wollbluts in der übrigen schweizerischen Presse entweder mit Still-schweigen übergangen oder mit Lachen aufgenommen wurde. Eine besonders wichtige Aufgabe wird es für das „Gewerbeblatt“ sein die technische

Schwierigkeiten der projectirten Eisenbahnbauten und die Mittel ihrer Ueberwindung ins Auge zu fassen: Darüber enthielt dasselbe bis jetzt nur eine größere und in die Sache tiefer eingehende Abhandlung aus der Feder eines Sachkundigen, der glücklicherweise zugleich ein geborener Schweizer ist. Doch darf man wol bald in dieser Beziehung weitere Mittheilungen erwarten. Ueber den zweckmäßigsten Modus der Bestreitung des für die Eisenbahnbauten erforderlichen Aufwands brachte bereits der volkswirtschaftliche Theil des „Gewerbeblatts“, unter der Redaction des Herrn von Marschall aus Dresden, einen wohlmotivirten Vorschlag. Dürfte derselbe wegen der im Volke herrschenden Stimmung nicht durchweg ausführbar sein, so verdient doch gewiß der wichtigste Theil des Vorschlags, über die von der Eidgenossenschaft aufzubringenden Summen, noch eine nähere Beleuchtung als ihm bis jetzt in der schweizerischen Presse zutheilgeworden ist. Der Redacteur und Verfasser hebt besonders die Vortheile hervor welche neben einem Anlehen die Erörderung eines hinlänglich gedeckten und allmählig wieder einzulösenden Papiergelds haben würde. Im Hinblick auf die Misbräuche welche damit in andern Staaten getrieben wurden, die übrigens keineswegs in der Natur der Sache selbst liegen, herrscht indessen in der Schweiz noch eine Art Idiosynkrasie selbst gegen jede mäßige Ausgabe von Papiergeld; und man scheint noch allzu ausschließlich dem verderblichen Anleihsystem den Vorzug zu geben, wodurch doch immer nur der Werth des Geldcapitals in den Händen Einzelner gesteigert und damit der Druck des Capitals auf die Arbeit vergrößert wird. Dennoch muß man die Schweiz glücklich preisen daß sie nicht schon durch voreilige Ausgabe von Papiergeld ihre Kräfte erschöpft, daß sie sich vielmehr dieses unter Umständen so unermeßlich wirksame Mittel für die wichtigsten Unternehmungen und für die Zeit der höchsten Gefahr aufgespart hat. Hängt es doch größtentheils mit der vergleichsweise so günstigen finanziellen Lage der Schweiz zusammen daß ihre Macht und ihre Bedeutung beidemal nicht bloß nach dem Umfange des Landes und nach der geringen Masse seiner Bevölkerung geschätzt werden darf.

Zu den nach längerer Unterbrechung wiedererscheinenden Zeitschriften gehört auch die „Helvetische Militairzeitschrift“ (Bern und Zürich), der ein ausgebreitetes Publicum zu wünschen ist. Die drei ersten Hefte ihrer neuen Folge bringen bereits manches Interessante und praktisch Bedeutende: einen Abschnitt aus dem „Tagebuch aus Italien 1849“ von dem frühern Major in römischen Diensten, G. von Hoffstetter; einige Aufsätze über Marschordnung und Sicherheitsdienst von Major G. Bürkli; über die in der Schweiz vor kurzem angestellten Versuche mit Stügen verschiedener Art, wodurch sich der Vorzug des neuen eidgenössischen Ordnungszuges selbst vor der französischen Jägerbüchse herausgestellt hat; über den Kampf um Friedrichsbad von G. von Hoffstetter u. s. w. An weiteren Stoffe zur Behandlung der wichtigsten und dringendsten Gegenstände

wird es dieser Zeitschrift am wenigsten fehlen. Es sind schon zehn Jahre her, seit der „Curs der Taktik und Strategie und Plan zur Vertheidigung der Schweiz gegen Frankreich im Jahr 1838“, dessen Verfasser ein anerkannt tüchtiger Militair, der in Algier geliebene schweizerische Oberstlieutenant Bruno Uebel war, auf die große strategische Wichtigkeit der Position bei Brugg, am Zusammenflusse von Aar, Reuss und Limmat, hingewiesen hatte. Es ist noch viel länger her, seit man nicht bloß in der Schweiz weiß daß sie in dieser Gegend eine Position besitzt die mit geringer Nachhülfe der Befestigungskunst und ohne irgend erheblichen Aufwand zu einer der stärksten in Europa umgeschaffen werden könnte. Hatten doch schon die Römer die militairische Bedeutung dieser Stellung in ihrem ganzen Umfange erkannt und zu benutzen gewußt! Sollten freilich die Mitarbeiter an der „Helvetischen Militairzeitschrift“ davon Kenntniß haben daß schon im eidgenössischen Kriegsarchiv ein Befestigungsplan vorläge, der vor jeder möglichen Ueberraschung auch ausgeführt werden könnte, so hätten sie nicht nöthig die Sache noch in weitere Anregung zu bringen. Allein es läßt sich kaum vermuten daß in dieser Beziehung schon irgend Etwas gethan sei. Wird ja überhaupt in der Schweiz nicht leicht Etwas dieser Art gethan, ohne daß es zugleich in den öffentlichen Blättern besprochen wird; und mußten doch alle Bundesbehörden und alle militairischen Notabilitäten der Schweiz über die Vorzüge des „Waffenrocks“ vor dem „Schwalbenschwanz“, und über die Beibehaltung der „Epauletten“ solange mit mehr als deutscher Gründlichkeit verhandeln daß ihnen für tausendfach erheblichere Gegenstände schwerlich noch Zeit übriggeblieben ist. Den wissenschaftlich und technisch gebildeten Mitarbeitern der „Militairzeitung“ scheint also immer noch Gelegenheit zu bleiben solche erheblichere Gegenstände zeitig und dringlich genug zur Sprache zu bringen, um wenigstens von ihrer Seite eine Pflicht gegen das Vaterland nicht zu veräußen.

Der vorliegende Versuch einer Statistik des Geistes der jetzigen periodischen Presse der Schweiz, so wenig er darauf Anspruch macht seinen Gegenstand erschöpft zu haben, läßt doch — wie jede unparteiische Darstellung desselben — die eigenthümlichen Vorzüge der schweizerischen Journalistik wol deutlich genug hervortreten. Dennoch wird sich der aufmerksamere Beobachter, im Hinblick auf die Organe der öffentlichen Meinung in der Eidgenossenschaft, nicht durchaus der Besorgniß erwehren daß das Bewußtsein Dessen was bei eintretender Gefahr getan werden müßte noch beidemal nicht bis zu jener Klarheit entwickelt ist die ein rechtzeitig und energisches Handeln verbürgen würde. Der sehr verzeihliche Spott mit dem sich jetzt alle schweizerischen Blätter an den „unpraktischen“ Deutschen versuchen schützt doch die Schweizer noch lange nicht gegen eine Wendung der Dinge die sie selbst bei diesen „unpraktischen“ Deutschen zu einem Gegenstande des gerechten Spottes machen könnte; und jene allzu bequeme Zuversicht auf das gute Recht und

das gute Glück der Schweiz erinnert wol gar an jene Stimmung im preussischen Staate und Volke wie sie der Katastrophe von 1806 vorausgegangen ist. Damit aber um so sicherer das Schlimmste abgewendet werde, hat gewiß auch die periodische Presse der Schweiz noch manche Lücke auszufüllen, und in ernster Treue gegen das Vaterland noch manches Versäumte nachzuholen.

43.

Zur deutschen Geschichtschreibung.

1. Einhard's Jahrbücher. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Otto Abel. Berlin, Besser. 1850. 8. 10 Rgr.
2. Der König von St. Gallen über die Thaten Karl's des Großen. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von Wilhelm Wattenbach. Berlin, Besser. 1850. 8. 6 Rgr.

Die beiden Bände der Geschichtschreiber deutscher Vorseit die uns diesmal zur Anzeige vorliegen *) beziehen sich beide auf die Zeit Karl's des Großen. Der Uebersetzer des ersten Werks, Abel, ist uns schon aus dem „Fredegar“ und dem „Leben Karl's des Großen von Einhard“ bekannt. Diese „Jahrbücher“ sind hervorgegangen aus den dürftigen Aufzeichnungen wie die Geistlichen sie zu den einzelnen Jahren auf die Osterfesten zu machen pflegten, und haben unter Einhard ihre höchste Ausbildung erlangt; doch beschäftigen sie sich größtentheils nur mit den äußern Angelegenheiten des Reichs. Während in Einhard's Lebensbeschreibung Karl's seine kriegerischen Thaten kurz im Zusammenhange dargestellt sind, wird hier bei jedem einzelnen Jahre bemerkt was geschehen ist, wo der Kaiser sich aufgehalten, den Winter zugebracht, welche Gesandtschaften zu ihm gekommen und von ihm abgesandt sind, welche Heereszüge unternommen, Schlachten gewonnen, Länder verwüstet, Bündnisse geschlossen u. s. w. Aber von dem innern Zusammenhange der Dinge, von den innern Anordnungen im Reich erzählt man fast Nichts. Seldoch der treuen Einfachheit wegen, und weil man ihnen doch ansieht daß ein Mann die Annalen geschrieben hat der den Leitern der Begebenheiten nicht fern stand, und ihrer Objectivität wegen ihnen anmerkt mit welcher Klarheit Karl die äußern Verhältnisse überschaute und mit seiner gewaltigen Hand festhielt: lesen sich die „Jahrbücher“ gar nicht unangenehm, und sind eine schöne Ergänzung der kunstvoll angelegten Biographie desselben.

Vorangestellt sind „Einhard's Jahrbücher“ zunächst ein Auszug der „Geschichte der Bischöfe von Reg“, verfaßt von Paul Diaconus, dem Geschichtschreiber der Longobarden, als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Carolingischen Familiengeschichte. Vom Kaiser Karl sagt Paul Diaconus: „Man weiß nicht ob man an ihm mehr seine kriegerischen Vorzüge, oder die Klarheit seines Verstandes und seine Vertrautheit mit allen edeln Künsten und Wissenschaften bewundern soll.“ Der Auszug schließt mit der Erwähnung des Chrodogang, des siebenunddreißigsten Bischofs von Reg, und dessen Verdienste um das klösterliche Leben in Deutschland.

Dann folgen die letzten Fortsetzungen des „Fredegar“; sie sind verfaßt im Auftrage Childbrand's und seines Sohnes Nibelung, Jener war ein Bruder Karl Martell's. Sie umfassen die Zeit von 732—768 und bilden die Grundlage für die Geschichte Karl Martell's und Pipin's des Kleinen. Die Schreibart ist noch roh, doch ist einiger Fortschritt seit „Fredegar“ zu erkennen. Die Annalen enthalten die Kriegszüge der Franken

gegen die Avarer, Baiern, Alemannen, Basconen und Sachsen, die freundlichen Verhältnisse welche die byzantinischen Kaiser und die Päpste mit den Carolingern anzuknüpfen suchten, die Letztern aus Furcht vor den Longobarden; ja, diese boten Karl Martell schon damals das Consulat über Rom an, und wollten sich der Aufsicht der griechischen Kaiser entziehen. Sie schließen mit dem Kriege Pipin's gegen den Herzog von Aquitanien Waiofar, der nach einer erst allmählig matter werdenden kräftigen Gegenwehr im Todesjahre des Königs 768 mit Bisfen Pipin's ermordet wird.

Hierauf folgen „Einhard's Jahrbücher“ mit einer kurzen Einleitung, in der darauf hingewiesen wird daß jetzt allgemein Karl's des Großen Biograph als Verfasser der „Jahrbücher“ anerkannt wird. Zum Grunde liegen ihnen die Annalen des Klosters Lorsch in Hessen, die Einhard von 741—788 theils erweitert, theils abgekürzt in einer reinern Sprache dargestellt hat; von da an umfassen die Annalen noch den Zeitraum bis zum Jahre 829, in welchem Jahr Einhard sich in die Einsamkeit zurückzog. Aber schon seit dem Jahre 815 bekleidete Einhard ein geistliches Amt, mit demselben Jahr scheinen auch die Annalen ein weniger klares Bild von den Zeitverhältnissen zu geben, was freilich auch in den leitenden Personen am Hofe, und namentlich in Ludwig dem Frommen selbst seinen Grund haben kann. Zur Ergänzung hat Abel aus andern Annalen, namentlich denen von Lorsch und Reg, Manches nebenbeigelegt um die Begebenheiten vollständiger zur Anschauung zu bringen.

Da bei dem Tode Pipin's, 768, die Angelegenheiten in Aquitanien noch nicht ganz geordnet waren, weshalb das Land auch unter Karl und Karlmann nicht vertheilt war, so zaudert Karl nicht vor allen Dingen hier das Ansehen der fränkischen Könige zur Anerkennung zu bringen, damit kein feindseliger Nachbar das Land den Saracenen offenlege, obgleich Karlmann seinen Bruder dabei nicht unterstützen will. Dann aber scheinen die Waffen geruht zu haben bis zum Tode Karlmann's, 771. Hierauf aber erfaßt auch Karl mit ganzer Seele den sächsischen Krieg: man erkennt, es war Das seine Lebensaufgabe, und mit der Festigkeit mit der dieser Entschluß gefaßt war wird er auch ausgeführt, kein Hinderniß macht ihn wankend. Es ist Dies auch eigentlich der einzige Krieg zu dem sich Karl aus freier Wahl entschloß, zu allen andern wurde er gerufen und aufgefordert, wie zu dem gegen die Longobarden und Avarer, die er denn freilich auch für sein Reich fruchtbar zu machen wußte. Im Jahr 785 lassen sich endlich die tapfern Anführer der Sachsen Albion und Bittelkind zur Taufe und Unterwerfung bewegen. Nun wendet Karl sein Auge darauf unruhige Unterthanen, wie die Bretagner und die Herzöge von Benevent, zum Gehorsam zurückzuführen: da hält es der Herzog von Baiern, Thassilo, der von jeher eine zweideutige Stellung eingenommen zu haben scheint, für an der Zeit sich um Vermittelung umzusehen, aber zugleich will er sich den Rücken decken durch Aufreizung der Avaren; darüber geht er zugrunde, verwickelt Karl aber in einen jahrelangen Krieg. Dogmatische Streitigkeiten über die Natur Christi, die Bilderverehrung, Verschwörungen und Kanalarbeiten, um Donau und Rhein zu verbinden, werden nur kurz erwähnt. Die unruhigen Sachsen ziehen Karl von neuem nach dem nördlichen Deutschland; auch mit den Wilzen jenseit der Elbe beginnt der Kampf. Misshandlungen des Papstes Leo veranlassen ihn nach Rom zu gehen um Gericht zu halten: da erneuert der Papst in seiner Person im Jahr 800 das alte römische Kaisertum. Von dem mit den Sachsen zu Selz 803 geschlossenen Frieden erfahren wir Nichts, wol aber daß Karl 804 viele Sachsen von jenseit der Elbe und aus den Gauen zwischen der Elbe und Weser ins Frankenreich verpflanzt hat. Von jetzt an treten an die Stelle der Kämpfe mit den Sachsen Gerwürnisse mit dem Dänenkönig Gottfried, der Karl's Verbündete die Dbotriten von ihm abwendig und sich zinsbar macht. Das veranlaßt Karl zur Gründung Isehoes im Jahr 809 mit einer fränkischen Be-

*) Zuletzt berichteten wir über das Unternehmen in Nr. 257—260 d. Bl. f. 1850. D. Red.

fangung. Aber nun beginnen die Seeräubereien der Dänen in Friesland; sie prählten es mit Karl selbst aufnehmen zu wollen. Diese zunehmenden Angriffe des Dänenvolks regen Karl sehr auf; aber ehe er seine Flotte und Truppen versammelt sind die Dänen wieder zu Hause, König Gottfried wird ermordet und sein Nachfolger Hemming schließt Frieden mit dem Kaiser, der 814 stirbt. Unter dem Nachfolger Kaiser Ludwig scheint Alles mehr vom Zufall als von einem leitenden Willen abzuhängen; Zwietracht der Dänen unter sich gewährt von dieser Seite Ruhe. Italien macht dem Kaiser Sorge, aber Bernhard der Keffe, dem es schon von Karl dem Großen anvertraut war, beruhigt ihn durch seine persönliche Erscheinung; dennoch wird er in Italien von einer antifränkischen Partei gewonnen und erpödet sich. Aber die Nacht der Franken war zu groß; die Urheber werden zum Tode verurtheilt, Bernhard mit der Blendung begnadigt, woran er nach einigen Tagen starb. Das Bewußtsein dieser Härte scheint auf den schwachen Ludwig einen unaußsöhnlichen Eindruck gemacht zu haben, er gewann nun wieder Vertrauen zu sich selbst. Schon früh ernannte er seinen ältesten Sohn, Lothar, zum Mitregenten, und seine großen Vasallen fühlten bald daß die Kraft Karl's den Zügel nicht mehr halte; auch im Auslande, in Spanien und im Dänenreich, scheint die Macht der Franken an Ansehen verloren zu haben; Ludwig konnte den von ihm beschützten Harald gegen Gottfried's Sohne kaum aufrecht erhalten, obgleich Jener die väterliche Religion verlassen hatte und ein Christ geworden war. Von der Einführung des Christenthums im Norden erfahren wir übrigens kein Wort, daß Ebbo von Rheims nämlich den Versuch gemacht hatte das Christenthum den Nordalbingiern zu verkündigen. Den Beschluß macht eine kurze Anmerkung über die Zeit der Uebertragung der beiden Heiligen, Marcellinus und Petrus, nach Zelligenstadt, dem Kloster Einhard's, woraus man nach Abel fälschlich den Beweis hat führen wollen daß Einhard nicht Verfasser der „Jahrbücher“ sein könne.

Das zweite Werk enthält Aufzeichnungen eines alten Mönchs aus dem berühmten Kloster St. Gallen über Karl den Großen. Dieser Mönch nahm sich nämlich in seiner Kindheit ein alter Krieger, Namens Adalbert, an, der seinen Herrn, den Schwager Karl's des Großen, Gerold, auf seinen Zügen nach Ungarn und Sachsen begleitet hatte, und dem Knaben, oft wider seinen Willen — er wollte nämlich lieber umherbringen — Anekdoten aus dem Leben Karl's mittheilte. Der Sohn dieses Adalbert, späterhin auch Mönch zu St. Gallen, war der Lehrer unsers Erzählers. Im Jahre 883 besuchte Karl der Dicke das Kloster, ihn erfreuten die Erzählungen von seinem Urgroßvater, er forderte daher den Mönch auf sie niederzuschreiben; so entstand das Werk. Der Mönch stellte im ersten Buch die Anekdoten über Karl in seinem Verhältnis zu Kirche und Schule zusammen, im zweiten Karl's Kriegszüge, im dritten sollte sein häusliches Leben dargestellt werden, es ist aber verlorengegangen; auch das zweite besigen wir nicht vollendet. Der Stil des alten Mönchs ist freilich nicht mit Einhard's gewandter Feder zu vergleichen, doch ist die Sprache beidem besser als bei „Frebegar“. Der Uebersetzer, Wattenbach, hat seine Aufgabe mit Glück gelöst, die Uebersetzung ist fließend und treu. Schon aus der Art und Weise wie das Buch entstand kann man abnehmen daß eine glaubwürdige Biographie hier nicht zu suchen ist, sondern eine Sammlung von Anekdoten, die uns berichten wie Karl's Persönlichkeit vom Volke aufgefaßt wurde. Die Keime zu den spätern Sagen über Karl setzen schon an, aber die Persönlichkeit ist noch zu überwiegend als daß Dies weiter entwickelt sein könnte. Interessant ist das Buch insofern es uns in den Kreis der damaligen Ansichten und Anschauungen führt soweit man vom Kloster aus die Verhältnisse ansah. Mit dem weltlichen Sinn der Weltgeistlichkeit, namentlich der Bischöfe, scheint unser Verfasser sehr unzufrieden zu sein; eine Menge Anekdoten von ihrer Habgucht, Eitelkeit, Hochmuth, Wollust u. s. w. werden erzählt. Ihre Abhängigkeit von dem Für-

ken dagegen scheint ihm ganz in der Ordnung auch nicht eine leise Spur von Freiheit der Kirche im Sinne Gregor's VII. macht sich bemerkbar. Manche Anekdoten von der müßigen Bildung der Geistlichen werden erzählt, worauf Karl großes Gewicht gelegt haben muß, und seinem Willen wagte man nicht leicht zu widersprechen. Wie streng Karl darauf hielt daß die Geistlichen sich im Lesen übten, erhellt aus folgender Stelle, die zugleich als eine Probe der Uebersetzung dienen mag: „Niemand sagte in der Kirche des hochgelahrten Karl Jemandem was er zu lesen habe, Niemand bezeichnete den Schluß mit Wachs, oder druckte auch nur mit dem Nagel ein kleines Zeichen ein, sondern Alle trugen Sorge sich mit Dem was zu lesen war so bekanntzumachen daß, auch wenn sie unvermuthet aufgefodert wurden zu lesen, Alle untadelhaft erkunden wurden. Mit dem Finger, oder mit seinem Stabe, oder auch durch Einrennen den er von seiner Seite an die zunächst Eigenden absandte, bezeichnete der König Den welcher lesen sollte, das Ende aber gab er mit eigener Stimme an. Alle achteten so aufmerksam auf ihn daß Niemand, wenn er sein Zeichen gab, mochte es nun am Ende des Sages oder mitten darin sein, weiter oben oder unten anzufangen wagte, so unpassend ihm auch Anfang oder Ende erscheinen mochte. Und so kam es daß in seinem Palaste Alle vortreflich zu lesen wußten, selbst die dem Anhalt nicht verstanden. Kein Fremder, Keiner der ihm bekannt war, aber nicht gut zu lesen und zu singen verstand, wagte es sich zu seiner Geistlichkeit zu stellen.“ Das war die Heiligkeit: man denke welche Schwierigkeiten der große Karl hatte den Grund zu einer Erneuerung der römischen Bildung zu legen; auch wird es nicht schwer werden Karl's Nachsicht zu begreifen wenn ein Bischof nicht predigen konnte.

Im zweiten Buch beginnt der Verfasser mit Julian und der unruhigen Bewegung der Völker zu seiner Zeit, kommt dadurch auf die Hunnen, und findet so den Uebergang zu den Kriegen Karl's gegen die Avaren; die ganze dazwischenliegende Zeit scheint ihm spurlos verschwunden. Großen Eindruck machten in jener Zeit die Gesandtschaften der morgenländischen Herrscher; von ihnen und von Dänen welche Karl nach Konstantinopel und zu Harun-al-Raschid sandte weiß der Mönch von St. Gallen manche Anekdote zu erzählen. Wo er auf den Sohn, Ludwig den Frommen, zu sprechen kommt, schimmert, obgleich er ihn als einen frommen Mann hoch zu erheben sucht, doch die Schwäche des Kaisers durch, und der zunehmende Ungehorsam der Großen. Vor den Normannen, mit denen Karl in der letzten Zeit seines Lebens zu thun hatte, und die er ungebeugt seinen Nachkommen hinterlassen mußte, soll er, wie der Mönch erzählt, einst prophetisch gewarnt haben. Als er einst im narbonnensischen Gallien war, kamen normannische Schiffe, flohen jedoch als sie hörten daß Karl zu gegen sei. Karl stand vom Tisch auf und weinte, endlich sagte er: „Wißt ihr wol, o meine Getreuen, worüber ich so geweint habe? Nicht Das, sprach er, befürchte ich daß diese Thoren, diese Nullen mit Etwas zu schaden vermögen, sondern Das betrübt mich daß sie es gewagt haben bei meinen Lebzeiten dieses Ufer zu berühren, und ich werde von beständigem Schmerz ergriffen, weil ich vorhersehen wieviel Schaden sie meinen Nachkommen und deren Untertanen zufügen werden.“ Bei der Erzählung von der Vernichtung des longobardischen Reichs ist die Sagenbildung besonders thätig; der schnelle Untergang desselben, und die vielleicht entferntere Quelle der Erzählung mag die freiere Dichtung begünstigt haben. Als Beilagen gibt Wattenbach: „Karl's Zug ins Morgenland“, aus der Chronik Benedict's vom Berge Coracte, geschrieben ums Jahr 1000, wie Wattenbach sagt, in einem Raudewelsch. Während der Mönch von St. Gallen Karl sich nur nach einer Reise ins Morgenland sehnen läßt, führt diese Chronik ihn zu Schiffe, und über Meeresbrücken mit allen seinen Völkern zum Kalifen und griechischen Kaiser; reich beschenkt mit Reliquien u. s. w. kehrt er in seine Heimat zurück. Eine zweite Bei-

loge: „Karl und Malin“, aus den Schriften des Petrus Damianus, enthält eine Sage aus dem Sachsenkriege. Der König der Sachsen sitzt von Karl vernachlässigt bei einer Mahlzeit auf der Erde, und erinnert den Kaiser an Christi Leiden in den Armen ihn selber zu ehren, und fragt wie man von den Sachsen verlangen könne Christen zu werden, wenn von den Franken selbst Christus verächtlich behandelt werde. Die dritte Beilage: „Karl und die Holländer“, aus Landwits Chronik, führt bei der Erzählung von dem Unterschieße des römischen und umbrosianischen Gefanges die Unterdrückung dieses letztern und die Einführung des römischen fagenhoserwies auf Karl zurück.

Das mag genügen um zum Lesen beider Werke einzuladen, man wird sie sicher auch nach Einbards Biographie gern in die Hand nehmen um Karl und wie ihn seine Zeit anschauete kennenzulernen.

H. Riese.

Frankfurter Rufenalmanach. Herausgegeben von J. Bachmann-Korbett, H. Kothe und German Rauer. Erster Jahrgang. Frankfurt a. M., Pignus. 1851. Gr. 12. 1 Thlr.

Die vulgäre Lyrik treibt in diesem Jahr zahlreiche Blüten, meistens auf dem Boden der Fiktion, von der seit anderhundert Empfindung, und nur in einzelnen Nachklängen an die Stärke erinnernd welche die deutsche Geschichte und die deutsche Poesie bewegt. Die neuere Rufenalmanache, die poetischen Stammbücher in welchen jugendliche Dichtersjünglinge ihre Gesühle ausjodeln, unterscheiden sich indes von den frühern, die in unserer Literatur eine Rolle spielten, wesentlich dadurch daß sie keinen bestimmten Charakter haben, keine bestimmte Richtung vertreten, sondern sich alle in monotoner Weise ähnlich sehen. Die Pignuschäfer mit ihren idyllischen Strochfränzen, die schwäbische und pommerische Dichterschule mit ihren weichen Gefühlkarabesken, dann die Anhänger des modernen Welt Schmerzes oder Weltkurus, sie bilden den überall gleichmäßig vertheilten Contingent der wohlmeinenden Almanachsfänger. Die Schablonen sind fertig gegeben, es kommt darauf an mit größerer oder geringerer Gefügigkeit sich ihnen anzuschmiegen. Von Originalität, von willkürlicher Originalität, von neuen Dichtersweisen nirgend eine Spur; diese Poesie bewegt sich so regelmäßig fort wie eine Uredschnecke in den ausgegrabenen holländischen Kanälen. Der vorliegende „Frankfurter Rufenalmanach“, der meistens rhetorische Dichter zu einem lyrischen Chor versammelt, enthält weder so gute noch so schlechte Gedichte wie der in Nr. 5 v. Bl. besprochene Gruppenheft „Rufenalmanach“. Er hält sich im Ganzen auf gleichem Niveau, nirgend durch poetischen Schwung hinreichend und begeisternd, aber auch nirgend den gesunden Verstand und Geschmack in brutaler Weise verlegend. Kein Dichter dieses Almanachs ist so unbescheiden den Lesern um einen Kopf überzagen zu wollen; Keiner bleibt unter dem von dem Herausgeber gehandhabten kritischen Maßstab zurück. Die schlaggen sich bei dem poetischen Wettlauf niemals um eine Pferde, höchstens um eine Hasenlänge. So ist über das Ganze der Hauch einer solidarischen Gemüthlichkeit ausgegossen. Es herrscht die Stimmung einer heitern Gesellschaft wo Jeder gleichmäßig wichtig ist, und jedes geistige Virtuosenstückum verboten wird.

Heinrich Heine ist für diesen Almanach mit einem politisch-satirischen Gedicht: „Rüchel nach dem März“, das im Titel des „Wintermärchen“ geschrieben ist, angeworben worden. Die humoristische Ausgestaltung dieses Rücheldes ist übrigens nicht ganz von Reminiscenzen frei. Krudt und Wasser Jahr, die Lieblingshelden des Heineschen Humors, fehlen nicht; auch nicht

Die Entschiedenheit: *„Kaufmann
Aus meinen Jünglingsjahren.
Die für den Kaiser sich aufkommen
Wenn sie betrunken waren!“*

Die eigentliche politische Lyrik findet dann auch ihre Repräsentanten. German Rauer polemisiert zwar in einem Gedicht: „Wider Freiheitgedichte!“ gegen diese Richtung:

*Große Worte, lange Sätze
Klingen lieblich und zum Ohr;
Fort das müßige Geschwätz,
Wächter, Schwertor halt hervor!*

Doch diese Polemik trotz seiner direkten Wirkung bleibt, und der großen Krochden verläuft die Februarrevolution eine Verherrlichung des Rufenalmanachs doch paßt die „Entrüstung“ dem Iverge gleichliche Elegie zu welcher die deutsche Politik und Poesie nach momentanem Aufschwung stets zurückkehrt. „Das Lied vom Heiligen Geist“, welches prophetisch den Sieg des reinen Menschenthums verkündet, gehört zu den besten Gedichten des Almanachs. German Rauer zeichnet sich überhaupt durch Glätte und Rundung einer gebildeten Form aus. Dasselbe gilt von Hermann Karggraff, dessen Lied von „Palmstreu“ mit Glück die volkstümliche Weise trifft, während das „Gedicht an Deutschland“ einen lebendigen Patriotismus in eleganten Versen und geschulten Reimen ausdrückt. „Der lange Christian“, ein Soldatenlied aus Schleswig-Holstein von Hermann Jäger, hat eine derbe und populäre Kraft, ohne es indes zu einem prägnanten Refrain bringen zu können, der solcher Volklyrik, wenn sie sangbar sein soll, unentbehrlich ist. Jakob Krüger tröstet sich in einem Sonett: „Deutschlands Ruhm“ (1848), mit dem kosmopolitischen Beruf des deutschen Volks:

*Doch ist der höchste Ruhm den du erkrizten.
Daß du für alle Völkern und Nationen,
Nicht um für dich, gehacht, gekämpft, gekühten.*

Krügers Gedicht: „Deutsches Heldenlied“, ist ein verfeinertes Apetitorium der deutschen Geschichte und ihrer Hauptkämpfer, vom Leutoburgerrwald bis zu Bornsdorf und Leipzig, das mit einer traurigen Betrachtung über den Hauptfeind im Innern, die Zwietracht, die seit grauer Zeit im eigenen Busen thront, abschließt. Miklos schaut sich nach einem opferbereiten Curtius der „den unfaglichen schrecklichen Spalt“ der Deutschland im Bruderkrieg theilt ausfüllt! Die Verse theilen das Entsetzen des Dichters, und lassen weit auf in gerisener ungenießbarer Form:

*Brüder gen Brüder zum Warden bereit!
Deutsche gen Deutsche! o schwere Zeit!
Und an den Grenzen in Ost und West
Zugest der Franz' und der Russ' auf den Reich.
Neh. um und selber bringt und der Streit!
Wo ist ein Curtius opferbereit!*

Der kühn apostrophirte Franzose muß des Reimes wegen an den Grenzen in Ost lungern! Eine hübsche Wendung des poetischen Goethen ist „der Streit der und um und selber bringt“, ein melodischer Konflikt den man nicht besser bezeichnen kann als mit den ebenfalls eleganten Ausdrücken des nächsten Verses:

Welch ein widerwärtig Geheiß!

Neben diesen Häuften welche der poetische Patriotismus hält hiltet deutsch-katholische Wabacht ihre Hände in dem einfaches-katholischen Lied: „Die kleine Schar“ von Wilhelm von Waldbrühl, das die Scene einer festen Uebereinkunft ab-

indem dies Gedicht immer ein Gedicht bleibt, und der großen Krochden verläuft die Februarrevolution eine Verherrlichung des Rufenalmanachs doch paßt die „Entrüstung“ dem Iverge gleichliche Elegie zu welcher die deutsche Politik und Poesie nach momentanem Aufschwung stets zurückkehrt. „Das Lied vom Heiligen Geist“, welches prophetisch den Sieg des reinen Menschenthums verkündet, gehört zu den besten Gedichten des Almanachs. German Rauer zeichnet sich überhaupt durch Glätte und Rundung einer gebildeten Form aus. Dasselbe gilt von Hermann Karggraff, dessen Lied von „Palmstreu“ mit Glück die volkstümliche Weise trifft, während das „Gedicht an Deutschland“ einen lebendigen Patriotismus in eleganten Versen und geschulten Reimen ausdrückt. „Der lange Christian“, ein Soldatenlied aus Schleswig-Holstein von Hermann Jäger, hat eine derbe und populäre Kraft, ohne es indes zu einem prägnanten Refrain bringen zu können, der solcher Volklyrik, wenn sie sangbar sein soll, unentbehrlich ist. Jakob Krüger tröstet sich in einem Sonett: „Deutschlands Ruhm“ (1848), mit dem kosmopolitischen Beruf des deutschen Volks:

*Doch ist der höchste Ruhm den du erkrizten.
Daß du für alle Völkern und Nationen,
Nicht um für dich, gehacht, gekämpft, gekühten.*

Krügers Gedicht: „Deutsches Heldenlied“, ist ein verfeinertes Apetitorium der deutschen Geschichte und ihrer Hauptkämpfer, vom Leutoburgerrwald bis zu Bornsdorf und Leipzig, das mit einer traurigen Betrachtung über den Hauptfeind im Innern, die Zwietracht, die seit grauer Zeit im eigenen Busen thront, abschließt. Miklos schaut sich nach einem opferbereiten Curtius der „den unfaglichen schrecklichen Spalt“ der Deutschland im Bruderkrieg theilt ausfüllt! Die Verse theilen das Entsetzen des Dichters, und lassen weit auf in gerisener ungenießbarer Form:

*Brüder gen Brüder zum Warden bereit!
Deutsche gen Deutsche! o schwere Zeit!
Und an den Grenzen in Ost und West
Zugest der Franz' und der Russ' auf den Reich.
Neh. um und selber bringt und der Streit!
Wo ist ein Curtius opferbereit!*

Der kühn apostrophirte Franzose muß des Reimes wegen an den Grenzen in Ost lungern! Eine hübsche Wendung des poetischen Goethen ist „der Streit der und um und selber bringt“, ein melodischer Konflikt den man nicht besser bezeichnen kann als mit den ebenfalls eleganten Ausdrücken des nächsten Verses:

Welch ein widerwärtig Geheiß!

Neben diesen Häuften welche der poetische Patriotismus hält hiltet deutsch-katholische Wabacht ihre Hände in dem einfaches-katholischen Lied: „Die kleine Schar“ von Wilhelm von Waldbrühl, das die Scene einer festen Uebereinkunft ab-

met, und Kerngedanken in gedrängter, doch nicht unschöner Form ausdrückt.

An die Politiker des Almanachs reihen sich die Epigrammattler. Der deutsche Schlagensmaler Krüger gefällt sich in Sinngedichten deren Polemik gegen die kritischen Faust-Erläuterer gerichtet ist, denen er zum wahren Verständnis durch den wohlbegründeten Rath zu verhelfen sucht:

Lernet selber Haut zu werden; lernet den Wagner abzulegen!

F. von Hoven's Epigramme haben Big und einige glückliche Pointen, wie z. B. „B“:

Manch herrlich schönes, freies Wort
Hat man von B vernommen;
Wenn er nicht bald Minister wird,
Wird er ins Buchhaus kommen.

Nur die gegen Gutzkow gekehrte Pointe ist matt und unbedeutend; ebenso wie die Epigramme gegen Prediger, Aerzte u. dergl. zu sehr an die ausgebeutete Epigrammatik der alten Schule erinnern. Anderer Art sind „Die Perlen“ von Hermann Kothe, Sinnsprüche im Geiste orientalischer Weisheit, und mit allen Reimglocken läutend. Es ist die Rückert'sche Manier welche hier nachgeahmt wird, eine Manier die nur zu leicht in das hohle Klappern mit tauben Gedankennüssen ausartet und die Kunst zur Virtuosität erniedrigt. Obgleich die Kothe'schen Sinnsprüche von Künstleien, besonders in den gesuchten Reimen, die stets aus zwei Worten bestehen, nicht freizusprechen sind: so enthalten sie doch manchen tiefen und anmuthigen Gedanken, deren grazidser Schritt durch die Hemmungen der schwierigen Form nicht beeinträchtigt wird. Eine sociale Richtung verfolgt Wilhelm Hein in seinen „Proletarierliebfern“, beweist aber nur daß diese Kaltwassercur den praktischen Tendenzen der Poesie nicht bekommt, sondern sie gänzlich ausnüchert und ihres himmlischen Rausches beraubt. Der Hunger und die Lungen sind einmal nicht poetisch. Ueberdies befeuchtet sich diese praktische Berriffenheitspoesie einer crassen Prosecomalerei, welche Salzen und Rad im Hintergrund niemals vergißt.

Neben diesen tendenziösen Lyrikern stehen die tendenzlosen mit numerischem Uebergewicht, eine bunte Reihe von Romantikern welche die verschiedensten Herzensangelegenheiten zum Gegenstand ihrer lyrischen Ergüsse machen. Die Naturpoesie des Rheinthals breitet indes über manche dieser Productionen einen eigentümlichen Zauber aus, der selbst die oft wiederholten Elegien auf verfallene Ritterburgen im Mathisson'schen Stil erträglich macht. Da schwärmt Lorenz Dieffenbach in Ruinen; Karl Enclin feiert die Ruinenschönheit, belebt die Trümmer mit alten Rittern und riesigen Knechten, sieht Dirne und Harnier und den wandernden Gumpen, bis

der schöne Traum entschwebt
Und vor mir liegt ein öder Trümmerhaufen,
Aus dem kein Helbengeist sich Frahlend hebt,
Kein Sproßling ritterlicher Hohenhausen.

Dieser faustrechtliche Sehnsuchtswalzer ist doch gar zu abgespielet! Auch das Klosterleben ist in romantischen Genrebildern vertreten in dem „Bettelmonch“ und der „Augustinerbeichte“, von denen das erste Gedicht, das den Wiedererweder der Hohenhausen zum Verfasser hat, die Jugend christlicher Entfugung feiert, während das letzte von Lucy in tieferer Wendung die Contraste der himmlischen und irdischen Liebe zeichnet. Unter den reinlyrischen Gedichten verdienen wol die kleinen Oden von A. Kaufmann den Preis; nächst ihm die sinnigen Gedichte von Bachmann-Korbett mit ihrer lieblichen Naturbeseelung. Auch Adler liefert Ansprechendes in wohlklingender Rhythmik. A. C l e m e n s' „Lätitia“ und „Mikroskopische Wunder“ zeugen gleichmäßig von Liebe des Gefühls und Gedankens, der besonders in dem letzten Gedicht statt der Ländeleien süßer Naturromantik eine geistvolle Naturanschauung bietet, welche das allgemeine Leben

in philosophischer Apotheose feiert. Adelf Doerr debutirt mit Reminiscenzen aus Dingelstedt's Roman:

Wie schön ist meine Bajadere!

Doch ist die Nachahmung nicht unglücklich; nur einzelne Bilder sind schön, wie z. B.

Im Tange will ich mit ihr Kirren!

Eduard Duller's „Naturstimmen“ leiden an der phantastischen Verworrenheit welche die Schöpfungen dieses echten Dichtergemüths charakterisirt. Es ist eine in dithyrambische Breite verschwimmende, zu keinem Schlussaccord sich zusammenfassende Phantasie, die mit all ihren Feuerwerken nicht mächtig wirkt, weil sie in unregelmäßigen Explosionen verpufft.

Florentin von der Pulde, ein Minnesänger, befaßt sein widriges Schicksal in einem widrigen Lied. Die arthropanisch-gelaunten Vögel, „die ihm auf Ras und Rovell ihre Kiecke werfen“, hätten vollkommen Recht daran gethan dies Lied mit solchen Orden des Cynismus auszuzeichnen. Karl Gollmich hätte uns gleichfalls mit seinem „unnenbaren Fernweh“ verschonen können. Graul bewegt sich in pompastischen Phrasen welche den Schwung der Hymnen vertreten sollen. Alois Henninger gibt uns eine Kalenderpoesie, und sperrt eine Elisabeth, eine Hedwig, eine Ida, Sophanna, Melitta, Rosina in ein lyrisches Harem. Doch enthält dies Don Juan-Register nur edle Frauen und ist mehr sentimental als frivol. Ottobald Lenz gibt einige anmuthige Genrebilder aus dem Naturleben, während Lunkelbein sehr originelle Lüne anschlügt, und in der Persiflage der Professorenweisheit glücklicher ist als in der Liebeslyrik, welche sogar das Homerische „ἄρα ὀδύραν“ nicht verschmäht:

Die Hand möcht' ich dir legen
Auf deine Loden braun.
Die Seele möcht' ich schließen
In deiner Lippen Saun!

Wilhelm Kolte macht in frühlichen Liedern seine Welt flott, während Heribert Rau die reinmenschliche Freiheit in lyrischem Predigerton preist. Friedrich Stolze hat einen Midsummer-night's-dream, „Das Märchen aus einer Juli-nacht“; doch geht es ohne Bettel's Efelkopf ab in erhabener Langweiligkeit. Eine Dame, Kathinka Big, die unermüdet Kovelistin, schließt den Reigen tiefbetäubt über „der Weltgmeinheit Thaten“, läßt in einer Allegorie Strom und Bäch Zwiesprach halten:

Der Strom maß sie mit verächtlichem Blick —
Sie hielten darauf ihr Wasser zurück!

Es wäre gut wenn Kathinka Big und einige andere Almanachsdichter Dies in Bezug auf ihre Gedichte beherzigt hätten!

Chinesisches.

Es ist in der That wahrhaft unbegreiflich welche unendliche Menge von verkehrten und doch so leicht zu widerlegenden, ja bereits mehrfach widerlegten Ansichten selbst unter den gebildeten Classen der mitteleuropäischen Bevölkerung noch jetzt im Schwunge ist. Wie oft vernehmen wir nicht von ganz vortrefflichen Leuten die Äußerungen: die Schlange sticht, die Steine wachsen, die Hintensteme werden als weiche Masse aus der Erde gegraben und geschnitten, worauf sie dann an der Luft verhärten, u. dergl. m.

Wir Deutschen haben im übrigen Europa den wohlbegründeten Ruf absonderlicher Gelahrtheit und außerordentlicher Denkkraft, ja man hat uns die Ehre angethan uns die Nation von Denkern zu nennen. Wir lachen wenn uns ein Römer fragt ob Augsburg in Sachsen liege, oder wenn ein Franzose die Pommern als Nachbarn der Lappländer bezeichnet, und die Spätschnucken für ein wildes Volk in den unwirthlichen Wäldern von Norddeutschland hält. Wenn wir uns aber unter

unsern gelehrten und denkenden Landesleuten bewegen, finden wir jedoch eine reiche Fülle von Meinungen, die uns auf der einen Seite wol recht ergötzlich vorkommen, auf der andern aber die traurige Ueberzeugung geben daß trotz alles Lehrens mit Schrift und Mund doch im Allgemeinen gar wenig wirkliche Belehrung stattfinde.

Es ist wahrhaft unbegreiflich mit welcher Hartnäckigkeit die Menschen an ihren vorgefaßten Meinungen hängen, und wie standhaft sie immer wieder zu denselben zurückkehren.

Derartige Betrachtungen werden mir meist erregt, wenn die Rede auf das Volk und Reich von China kommt. Der Europäer betrachtet sie gemeiniglich so wie der Grieche die Aethioper und Kimmertier, ja noch schlimmer. Bill er den Eig des Despotismus, der ärgsten Bornirtbeit, des Stabilitismus, der Servilität, der Intoleranz mit Einem Worte und recht gründlich bezeichnen, so sagt er: China.

Und dennoch kiesen die Quellen für Den der eine tiefere Einsicht in das Wesen dieses wundervollen Reichs sich verschaffen will überaus reichlich. Ja es haben die Berichte der Reisenden über China stets die größte Bewunderung hervorgerufen. Die Nachrichten von Marco Polo waren die ersten, konnten aber, da in seiner Zeit die Buchdruckerkunst noch nicht in Europa heimisch, nur wenig allgemeine Verbreitung finden. Doch bestätigte sie Nieuhoff im 17. Jahrhundert. Seitdem kamen auch chinesische Kunst- und Gewerbszeugnisse nach Europa. Portugiesen, Holländer und Franzosen brachten die kostbaren chinesischen Porzellane, die Seidenstoffe, die lackirten Arbeiten, die Metallglocken, die Schnitzwerke in Jade, Speckstein und Elfenbein. Seitdem drängte sich der chinesische Stil als ein neues Element in die europäische Ornamentik. Man machte Schränke, Lische, Stühle, Hausgeräthe, namentlich Rahmen, Gefelle, Bett-, Kamin-, und Sonnenschirme, Gefäße, Lusthäuser in dem chinesischen Stile, und chinesische Porzellan- und Specksteinfiguren verdrängten die der Antike nachgemachten Rarmor- und Bronzefiguren von den Kaminen und Toilettenstücken der Damen. Das Kokoco war die Frucht des Studiums der Erzeugnisse chinesischen Kunstfleißes. Es war die Zeit der Chinoisieren.

Mittlerweile brachten Athanasius Kircher und Johann Sigismund Bayer die ersten Notizen über chinesische Wissenschaft in die europäischen Gelehrtenkreise. Die Jesuiten sandten fleißige Berichte über chinesische Staatsverfassung, Verwaltung, Geschichte, Medicin, namentlich die Lehre vom Puls und die wunderbar heilkräftige Wurzel Ginseng; der Vater du Halde schrieb sein schätzbares Werk über China, die Berichte der Jesuiten wurden gedruckt, die Schriften von le Comte, Gaubil, Cibot, Amiot, Railla, Grosier, de Guignes theilten Uebersetzungen und Auszüge aus chinesischen Werken mit; Voltaire stellte China in seinen „Versuchen über die Sitten der Völker“ und in seinem „Philosophischen Wörterbuche“ in seiner genialen Weise in das rechte Licht.

Die französische Revolution lenkte den Blick wiederum ab von dem unsterblichen Reiche der Mitte. Die französische Nation versiel in die Nachahmung des Alterthums; namentlich erfaßte sie nach der Vertreibung der Könige gleich den Römern die republikanische Form mit Senat und Consuln bis sie mit dem Kaiserthum abschloß, dessen Repräsentant auch in der äußern Erscheinung an die Cäsaren erinnerte. Er suchte diese Aehnlichkeit auch seinen Umgebungen aufzuprägen, und die öffentlichen Denkmale, die Münzen, die Staatscostumes und Feldzeichen, wie die Mobilien der Privatleute waren ein Widerschein des antiken Rom.

Mittlerweile war im Jahre 1792 Lord Macartney als Führer einer britischen Gesandtschaft nach China gegangen. Der Lord sowol als sein Begleiter Barrow und Hütnner publicirten nach ihrer Rückkehr Reiseberichte, in denen die von den Jesuiten früher mitgetheilten Nachrichten bestätigt wurden. Ein Gleiches war der Fall mit den Berichten der spätern holländischen Gesandtschaft unter J. van Broom. Macartney er-

1851. 101.

warb sich noch das große Verdienst daß er das Criminalgesetzbuch des chinesischen Staats ins Englische übersezte, welches 1812 auch in französischer Sprache erschien. Seitdem fahren die Beamten der Englisch-ostindischen Compagnie, sowie die englische Mission in Macao fort Nachrichten über chinesische Zustände zu geben, die freilich durchaus nicht von der Bedeutung sind wie die der französischen Jesuiten die am kaiserlichen Hofe als Staatsbeamte lebten. Wichtigere sind die Arbeiten der französischen Gelehrten Silvestre de Sacy, Abel Rémusat, Biot, Stanislaus Julien, Pauthier und Anderer, welche zahlreiche chinesische Werke durch Uebersetzung ins Französische zugänglich machten. Endlich sind auch hier die Namen unserer Landesleute J. Kurz, Stephan Endlicher, Neumann, Süßlaff, Schott und Anderer dankbar zu nennen. Aus diesem reichen Vorrathe stellte ich im sechsten Bande meiner „Allgemeinen Culturgeschichte“ die großartigen Erscheinungen zusammen welche das 4000 Jahre fortgesetzte Leben des chinesischen Volks, das größte auf Erden, darbietet.

Die neueste Erscheinung im Felde der chinesischen Literatur hat vor kurzem die Presse verlassen. Es ist:

Das chinesische Volk vor Abraham's Zeiten zu gutem Theile als Spiegel für die Völker des 19. Jahrhunderts dargestellt von Johann Ernst Rudolf Käuffer. Dresden, Künze. 1850. Gr. 8. 20 Kgr.

Der geehrte und bekannte Verfasser hatte den Entschluß gefaßt in dem leztvergangenen Jahre sich durch eine Arbeit zu stärken die ihn über die Kimmernisse des Augenblicks hinausstrage. Das Thema derselben war die Betrachtung der Religionen der Erde im Verhältnis zur geistig-sittlichen Veredelung der Völker, und der Verfasser wählte als Ausgangspunkt seiner Betrachtung das älteste der civilisirten Völker, das chinesische.

Der Verfasser beginnt mit der Uebersicht über die Quellen unserer Kunde von China, und fragt zuvörderst: „Was wußten Hebräer, Griechen und Römer von dem Volke von welchem die kostbare Seide zu ihnen gelangte?“ Die Nachweisung der alten Handelswege, die Bemerkungen über die Namen Seres, Siniqua, Sina, Schina und die officiellen Namen Schoung-Koue, d. i. Reich der Mitte, dann auch die Erwähnung des in Aegypten gefundenen Porzellans finden hier geeignete Stelle. Zu letztem Punkte verweise ich noch auf die im Houben'schen Museum zu Xanten in Castra Trojani gefundenen rothen Porzellane.

Demnächst folgt die Frage: „Was wußte das Mittelalter (7.—16. Jahrh. n. Chr.) von China?“ und die Beantwortung derselben, woran sich die Kunde der neuern Zeit von China zweckmäßig anschließt.

Den zweiten Hauptabschnitt des Werkes bildet das von der Natur dem Volke Gegebene. Der Verfasser berichtet hier über die Berge, Ströme, Land, Mineralien, Pflanzen, Thiere und die physiologische Beschaffenheit der Chinesen selbst, namentlich den Schädelbau derselben.

Nachdem der Verfasser die Sicherheit der Geschichte Chinas und ihrer Quellen näher beleuchtet, geht er zur Eintheilung derselben in gewisse Perioden über. Die Sagenzeit reicht bis 237 v. Chr. Von da an läßt er die Zeit der ungewissen Geschichte bis 782 v. Chr. sich erstrecken. Es folgt sodann eine chronologische Tafel der 21 Dynastien.

Bis hierher (S. 68) reicht die Einleitung des Verfassers, S. 69 beginnt die eigentliche historische Arbeit, die Geschichte des chinesischen Volks vor Abraham's Zeiten, mit allgemeinen Bemerkungen über die chinesische Sagenzeit. Es folgt die Betrachtung des Yao und Schün nach dem „Schüking“, und zwar zunächst des Staatsregiments. Der Kaiser, Xi der Herr, Thian-Hsen, der Sohn des Himmels, ist von demselben auf seine Stelle gesetzt und leitet die Angelegenheiten des Staats nach den Anordnungen des Himmels, nach den Vorschriften der Bernunft und nach dem Herzen des Yao oder der höchsten Bernunft.

Als Stellvertreter des Himmels regiert der Kaiser mit Nachvollkommenheit. Er steht Allen vor was sich auf die Regierung bezieht, er verteilt die Ämter; Alles was öffentlich eingerichtet und geschaffen wird geschieht durch ihn. Er berathet mit seinen Ministern, läßt sie geeignete Männer zu den Ämtern vorschlagen.

Hierauf geht der Verfasser auf die Eintheilung des Reichs in neun Provinzen, die späterhin zu zwölf anwuchsen, über, und berichtet sodann über die Grafwürdenträger. Als unfähig zu so hohen Würden erklären die alten Herrscher nur: den Menschen der nicht rechtschaffen ist, der viel unnütze Dinge redet, der die Leidenschaft des Widersprechens hat, übermüthig und hochfahrend, stolz ist, es sei Dies verdeckt oder unverdeckt, der lieblos und unverträglich gegen seine Collegen, weder Gewandtheit noch Ausdauer hat, den der keine Ehrerbietung gegen seine wenn auch harten Ältern hat, und der sein Hauswesen nicht zu leiten versteht. Kaiser Yao sagte zu seinen Ministern: „Wenn ich Fehler begehe, so seid ihr verpflichtet es mir zu sagen, ihr würdet schimpflich handeln wenn ihr in meiner Gegenwart mir Beifall zuzust und wenn ihr fern von mir anders sprächet.“

Die Prüfung der Beamten, die Vereisung des Reichs, die stete Ueberwachung aller Theile der Staatsverwaltung, die Aufrechterhaltung der Gesetze, kurz die sorgfältigste Handhabung der bewundernswürdig einfachen und zweckmäßigen, allem Scheinbaren gekünstelt ausweichenden Staatsverfassung, welche dem chinesischen Reiche jene unverwüthliche Dauer gibt, das Alles reicht dort bis in die frühesten, an die Sage streifenden Zeiten hinan.

Der siebente Abschnitt bespricht das religiöse Leben des chinesischen Volks; wie nun der chinesische Staat ein Organismus ist, dessen einzelne Theile in dem innigsten harmonischen Zusammenhang stehen, und wo keiner derselben auf Kosten des andern die Ueberhand gewinnen darf, so ist auch dem Element der Religion seine bestimmte, passende Stellung und Geltung angewiesen.

Der Verfasser setzt zunächst in der vorliegenden Arbeit die religiösen Ideen der Chinesen in dem Zeitraum vor Kungtschou oder Confucius näher auseinander. Die Grundlehren von dem Himmel Tien, dem Tao oder der höchsten Vernunft, den Ehrwürdigen reichen bis in diese frühe Zeit hinauf. Nicht minder finden wir hier schon den Cultus der Ahnen, der auch bei den sibirischen Stämmen, wie in der Südsee, in Aegypten, im alten Anaquac, sowie bei den Etruskern und Römern vorkommt. Der Verfasser theilt die Grundzüge jener alten Sittenlehre mit welche Confucius später zu so hoher Ausbildung brachte. Der achte Abschnitt „Civilisation unter Yao und Schün“ umfaßt die Zeitemessung, Ackerbau, Kanalbau, Musik, Ehe u. s. w. Davan schließen sich eine Reihe kritischer Bemerkungen in Bezug auf die vorhergegangenen Abschnitte, und eine Uebersicht über die Culturverhältnisse der Urzeit des chinesischen Staats.

Der Leser wird das Buch gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen und mehrfach darin Anregung finden sich über das chinesische Reich eine nähere, erweiterte Kenntniß zu verschaffen.

G. Klemm.

Béranger.

Seit einer langen Reihe von Jahren ist Béranger vielleicht der populärste Name in der zeitgenössischen Literatur der Franzosen. Man hat diesen Dichter bisher immer lieber durch unmittelbare Hingabe an seine Poesien gefeiert als durch eine tiefere Betrachtung seines Talents, und deshalb ist eine so tüchtige literarische Studie wie jüngst ein Franzose, Gustav Planche, sie geliefert doppelt an der Zeit.

Es ist charakteristisch für Béranger daß er weder die alten Sprachen noch die Sprachen des modernen Europa kennt. Hierdurch war der nothwendig auf einen engen Kreis der Lectüre

beschränkt, allein je geringer die Anzahl der Dinge war an denen sein Verstand sich übte, desto gründlicher lernte er diese selbst kennen. Zugleich aber schützte der Mangel des Verständnisses fremder Literaturen den Volkspoeeten vor Nachahmungen, und bewahrte ihm seine Originalität um so reiner.

Hiermit soll natürlich nicht gesagt sein daß Béranger keine Vorbilder, keine Quellen habe. Er hat seine Sprache, die Präcision und Richtigkeit seines Ausdrucks von französischen Quellen gelernt, und die Ahnen und Lehrer Béranger's sind Niemand anders als Rabelais, Regnier, Molière, LaFontaine und Voltaire. Was die drei Letztern anlangt, so liegt die geistige Verwandtschaft wol eben genug zutage um Jedem einzu-leuchten. Von Molière hat Béranger den naturwüchsigsten Ausdruck entlehnt; die Sache gilt ihm immer mehr als die Ehren seiner Zuhörer; er genirt sich nicht und nennt die Dinge wie sie eben heißen. Freimüthig, ja dreist geht er auf sein Ziel los, und bedenkt nicht daß man auch durch Schweigen reden könne, ganz wie Molière, sein unsterbliches Muster. Von LaFontaine hat er sich jene frappante Einfachheit angeeignet die Unverständigen wenig genial erscheint, jene Raivetät der man die Erfindung nicht ansteht. Daher findet sich der sogenannte schöne Ausdruck bei ihm oftmals verschleiert, und die gewöhnlichsten Kleinigkeiten werden leichtfertig vorgetragen. Allein hinter dieser anscheinenden Leichtfertigkeit und Unordnung birgt sich bei Beiden eine hohe Kunst und ein ausdauernder Fleiß; man könnte fast sagen daß Beide das Geheimniß der Nachahmung tüchtig studirt hätten. Béranger ist mit allen den großen und kleinen Hülfsmitteln vertraut die der naive Schriftsteller in Anwendung bringt. LaFontaine zählt wenige Schüler, weil wenige Scharfsinn genug besitzen aus seinem Studium wahren Vortheil zu ziehen. Béranger aber gehört zu diesen Wenigen.

Für den Einfluß Voltaire's besaß Béranger von vornherein ein Ensemble der glücklichsten Eigenschaften. Rag man an Voltaire mäkeln wie man will, seine historische und philosophische Prosa bleiben nichtdestoweniger wahre Muster vollendeter Klarheit. Nun scheint sich freilich die Liebe zu einer solchen Klarheit nicht mit dem freien Schwunge der Einbildungskraft vereinigen zu lassen; allein paßt die Klarheit die man für die Prosa verlangt nicht auch für die Poesie? Und wenn der Dichter allerdings gewisse Empfindungen bei aller ihm eigenthümlichen Klarheit in den Nebel des Geheimnißvollen verhüllen muß, wenn es hier Sache des feinfühlenden Geschmacks ist Licht und Schatten je nach dem Bedürfnis fein und bestimmt zu sondern, so hat Béranger wie irgend Einer verstanden die Klarheit der Prosa zu studiren ohne selbst profaisch zu werden.

Die Beziehungen unsers Poeten zu Rabelais und Regnier werden wol kaum von Jemandem in Zweifel gezogen werden. Die Werke dieser Männer waren für Béranger nicht nur ein Gegenstand poetischen Interesses, sondern auch rein technischer Studiums. Beide haben gewisse glückliche Züge, Sätze und Wendungen die sich in der Gestalt eben nur bei ihnen finden. Béranger hat von Rabelais nicht nur das Geheimniß jener feinen, wirksamen Spöttelei, und von Regnier die Kunst erlernt einer nicht eben neuen, aber populären Idee mittels eines Bildes eine neue Wendung zu geben, sondern er hat diese Auteeren auch hinsichtlich der Formation des Ausdrucks, oder um Dies schärfer auszudrücken, hinsichtlich der letzten Umgestaltung welche die französische Sprache erlebte ehe sie die Sprache Pascal's und Bossuet's, Corneille's und Molière's wurde, gründlich studirt. Ohne bis auf Comines, Freissart oder Joinville zurückzugehen, wollte er erfahren ob der End der „Les femmes savantes“ ganz dem 17. Jahrhundert angehört: konnte er da andere zuverlässige Rathgeber finden? Es muß wiederholt werden: den besten Theil seines Talents verbannt Béranger der Arbeit, dem Studium. Wenn der Himmel ihn mit einer wunderbaren Phantasie begabte, so erwarb er sich die Einfachheit und Klarheit durch eigenes Mühen.

Béranger verstaute sich erst nach allen Seiten hin ab er

die Gattung der Poesie festhielt die er später gleichsam erschöpft zu haben scheint. Aber alle seine Versuche von der Iydie bis zur Epöde, alle diese Prüfungen seiner Kraft hat er voll Reignation nur dem Feuer mitgetheilt. Man weiß aus dieser Periode Nichts als daß er sich mit einem nationalen Epös beschäftigte das die Niederlassung der Franken im römischen Gallien besingen sollte. Chlodwig sollte der Achill dieser neuen Iliade sein. Zu dem epischen Projecte gesellte sich bald die Lust zur Komödie. Allein trotz seines feinen Talents für die Ironie widerstand er auch dieser Versuchung. Es ist wol keine Frage, er würde die Charaktere unserer Zeit mit Glück und Beschicklichkeit dargestellt haben, er würde durch die Reüchternheit seines Stils außerordentliche Wirkungen hervor gebracht haben. Allein was hätte er auch der Komödie werden können? Was er auch leisten mochte, konnte er hoffen Molière u. übertrifft? Er rang nach einer ersten Stelle, und die Komödie versprach ihm nur die zweite. Deshalb suchte er inen andern Kampfplatz, er wählte das Chanson.

Das Chanson hatte vor Véranger keinen Platz in der rangzösischen Literatur. Man verlangte von ihm Nichts als Unterhaltung, und zwangte es nie unter die Regeln der Poetik. Es gab also hier ein ganz unvollkommenes Genre das dem Dichter den freiesten Spielraum bot. Vanard und Collé hatten nicht geahnt welcher Weg dem Chanson sich bahnen lassen. Vor allem kam es darauf an dem Refrain eine präzisere Form, ein Versen einen größern Gedankenreichtum, den Metaphern inen prächtigeren Glanz zu geben; namentlich aber galt es Gegenstände zu suchen die noch nicht abgenutzt waren. Würde das Chanson so erweitert und erneuert, so konnte es wirklich ein literarisches Genre werden; Véranger that dies Alles, und gab dem Chanson das Bürgerrecht unter den poetischen Werken. Vanard und Collé hatten nur für die Schenke und das Karrenhaus gedichtet; zwischen diesen beiden aber existirte doch eine große, ernste, dem Studium oder der Politik anhängende Gesellschaft die auch gern lacht, ja die sich selbst verspottet, wenn es in gehöriger Form geschieht. Diese Gesellschaft der gebildeten hat mit am meisten die Popularität Véranger's beründet. Die Salons kennen seit 35 Jahren den Namen und die Werke Véranger's mindestens ebenso gut wie die Werkstätten des Arbeiters, die Hütten des Armen, die Kasernen des Kriegers.

Véranger's Werke zerfallen in zwei Theile, die man aber nicht voneinander trennen darf. Der eine begreift die lustigen Ieder, ganz eigentlich Das was man in Frankreich die Gauciale nennt, in sich; den andern kann man glücklich als den philosophischen bezeichnen. Wäre der Dichter nur ernst philosophisch, oder nur schelmisch gewesen, so würde Véranger wol kaum je so populair geworden sein. Die innige Verbindung zwischen Verstand und Heiterkeit haben ihm den Sieg geliefert. Der kluge Chansonnier hat Dies bereits vor 17 Jahren auch glücklich herausgeföhlt. Man begreift in der Regel nicht wie Véranger zu der Anordnung der bunten Aufeinanderfolge seiner Gedichte bei der Herausgabe im Druck gekommen; weder die Zeit der Entstehung noch die Gegenstände sind hier maßgebend. Aber Véranger wollte daß jedes seiner Gedichte von em vorhergehenden vertheidigt und von dem nachfolgenden geschützt würde. Da hat man die Lösung für dieses wunderliche Durcheinander der fröhlichen und ernsten Chansons!

Véranger steht in iniger Verwandtschaft zu Robert Burns. Wie der schottische Poet so ist auch er immer der Natur treugeblieben. Aus ihr hat er seinen warmen Enthusiasmus geschöpft, nicht aus den Büchern. Das Volk und seinen Herz hat er erforscht ehe er zum Worte griff. Und diese reue Anhänglichkeit an die Natur, wie sie ihm eigenthümlich ist, begünstigt wol auch das Hauptverdienst Véranger's, und dieses Hauptverdienst bleibt seine Reüchternheit des Stils.

13.

Unserer Armee. Vom Verfasser des „Ein deutscher Soldat“. Wien, Gerold. 1850. 8. 2 Thlr.

Als uns die eben bezeichnete Schrift zur Besprechung in d. Bl. mitgetheilt wurde, standen die Heere Preußens und Oesterreichs sich hart gegenüber; es war die Zeit einer gespannten Erwartung, die jedes deutsche Herz höher und ängstlicher schlagen ließ, ja die ein „Finis Germaniae“ anzukündigen schien. Wir konnten uns nicht entschließen von dieser Schrift zu sprechen, solange jede Besprechung derselben in ein politisches Für oder Wider ausschlagen mußte. Das drohende Gewölk hat sich zerstreut, und der Gegenstand ist einer objectiven Behandlung wieder fähig geworden. Aber die große Lehre ist uns geblieben wie nahe Deutschland an seinem politischen Grabe steht. Ein Schritt weiter drüben oder hüben, und die Kriegsfurie entbrannte; und wer kann zweifeln daß sie der Anfang vom Ende Deutschlands, der erste Act einer polnischen Tragödie geworden wäre?

Die Geschichte der österreichischen Armee während der März-tage des tollen Jahres, welche der Verfasser, ein begeisterter Soldat, einleitungsweise erzählt, gleicht auf ein Haar der Geschichte des preussischen Heers in derselben wunderbaren Zeit-epoche. „Der 14. März“, sagt der Verfasser, „war der Anfang einer Zeit in welcher das gutmüthige Wien sich einigen fremden Abenteurern zu Gefallen selbst morden wollte. Von diesem Tage, wo jede Woche ein Stück Weltgeschichte machte, schrieb sich jene kaiserliche Milde die das Herz hingab um des Volkes Blut zu schonen; jene schnellwechselnden Regierungen die vor Kagenmasken zusammenknickten, jene Staatsweicheit die ein Land um das andere verschenken wollte, jene Herrschaft kiederlicher Literaten die der Zeit die Richtung gaben... Diesem Jammer stand das Heer treu, fest, ritterlich gegenüber... u. s. w.“ Alles Dies war in Berlin nicht anders, ja es drängt sich uns hierbei die nicht leicht zu beantwortende Frage entgegen: wie es kommt daß alle großen Heere, ihre Zusammen-setzung sei welche sie wolle, das Volksherr Preußens, die rekrutirten Heere Oesterreichs und Frankreichs, das gewordene Heer Englands bei Volksheerhebungen fest auf Seiten der Regierungsmacht stehen, und daß von allen Armeen Europas seit Menschengebenken nur die Russlands (und Spaniens) zum Sturz der bestehenden Regierung die Initiative ergriffen haben. Den innern Grund dieser Erscheinung anzudeuten ist nicht leicht, und es ist wenigstens soviel klar daß er in der größern oder geringern Disciplin nicht zu suchen sei.

Wir können dem Verfasser nicht Schritt für Schritt folgen in seiner Entwicklung der materiellen und geistigen Elemente welche in „seiner Armee“ wirksam sind; er gibt uns im Ganzen genommen das Bild einer Heereseinrichtung an der noch unendlich viel zu bessern ist. Im Allgemeinen kämpft er gegen den Einfluß des Bürgerthums auf die Heeresbildung, gegen den wissenschaftlichen Pedantismus, gegen die Aufstellungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, und fodert vor allen Dingen „Geist“, Corpsgeist im Heere. Er verspottet die schlichterengewinnenden Recepte, welche von Militärschulen mitgebracht werden, und verlangt dagegen wahre Kriegszüchtung, Kenntniß des Gegners und womöglich: Genie, ohne zu berechnen daß wenigstens der letzte Artikel ziemlich rar ist. Er geht die Militärsinstitute durch welche sich im Laufe der Zeit bewährt haben, und die welche schlechte Früchte trugen, und gibt uns sehr lächerliche Beispiele militärischer Instructionen und soldatischen Schreibschlendrians. Von letztern wollen wir ein Probchen aus Rhevenhüller's „Observationspunkte“, 1748, die bis auf Erzherzog Karl's Zeit in hohem Ansehen standen, hier anführen. Hier heißt es: „Ein jeder (Dragoner nämlich) um vollkommen perfectionirt zu sein, soll sowohl äußerlich als innerlich ein honnête homme sein, denn gewiß ist daß nichts contrairers der bravour und valor ist als ein übles Gewissen, auch Jedweder, er mag noch so scelerat sein, doch auf die Seligkeit denken; wenn er also in occasion kommt, so kann

ganz leicht geschehen daß er in die Lächerlichkeit zu fallen ganz nahend steht, dadurch die Tramontana verliert, seiner eigenen Person und Herrendiensten den größten Praejudiz macht." Welch kostbarer militairischer Stil, den erst Napoleon's Proclamationen aus dem Felde schlagen mußten. Oft richtet der Verfasser seinen Blick weit über sein Thema hinaus; so sagt er vortreflich: „Die Zeiten sind milder geworden um andererseits wilder zu werden; der Verstand hat sich erleuchtet um brennend zu verheeren; das Gemüth hat seine grausame Einfalt abgelegt um eine sinnlose Grausamkeit zu gewinnen. Weltverbesserung hat die Menschenverbesserung verdrängt: man hält keine Processionen gegen Heuschrecken mehr, aber darum feste Sturmpetitionen; man verachtet die Romane mit der Heiligen Jungfrau und betet die nackte Freiheit als Göttin an: man hält keinen Feiertag mehr wegen des Augenverdrehens unserer lieben Frauen im Hospital, aber man verliehert die Arbeitstage auf Barrikaden.“ Was er über militairische Erziehungsanstalten sagt ist aus dem Geiste der Sache entlehnt und für alle Peere brauchbar, nicht das Wissen sowol als das Wollen und Können will er gestärkt sehen.

Das Schlußwort ist vortreflich. „Der Ehre leben und bei seinem Schwur männlich ausharren, Das ist die Aufgabe der Soldaten in unserer Zeit. Dieser Stand duldet kein Lavieren, keinen Mittelweg, kein Schwanken. Entferne man bei Zeiten daher aus unsern Reihen was nicht auszuhalten verspricht im Sturm, was nicht die Gewissheit gibt sich in der Stunde der Gefahr zu bewähren. Ist es doch als ob die Welt nun nur noch in einer einzigen Angel hinge, als ob die Civilisation der ganzen Menschheit nur durch eine einzige Tugend noch für die Zukunft gesichert werden könne, durch die Treue!“

Wenn nun auch zugegeben werden muß daß dies Wort namentlich in unsern Tagen seltsamer Begriffsverwirrung vielseitiger Ausdeutung fähig erscheint, so wird doch darüber wol nur Eine Stimme sein daß der Soldat auf Wahrung der Treue keinen Anspruch machen kann der in dem Augenblick wo sein beschworener Dienst in Anspruch genommen wird seine Fahne in das Lager des Segners hinüberträgt. Und so gelte denn dies Buch was es werth ist, als eine lehrreiche Geschichte und eine unabhängige und oft tief eindringende Kritik der österreichischen Heerverfassung zum Nutzen von Feind und Freund. 17.

Vincenz Fettmilch, der Lebküchler von Frankfurt.
Ein Trauerspiel von Karl Feldmann von Gotha.
Frankfurt a. M., Aufferth. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser nennt als Hintergrund seiner Arbeit das Jahr 1692; die Judenbabe, die in das Stück greift, ist, wenn wir nicht irren, auch in der weitern Geschichte der Erwähnung werth gehalten worden, das Tribunat Fettmilch's aber gehört wol der Specialchronik. Ich wenigstens gestehe meine Unwissenheit und muß darauf verzichten das historische Factum mit dem Dichtwerke zu vergleichen. Der Verfasser hat in den letzten Jahren mit offenen Augen gelebt und gute Studien gemacht. Die „Volksmänner“ die er zeichnet sind gutgefaßte, typisch-elende Gestalten. Diese Heger und Sichvertrager à la Bauer, diese Schwachmüthigen à la Cantor, und die Lumpen à la Berggroß werden nie einer Volksbewegung feilen; auch die Schoppis, die wenigstens wenn es zu spät ist noch in der Ull: Pater peccavi! sagen, sind naturwahr. Nicht minder treu sind auf der Gegenseite der alte Holzhausen und Dr. Kellner.

Der Gang des Stücks ist folgender: Die Bänfte von Frankfurt, zum Theil durch alte Klagen, zum Theil durch Bauer's Rührung an vorerhaltene Privilegien aufgereizt, bedrängen den Senat; dieser versucht sich durch einen Kniff zu retten und legt zum Schrecken der gendarmgewohnten Bürger die Regierung nieder, ein Moment den der Pöbel zum Sengen, Rauben und Morden in der Judengasse benutz, während Fettmilch, der Held des Stücks, der Gesandte der Bänfte,

den Kniff vereitelt und zunächst mit dem Willen der Bürger die Gewalt in seine Hände nimmt. Nach und nach hält ihn indes Partei um Partei, jenachdem er im Interesse des Rechts, oder seiner Idee von Freiheit die eine oder die andere vor den Kopf stößt, für einen Usurpator. Er fällt wie alle Tribunen, von Allen preisgegeben, zwischen Phylister und Pöbel geklemmt, unfähig seinen Gedanken auszuführen, der Rache der Patrie anheim. Außerdem zieht sich durch das Stück eine etwas reich entsponnene Liebe zwischen einem wackern Junker und einem Judenmädchen, eine Liebe die fast alle Nervenscenen des Trauerspiels hervorgerufen hat. Das Ganze ist gut motivirt, die Katastrophe eine Nothwendigkeit; nur entwickelt sich diese Nothwendigkeit nicht Schlagend aus dem ohnehin etwas skizziert gehaltenen Charakter des Helden. Sara und Hartmann brauchen zu viel Raum und zu viel Licht. Wir zweifeln nicht an der Bühnensähigkeit des Stücks, es wäre fast eine Art von Polarisirung der jetzt so häufigen Phrasenstücke. Sollte ihm indes die Zeit wie sie jetzt ist trotz der tragischen Remesse die in ihm waltet entgegen sein, so würde die dadurch gewonnene Arbeit gewiß nicht übel verwendet sein wenn dort und da die Arbeit mehr Schwung und Frische erhielt. **Wag Walbau.**

Literarisches aus der polnischen Emigration.

Durch Freundeshand erhielt ich Nachrichten von Dem was die aus dem Vaterlande verbannten Polen zum Druck vorbereiten. Ich übergebe sie um so lieber der Öffentlichkeit als sie einen Blick in das literarische Thun und Treiben der Emigration vergönnen, und zeigen welchen Gegenständen jetzt vorzugsweise die Aufmerksamkeit zugewendet ist.

Es muß als ein sehr erfreuliches Zeichen der Zeit begriffen werden daß von den mir namentlich angeführten zehn Schriftstellern nur zwei die letzten politischen Ereignisse behandelt haben, nämlich Bilinski aus Galizien, der über die polnisch-ungarische Legion nach ihrem Uebertritt in die Türkei 1849 geschrieben hat, und Ludwig Mikroslawski, traurigen Andenkens, der mit Erinnerungen an den posener Aufstand des Jahres 1848 ein Lebenszeichen vonsichgeben will. Alle Uebrigen haben das undankbare Feld der Tagesfragen verlassen und die jenseitigen Expectorationen eingestellt um ihre Kräfte der Wissenschaft zu widmen, und sind so endlich auf den Weg gekommen auf dem sie allein ihren fernern Brüdern nützlich sein können, und den sie zum Schaden derselben zu lange außer Augen gelassen haben. Das polnische Volk hat nicht nöthig aufgeklärt zu werden, es ist Dies ohnedem genug, und die unseligen Früchte davon zeigen sich bei jeder Gelegenheit; was ihm dagegen ganz besonders noththut ist Belehrung und Aufklärung, und diese heilige Pflicht haben bisher mit wenigen Ausnahmen Diejenigen vollkommen versäumt deren Talent im Stande gewesen wäre unendlich viel Gutes zu wirken.

Alexander Chodzko, früher russischer Consul in Persien, hat eine „Grammatik der arabischen Sprache“ geschrieben, deren Herausgabe auf Kosten der französischen Regierung bewerkstelligt werden soll. Ferdinand Chotomski aus Galizien, ehemals Oberst und gegenwärtig Doctor der Medicin, hat die slavischen, vorzugsweise aber die polnischen Alterthümer zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht, und davon 60 Karten zur Veröffentlichung fertig. Jastrzebski, der polnische Paläolog, bringt eine „Geschichte der katholischen Kirche in Polen“, und Klaczko eine „Geschichte der polnischen Literatur“, von welcher der erste Band nächstens erscheinen, die beiden andern dagegen in Bände folgen sollen. Morawski, früher Minister des Königreichs, arbeitet an einer „Geschichte Polens“, die wol einige Bände füllen wird und des Interessanten Vieles verspricht; Rafimierz Kunaszowski hat die französische Uebersetzung des ersten Bandes von Szafarzky's berühmten „Slawischen Alterthümern“ beendet, und vom Ministerium die Erlaubnis erhalten sein Werk, sowie auch die dazu gelieferten Zeichnungen und Karten werden auf Staatskosten gedruckt wer-

den. Godebski, der ehemalige Landbote, hat sich die Aufgabe gestellt seine Landleute durch Uebersetzungen mit der Fremdliteratur bekanntzumachen. Er bringt Wolfgang Menzel's „Deutsche Geschichte“ mit eigenen Anmerkungen, Soulié's „Confessions générales“ in sieben Bänden, Heine's „Stand der gegenwärtigen Literatur“ in einem Bande, sieben Driginalromänen in Bänden, darunter eine: „Populärnoie“ (Volksthumlichkeit) betitelt, nach Delavigne'schem Muster, eine Tragödie, und außerdem noch mancherlei andere Arbeiten, die wol sechs mäßige Octavbände füllen können. Eugen Aginicki, Capitain des französischen Generalstabs, hat den „Letzten ungarischen Feldzug vom politisch-geographisch-militairischen Standpunkte aus“ bearbeitet, und der Umstand daß das Werk ins Polnische, Deutsche und Englische übersetzt werden soll, spricht dafür daß wir etwas Lichtiges zu erwarten haben.

Die Apathie in Sachen der Politik, welche sich jetzt überall kundgibt, läßt hoffen die Zeitungslecture werde mehr und mehr in ihre gehörigen Schranken treten, und einer Literatur platzmachen die jedenfalls für das Publicum angemessener und nuzbringender ist. Die Verleger werden dann mehr Muth zu neuen Unternehmungen gewinnen, und manches Werk in die Oeffentlichkeit treten können was sich bisher zum Schaden der Wissenschaft oder Erholung nicht Bahn zu brechen vermochte und unbenutzt im Pulte liegen bleiben mußte. 35.

Lesefrüchte.

Ein Wahltag in Montreal.

Montreal in Niedercanada erinnert mit seiner noch vorherrschend französischen Bevölkerung, seinen reinlichen, aber ungeraden Straßen, seiner katholischen in gothischem Stile erbauten Kathedrale an die französischen Städte des Mittelalters. In der Regel herrscht in Montreal tiefe Stille und Ruhe, und ein solches Bövlchen scheint leicht zu regieren. Aber man traue Dem nicht zu sehr. Sobald ein Wahltag kommt wird Montreal lebendig und nimmt einen drohenden Anblick an. Im Jahre 184. . waren zwei Candidaten aufgetreten, ein Conservativer und ein Radicaler. Die Partisanen der Letztern brachten, um ihm den Sieg zu sichern, einen Haufen Irländer die in ihre gehörigen Kanalarbeiten beschäftigt waren in die Stadt. Sie hatten zwar kein Wahlrecht, allein sie waren beauftragt dem öffentlichen Platz zu besetzen um die Botanten der conservativen Partei von der Halle abzuhalten wo die Stimmzettel abgegeben wurden. Der Bürgermeister, der Bureaupräsident, die Polizeiofficianten konnten die Wahlfreiheit nicht mehr schützen; die compacte Masse der Unruhefister ließ den conservativen Botanten auch nicht den geringsten Platz. Sobald ein gemäßigter Wähler sich in das Wespenneß wagte ließ sich alsbald der Ruf vernehmen: „A ring!“ (ein Ring), und der Unglückliche, von Hand zu Hand geschleudert, sah alsbald seine Kleider in Stücken gerissen; sogar seine Haut trug Merkmale der irländischen Häute an sich. Als die Conservativen gehörig geprägt und mit Füßen getreten waren, erhielt die bewaffnete Macht den Befehl vorzurücken. Das war das Zeichen einer schrecklichen Unordnung die zwei ganze Tage dauerte. Die Truppen besetzten ihrerseits den Platz wo die Wahl vor sich ging; allein die Irländer drückten die Soldaten dermaßen mit Elbogen und Knien daß der Standal wieder anfing, als ein Bayonnetangriff die Unruhefister zerstreute. Einige wurden verwundet, Einer blieb todt auf dem Plage, aber der radicale Candidat hatte doch gesiegt. Solche Vorgänge, die sich mehrfach wiederholten und besonders 1849 einen ernstern Charakter annahmen, haben die englische Regierung bemerken lassen daß die Insubordination der Canadier durch die Zugeständnisse des Jahres 1840 nicht gehänt worden ist. („L'Acadie, or seven years' explorations in British America, by Sir James Alexander.“)

Eustine, Lamennais und Cormenin in der Bibliothek Ludwig Philipp's.

Bei Anschaffung neuer Werke für die Bibliothek des verstorbenen Erbkönigs von Frankreich waltete keine Rücksicht auf den Unterschied des Glaubens oder der politischen Meinung. Alle Schriftsteller der Epoche, selbst wenn sie die erbittertesten Feinde der herrschenden Dynastie und ihres Oberhauptes waren, erhielten in ihr einen Platz. Eines Tags sollte diese Unparteilichkeit des Königs seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit der Diplomatie in Collision bringen. Der Generalintendant der Civilliste hatte auf das Werk des Hrn. von Eustine: „Rußland im Jahre 1839“, unterzeichnet. Man erinnere sich nun an das Auffehen welches dieses Buch seiner Zeit in Rußland und in Frankreich machte. Der Herausgeber hatte sich bereit die königliche Unterzeichnung durch alle Zeitungen zu veröffentlichen, und der „Moniteur“ war taktlos genug diese Anzeige ganz harmlos abzudrucken. An demselben Tage an welchem das officielle Blatt Dies that bezeichnete der russische Gesandte dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein solches Verhalten als eine Verletzung seines Honorars und Herrns. Der König ließ seinen Generalintendanten rufen. Zur Ertheilung einer beschwichtigenden Antwort genügte ein Auszug aus dem königlichen Subscriptionregister der Bücher welche die Politik oder die Person Ludwig Philipp's am heftigsten angriffen. „Ich sehe schon ein“, sagte er, „daß ich den Kaiser von Rußland noch werde bitten müssen mir diesmal unter Berücksichtigung der Herren Lamennais und Cormenin in meiner Bibliothek auch den Hrn. von Eustine zu verzeihen.“

Ein Brief des Herzogs von Chartres an Th. de Lameth.

Dieser Brief zeigt wie die Achtung des Gesetzes und die Liebe zum Frieden schon der frühesten Jugend seines Schreibers eigenthümlich sind. Er lautet:

„Salencienard, October 1792.

Mein lieber Herr!

Seit gestern bin ich nun hier; ich habe hier eine neue Beschäftigung gefunden. Als der älteste Oberst der Commission habe ich das Commando des Plazes übernehmen müssen, und bin daher sehr beschäftigt.

Soeben habe ich die Nachricht von dem gegen die französischen Prinzen erlassenen Decrete empfangen. Welche Meinung ich auch über diesen Act haben mag, ich unterwerfe mich ihm mit all der Ehrfurcht die ich stets für die Gesetze meines Vaterlandes haben werde. Allein ich fürchte sehr daß die Prinzen meiner Familie, die nicht das Glück hatten so erzogen zu werden wie ich es wurde, in diesem Decrete nur eine passende Gelegenheit zu Unordnungen erblicken werden, und daß sie in ihrem eigenen Interesse sich mühen dürften es durch einen ausländischen Krieg zu bekämpfen, durch einen Krieg den ich stets als die fürchtbarste Geißel der Menschheit betrachte. Ich kenne auf Erden kein größeres Unglück für eine Nation.

Leben Sie wohl, mein Herr! Sie kennen die Gefühle Ihres ergebensten u. s. w.“

2.

Bibliographie.

Archiv des ungarischen Ministeriums und Landesverteidigungsausschusses. Vollständige Sammlung aller vom 16. März 1848 bis 5. Januar 1849 erschienenen Verordnungen, Proclamationen, Aufschriften u. der ungarischen Regierungsbehörden. — Der parlamentarischen Reden und wichtigeren Leitartikel Kossuth's. — Cämmtlicher Kriegsbulletins und Berichte der ungarischen Corps-Commandanten u. Regirirt und mit erläuternden Notizen begleitet von J. Szanotzky von Adlerstein. 1ster und 2ter Band. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 2 Bde.

Aschenbrenner, R., Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des christlichen Kirchenwesens und über ihre der Vernunft entsprechendste Form. Ein irenischer Versuch. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Betrachtungen über das Fürstenthum Serbien. Wien, Gress. 8. 14 Ngr.

Boltz, A., Ueber russische Literatur. Ein Vortrag gehalten am 15. März 1851 im wissenschaftlichen Verein. Berlin, Mai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bolzano, B., Drei philosophische Abhandlungen, welche auch von Nichtphilosophen sehr wohl verstanden werden können, und vier akademische Reden von Allgemein menschlichem Interesse. Aus seinem schriftlichen Nachlasse. Leipzig, C. F. Kellmann. 8. 12 Ngr.

Burmester, C., Die evangelische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Dargestellt und begründet. Gütstrom, Opig u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cäcilia von Albano. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Vom Verfasser der Deborah. Pesth, Heckenast. 16. 24 Ngr.

Clemens, F. W., Untersuchungen über die Wirkung des Aethers und Chloroforms auf Menschen, Thiere und Pflanzen. Inauguraldissertation, vorgelegt der medicinischen Fakultät der Universität Bern. Bern. 1850. Gr. 4. 24 Ngr.

Ehrlich, C., Ueber die nordöstlichen Alpen. Ein Beitrag zur nähern Kenntniss des Gebietes von Oesterreich ob der Enns und Salzburg in geognostisch-mineralogisch-montanistischer Beziehung. Linz, Haslinger. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Krdl, M. P., Beschreibung des Skeletes des Gymnarchus niloticus nebst Vergleichung mit Skeleten formverwandter Fische. Mit einer Tafel. München, Franz. Gr. 4. 20 Ngr.

Gedichte von Agnes K. Berlin, Witt u. Comp. 8. 1 Thlr.

Gerkenberg, F. v., Gedichte. Berlin, A. Duncker. 16. 20 Ngr.

Gröning, W., Die klassischen und romantischen Stellen des Ober-Rhein mit besonderer Rücksicht auf historisches, archaisches und mythologisches Interesse. — I. u. d. T.: Reisehandbuch für den Ober-Rhein von Darmstadt bis Badenweiler und Rannheim bis Straßburg und Breysach. Bernburg, Gröning. 12. 25 Ngr.

Grün, A., Deutsche Flüchtlinge. Zeitbild. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Gubig, A., Drei Schauspiele. Kaiser Heinrich und seine Söhne. Sophonisbe. John der Sieglar. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Herz, J., Die Post-Reform im deutsch-österreichischen Post-Verein. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hufeland, G., Ueber die rechtliche Natur der Geldschulden. Ein Gutachten. Auf Verlangen neu herausgegeben von A. Hufeland. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 8 Ngr.

König und Dichter. Stimmen der Zeit. Ein Kinkel-Album. Stuttgart, Sonnenwald. Gr. 16. 1 Thlr.

Koester, H., Vaterländische Schauspiele. 1stes Bändchen: Prolog. — Der große Kurfürst, historisches Schauspiel in fünf Akten. Berlin, Herz. 8. 16 Ngr.

Lachmann, B., Nivellement des Harzgebirges, oder die Meereshöhe von 413 Punkten im Harzgebirge und am Rande desselben. Städte, Flecken, Dörfer u. bahret auf 1600 hypsometrische und 580 trigonometrische Messungen, ausgeführt in den Jahren 1826 bis 1849, nebst kritischen Zusammenstellungen früherer Messungen von v. Willersdorff, v. Weltheim, Berghaus, F. Hoffmann u. A. und sieben Profildurchschnitten des Harzgebirges. Braunschweig, Leibrod. Gr. 8. 15 Ngr.

Nachtgedanken des Publicisten Gottlieb Durecht im Februar 1851. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 20 Ngr.

Revius, W., Praktische Gedanken. New-York. 12. 25 Ngr.

Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Uebersetzung mit Bezeichnung des Unwohnen und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgegeben von K. Lachmann. 3te Ausgabe. Berlin, G. Reimer. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reichelhäuser, W., Der Zollverein. Seine Verfassung, sein handelspolitisches System und die Entwicklung der Tariffrage seit 1818. Nebst einem tabellarischen Anhang. Unmittelbar aus den Quellen. Frankfurt a. M., Brönnert. Gr. 8. 16 Ngr.

Rahden, W. Baron von, Wanderungen eines alten Soldaten. 3er Theil. — I. u. d. T.: Aus Spaniens Bürgerkrieg. 1833—1840. Mit 2 Karten. Berlin, Decker. Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rogers, G., Vernunft und Glaube, ihre gegenseitigen Beziehungen und Konflikte! Neu abgedruckt aus der „Edinburgh Review“ Nr. CLXXXII, Octbr. 1849. Mit einem Anhang, der einige zusätzliche Bemerkungen über den Charakter der Strauß'schen Schrift „das Leben Jesu“ enthält. Nach der 2ten Auflage ins Deutsche übersetzt. Berlin, Rai. Gr. 8. 10 Ngr.

Rothensflue's, F., Philosophie des Katholizismus. Aus dem Lateinischen und der scholastischen Form frei ins Deutsche übertragen von J. Weber. Luzern, Gebr. Raber. Gr. 8. 7 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Josephine. Eine Novelle aus unseren Tagen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stelzhamer, F., d'Uhl. Gedicht in obberennischer Volksmundart. Wien, Mayer u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Struve, C. A., Studien zu Shakespeare's Heinrich IV. Kiel, Schwes. Gr. 8. 10 Ngr.

Tageblitteratur.

Ein Blick in Schleswig-Holsteins Zukunft. Hamburg, Volk-Buchhandlung in St. Pauli. Gr. 8. 2½ Ngr.

Denkschrift der bayerischen Bischöfe und Bisthums-Berände vom Juni 1816, enthaltend die Schilderung der kirchlichen Zustände Bayerns vor dem Concordat und die Bitte um Abhülfe derselben, nebst einigen hierauf bezüglichen Briefen hoher Prälaten. Zum Erstemale der Oeffentlichkeit durch den Druck übergeben. Ein historisches Seitenstück zur neuesten Denkschrift der bayerischen Bischöfe vom 20. Octbr. 1850. Burghausen, Rugenberger. Gr. 4. 5 Ngr.

Kirche und Staat. Drei Rundschreiben des Hrn. Erzbischofes von Paris und des Hrn. Bischofes von Chartres. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Körner, F., Die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: Zur Frage über die Reform der Gymnasien. Leipzig, Costenoble u. Kimmelman. Gr. 8. 16 Ngr.

Oesterreich's Antwort auf Württemberg's offenen Königbrief, nebst Rügenwendungen und politischen Betrachtungen über die Dresdener Conferenzenarbeiten. Grimms, Verlags-Comptoir. 32. 5 Ngr.

Die Rechte eines Christen-Menschen nach den Aussprüchen der Schrift, des Rechts, der Vernunft und der Weisheit aller Zeiten. Beleuchtet gegenüber einigen polizeilichen Verfügungen über Glaubensfreiheit im 19. Jahrhundert. Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Tempus omnia revelat. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 3½ Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. XV.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2/3 Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1851

im Verlage von

F. W. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

N. I, die Verfassungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

(Beschluß aus N. XIV.)

20. **Gustow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Dritter bis sechster Band. 8. Geh.
Der erste bis vierte Band kosten jeder 1 Thlr.; der fünfte und sechste Band jeder 1 Thlr. 10 Ngr.
Von dem Verfasser erschien fernar bei mir:
Dramatische Werke. Erster Band bis sechsten Bandes erste Abtheilung. 8. 1845—50. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.
In besonderer Ausgabe erschienen 1850 und sind einzeln zu beschaffen:
Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — **Berner oder Herz und Kalt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — **Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — **Iron und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — **Der dreizehnte November.** Dramatisches Gesellensgemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — **Uril Koska.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — **Uicili.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Bildern von C. G. Reißiger. 25 Ngr.
Vermischte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 20 Ngr.
Neue Novellen. I. — X. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.
21. **Jeder ist sich selbst der Nächste.** Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. Geh. 15 Ngr.
22. **Kohl (F. G.), Der Rhein.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.
Früher erschien von dem Verfasser ebendasselbe:
Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zwei Bände. 8. 1846. 6 Thlr.
23. **Kühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen.** Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.
Inhalt: Kaiser Joseph. — Josef Mendelssohn. — Friedrich Maximilian Klinger. — Georg Herker. — Friedrich Hebbel. — Elisabeth von Etzgenmann. — Henriette Herz. — Heinrich von Kleist. — Karl Zschackmann. — Heinrich Hoffmann. — Pestalozzi. — Friedrich Adel. —
Von dem Verfasser erschien früher in denselben Verlage:
Eine Quorantäne im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mendelssohns. 8. 1835. 1 Thlr. 20 Ngr.
24. **Liszt (F.), De la Fondation-Goethe à Weimar.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Diese Schrift Franz Liszt's, die uns den Meister der Ähre auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Festschrift der Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus in Vorschlag gebrachte, jedoch oder in der Umkehr der Zeit fast ganz verfallene Idee einer Goethe-Stiftung in Weimar aus dem neuen anzugehen, und zugleich die Möglichkeit einer Ausföhrung derselben durch den kunstmäÙigen Hof von Weimar darzustellen.
In demselben Verlage erschien früher:
Goethe mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von J. P. Giermann. Zweite mit einem Register versehenen Ausgabe. Zwei Thlr. 1857. 8. 4 Thlr.
Goethe aus andern persönlichen Umgang ausgehelt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Dritte Auflage. 1836. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, vermittelt Gräfin von Bernstorff. 1839. 8. 20 Ngr.
Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwicklung. Zur Goethe-Fest am 28. August 1849. Von W. Löffmann. 8. 10 Ngr.
25. **Lütz (G.), Ein Strauß.** Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.
26. **Kant (J.), Aus dem Böhmerwalde.** Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erste Gesamtausgabe. Drei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.
Inhalt: I. **Schauplatz.** Volk. Sitten und Gebräuche. Ein Binterabend. Sagen, Aberglauben, Volkslieder, Volkspredigten. Kleiner Anhang von Nationalliedern, Erzählungen. — II. **Der Ferkel und sein Bab.** Der Ferkelkinder. Ein bewogter Jag. Bartel, das Knechtlein todt und lebendig. D Rütterlein ich denke Dein. Die Wirthschaft im Walde. — III. **Der Staufer.** Ein Rutter vom Lande. Die Sandgräber. Die Erldungen.
Einzeln erschien von dem Verfasser ebendasselbe:
Eine Mutter vom Lande. Erzählung. Gr. 12. 1848. 1 Thlr. 6 Ngr.
27. **Rußlands Novellendichter.** Uebersagen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von W. Wolffsohn. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.
Inhalt: I. **Selena Sahn; Dschalesden; Uthala.** — **Alexander D'uchin; Die Capitainstocher.** — II. **Nikolau Samlow; Der Rasenball; Der Rosensteg; Eine Kition; Der Patagon.** — III. **Alexander Herzen; Wer ist Schuld?**
28. **Scharffenberg (G.), Launen und Spiele des Schicksals.** Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.
29. **Schäding (K.), Der Bauernfürst.** Roman. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.
Von dem Verfasser erschien früher ebendasselbe:
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. Gr. 12. 1849. 4 Thlr.
Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 3 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. Gr. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. Gr. 12. 1846. 2 Thlr.
30. **Seyffarth (W.), Führer durch London and Umgegend.** Mit einem Plane von London. Gr. 12. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. Der Plan besonders in **Stei 10 Ngr.**
Es wird dieser Schrift zur besondern Empfehlung dienen, daß der Verfasser in Anerkennung seiner durch mehrjährigen Aufenthalt in London sich erworbenen Vertrautheit mit dem Verhältnisse der Stadt und ihren eigenthümlichen Verhältnissen von der königl. sächs. Regierung zum Commissar für die Welt-Industrie-Ausstellung ernannt worden ist.
31. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les Ages.** Tome VIII. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.
Der erste bis sechste Band (1850) kosten zusammen 3 Thlr. 15 Ngr.
32. **Die Geheimnisse des Volks, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte.** Aus

dem Französischen überfetzt. Vierter Theil. Gr. 12. Geh. Seder Theil 10 Ngr.
Der erste bis lebente Theil (1850) kosten zusammen 2 Thlr. 10 Ngr.
Früher erschien von dem Verfasser ebendieselbst:
Der ewige Jude. Aus dem Französischen überfetzt. 817 Theil. 8. 1844—45. 5 Thlr. 10 Ngr.

33. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maas- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **C. und F. Noback.** Zwei Abtheilungen. Breit 8. Cartonirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

34. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steiman.** Vier Bände. Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuerer Zeit eines so allgemeinen Beifalles zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die kompetentesten Richter anerkannt, daß sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keines so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk. Die vorliegende, des classischen Werks vollkommen würdige deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiß allgemeines Interesse begreift werden.

35. **Bille (Eliza, geb. Gloman), Felicitas.** Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

36. **Swed und Mittel.** Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeverfassungen in kleineren Staaten. Von **Lucius Verus.** 8. Geh. 8 Ngr.

Unter der Presse befindet sich und wird demnächst erscheinen:

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graeco et latino ex codice Claromontano celeberrimo VI. ut videtur p. Chr. saeculi nunc primum edidit Const. Tischendorf. Gr. 4. Cart. Subscriptionspreis 24 Thlr.

Ein Prospectus hierüber ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.
Von dem Verfasser erschien ebendieselbst:
Evangellium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum laetini ante Hieronymum verae ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum orati a quo edidit. 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

In der Unterzeichneten erschienen im Jahre 1848 und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von **J. A. von Mühlbach.**
Preis 2 Thlr.
C. Nöfler'sche Buchhandlung (C. Glogk)
in Straßburg.

Vetus Testamentum graeco juxta LXX interpretes. Textum ad editionem Valeriani Romanus emendatum addit argumenta et locos Novi Testamenti parallelas notari, cum lectiois varietatem codicum vetustissimorum Alexandrinae, Ephraemi Syri, Friderico-Augustini subjunxit, commentationem isagogicam praetexit. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Ausländische Commissions-Artikel.

zu beziehen durch **F. W. Brockhaus** in Leipzig.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par Borel d'Hauterive. 1851. Six années. In-12. Paris 2 Thlr. Avec planches colorées 3 Thlr. 4 Ngr

Biblioteca de autores españoles, desde la formación del lenguaje hasta nuestros días, ordenada por D. Dalmacio Ventura Carlos Arbañ. Gr. in-8. Madrid. Geb Preis des Bandes 4 Thlr.

- T. I. Obras de Miguel de Cervantes Saavedra.
- T. II. Obras de D. Nicolás y de D. Leandro Fernández de Moratín.
- T. III. Novelistas anteriores a Cervantes.
- T. IV. Elogios de Varones Ilustres de Indias por Juan de Céspedes.
- T. V. Comedias escogidas de Fray Gabriel Teller. (el maestro Tirso de Molina.)
- T. VI. Obras de Fray Luis de Granada. T. I.
- T. VII. Comedias de Don Pedro Calderón de la Barca. T. I.
- T. VIII. Obras de Fray Luis de Granada. T. II.
- T. IX. Comedias de Don Pedro Calderón de la Barca. T. II.
- T. X. Romancero general, o Colección de romances castellanos, recogidos por D. Augustín Duran. T. I.
- T. XI. Obras de Fray Luis de Granada. T. III.
- T. XII. Comedias de Don Pedro Calderón de la Barca. T. III.
- T. XIII. Epistolario español. Colección de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos por Don Eugenio de Uchao. T. I.
- T. XIV. Comedias de Don Pedro Calderón de la Barca. T. IV.
- T. XV. Obras escogidas del Padre José Francisco de Isla.

ועדית פירוש על המשנה השמינית והיא רחל ורעל השם נגלה
הנחה ו' ירחק בן יראמה והיא חומת קשה שהנחמה היא
השנה פירוש סקוד דמים הכולל בראש ותיק כל טעם, והקדמות
השנה ביינה רבנות, הן בהשגחה השמינית והיא הן בהשגחה נגלה,
היא חומת קשה, והראש השני והלוח הא"ו ל' טעם דמים יוסף
פליבס

Akodat Jisohak, oder philosophische Abhandlungen über den Pentateuch, mit Bezug auf die jüdische Religionsphilosophie, nebst einer Polemik gegen den Aristotelismus. In 10^{1/2} Abschnitten dargestellt von **Isaac Urabe** aus Zamora in Spanien. Zum achten male abgedruckt, mit Glossen und leichten Commentationen. 5 Bände. Gr. 8. Preisbuch. Geh. 5 Thlr.

Dzieje starego i nowego testamentu na wzór niemickich Kabata na nowo ulozona przez **X. A. B.** Drugie wydanie. 16. Poznań. Geh. 10 Ngr.

Popłiski Przykłady do tłumaczenia z łacińskiego na polskie i z polskiego na łaciński. Część II. na Quirte Kodycy drugą. 8. Poznań. Geh. 12 1/2 Ngr.

Treść religii to jest Dzieje starego i nowego Testamentu oraz Katechizm rzymsko-katolicki przez **X. A. B.** Wydanie drugie. 8. Poznań. 10 Ngr.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Seele, ihre Leiden und ihr Scher.

Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der ersten Grundlage für die Theologie. Von **J. B. Newman.** Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers besorgte Ausgabe, besorgt durch **Adolf Petmann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 102. —

24. Mai 1851.

Inhalt.

Der Maiaufstand in Baden. Zweiter und letzter Artikel. — Geologische Bilder von Burmeister. Zweiter und letzter Artikel. — Der organisirte Geist der Schöpfung als Vorbild organischer Naturstudien und Unterrichtsmethoden in ihrem Einfluß auf Civilisation und christliche Humanität von C. F. Schulz-Schulgenstein. — Neue Romane. — Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen im Königreich Bayern. Von J. R. Böhl. — Die Pamphlete von Thomas Carlyle. — Von einer verschollenen Königsstadt. Ein romantisches Gedicht vom Verfasser der „Parallelen“. Von Max Waldau. — Miscellen; Bibliographie.

Der Maiaufstand in Baden.

(Zweiter und letzter Artikel. *)

Wir haben in unserm ersten Artikel eine Reihe von Schriften meist geringern Umfangs zusammengefaßt, welche der Mehrzahl nach die eigene Anschauung oder die eigene Betheiligung der Verfasser an dem badischen Aufstande darlegten und damit großentheils die Absicht verbanden ihren Urheber als Vertheidigungsschrift zu dienen. Politische Bedeutsamkeit ging diesen Schriften fast ohne Ausnahme auch dann ab, wenn sie über die Schranken bloß thatsächlicher Berichterstattung hinausgingen.

Für den gegenwärtigen Artikel haben wir diejenigen Schriften zurückgelegt welche eine vorzugsweise politische Farbe an sich tragen. Mögen dieselben nun zunächst darauf ausgehen, die Entstehung und das Wachstum der revolutionären Elemente aus den obwaltenden Umständen und den freundlich oder feindlich einwirkenden Persönlichkeiten zu erklären; mögen sie den Verlauf der Revolution selbst und das Verhalten der geselligen Regierung ihr gegenüber ins Auge fassen; mögen sie endlich den Ausgang und die Folgen der Revolution zum Hauptgegenstande ihrer Betrachtung machen: immer müssen sie ihren Blick auf den ganzen Zusammenhang der Begebnisse richten, wie sie, schon länger vorbereitet, vom März 1848 bis zum Juni 1849 ins Leben traten; die Erzählung von Einzelheiten muß hier zurücktreten und gleichsam nur als Beleg zu den allgemeinen Behauptungen und Folgerungen angezogen werden.

Von revolutionärer Seite ist unsers Wissens keine Schrift ausgegangen welche es irgendwie verdiente in diesen Kreis der Besprechung gezogen zu werden; obwohl eine derartige Behandlung der betreffenden Ereignis-

nisse, die wir keineswegs von vornherein für ganz unmöglich erklären möchten, weit mehr im Interesse der Umsturzpartei hätte liegen sollen als die maßlosen Anfeindungen mit denen ihre Koryphäen sich gegenseitig überschüttet haben. Dagegen sind die vier Schriftsteller welche wir den Lesern in diesem Artikel vorzuführen haben werden alle mehr oder weniger an den verfassungsmäßigen Staatsgewalten des Großherzogthums Baden bis zum Juni 1849 und zum Theil noch weiterhin betheiligt gewesen: zwei nämlich waren Mitglieder des zu der angegebenen Zeit den preussischen Forderungen geopfernten Ministeriums, gewöhnlich nach seinem, von den Kammermännern und in der Verwaltung vorzugsweise thätigen Mitglied „das Ministerium Bött“ genannt; ein drittes Mitglied der badischen Ersten, der letzte Mitglied der Zweiten Kammer.

Wir beginnen mit:

10. Die Bewegung in Baden von Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. Von J. B. Bött. Mannheim, Baffermann. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Man würde es kaum irgend einem Leser verübeln dürfen der in der Erinnerung an Bött's politische Thätigkeit, an die ihm von demokratischer Unverschämtheit zugefügten Schmähungen und Unbilden, an die ihm nach unsäglichem Mühen und Opfern gewordene unfreiwillige Entlassung aus dem activen Staatsdienst, dessen Zerbrecher gewesen war, nach seiner Schrift in der Voraussetzung griffe in ihr eine constitutionnelle Parteilichkeit zu finden, deren Verfasser die ihm so vorzugsweise zugänglichen Quellen begierig ausgebeutet habe um seinen verschiedenen Gegnern Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber schon auf den ersten Blick würde sich ein so gestimmter Leser nicht wenig wundern, wenn er beim Aufschlagen des Buchs dasselbe in Paragraphen getheilt sieht wie das Compendium eines wissenschaftli-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 88 u. 84 d. Bl. D. Red. 1851. 102.

gen Systems. Und diese Verwunderung wird sich bei unbefangenen Eingehen auf den Inhalt des Buchs sehr bald zur Bewunderung des Mannes steigern der nach solchen Erfahrungen ein solches Werk zu schreiben vermochte. Eine „Einleitung“ in sechs Paragraphen und „Politische Ansichten“ in 25 Paragraphen, welche die Schrift eröffnen, enthalten in kurzen, scharfen und sichern Zügen ein wahrhaft praktisches System constitutioneller Staatsweisheit, welches nirgend in unmittelbaren Worten, vielfach aber in klarer Beziehung auf die unüberwindlichen Schwierigkeiten hinweist unter welchen Bött beufen war an der Spitze der innern Verwaltung seine Grundsätze zu verwirklichen. Diese einleitenden Abschnitte stellen zugleich die Grundsätze fest auf welchen alle Urtheile in dem weitern Verlaufe des Buchs beruhen; so hat sich Bött selbst von vornherein jedes willkürliche Urtheil, jede subjective Anschauung abgeschnitten und mit edler Offenheit dem Gegner selbst den Prüfstein seiner fernern Darstellung in die Hand gegeben, und wie wenig er auch die strengste Prüfung fürchtet geht daraus hervor daß er selbst den Leser wiederholt auf diese grundlegenden Paragraphen zurückverweist. Wir können nicht umhin wenigstens den Kern der hier vorgetragenen Lehren mit Bött's eigenen Worten anzuführen: „Als feststehende Aufgabe der Staatsgewalt muß angenommen werden: daß Volk zur Freiheit zu erziehen, daß es dieselbe ohne Nothwehr ertragen lernt“ (S. 25). Dies ist nur durch ein parlamentarisches Regierungssystem zu erreichen, „aber das System muß ein wirklich parlamentarisches werden, d. h. die Regierung und die Volksvertretung müssen im Wesentlichen miteinander im Einklang gehen“ (S. 32). Dazu aber genügt die bloße, noch dazu meist papierene Verantwortlichkeit der Minister nicht, sondern, wenn auch abgesehen von wirklichen Gesetzesvertretungen der Minister „zwischen der Vertretung und der Regierung in politischer Hinsicht ein entschiedener und principieller Widerstreit besteht, so muß entweder eine Kammerauflösung oder ein Ministerwechsel den Einklang wiederherstellen“ (S. 32). Von diesem Standpunkte aus kann Bött ungleich tüchtiger als mit den herkömmlichen Tiraden sogenannter Conservativer die Unstatthaftigkeit der republikanischen Form für die modernen europäischen Staaten nachweisen (S. 27. fg.); von diesem Standpunkte aus gelangt Bött zu einem scheinbar gewagten und doch durchaus scharf präcisirten Ausdruck über die Stellung der Regierung zu den Parteien: „Der Satz: daß die Regierung über den Parteien stehen müsse, ist nur wahr wo es sich um die Gerechtigkeit, um den Schutz des Rechts handelt, nicht aber auch im Gebiete der Politik. Hier muß die Regierung, wenn sie stark sein soll, die mächtigste Partei für sich haben“ (S. 34), woraus dann auch von selbst folgt daß sie mit ihrer Partei stehen und fallen muß. Eine weitere Folge dieser streng constitutionellen Grundsätze ist es daß die Regierung eine im Verhältniß zur Freiheit der Regierten starke sein muß: „Je stärker durch die Freiheit und die Volksrechte die Kraft der Einzelnen oder der Theile

und die des Auseinandergehens wird, desto mehr Stärke muß auch der einheitlichen Macht zutheilwerden um das Ganze zusammen- und aufrechtzuhalten. Freie Staaten haben daher regelmäßig sehr strenge Strafgesetze, um dem Mißbrauch der Freiheit zu deren eigenem Schutze mißbrauch entgegenzutreten zu können“ (S. 48. fg.). Das war aber eben das Unglück des Jahres 1848, an dessen Folgen wir noch jetzt so schwer zu tragen haben, daß die Freiheit des Einzelnen ein entschiedenes Uebergewicht gewann über die Staatsgewalt; sie erhielt dies Uebergewicht weil die Staaten ihre Aufgabe, das Volk zur Freiheit zu erziehen und die allgemeine Freiheit gegen persönliche Gelüste zu schützen, seit mindestens einem Menschenalter mehr und mehr aus den Augen gesetzt hatten. In der schonendsten Form, aber doch mit dem vollen Gewicht der Wahrheit faßt Bött dies Verdammungsurtheil über die vormärzliche Staatsweisheit in den Worten zusammen: „Man muß die Ideen, deren Macht unüberwindlich ist, zu rechter Zeit verwirklichen um sie gefahrlos zu machen“ (S. 22).

In Baden, doppelt gefährdet durch seine geographische Lage, hatte weder ein wahrhaft parlamentarisches System geherrscht, noch war die Regierung rechtzeitig bemüht gewesen die berechtigten freiheitlichen Ideen zu verwirklichen. Dem ehrenwerthen Streben der badischen Volksvertretung hatte man von jeher das Sorgenhaupt des Bundesstaates entgegengehalten. So mußte denn dieser Staat, als im März 1848 die innern und äußern Stützen der alten Politik plötzlich haltlos wurden, in die bedenklichsten Schwankungen gerathen, und kein kleines Opfer war es unter solchen Umständen an die Spitze der Geschäfte zu treten. Dieses Opfer wurde schlecht genug belohnt: die Demokraten wütheten und tobten daß man ihnen den Staat nicht widerstandslos zu völliger Zerrüttung preisgab; die Philister fürchteten sich in der sie umgebenden Aufregung unbehaglich und deshalb unzufrieden; den Anhängern des Alten endlich gingen die Concessionen an die Neuzeit, die sie vor Jahren ohne Gefahr hätten machen können und sollen, viel zu weit. So war es nur ein kleiner Theil des Volks welcher dem Ministerium treu und ehrlich zur Seite stand, doch bildete dieser zum Glück die entschiedene Mehrheit der Zweiten Kammer. Bött beabsichtigt nun nicht sowohl die Einzelheiten der revolutionären Bewegungen in Baden, sondern vielmehr den, von der Regierung so vielen widerstrebenden Anforderungen gegenüber eingehaltenen Gang mit getrennter Treue darzulegen. Eine Vertheidigungsschrift ist Dies nur insofern als sich aus den einfach erzählten Thatsachen durchweg ergibt daß Bött den im Anfange seiner Schrift aufgestellten Grundsätzen stets gemäß gehandelt hat. Und in der That hat er sich streng an das von ihm geforderte parlamentarische System gehalten, einerseits, indem er jede Einwirkung auf die Regierung die nicht von der verfassungsmäßigen Volksvertretung ausging streng zurückwies, so namentlich zuletzt noch am 13. Mai die Forderungen der offenburg'schen Versammlung, andererseits, indem er stets im

Einlage handelte mit der Mehrheit der Volksvertretung, mochte nun die Anregung zu den Beschlüssen von dieser oder von ihm selbst ausgehen; der einzige Beschluss der Zweiten Kammer dessen verfassungsmäßige Sanction er nur in beschränktem Sinne befürwortete und ausführte war die im November beantragte sehr ausgedehnte Amnestie für die Theilnehmer des Aprilaufstandes. Somit und durch den Nachweis der Unausführbarkeit der etwa vorgeschlagenen Mittel zerfallen die nachträglich erhobenen Vorwürfe daß das Ministerium Bött nicht mit der erforderlichen Energie gegen die demokratische Propaganda rechtzeitig eingeschritten sei; es hätte Dies nur auf verfassungswidrigen Wege und noch dazu mit höchst zweifelhaftem Erfolge geschehen können. Es zerfallen vor den hier zuerst genau mitgetheilten Thatsachen ebenso die Vorwürfe welche der Regierung wegen ihrer Flucht am 14. Mai gemacht worden sind. Nur ein Umstand ist es den wir in dieser Schrift mindestens nicht hinlänglich aufgeklärt finden: daß nämlich das badische Ministerium über die damals doppelt wichtige Stimmung seiner Truppen ohne alle ausreichende Kenntniß war. Bött bezeichnet die Militairmeutereien wiederholt als durchaus unvorhergesehene und überraschende Zwischenfälle; damit aber scheint er uns eine Unkenntniß der Lage zuzugestehen, die wenigstens einer weitern Rechtfertigung bedürfte.

Es kann unser Zweck hier nicht sein näher auf einzelne Thatsachen einzugehen; nur im Allgemeinen müssen wir nachdrücklich hervorheben daß Bött's Schrift durch Klarheit, Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit ein wahres Muster für die Geschichte einer innern Verwaltung im strengen Hinblick auf die parlamentarischen Verhandlungen, zugleich aber die erste sichere Quelle für mehre bisher unklare Augenblicke des badischen Aufstandes ist. Noch bedeutend höher aber stellen wir diese Schrift in einer Beziehung welche der Kritiker selten hervorzuheben Gelegenheit hat, in sittlicher. Gewiß doppelte Anerkennung verdient gerade bei diesem Verfasser die ernste Milde und die durchaus unparteiliche Abwägung des Urtheils, der er auf keiner Seite seines Buchs untreu wird. Geschmäht und vertrieben von dem souverainen Unverstand bleibt Bött der Freiheit und dem Vaterlande unverändertlich treu, wie er später auch thatsächlich wieder in dem erfurter Volkshause und als Präsident der badischen Zweiten Kammer bewiesen hat, und ebenso wenig empfindet er Neid oder Eifersucht gegen seine, unter bewaffnetem Schutze auf dem Regierungssitze gesicherten Nachfolger. Unge sucht und unwillkürlich hat Bött, indem er ein werthvolles geschichtliches Buch schreiben wollte, zugleich in sich selbst das Bild eines trefflichen Bürgers und Vaterlandsfreundes hingestellt, welches in trüber Zeit doppelt wohlthunend wirkt.

Eine zweite aus dem Schooße des ehemaligen badischen Ministeriums hervorgegangene Schrift ist:

11. Baden in seiner Stellung zur deutschen Frage. Von Friedrich Rebenius. Karlsruhe, Braun. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Die vorliegende Schrift von Rebenius gehört aller-

dings nicht in den engeren Kreis der badischen Revolutionsliteratur, denn sie enthält sich nicht nur aller that- sächlichen Darstellungen und Erzählungen aus den Mai- und Junitagen, sondern sie bespricht die Stellung Badens zu der deutschen Frage überhaupt in einer Weise welche größtentheils ganz ebenso von den übrigen mitt- lern und kleinern Staaten Deutschlands gelten kann. Dennoch glaubten wir die Schrift hier nicht ganz über- gehen zu dürfen, da sie wenigstens stellenweise Beziehung nimmt auf die besondere Lage in welche Baden durch die augenblickliche Auflösung aller gesetzlichen Ordnung versetzt war, namentlich aber wegen des mit Recht hoch- geschätzten und geachteten Namens seines Verfassers, der ohne Zweifel zu den gebildetsten und gewiegtesten Staats- männern Deutschlands zu rechnen ist. Die Vorrede, welche Ende Juni 1850, also schon nach dem berliner Für- stencongress geschrieben ist, gibt als wesentlichen Zweck der ganzen Schrift einen doppelten Nachweis an, „ein- mal daß Preußen, auch wenn die großherzogliche Regie- rung dem Dreikönigsbündniß beizutreten nicht geneigt gewesen wäre, die Bewältigung des Aufstandes im Groß- herzogthum zu übernehmen dennoch nicht unterlassen hätte, sodann daß der Beitritt nicht wohl ver sagt werden konnte, auch wenn man sich nicht im Zustande der Hüftlosigkeit befunden haben würde“. Die erste Frage, ob Preu- ßen den Beitritt Badens zur Bedingung seiner Hülfe gemacht habe oder haben könne, ist jetzt in der That eine ziemlich müßige geworden; ihre Beantwortung kann höchstens noch einen Beitrag zur moralischen Würdigung der preussischen Politik während der letzten zwei Jahre abgeben, und für diese Würdigung hat das preussische Ministerium seitdem so viele, weit schwerer wiegende An- haltspunkte gegeben daß auf jenen Umstand jetzt wenig Werth mehr zu legen ist. Wir begnügen uns deshalb hier damit anzuführen daß Rebenius es entschieden in Abrede stellt Preußen habe seine Unterstützung an irgend eine politische Bedingung geknüpft, zu der es ja auch durch das alte Bundesverhältniß, das nur seine frühere formelle Verfassung verloren hatte, verpflichtet war, zu der es ferner schon um der eigenen Sicherheit nament- lich seiner Rheinlande geneigt sein mußte, die es endlich thatsächlich auch der bairischen Regierung in der Pfalz zugutekommen ließ, obwohl Baiern seine Abneigung ge- gen die preussischen Unionsvorschläge damals schon deut- lich genug zu erkennen gegeben hatte. Wichtiger ist selbst jetzt noch die Frage: durch welche Gründe sich die badische Regierung zum Anschluß an die Union habe bestimmen lassen, und dieser Ausführung hat Rebenius den weitem größten Raum gewidmet. Die leitende Idee welche er dabei zugrundelegt ist die gebieterische Nothwendigkeit einer Constituierung Deutschlands, bei welcher in erster Linie die einheitlichen, in zweiter die freiheitlichen Forderungen des deutschen Volks befrachtet seien. Hierauf hin sprach Baden seine unbedingte An- erkennung der frankfurter Reichsverfassung aus, da sie der einzigen gestellten Bedingung, der Gleichberechtigung Badens den übrigen deutschen Staaten gegenüber, ent-

Sprach; wol hegt Rebenius gegen manche einzelne Bestimmung in der Reichsverfassung, den Grundrechten und dem Wahlgesetze Bedenken, die er jedoch alle selbst als unwesentlich den höhern Forderungen gegenüber bezeichnet. Das frankfurter Werk scheiterte an Preußen, wie Rebenius meint (S. 12 fg.), auch an der Nationalversammlung, da Unterhandlungen zwischen ihr und der preussischen Regierung leicht eine Einigung herbeigeführt haben würden. In dieser Ansicht können wir allerdings mit Rebenius nicht übereinstimmen, da sich zwischen einer Versammlung deren Macht eine ausschließlich moralische war und einer politischen Macht kaum ein Feld und ein Weg für Unterhandlungen auffinden lassen dürfte, und wir glauben daß der weitere Verlauf der Dinge für uns spricht. Vollkommen treten wir aber wieder der weitern Beweisführung bei daß auch Baden sich, nachdem das frankfurter Werk gescheitert, dem nächsten Versuch anschließen mußte der das Zustandekommen einer einheitlichen Verfassung Deutschlands wenigstens in Aussicht stellte, dem Dreikönigsbündniß; konnte oder mochte man sich doch selbst nach dem berliner Fürstencongreß, wo Rebenius sein Buch abfaßte, noch nicht zu dem Glauben entschließen daß Preußens Minister so bereitwillig die Hand bieten würden ein Werk wieder zu vernichten dessen Fahne ohne Wanken zu tragen sie kurz vorher öffentlich gelobt hatten. Gilt Alles was Rebenius für die Union und namentlich gegen den münchener Verfassungsentwurf der Napoleonischen Königreiche ausspricht in ziemlich gleichem Maße für die meisten deutschen Staaten, so kommt er gegen das Ende seiner Abhandlung nochmals auf die besondere Lage Badens zurück. Er hebt hier hervor daß Baden nicht nur eigene Schuld, sondern zugleich fremde Verschuldungen gebüßt habe (S. 51):

Seine Revolution war das Product einer allgemeinen Sährung, deren Niederschlag sich auf unserm Boden von allen Seiten abgesetzt hat. Das Großherzogthum wurde zum Schauplatz der Schilderhebung der demokratischen Partei fast des gesammten Deutschlands und der fremden Propaganda ausersessen, nicht weil es mehr als manche andere Länder für unterwühlt galt, und nicht weil es der Sitz der leitenden Macht der weitverzweigten Umsturzparteien war, die vielmehr, wie nicht zu bezweifeln ist, anderwärts ihren Centralpunkt hatten. Sie concentrirten ihre wählerischen Bestrebungen zunächst in Baden, nicht nur weil sich hier die Vereinigung ihrer Kräfte von allen Seiten her durch die geographische Lage des Landes erleichtert fand, sondern hauptsächlich weil diese Lage den Aufständischen den Rücken deckte und ungefährlichen Rückzug sicherte.

Was so dem Aufstande zuflattentkam, eben Das hemmte die Regierung (S. 52):

Sie befand sich seit dem Beginne der Bewegungen, die zu dem Aufstand führten, in einer Lage in der sie die nachtheiligen Folgen ihrer Abhängigkeit als Glied eines Ganzen in vollem Maße zu tragen hatte, ohne in der Macht dieses Ganzen den Schutz und die Unterstützung zu finden die sie zur Abwehr jener Nachtheile bedurfte und anzusprechen berechtigt war. Man darf wol behaupten daß es ungeachtet der energischen Bestrebungen der demokratischen Partei und der mislichen geographischen Lage des Landes zu dem Entfesseln das wir erlebten nicht gekommen sein würde, wenn die Regierung nicht durch ihre Stellung als Bundesglied zu einer Reihe von

Maßregeln die nicht in ihrer Absicht lagen genöthigt und von Schritten die sie für heilsam hielt durch Rücksichten auf diese Stellung abgehalten worden wäre.

Wir haben diese Stellen, an welche sich unmittelbar eine höchst ehrenvolle Erwähnung des Staatsraths Beck und seines oben besprochenen Buchs anschließt, hier deshalb hervorgehoben, weil sie uns wenigstens für den vorliegenden Zweck den Kern der ganzen Schrift zu bilden scheinen, insofern sie dem Aufstand in Baden seine gehörige Bedeutung für ganz Deutschland anweisen, dann weil gerade aus ihnen Rebenius mit verdoppeltem Nachdruck die Nothwendigkeit einer einheitlichen deutschen Verfassung herleitet, die bei voller Wahrung der Rechte jedes einzelnen Staats eine solche Bezeichnung mehr verdiene als der alte Bundestag. Dies ist auch der lebhafteste Wunsch mit welchem Rebenius in warmen Worten seine Schrift schließt, eine Schrift der wir um ihres gediegenen Inhalts willen nur eine etwas leichtere und fließendere Form wünschten, damit die Wahrheiten die sie ausspricht auch dadurch leichtern Eingang in weiten Kreisen finden möchten.

Einen wesentlich andern Standpunkt nimmt ein Buch ein dessen Verfasser ritterschaftliches Mitglied der badischen Ersten Kammer ist:

12. Der Aufruhr und Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung, mit Rücksicht auf die „Bewegung in Baden“ von J. B. Beck, dargestellt von Heinrich von Andlaw. Erste und zweite Abtheilung. Freiburg im Breisgau, Herder. 1850. Gr. 8. 1 Bk. 27 Ngr.

Der Freiherr von Andlaw gehört durch und durch zur ultramontanen Partei. Ihm ist die Reformation eine „Kirchenrevolution“ und ihre Folge „die Zerstörung der innern Einheit in Staat und Kirche“ (II, 4). Ihm sind gelegentlich die Siccardi'schen Gesetze in Sarbinim „gottlos menschliche Gesetze“ (II, 125), er verlangt dagegen: „Man gestatte der Kirche, wie nun in Oestreich geschieht, die volle Entfaltung ihrer segensvollen Kräfte!“ (I, 23), worunter man wol nichts Anderes verstehen kann als die Fügsamkeit des k. k. Cultusministers unter die Forderungen des römischen Epistopats und die gleichzeitige Rücksichtslosigkeit gegen die gerechtesten Beschwerden der Protestanten. Damit steht es denn im besten Einklange daß der Freiherr von Andlaw die Aufhebung der Klöster bitterlich beklagt (I, 48). Es ist eine bekannte und anerkannte Sache daß der Ultramontanismus alles Nationalgefühl von vornherein gänzlich ausschließt und ignorirt. So wirft denn auch unser Verfasser die Frage auf: Wer ist das Volk? (I, 11), aber zu einer Antwort auf diese Frage vermag er natürlich nicht zu gelangen, und so findet sich denn auch nirgend eine Spur davon daß der Freiherr von Andlaw für den Begriff oder das Gefühl der Nationalität ein Organ hat. Wo dies aber fehlt, da können wir auch durchaus keine Befähigung anerkennen die Ereignisse der letzten Jahre zu beurtheilen. Soviel über den Standpunkt des Freiherrn von Andlaw überhaupt. Wir betrachten zuerst die zweite Abtheilung seiner Schrift etwas genauer und finden daß

sich dieselbe kaum füglich unter dem Titel „Der Auf-
ruhr und Umsturz in Baden“ befassen läßt, da sie die
deutsche Verfassungsangelegenheit zu ihrem ganz aus-
schließlichen Gegenstande hat und nur hier und da eigen
Seitenblick auf das Verhalten der badischen Abgeordne-
ten u. dergl. wirft. Ferner aber ist diese zweite Abthei-
lung das Product einer höchst überflüssigen Buchmache-
rei. Thatsächlich enthält sie schlechterdings nichts Neues,
drückt aber den größten Theil der Deutschen Grundrechte
und der Deutschen Reichsverfassung ab, um hier und da
eine ziemlich unbedeutende Bemerkung daran anzuschlie-
ßen. Wie wenig aber der Freiherr von Andlaw über-
haupt berechtigt ist über die deutsche Frage mitzusprechen,
mögen seine eigenen Worte beweisen wie folgt (II, 54):

Ich habe mir nicht die Aufgabe gesetzt eine pragmatische
Geschichte der Nationalversammlung zu schreiben, habe weber
den Beruf in mir gefühlt noch Muße gefunden die endlosen
Reden und Verhandlungen zu lesen; kaum habe ich sogar in
eine oder die andere der zahlreichen Schriften welche sich mit
dem Parlamente befaßten einen Blick geworfen. Was ich da-
her mittheile beruht auf Eindrücken, wie sich die wechselnden
Bilder meinem Gedächtnisse, ohne fortlaufenden Zusammenhang,
zum Theil aus eigener Anschauung eingeprägt haben.

Wahrlich, solche abgerissene, subjective Eindrücke mit-
zutheilen, Das war mehr als überflüssig! Wir lassen
deshalb diese ganze Abtheilung aussichberuhen.

Die erste Abtheilung des Andlaw'schen Buchs hat
unbedingt einen höhern Werth als die zweite, da sie
wenigstens eine genaue Sachkenntnis des Verfassers be-
weist. Sie führt übrigens die Geschichte des badischen
Aufstandes nur bis zum April 1848. Eine Fortsetzung
ist unsers Wissens bis jetzt nicht erschienen. In unver-
kennbarer Nachahmung des Buchs von Vell eröffnet
auch der Freiherr von Andlaw das seinige mit einer
„Einleitung“ und „politischen Grundsätzen“; nur sind
die letztern himmelweit von der klaren Einfachheit ent-
fernt welche die von Vell aufgestellten auszeichnen. Erb-
itterung gegen die alleinseligmachende Bureaucratie und
den hochmüthigen, verwickelten Geschäftschlendrian vor-
märzlicher Zeiten ist ihr einer Bestandtheil. Hier könnten
wir dem Verfasser in seinen Resultaten vielfach beistim-
men; nicht so in seinen Motiven, da es ihm vor allem
um die Rückkehr zu vordenklichen urpatriarchalischen Zu-
ständen zu thun ist: möchte er doch sogar die ganze
Dunscheckigkeit des weiland Heiligen römischen Reichs
mit seinen schockweisen Halbsouverainetäten wiederherstel-
len (II, 13). Wie wenig Klarheit aber auch in die Be-
urtheilung dieser Mißverständnisse eingedrungen ist, beweist
die Verwirrung mit der Geseze aus den letzten vormärz-
lichen Zeiten und Einrichtungen aus den ersten Bun-
destagszeiten, ja noch früher nebeneinander ordnungs-
los vorgekommen und getadelt werden; ein besonderer
Abschnitt (I, 67—70) verliert sich in die Specialitäten
der „Brandversicherung“ und des „Amtsbotenwesens“.
So findet in der ganzen Schilderung der öffentlichen Zu-
stände vor 1848 ein wirres Durcheinander, ein Durch-
einanderwerfen des Wichtigsten und des Kleinlichsten statt,
welches auf den Leser selbst dann einen höchst unerquick-

lichen Eindruck macht, wenn er dem Verfasser in den
Sachen wenigstens theilweise Recht gibt. Der Freiherr
von Andlaw bekämpft aber noch einen weitem Feind:
das constitutionnelle System oder die parlamentarische
Regierung. Eine streng nach Ständen, Besitz und In-
teressen geregelte Organisation des Volks, wo jede kasten-
artig gefonderte Classe, also z. B. das Junkerthum, seine
„eigenen Rechte“ (I, 19) ausschließlich vertheidigt, und
eine hiernach bestimmte Bethheiligung der einzelnen Volks-
theile an der Regierung wäre ihm schon recht; aber die
constitutionnelle Volksvertretung ist ihm ein Schrecken
aller Schrecken: Wenn sich freilich der Freiherr von
Andlaw bemüht hätte die hierhergehörigen Begriffe sich
eignermassen klarzumachen, würde er nicht von dem „in
dem Grundsätze der Volksvertretung bereits liegenden
Communismus“ (I, 14) zu reden wagen, würde er
nicht zu der Abgeschmacktheit kommen das „salus patriae
suprema lex esto“ ohne Weiteres für einen „heidnischen
Gedanken“ (I, 8) zu erklären. Einen Streit über diese
Punkte mit Vernunftgründen auch nur zu beginnen, wäre
den Lesern d. Bl. gegenüber fast eine Unhöflichkeit; es
genüge aus jenen wenigen Aeußerungen von neuem zu
constatiren wie der Ultramontanismus mit dem crassesten
Absolutismus Hand in Hand geht. Das war freilich
von dem Freiherrn von Andlaw nicht zu verlangen daß
er bedenken und erkennen solle, wie eben der Schein des
constitutionellen Systems, welchen die vormärzlichen Re-
gierungen um sich zu verbreiten suchten, zu jener tief
eingewurzelten Unwahrhaftigkeit des öffentlichen Lebens
führten mußte, deren Ursache er in dem Wesen des Con-
stitutionalismus sucht. Nicht vorhanden ist für jene
Partei die Thatsache daß die beiden Großmächte, die
trotz aller Versprechungen dem constitutionellen System
den Eintritt in ihre Staaten ein Menschenalter lang
durch alle Mittel des Polizeistaats unmöglich gemacht
hatten, im Frühlinge 1848 dem Umsturz ebenso wehr-
los anheimfielen als irgend einer der vergleichungsweise
machtlosen Staaten des übrigen Deutschlands, in denen
der Bundestag bis dahin wenigstens ein unschuldiges
Spiel mit Scheinverfassungen gestattet hatte. So be-
ruht denn des Freiherrn von Andlaw ganze politische
Weisheit auf Voraussetzungen, die praktisch gerade so
ungerechtfertigt dastehen wie theoretisch.

Von Seite 70—178 der ersten Abtheilung gibt
der Freiherr von Andlaw eine zum Glück mit politischen
Ausführungen spärlicher durchwebte Erzählung der Vor-
gänge in Baden aus dem März und April 1848; ein
zusammenhängendes und vollständiges Ganzes bildet die-
selbe gerade nicht, bringt indessen doch manche neue Ein-
zelheit bei und ist somit jedenfalls der erträglichste Theil
seiner ganzen Arbeit. Wie wir aber oben bei der Schrift
des Staatsrath Vell mit besonderer Freude den sittli-
chen Werth derselben hervorhoben, die Milde und Un-
parteilichkeit seines Urtheils, so müssen wir hier noch er-
wähnen daß das Gleiche von dem Buche des Freiherrn
von Andlaw nicht gesagt werden kann. Mit der größ-
ten Bitterkeit greift er fast alle irgend betheiligten Per-

sonen an, und es genügt an das Komische daß die einzige Person für die er ein Wort der Anerkennung findet der berufene Regierungsrath und weiland Censor in Mannheim von Uria ist (I, 159 fg.). Gegen alle Häupter der constitutionellen Partei aber steigert sich sein Ingrimm bis zu offenbaren Verdächtigungen: über den herrlichen Friedrich von Sagem, den Andlaw in einer hier abgedruckten Kammerrede selbst „einen der besten Söhne des Vaterlands“ nennt (I, 168); wird (I, 146 fg.) ein Artikel des ultramontanen „Deutschen Volksblatt“ billigend angezogen, der aus einem ganz andern Tone spricht. Und ist es keine Verdächtigung, wenn Bött (I, 17) den Staatsmännern beigezählt wird welche „grundsätzlich, wennsin nicht in schlimmer Absicht, mit der Revolution einverstanden sind“, oder wenn es heißt daß „die badische Regierung sich dem Verdachte bloßstellte die verlangte Freiheit im Sinne des Unglaubens zwar zu gestatten, aber den Keim des Verderbens im Innern der bestehenden Kirchen fortwährend nähren und damit dem Unglauben dienstbar erhalten zu wollen“ (I, 104). Feinlich werden denn natürlich auch Ehrenmänner wie Welcker, Basseremann, Coiron als lauter verkappte Umsturz männer, als Girondisten (I, 156) bezeichnet. Bei solchen erbitterten Angriffen macht es denn freilich auch keinen günstigen Eindruck daß der Freiherr von Andlaw seine angeblich thatsächlichen Darstellungen auf bloße Gerächte ansieht (I, 107, 109, letzteres durch Bött bereits widerlegt), und wenigstens objective Wahrheit wird wol Niemand in folgenden Worten finden (I, 95):

Die Pressefreiheit bestand eigentlich für die Partei des Umsturzes schon längst, und wenn in einzelnen Fällen Censoren nach ihren Vorschriften handelten, so hatte Dies entweder den Erfolg die Ausbrüche gegen vorgebliehen Presszwang noch zu steigern, oder dem Censor das Mißfallen seiner Vorgesetzten anzuziehen.

Wir haben uns nicht gerade mit Vergnügen ziemlich lange bei dem Buche des Freiherrn von Andlaw aufgehalten, weil es, soviel wir wissen, der einzige literarische Vertreter einer Partei ist die nicht geringe Hoffnungen hat das Erbe der wirklichen Umsturz männer ab intestato anzutreten und mit ihren Anstrengungen hinter ihren Hoffnungen nicht zurückbleibt. Nicht die Ansichten, auch nicht einmal die Absichten dieser Partei sind es zunächst die uns derselben mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten ließen, sondern vor allem der Terrorismus, den sie wie jede extreme Partei gegen Jedermann ausüben geneigt ist der nicht zu ihrer Fahne schwört. Der Freiherr von Andlaw hat seine Gegner, und Dies ist ihm die constitutionelle Partei mehr als die radicalste Demokratie, glücklicherweise nur auf dem Papier verurtheilen können. Noch hat seine Partei den geträumten Sieg in Baden nicht in Händen, und es ist ein unleugbares großes Verdienst der gegenwärtigen badischen Regierung daß sie sich von einem solchen Bundesgenossen ferngehalten hat. So allein ist eine wirkliche Heilung der schweren Wunden an denen das Land leidet mit der Zeit zu hoffen. Möge das Buch des Freiherrn von Andlaw wenigstens den Nutzen schaffen

daß es denen die die Geschicke Badens leiten die Augen öffnet über das neue Ciend welches drohen wird, wenn die Partei deren Ausdruck es ist zur Gewalt gelangt!

Eine ganz andere, wohlthuernde Lust umfängt uns, indem wir endlich dazu schreiten das umfassendste und gehaltreichste der uns vorliegenden Bücher zu besprechen. Sein Verfasser besitzt als Mensch, als Gelehrter und als öffentlicher Charakter alle die Eigenschaften die etwas wahrhaft Bedeutendes erwarten lassen:

13. Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution. Von Ludwig Häuffer. Heidelberg, C. F. Winter 1851. Gr. 8. I Bfr. 26 Ngr.

Wir haben an Häuffer's „Denkwürdigkeiten“ zunächst zu rühmen daß die gebiegene Schönheit der Darstellung, die abrundende Zusammenfassung aller Einzelheiten zu kleinern und größern Gruppen in einem Grade fesselt der jede Unterbrechung der einmal begonnenen Lecture erschwert, selbst wenn man mit dem behandelten Gegenstande schon aus andern Bearbeitungen vertraut ist. Es hängt diese formelle Vollendung des Bock aufs engste damit zusammen daß es weniger den Charakter einer politischen als den einer geschichtlichen Arbeit ansieht. Wir finden den letztern nämlich dann daß das Buch erstens nirgend bestimmten Partizipien dient, wie Das z. B. bei der eben besprochenen Schrift des Freiherrn von Andlaw der Fall ist; ferner dann daß nicht bestimmte politische Doctrinen als Maßstab für die Beurtheilung der Personen und ihrer Handlungen aufgestellt werden und gleichsam wie Wegweiser durch das ganze Werk hindurchleiten. Wir haben aber bei dem Buche von Bött besonders dessen sittlichen Werth betont; in anderer Beziehung können wir Dasselbe thun bei Häuffer's „Denkwürdigkeiten“. War es dort die Persönlichkeit des Verfassers welche man aus seiner Schrift verehren lernte, so tritt bei Häuffer an die Stelle der Milde welche wir an Bött rühmten die größte Geduld, ja Dürbheit, welche durchaus kein Bedenken trägt von „ungerathenen Duden“ u. dgl. zu sprechen; aber jedes solche harte Urtheil ruht nicht auf politischen Antipathien, sondern auf ernst sittlichem Grunde. Es ist gerade ein besonderes Verdienst von Häuffer daß er die ganze Unhaltbarkeit, Verworfenheit und Nichtigkeit des badischen Aufstandes weder aus den äußern Umständen noch aus irgendwelchen politischen Glaubensartikeln herleitet, sondern fast ausschließlich aus der sittlichen Halt- und Bodenlosigkeit, aus dem Geiste der Lüge, aus der völligen Auflösung aller Zucht und Ordnung, welche die bewegende Kraft aller Revolutionshäupter in den Stadien der Vorbereitung sowol als während der jämmerlichen Durchführung war. Ein Geist der Halbheit und der Unwahrheit war es der unter den Fittigen des Bundestags lange vor dem März 1848 in den Cabineten deutscher Fürsten schaltete und waltete; seine Frucht war die Revolution. Aus dieser Schule ging die noch viel ärgere Unwahrhaftigkeit und Trivolität hervor welche die Märzbewegung scheitern und ihre Ziele verfehlen ließ.

Auf etwa 20 Seiten gibt Häuffer zuerst eine Schilderung des badiſchen Staatslebens, wie ſich daſſelbe ſeit der Bildung des durchaus unorganisch zuſammengerückten Staatsgebietes und ſeit Gründung ſeiner conſtitutionalen Verfaſſung bis zu der Märzbewegung entwickelt hat. Der bekannteste Name aus dieſer Zeit iſt der des Herrn von Böttgerdorff. Das Reſultat ſeines unſeligen Wärens wird in folgende Worte zuſammengefaßt (S. 70):

So hatte die Regierung eine Oppoſition hervorgerufen und gehöhrt, die nur der extremen Partei zugutekam; ſie hatte die erſte Verbindung zwiſchen Liberalen und Radicalem begründet, ihr eigenes Anſehen untergraben, das Vertrauen zu den beſthenden Inſtitutionen erſchüttert und in das kleine Land einen Parteikampf verpflanzt, dem es im Augenblicke einer größern Bewegung vollends unterliegen mußte.

So eingerückte Uebelſtände konnte das Wohlwollen und die Gerechtigkeit der Männer welche ſeit Böttgerdorffs „viel zu ſpätem“ Rücktritt die Geſchäfte leiteten nicht ſofort ausräumen, denn es war kein Boden vorhanden in den ſie mit Ausſicht auf eine gedeihliche Ernte den Samen einer beſſern Zeit hätten legen können; ſie konnten nur im Einzelnen ausbeſſern, ein durchgreifendes Wirken des neuen Geiſtes, dem die Conſtitution eine Wahrheit ſein ſollte, hätte ungleich längere Zeit gebraucht als hier vergönnt war. Namentlich aber konnte ſie nicht im Laufe weniger Jahre die durchgehende Unzufriedenheit ausräumen welche alle Theile der Bevölkerung in Baden ergriffen, einen politisch zuverlässigen und einſichtigen Miſteliſtand im Entſehen erſicht, ſelbſt bei ſehr vielen Beamten alle Zuverlässigkeit, Thatkraft und Anhänglichkeit untergraben hatte. So kam es denn endlich zu der traurigen Erſcheinung daß ein Aufruhr ausbrach, den weder großartige poliſtiſche Ideen noch ſtarke Charaktere leiteten. Die Luſt an Unſug und der Ungeſetzlichkeit, die „gemäßigliche Anarchie“ als Product des „ſouverainen Unverſtandes“ war die Quelle und das Ziel des Unheils; ſophiſtiſche Advocatenweihe und der ſchönſte Eigennuß bemächtigte ſich der Leitung; und nicht ein gemeinſames, auf poliſtiſcher Ueberzeugung ruhendes Auftreten der bewaffneten Macht, ſondern eine rohe und wüſte Soldatennuterei vollendete den Umſturz. Der größte Theil der Schuld, die vorhandenen ſchlechten Elemente immer tiefer in das ſchlimme Treiben hineingezogen und für ſelbſtiſche Zwecke ausgebeutet zu haben, fällt nach Häuffer auf Brentano (S. 151):

Wir wiſſen wohl daß die Rolle künstlicher Mäßigung, die er ſpäter ſpielte, ihm eine mildere Beurtheilung erworben hat, aber der Wahrheit die Ehre: unter allen Männern die ſeit dem März 1848 in Baden am öffentlichen Leben theilgenommen haben trifft keinen Einzigen eine ſo perſönliche urtheilbare Verantwortung wie ihn; kein Einziger hat die Leitung aller Parteien — zuletzt auch ſeiner eigenen — ſo ſehr verdient wie eben Brentano.

Es führt uns Dies wieder auf die ſchon früher behandelte Frage: ob denn dem badiſchen Miniſterium vom März 1848 bis zum Mai 1849 gar keine Mittel zu Gebote geſtanden den Geiſt der Zuchtloſigkeit zu brechen, ob nicht eine größere Energie der Regierung das Neu-

geſte verhindert haben würde. Häuffer beantwortet dieſe Frage dahin daß allerdings ein ſtrafferes Anſehen der Regierungsgewalt wünschenswerth und vielleicht nicht erfolglos geweſen ſein würde; nicht oder beſtellig er ſich an den perſönlichen Vorwürfen die deſhalb die lange unſichtbar geweſene Reactionspartei nachträglich unter dem Schutze preußiſcher Bapannette gegen Belf und ſeine Amtsgenossen mit widerlichem Lärm erhoben hat (S. 111 fg.):

Es konnte nicht fehlen daß unverständige und verkehrte Forderungen genug aufstauten und daß die Regierung nicht Autorität genug beſaß ſie abzuwehren. Ihr Vorwürfe darüber zu machen war leicht; am lauteſten haben es Die gethan deren klägliche Politik vor dem März die Regierung und ihre Autorität untergraben half, und deren weiſer Rath in den Tagen der Krisis und Gefahr völlig verſtummt war. Das Schlimme und Peinliche der Lage war nicht darin zu ſuchen daß die Regierungen alle billigen und ausführbaren Forderungen bewilligten, ſondern vielmehr darin daß ſie auch die unbilligen und unausführbaren nicht mehr verweigern konnten.

Nur einen oder zwei Augenblicke gab es wo die Regierung eine größere Kraft hätte entwickeln können und ſollen, inmitten der moraliſchen Niederlage welche das Miſlingen der April- und Septemberrückfälle für die radicale Partei miſſgelaugte; aber ſelbſt hier waren es menſchlich edle Beweggründe welche das Miniſterium davon abhielten „Kühnheit der Kühnheit entgegenzuſetzen“ (S. 137):

Humanität und Tolernz ſind in ſolchen Lagen immer verwerthlich und noch ſelten iſt es einer Regierung gedankt worden daß ſie eine miſgelaugte Empörung nicht nach Kräften benutzte. Aber dazu waren die in Baden regierenden Männer zu vorſichtig, zu human; wer Belf und Brunner oder Hoffmann oder Rebenius kannte, Dem war es kein Räthſel warum die Regierung ſo moderirt und ſo ohne alle Gewaltſamkeit verfuhr. Dieſe Männer alle ließen ſich eher von der „Regalität“ langſam aufreiben, ehe ſie die rückſichtsloſe, durchgreifende Kühnheit entfaltet hätten, die in Revolutionen und gegen Revolutionen allein zum Siege führt. Einer der wenigen Männer welche dieſe durchgreifende Energie und Härte beſaßen war Rathy; er hätte nach dem erſten Aufſtand allerdings mit der revolutionnairen Partei ganz anders verfahren und damit den Unentſchiedenen, Furchtsamen und Zweideutigen wieder die Gewalt gezeigt an die ſie ſich anzuſchließen hätten.

Wir müſſen es uns verſagen auf die reichen Einzelheiten irgend einzugehen welche Häuffer's Werk in überrafchender Fülle bietet. Theils als Augenzeuge, theils durch die ihm geſtattete Benutzung aller Unterſuchungsacten und ſonſtiger amtlicher Papiere, theils durch zahlreiche glaubwürdige Mittheilungen Einzelner wurde er in den Stand geſetzt ein Buch zu liefern welches ein ebenſo lebendvolles Gemälde jener Zuſtände liefert als es wol die bedeutendſte Quellenschrift für die Geſchichte des badiſchen Aufſtandes bleiben wird. Nicht bloß für Baden, ſondern für alle deutſchen Staaten enthält es die eindringlichſten Lehren und Warnungen, aber kaum kann man von der Gegenwart erwarten daß ſie dieſelben würdigen und benutzen wird, und ſo kann man ſich der Befürchtung nicht entſchlagen daß die Schand die Baden hat über ſich ergehen laſſen müſ-

fen in der Geschichte unsers Jahrhunderts nicht verdingelt dastehen werden. Noch sind die Ursachen der Krankheit nicht hinweggeräumt, und wo die wahren Mittel gegen dieselben wachsen, Das scheinen die politischen Heilkünstler unserer Tage nicht zu wissen, die höchstens Pflaster und Salben gegen einzelne, oft nicht einmal gegen die wirklichen Krankheitssymptome zu verschreiben verstehen. Ihnen und allen Denen die es wohlmeinen mit dem Vaterlande wollen wir zum Schlusse unsers Auftrages die Worte zu beherzigen geben mit welchen Häuffer sein treffliches Buch schließt:

Su tief hat sich die Verbitterung in das Innere unserer Gesellschaft eingewühlt, in dessen eine Fülle kostbarer Kräfte ungenützt verborben oder in brütender Contemplation verwillert ist. Die sittlichen Bänder welche unsere Gewalten mit der Gesellschaft verknüpfen haben — darüber täusche man sich nicht — an haltbarer Stärke merklich nachgelassen, aber das Unkraut revolutionnaire Gelüste und die Erinnerung des einmal gekosteten revolutionnairen Genusses wirkt in wuchernder Ueppigkeit um so unbeschränkter fort, je weniger man es versteht mit sittlichen Momenten das wankende Gebäude unsrer öffentlichen Ordnung zu stützen.

Sehen wir einmal von dieser Seite durch die Lenker und Berather im großen Kreise des ganzen Vaterlands den Anfang gemacht zu der einzigen dauernden „rettenden That“, sehen wir das Recht geschützt und die Eide bewahrt, sehen wir der zügellosen Gewalt ein Ziel gesetzt und mit Ernst die Wege eingeschlagen zu einem wahren, ehrlichen und gewissenhaften Regiment, dann wollen wir die Revolution für überwunden halten, und in all den großen und kleinen Erschütterungen der jüngsten Jahre, zunächst in unserm engeren Heimatlände gern die warnende Deutung erkennen die sie nach oben und unten bewahren sollten.

50.

Geologische Bilder von Burmeister.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Wie wir in dem frühern Artikel zusammengefaßt haben was unser Verfasser über die Bildung der festen Erdoberfläche in verschiedenen Aufsätzen sagte, so möchten wir hier zwei Aufsätze vereinigen, in denen der Mensch der vollkommenste Erdenbewohner geschildert wird, ein mal nach dem Merkmale das seinen Körper von dem der Thiere am charakteristischsten unterscheidet, das andere mal nach dem Geiste wie er in dem Körper enthalten ist.

Wo es darauf ankommt nicht bloß zwei Thierarten, sondern ganze Gruppen zu unterscheiden und in Bezug auf ihre Verwandtschaft zu beurtheilen, ist es die Aufgabe des Zoologen diejenigen Körpertheile jeder Art und Gruppe aufzufinden durch welche dieselbe am deutlichsten, am bestimmtesten von allen andern sich unterscheidet. Dies zu thun ist auch die Absicht des Verfassers, wenn er uns hier den menschlichen Fuß als Charakter der Menschheit schildert. Nicht Das ist seine Meinung das der Fuß allein den Menschen vom Thiere unterscheidet, sondern das kein Körpertheil sich weiter als der Fuß von dem entsprechenden Körpertheile der Thiere entfernt, wie denn auch der aufrechte Gang, den man von

jeder als die auffallendste körperliche Eigenthümlichkeit des Menschen aufgeführt hat, durch die Form und Stellung des Fußes und Beins hervorgebracht wird. Aber nicht bloß die Unterscheidung menschlicher Formen von den thierischen ist das Resultat dieser Untersuchungen, sondern auch die Beurtheilung und Classification der verschiedenen Formen des menschlichen Fußes unter sich, indem wir diejenige Form als die schönste ansprechen müssen welche sich am weitesten von den thierischen entfernt. Eine solche Auffassung gibt uns also auch für künstlerische Betrachtungen einen vortrefflichen Anhaltspunkt und ist dadurch umsomehr einer allgemeinen Beachtung werth.

Wie man bei keinem organischen Körper einen einzelnen Theil ganz für sich allein betrachten darf, so müssen wir auch hier Rücksicht nehmen auf die Theile mit denen der Fuß zunächst in Verbindung steht und mit welchen er gemeinschaftlich Bewegungen ausführt. Es sind Dies die zwei Theile des Beins, der Ober- und der Unterschenkel. Schon bei Vergleichung dieser Theile mit denen der Thiere ergibt sich der interessante Umstand das der Oberschenkel des Menschen an Länge die aller Thiere übertrifft. Das menschliche Schenkelbein erreicht nämlich den vierten Theil der Gesamtlänge des Menschen, während es bei den Säugethieren nur ein Achtel, ein Siebentel, höchstens ein Fünftel ausmacht. Dasjenige Thier welches nach dem Menschen den längsten Schenkelknochen besitzt ist ein Geschöpf mit dem wir allerdings nicht allzu geneigt sind uns zusammenzustellen, es ist der Frosch. Vergleichen wir ferner das Verhältniß der einzelnen Theile des Beins und Fußes untereinander, so erhalten wir ein nicht minder wunderbares Resultat, indem nämlich diese Vergleichung zu dem Elefanten hinführt, als dem Geschöpfe welches hierin mit dem Menschen die meiste Uebereinstimmung zeigt. Die Bedeutsamkeit der hervorgehobenen Verhältnisse ergibt sich schon daraus das gerade von Thieren welche sonst menschlicher Bildung am nächsten stehen kein einziges in diesem Punkte Uebereinstimmung zeigt. Außerdem aber sind die beiden erwähnten Thiere auch noch durch das Größenverhältniß ihres Fußes auf das auffallendste untereinander und vom Menschen unterschieden. Wir finden nämlich beim Elefanten, diesem kolossalsten aller Thiere, das aller kleinste, herrlichste Füßchen, sodas es füglich für das chinesische Ideal von Fußbildung gelten kann. Auf der andern Seite aber entfernt sich der Fuß des Frosches noch mehr von dem menschlichen durch seine verhältnißmäßig riesige Größe als der des Elefanten durch seine Kleinheit. Er übertrifft nämlich die Länge des Schenkels um ein Bedeutendes. Doch nicht bloß im Knochenbau zeigt das Bein des Menschen wesentliche Unterschiede von dem der Thiere, bedeutender noch sind die Verschiedenheiten in den Fleischtheilen. Kein Thier nämlich besitzt das wohlgerundete, gerade gestreckte Bein des Menschen. Es liegt der Oberschenkel der meisten Säugethiere, sowie aller Vögel dem Bauche so dicht an das er nicht für sich frei hervortritt, sondern nur unter

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 64 u. 65 d. Bl. D. Red.

der Bauchhaut sich hin- und herbewegt. Der aufrechte Gang ist eben bedingt durch eine gerade Streckung des Schenkel- und Kniegelenks, und dazu sind diese Thiere nicht im Stande. Doch wir müssen dabei etwas weiter auf die Structure des thierischen Beins eingehen um verständlich zu sein. Wenn man nämlich das Hinterbein eines Säugethiers ins Auge faßt, so sieht man von dem Oberschenkel nur etwas vorspringende Contouren an der Seite des Bauches, und findet dann daß eben dort wo sich das Bein vom Leibe abtrennt, daß dort schon das Kniegelenk sich befindet, ausgezeichnet dadurch daß seine Biegung nach vorne gerichtet ist. Es ist bei den und umgebenden höhern Thieren nicht gerade, sondern stets gebogen, und so gehen denn die Thiere sammt und sonders mit krummen Knien, selbst die Affen, die Fledermäuse und Amphibien, bei denen der Oberschenkel weniger dem Bauche genähert ist. Wieder ein Beweis wie der Begriff des Schönen am menschlichen Körper mit der Entfernung von den thierischen Formen zusammenfällt. Gehen mit krummen Knien ist häßlich, weil es den Menschen dem Thiere näher bringt als sein Bau es heißt und bedingt. Wenn wir aber den thierischen Fuß, d. h. hier wie überall, die hintere Extremität der Thiere, noch weiter betrachten, so finden wir ein Gelenk das wir in Vergleichung seiner Lage am Beine auf den ersten Anblick wol für das Kniegelenk halten könnten, wenn es nicht seine Biegung nach hinten hätte. Es ist dasselbe nichts Anderes als das Fußgelenk, welches so hoch hinaufgerückt ist. Es treten die meisten Thiere also nicht mit dem ganzen Fuße auf. Sie sind keine Plattfußgänger wie der Mensch, sondern nur die Zehen oder die Spitze der Zehen erreicht den Boden, der hintere und mittlere Theil des Fußes aber ist außerordentlich verlängert, steht mehr oder weniger senkrecht und bildet am Fußgelenk mit dem Unterschenkel nicht einen rechten, sondern einen viel kleineren Winkel. Zu den Plattfußgängern gehören indess doch einige Thiere, und zwar außer den Affen nur Thiere mit sehr niedrigen Beinen, nämlich die Bären, Ratten, der Dachs und die frosch- und eidechsenähnlichen Amphibien. Die übrigen Thiere bezeichnet man als Zehengänger. Zu ihnen und besonders zu der Abtheilung der Hufgänger (Pferde, Esel etc.), welche nur mit den äußersten Zehenspitzen den Boden berühren, gehört auch der Elefant; sein Fußbau ist also ein ganz anderer als der menschliche. Den menschenähnlichsten Gang haben die genannten Plattfußgänger, sie sind aber unterschieden durch die Bildung des Fußes selbst.

Die Bildung des menschlichen Fußes ist weit complicirter als die der Abtheilung des Beins. Während nämlich der Oberschenkel nur aus einem, der Unterschenkel aus zwei nebeneinander liegenden langen, röhrenförmigen Knochen gebildet ist, besteht der soviel kleinere Fuß aus nicht weniger als 26 einzelnen Knochen. Rechnen wir hiervon die 14 Knöchelchen ab welche die Glieder der fünf Zehen bilden, so bleiben für die Bildung des Plattfußes noch 12 Knochen. Es sind diese 12 Knochen in mehre Querreihen gelagert und sie werden

hinten von dem Fersenbein, das die übrigen an Größe weit überragt, geschlossen. Sie sind so gelagert daß sie auf das zierlichste ein flaches Gewölbe darstellen, welches sich einerseits von dem Hacken, andererseits von dem Anfangspunkte der fünf Zehen in die Höhe wölbt, während die Wölbung durch Fett und sehnige Häute ausgepolstert ist. Auf der Mitte dieses Gewölbes steht der Unterschenkel beweglich so befestigt daß jederzeit der Druck der Körperlast sich auf das Gewölbe vertheilt, und nur dann, wenn der Fuß den Boden nicht überall berührt, auf die vordern oder hintern Stützpunkte allein fällt. Während bei dem aufrechten Gange des Menschen eine so sichere Grundlage nöthig ist, da oft der ganze Körper nur auf einem Beine ruht, bedurfen die Thiere bei denen die Last sich auf vier oder im ungünstigsten Augenblicke des Ganges auf zwei Füße vertheilt nur einer geringern Stützung. Diesem entsprechend ist die Sohlenfläche der Zehengänger auf ein Minimum reducirt, und der Fuß bei ihnen zugleich in der Ausbildung dergestalt verändert daß sich der hintere Abschnitt und besonders das Fersenbein übermäßig verlängert, die Breite des Fußes aber, die Zahl der Zehen und der Zehenglieder abnimmt. So haben die Vögel statt der 12 Knochen des eigentlichen Fußes nur einen einzigen, der aber zwei, drei, vier Zehen trägt, während das Pferd zwar noch sechs Fersenknochen, dagegen nur eine einzige Zehe hat.

Es bleiben somit für die Vergleichung mit dem Menschen nur die Plattfußgänger übrig, weil bei ihnen die Fußknochen an Zahl und Lagerung mit denen des Fußes am meisten übereinstimmen. Ihnen allen fehlt aber die Wölbung welche wir als charakteristisch für den Fuß des Menschen beschrieben. Doch noch in einer andern Beziehung zeichnet sich der Fuß des Menschen aus, und zwar dergestalt daß er die richtige Mitte abgibt für die zwei sehr verschiedenen Grundformen der Fußbildung in den Plattfußgängern. Es ist Dies die Ausbildung der großen Zehe. Sie ist dem menschlichen Fuße eigenthümlich und bekanntlich beim Gange seine Hauptstütze, ohne welche ein Auswärtwärtigen der Fußspitze, mit Recht als die Zierde des menschlichen Ganges angesehen, nicht zu bewertstelligen ist. Sie ist aber diejenige Zehe welche bei dem Thiere zuerst verlorengelht, sobald sich die Zahl der Zehen vermindert. Wo sie vorhanden, ist sie, wie bei den Bären, den übrigen an Größe nachstehend. Nur bei den Affen finden wir die innere oder große Zehe entwickelt, länger, stärker als selbst die große Zehe des menschlichen Fußes. Wir finden aber hier daß nicht Vorrichtungen zum Gehen der Zweck dieser Bildung sind, sondern daß der Fuß des Affen zum Gehen sehr wenig geschickt ist. Der Fuß an den hintern Gliedmaßen der Affen ist nämlich durch die daumenartige Bildung seiner innern Zehe, sowie durch seine Bestimmung nicht dem Fuße, sondern der Hand des Menschen zu vergleichen. Er hat durch den Mangel der Wölbung, durch die Länge aller Zehen und besonders die freie Beweglichkeit des Daumens alle Eigenschaften ei-

der Hand erlangt. Die hintere Extremität des Affen, die wir eben kaum als Fuß bezeichnen können, ist auch nicht zum Gehen, sondern zum Klettern und Festhalten bestimmt. Daher sind die Sehnglieder nach unten zusammengedrückt, dergestalt daß der Gang auf den ausgebreiteten Zehen nicht allein erschwert, sondern, beim Drangutgang z. B., geradezu unmöglich gemacht ist. Es geht dieser Affe stets auf den geschlossenen Fäusten; eine Gangart die wir als eine krankhafte Entstellung leider auch bei Menschen in dem sogenannten Klumpfuß kennen.

Doch auch bei gesunder Fußbildung können wir von einer gewissen Affenähnlichkeit reden, wenn nämlich der Fuß lang, schmal, niedrig ist mit geringer Wölbung und langen Zehen, während der Fuß auf der andern Seite der Särentage ähnlich wird, wenn er flach mit kurzen Zehen, besonders mit kurzer Innersehne eine breite Form des Fersentheils verbindet. Es ist nämlich der Fuß des Bären und der übrigen echten Plattfußgänger noch mit einem überzähligen Knöcheln in dem Fersentheile versehen, wodurch er verbreitert wird. Eine noch größere Abweichung erfährt er dadurch daß der Fersentheil weit kürzer ist als beim Menschen, sodaß also der Stützpunkt des Beins weit mehr nach hinten als in die Mitte des Fußgewölbes fällt. Kurzer Hacken, zu kleine große Zehe, schwache Wölbung, zu große Breite des Fersentheils, zu große Länge der Zehen, Das also sind die Mängel durch welche dem Fuße des Menschen die meiste Schönheit entzogen wird, durch welche er thierisch, unschön erscheint.

Wie der Fuß des Menschen nur durch das Verhältniß seiner einzelnen Theile untereinander und zum Gange von dem Fuße der Thiere unterschieden ist, so zeigt auch die Fußbildung der einzelnen Menschen, der Geschlechter und Racen in dieser Beziehung wesentliche Unterschiede. Wir müssen alle diese Abweichungen, wovon wir sie würdigen, immer wieder vergleichen mit den thierischen Bildungen, um danach den Grad ihrer Schönheit oder Gemeinheit sicher zu ermitteln. Ein wirklich schöner Fuß muß, nach den frühern Betrachtungen, mit einem herrlichen, wohlgerundeten, schmalen Hacken hinten beginnen, dann sich verbreitern bis zum Anfange der großen Zehe, von hier sich verschmälern und mit einer langen innern (oder großen Zehe) endigen. Hacken die nach oben hinaufgezogen sind erinnern an die Sehngänger, breite, kurze Fersen an die Särentage, lange Zehen mit niedrigem Fuße an die Affen. Der Hauptpunkt ist und bleibt aber die große Zehe, und so sind auch lange Schuhe darum schöner, weil sie den Anschein einer längern Zehe darbieten. Ein Fehler, der sich oft am Fuße findet, ist eine Aufreibung der Zehen, besonders der Gelenkenden. Diese Unschönheit ist nicht auf thierische Formen zurückzuführen, sie beruht in krankhafter, oft erblicher Anlage. Doch ein Fuß kann auch durch sein Größendverhältniß als unschön erscheinen, wenn er für den Körper den er tragen soll zu klein oder wenn er zu groß ist.

Die Größe des Fußes ist für Frauen und Männer

eine verschiedene. Sie beträgt in der Regel bei den ersten $5\frac{1}{2}$ — 9 Zoll, bei den letztern $9\frac{1}{2}$ — 13 Zoll und verhält sich zum Oberschenkel normal beim Mann wie 3 zu 9, beim Weibe wie 1 zu 2, wobei aber zu beachten ist daß der Oberschenkel bei der Frau im Verhältniß zum ganzen Körper kürzer ist als beim Manne. Unter den Thieren hat allein der Elefant einen Fuß der länger ist als der halbe Oberschenkel; bei den andern Thieren ist er beträchtlich länger, bei den Hufthieren übertrifft er sogar den ganzen Oberschenkel an Länge.

Was aber einen schönen Fuß für den Inhaber noch werthvoller macht ist der Umstand daß diese Schönheit in dem jählichen Baue der Knochen, nicht bloß in den Fleischpartien ihren Grund hat und deshalb alle übrigen Schönheiten des Körpers an Dauer, Unveränderlichkeit übertrifft. Während Krankheit, Alter, ja selbst vorübergehende Affecte die Fülle und Schönheit fleischer Theile stören, vernichten, bleibt der Fuß unverändert, und nur wo ein allgemeines Leiden auf den höchsten Grad gefahren ist, wird auch des Fußes Schönheit gestört, oder wenn übermäßige Fülle allmählig den ganzen Körper verunstaltet hat.

Weil jede Schönheit erfreulich ist für den Beschauer, so meint unser Verfasser, müsse auch ein schöner Fuß nicht den Blicken sich entziehen. Ein schöner Fuß ist ein um so wichtigeres Kennzeichen der Schönheit, als er nicht durch künstliche Mittel hergestellt oder nachahmt werden kann. Doch ein Fuß, so schön er auch ist, wird nur dann seine Schönheit vollständig zeigen, wenn er sich in Thätigkeit befindet. Darum hat für den Beschauer auch der Gang eines Menschen einen höhern Werth als bloß der ruhende Fuß. Daß man an dem Gange eines Menschen seinen Charakter oft besser als aus seinen Gesichtszügen erkennen kann, wer möchte es leugnen, selbst abgesehen davon daß Gang und Art nicht so leicht zu verändern, nicht so zu verstellen sind als die Mienen des Gesichts.

Dem verschiedenen Körperbau und der Geistesbildung gemäß finden wir auch bei den verschiedenen Racen der Menschen bedeutende Abweichungen von dem aufgestellten Normaltypus. Affenähnlich wird der Fuß bei den schwarzen Nationen, hier ist er flach, schmal, mit langen Hacken, dünnen Zehen; ja, bei den Neuholländern hat selbst das ganze Bein die menschliche Rundung verloren, es ist dünn, mager und platt wie das Bein der Affen. So gehen auch die Neger mit gebogenen Knien. Die Kleinheit der Füße bei diesen Racen und mehr noch bei den amerikanischen Urdwohnern aber ist unfröhmlich, weil die Plumpheit der Gliedmaßen ihr nicht entspricht. Da Gegenlag, die breite Fußform, finden wir besonders bei den mongolischen Racen, während die semitischen Nationen sich mehr durch die platte Form der Füße und schlechtförmigen Bäume auszeichnen. Darum sollen wir, die Stämme welche mit einem schönen Fuße ausgerüstet sind, uns auch nicht von thörichter Mode zwingen lassen unsern Fuß zu verheiden: „Den Fuß darf die Frau nicht bloß, den muß sie sogar zeigen, denn in seiner Schönheit offenbart sich die gesammte Schönheit des Weibes.“

Wenn wir uns demnach an dem schönen Haß als einem sichern Zeichen schöner Körperbildung erfreuen dürfen, so gibt es doch eine andere Schönheit welche die entschädigt denen jene Schönheit des Körpers abgeht. Wie wenig die Schönheit des Geistes notwendig verbunden ist mit Schönheit des Körpers, sehen wir nicht bloß an manchen Personen unserer Umgebung, wir sehen es an einem ganzen Stamme der indogermanischen Nationen, den Ischerkessen. Wenn wir mit unserm Verfasser den Begriff der Seele so fassen daß wir Allem was empfindet eine Seele zuschreiben, so sind die Thiere so gut wie der Mensch mit einer Seele begabt, und wir finden durch Vergleichung des Menschen mit den Thieren und der Thiere untereinander daß außer der Empfindung noch eine Kraft allen gemein ist, nämlich die Fähigkeit die Theile des Körpers zusammenzuhalten und dadurch, sei es direct oder indirect, den erhaltenen Eindrücken gemäß Bewegungen vorzunehmen. Darum kann man mit vollem Rechte auch sagen: was sich selbständig contrahiren kann hat eine Seele. Weil aber, folgert nun unser Verfasser weiter, die Fähigkeit zur Contractilität in einer besondern Beschaffenheit der Seele beruht, so liegt die Möglichkeit eine Seele zu besitzen in einer bestimmten Beschaffenheit der Materie. Es ist demnach die Seele zu erklären als der Complex aller geistigen Kräfte eines Individuums. Da uns keine einzige Kraft bekannt ist welche unabhängig von der Materie existirt, so müssen wir annehmen daß auch die geistigen Kräfte an die Materie gebunden sind. Wir wollen den Betrachtungen des Verfassers nicht weiter folgen, in denen er die Ansicht ausführt daß die Kräfte, da sie untrennbar mit der Materie verbunden seien, als eine bestimmte Eigenschaft derselben angesehen werden müssen, sondern nur noch einige Schlüssätze anführen, bezüglich auf die Fortdauer der Seele nach dem Tode des Körpers. Der Verfasser sagt:

Diesem nun welche die Kraft für etwas Selbständiges halten, das zur Materie erst hinzutrete, werden auch die Seele für etwas Selbständiges erklären, sie werden ihr eine vom thierischen Körper abgeordnete Existenz zusprechen wollen. Wäre ein solches Verhältnis der Seele zum Körper zu setzen, so müßte die Seele gewisse besondere Qualitäten in Bezug auf die Möglichkeit einer selbständigen Existenz besitzen, sie müßte mindestens entweder Form oder Inhalt besitzen oder Beides zugleich haben. Hätte sie Beides, so wäre sie ein Körper, und Das behauptet wol Niemand, sie kann also nur eins von Beidem haben. Gesetzt sie hätte Inhalt ohne Form, so wäre die Seele nur eine allgemeine Substanz ohne Individualität, denn die Form allein bestimmt das Individuum. . . . Bloße Form kann die Seele ebenso wenig haben, weil die Form nur an der Materie haftet und an sich nichts Wirkliches ist ohne Materie.

Woll eine solche bloß formelle Existenz keine reale, sondern nur eine ideale ist, muß der Naturforscher eine solche leugnen, weil er keine Beweise dafür geben kann. Wenn unser Verfasser somit die Fortdauer der Seele von dem Standpunkte exacter Naturforschung durchaus leugnet, so müssen wir von demselben Standpunkte aus den gewichtigen Einwurf erheben daß wir kein Beispiel in der Natur kennen, wo irgend Etwas zu existiren auf-

hätte. Wo wir Verpöliche Stoffe, wo wir die Kräfte der Natur verfolgen, immer finden wir daß sie dauern, daß sie unvergänglich sind. So sind wir berechtigt auch der Seele eine Fortdauer nach dem Tode des Körpers zuzuschreiben, wollen wir überall die uns bekannten Gesetze in der Natur auf sie anwenden. 28.

Der organisirende Geist der Schöpfung als Vorbild organischer Naturstudien und Unterrichtsmethoden in ihrem Einfluß auf Civilisation und christliche Humanität, von G. D. Schulz-Schulkenstein. Berlin, Hirschwald. 1851. 8. 10 Ngr.

Es ist eine durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes beständige Wahrheit daß die verschiedenen Naturansichten bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten der geschichtlichen Entwicklung von dem durchgreifendsten Einfluß auf die ganze Gestaltung des menschlichen Lebens waren und noch sind. Denn da der Mensch mit zur Natur gehört, so wird er auch von sich selbst einen ganz andern Begriff bekommen als den er bisher hatte, wenn er einmal anfängt die Mutter Natur mit ganz andern Augen anzusehen als er bisher gewohnt war. Und diese veränderte Ansicht von sich selbst wird ihn alsdann auch einen ganz andern Lebenswandel einschlagen lassen, sobald man mit Recht behaupten kann der größte Revolutionair ist Der welcher den Menschen eine total verschiedene, der bisherigen entgegengesetzte Naturansicht beibringen weiß. Welchen Umschwung hat nicht das Kopernicanische System hervorgebracht! Die orthodoxe Kirche wußte sehr wohl was sie zu verlieren hatte wenn sie dieses System ruhig sich ausbreiten ließ, und handelte daher gar nicht unklug wenn sie die Anhänger desselben zum Scheiterhaufen verdammt. Sträuben sich doch noch heutzutage die Pfaffen, namentlich in England, gar gewaltig gegen alle Fortschritte in den Naturwissenschaften, nicht ohne das richtige Gefühl daß es mit den veränderten Ansichten vom Kosmos um ihren Himmel und ihre Hölle geschehen sei.

Unser Verfasser nun, von eben dieser ganz richtigen Ansicht ausgehend: daß wer auf das Menschengeschlecht heiksam wirken will vor allen Dingen die falschen Naturansichten zu berichtigen hat, erklärt der Weltseele- oder Weltgeistesleben, dieser den Menschen nur zu einem untergeordneten Theil des großen Betriebes in dem Mechanismus des Weltganges herabsenkenden Ansicht, aufs entschiedenste und heftigste den Krieg, wie schon das Motto auf dem Titelblatt andeutet: „Es gibt nur Ein Leben in der Welt; dies ist das organische Leben. Was man allgemeines Weltleben nennt ist die todte Natur.“ Das ganze Buch des Verfassers ist nur die nähere Ausführung dieses Grundgedankens, mit Nachweisung der Folgen die derselbe sowohl auf das theoretisch-wissenschaftliche als auf das praktische Leben der Menschen haben würde, wenn er zur allgemeinen Ueberzeugung und Richtschnur im Denken wie im Handeln würde.

Im ersten Capitel, welches die Ueberschrift führt: „Der alte anorganische Weltgeist und seine Widersprüche mit den Heilideen“, weist der Verfasser den Widerspruch nach zwischen der Ansicht daß der Mensch Herr der Welt, und der daß er ein bloßes Rad in dem Getriebe der Weltmaschine sei. „Hierüber müssen wir uns klar werden, wenn wir die hohe Idee des Menschen und der Menschheit als Herrn der Erde nicht willkürlich und unbewußt in der damit nicht zusammenstimmenden kosmologischen Ansicht einer absoluten Weltharmonie, in deren Einheit keine über sie stehende Herrschaft möglich ist, wieder untergehen lassen wollen.“ Bis jetzt, meint der Verfasser, sei unsere ganze Bildung in den Rahmen der alten Weltharmonieidee gefaßt; die Ansicht einer die Menschenseelen als Erbe einschließenden Weltseele bilde die Grundlage unserer ganzen wissenschaftlichen und humanen Bildung. In dieser

Weltteleologie werde der Mensch aber zu einer sehr niedrigen Rolle herabgewürdigt; er werde mit Luft, Wasser und Erde, wie seine Lebenskräfte mit Blitz und Donner und allen anorganischen Naturkräften in gleiche Reihe gestellt, während er doch als Herr der Erde über diesen Mächten der Außenwelt stehen soll. Nach der alten teleologischen Weltanschauung gebe es nur einen einzigen Mittelpunkt und Ursprung aller Thätigkeiten: das planetarische Leben, den (uranischen) Welthimmel der Juden und Griechen. Diesem als Welthimmelszweck werde die organische Natur und das Menschengeschlecht als Mittel geopfert; der Mensch traue hiernach seinem eigenen Dasein nicht. Sein Himmelreich sei nicht in ihm, sondern außer ihm; der Mensch lebe hiernach nicht für seinen Zweck, sondern für die Zwecke des Welthimmels, der seine Außenwelt ist. Eine individuelle, organische Zweckmäßigkeit gebe es hiernach ebenso wenig als eine selbständige organische Lebenskraft. Sinegen in der neuern Zeit seien dem gegenüber die Ideen der individuellen Selbständigkeit, der persönlichen Freiheit und der Selbstregierung des Menschen aufgeleimt. Ein neues Princip sei der menschlichen Bildung entstanden; das organische, neben welchem jedoch — im Widerspruch damit — noch immer die Weltseelen- und Weltharmonielehre unverändert in der Wissenschaft beibehalten, ja ausdrücklich festgehalten und genährt werde in den classischen Studien der Alten, in den Lehren des Weltabsoluten. In den alten Ideen stecke die Weltmaschinennothwendigkeit; ihr Verstand sei der Weltmaschinenverstand, ihre Vernunft die Weltseelen- und Seelenwanderungsvernunft, die nicht von innen aufleimt, sondern von außen eingeschoben wird. Die alte Bildung sei statutenartige, fertige Maschinenbildung. An dieser Bildung werde jedoch unser Geist in Schulen erzogen, sie sei unsere geistige Muttermilch, zum Vorbilde unserer Vernunft werde die Weltseelenvernunft gemacht; hierbei aber werde ganz vergessen daß der Mensch ein in sich selbst begründetes, eigenmächtiges und selbständiges Leben hat, und daß das Ziel der menschlichen Bildung die selbständige Entwicklung der Individualität seines organischen Geistes sein muß. Die moderne lebendige und die antike todte Bildung ständen sich also unveröhnlich einander gegenüber. „Der alte Geist ist der todte Geist, wie die alten Sprachen todte Sprachen sind“ (S. 5). „Wir wünschen von Herzen unsere Werke zu organisiren; aber wir desorganisiren unsere eigene Bildung, weil wir aus den Köpfen die alte anorganische Maschinenvernunft nicht loswerden können“ (S. 8). Der wahre Weltzweck muß uns nach dem Verfasser der Mensch als höchste Spitze der organischen Natur werden, die anorganische Natur nur als Mittel seiner Entwicklung erscheinen. Nur dann könnten wir dahin kommen die Wissenschaft der Civilisation und Humanität mit den Wünschen und Gefühlen unsers Herzens in Uebereinstimmung zu bringen, die organischen Ideen zu verwirklichen die seit der Entstehung des Christenthums im tiefen Mysticismus des Glaubens schlummern“ (S. 9).

In den folgenden Capiteln kommt der Verfasser mittels Darstellung der stufenweisen Erhebung der organischen Natur aus den Erdrevolutionen und der Herrschaft der organischen über die anorganische Natur zu dem Resultate: daß das Thierreich als die Raupen- und Schlangenhaut der Menschheit zu betrachten, die der Mensch bei seiner Geburt abgeworfen und noch immer abwirft. Als Menschenreich stellt der Mensch noch wieder Entwicklungsstufen vom Südseener zum Keger, Mongolen, Malaien, Amerikaner und Europäer dar; und es ist keinem Zweifel unterworfen daß der Südseener die Affennatur noch nicht hat abwerfen können, wiewgleich er den Keim des menschlichen Geistes als Reichen der Menschheit in sich hat (S. 30). Doch das Thierreich ist nicht bloß der Larvenzustand der Menschheit, sondern Thier- und Pflanzenreich sind auch die nähernden Arme der Menschheit. Der Mensch kann nur von den verarbeiteten Stoffen des Thier- und Pflanzenreichs leben, und sein Dasein wäre ohne beide Reiche nicht zu fristen. Also auch aus dem Gesichtspunkt der Stoffmetamorphosen be-

trachtet, ist die durch alle Stufen vollendete Entwicklung des Pflanzen- und Thierreichs eine nothwendige Voraussetzung für die Entstehung des Menschen gewesen. Bei der bloßen Existenz von Schachtelhalmern, Farnkräutern, Kadelbälzern, von Ammoniten, Trilobiten, Haifischen, Labyrinthodonten und Ichthyosauren hätten noch keine Menschen leben können; denn bei dieser Nahrung wäre Körper und Geist in Stoffzerlegung erstickt. Dem Menschen mußte eine höhere Stoffveredelung in der Welt vorausgehen. Nach allem Diefen könne aber das Endergebniß nicht zweifelhaft bleiben: daß die organische Natur auf den Untergang der anorganischen hinarbeitet; daß die anorganische Natur von der organischen assimilirte wird, und „in dem Maße ihrem Untergang entgegengeht als das organische Leben sich erhebt und vorschreitet, daß also an der Stelle wo man bisher das Bild der Ewigkeit zu finden geglaubt hat gerade die Endlichkeit ihren Sitz hat“ (S. 31). „Der Untergang der anorganischen Natur ist der Aufgang der organischen.“ Das Leben wird immerfort aus dem Tode geboren und durch die Verjüngungsacte der Natur wiedergeben. Ein Weltuntergang überhaupt sei hiernach nicht zu fürchten. Nicht die ganze Welt, sondern nur die anorganische Natur gehe in die organische unter. Der Mensch als Spitze der organischen Natur habe also die regierende Gewalt über die Natur überhaupt. Der Mensch sei nicht aus der Welt zu bringen, dies Geschlecht könne nicht vergehen. „Die Weltseelenbrillen von Athen und Rom, die wir tragen, sind es welche die reine organische Weltanschauung immer getrübt haben und noch immerfort trüben, und uns zu sehen verhindern daß die wahre Unendlichkeit und Ewigkeit der Welt das Menschengeschlecht durch seine Verjüngung und Wiedergeburt ist“ (S. 33).

Nachdem der Verfasser zu diesem Ergebnis gekommen ist, geht er nun im fünften Capitel, welches die Ueberschrift trägt: „Der organische Geist als Humanitätsprincip“, dazu über die Folgen daraus zu entwickeln, die dann natürlich keine andern sein können als: daß der Mensch der eigentliche Schwerpunkt und Mittelpunkt aller Thätigkeiten in der ganzen Natur ist, daß sich Alles in der Welt um die menschliche Schöpfung dreht hat, und um deren fortschreitende Ausbildung weiter dreht; daß also die ganze Natur nur ein Mittel für den höchsten Zweck des Menschen, die Erde nur die Wiege der Menschheit ist. „Es gibt keinen höhern Zweck als den Menschen; der Mensch ist nicht für andere Zwecke geschaffen die noch höher sind als er selbst ist, sondern alle andern Dinge sind nur um des Menschen willen geschaffen; die Menschheit ist das Herz der Weltseele; das Menschengeschlecht ist das wahre Absolute: der Kopf des Alls... Der menschliche Geist ist nicht ein Theil der anorganischen Weltseele, die Eins mit der Gewitter- und Donnerseele, der Feuer- und Wasserseele ist, wie sie sich die Alten als Zeus, Neptun und Pluto vorgestelt haben“ (S. 34). Das ganz Unnatürliche dieser Weltlebensstheorien zu zeigen, ist nach dem Verfasser um so nothwendiger, je allgemainer der Aberglaube an die althergebrachte Theorie ist. Er kann darum nicht müde werden diesen Aberglauben an die „Donner- und Dampfmaschinenseele“, wie er es nennt, zu bekämpfen. „Das Vorbild menschlicher Bildung und Humanität kann nicht die alte und neue Weltseelentheorie sein, denn diese hat den weltabsoluten Donnergott zum Princip, der kein Licht besessen der Chemismus und Galvanismus ist, der das menschliche Leben tödtet.“ Nach der alten Weltseelentheorie werde der organische und menschliche Geist aus den Gebirgen und Erdbeben geboren, oder habe in Feuer und Wasser seinen Ursprung wie der Dampfmaschinengeist, während er doch nur aus dem Bildungstrieb der organischen Natur entspringe. Der anorganische physikalische Geist sei kein persönlicher, zeugender Geist; persönlich zeugend und verjüngend sei nur der organische Geist, wie der christliche Gott (S. 35 fg.). „Der organische Bildungstrieb ist die Weltregierung.“ Demgemäß könne auch der menschliche Geist seine Aufgabe, die

selbst zu bilden und seine Schöpfung durch Verjüngung und Wiedergeburt zu vollenden, nur nach organischen Bildungsgesetzen vollbringen. „Die organischen Ideen müssen von innen geboren werden, aber nicht aus der Außenwelt eingeprägt, wie der Rübezahl und der Donnergott.“ Die Juden- und Griechenhumanität nennt der Verfasser den abgestorbenen Holz- und Korallenzustand der menschlichen Bildung, worin das anorganische niedere Princip die Gewalt hat, während in der christlichen Humanität der Proceß der organischen Zeugung, Entwicklung und Verjüngung des menschlichen Geistes thätig sei. Wollte man also christliche Humanität zur Geltung bringen, so komme Alles auf die Art der Naturstudien an. Von der bisherigen Weise der Naturstudien, wie man sie auch in Schulen betreibt, wobei Chemie und Physik als erklärende Wissenschaften auch in der Geschichte und Physiologie des organischen Lebens angesehen, die organischen Gesetze auf die physikalischen reducirt werden, habe man den gehofften und gewünschten Erfolg auf die Zugenbildung nicht gesehen. „Sollen die Naturstudien einen organisirenden Einfluß auf die menschliche Bildung gewinnen, so muß ein bestimmter Unterschied organischer und anorganischer Studien den entgegengesetzten Principien beider Naturen gemäß gemacht werden.“ In dem innern Widerspruch organischer und anorganischer Elemente unserer Bildung liege der Grund des Wirrwarrs der Ideen, der Vermengung des Heidenthums mit dem Christenthum, der antiken mit der modernen Humanität, deren Widersprüche nur durch Erkenntniß dieses Gegensatzes gelöst werden könnten (S. 36 fg.). Eine Vermittlung dieser Extreme zu einer Einheit erklärt der Verfasser für unmöglich. „Spinozistische Philosophie und christliche Humanität stehen sich wie Leben und Tod gegenüber. . . Der jüdische und der christliche Gott haben ganz verschiedene Ursprünge; der eine aus den Wolken des Horeb, der andere aus dem Herzen der Menschen. Das Judenthumsreich ist auswendig im Donner und Blitz, das christliche Himmelsreich ist aber inwendig in euch; das eine ist anorganischer, das andere organischer Natur“ (S. 40).

Die zwei Arten von Humanität die der Verfasser aus den entgegengesetzten Naturansichten ableitet, die antike anorganische und die moderne organische (christliche) Humanität, unterscheidet er wie folgt:

„Die alte ist die mythische, traditionelle Humanität der mechanischen Gewalt des kategorischen Patriotismus, der Weltseelentugenden und des Weltheldenthums, bei dem es auf einige Menschenköpfe mehr oder weniger nicht ankommt; die moderne organische ist die Humanität organischer Zeugung aus dem menschlichen Herzen, der Wiedergeburt und Seelenreinigung durch die organische Verjüngung und der natürlichen Verwandtschaft der menschlichen Herzen untereinander“ (S. 42).

Die Civilisation, von welcher der Verfasser im sechsten Capitel spricht, ist nach dem Verfasser nichts Fertiges, Angeborenes, sondern allein ein Werk menschlicher Bildung und Schöpfung. Wie nun aber diese Bildung selbst, so sei auch die Civilisation grundverschieden. Die Civilisation der Alten sei eine anorganische nach dem Muster der anorganischen Geistesbildung der Alten überhaupt. „Diese Civilisation ist eine mechanische, fertig abgeschlossene Maschinerie, deren Endzweck nicht die menschliche Individualität, sondern der allein absolute Staatsmechanismus ist, in dem Alle nur für Staatszwecke arbeiten, sich statisch zusammenordnen, ihre Kraft den Altären und Donnergöttern opfern; worin die Bürger untergehen müssen wie die Menschen in der Weltharmonie. Diese Civilisation hat kein menschliches Gefühl; sie ist nicht weiter entwickelungsfähig; sie war fertig wie die Altäre die sie zusammenhielten, und konnte nur durch Arabition und äußere Gewalt mitgetheilt, durch Furcht und Drohung, ohne organische Generation eingeprägt werden“ (S. 46). Hiergegen strebe die moderne Civilisation nach organischer Entwicklung, nach organischer Ordnung. Ordnung um jeden Preis, ohne auf die Art der Ord-

nung zu sehen, erfülle nicht die wahren Zwecke der Gesellschaft. „Die Ordnung der maschinenmäßigen Centralisation, die alle menschlichen Gefühle mit Schraubengewalt zerquetscht, ist keine humane Ordnung. Eine organische Ordnung ist von der mechanischen, mathematischen der alten Gesellschaft nach Bahnen und Größen ganz verschieden.“ Zweck der Gesellschaft sei die individuelle Freiheit der Person, nicht aber, wie nach den alten Theorien der Civilisation, nur der Staat in dem die Personen untergingen. Diejenigen Mittel die die Alten zur Erreichung der Zwecke ihrer Civilisation wählten könnten daher den modernen Zwecken einer organischen Civilisation nicht entsprechen, und eben hierin nun liege die unendliche Verwirrung unserer Zeit das man ohne Bewußtsein der absoluten Verschiedenheit antiker und moderner Civilisation jetzt durch Nachahmung und Wiederholung antiker, anorganischer Formen der Gesellschaft die moderne individuelle organische Freiheit erreichen will; das man durch römische Comitien und Constitutionen, durch griechische Disticiden nach der Kopffzahl die modernen Körperchaften organisiren und regieren will! (S. 48.) Dieses erklärt der Verfasser für ebenso unmöglich als das Bestreben der neueren Physiker in chemischen Retorten junge Hühnchen zu machen. Unsere Gesellschaft sei krank an solchen abnormen Richtungen ihrer eigenen Organisationsversuche. „Auf der Haut unserer Humanitätsstudien haben sich die Residuen antiker Gedankformen zu hohen Borken aufgeschichtet, welche das Leben der unentwickelten organischen Gefühle in derselben völlig ersticken. Hier kann nur eine wirklich organische Gesellschaftsmedizin Hülfe leisten“ (S. 48).

Von diesem Standpunkt aus erklärt sich der Verfasser auch gegen Dersted's Buch, nach welchem die Welt ein allgemeines unendlich lebendes Vernunftreich, die Unsterblichkeit nur in den Weltkörpern sei, worin die Menschen als ganz vergängliche Wesen untergehen, und überhaupt alle Keime des organischen Lebens auf das Princip des anorganischen, kosmologischen Geistes reducirt, d. i. todtgemacht werden. Auch an dem Streite der Philosophie und Theologie, an diesem „ermalmenden Zustand“ der Wissenschaft, sowie nicht minder an dem „kosmologischen Socialismus und Communismus“ trage die alte Weltansicht alle Schuld. Kurz, solange noch die Formen der alten Weltseelenlehre in den Köpfen der Menschen stecken; solange noch die Ideen und Formen des griechischen und römischen Alterthums in der Erziehung, im Recht, in der Politik, die geologischen, physikalischen, chemischen Principien in der Physiologie die Seele unserer Bildung ausmachen, solange ist nach dem Verfasser an einen wahren Organismus von Civilisation, an wahre Freiheit nicht zu denken (S. 50 fg.). „Da nun jetzt noch wie von Anfang an die Naturanschauungen den Anfang und die Grundlage aller Bildung geben, so ist eine Einheit der Naturstudien mit der religiösen und wissenschaftlichen Bildung überhaupt eine wesentliche Bedingung für die Humanität und Civilisation unserer Zeit, und in dem Mangel dieser Einheit liegt die Ursache aller abnormen Geistesrichtungen in Wissenschaft und Leben; die Ursache der Spaltungen in der Kirche, wie in den Heilmethoden der Medicin, der Gleichgültigkeit und Verachtung des Christenthums; die Ursache des wüsten Treibens des Communismus und des zählebigen alten Socialismus, indem sich überall organische Gefühle und anorganischer Verstand gegenseitig aufreiben. Die Herstellung einer organischen Einheit der Naturkunde mit der religiösen und wissenschaftlichen Bildung ist demnach eine Hauptaufgabe der Humanität und Civilisation in unserer Zeit“ (S. 54).

Referent hat den Verfasser, ohne ihm ins Wort zu fallen, sich bis ans Ende seines Buchs aussprechen lassen. Nun aber ist es Zeit nachzusehen was denn hinter dem vielen Lärm den der Verfasser durch das ganze Buch hindurch macht eigentlich Wahres steckt. Da finden wir denn das Wahre sich nur auf folgende zwei Punkte reducirt:

Erstens, die verschiedenen Arten der Naturauffassung sind von großem Einfluß auf Humanität und Civilisation.

Diese Wahrheit haben wir gleich anfangs als den richtigen Ausgangspunkt des Verfassers bezeichnet.

Ferner, es gibt zwei radical entgegengesetzte Naturauffassungen, die materialistische, die alles Organische auf die unorganische Materie zurückführt und aus deren blind und zwecklos wirkenden Kräften ableitet; dieser gegenüber die organische, die umgekehrt die ganze unorganische Natur nur als Stoff und Mittel für die aus eigenthümlichen, selbständigen Principien entsprungene organische betrachtet, diese also zur Herrin jener macht. Um die klare Erkenntniß und scharfe Auffassung dieses Gegensatzes hat sich der gelehrte Verfasser schon früher durch sein größeres Werk über „Die Verjüngung des menschlichen Lebens“, welches vor kurzem in zweiter Auflage erschienen ist, sehr verdient gemacht.

Aber was nun des Verfassers Uebertragung dieses Gegensatzes der anorganischen und organischen Naturansicht auf die antike und moderne Humanität und Civilisation betrifft, so müssen wir uns wundern daß der Verfasser, seiner eigenen so berechtigten Forderung eines organisch lebendigen Verfahrens entgegen, ein so unorganisches tödtendes Verfahren beobachtet hat, indem er die ganze reiche, aus so verschiedenen Elementen erwachsene Bildung der antiken Welt unter den einen abstrakten Begriff des Mechanismus unterbringt, in diesem Alles untergehen läßt, und so gewissermaßen durch ihn die ganze antike Welt todtschlägt. Da soll denn infolge der Weltseelenlehre, die alles Individuelle für vergänglich erklärt, in der antiken Cultur alle individuelle Freiheit und Persönlichkeit schon im Keime erstickt worden sein, wogegen doch das historische Factum freiet: daß sich nirgend größere, freiere Individualitäten und Persönlichkeiten ausgebildet haben als im alten Griechenland und Rom. Wie hätten auch dort so bedeutende Staatsmänner, Feldherren, Künstler, Dichter und Philosophen, die noch heutzu-tage, und mit Recht, unser Vorbild sind, und an deren Werken wir uns erfreuen, entstehen können, wenn wirklich jener despotisirende, centralisirende, alles Lebendige im Keim erstickende, die Individuen zu bloßen Nägeln und Stiften in der todten Staatsmaschine machende Geist im Alterthum gehaust hätte, wie ihn der Verfasser demselben aufbürdet? Des Verfassers Schilderung paßt viel mehr auf das heutige Rußland, wo doch das Volk an keine Weltseele glaubt, als auf die antike Humanität und Civilisation. Das antike Heidenthum, wogegen der Verfasser polemisirt, ist doch keineswegs so verachtenswerth wie es der Verfasser darstellt; vielmehr wäre dieser freudige Todesmuth, der das Individuum für Nichts achtet wo es das allgemeine Wohl gilt, unserm Geschlechte gar sehr zu wünschen. Die antiken Helben wären wahrlich keine Helden, wenn sie sich, wie es nach des Verfassers Darstellung den Anschein gewinnt, lediglich als passive, dumme und viehische Opfer hätten zur Schlachthand führen lassen. Vielmehr waren die Staatszwecke, für die sie so todesmuthig kämpften, ihre eigenen, und darum verdienen sie den Namen Helden. Ueberhaupt irrt der Verfasser wenn er meint aus der organischen Gestaltung des Staats folge die individuelle Freiheit. So wenig das einzelne Glied eines organischen Körpers Freiheit für sich beanspruchen darf wenn der Körper gesund bleiben soll: ebenso wenig darf der Einzelne im Staate individuelle, vom Zwecke des Ganzen sich losreißende Freiheit fordern. Das Individuum muß sich im Staate, wenn dieser ein organisch gesunder Körper sein soll, durchaus nur als ergänzendes Glied des Ganzen betrachten, und von seiner individuellen Freiheit soviel opfern als die allgemeinen Zwecke erfordern.

Zweitens, das Zurückführen alles Organischen auf unorganische Naturstoffe und blindwirkende Naturkräfte, wie Wasser, Feuer, Luft u. s. w., war nicht im ganzen Alterthum, wie der Verfasser glauben macht, verbreitet, sondern nur bei wenigen Philosophen anzutreffen. Ueber diesen sah aber schon Anaxagoras ein daß die bloße Materie nicht zur Erklärung der Dinge hinreichte, sondern nahm dieser gegenüber einen organischen Geist an, weshalb ihn Aristoteles einen Künftler-

nen unter den Zaumelnden nennt. Platon ferner hatte an den Ideen eigenthümliche, originelle, die Materie gestaltende Principien, dieser entgegen, und vollends bei Aristoteles spielt der Zweckbegriff eine große Rolle bei Erklärung der Organismen. Nur haben diese Denker freilich noch nicht herausgebracht was der Verfasser behauptet: daß die anorganische Natur in die organische unterzugehen bestimmt sei.

Drittens, eben diese Behauptung wird dadurch widerlegt daß doch die Organismen nur bestehen können indem sie vom Stoffe der unorganischen Natur beständig zehren und ihn verarbeiten. Obwol also der unorganische Stoff von den so fenweise sich erhebenden organischen Geschlechtern immer mehr veredelt, zu immer höhern Bildungen benutzt wird, so kann er doch nicht ganz untergehen, sondern muß um stets affirmirt werden zu können stets neben und außer der organischen Natur bestehen.

Viertens, der Verfasser hat zwei ganz heterogene Gegensätze confundirt, wenn er der antiken, die individuelle Unsterblichkeit allerdings aufhebenden materialistischen Naturauffassung gegenüber glauben machen will, aus der modernen physiologischen, alles Unorganische nur als Mittel für die organische Natur betrachtenden Ansicht folge, in Uebereinkunft mit dem Christenthume die individuelle Unsterblichkeit. Der Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und Einzelnen oder, was dasselbe ist, zwischen Gattung und Individuum, demzufolge die Natur die Gattungen auf Kosten der einzelnen vergänglichsten Individuen zu erhalten sucht, läuft ja nicht parallel mit dem Gegensatz zwischen unorganischer und organischer Natur, als ob nur in jener das Individuum keine Geltung hätte, in dieser aber ewige Dauer. Sowol in der organischen wie in der unorganischen Natur entsteht und vergeht alles Einzelne, Individuelle, während allein die Gattungen bleiben. Aus der organisch-physiologischen Naturauffassung folgt also die individuelle Unsterblichkeit so wenig wie aus der materialistischen.

Fünftens, obwol der Mensch auf der Erde das höchste und bekannte organische Gebilde ist, sonach wol als Erdennabel betrachtet werden kann, so folgt daraus noch lange nicht daß der Mensch der „absolute Weltzweck“, das Menschengeschlecht das „wahre Absolute, der Kopf des Alls sei“, wie der Verfasser behauptet. Man kann hier den verderblichen Einfluß der Hegel'schen Philosophie auf den Kopf des Verfassers nicht verkennen.

Sechstens, der Verfasser unterschreibt die jüdische Naturauffassung nicht von der heidnischen, sondern will beide ohne Unterschied im ganzen Buche in denselben Kopf der „Weltseelen- und Weltharmonielehre“; während doch nach dem Judenthum die Welt keineswegs ein Naturproduct, sondern ein göttliches Kunstproduct ist, und in ihr Alles für den Menschen gemacht ist. Auch hier zeigt sich wieder das Verderblich der Hegel'schen Ramer, unter weiten vagen abstracten Begriffen die in Natur und Geschichte heterogensten Erscheinungen zusammenzuwerfen. Dieses Zusammenwerfen des Heterogenen unter denselben abstracten Begriff ist es auch was den Verfasser, sowie den Unterschied zwischen dem Judenthum und Heidenthum überhaupt, so auch innerhalb des letztern den Unterschied zwischen der philosophischen Weltansicht und dem Volksglauben hat übersehen lassen. Die griechischen und römischen Volksgötter sind himmelweit verschieden von der materialistischen, pantheistischen Weltseele der Philosophen. Denn jene sind persönliche, individuelle, an dem Geschick der Menschheit theilnehmende Wesen, organische lebensvolle Gestalten mit moralischen und intellectuellen Eigenschaften ausgestattet, was die Älter und Tempel, gegen die der Verfasser polemisirt, am besten beweisen; während die blinde, unerbittliche, alles Individuelle zermalmende Weltseele das gerade Gegentheil von jenen Göttern ist, und ihr allein daher, wenn sie Volksglaube wird, die bösen Folgen für das praktische Leben, für Civilisation und Humanität zuzuschreiben sind, die der Verfasser dem ganzen Heidenthum in abstracto aufbürdet.

Diebeutens, das Factum ist falsch daß noch gegenwärtig in der ganzen modernen Civilisation der anorganische Weltgeist spuke, und die Menschheit zu keiner gedeihlichen organischen Bildung und Entwicklung kommen lasse. Wäre Dies wirklich der Fall, so wäre zu nicht geringem Theil die Hegel'sche, den pantheistischen Weltgeist erneuernde Philosophie, die das Individuum als verschwindendes Moment der absoluten Idee betrachtet, daran schuld. Wenigstens die Ideologie der Deutschen, die Alles, auch das seiner Natur nach Heterogenste, unter einem und denselben vagen abstracten Begriff befaßt, dieser despotische unverständige Centralisationsgeist todter Begriffe und Ideen, rührt zum großen Theil von dem verderblichen Einfluß der Hegel'schen Austerweishheit her. Wenn es in den modernen Naturwissenschaften welche gibt die alles Organische auf bloß mechanische und chemische, also zwecklos wirkende materielle Kräfte zurückführen, so ist doch andererseits die Zahl derer nicht gering die die Organismen aus eigenthümlichen, organischen Principien erklären. So schlimm steht es also denn doch nicht mit den gegenwärtigen Naturstudien wie der Verfasser glauben macht. Ueberhaupt etwas weniger Lärm und Leidenschaftlichkeit hätte dem Verfasser zu einer ruhigeren Auffassung und klarern Darlegung des Unterschieds zwischen antiker und moderner Bildung und Civilisation kommen lassen, während so sein Buch einem reißenden schlammigen Strom gleich, der Gutes und Schlechtes mit sich fortwälzt, keines aber in seiner wahren Eigenthümlichkeit hervortreten läßt.

Klar und wahr ist in des Verfassers Auseinanderlegung nur der aufgestellte Gegensatz zwischen den beiden Naturansichten, deren eine alles Organische auf unorganische Materie und deren blindwirkende Kräfte zurückführt, die unorganische Natur also zur Herrin der organischen macht; während die andere umgekehrt die unorganische Natur als Stoff und Mittel für die organische betrachtet, diese also für die Herrin jener erklärt. Aber sogleich wo bei dem Verfasser die Uebertragung dieses naturwissenschaftlichen Gegensatzes auf den zwischen der antiken und modernen Bildung und Civilisation beginnt, da beginnt auch die Confusion und die Gewaltthatigkeit; denn nun muß das ganze Alterthum, sowohl heidnische als jüdisches, in allen seinen noch so verschiedenen Elementen, das eine Gepräge jener materialistischen, anorganischen Naturauffassung tragen, und ebenso die moderne Welt mit ihrer so verschiedenartigen, aus verschiedenen Principien entspringenden Cultur das Gepräge der entgegengesetzten. So geht es immer wenn man unter zum voraus fertiggemachte Kategorien die ganze große reiche Mannichfaltigkeit des Lebens zwingt. Da müßte denn am Ende auch, wenn man consequent in solchem Deduciren aus abstracten Begriffen sein wollte, der antike Kleiderschnitt im Gegensatz zu dem modernen sich aus den entgegengesetzten Naturansichten ableiten lassen, und jener der anorganische, dieser der organische Kleiderschnitt heißen. In der That hat es nicht an Hegelianern gefehlt die ihre Deducationen bis auf die Frackspigen herabgeführt haben. Wir aber warnen ein mal für alle mal vor solchem Verfahren, das recht eigentlich ein unorganisches, tödtendes genannt werden kann, die reiche, so verschiedenartige Mannichfaltigkeit des Lebens aus zum voraus festgestellten abstracten Kategorien zu deduciren, da vielmehr alle solche Kategorien nur aus den anschaulichen Dingen der wirklichen Welt zu abstrahiren, und daher auch nur auf denjenigen Kreis von Erscheinungen angewendet sind aus welchem sie durch Abstraction gewonnen worden. 22.

Neue Romane.

1. Die Kinder Gottes. Roman in drei Bänden von Max Ring. Breslau, Kern. 1851. 8. 3 Bde. 25 Rgr. Arnold, der Held des vorliegenden Romans, ist dazu bestimmt durch seinen Lebenslauf den Rahmen einer bedeutenden Geschichtsepöche abzugeben, und ein merkwürdiges Jahrhundert mit seinen Gedanken und Empfindungen, mit seinen

Borurtheilen und Begehungen zu veranschaulichen. Das 19. Jahrhundert wurzelt in einer traurigen Vergangenheit. Der fühne Geist der Reformation war längst erloschen, und die freie Forschung wurde aufs neue von der Orthoboria unterjocht. An die Stelle der alten Dogmen waren neue getreten, nicht minder lastend und drückend für den menschlichen Verstand. Die Wissenschaften waren nach dem Dreißigjährigen Kriege eher zurückgegangen als vorwärts geschritten; sie vermochten sich nicht vom Glauben, nicht einmal vom Aberglauben zu emancipiren. Die Astronomie konnte sich nur im Gefolge der Astrologie Eingang verschaffen. Die Chemie mußte als Alchemie und Goldmachekunst auftreten um sich zu behaupten. Es war eine günstige Zeit für Charlatane und Betrüger wie Dr. von Klettenberg, als dessen Sohn wir Arnold kennenlernen. Die Philosophie befand sich in ihrer Kindheit und wurde gänzlich von der Theologie unterdrückt, welche zu einem strengen Dogmatismus erstarrt war. Die Geistlichen bildeten einen abgeschlossenen Stand, welcher mit Feuer und Schwert gegen jeden Andersgläubigen wüthete. Theologische Bänkereien und Wortklaubereien gehörten zur Tagesordnung. Dem religiösen Bedürfniß, der innerlichen Sehnsucht nach dem Höhern, konnte eine solche Theologie in keinerlei Weise genügen. Da begann der Geist sich zu regen in Frankreich, England und in Deutschland; in Frankreich bildete sich eine ausgezeichnete Literatur aus für den Dienst der Wahrheit. In England ward das Wesen des Christenthums einer strengen Untersuchung unterworfen. In Deutschland trieb es der Geist der Nation zu einer tiefern Auffassung des Evangeliums und that dieses Streben zunächst im Pietismus und in der vielfachen Seelenbildung kund. Also war der Hintergrund zu Arnold's Leben und geistigem Entwickeln beschaffen; er bringt seine erste Kindheit im Gefängniß des ungläubigen Vaters zu, des berüchtigten Herrn von Klettenberg, welcher auf der Festung Königstein für die mißlungenen Goldmacherversuche büßen mußte, womit er den immer goldbedürftigen Kurfürsten August den Starken getäuscht hat; der Knabe ist indeß nicht Klettenberg's Sohn, sondern der eines Grafen Katwig welcher früh gestorben. Dessen Bruder hatte die großen Güter sich zugeeignet, indem er der verwitweten Wöchnerin das Kind raubte, sie selbst aber in ein Schloß einsperrte und vor der Welt als todt erklärte. Das einsame Kerkerleben, Klettenberg's Unterricht, dessen fürchtbare Hinrichtung und ein Geheimniß welches derselbe dem Kinde anvertraut, bereitet das jugendliche Gemüth vor zu den vielfachen Phasen seines äußern und innern Lebens; den ersten Unterricht in der christlichen Religion empfängt er von seiner Mutter, der in Gefangenschaft lebenden Gräfin Katwig, geborenen Gräfin Wallville, indem ein unglücklicher Zufall ihn mit ihr zusammenführt. Sodann kommt er zu Binsendorf in die neugegründete Brüdergemeinde von Herrnhut. Graf Wallville, sein Oheim, befindet sich ebenfalls das; ihn hat der Schmerz um seine vom König verführte Braut, Fräulein von Osterhausen, in das stille Asyl getrieben, welches in pflichtgetreuem, sich selbst vergessendem, nur Christus lebendem Wirken in grossem Contrast steht zu dem unsittlichen, frivolen Hof. Von einer religiösen Idee getragen, unabhängig von den bestehenden Verhältnissen entwickelt sich diese Gemeinde und nimmt die Gestalt eines socialen Staats an. Die Gemeinsamkeit der Arbeit, und zum Theil des Vermögens, die Hülf- und Unterstützungsklassen, die solidarische Verpflichtung aller Mitglieder, selbst die Verloosung der Frauen, sind höchst beachtungswerthe Erscheinungen, und zeigen bereits eine vollkommen entwickelte freie Association, mit communisticcher Grundlage, wie sie die neue Welt erst zu begründen sucht. In Herrnhut findet man den Beweis für die Möglichkeit einer praktischen Ausführung dieser von Anhängern und Gegnern gleichverkannten Principien. Die Lebensfähigkeit eines communisticchen Staats ist im Angesicht der Brüdergemeinde nicht länger zu bezweifeln. Muß auch der religiöse Glauben, der Panatismus für die Tradition als der wahre Lebensstoff der Brüder-

Gemeinde anerkannt werden, so darf man doch die übrigen Faktoren, gemeinsame Interessen und Bedürfnisse nicht zu gering veranschlagen.

Die Gründung Herrnhuts ist eine der interessantesten Thatsachen des 18. Jahrhunderts, und es sind derselben auch verschiedene Blätter des vorliegenden Buchs gewidmet. Die Sitten und Gebräuche der jungen Gemeinde werden mit den verschiedenen Persönlichkeiten und Schicksalen geschildert, und der Leser lernt manche Verirrungen des menschlichen Geistes in seinem Streben nach Wahrheit kennen. Arnold liebt eine schöne Schwester, von der die strenge Sitte sowie die religiösen Vorurtheile der Gemeinde ihn fernhalten. Um die jungen Leute zu trennen erhielt Arnold eine Rixion nach St. Thomas zur Befehdung der Regier. Ein Konflikt mit den Pflanzern, welche die Regier arbeitsam, aber nicht fromm haben wollen, und wobei sein Gefährte verwundet wird, bringt seine herrnhutischen Ansichten etwas ins Schwanken, indem der jüdische Arzt Dacosta ihn mit der Philosophie Spinoza's bekanntmacht. „Die Religion“, sagt er, „ist die Philosophie der Kinder, die Philosophie die Religion des Mannes. Solange Völker auf der Stufe der Kindheit stehen vertritt die Religion bei ihnen die Stelle der Philosophie. Die Anfänger jeder Wissenschaft hüllen sich in Mythen welche nur den Eingeweihten verständlich sind. Die Idee bedarf der schützenden Form wenn sie nicht untergehen soll. Dem Volke gilt die Form als das Höchste, dem Erleuchteten der Geist. In der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts tritt nothgedrungen ein Zwiespalt ein. Aus der Erfahrung entwickelt sich die Wissenschaft, welche gegen Tradition und veraltete Formen kämpft. Der Inhalt ist nicht mehr seinem Ausdruck gleich und sprengt daher das Band das ihn gefesselt hält, oder strebt nach neuer, lebendiger Gestaltung. Religion und Philosophie nehmen ihren Ursprung gemeinsam aus dem Geiste, sowie ihre Richtung und ihr Ziel das gleiche ist, nämlich Erkenntniß der Wahrheit. Nur die Wege beider sind verschieden. Die Religion verlangt den Glauben, die Philosophie das Wissen. Wie das Kind an der Hand der Mutter gehen lernt, so leitet die Religion die Völker wie die Einzelnen im Anfange dem Höchsten zu; aber der entwickelte Mann lernt die führende Hand entbehren und stützt sich auf die eigene Kraft.“ Durch solche und ähnliche Lehren entflehnen neue Umwälzungen in Arnold's Glaubensansichten. Nach Herrnhut zurückgekehrt gibt die Ankunft des Sektirers Johann Christian Edelmann den schwankenden Entschlüssen des Sünglings eine neue Richtung. Edelmann war durch Verhältnisse dahin gelangt sich mit dem Christenthum auf eigenthümliche Weise zu beschäftigen. Je mehr er bestrebt war die äußere Schale des Christenthums zu vernichten, desto tiefer suchte er in das Innere derselben einzudringen und den eigentlichen Kern zu erfassen. Diese ehrlichen Bemühungen, welche keineswegs mit der Triviolität der modernen Religion verwechselt werden dürfen, hatten ihn in mannichfache Verührung mit den Erleuchteten in Dresden geführt. Durch die Herausgabe der „Unschuldigen Wahrheiten“, welche große Theilnahme fanden, war er mit den Separatisten bekannt geworden. Von diesen hatte er den Ruf erhalten an einer neuen Bibelübersetzung theilzunehmen. Als er sich aber bei diesem Unternehmen in der Freiheit seiner Gedanken unvermuthet aufs neue eingeschränkt sah, entschloß er sich „diesen kleinen Päpsten ihre heilige Grillenfängerlei allein zu lassen“. Er hatte die Inspiration durchschaut und ihre Verirrungen erkannt. In den meisten Fällen hatte er geistlichen Hochmuth und Heuchelei bei ihnen, ebenso wie bei den Orthodoxen, gegen die er zuerst aufgetreten war, gefunden. Nun schonte er beide nicht. Er ging auf die Quellen der allgemeinen Verdorbenheit zurück, und fand dieselben in der Bibel selbst, gegen die er nun in seiner „Göttlichkeit der Vernunft“ und in seinem „Moses mit aufgedecktem Angesicht“, ohne Rücksicht und mit bewundernswerthem Muth ankämpfte. „Ihr meint“, sagte er, „man solle das Kind nicht mit dem Wade auswerfen, aber wenn es ein

häßlicher Wechselbalg, ein Kobold ist? Soll man sich unangenehm damit plagen es zu verschönern? Soll man sich fürchten den Geist der Lüge aus der Wiege zu werfen? Unsere Feinde haben das Herz der Wahrheit mit den allerempfindlichsten Worten zu schaden, warum sollen wir uns fürchten, da wir für die Wahrheit kämpfen? Soll sich nun die Wahrheit vor der Lüge erst vertrieben und Confiscation und Fiscal scheuen, so darf keine mehr geschrieben werden, denn der Teufel wird keine mehr passiren lassen die seinem Reiche Abbruch thut. Ich will kein Sektenkicker sein, noch weniger will ich einen abbernen Baumeister abgeben der auf die alten Trümmer ein neues Gebäude auführt. Jetzt habe ich wie Jeremias keinen andern Beruf als daß ich abreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll, Alles was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, papistische Theologie und falsche Mystik ist und heißt. Die nöthigste und nützlichste Wahrheit in diesem Augenblick ist die Erkenntniß der falschen Theologie. Die Wahrheit muß einmal durchdringen, rumpuntur utilia Codro, und wenn Alles darüber zerbersten sollte.“

Wir können es nicht unterlassen die Schilderung dieses merkwürdigen Mannes mitzutheilen: „Edelmann war groß und schlank, und trug sich damals wenn auch nicht vornehm, doch einfach schön. Er hatte seine Apostelkleidung, einen dunkeln Kittel, mit dem er unter den Erleuchteten erschienen war, sowie den langen wirren Bart abgelegt. Ein hellgraues Kleid mit goldener Bordure hob den feinen Wuchs hervor. Sein Körper war im Gegenfatz zu dem der meisten damaligen Stubengelehrten durch ritterliche Uebungen kräftig entwickelt. Die Jagd, Schwimmen, Reiten, Fechten hatten seine Glieder gestählt und seine Gesundheit befestigt. In solch einem gesunden Leib mußte eine gesunde Seele wohnen. Das war der Eindruck den man beim ersten Anblick schon erhielt. Sein Gang war elastisch, fest und sicher. Sein Auftreten erregte Vertrauen; ohne schön zu sein trug sein Gesicht den Stempel des Genius. Während des Sprechens belebten sich seine Züge wunderbar, und sein lebendiges Mienenpiel begleitete den Gedanken und ergänzte ihn. Wahrheit, geistige und leibliche Gesundheit, sowie Offenheit machten den Kern seines Wesens aus, und diese Ueberzeugung erweckte er in Jedermann. Trotz der gründlichen Kenntnisse welche er besaß, war seine Unterhaltung weder pedantisch noch dunkelhaft. Sein Ausdruck im Gespräch war klar und scharf, sein Witz oft beißend ohne Boshaft zu sein. Sein Benehmen zeugte von Takt und Gewandtheit, die er sich in den vornehmen Kreisen angeeignet hatte. So bildete er in jeder Beziehung den Gegenfatz zu den damaligen Gelehrten von Profession, welche meist unausgesprochene Pedanten, dunkelhaftes Wortklauberei und ohne jede gesellschaftliche Bildung waren, sobald sie von den höhern Ständen verspottet und verachtet wurden. Das Studium der Theologie hatte Edelmann zu immer tieferer Forschung angetrieben. Der gegenwärtige Zustand der Kirche konnte seinem klaren und freisich strebenden Geist nicht genügen. Zunächst richtete er seine Waffen gegen die damalige Orthodoxie, deren Geistlosigkeit und Beschränktheit er mit Kühnheit und mit aufsehenerregenden Kenntnissen zu bekämpfen suchte. Die Separatisten, wie Dippel, Knde und selbst Singendorf, erblickten in dem müßigen Mann einen wackern Bundesgenossen und begrüßten mit Enthusiasmus seine ersten Schritte. Aber sie täuschten sich. Nur solange es galt den hergebrachten Schienbän zu beiseitigen, ging Edelmann mit ihnen Hand in Hand. Sein klarer Geist sträubte sich dagegen den Pietisten auf das dunkle Gebiet ihrer krankhaften Schwärmerei und Mystik zu folgen. Er mochte nicht die alten Fesseln zerbrechen um sich so gleich wieder neue anlegen zu lassen. Freiheit war sein Lösungswort. Schnell genug sollten die Separatisten zur Erkenntniß kommen daß ihr Bundesgenosse ihr gefährlichster Gegner geworden war, der mit rückwärtslofer Kritik nur seine Waffen gegen seine frühern Freunde wendete. Wenn wir fest sing als den Heiland der Kritik bezeichnen, so müssen wir

Kristian Edelmann den Johannes derselben nennen. Beide besaßen dieselbe Wahrheitsliebe, dieselbe Kühnheit den Vorurtheilen ihres Jahrhunderts gegenüber. Beide waren mehr kritische als schaffende Genies. Beide gebrauchten ihre scharfen Waffen gegen die bestehende Theologie und bekämpften die Orthodoxie wie den Pöbelismus mit demselben Glück. Neben dem „Vollständigen Fragmente“, welches Lessing herausgegeben, wird die „Göttlichkeit der Vernunft“ von Edelmann stets eine würdige Stelle einnehmen. Sein „Evangelium St. Lorenzberg's“ und sein „Schuldigstes Dankfugungsschreiben an den Propst Euphrosin“ bieten mehr als einen Vergleichungspunkt mit der geistreichen Polemik Lessing's gegen den Hauptpastor Göge in Hamburg. Lessing wie Edelmann stritten mit Ausdauer bis an ihr Lebensende gegen die Finsterniß und die Dunkelmänner ihrer Zeit. Das Leben beider Männer war unruhig und flüchtig, ein Vorwurf den ihre Feinde ausbeuteten. Endlich hatten Beide in Spinoza einen Lehrer und Meister gefunden. Sie schöpften aus derselben reinen Quelle aus welcher noch bis in unsere Zeit hinein der Strom der Wahrheit seinen Ursprung hat.“

Dieser Mann löste nun während seines Aufenthalts in Herrnhut in seinen Gesprächen mit Arnold dessen Seele völlig ab von der Bingenborf'schen Lehre, und bei Gelegenheit des Ehefestes, als die allgemeine Verloosung der Frauen und Männer stattfinden sollte, konnte Arnold den Gedanken nicht ertragen seine Geliebte entweder gar nicht, oder auf diese Weise zu erhalten, und kündigte den Gehorsam auf und somit seinen Austritt aus der Gemeinde an. Seraphine aber, die er nicht von diesem Schritt in Kenntniß setzen konnte, wird mit den übrigen ledigen Schwestern verlost und fällt einem widerwärtigen frömmelnden Heuchler zu, welcher früher Friseur gewesen war und nach einem sündhaften Wollleben in Herrnhut ein Asyl gefunden hatte. Die bei dieser Gelegenheit stattfindenden Gebräuche, das Verschmelzen der Religion mit der Sinnlichkeit, die Entäußerung der Ehemann als eines irdischen Gefühls, die Geheimnisse des Blauen Cabinets, sowie alle die Keuschungen der verirrten Menschennatur, welche den Herrnhutern der damaligen Zeit die Verdächtigungen der spätern Ruckert zugezogen, werden theils geschildert, theils angedeutet und motivirt. Seraphine entflieht den Schrecknissen des Blauen Cabinets, und es gelingt ihr der Gemeinde zu entkommen. Sie findet Schutz bei der Herzogin von Holstein-Beck und wird mit dem Geliebten vereint, welcher in Besitz des ihm vorenthaltenen Vermögens gekommen ist und unter Friedrich dem Großen für seine Geistesrichtung einen angemessenen Wirkungskreis zu finden hofft. „Die Zukunft“, sagt die Herzogin von Holstein, „wird die Rutter große Thaten sein. Alle bessern Geister scharen sich bereits um ihr leuchtendes Banner. Der Kampf der Geister mit den abgelebten Gewalten beginnt. Wer über ein Unglück zu klagen, einen Druck empfunden hat, wird zu ihren Fahnen eilen. Aus diesem Streit erwächst eine neue Zeit und ein neues Regiment. Der Aberglaube früherer Jahrhunderte, die Vorurtheile und Gebrechen dieser Zeit müssen schwinden. Der Geist der Humanität und Toleranz wird siegen, und kein Mensch mehr unter dem Joche der Verhältnisse zusammensinken.“

Arnold ist ein Kind seines Jahrhunderts. Das einzelne Individuum spiegelt seine Zeit ab wie der Thautropfen den goldenen Sonnenball. Die vorüberausgehende Welle ist ein Theil des unermesslichen Oceans, die Minute ein Bruchstück der Ewigkeit. In dem beschränktesten Menschenleben kommt der Geist der Zeit zum Selbstbewußtsein, und keine Existenz ist so geringfügig daß an ihr nicht die Schwingungen der Geschichte beobachtet werden könnten. Nur im Zusammenhang mit seiner Zeit kann das Individuum verstanden werden, sowie die Zeit sich in dem Menschen offenbart. In Arnold erleben wir die Kämpfe des 18. Jahrhunderts und ahnen den siegreichen Durchbruch der neuen Zeit, die sich im vorliegenden Roman vorbereitet. Er ist reich an interessanten Schilderungen von Personen und Begebenheiten. Der Hof August's des Starken, er selbst und manche geschichtlich bekannte Gestalten seiner

1851. 102.

Umgebung sind mit ebenso viel Kreuze und Geschäftskenntniß geschildert wie Bingenborf und die Männer aus dessen Gemeinde. Alles vereint sich um ein treues und belebtes Bild jener Zeit zu geben, wobei das Romaninteresse zwar zur Nebenache wird, jedoch keineswegs auf Theilnahme zu verzichten braucht.

2. Erdenglück von der Verfasserin der „Ernstigen Stunden“ und der Gedichtsammlung „Den Frauen“. Zwei Theile. Berlin, G. Schulze. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Kgr.

Die einfach zusammengestellten Bilder der vorliegenden Erzählung sind darauf berechnet die Ahnung eines Glücks, d. h. eines auf Erden möglichen Glücks, zu erwecken. Das ein mal erfahren und erlebt ward steht nicht vereinzelte da; gleiche Erfahrungen, ähnliche Erlebnisse haben Viele bewegt. Das Leid findet Trost am Leiden, das unverständene verschwiegene Gefühl im ausgesprochenen eine Antwort die ihm neue Bahnen öffnet, neue Hoffnungen weckt, und wer die schönsten Blüten des Lebens brach, Der glaubt sie noch ein mal zu brechen wenn Erinnerung ihm die alten Lieder singt die über die Erde gehen, seit die Freude eine Stimme und die Sehnsucht einen Seufzer hat. Das süße Glück der Erde, wie es für Kind und Jungfrau, für Weib und Mutter, für Mann und Weib Lebensbestimmung, Zweck und Ziel aller Wünsche und alles Strebens ist, wie es lächelnd vom Himmel herabsteht und freundlich unter den Menschen wohnt, dieses Glück zu suchen und zu finden ist der Zweck des vorliegenden Werks. Oft scheint das Paradies nicht mehr auf Erden zu bestehen, auf seinen Blüten liegt der Staub der Erde und entstellt deren Schönheit; dann kommt aber wieder ein Himmelslüftchen und haucht den Staub hinweg, und es prangt wieder der Wunderkelch in seinen tausend Farben, freilich um sich dann schnell wieder einzuhüllen in den trüben Schleier der ihn den suchenden Augen verbarg. Verhüllt, entstellt, verborgen blüht die Blume des Erdenglücks, aber sie wurzelt doch in dem heimischen Boden, sie ist kein Traum, sondern eine Wahrheit, und wer recht warm, recht treu, recht kindlich an sie glaubt und nach ihr forscht, Der wird sie finden, und wäre die Schlinge zehnmal zerstreuer darüber hingeglitten. Dem sie die äußere Welt ganz versagt, oder frühzeitig bricht, Dem wird sie in der innern schöner und unverwelklicher erblühen, trägt man nur still das Samenkorn hinein in das Herz, und kann man den Frühling erwecken der Alles erneut was verwelkt und gestorben ist, wenn auch sein Säuseln und Wehen erst über dem Hügel erwachen sollte unter dem man entschlämmert ist. Daß diese Blume des Erdenglücks im heimischen Boden wurzelt, soll der vorliegende Roman in zahlreichen, liebenden, strebenden, wirkenden, hoffenden und sich resignirenden Gestalten darlegen. Sie sind mit Liebe und Beruf geschildert, und erreichen ihre verschiedenen Lebenszwecke unter der gütigen Vorsehung einer feinfühlenden Schriftstellerin. Fern folgt ihnen der Leser durch die Wirren des Lebens, in den Gestaltungen häuslicher Zustände, in glücklichen und unglücklichen Katastrophen. „Das Glück ist das Schema welches allen Lebensvariationen zugrunde liegt, gleich den sieben Tönen der Scala, Welten von Harmonien und Dissonanzen umschließend, die sich nimmer erschöpfen lassen.“

15.

Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen im Königreich Baiern. Von J. M. Sölk. Sulzbach, Seidel. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Kgr.

Der wissenschaftliche Sinn der Deutschen und ihr Forschungstrieb scheinen unverwundlich zu sein; denn trotz allen Störungen der letzten Jahre geben die wissenschaftlichen Erscheinungen des Jahres 1850 zu erkennen daß die Geister der Wissenschaft wol erschrocken, aber nicht abgeschreckt worden sind ihren schönen Beruf fortan zu pflegen und das Werk zu

61

fördern das Allen für das herrlichste Gut die von dessen Reizen einmal genossen haben: das Werk der Wissenschaft und der Humanität. Wenn man nämlich eine Rundschau hält über die Bücher welche das gegenwärtige Jahr auf den verschiedenen Feldern geistiger Thätigkeit zutage gefördert hat, so kommt man zu der Ueberzeugung daß die jüngstvergangenen Jahre den Boden unsers geistigen Lebens wol erschnütert, aber glücklicherweise noch nicht unfruchtbar gemacht haben: er hat die Wurzeln noch festzuhalten und zu nähren vermocht welche von den Männern echter Wissenschaftlichkeit eingesaet worden.

Eine Frucht jenes Muthes und jener Beharrlichkeit, die selbst dem Sturme diejenige Ruhe abzutrotzen vermocht hat deren wahrhaft wissenschaftliche Arbeiten bedürfen, ist auch das Werk das soeben vor uns liegt. Die bairische Geschichtsliteratur hat überhaupt viel Glück gehabt vom 17. Jahrhunderte an bis auf die Gegenwart; man vergegenwärtige sich nur die Leistungen Aventin's, Brunner's, Alzeiter's, v. Falkenstein's, Bestenriber's, Mannert's, Scholle's, Buchner's, v. Lang's, Rudhart's, v. Freyberg's u. A., so wird man unsere soeben ausgesprochene Behauptung vollkommen gerechtfertigt finden. Keine andere Specialgeschichte Deutschlands kann sich in dieser Hinsicht mit Baiern messen. Auch Sölt's Buch vermehrt die Geschichtswerke die sich speciell mit diesem Lande beschäftigen auf eine nicht minder ehrenhafte als eigenthümliche Weise, ja wir stehen keinen Augenblick an zu bekennen daß wir die kässige Armut in diesem Literaturzweige im Auge habend das bairische Volk geradezu um dieses Buch beneiden. Denn obgleich der Verfasser durch sein Vorwort den Leser über die Bestimmung desselben aufgeklärt hat, so kommt man doch bald darüber ins Klare: er wollte dem bairischen Fürstenhause und seinem Volke gleichsam einen geschichtlichen Ehrenkranz um die Stirn winden, gebildet aus den mannichfaltigsten, theils edeln, theils glänzenden, theils auch in den Schatten tretenden oder lediglich zur Kreisausfüllung dienenden Blumen. Und der Verfasser hat Dies mit einer Geschicklichkeit, namentlich aber mit einer Gemüthlichkeit ausgeführt daß uns das Lesen seines Buchs ein wahrhaftes Vergnügen gemacht hat. Da dasselbe unverkennbar nicht allein für das gereifere Jugendalter, sondern auch für gebildete Volkskreise überhaupt bestimmt ist, so kam es natürlich darauf an nicht nur allen gelehrten Prunk fernzuhalten, sondern auch der Darstellung einen Ton zu verleihen der vorzüglich den mit allgemeiner Bildung ausgestatteten Volksmassen anzusprechen im Stande sei: und Das ist vortreflich gelungen. Man würde aber dem Verfasser sehr Unrecht thun, wenn man voraussetzen wollte seine geschichtliche Darstellung bewege sich insolge Dessen nur auf der Oberfläche der Geschichte, und es sei weber eine tiefere Kenntniß derselben erforderlich gewesen noch verrathe er eine solche. Keineswegs. Man sieht unter der durchsichtigen Decke seiner populären und gemüthlichen Darstellung gleichsam den gelehrten Strom den theils Andere, theils der Verfasser selbst zum Flusse gebracht haben: und darum ist des Verfassers Buch zugleich auch so belehrend und aufklärend über Baierns Geschichte. Wir sind dem Verfasser schon oft auf dem Gebiete der Geschichtsliteratur begegnet und haben Gelegenheit gehabt ihm unsere Anerkennung auszusprechen, und thun Dies in dem gegenwärtigen Falle wiederum, aber um so freudiger, weil wir ihn jetzt diejenige Lehrkanzeln an der Universität München einnehmen sehen die ihm trotz seiner Verdienste solange ver sagt war.

Die biographisch gehaltene Darstellung beschäftigt sich nicht allein mit den Wittelsbacher Fürsten bis auf die jüngste Zeit, sowie mit einigen Hohenzollern als Burggrafen von Nürnberg und Markgrafen von Ansbach und Baireuth, sondern auch mit einer bedeutenden Anzahl von Männern verschiedenen Standes und Ranges, die sich theils in älterer theils in neuerer Zeit in irgend einer Art in Baiern ausgezeichnet oder um dasselbe verdient gemacht haben. Daher lesen wir in des Verfassers Buche von Ulrich von Hutten, von Bilibald Pirckheimer, von Hans Sachs, von dem berühmten Geschlecht der Fugger, von

den Fürsten Thurn und Laris u. s. w., sodasß dadurch nicht blos eine große Mannichfaltigkeit des Inhalts, sondern mit demselben auch zugleich eine besondere Anziehungskraft für das empfängliche Gemüth des Lesers erzeugt wird. Wenn übrigens der Verfasser die Lichtseiten aller geschilderten Personen vorzugsweise hervortreten läßt, ohne jedoch die Schattenseiten so sehr zu verdecken daß die Schilderung den Charakter einer unverantwortlichen Parteilichkeit annähme, so wird daraus kein Tadel abgeleitet werden können. Dieses Verfahren war durch die besondere Bestimmung des Buchs geboten: es soll ja eben vorzugsweise ein historisches Erbauungsbuch für die bairische Jugend sein. Wir würden aber das Verdienst des Verfassers in zu enge Grenzen ungerechterweise einschließen, wenn wir die Lecture seines Werks der deutschen gebildeten Jugend nicht überhaupt empfehlen wollten: es sind in dem Kranze welchen der Verfasser um die Stirn der Wittelsbacher und des bairischen Volks zu flechten bemüht gewesen ist so zahlreiche und schöne incitamenta virtutis enthalten daß jeder deutsche gebildete Jüngling, welcher Zunge er auch angehören möge, wenn er anders ein empfängliches Herz für das Gute besitzt und Ohren hat für die Lehren der Geschichte, daraus Treffliches zu lernen vermag: denn die wahre Jugend die in dem Läuterungsprocesse der Geschichte sich erprobt hat kennt keine Schranken des Provinzialismus, selbst nicht der Rationalität, sie ist ein Gemeingut der Menschheit, dessen Segen Alle genießen können, wenn sie wollen. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen bleibt uns nur noch übrig einige Proben zu geben welche den Inhalt und die Darstellungsweise des vorliegenden Werks zu charakterisiren geeignet sein dürften. Wir wählen zuvörderst einen Abschnitt aus der biographischen Skizze der Fugger.

Der Ruf des Reichthums der Fugger, deren Name zuerst im 14. Jahrhunderte in dem Dorfe Graben südlich von Augsburg erscheint, war so verbreitet daß man in Spanien sprüchwörtlich sagte: Reich wie Fugger. Anton Fugger hinterließ bei seinem Tode im Jahre 1500 sechs Millionen Goldkronen in baarem Gelde, eine Menge Kleinodien und große Besizungen in allen Theilen Europas und in den Weiden Indien. Dem wachsenden Reichthume entsprach die Pracht bei Vermählungen und andern Festen, die oft sogar übertrieben war, und manchemal wurden sie, wie Dieses in Handelsgeschäften zu geschehen pflegt, durch Andere zu Unternehmungen verleitet die weber Aufwand noch Vortheil brachten. Die Schattenseite ihres kaufmännischen Bestrebens schildert Ulrich von Hutten jedoch vielleicht übertrieben, indem er sagt: „Sie suchten alle übrigen Kaufleute vom indischen Handel auszuschließen um ganz allein durch die Einführung von entbehrlichen oder der Genußsucht und den Sitten schädlichen Waaren den Deutschen ihr Gold und Silber zu nehmen. Ist es redlich daß sie Deutschland mit einer Münze erfüllen die nicht den innern Gehalt hat den sie haben sollten? Rühmlich daß sie sich beinahe einen eben solchen Alleinhandel von päpstlichen Ablassbriefen, Pfründen, Dispensationen und andern päpstlichen Gnaden wie von indischen Waaren verschafft haben? Daß sie Deutschland mit indischem wie mit römischem Land überschwemmen und ihren Mitbürgern für den einen wie für den andern gutes Geld ablocken? Wie verderblich werden die reichen Kaufleute überdies noch durch die außerordentliche Pracht in ihren Wohnungen, in Hausrath und Kleidung und durch die Schwelgerei und Wöllerei die bei ihren Gastmahlen herrschen.“

Aber die ganze Geschichte von Augsburg ist Jahrhunderte hindurch ein sprechender Beweis daß das Geschlecht der Fugger für das Beste seiner Mitbürger besorgt war und an Pracht und Aufwand gar häufig wohlthätige Zwecke knüpfte und wahrhaft fürstliche Gesinnung in Unterstüßung der Künste und Wissenschaften und der Armen bewies. Selbst nach der Erhebung in den Grafenstand blieben sie noch unter den Geschlechtern der Kaufmannsgilde; in der Folge trafen sie die Bestimmungen daß die Gesamtmasse des Besizthums, mit Ausschluß der weiblichen Linie, nur dem männlichen ehelichen Namen und Stamme

bleiben sollte. Den Handel trieben sie bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, und Einzelne waren geehrt mit den höchsten Hof- und Staatsämtern in Oesterreich und Baiern und den höchsten kirchlichen Würden, da sie der katholischen Religion treubleiben und durch ihre Unterstützung sich auch die Jesuiten in Augsburg ansiedeln konnten. Umlänglich hatte sich das Geschlecht in fünf Hauptäste verzweigt, daß es im Jahre 1619 an 47 Grafen und ebenso viele Grafinnen dieses angeborenen Namens gab. Der verhängnisvolle Dreißigjährige Krieg, welcher ganz Deutschland an den Abgrund des Verderbens brachte, vertilgte auch einen großen Theil des Ruhms und Glanzes der Fugger.

Wenn der Verfasser unter die mit einiger Ausführlichkeit skizzirten Persönlichkeiten auch den unbekanntesten Minister Grafen Montgelas aufgenommen hat, so finden wir Dies in der Ordnung, umso mehr, da dieser um Baiern und seinen damaligen König Maximilian Joseph vielach verdiente Mann von der am Hofe zur Herrschaft gelangten östreichischen Partei, von den abgesetzten Feinden aller Reformen und von der Geschichtschreibung, die gewissermaßen im Golde derselben stand, so schmächtig verunglimpft worden ist. Wir freuen uns deshalb über das Urtheil welches der Verfasser über Montgelas ausgesprochen hat. Es lautet so:

„Montgelas' Name ist unzertrennlich verbunden mit der Regierungsgeschichte des geliebten und verehrten Königs Maximilian Joseph. Diesem war die Wahl Dessen was dem Volke und Lande in jener verhängnisvollen Zeit frommte nicht schwer, da Montgelas ihm mit bewunderungswürdiger Klarheit, mit richtigem Sinn für die Gegenwart und mit sichern Rückblicke auf die Vergangenheit alle Falten des verwickelten Zustandes seines Reichs ausinaderlegte. Welche Macht, welchen Ruhm hätte Baiern erlangt, wenn es im Laufe der frühern Jahrhunderte nur einen Mann wie Montgelas gehabt hätte! Solche Minister, die so redlich und einsichtsvoll für das Beste ihres Herrn und Landes sorgen, nicht jeder auftauchenden Meinung sich schnell hingebend und nach schnell beweglicher Günstigkeit haschend, gab und gibt es Wenige.“

Wir glauben aber unsere Anzeige nicht besser schließen zu können als durch die Mittheilung des wesentlichsten Theils der Worte welche der Verfasser am Schlusse seines Werkes an die Jugend Baierns gerichtet hat: sie bieten Dem der in Folge seiner Berufspflicht mit der gebildeten Jugend zu verkehren hat ein nur so größeres Vergnügen dar, je seltener sie in der jüngsten Zeit vernommen wurden, oder wurden sie es, beachtet worden sind:

„Betrachtet die Vergangenheit mit ruhigem Blicke, dann schauet umher in der Gegenwart und erwägt was geworden ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, und ihr werdet euer Vaterland lieben in dem Gefühle: die Menschheit schreitet vorwärts in Erkenntniß und Bildung, in religiöser und gesellschaftlicher Entwicklung, und unser Baiern, mit seinen Einrichtungen, gepflegt von einem hochsinnigen Könige, strahlt jetzt im Kranze der deutschen Volksstämme, und wird sich immer schöner gestalten, wenn Jeder strebt desselben würdig zu sein und den gesetzmäßigen Fortschritt, soviel an ihm liegt, zu fördern: denn die Zustände werden immer besser wenn nur wir besser werden; aber toller Wahnsinn fürzt Andere und sich ins Verderben.“

„Ich wollte dir, hoffnungsvolle Jugend, in der Schilderung von Männern verschiedener Stände, Zeiten und Charaktere zeigen was du meiden, was du anstreben sollst, überzeugt daß solche Beispiele mehr eindringen und ausdauernder im Gemüthe bleiben als bloße Vorschriften und Lehren. Suche den Hiedern die vor dir lebten zu gleichen in der Liebe und Treue zu deinem Vaterlande, im unverdrossenen Fleiße, in Muth und Ausdauer bei Leiden und Unglück, im edlen Stolze, der alles Gemeine von sich fernhält, im religiösen Kampfe gegen Unglauben und Wissenschaft und alle geistigen Güter, im frommen Aufblicke zum Herrn der Welten, der da lenkt die Geschicke der Fürsten und Völker.“

„Nimm dir aus den Männern die ich dir vorüberführte

Einen als Vorbild und strebe ihm nach auf der Bahn zur Tugend und zum Ruhme, suche ihn zu übertreffen und werde du selbst wieder den Nachkommen ein hellleuchtendes Vorbild. Glaube aber nicht die Bahn zur Auszeichnung sei ohne Beschwerte: das Leben des Edeln ist ein beständiger Kampf gegen den Feind im Innern, gegen die Leidenschaften aller Art, welche er zuerst besiegen muß, dann gegen offene und heimliche Feinde von außen, gegen Neid und Verleumdung, gegen Mangel und Kummer. Man wird auch dir, Das bedenke, den Weg nicht mit Rosen bestreuen; aber Rosen werden auf deinen Fußstritten für Andere sprossen und dein Andenken wird gesegnet sein im Runde der Nachwelt.“

Wenn Männer von solchen Grundsätzen durchdrungen, von einer solchen Gemüthswärme erfüllt an wissenschaftlichen Anstalten der Jugend Geschichte vortragen, dann wird der Segen einer Wissenschaft die leider immer noch viel öfterer verkannt als richtig gewürdigt und gründlich studirt wird gewiß nicht ausbleiben. Und diesen Segen wünschen wir dem Verfasser, der durch Wort und Schrift seiner Wissenschaft Geltung und Anerkennung zu erwerben so eifrig bemüht ist, im vollen Maße.

Die Pamphlets von Thomas Carlyle.

„Die gegenwärtige, zuletzt im Schooße der Ewigkeit geborene Zeit, die Tochter und Erbin aller vergangenen, die Mutter und Begründerin aller zukünftigen Zeiten, ist eine neue Aera für den Denker, und, wie banal der Satz auch scheinen mag, sie tritt mit neuen Fragen und neuen Bedeutungen an uns heran. Sie selbst und ihre Forderungen verstehen, Das ist heute die Summe aller Wissenschaft. Und dieser neue Tag, den der Himmel uns sendet, hat auch seine himmlischen Werkzeuge. Mitten in den lärmenden Trivialitäten zeigt er sich in schweigsamen Kundgebungen. Wahrlich, es gibt keine Sünde die blutiger von den Menschen und den Nationen bezahlt würde als jene große welche die Voraussetzung aller andern Sünden der Welt in sich schließt, und welche man mit den Worten bezeichnen kann: Mißverstehen der Epoche, dummes Auflehnen gegen ihre Enthüllungen und wahren Forderungen.“

Mit diesen Worten eröffnet Carlyle eine Reihe Pamphlets, die mit 1850 beginnen und die er Pamphlets aus den letzten Tagen nennt:

Latter-day pamphlets. (The present time — Model prisons — Downing street — New Downing street — Stump orator — Parliaments.) London 1850.

Latter-days ist ein biblischer Ausdruck der den Worten der Vulgata „novissimorum temporum“ entspricht. Alle diese Schriften Carlyle's weichen soweit von der gewöhnlichen öffentlichen Meinung ab, alle verfolgen die Konsequenzen so eigenthümlicher Reflexionen daß hier nicht davon die Rede sein kann die eine nach der andern zu analysiren. Die beiden ersten dispensiren auch überdies hiervon vollkommen, da sie die Ideenmutter aller Gedanken des Autors enthalten, und überhaupt sein wahres Genie erschließen. Die nachfolgenden Zeilen werden auf das erste Pamphlet näher eingehen.

Dasselbe wendet sich an die Demokraten, welche für Jeden einen gleichen Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte verlangen ohne Rücksicht auf die Fähigkeiten. Das zweite ist gegen die Philanthropen gerichtet, welche allen Menschen einen gleichen Antheil am Genuß zusprechen. Im Hintergrunde dieser beiden Utopien wird man leicht dieselbe Täuschung erkennen können. Unter zwei verschiedenen Formen ist der Ursprung dieser Täuschung immer nur der eine verhängnisvolle Geist der Theorie, welcher blind auf dem Wege des Ideals vorwärtsschreitet und immer nur Das verlangt was sich am hübschesten träumen läßt. Diese wohlthätige Philosophie ist nicht neu, sie ist alt wie alle Thöseheit. Dabei tritt Eins

hervor: Jede Epoche hat irgend eine fixe Idee, der sich Alle die nicht selbständig denken können bemächtigen; und eine fixe Idee der Zeit ist der Cultus der Massen. Alles was und mißfällt, was wir angehen, das wird im Namen des Volks angegriffen, das wird angegriffen weil es die Volkrechte verlegt. Wenn wir ein System erfunden haben oder uns plötzlich einbilden ein Wunder vollbringen zu können, so muß schnell die Demokratie herbei um es auszuführen. Die Demokratie ist unsere Antwort auf Alles!

Carlyle hat schon früher gegen diese Thorheit des Tags gekämpft. Unter seinen Werken führt eins den Titel: „Der Cultus der Helden.“ Der Einfluß den dasselbe auf England geübt hat ist ungläublich, und von England aus hat er sich auch auf andere Nationen erstreckt. Das Verdienst Carlyle's besteht darin die notwendige Rolle überlegener Geister geführt und bezeichnet zu haben. Andere haben vielleicht Dasselbe von ihm gedacht, aber er zuerst hat es zuerst so bestimmt, so nachdrücklich ausgesprochen. In allen Erscheinungen unserer Staatsgesellschaften, in allen Ideen welche in ihnen zur Verwirklichung kommen, sieht Carlyle nicht mehr das Werk der Massen, die für ihn nur bei der Ausführung des Gedankens thätigen Antheil nehmen, sondern das Werk des einzelnen Denkers, in dessen Geist die Idee sich erzeugte. Deshalb bekämpft er die Tagphilosophie welche die Massen so gern in den Vordergrund stellt, und während ganz Europa nur für Unabhängigkeit begeistert ist, verherrlicht Carlyle den Gehorsam und den Glauben; immer kommt er auf die unsichtbare Macht zurück welche die Intelligenz der Intelligentesten über die Massen ausüben soll. Die erste Bedingung des Bestehens seiner Staatsgesellschaft ist: Jeder beschäftigt sich nur mit seinem Gewerbe, Jeder bildet seine natürlichen Fähigkeiten aus, und wo es ihm fehlt, da pfuscht er nicht selbst in fremde Fächer, sondern nützt die Wissenschaft Derer die mehr wissen als er! Diese Gedanken klingen auch überall in seinen neuen Pamphleten wieder an, von denen schon der Titel des ersten des Autors Intention verräth: „The present time!“ aber sie werden in diesen Pamphleten auf eine Spitze getrieben, auf der sie zwar originell, aber unpraktisch erscheinen.

„Bald nach der Februarrevolution“, sagt Carlyle, „war ganz Europa Nichts mehr als eine ungeheure Explosion, und wir erlebten das Jahr 1848, eins der verhängnisvollsten und erniedrigendsten was die europäische Welt je gesehen hat. Seit dem Einbruch der Barbaren des Nordens hat es ein ähnliches nicht gegeben. Überall erhob sich die Demokratie, unberechenbar, ungeheuerlich, heulend, heifer, ohne articulirte Stimme, wie das Chaos . . . und was das Schändlichste ist, zum ersten mal besaßen sich die Könige Keifhaus zu nehmen, als ob sie sagen wollten: Es ist ja wahr, wir sind Nichts als arme Komödianten, wozu braucht ihr auch Helden? Tödtet uns nur nicht; wir können ja nicht dafür! Nicht Einer wendete der Revolte offen das Gesicht zu, fekt, aufrechtstehend und bauend auf sein Königthum wie auf ein Recht für welches er bereit war zu sterben. So blieb Nichts übrig von den Königen in Europa . . . Etwa vier Monate lang war Frankreich und bis zu einem gewissen Punkte ganz Europa Nichts als eine lärmende, durcheinanderstreichende Menge unter dem Vorhänge Lamartine's auf dem Throne des Hôtel de ville. Studenten, junge Literaten, Advocaten, Journalisten, erfahrungslöse Enthusiasten und ruinierte oder unsinnige Karren, Das sind die Leute welche die Insurrectionen hervorrufen, überall von der Unzufriedenheit der Massen reden, überall das Feuer anblasen: Das regt das Nachdenken über den Charakter unserer Epoche an. Nie in der Welt haben junge Leute, man kann fast sagen Kinder, eine größere Herrschaft über die Angelegenheiten der Menschen ausgeübt als 1848. Wir müssen weit zurückgehen bis auf den Tag wo fast in allen Sprachen der Erde das Wort senior gewählt ward um die Anführer, die Verständigsten zu bezeichnen, und daß wir Dies müssen, ist sicher ein wenig ehrenwerthes Zeugniß für die Weisheit unserer Tage u. s. w.“

Carlyle sieht in der Demokratie die unausweichliche Thatsache unserer Zeit. Wer öffentlich werden, wer regieren will, Der muß vor allen Dingen diese Thatsache anerkennen. Wir es nun die einzig legitime Regierung aufzusuchen, so kann man sagen: diejenige ist es welche das Mögliche und Nothwendige zugleich zur Erscheinung bringt. „Völker oder Individuen, Alle haben wir nur Eins zu erfüllen. Um in der Welt den Frieden, den Erfolg, den Fortschritt zu finden, müssen wir die wahren Gesetze des Universums in ihrer Beziehung auf uns und unsern Angelegenheiten unterscheiden lernen, dann kommen wir sicher zum Sieg. Und wer uns auch führen mag, diesen Grundregeln Gehorsam zu leisten, sei es nun ein Autokrat aller Reußen oder ein Chartistenparlament, sei es der Großkama oder die Macht der öffentlichen Meinung, sei es der Erzbischof von Canterbury oder Mac-Crouby mit seinem letzten Evangelium politischer Ceremonie, gleichviel, er zeigt uns den Weg dem großen Regulator des Universums zu gefallen, und ist der wahrste unserer Freunde.“

„Die aber soll man die ewigen Gesetze der Vorsehung in ihrer Beziehung auf uns entziffern? Alle Welt antwortet mir: Man muß die Köpfe zählen, man muß das allgemeine Stimmrecht in Anwendung bringen, man muß die Wählerturnen fragen, und man wird jene Gesetze kennenlernen. Also die Wählerturnen, die Kopfzahl! Wahrlich, wir sind allmählig zu merkwürdigen Geisteszrichtungen gekommen. In dem Laufe eines halben Jahrhunderts müssen die Köpfe der Menschen sich sehr geändert haben. Von Adam an bis vor einigen 50 Jahren war die Welt nicht gewöhnt sich Jedermann so verständlich zu machen. Sie trug ihre Geheimnisse nicht für Jedem vor Augen, im Gegentheil, diese Geheimnisse blieben dem Thoren, dem Schlechten, dem Weissenlosen verborgen; nur den weisen und edeln Naturen waren diese Geheimnisse entschleiert und diese Naturen haben in meiner Zeit nicht die Majorität unter den Menschen.“

Aber wer soll denn nun also nach Carlyle herrschen? Ein einzelner Weiser oder eine Versammlung von Weisen? Ja, nicht den Inbegriff der gewöhnlichen Erfahrungen will er auf den Thron seines Staats setzen, sondern die Phalanx der Genies, der großen Männer. Der Grund aller Revolutionen liegt für Carlyle darin daß die bisherigen Herrscher nicht die „wahren edeln Naturen“ gewesen sind. Die Regierenden waren Blinde die sich ihres Augenschlacks rühmten, die Könige schön aufgeputzte Paradekönige. Also nur die Genies, meint Carlyle, welche die unwandelbaren Gesetze des Universums erkennen, können die Welt erretten. Es läßt sich nicht verkennen daß gerade diese Theorie erst recht eine idealistische und ins Unpraktische ausgezogene ist. Das unmittelbare Bewußtsein menschlicher Bedürfnisse, das Carlyle seinen Helden verleiht, ist sicherlich ebenso illusorisch als der „gesunde Sinn der Massen“, den er verspottet. Allerdings liegt das Geheimniß der Staatskunst darin daß im Staate das Nothwendige und das Mögliche seine Verwirklichung finde, allein über den Carlyle'schen Helden sowohl wie über den „gefandgenimmten“ Massen steht die weltgeschichtliche Erfahrung, welche in erster Lehre zeigt was gestern möglich und nothwendig war. Die Lösung des Problems der Zukunft aber wird nur durch eine naturgemäße Entwicklung der in ihr liegenden Elemente erfolgen können. Jede künstliche Organisation welche Menschen an die Stelle dieser natürlichen Entwicklung setzen wollen wird nothgedrungen erloschen und systematisch ausfallen. Carlyle ist ein geistreicher Kopf, aber das Rücksel der Sphäre hat er nicht gelöst. Die Aera der Helden ist vorbei wie die der Kräftigen. Die Nothwendigkeit eines Parlaments für gebildete Staaten ist seines Widerspruchs ungeachtet unleugbar geworden. Der unbenutzbare Drang der Dinge hat das Repräsentativsystem, das er bekämpft, geschaffen, und wahrlich! nicht das System, nur seine Anwendung hat Revolutionen erzeugt!

Von einer verschollenen Königsstadt. Ein romantisches Gedicht vom Verfasser der „Parallelen“. Wien, Pfautsch und Hof. 1850. 16. 1. Thlr. 10 Ngr.

Das Menschenherz ist keine Drehorgel, sonst wüßte es nur die Bahnen abzuleiern die ihm Erziehung und Verhältnisse eingeschoben; es ist auch keine Aeolsharfe, sonst müßten seine Saiten immer dem Winde gehorchen; am allerwenigsten aber ist es ein Dudelsack dem man durch Blasen, Quetschen und Singern jede beliebige Melodie entlocken kann. Kein Ding ist scheinbar so leicht beweglich, und doch kein anderes in der That so fest, so fertig und nur sich selbst gehorchend als das Herz. Charakterschwankungen zeigen sich nur da wo zwischen dem Grundtone des Organismus, der Melodie der Erziehungswalgen und dem wehenden Winde keine Harmonie zustandekommt, nur da wo man die Stimme des Herzens sich selbst verschweigt. Wir schieben dem Worte „Herz“ keinen sentimentalischen Begriff unter, sondern meinen das physische Herz, das im Körper prävalirende Organ selbst. Dies ist die Verbindungsbrücke des Menschen mit dem Naturganzen. Gleichviel ob Kartwagen, Artillerietrains, Rüttler die ihre Räder suchen oder Seppentkaravanan darüber ziehen, die Brücke bleibt dieselbe, der Herzton nur bewirkt die Verknüpfung des Einzelnen mit dem All. Das Herz klingt aus wie es aus sich heraus muß; in Frauen, Narren und Dichtern klingt es sogar laut und vernachlässigt, und ist der Klang auch nicht allenthalben gleich, so gehört er doch stets in dieselbe Tonreihe. Die Stimmelage kann verschieden sein, die Tonart, die Verzweigen aber sind es nie. Im Dichter äußert er sich durch alle Octaven, in jedem beliebigen Tempo, mit jedem denkbaren Accente ewig und immer als das Gefühl des Menschen für den Menschen, für Menschlich-Heiliges, für Keimnenschliches. Er klingt so mit einer innern Nothwendigkeit, mit einer Eigenwilligkeit daß er oft zu Sonderbarkeiten und im höchsten Grade auffallenden Erscheinungen Veranlassung gibt.

Die bedeutende Dichtung die uns diese Bemerkung entriß ist ein solches Phänomen. Konstant ist ein Dichter im besten Sinne des Wortes, nicht einer jener Eintagsflieger die durch gewandte Benugung stereotyp gewordener poetischer Wendungen, durch kecke Phrasologie, glatte Sprache und netten Reimfangsang sich mit dem Ohre der Leser für kurze Zeit in Rapport setzen, um hinterher wie eine aus der Mode gekommene Polka nur noch literarischen Dorfneipensgeschmack zu bekriechen. Er ist ein Dichter dessen Formgewalt von vielen Dritteln- und Untalenten der Gegenwart übertroffen wird, aber er hat was jenen fehlt: gestaltende Kraft, ein sprechendes Herz und Gedanke.

Sein neuestes Gedicht besingt die zum Theil verschollene Pracht einer verschollenen Königsstadt. Krakau ist gemeint, der letzte Raubfegen vom ehemaligen Polen. Das Werk besteht aus einzelnen, lose ein Ganzes bildenden, in sich aber fertigen Romanzen, die wiederholt von zweckgemäßen Liedern durchflochten sind. Die verschollene Königsstadt ist dem Königthume dediziert. Der Dichter will sein Programm auch einer selbstredenden Thatfache gegenüber aufrecht erhalten. Wir lassen es gelten. Der Dichter ist ausgeprägt österreichischer Patriot, ab und zu kann er sich es nicht ver sagen seinen jungen, „milden“ und „zärtlichen“ Kaiser (Das sind nun einmal die unvermeidlichen Cerialien der L. 2. lokalen Presse) direct zu begrüßen; er hat einen vollen Sack von Hoffnungen für Oesterreich, ja mit etwas naiver Politik meint er sogar uns Andere insgesamt nicht besser beglücken zu können als wenn er uns das letzte Heil im Schatten des Scepters verheißt und prophezeit das die denkwürdigen „Begnabigungen“ möglich-machte. Indeß Das ist die Ansicht des Dichters von der Lage der Dinge, wir sind nicht berufen an seinen politischen und religiösen Meinungen zu mäkeln und zu zerren, mag er diese Punkte mit Schwarzenberg und seinem eigenen Reichthum ab-

wachen. Die Kritik hat hierbei nur darauf hinzuweisen daß erstlich der Schwung des Gesangs trotz hochtönender Worte überall matter wird wo eine solche politische Apostrophe, eine Fabelendung oder eine Prophezeiung über die Saiten geht wird. In solchen Stellen ist die Richtung die der Dichter will ausgesprochen, und sie ist in stummberedtem Widerspruche mit derjenigen die sein Herz das nicht zum Schweigen zu bringende echte Dichterherz nimmt.

Bundest weht derselbe wehmüthig-elegische Duft um diese Lieder der noch immer die besten Arbeiten der besten Deströcher umweht. Sie ist typisch geworden, diese Behamuth, typisch und auffallend; denn erklingen jene klagenden Stimmen nicht zu Häupten eines sprüchwörtlich heitern Volks, klattern diese weinenden Wolken nicht über ein prächtiges, reichsegnetes Land? Das Land ist schön, das Volk tanzt; nur auf den Bergen nisten Gewitter, nur in den Menschen die über manchem Erkennen das Langen vergaßen reifen Klagen und Thränen. Das vorliegende Buch ist Nichts weniger als eine Dithyrambe, es ist trotz aller Hoffnung von einem Ende zum andern eine liedgewordene Thräne. Das hat nicht der Stoff allein gemacht, obschon auch die Wahl des Stoffes an sich schon ein Zeichen wäre, sondern es liegt hier wie es in andern Dichtern desselben Vaterlandes lag, in Verhältnissen die der Dichter dem Auge, dem Ohre, dem Kopfe, nicht aber dem Herzen verheimlichen konnte.

Man findet in Allem was hier wirklich Gedicht ist immer nur das Menschlich-Große, das Menschlich-Gute gepriesen, Konstant schleudert ohne es zu wollen in jedem Liede dem Königthume und der erfrorenen Gesellschaft Handstuh auf Handstuh ins Gesicht. Es ist wahr, er fodert eigentlich nicht heraus, er schießt keine Pfeile, aber das ganze Werk ist ein Arsenal von Anklagen denen Nichts fehlt als die Adresse, der beschriebene Actenschwanz, um den Procurator der Humanität sofort zum Einschreiten zu zwingen. Andere brauchen für dieselben Gedanken scharfe Worte. Das Gefühl ist gleich, nur die Fassung eine andere, und nur der Ton wird im Herzen geboren, er klingt von Harfe, Flöte, Fortepiano, Posaune und Violine verschieden, und wieder unter dem Bogen Paganini's nochmals anders als auf der Fidel eines Dorfmusikanten; Sordinen können ihn dämpfen, ein Hauch ihn schwellen und tremulieren lassen: Das sind Aeußerlichkeiten von Bedeutung allerdings, aber doch nicht so wesentlich daß man darüber das Princip, den reinen Gedanken vergessen könnte. Der Dichter kann dem Zuge des Keimnenschlichen nicht entgehen, er muß in dieser Richtung streben, weil er nothwendig in der Hand der Sehnsucht nach dem Schönen und Guten ist, und weil ihn das Ideale nur in edelster Menschennatur erscheinen kann. Auch Konstant, weil er eben ein Dichter ist, kann sich diesem Zwange nicht entwinden, am wenigsten zu Gunsten einer vereinzelten Phase menschlicher Entwicklung, am allerwenigsten zu Gunsten des Königthums. Parteien sind Splitter, der Dichter steht zum Ganzen. Wer seine Dichtung nicht kennt wird uns entweder aufs Wort glauben müssen, oder, unstrittig besser für uns, die Bestätigung unserer Behauptung in den Gedichten selbst suchen und, wie wir bestimmt glauben, finden. Durch einzelne Stellen können wir sie nicht belegen, der Beweis geht ununterbrochen durch ganze Gedichte. Nur wo das Gedicht aufhört und ein „octroyirtes“ Raisonnement beginnt, da haben wir Rügenwendungen vom blauen Himmel herunter, die mit dem Besen des Gedichts in gar keiner nothwendigen Verbindung stehen, wir haben Phrasen, aber nicht mehr den Dichter. Diese obligate Moral, diese Schlüsse ohne gültige Prämissen, diese Konstant eigenthümlichen Rügenwendungen, die auch in diesen Blättern schon bei Gelegenheit einer Besprechung der „Parallelen“ auf gerechten Widerspruch stießen, stehen immer nur da als sollten sie uns am richtigen Verständnis des eben Gelesenen hindern. Unserer Augen sind aber zum Glück scharf genug, und die seltsame Logik verführt uns nicht. Der Dichter hält sich dadurch nur selbst die Hand vor die

Zugen; wird er sie öffnen, so wird er wie Viele vor ihm finden daß er trotz alledem ein Whig ist. Ob er uns glaubt, ob er sich befragt und uns Recht gibt, müssen wir dahingestellt sein lassen; aber auch im Interesse seiner Dichtungen selbst können wir den Wunsch nicht unterdrücken: er möge in Bezug auf die humpelnden Nachschüsse der Kritik fortan „geneigtes Gehör“ geben, implicite fällt dann der Conflict zwischen Wollen und Können weg. Sprachformen die rein dem Dialekte gehören, wie „läßt“ „fällt“ statt: läßt und fällt, schenkt er uns künftig wol ebenso wie eine so unrichtige Nektarei „Orpheus“ „Prometheus“ auf Fuß und Genuß geklungen. Ich meine doch daß es ein untrennbarer Doppelaut ist.

Besonders charakteristische Lieder sind: „Die Judenschenke“, „Das Königsschloß“, „Der Wachtthurm.“ Edel und ansprechend: „In der Judenstadt“ und die Rehrzahl der eingekreuten Volkstöne und Sagen. Ein schöner und für unser obiges Urtheil unschätzbarer Gedanke liegt in dem Liebe vom Könige der die Sonne nicht vertragen konnte. Die Perle des Ganzen, das fertigste Geſicht aber ist das „Intermezzo“. Hier zeigt sich es zumeist wie sehr dem Dichter das Talent eigen ist Gestalten und Scenen durch sich selbst rund werden zu lassen, und wie sehr überflüssig das Klingeln und Räuchern hinterher ist. Dies Gedicht hat denn auch keinen Nachklang. Der Epilog schließt, wie sich es gar nicht anders thun ließ, mit einer fast höhnischen Dissonanz. Auch diese sagt mehr als der Verehrer des Königthums in seinen Parabolen erwarten ließ.

So haben wir denn fast an jeder Nummer Etwas zu rühmen gehabt und scheiden mit einer Empfehlung des Dichtwerkes an den Leser.

Mag Waldau.

Miscellen.

Hartmud von Kronenberg, ein Bild aus den Seiten des Faustrechts.

An der heftigen Bergstraße liegt die Burg Lanneberg, im 13. und 14. Jahrhundert der Sig weithin gefürchteter Raubritter. Sie ist neuerlich in ihren Ruinen der Gegenstand sorgfältiger antiquarischer Forschungen (Höfner und Wolf, „Die Burg Lanneberg“, Frankfurt a. M. 1850) geworden, welche sehr interessante Ausbeute geliefert haben. Man hat aber bei dieser Gelegenheit auch die Geschichte ihrer Besizer genauer prörtet, und Das was dabei über den letzten Feindzug, der mit der Eroberung und Zerstörung der Burg endete, erkundet worden gewährt ein merkwürdiges Bild der derartigen Zustände. Pfalzgraf Ruprecht III. war die Seele des großen Vereins rheinischer Fürsten und Herren welche sich im Jahre 1399 gegen den letzten Besizer Lannebergs, Hartmud von Kronenberg, zusammenscharten. In dem Lager vor der Burg sah man die Truppen des Pfalzgrafen, des Grafen Philipp von Hessen, der Erzbischofe von Mainz, Trier und Köln, des Bischofs von Speier, der Reichsstädte Mainz, Worms, Speier, der weiteraußen Städte Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wehlar, zuletzt auch Hülfstruppen des Herzogs Leopold von Oesterreich und des Grafen Eberhard von Württemberg. An Geföhgen besaß dieses Heer die Steinbüchsen des Pfalzgrafen und des Erzbischofs von Mainz, eine große Steinbüchse der Stadt Mainz, eine Riesenbüchse und eine kleinere Büchse der Stadt Frankfurt, nicht minder zwei große Blöden oder Schleudermaschinen von Worms und Speier, und an Belagerungswerkzeugen die Bersfryde (d. h. Sturmthürme) Ruprecht's, des Erzbischofs und der Stadt Frankfurt. Der erste Angriff auf Lanneberg geschah am 1. Juli 1399 und die Belagerung dauerte an 21 Tage — so groß war die Umsicht, so gewaltig die Tapferkeit Hartmud's und seiner 55 Männer, denn nicht mehr Streiter als soviel hatte er der Menge seiner Feinde entgegenzustellen. Der Kampf muß ein furchtbarer ge-

wesen sein. Sieben von Hartmud's Leuten waren gefalln 48 Vertheidiger der Burg waren nur noch übrig, und von diesen waren nur fünf noch unverwundet. Sie Alle wurden mit Hartmud selbst gefangen. Die Burg aber ward angezündet und mit schonungsloser Wuth, soweit es möglich war, durch Feuer zerstört, nachdem sie ungefähr anderthalb Jahrhunderte gestanden.

Lapidarstil in „des Wortes verwegener Bedeutung“.

Auf dem Kirchhofe eines Dorfes an der Chaussee zwischen München und Regensburg fand ein Reisender folgende Grabſchrift auf einem Leichenstein:

Unter diesem Stein
liegt begraben
weiland Eva Maria Steinerin, Lorenz
Steiner's
bürgerl. Steinwezenmeisters eheliche
Frau,
gebürtig von Steinach,
hat den 16. Mai 1741 früh 4 Uhr
dieses Stein- und Jammersthal verlassen,
und ihre Seele in Stein, woraus sie
genommen ist, verwandelt.

Ein Pendant zur „Bavaria“.

König Ludwig's Statue der Bavaria hat Vorgängerinnen gehabt, freilich von etwas anderem Air. Kurfürst Maximilian Joseph, der 1777 starb, hatte in einem seiner Gärten auf dem Felsenberge eine metallene Statue errichten lassen, welche gleichfalls Baiern in einer weiblichen Figur allegorifirte. Ihr Haupt umkrönte Eichenlaub (die Waldungen bedeutend), am rechten Arm hing eine Hirschhaut, in der linken Hand hielt sie eine Kornähre, zu den Füßen lagen eine Salzscheibe und eine Biertonne. Auf dem Piedestal war die Donau und eine auf die Viehzucht deutende Allegorie dargestellt. „Das Mädchen selbst“, meint etwas boshaft ein Reisender der die Statue beschrab, „deutet vermuthlich die Vorzüge dieses Products in Baiern an.“

Die Jesuiten.

Als Heinrich IV. von Frankreich den Jesuiten das Schloß La Flèche (Pfeil), die Stadt Dola das Schloß d'Arc (Bogen) schenkte, erschien das Epigramm:

Arcum Dola dedit patribus, dedit alma sagittam
Gallia, quis sanem, quem moruero, dabit?

Zu Deutsch:

König Heinrich gab den Pfeil,
Dola gab euch auch den Bogen:
Doch was nützt er unbezogen!
Ist kein Strich für euch auch feil?

42.

Bibliographie.

Adami, F., Fürst und Bergmann. Historische Erzählung. Berlin, Schniger. 8. 1 Thlr.
— — Die eiserne Rastle. Historische Erzählung. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.
Ackermann, W., Der letzte Montmorency. Historische Novelle. Zwei Theile. Leipzig, G. Wigand. 8. 3 Thlr.
Album für Bühnen und Bühnenfreunde. Herausgegeben von C. A. Sasse. 1ster Band. Vier Feste. Hamburg, Bernhardt. Gr. 8. 1 Thlr.
Bilderdyk's Dichtungen. Aus dem Holländischen übersetzt von P. B. Duack, in Jamben gebracht von F. A. Duttenhofer. 1ste Lieferung. Stuttgart, Kümelin. Gr. 16. 12 Rgr.

Deutsche Chronik für das Jahr 1850. 1fter Band: Die Monate Januar—Juni. Berlin, Hays. Gr. 8. 2 Thlr. Dietlein, B. D., Die katholischen Briefe, ausgelegt. 1fter Theil. — A. u. d. L.: Der zweite Brief Petri. Berlin, Wohlgemuth. 8. 29 Ngr.

Féval, P., Bekenntnisse eines Zigeuners. Aus dem Französischen. Vier Bändchen. Duedlinburg, Basse. 1850—51. 16. à 10 Ngr.

Herrmann, J., Ueber Andreas Gryphius. Ein literar-historischer Versuch. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, A. F., Rheinleben. Lieder. Mainz, Birtz Sohn. 8. 4 Ngr.

Hoppe, I., Die leinene und baumwollene Kleidung des Menschen. Vom medicinischen Standpunkte aus betrachtet. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Horn, B. D. v., Auch ein Menschenleben. Erzählung. Erlangen, Heyder u. Zimmer. 8. 9 Ngr.

Jerrmann, C., Unpolitische Bilder aus St. Petersburg. Skizzen, nach dem Leben gezeichnet. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Kapper, S., Lazar der Serbencaer. Nach serbischen Sagen und Heldengesängen. Wien, Leo. 8. 1 Thlr.

Koppe, Ueber die Verwaltung der Landgemeinden. Berlin, Hols. Gr. 8. 10 Ngr.

Kübler, S., Gedichte. Winterthur, Steiner. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kugler, F., Drei Schreiben über Angelegenheiten der Bühne. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 5 Ngr.

Le Juge, S., Erwachen. Siebzehn Gedichte. Berlin, Stubr. 8. 10 Ngr.

Maier, Elisa, Drei Jahre. Gedichte. Winterthur, Steiner. 8. 16 Ngr.

Mayer, K. A., Die Funte, ein Gedicht. Oldenburg. Gr. 16. 12 Ngr.

Memoiren der Lola Montez. Aus dem Französischen. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Schniger. 8. à 3 Ngr.

Dom, F., Chronik der Stadt Barth. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Barth. Gr. 8. 1 Thlr.

Philippi, B. C., Nachrichten über die Provinz Valdivia, besonders für solche, die dorthin auswandern wollen. Cassel, Bollmann. 12. 8 Ngr.

Ponfard, F., Charlotte Corday. Trauerspiel in fünf Acten frei übersetzt. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. 8. 20 Ngr.

Rapport über die Schlacht bei Idstedt den 24. und 25. Juli 1850. Eine Uebersetzung der dänischen officiellen Rapports, nebst einer Uebersichtskarte der Gegend zwischen Flensburg und Schleswig. Copenhagen, Reitzel. Gr. 8. 11½ Ngr.

Roth, J. R., Schilderung der Naturverhältnisse in Süd-Abyssinien. Fest-Rede vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 92. Stiftungstages am 28. März 1851. München, Franz. Gr. 4. 10 Ngr.

Scharten, C. v., Meine Reise ins Blaue. Idyll in vier Gesängen. Mit 5 Stahlstichen. Berlin, Schartmann. Gr. 16. 18 Ngr.

Schulz, H. W., Die Amazonen-Vase von Ruvo erklärt und in kunsthistorischer Beziehung betrachtet. Leipzig, G. Wigand. Gr. Folio. 6 Thlr. 20 Ngr.

Schulze, C., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 4te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Die Stolze'sche Stenographie. Grundzüge und Lesestücke. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 3 Ngr.

Strass, K. F., Ein Streifzug nach London. Taschenbuch für Alle, welche nachstreifen und sich auf unterhaltende Weise schnell und wohlfeil mit den wichtigsten Verhältnissen

der Weltstadt bekannt machen wollen. Mit einem Uebersichts-Plan von London. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 8. 15 Ngr.

Zegnér, C., Neuere Schriften. Aus dem Schwedischen übertragen von B. A. Altén. 1stes Heft. Leipzig, S. Schulze. 8. 15 Ngr.

Zöll, S., Einleitung in das deutsche Privatrecht. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Zühl, F., An der Theiß. Stilleben. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zhmann, Krönungsballaden. Belg. 8. 2½ Ngr.

Volkssagen aus Vorarlberg. Gesammelt und herausgegeben von J. Vonbun. 2te vermehrte Auflage. Innsbruck. 1850. 12. 8 Ngr.

Waits, G., Schleswig-Holsteins Geschichte in drei Büchern. 1ster Band. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walter, R., Parlamentarische Größen. 2ter Band. Die Demokraten: v. Unruh, Uhlisch, Robertus. v. Berg. Lemme. v. Kirchmann. Waldeck. Bucher. Kinkel. D'Estér. Jacoby. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Wegener, C. F., Actenmäßige Beiträge zur Geschichte Dänemarks im 19. Jahrhundert. Zugleich eine Beleuchtung der von Droysen und Samwer herausgegebenen Augustenburger Schrift. 1ster Theil. Copenhagen, Reitzel. Gr. 8. 2 Thlr.

Winter, R., Das Meißner Hochland oder die sogenannte Sächsisch-Schweiz. Bruchstücke und Reiseitzigen. Dresden, Höckner. Gr. 16. 10 Ngr.

Zinzendorf, Graf R. L. v., Geistliche Lieder und Dichtungen. Ausgewählt und herausgegeben von S. A. Daniel. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Ergänzende Bemerkungen zur „Politik der bayerischen Staatsregierung.“ Berlin, Hempel. Gr. 8. 3 Ngr.

Brandes, R., Ueber das Lesen schlechter Bücher. Vortrag an die Böglinge der Lehranstalt von Einsiedeln, bei Anlaß der geistlichen Uebungen während der Jubiläumsfeier von 1851. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 3 Ngr.

Bülow, F., Der Eintritt Oesterreichs in den deutschen Bund. Ein publicistisches Botum. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 9 Ngr.

Christern, J. B., Pudelarrische Reise nach London im J. 1851 zur Industrie-Ausstellung aller Nationen im Glasspalast. Mit einem Reifemarsch. Leipzig, Sackowig. 8. 7½ Ngr.

Deutschlands Zukunft und die Stellung des deutschen Adels zu derselben. Politische Skizze von einem wahren Freunde Weider. Im Februar 1851. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.

Drobisch, L., Das humoristische Leipzig. Ein Messgeschenk zur Erweiterung und Erinnerung. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 7½ Ngr.

Frommann, F. J., Die neuesten Versuche zur Preßgesetzgebung. Sechs Briefe an einen deutschen Bureaufuraten. Jena, Frommann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neueste lateinische Grammatik. Aus Bumpt's Hinterlassenschaft. Jena, Mauke. Gr. 8. 15 Ngr.

Vier Monate auswärtiger Politik. Mit Urkunden. Berlin, Zeit u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit. Berlin, C. Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber Proudhon's Sonntag's-Feier von einem jüdischen Conservativen. Berlin, Schniger. Gr. 8. 5 Ngr.

Unruh, S. B. v., Erfahrungen aus den letzten drei Jahren. Ein Beitrag zur Kritik der politischen Mittelparteien. Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 15 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. XVI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von **J. W. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rußlands Novellendichter.

Uebersetzt und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **Wilhelm Volksohn**.

Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Helena Fahn: Dschellaleddin; Uballa. — Alexander Paschkin: Die Capitainstochter. — II. Nikolaus Pawlow: Der Maskenball; Der Namenstag; Eine Million; Der Jatagan. — III. Alexander Herzen: Wer ist Schuld?

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Herausgeber: **B. Cramer.**
Mitreducteur: **M. J. C. Solbeding.**

Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.;
das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

April. Nr. 431—434.

Inhalt: Die Geschichte eines hölzernen Weins. — * Die Fellahs in Aegypten. — Auswanderer. I. II. — Brasilisches Militair. — * Die Samia. — Napoleon und Gingarelli. — Marcalaba. — * Ein Fellahkind als Bogelscheuche. — Ein Sonnenaufgang auf dem Aetna. — Der vermeinte Winterschlaf der Schwalben. — Die Krankheit und der Tod König Karl's II. von Spanien. — Ein deutsches Californien. — * Die Silla. — Bienenjagd und Wespenüberfälle in Amerika. — Große Wirkungen aus kleiner Ursache. — * Das römische Volksspiel la Ruzjita. — Ein paar Naturwunder in Cornwallis. — Der Doppelgänger. — Die Klosterkirche bei Czestochau in Polen. — Ein sonderbares theologisches Examen. — **Mannichfaltiges.**
Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt im **Preise** herabgesetzt:

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue F. L.—V. B., 1843—47) 4 Thlr.
Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge VI.—VIII. **Jahrg.** (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Georg Brockhaus.** — Druck und Verlag von **J. W. Brockhaus** in Leipzig.

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Verantwortlicher Herausgeber: **B. Cramer.**
Mitreducteur: **M. J. C. Solbeding.**

Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.
Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.;
das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

April. Nr. 14—17.

Inhalt: * Die Freundschaftsprobe. — * Der Affe als Doct. — * Die London-Doct. — Die Brotsstadt Alcalá in Spanien. — * Chinesischer Schandpsahl. — * Blumenprache für die Jugend. Nr. 7. — * Der unheimliche Kauener. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackeren Mannes. (Fortsetzung.) — * Der Erdbeerstod. — * Die blaue Grotte auf Capri. — Der Grüne Donnerstag. — Der Arme und Reich. — * Der ägyptische Ibis. — Carpe diem! — * Die Oesterier. — * Ein Hahnenkampf. — Christliche Rechenkunst. — Die Geschichte der Bitterpappel. — * Der Balsamapfel. — * Blumenprache für die Jugend. Nr. 8. — * Ausfaat auf Hoffnung. — * Früchtezwirge des Citronen-, Limonien- und Drangenbaums. — * Thierfeindschaften. — * Schmetterling und Schnecke. — **Gemeinschaftlich!** — **Mannichfaltiges.**
Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung** für die Jugend (1848—49) kosten **zusammengenommen** im **Herabgesetzten Preise** geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Einzelne kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

Nr. 103.

31. Mai 1851.

Inhalt.

Kurhessen in neuester Zeit. — Zur Goethe-Stiftung. — Der Pole Rochnacki über die deutsche Philosophie. — Zur Kirchenstatistik. — Ueber Alexander Dumas' „Le collier de la reine“. — Reise einer flüchtigen Königin durch Neurußland und Polen. — Refskatalog 18... — Notizen; Bibliographie.

Kurhessen in neuester Zeit.

1. Kurhessen seit dem Freiheitskriege geschildert von Karl Wilhelm Wippermann. Kassel, Fischer. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Der Verfassungskampf in Kurhessen nach Entstehung, Fortgang und Ende historisch geschildert von H. Gräfe. Leipzig, Costenoble u. Kimmelman. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Kgr.
3. Das Trauerspiel in Kurhessen. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Tage. Von A. Pfaff. Braunschweig, Westermann. 1851. 8. 20 Kgr.

Nach einer anderweitigen Notiz soll die Idee des Werks Nr. 1 auf einer der letzten Germanistenversammlungen entstanden sein, wo man übereingekommen war eine Verfassungsgeschichte deutscher Staaten seit 1815 in Specialgeschichten einzelner Länder ans Licht treten zu lassen. Unserer Arbeit wäre dann die erste und bisher noch einzige dieser Art. Die Idee war gewiss eine gute, und der Anfang, der nicht besser sein konnte, möge bald und mehr zu ihrer vollständigen Realisirung reizen.

Für Hessen die obige Aufgabe zu lösen, hätten Wenige so gut vermocht wie der Verfasser, der seinem Vaterlande in so verschiedenen Situationen, nach außen wie nach innen, gebietet hat. Dabei muß noch rühmend als ein Vorzug des Wippermann'schen Werks anerkannt werden daß, obwol dessen Verfasser im Leben, namentlich seit dem Jahr 1848 entschieden auch zu den politischen Parteimännern gehört, man Dies beim Lesen seines Buchs weniger bemerken wird, und daß vielmehr die Darstellung soweit objectiv gehalten wurde als Dies irgend möglich ist. Ich wähle den letztern Ausdruck mit Vorbedacht, — die vollkommene Objectivität ist zu den dealen Dingen zu rechnen. Aus einer ruhigen Darstellung, die sich immer nur an die reinen Facta und dagegen fernhält von Uebertreibung und Declamation, euchtet allenthalben zugleich die vollkommenste Sachkenntniß der behandelten Gegenstände hervor; und so überfiehet man gern einige kleine Verworrenheiten bei Anordnung des ungeheuern Stoffs. Wollte Gott, unsere historisch-politische Literatur der Neuzeit zählte statt der Masse

1851. 103.

von Broschüren und der unnützen und erkaufbaren Leitartikel der Zeitungen, welche täglich mehr und mehr unsere bessere Literatur verdrängen, mehrere Erzeugnisse im Geiste der Wippermann'schen Schrift.

Wir geben zunächst eine gedrängte Darstellung des Inhalts, und behalten uns vor zuletzt noch einige allgemeine Bemerkungen über Verfassungsentwicklung in Hessen zu sagen.

Die Ereignisse welche zur Verjagung des Kurfürsten Wilhelm I. führten und seine Staaten zum Kern eines französischen Königthums in Deutschland machten sind bekannt, nicht minder die wodurch dieses Deutschland nicht besonders ehrende Zwischenspiel nach sechs Jahren schon ein klägliches Ende nahm. Wilhelm I. trat die Regierung wieder an. Die Folgen davon für Hessen sind schon aus den Ueberschriften der Abschnitte zu ersehen welche den Thaten dieses Fürsten bis zu seinem Tode gewidmet sind: „Kampf zwischen Alt und Neu“ (1813—15), „Sieg des Alten“ (1815 und 1816) und „Zeit der Ruhe“ (1816—20).

Abgesehen von Dem was das Nationalgefühl und die Nationallehre nie in Schutz nehmen können, ist es wahr und wird auch vom Verfasser anerkannt: daß für innern Fortschritt und die Civilisation der deutschen Staaten der Rheinbund und das Königreich Westfalen gewaltige Triebfedern gewesen seien; ohne diese, im alten deutschen Friedensgange, wären wir nicht da wo wir heute sind. Referent erinnert sich, sowie dies Thema ange schlagen wird, stets an die wahren Worte welche sich, freilich etwas schwunghaft, in dem berühmten „Manuscript aus Süddeutschland“ finden. Hier heißt es:

Der Geist der Deutschen war zur Zeit des Reichs in Herkommen und Pedanterie versteinert; gewaltsam mußte die alte Form die den Kern des Lebens umschloß zertrümmert werden. Man vergleiche die Verhandlungen auf den Reichstagen nur mit denen der süddeutschen Kammern; die Protokolle der alten Minister mit den Vorträgen der neuern in den Staatsräthen; die alten administrativen Einrichtungen mit dem jetzigen Staatsorganismus, und vorzüglich die alten Heere mit den Einrich-

tungen der Männer die in zwanzig Schlachten die Flügel des Genius rauschen hörten!

Das fand auch in Hessen Bestätigung. Auch hier war während es Westfalen hieß Mancherlei geschehen, so hart auch die Kriege und dessen ewige Lasten drückten. Rücksicht vor dem Geseß war eingeführt, während früher Privilegien für Familien und Corporationen nicht allein Exemptionen vom Rechte, sondern sogar ganz verschiedene Rechtsanschauungen und Principien bedingten; ein besseres gerichtliches Verfahren auf dem Grunde eines allgemeinen Rechtsbuchs verdrängte die Unzahl von speciellen Provinzial- und Stadtgesetzen; die Leibeigenschaft mußte allgemeiner persönlicher Freiheit Platz machen; statt der alten Landstände wirkten andere, nach gerechtem Grundsätzen zusammenberufene; ein gleiches Münzsystem kam auf; die drückenden Lehn- und Reallasten wurden für ablösbar erklärt, und so der Bodenwerth um das Doppelte gesteigert. Nur um die Finanzen stand es schlecht. Die Domänen waren zum Theil als Dotationen vergeben, und reichlich zwei Millionen gingen jährlich außer Landes als Beitrag zu den Kosten der Kriege Napoleon's.

Am 21. November 1815 hielt der Kurfürst Wilhelm I. seinen Einzug in Kassel, dessen Bürger die Pferde von seinem Wagen abgESPANNT hatten. Dieser Fürst, ganz von dem Gefühl seiner Souveränität durchdrungen, erklärte nun die Zeit des Königreichs Westfalen für eine gar nicht dagewesene, und nannte Jérôme, jenachdem die Laune war, einen Räuber oder Mithunter: „Meinen Verwalter Jérôme.“ Ganz dieser Meinung gemäß mußte Alles wieder auf den Fuß eingeführt werden wie es 1806 bei der Flucht des Kurfürsten war. Die Minister Schminde, Schmerfeld und Karsthausen waren besonders dabei thätig. Das führte denn zu Resultaten die man natürlicher komisch nennen könnte, wenn sie doch dabei nicht auch zu traurig gewesen wären. Daß die westfälische Staatsorganisation der nach den Ereignissen bis 1813 längst veralteten hessischen weichen mußte, verstand sich von selbst; den Käufern der Kammergüter wurden ihre Grundstücke so ohne Weiteres und ohne Entschädigung abgenommen, und, als sie Recht gegen ein solches Verfahren suchten, durch Cabinetsjustiz und Drohungen Ruhe anbefohlen; alte gebiente Militairs wurden mit Streichung ihres Avancements in die alten Grade vor 1806 zurückversetzt; Professoren, in Marburg seit jenem Jahre angestellt, die man nicht entbehren konnte, mußten sich noch einmal hessisch anstellen lassen. Dagegen behielt der Kurfürst die bisherige westfälische Grund- und Patentsteuer bei.

Auf dem Congresse zu Wien stand der Kurfürst unter den kleinen Staaten welche sich bei Reorganisation des deutschen Gemeinwesens zwar in eine Opposition gegen die Anordnungen der fünf größern Mächte zusammenschloßen, und auch infolge davon Oestreich die Kaiserkrone antrugen, jedoch, wie bekannt ist, ohne Erfolg.

Noch vor Publicirung der Bundesacte und ihres berühmten 15. Artikels waren die Landstände von Hessen,

denen aber jetzt auch Abgeordnete des Bauernstandes — in freilich sehr ungenügender Vertretung — zugeführt waren, seit dem 1. März 1815 zusammengekommen. Die Hauptsache, Vereinbarung einer neuen zeitgemäßen Verfassung, trat bald in den Hintergrund; unter ewigen Streitigkeiten über finanzielle Gegenstände blieb es vorerst beim Alten. Jenehr die Stände auf wahre Verlegung des Staatsvermögens und des Staatshaushalts drangen, desto besorgter wich der Kurfürst aus, der seinen Vortheil darin fand Privat- und Staatskasse nicht zu trennen. Trotz aller Bewilligungen der Stände, als: Forterhebung der seit 1813 erhobenen Steuern bis Ende 1815, 400,000 Thlr. für Kriegskosten, Bezahlung der Schulden des Kurprinzen mit 300,000 Thlrn., erreichten sie ihrerseits für das Land Nichts als das Versprechen: daß ihnen bei einer Bewilligung von 800,000 Thln. in Landtagsabschiede eine weisere Verfassung zugesagt werden sollte, und sie wurden noch dazu aufgelöst als sie einen Bericht über ihre Wirksamkeit in der „Frankfurter Oberpostamt-Zeitung“ drucken ließen. Diese Eigenmacht geheime Dinge zu veröffentlichen verdient nach den Grundsätzen des ancien régime allerdings Abmahnung und einen Act um das allerhöchste Misfallen für solches Unterfangen zu erkennen zu geben.

Während Dies geschah, war auch das hessische Heer neugebildet und nach dem Westen gesandt. Es konnte jedoch nur unbedeutenden Antheil an den Kriegereignissen von 1815 nehmen. Bemerkenswert ist aber werden daß, während der Kurfürst Steuern und Kriegbeiträge erhob und Subsidien zog, der Sold der Truppen gekürzt ward. Zu Haus führten auch die weiteren Verhandlungen zu Nichts, sondern lösten sich meist in finanziellen Streitigkeiten auf. Regalien und indirekten Steuern wurden vermehrt, und wenn die Bauern auf den Diemelgegenden eine Eingabe um Erleichterung machten und dabei bemerkten: „Wir hätten gar nicht gesprochen, wenn's irgend zu tragen wäre“, so hatten die Stände Recht zu erklären: Dies sei die Stimme des ganzen Landes, und es müsse anders werden.

Nachdem man endlich nach Ausgleichungen mit benachbarten Staaten, Feststellung von Principien, nach Vergleichen mit Mediatisirten u. s. w. übersehen konnte was Alles zu Hessen gehörte, ward für alle Theile dieses Landes eine Constitution entworfen. Die Einzelheiten muß man im Buche selbst (S. 66 fg.) nachsehen. Der Inhalt derselben wäre für das Jahr 1816 so über noch nicht gewesen — aber sie sollte eine reinconstitutive bleiben, und der Minister Schmerfeld war der Meinung daß die Stände sie als solche ohne Bemerkung annehmen sollten. Dagegen kam im Schooße derselben bald die Ansicht auf, die man denn dem Kurfürsten vertraulich mittheilte: ob es nicht rathsam sei die ganze Vorlage in Form eines Vertrags anzunehmen, damit namentlich der Nachfolger auch gebunden sei? Man hielt Dies um so billiger, als auch Einzelne, z. B. Städte, wohlverworbene Rechte so ohne Weiteres durch jene Constitution einbüßen sollten. Lehnherrliche und gegründete

Bedenken und Bemerkungen häuften sich. Man ging es an ein Streiken; die Stände hatten schon vor sich direct an den Bundestag wegen Entscheidung ihrer Streitigkeiten mit dem Landesherrn zu wenden. Die schon gedruckten Exemplare der Constitution verbrannte der Kurfürst eigenhändig, und die Auflösung des Landtags ward auf dem 10. März 1816 verkündet. Ohne Reces wurden die Stände entlassen, die Schuldenverhältnisse hatten sie während ihrer Thätigkeit in Etwas regeln können, und auch später schrumpften sie immer mehr zu einer Schuldentilgungs-Commission zusammen. An die Stelle einer Landesconstitution trat das Hausgesetz vom 4. März 1817.

Ohne bindende Vorschrift ward nun die Regierung des Kurfürstenthums ganz nach dem Belieben des Regenten geführt. Man fügte sich mit Rücksicht auf die Widerstand Nichts helfen konnte und nirgend Schutz und Hilfe zu finden war. Die Hälfte der unzähligen Reclamationen die an den Bundestag gingen kamen aus Hessen, wegen Justizverweigerung und sonstiger Beeinträchtigungen, gingen aber von da unentschieden zurück oder wurden ad acta gelegt. Als der Bundestag sich der armen Domainenkäufer annehmen zu wollen schien, verbat sich der Kurfürst solche Einmischungen in seine Landesangelegenheiten; und nach ein paar anscheinend kräftig verweisenden Worten, zu denen man sich aber nur im Sitzungssaale zu Frankfurt erhob und die auch nicht außerhalb desselben gehört wurden, ließ sich die höchste Behörde Deutschlands doch ruhig ein solches Auftreten eines Duobezürsten gefallen — eins der ersten Facta wodurch ihr Credit erschüttert wurde. Als Preußen bei Gelegenheit der mecklenburgischen Verfassungs-Garantieangelegenheit beim Bundestag den Antrag stellte: die Bundesversammlung solle über den Fortgang der sächsischen Verfassung in Deutschland unterrichtet werden, wollte der Kurfürst Nichts davon wissen, sondern meinte er habe genug gethan um den Artikel 13 der Bundesacte zu erfüllen. Doch hat der Verfasser vergessen zu bemerken daß Preußen damals schon jenen Antrag stellte nicht etwa um zu fodern, wo dem Artikel 13 zu wenig geschehen war, sondern nur zu überwachen und zu verhindern daß nicht zu viel geschehe; und so war das hessische Votum am Bundestage der preussischen Intention nicht so schnurstracks entgegen. Für die Bauern, welche auf Ablösbarkeit der Reallasten drangen, geschah Nichts; die alten Rangclassen wurden wieder eingeführt, die Censur angeordnet und die Polizei ausgebeht. Man muß, wie Referent, Hessen damals gesehen haben. Lange Zöpfe, lange hochtrabende Titel, Gehalte zum Verhungern und ein fabelhaft reiches Fürstenhaus traten dem Beschauer in schreiender Disharmonie überall entgegen!

Als der alte Kurfürst am 27. Februar 1821 starb, war Hessen in Vergleich zum Jahre 1806 wenig vorwärts geschritten. Es war schlecht daselbst. Es war unumschränkte patriarchalische Eigenmacht und unerbittliche Strenge vorherrschend; aber es war doch wenigstens

in der Strenge Ordnung und Gleichmäßigkeit, und unveränderlich im dabei Allen bekannten Gange schritt die Regierung vorwärts. So kam es daß Hessen doch noch glücklichster war als unter seinem spätern Regenten, wo die bewegliche Laune bald einmal so und bald einmal anders principienlos anordnete und aufhob — ob nicht auch mitunter die Laune der Hessen selbst, nicht bloß die der Regenten, Das mag unparteiischer eine spätere Generation beurtheilen.

Die Regierungen von Sohn und Enkel sind dann in folgenden Abschnitten abgehandelt: „Herrschaft der Willkür“ (1821—30), „Erhebung zur Ordnung“ (1830—32), „Rückschritt zum Alten“ (1832—37), „Erdrückung der verfassungsmäßigen Ordnung“ (1837—48).

Der Kurfürst Wilhelm II. bediente sich ganz besonders des Rathes des Ministers Rivalier, der später mit dem Namen „von Weisenbug“ in dem Adelstand erhoben wurde. Diese Stellung mag er der Günst, wenigstens zum Theil, mit zu verdanken haben in der er bei der Maitresse des Fürsten, Emilie Dettlepp, stand. Diese Dame, die nachherige Gräfin Reichenbach, welche bald mit in dem Palaste des Kurfürsten ihre Wohnung aufschlug, ist als der böse Geist Hessens anzusehen. Sie brachte Haß und Zwietracht in die Familie, indem sie die rechtmäßige Gemahlin zurückdrängte, den Vater mit dem Sohn entzweite, sowie er der Mutter Partei nahm, und endlich gar Beide verdrängte und sie veranlaßte außer Landes zu gehen. Der letzte Umstand ward um deswillen verhängnißvoll, weil der Sohn in Bonn damals seine jetzige Gemahlin, die Gräfin Schaumburg, die geschiedene Gattin eines bayerischen Officiers, kennenlernte, — auch nicht zum Glück Hessens. Der Haß des Volkes stieg gegen die Gräfin Reichenbach und mittelbar gegen den Kurfürsten, als dieser ungeheurer Summen an jene Person verschwendete und durch Rothschild für sie Besitzungen kaufen ließ zu fast fabelhaftem Werthe. Wenn auch Uebertreibung bei der Nachricht war daß bei ihrem Tode jene Dame 15 Millionen hinterlassen, so bleibt das Wahre doch schon ungeheuer genug. Einmischung in Regierungsangelegenheiten ganz nach Maitressengunst und Maitressenlaune, Begünstigung ihrer Verwandten im Staatsdienst steigerte den Haß gegen die Gräfin stündlich.

Zwar ward 1821 eine ganz neue Regierungsorganisation eingeführt, die manches Zeitgemäße hatte. Hessen ward in vier große Parzellen: Oberhessen, Niederhessen, Hanau und Fulda, abgetheilt, wozu noch als fünfte die selbstständig verwaltete Grafschaft Schaumburg kam. In Kreisen besorgten Kreisräthe die ersten Instruktionen der Geschäfte, die ihre letzte Erledigung in gut geordneten höhern Behörden fanden. Das Militair ward auf einen mehr zeitgemäßen Fuß gestellt. Der Rechtsgang bekam durch einen zweckmäßigen Instanzenzug eine bedeutende Verbesserung, aber bei der Idee des Kurfürsten daß sein Wille immer höher stehen müsse als die gesetzmäßige Ordnung und die letzte Quelle der Entscheidungen sein solle, blieb es bei praktischer Ausführung jener neuen

Anordnungen mehr bei dem todtten Buchstaben auf dem Papier. In die Rechtspflege kam eine große Zuthat Cabinetsjustiz; auf dem Verwaltungswege erlaubte man sich förmliche Verabungen der Unterthanen, und das persönliche Wohlfinden des Kurfürsten und der Seinigen, d. h. seiner Maitresse und deren Kinder, mußte Veranlassung zu allgemeinen Verordnungen abgeben. Als ein Sohn der Gräfin sich unnütz auführte und von einem Offizier deshalb gefodert war, kam, damit auf solchem Wege kein Schaden geschehe, ein recht unsinnig zu nennendes Gesez gegen das Duell heraus. Man muß die Einzelheiten im Werke selbst hierüber nachlesen.

Als nun später geheime Drohbriese an den Kurfürsten des Inhalts gelangten: besser und mehr im Einverständnis der Hesse zu regieren und die Gräfin Reichenbach zu entlassen, widrigenfalls sein Leben nicht sicher sei, erfolgten Untersuchungen und Beaufsichtigungen, die nicht allein zu Verationen von Staatsbürgern, sondern zu einer ungeheuern Erweiterung der Polizei, ja zu einer ausgebildeten geheimen Polizei führten: das Mißtrauen des Kurfürsten stieg umsomehr als in die Angelegenheit der Drohbriese kein Licht kommen wollte und auch bis heute nicht gekommen ist. Er ward weniger mittheilsam; vom Innersten des Palastes aus, wo der Einfluß der Reichenbach unbegrenzt war, kamen von einem abgesonderten Mittelpunkte die Regierungsbefehle. Die Stände konnten bei solchen Verhältnissen Nichts thun, und für das Land, für Ackerbau, Gewerbe und Handel geschah Nichts. Die Schulden wuchsen, und mit ihnen und der allgemeinen Mahrungslosigkeit die Unzufriedenheit.

Die Rückwirkungen der Julirevolution für Deutschland sind bekannt; bei obigen Bedingungen mußten sie in Hesse sich am sichersten äußern. Der Küfermeister Herbold — dadurch zu einer hessischen Notabilität geworden — leitete eine Erhebung der Zünfte in Kassel; die Bürger schlossen sich an unter Leitung des Oberbürgermeisters Schomburg. Dieser wird von nun an in Hesse eine wichtige historische Persönlichkeit, und das Werk von Bernhardt über sein Leben bildet eine Hauptquelle und einen reichhaltigen Commentar zu der Wippermann'schen Darstellung. Referent wundert sich diese Arbeit unter den benutzten Quellen nicht verzeichnet zu finden. Als bald traten die Stände zusammen, um aus einer neuen Verfassung die Grundlage für ganz neue Zustände in Hesse zu vermitteln. Schon am 30. December 1830 konnte der Entwurf für eine neue Verfassungsurkunde vorgelegt und berathen werden. Jordan's Thätigkeit bei diesem Geschäft war hervorsteckend, und auch er ward von dieser Zeit an ein vielgehörter Name. Am 5. Januar 1831 war das neue Staatsgrundgesez unterzeichnet und angenommen durch einen Schwur von Fürst und Volk in feierlicher Versammlung. Die Einschränkung des Monarchen in seiner Willkür geschah auf Jordan's Rath durch Eine Kammer, weil man im Lande Hesse nicht die Elemente zu einer ersten und zweiten

finden zu können meinte. Auf Inhalt und Kritik der Verfassung kann hier nicht näher eingegangen werden.

Alles schien sich zu regeln. Die Eintracht in der Familie ward wiederhergestellt, aber mit dem Wiedereintreffen der vertriebenen Gräfin Reichenbach kam es bald wieder zu neuen Zerwürfissen.

Daran fehlte es auch nicht mit der neuen Kammer. Gewiß gab der Kurfürst theilweise Veranlassung dazu, aber ebenso viel auch, wenigstens mehr als hervorgehoben ist, das Volk selbst, das im neuen Gefühl Dessen was sich durch effective Gewalt durchsetzen ließ sich noch nicht wieder in den langamen Gang der Ordnung und das „Nach und Nach“ finden wollte. Man fühlte sich in Kassel stets als über dem Kurfürsten stehend, und Das führte mitunter zu Scenen der nicht zu entschuldigenden Eigenmacht, wie z. B. der Vorfall im Theater zu Gunsten der Kurfürstin. So begann schon nach und nach ein förmlicher Kriegszustand zwischen der Regierung und dem Volke der Hesse. Widerrechtliche Handlungen von der einen Seite riefen gleiche von der andern Seite als Repressalien oder Retorsionen hervor. Es ist es in ununterbrochener Folge von 1831—50 gegangen; der unbefangene Beobachter wird Dies nicht leugnen — der Hesse gesteht freilich nur die Befehdung von Seiten der Regierung ein. Bald nach dem Schluß des ersten Landtags am 9. November 1831 zog der Kurfürst mit der Gräfin Reichenbach auf seine hanauischen Schlösser.

Der nächste Landtag hatte zunächst, um die Selbständigkeit des Richteramts zu heben, ein Gesez für Verbesserung der äußern Lage der Justizbeamten in Vorschlag gebracht. Kaum war das durchgegangen, so drängte man von allen Seiten um Gleiches und zwar auf ein mal zu erreichen. Auch der Vorschlag die bisherige Consistorialverfassung der protestantischen Kirche in eine freiere Synodalverfassung umzuwandeln fand statt. Aber je mehr geschehen sollte desto weniger geschah. Die Abwesenheit des Kurfürsten hinderte den schnellen Geschäftsgang; die Zuneigung der Kasselaner hielt er mit Unrecht sich entzogen, nahm Dies für Feindschaft und vergalt sie mit Gleichgültigkeit und einem absichtlich hervorgerufenen Laissez faire. Um Diesem abzuhelfen eröffnete der damalige Minister Bierhald Unterhandlungen direct mit dem Kurfürsten, um ihn zu bewegen seinen Sohn zum Mitregenten zu erheben und ihn seinen Sitz in Kassel nehmen zu lassen. Der Erfolg war ein erwünschter; schon am 7. October 1832, zog Lektzer in Kassel ein.

Die Hoffnungen die das Land sich von dieser Veränderung machte sind nicht in Erfüllung gegangen. Die fernern Kammerversammlungen konnten ein Einverständnis zwischen Regierung und dem Lande nicht herstellen. Von Seiten der Regierung wirkten Eggena und Meisterlin; die Forderungen und Wünsche gegen sie wurden ganz besonders von Schomburg, Jordan und von dem Verfasser vertreten. Säge, die sich in ihrer Stellung im Grundgesez ganz gut ausnehmen, fanden bei ihrer praktischen Aus-

führung, die natürlich wieder zehn andere Verhältnisse berührte, Schwierigkeiten. Die Stimmung im Lande war allgemein so, diese für von der Regierung selbst erhobene und nicht in der Natur der Sache liegende zu nehmen, und so kam man aus dem angebotenen Kriegszustande nicht heraus. Die Stände brachten sich selbst durch einen Eigensinn, eine Differenz von etwa 8000 Thalern zu bewilligen, um einen der besten Minister. Auf solche Dinge hätte in der Darstellung ein größerer Accent gelegt werden sollen. Recht aber hat der Verfasser, wenn er die vom Kurprinzen ausgehenden Repressalien als mitunter etwas brutal darstellt, vorzüglich seit der Zeit als im März 1832 Hassenpflug an Eggen's Stelle Minister wurde und gleich die Departements der Justiz und des Innern übernahm.

Dieser Mann ist für Hessen ominös geworden. Es ist schade daß er nicht in den Zeiten der unumschränkten patriarchalischen Monarchie gelebt hat, hier wäre sein wahrer Platz gewesen. Er ist ein Mann von bedeutenden Kenntnissen, von großer Erfahrung, und seine Feinde müssen ihm zugestehen daß er ein Verwaltungstalent habe wie Wenige in dieser Zeit. Aber weil er einfach daß gerade dabei Einheit und Conservirung eines festen Grundgesetzes nöthig sei, daß dieser sich nicht in einer vielköpfigen, ewig wechselnden und von zufälligen Wahlen abhängigen Kammer finden, wenigstens nicht sich erhalten könne: so war eine entschiedene Abneigung gegen diese von vornherein bemerkbar. Aber in dem herrischen, zum unbeschränkten Befehlen neigenden Charakter des Ministers lag wieder daß diese Abneigung nicht höflich constitutionell, sondern brutal und autokratisch befehlend andentgelegt wurde. Hassenpflug hat seine großen Verdienste um Hessen. Für Landescultur und Hebung des materiellen Wohlstandes ist mehr unter ihm als unter allen seinen Vorgängern geschehen. Die bessere Stellung der Staatsdiener ist zum großen Theil sein Werk. Aber sein Wesen erwarb ihm nur Feinde, und auf seiner Seite standen nur Wolmar, als sein Referent, Vollgraf in Marburg, Verfasser der „Täuschungen des Repräsentativsystem“, und später der mittelalterlich-pietistische Billmar. Die Stände vergingen sich auch gegen die Regierung; sie hatten Berathungen ohne sie gepflogen und den landesherrlichen Commissarius eigenmächtig davon ausgeschlossen. Wenn dagegen der Minister kleine Geschäfte kurz abmachte, um der kostbaren langen Streitigkeiten in der Kammer, die meist zu Nichts führten, überhoben zu sein, so hielten sie sich stets mehr im Rechte, und solange Hassenpflug Minister war sind ewige Anklagen der Stände und ihres permanenten Ausschusses entweder wirklich verfolgt oder stets doch in Vorschlag gebracht worden. Nachgeben in diesem kleinen Kriege war nicht Sache des Ministers. Seitdem er 1834 nach Meisterlin's Abgang noch unumschränkter geworden war, wurden seine Entgegnungen auf die Angriffe der Stände auch rücksichtsloser. Auflösungen, Verhaftungen einzelner Mitglieder mitten in der Session, eigenmächtige Veränderungen in manchen Zweigen, z. B.

in Schulen und frommen Stiftungen, willkürliche Entlassungen u. s. w., Das waren seine Antworten. Doch auch er konnte diesen Kampf als Einzelner auf die Dauer nicht überstehen; endlich schlug auch seine Stunde, und in Unfrieden mit seinem Herrn verließ er auf eine eclatante Art dessen Dienst und Land. Die Zahl Derer welche ihn zurückwünschten, sagt Wippermann, kann unter Einem Regenschirm spazierengehen.

Das nun folgende Ministerium, bestehend aus Hanstein, Mackelbey und Rog, bewies daß nicht die Person des vorigen Ministers der böse Genius Hessens gewesen. Änderungen erfolgten nicht. Das Venehmen des Landtagscommissairs Scheffer wird als viel rücksichtsloser als das Hassenpflug's geschildert. Unter den großen Streitpunkten treten eine lange Zeit die Verhandlungen über Militairangelegenheiten und die über die rotenburger Quart hervor. Aergerliche Streitigkeiten rief die Regierung absichtlich gegen einzelne Ständemitglieder hervor. Schomburg, der unter ihnen so bedeutend hervorragte, verließ dieserhalb ummuthsvoll das Land und starb in einer freiwilligen Verbannung. Noch viel schlimmer aber war die infolge einer Denunciation eines liederlichen Subjects erhobene Criminalanklage gegen Jordan, um sich dieses Mannes zu entledigen, der so vielfach bei hessischen Verfassungsfragen sich hervorgethan hatte. Er sollte an den politischen Verbindungen der letzten Jahre theilgenommen haben. Während einer langen Untersuchung setzte er in gefänglicher Haft seine Gesundheit zu. Ganz Deutschland las damals mit Theilnahme jeden Bericht über ihn.

Der Tod des Kurfürsten Wilhelm II., am 20. November 1847, den die Kaffelaner wieder gelobt hatten, konnte bei den geschilderten Verhältnissen Wenig oder Nichts ändern. Der Kurprinz-Nitregent erklärte am 23. November in einer Proclamation sich nun zum wirklichen Regenten von Hessen. Aber es fehlte ihr die ministerielle Contrafignatur, und von Aufrechthaltung der Verfassung war nicht die Rede. Man befürchtete daher einen beabsichtigten Sturz derselben. Von Seiten der Stände versuchte man diesem zuvorzukommen und den Kurfürsten zu genügenden beruhigenden Erklärungen zu vermögen. Allein er hat alles Diesartige von der Hand gewiesen. Uebrigens kann schwerlich der Kurfürst die Absicht gehabt haben das hessische Grundgesetz gewaltsam zu stürzen. Das Militair würde nicht auf seiner Seite gestanden haben; nur an eine Veränderung auf verfassungsmäßigem Wege dachte man, und Vorarbeiten dieserhalb begannen. Die Ereignisse von 1850 und 1851 beweisen noch nicht das Gegentheil; sie sind, wie wir später zeigen werden, reine Kriegsergebnisse, die schwerlich irgend Jemand voraus berechnen konnte, und die sich mehr selbst-gemacht haben als daß sie von Menschen wie am Gängelbände geleitet werden konnten.

So kam unter den alten unglücklichen Verhältnissen zwischen Regierung und Unterthanen das Jahr 1848 heran.

Das Werk Nr. 2 kann in gewisser Hinsicht als Fort-

setzung angesehen werden. Zwar berichtet sein Inhalt nur über die letzten Ereignisse in Hessen unter dem Ministerium Hassenpflug, und es fehlt somit die Periode von 1848—50, jene unglückliche Periode in der, was Hessens Politik in Beziehung zu Deutschland anging, Stuttgart und Gotha ihre begeistertsten Anhänger fanden, die das Land hierhin und dahin zerrten, und weiter Nichts thaten als — den eigentlichen Rechtsboden zu zerreißen; jene Periode in welcher durch Straflosigkeit eingeriffene Zügellosigkeit auch eben nicht viel dazu beitrug die innern rechtlichen Zustände zu festigen, wenn auch Hessen von solchen Excessen wie sie Baden und Sachsen aufzuweisen hatten freiblieb. Von allen diesen waren die letzten Ereignisse aber nur die Krisis.

Uebrigens schiebt Gräfe's Werk gewaltig gegen das Wippermann'sche ab. Während das letzte einen entschieden hohen historischen Werth hat, gerade wegen der objectiven Darstellung der Facten, kann man jenes nur als reine Parteischrift auffassen und zwar in ganz directem Sinn. Der Verfasser war Mitglied der letzten Ständekammer und des permanenten Ausschusses derselben. Er hat die Conflicte mit dem Minister daher selbst mitherbeigeführt und ausgefochten, und so entstand sein Werk als eigene Rechtfertigung und zugleich von diesem Standpunkt aus als eigene Be- und Verurtheilung des Gegners. Von reiner objectiver Haltung ist keine Rede mehr, Alles ist subjectiv dargestellt, wobei allenthalben eine große Selbstgenügsamkeit mit der eigenen Auffassung hervorleuchtet, während man auf der andern Seite schon bei der Lecture der ersten Blätter bemerkt daß der Verfasser in jeder positiven Kenntniß und Erfahrung in staatsmännischen und politischen Dingen nicht im entferntesten mit Wippermann zu vergleichen ist; er ist nur reiner Parteimann, der seine politische Einsicht nicht aus der Natur der Dinge, sondern aus dem populären Programm seiner Partei geschöpft hat, und daher glaubt dieses müsse das wahre Motiv zum Handeln sein, jene das untergeordnete. Berichteteten ja noch neulich die Zeitungen, Gräfe habe die Stellung einer Cautionssumme von der constitutionellen Partei ausgeschlagen und gemeint sie nur von der demokratischen annehmen zu können. Diese ganz individuelle Haltung führt den Verfasser zu manchem Irrthume, unter Andern auch zu dem: Alles was die Stände thun kann weder zu weit gehen, noch ist es dem Irrthum unterworfen, noch verletzt es jemals die Constitution; Alles was gegen den erklärten Willen der Stände geht ist eo ipso Unrecht.

Die Ereignisse selbst von Berufung Hassenpflug's zum Minister seit Anfang 1850 bis zur Verlegung der Residenz des Kurfürsten und zur Bundesexecution sind noch zu bekannt — denn eine lange Zeit sah in den Zeitungen Jeder zuerst nur nach den Nachrichten hierüber —; wir brauchen sie nicht nochmals der Reihe nach aus dem vorliegenden Werke zu wiederholen. Nur über Einzelnes werden wir uns ein wenig näher auslassen müssen.

Als das Ministerium Cornhard im Februar 1850 seine Entlassung gefordert und erhalten, ward Hassenpflug als Minister des Innern und der Justiz an die Spitze des neuen Ministeriums gestellt. Wie wir aus dem Wippermann'schen Werk wissen, hatte seine frühere Wirksamkeit in Hessen ihm keine Freunde erworben; allein seit seiner Verabschiedung waren 12 Jahre vergangen. Die Zeiten hatten viel verändert; sollte Dies nicht auch bei Menschen möglich sein? Gegen sein Programm was er erließ kann die Kritik Nichts einwenden. Die Anklage wegen Fälschung würdigte wol kein Blatt richtiger als die „Times“, welche sie geradezu für eine Abgeschmacktheit erklärte.

Aber schon bevor der Minister eine einzige Handlung vorgenommen, erklärte die Ständeversammlung nicht nur ihren Widerwillen gegen diesen Minister, sondern gab sogar die Erklärung ab daß die Ernennung dieses Mannes im Widerspruch stehe mit der Verkündigung vom 11. März 1848. Sie ging weiter; sie sprach sich, wenn auch nicht infolge einer Abstimmung, doch in ihren Mitgliedern ziemlich öffentlich dahin aus: Hassenpflug's Programm sei Lug und Trug, und die Angelegenheit stand flugs so: daß die Kammer es zu einem Ehrenpunkt machte den Kurfürst zu zwingen Hassenpflug nicht zum Minister zu machen. Und nun begann schon ein förmlicher nicht kleiner, sondern kleinlicher Krieg.

Auf diesen Keim aller Zerwürfnisse hat der Verfasser keine besondere Rücksicht genommen, und doch ist er Hauptsache. Wir fragen: Ist ein solches Verfahren constitutionell? Steht der Kammer ein Recht zu den Regenten zu tyrannisiren bei der Wahl des Ministers, und ihn indirect von vornherein zu zwingen Jemanden nur nach ihrem Willen zu wählen oder nicht zu wählen? Gewiß nimmermehr. Sie kann die Thaten, die geschehenen Facta an Ministern rügen und sie zwingen, durch Nichtunterstützung ihrer zur That gewordenen Intentionen, abzutreten; aber vor jeder Amtshandlung zu sagen: Wir wollen nicht diese Person. Das geht ein wenig zu weit. Nichtgeschehenes kann nicht verurtheilt werden. Der Kurfürst sollte einen Demokraten zum Minister wählen.

Dann man darf nicht vergessen daß die Kammer während des Streits eine überwiegend demokratische geworden war, und sich als solche durch die Wahl Bayrhofer's zum Präsidenten genugsam charakterisirte. Dies verursachte außer Hessen reichlich dieselben Besorgnisse wie des Kurfürsten Schritt der Berufung Hassenpflug's. Bayrhofer war von Frankfurt her, sowol was seine Ansichten über Politik, noch mehr aber die was Religion und Kirche, diese ewigen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft, angeht, in zu bösem Angebenken. Wären Alle ein Recht haben Hassenpflug, Bismarck und Conforten wegen ihrer pietistischen Richtung anzuklagen — Bayrhofer und seine Partei haben es am wenigsten; sie stehen ebenso gut auf einer von der Wahrheit entfernten äußersten Seite, die Einen nur nach Links, die

Andern nach Rechts. Dasselbe ist der Fall in der Politik — Reaction und Anarchie!

Als die Aufgabe des Ministers Hassenpflug bezeichnet der Verfasser: eine intendirte, systematisch auszuführende Verfassungsverletzung, Zurückführung der politischen Zustände auf das Jahr 1847 und Lostrennung des Kurstaats von der Union.

Wer will beschwören ob so Etwas sei oder nicht? Aber der Fehler der Ständekammer lag jedenfalls darin daß sie diese Intention als gewiß schon da annahm als noch kein Schritt von dem Minister unternommen war, und ihn in Allem was er that angriff. Sie wird es nie leugnen können daß sie den Krieg begann und durch eine förmliche provocatio ad agendum hervorrief. Im Kriege aber wird Niemand seiner Handlungen ganz Herr sein, da gibt Eins das Andere, und so einfach wie der Plan hinter dem Schreibtisch gemacht ist, wird er nicht ausgeführt. Der Verfasser aber nimmt jede spätere Handlung Hassenpflug's für eine systematisch lange vorher ausformene; ob der Kriegszustand das Eine oder das Andere bedingte, davon wird nicht einmal die Möglichkeit vorausgesetzt. Solche animose Stellung aber führt leicht zu Irrthümern, und die Kammer hätte wenigstens die Möglichkeit annehmen sollen daß auch sie in einigen Punkten Hassenpflug zu nahe träte, daß auch er einmal das Beste rathen und sie sich irren könne. In einer Hinsicht hat sich Etwas er Art bewährt. Er sollte Verräther sein, weil er Hessen von der Union zurückzuführen wollte; wenn er Das hat, weil er sie für nicht dem deutschen Staatsrecht' genäh, und dazu für ganz unausführbar hielt, so hat er damit wenigstens gezeigt daß er in diesem Punkt klüger war als die ganze hessische Kammer.

Mit Beratungen über Finanzen und Budget begann das Drama. Hassenpflug dachte an Vorlage eines ganz neuen Gesetzes. Man lehnte natürlich so Etwas ab; unter den Verhandlungen dieserhalb kam der 1. Juli 1850 heran, wo der alte Credit gerade zu Ende ging. Hassenpflug stellte den Antrag: die alten Steuern nur bis Ende 1850 forterheben zu lassen, um während er Zeit eine Vorlage des Budgets nach dem neuen Finanzplan vorzubereiten. Die Stände sahen darin den eabsichtigten Plan: die Budgetvorlage ganz zu umgehen und schlugen es ab; nun wurden sie aufgelöst und ein Ausschuss blieb welcher eine vorläufige Hebung indirec-ter Steuern auch über den 1. Juli hinaus erlaubte. Die neuen Ständerwahlen wurden möglichst beschleunigt, sie führten zu jener demokratischen Kammer von der eben geredet ist. Am 26. August kam sie zusammen. Hassenpflug's Vorlage: „einmaligen Forterhebung der Steuern nur für den Monat September (er hatte also gegen seine obige Forderung, wo er die Steuern bis zum Schluß 1850 bewilligt haben wollte, schon abgelassen), dann, nach Annahme dieses Vorschlags Vertagung bis Mitte September, indem dann die Vorlagen ausgearbeitet sein würden, auf deren Grund ein ganz neues Budget vorgelegt werden solle“, war wol nicht ganz insofern

zu verteidigen als sie das Mißtrauen was bestand allerdings noch heben mußte; aber schon größere Mißstände zwischen Regierung und Ständen in Hessen hatten sich friedlich ausgleichen lassen. Nun folgte auf diesen Antrag der bekannte Beschluß der Kammer, wo nur indirecte Abgaben bis zum 30. September erhoben werden sollten, die dann noch dazu der künftigen Finanzperiode eingerechnet und deshalb nicht verausgabte, sondern in Depositum behalten werden mußten. Die directen Abgaben wurden nicht verwilligt.

Die Stände waren laut dem Buchstaben der Verfassung schon in ihrem Recht jenen Beschluß zu fassen. Wer will ihnen Dies ablangnen? Aber war es vernünftig um eines kleinen Differenzpunkts willen die Steuern zu verweigern und den ganzen Staat in Frage zu stellen? Denn warum handelte es sich am Ende? Nicht um den eigentlichen Stock der Steuern während zwei Monate, denn diese im Ganzen und Großen mußten die Stände billigen, sondern bloß um die aus dem künftigen Budget aus verschiedenen Ansichten der Stände und des Ministeriums etwa wechselnden Differenzpunkte, also höchstens wenige Tausend Thaler!

Unser Verfasser sagt: „Jener Beschluß enthielt eine Steuerverweigerung und auch nicht.“

Das Erstere ist das allein Wahre. Staat und Regierung können ohne laufende Einnahmen zu verwenden nicht bestehen. Dies ward den Ständen mit Recht vorgestellt, sowie daß sie mit dem Staate zuerst auch die Verfassung selbst in Frage gestellt, aber ohne alle Wirkung — sie wollten in ihrem Rechte sein. Die Stände wurden am 2. September aufgelöst und ein Ausschuss blieb. Auch er war bei Forderungen des Ministers die Steuern in die Hände zu bekommen streng gegen ihn. Letzterer aber ließ durch ein Gesetz vom 4. September die Steuern forterheben und verwenden. Nunmehr erfolgten die weiteren Scenen: jener passive Widerstand durch definitive Steuerverweigerung, Verlegung der Residenz nach Wilhelmshad, Aufrufung des neuen Bundestags zum Schutze und die Scenen in Hessen zwischen Oestreichern und Preußen, die zunächst wol zum nähern Einverständniß zwischen den beiden Großmächten geführt haben, wie auch der Verfasser in der Einleitung richtig bemerkt.

Unser Verfasser behauptet von Dem was seit der Augustversammlung der Stände geschah ein planmäßiges Vorschreiten des Ministers um es bis zur Steuerverweigerung zu treiben. Das kann unmöglich sein, denn die Stände selbst waren sehr voreilig mit dieser äußersten Maßregel; wenigstens mußten sie, wenn sie jene Absicht des Ministers so gewiß wußten — mit ihrer Erlaubniß — sehr dumm gewesen sein sogleich darauf einzugehen, während sie doch sonst ziemlich das Gegentheil von Dem thaten was er von ihnen wünschte. Sie hätten in doppelter Hinsicht, für Hessen und um den Minister zu ärgern, gut daran gethan jene ersten Finanzdifferenzen friedlich und nicht so auszugleichen daß gleich das schwerste Geschick dieser Vorpostenplänkelei entgegengesahren wurde. Aber man vergaß das Water-

land über den persönlichen Haß gegen Hassenpflug, seitdem man eben einen persönlichen Ehrenpunkt daraus gemacht ihn zum Abgang zu zwingen. Man ist fast versucht auf die moralische Lehre des alten Fabelgedichts zurückzukommen: Blinder Eifer schadet nur.

Die Schrift Nr. 3 schließt sich ihrem Inhalte nach ziemlich genau an Nr. 2 an; auch sie ist ihrer rein-subjectiven Auffassung der Begebenheiten wegen mehr als Parteischrift zu charakterisiren. Das war bei dem Verfasser, der früher mit Detter zusammen Redacteur der „Neuen hessischen Zeitung“ war, auch nicht anders zu erwarten. Was die Darstellung angeht, so ist der Verfasser Hrn. Gräfe darin bedeutend überlegen; sie ist fließend, vermeidet Keuferstes in Aeußerungen, und statt langer Deductionen im Parteigeist nimmt sie auch auf Begebenheiten Rücksicht die, obwol im weiten Gesichtskreis liegend, auf die hessischen Fragen nicht ohne Einfluß geblieben sind. In Resultaten und Endurtheilen sind übrigens beide Verfasser ganz übereinstimmend. Leider geben sie aber auch über einige interessante Punkte, über die man völlig aufgeklärt sein müßte um ein ganz gerechtes Urtheil in den hessischen Angelegenheiten zu haben, keine Aufklärung. Welche waren die geheimen Triebfedern die in der Stille die Berufung Hassenpflug's zum hessischen Minister vorbereiteten? Waren hier geheime Unterhandlungen mit dem österreichischen Gesandten, wie wol behauptet ist, vorangegangen oder nicht? War Preußen einverstanden oder getäuscht hingehalten? Hatten die Conferenzen zwischen dem Kurfürsten von Hessen und dem König von Hannover Etwas bezweckt was mit der Hassenpflug'schen Berufung in Verbindung stand oder nicht? Handelte Hassenpflug nur auf seine eigene Hand, nach seiner individuellen Ansicht, d. h. natürlich im Einverständnis mit dem Kurfürsten, oder ist er als ein von vielen Höfen im voraus designirter Minister der rettenden That angesehen und empfohlen? Bevor man über diese und ähnliche Punkte nicht urkundlich Gewisses in Händen hat, wird man nie aus der Befangenheit der Parteauffassung und Beurtheilung des in Hessen Geschehenen herauskommen!

Nur noch ein paar allgemeine Bemerkungen von ganz unbefangener Standpunkte aus. Die Regierung in drei aufeinander folgenden Generationen hat an dem biedern Volke der Hessen nicht so gehandelt wie sie gefollt hätte; manche Schuld der Liebe und der Anhänglichkeit ist nicht einmal anerkannt, noch viel weniger in gleicher Münze abbezahlt. Aber es ging doch im Lande vorwärts, zwar nach und nach, unter Streiten und Zancken mit der Regierung, und mancher Schritt des Vorwärts ist um deswillen nicht anerkannt, weil andere zugleich erhobene Forderungen nicht mit durchgingen, sodas man im Unbehagen des Abgeschlagenen das Angenehme des Gewährten ganz überfah. Wo aber war es in der ganzen Welt anders? Wo existirte das Ideal der Eintracht zwischen Regierungen und Unterthanen? Die Constitution ward doch, trotz einzelner Verletzungen, immer wieder in Kraft gesetzt, und merckliche Abweichungen ge-

schahen nicht, weil man es klüglisch von keiner Seite zum Aeußersten kommen ließ. Die Klagen der Hessen waren nicht absolute Nachtheile, die sie allein und Niemand sonst zu tragen hatten; solange die Welt noch steht werden ganz gleiche allenthalben wieder auftauchen oder vielmehr nie abreißen, und es kann dabei doch mit Staat und Volk vorwärtsgehen.

Es scheint mir ein Unglück das Kassel, die einzige große Stadt in Kurhessen, einen zu ausschließlichen Einfluß auf die Verfassungsfragen ausgeübt hat. Seit 1830 und 1831 war in die Kasseler gleichsam der Zerkel gefahren. Sie vergaßen ihren Sieg über den Kurfürsten nicht, und nie ist es ihnen in ihrem Sinn anders gewesen als das sie einen gleichen, wenn es ihnen beliebte, jeden Augenblick wiederholen könnten. Diese Stimmung brachte Jeder mit nach Hause der in Kassel gewesen, und Kassel mußte jeder Hesse einmal gesehen haben. Diese Ueberhebung zeigte sich noch in andern Hinsicht in Beziehung auf Das was die Kasseler 1830 erstritten. Referent befand sich 1850 im August in Hessen und Kassel und suchte die Stimmung im Schoß des Volks kennenzulernen. Bei den gebildeten Bürgern die Aemter in den Gemeinden bekleidet mußte er hören: Das sei eine in der ganzen Welt anerkannte Thatsache das Hessen im allgemeinen constitutionellen Wesen dem übrigen Deutschland um wenigstens 20 Jahre voraus sei; Das habe man genugsam bewiesen und werde es jeden Augenblick noch mehr beweisen können. Dieser unglückselige Glaube machte immer die Hessen oder vielmehr die Kasseler — denn von ihnen hing das Meiste ab — geneigt nicht allein auf jedes noch nicht producirt constitutionelle Kunststück bereitwillig einzugehen, sondern es auch als eine Nothwendigkeit anzusehen darin allen andern Staaten vorauszugehen und ein Beispiel zu geben. Das Wort Constitution hörte man am meisten von denen aussprechen welche von deren Geist am wenigsten verstanden; welche von der Wechselwirkung und den Conflicten zwischen Gesetz und Macht, die leider immer bestehen solange es Menschen gibt, keinen Begriff hatten; die weniger an die Constitution dachten als daran das sie wieder Sieger über den nicht populären Kurfürsten sein würden durch die Constitution; und die endlich keine Ahnung davon hatten das man recht wohl eine Constitution durch die Constitution selbst zugrunde richten kann. Referent befand sich eines Nachmittags im August 1850 im Laden eines Handschuhmachers zu Kassel; dieser ward abberufen um als Zuschauer ja nicht zu fehlen wo es „losgehen wird“, und wo man doch dabei sein müsse um von den Galerien herab die nöthigen Kritiken und Unterstützungen der Redner zu bewerkstelligen. Dieser Aufforderung zu einer höhern Mission ward auf der Stelle Folge geleistet. Nur darauf, es war ja Alles constitutionell!

Sollte der Kurfürst zu Kreuze kriechen vor dem ihm dictirten Kammerbeschluß, seinen Minister zu entlassen bevor er irgend eine Amtshandlung verrichtet? Nimmermehr; diese Tyrannei wäre immer wiederholt

und die Anarchie konnte nicht ausbleiben, wenn die Kammer, ihre Stellung so ganz mißverstehend, sich zur Behörde einsetzt welche auch die äußerlichen Regierungsmaßregeln besorgen will. Wir können nicht unterlassen eine Parallele hierher zu ziehen. Karl X. löste eine ihm nicht genehme Kammer auf bevor sie ein Wort gesprochen, und die Folge war — die Julirevolution. Die heftige demokratische Kammer setzt ihren Kopf darauf den Kurfürst zu zwingen einen designirten Minister nicht zu nehmen, und beginnt ihre Operationen bevor dieser noch sein Amt eigentlich angetreten; wer kann sich über den Erfolg als Antwort wundern? Es wiederholt sich Alles im Leben.

Das was nun weiter in Hessen vorging läßt sich von zwei freilich sehr verschiedenen Gesichtspunkten auffassen:

Ein mal so daß man annimmt daß trotz jener Forderung und der fernern Schritte der Kammer, die offenbar nur geschahen um die nicht gleich gewährte Forderung durchzusetzen, das constitutionnelle Verhältniß und Einvernehmen zwischen Kammer und Regierung gar nicht gestört sei; daß man alle Schritte des Ministers die nun geschahen als eigenmächtige, im tiefsten Frieden durch Nichts vorher bedingte Initiative hinstellt und sie nun nach dem Buchstaben der Constitution beurtheilt und verurtheilt. So verfahren entschieden die Schriften Nr. 2 und 3.

Dann aber auch so daß man jene zuerst von der Kammer erhobene Forderung als eine förmliche Aufforderung zum Kriege gegen die Regierung auf Leben und Tod ansieht. So kann man sie wol nennen; denn wenn auch von dieser speciellen Frage Sein und Nichtsein für Hessen nicht abhing, so war Dies doch der Fall bei dem zur Sprache gebrachten Princip: Wer regiert, der Monarch oder die Kammer? Und eine Entscheidung über dies Princip war es warum es sich handelte. Nun scheinen alle Handlungen des Kurfürsten und seines Ministers als im Stande der Selbstvertheidigung abgedrungene Thaten, als Thaten eines innern Kriegs, provocirt durch Andere und auf welche die Resultate der für den Frieden entworfenen Gesetze gar nicht anwendbar sind. Denn das Recht oder vielmehr die Nothwendigkeit im Kriege ist ein anderer Coder als der der friedlichen Zeiten, aber darum ist das Recht des Kriegs nicht minder ein anerkanntes.

Gott mag es wissen wer hier Recht hat. Nur das Eine ist ganz gewiß: die Stände handelten nicht klug den kleinen unbedeutenden Finanzdifferenzpunkt mit einer partiellen Steuerverweigerung schlichten zu wollen die bald zur absoluten wurde. Unsere modernen Staaten sind auf die Steuern als einzige Geldzuschüsse allein basirt, darum ist eine Verweigerung derselben einer Aufhebung ganz gleichwacht. Die Frage: ob überhaupt noch später nach den gemachten Erfahrungen eine absolute Steuerverweigerung als Recht der Stände wird bleiben können, mag dahinstehen. Aber jedenfalls sollten Stände, wenn sie nur eine Idee von der Bedeutung des Staats 1851. m.

haben, kein va banque Spiel mit seiner Existenz um Nichtigkeit zu treiben und Sein und Nichtsein in Frage stellen, um in einer ihnen nicht einmal mit Recht zustehenden Frage ihre persönliche Ansicht und ihre eingebildete Superiorität durchzusetzen. Mit der absoluten Steuerverweigerung war der heftige Staat so gut wie aufgehoben; jetzt war zur Entscheidung geradezu die Macht heraufbeschworen, und diese decretirte was ihr möglich und nöthig schien. Die Stände sahen bald ein daß sie sich verrechnet und ihre Macht überschätzt hatten; jetzt sagen sie: das Gesetz für den auf Frieden berechneten Zustand Hessens sei verlegt! Aber wer war Vater des Kriegs?

Mag es wahr sein und nicht abzuleugnen daß die Stände ihre Maßregeln genau mit Paragraphen des Grundgesetzes belegen können — es bleibt nichtsdestoweniger ebenso wahr daß man Schaden nimmt, wenn man nur das Neueste thut was man thun kann, und nicht Das was man thun soll den Umständen gemäß. Stellt das preussische Heer auf an der Grenze, sodas die Fußspitzen diese berühren, und das österreichische ebenso nah an seiner Grenze, es wird Krieg sein binnen 24 Stunden ohne jede andere Veranlassung, obwol Jeder nur thut was er rechtlich thun konnte. Ebenso ist es mit dem innern Leben der Staaten. Der Regierung stehen Rechte zu, und umgekehrt den Unterthanen; thut Jeder das Neueste das ihm gestattet ist, reiben sich also die Befugnisse jeden Augenblick scharf gegeneinander, kommt gar der Eigensinn hinzu nicht nachgeben zu wollen, und behauptet Jeder nur in seinem Recht zu sein, dann wird auch politischer Krieg da sein. Nur in den Staaten wird man Glück und Zufriedenheit finden, wo zwischen den äußersten Befugnissen der Regierungen und Unterthanen ein neutrales Gebiet gleichsam wie heiliger, nur in den äußersten Nothfällen zu betretender Boden gehalten wird. Jeder vorwichtige Schritt auf ihn kann den ganzen Staat in Frage stellen.

Was hat das brave Volk der Hessen nun von seinen Anstrengungen, von seinen Aufopferungen, von der musterhaften Ausführung des von seiner Kammer decretirten passiven Widerstandes? Das Lob und die Bewunderung deswegen kann kein Ersatz sein für die tausendfachen Nachtheile die das Land von dem voreiligen Gesetz der Steuerverweigerung und dem davon abhängigen politischen innern Kriege hatte. Sowie das Geschütz springt, wenn man das Rohr überladet, so geht auch jede Constitution zugrunde, wenn man ihren stets nach dem Geist aufzufassenden Inhalt, sich nur an die Buchstaben haltend, auf die äußerste Spitze treibt. 55.

Zur Goethe-Stiftung.

Bekanntlich erließ im Juli 1849 bei Gelegenheit der nahe bevorstehenden Secularfeier von Goethe's Geburtstag ein Verein vorzüglicher Männer, Literatur- und Kunstnotabilitäten in Berlin, ein allgemeines Manifest an das

gesammtes gebildete Deutschland, zu würdigen und in feinsten Zukunft nachfolgendem Geiste dieses Festes. Nicht celebrirt bloß: werden sollte diese Fast wie andere Feste celebrirt werden, sondern es sollte die äufere stets bleibend-wiederkehrende Veranlassung sein zu einer großartigen, alle geistigen Lebensinteressen Deutschlands durchgreifend berührenden, hebenden, fördernden Schöpfung, würdig des unsterblichen Verdienste des großen Mannes und deutschen Geistes, deutsche Kunst und Art. Lasset uns, sagen jene Männer in ihrem Aufsatze, ein großes Nationalinstitut gründen, das die Bestimmung hat „die Leistungen der Kunst in Deutschland zu kräftigen und zu beleben, zur Mehrung ihres bildenden Einflusses: auf dem festlichen Fortschritt der Nation“.

Schon die Namen der 23 Unterzeichner bürgten für die gründliche Wichtigkeit der Idee, und so fand dieselbe namentlich am weimarischen Hofe ein lebendiges Echo. Da jedoch jener Aufruf der 23 Rosabilitäten ausdrücklich irgend jeden Kunst- und Literatursinnigen zur Einreichung von Musterplänen, wonach jene Idee am sichersten verwirklicht werden könnte, auffoderte, so wählte der Hof zu Weimar, bevor er selbstthätig zu Werke ging, vorher abzuwarten welche anderweitige Pläne etwa dem berliner Comité vorgelegt würden.

Zwei Monate nach der Goethe-Secularfeier bildete man bei dem berliner Comité aus seiner Mitte einen Ausschuss, bestehend aus den Professoren von den Hagen, Nagmann und Koch und den Herren Oebrecht und Wülfhan, welche über die bisher eingebrachten Pläne Bericht erstatten sollten. In diesem compte-rendu vom 29. October 1849 finden sich, nach die leitenden Grundideen, die der Comité in seinem Aufrufe vom 5. Juli angedeutet hatte, näher entwickelt. Die Künste, heißt es: darin summarisch, die wir in unserm zu begründenden Goethe-Nationalinstitut vorsetzen wissen wollen, können im strengem Sinne nur die eigentlich sogenannten schönen Künste sein. Dahin gehören zuerst die welche aus dem Worte entspringen: die Poesie, die Beredsamkeit, die Declamation; ihnen schließt sich zunächst als thätende Kunst die Musik, und dieser die höhern bildenden Künste Malerei und Sculptur an. Drei äußerlich insführende Hebel sind es vorzüglich die diesen Künsten zum höhern Aufschwung dienen, nämlich 1) das Auffragwesen (die Preisvertheilung durch freie Wahlstimmen), 2) die Unterstützung (der Künstler) und 3) die allseitige Aufmunterung, Anspornung, derselben. Die Poesie würde diese geistigen Hebelungsmittel alle drei, die Beredsamkeit und Declamation bei ihrer vielmehr nach außen gestellten Natur und Geltung nur das erste füglich in Anspruch nehmen dürfen. Für die Musik würden regelmäßige Gesangsfeste, Sängerkriege nach der alten mittelalterlichen Bedeutung von mächtigster Instanz sein; eigentliche Gesangsschulen würden zu sehr ins Technische sich verhalten, und von der speciellen Anknüpfung an Goethe, die immer festgehalten werden muß, abführen. Für die bildenden Künste: Malerei und Sculptur, dürfen die

Preisausschreibung und die Aufmunterung der einzelnen Talente als hinreichende Hebelungsmittel gelten.

Nach dieser Auseinandersetzung theilte man bei dem berliner Ausschuss die drei dem Comité eingereichten Pläne mit. Die beiden ersten, vom Generaldirector der Museen von Diersch und dem Seminardirector Diesterweg eingereichten, verwirft er, jenen als zu unzulänglich und die leitende Idee nicht erschöpfend, diesen als zu speciell-pädagogisch, und hält sich an den dritten, von Professor Koch, der eine jährliche zu Weimar stattfindende Preisvertheilung an die vier schönen Künste beansprucht. Inwieweit dieser Vorschlag zu modifiziren, weiter auszu dehnen, ins Speciellere und zugleich Großartig-Allgemeinere auszuarbeiten und, mit individuellstem Festhalten der Goethe-Beutung, ihm doch eine mannichfaltigste intellectuelle und möglichst nationale Beziehungsfülle zu verleihen sei, darüber foderte der Ausschuss im Namen des Comité jeden gebildeten, von der Idee ergriffenen Deutschen auf seine fernern Vorschläge und Ansichten einzureichen.

Wir mußten auf dies dagewesene Factische zurückkommen, um den Uebergang zu gewinnen auf eine kleine Schrift die eben erschienen und diesem allerdings bedeutsamen Nationalthema eine höchst theilnahmvolle und detaillirte Betrachtung widmet, und nicht bloß eine reflectirende, sondern zugleich eine praktisch-bethätigende, insofern sie den ausführlichen Entwurf eines möglichst umfassenden Plans für eine solche Goethe-Stiftung im Sinne jenes berliner Aufrufs mitenthält. Der Titel dieses in französischer Sprache geschriebenen Werkchens ist:

De la Fondation-Goethe à Weimar, par Franz List. Leipzig, Brockhaus. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser, in Weimar sitzend, und, wie er in seinem Vorwort selbst bekennt, lie par des devoirs de haute reconnaissance à l'auguste famille de ses princes, geht allerdings zunächst von dem Gedanken aus: daß der naturgemäße Sitz eines solchen der Kunst und Literatur geweihten Instituts, wenn es Goethe's Namen an der Spitze führt, Weimar sein muß. Hierin wird dem Verfasser jeder Verständige rechtgeben, denn Goethe ist das Band das diesen Ort ein mal für alle mal mit deutscher Intelligenz und deutschem Kunstfortschritt verknüpft. Ja, der Gedanke ist mehr als historisch begründet, er ist auch poetisch gerechtfertigt: Weimar zum Mittelpunkt eines solchen Instituts zu machen. Denn wie schön und glorreich jene Glanzepoche Jim-Athens, deren vorzüglichster Träger Goethe war, auch gewesen, sie ist doch nur eine schöne Vergangenheit. Sie wird zur sich in die Zukunft erstreckenden Gegenwart gemacht, wenn an diese Epoche und an diesen Namen sich eine neue Schöpfung, eine solche für alle fernsten Zeiten und im Geiste jenes damaligen hohen Aufschwungs einer verschwundenen Zeit knüpft. Nicht das Grab bloß einer schönen Vergangenheit soll Weimar sein, sondern aus diesem Grabe soll die alte Zeit noch einmal ver-

jüngst und höchster Verjüngung fortbauend fähig, aufzuerstehen.

Es scheint deshalb keineswegs unangemessen wenn der Verfasser seine Schrift mit einer kurzen historischen Skizze eröffnet, welche die bezeichnendsten Thatfachen hervorhebt durch welche seit Jahrhunderten die Fürsten des weimarischen Regentenhauses ihr hohes und vorzügliches Interesse an deutscher Wissenschaft und Kunst andeutend gezeigt; wenn er auf die in poetische Sagenämmerung gehüllte Hoffahrt der thüringischen Landgrafen zurückgeht, auf den sagenhaften Wartburg-Sängerkrieg, der seinen minnehaften Sangsmordtödtlichkeiten noch fernmüchenschaft in unsere ödtere Gegenwart wirft; sodann der Verdienste gedenkt die Regenten wie Friedrich der Weise, dessen Sohn Johann Friedrich der Großmüthige, dessen Nachfolger Johann Friedrich der Milde, Johann Wilhelm, Friedrich Wilhelm und dessen Bruder Herzog Johann von Weimar sich um den Fortschritt deutschen Geistes erworben; wenn er mit besonderer Vorliebe der Regenshaft der Herzogin Dorothea Maria gedenkt und ihres Sohnes des Herzogs Johann Ernst, der selbst Rector der Universität Jena und mittelbarer Stifter des gelehrten Palmenordens war, an den wir uns mit Rücksicht natürlich auf jene geistig noch trübe Zeit unwillkürlich erinnern, wenn von Weimar als dem werdenden Sitz einer Goethe-Stiftung die Rede ist. Bei dieser Gelegenheit verbreitet sich unser Autor ausführlich über Wesen und Bedeutung der „Akademie“, die, öfters große Mittel absorbirend, doch Dem was ihr eigentlicher Zweck und Ziel sein sollte: die Förderung der Intelligenz — zeitgemäß und innerhalb der bestimmten Formen des sich fortbildenden Geistes — nur wenig entspreche. Von jener weltbedeutenden Epochenzeit unter Karl August und der Herzogin Amalia, die der Autor in kurzen Zügen, doch mit überleitender Prägnanz und Vereinfachung schildert, gewinnt er sodann in einem unvergeßlichen Schlusswort Alexander von Humboldt's den Uebergang auf die Entwicklung seiner eigentlichen Ideen über die Realisirung des Plans einer Goethe-Stiftung, in welchen er im Wesentlichen mit den Ansichten des berliner Comité übereinstimmt. Es findet sich in diesem dritten Abschnitt von des Verfassers Werkchen manche feine Bemerkung welche beweist daß derselbe seinem Gegenstand jene tiefere Seite abgewonnen, die allerdings nothwendig ist hervorzuheben, wenn der Gegenstand nicht als ein vorübergehendes sanguinisches Project, wie deren Hunderte in der Zeit aufstanken, wieder aus dieser verschwinden soll. Der Grundgedanke auf welchem der Autor hierbei basiert ist jenes speculative Wort Leibniz: „daß die von der Vergangenheit befruchtete Gegenwart es ist welche die Zukunft gebiert.“ Eine Goethe-Stiftung, intellectuell-umfassend nach allen Richtungen, die für Phasen des Geistes gelten können, muß ihre geistigen Fühläden aus jener großen schönen Vergangenheit heraus durch die Gegenwart hindurch in eine ferne und, Gott gebe Das! herrlichere Zukunft erstrecken, sonst ist sie des Namens nicht würdig den sie führt.

Der Mann versagt es uns auf die oft näherliegenden Beziehungen die man den Eingelapencus unsers Autors abgewinnen könnte näher einzugehen. Wir wissen und deshalb, weil dieser eigentlich das Hauptkernstück und Praktische bei der Sache ist, zu seinem vierten Abschnitt wenden, welcher schon eigenem, hier der Deffinitivität übergebenen Entwurf, sein „Exposé d'un projet de la Fondation-Goethe“ befaßt.

Der Verfasser zerfällt sein Exposé in zehn wiederum einzelparagraphisirte Abschnitte: der erste Abschnitt handelt von der Preisconturrenz selbst (des concours). Die Productionen die zur Preisconturrenz gelangen betreffen a) die Literatur; b) die Malerei; c) die Sculptur; d) die Musik. Die Conturrenz soll, entfernt an die Weise der griechischen Olympiaden anknüpfend, alle vier Jahre dergestalt geschehen daß jede Kunst je im vierten Jahre vertreten ist. Es wird nur ein Preis für jede festgesetzt. Dieser besteht in einer Geldsumme welche als äquivalent für das gewöhnliche Werk gelten kann. Jede andere „Unterstützung“ für den Künstler fällt weg.

Der zweite Abschnitt handelt von der Organisation der Goethe-Stiftung. Ein dirigirendes Comité, bestehend aus 25 Mitgliedern, wird niedergesetzt. Dies ist gebildet a) aus dem Erbgroßherzog von Weimar — oder nach ihm aus einem andern Volzen des Hauses — als Präsidenten; b) aus den Unterzeichnern des Auftrags vom 6. Juli 1840 mit der Beschränkung daß von diesen allemal nur fünf repräsentirend und wählbar sein sollen, die übrigen 20 sollen, solange sie nicht fungiren, als Ehrenmitglieder betrachtet werden; c) aus zwei Personen, deren Ernennung lediglich dem Prinzen-Präsidenten zusteht und die in Weimar wohnen müssen; d) aus zwei Personen aus der Einwohnerchaft Weimars; e) aus andern Notabilitäten aus andern Städten des gesammten Deutschlands, bis zu fünfzehn an der Zahl. Zu diesem Comité würden ferner noch gehören ein A-Secretair; ein A-Rechnungsführer und Rentmeister (etwa auf je vier Jahre zu wählen), welche in Weimar wohnhaft sein müssen. Die Mitglieder des dirigirenden Comité werden auf Lebenszeit ernannt.

Der dritte Abschnitt handelt von der Zusammenberufung des dirigirenden Comité. Zu jeder Jahresfeier des 28. August werden fünf auswärtige und fünf einheimische Mitglieder einberufen. Erstere erhalten eine Reisevergütung von je 100 Thirn. Die Einberufung der auswärtigen Mitglieder darf nicht später als im Mai stattfinden. Die unbedingt nothwendige Zahl der anwesend sein müßenden Mitglieder ist wenigstens sechs. Ihre Entscheidungen haben volle Kraft. Will der Prinzen-Präsident sich bei den Sitzungen des dirigirenden Comité vertreten lassen, so hat der Comité selbst sich seinen Vicepräsidenten zu wählen.

Der vierte Abschnitt handelt von den Vorrechten und Obliegenheiten des dirigirenden Comité. Die Mitglieder welche die Einladung angenommen müssen vor dem 15. August in Weimar sein, an welchem Tage die

erste Sitzung stattfindet. Ihre Verhandlungen betreffen: 1) Die Wahl neuer Mitglieder, wenn im Laufe des Jahres welche ausgeschieden sein sollten. Die Neuwahl steht frei unter allen deutschen literarischen und künstlerischen Notabilitäten. 2) Die Verlesung von im Laufe des Jahres eingesandten Denkschriften, Entwürfen und sonstigen Mittheilungen, und inwieweit von ihnen Notiz genommen werden soll. 3) Die Verhandlungen über Veränderungen, Verbesserungen, Erweiterungen u. s. w. in dem bisher bestandenen Plane. 4) Die Feststellung des Programms für die Preisbewerbung des nächsten Jahrs. 5) Die Einführung einer Liste über die hervorragenden deutschen Literatoren und Künstler die nicht zum dirigirenden Comité gehören, die aber für folgende Jahre eingeladen werden sollen um das Comité bei seinem Urtheil über die eingesandten Werke zu unterstützen. Solcher Einladungen müssen für jedes Jahr drei stattfinden. 6) Die Einführung einer zweiten Liste, solche Personen betreffend die durch Vorträge in der Beredsamkeit und Declamation das Jahresfest verherrlichen können. Durch diese Einrichtung ist zugleich diesen beiden obligaten Künsten ein schönes Feld der „Aufmunterung“ verliehen. 7) Die Redaction des Programms für das folgende Jahr, welches an alle auswärtigen Mitglieder des dirigirenden Comité versandt und außerdem drei mal, im October, November und December, in den sechs gelesesten Journalen Deutschlands abgedruckt werden muß. Die Mehrzahl der Sitzungen des Comité, ganz besonders aber die erste und die letzte Sitzung der jedesmaligen Saison, in welcher die Krönung und Preisvertheilung stattfindet, müssen dem Publicum geöffnet sein.

Der fünfte Abschnitt spricht von der Nothwendigkeit daß man außer den Preisrichtern welche das dirigirende Comité bilden noch eine Anzahl anderer Künstler von Fach zur Mittheilung bei der Berathung und Jury der Preisvertheilung einladen müsse. Jedem dieser außerordentlich einberufenen Mitrichter soll ein dreifaches Votum zustehen und ihm ebenfalls eine Reiseentschädigung von 100 Thln. gezahlt werden.

Der sechste Abschnitt berührt ein sehr erhebliches Moment, von dessen Aufrechthaltung in gewissem Sinne das ganze äußere Fortbestehen des Instituts abhängen dürfte, nämlich die Vertheilung der Preise, insofern dieselbe zugleich die Acquisition der gekrönten Werke zum Zweck haben soll.

Der Goethe-Stiftung, deren eigentlich localer Sitz Weimar ist, soll der Besitz dieser Werke gesichert werden; ein Zweck der durch die stufenweise gesteigerte Proportion der als Preis verabreichten Summen, deren Höhe als hinlängliches Aequivalent für den Künstler gelten kann, sicher erreicht wird. Die Krönung und die Acquisition eines Werks sind mithin identische Dinge. Der Verfasser, dessen eigene Worte wir bei dieser Gelegenheit auch einmal vernehmen wollen, sagt:

La Fondation-Goethe acquerra droit de propriété sur les oeuvres couronnées, dès l'instant, où le prix en sera

decorés et accepté par leur auteur. De la sorte les tableaux et les sculptures, les ouvrages de littérature et de musique formeront peu à peu un musée avec une bibliothèque qui portera le nom de Musée-Goethe, où les oeuvres appartenant à la Fondation-Goethe seront exclusivement déposées, et la publication des ouvrages de littérature et de musique sera à sa charge et à son profit. Chacun des exemplaires qui en sera jamais imprimé portera sur le titre le sceau de l'institution . . .

Die progressive Chiffre der Preise soll sich belaufen auf einen Preis von 500, einen von 1000, einen von 2000 und einen von 3000 Thalern. Außer diesen Preisen sollen zu mehrerer Anfeuerung und Aufmunterung der Künstler und Literaten welche, wiewol nicht gekrönt, doch Wackeres geleistet haben noch für einen, besonders zu fundirenden, Belauf von 1000 Thln. eine gewisse Zahl Denkmünzen in Gold und in Silber geprägt werden.

Die beiden folgenden, mehr Nebensächliches, aber bei allem erschöpfend Detailirtes enthaltenden Abschnitte: „Des réglemens relatifs au concours des arts divers“ und „Du local de la Fondation-Goethe“, überlassen wir der Einsicht des Lesers selbst. Wichtiger und von allgemeinerem Interesse sind die beiden Schlußabschnitte: „Des prix accessoires“ und „De l'organisation financière de la Fondation-Goethe“. Es soll nämlich, wenn schon bei strengem Festhalten der Grundbestimmungen, doch ermöglicht sein durch Nebensubventionen, Privatlegaten u. s. w. das Bereich der concurrirenden Kategorien und Künste zu erweitern, sodas z. B. auch andere Künste, als Architektur, Kupferstecherkunst, die Declamation im engeren Sinne, der Gesang u. s. w., in die Concurrenz um einen ausgelegten Preis miteingeschlossen werden sollen. Keinem Fundator der ein Capital zu einer stetigen Preiskrönung für jeden beliebigen Zweig der Kunst oder der Literatur (sofern diese nicht in das streng-abgegrenzte Gebiet der reinen Wissenschaft gehören) auflegen will, soll Dies benommen sein.

Die finanzielle Organisation der Goethe-Stiftung anlangend, so stellt sie sich nach dem hier vorliegenden Plane äußerst einfach dar. Das Minimum des Sammtcapitals soll sich auf 60,000, dessen Maximum auf 100,000 Thlr. belaufen. Dies Capital soll zunächst durch eine unter den Auspicien des Erbprinzen-Präsidenten zu eröffnende Generalsubscription aufgebracht werden. Der vorläufige Aufwand der Stiftung würde betragen:

- | | |
|---|------------|
| a) der jährlich zu zahlende Preis von | 1000 Thlr. |
| (angenommen daß das weimarische Regentenhause nicht abgeneigt sein dürfte zu diesem Behuf einen jährlichen Zuschuß von 1—200 Thln. zu bewilligen) | |
| b) an für acht Personen zu bewilligenden Reisevergütungen, je 100 Thlr. | 800 . |
| c) dem Secretair | 500 . |
| d) dem Rentmeister | 300 . |
| bleiben für Verwaltungskosten u. s. w. noch | 400 . |

Summa 3000 Thlr.

Im Gebiete der Poesie, sowie der Sculptur ist an-

juchmen daß der jedesmalige Preis kaum je 500 Thlr. übersteigen wird, da ein poetisches Werk mit dieser Summe durchschnittlich immer für bezahlt erachtet werden kann, von dem Sculpturkünstler aber, ebenso durchschnittlich, nur die Einreichung seines Modells in Gips und seiner fertigen Zeichnung, nicht die Ausführung des Werks im Großen verlangt wird.

Hiermit hätten wir den Inhalt einer Schrift nach ihren wesentlichen Zügen wiedergegeben, die, weil sie ihren Gegenstand wirklich in sehr erschöpfender Weise in Anspruch nimmt, vielleicht nicht unerheblich beitragen wird zu dessen endlicher ernsthafter Förderung und Zubehaltung.

39.

Der Pole Rochnacki über die deutsche Philosophie.

Soeben kommt mir die Abhandlung über die deutsche Revolution von dem berühmten polnischen Schriftsteller R. Rochnacki, welcher zu Ende 1834 in Frankreich starb, wieder zu Gesicht, worin das Urtheil über die deutsche Philosophie von einer solchen genialen Kühnheit getragen ist, und sich durch eine so originelle Auffassungs- und Darstellungsweise auszeichnet, daß es mir ordentlich wie eine literarische Pflicht erscheinen will demselben eine größere Verbreitung zu geben, oder das Interesse daran zu erneuern, welches es gerade in unsern Tagen in gesteigertem Sinne zu erwecken geeignet ist, wenn auch je nach den verschiedenen Parteistellungen von verschiedenen Seiten.

Merkwürdig ist auch daß Rochnacki anders als ein beträchtlicher Theil unserer heutigen Radicalen den Weg zur deutschen Freiheit über die deutsche Einheit gemacht haben will. „Das heilige Reich“, sagt er, „hat zwei Theile seines Körpers, Oestreich und Preußen, sich abzusondern und zwei ungeheure Polypen zu bilden erlaubt, wovon jeder die Kräfte des übrigen Deutschlands übersteigt. Die Revolution wird keinen Schritt vorwärts thun können, wenn sie dieses falsche Verhältniß nicht verändert, diese schreiende Disharmonie nicht umstimmt. Preußen und besonders Oestreich halten durch das Uebergewicht ihrer slavischen Erwerbungen ihre deutschen Brüder in einer schändlichen Unterthänigkeit.“ Er hält dafür eine sociale Umgestaltung und Verbesserung der innern Staatsverhältnisse sei in Deutschland unmöglich, ehe nicht die Verstockung dieses Landes beseitigt, was aber wiederum unausführbar sei „ohne Vernichtung Preußens und Oestreichs, mit welchen Rußland auf dem Grunde der Theilung Polens ein so enges Bündniß schloß“. Rochnacki stellt sich hiernach die Aufgabe die deutsche Revolutionskraft zu analysiren, welche „die gänzliche Zertrümmerung zweier Hauptbestandtheile des ehemaligen Reichs oder des despotischen Protectorats Preußens und Oestreichs“ ins Werk setzen könnte.

„Als ich in diesem Lande reiste“, sagt er nun, „hörte ich von gebildeten Deutschen daß, ungeachtet so vieler Vereinzlungen der Theile und Theilchen, ungeachtet der Menge von verschiedenen Gesetzen beherrscher größerer und kleinerer Staaten, Königreiche, Fürstenthümer, Städte, endlich ungeachtet so vieler mannichfaltiger Verfassungen, wo alle Farben der Gewalt, von der Demokratie bis zum Autokratismus zusammenspielen, diese Nation jedoch im Allgemeinen etwas in sich Einstimmiges, etwas Eintönendes in ihrer Literatur, an Sprache und Sitte besitze. Es ist wahr, was die Sitte anlangt, ist es schwer ehrlichere, moralischere Menschen in der Welt zu finden. Aufrichtigkeit, Gastfreundschaft, Wiederföhrung Charakteristiken den Deutschen. Was im Herzen Das im Munde, was im Gedanken Das im Herzen. Geseßtheit in jedem Unternehmen, nirgend Leichtsinns, lange, allmähliche Bedachtsamkeit; doch von Dem

was sie einmal beschlossen bringt sie Nichts ab. In Stumpfheit der Sprache ist es auch wahr daß sich Alle verstehen. Es ist ein einwurzeliger Stamm, überall der nämliche mit kleinen Abweichungen in der Stellung und im Accent. Nichts gleicht der Herrlichkeit und der erharteten, wohlklingenden Kraft der deutschen Sprache; im Reichthum ist sie der slavischen am nächsten. Diegsam, weittönend, üppig, aufwogend und stürzend wie die Welle, wurde sie ein vollkommenes Werkzeug des Geistes, dessen geheimste, ich sage nicht Gedanken, aber selbst Anschauungen sie ans Tageslicht reißt. Es gibt im menschlichen Gehirn keine Bewegung die sie nicht auf der Stelle begriffe und offenbarte; kein Gefühl das sie nicht nannte; keinen Flug der Phantasie mit dem sie nicht zu einer andern Sprache unerreichbaren Höhe emporschwingen könnte.“ Aber in dem Rochnacki dem Leser im voraus bedeutet „die deutsche Literatur, Das ist den Umfang des ganzen menschlichen Wissens, nur einzig aus dem politischen Standpunkte betrachten“ zu wollen, bittet er die Deutschen um Verzeihung, mit ihrer Literatur, „die der Ausdruck und die Schöpfung dieser Zauber Sprache ist“, nicht zufrieden sein zu können; „da es doch schwer sei in ihr ein die zerrissenen Volkstheile zusammenknüpfendes, ein revolutionnaires Mittel zur Vollbringung der obenbesprochenen Unternehmungen zu finden. . . Im Gegentheil“, meint er, „meinem Urtheile nach steht Nichts so jenem Werke im Wege als eben die Richtung welche der menschliche Geist in Deutschland, besonders seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, genommen hat.“ Wir hören also die deutsche Literatur nach der revolutionnären Valuta abschätzen. . . „Es gab“, so hebt nunmehr die Kritik über die deutsche Philosophie an, es gibt noch eine Art Enthusiasmus in Deutschland welche man (obgleich dieser Ausdruck vielleicht zu energisch ist) die Begeisterung der Leere nennen könnte. Sie haben sich in das Wissen der schweren Dinge verliebt, sowie man Gott nur um seiner selbst willen liebt. Die Wissenschaft macht nirgend rechtlichere Ansprüche auf Universalismus, auf das Allwissen als in Deutschland; aber auch nirgend hat sie sich mehr vom vaterländischen Boden abgerissen. Zwischen ihr und der Welt haben schon alle Bande aufgehört. Es gibt gewiß Niemand der beim Aufgang oder Untergang der Sonne immer bleichere, immer dünnere, immer mehr durchsichtbare Wolken nicht bemerkt hätte, wie sie sich aus größern Massen in alle Gegenden verschoben und die einen nach den andern in himmlische Räume verschwinden. Das sind die philosophischen deutschen Systeme, aus der Tiefe des Geistes mit unerhörter Kraft, mit außerordentlicher Anstrengung entwickelt, immer bleicher, immer dünner. Sie sind über dieses Land, über seine malerischen Hügel seit vierzig Jahren reihenweise wie Karavane von Auquvögeln hingezogen ohne von sich in einem menschlichen Geschäfte eine Spur hinterlassen zu haben. Vor Luther war in dem heiligen Reiche Ein Glaube an alles Unsichtbare, und es war Eine Kirche die ihn lehrte. Die Deutschen wurden dieses Zwangs überdrüssig, und damit sie freier, nicht mit dem Glauben, aber mit der Vernunft forschen könnten, kündigten sie dem Papste den Gehorsam auf. Auf diese Art entsochten sie den Gedanken, aber zerstreuten den Geist, welcher weder Gedanke noch Vernunft ist. Dieses in der Geschichte denkwürdige Ereigniß gab ihrer ganzen Cultur eine entschiedene, reinintellectuelle Richtung. Seit dieser Zeit hat sich der deutsche Verstand geschärft, wurde aber zuletzt so abstract, sophistisch unruhig, daß er ohne Unterlaß, ohne Ruhe nach Dem trachten muß was gar nicht ist, «ein Ding das kein Ding ist», d. h. nach der Leere wo alle ihre Systeme wie in einem Abgrunde untergehen, wo sie sich wie jene Wolken in die himmlischen Räume zerstreuen. Und dennoch um zu Etwas zu gelangen, muß man im Fluge Widerstand haben! Um dem Fluge eine Richtung zu geben, und ihn von solcher Höhe gegen die Erde zu lehren, muß in dem Luftball ein gewisses Gewicht sein. Die Vernunft ohne Glauben als ein Mittel das Unsichtbare zu erforschen, wurde in Deutschland gleichsam zu einem Luftschiffe, mit welchem der

kühne, unvorsichtige Schiffer, nachdem er den eigenen Schwerpunkt verloren hat, wal nie die Erde erreichen wird, und sich in die Leere verlieren muß."

„Von Dem was ich hier anführte“, fährt Nochnacki fort, „könnte man einen Begriff, freilich einen unvollständigen, von der deutschen Philosophie erhalten, er wäre aber wenigstens insofern der Wahrheit nahe, da in diesen Gegenden die menschliche, in jener Richtung entwickelte Vernunft zu keinen vollständigen Resultaten gelangt ist, nicht einmal zu solchen die ihm selbst mindestens auf einen Augenblick genügen könnten, die ihm nach so vielen Abmühungen einige Ruhe gestatteten. Doch, wie gesagt, es handelt sich hier nicht entfernt um die Geschichte der Philosophie... Meinerseits wäre es unmaßgebend wenn ich in dieser Hinsicht vollständig sein wollte. Es handelt sich nur darum: ob die Abstraction, deren Einfluß in Deutschland in allen theoretischen Wissenschaften so sichtbar wurde, welche seine Kunst beherrscht, welche sich bis in die politischen Theorien der Deutschen ausgebreitet, diese Nation zu derjenigen Revolution, ohne welche sie keine Nation ist, befähigt hat? Man könnte diese Frage, oder richtiger diese revolutionnaire Interpellation an die Philosophie auch so stellen: Ob die Deutschen auf dem Wege der hohen Abstraction, auf dem Wege des ihre Cultur charakterisirenden Transcendentalismus jemals im Stande sein werden den Erwartungen der Revolutionsfreunde durch die Zertrümmerung des Joches das sie erniedrigt zu entsprechen? Sie nehmen in der Mitte, im Herzen Europas, die vortheilhafteste Lage ein. Sie haben Alles was man braucht um eine Heldenbahn zu betreten, Meer, Gebirge, fruchtbaren Boden, kräftiges Volk, eigene Waffen, Reichthum. An Gelegenheit hat es ihnen nicht gefehlt! Hinter dem Rhein und an der Weichsel wurden sie von zwei gewaltigen Erschütterungen zur Theilnahme aufgerufen. War es denn nicht, wenn es die Wahrheit zu sagen gestattet, die beste Zeit Europa zu überzeugen daß, wenn sie in den Jahren 1813 und 1814 mit den Kosaken und Königen Freiheitschwärmer werden konnten, sie auch in der Noth die Sache der Freiheit gegen diese Könige zu verteidigen wissen? Hatten die Julirevolution und die warschauer kein Recht etwas Anderes von ihnen zu hoffen als jene Beifall und Emeuten und diese Charpie und Seufzer? Wann werden sie denn, wann mit besserem Erfolge an Preußen und Oestreich denken können, wenn es nicht damals geschah als wir den Bar mit 80,000 Mann in Respekt hielten? ... Da muß man mit Schmerzen bekennen, denn zu verschweigen ist es unmöglich, daß diese ihre ganze Philosophie, diese ihre ganze intellectuelle Cultur im Angesichte dieser Ereignisse und nach deren Maßstab abgeschätzt, zu diesen praktischen Ansichten angemandt, nicht nur den Deutschen zu gar Nichts geholfen, nicht nur ihnen niemals zu Etwas nützen wird, sondern, was noch schlimmer ist, sie war, und einigermaßen ist sie noch antirevolutionnaire, folglich antisocial, nicht als eine Wissenschaft wegen ihrer Grundsätze, wol aber als ein für unsere eisernen Zeiten zu kostbarer Zeitvertreib, und Das besonders aus diesen Ursachen daß sie so vielmals die Aufmerksamkeit des Menschen von der Erde abzog, während ihm seine Pflicht und sein Gewissen nur ein Erdennensch zu sein erlaubten.“

„Deutschland ist ein par excellence philosophisches, literarisches Land. Durch die Superiorität in dieser Hinsicht, um welche man sie, wenn wir in andern Zeiten lebten, beneiden könnte, suchten sie sich für ihre Unbeholfenheit in der Politik, und gleichsam für ihre Minderjährigkeit in den Reichen der andern Nationen zu entschädigen. Also viel, sehr viel haben sie der Philosophie geopfert; vielleicht mehr als es sich um fremde Achtung zu gewinnen geziemte. Wenn man ihnen Mangel an Energie im politischen Leben vorwirft, rühmen sie sich immer: «Wir sind ein wissenschaftliches Volk.» Folglich scheint es mir daß diese ihre außerweltliche, metaphysische Tendenz höchstens in Allgemeinen Umrissen und nur mit Rücksicht auf die Haupttheile erkannt zu werden verdient.“

„Das mit der Vernunft zu ergünden was vorher nur dem Geiste und dem Glauben zugänglich war, Das ohne Glauben zu erforschen was Alles insichthelieft, das Absolute, aus dem alle Begriffe entspringen, was also der Mensch zu begreifen, d. h. zu umfassen nicht vermag, war und ist, wie ich erinnerte, die kühne Absicht der deutschen Philosophen. Ein Unternehmen so riesenhaft und so außerordentlich wie die Mittel mit welchen sie es zustandezubringen vorgenommen! Weil die Vernunft zu der Auflösung dieses Räthsels bestimmt worden ist, so mußte sie zuvor, um sich zu überzeugen wie weit ihre Kraft reiche, ausgemessen und in Urelemente zerlegt werden. Welcher Zimmermann geht denn an die Arbeit ohne vorher sein Werkzeug besehen und gewetzt zu haben? Also ein bis jetzt sehr logisches Verhalten. Die Deutschen wollten wissen was man doch mit der Vernunft vorbringen könne. Kant weilte sich gegen das Ende des letzten Jahrhunderts in die diese Hinsicht zu beleuchten, und schrieb die «Kritik der reinen Vernunft». Nachdem er sich in alle ihre Geheimnisse vertieft, fu in Welle wie die Leiche im anatomischen Theater zerlegt hat, erklärte er seinen Landsleuten nach langer und schwerer Arbeit von amtswegen auf dem Katheder: «daß die Metaphysik diese Absicht nicht entsprechen wird.»“

„Man hätte Kant glauben und auf alle Weise zu brin anfangen sollen; denn zu Gott kann man nur durch Gebet gelangen. Die Deutschen thaten es nicht. Einst haben in ihrem Lande die Heiligenbilder in den Höhlungen uralter Bäume mit neuer Kraft den Reisenden gefährt; das Volk traute dem himmlischen Schutzherrn und füllte die Kirchen. Diesen längst verlorenen Glauben an das Unsichtbare und Unbegreifliche wolt die Philosophen durch die Kraft der Vernunft ersetzen; diese Religion des Gefühls mit den Begriffen wiedergewinnen, und mit den Gedanken den dritten Himmel erreichen. Das gelang nicht. Auf Kant folgten andere gleich ihm tiefe Denker; ein Jeder von ihnen hielt auf einem gewissen Punkte an, und als ihm die Kräfte ausgingen überließ er es einem Andern die Bahn zu durchlaufen. Den Fichte ererbte Schelling, und den Schelling Hegel. Ein philosophisches System entsprang aus dem andern, und alle verschwanden wie Irrlichter in der Leere die sie eingab. Auf diesem Turniere trat ein Vernunftstahlet nach dem andern in die Schranken, errygt Staunen durch seine Kraft, und trat ab ohne den Preis errungen zu haben.“

„Dieser Mangel an beruhigenden Resultaten in der deutschen Philosophie wäre, so scheint es mir, kein so großes Unglück, wenn er nur der Philosophie allein geschadet hätte. Wa es fliest aus der Natur dieser Aufgabe, «das Unerforschliche zu erforschen», daß ähnliche Bestrebungen, wenn sie lange dauern, besonders wenn sie so allgemein und erfolglos wie in Deutschland sind, durchaus Entkräftung zurüchlassen müssen. Das Absolute hat den deutschen Geist forciert, kühn schreibe ich es hin. Kant's Criticismus, der diese Riesenhahn begann, wolt ist er denn wenn nicht die Kunst eigene Begriffe zu begreifen, zu denken, und zugleich Das wie wir denken anzuschauen. Seitdem die Deutschen ihre Vernunft als ein Bergwerk zu betrachten anfangen, aus dem sie alle Geistes- und Glaubensschätze zusammen herauszuverwünfteln hofften, seitdem mußte diese Vernunft in der schwersten, in der unatürlichsten Stellung verbleiben. Seit diesem Augenblick ist die äußere Welt, die sichtbare Natur, die Gesellschaft, die Politik, die vergangen, gegenwärtigen und zukünftigen Zeiten, dieses Alles ist vor ihren Augen verschwunden. Sie müßten sich einschließen und in sich schauen, und jeden Augenblick von diesem Schauen sich selbst Rechenschaft ablegen. Es war auf diese Art daß sich bei ihnen allmählig das Wissen des Wissens, der Gedanke des Gedankens, endlich die Wissenschaft der Wissenschaft bildete; denn auch dazu kam es. Der Augapfel hat sich verdreht, umgekehrt, das Auge schaute nach innen.“

„Zu forschen, und gleichzeitig mit dem nämlichen Kopf mit dem wir denken, diese Forschungen als wären sie ein zu“

Das Ding zu beobachten, wozu eine Anstrengung! In einer immerwährenden und klaren Erfassung seiner eigenen Vermunft zu verbleiben, wozu ein Zwang! Die Großwunderthaten der deutschen philosophischen Republik ertrugen diese Bewusstseins mit Leichtigkeit. Indem sie Dieses systematisch, nach Regeln, die im Voraus ausgedacht waren, unternahmen, kamen sie in dieser Hinsicht zu manchen für sie wichtigen Resultaten: oft fanden sie sogar auf dieser Bahn Das was sie zu suchen ihre Absicht hatten. Dies ist wahr. Aber ich frage: Was geschah damals mit ihren Jüngern? Sind denn alle Deutsche auf so vielen Universitäten Schellinge? Hat sie dieser vieljährige Transcendentalismus nicht ermüdet, und übrigens nicht gänzlich von praktischen Ansichten der Dinge abgelenkt? Ueberall sehen sie das Absolute, in der Politik, im Recht, selbst in den Theorien der Kunst. «Vernunftstaat, Vernunftreich, Urstaat» sind ihre leeren, reinabstracten Reiche. Ihre Aesthetiken sind Metaphysik. Zu dem Schönen in der Kunst möchten sie, wie zu dem Himmeln, mit Syllogismen und Sophismen durchdringen wollen.

„Ueber diesen Gegenstand erlaube ich mir noch eine Bemerkung.“

„Wenn irgendwo, in irgend einer Literatur die Haupttendenzen, obgleich in gespaltenen, entgegengesetzten Richtungen, doch einen allgemeinen von der Erde abgerissenen und gänzlich von Dem was sichtbar ist abgetrennten Flug annimmt, so muß alsdann folgendes Resultat durchaus stattfinden: daß oft ein großer, üppig von der Natur ausgestatteter, privilegirter, genialer Kopf die intellektuelle Kraft ganzer Rassen, ganzer Generationen in sich verschlingt und gleichsam verzehrt. Warum? Weil er mit seinen hohen Begriffen, mit seinen riesenhaften Spielereien zuerst die Gebildeten und Fähigsten beschäftigt, hernach die werniger Aufgeklärten und Kinderbegabten, und endlich die zahllose Menge. In der Metaphysik ist gewöhnlich nur Ein Genie und neben ihm Tausende von Menschen welche sich in sich selbst einschließen wie die Auktern, und meinen sie denken. Wieviel gab es in Deutschland solcher Geistesdictatoren, wieviel solcher Auktern? Jener kaum einige, vier, fünf; dieser eine unzählbare Schar. Nehmen wir nun zwei Abschnitte dieser Grubeleien, den Kantianismus und den Fichteismus: wer ist im Stande zu berechnen wieviel geniale Kräfte diese erhabenen Streitigkeiten, die Nichts mit der Welt gemein haben, aufgerieben? Kant war ein großer Philosoph, und ich glaube dennoch daß der Kantianismus ein großes Unglück für das politische, revolutionaire Interesse Deutschlands geworden ist. Ueber Dies Schelling, so auch die Andern. Ist denn Das z. B. möglich, aus der Formel A=A, Ich gleich Ich, dicke Bände zu spinnen; und Das heißt dort «Identitätslehre»! Ein Verstand dessen Kraft eine solche Deduction aus A=A ausstößt, welcher aus Ich gleich Ich eine Welt herauswüchelt, und aus den Gründen, aus den Tiefen einer solchen Meer-Stoff zum Aufführen himmelhoher intellectueler Bauwerke ausgräbt, könnte sicherlich, wenn er sich zum praktischen Leben wendete, sein Volk aus dem Schlafe wecken und verfaulte Throne zerbrechen. Hierzu kommt noch daß die deutschen Weisen selten was sie angefangen endigen. Und so ist die Naturphilosophie, einer jener wunderbar entzündenden Romane, welche Schelling berühmt gemacht haben; welche ihm Schüler wie Steffens und Oberes erwarten, nachdem sie fast ganz Deutschland von Grund aus aufgeragt hatte, noch bei Lebzeiten ihres Urhebers gestorben. Abstracte Stoffe, so leidenschaftlich behandelt, betrügen den Enthusiasmus. Und was soll man noch jetzt sagen von einem Werke wie Hegel's «Phänomenologie des Geistes»? Dei Gott! mir scheint es daß es leichter ist eine Revolution zu machen als dieses Werk zu verstehen.“

„Außer dieser Schule, deren Luminaria ich hier aufgeführt habe, und welche man die abstracte oder die Transcendentalische nennen könnte, gibt es noch in Deutschland eine andere, die, wie mir scheint, für die Revolution noch gefährlicher ist. Der Transcendentalismus als ein trockener hoher Calcul, als

eine Symmetrie des Bekannten gleicht nur die starken Köpfe von der Erde ab und erwehmet die Schwächeren nutzlos; aber in sich selbst, als eine Doctrin die sich in der Luft zerstreut; ist er mit dem Jahrhundert nicht in Opposition. Anders verhält es sich mit jenen Philosophen welche, nachdem sie bemerkt haben daß man zu Gott durch Vernunft auf abstractem Wege nicht gelangen kann, von dem Transcendentalismus abgesprungen sind, und den Glauben ohne Weiteres von den Todten zu erwecken beabsichtigen. Es sind Restauratoren. Weil sich nun der Revolutionsgeist in gewissen Zeiten und unter gewissen Formen der Gesellschaft immer am stärksten geoffenbart hat, so mußte es eine logische Folgerung dieses frowelhaften Plans werden, zugleich mit dem Glauben jene Zeiten und jene Formen der Gesellschaft aufs neue hervorzurufen. Das Ziel der Revolution ist, wie ich in der Einleitung sagte, schnell, auf einmal Das zu vernichten was verberbt, was sich keineswegs verbessern läßt. Hingegen die religiöse und politische Restauration hat die Absicht: nicht nur Das was zu verderben anfängt zu erhalten, sondern Das sogar was längst verstorben aus dem Grabe wieder heraufzubeschwören. Und diesen Standpunkt haben mehrere große deutsche Schriftsteller gewählt. Den Rönigen gefiel Dies sehr. Sie fingen an sie zu ermahnen, zu belohnen, in ihre Cabinete zu berufen. Der Obscurantismus, der Servilismus, in Versen und Prosa mit Valent verbreitet, brachte Einfluß, Nennet, Gold. Nachdem das Beispiel gegeben war, bildete sich danach eine Menge Congregationisten, Pharisäer, Mystiker, Heuchler. Eine Menge Mauerer, Zimmerleute, welche für Ordensbänder aus Petersburg, Wien und Berlin das alte Europa zu untermauern und zu unterstützen versprochen. Dieser ultramontanische Jesuitismus, dieses Erbeudeln eines religiösen Enthufiasmus kam auch in Polen vor der Revolution zum Vorschein. Spuren davon gibt es auch in unserer Emigration. Dieses System könnte man das jesuitische nennen.“

„Dies sind die zwei Hauptrichtungen des deutschen Philosophismus.“

„Aber allmählig fängt das Alles zu verschwinden an. Nach dem Tode Hegel's, welcher sich zuletzt auch der Restaurationspropaganda dienlich zeigte, und besonders nach dem Tode Obethe's, welcher zum Großmogul der deutschen Literatur ernannt wurde, kann man aus vielen Symptomen schließen daß endlich die Menschen in diesem Lande zu philosophiren und Berse zu schreiben aufhören werden. Schon der Verstand scheint kein kleiner Fortschritt auf dieser Bahn zu sein, daß sich jetzt kein neuer, weder transcendentaler noch künstlerischer Auf wie eine Mauer zwischen den Menschen und der Revolution erhebt. Ich prophezeie daraus eine gute Zukunft.“

Wer nicht so ganz Sklave der Subjectivität seiner politischen und philosophischen Meinung ist, daß er sich auch nicht einen Augenblick zu einer objectiven Anschauung erlösen kann, Der muß zugeben daß selten ein Urtheil den vollständigen Revolutionair und die polnische Begriffart so trefflich charakterisirt als diese geistreichen Worte Wosznack's, und wird dem liebenswürdigen Polen die Anerkennung nicht verweigern wollen: daß er mit genialem Scharfblick und unbefangener Gerechtigkeit in prophetisch gehobener Stimme gesprochen. 30.

Zur Kirchenstatistik.

In der mit mehr als 500 Kirchen, Kapellen und Altären gesegneten Hauptstadt der Christenheit erscheint alljährlich eine Art Kirchenkalender (Diario romano) aus der Druckerei der Camera apostolica, wovon ein vorjähriges Exemplar (47 Seiten in 8.) und vorliegt. Eine kurze Beschreibung dieses Büchleins dürfte wol für deutsche Protestanten wie Katholiken von Interesse sein, da aus solchen Localschriften für ganz specielle Zwecke, die im Grunde als Kleinigkeiten sich darstellen und für ein paar Bogen käuflich sind, die religiösen und kirchlichen Eigentümlichkeiten der ewigen Stadt in stärkern und deutlichern Zügen hervortreten als aus Werken die sich über das

Ganze des römischen Lebens verbreiten, allgemeinen Schilderungen, Reisebeschreibungen, Topographien und ähnlichen. Von der Art und dem Maß der äußerlichen Frömmigkeit der römischen Bevölkerung, die von der Religion des Herzens wohl zu unterscheiden ist, kann man sich kaum einen richtigeren Begriff machen als beim Durchgehen dieses Büchleins. Schon das Vorwort ist höchst bezeichnend in seinen Anfangsworten: „Da jedes Jahr neue Feste aufkommen, und die Andachtsübungen sich mehren, so“ u. s. w. Es sind sodann darin alle und jede gottesdienstlichen Acte und Feierlichkeiten verzeichnet welche in dem betreffenden Jahre gehalten werden, und bei jedem Tage ist angegeben wo und zu welcher Stunde und was für Gottesdienste an demselben stattfinden. Für den Fremden, dessen Aufenthalte in Rom auch keine Motive der Frömmigkeit zugrundeliegen, kann dieses „Diario“ zum Theil füglich die Stelle eines Begleiters vertreten, wonach er sich seine Amusements wählen mag. Er sagt ihm wo und wann es etwas Wichtiges, ihm Neues und Interessantes zu sehen oder zu hören gibt, z. B. Processionen aller Art mit mehr oder weniger Feierlichkeit, unter Theilnahme der höchsten Behörden, des römischen Senats, d. h. des Stadtraths von Rom u. s. w., oder des Clerus allein mit Ausschluß der Laien; ferner Kirchenmusik, Illuminationen von religiöser Bedeutung, theils allgemeine, theils besondere, z. B. von Seiten des Vols u. m. a.

In vielen Kirchen ist täglicher Gottesdienst mit Ausstellung des Venerabile, der Bilder und Reliquien der Heiligen, Ublässenden, manchmal ausdrücklich auf die Seelen im Fegefeuer ausgedehnt, Benediction; seltener Predigt, Ansprache oder Rede, mit dem Bemerkten daß sie von einem Cardinal, Ordensgeneral oder einem Alumnus, z. B. der Propaganda, des römischen Seminars, des abeligen, englischen, deutschungarischen Collegiums u. s. w. gehalten werde. Jeden Sonntag wird in deutscher Sprache gepredigt in der Kirche Sta. Maria dell' Anima, am Samstag aber für Juden und Türken in S. Angelo di Pescara. An den Vigilien der fünf gebotenen Feste der Maria, wie auch an Mariä Heimsuchung und Opferung ist in der Jesuitenkirche unter Andern „Erzählung eines Wunders“. In den Ausruf in Schiller's „Wilhelm Tell“: „Es geschehen heutzutage keine Wunder mehr“, stimmt bekanntlich die römische Kirche nicht ein. Und daß der Vorrath der alten alljährlich durch eines oder mehre neue vermehrt werde, dazu kann es dieser Art von Erfindungsgeist nicht an Gelegenheit fehlen. Dem größern Theil der Kalenderheiligen zu Ehren ist gleichfalls Gottesdienst an ihrem Tage, natürlich am feierlichsten in den ihnen geweihten Kirchen, wenn sie solche besitzen, mit Ausstellung oder Herumtragen ihrer Reliquien, entweder ganzer Leichname oder Stücke davon, z. B. des Schlunds, des Rinnbackens, eines Arms; der Köpfe von Johannes dem Täufer, Petrus und Paulus u. s. w. Das „Diario“ erwähnt bei diesen Heiligen hin und wieder sie seien die Beschüger vor Podagra, Chiragra, den Blattern, Krämpfen u. s. w.

Wir wollen aus diesem Kirchenkalender als Probe des Ganzen noch einige Merkwürdigkeiten außer den schon bekannten, z. B. daß an den meisten hohen Festen auf der Engelsburg kanonirt wird, der Papst in der päpstlichen Kapelle der Peterskirche an Mariä Lichtmess (2. Februar) Wachskerzen, am Aschermittwoch Asche von den im vorhergehenden Jahre geweihten Olivenzweigen, am Palmtag Palmen oder Olivenzweige weiht und austheilt, nach der Reihenfolge der Tage und Monate anführen.

Am 19. Januar. Ausstellung eines Bildes des Allerheiligsten Namens (!?) Jesu in der Kirche Sta. Maria in Araceli.

Am 20. Januar. Einsegnung zweier Kämme, aus deren Wolle die Pallien gemacht werden die der Papst den Erzbischofen verehrt.

Am 21. Januar. Tag der heiligen Martina. Außer mehren andern heiligen Handlungen Gedächtnißfeier der Verlobung der heiligen Katharina von Siena mit unserm Herrn Christus in der Kirche Sta. Maria sopra Minerva.

Am 27. Februar. Umhertragen des heiligen Schreins der Maria in Procession in mehren Kirchen derselben.

Am 2. März. Im apostolischen Palast Weiheung der goldenen Rose welche der Papst den katholischen Fürsten schenkt. Mit ihr wurde bekanntlich auch Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der Beschüger Luther's, von Papst Leo X. 1519 beschenkt.

Am Palmtag. Unter Andern im Palast Ruffini als colonne Gedächtnißfeier des heiligen Filippo von Neri, der im Jahre 1583 Paolo Ruffini von den Todten erweckte.

Am Charfreitag. Ausstellung des heiligen Bluts Jesu in der St. Marcuskirche.

Am Charfsamstag. Laufe von Juden und Türken in S. Giovanni im Lateran; auch allgemeine Priesterweihe ebenfalls.

Ganz sonderbar nimmt sich in der Reihe dieser Ankündigungen der 21. April „Natale di Roma“ aus, an dem es 1598 Jahre gewesen seit die Zwillingbrüder Romulus und Remus die Stadt zu bauen angefangen. Dieses erfreuliche Ereigniß feiert das Cöbinische Patriciat in seinem Palast öffentlich mit Reden und poetischen Vorträgen.

Am 23. Mai wird in S. Marcello das Crucifix enthüllt welches an diesem Tage im Jahre 1519 durch ein Wunder bei dem Brand jener Kirche nebst dem ewigen Licht unversehrt geblieben.

Am 23. Juni. Einsegnung der Kelten für Kranke in St. Johann im Lateran vor Beginn der Messe.

Am 1. Juli. Besuch der Bruderschaften in Sta. Pudenziana, vormalst der Wohnung des heiligen Pudens, eines Senators, wo Petrus logirte als er nach Rom kam.

Am 2. Juli. Besuch derselben in Sta. Maria in via lata, in deren Souterrain der Apostel Paulus verhaftet war.

Am 9. Juli. Fest in Sta. Maria bei Miracoli zum Andenken des an vielen Bildern der Heiligen Jungfrau im Jahre 1796 beobachteten Augenverdrehens. Allerdings eine Zeit der Zeichen und Wunder, da die Siege Bonaparte's ganz Italien erschütterten, die Franzosen in den Kirchenstaat einbrachen, der Papst ihnen eine große Summe Geldes zahlte, und von Rom und aus allen Gegenden Italiens die herrlichsten Schätze der Kunst nach Frankreich entführt wurden!

Am 5. August. Fest der heiligen Maria zum Schnee, die auch im katholischen Deutschland bekannt ist, in Sta. Maria maggiore (zugleich Kirchweihfest) zum Andenken des im Jahre 366 an diesem Tage zu Rom gefallenen Schnecks. Des Besper wohnen die Cardinäle bei, fügt der Kalender hinzu.

Am 18. October. Tag des Evangelisten Lukas, unter Andern Enthüllung der Bildnisse der Jungfrau Maria welche derselbe gemalt haben soll (como discesi). Dieser Bericht nimmt sich neben den vielen sonstigen Unwahrscheinlichkeiten wahrhaftig recht kritisch aus.

Am vierten Adventsonntag wird in St. Johann im Lateran die Tafel ausgestellt an der Christus das letzte Abendmahl hielt.

In der heiligen Weihnacht liest der Cardinal-Camerling der heiligen Kirche die Messe in der Kapelle des apostolischen Palastes, wobei der Hut und Degen geweiht wird den der Papst den katholischen Fürsten verehrt. In Sta. Maria maggiore wird die heilige Wiege Jesu in Procession herumgetragen und bleibt über das Weihnachtsfest ausgestellt. An diesem selbst liest der Papst die Messe in der Peterskirche. In der Kirche degli Agonizzanti werden die Bindeln Jesu ausgestellt. In Sta. Maria jenseit der Tiber, bemerkt nebenbei der Kalender, sei das Jahr vor Christi Geburt ein Delquell entsprungen u. s. w.

An den meisten der hier beispieldeweise aufgeführten Tage kommt jedoch wie an allen übrigen nicht bloß Dasjenige vor was wir genannt haben, sondern es finden mehr oder weniger Acte auch in den andern Kirchen statt, die wir als weniger bezeichnende übergehen. Alle Culte theilen sich nach dem Kalender überhaupt 1) in gebotene Feste in der Woche; 2) in

festi di divozione e consuetudine della città di Roma, s. B. der Aßhermittwoch; die Lage berühmter Heiligen, der Apostel, Kreuzerfindung, Petri Kettenfeier, Entpauptung Johannis des Täufers u. s. w.; 3) Cappelle pontificie o cardinalizie. Erstere sind solche Feiertage an denen der Papst mit den Cardinälen und andern Prälaten in der Kapelle seines Palastes, manchmal auch in einer andern Kirche dem Gottesdienste beiwohnt, wobei stets ein höherer Würdeträger, Patriarch, Cardinal u. s. w., die Messe liest. Solcher Culte finden jährlich 40 statt. Die Cappelle cardinalizie hingegen, welchen die Cardinäle ohne den Papst anzuwohnen, sind seltener, und werden nicht im apostolischen Palaste abgehalten. 4) Die Stazioni e processioni.

In dem vorliegenden Kirchenkalender ist auch der Wechsel der Mittags- und Ritternachtsstunde von Periode zu Periode angegeben. Es ist zwar im Allgemeinen bekannt daß man in vielen Theilen Italiens die Stunden (anstatt bis 12 Uhr wie bei uns) bis 24 Uhr zählt. Nicht so bekannt ist es aber daß man anfängt mit Einbruch der Nacht zu zählen und fortzählt bis zur Abenddämmerung des folgenden Tags. Daher findet sich hier wie die Angaben des Mondwechsels, so auch die Bemerkung s. B. unterm 21. October: „Mittag ist um 13 $\frac{1}{2}$ Uhr, Ritternacht um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr“; natürlich weil es im October schon um 7 Uhr (nach unserer Rechnung) Nacht, also bei den Römern 1 Uhr ist. Im Juni dagegen ist es um 16 Uhr Mittag, um 4 Uhr aber Ritternacht; weil dann die Nacht erst mit 9 Uhr (bei uns) anfängt, während es nach römischer Zählung 1 Uhr ist. Uebrigens wird nicht leicht ein Fremder unbefriedigt bleiben wenn er einen Begegnenden auf der Straße nach der Uhr fragt. Er bekommt dann allerdings die Antwort nach italienischer Zeitrechnung zu hören, aber mit dem Zusatz: „Nach französischer Uhr ist es soviel und soviel.“ Es ist einleuchtend daß die italienische Zählungsweise einfacher, in gewissem Sinne natürlicher, die unferige vom Zenith und Nadir ausgehend dagegen mehr wissenschaftlich ist.

Es möge erlaubt sein an das Bisherige einige Bemerkungen vom allgemeinen Standpunkte aus zu knüpfen.

Man hat behauptet politische Freiheit sei nicht denkbar ohne religiöse Aufklärung, und Anechtung des Geistes auf dem einen Gebiet vertrage sich nicht mit Unbefangtheit und Selbstständigkeit auf dem andern. Man hat den letzten Grund von dem Mislingen aller politischen Erhebungsversuche Italiens von denen unser Jahrhundert Zeuge gewesen in seiner religiösen Stagnation, ja Versunkenheit finden wollen, von welcher auch das obige Büchlein hin und wieder Zeugniß geben dürfte. Daß gerade religiöse Aufklärung mit politischer Hand in Hand gehen müsse, und nicht Eines ohne das Andere denkbar sei, wird durch das Beispiel der demokratischen Staaten des Alterthums mit abergläubischem Staatscult wenigstens nicht bestätigt. Wir sind weit entfernt die katholische Religion mit letzterem in Parallele stellen zu wollen. Der Katholicismus ist seiner Idee nach ehrwürdig, großartig, die Wahrheit selbst, das Ideal der Bekenner Dessen welcher sprach: „Es wird und soll Eine Heerde und Ein Hirte werden.“ Allein in dieser rauhen Wirklichkeit in welcher das Leben der Sterblichen verläuft hat derselbe ein Gegengewicht, den Protestantismus, nöthig, damit er nicht ausarte. Ob nun aber zu dieser Ausartung nicht ein sterbendes Heer von Priestern gehöre, wie es solche zahllose Kirchenfeste nöthig machen, welche hinwiederum die glückliche Existenz von jenen bedingen. Das ist eine andere Frage. Mit dieser Repräsentation, mit diesen Repräsentanten des Heiligen und Göttlichen die uns auf jedem Schritte in der ewigen Stadt begegnen, und oft in sehr frappanten Zügen an das alte Heidenthum erinnern auf dessen Boden das Papstthum entstanden; mit dieser in ihrer Art einzigen, so grandiosen Einrichtung und ihrer alle Sinne bezaubernden Ostentation kann sich der denkende Mensch nicht befreunden, wenn er nicht entsprechende Früchte findet, wenn das römische Volk nicht um soviel besser, sittlicher, weiser, innerlich zufriedener und

1851. 162.

glücklicher ist als es dem Heiligen und dessen unaussprechlichen Einflüssen näher steht denn Andere welche so zahlreicher und mächtiger Anregungen entbehren. Das wäre die Probe für den Werth und die Nothwendigkeit dieses Festgepräges, dieser Scharen von geschäftigen Müßiggängern, welche vom Fest des Landes zehren gleich den Söldnerheeren des heutigen Europa, welche zum Wohl der Völker gleichfalls nicht entbehrt werden können, wie gewisse Leute behaupten. Es ist aber bekannt daß gerade an dem Orte dieser großartigen Anstalten am wenigsten Achtung und Ehrer vor dem Heiligen, am wenigsten sittliche Kraft und Gediegenheit verbunden mit wahrer Religiosität wohnen. Auch muß diese alltägliche gottesdienstliche Parade den Leuten endlich zur Gewohnheit werden und Gleichgültigkeit dagegen zur Folge haben. Und der ein wenig tiefer Schauende muß in all diesen Stiftungen und Instituten im Grunde nur Versorgungsanstalten für den Klerus, Stützen seines Einflusses und Mittel seiner das gesammte Volksleben umspannenden Herrschaft erblicken. Es hat nicht an Versuchen gefehlt dieser auch allen sozialen Fortschritt hemmenden, jeder Verbesserung der bürgerlichen und öffentlichen Zustände widerstrebenden Macht der Priesterherrschaft zu entschlagen, und die Hierarchie in die Schranken einer reingeistlichen Behörde zurückzuführen. Wir selbst sind vor kurzem eines solchen freilich verunglückten Versuches Zeugen gewesen, den die in der neuen französischen Republik zur Herrschaft gelangte Aristokratie, einerseits eifersüchtig auf den österreichischen Einfluß in Italien, und insoweit das Panier des Rationalinteresses vortragend, andererseits ohne Sympathie für die ihr unbecommene, ja gefährliche Erhebung der Völker, und einen Weltbrand fürchtend, wofern sie diese unterstützte, durch die Uebermacht ihres Söldnerheers niedergeschlagen hat. Neue Erhebungsversuche werden jedoch nicht ausbleiben und, unter günstigeren Constellationen unternommen, mit erfreulichern Ergebnissen gekrönt werden, und wie auf jenem seelenvollen rührenden Gemälde Dverbeck's in der Galerie zu Schleißheim Italien und Deutschland in der Gestalt von zwei liebenden Schwestern gegenseitig einander ihre Noth zu klagen, und zueinander um Trost und Hülfe aufzublicken scheinen in Misgeschick, Geniedrigung und Dienstbarkeit: so wird vielleicht auch Ein Tag der Wiedergeburt beiden andrücken sobald die Zeit erfüllt ist. Denn wenn nicht anders die Dummheit das Weltregiment führt, oder blinder Zufall sein Wesen und Spiel treibt mit dem sterblichen Geschlechte: so kann durch physische Gewalt der Fortgang der Wahrheit, der Sieg neuer Ideen und Principien welche aus der vernünftigen Natur des Menschengeistes stammend in der Reihe seiner Entwicklungen mit Nothwendigkeit hervorbrechen, wenn auch aufgehalten, wenn auch vielleicht um Generationen verzögert, so doch nicht völlig unterdrückt noch vereitelt werden.

57.

Ueber Alexander Dumas' „Le collier de la reine“.

Als wir in d. Bl. von Dumas' „Mémoires d'un médecin“ sprachen^{*)}, sagten wir schon daß eine Fortsetzung zu erwarten sei. Und so war es auch. Es folgte „Le collier de la reine“, wiederum sieben Bände, und damit ist die Geschichte noch keineswegs zu Ende, denn im Feuilleton des „Sicelo“ erscheint schon seit einigen Monaten unter dem Titel „Ange Pitou“ eine neue Fortsetzung, und wenn Nichts dazwischen kommt, dürfen wir hoffen noch in diesem Jahre das Ende zu erleben, wenn anders nicht Hr. Dumas es vorzieht seinen Roman noch weiter fortzuspinnen, und wer weiß wie oft noch sieben Bände darauf folgen zu lassen.

Deutschland aber ist nicht träge im Uebersetzen; soweit dieser „Ange Pitou“ erschienen, soweit ist er auch in Ueber-

*) Vergl. hierüber Nr. 147 d. Bl. f. 1849.

D. Heb.

er im höchsten Grade vor dem Original. Ist Geschichtliche die wie

collier de la reine" ist immer derselbe Mensch, dasselbe Auge, abachtend, Alles vertrauensvoll; kennt der Freilebende, zu seiner Gesellschaft, aber immer ihm zu lauern, am liebsten ihm besser will, das der Regierende, jemand versteht wie er in Regierbarkeit zu er: untergeordnete Stelle und bessere Empfinden in seinem Herzen zu. Aber er ist dem Schwäche der Menschen recht viel Selbst, denn bei aller Arbeit noch mützlich unbegreiflich.

Es sind nun einige Jahre her, da traf ich mit Dumas in einer Kirche zusammen. Ich hatte nur wenige Worte mit ihm gesprochen, da traten Andere hinzu, und die Unterhaltung wurde eine allgemeine. Ich hatte nun Zeit und Gelegenheit den „weißbärtigen Mann, der so vielen Leuten die Langeweile zu vertreiben versteht“, genau zu beobachten, und unwillkürlich fiel es mir auf, wie er so wenig sprach und immer nur Dumas arbeitete immer an sei- er auch gerade ihm; Ver- dichtung und arbeitet auch im annehmen daß er Andere für Namen dazu hergibt, ist ein nicht leicht zu erklären. Man würde nur die Romane schreiben, weil sie die bedeutendsten der Zeit an mehreren Romanen, t, denn er braucht, wie schon

ht belegen. Er benutzt fast er denn die französische Ge- ich glaubt von noch früherer t es mit der Geschichte eben in ihm etwas lernen. Bezt

hält er an der Revolution, und wenn er auch in der Zeit schon soweit fortgeschritten ist daß ihm nur noch wenige Jahre übrigbleiben, so ist doch diese Zeit um so reicher an Stoff, und schöpferisch wird es hier vorkommen genug finden sich er benutzen kann. Dies sei bemerkt zum Troste aller Desser die sich sehr betrüben würden wenn es einmal Dumas einfallen sollte sich auszurufen, und die Zahl derselben ist größer als man glaubt.

So liegt auch der Geschichte von „Le collier de la reine“ die Geschichte zugrunde. Wenn man den „Neuen Pitaval“ gelesen, und in diesem die Erzählung des berühmten Cagliostro und vom Halsbände der Königin, so kennt man ganz genau den Stoff welchen Dumas behandelt. Es ist sogar durchaus nicht unwahrscheinlich daß Dumas, der ebenso fleißig ist als Manuscripte durchzustöbern als neue Bücher zu lesen, den „Neuen Pitaval“ benutzt hat. In den Hauptpunkten finden wir wenigstens die größte Uebereinstimmung, was umso mehr auffallen muß als es bekannt ist daß gerade diese beiden Prozesse so vielfach gedruckt wurden, und eigentlich erst mit dem Erscheinen der erwähnten Aufsätze im „Neuen Pitaval“ genügt und vollständig beleuchtet und erklärt wurden.

Dumas hat die Geschichte eigentlich nur abgeschrieben, und daß er Das bei einem so berühmten Stoffe wie der Cha- rakter und die Wunderthaten Cagliostro's ihm darbieten in einem besonders hohen Grade gethan, können wir nicht anders behaupten.

Der Doctor Bassano in den „Mémoires d'un médecin“, und Graf Cagliostro in „Le collier de la reine“ sind ritt und dieselbe Person. Das Bassano dem Fürsten Rohan glücklich Das kassirte Cagliostro ein. Ueberraupt treffen wir ganz die selben Personen wieder, und es wird uns kaum wundern wenn wir in „Ange Pitou“ denselben Cagliostro wieder am Leben haben den wie in den „Mémoires d'un médecin“ haben und haben kommen sehen; denn Dumas ist ein Mann „der tödtet mit Feder“.

Kaum daß die bekannten Personen um einige Jahre älter geworden sind. Ludwig XVI. und Marie Antoinette, deren treue Gefährtin André von Laverny, der alte Laotern und sein Sohn, die verschlingte Diener, Gilbert's erste Liebe, der Doctor Louis und viele andere Personen sind dieselben die wir schon früher kennengelernt haben, und die durchaus unverändert hier wieder auftreten; dazu kommen noch Andere durch welche das Gemälde aufs neue belebt wird.

Gleich der erste Theil führt uns so ziemlich ganz in die Geschichte ein. Wir treffen Cagliostro bei einem splendiden Mittagsmahl das der alte Richelieu einigen auserwählten Freunden gibt, und haben Gelegenheit diesen betagtesten Gauleter als einen großen Propheten zu bewundern, was freilich Dumas nicht schwer geworden ist, da er seinen Roman fünfzig Jahre später geschrieben. Er versteht es aber so anschaulich darzustellen daß man wirklich glauben sollte Cagliostro habe der Dubarri, dem Admiral Laopetrouse und Anders vorhergesagt auf welche Weise sie ihr Leben enden würden. Dumas erscheint mitunter selbst wie ein zweiter Cagliostro.

Mit derselben Liebenswürdigkeit und Sensualität erzählt Dumas von der Königin, von ihrem deutschen Ratscher Weber, von ihrem Pferde Belus, von ihrem heimlichen Jagierfahrten nach Paris, die so unschuldiger Natur waren und doch so idel Nachrede veranlaßten, und von ihrem Zusammenreffen mit Graf von Chaenp, der in dem Roman noch eine große Rolle zu spielen hat. Wenn es wahr ist daß es vor einem Kammerdiener keinen Heben gibt, so ist es nicht minder wahr daß es vor Dumas keinen König und keine Königin gibt. Wenigstens muß die königliche Würde ganz und gar in Etwas zerfallen wenn wir lesen wie der eifersüchtige König Befehl gegeben hat nach 11 Uhr Niemand mehr in den Palast zu lassen, wie die Königin nicht einmal einen Grenadier ohne das Offizier bewegen kann zu ihrem Gunsten den Befehl zu über- treten, und sie beinahe genöthigt gewesen wäre während der Nacht im Warten zu bleiben, wenn nicht der gekrügelte Schmei- ger, der nachherige Karl X., zufällig hinzugekommen und in seinem kleinen Pavillon — der sonst eine ganz andere Stimmung hatte — bis zum Morgen überdauert hätte. Der Akt ist sehr interessant, läßt sich so leicht, so angenehm lesen; aber ob wirklich das Leben am Hofe so gewesen, darauf kommt es Dumas sehr wenig an.

Eine der Hauptpersonen des Romans ist die sogenannte Gräfin Johanna aus dem Hause Balais, eine Auge, verschmiegte Person, welche eigentlich die Diamantra gestohlen. Sie ist wirklich ein Abbildung der alten Dynastie sein, dessenmar- achtet wurde sie doch gebrandmarkt und dem Hofe des Reichs preisgegeben. Gleichsam als wollte sich Dumas hier ein Schluffe des Buchs eine Brücke bauen zu dem folgenden Roman, läßt er zwei der Haupttäter der Revolution, Robespierre und Marat, bei dieser Scene gegenwärtig sein, und aus dieser gerechten Bestrafung in freilich nur halbklaren Worten die hat darauf erfolgte Revolution vorherzusagen.

Die Geschichte des Halsbändchens soll den Mittelpunkt des Romans bilden, aber damit lassen sich nicht sechs oder sieben Bände füllen. Es mußte also soviel als nur möglich mit

hineingezogen werden, und da treffen wir denn Epifoden die freilich an und für sich betrachtet ganz unterhalb eigentlich nicht wohl zum Roman gehören. Dumas das Verdienst nicht streitmachen läßt geschickteste Weise untereinander verwebt zu haben notwendig dazu zu gehören scheint. Beispielsweise wir hier nur an der Vorsähe im Hôtel der Gesandtschaft, die mit einer Kühnheit gezeichnet sie für eine Geschichte aus „Tausendundeiner könnte, und ganz gewiß, wenn ein deutscher Unwahrscheinlichkeit so auf die Spitze treibe, wenigstens für nützlich halten, und es ihn hat daß er dem bedächtigen deutschen Publicum so kommt Dergleichen aber aus Frankreich, so ist haltend, sogar poetisch.

Ebenso sind die Erzählungen von den sogenannten Messerischen Operationen, von dem Unfug einzelner Journalisten und vieles Andere ziemlich überflüssig, aber es liegt doch alle Dem eine geschichtliche Wahrheit zugrunde. Dumas hat jede Kleinigkeit benutzt, und aus jeder Kleinigkeit ganze Capitel gemacht. Das wirklich Romantische und Unerklärliche ist von ihm am meisten ausgebeutet worden.

Sonderbar und zugleich kühn ist es daß er Eagliostro immer und überaus wie eine unerschöpfbare Ailmacht hinstellt; Eagliostro veranlaßt und leitet Alles, ohne selbst in den Vordergrund zu treten, er hat die Absicht alle die Folgen herbeizuführen welche die Begebenheiten an und für sich veranlassen, gleichsam als wolle er jeden Umstand benutzen eine Revolution zu machen, weil die Zustände nicht haltbar waren.

Ob Dumas auf diese Weise mit seinem Publicum coquetieren will, ob er sich dadurch wie ein Anhänger und Verehrer der Revolution hinstellen möchte, oder ob ihm solche Darstellung nur geeigneter schien seinen Roman interessanter zu machen, Das ist schwer zu entscheiden. Man muß überhaupt darauf verzichten in dem ganzen Roman eine bestimmte, charakteristische Richtung herauszufinden. Dumas schreibt nicht für, nicht gegen ein Princip. So z. B. ist es bekannt daß Marie Antoinette sehr viele ungünstige Urtheile erdulden mußte. Dumas weiß als kluges Mann die Mittelstraße zu halten. Es ist ihm notwendig daß die Königin den jungen Charny liebt, aber es ist ihm genug daß sie ihm das Geständniß macht. Wo es gilt eine Meinung zu haben, und von einem historischen Romane darf man Das doch wol erwarten, da ist er zurückhaltend. Destomehr schwagt er wo es lediglich auf Unterhaltung ankommt.

In dieser Beziehung sind alle die Scenen in denen Olivia für die Königin auftritt höchst anziehend. Olivia läuscht den Fürsten Koban, den seine Liebe zur Königin allerdings um seine Augen und um seinen Verstand gebracht hatte, und der dafür schwer genug gebüßt, die ganze Zeit hindurch; Olivia wird durch die Johanna von Balois (de la Motte) geleitet, diese, wenn gleich weniger schönbar, durch Eagliostro, und weshalb? Das bleibt ein Räthsel. Wir kommen noch ein mal auf einige Einzelheiten zurück, die wir nicht ganz übergehen dürfen um uns ein vollständiges Bild von diesem Roman zu machen. André von Taverney, dieser Charakter ohne Flecken, liebt Charny; ihr Bruder liebt die Königin, ist also Charny's Nebenbuhler; Charny aber ist der Gegenliebe der Königin gewiß! Welche Menge von Verwickelungen weiß Dumas aus diesen Situations heranzuleiten! Dazu kommt daß der Graf von Provence, der spätere Ludwig XVIII., der Feind der Königin ist, Graf Artois hingegen ihr Freund und Beschützer. Provence belauscht und verleumdet sie beim Könige, Artois weiß immer zur rechten Zeit zu Hülfe zu eilen. Und als nun der König nicht länger zu täuschen ist, da muß ein heroischer Act geschehen: Charny heirathet André. Beide haben das Bewußtsein ihrer That, sie opfern sich für die Königin, und trennen sich nachdem in Gegenwart des Königs die Trauung vollzogen. Wir machen in diesem Buche zugleich die Bekanntschaft des Herrn von

Erpue, der freilich sein Talent als Polizeiminister erst später zur Geltung bringen kann; denn Eagliostro ist ein Gott, gegen welchen selbst der geschulteste Polizeiminister vergebens ankämpft; ebenso treffen wir hier die Herren von Breuille und von Carlonne, denn die Geldverlegenheiten am Hofe sind an der Tagesordnung, und viele andere Personen, die mehr oder weniger der Geschichte angehören.

Daß Dumas über die Verhandlungen des Processes sehr schnell hinweggegangen ist, kann kaum getadelt werden, denn er weiß bessern Unterhaltungskost zu finden. Er hat uns das Ende, das Resultat gegeben, und wir müssen es noch mit Dank anerkennen daß er der Geschichte treugeblieben.

Im Allgemeinen können wir sagen: viel, viel Handlung, desto wir lesen ohne zu denken dabei; die Buch hin, aber es bleibt Nichts davon ein untergeordnetes Publicum, für Bibliothek notwendig ist die Seltsamkeit leicht und elegant wie ein Franzose die ihm kein Deutscher bis jetzt verfehlt es seine Erfindungen so zu daß man ihm Vieles zugutehält. here, Edlere; Leichtigkeit und Ansehen verbannt er die Kunst des Vziehung wird er in der französische besondere Anerkennung mit Recht beanspruchen.

58.

Reise einer flüchtigen Königin durch Neurußland und Polen.

„Etudes diplomatiques des Gräfen Alexis de St. mehrer interessanter Aufsätze hält, und gegenwärtig die samkeit in Frankreich reger eine biographische Skizze an „Richelieu und Neurußland“ Gründung Odessa, der Völker und des Ruthes der Pest 1812 enthält. nur sehr im Auszuge, eine Königin von Neapel in Ne Regen das Ende des nach dem Aufhören der Reich, Königin von Neapel. Sie war auf der Flucht. Frankreich zu vertheidigen langenen gemacht und durch verständnisses mit Napoleon den Boden zu nehmen, bei die Stogaten ihres Neffen, malte mit Napoleon verbü Korfu, wohin sie sich mit und einem zahlreichen Gesa man zum ersten mal eine feiern sah.

Mit einem Theile ihres Ge Reise zu Boffet fort und gelangt (Dampfschiffe gab es noch nicht) abwo sie Dies als Königin nicht liche Zeit hindurch die Quarantanten deren Beerdigung vom Herzog neur von Odessa, durch Bälle u annehmlichkeit entschädigt; einige ten sogar die Kamdiem Goldoni's aus.

Infolge der bereits vorgedrückten Jahreszeit (man war im December) mußte man ernstlich daran denken wie die Bekehrte der Königin von Sicilien (Dies war damals ihr offizieller Titel, weil Murat als König von Neapel anerkannt

war) mit so wenig Unannehmlichkeit als möglich zu verbinden sei. Der Kaiser Alexander war nicht in seiner Hauptstadt, und der Staatsrath mußte sich daher darauf beschränken Sicherheitsmaßregeln anzuordnen. Bei dem Mangel ordentlicher Städte mußte man riskiren die Königin in einer Scheune übernachten zu lassen. In dieser Verlegenheit wandte sich Richelieu an den Gouverneur von Podolien, de St.-Priest, und dieser wiederum an die slawische Gassfreiheit. St.-Priest war bei dem podolischen Adel sehr beliebt, und sein Aufruf wurde mit Freuden beantwortet. Immer glänzend, beeilte sich der polnische Adel die flüchtige Königin auf seinen Schlössern würdig zu empfangen. Ihr erstes Nachtquartier war im Schlosse Tulczyn, der Residenz des Hauptzweigs der Potocki, welches vom Grafen Felix Potocki auf das gefälligste ausgeschmückt war. Seine Gemahlin war jene schöne Sophie Potocka, welche einst in Versailles, selbst neben den majestätischen Reizen der Königin von Frankreich, bewundert worden war. Die Königin von Neapel war klein, dem Blute der Bourbons entsprossen, den Hof Sophiens, die prachtvoll gekleideten Damen, die buntgeschmückten Bedienten, den Glanz der Livréen, die Menge von Blumen und die kostbaren brennenden Candelaber erblickte, da vergaß sie wo sie war, glaubte in Portici, Caserta zu sein, und sagte zur Gräfin Potocka: „Wahrhaftig, ich möchte vor Bewunderung laut rufen, wenn ich nicht fürchtete für eine Emporkömmlingin gehalten zu werden.“

Kein Wunder daß aus einem Aufenthalt von einer Nacht drei Tage wurden. Man mußte indeß endlich aufbrechen. Der Herzog von Richelieu, der die Königin bis hierher begleitet hatte, verließ sie nunmehr und übergab sie der Leitung des Hrn. de St.-Priest. Das immer noch beträchtliche Gefolge erbeifchte einen großen Bedarf von Pferden. Zuerst kam die Königin mit dem Prinzen Leopold; sodann folgte eine alte Ehrendame mit St.-Priest und diesen ein langer Zug von Wagen aller Art. Der podolische Adel hatte Commissaire ernannt um den königlichen Wagen zu escortiren. Die Kreis-hauptleute (Polizibranten) hatten denselben Dienst. Von Distanz zu Distanz dienten große Holzstöcke zur Erleuchtung der finstern Winternächte. In jeder Poststation hielt ein Gespann von sechs luxuriös geschirrten Pferden für die Königin. Die Sache war so angeordnet daß sie immer zu Mittag und zu Abend an ein Schloß gelangten, wo sie die verschwenderischste Aufnahme fand, und in den Zwischenstationen waren Buffets mit Erfrischungen aller Art errichtet. Und Dies im Kimmerrischen Bosporus, während Europa im Blute schwamm?!

Für ihre Umgebung war die Königin vermöge ihrer lebendigen Unterhaltung sehr anziehend. Sie sprach viel von dem Haffe den Napoleon gegen sie hegte und den er soweit trieb daß er einmal an sie schrieb: er werde schon wissen sie und ihre Familie an den Bettelstab zu bringen. Wenn sie Dies erzählte, so leuchteten ihre Augen und eine Röthe überflog ihr bleiches Angesicht. Eine Lieblingserzählung war die der Audienz welche sie dem französischen Botschafter Alquier gegeben hatte. Unter der Republik sparte er keine Beleidigung die er ihr anthon konnte, und als, nachdem Napoleon Kaiser geworden war, Alquier ihr seine neuen Beglaubigungsschreiben überreichte, so ärgerte sie den ehemaligen Republikaner mit der östern Anrede: „Der Kaiser, Euer Herr.“

Die Königin kannte keine Zurückhaltung; sie sprach mit großer Offenheit von allen ihren Erinnerungen. Sie rief sich ihre Mutter, Maria Theresia, ins Gedächtniß zurück, „welche ihre Kinder so sehr achteten, aber vor der sie immer Furcht hatten“. Und ihren Bruder Joseph, „der alle hübschen Frauen Wiens zu Waitressen hatte“. Und Marie Antoinette: „Arme Schwester! «Das Welltal liegt zu Ihren Füßen... Ich grüße Sie, reizvolle Marie!... Ach, was ist daraus geworden?... Und die Prinzessin von Asturien, ihre Tochter, so jung gestorben, vergiftet gestorben!... Und ich selbst! Bin ich nicht auch vergiftet worden, von glühender, unaufhörlicher Verleum-

dung?... Man hat mich für ehrgeizig ausgegeben; ja, wenn Das Ehrgeiz ist daß man die von Gott erhaltene Krone vertheidigt, so bin ich ehrgeizig! Die Reaction von 1799 soll mein Werk sein; aber ich war damals mit meinen Töchtern in Wien. Und wenn wir in die Hände unserer Feinde gefallen wären, wie würden sie uns behandelt haben?“ „Der Graf“, wandte sie sich, lebhaft fortfahrend, an St.-Priest, der ihr im Wagen gegenüber saß, „denken Sie sich daß eine meiner Hofdamen, die Herzogin von... (sie nannte den Namen), daß diese Frau, die ich mit Wohlthaten überhäuft hatte, sich ein Kristallkranon in Form einer Guillotine hatte machen lassen, dessen Stöpsel den Kopf des Königs vorstellte! Ist es nicht wahr, Marquise?“ „Sicramente, Maestà“, antwortete die alte Ehrendame mit einem Seichen das eine Verbeugung vorstellen sollte, welche der Wagen indeß unausführbar machte. Diese Frage und Antwort endete jede Erzählung.

Mitten in einer dieser Erzählungen ließ sich plötzlich ein Krachen vernehmen. Die Achse war gebrochen und der Wagen fiel auf die Seite. St.-Priest fiel auf die Ehrendame, welche ein Rothgeschrei ausstieß, und der Prinz Leopold, der damals schon sehr stark war, auf seine Mutter. Die Königin allein bewachte ihre Ruhe bis ein Riese an der Wagenführer erschien und mit einem Faustschlage eine Thürfüllung einschlug. Es war ein Pole der Escorte; er zog die Königin heraus, und trug sie ohne ein Wort zu sagen in einen andern Wagen.

Hiermit war das Unglück noch nicht zu Ende. Denn es erhob sich ein heftiges Schneegestöber, welches in einer Steppe auf der sich die Reisenden befanden höchst gefährlich werden konnte, da es Menschen und Pferde erblinden macht und jede Spur eines Wegs vertilgt. Man mußte sich daher nach einer Herberge umthun und entdeckte endlich eine Meierei welche dem Fürsten Czartoryski gehörte. Es war eine elende Hütte von einem einzigen Gemache. Mit Mühe wurde sie nur einigermaßen wohllich für die Königin gemacht, die indeß im Wagen bleiben wollte. Es gab nur einen einzigen zerbrochenen Stuhl, auf den die Königin sich niederließ, während der Hof sich in dumpfem Schweigen, so gut es ging, um sie herum placierte. Die alte Ehrendame war geradezu „demoralisirt“. Die einzigen Lebensmittel die man aufreiben konnte waren einige nicht mehr frische Eier.

Dieser unangenehme Zustand wurde höchst unerwartet verändert. Man hörte das Schellen einer Glocke, und einen Augenblick nachher erschienen zwei Langenmänner mit Mantelstücken und Briefschaften für die Königin. Sie kamen direct aus Sicilien, von woher seit sechs Monaten keine Nachricht an sie gelangt war. Diese Ueberraschung erfüllte Alle mit Freude und verschuchte den Trübsinn. Die Königin zog sich hinter einen Verschlag zurück und ließ sich bis Früh vor Niemanden sehen. Der folgende Morgen war kalt, aber rein und heiter; der Sturm hatte sich gelegt. Als die Königin erschien war sie ernst; sie winkte ihrem Gefolge zur Abreise ohne ein Wort zu sprechen. Als man abfuhr brach sie nach zwei Minuten das Schweigen, und dankte St.-Priest für die Ehrfurcht die er ihr erwies. „Was ich that war nur gering“, erwiderte dieser, „Ew. Majestät werden erst bei der Rückkehr in Ihre Staaten würdig empfangen werden.“ „Reinen Sie!“ rief die Königin bitter aus, „Sie wissen nicht daß die Depeschen welche ich erstern erhalten mit verboten nach Wien zu kommen. Aber ich gehorche nicht, ich will sehen ob man die letzte Tochter Maria Theresia's aus Schönbrunn vertreiben wird.“

Sie ging in der That direct nach Wien als habe sie den Befehl nicht erhalten, und Keiner wagte ihr einen neuen Einzuhandigen.

St.-Priest sah sie 1814 hier wieder; sie war sehr verändert. „Sie erkennen mich nicht mehr“, sagte sie zu ihm, „ich bin entmuthigt, man überhäuft mich hier mit Aufmerksamkeiten; aber ich bin Jedermann zur Last; ich habe zu lang gelebt.“

Ihre Lage war in der That sehr traurig. Die Verbündeten schwankten lange zwischen Kurat und König Ferdinand. Die Königin antwortete auf die Trostsprache St. Priest's nur mit einem melancholischen Lächeln. Einen Monat später starb sie in dem kaiserlichen Schlosse Haimburg bei Wien, und zwar durch eine seltsame Fügung des Schicksals in demselben Zimmer in dem sie 62 Jahre früher geboren worden war. 13.

Reflatalog 18...

(An B...)

Wieder Gedichte? Sie seuchten und schwellen die Reflataloge!

Werden gelesen? Gewiß, weil gedruckt vom erwägenden Cotta.

Sind sie vortrefflich? Vielleicht; oder schlecht? Dies ist zu bezweifeln.

Sicher im Mittelmäßigen wird sich bewegen die Mehrzahl, Dichterserscheinung ist selten, doch häufig der Schein der Erscheinung;

Diesen bescheiniget als Poesie das Vereimte sich selber.

Wunderpoetisches Volk der Deutschen! Berrufen durch Irinfluß,
Birgst du im Innern den Hunger nach Süßigkeiten und Schaubrot!

Ist das Bedürfnis erkannt, dann sehlet nimmer ein Carloch. Wissen es doch die Fürsten, und geben Gedichte der Freiheit, Ahnet es doch die Justiz, und loct durch Geschwor'nenverheißung,

Kennen es doch die Kanzlei'n, und fertigen Orden und Titel, Treffen es doch die Ratheder, und bringen Begründungen schachweis!

Neu sei nur das Gebrachte, mit Siegel und Farbe für Zeitgeist,
Frisk aus der Pfanne, nicht älter als Achtzehnhundertundvierzig.

Über die Weisheit? Rechnet auch sie nach Tagen und Jahren?

Hungert auch sie nach Schaubrot? Stillet sie nicht den Geschmacksdrang

Schätzend genießend Bewährtes, den Schein der Erscheinung verschmähend?

Salomo fand sie am Thor der Straße — o glückliche Zeiten! Höhlen und Wälder verbergen sie jetzt, vielleicht auch der Kirchhof;

Albums und Lehrbücher nicht, worin man heute sie aussucht.

Jährlich wandert die Jugend zu Niederlagen des Wissens, Höret Philosophie, das heißt, die Liebe zur Weisheit.

Wie? kann Liebe gehört sein? Jawohl, der gelehrige Hörer

Dünket in Worten sich klug und schwört auf die Worte des Meisters.

Leider verhält und verschallt das Wort. Kant ist schon verschollen,

Fichte nebst Hegel, und selbst der doppelschallende Schelling fanden ihr Schallloos. Alle verpfeßen das Höchste, und haben

Glauben begehrt und gefunden an wahrheitsstehende Spruchkunst.

Dennoch gilt Wechsel auf Erden, und ewig bleibt dieser Spruch wahr:

Leimt Paragraphen zum Floß und fährt einher auf den Wellen,

Bald gestrandet erblickt euch das Ufer. Des Ikarus Flügel Schmolzen am Sonnenstrahl, ihr schmelzt an dem Feuer des Lebens.

Wollt ihr im Thurm von Begriffen den Sternenhimmel erreichen?

Bald erfahrt ihr davor und darin babylonische Birren, Jugesles schwanket der Bau und sinkt in sich selber zusammen.

Werdet bescheiden, ihr Weisen. „Kur Lumpe sind es“, sagt Goethe,
Und so scheut sich des Hochmuths starres Genie vor dem Lumpsein,
Leiert und flattert und baut wie vordem, und erfähret sein Schicksal,
Warnenden Sinken zum Trog und taub für den Ruf der Geschichte.

Weisheit und Wissen sind naher Verwandtschaft, doch einerlei nicht.

Ihn der Geringes zu wissen gestand pries Griechenland weise,

Beil er bescheidenen Sinnes gewährte die Grenzen der Einsicht.

Wüßte man auch was von jeher die Menschen gewußt, es verbliebe

Rehr noch zu wissen und lernen für Leibniz selbst und für Humboldt.

Sich zu beschränken ist weise, erkennen und seh'n was man nicht weiß,

Immer empfänglich für Rehr und doch zufrieden mit Wenig. Raßlos raffet der Thor, er schießt Gebiegn'es und Plunder, Wähnet sich reich in dem Vielen, verspottend der Weiseren Armut.

Siehe, mein Freund, so treiben es nun Philosophen und Dichter,

Müh'n sich um Theosophie und bringen Tendenzen in Verse; Einer ermuntert den Andern, und Keiner verzichtet genugsam.

Schwärmend wie Fliegen um Fett, stets saugend und niemals gesättigt,

Reimend und leimend, beweisend, etträumend, und groß in Papierlust,

Schreiben sie Bücher um Dkern, und fertigen Bücher Michaelis.

23.

Notizen.

Talleyrand und Balzac.

Balzac, dieses große zersetzende Talent — wir möchten ihn den Chemiker der Moral nennen —, das durch Rielschreiberi seine bewunderungswürdige Analyse der Charaktere und Sitten verschwemmt hat, war nicht immer in der Lage gewesen die seinen Berken nothwendigen Gesellschaftsstudien zu machen. Arm geboten, konnte er sich nur allmählig die feinsten Salons erschließen. Zu den ersten welche sich dem geistreichen und strebenden Manne öffneten gehörte der Kreis der Gräfin Apponyi, Gattin des österreichischen Botschafters. Wie begegnete dem Verfasser der „Comtesse à doux maris“ als Reopbit bei einem großen officiellen Diner, zu welchem außer ihm nur Diplomaten gebeten waren. Die im Saale versammelten Gäste plauderten beinahe vertraulich als der Diener meldete: „Le service de Son Excellence.“ Balzac welcher neben ihr saß erhebt sich rasch und bietet ihr tapfer den Arm. Die Gräfin, schneller als er, nimmt mit feinem Takte, um ihm die kleine Lächerlichkeit einer solchen Uebereilung zu ersparen, den Arm des Herrn von Pahlen und küßert dem Schriftsteller leise zu: „Sie wollen uns gewiß nicht mit Russland entzweien!“ An der Thüre des Speisensaals gewahrt Balzac den Fürsten Talleyrand, an dem alle Welt vorbeiging ohne wie es schien ihn nur zu bemerken oder wenigstens ein solches Vergessen des Vorrangs zu entschuldigen. Balzac al-

lein bleibt stehen und erschöpft sich in Höflichkeit, indem er sich durchaus weigert vorauszugehen. „Passez, Monsieur“, sagt Kallebrand kurz und in einem Tone der ohne Widerrede gehorcht sein will. Der Romancier geht voraus, der Prinz folgt. Während des Essens besinnt sich Ersterer daß er ein Ungeschick begangen, und daß es außer ihm noch Niemand eingekommen. Frau von Kallebrand unhöflich zu zwingen seinen Pferdefuß zu zeigen. Balzac überzeugte sich wirklich später daß immer und überall der Prinz zuletzt ging, und Sepermann that als sähe er nicht was Sener verbergen wollte.

Eine Seite von Chateaubriand über Revolutionen.

Der Verfasser von „Géologie du christianisme“ schreibt in seinen „Mémoires d'outre-tombe“: „Saint-Just sagt: «Bapt!» Dies Wort umfaßt die ganze Politik unserer Revolution; die nur halb Revolutionen machen graben sich bloß ein Grab!“ S.

Bibliographie.

- Arnoldi, J. H., Benno. Gedicht. Berlin. 16. 12 Ngr.
 Busch, F. S., Die Aufgabe des katholischen Theils deutscher Nation in der Gegenwart, oder der katholische Verein Deutschlands. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Cotta, B., Der innere Bau der Gebirge. Mit 25 Holzschnitten. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 20 Ngr.
 Götz, S. Frhr. v., Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oestreich. 2te Auflage. Wien, Sapper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 21 Ngr.
 Glaube und Liebe. Eine Reise im Reiche der Geister. Von einem Schlesinger. Hensburg, Kutnyh u. Comp. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.
 Hess, A., Ueber Leuchtbäume. Nach englischen, französischen und deutschen Quellen bearbeitet. Mit 4 Figurentafeln. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Klüber, S. J., Europäisches Völkerrecht. 2te Auflage. Sorgsam revidirt, commentirt und ergänzt von Carl Ed. Morstadt. Schaffhausen, Furter. Gr. 8. 2 Thlr.
 Kunisch, R., Primavera. Breslau, Schulz u. Comp. 16. 22½ Ngr.
 Mercklin, L., Die Talos-Sage und das Sardonische Lachen. Ein Beitrag zur Geschichte griechischer Sage und Kunst. Mit zwei lithographirten Tafeln. Petersburg. Imp. 4. 1 Thlr. 12 Ngr.
 Möller, A. v., Die Mennoniten. Wahre Begebenheit. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 15 Ngr.
 Roquette, D., Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein- und Wandermärchen. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.
 Schwerin, Agnes Gräfin, Was ich den Vögeln abgelauscht. Eine Phantasie. Berlin, Grobe. Gr. 16. 15 Ngr.
 Sternberg, A. v., Ein Fasching in Wien. Wien, Sapper, Hügel u. Manz. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
 Stoy, K. B., Pädagogische Anlagen in Jena. Der pädagogischen Bekanntschaft fünftes Stück. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.
 Ziele, S. M., Thorvalden's Jugend. 1770—1804, nach des verstorbenen Künstlers Briefwechsel, eigenhändigen Aufzeichnungen und hinterlassenen Papieren. Aus dem Dänischen von F. Wachenhufen. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Upland, F., Gedichte. 9te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.
 Weißbrodt, S., Prinz Ferdinand. Tragödie. Arier, Tröschel. 8. 25 Ngr.
 Biehnert, H., Nachgelassene Gedichte junger und schmerzhaften Inhalts. Annaberg, Rudolph u. Dietrich. Gr. 16. 6 Ngr.

Tageßliteratur.

Die Aufhebung der deutschen Grundrechte in Sachsen als Schlussstein des Restaurationswerkes der sächsischen Landesherrschaft von 1850—51. Eine klare Uebersicht dessen, was im März 1849 gegeben und im April 1851 wieder genommen worden. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 3 Ngr.

Harsers, F., Wägener- und Mauerbrief. 2te Auflage. Braunschweig, J. G. Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Held, S., Ueber die Nationalität im Allgemeinen und mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtig in Deutschland obwaltenden Verhältnisse. Würzburg, Stachel. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoffmann, J. G. K., Paulus, eine Döllinger'sche Skizze mit einem Vorworte an Frau Dr. Döllinger und einem Nachworte an Alle, die den Herrn anrufen von reinem Herze. Erlangen, Bläuling. Gr. 8. 4 Ngr.

Kelzer, E. F., Nach London! Zur unterhaltenden und nützlichen Vorbereitung auf die Reise zur Welt-Ausstellung. Unter Benutzung der amtlich verfaßten Uebersichten der Preussischen Commission für die Londoner Industrie-Ausstellung herausgegeben. Mit einem Plane von London — einer Karte der Eisenbahnen und Dampfschiffahrtsverbindungen England — einer Uebersichtskarte der Eisenbahnen Mittel-Europas und einem Panorama der Themse von London bis zur Mündung. Breslau, Krawendt u. Granier. Gr. 16. 15 Ngr.

Moshamer, J. A., Die Reichs-Verfassung für das Kaiserthum Oesterreich vom 4. März 1849. Historisch, geographisch, ethnologisch und sprachlich erörtert, erklärt und gemeinschaftlich zum leichtern Verständnisse für jeden Staatsbürger dargestellt. Wien, Koll u. Pöcher. 1850. 16. 12 Ngr.

Dswald, Ritter v., Ansichten über das provisorische Gesetz vom 11. Novbr. 1848, die Abänderungen des zweiten Theils des Strafgesetzbuchs vom Königreich Bayern vom Jahr 1813 betreffend. München, Franz. Gr. 8. 15 Ngr.

Die dänische Regierung und die feindliche Presse. Ein Wort zur gelegenen Zeit. Kopenhagen, Phillipsen. Nr. 3. 5 Ngr.

Politische Rundschau auf katholischem Boden. Eine Festschau in der Seitenwende des 19. Jahrhunderts. Ulfshafenburg, Pergay. 12. 2 Ngr.

Schrader, F., Professor Hengstenberg und die Schottwig'sch-Polkeinsche Sache. Ein Beitrag zur Würdigung Hengstenberg'scher Ethik. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 6½ Ngr.

Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit. 3te verbesserte Auflage. Berlin, C. Schütze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Selbstständigkeit der evangelischen Landeskirche in Preußen und ihre Vollziehung durch das Kultusministerium. Klammäßig dargestellt und mit einer Petition der hohen zweiten Preussischen Kammer überreicht von Johann, Cyban, C. Lestker, Krause, S. Lisko, Müller. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Soll Preußen noch ferner eine Großmacht sein, oder soll es bleiben? Preußen jetzt allein noch übrig? Eine politische Erörterung. Braunschweig, J. G. Meyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Ullrich, Preussische Religionsfreiheit im Jahr 1851. In nächst dem Preussischen Richterlande gewidmet. Halle, C. Schwetke. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Was Dänemark Preussen? Hamburg, Herffes-Böhr u. Maute. Gr. 8. 2 Ngr.

Die württembergischen Verfassungswirren in Folge der Einführung der deutschen Grundrechte u. vom Standpunkte des Rechts aus. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Ngr.

Sfedényi, E. v., Die Verantwortlichkeit des Ministeriums und Ungarns Zustände. Wien, Sapper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 12 Ngr.

Zur Erinnerung an den am 26. April 1850 verstorbenen Dr. Wm. Leo-Wolf. Gumburg, Berendsohn. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. XVII.

Die Postgebühren betragen für die Bände oder Bogen Mann 2 1/2 Ngr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. An Zeitschriften erscheint für 1851:

Deutsche Allgemeine Zeitung. Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. Täglich außer den Feiertagen zwei Nummern. Doch 4. Prenumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Siehe täglich zwei mal ausgeben; die zweite Sonntagsnummer bildet ein literarisches-wissenschaftliches Beiblatt. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Ngr. Ein Bogen kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht berechnet.

Blätter für literarische Unterhaltung. Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1851. Gr. 4. 17 Nbr.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in zwei Bogen, sie kann sich auch in Monatsheften beziehen werden. Es gehört dazu ein literarisches Wagners. Die Insertionsgebühren betragen für eine Seite oder deren Raum 2 1/2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Talern beigelegt oder beigelegt.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung. Herausgegeben unter Auszeichnung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthschaft von **William Lohde.** Mit einem Beiblatt: **Samenmäßiges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Silberbeilagen. XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 32 Nummern. 4. Der Jahrgang 2 Thlr. das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7 1/2 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Die Insertionsgebühren betragen für die Seite oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Kaufgeld berechnet.

Das Pfennig-Magazin für die Arbeiter und Unterhaltungsblätter. Verantwortlicher Herausgeber: **W. Schmidt.** Mitredakteur: **H. J. C. Bolbeding.** Neue Folge. X. Jahrgang. 32 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann jedoch auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein literarisches Wagners beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Kaufgeld beigegeben.

Der I. - V. Band des **Pfennig-Magazins** (1833-37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr., der VI. - X. Band (1838-42) 4 Thlr., der XI. - XV. Band. (Neue Folge I. - V. Band, 1843-47) 4 Thlr., der XVI. - XX. Band gesammelt zusammen 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der neuen Folge VI., VII. und VIII. Jahrgang (1848-51) kosten jeder 2 Thlr.

Es sind in ermäßigten Preisen zu beziehen: **Pfennig-Magazin für Kinder.** Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrg. 15 Ngr. **Sonntags-Magazin.** Zwei Bände. Jeder Band 10 Ngr. **National-Magazin.** Ein Band.

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Verantwortlicher Herausgeber: **W. Gramer.** Mitredakteur: **M. J. C. Bolbeding.** Sechster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber

6. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, herausgegeben von den Geschäftsführern unter Verantwortlichkeit von **Dr. R. Anker.** Fünfter Jahrgang. Vier Hefte. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein literarisches Wagners beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

7. Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXII. (1850.) Gr. 8. — **Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850.** Gr. 8. — **Memorandum moduli dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850.** Folio. (Rom.) Prenumerationspreis 14 Thlr.

Diese archaisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Institut für archaische Correspondenz im Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1848 und 1849 haben jeder noch zum Prenumerationspreis von 14 Thlr. gegeben.

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834-43. Secondo e terzo Inastro. Gr. 8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

II. An Fortsetzungen erscheint:

8. Analecten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preischriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten der Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Aerzte. Siebenten Bandes viertes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837-46), kosten im ermäßigten Preise 6 Thlr.; das erste bis dritte Heft des sechsten Bandes erscheinen 1848-50.

9. Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Vierundsiebzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter beifolgendem Titel einzeln zu erhalten:

I. **H. Heimer,** Die Hochborn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — II. **Comes,** Sany de Galtre, übersetzt von **Wittich.** 20 Ngr. — IV. **Wante,** Das neue Leben, übersetzt von **Hörker.** 20 Ngr. — V. **Wiemer,** Die Fehler des Präsidiums, vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. **Vik. Bremer,** Rina, dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. **IK. Bremer,** Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie G. Zweite

Zuletzt. 10 Bgr. — II. **Probst D'Offled**, Geschichte der Napoleonischen Kriege, übersetzt von H. G. M. 20 Bgr. — III. **XIII. Dante**, Ethische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kanitzscher und Blitt. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Bgr. — XIV. **Lafontaine**, Drei gereimte Eimer, übersetzt von Krip. 1 Thlr. 9 Bgr. — XV. **Bernier**, Kleine Erzählungen. 10 Bgr. — XVI. **Wormer**, Streich und Hede, Dritte Auflage. 10 Bgr. — XVII. **Moltire**, Die Penelope, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Quintus III.**, Schauspiel, übersetzt von Eichl. 1 Thlr. 6 Bgr. — XIX. **Gibberg (Vitalis)**, Gedichte, übersetzt von Kanitzscher. 20 Bgr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Decamerone, übersetzt von Blitt. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Bgr. — XXIII—XXV. **Bante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Ranne-

12. **Blanc (E.), Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band und folgende. 8 Bgr.
Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr. 7/8 Bgr.
Im demselben Verlage erschienen:
Thiers (A.), Histoire de la révolution française. 6 vol. in-8. 1846. 6 Thlr.
Lamartine (A. de), Histoire des Girondins. 8 vol. in-8. 1847. 8 Thlr.
Geschichte der Girondins. Aus dem Französischen. 8 Bände. 8. 1847. 8 Thlr.
Carlyle (E.), Die französische Revolution. Eine Skizze. Aus dem Englischen. Neue Ausgabe. Drei Theile. Gr. 12. 1849. 3 Thlr.
13. **Bilan (F.), Geheimne Geschäften und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener und vergebener Kundwürdigkeiten. Dritter Band und folgende. Gr. 12. 8 Bgr.
Der erste und zweite Band erschienen 1850 und kosten jeder 2 Thlr. 15 Bgr.
14. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Volume dix-huitième et suite. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.
Die Fortsetzung dieses Romans erscheint z. z. d. X.:
Angé Pitou.
Der 12. bis 17. Band führen den Titel:
Le Collier de la Reine. 6 vol. 3 Thlr.
Im demselben Verlage erschienen ferner:
Dumas (A.), La Dame de Monsoreau. 6 vol. in-8. 1845—46. 3 Thlr.
Féval (P.), Le Bis du diable. 8 vol. in-8. 1846. 4 Thlr.
15. **Encyclopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. A. Moser. Fünfte Abtheilung und Folge. Gr. 12. Geh.
Die erschienenen Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:
I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch der Ärzte und Studirende. Von L. Reckmann. 1844. 3 Thlr.
II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von L. Posner. Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von A. Roser. 1845. 2 Thlr.
IV. Geschichte der Medicin, bearbeitet von E. Morwitz. Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.
V. Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie, mit den neuesten Untersuchungen bearbeitet von A. Moser und J. C. Strahl. 1851. 3 Thlr. 18 Ngr.
(Die Fortsetzung folgt.)

10. **Bilderaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Siebentes Heft und folgende. Großfolio. Geh.
Das erste bis sechste Heft (Nr. 1—1379) erschienen 1847—50 und kosten 3 Thlr. 14 Bgr.
Der „Bilderaal“ enthält eine Auswahl der vorzüglichsten Holzschnitte und Lithos, welche in scharfen Abdrücken von G. C. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind.
11. **Blanc (L.), Histoire de la révolution française.** Tome troisième et suite. In-8. Geh.
Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr.

In der Allgemeinen Deutschen Verlagsanstalt zu Berlin erscheint soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Unpolitische Bilder aus Petersburg.
Skizzen nach dem Leben gezeichnet
von
Eduard Tzermann.
Gr. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Der Verfasser hatte während seiner künstlerischen Wirksamkeit am Kaiserl. Hoftheater zu Petersburg Gelegenheit, den Kaiser, seine Familie, das patriarchalische Leben des Kaisers in derselben, sowie das Militairwesen und die governementalen Institutionen der russischen Hauptstadt genau und mit der feinsten Verufe als dramatischer Künstler zu dankender Beobachtungsgabe kennen zu lernen. Was wäre wol zeitgemäher und von höherm Interesse, als diese wahrheitsgetreuen Schilderungen eines Reiches und seines Beherrschers, das, obgleich an unsern Grenzen beginnend, und eine so wichtige und entscheidende Rolle in der Geschichte der Gegenwart zu spielen berufen, dennoch, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, durch Vorurtheile und geistliche Ent-

stellungen und bisher weniger bekannt gewesen, als die gleichschen Hefen.

Die Manuscripte Peter Schlemihl's.
Eine kosmopolitisch-literarische Novelle
von **Ludwig Bechstein.**
Zwei Bände. Geh. Preis 2 Thlr.

Diese anziehende unterhaltende Novelle, die sich der Hauptstadt nach an Chamisso's wundersame Geschichte Peter Schlemihl's anschließt, und die vielbesprochene Existenz dieses fabelhaften Wesens nachweist, wird nicht nur für Jene besonders reizvoll, welche sich für Ober-Aegypten mit seinen großartigen Wunderbauten und Tempelresten interessieren, sondern auch für alle Schüler des unsterblichen Chamisso'schen Werkes und einer unterhaltend belehrenden Lectüre überhaupt.

Ein Streifzug nach London
von **A. J. H. Strass.**
Für Alle, welche nachstreifen und sich auf unterhaltende Weise mit den Verhältnissen und dem Leben der Weltstadt bekannt machen wollen (Nebst einem Uebersichtsplane von London.)
8 Bogen. Geh. 1/2 Thlr.; geb. 3/4 Thlr.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 104. —

7. Juni 1851.

Zur Nachricht.

Diese Zeitschrift erscheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Rth. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungs-Expedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern von K. Gutzkow. Erster Artikel. — Das Zeitalter der Revolution. Geschichte der Fürsten und Völker Europas seit dem Ausgange der Zeit Friedrich's des Großen. Von B. Bachsmuth. Vier Bände. Von A. Zimmer. — Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Regjahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Messkatalogs im Jahre 1564 bis zur Gründung des ersten Buchhändlervereins im Jahre 1765. Mit einer Einleitung von G. Schwetschke. — Joachim Jungius. Von G. Bendaarm. — Eine Frauensahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chile, Ostindien, Persien und Kleinasien von Ida Pfeiffer. Drei Bände. — Felicitas. Ein Roman von Eliza Wille. Zwei Theile. — Aus den Sitten und dem Volksleben der peruvianischen Gesellschaft. — Der Lyriker Marie Watts. — Notizen; Bibliographie.

Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Von Karl Gutzkow.

Erster Artikel.

Das tout genre est bon hors l'ennuyeux ist kein Kriterium für einen Roman; wenn aber ein solcher in einer Zeit wie unsere die verschiedenartigsten Leserklassen in Anspruch, erregt und die lebhafteste Begierde nach seiner Fortsetzung erweckt, so ist Dies schon an und für sich ein gutes Zeichen. Die verschiedenartigsten Leserklassen sagt ich, nicht alle. Wer von Goethe bis Clauven könnte alle befriedigen! Ich höre allerdings von hochvornehm Erbkischen oder ethisch sein Wollenden welche die Nase lämpfen sollen, von Andern die weder auf Ethik noch auf Vornehmheit Anspruch machen, leicht gesättigt von Allem was kein Nachdenken verlangt, welche nicht bedrückt wären. Ich bewege mich glücklicherweise in sehr mannichfach schattirten Leserklassen, die zwischen diesen Polen liegen, und die trotz der Ethik, der höhern und niedern, auf welche sie Anspruch machen, Gutzkow's Roman mit dem lebendigsten Interesse verfolgen. Wenn ich nicht selbst in dem Falle wäre, würde schon diese Erfahrung mich davon überführen daß hier Etwas geistig ist was die Schranken des Alltäglichen übersteigt. Denn es sind Männer und Frauen, Gelehrte und Poetiker, die allüberall nicht leicht von den Producten unserer schönwissenschaftlichen Literatur befriedigt sind, 1851. 201.

die nicht sehr glimpflich zu urtheilen pflegen, die endlich in jetziger Zeit kaum eine novellistische Dichtung in die Hand zu nehmen würdigen, wenn ich in diesen Kreisen, wo einst Shakespeare — nicht entzückte und befriedigte, Das versteht sich von selbst, sondern in der Art heimisch war daß seine Personen wie Familienglieder betrachtet wurden, die mit im Zimmer promenirten, an der Tafel mitaßen, der Gegenstand des Gesprächs waren und blieben, wenn, sage ich, in denselben Kreisen jetzt die Personen des Gutzkow'schen Romans ebenfalls lebendig werden, den Gegenstand zur Unterhaltung, zu Controversen abgeben, so ist damit freilich keine Verwandtschaft der letztern mit den erstern behauptet, aber es ist für mich ein Indicium daß der Verfasser des Romans, in eine Lebenswahrheit hineingreifend, seine Gestalten so warm und frisch auf das Bild geworfen hat daß sie aus dem Rahmen hervortreten. Man streitet über Melanie, über Schluß, Haderk, den Prinzen Egon, Pauline von Harber, die Gräfin d'Azimont als wären es lebendige Personen, man fragt sich: Wie wird der Dichter sie entwickeln, werden sie nach dem Licht oder nach dem Schatten ausschlagen; sogar fragt man, wie in guter alter Zeit: Wird Die Den „Krieg“ oder nicht? Und wird Dieser nicht etwa der Sohn von Der oder Jenem werden?

Das ist eine bedenkliche Theilnahme, kann mir ein Kritiker aus der reinen Zeit entgegen; ich meine die Zeit der reinen Kritik, als die Politik noch gar nicht

und die Tendenzen nur zur Hälfte in die Poesie hineinblickten. Solche Theilnahme erweckten auch die „Mystères de Paris“ und der berühmte Roman „Le comte de Montechristo“. Man fragte sich auch so: Was wird mit Dem und Jenem werden? Werden sie sich kriegen? Wird Das die Strafe erleben, Dieser für seine Leiden belohnt werden? Daß Sue und Dumas diese Theilnahme ihren Romanen verschafften, war unter allen Umständen nichts Tadelnswürdiges; es fragt sich nur zu welchem Zwecke sie ihre Gestalten so prägnant ausbildeten und wie lange die Theilnahme dauerte? Zu welchem Zwecke Sue hinarbeitete, bedarf keiner Erwähnung: er ging weit aus der Poesie hinaus, und seine vom Künstler belebten ~~Gestalten~~ ~~haben~~ ~~nach~~ ~~immer~~, ~~vom~~ ~~Leser~~ ~~nicht~~ mehr zu bändigen, wenn er es wollte, im Leben umher. Dumas schickte Traumgestalten wie sie den Gaumen kitzeln, ohne sich um Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit zu kümmern, Erfindungen aus allen Zeiten unserer Wunderromane borgend, nur mit etwas Geschmack, auf den Markt. Sie haben geschafft, gewirkt, eingebracht, sie haben ihren vollen Zweck erreicht, und weiter kümmern er sich um sie nicht, noch wird die Kritik sich viel um sie kümmern. In der Literaturgeschichte, wenn es eine künftige gibt, werden sie als glänzende Epheмерen einen Platz einnehmen, mehr nicht.

Aber auch nur einen entfernt damit verwandten Erfolg hat keiner unserer neuen Romane gehabt. Der historische Roman ging seinen unbehinderten Weg für sich dahin, mit größerer oder geringerer Theilnahme; aber von den eigentlichen socialen Romanen, welche ein umfassenderes oder kleineres Spiegelbild des Lebens sein sollen welches wir mitdurchleben, hat keiner jene Theilnahme angeregt daß die Lobensdigen in die Dichtung sich hineinklitzerten. Was die Dostojew, Gorki, Hahn-Hahn ihrer Zeit bewirkten, war eben nur Wirkung auf ihre Goterien, aus denen sie ihre Figuren genommen und für deren Gaumen sie schrieben. Auf die Andern wirkte es nur aus Neugierde, aus jenem eiteln Dünkel für die vornehmen Personen sich zu interessieren, um vor sich selbst oder auch vor Andern auch vornehmen zu erscheinen.

Es mag eben ein Kriterium des deutschen Geistes sein, der im Hause, dem Amts- und Verwandtschaftskreisen, dem Particularismus im engern und weitern Sinn gehaunt ist, daß Romandichtungen welche die Allgemeinheit des Lebens umfassen nicht aufkommen wollten. Freilich, wo sollte auch diese deutsche Allgemeinheit in der Dichtung hergenommen werden, da sie in der Wirklichkeit nicht da ist. Und indem Gogolow es hier versucht auf breiter Grundlage ein solches umfassendes Gemälde unserer socialen Zustände aus der lebendigsten Gegenwart heraus zu liefern, indem er Gestalten und Gestaltungen aus allen Lebenskreisen von tief unten bis hoch oben ins Dasein ruft, in die Keller und Dachwohnungen der Armut dringend, die Mystifien der höchsten Eitelkeit belauschend und verrathend, Kirche, Staat, Kunstleben reproducirend, so fragen wir

doch: Wo ist denn da das allgemeine deutsche Leben der Gegenwart abgepiegelt? Sehen wir das wiener Leben, das bairische, schwäbische? Nichts davon; nur norddeutsches. Und auch hier werden wir wieder in einen engeren Kreis geführt, denn er zeichnet uns nicht Hannover und Hamburg, nicht Köln und die Rheinländer, nicht Münster, Paderborn und Bielefeld, sondern nur einen bestimmten norddeutschen Staat, und den Focus seines geistigen und materiellen Lebens in seiner Hauptstadt, die denn allerdings bedeutend genug ist um mit ihren Strahlen und Schatten einen ziemlich weiten Umkreis zu beleuchten oder zu beschatten, oder auszublenden — wie man will. Sue und Dumas zeichneten freilich auch nur das positive Leben, aber damit war das französische portraittirt. Das ist nun einmal so und wird nicht anders werden; hierin liegt der gründliche Unterschied derartigen Dichtungen der Franzosen und Deutschen.

Aber Gogolow hat versucht einen so weiten Kreis zu umspannen als die Verhältnisse es ihm gestatten, und daß er dergleichen auf dem Buche zu schloßen verstand, um soviel Lebendiges, von aller Form und Farbe, vorzulockern, daß er es verstanden hat diese disjecta membra in künstlichen und vertraulichen Cornez zu bringen, hier coordinairend, dort subordinirend, Das ist schon Etwas was man an und für sich anerkennen muß, denn was ihm hat es Keiner gethan. Von diesem Gemälde, wie es in seinen Einzelheiten erscheint und ob jede in sich in der Wahrheit begründet ist, davon hat und darf eigentlich die Kritik jetzt nur sprechen; sie hat noch kein Recht über das Ganze zu urtheilen, da es noch nicht erschienen, wahrscheinlich noch nicht ganz geschrieben, vielleicht noch nicht einmal völlig concipirt ist. Sie darf nur darauf hinweisen, ob die Gestalten neben ihrer innern Wahrheit im Verhältnis zueinander wahr sind, ob keine die andere tödtet, verdeckt, ob alle Lettern aus denselben Riffen sind, oder ob er sich verweigert und Bogelstreich unter Pettit und Deal gerichtet hat.

Wir hätten es also eigentlich bis jetzt nur mit der Materie zu thun, da alle Schüsse wie auf dem Fundamenten die wir schon weiter wird gebaut, wie die einzelnen Figuren als Brüstung angebracht werden sollen, nur Vermuthung wären. Eigentlich, wenn sich nicht doch schon mancher Strahl zeigte der nach einem supernaturalistischen Ziele schießt, insofern man das reze Interesse an Personen und Begebenheiten für das Natürliche und die Tendenz für das Darüberhinaus nehmen will. Es müßte schlimm sein wenn ein Romandichter mit Geist und Wonne er hinausstrebt in den Ansängen nicht wenigstens schon anklingen und ahnen läßt wohin er was führen wird. Die Aufgabe des geschickten Dichters ist: es bald wieder verbergen, damit man nicht zu früh die Absicht merkt und verstimmt wird, die des Schalks: auf ein Ziel scheinbar hinzusteuern nach nicht das wahre ist, um nur zu täuschen und unser Interesse durch Ueberraschung zu erhöhen. Besteres ist die eigentliche Aufgabe des Romandichters, in größern Romanen kaum angebracht. Der wahre Romandichter aber hat die Schwierigkeit: zu

griffes Ziel dienen: Augenblick und dem Wege zu ver-
 loren, und doch sich nicht so von ihm gängen zu lassen
 das nicht seine Figuren ihr ursprüngliches Lebensrecht
 bewahren und jede ihre wahrthätige Wahrheit für sich
 behält, vergeht das sie auch ohne Anwendung gelben kann.
 Sie muß so angehen scheinen das man sie aus dem
 Rahmen, dem Theaterrahmen oder Guckkasten herausnehmen
 und sie doch auf eigenen Beinen stehen kann. Vorst
 bleiben die schönsten Gestalten nur Marionettenpuppen,
 oder was schlimmer, Schenken, Allegorien, deren Schönheit
 aufgeht im Lampenlicht einer Idee, und damit ist denn
 für die allerhöchste Zahl aller Leserklassen das wahrthätige
 Interesse hin.

Den Gestalten in diesem Roman wird Jeder, auch
 wer sich nicht mit ihnen befreundet könnte, ihr Lebens-
 recht einräumen. Viele machen wie von selbst aus dem
 Rahmen springen und wir ihnen als guten Bekannten,
 die wir schon irgendwo gesehen haben müssen, die Hand
 nicken; oder umgekehrt, es wird uns in ihrer Nähe
 nicht recht wohl, und wir fürchten ihre Unruhe. Aber
 sie vorstellen, wohnen sie gleich, ob und welche Schicksale
 sie sind in einer gewissen Zahl, die wir noch nicht sehen,
 ist uns vorderehand gleichgültig. Und wenn wir darüber
 grübeln, so kommen wir bald davon ab, weil uns das
 persönliche Interesse, das der Situation, des Handlung
 zu lebhaft beschäftigt. Das ist ein Gewinn, eine glück-
 liche Umarmungsgrube; mit ihr hinter sich kann der Ro-
 manidichter mächtiger vorschreiten; auch der Leser muß
 mit, welcher zurückgeblieben wäre, wenn der Verfasser
 nie ein schlechter Fabeldichter, der die Moral vorant-
 schiebt, im voraus angedeutet hätte: damit will ich Das
 und Das beweisen. Es gab eine Periode in unserer
 Literatur, als der Sinn für Poesie in Deutschland er-
 wacht, wo man die Maxime aufstellte: die sogenannten
 Roman- und Theaterhelden müssen verschwinden und
 es Volk müsse die Hauptperson sein. Im gewissen Sinn
 sag Das richtig sein; kein Epös und kein epischer
 Roman ohne ein Volk, aber das Volk besteht doch aus
 Menschen, es wird geleitet von hervorragenden Men-
 schen, und wenn die menschliche Individualität nicht zu
 ihrem gewissen Rechte gedeutet, wenn ihre Vorzüge und
 Schwächen nichts der Aufmerksamkeit Würdiges, keine
 Besonderheiten mehr bieten, so ist die Demokratie dahin-
 er auch Nichts werth als Fortspätk zu werden.

Auf einer breitesten Grundlage baut Dantow sein
 niales Gemälde auf, und noch den ersten Capiteln, ja
 selbst nach dem ersten Bande werden Wenige wissen
 wohin er streuet, noch wo er sich festsetzen will, d. h. wo
 er Schwerpunkt des persönlichen Interesses zu suchen ist.
 eigentlich ist Dies auch jetzt, wo vier, ja schon der
 fünfte Band vor uns liegt, noch nicht recht zu haben,
 a wir von Ort zu Ort, von Personen zu Personen,
 in Ständen zu Ständen wandern. Wenn wir in man-
 cher Beziehung eine Anknüpfung an den alten deutschen
 und englischen Roman entdecken, so ist Dies schmerzhaft
 dem entgegen, denn der ältere Roman ist bedingt durch
 die Geschichte eines Helden oder einer Helden, an deren

Lebensumstände die Begebenheiten, Begebenheiten, Begebenheiten
 sich ansetzen. Zwei sind zwei Welten Bildungen die
 sogenannten Helden des Romans, aber die Helden der
 andern Begebenheiten sind nur lose daran geknüpft, und
 oft springen sie ganz selbstständig heraus und ziehen sich
 sich, unbekümmert um die gedachten Helden. Die wach-
 sende Das nicht als einen Fehler. Bei der gestellten
 Aufgabe ließ sich Das eben nicht thun, und es ist befreit
 das der Verfasser da frei schaltet als eine künstliche Be-
 bindung zu suchen die zu einer unnatürlichen Verbod.
 Ja, bei der Aufgabe die er sich gestellt muß er sich auch
 seine Form selbst machen.

Aber in anderer Beziehung finden wir Annäherung
 an den ältern Roman, und es ist Das gerade was wir
 unterstreifen. Denn seine breite, behagliche Form war seine
 natürliche Erfindung, sie war durch die Aufgabe des
 Romans, im Gegensatz zur Epöde und andern Dicht-
 gattungen, eine von der Sache selbst gegebene. Wo
 er unter den Völkern der Bildung auftritt, ist er nicht
 oder minder ein Merkmal ihres lebendigen Daseins,
 eines bestimmten Kreises, einer Zeitperiode. Da war es
 nicht mit der feinen, präcisen Discretio geübt, die
 jede Epöde proportionell abwärts zum Nachdruck des
 Satzes, und der rechte Jaden, wenn er auch noch
 schimmern muß, soll doch nicht die Hauptsache sein, nicht
 jeden Augenblick dem Dichter vor Augen stehen. Nicht,
 er darf sich verlieren in der Anschauung des Einzelnen,
 sich gehen lassen, wie ein Reisender der wol ein be-
 stimmtes Reiseziel hat und vorher die Reisezeit und
 die Tagesmühsale sich notet hat, doch aber unbekümmert
 da verweilt wo es ihm gefällt, auch auf die Gefahr hin
 später angukommen als er wollte. Der alte Roman
 ist zwar eine Reife, aber keine Kurde- und noch wol-
 ger eine Schwelgereise; er ist oft von Engländern mit
 der alten mittelalterlichen Art verglichen worden auf
 Baumstämme oder in von Quarksteinen getragenen Schaf-
 ten; die Reisenden bezogen sich, hielten sich ihrer Begre-
 nzung mit; wenn sie interessiert sind, läßt man sich un-
 ter einem schattigen Baum, und läßt seine Schritte vor-
 über ohne einzutreten, und vom geschwägigen Wirth
 schauerliche oder lustige Dinge sich erzählen oder respec-
 tive Lügen sich aufbinden zu lassen. Ich will gewiß
 nicht „Sophiens Reise von Wien nach Sachsen“ als
 Muster aufstellen, noch Richardson's endlose Bände,
 ohne viel Inhalt, aber was ist Cervantes' Meisterwerk
 „Don Quixote“ anders als eine solche lange Reise mit
 vielen Begebenheiten. Es kommt eben nur darauf an
 wie die Begebenheiten sind und wie sie erzählt werden.
 Der Roman war nie in der Art als ein streng geschlos-
 senes Kunstwerk angesehen worden, wie es die Tragödie,
 das gute Lustspiel und vielleicht auch die Novelle und
 das Heldengedicht sein soll. Er steht in dieser Beziehung
 dem Range nach darunter, aber er war aus den Be-
 dürfnissen des breiten geselligen Lebens hervorgegangen
 wo er selbst zu einer gewissen behaglichen Ruhe gekom-
 men, verlangte er nach einem Spiegel wo er sich die
 Gemüthslichter wieder beschauen konnte. Dies socialis

Romane betrachte ich wie die Zeitungen: sie haben keinen Anspruch auf Ewigkeit, sie haben ihren Zweck erfüllt wenn sie der Gegenwart ihren Spiegel vorhielten, und sie erkannte sich darin wieder und es gefiel ihr. Dem steht nicht entgegen daß einzelne sociale Romane sich doch über ihre Zeit hinaus erhielten, entweder wegen ihrer kräftigen Färbung, Gestaltung, ihrer Tendenz oder des Witzes und der Poesie halber, welche ein wirklicher Dichter, wie eben Cervantes, hineingegossen. Die echten Romane jener alten Art haben Alles was man von ihnen fordern kann erfüllt, wenn sie historisch mit Ehren reponirt werden, und wenn der spätere Historiker aus ihnen die Sittengeschichte der Vergangenheit zu finden sich angeregt fühlt. Auf keinen Fall halte ich aber die neuere französische Manier für eine Verbesserung, die den Faden ebenso lang zieht; aber es wird eine Schnur von lauter bligenden Genrestücken und epigrammatischen Spigen, den Faden muß die nerventigende Spannung des Schauers, Schrecks und der Wollust zusammenhalten. Darüber giebt man denn einen candiden Ueberzug von socialer Moral.

Da jene alte Reiseart mit den Eisenbahnen definitiv aufgehört hat, kann auch der neuere Romanschreiber sie nicht ganz wieder hervorholen, aber sein Faust ruft doch überall aus: Verweile! Und wir verweilen mit ihm im Grün mit einem Maler, der eine friedliche Gegend conterfeit, auf der Chaussee, in einer Fuhrmannsausspanne, dann wieder auf einer Reise, Tage und Nächte auf einer sandigen Straße, wo noch keine Eisenbahn geht, kein Chaussee angelegt ist, dann in einem fürstlichen Schlosse, im Walde, in der Waldeinsamkeit, endlich, zurückgekehrt in der großen Residenzstadt, in den Chambregarniestuben der Jungesellen, in fürstlichen Palästen, beim reichen Privatmann, in den Salons der Aristokratie, in den schmuckliebenden Kellern und Dachlöchern der Familienhäuser, in den goldschäumstimmernden Sälen und Gärten eines Fortunaballes. Wir verweilen vielleicht zu lange hier und da; hier aber stehen wir auf einen Unterschied des alten und neuen Romans. Jener erzählte, dieser repräsentirt dramatisch. In der Erzählung läßt sich schnell, mit kurzen Wendungen, über Steppen und Wüsten fortfliegen, die dramatische Darstellung fodert ganz andere Bedingungen. Wird auch Manches durch die drastische Darstellung länger, so haben wir immer eine Gegend, Menschen, eine Scene vor uns, die ihre Einleitung, ihre Katastrophe, ihren Schluß und Abgang fodert; denn jede Scene will ein für sich bestehendes Ganzes sein, selbst die Verwandlungen kosten Zeit und Worte. Der Franzose springt, der Deutsche, mit einem Gefühl für alte Schicklichkeit, darf, er will es nicht. Seine Personen müssen Stock und Hut in die Hand nehmen und sich mit Anstand empfehlen. Ich tadle es nicht, wenn wir auch darüber manches mal zu lange verweilen. Sage man uns nicht aus unserer Haut heraus, und mit wahrer Lust habe ich von verschiedenen Lesern, die sonst einen Roman zu überblättern pflegen, gehört daß sie hier gern verweilen, ohne zu überhüpfen, ohne zu gähnen, wenn sie auch eingestanden es sei hier

und da etwas zu gehohlet, auch diese und seine unbedeutende Excent und Persönlichkeit könnte, unbeschadet der Sache, kürzer gefaßt sein.

Aber führt uns nicht jener angebeutete Anfang, des grünen Wiesenfeld am Kornfelde, moan der Müßiggänger dem Maler zuschaut, die Begegnung auf der Chaussee, die Fuhrmannsausspanne, die Reise auf dem Sandwege ins Borgebirge, die Einkehr im Haidebrüde, das Fürstenschloß auf dem Berge unwillkürlich in den Mechanismus der alten Romanzeit zurück? Noch deutlicher werden wir daran durch den innern Mechanismus gemahnt. Wie man irthümlich das Persönliche ausmärgeln wollte um dem Volksthümlichen Raum zu schaffen, wollte man auch das Wanderbare, Phantastische, das dämonische Spiel des Zufalls ganz aus der Romandichtung wegwischt. Als ob es sich aus dem Leben wegwischt ließe, als ob es da keine Ahnungen, kein wunderbar Zusammenreffen, keine Witz aus heiterm Himmel, keine Ueberraschungen, unerwartete Entdeckungen gäbe; als ob wir nie versucht würden: Wunder! zu rufen, der strengste Rationalist nicht ausgeschlossen. Und wenn wir dieses Ingrediens des Lebens aus der Dichtung wegließen, gäben wir ein getreues Spiegelbild desselben? Alle diese Verirrungen rächen sich. Jemehr wir sie verstoßen, um so ärger die Reaction. Jener nüchterne französische Roman, „Le comte de Monte Christo“, ist er nicht componirt aus einer hausbäckenen Conglomeration der verbrauchtesten Bindenshebel unserer besichtigten deutschen Romanromantik! Und der Markt griff doch begierig danach. Eine Fabel bedingt der Roman; eine mehr oder mindere wunderbare Verkettung der Umstände ist das eine Band woran die Aufmerksamkeit sich hält. Es ist gut wenn die Wunder und der Zufall mit dem natürlichen Gange der Dinge zusammenfallen; aber Excesse sind unvermeidlich, und sie absolut vermeiden wollen verstoß gegen die Natur, weil diese sie zuläßt, uns oft damit überschüttet. Der Geist soll siegen über das Zufällige, und wo es so überwiegt daß das ganze Romaninteresse darin aufgeht, ist der Roman als solcher verfehlt, wo es aber geschieht angebracht ist daß es dem freien Walten des Geistes wieder untergeordnet wird, ist es ein Hebel des Interesses.

Die eigentliche Fabel des neuen Romans läßt sich noch nicht überschauen, aber wie die Ruderschaufeln bisher ineinandergreifen, dürfen wir erwarten daß auch das ganze Uhrwerk wohlgegliedert sein wird, und hier spielen die Traditionen, die Erbschaften der Vergangenheit, die materiellen wie die geistigen, vielleicht das Fatum selbst, eine Rolle. Die Handlung dreht sich bis jetzt um zwei Mysterien der Vergangenheit, um das geheimnißvolle Bild einer verstorbenen Fürstin, hinter dessen Rahmen Mémoires d'outre-tombe von angehewerter Wichtigkeit für die handelnden Personen erhalten sein sollen, und um eine Erbschaft aus den Zeiten der Tempelherren, um die Staat und Residenzstadt seit Menschenalters processiren, während unbedeutende Privatpersonen, zufällig die Helden des Romans, in den Besitz von Urkun-

den gerathen, aus deren ihr eigenen legitimen Ansprüche durch eine Reihe von Successionen an diese Erbschaft vom Werthe mehrer Millionen hervorgehen. Von den Documenten über diese beiden Mysterien hängt sehr viel ab, die ersten Bände verlaufen deshalb in dem Kämpfen und Ringen um sie, zwischen bewußten und unbewußten Partecipanten; man intriguirte, stiehlt fimpel, besticht, droht, opfert sich und sein Rechts- und Ehrgefühl oder die Autorität der Obrigkeit, die man vertreten soll, um in den Besitz zu gelangen, über dessen intensiven Werth man in Zweifel bleibt. Alles Das ist aber natürlich nur das weitverzweigte Gestrüpp, an dessen Polypenarme sich die kostbaren Muscheln, Perlen oder auch nur der Meeressand und Staub ansetzen. Mit wie ernsthafter Miene auch die ernsthaftesten Menschen an dies Geschäft gehen, ist man doch versucht an eine ironische Lösung zu denken, und eine Ironie liegt schon jetzt in dem Gedanken daß diese von zwei Ritterorden der Vorzeit aufgestapelten Schätze, zusammengebracht aus den exklusiven Ideen des Mittelalters, übergehen sollen in das Eigenthum zweier jungen Menschen die, von der social-demokratischen Strömung ergriffen, nahe daran sind das Eigenthum der Individuen für eine Thorheit oder ein Verbrechen zu halten.

Die Personen und Begebenheiten im Einzelnen näher ins Auge zu fassen wollen wir einem folgenden Artikel vorbehalten. Das Romanhafte an den letztern rügen wir nicht, wir freuen uns im Gegentheil wie der Verfasser es verstanden diesen äußern bunten Schmuck in Einklang zu setzen mit dem geistigen Leben, wie er fest und glücklich für den Gedanken den Ausdruck im Bilde gefunden hat, die schwierigste Aufgabe des Dichters. Eine andere Frage ist die nach der Sittlichkeit der Personen, wohlverstanden jener tiefen Sittlichkeit, die auf andern Elementen ruht als das was man so gewöhnlich Moralität nennt: eine Sitte die auch da sein kann wo anscheinend Noheit, Sinnlichkeit und Frivolität auf der Oberfläche schwimmt. Hier hören wir häufig den Vorwurf aussprechen daß der Dichter und nur in eine große schlechte Gesellschaft führt, in der man sich nicht wohl befindet. Daß die Mehrzahl der Personen an äußerer und innerer Gemeinheit litten, daß Einer den Andern betrüge, der Egoismus der Stachel der Handlungen sei, möge man hingehen lassen, wenn andere wahrhaft edle Charaktere und dafür entschädigten, wenn eine sittlich-erhebende, tröstende Idee durch die Welt der Verrottung und Verderbniß zum Vorschein käme, wenigstens in der Ferne blühte. Wir antworten darauf: daß unter diesem Anäuel von tief durch die Unsitte der Zeit afficirten Gestalten und Gestaltungen doch einzelne bessere austauschen, an denen noch etwas Kerniges aus anderer Zeit zu entdecken ist. Wenn auch Personen wie der Fuhrmann Peters und sein rüstiges Weib, Förster Heurnisch und seine Nichts Fränzchen nur passagere Erscheinungen sind, gesund gebliebene Stauben, aber ohne Wurzel in der Allgemeinheit, und wenn auch die jüngern Helden des Romans, die Gebrüder Bildungen, der

Prinz Egon, nicht um ihrer innern sittlichen Berechtigung willen unser Interesse in Anspruch nehmen, so finden wir doch schon Andeutungen in der trauernden Anna von Harber, dem Obertribunalpräsidenten Harber, im Amerikaner Adernann und seinem Selmar, daß der Verfasser in eine eigene sittliche Welt, die er erst construiren wird, uns hinausführen will. Wie weit wie da Beruhigung, Erhebung und Trost finden, ist eine Frage die wir noch nicht beantworten können; aber auf eine sittliche Lösung steuerte der Verfasser unzweifelhaft hinaus. Wenn nun aber doch in der Masse das Schlechte das Gute überwiegt, kann er uns antworten: Ich sah mich um und fand es nicht anders. Wo ist denn jene Jugendfrische aus der die Dichter vor und ihre Begeisterung schöpfen, jener Idealismus der rief: „Frei ist der Mensch, und wär' er in Ketten geboren!“ Begeistert der Glaube noch wie zur Zeit unserer romantischen Schule? Die Religion ist in den höhern Polizeidienst genommen. Dort wird sie vielleicht zum Zwecke wirken, aber sie kann nicht mehr bezaubern. Was ist die Liebe die Berge verseht? Man staunt die Julten und Räthseln an wie schöne Träume der Vergangenheit. Woran rankt sich der Jüngling? An den Gedanken von Recht, Freiheit, Vaterland? Wenn er noch der Kraft, des Vertrauens ist, nach den bitteren Lehren der vergangenen Jahre — was sieht er vor sich als Ruinen vergangener Größe, über welche die Nacht den Spülicht des Hohns und der Verachtung gießt: nehmt euch ein Exempel an denen die das Unmögliche wollten! Trockene socialistische Träume, goldene Thore geöffnet dem Materialismus, einer Zukunft wo der Geist soll begraben liegen unter dem Weltglück des freien Handels oder der geschützten Industrie; Das die Ausichten unserer Jugend in der Wirklichkeit! Arme Poesie die bessere Jünglinge und Helden sich schaffen soll!*) 19.

Das Zeitalter der Revolution. Geschichte der Fürsten und Völker Europas seit dem Ausgange der Zeit Friedrich's des Großen. Von Wilhelm Bachsmuth. Vier Bände. Leipzig, Kenger. 1846—47. Gr. 8. 7 Thlr. 20 Ngr.

Ein Werk dessen erster Band bereits vor vier Jahren erschienen ist und das im Jahre 1848 mit dem vierten Bande abgeschlossen worden, hat unzweifelhaft bereits sein Publicum gefunden, dessen Urtheil über Bedeutung und Werth desselben als mehr oder minder feststehend betrachtet werden darf. Allein dessenungeachtet dürfen wissenschaftliche Organe auf der einen Seite sich weder ihr Recht verkümmern lassen ihr Urtheil auszusprechen und zu begründen, noch auf der andern Seite der Pflicht sich entziehen wollen das gebührende Lob und die verdiente Anerkennung zu veröffentlichen, und namentlich in denjenigen Kreisen zu verbreiten in denen ein Schrift-

*) Ein weiterer Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

steller von Nützlichkeit und Nützlichkeith an die Wissenschaft sich am liebsten nach Verdienst genüßigt und geschätzt sieht. Der Verfasser des vorliegenden Werks gehört zu denjenigen Schriftstellern die durch ihre Leistungen nicht nur sich selbst eine hohe Achtung in der gebildeten Welt bereits seit langer Zeit errungen haben, sondern auch der Wissenschaft die sie bearbeiten und mit besonderer Liebe pflegen einen höhern Grad der Achtung zu bewirken im Stande gewesen sind: denn daß das Studium der Geschichte und die richtige Würdigung ihres Werths für Geist und Herz, für das Leben und für wissenschaftliches Verständnis der Erscheinungen auf den mannichfaltigen Gebieten der Menschheit in den wissenschaftlich beschäftigten und gebildeten Regionen der Weltgeschichte bedeutende Fortschritte gemacht hat, davon hat unser Verfasser einen sehr dankenswerthen Antheil sich anzusprechen, und wir selbst nehmen mit Vergnügen die Gelegenheit wahr Dies hier öffentlich verkündigen zu können. Das vorliegende Werk aber besigt, wie wir zuversichtlich behaupten zu dürfen glauben, einen besondern Werth insofern als es ein lobenswerthes Beispiel zu halten bemüht ist zwischen entzündeter Exhilaration und unbedingt verdamnender Misachtung der Erscheinungen, Ereignisse und der Männer welche seit länger als einem halben Jahrhunderte den entschiedensten Einfluß auf den Gang und die Entwicklung der europäischen Dinge geübt haben. Aber wodurch hat dieses Werk den soeben bemerkten Vorzug gewonnen? Wie antworten: durch die Gründlichkeit der Studien, durch den tiefen Ernst des Gemüths und durch das Entsetzenhalten einer wankelmüthigen Laune, die eine ruhige Würdigung der Dinge ausschließlich ihre Feder bald in gelbliche bald in rosenfarbene Tinten taucht. Und Geschichtskundige wissen wie sehr dieses Gebahren namentlich den letzten Bänden des Schloffer'schen Geschichtswerks zum Nachtheile gewesen ist: Schloffer hat sich dadurch mal den Ruhm eines Geschichtsforschers bewahrt, aber die Ehre eines Geschichtschreibers verlümmert.

Auf welchem Standpunkte aber sich unser Verfasser befindet, von wo aus er seine Aufgabe ins Auge fassen und lösen zu müssen glaubt, Das scheint uns am besten folgende Stelle zu beweisen:

Von dem Zeitalter Friedrich's des Großen beginnt der Ausbruch zum Vorwärts, dem sich jetzt die Macht eines Geistes entgegenstemmt der seine Gesetze ebenfalls in der Geschichte sucht. Dieser verkent oder verschmäht die unbestreitbare Lehre der Geschichte: daß niemals das Spätere ganz auf den Standpunkt des Früheren hat zurückgebracht werden können, er bietet der Geschichte Hohn und verkehrt den Grundsatz, man solle aus ihr lernen, in einen scheinbar verwandten aber trüglichen, nämlich Gegenwart und Zukunft seien nach dem Maßstabe und den Formen einer abgestorbenen Vergangenheit einzurichten. Die Geschichte aber muß jede Berufung auf ihre Bergegenwärtigung der Vergangenheit abweisen, wenn Stillstand oder Rückgang des Lebens daraus gefolgert wird. Sie hat bei der Darstellung des Geistes welcher der Revolution vorausging und diese begleitete für ihren eigenen Herz zu kämpfen, hat Geltung und Ehren eines über bedeutsamsten Besitzthümer aufrechtzubalten gegen einen planmäßigen Betrieb dasselbe schlecht und zum Gegenstande des Hasses und Abscheus

zu machen. Sollte es nicht dahin kommen daß die politische Zustände unserer Nachkommen auf Autokratismus der Zeit Ludwigs XIV. und die kirchlichen auf den Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückgebracht würden, so wäre damit die Verweisung des Betrachters der Aufklärung und der Revolution aus der Reihe großer Abwandlungen in der Fortschritt von Ideen entschieden. Die Geschichte würde dann auf einer von den Zuständen dunkler Jahrhunderte her in die Gegenwart hineingespannten geistigen Kettenbrücke sich die Passage durch säße Klüfte und über schwindelnde Höhen ersparen können, ja ihre dieselbe verboten werden. Wir sprechen das Unmöglichste aus. Die Grablegung des Theils der Geschichte welcher unsere Aufgabe bildet wird nie gelingen. Der Proceß der Bebung und Willenslähmung eines mündig gewordenen Geschlechts ist unendlich schwerer als die hergebrachte Herrschaft über die feste Gewohnheit des Nichtwissens, Nichtdenkens und Nichtemmens. Nur ein Theil des Nützlichen und politischen Fortschritts ist von finstern Gewölben bedeckt, ein unermesslich Lichter strahlt ihm gegenüber. Eben Dies gibt auch für die Zukunft Bürgschaft daß die Aufklärung welche der Revolution vorausging und diese selbst nicht als unerbittliche Säpfer in der historischen Geschlechtsfolge der Misachtung unterliegen werden. Sie sind nicht ein unumkehrlicher Umdruck, nicht ein Unterbrechung des richtigen Ganges der Weltgeschichte, sie sind auf Gottes Wegen, die die Geschichte nie ableugnen darf, in die Welt gekommen, daß diese davon sich weiter bilde. Ein darum aber kann auch nie die Rede davon sein das Leben auf den Standpunkt jener zurückzuführen zu wollen; sie sind vielmehr als Springfedern zu weiterer Bewegung anzusehen. Wir sind seitdem vorwärts gekommen sind und ob die jüngste Vergangenheit und die Gegenwart als unabhängig von Dem was die Aufklärung und die Revolution gebracht haben anzusehen, oder ob der Name Zeitalter der Revolution auch für sie selbst sei, Das soll nicht das Wortwort, Das mag die Geschichte selbst darthun.

Man sieht aus dieser Stelle klar daß der Verfasser die Bogen der historischen Partisanen welche die Zeitstände erzeugt haben nicht außer Acht lassend, von seinem Standpunkte aus nach zwei Seiten hin gleichen Fronte macht: gegen Die sowohl welche dem Revolutionszeitalter geradezu die Verwechslung absprechen und die notwendigen Entwicklungsphasen der Menschheit sich lassen zu lassen, als auch gegen Die welche, sehr rechtlichen und sittlichen Maßstab womit die menschlichen Dinge vor dem Richterstuhle der Geschichte zu messen sind wegwerfend, der Revolution ein absolutes Recht in allen ihren Konsequenzen bellegen. Ingleich hält der Verfasser fest an der Ueberzeugung von dem Walle der Gottheit in der Weltgeschichte, und trüt auf die Weise derjenigen Auffassung der historischen Begebenheiten entgegen wie sie namentlich die demokratische Geschichtschreibung in unsern Tagen zu der ihrigen gemacht hat. Wir haben aber diese Ansicht, die ohnehin von dem Verfasser zu erwarten war, um so freudiger in einem Werke begrüßt das vorzüglich auch den Gebildeten unserer jüngern Generation bestimmt ist. Und sind nicht überhaupt Geschichtsbücher, in denen das erhabene Wort der Weltregierung die gehührende Anerkennung und Hervorhebung findet, ganz besonders geeignet den Sinn für Religiosität und Staatsstetigkeit zu beleben und zu kräftigen? Aber nicht allein deshalb, sondern auch noch aus einem andern Grunde glauben wir Geschichtschreibern das vorliegende Werk empfehlen zu müssen. Dieser Grund

Weg in der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit mit welcher der Verfasser bei der Darstellung und Schöpfung einzelner merkwürdiger Vorgehensweisen und hervorragender Männer zu Werke gegangen ist, und dadurch diese Lehrer in dem Stand gesetzt hat gar Manches was die gewöhnlichen Geschichtskompendien enthalten zu benötigen oder in einem andern Lichte aufzufassen. Und Verfasser von Unterrichtskompendien, wenn sie gewissenhaft ihre Aufgabe lösen wollen, werden künftig die Werke von Wachsmuth's Werke gar Vieles zu verdanken haben. Auch diesen Segen darf eine gerechte Beurtheilung dessen was der Verfasser geleistet hat nicht verschweigen.

Es kann uns nun natürlich nicht bestimmen dem Verfasser gleichsam Schritt für Schritt durch alle vier Bände hindurch folgen zu wollen. Wir müssen uns begnügen nur das Eine oder das Andere besonders hervorzuheben, oder die Gelegenheit wahrzunehmen bei dem einen oder dem andern Punkte auf Einzelnes aufmerksam zu machen was uns der Beachtung werth scheint. Daß der Verfasser, unter dem Einflusse der Zeitereignisse schreibend, zu Parallelen zwischen Gegenwart und Vergangenheit Veranlassung erhielt kege auf der Hand. Dies gibt z. B. folgende Stelle zu erkennen:

Es gehört zu dem Lieblingsideen unsrer Zeit das die Verfreiheit unter Friedrich II. und Joseph II. weniger als Nutzlage (Dies schrieb der Verfasser 1846) beschränkt gewesen sei. Freilich war sie wenig beschränkt in kirchlichen Dingen; sie durfte aufklären wo es Dunkelheit, Vorurtheil, Aberglauben, Phantasmagorik galt; dessen erkaute sich das lesende Volk ohne bei dieser sehr einseitigen Richtung fortw. Anders, was die Presse nicht zu Lage brachte, zu vernichten. Auch wurde nicht eben versucht Etwas zur Sprache zu bringen was den Formen unbeschränkter Staatsverwaltung zuwidergelaufen wäre. Was würde aber Friedrich II. verfügt haben, wenn es ihm seines schmerzlichen Unterthanen eingeschallen wäre zu verlangen daß es recht und möglich wäre: die um ihre historischen Rechte, geborenen Landstände herzustellen oder ein aus gesunden staatsrechtlichen Principien gestaltetes Wesen einzuführen. Hochherzig war allerdings die Verachtung mit welcher Friedrich und Joseph manchmal einem gegen sie gerichteten Vortragsbilde oder Indignationsbegegneten. Doch auch darin läßt sich ein Zeugniß von dem fürstlichen Bewußtsein des Höheren der Machtvollkommenheit erkennen: denn dergleichen Unruhe pflegten außerhalb der Kategorie staatsrechtlicher Anträge zu liegen und Nichts vom Charakter der Aufregung zu haben.

Unleugbar ist die Presse seit der ersten Französischen Revolution zu einer ganz andern Bedeutung gelangt, als hat eine ganz andere Stellung eingenommen als dies früher der Fall war: sie ist eine Macht geworden, die nicht nur oft einen Nag neben der höchsten Gewalt in Staaten beansprucht, sondern sich auch stark genug fühlt hat die Kronen der Fürsten zu bedrohen; sie hat gar den Schlag der jene Kronen herabwarf mehr als einmal dirigiert und ihm seine ganze Heftigkeit verliehen. Gegen eine solche Macht läßt natürlich keine stülze Verachtung, sondern nur entweder die Macht des Gesetzes oder die Stärke materieller Gewalt. Ob für die Dauer, was ist eine ganz andere Frage, deren Beantwortung aber hier fernliegt.

Die Politik Preussens und sein Hof unter Friedrich

Wilhelm II. haben in der deutschen Geschichtsschreibung fast einstimmig mehr oder minder harte Urtheile erfahren: am schroffsten sind Schloffer's Urtheile, an Schmähungen grenzend. Auch unser Verfasser schließt sich dem Tabern an, doch mit demjenigen Maße was seine Urtheile stets auszeichnet. Es ist bemerkenswerth daß der König, dem Friedrich der Große Gaben und Willen zu einer guten Regierung vertraute, von Zeitgenossen und von der Nachwelt mit solcher Uebereinstimmung verurtheilt worden ist; und da die Persönlichkeiten die er zur Leitung der innern und äußern Politik sich erkor ebenso entfernt standen von dem Geiste Friedrich's des Großen, und dessen Wirken wie er selbst, so ist eine gleiche Verdammung über sie ausgesprochen worden. Doch während wir Dies schreiben kommt uns K. A. Menzel's „Zwanzig Jahre preussischer Geschichte“ (von 1786 — 1806) in die Hände: die Schrift ist eine Apologie jener für Preußen so verderblichen politischen Richtung. Doch würde man sich irren, wenn man sie beschuldigen wollte daß sie eine Vertheidigung à tout prix sei: sie sucht vorzüglich die harten Urtheile zu mildern die in der Geschichtsschreibung traditionell geworden sind. Und dem Werth glauben wir ihr unbedingt zuzusprechen zu müssen daß sie das atachatur et altera pars durchgesetzt hat. Welche Ausbeute das klassische Werk, die Biographie Stein's von Herz, dem Geschichtsschreiber jener für Deutschland überhaupt, für Preußen aber insbesondere so ehrenreichen Zeit gewähre, ist gewiß Allen bereits bekannt die mit Aufmerksamkeit der historischen Literatur unserer Tage zu folgen gewohnt sind: sie enthält die stärkste Auflage Deutscher die im Christenthum des grünen Lichtes und in der Verschönerung der Augen gegen das Gewordene und Werden ihre höchste Staatsweisheit finden.

Daß der Verfasser der Theilung Polens seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat darf man umso mehr billigen, je merkwürdiger das ganze Factum an sich ist und je unheilvoller die Folgen gewesen sind die sich an dasselbe bis auf unsere Tage angeknüpft haben: die Theilung Polens ist die Saat des Bösen auf dem Gebiete der europäischen Politik gewesen. Die Geschichte hat zwar längst die vollständigsten Beweise geliefert daß die Polen den wesentlichsten Theil der Schuld ihres Unglücks selbst zu tragen haben, ein Urtheil was 1830 ebenso wenig als in den neuesten Jahren Lügen gestraft worden ist; allein dessenungeachtet bleibt das völkerrechtswidrige und mit seltener Heuchelei ausgeführte Attentat auf die staatliche Existenz eines ganzen Volks eine Thatfache welche die spätere Nachwelt in den geschichtlichen Annalen des 18. Jahrhunderts mit ebenso viel Bewunderung als Indignation lesen wird. Uebrigens hat der Verfasser gewiß so Unrecht nicht wenn er folgenden Ausdruck thut:

Wäre die Theilung Polens nur rohe Gewalt gewesen, wie Mongolen und Osmanen sie geübt haben, es wäre lange nicht so schmerzhaft mit der öffentlichen Meinung von den Thronen bestärkt als infolge des Machiavellismus, der das edelste Kleinod

des Fürkenthums, Treue und Wahrhaftigkeit, in den Koth wasf als sei es ein verächtlicher Lumpen. Wol wird heutzutage geklagt daß die vormalige Ehrfurcht vor den Fürsten nicht mehr zu finden sei: gewiß aber hat die gegen Polen geübte Politik nicht minder dazu beigetragen als die Revolution. Wer sich selbst erniedrigt durch niedrige Handlungen kommt sicherlich auf einen niedrigeren Platz als der durch das Recht des Stärkern von seiner Höhe Herabgeworfene. Solange es eine Erinnerung an Polen gibt wird Dies ein Riß in dem Kimbus der Throne sein. Und will man Klageittel gegen die Revolution zusammenstellen, so lasse man keinen der letzten sein daß es im Verhängniß Europas gelegen hat der Politik von ihr Vorwand zuzubringen Polen zugrundezurichten. Will man aber einen Trost über ein Böses in der Welt darin finden daß es noch ein zweites ebenso Böses gebe — ein Trost den eigentlich der Teufel an die Hand gibt —, ei nun, so kann man das von den Mächten die die Revolution bekriegt gegen Polen geübte Verfahren zur Apologie des Terrorismus gebrauchen.

Bekanntlich behauptet Thiers in seiner „Histoire du Consulat et de l'Empire“ daß Napoleon die Wiederherstellung Polens „aufrichtig“ (sincèrement) beabsichtigt habe. Dagegen bemerkt der Verfasser:

Das sanguinische Volk war im Irrthum. Napoleon brauchte die Polen nur als Mittel für sie Etwas zu thun; was ihm nicht zugutekäme lag ihm fern.

Bei der Frage: warum denn eigentlich Napoleon die Wiederherstellung des Königreichs Polen nie ernstlich beabsichtigte oder doch wenigstens nicht, ausgeführt habe als es ihm ebenso leicht möglich war wie es unter die heißesten Wünsche der Polen selbst gehörte, ist man auch auf folgenden Gedanken gerathen: Napoleon sei der Ansicht gewesen daß die polnischen Provinzen der drei Großmächte für diese selbst eine ungleich größere Lähmung erzeugten als wenn er Polen in seiner frühern Integrität wiederherstelle; ihm habe also das Wort der Polen schon vorgekwebt: „Die Großmächte können uns wol verschlingen, aber nicht verdauen.“ Man muß diese Vermuthung dahingestellt sein lassen, indem unsers Wissens beglaubigte historische Beweise nicht vorliegen. Die französischen Generale waren übrigens mit dem Lande Polen und seinen Bewohnern sehr unzufrieden; und Talleyrand schreibt in einem Briefe vom 20. April 1807 an Clarke: daß das Land nicht eines einzigen der vielen Blutstropfen werth sei welche die Franzosen für dasselbe vergößen. Hat vielleicht diese Stimmung im französischen Heere und in der französischen Diplomatie Einfluß auf Napoleon gehabt? Bei dieser Gelegenheit müssen wir der berühmten Schlacht von Eylau gedenken. Diese mörderische Schlacht wird in deutschen Geschichtswerken gewöhnlich mit der von Aspern in eine gewisse Parallele gestellt: sie habe moralisch auf die russisch-preussische Armee erhebend, auf die französische dagegen niederschlagend gewirkt und sei materiell überhaupt mehr als ein Sieg der Verbündeten denn der französischen Waffen anzusehen. Im Wesentlichen stellt auch unser Verfasser die Sache so dar, obwohl er mit Recht auf die russischen Siegesberichte keinen Werth legt. Wir besitzen aber jetzt zwei Werke die, weil glaubhafte Berichte von Augenzeugen in ihnen niedergelegt sind, jenes blutige Ereigniß und dessen Resultate auf den richtigen

Standpunkt versehen lassen. Das frühere von diesen beiden Werken ist Udaire's „Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806“ (London 1844). Udaire wurde von Fox nach Wien geschickt um dem kaiserlichen Hofe die Versicherung zu überbringen daß England auch ferner bereit sein werde Frankreich zu unterstützen. Uebrigens sucht Udaire auch zu beweisen daß Fox keineswegs so sehr im Interesse Frankreichs gewesen sei wie ihm seine Gegner vorwarfen: Napoleon täuschte sich in dieser Beziehung selbst. Allerdings war Fox zu Friedensunterhandlungen mit Frankreich geneigt, aber nicht aus Nachgiebigkeit, zumal da er gleichzeitig mit Rußland unterhandelt und in der That auch am 20. Juli 1806 ein Separatfriede abgeschlossen wird. Zugleich erkennt man recht klar aus dieser gesandtschaftlichen Correspondenz wie England fürchtet von Frankreich erdrückt zu werden, wenn es nicht gegen den Kampf der Continentalmächte gegen Napoleon mithalten und namentlich die französische Seemacht nicht wieder gefährlich werden zu lassen. In diesem Werk nun befindet sich ein ausführlicher Bericht über die Schlacht bei Eylau von einem englischen Augenzeugen: dieser sagt ausdrücklich daß die Russen gewaltig erschüttert nicht weniger als 10 Meilen vom Schlachtfeld sich zurückgezogen, und daß die Franzosen trotz der sie umgebenden Gefahren mit einer Leichtigkeit und Sicherheit manoeuvrirt hätten daß selbst der Feind ihnen das gebührende Lob nicht versagen könne. Ein anderes Werk aber, das vielfach in die soeben besprochenen Memoiren eingreift, ist folgendes: „Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Ein Tagebuch. Nebst einem Anhang verschiedener in den Jahren 1806—1809 verfaßter politischer Denkschriften“ (Mainz 1845). Der Verfasser ist wahrscheinlich der Graf von Schladen, der sich damals im preussischen Heerlager und in der Nähe des Hofes befand. Er erzählt mit klaren Worten daß die erwähnte Schlacht keineswegs ermutigend auf die Preußen gewirkt habe oder von ihnen als ein Sieg betrachtet worden sei. Außerdem lesen wir in diesem Tagebuch ausführlich wie die uneinigen und muthlosen russischen Generale nach der Schlacht von Friedland ihren Kaiser bestimmt hätten Preußen zu opfern und den Frieden zu Lilit abzuschließen. Wir haben aber absichtlich diese beiden Werke etwas ausführlicher bei der gegebenen Gelegenheit zur Sprache gebracht, weil es uns vorkommt als sei die deutsche Geschichtschreibung die sich mit jener Zeit beschäftigt noch nicht hinlänglich auf den Werth derselben aufmerksam geworden.

Die Frage: ob Napoleon die ernstliche Absicht gehabt habe, als er in den Jahren 1804 und 1805 sein berühmtes Heerlager bei Boulogne zum Erstauen Europas die glänzendsten Kriegsschauspiele zu Wasser und zu Lande aufzuführen ließ, eine Landung in England zu versuchen, hat selbst von den Franzosen keine übereinstimmende Antwort erhalten. Unter den Deutschen glaubt besonders Schloffer nicht daran, während unser Verfasser entgegengesetzter Ansicht ist. Wir besitzen jetzt ein Werk

welches ganz speciell sich mit dem Kriege von 1805 beschäftigt, Schneidawind's „Der Krieg im Jahre 1805 auf dem Festlande Europas“ (Augsburg 1848). Dieses Werk, was zwar nicht aus den unmittelbaren Quellen geschöpft, aber mit großem Fleiße bemüht ist die besten Hülfsmittel zu seinem Zwecke zu verwenden, und dessen Mittheilungen deshalb selbst für größere Geschichtswerke nicht ohne Werth sind, äusert sich unter Anderm in folgender Weise:

Es bleibt ewig merkwürdig daß Napoleon mit einer weitern nicht genug gepriesenen Kunst, und mit einem Aufwande den jede andere Regierung gescheut haben würde, die ganze Welt darüber täuschte daß er das ganze Jahr 1804 und 1805 hindurch seine Armee schlagfertig hielt, übte, vollständig machte, die Eintheilung in Divisionen und Corps vollendete, während er mit Flotten spielte und an eine thörichte Expedition einzig zu denken schien. Der bekannte Mathieu Dumas füllt drei Bände mit Napoleon's Spiel mit Flotten und Flottilien, mit seiner Correspondenz mit dem Marineminister und den Admiralen; Sebermann wird die kostbare Zeit bedauern die ein so großer Mann so unnützlich verschwendete, aber es nützte ihm der Ernst mit dem er es betrieb. Weil er wirklich glaubte er könne Flotten leiten wie Heere, weil er Wochen und Monate darauf verwendete, glaubten die Andern auch an sein Spiel mit Flotten, und ahnten nicht daß er ganz andere Pläne habe, daß er im Stillen das Heer übe, mit dem er seine Feinde und vorzüglich den Planmacher Mack plötzlich überflügeln werde. Er hatte zwei Jahre lang sein Volk fanatisirt durch Haß gegen England, hatte unter diesem Vorwand die Jugend zum Heere gezogen, hatte die Armee aus den Garnisonen und gewöhnlichen Quartieren entfernt gehalten, hatte sie geübt und stets auf dem Kriegsfuß mit allem versehen, hatte endlich auf eine meisterhafte Weise die Armeetheile organisirt und ihre Bewegungen geordnet, ein Wink und Alles war schlagfertig. Noch am 3. August 1805 eilte Napoleon nach Boulogne, that als ob nie ein günstigerer Moment zur Landung in England gewesen wäre, alarmirte die englischen Küsten durch häufige und heftige Kanonaden und gab plötzlich Befehl das Heer einzuschiffen.

Aber während er diesen Befehl gab verlangte er gleichzeitig von Oestreich eine kategorische Erklärung über dessen Rüstungen, indem er von der Allianz mit Rußland vollständig unterrichtet war, und bestimmt voraus sah daß es bald einen Krieg mit Oestreich und Rußland geben werde. Stimmt damit zusammen ein ernstliches Vorhaben gegen England? Und soviel bleibt doch gewiß: ohne die längst vorbereitete und trefflich gerüstete Armee von Boulogne war ein Schlag wie ihn Napoleon mit einer ganz Europa in Erstaunen setzenden Raschheit seinen Feinden versetzte geradezu unmöglich. Wir sind deshalb Schloffer und Schneidawind im Wesentlichen beistimmend der Meinung: hatte Napoleon wirklich zu Anfange als er seine Rüstungen bei Boulogne begann den Plan einen Landungsversuch in England zu machen, so war er gewiß aufgegeben als er die neue Coalition gegen Frankreich in vollem Anzuge begriffen sah. Aber er berechnete in seinem Geiste richtig daß ihm der Lebenssprung auf die Gegner nur gelingen werde, wenn er seine Rüstungen bei Boulogne unbekümmert um das Urtheil der Welt energisch fortsetze und vollende.

Eine traurige Episode in den Ereignissen die dem Frieden zu Tilfit folgten bildet bekanntlich der Krieg 1851. 104.

Schweden's unter Gustav IV. gegen Rußland 1808—9. Sehr richtig bemerkt der Verfasser: „Der Starrsinn Gustav's brachte das arme Schweden in die traurige Lage die Kosten der Befreundung Napoleon's mit dem Kaiser Alexander zu tragen.“ Der Verfasser ist in seiner Darstellung und Auffassung jenes Krieges, der Finnland den Schweden entriß und Rußlands Besitzungen am Finnischen Meerbusen abrundete, besonders Arndt's in vieler Hinsicht so trefflichem Werke „Schwedische Geschichte“ gefolgt. Doch müssen wir auf das Buch eines schwedischen Theilnehmers an dem Kampfe aufmerksam machen: „Montgomery über den finnischen Krieg 1808 und 1809“ (1844). Dort erscheint doch Manches in einem andern Lichte. Alexander, Gustav's IV. Schwager, benahm sich heuchlerisch, versicherte von friedlichen Gesinnungen durchdrungen zu sein, während er gleichzeitig durch seinen Gesandten Alopäus die schwedischen Großen bestechen ließ. Montgomery behauptet zuversichtlich: ohne Verrätherei und unter bessern Umständen wäre Finnland nicht an Rußland gekommen. Wir lassen diese Behauptung dahingestellt sein, können aber den Wunsch nicht unterdrücken daß Montgomery's Buch künftighin von der deutschen Geschichtschreibung die gebührende Berücksichtigung erfahren möge.

Die Literatur über den Krieg von 1809 ist bekanntlich sehr bedeutend. Wir haben nun neuerdings eine sehr nützliche Bereicherung derselben erhalten. Sie führt den Titel: „Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte des Krieges Oestreichs gegen Frankreich, dessen Alliierte und den Rheinbund im Jahre 1809. Mitgetheilt von F. J. A. Schneidawind“ (Augsburg 1850). Diese Urkundensammlung, die einen abermaligen Beleg zu dem Sammlerfleiß des Verfassers gibt, hat insbesondere auch das Interesse daß man aus der Vergleichung der verschiedenartigen Urkunden, die aus Rapporten, Schlachtberichten, Proclamationen u. s. w. bestehen, in den Stand gesetzt wird auf die Verschiedenheit der Charaktere zu schließen die auf jenem großen Kriegsschauplatz eine Rolle spielten: uns wenigstens hat diese Vergleichung kein geringes Interesse gewährt.

Aus der Schilderung des Befreiungskriegs von 1813 heben wir nur die Schlacht von Kulm hervor. Wir besitzn darüber das treffliche Werk von Aker. Uns scheint der Verfasser dasselbe nicht sorgfältig genug benutzt zu haben. Der Fragen liegen in dieser Beziehung mehr vor als der Verfasser zu glauben scheint. Da das Werk bekannt genug ist, brauchen wir nur einfach auf dasselbe zu verweisen. Uebrigens war sie unsers Bedünkens die verhängnisvollste Schlacht für Napoleon: sie schloß das bereits bedenklich gewordene Oestreich wiederum fester an die Coalition an, und es datirt sich eigentlich von dieser Schlacht eine innigere Verbindung der Allirten untereinander: die Monarchen sahen in diesem unerwarteten Sieg einen Fingerzeig des Himmels, gleichsam eine that-sächliche Weihe ihres Plans den Gewaltigen zu stürzen.

Wir schließen unsere Anzeige des verdienstlichen Werks mit den sehr treffenden Worten des Verfassers:

erster Feinde ebend. des Kampf der Bräutigam und des Reichthums; das Reichthum hat damit einen bedeutsamen Abschnitt, in dem Charakter des Kampfs der höchsten zu verlieren: es ist noch nicht zu Ende. Der war dem zweiten Pariser Frieden den Heilige Allianz, die als Hauptbedingung der Geschichte derselben zu eröffnen hat und im gegebenen „Erklärung der Rechte“ sich als die Fürsten mindestens auf eine Zeitlang erster Alexander blieb als die Hauptperson auf

der Wahl... und sein Nachfolger Nikolaus, fügen wir hinzu, ist durch unsere Theoretik die Hauptperson in der deutschen Politik geworden. A. Zimmer.

Codex nundinarius Germaniae literatae bisularis. Messjahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Messkatalogs im Jahre 1564 bis zur Gründung des ersten Buchhändlervereins im Jahre 1765. Mit einer Einleitung von G. Schwetschke. Mit drei Tafeln Facsimiles. Halle, G. Schwetschke. 1850. Gr. Fol. 9 Thlr.

Auf den Grund der buchhändlerischen Messverzeichnis welche im Jahre 1564 zuerst und von da an in ununterbrochener Folge bis jetzt erschienen sind hat der Herausgeber mit selbster Mühe eine statistische Uebersicht der buchhändlerischen Thätigkeit eines jeden Jahres von dem im Titel genannten Zeitraum herzustellen gesucht und damit einen tüchtigen Baustein zu dem statistischen Fundamenten der Geschichte des Buchhandels, zum Nutzen des Lesers, herbeigeführt. Derselbe gibt er selbst als Zweck des gegenwärtigen Werks an.

Jedem einzelnen Jahrgang ist eine besondere Tabelle gewidmet, auf welcher nach der früher hergebrachten, wenn auch überflüssigen Einteilung in sieben wissenschaftliche Fächer die Zahl der neuen Werke mit der Angabe, wie viele davon in lateinischer, deutscher oder einer andern Sprache erschienen, bemerkt ist. Darin folgt eine alphabetisch Liste sämtlicher Orte (auch von denen keine Firma angegeben) nach die an jedem derselben bestehenden Firmen unter Bemerkung der Zahl der neuen Messprodukte jeden Orts und jeder Firma, und zwar gibt diese Liste 1) deutsche Orte, 2) auswärtige Orte, 3) die früher nicht seltenen Verlagsorte ohne Ort und Namen des Verlegers, beziehungsweise Druckers.

Die Einleitung von 36 Seiten enthält unter Anderem eine Geschichte und Beschreibung aller Messkataloge von Anfang an, soweit der Herausgeber sie sich verschaffen konnte, bis auf die Weidmann'schen, die mit dem Jahre 1759/60 begannen. Den Anfang machen die frankfurter Messkataloge, welche Kataloge von Proben, z. B. von allerwärts von dem ausgedehnten Buchhändler G. Müller, der auf den frankfurter Messen im großen Bucherwerblichen erschien, in der Herbstmesse 1564 gegründet und von dessen Firma über 60 Jahre fortge-

führt, theils Messkataloge, theils Buchhändler (d. h. katholische Bücher meist theologischen Inhalts enthaltend), theils hiesig vertrieben Messkataloge.

In Frankfurt a. M. fanden im Jahre 1485 eine Buchermesse im vollen Gange, während der Schwefelstadt Leipzig als eines Buchermarktes erst 1514 Erwähnung geschieht. Dieses entzog, nachher infolge der Reformation die Calturnwanderung des deutschen Buches nach dem Norden begann, nur sehr allmählig und erst gegen das Jahr 1680 kam süddeutschen Messplätze in Suprematie, welche letzterer um die Mitte des 18. Jahrhunderts in dieser Beziehung so gesunken war das die dortige Messkataloge 1749 zu erscheinen aufhörte, und z. B. die Weidmann'sche Buchhandlung, von dem süddeutschen in dieser Hinsicht die letzte, den Besuch der frankfurter Messe 1765 aufgab. Doch wurde — so noch wirkend war, wenn auch nur ganz äußerlich, die frühere bedeutende Stellung Frankfurts — auf dem Titel der Leipziger Messkataloge bis zur Michaelismesse 1837 fortwährend die Erwähnung der frankfurter Messen beibehalten, indem stets von einem Verzeichnis der Bücher die Rede ist welche in den Messen zu Frankfurt und Leipzig erschienen sind. Jener in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer mehr hervortretenden Bedeutungslosigkeit des Buchermeßverkehrs in ersterer Stadt schreibt auch der Herausgeber den Umstand zu das die frankfurter Messkataloge aus dem 18. Jahrhundert fast spurlos verschwunden sind, so daß es nur fünf derselben aufzuzählen konnte.

Die Geschichte der Leipziger Messkataloge sind mehr so mannichfach noch so beziehungsreich als die frankfurter. Den ersten derselben, mit dem Michaelismarkt 1594, also 30 Jahre nach letzteren beginnend, gründete der Leipziger Buchhändler Henning Gros der Ältere, welcher ihn aus verschiedenen frankfurter Katalogen zusammenstellte. Wenige Jahre nach dem ersten Gros'schen gab ein anderer Leipziger Buchhändler und Drucker, Abraham Lamberg, ebenfalls und auf gleicher Grundlage ein Messverzeichnis heraus, das er bis 1619 fortführte. Sie hatten ein kaiserliches Privilegium und standen in friedlichen Beziehungen zueinander. Lamberg gab auch — hinter dem Abdruck des frankfurter Katalogs — die Liste derjenigen Bücher welche bis auf die Leipziger Messe, nicht auch nach Frankfurt gebracht wurden. Die Gros'schen Messkataloge dauerten bei mehrmals veränderter Einrichtung und unter verschiedenen Titeln bis zu Ostern 1759, wo nach Erlöschung der alten berühmten Gros'schen Firma dieses Verzeichnis an eine andere, die Weidmann'sche, überging, welche solches bis zum Jahr 1800 fortgeführt hat.

Die Geschichte der Messkataloge war namentlich die bisher sehr vernachlässigte Partie in dem Fragment über die Geschichte des Buchhandels. Die in dem vorliegenden vom Herausgeber benannten Büchern darüber enthaltenen Angaben sind äußerst mangelhaft und unrichtig. Um so schätzbarer ist die sorgfältige und umsichtige Bearbeitung dieses Gegenstandes von Seiten des

Hrn. G. Schwartsche, welcher sich auch in Beschreibung der einzelnen Kataloge der größten Umständlichkeit, Genauigkeit und Klarheit beflissen, auch von den ältesten sammt als dem ersten Weidmann'schen Facsimiles der Mittel, ersten Textseite u. s. w., dergleichen ein Verzeichniß derjenigen Bibliothekalen in welchen Messkataloge sich befinden gegeben hat. Wir führen aus der Beschreibung der letztern bloß die für den Buchhändler wohl neue Notiz an: daß dieselben bis 1795 alle das Quersformat hatten, und daß die Angabe der Bogenzahl und Preise bei den darin angezeigten Büchern erst mit der Ostermesse 1838 beginnt.

Was nun das Verdienstliche der Arbeit des Herausgebers, abgesehen von dem Interesse das sie für die ngere Geschichte des Buchhandels und für die Genossen dieses Industriezweigs hat, und deren Wichtigkeit für die Kultur- und Literaturgeschichte betrifft: so kann Nichts wahrer sein als die Worte in der Einleitung:

Welche Mängel auch diese bibliographischen Bulletins — es sind die Repertorien gemeint — haben mögen, kann man nicht aus dieser statistischen Einrahmung ein beachtenswertes und oft scharf gezeichnetes Bild des geistigen Kulturzustandes Deutschlands dem Beobachter und Forscher in den reichsten Phantasien entgegen. Welche Zahl literarischer Producte in jenem beinahe dreihundertjährigen (d. h. bis heute) Bestande Deutschland hervorgebracht; welchen Antheil die verschiedenen religiösen Confessionen, die einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen, die verschiedenen Sprachen, namentlich die hebraische und deutsche, in ihrem Kampfe um den Vortrang auf wissenschaftlichem Gebiet an jener Production in Anspruch genommen, in welchem Umfang und Wechsel der Bühnen und Sorden Deutschlands sowie einzelne Landestheile und Orte und in diesen wieder die verschiedenen Officinen zur Herstellung jener literarischen Erzeugnisse beigetragen; welchen Eindruck die stitische Geschichte uners Vaterlandes auf dessen literarische Verhältnisse geübt; in welcher Weise und mit welchen Veränderungen die Nachbargebiete Deutschlands an dessen buchhändlerischem Verkehre sich beteiligt haben: — dies Alles sind neben christlichen Notizen über die Gesetzgebung und das Technische des Buchhandlungsbetriebs die beachtenswerthen und markantesten welche der Geschichtschreiber des deutschen Buchhandels in jenen Sammlungen zu Ausführung seines großen Gemäls zu entnehmen vermag.

Einige Beispiele, welche sich aus der Vergleichung einiger nach tabellarischer Form wie bemerkt eingerichteter Messjahrbücher leicht ergeben und auch einem größeren reife von Lesern interessant sein dürften, werden das esagte erläutern.

Im Jahr 1564, also dem ersten da ein Messkatalog hien, betrug die Summe aller sammt aus heusschen und auswärtigen Orten zur Messe gebrachten Bücher 6; 1574 schon 417; 1584 598; 1594 659, welche hl bis zum Jahre 1600 auf 1059 stieg. Diese Summe mehrte sich im zweiten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts allmählig bis auf 1757 Bücher, welche 1618, also Anfang des Dreißigjährigen Kriegs erschienen. Nun er sinkt diese Zahl fortwährend und betrug im fünfsten hr des Kriegs nur noch 1056, 1632 nur 729, im hr 1635 gar nur 307. Dies ist die niederste Zahl hrend jenes Deutschland verheerenden Kriegs, der h die Auswärtigen natürlicherweise abschredte, sodas,

nachdem der Zufluß der auswärtigen Producte vor dem Krieg jährlich immer ungefähr ein Drittel der sämtlichen literarischen Resartikel betragen hatte, der Ueberschuß der Fremden während desselben zu einem Sechstel bis Sechstheil sank. Noch mehr aber nach dem Krieg als während desselben machten sich seine Folgen für den buchhändlerischen wie literarischen Verkehr überhaupt fühlbar — man denke an die ungeheure Verrückung des Wohlstandes von Hunderttausenden, die namenlosen Verluste an Kapitalvermögen, zu deren Ueberschuß ein halbes Jahrhundert vielleicht nicht hinreichte, an die fast zur Hälfte verminderte Volkszahl und so manches Andere —, sodas erst im letzten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts die Summe von 1000 Resartikeln wieder erreicht wurde; gerade dieselbe welche in dessen Beginn schon vorherherrschte. In selbst das 18. Jahrhundert blieb bis zum Jahre 1705 (dem der Gründung des ersten Buchhändlervereins), nach Ueberschuß unserer Tabellen, welche mit diesem Jahre enden, weit unter dem Jahre 1613 (mit 1780 Büchern), indem die Bücherzahl des erstern nur 1517 betrug, die höchste Summe vom Beginn des Jahrhunderts an. Was möchte in diesem späten und langsamen Wachsthum abermals die Einwirkung der Kriegsunruhen veranlassen, welche namentlich die Regierung Friedrichs des Großen zur Folge hatte; nachdem schon während des ersten Viertel dieses Jahrhunderts die Stürme des Spanischen Erbfolgekriegs und des Nordischen Kriegs über bedeutende Strecken Deutschlands und der Nachbarstaaten dahingebraust, deren Nachwirkung für die Stürke des Friedens und die von Wusen dienende Gewerthätigkeit auf lange Zeit anfänglich blieb! Günstiger gestalteten sich freilich schnell die Verhältnisse des Buchhandels im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts mit dem mächtigen Aufschwung unserer Nationalliteratur und unter den Segnungen eines dreißigjährigen Friedens, welcher der ersten Französischen Revolution vorherging, sodas die Zahl der jährlichen literarischen Erscheinungen im Anfang des folgenden Jahrhunderts bis 4000 gestiegen war. Der Verfasser des Artikels „Buchhandel“ in Krünig's „Encyclopädie“ (vom Jahr 1784) preist verwunderungsvoll die Blüthe dieses Handlungszweigs zu seiner Zeit, wo die Zahl der Handlungen deson Bucherverkehre sich auf der leipziger Messe concentrirte, mit Inbegriff von 34 auswärtigen, auf 220 gestiegen war. Wie würde er aber kaumten, wenn er erst unsere Zeiten gesehen hätte, in denen die literarische Production, welche freilich während der Napoleon'schen Zeit bis weit unter 3000 Titel herabgesunken war, 1818 wieder die erstgedachte Differenz von 4000 erreichte, im Beginn der dreißiger Jahre auf das Doppelte gelangte, und endlich im verfloffenen Jahrzehnd über das Dreifache derselben gestiegen war, eine Zunahme freilich die, so glänzend sie von einer Seite sein mag, doch auch viele Schattenseiten erblicken läßt.

Wett wir gerade an den Firmen sind, so möchte auch hier eine Vergleichung ihres numerischen Standes nach den verschiedenen Seiten nicht am unrechten Orte

sein. Unsere Tabellen weisen nämlich auf im Jahr 1570: 63 deutsche, 16 auswärtige welche die Messen besuchten; 1580: 46 deutsche, 17 auswärtige; 1590: 102 deutsche, 48 auswärtige; 1610: 170 deutsche, 51 auswärtige; 1625: 150 deutsche, 49 auswärtige; 1650: 138 deutsche, 29 auswärtige; 1660: 151 deutsche, 34 auswärtige; 1685: 160 deutsche, 36 auswärtige; 1700: 146 deutsche, 5 auswärtige; 1725: 121 deutsche, 3 auswärtige; 1750: 163 deutsche, 6 auswärtige; 1765: 198 deutsche, 12 auswärtige. Hierbei läßt sich die Bemerkung machen daß während länger andauernder schlimmen Zeiten, z. B. während des Dreißigjährigen Kriegs, und unmittelbar nach demselben, nicht so sehr die Zahl der Firmen abnahm als daß eben Nichts oder Wenig von ihnen unternommen wurde; wie Das auch in unsern Tagen der Fall war.

Von dem vielfachen Wechsel buchhändlerischer Thätigkeit zwischen den verschiedenen Orten während des genannten Zeitraums, von der Ab- oder Zunahme derselben in den einzelnen Städten, gibt wol Köln eines der auffallendsten Beispiele. Diese Stadt, einstens der Hauptsitz der katholischen Theologie in Deutschland, welche 1577 59 neue Artikel von 9 Firmen, also ungefähr ein Achtel, im folgenden Jahrhundert während des großen deutschen Kriegs aber (z. B. 1625 141 und 1631 149 Artikel) sogar gegen ein Sechstel der Gesamtsumme zur Messe geliefert hatte, erscheint nicht sehr lange nach dem Krieg, z. B. 1665 nur noch mit etlichen fünfzig Werken von 11 Firmen, höchstens einem Sehtel der Gesamtsumme, im 18. Jahrhundert gar, z. B. 1725 nur mit 3 Werken von 1 Firma, und 1765 mit 6 Werken von 3 Firmen repräsentirt. Ein ähnliches Verhältnis läßt sich bei Strasburg wahrnehmen, welche Stadt von der Mitte des 15. bis zum Anfang, ja selbst zur Mitte des 16. Jahrhunderts etwa dieselbe culturgeschichtliche und literarische Bedeutung, und zwar nicht blos im Süden von Deutschland, gehabt hatte die heutzutage Berlin hat. Dasselbe Strasburg das vom Jahr 1590—1650 die deutschen Buchhändlermessen mit durchschnittlich 40 und mehrern Producten von 5—10 Firmen versehen hatte, erscheint 1675, in welchem Jahre auch bereits Leipzig (mit 162) der Schwesterstadt Frankfurt a. M. (mit 66 neuen Büchern) den Rang abgelassen hatte, am Schluß des Jahrhunderts blos noch mit 12 Werken von 5 Firmen, 1700 mit 7 Werken von 2 Firmen, was sich ganz einfach aus der für Strasburg verhängnisvollen Regierung Ludwig's XIV. und den Kriagsunruhen erklärt, deren Mittelpunkt diese Stadt mehre Jahrzehnde hindurch fast ununterbrochen bildete. Unter französischer Herrschaft zu einem Hauptwaffenplatz und einer Festung ersten Rangs erhoben, ward sie in wissenschaftlichem Betracht immer kleiner und unbedeutender, und Dem entsprechend war auch die buchhändlerische Thätigkeit in derselben. Ihre Messproducte beliefen sich 1725 auf 7 von 2 Firmen; 1750 auf 3 von 3 Firmen; 1765 auf 4 von 2 Firmen. Von Frankfurt und Leipzig und ihrer gegenseitigen Nebenbuhlerschaft ist schon oben ge-

sprochen worden, und wir beschränken uns in dieser Beziehung auf die Thatsache daß 1765, mit welchem Jahre unsere Tabellen abschließen, die buchhändlerische Production von ersterer Stadt 66, die von Leipzig dagegen 162 Artikel beträgt.

Sehen wir schließlich auf den Antheil welchen die lateinische und deutsche Sprache in ihrem Kampfe um den Vorrang auf wissenschaftlichem Gebiet an jener Production in Anspruch genommen, so dringt sich und die langwierige Oberherrschaft der erstern in sehr schlagenden Zügen und Ziffern auf, und wir sehen sie nur allmählig, zuerst in den schönen Wissenschaften, der Poesie, mit dem Aufsteigen und Wachsthum der classischen Nationalliteratur, weit langsamer und spät aber in den gelehrten Fächern, der vaterländischen Sprache das Feld räumen. So zeigt der Messkatalog im Jahr 1570: lateinische Bücher 290, deutsche Bücher 163; 1600: lateinische Bücher 700, deutsche Bücher 292; 1650: lateinische Bücher 613, deutsche Bücher 305; 1700: lateinische Bücher 441, deutsche Bücher 569. Am längsten und hartnäckigsten behauptete sich das Latein auf dem Boden der Rechtswissenschaft, die noch 1700 nur 15 Bücher in deutscher, dagegen 106 in lateinischer Sprache ausgehen sah. Im Jahr 1765 hatte sich das Verhältnis so geändert daß als Gesamtsumme blos noch 170 lateinische auf 1061 deutsche erscheinen, und dennoch kamen als Ausnahme von allen andern Fächern in der genannten Wissenschaft 31 deutsche auf 41 lateinische. Wem fällt dabei nicht das Wort aus Goethe's „Faust“ ein: „Es erben sich Gesetz und Rechte gleich einer ewigen Krankheit fort!“ Uebrigens ist wol ein Hauptgrund jener Erscheinung der daß die vornehmste unserer Rechtsquellen eine römische ist. Gerade umgekehrt verhält es sich bei der Poesie. Hier herrschte das Latein noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Um diese Zeit aber stellten sich unsern Messjahrbüchern zufolge die poetischen Erzeugnisse in der Muttersprache den lateinischen numerisch gleich, ja sie überwogen bald die letztern. Im Jahr 1681 kommen nur noch 5 lateinische auf 23 deutsche; 1699 noch 4 lateinische auf 24 deutsche; 1727 noch 1 lateinische auf 27 deutsche; 1759 noch 2 lateinische auf 70 deutsche; 1765 noch 6 lateinische auf 112 deutsche. Eine Progression welche mit der zunehmenden Ausbildung unserer Sprache selbst Hand in Hand ging.

Reichere und umfassendere, wichtigere und schlagendere Ergebnisse aus dem Studium dieser Tabellen zu ziehen, als die welche Referent bei flüchtiger Vergleichung derselben gefunden und soeben beispielsweise dem geehrten Leser vorgelegt hat, Das bleibe dem Geschichtschreiber der deutschen Buchhandels vorbehalten. Schade nur daß der Herausgeber uns keine Hoffnung macht die übrigen zwei Jahrhunderte des Zeitraums von Erfindung der Buchdruckerkunst an in gleicher Weise von ihm bearbeitet zu sehen. Er wünscht vielmehr daß Andere dies Geschäft übernehmen und ist bereit seine theils für das 15. Jahrhundert theils für den Zeitraum von 1766 an begonnene Vorarbeiten einem geeigneten Bearbeiter, wenn sich die

fer finden sollte, zum Ausbau des ganzen Werks, zu überlassen, da er selbst auf die Ausführung des noch Uebrigem zu verzichten genöthigt sei.

Wir schließen unsere Relation, indem wir von ganzem Herzen einstimmen in den patriotischen Wunsch des Hrn. G. Schwetschke, der einst berufen war mitzubauen an dem fast zum Luftschloß gewordenen Bau politischer Einheit unsers Volke, die ein finstres Geschick in unabsehbare Ferne gerückt zu haben scheint, in den Wunsch, womit er seine Einleitung schließt:

Wöchte die nähere Betrachtung eines von dem vaterländischen Einheitsgedanken, wenn auch vielfach nur ganz äußerlich, zusammengehaltenen und getragenen nationalen Verkehrs auf literarischem Feld in manchem verschlossenen und schwanfenden Gemüthe den politischen Einheitsgedanken Deutschlands mit-hervortreiben oder mitbeständigen helfen — Das wäre ein großer, trefflicher Gewinn.

57.

Joachim Jungius.

Dieser große deutsche Gelehrte des 17. Jahrhunderts ist besonders in unsern Tagen nicht mehr so gefannt und gewürdigt wie er es wahrhaft verdient. Er ist unser Bacon von Verulam in Deutschland. Er gehört zu den stark leuchtenden klaren Lichtern vor und während des Dreißigjährigen Kriegs, welche sich durch Nichts verdunkeln ließen, welche die Aufmerksamkeit aller vernünftigen Denker immer gerade auf die der Aufklärung und Belebung am meisten bedürftigen Punkte der Wissenschaft hinlenkten. Ein Zeitgenosse, ein Geistesverwandter und Schicksalsgefährte unsers Kepler, hat er gleich ritterlich und gleich glücklich gekämpft gegen Aberglauben und Unglauben, gegen Irrthum und Falschheit, gegen Unvernunft und Heuchelei, gegen Alles was der scholastische Unsinn Schlechtes in die Welt gebracht hatte. Auf ihn blickt unser Leibniz mit begeistertster Hochachtung, wie ein dankbarer Schüler auf seinen gefeierten Meister. Unser Alexander von Humboldt redet als angehender Gelehrter und als Greis mit gleich feuriger Liebe von diesem großen Denker, er weist hin auf die universelle Bedeutung „des großen, solange verkannten Jungius, welchen an Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste keiner seiner Zeitgenossen übertraf“. Und unser Goethe hat immer mit innigster Verehrung und Aereue an seinem Joachim Jungius gehangen. Er war in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens eifrig bemüht das Leben dieses großen Mannes würdig zu beschreiben; die hinterlassenen Fragmente legen den sprechendsten Beweis davon ab wie gründlich er geforscht, wie unermüdet er gesammelt um die Aufgabe ganz lösen zu können. Im Jahre 1823 sagte er in einem vertraulichen Briefe an Beller, als dieser ihm eben Aufschlüsse über Jungius' Ansicht über harmonische Verhältnisse gegeben hatte: „Reinem alten Joachim Jungius bin ich nun noch einmal so gut daß er dich veranlaßt hat das liebe lehrreiche Blatt zu schreiben; es ist gerade soviel als ich bedarf, und Etwas mehr; gerade soviel was ich verstehe, und darüber noch Etwas was ich ahne.“

Was nun Goethe gewollt, begonnen, aber unvollendet hinterlassen hat, Das gibt uns eben jetzt eine herausgekommene Schrift in schönster Vollendung. Sie führt den Titel:

Joachim Jungius und sein Zeitalter. Nebst Goethe's Fragmenten über Jungius. Von G. C. Suhrauer. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Das ist eine edelige deutsche Arbeit, eine köstliche Perle der jüngsten Literatur! Ein solches Buch zu lesen und zu besprechen gewährt hohe Freude.

Der gelehrte Verfasser hat den Plan zu dieser Lebensbeschreibung schon seit mehreren Jahren gefaßt und ämfig verfolgt.

Er trat zuerst 1848 damit an die Öffentlichkeit in einer lateinischen kleinen Schrift „De Joachimo Jungio commentatio historico-literaria“ (Breslau). Diese Arbeit ward mit vielem Beifall aufgenommen, zugleich sprach sich aber auch der Wunsch aus daß sie deutsch auftreten und ihr Thema noch umfassender verfolgen möchte. Die hierzu nöthigen handschriftlichen Nachlässe Jungius' erhielt der Verfasser durch die Verwendung des damaligen preussischen Kultusministers Eichhorn aus der Stadtbibliothek zu Hamburg. Die Vorarbeiten Goethe's wurden ihm auch eingehändigt; die Gebrüder von Goethe hatten die Freundlichkeit gehabt diese kostbare Reliquie aus dem Archive ihres unsterblichen Großvaters herzugeben. Und auf ähnliche Weise stand dem Verfasser zugebote was man von Gießen und Rostock über den großen Mann schriftlich und mündlich mittheilen konnte. Es hat daher dem Verfasser nirgend an dem erforderlichen Material zur Lösung seiner Aufgabe gefehlt.

In einem edeln, gedankenreichen Stile, einer würdigen Ruhe und ernstlichen Sicherheit verbreitet sich das Buch über Jungius' Leben und Wirken. Wir erfahren die interessantesten Säge aus der Jugendzeit, Bildungsperiode und Wirklichkeit des großen Mannes und sehen überall der Zeitgeschichte desselben Rechnung getragen. Joachim Jungius wurde am 22. October 1587 zu Lübeck geboren. Schon im zarten Kindesalter verlor er seinen Vater, Kollegen am Gymnasium zu St.-Katharinen, durch einen höchst unglücklichen Zufall 1589. Wir lesen: daß er eines Abends von einem Gastmahl frühlich nach Hause zurückkehrte, als ein Mann aus dem Volke, welcher seinen Feind in ihm vermuthete, mit gezücktem Degen auf ihn einfiel und ihn tödtete. Nach der Schulbildung in Lübeck besuchte er die Universität Rostock, geht 1608 nach Gießen, macht hier seine Magisterpromotion in der Philosophie und Philologie, und übernimmt als zweiundzwanzigjähriger junger Mann schon eine Professur der Mathematik. Er und sein Freund Christoph Helwich interessiren sich für die damals vielbesprochene didaktische Reform Wolfgang Ratich's zu Frankfurt am Main. Im Jahr 1614 leben Beide neben Ratich in Augsburg. Jungius gibt seine Professur in Gießen auf, lehrt nach Lübeck zurück um hier nach der neuen Lehrweise in den Sprachen zu unterrichten, findet aber wenig Anerkennung und viele intrigante Gegner und Feinde. Er geht nach Rostock, studirt zum zweiten male, nämlich Medicin, bereist Italien und promovirt zu Padua 1618 als Doctor der Medicin. Er lehrt 1620 wieder nach Rostock zurück, übernimmt hier aufs neue die Professur der Mathematik, begründet eine philosophische, mathematische und naturwissenschaftliche Gesellschaft (societas arismetica). Im Jahre 1625 folgte er einem ehrenvollen Rufe als Professor der Medicin an die Universität zu Helmstedt; hier erlebt er die Auflösung der Universität durch Plünder und die Pest, flieht nach Braunschweig und lebt an dem Hofe zu Wolfenbüttel, lehrt 1626 nach Lübeck zurück, übernimmt 1629 das Rectorat des Gymnasiums und Johannanns zu Hamburg. In dieser Stelle wirkte er bis zu seinem Tode den 23. September 1657. Das sind die wichtigsten chronologischen Hauptpunkte aus dem Leben des berühmten Gelehrten. Wir wollen nun versuchen einige specielle Abrisse aus dem vorliegenden Buch zur Mittheilung zu bringen.

Als Jungius in Gießen von seinem 22.—27. Jahre dem akademischen Lehramte mit allgemeinem bewunderter Belieblichkeit vorgestanden hatte, so regte sich in ihm der Trieb nach unabhängiger freier Entwicklung der weitem Ausbildung seines Geistes. Er wollte die Welt sehen und ein Schüler werden von den berühmtesten Gelehrten Europas. Diese edle Unabhängigkeit und Bildungsperiode dauerte fast zehn volle Jahre. Im October des Jahres 1623 erhielt er zu Lübeck, wo er sich einige Zeit aufgehalten hatte, von dem Rathe zu Rostock den Ruf als Professor der Mathematik an die dortige Universität. „Es lag dem Rathe sehr viel daran ihn für die Universität überhaupt zu gewinnen, sodaß er ihm noch kurz vorher freistellte nach eigener Wahl entweder die durch den am 23. Juli 1623

schonsten Lob des verdienenden Humanisten Johann Poffelius des Jüngeren erdichtete Professur der griechischen Sprache, oder den Lehrstuhl der Ethik, welchen Huswibel innehatte, einzunehmen; in diesem Falle sollte Lehrender Poffelius werden. Bürgermeister und Rath begaben sich mit diesem Anerbieten in das Haus des Superintendenten und Professors der Theologie, Johann Quistow, des Freundes Jungius, in dessen Hause er mehre Jahre zu Kostock lebte; eines Mannes von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und ausgebreitetem schriftstellerischen Rufe, der ihm den folgenden Tag (21. October) darüber Bericht erstattete. Von demselben Tage ist die Berufung durch Bürgermeister und Rath an Jungius datirt. Dieser antwortete sich in seiner Antwort, aus Lübeck vom 25. October, für Annahme der Professur der Mathematik, dieselbe welche er in viel jüngern Jahren bereits in Gießen bekleidete; ohne Zweifel weil bei seiner posthumistischen Gelehrsamkeit jene Wissenschaft mit seinen Neigungen und reformatorischen Entwürfen für Philosophie am meisten übereinstimmte."

Hieraus erkennt man die gewaltige Größe des Ruhms zu der sich unser so vielseitig ausgebildete Jungius allmählig emporgeschwungen hatte. Er sollte den Glanzpunkt der ganzen Universitätsausstattung ausmachen. Und man hatte wahrlich nicht zu viel von ihm erwartet. Er trat den 6. Februar 1624 seinen neuen Wirkungskreis mit einer Einleitungsrede an welche die ganze Welt in Staunen setzte. „Indem der Redner die Verwendungen der Mathematik im Einzelnen verfolgt, läßt er gern bei einer jeden einen Blick in die Geschichte der Wissenschaft thun, indem er überall auf die Alten zurückgeht, alsdann aber die Entdeckungen der Neuern gebührend hervorhebt, und so hier wie bei allen ähnlichen Anlässen sich im Voraus gegen den dem Dico von Verulam gemachten Vorwurf der Unempfindlichkeit gegen die Würde des Alterthums, gegen Verdienste der Vorgänger" sichert. Mit Vorliebe verweilt Jungius bei der Physik des Himmels, welche in jenen Tagen, denen des Galilei und Kepler, so großartige Triumphe feierte, indem er ankündigte an die Diaphantik oder Refraktik, als „den so edelsten als schwierigsten Theil der Optik, nicht wegen mangelhafter Beweise, sondern aus Mangel an Beobachtungen. Unserm Jahrhundert gebührt der Ruhm einer so bewundernswürdigen Erfindung (des Teleskops), eines Organs wodurch das Gesicht nicht nur durch Parafangen um Laufende, sondern auch durch viele Erdburchmesser erweitert, und vermöge dessen Alles nicht nur auf der Erde, sondern auch das meiste früher Unbekannte und Unerwartete im Aether, was zur Verwahrnehmung der Astronomie und Kosmometrie außerordentlich viel beiträgt, bekannt und beobachtet wird. Denn durch dieses Teleskop schauen wir nicht allein in der Monde viele Ungleichheiten, analog den Bergen, Bergen, Thälern und Felsen, sondern auch Flecken in der Sonne selbst, ob dies nun Körper sind welche in periodischer Bewegung um die Sonne rollen, oder, was wahrscheinlicher ist, schwarze Flecken welche beständig von der Sonne ausstrahlen und in Kreisbewegung sie begleiten. Auch die Milchstraße, sowie die Planeten Venus, Saturn und Jupiter erweitern sich in demselben Verhältniß für unsere Beobachtung."

Dieser so ruhmvoll und glücklich begonnene Wirkungskreis ward aber durch die in Kostock ausbrechende Pest gar bald wieder gestört. Studenten und Professoren flüchteten aus einem so gefährlichen, überall nur todbringenden Orte. Indes ehe noch das erste Jahr verfloßen war, erhielt unser Jungius schon wieder einen andern glänzenden Ruf nach der Universität Helmstedt als Professor der Medicin. Der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig war durch seinen berühmten Statthalter von Wolfenbüttel, Ernst von Steinberg, auf die umfassende Gelehrsamkeit und auf das geniale Lehrtalent des Joachim Jungius aufmerksam gemacht worden. Unser Jungius nahm den Ruf an und hielt schon am 21. Juni 1625 seine erste Vorlesung in seinem neuen Amte. Aber auch hier sollte sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer sein. „Die Erhebung der niederländischen Stände gegen des Kaisers Herr, und die

Wahl des Königs Christian von Dänemark zu ihm Haupt, rief die Stürme des Kriegs über das wieder Deutschland, welches bis dahin verschont geblieben war; Allys plötzliches Erscheinen in den braunschweigischen Landen (15. Juli 1625) verbreitete Furcht und Schrecken bis zu dem Sig der Mäusen; die Bevölkerung Helmstedts, Professoren wie Studenten, zerstreut nach allen Seiten, und nur Wenige, zu denen der treffliche Calixtus gehörte, hatten den Muth unter allen Gefahren und Beschwern des Kriegs, zu denen sich noch die Pest gesellte, auszuhalten." Jungius floh nach Braunschweig, suchte hier seinen Aufenthalt als praktischer Arzt, und ging dann auf Veranlassung Steinberg's, seines edeln Freundes zu Wönners, nach Wolfenbüttel, wo er in dem Schlosse des Herzogs Wohnung und Lebensunterhalt erhielt.

Von Wolfenbüttel ward Jungius abermals nach Helmstedt zur Uebernahme der seit seinem Abgange noch nicht wiederbesetzten Professur der Mathematik gerufen. Kaum war er aber wieder im Amte, so ward die Stadt von dem Herzog von Friedland besetzt. „Die Stadt ließ aber jedem Widerstand fallen, und Jungius war es nicht bestimmt der Archimedes von Kostock zu werden. Wallenstein wußte das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, er empfing den 19. Januar 1628 die kaiserliche Urkunde als Herzog von Mecklenburg, bald darauf nahm er die Subdignation der Stände entgegen und schlug im Sommer dieses Jahres seine Residenz in Güstrow auf." In diesem Jubiläumspunkte des Siegesglücks des überall gefürchteten Friesländers war es sehr nahe daran daß unser Jungius zum Hofastronom Wallenstein's erwählt ward. Wenigstens schrieb Kepler, welcher damals mit Wallenstein in Verbindung getreten war, von Sagan an seinen Freund Bernegger in Strasburg: „Wenn das bisherige Glück dieses Herrn fortdauert, so laßt sich sehr leicht in Kostock angestellt werden; denn er buhlt nach dem Ruhme eines Beförderers der Wissenschaften ohne Unterschied der Religion." Es wird hierbei des Jungius gar nicht Erwähnung gethan, indes ist es doch sehr wahrscheinlich daß Bernegger den Jungius nicht verdrängen sollte, sondern daß der ruhmstüchtige Herzog von Mecklenburg es sich in den Kopf gesetzt hatte die beiden größten und tiefstünigsten astronomischen Denker seiner Zeit, Kepler und Jungius, für sich und für seine hochschätzende Schicksalsprophetie zu gewinnen. Als aber binnen Kurzem auf dem Reichstage zu Regensburg der Glückstern Wallenstein's erblühte, trug dieser Wechsel selbstbar auch zu Kepler's Untergange bei, welcher zur Wahrung seiner Rechte sich nach Regensburg begab, und hier an Köpfen erschöpft den 5. November 1630 aus der Welt ging. In Vergleich zu der unruhigen und gepreßten Laufbahn Kepler's bei der allgemeinen traurigen Lage des deutschen Vaterlandes war Jungius' Laufbahn eine glückliche zu nennen."

Das Schicksal Jungius' war allerdings kein so drückendes als das des großen Begründers unserer heutigen allgemeinen gestauchten theoretischen Astronomie, indes fehlt ihm doch auch Nichts an vielen Widerwärtigkeiten, verfehlten Hoffnungen und unfrühen Umhertreibungen. Er sehnte sich zuletzt nach einer sichern glücklichen Heimat. Dieser Wunsch ging denn auch bald, schon im Jahre 1628, in Erfüllung. Er erhielt von dem Rathe Hamburgs den ehrenvollen Ruf an die Spitze der beiden miteinander engverbundenen gelehrten Unterrichtsanstalten dieser Stadt zu treten, ich meine das Johanneum und das akademische Gymnasium. Bei dieser Berufung war sein Jugendfreund Johann Garmers, damals Syndikus von Hamburg, vorzugsweise thätig gewesen. Das war eine Stelle welche ganz für unsern Jungius paßte, er konnte sich mit ungeheurer ganzer Liebe seiner Lieblingsneigung, der Pädagogik, hingeben, und in aller Stille und Ungehörigkeit der Humanitätsbildung leben; denn Hamburgs Neutralitäts-erklärung ließ die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs nie bis in seine Mauern eindringen. Er fühlte sein Glück recht tief und dankbar, nannte Hamburg „eine edle von Gott reichlich und überflüssig gesegnete Stadt, einen schönen Lustgarten, ein irdisches Paradies". In

des fehlte es in seinem Wirkungskreise auch nicht an mancherlei Leistungen, besonders mit den Geistlichen, welche eine so naturgetreue, freikünigere, religiöse Jugendbildung wie sie Jungius im Geiste Baro's, Locke's, Ratic's, Andrea's erstrebte, für Beförderungen zur Gottlosigkeit hielten. Die eifrigsten Anfeindungen wurden so weit getrieben daß Jungius sich entschloß das Rectorat des Johanneums (1640) freiwillig niederzulegen. Er behielt nun die Leitung des Gymnasiums allein bei, weil hier die Einmischung der unduldsamen, orthodoxen Seelenhirten bei weitem weniger möglich war wie bei dem Johanneum. „Nicht genug“, sagt der Verfasser, „daß ein Mann wie Jungius an der Spitze der Schüler die Leichenzüge anführen mußte; es kam der Fall vor daß er von der Selbstlichkeit mit dem schärfften Tadel belegt und beinahe in den Bann gethan worden wäre, weil er eines Tags die Leiche einer Frau reformirten Bekenntnisses mit der Schule begleitet hatte, ohne zu wissen und ohne sich zu bekümmern daß Dies in den Augen der geistlichen Eiferer einem Verbrechen gegen die lutherische Kirche gleichkam. Sein Reichsvater Schellhammer, Pastor an der Petrikirche, verlangte von ihm ein Bekenntniß als Sühne, weil er „die Feinde der göttlichen Wahrheit und unserer (nämlich der lutherischen) Kirche für selig habe ausrufen lassen“. Vergeblich nahm Jungius die christliche Freiheit für sich in Anspruch und führte beim Senate Klage über Verletzung seiner persönlichen Würde. Die gesammte Geistlichkeit machte die Sache des Reichsvaters zu der ihrigen. Es sind deutliche Spuren vorhanden daß diese Herwürfnisse zwischen Jungius und der Geistlichkeit bis ins Innere der von ihm geleiteten Anstalten drangen, und jenen Frieden, jene Eintracht welche er in seiner Rede als dem Uebel der Schule unerläßlich und heilsam schilderte aufzulösen drohten. Es ward ihm schuldgegeben als wenn im Gymnasium die Philosophie auf Kosten des Christenthums getrieben würde. Bei einer im Jahre 1635 im Gymnasium gehaltenen Disputation entlobete sich einer der Collegen, der bereits genannte Bernhard Berenberg, nicht Jungius im Namen der Theologen mit einer Anklage auf Atheismus zu drohen. „Si hic esset theologi, dicereut to esse Hrov“, rief er als Opponent ihm zu, worüber Jungius seine ganze Entrüstung in harten Scheltworten zu erkennen gab. Die Sache kam vor den Senat, welcher den Tag darauf Commisarien an die Parteien abfertigte um eine Ausgleichung herbeizuführen, was aber nicht sobald gelingen wollte. Es war schwer, ja fast unmöglich für einen Philosophen zu jenen Zeiten der so gefährlichen Anklage auf Atheismus zu entgehen, wenn er auch wie Jungius und fast gleichzeitig Descartes mit zarter Voracht die Grenzen zwischen Philosophie und Theologie einzuhalten bestrebt war.

Noch ungeachtet dieser unchristlichen Anfeindungen der fanatischen Christenlehrer blüheten die Anstalten unter Jungius' begeisterten Streben immer herrlicher empor, und der Ruf dieses Mannes als Gelehrter ersten Ranges trat immer glänzender an das von Jedermann bewunderte Licht. Nach dem Tode seiner vielen dankbaren Schüler verband er mit herzgewinnender Persönlichkeit die naturgetreueste glücklichste Lehrmethode, welche den abstracten Materien durch lebendige, nicht selten geistreiche Anschauung zu Hülfe kam. Er verstand die seltene Kunst den Ernst und die Strenge des Unterrichts durch einen zur gelegenen Zeit eingeschalteten unschuldigen Witz zu mildern, ohne sich an seiner Autorität das Geringste zu vergeben. Alles that er um der Jugend Liebe und Interesse am Unterrichte zu erwecken, und belebte sich dazu nicht selten solcher Mittel welche nach der Ansicht vieler Pädagogen seiner Zeit gerade das Entgegengesetzte zu bewirken schienen. So z. B. verführte er seinen Schülern eines Tags als er in der Logik die Sätze der Identität veranschaulichen wollte, eine große Belohnung, wenn sie ihm ein paar vollkommen identische Gerstenkörner oder Baumblätter aufsuchen würden. Es erinnert Dies an die bekannten Anekdoten aus dem Leben Leibniz' und Rousseau's. Nach der Biographie dieses großen deutschen Denkers

bringt der Verfasser noch mehre Beiträge welche denselben als Schriftsteller, als Philosophen, als Mathematiker und Naturforscher durch Facta ins Licht stellen. Auch kann man es dem Verfasser nur Dank wissen daß er die Goethe'schen „Fragmente über das Leben und die Verdienste des Doctor Joachim Jungius“ seinem Werke beigefügt hat. Dasselbe gilt auch von den übrigen Beilagen und ungedruckten Schriften und Briefen. Das Buch ist in jeder Beziehung ein ebenso geschickt als liebevoll und fleißig zusammengeführtes Ganzes. Es ist ein würdiges Denkmal für den ganzen Joachim Jungius, aber auch zugleich für den Verfasser selbst mit. Referent ist lange keiner so anmuthig ansprechenden und dabei doch überall tiefen Gelehrsamkeit begegnet wie in dem vorliegenden Werke. Er kann nicht anders als mit dem aufrichtigsten Dank für die vielfache überall interessante Belehrung von dem Buche Abschied nehmen.

G. Strubbaum.

Eine Frauensahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chile, Otaheit, China, Ostindien, Persien und Kleinasien von J. da Pfeiffer. Drei Bände. Wien, Gerold. 1850. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Man darf der Verfasserin nicht vorwerfen daß sie sich des Titels zu ihrer Reisebeschreibung „Frauensahrt“ unbedenklicher bedient habe. Denn es ist allerdings etwas Außergerwöhnliches eine Frau ganz allein den Atlantischen und Stillen Ocean durchschiffen und in das Innere von Ländern vordringen zu sehen welche selbst wissenschaftliche Forscher nur unter besondern Vorkehrungen, und gewöhnlich mit mannichfaltigen Hülfsmitteln ausgerüstet zu betreten pflegen. Frau Pfeiffer wird, was den Umfang und die Robustität ihrer Reise anlangt, wenig Vorgängerinnen und Nachfolgerinnen haben, und was sonach berechtigt dem subjectiven Momente einige Geltung beizulegen. Sie erklärt in der Vorrede daß ihr der Name Louristin, den man ihr in öffentlichen Blättern gegeben habe, nicht gebühre, weil sie zu wenig Wig und Laune besitze um unterhaltend schreiben, und zu wenig Phantasie um über das Erlebte gelegene Urtheile fällen zu können. Die Verfasserin hätte aus einem andern Grunde diesen Namen depreciren können; denn gewöhnlich denkt man sich unter Louristen Reisende die nur die gangbaren Straßen einzubalten und ziemlich oberflächlich zu betrachten pflegen: ihr aber muß man es nachsagen daß sie sich in ihrem Eifer möglichst viel zu sehen weder durch Weg und Wetter noch durch Hindernisse irgend einer Art hat abbrechen lassen, und daß sie für Alles was ihr vorkam ein offenes Auge und einen praktischen Blick hatte. Was nun ihr eigenes Urtheil über sich selbst anlangt, so würde allerdings derjenige der eine humoristische Auffassungsweise und reizige Schilderung der Reiseerlebnisse in dem Buche suchte dasselbe unbefriedigt aus der Hand legen; in anderer Beziehung aber ist die Verfasserin halb und halb ungerecht gegen sich selbst gewesen, denn wir begegnen allenthalben einer gesunden Anschauung und Darstellung von Land und Leuten, und finden nächst einer oft sehr detaillirten Beschreibung einzelner Kunstgegenstände und Natur- und Gewerbsproducte der breitesten Länder, sowie getreuer Schilderung der Sitten und Gebräuche ein richtiges, natürliches Urtheil und verständige, praktische Bemerkungen über wahrgenommene Zustände und beobachtete Charaktere. Im Uebrigen trägt das Ganze so sehr den Stempel innerer Wahrheit an sich daß man sich selbst bei manchen, wiewol selten vorkommenden, Einzelheiten bei denen fast unwirklich leise Zweifel aufstoßen (z. B. daß es bei einer Partie von 18 englischen Meilen ins Innere der Insel Tahiti esoderlich gewesen 32 Bäche und nächstdem den ziemlich breiten Gebirgsstrom der Insel 62 male zu durchwatzen), gegen seine eigene Ungläubigkeit ankämpfen veranlaßt findet.

Die Reise wurde am 1. Mai 1846 von Wien aus ange-

treten; der eigentliche Reisebericht aber beginnt mit der Abreise von Hamburg am 28. Juni 1846, und schließt mit der Rückkunft nach Europa, und zwar nach Triest am 30. October 1848. Die Hauptpunkte welche die Verfasserin berührt hat sind von Hamburg aus folgende: Rio-Janeiro in einer Entfernung von 8500 Seemeilen, Santos 400, Balparaiso 6500, Tahiti 5000, Macao 5400, Hongkong 60, Kanton 90, Singapur 1100, Pointe de Galle in Ceylon 1500; Colombo in Ceylon 72 englische Meilen, Rangoon daselbst 72; Kalkutta 1200 Seemeilen, Benares 1085; Allahabad 76 englische Meilen, Agra 300, Delhi 122, Kottah 300, Indor 180, Aurangabad 240, Panwell 206; Bombay 42 Seemeilen, Mascat 848, Buschir 587, Bagdad 720; Ruinen von Babylon, Ktesiphon und Seleucia 80 englische Meilen, Mosul und Ruinen von Ninive 300, Lauris 360, Istitis 376, Marand in Ringrelien 156; Redutkale am Schwarzen Meere 50 Seemeilen, Kertsch 500, Odessa 360, Konstantinopel 370, Triest (über Athen) 1150; wobei die Entfernung jedesmal von dem zunächst vorhergenannten Orte, und die Seemeilen zu einer Viertel geographischen Meile gerechnet sind. Frau Pfeiffer sucht soviel als möglich die billigsten Reisegelegenheiten ausfindigzumachen. Wir finden sie daher auf den englischen Dampfschiffen von Hongkong nach Singapur, und von da nach Ceylon und Kalkutta, sowie bei der Fahrt auf dem Ganges von Kalkutta nach Benares auf dem zweiten Plage (was auf der ersten Tour doch immer einen täglichen Aufwand von 13 Dollars verursacht); begleitet sie auf eine kürzere Strecke von Hongkong nach Kanton in eine chinesische Dschonke, wo sie sich ganz allein, ohne ein Wort Chinesisch zu verstehen, bloß unter Chinesen befindet, und dabei mehre von Seeräubern sehr beunruhigte Küstestrecken zu passieren hat; treffen sie auf der Reise durch das eigentliche Hindustan, von Delhi nach Bombay, theils in einer Balli, einem von Ochsen gezogenen Karren, theils auf Kameelen reitend; die ihr der König Ram-Singh zu Kottah, nebst nöthigem Gefolge, zur Verfügung gestellt hat, und sehen sie die wüsten Ebenen des nördlichen Mesopotamiens und die wilden Berggegenden des türkischen und persischen Kurdistan, bald im schlichten Karavanenzuge mitten unter Arabern und das einzige weibliche Wesen im Zuge, ohne mit ihren Begleitern ein Wort sprechen zu können, bald allein mit einem einzigen arabischen Führer, auf Kaultstieren zurücklegen. Von Bassora nach Bagdad, auf dem Tigris, fand sie auf einem englischen, und von Redutkale nach Kertsch auf einem russischen Kriegsdampfschiffe Aufnahme. Daneben legte sie größere und kleinere Strecken zu Pferde und zu Fuße zurück, hatte in Benares bei einem Ausfluge nach den Gärten des Rajah dessen Elefanten zur Benutzung, und reiste durch Georgien und Ringrelien mit russischer Extrapostr. Dies war der leidenvollste Theil ihrer Reise. Die sonst so ruhige Frau charakterisirt ihn mit der kurzen Bemerkung: „Die Reise durch Persien war lebensgefährlich, die durch das asiatische Rußland aber so empfindend daß ich erstere unbedingt vorziehe“, ein Urtheil welches sie an eine lange Reihe von Erfahrungen anknüpft die sie in russischen Sold., Post- und Polizeiamtern gemacht hatte.

Das bescheidene Auftreten der Reisenden auf der einen Seite und auf der andern die außerordentlich gastfreundliche Aufnahme die sie von den englischen Gouverneurs, Residenten, Consuln, Offizieren und sonstigen Beamten, sowie auch von englischen und deutschen Kaufleuten und von Missionairen, fast in allen bedeutenden Plätzen gefunden hat, brachten sie mit allen Ständen und Classen der Gesellschaft in die nächste Beziehung, und es ist interessant sie bald vor indischen Fürsten, die sich ihr in größtem Pompe zeigen, oder bei glänzender Fête in einem luxuriösen europäisch-indischen Salon, bald unter einem Duzend indischer Europäer oder unter Reisenden aller Nationen in einem öffentlichen Bungalow oder Chan *) , bald in der

*) Herbergen die in Ermangelung der Gahdhö von der Regierung unterhalten werden, aber ohne Wirth, und meistens auch

Hütte eines arabischen Karavanenführers, unter denen gewöhnliche Bewohner am Boden kauern, anzutreffen. Dabei verläßt sie nicht sich allenthalben praktisch zu erweisen, lehrt die arabischen Weiber ihre zerrissenen Kleider flicken, gewöhnt den Kindern derselben Unarten ab, macht dem Missionair zu Sah-Balak in Persien auf eine unchristliche christliche Familie die sie kennengelernt (weil der Erstere nicht zu Hause war, brüchlich) aufmerksam, und bringt einer armen Puriindianerin im Juncu Brasiliens, die am Krebs leidet, wenigstens schmerz lindende ärztliche Hülfe.

Die durch den Raum gebotene Beschränkung gestattet es nicht zu viele Einzelheiten zu berühren. Schilderungen, die man ebenso wol in jeder andern Reisebeschreibung anzutreffen erwarten darf, mögen nur mit einigen Worten angedeutet sein: wie die besondere Bewandniß die es mit dem Festenbitten seitens der Regier in Rio-Janeiro hat, die beim Lauffeste der Prinzessin von den theilweise als Künzlerinnen verkleideten Soldaten ebenso kunstvoll als anständig ausgeführten Kafrentänze; Warnungen vor Auswanderung nach Brasilien; die gefährliche Fahrt um das Cap Horn; die schönen Pferde der Chilesen, ihre hölzernen Steigbügel und Spornleder von vier Zoll im Durchmesser; die Freudenfeste derselben bei dem Tode kleiner Kinder, in denen sie nur Angelitos, Engelchen, erblicken; die oft geschickte und auch hier wieder erzeugte Genußsucht und Unfittlichkeit der Tahiti-Insulaner; die Königin Pomare in prächtigem von Ludwig Philipp ihr geschenkten europäischen Anzuge, mit seinem gestickten Balthus in der Hand, und ihre vier ersten Gesellschaftsdamen mit französischen Offizieren sehr gut, aber barfüßig, Quadrille tanzend; die Kosten einer europäischen Haushaltung in Kanton und Kalkutta; Bemerkung über die Grausamkeit der chinesischen Strafen, und den feigen, falschen und grausamen Charakter des chinesischen Volks, sowie über die Bitterlichkeit der Mandarinen und ihre Verhöhnung mit Seeräubern und Falschmünzern; die prächtigen Blumenboote; die Sterbehäuser in Indien, aus denen keine Rückkehr möglich, selbst wenn die armen mit dem Tode Ringenden noch nicht gleich sterben wollten, und die Sterbenden am Ganges; die Behandlung der eingeborenen Indier seitens der Engländer; das berühmte Grabmonument Sag-Nahal in Agra, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, mit seinen klassischen Arbeiten in feinstem weißen Marmor; die berühmten 27 Felsentempel zu Adjunta mit zahllosen Kuppeln, Portalen, Veranden, Säulen und Figuren, Alles aus dem Zell herausgearbeitet; den Kyalstempel zu Clora; die Festung Dewlutabad mit ihrem unsichtbaren Eingang; die Ruinen von Babylon, Ktesiphon, Seleucia und Ninive; das Leben und Wirken der Missionaire in Persien, China und Indien (welcher fruchtbarer werden könnte wenn sie sich mehr zu ihren Gemeinden herabließen und in den Hütten und Familien heimischer würden); die Gärten zu Lauris; Noah's Monument in Kertschivan; der Ararat; tatarische Dörfer; der botanische Garten zu Istitis mit seinen zwei Rebhölzern, jeder von einem Schuh im Durchmesser; die Parallelen zwischen den Colonisationen Rußlands und Englands; Kofackwirthschaften; die Lumuli bei Kertsch; die Landhäuser des hohen russischen Adels auf der Halbinsel Krim; der große noch in der Vollendung begriffene Hafen Sewastopol und die gefangenen Polen von 1831 als Arbeiter an den Hasenwerken; das schnelle Aufblühen Dschak mit seinem Freihafen; die drückenden Quarantäneanstalten in Megina und die Aussicht auf den Höhen des Schemus von Korinth. Besonders hervorzuheben sind die von der Verfasserin gegebenen Bilder aus dem chinesischen, persischen, indischen und türkischen Frauenleben, indem sie sich auf diesem Gebiete als

ohne Einwirkung, sodaß sie den Reisenden im eigentlichen Sinne der Worte eben nur ein Obdach bieten. Im englischen Indien hat man an einen dazu bestellten Aufseher Bezahlung für die Benutzung zu leisten; im übrigen Indien, der Türkei und Persien hat man Nichts zu entrichten.

reisende Dame vor Reisenden männlichen Geschlechts in unterschiednem Vorthelle befindet.

So sah sie ein chinesisches Füßchen — der Ausdruck ist aber zu zart für solch eine Caricatur von Fuß — in Natur; sie hatte Zutritt zu den Frauengemächern indischer Rabobs und vornehmer Parsis; die Wäder standen ihr offen; sie erhielt eine Einladung in den Harem des Pascha von Bagdad und ward der persischen Vicekönigin zu Lauris vorgestellt, die sich umso mehr in vollem Schmucke und Blanze zeigte als sie in Erfahrung gebracht hatte daß Frau Pfeiffer Schriftstellerin sei und eine Beschreibung dieser Zusammenkunft drucken lassen werde. War nun auch die Unterhaltung der Damen jederzeit nur eine summe, weil ein Dolmetsch natürlich niemals zugelassen wurde, so war doch die Verfasserin in den Stand gesetzt Figur und Antlitz der sonst so tief verschüllten Schönen und Nichtschönen, Kleidung, Zimmereinrichtung, Speisen und Getränke, und die äußern Sitten und Gebräuche genau kennenzulernen, und man findet über alles Dieses meistens sehr detaillirte Beschreibungen. Auch erfahren wir sonst Manches wonach Männer nicht so leicht fragen, z. B. daß das Kadelgeld der Damen zu Rio-Janeiro in der Ueberlassung einiger Sklaven besteht, die sie als Diener oder Dienerrinnen, Arbeiter, Handwerker u. s. w. monatliche vermiethten, und die ihnen auf solche Art eine ziemliche Summe eintragen, z. B. eine ganz gewöhnliche Dienstmagd 4 — 5 Thlr., ein Handwerker 20 — 25 Thlr. monatlich; oder wie es in der arabischen Küche eines Karavanenführers aussieht, wobei Das bemerkenswerth ist daß das alte Mütterchen welche kochte in Ermangelung des Mörsers zum Zerstoßen der Gewürze das eigene Mundwerk gebrauchte; oder was Reis, Aher, Muskatnüsse, weißer und schwarzer Pfeffer, Gewürznelken und Rosenöl an Ort und Stelle kosten, sowie die Zubereitung dieser Dinge u. dergl. m.

Als Curiosität berichtet die Verfasserin unter Anderm von einer Zeitung die her von den Engländern pensionirte Sultan von Delhi für seinen noch immer äußerst zahlreichen Haus- und Hofstaat herausgibt. Diese Palastzeitung meldet: daß des Sultans Gemahlin A. der Waschfrau C. die Kupien schulde, und die Waschfrau heute oder gestern gekommen sei die Schuld einzufordern; die hohe Frau habe zum kaiserlichen Gemahl gesandt sich diese Summe zu erbitten. Der Kaiser habe sie an den Schatzmeister gewiesen, dieser habe aber versichert daß da der Monat zu Ende gehe er über keinen Heller mehr verfügen könne; die Waschfrau sei daher auf den nächsten Monat zu verweisen. Oder: Der Prinz E. besuchte zu dieser oder jener Stunde den Prinzen D. oder F., er wurde in diesem oder jenem Zimmer empfangen, verweilte so und so lange, das Gespräch handelte von diesem oder jenem Gegenstande u. s. w.: unter allen Verhältnissen jedenfalls eine unschädliche Lecture.

Ein anderer, unter englischer Aufsicht noch regierender Fürst wollte für seine Tochter einen kostbaren Marmortempel als Grabmonument errichten und zu Gewinnung des Materials ein schönes altes Grabmal abbrechen. Ehe er jedoch zur Ausführung vorschritt, fragte er bei der englischen Regierung an ob er Dies thun dürfe. Die letztere ließ ihm hierauf die Antwort zukommen: „Er könne es wol thun, möge aber bedenken daß wenn er die Monumente seiner Vorfahren so wenig achtet, den seinigen dasselbe Schicksal widerfahren würde.“ Diese Antwort bewog ihn auf sein Vorhaben zu verzichten. Wenn uns die letztere Anekdote einen Blick in das Verhältniß dieser indischen Fürsten zur englischen Regierung zu thun gestattet, so kann es fast als ein charakteristischer Zug angesehen werden daß die Indier, wie die Verfasserin berichtet, wenn sie sich recht ordentlich miteinander zanken wollen, sich dazu nieder setzen. Zu Thätlichkeiten sah sie es nie kommen, selbst unter Knaben nicht. Die Frauen der ärmeren Classe werden mild behandelt; alle schwerern Arbeiten verrichten die Männer.

Die Verfasserin selbst lernen wir aus der ungeschmückten Darstellung ihrer Erlebnisse als eine energische, muthvolle, abgehartete und vorurtheilsfreie Frau kennen.

Wie fährt Dassen bei sich und weiß sich im Nothfall zu wehren; sie schiffte in indischen Pirogen (ausgehölzten Baumstämmen, die sehr leicht umschlagen) und auf einem extraportirten, aus Pisangstämmchen zusammengesetzten und mit zähen Grasstengeln verbundenen Floße, das ein Indianer schwimmend vor sich her sößt; besucht mit Führern, denen sie sich auf gut Glück anvertrauen muß, und mit denen sie sich nur durch Zeichen verständigen kann, abgelegene Gegenden und durch häufige Raubanfalle gefährdete Straßen; bringt auf dem Si-Kiang (Tigerfluß) in China weiter ins Innere vor, obsson von eines den Strom beherrschenden Festung auf das Boot geschossen wird; nimmt in Singapore an einer Schlange, in Hindustan an einer Elefanten- und Tigerjagd Theil, wobei Schlangen und Tiger erlegt werden, und weiß durch ein festes, furchtloses und Auges Benehmen mancher nahen Gefahr glücklich zu entgehen.

In Persien hatte sie mehre Raubanfalle zu bestehen; den einen wehrten die Männer der Karavane ab, bei dem andern, wo sie mit dem Führer allein war, rettete sie ihre Klugheit. Sie hatte nämlich die eine Hälfte des Betrags für ihr Fortkommen von einem Missionair an dem Orte der Abreise ausbezahlt und dem Führer wissen lassen daß die zweite Hälfte am Zielpunkte der Reise vom englischen Consul gezahlt werden würde, da sie eine Pilgerin sei. Die Räuber respectirten diese Eigenschaft.

Gegen Hitze und Frost, Hunger und Durst ist sie völlig gefährt, und die unwillkommenste Nahrung muß der Hunger schwachhaft machen. Aber auch ohne diese Nothwendigkeit versucht sie ungewöhnliche Speisen, und versichert daß das Fleisch der Boa constrictor und Affenfleisch sehr gut, Papagaienfleisch minder gut schmeckt.

Einen wohlthuenden Eindruck macht es daß der einzeln stehenden Frau — abgesehen von der oben bereits berührten Ausnahme — in allen Gegenden durch die sie gekommen, von Europäern, Indiern, Türken und Persern, und zwar von Leuten aus allen Classen der Gesellschaft durchgehends viele Rücksicht geschenkt wird, und daß man ihr überall gern mit Rath und That behülflich ist. Man mag Dies nicht als eine dem schönen Geschlechte dargebrachte Huldigung gewöhnlicher Art betrachten; denn Frau Pfeiffer ist Mutter erwachsener Söhne und nach ihren eigenen Andeutungen schon ziemlich bejahet. Vielmehr läßt sich darin ein der menschlichen Natur eigenthümlicher schöner Zug erkennen. Man ließ ihr alle die Hülfen und Unterfügung zutheilwerden die ihre Werthsamkeit in oft ernsten und schwierigen Lagen in Anspruch nahm.

Über hatte sie den Beruf sich in solche Lagen zu bringen? Sie sagt von sich selbst: „Wie es den Rater drängt ein Bild zu malen, den Dichter seine Gedanken auszusprechen, so drängt es mich die Welt zu sehen. Reisen war der Traum meiner Jugend, Erinnerung des Gesehenen ist nun das Labfal meines Alters.“ So mögen wir nicht mit ihr rechten, und Dies um so weniger als sie durch die Schilderungen ihrer Erfahrungen dieselben auch für Andere fruchtbringend gemacht hat. 50.

Felicitas. Ein Roman von Eliza Wille. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Um unsere Kritik bei dem Titel anzufangen, so möchten wir sagen daß wir dieselb nicht ganz gerechtfertigt finden. Felicitas ist jedenfalls weder die einzige noch die absolute Hauptperson dieser Geschichte. Zwar nehmen die Mittheilungen aus ihrem Tagebuche den größten Theil der beiden Theile ein; allein abgesehen davon daß der Roman durchaus Nichts verloren haben würde wenn diese Auszüge in beschränkterer Form gegeben worden wären, so steht außerdem doch auch noch fest daß der Leser sich überhaupt für dieselben nur deswegen zu interessieren vermag, weil sie in Beziehung zu Vorhar stehen, der allein der eigentliche Held des Buchs ist. Nur die Noth, die sich

und nicht durch gelicht dazugehörige plastischste Namen als Titel zu wählen und Charakteristiken zu verzeichnen, denn die Verfasserin versteht haben auch bei ihrem Werke den weiblichen Namen Felicitas vordanzusetzen. Daß sie es mit diesem gethan, weiß sie ihren. Geden dieſer Ehre nicht würdig hält, sondern wie nicht, obſchon es allerdings genug männliche ſowohl wie weibliche Autorin gibt die es ſich zum Primitiv gemacht zu haben ſcheinen die Frauennamen auf Koſten der Männer herabzuſetzen. Der gewöhnliche Lauf der Geſchichte ſchließt es zu bedingte daß das Ende einer jeden Epoche von Frauen geſetzt; wenigſtens hat man von der älteſten bis auf die neuſte Geſchichte herab geſehen daß eine beſtimmte Geſchichtsperiode immer dann ihrem Abſchluſſe nahe iſt, wenn die Frauen darin eine überwiegende Stellung gewonnen. Ob wir in unſerer Zeit und derſelbe in einem ähnlichen Lage beſtehen, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen; ſehen wir die Dramen- und Bühnertitel an, ſo ſcheint allerdings daß wir auf dem beſten Wege ſind in eine ſolche zu gelangen. Hat der berühmte Akademiker Banald doch geſagt: daß die Literatur nur der Ausdruck der Geſellſchaft ſei. Und dieſem Ausdruck nach zu ſchließen dürfte allerdings die Folgerung nicht zu kühn ſein daß in kürzerer Zeit die Frauen im Begriffe ſind vorwiegend zu werden. Auch dieſer Roman der Frau Eliza Wille bringt Belege dazu, wenn auch keine abſchließenden, ſondern gleichſam nur zufällige. Im Ganzen iſt die Autorin zu natürlich und zu naiv als daß ſie demſelben ſolche Beweiſe hätte im Papier bringen können. Man merkt ſehr bald daß auch ſie in dem Romanen Lothar der eigentliche Held geweſen iſt; daß ſie aber dem Buche nichtbedenklich den Titel „Felicitas“ gab, geſchah ganz größten Theils daß nur weil ſie ſich ſelbſt in dieſem Charakter am meiſten glaubte Genüge gethan zu haben. In dem mitgetheilten Lagebuch der Felicitas iſt gewiß viel von ihrem eigenen Denken und Empfinden. Weil ſie Dies nun aber für ihr Eigenthum, verleiht auch für das Gelingenſte in ihrem Werke hielt, deswegen wahrſcheinlich nannte ſie dieſes Werk „Felicitas“. Dieſe Bezeichnung iſt aber ſo unrichtig wie das Gewicht das die Chriſtlicheſten allem Anſehen nach auf die Tagesgemüthsrichtungen legt. Die Schilderung Lothars iſt viel bedeutender. In ihr erſcheint wir ein ſehr reizendes und wahres Gemälde von der Erziehung und dem Wachsthum einer Künſtlerin, um die es wie man weiß ein ſehr eigenes Ding iſt. Was macht ſie? Wit wird ſie? Aus tauſend ſtillen, geheimnißvollen Proceſſen geht ſie hervor. Aber wer beſchäftigt, wer unterhält dieſe? Man muß eine Art von Sonntagkind ſein um Dies thun zu können; dem gewöhnlichen Tage und dem alltäglichen Geiſte geſinnt Das nicht. Die erkennen und wiſſen zur Noth ſolch eine Künſtlerin zu ſchätzen, aber zu verſtehen vermögen ſie ſie nicht. Das iſt eine ganz eigene Sache; dazu bedarf es beſonderer Fähigkeiten, was man ſehr begreifend ſchon in dem alten Sage ausgedrückt hat in dem es heißt: Der Künſtler wird doch immer wieder nur vom Künſtler verſtanden. Und weil Frau Eliza Wille etwas von dieſem Verſtändniſſe hat, ſo wird man nicht Unrecht thun ihr ein künſtleriſches Gemüth zuzusprechen. Nur ein ſolches wird im Stande ſein den Bildungsproceß einer Künſtlerin ſo darzuſtellen wie ſie ſich darſtellt.

Es iſt eine alte Wahrnehmung daß Geden und Künſtler meiſt aus der niedern Hölle der Dürftigkeit hervorgehen. Die Verfasserin der „Felicitas“ zeigt uns einen Bildhauer der in einem kleinen Doſe, in dem ruſſigen Hauſe eines Schmiedes geboren, in ſeiner Jugend die Heerden weidet, bei dieſer Beſchäftigung die Kinder ſeines Gutsherrn kennenlernt, und von dieſen zu ihrem kindlichen Spielern gezogen wird. Das jüngſte Meſer Kinder, die kleine Comteſſe Felicitas, ſchließt ſich ihm beſonders an. Sie bringt dem Hirtensknaben ihre Puppen, ihr knackiges Spielzeug und auch ihre Märchenbücher. Dieſe Märchenbücher werden des Knaben Evangelium. Sie bedürfen ihm die Natur, ſie machen Feld und Wald, Erde und Waſſer ihm lebendig; ſeine Phantaſie bezaubert und begeistert ſie

wenn er ſie ſehen mag, als ſie ſelbſt wieder auf ihren Märchenbüchern vorlieft, ſiegt er zufällig vor einem ſchwebenden ſchwebend-ſchwebend. Während des Buchens ſagt er ſich ſelbſtend in einem von dieſen Büchern zu ſetzen. Er ſetzt und ſetzt ... er weiß ſelbſt nicht was. Aber ſieht er, daß er ſich iſt es eine Frage geworden, eine ungelöſte, beſonders Märchenhaft, ein Räthel, ein Dergewöhnliches, ein Lufthaus oder ein Schwebend ... Gleichwohl! ... es iſt eine Frage an der ſich Felicitas freut, und die ihr tauſend Spaß beſetzt: Ihr Räthel, Ihr Räthel ſpartet ſich an, er ſetzt und immer zu: eine ganze phantaſtiſche Märchenwelt, ein ganz „Aufwendbares Stück“. Auch aus Holz beginnt er zu ſchnitzen, keine wunderbare und ſeltſame Geſtalt: halb Hirn, halb Menſch, halb Fiſch, halb Vogel. Und Felicitas iſt gleich ſich darüber, aber der Vater von Lothar: Müllz er nennt dieſe Künſtlerarbeit, und bringt darauf daß ſein Sohn nun bald ſein Handwerk treiben ſolle. „Das Handwerk nächſt ſeinem Nam“, ſagt er, „aber die Schönheit iſt Spielwerk und bringt an da Bettelſtab. Werde Goldſchmied, Lothar“, ſo drängt er. Die Lothar zögert und weint. Er hat einen Widerwillen gegen das Handwerk, er weiß nicht warum. Er weiß nur daß es ganz andere Dinge ſind von denen er träumt. Er träumt von ſchönen Paläſten, von wunderbaren Kunſtwerken. Im Schlaf ſieht er oft eine Stadt die er nie hat nennen können, und welche er ſpäter beſucht in Rom wiedererkennen wird. Ein Weibchen iſt die Schönheit, wenn auch jenseit nur in kindlichen Wüſſen. Wenn er drängen auf dem Felde liegt und ſinnend in die vorüberziehenden Wolken ſieht, was denkt er? Er denkt: er ſei eigentlich der Sohn der Lothar und nicht der Lothar, und ſie werden ſowohl eines ſchönen Tages ſie ſich abgehoben. Fuhr da nicht ſehen eine glänzende Carre? Kaufte da nicht ein ſeidenes Kleid? ... Ja, das würde Künſtlergemüth offenbar ſich zuerſt innert darin daß es ſeine Perſönlichkeit glücklich für vermuſchen anſehen.

Die Verfasserin der „Felicitas“ hat Dies zwar nicht ausgeſprochen, aber ihre Schilderung verräth es doch. Sie läßt Lothar mit Bergnügen die Hülfe ſeiner Eltern verſtaffen um als Diener von Felicitas' Großvater auf das Schloß zu kommen. Das Schloß recht und groß iſt ihm an. Es hat weiße Hallen, hohe, vornehm Gemächer, Goldrahmen, Wappeln, Teppiche und Bilder, doch ein Spieltisch für ſeine Phantaſie! ... Daß es darin Diener ſein muß brüht ihm nicht. Er wird mit zu ſeinen Denkfleißigkeiten gebrucht, und daſer hat er beſſere Lehrer, die Räthe von Felicitas und Wäcker. Die Bücher, welche für ein Schatz ſind ihm die! Er liest was ihm zu Händeln kommt; Alles, auch Das was er nicht verſteht. Dieſer Ehr macht den alten Grafen, der ein Myſtiker iſt, auf ihn aufmerkſam. Er ſieht Lothar den Horoſkop. Was er da herausgehört, man weiß es nicht, der alte Graf hat es nie geſagt; aber es muß etwas Unverwundliches geweſen ſein, denn er ließ Lothar den Bedientenwohl ſogleich ausſehen und ihn zum Vorſtände vorbereiten. Lothar war ſaſt noch ein Kind und ſagte ſich. Er ließ ſich nach dem Tode des alten Grafen ganz ruhig in ein Gemäch ſetzen; noch war er nicht klar in ſich. Der Künſtler rang und kämpfte ſchon in ihm, aber er war noch nicht was Das zu bedeuten habe. Jedes Wachsthum iſt Schmerz, auch das Wachsthum eines Talents. Und die große hat die Verfasserin ſo vortrefflich darzulegen verſtanden. Man ſieht in ihrer Schilderung gleichſam den Proceß auf dem der Künſtler hervorgeht. Seine Beſtimmungen, ſein Will und ſein Schick, Alles iſt in ihrer Darſtellung gekannt; die Dinge ſind vorgeſehen. Und es geht viel zu einem ſolchen Erwählde, ſelbſtfalls mehr als man glaubt. Umſomehr iſt zu ſehen daß es der Verfasserin in einem ſo hohen Grade gelübt, daß man darin weder das Licht noch den Schatten ſucht, ſondern vielmehr Alles im zugehenden Maße verſtanden hat. Beſonders glücklich ſcheint uns das Motiv gewählt zu ſein durch welches Lothar's Talent zum eigentlichen Beweiſen gebracht wird. Er erweist nämlich in einem vorübergehenden

von Gemälden seiner Hand ein Bildnis machte in welcher Hand-
 bildung eine Karyatide darstellte. Dies ist eigentlich das erste
 wirkliche Kunstwerk das er schuf. Nach ihm hielten von wegen
 gekommen, waren seine vorzüglich Figuren aus Sandstein oder
 Marmor nach schlechten Zeichnungen geformt, Märcyus und Collige
 Rumpferhaft aus Holz geschnitten. Dies zum ersten Male, wie
 schon gesagt, hielt er ein Kunstwerk und in dem Aufwandsstand
 in den er darüber gerathen sagt sich seine Kunst zuerst das
 Lühne und Unholde: Auch in pittoresk Man gibt es keine Ruhe
 und Maß mehr, nun muß er hinaus nach ein Künstler werden.
 Nachdem er sich entschieden von dem Stande zu dem er sich
 bestimmt sah losgerissen, ist er nun gleich in ein Kabinett
 um sich dort zum Künstler zu machen. Kommt in die ersten
 technischen Kunstgriffe eingeweiht geht er nach Etrurien, wo er
 durch eine höchlich aufgeführte Statue angetanzt, sich gleich
 daran macht einen herrlichen Marmor zu modellieren. Mit
 einem Schlags will er sich Ruhm, Namen und Ehrlöhne ge-
 winnen. Und welcher Künstler hätte Das einmal nicht ge-
 wollt? Man drückt man kann Wunder erzählt, wenn man
 nach nicht weiß wie wenig man kann. Und wie wenig man
 kann, Das kennt man erst erkennen wenn man weiß das man
 schon Nichts kann. Und vorher ist zu dieser Erfahrung ge-
 kommen. Nachdem er seinen herrlichen Marmor fertiggestellt,
 zurückkam er ihm wieder, weil er die Fälscherhaftigkeit dieses
 Bildwerkes erkannte. Nun folgen Tage der Umarmung, des
 Kriemuthe und der Bergweisung. Er glaubt nicht an sein
 Talent, er stellt seine Beschäftigung in Frage. Welcher Künst-
 ler hätte diese Zustände nicht durchgemacht und Muth auf
 frischem Rufen an den Selbstmord gedacht. Der Selbstmord
 ist ein Gedanke der jedem Künstler einmal kommt. Glaubst es
 nur: alle diese berühmten Dichter, diese nachgehakten Maler
 und die die Menge sonstiger Virtuosen haben einmal in
 ihrem Leben die Pistole oder den Dolch auf ihre Brust gesetzt.
 Dem glücklichen Zufall, das Tod eines Dichters oder die sehr
 lude Hand einer Weiblichen hat ihnen Hand die tödtliche Waffe
 entzogen. Die haben über den besten Augenblick ihres Le-
 bens fort. Aber wie viele sind bei denen es nicht geschah!
 Ihre Zahl ist Unzählbar. Sie wollen ihre Namen nicht alle ab-
 ziren. Ruhest in Frieden, Oetrich von Stein, Baumfeld,
 Daniel Brmann und de, gelehrter Maler Robert! Das Genie
 steht, emig am Abgrunde, und die Dämonen lauten es in die
 Luft. Unausgesprochen, verbannt, ohne Halt und Liebe, wo
 schwannt ihr hin, ihr edeln großen Geister! In den Tod oder
 in den Wahnsinn. Es ist so schwindelnd in der Höhe zu ste-
 hen. Und das Weisheit, nicht zu sich nicht zu gehen an der
 Größe! Ich, das Schicksal gibt keinen Ruhm ohne das die
 Sache zu erkennen. Der Ruhm ist immer ein Krieg gegen die
 Menschheit, gegen die Welt und gegen die Geschicke. Darum
 wird er auch leicht gedüst.

Von dieser Waise gibt auch die Verfasserin der „Felicitas“
 Besage. Eothar kämpft und ringt sich durch, durch Roth und
 Glend schlägt er sich nach Italien, in das ewige Rom, in die
 Capitele der christlichen Kunst.

Dort wird er nun auch wirklich Künstler. Sein Name
 bekommt Geltung; seine Arbeiten erhalten Ruhm. Aber das
 Schicksal rächt sich schon gleich zu Anfang an ihm. Er ver-
 liert Felicitas die er liebt, ohne deren Heilig er sich den Ruhm
 gar nicht denken kann. Misverhältnisse und die Familie der
 Gräfin bringen die Liebenden auseinander. So lange Eothar
 einsam auf seiner Höhe an. Racker und voller wird sein Lan-
 derkranz, aber wachsen seine grünen, senken und fast trauer-
 gen Blätter schlingt sich seine Waise der Erde, seine heulende
 Nyctea ein. Felicitas hat geheiratet; einen Ungar, einen
 Abenteuerer, eine fahrende, aber frivole Persönlichkeit.
 Graf Wrypon hat unter dem Namen Count-Eye Felicitas
 nach England brungelöhrt, wo sie in einer drängenden
 Stüchlichkeit lebt. Count-Gar ist gebildet, edel und selb-
 sam. Er hat sie zur Liebe gleichsam gewacht, wie man in
 England Mädchen preßt. Er sah sie, und es grüß ihm sich

von ihr geliebt zu sehen. Alles was bewegen konnte er
 kann Liebe, oder vielmehr ihre Liebe zu ihm selbst auf. Ein
 gläubig sie zu lieben, weil er ihre Liebe nicht auf dem Kopf zu
 legen, ein Bewußtsein der brüderlichen Natur immer und fast nie
 ohne Mitleid zu verwenden pflegen. Später entdeckt Felicitas das
 Wrypon schon vertrieben ist. Nun wird sie bald von ihm
 und sie für Liebe zu ihm hielt und trennt sich von ihm. Man
 bemerkt überhin der Count-Gar sie verunglückt im Bedränge und
 den soll, was denn auch geschieht. Count-Gar geht als Graf
 Wrypon nach Schweden zu seinem From zurück, Geliebte zu
 ihrem Vetter. Nach demselben verliert sie Vater und Mutter, auch
 ihr einziges Kind durch den Tod. In dieser Zeit sieht sie Gar-
 ther wieder, der sich nun erst mit ihr verständigt, sich mit ihr
 verlobt und sie mit nach Rom nimmt. Dort leben sie eine
 kurze Zeit bei Märcy, bald unterbrechen durch die Erscheinung
 des Grafen Wrypon, der seine Frau verlassen hat und nun
 Felicitas wiedergewinnen will. Wegen dieses Mannes kommt
 es zwischen beiden Männern zum Bruch. Eothar verurtheilt
 Wrypon leicht im Arm, als der Graf selbst schickt, führt Fe-
 licitas demüthigen und sängt die Augen in ihrem Arm und
 nach ihrem Tod zur Folge hat.

Dies ist der Inhalt des Romans, der aber allen Umständen
 zu den besten gehört die neuerdings erschienen. Die Verhältnisse
 selbst ist spannend und interessant, der Stil in dem sie ge-
 schrieben wurde leicht und nicht ohne Raum. Es Anfang
 das Buch finden sich manche Ungenauigkeiten der Beschrei-
 bung und viele etwas laubige ab-
 theil ist Kuckucker und oder in der
 Welt, die Schriftstellerin hat sich sehr
 nach ausgedehnt. Für wahrhaft ist
 das Ende des Romans und fast das
 und „Felicitas“, erhalten werden. De
 wegen seinen, anstößigen und hohen A
 seiner Poëman, gewisse Ruhe mit
 halt an die Charaktere ist anerkannt
 „Märchen“ geschrieben. Man kann
 diesem Romane sagen das eine Dil
 eine Charaktere von sich ihm zu

Und den Sitten und dem Volkthum der peruvianischen Gesellschaft.

Während in den südamerikanischen Republiken ein bis
 aufs Höchste gesteigertes Maß des Reichthums das bürgerliche
 politische Leben charakterisirt, während die Nacht der Dummheit
 zu Hand geht und die politischen Institutionen schnell
 verschwinden als sie aus dem Boden gewachsen sind, blüht
 die Sitten und das häusliche Leben ohne Veränderung der
 Geist der Gesellschaft nicht ohne Unterbrechung. Und auch nicht
 die geringste Bedeutung weicht auf eine künftige zu erwartende
 Uebergewicht hin; das Gedächtnis einer frühzeitigen Vergangenheit
 hat sich überall zu tief eingegraben. In dem allgemeinen
 Leben Spanisch von spanischer und indianischer Bildung ist die
 peruvianische Civilisation
 auch ein hoffnungsloser N

Die Ehebindung der
 sehr allgemein und selbst
 Ehebindung einen Inhalt.
 wiegen die spanische Bil-
 den im Innern das Ueberg
 terisirt sich in Lima das
 Monarch der zum Theil
 sondern namentlich durch
 unglücken, die man sehr
 Der Fremde stellt sich vor
 man ihm freundlich: „La
 So bequem und freun-
 den freilich nicht; der B
 entgegen. Bestimmte Zeit

Entfernung auf den Bergen, und man muß froh sein wenn man zur Nacht ein Unterkommen in einem schlechten Posthaus findet. Dieses ist eine elende Hütte mit Strohdach, ohne Fenster und mit einer durch eine aufgespannte Dohenhaut halbgeschlossenen Thüre. Eine Erderhöhung mitten im Stall, der zugleich Stube ist, wird als Tisch benützt, an welchem Jedet seinen Mundvorrath verzehrt. Um die Hütte herum tummelt sich ein halb Duzend schlechter, magerer Pferde, welche zur Weiterreise gegen eine Entschädigung von 1/2 Real vermietet werden, wofür aber zugleich ein Knecht bis zur nächsten Post vor- oder nachlaufen muß um das Thier zurückzubolen. Will man also nicht so gar erbärmlich reisen, will man nicht im Finstern Mittag essen und auf feuchtem Boden schlafen, so muß man nicht nur eigene Pferde und eigene Lebensmittel, sondern auch eigenes Bett und Licht mitzuführen. Als sehr wesentlich erscheint aber auch das Reisekostume, bei welchem folgende Requisite unentbehrlich sind: ein Strohhut mit breiten Krampen, scharf unterm Kinn zusammengebunden; dunkelblaue Brillengläser, die dem Auge zu gleicher Zeit Schutz gegen das Leuchten des Schnees und das Leuchten der Sonne gewähren sollen; eine große Decke, die in der Mitte für den Kopf eine Oeffnung hat und bei Tag als Mantel, bei Nacht als Bettdecke dient; endlich lange Samaschen mit ungewöhnlich großen Sporen.

Die Wege in den Gebirgen sind selbst in der guten Jahreszeit sehr schlecht. Kaum hat man Lima im Rücken, so nimmt man eine plötzliche, wunderbare Umwandlung der Natur wahr. Die Thäler werden enger oder verschwinden und ringsum breitet sich eine ungeheure Wildniß aus. Mit jedem Schritte wird die Gegend nackter und schauerlicher. Hier und da wird zwischen den Steinen ein stacheliger Sactus bemerkbar; allein kein Vogel, kein Insekt, kein Reichen von Leben ist auf diesem bärren Sandboden wahrzunehmen; nur zersetzte Gerippe von Raulthierren die vor Müdigkeit in der Sonnenglut zusammenstürzen bezeichnen hier und da dem müthigen Gebirgswanderer den Weg, der ihn zwingt sich durch die engsten Schluchten bergauf und bergab zu winden.

Je höher man kommt, desto deutlicher zeigen sich die Spuren einer Gebirgskrankheit. Ungefähr 14,000 Fuß hoch über der Meeresfläche wird die Luft so dünn daß sie kaum zum Athmen hinreicht. Sogar die Raulthiere können kaum mehr fort und die Verdünnung wird bisweilen so groß daß den Reisenden das Blut aus Mund, Nase und Ohren strömt. Auf jeden Fall aber kann man einer Art von Seerkrankheit nicht entgehen.

Endlich künden ruhig grasende Lamaz die Nähe von Menschen an. Man sieht hier und da einige Indianerhütten, deren Thür von schmutzigen Kindern bewacht wird. Solch eine Hütte hat in der Regel ein einziges Zimmer, das kaum einige Quadratfuß groß ist. Von weitem sieht sie einem großen Bienenstocke nicht unähnlich, zumal sie aus mit Gras bedecktem Gezweige besteht. Die einzige Oeffnung in der Hütte — wenn man will, mag man es die Thür nennen — ist so klein daß man nicht selten auf allen Bieren durchkriechen muß. Inwendig findet man eine Art Ofen, der mit trockenem Gras und Mist geheizt wird. Zwei ruffige Äpfe dienen als Hausgeräth und in ihnen werden Kartoffeln, Mais und zuweilen wol auch Schöpfenfleisch zubereitet. An gewissen Tagen aber verpeißt man vorzugsweise indianische Ratten, die sich sehr zahlreich vorfinden. Außerdem erblickt man noch in der Hütte eine mit Schaffellen überlegte Erhöhung, die das Bett vorstellt. Hier schlafen Mann, Weib und Kind und drängen sich aneinander um sich vor der Gebirgskälte zu schützen.

So leben und sterben Tausende in Peru. Allein auch für sie gibt es natürlich gewisse Festtage. A. de Botmillan, der in der „Revue des deux mondes“ und dieses peruvianische Leben schildert, war bei einem solchen Feste in dem Dorfe Pascko zugegen. Von allen Seiten eilen Indianer herbei, mit ihren schönsten Panchos begleitet; auf grob gearbeiteten Lischen ver-

kauft man Suppe, gedörrtes Fleisch, Brot, Chicha und heurischlich Branntwein. Da lärmten und tranken sie nun, bis aus der wohlauferpugten Kirche die Procession kommt. Da gibt plötzlich eine misdienende Musik das Zeichen zum Fest: Maskirt springen unter gräßlichen Grimassen in den Straßen herum; man sieht Keinen der sich nicht mit irgend einer alten Uniform angethan hat. Auf den Köpfen tragen die Weissen große Federhüte, die in den ersten Zeiten der Republik vielleicht das Haupt eines peruvianischen Generals schmückten. Manche erscheinen auch, um mehr zu imponiren, zu Pferd. An die Kleider haben sie sich Geldstücke angenäht, die bei jeder Bewegung klirren und zu fortwährenden Diebereien herausfordern, an denen es denn auch nicht fehlt. Noch ehe die Procession kommt, sind bereits die Weissen betrunken und schimpfen auf den Pfarrer der zu lange auf sich warten läßt. Die Procession folgt, bestehend aus 12 buntschweifigen Regern, dem Weidprieister, einigen Sängern und einem Duzend gerumpften Soldaten, zieht zwei Stunden lang in den Gassen umher und kehrt endlich in die hellerleuchtete Kirche zurück. Wenn aber die Predigt geendet ist, da ritt Alles wieder dem Branntweinstiche zu, und es beginnt eine nächtliche Orgie, die sich in den folgenden Tagen noch zwei mal wiederholt. Das nennt man ein religiöses Fest in der Sierra!

Die bisher geschilderten, zerstreut in den Anden lebenden Indianer sind die ärmste Classe der Bevölkerung Perus. Gleichlicher sind die in den Marktflecken und ihren haciendas Angehessenen. Aber diese sind schon keine reinen Indianer mehr, sondern nähern sich der spanischen Küstenbevölkerung. Sie sind fleißig und wohlhabend und haben vielleicht eine Zukunft.

Deffnungsgachtet ist das Leben dieser civilisirten Indianer immer noch sehr mühselig. Zur Erleichterung des Geschäftsverkehrs hat man einen Jahrmarkt in dem kleinen Dorfe Bique eingerichtet, gegenwärtig der größte in ganz Südamerika vielleicht. Bierzehn Tage lang im Jahre steigert sich die Bevölkerung von Bique, die ein paar Hundert Einwohner haben mag, bis auf 10—12,000 Seelen. Da muß natürlich Rancher auf der Thürschwelle, an den Straßenecken und auf freien Plätzen schlafen, da die Häuser und die umliegenden Charcos (Mierrien) die Menge nicht beherbergen können.

In den Häusern herrscht eine ebenso offenerzige als einfache Gastfreundschaft. Man kommt, man ist fremd, Das genügt um gut aufgenommen zu werden. Jeder Reisende bringt sein Bett mit, und wenn es Abend wird, macht er sich dasselbe so gut als es gehen will in einem Zimmer zurecht das noch Platz für ihn hat. Einer drückt sich an den Andern um den neuen Ankömmling noch Platz zu schaffen. Früh rollt man die Matragen zusammen, legt sie in einem Winkel übereinander und das Schlafzimmer wandelt sich wieder in ein Besuchszimmer um.

Die beiden sehenswertheften Schauspiele des Jahrmarkts von Bique sind die Raulthierbändler und die Montspiele. Das Monte ist das übliche Hazardspiel in Peru und wird bisweilen mit Karten, öfter aber mit Würfeln gespielt. Der Jahrmarkt selbst gewährt einen eigenthümlichen Anblick: bunt durcheinander liegen die Erzeugnisse Americas und Europas, und mitten durch schreitet mit erstarrter Miene der Indianer und schaut und bewundert und handelt. Alle Costumes der Sierra sind natürlich vertreten.

Zum Schluß noch ein eigenthümliches Bild. Botmillan ging von Bique nach Puno. Hier sah er vor der offenen Thür seines Hauses mehrere Personen. Im Hintergrunde eines Zimmers, von Kerzen beleuchtet, saß auf einem Stuhl ein kleines Mädchen, das sanft zu schlafen schien. Ringsum erscholl lustiger Gesang. An der Spitze eines Kinderzugs, die wie zu einem Feste kamen, sah man zwei Indianer mit einer Harfe. Das kleine Mädchen hob man sammt dem Stuhle auf und trug es unter einer fröhlichen lärmenden Musik zum Kirchhof. Der Tod eines Kindes ist für die Indianer der Sierra ein Fest. Dies erinnert an den christlichen Glauben, der den

frühen Opfern des Todes die ewige Seligkeit verheißt. Kann ich in diesem Indianerbrauche nicht vielleicht erkennen daß der Volkssinn zuweilen auch seine Philosophie hat? 13.

Der Lyriker Marie Watts.

Von Marie Watts, welcher unter den gegenwärtigen Zeitgenossen Das vertritt was der Briten im Contraste zu der jetzt herrschenden Phantastischule „poet of the heart“ nennt, erschien soeben zu London eine neue Ausgabe der Gedichte, mit 41 nach Meisterbildern alter und neuer Zeit vollendeten Stahlstichen: „Lyrics of the heart, with other poems.“ Ein reizendes Buch voll inniger Lieder. Der Dichter hat sie seiner Frau gewidmet; gehören doch auch ihr besonders Klänge wie: „On my own fireside.“ Eine Strophe davon möge hier stehen:

My own fireside! Those simple words
Can bid the sweetest dreams arise;
Awaken feeling's tenderest chords,
And fill with tears of joy mine eyes.
What is there my wild heart can prize,
What deth not in thy sphere abide;
Haut of my home-bred sympathies,
My own — my own fireside?

Wir glauben Freunden englischer Poesie folgendes Fragment aus einer Erwiderung an einen Freund, der sich beklagt hatte ganz allein zu sein („all alone“), nicht vorenthalten zu dürfen.

Not all alone; for thou canst hold
Communion sweet with saint and sage;
And gather gems, of price untold,
From many a consecrated page:
Youth's dreams, the golden lights of age,
The poets lone, are still thine own;
Them, while such themes thy thoughts engage,
Oh, how canst thou be all alone?

Not all alone; the whispering trees,
The rippling brook, the starry sky,
Have each peculiar harmonies
To soothe, subdue, and sanctify:
The low, sweet breath of evening's sigh,
For thee hath oft a friendly tone,
To lift thy grateful thoughts on high,
And say — thou art not all alone!

Not all alone; a watchful eye,
That notes the wandering sparrow's fall,
A saving hand is ever nigh,
A gracious power attends thy call,
When sadness holds the heart in thrall,
Oft is his tenderest mercy shown;
Seek, then, the balm vouchsafed to all,
And thou canst never be alone!

Vollendet in der Gattung und mit dem höchsten Zauber Russik begabt, deren unser Sängler mächtig, erscheint uns das Lied welches eine Paraphrase des 16. und 17. Verses vom 1ten Capitel des Buches Ruth bildet, und den tiefen schlichten Klängen des Volksliedes im Munde von Burns nahe kommt:

Intreat me not to leave thee so,
Or turn from following thee;
Where'er thou goest I will go,
Thy home my home shall be!

The path thou treadest, near my vow,
By me shall still be tread;
The people be my people now;
Thy God shall be my God!

Rest of all else, to thee I cleave,
Content if thou art nigh;
Where'er thou grievest I will grieve,
And where thou diest, die!

And may the Lord, whose hand hath wrought
This weight of misery,
Afflict me so, and more, if aught
But death part thee and me.

Notizen.

Camille Desmoulins.

Schon früher ist in d. Bl. mehrfach die Erscheinung gewürdigt worden daß die neuere französische Literatur, die rein wissenschaftliche ebenso wie die reinpoetische, ihre Stoffe mit einer auffälligen Vorliebe aus der großen Revolutionsgeschichte herausgreift. Diese in einem eigenthümlichen Sinne revolutionnaire Literatur hat durch die „Biographie de Camille Desmoulins, par E. Fleury“ wieder einen Zuwachs erhalten. Wer mag es leugnen daß in dem Titel des Buchs eine gewisse Anziehungskraft liegt. Ich habe oft darüber nachgedacht woher eigentlich das unleugbare Interesse stammt das man an diesem armen Desmoulins, der nicht älter werden sollte „als der Sanktlotte Jesus“, zu nehmen pflegt. Ich habe den Sitz desselben weder im Kopf noch im Herzen gefunden, bin nie blind gewesen für seine massenhaften schlechten Eigenschaften, und doch hat sein Name immer einen gewissen Reiz für mich gehabt. Vielleicht ist es nicht der Mann selbst mit dem grünen Freiheitszweige, vielleicht ist es vielmehr der scenische Hintergrund, sein Familienherd, das liebende Herz Lucile's was diesen Reiz ausübt, jenes Frauenherz an dessen Darstellung die Feder Griepenkerl's stumpf ward. Der berühmteste Schriftsteller der Revolutionsepoch spricht von der „naiven Unbesonnenheit“ Camille's; ein anderer bedeutender Historiker versichert Desmoulins' Seele „war sanft und mild“, Lamartine meint „sein Tod sei eine Unbesonnenheit gewesen, wie sein ganzes Leben“. Unser Biograph ist geneigt ihn aus Ueberzeugung handeln zu lassen; ein Feuilletonkritiker des „Journal des débats“ dagegen erblickt in ihm unter den wüthenden Bestörern des Throns Ludwig's XVI. einen der schuldigsten. „In dem revolutionnairgesinnten großen Haufen ist er einer der Schlechtesten unter den Schlechten.“ Gegen solchen Vorwurf gibt es einen stereotypen Einwand, der auch immer eine wenigstens momentane Wirkung hat: Desmoulins war ein guter Vater, ein guter Gatte. Aber auch ein guter Sohn? ein guter Bürger? Und dann, was macht man mit den Schäfergedichten des Conventsmitgliedes Fréron? Lucile hatte ihn „das Kaninchen“ getauft. „Du weißt“, schreibt Fréron an Desmoulins, „du weißt schon lange daß ich deine Frau bis zum Wahnsinn liebe! Ich schreibe es ihr.“ Boul-Boula (so heißt Camille in diesem Schäferkreise) erwidert: „J'aime Lapin, parcequ'il aime Rouleau.“ (Rouleau ist nämlich der anakreontische Name Lucile's.) Ein anderes mal schreibt Fréron an diese: „Das arme Kaninchen hat jetzt viel Arbeit, es wird jetzt gegen das verrückte Loulou ausziehen.“ E. Fleury hat eine große Anzahl von Details über dieses Privatleben und diese vertrauliche Correspondenz gesammelt. Ohne Mühe gelingt es ihm ein inniges Interesse dieser so glücklichen und so einigen Haushaltung zuzuwenden. Camille liebte seine Frau, Das ist bekannt. Viele Leute haben auch die dritte Nummer des „Vieux cordelier“ vom 15. December 1793 gelesen. Sie wissen daß Camille plötzlich den Blutstrom zu dämmen suchte, der ihn zuletzt selbst zu verschlingen drohte, und daß in dem Augenblicke wo der Schrecken, dessen Apoptel er war, ihn in Gefahr bringen konnte, sein Herz von Mitleid bewegt ward. Aber darf man einen Mann der sein ganzes Leben auf offenem Markte zugebracht hat nach einigen idylli-

sehen Szenen seines Privatlebens beurtheilen? Soll man einen Mann der fünf Jahre lang das unermüdliche Werkzeug einer destruktiven Polemik war, und der vor Barat ganz eigentlich den Journalismus des Schreckens, der Pöbelverung und des Mordelms der geschaffen hat, nach der letzten seiner zahlreichen Schriften richten? Die Montagnards haben freilich nur das Letzte gethan, während in den royalistischen Pamphlets Desmoulins oft der Gegenstand von Apothosen gewesen ist, deren Nachsicht einen sehr verzeihlichen Kleinmuth verräth. Beides ist indess falsch; denn es ist doch die Revolution, doch die Demagogie, welchen Desmoulins treuer dienen muß.

General Ruskapha.

Der ärgste Feind den Abd-el-Kader hatte war der General Ruskapha. Dieser Ruskapha war das Oberhaupt des Stammes der Douars, welche mit dem Stamme der Arabas hader die Hauptstütze der türkischen Oberherrschaft in Algerien gewesen waren, und als diese von den Franzosen gebrochen worden war, sich diesen unterworfen und als treue Bundesgenossen in allen Kriegen gegen die Araber bekanden. Ruskapha's Verechtigkeitsliebe war so groß daß sie ihm den Entmann Ruskapha-el-Haou, Ruskapha die Gerechtigkeit, erwirkt. Sein Ansehen und Einfluß war daher von bedeutendem Werthe für die Franzosen. Der Kaiser von Marokko wollte damals sein Ansehen wiederherstellen, mußte indess auf die Unterstützung Frankreichs davon absehen. Ruskapha war einer der Letzten gewesen die Abd-el-Kader anerkannt hatten, als im Jahre 1832 derselbe von drei Männern zum Sultan des Landes proklamirt wurde. Sein Stolz erlaubte ihm nicht sich einem Manne der Baoula (eine religiöse Gesellschaft) zu unterwerfen, und er sah sich nach zwei unglücklichen Treffen, da seine Unterwerfungen von den Franzosen zurückgewiesen wurden, genöthigt seinen Stamm, der sich auf sein Geheiß unterwarf, zu verlassen und sich mit nur 50 ihm ergebenen Familien zu verborgen. Im Jahre 1835 unterwarfen sich die Douars jedoch dem General Arzel und ein Jahr später besand sich Ruskapha wieder an der Spitze seiner tapfern Ketter, mit denen er den Franzosen ungeheure Vortheile verschaffte. Er sagte: „Ich habe nur zwei Feinde, Satan und Abd-el-Kader.“ Im Jahre 1842 verheiratete er sich zum zweiten male und war seitdem nicht mehr so heftig im Kampfe; der Zeitpunkt der Ruhe schien für ihn gekommen. Er liebte seine junge Frau, und fürchtete das selbe Leben zu verlieren welches er so oft gewagt hatte. Im Monat Juni 1843 stürzte er sich gleichwol an der Spitze seiner Soldats auf die Trümmer der Omaka, welche der Herzog von Aumale geschlagen hatte. Ruskapha wollte die Ebene Jüll wieder erreichen und ging deswegen durch das Land der Fittas. Die Pferde waren mit Beute beladen; seine Truppen marschirten in Ordnung, als sie in einem Creffe von Kabylen angegriffen wurden und Ruskapha von einer Kugel getroffen stürzte. Sein Fall war das Zeichen allgemeiner Flucht und sein Leichnam blieb in den Händen der Gebirgsbewohner, die nicht wußten wer der Besizer solchem Reichthums gewesen war. Sein Leichnam ward endlich von einem Kurier Abd-el-Kader's erkannt und das Haupt zum Emir gebracht, der das blutige Zeugniß des Todes seines Feindes zu seiner Mutter Jova schickte. Diese ließ ihm jedoch sagen: „Solche Siegeszeichen gehören der Erde und dürfen nicht von Stamm zu Stamm getragen werden, gleich den Ueberresten eines gemeinen Mannes.“ Der Kumpf von Ruskapha wurde den Kabylen abgekauft und in Bran durch die französische Armee bestattet.

Bibliographie.

- Adami, F., Die Weihnachts-Bloden. Kriminal-Rovelle. Berlin, Schöner. 8. 1 Bdr.
- Adler, A. S., Geschichte und Beschreibung des Städt-

ches Gassenberg. Nürnberg, Neigel u. Neuber. 1844. 8. 20 Ngr.

Althaus, F. [Emile d'Arrest], Leid und Lust. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Bdr. 24 Ngr.

Bachstein, L., Die Manuscripte Peter Schlemihl's. Romantologisch-literarische Novelle. Zwei Theile. Berlin, Ullmann'sche Buchhandlung. 8. 2 Bdr.

Europa seine Länder und ihre Bewohner. 3tes Bändchen. — A. u. d. L.: Städte und Inseln von England und Wales mit ihren Bewohnern. Von W. Seyffarth. Stuttgart, J. B. Metzler. 8. 24 Ngr.

Reyher's Leben, C. Freyh. v., Zur Diktion der Orth. 7te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 16. 1 Bdr. 10 Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, R. Lachmann, L. Ranke, R. Ritter. VI. Jahrhundert. 4ter Band. — A. u. d. L.: Sehn Bücher fränkischer Geschichte vom Bischof Gregorius von Tours übersetzt von B. Giesebrecht. 1ster Band. Berlin, Besser. 8. 27 Ngr.

Giebel, C. G., Bericht über die Leistungen der Paläontologie mit besonderer Berücksichtigung der Geognosie während der Jahre 1843 und 1844. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sablonowski, Fürst L., Das monarchische Prinzip und die Volksvertretung. Wien, Sapper, Hügel u. May. Gr. 8. 12 Ngr.

Sus, L. L., Gedichte. Die verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, C. Schulz. 16. 15 Ngr.

Wessinger, B. W., Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramtes. Ein Wort der ersten Mahnung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Bdr. 20 Ngr.

Rose, G., Ueber die Krystallform der rhomboidischen Metalle, namentlich des Wismuths. Eine in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehalten Vorlesung. Mit 2 Kupfertafeln. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 4. 20 Ngr.

Stolz, S., Die Zeitgenossen. Geschichte der Gegenwart in vergleichenden Biographien. 1tes und 2tes Heft. Berlin, Liebmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Wassermann, C., Gustav Schwab, der edle Bär Schwabenlands. Gerechte Bedenken über seinen schnellen Tod, welcher durch eine verfehlte mediziniratische Behandlung mittelst Aderlaß herbeigeführt worden ist. Opiarisch beleuchtet und bewiesen. Mit einem Briefe von Joh. Dahn als Bormot. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Antwort auf die Angriffe einiger Romane und der Presse gegen die Einheit der Hierarchie der morgenländischen katholischen orthodoxen Kirche und die serbische Nation in den k. k. österreichischen Staaten. Wien, Benedikt. 8. 12 Ngr.

Beleuchtung der Denkschrift über die Verhältnisse des deutschen Bollvereins zur Schweiz. Bern. Gr. 8. 4 Ngr.

Safner, A., Zwanzig Jubellieder allen Eidgenossen geweiht zur 50jährigen Feier des Eintritts von Zürich in den ewigen Bund den 1. Mai 1351. Zürich, Drell, Kästli u. Comp. 8. 10 Ngr.

Seife, Das Volk sirt doch! Frankfurt a. M. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Lied vom schönen Medentesh. Ein wahrheitsgemäßes Wintermärchen. London. 8. 3 Ngr.

Löning, G. E., Einfache Antwort auf Frn. Pastor De Ion's Frage, die Erkenntniß Christi betreffend. Bremen, Löning u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Sir Macintosh. Ein historisch-romantisches tragi-komisches Possenspiel. Leipzig, Baumburg. 8. 5 Ngr.

Die Zukunft des deutschen Adels. Vom aristokratischen conservativen Standpunkt. Berlin, Brandis. Gr. 8. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. № XVII.

Der Subskribentenpreis beträgt für die Seite oder deren Raum 2 1/2 Rgr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XVII.)

16. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. G. Meißner und J. G. Schneider. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 8 Thlr. 25 Rgr., auf Schreibpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Schneider.

Zweites vollständiger Theil und folgende.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von J. G. Meißner.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von J. G. Meißner.

Schlußabschnittlicher Theil und folgende.

Erstern Subskribenten auf diesen Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen folgt, somit solchen, die als Abnehmer von einzelnen Theilen, werden die den Verkauf betreffenden Bedingungen zugesichert.

17. Gengenfer (J.), Geschichte des christlichen Reichthums. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, a. u. d. N.:

Geschichte der Magie, erschien 1844 und kostet 4 Thlr. 15 Rgr.

18. Die Fabrication des Eisens. Von Flachot, Barrois und J. Potier. Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 96 Tafeln und Karten in Großfolio enthaltend. Text in 4. Dritte Lieferung. (Leipzig und Lüttich.)

Die erste und zweite Lieferung (1847—50) kosten je 9 Thlr.

19. Gengenfer (J. C. E., Freiherr von), Classification. Zweiter und dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil (1847, 2 Thlr. 8 Rgr.) bildet eine Fortsetzung von des Verfassers Werke: „Die Resultate der Offizierskurse“, die Theile VII, VIII, IX betreffen: Wohnung, Arbeit und Eigenthum, oder die Familie, enthaltend.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage Kritik des Militärrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Rgr.

Der zweite Theil erschien. Zweite Auflage. — I. u. d. N.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 1844. 3 Thlr. 18 Rgr.

20. Die Gegenwart. Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Berikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Berikon der Gegenwart. In Fests. Einundsechzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Rgr.

Das Werk erscheint in Fests zu 3 Rgr., wenn man den Band haben; monatlich werden 2 Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band folgen gehesst jeher 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Rgr.

Alle Hefte aller Art werden auf den Umständen abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 4 Rgr. berechnet.

21. Siebel (C. S.), Fauna der Norwelt, mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In drei Bänden. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1849) kostet 2 Thlr., der zweite Band (1850) 4 Thlr. 15 Rgr.

Der dritte Band (1851) 4 Thlr. 15 Rgr.; II. Die Vögel und Amphibien der Norwelt (1 Thlr. 10 Rgr.); III. Die Fische der Norwelt (2 Thlr. 20 Rgr.).

Der vierte Band wird die Säugethiere, der dritte und vierte Band die Hauchthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein abgeschlossenes Ganzes.

22. Gengenfer (J.), Dramatische Werke. Sechster Band, zweite Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Rgr.

Der erste Band des sechsten Bandes erster Abtheilung enthalten: I. Richard Schwegel. Betmer. — II. Derul. Die Schule der Religion. — III. Ein weißes Blatt. Seps und Schwert. — IV. Ungarische. Das Urbild des Kartägers. — V. Der bürgerliche Krieger. Die drei Kisten. — VI. Blumenweber. — VII. I. Diebstahl.

Einzelne sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Schwegel oder der Sohn einer Mutter. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Rgr.

Betmer oder Seps und Schwert. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Rgr.

Seps und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Rgr.

Die drei Kisten. Schauspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Diebstahl. Ein Hölzsträufel in drei Aufzügen. Mit drei Neben von C. G. Meißner. 20 Rgr.

23. Gengenfer (J.), Die Ritter vom Geisse. Roman in neun Büchern. Dritter Band und folgende. 8. Geh.

Der erste bis dritte Band (1840—51) kosten jeher 1 Thlr., der fünfte und sechste jeher 1 Thlr. 10 Rgr.

24. Gengenfer (J.), Allgemeines Wörter-Berikon 2c. Fests. 1er Band, welcher die von 1847 bis Ende 1850 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von A. Gengenfer. In Lieferungen. Gr. 4.

Der erste bis sechste Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1850 umfassend, sollen zusammengemacht im reichlichsten Preise 26 Thlr. 20 Rgr.

Der achte bis zehnte Band — die Bestimmungen der Jahre 1850—56 enthaltend — bilden unter dem Titel: Allgemeines deutsches Wörter-Berikon auch ein für sich bestehendes Werk für werden zusammengemacht für 16 Thlr. erlassen.

Einzelne kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Rgr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Rgr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Rgr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 20 Rgr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Rgr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Rgr.

25. Gengenfer (J. A.), Der Protektionskurs in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. Dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1849) kostet 2 Thlr., der zweite Band (1850) 4 Thlr. 15 Rgr.

26. Kraatzmann (E.), Die moderne Medicin in Frankreich. Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden

Blickes auf Deutschland. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

27. Normand der Sohn, Das neue Paris oder Auswahl von Gebäuden in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Dritter Band. Gr. 4. (Litho und Leipzig.)

Der erste und zweite Band erschienen 1848 und kosten jeder 12 Thlr. 24 Ngr.

28. Palmblad (B. F.), Aurora Königsmarkt und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Theil (1848) kosten 3 Thlr.

29. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. C. Fißig und B. Göring (B. Meris). Neue Folge. Fünfter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der Preis der ersten zwölf Theile dieser Sammlung ist von 23 Thlr. 24 Ngr. auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Der Neuen Folge erster bis vierter Theil (1848-50) kosten jeder 2 Thlr.

30. Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von F. Müller, mit Einleitungen begleitet von R. Steinbart. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1850, 3 Thlr.) enthält:

Son oder die Kunst des Klappjeden. — Sympas der Götter oder das Schine. — Sympas der Krieger oder die Ege. — Alibiades der Erste oder der angesehene Staatsmann. — Ephis oder die Freunde. — Chermides oder die Besonnenheit. — Laches oder die Tapferkeit. — Protagoras oder die Sophistenlehre. — Inhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alibiades der Zweite oder das Gebet.

Der zweite Band (1851, 3 Thlr.) enthält:

Guthyphemos oder der Silberkäufer. — Menon oder die Märgertugend und die Erinnerung an ein früheres Leben. — Guthyphron oder von der Götterlichkeit. — Die Verschuldigungsrede des Sokrates. — Kriton oder Sokrates im Gefängnis. — Gorgias oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsverfassung. — Kratylos oder die Wortbildung.

Früher erschien ebendasselbe:

Die Kupfstiele des Trifophanos. Uebersetzt von F. Müller. Drei Bände. Gr. 8. 1843-46. 5 Thlr. 12 Ngr.

31. Pölig (R. F. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Vierter Band. Herausgegeben von F. Bülow. Zweite Abtheilung. Gr. 8.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes, die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend, erschien 1847 und kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Die ersten drei Bände erschienen in zweiter Auflage 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 24 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Anker, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Sachsenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Der erste Band nebst der neu erschienenen ersten Abtheilung des vierten Bandes (1847) bilden ein besonderes Werk unter dem Titel:

Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von R. F. L. Pölig. Fortgesetzt von F. Bülow. Drei Abtheilungen. 3 Thlr.

32. Fritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initio ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Siebente Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis sechste Lieferung erschienen 1847-50.

33. Raßelsperger (F.), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfsw

werkes, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Fünfundfünfzigstes Heft und folgende. Gr. 8. (Wien.) Preis des Heftes 20 Ngr.

Das erste bis vierundfünfzigste Heft erschienen 1845-49.

34. Raßelsperger (F.), Allgemeines lexikographisches Central-Handbuch der Reise- und Handelsverbindungen in allen Theilen der Erde. Zweite Auflage des Reise-Secretairs. In alphabetischer Reihenfolge. Sechstes und siebentes Heft. 8. (Wien.) Preis des vollständigen Werkes in sieben Heften 1 Thlr. 20 Ngr.

35. Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Neunter Band. Gr. 8. Auf Druckpapier und Velinpapier.

Der erste bis achte (1827-50) Band kosten auf Druckpapier 24 Thlr. 12 Ngr., auf Velinpapier 48 Thlr. 24 Ngr.

Der achte Band erschien a. u. d. T.: Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution 1740-96. Gr. 1. Druckpapier 4 Thlr.; Velinpapier 8 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen ebendasselbe: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841-42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinen-Velinpapier 24 Thlr. — Die Kaiser und Kätzer der ersten Auflage besonders 2 Thlr. — Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, ungewandte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 6 Thlr. 20 Ngr.

36. Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts. Besonderer Theil. Dritter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Dieses Werk soll in acht Bände zerfallen, von denen der letzte im gemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besonderen Theil bilden. Der erste und zweite Band (1847-48) kosten jeder 2 Thlr.

37. Snel (A.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung. Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 26 Ngr. Von dem Verfasser erschien 1841 in demselben Verlage: Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

38. Sue (E.), Les mystères du peuple, ou l'histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes huitième et suite. In-8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr. Tomes 1-7 (1850) kosten zusammen 3 Thlr. 15 Ngr.

39. —, Die Geseltnisse des Volks, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. In dem Französischen überfetzt. Achter Theil und folgend. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Der erste bis sechente Theil (1850) kosten zusammen 2 Thlr. 10 Ngr. Früher erschien von dem Verfasser ebendasselbe: Der ewige Jude. Aus dem Französischen überfetzt. Geh. Theil. 8. 1844-46. 3 Thlr. 10 Ngr.

40. Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 110 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Siebentes Heft und folgende. Gr. 4. Jedes Heft 4 Thlr.

Die von 1845-50 ausgegebenen sechs Hefte enthalten: I. Strauße und Hühnerarten. — II. Flugvögel, Stelzvögel, Sumpfvögel, Singvögel. — III. Singvögel. — IV. Würger — Krähen. — V. Krähen, Schwalben, Eulen, Falken. — VI. Raubvögel — Wadvögel.

Von dem Verfasser wurde beiseitig auch herausgegeben die Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Mit Abbildungen. Zweite Heft. Mit zwei illumirten Tafeln. Gr. 8. 1846-48. 3 Thlr. 22 Ngr.

41. Tied (G.), Dramaturgische Blätter. Drittes Bändchen. 8. Geh.

Das erste und zweite Bändchen, aus dem Verlage der Herrn J. W. Metz & Comp. in Breslau an F. T. Brockhaus in Leipzig übergeben erschienen 1846 und kosten 3 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage: Kritische Gesellen. Zum ersten male gesammelt und mit einer neuen Ausgabe. Zwei Bände. Gr. 12. 1848. 3 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter

für

Literarische Unterhaltung.

Sonnabend,

— Nr. 105. —

14. Juni 1851.

Inhalt.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staats und der religiösen Sitte. Von J. M. Chalhbäus. Zwei Bände. Erster Artikel. Von M. Carriere. — Denkschrift über eine Reise nach Nordmexico, verbunden mit der Expedition des Obersten Donniphan, in den Jahren 1846 und 1847. Von A. Wislizenus. Aus dem Englischen übertragen von C. R. von Ross. — Johann Christian Edelmann's Selbstbiographie. Geschrieben 1752. Herausgegeben von C. R. W. Klose. — Literarische Mittheilungen aus Berlin. — Neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Revolution von 1789. — Shakespeare's Persönlichkeit. Von F. Arstet. — Eine Gesamtausgabe von Brentano's Werken. Von J. W. Wypoll. — Bibliographie.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staats und der religiösen Sitte. Von Heinrich Moriz Chalhbäus. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Dies Buch ist ausgezeichnet durch den sittlichen Geist der in ihm weht, durch ein klares offenes Auge für die Fülle des wirklichen Lebens, wie durch den Zug der Seele nach dem gemeinsamen Grund aller Dinge und der sie beherrschenden Idee; es will nicht durch überraschende Neuheit blenden, sondern lieber Dasjenige zum Bewusstsein bringen und begründen was das Gewissen der Menschen, was Sitte und Rechtsordnung als gut und gültig aussprechen; es trägt nicht den Stempel einer Alles überwältigenden Persönlichkeit, die nach ihrem Masse die Dinge mißt und ihre Eigenthümlichkeit in die Welt hineinstrahlt, es ist eher der reine Spiegel einer bestimmten Daseinsphäre und des in ihr sich offenbarenden Ideals zu nennen. Nur Wenige glauben heute noch an die Zauberkräft einer bestimmten Methode, als ob mittels ihrer und durch sie der Geist finde und erfinde; nur Wenige schwören noch zu einem alleinseligmachenden Systeme. Vielmehr beginnt man zu ahnen daß durch allgemeine Formeln und Abstractionen die Welt ebenso wenig erkannt wie beherrscht und geordnet werden kann: „auf das Wesen der Sache einzugehen, sich in das Herz des Gegenstandes zu versetzen“ ist in weitem Kreise die Lösung geworden; beachte man nur daß man Nichts für sich allein, sondern alles Besondere nur im Ganzen richtig ergreifen kann, daß mit dem bloßen Aussprechen der Thatsache noch Nichts gethan ist, daß sie als That des Geistes ausgewiesen und das Gesetz ihrer Erscheinung ausgesprochen werden soll. Dies ist auch der Stand-

punkt von Chalhbäus. Wir werden deshalb weniger mit ihm über seine Systematik streiten als nachweisen was gerade durch seine Verfahrens- und Betrachtungsweise die Wissenschaft für einen Gewinn gezogen hat.

Das Ziel des Geistes und die Aufgabe der Philosophie ist für Chalhbäus nicht das Wissen um des Wissens willen; vielmehr polemisiert er gegen diesen Quietismus des gnostischen Geistes, der Nichts producirt, sondern zu der Ansicht verführt: daß Alles nur producirt und verwirklicht werde um ins subjective Wissen, in die Idealität zurückgenommen zu werden; er polemisiert gegen die Ansicht daß wir einzig das Bestehende und Gegenwärtige als ein Nothwendiges und Vernünftiges zu begreifen und anzuerkennen hätten, nicht aber eine Welt wie sie sein soll erbauen könnten ohne in ein leeres Meinen zu verfallen. Statt Dessen bekennt er sich zur Weisheit, als zu dem Wissen welches zugleich auf die Verwirklichung der Wahrheit bezogen wird, welches zugleich praktisch und thatbegründend ist, und damit führt ihn der Erieb seiner Natur vorzugsweise auf das Feld der Ethik, wo es vor allem gilt „nicht immerfort epimethisch erst post factum zu Verstande zu kommen, sondern promethisch seine Geschichte selbst zu machen“. Es hängt Dies mit der praktischen Richtung unserer Zeit im Allgemeinen zusammen; Philosophen und Theologen wandten sich gemeinsam den ethischen Fragen zu: die Arbeiten von Hundeshagen, Rothe, Julius Müller sind das Bedeutendste was in neuerer Zeit von Theologen geleistet worden, und gleichzeitig mit dem vorliegenden Werk ist der erste Band einer Ethik von J. G. Fichte erschienen, der zunächst die Lehre über Recht, Staat und Sitte beurtheilend darstellt welche seit etwa 100 Jahren in Deutschland, Frankreich, England aufgestellt worden; und durch die Principien welche der Verfasser bei seiner Kritik zu den maßgebenden macht die größten und besten

Erwartungen für die eigene Entwicklung erweckt. Chalybäus bemerkt in der Vorrede: daß die tumultuarischen Ereignisse der neuern Zeit ihm nur bestätigt hätten was ihm schon längst zur Ueberzeugung geworden als der Constitutionalismus noch für revolutionnair und ein Zweifel an Hegel's absolutem Baarmonistat für vernünftigen gegolten, daß andererseits die communistische Ueberstärkung seine Ansichten von Familie, Staat und Kirche nicht erschütterte. Er nennt die Jahre 1848—49 ungünstig für Kunst und Wissenschaft. Es sind allerdings in denselben wenig Bücher geschrieben und gekauft worden, jedoch an richtiger Lebenseinsicht war während derselben der reichste Gewinn zu ziehen, sobald Jemand nur lernen und erfahren wollte. Aber wahr ist es:

An ein speculatives Interesse wie früher war bei dem Publicum für jetzt nicht zu denken, und so sehr es auch in dieser politischen Krise zutagekam, welche ein Mangel an klarer und selbstbegründeter ethischer Lebensansicht herrschte, vergleichen man unter uns Deutschen für unmöglich gehalten hätte, wie die entgegengesetzten Parteien überall zwar unter dem Banner der Freiheit, des Rechts und der Sittlichkeit zu kämpfen meinten oder doch vorgaben, aber contradictorischen Inhalt als sittlich und recht unter dieser Firma verfochten, wie sehr also vor allem eine zur Anerkennung gekommene Ethik nothgedrungen hätte, so war doch eben in der ersten Aufregung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit gar nicht anzukommen; Untersuchungen dieser Art konnten nur in der Stille fortgeführt und für einen günstigeren Zeitpunkt aufgespart werden. Ob dieser jetzt schon eingetreten? Ich vermag es nicht zu sagen; nur daß auch kein Grund vorhanden ist damit zurückzuhalten, weiß ich; wenn sie gleich nicht sofort auf die Menge wirken, so können und sollen sie doch allmählig von oben herein auch in weitere Kreise sich verbreiten, wie Dies immer mit herrschend gewordenen Grundansichten wenigstens in Deutschland der Fall gewesen ist.

Der atheïstische Materialismus, der Pantheismus haben keine Ethik, sie kennen folgerichtig nur eine Naturentwicklung nach bündem Gesetz, nur Nothwendigkeit und Bedingtheit, keine Freiheit, keine selbstbewusste eigenwillige Lebensgestaltung; wenn die Gedanken nur eine Excretion des Gehirns sind, das sie ausscheidet wie die Leber Galle oder die Nieren Urin, oder zu dem sie sich verhalten wie der Thier zur Erde, Der kann von Gewissen, von Zurechnung eigentlich gar nicht reden, und wenn er ein sittenrichterliches Urtheil fällt wie er beständig doch thun wird, so ist dies ein Maskenschlag seines bessern Bewusstseins, das sich in die Nege einer einseitigen Aheoria nicht einfangen läßt. Allerdings wird es auf Waffen und Mächten ausgerufen: daß kein Gott und keine Seele sei, sondern die Seele nur eine Function der Materie, und Gott nur ein krankhaftes Gebilde dieser Gehirnfunction; und ist die Ethologie Anthropologie, dann ist die Selbstsucht und der Einnamgenuß König auf Erden. Wenn so fortgeschritten sich auch diese Dogmatiker des Unglaubens gebarden, sie gehören einer überwundenen Bildung an, und seit Jahren ist in den höhern Regionen des Denkens eine positive Richtung eingeschlagen, die den naturlosen Gott des Deismus und die gottlose Natur des Atheismus gleichmäßig überwindet, aber an der Wahrheit des Deismus, an dem göttlichen Selbstbewusstsein und an der Wahrheit des Pantheismus,

an der Einheit und Unendlichkeit alles Lebens gleichmäßig festhält, sodas Gott als der Alles in sich Hegende und aus sich Gestaltende, die Geister zur Freiheit Entlassende und Berufende, den Unterschied Wollende und wiederum Harmonisirende, in Allem sich Offenbarende und über Alles übergenisend bei sich selbst Stande, seiner Einheit und Unendlichkeit Bewusste erkannt wird. Dies habe ich als Aufgabe der Gegenwart in der „Philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit“ proclamirt, Dies in den „Religiösen Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk“ entwickelt; Fichte, Bich, Wüst haben in umfassenden Arbeiten ein verwandtes Streben durch tüchtige Leistungen beurlundet, und in diese Reihe tritt auch Chalybäus ein, wenn er sonst die substantielle Lebenseinheit Gottes und des Menschen als auch die geistige Selbständigkeit und Freiheit für die Bedingung aller Religion und Ethik erklärt. Er sagt (I, 66):

Wäre keine substantielle Lebensphäre (die gewöhnlich so genannte pantheïstische Grundlage aller Religion und Philosophie) vorhanden, so wäre keine weltliche-reale Gemeinschaft, keine Einheit des creatürlichen Geistes mit Gott und unter sich selbst, sondern sozusagen nur ein leerer Weltraum, worin die Geister atomistisch isolirt schwebten, und dieser leere, gleichwol aber allumspannende und zusammenhaltende Raum wäre das Absolute; gäbe es dagegen nur eine einheitliche Substanz und keine Selbständigkeit der denkenden, wollenden und handelnden Subjecte, so wäre nur substantieller Pantheismus; in jenem Fall wird, wenn überhaupt Religion noch möglich ist, nur die der Bestandeseinsicht in die Nothwendigkeit des Gesetzes, die Religion des Naturrechts, in diesem Falle nur die Naturreligion der Lebensedamonie, des pantheïstischen Naturalismus eine Stelle finden. Die offenbare Religion aber ist Beides, denn sie ist die Religion der freien positiven Liebe oder des Geistes der Weisheit und Wahrheit, der uns in alle Wahrheit leitet. In uns wohnend ist der Heilige Geist diese von uns anerkannte Gotteskraft, die als Zug des Alles einigenden Liebe sich in unserer Heiligung thätig erweist, nicht als blinder Zug, sondern als von unserm Selbstbewusstsein ergriffene Gottinnernung, als gemeinschaftliches heiliges Leben oder Lebensgemeinschaft in einer und derselben absoluten Substanz. Dieser nun und durch sie des göttlichen Lebens, der realen Seligkeit des ewigen Lebens theilhaftig sich zu wissen ist nicht Aufhebung und Negation des persönlichen Selbstbewusstseins, sondern Erhöhung desselben, Erweiterung des bloß subjectiven, sich denkenden Selbstbewusstseins zum objectiven Lebens- und Persönlichkeitsbewusstsein, zur Gewisheit des wirklichen activen Lebens, kurz der positiven Freiheit in, mit und durch die allgemeine Harmonie des seligen Gottesreichs; Dies ist unsererseits nicht ein passives Dahingeben, Hinsterben und Aufgehen im Empyreum, sondern ein weltgesetzliches Mitwollen und Mitwirken, Gerechtigkeit in der Liebe, Persönlichkeit in der Heiligkeit des seligen Lebens.

Das Grundprinzip der Philosophie wie der Religion ist die Liebe. Sie setzt das persönliche freie Selbstbewusstsein voraus, und trägt somit das Ich, die Ethik, als Moment in sich, überwindet aber dasselbe zugleich in der sich mittheilenden Hingabe an ein Anderes. Freiheit kann nicht verliehen werden, sie ist die Selbstbestimmung mit eigenem Willen und eigener Kraft. Die Ethik aber ist die Lehre von der Freiheit, diese ist hier Prinzip, indem der ethische Proceß erst da beginnt wo der Wille und das Bewusstsein walten, und Dies gerade

ihn von den übrigen Lebensprocessen unterscheidet; dies ist hier das Ziel, indem erst durch die vollendete Selbstbefreiung des Individuums und seiner Einigung mit dem göttlichen Willen sie zu ihrer Wahrheit kommt. In diesem Sinne nun definiert der Verfasser die Ethik als die Wissenschaft von der sittlichen Entwicklung des Menschen wie dieselbe der Idee nach vor sich gehen soll, oder von der Art und Weise wie der Mensch seine Bestimmung, die vollendete Freiheit, welche die positive oder die Weisheit ist, erreichen kann und soll unter Voraussetzung der absoluten weltbeherrschenden Weisheit Gottes und im Hinblick auf das Ziel vollendeter Heiligkeit und Seligkeit. Er thut demgemäß der wie die Ethik den Gegensatz des Meinwillens und des Sittlichen in sich zu vermitteln hat; denn aus dem Wesen der Freiheit folgt daß hier nicht bloß das Gesellige und Nothwendige, sondern auch das Willkürliche in Betracht kommt und daher ein Irrationales auf der Basis der menschlichen Freiheit entsteht, das nicht a priori gewagt oder erschlossen, sondern nur durch Erfahrung erkannt werden kann. Nachdem er den Sensualismus, der das sinnliche Sein des Menschen und seinen Genuß zum Princip und Zweck des Lebens macht, und den Stoicismus, der nur das Formale des Handelns nach dem Gesetz um des Gesetzes willen hervorhebt ohne die Natur des Menschen zu berücksichtigen, gezeichnet und beurtheilt, stellt er dar wie Beides in der Ethik anerkannt werden muß, wie die an ihre Spitze zu stellende reine Idee selbst nicht bloß das unbewegliche Bild einer ruhenden Zuständigkeit aufweist, sondern auch das Moment des fortschreitenden Werdens, wie sie nicht bloß ein Ideal des Seins, sondern auch des Werdens enthält oder die normale Art und Weise der Entwicklung des sittlichen Lebens aufstellt; ja eben dies Ideal der normalen Entwicklungswelse ist ihm die ethische Idee, sodas die Freiheit die Möglichkeit eines Andersseins offenbleibt, die Wirklichkeit desselben aber nach jener gerichtet wird.

Es kommt nun in der Principienlehre der Ethik, dem ersten Buche des vorliegenden Werkes, zunächst darauf an daß der Begriff der menschlichen Freiheit bestimmt und gewonnen werde. Die Freiheit ist eine Thatsache des geistigen Lebens, der wir innoverden wie wir zu uns selbst kommen. Chalzbäus sagt:

Was unmittelbar im Menschen sich selbst ergreift ist der Wille, denn der Wille ist eben das bewusste Streben, d. h. das reflectirte, für sich daseiende, sodas die an sich unbewußt wirkende Realität des Triebes (die Spontanität) als Subject-object sich selbst erscheint, also sich selbst Zeugniß gibt von ihrer Existenz.

Er erörtert dann wie es im Begriff des bewußten Triebes liegt sich zum Gegenstand der Ueberlegung zu machen, ansichzuhalten oder Ideen zu Motiven seines Wirkens zu machen die außer dem Kreis der sinnlichen Eindrücke liegen. In der That ist es mit dem freien Willen wie mit dem Denken: der Zweifel an ihrer Existenz ist der Beweis ihrer Wahrheit und Wirklichkeit, wie würden gar nicht den Begriff von einem über den

Causalzusammenhang der Natur sich Erhebenden, sich selbst Bestimmenden haben, wenn uns ein solches nicht innerlich gegenwärtig wäre, so wie haben erst den Begriff jenes nothwendigen oder gesetzlichen Zusammenhanges, weil wir das Naturwirken von einem andern, das blinde von einem sehenden, das unabänderliche von einem auch anders sein könnenden unterscheiden. Dem Geiste die Freiheit abprechen zu wollen, die gerade sein Wesen ausmacht und ihn von der Natur unterscheidet, darum weil die Freiheit nicht auch in der Natur gefunden werde, ist doch noch ein gut Theil inactiver als wenn ein Forscher den Magnetismus leugnen wollte, weil der Magnet nicht auch das Eisen, sondern nur das Eisen anzieht, das Licht leugnen wollte, weil es nicht auch den Luftwellen zukomme. Trefflich bemerkt der Verfasser daß der Hauptfehler welcher in den Streitigkeiten über die menschliche Freiheit begangen worden darin liege daß man dieselbe aus den Begriffen der Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit deduciren wollte, also von ihren basirten Voraussetzungen aus, aus dem Niedern das Höhere, anstatt jene Momente durch Analyse des Freiheitsbegriffes als nothwendige Voraussetzungen zu finden. Daraus würde sich ergeben haben daß die modalen Kategorien der Freiheit ebenso wenig auf die Natur als die Identitätskategorien der Physik auf die Gebiete des Bewußtseins übertragen werden dürfen. Wir verweisen auf die trefflichen Untersuchungen über diesen Punkt, die wir für einen Gewinn oder eine gesicherte Errungenschaft im Reiche des Geistes und seiner Erkenntniß ansehen. Wir ziehen es vor in d. Bl. etwas mehr auf die concreten Fragen im Familien-, Staats- und religiösen Leben einzugehen als auf die metaphysischen Untersuchungen; darum werden wir auch des zweiten Buches und seines Inhalts nur kurz gedenken.

Das zweite Buch handelt von der Phänomenologie der Sittlichkeit. Zunächst wird der thatsächliche Proceß der menschlichen Freiheit betrachtet. Das Sittliche ist ein Proceß der Versittlichung, es ist That und Sieg, kein ruhender Zustand; sein Gegensatz ist das Böse, das uns in seinem Stufengang als Sinnlichkeit, Selbstsucht und diabolische Bosheit, dann im Kampf mit dem Guten, im Widerspruch mit dem Gewissen, endlich in seiner Aufhebung durch natürliche Strafübel, positive Strafen und bessernde Züchtigung dargestellt wird. Hierauf folgt die Tugend-, Pflicht- und Güterlehre im Allgemeinen; ein drittes Capitel entwickelt die sittliche Weltanschauung. Hier zeigt der Verfasser wie der Determinismus und Indeterminismus Recht und Unrecht haben: Recht, indem sie Momente der Freiheit im Einzelnen und Ganzen sind, Unrecht, indem sie eine Stufe oder Selte für das Alleinseiende, für das Ganze nehmen. Der Processualismus mischt sie durcheinander, die christliche Weltanschauung bringt sie zur Versöhnung. Der abstracte Determinismus beruht auf der Kategorie der Causalität, und ist somit eine von der Sphäre der Physik auf das Gebiet der Freiheit übertragene Weltanschauung.

Überdies ist der Mensch auch naturbestimmt, er ist im Lebensbeginn wie er ist ohne sein Zutun, und die umgebende Welt wirkt auf ihn ein, bietet ihm dies und kein anderes Material für seine Thätigkeit; er kann sie nicht schaffen, nur bearbeiten. Aber es hängt von ihm ab was und wie er es zu Motiven seines Handelns werden läßt, und die Stimme des Gewissens sagt bei der Befehlsübertragung daß er anders handeln konnte und sollte. Das Equilibrium des Geistes, die Möglichkeit der Wahl, die Willkür macht der Indeterminist zum ganzen Wesen der Freiheit; er betrachtet die vielen menschlichen Tugenden als isolirte, atomistisch selbständige, punctuelle Freiheitsprincipien, die sich aus der bestimmungslosen Tiefe ihres abstracten Wesens und gerade kraft derselben von innern Beweggründen ebenso unabhängig wie von äußern entscheiden. Er ignorirt den Zusammenhang alles Lebendigen, während sein Gegner die eigenmächtige Selbständigkeit der Individualität verkennet; er vergißt daß es Erbgrüter und Erbübel gibt, daß Sittenverderbnis eine Gesamtschuld der Menschheit ist, die dafür kraft ihrer Freiheit solidarisch haftet. Eine negative Dialektik bewegt sich zwischen diesen Widersprüchen hin und her, und zeigt sich als Probabilismus, Jesuitismus, Ironie; sie lehrt dann nicht bloß daß die Möglichkeit, sondern auch daß die Wirklichkeit der Sünde nothwendig sei. Die christliche Ansicht löst den Widerspruch, indem sie Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit gleichmäßig festhält. Der Mensch ist ursprünglich durch Gott, Natur, Familie bestimmt, im Stande der Unschuld und Kinderharmonie; es ist seine Willkür die das Böse wirklich macht. Er steht nicht für sich einsam, sondern als ein Glied des Ganzen da, wer sündigt ladet auch eine Schuld gegen Andere auf sich und verdirbt die gemeinsame Lebensatmosphäre; umgekehrt fragt die positive Liebe nicht bloß was man für das eigene Heil, sondern auch was man für die Sittigung und das Heil der Andern thut.

Die Begeisterung der Liebe ist nicht mit einer egoistischen Reinheit zufrieden, diese allein würde vielmehr zum neuen Vorwurf, wenn sie eine unmittheilbare, lieblose oder gar selbstsüchtige wäre, die genug daran hätte in ihrem persönlichen Selbstbewußtsein auszuruhen und sich besser zu wissen als Andere. Die Weisheit der christlichen Liebe soll und will selbst das Ferment der ganzen Menschheit sein; es soll ein Hirt und eine Heerde werden, nicht im Sinn einer intoleranten Gewalt Herrschaft, sondern aus dem Drange mittheilsamer Liebe heraus. Daß so Viele, daß ganze Völker und Stämme noch so verwildert sind, ist nicht ihre Schuld allein, es ist auch deine Schuld, du Vorgesrittener in der Wahrheit, und führst du Dies, so erkennst du die Erbschuld der Menschheit an, unter der du gelitten, die du vergrößert, und nun, wenn auch nur Sandkorn für Sandkorn darreichend, mitzutragen hast. Dieses Theilgefühl der Erbschuld ist negativ dasselbe was die Liebe positiv ist. Er in dessen Seele der Funke dieser Liebe zuerst einschlug, der sich als Sohn der Menschheit berufen sah, er war der erste Christ, wie wir Christen nach ihm jeder unsertheils Christus sein sollen.

Indem Chalzbäus mit Recht den Menschen als sittliches Wesen niemals isolirt, sondern stets als Glied der Menschheit, als erst in der Gesellschaft seine Bestim-

mung erreichend ansieht, gliedert sich ihm die Ethik nach den Lebenssphären in die Lehre von der Familie, vom Staat und von der religiösen Gemeinschaft.

Den ersten Abschnitt nennt er Eudämonologie. Der Mensch beginnt nicht für sich allein, der Anfang für das Geschlecht wie für den Einzelnen ist die Familie. Dies primitive Ganze steht in innigem Zusammenhange mit der Natur; daß seine Umgebung eine gesunde, günstige, paradiesische war, Das gilt als eine nothwendige Bedingung für das erste Paar, und ist es noch jetzt für die geistliche Entwicklung jedes Neugeborenen. Aber die Familie erzieht ihre Glieder zum Selbstbewußtsein, zur geistigen Selbständigkeit; als Selbständige gründen sie eine neue Familie. Der menschliche Gattungsproceß verwickelt sich in der Familie; sie trägt einen specifischen Gehalt in sich der ihr allein zukommt, und muß darum in dem weitem Kreise des Lebens stets erhalten und gepflegt werden. Daß in diesen weitem Kreisen die Selbständigkeit der Personen anerkannt werde, daß ein Befehl des gemeinsamen Verkehrs aufgestellt und beobachtet werde, diese Forderung findet durch Recht und Staat ihre Befriedigung. Wie aber die positive Liebe sich allen Andern zuwendet um Gegenliebe und dadurch das Absolut-Gute, das Reich der Wahrheit, Seligkeit und Heiligkeit zu verwirklichen, so bildet sie die religiöse Gemeinde.

Warum das Lebensglück, warum die Befriedigung der Persönlichkeit nur der Familie in der Art zugeschrieben wird daß der sie behandelnde Abschnitt den Namen der Eudämonologie erhalten, darüber gibt Chalzbäus keine genügende Rechenschaft. Allerdings stellen wir das Haus dem Walten des guten Dämons zumeist anheim, aber auch im öffentlichen Leben muß ein guter Stern und leuchten, auch im religiösen bedürfen wir der Gnade; allerdings ist die Familie dem Menschen ein Asyl, eine Freistatt der Sonne, des stinlich-seelischen Genusses, aber auch das Volkleben deut ihm die Laß der That, deut ihm Wohlfahrt und Bildung, deut ihm Ehre und Ruhm, und erst im religiösen Gefühl erlangt er die Empfindung der Lebensvollendung, indem er sich Eins mit Gott weiß, und so sein Leben als das ewige, als das selige genießt. So ist εὐδαιμονία das Ziel des ganzen Daseins, nicht bloß der Familie. Mit Grund und Fug polemisirt der Verfasser gegen den stoisch-kantischen Wahn: daß alles Sittliche durchaus entsagend, aufopfernd, nicht sich selbst belohnend, beglückend und befriedigend sein dürfe, weil es sonst seinen moralischen Werth verlöre; mit Fug und Grund will er überall den Naturtrieb nicht unterjocht und vernichtet, sondern dem Geiste versöhnt und ihn harmonisch befriedigt haben; folgerichtig sollte er also das Eudämonische überall hervorheben und der ersten Sphäre desselben, dem inneren Kreise der Familie, ihren eigenen Namen lassen.

Die Darstellung des Familienlebens und seiner eigenthümlichen Sittlichkeit nun ist trefflich und von liebend-würdiger Gemüthswärme, von reinem Seelenadel durchdrungen. Ich will auch hier über die Anordnung des

Einzelnen nicht rächen, sondern lieber anerkennend hervorheben wie sehr es dem Verfasser zuflatten kommt daß er sich sofort und gleich Anfangs auf den concreten Boden gestellt hat und nicht einen abstracten Menschen in seiner Isolirtheit zum Gegenstand der Betrachtung macht; eine Reihe von Pflichten und Tugenden gewinnen dadurch ihr eigenthümliches Gepräge und ihren rechten und vollen Inhalt daß sie als das Ethos dieser Lebensphäre behandelt werden. Er thut den Zusammenhang der Familie mit dem Hauswesen dar, er zeigt das Selbstzerstörerische der Impietät, er entwickelt Muth und Sanftmuth in anziehender Weise als die Grundtugenden des männlichen und weiblichen Naturells, schildert die entgegengesetzten Fehler und Mängel, und läßt dann aus der Fülle des Gemüths die persönliche Geschlechtsliebe hervorgehen, ohne welche die geschlechtliche Vereinigung ein Frevel, die häuslicherische Thätigkeit eine Sklaverei wäre. Dann behandelt er in einem zweiten Capitel die Orthobiotik oder Lebenspflege. Mäßigkeit, Genügsamkeit, Gesundheitspflege, als deren Hauptbedingung er sehr schön die Keillichkeit preist, und endlich Leibesübungen werden hier erörtert; dann folgt eine Reihe von häuslichen Tugenden: Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Ordnungsliebe, Zufriedenheit und Gassefreundschaft; endlich ein Wort über den individuellen Charakter und seine Selbstständigkeit. Ein drittes Capitel spricht nun schließlich von der Familientugend. Keuschheit, Schamhaftigkeit und geschlechtliches Selbstgefühl stehen hier voran; es wird gezeigt wie die jungfräuliche Keilheit in der wahren Ehe bewahrt wird, und Dies führt zur Tugend der Ehegatten. Vertraute Einmüthigkeit, Verschwiegenheit und Treue sind hier das Kleeblatt der Tugend und Glückseligkeit; Vertraulichkeit, Bönne und Geheimniß weilen und stehen miteinander, wie Amor floh als Psyche ihn beleuchtete. Dann folgt ein Abschnitt: Familiensitte. Hier ist die Rede von der Liebe der Aeltern zu den Kindern, von der Erziehung; dann von der Geschwisterliebe; an diese reiht Chalybäus die Freundschaft, die freie Geselligkeit in Spiel, Tanz, Höflichkeit und die individuelle Liebe an; drittens von der kindlichen Liebe zu den Aeltern, wo eine Erörterung über die Ehrfurcht gegen das Alter, über das Verhalten gegen Verstorbene folgt. Man sieht leicht wie hier Vieles zusammengestellt wird das andern Gebieten angehört; wir lassen uns dadurch aber nicht stören anerkennen wieviel feine und sinnige Bemerkungen der Verfasser hier niederlegt, so z. B. über den Tanz, wo es unter Anderm heißt:

An sich ist der Tanz der unmittelbare Ausdruck des erhöhten Lebensgefühls und der anmuthigen Bewegung des Leibes welches die Grazie ist. Das Lebensgefühl als bewegendes Princip kommt in ihr zur höchsten Willkürlichkeit der Selbstbewegung. Da der Stoff hier unmittelbar die eigene äußerliche Persönlichkeit und die Darstellung anschaulich ist, so liegt etwas Entwürdigendes darin diese Kunst nur als Schaustellung des Leibes für Andere zu treiben; der Genuß muß gegenseitig, der Tanz nothwendig gesellig sein und zwar für beide Geschlechter; ein Geschlecht für sich ist nur eine halbe Gesellschaft; das Lebensgefühl aber erhöht sich gerade durch die gegenseitige

Annäherung derselben. Den Tanz zur Exhibition für andere unbetheiligte Zuschauer, zum Gewerbe zu machen, ist zweideutig oder slavisch, wie im Orient, wo der Mann dem weiblichen Geschlecht allem das Tanzen überläßt, dieses als Bajadere, Dvaliste auftritt; denn die Forderung der Persönlichkeit daß der andere Theil sich ebenso für sie bemühe, ist aufgehoben; ebenso verliert der Männertanz, wenn diese Gegenseitigkeit fehlt, seinen Charakter, er wird zum kriegerischen Waffentanz, zur Pantomime der Schlacht. Aber gerade aus diesem Grunde ist die zarteste Maßgebung nöthig; ist es im Verborgenen immer die Annäherung der Geschlechter welche das Lebensgefühl erhöht, so darf gerade diese Beziehung auf keine Weise hinter ihrem Schleier hervortreten; der entfernteste Verrath dieses unbewußten Geheimnisses ist Indecenz; die keusche Grazie des Tanzes ist eben der unbewußte Ausdruck dieser Trennung, die nach Vereinigung strebt und in der Annäherung schiebt, ein sich gegenseitig Anmuthen und doch Nichts Gewähren. Die Grazien sind unschuldig und doch nicht mehr naiv und kinderdreist, sondern schelmisch, herausfordernd und zurückhaltend, ohne zu wissen warum. Es ist die Jugendblüte im Begriff mit abnungsvoller Sehnsucht aufzubrechen, ein kurzes, aber reinstes Glück des Uebergangs. Daher ist der Tanz auch nur die Lust der Jugend und hört mit ihr auf; das Interesse daran erlischt mit der Ehe und der Jünglingszeit; alternde Tänzer sind unschön, lächerlich; es liegt ein Widerspruch zwischen geartetem Alter und Tanz. Weil aber der Tanz die Kunst der Unerheitathten Jugend ist, so muß er auch beim Ausdruck der Sympathie bleiben, nur bei der Andeutung des Uebergangs vom Spiel der Kindheit zum geordneten Verhältnis der pathomatischen Liebe.

Bei der individuellen Liebe welche die neue Ehe, die neue Familie begründen soll, erkennt Chalybäus das Recht der Persönlichkeit im Verlangen nach einer wahlverwandten, völlig entsprechenden Natur; beide Personen wollen sich einzig und ewig aneinander binden; die wahre Ehe ist monogamisch und unauflöslich. Aber sie soll die früheren sittlichen Verhältnisse nicht negiren innerhalb welcher sie entsteht; das Einvernehmen, der Segen und Mitgenuß der Aeltern, deren Vernachlässigung bei diesem Schritt offenbare Impietät wäre, die ungetrübte Theilnahme der Geschwister und Freunde sind Uterpfänder des neuen Glücks, ein Schirm des neuen Hauses.

Ein Hinblick auf die vollendete Eudämonie schließt diesen Abschnitt mit der wiederholten Mahnung die Familie als ein eigenthümliches Gut im Ganzen des geselligen Lebens heilig zu achten und innerhalb des Staats und der Kirche zu bewahren.

Der zweite Theil des dritten Buchs behandelt die Rechtslehre. Hier bespricht Chalybäus im ersten Abschnitt die Rechtspersönlichkeit, die Selbstbehauptung des Rechts gegen das Unrecht, das Personenrecht; im zweiten Abschnitt das bürgerliche Gesellschaftsrecht-Eigenthum, Vertrag, Stände; im dritten das Staatsrecht, Staatsform und Gesetzgebung, Regierungsfunctionen, Machtvollkommenheit des Staats.

In der Familie war das Individuum Glied eines Organismus, jetzt macht sich seine Selbstständigkeit, das Moment der Egoität in der Liebe geltend, die Selbstbehauptung der Persönlichkeit. Ich gestehe daß ich hier die Schärfe des Begriffs bei Bestimmung der Rechtsidee vermissen. Chalybäus weiß wohl daß nicht die Wirklichkeit des Gesetzes, sondern die Vollendung der

Persönlichkeit der Endzweck des ganzen Rechtsprocesses ist; er will daß bei dem Gesetz der Wille gegenwärtig sei. Durch das Band des Gewissens sollen wir uns der äußern Ordnung verpflichtet fühlen, deshalb soll das Gesetz aus der Wahrheit des Willens hervorgehen und durch den Willen Aller ausgesprochen werden. Er erkennt den historischen Charakter des Rechts und seine Continuität im Volksleben an, und will es nicht zum Kunstgeheimniß einer Kunst eingefangen, sondern vom Volksbewußtsein getragen wissen. Er scheidet das Recht nicht von der Sittlichkeit, aber er gibt nicht bestimmt genug an wie es mit ihr Eins und doch unterschiedlich bestimmt ist. Nach meiner Ansicht muß die Stelle und der Begriff des Rechts im Organismus des Geistes folgendermaßen gefunden werden: Das Wesen des Geistes ist die Freiheit, die Selbstbestimmung nach der eigenen Natur, die Gewinnung der eigenen Wahrheit. Sein Sein zu seiner That zu machen und mit selbstbewußter Kunst allseitig und harmonisch darzustellen ist die Bestimmung des Menschen; so hat der Einzelne und die Menschheit denselben Zweck, und diese Vollendung unserer Selbst, die Offenbarung des Göttlichen in uns und durch uns ist die Sittlichkeit. Sie ist der Allen gemeinsame Zweck, und nur in der Gemeinsamkeit zu erreichen; der Einzelne vermag seine eigenthümliche Gabe nur dann zu entwickeln und geltend zu machen, wenn die Andern das Gleiche thun und das Ihre ihm fördernd entgegenbringen. Das Gute ist das Einige im Willen Aller, das Gewissen die gleiche Gottesstimme. Aber gut und frei kann der Mensch nur sein wenn ihm auch die Möglichkeit des Andersseins gegeben ist, und indem er selbstsüchtig vom Allgemeinen abfiel, stand ihm dies jetzt als äußeres Gesetz gegenüber; indem die Einzelnen nur ihr besonderes Wohl suchten, löste sich das Band der Natur und Pietät das sie umschlungen hielt, und mußten diejenigen sittlichen Bestimmungen ohne welche die Gesellschaft nicht bestehen kann positiv festgesetzt und mit einer zwingenden Macht begleitet werden. Diese Norm und Ordnung des menschlichen Gemeinlebens ist das Recht; sie für sich in Anspruch zu nehmen und Andern zu gewähren ist Jeder befugt und verpflichtet. Das Recht gibt die Summe der Bestimmungen durch welche die freie Entwicklung der Individualität sichergestellt wird, es ist der positive Ausdruck der Beziehung der Einzelnen zueinander wie der Gemeinsamkeit ihres Lebenszwecks. Daraus folgt daß die Rechtsordnung mit ihrem Zwang etwas Historisches, nichts Absolutes ist; sie ist da um der Sünde willen und wird aufgehoben zum Reich Gottes durch die steigende sittliche Cultur. Der Rechtsstaat ist nicht das Höchste, sondern eigentlich ein bloß Negatives: der Staat als Organismus der Sittlichkeit oder die freie harmonische Gesellschaft will nicht bloß Unrecht verhüten, Eigenthum schützen, Verbrechen bestrafen, sondern für das materielle Wohl und für die Bildung und Sittlichkeit Aller Sorge tragen, sodas Jeder sich selbständig entwickeln kann und das Gesetz der Liebe Verwirklichung, die Liebe des Gesetzes Erfüllung wird. Daher das Ju-

rationate das im Rechtsstaat unvermeidlich ist, z. B. bei der Polizei, bei Strafmaß, ja bei aller Herrschaft, sei es der eines Einzelnen oder der Majoritäten; daher das Verlehrte, wenn jetzt idealistische Politiker die Sünde nicht in Rechnung bringen; daher das Richtige des Sages: daß eine gute Regierung strebe sich selbst unnüthig zu machen.

Im Besondern mache ich auf die neuen und trefflichen Bestimmungen aufmerksam die der Verfasser bei der Lehre vom Unrecht über politische Verbrechen, Injurien und Selbsthülfe gibt; seine Forderung eines Ehrengerichts von Geschworenen ist eine Forderung der Zeit, möge sie Gehör finden! Chalybäus gibt es auf prinzipiell die Todesstrafe zu vertheidigen; er erkennt die Freiheitsstrafe als die allein vernünftigste an, und verlangt daß der Verbrecher in die Einsamkeit mit sich selbst gesetzt werde. Wenn er aber meint, es liege an und für sich nicht im Rechts- und Staatszweck daß für die Beförderung der Verbrecher gesorgt werde, so hat er doch in das Wesen von Verbrechen und Strafe nicht tief genug gesehen. Die Strafe ist Wiederherstellung des Rechts, das Unrecht wird als das Nichtseiende, Nichtgeltende hingestellt, das Recht aufrechterhalten, Dies ist ihre objectiv Seite. Aber wo war denn das Recht aufgehoben? An sich bleibt es bestehen, ob Tausende lügen und trügen, die ewige an sich seiende Gerechtigkeit können sie nicht brechen, und die Gesamtheit der Menschen oder der Staat spricht eben Dies gegen den Missethäter aus daß das Recht Geltung hat. Aber in seinem Willen hat dieser das Gesetz gebrochen, in seinem Bewußtsein dem Recht sich entfremdet, die eigene Freiheit hat er mißbraucht. Weil er sein Belieben an die Stelle des Gesetzes treten ließ, statt dies in den eigenen Willen aufzunehmen, darunt tritt das Gesetz als Zwang und Zucht an ihn heran, und dem Recht, der Sittlichkeit, also dem Wesen seiner eigenen Seele soll er versöhnt, dort wo es verletzt war, in seinem Willen soll das Recht wiederhergestellt werden, denn es gilt und herrscht durch den Willen der Menschen, und Das ist die subjective Seite der Strafe als Wiederherstellung. Der Verbrecher soll zur Selbstkenntniß kommen, soll an eine seiner Natur gewähe Arbeit, soll an Ordnung gewöhnt und der Gesellschaft als genesenes Glied zurückgegeben werden. Bei jedem Verbrechen haben wir Alle an unsere Brust zu schlagen: hätten wir Alle unsere Pflicht besser gethan in Wort und Werk, die Noth welche hier, die Noth welche dort ein Verbrechen hervorgerufen, sie wären gar nicht vorhanden gewesen. Der Staat hat also der eigenen Verbesserung zu gedenken, das Verbrechen durch Entfernung der dazu verleitenden Verhältnisse, durch Bildung, durch Harmonisirung von Gesetz und Gewissen zu verhüten, jeder Kraft eine angemessene Bahn zu eröffnen. Der Staat soll also der christlichen Liebe nicht bloß die „Möglichkeit und Gelegenheit nicht aufheben ihr Werk dort anzuknüpfen wo das Amt der Gerechtigkeit endigt“, wie Chalybäus sagt, sondern er soll Heilungsanstalten für seine erkrankten Bürger gründen; es ist sein eigent-

Interesse daß sie nicht durch andere Uebelthäter noch mehr verderben werden und zu größerem Schaden in die Gesellschaft zurückkommen, sondern daß sie gebessert werden und den Lieb gewinnen durch gute Thaten den Dank der Rettung zu zahlen. Natürlich hat hierbei die christliche Liebe mitzuwirken, aber der Staat soll ja auch ein christlicher sein, und nicht bloß das Recht, sondern auch die Liebe als das Princip der sich ergänzenden Gemeinschaft verwirklichen. Das hat Chalzbäus übersehen. Das hat er zu ausschließlich der religiösen Sitte anheimgegeben; das Christenthum soll und will aber der Sauerkeim für das ganze Leben sein. Es ist zu erwarten daß die Fichte'sche Kritik von diesem Mangel sich freihalten und die Durchführung der Idee des Wohlwollens in der Politik ihr gelingen wird.

Im Gesellschaftsrecht tritt das Vermittlungsmoment des Verkehrs als Hauptgegenstand hervor; „die höchstmögliche Freiheit, Mannichfaltigkeit und Fülle derselben, die aber nur in bestimmten gesetzlichen Formen sich gedeihlich entwickelt, ohne diese in jedem Augenblick und überall sich hemmt und aufhebt, wird der immanenten Zweck dieser Sphäre sein, der jedoch selbst nur ein relativer ist, weil er einem höhern Zweck dient und von diesem Maß und Ziel annehmen muß“. Trefflich wird die Nothwendigkeit des Besizes für die Person, trefflich das Erbrecht auf der Basis der Familie dargethan. Nach meiner Ansicht steht es und fällt mit ihr. Das Vermögen der Familie ist von vornherein und bleibt Gemeingut ihrer Glieder; der Erwerbtrieb wird durch die Sorge und Liebe für die Unserigen geabelt, und sollte der Staat erben, er würde wenig zu erben bekommen, indem Niemand mehr zu erwerben trachten würde als er gerade braucht, oder etwanige Ueberschüsse ein Jeder vor seinem Tod doch den Seinen geben würde.

Sehr ausführlich und detaillirt, damit von fachjuristischem Interesse ist die Lehre vom Vertrag; von besonderer Wichtigkeit für die Gegenwart ist das Ständerecht. Es müssen aus der Auflösung der Kasten und Zünfte, der feudalen Stände und auf dem Grunde der ursprünglichen Gleichheit der Menschen und ihrer Rechte die rationalen Stände als Corporationen oder Associationen hervorgehen, von denen je einem der Mensch sich nach Maßgabe des Berufs anschließt, zu welchem Talent und Reigung ihn geführt haben. Diese Stände sind die der Urproduction, der industriellen und der ideellen Production. Chalzbäus hat sie sehr anziehend geschildert, und ihnen dann das Recht der Selbstorganisation, der Selbstverwaltung ihrer innern Angelegenheiten und der Repräsentation gegeneinander und der Staatsgewalt gegenüber zuerkannt. Dem Staatsganzem steht die Ueberwachung des Gesamtwohls durch die Harmonisirung der Interessen und damit ein Obergewaltrecht zu. Vergessen aber ist hier eine Darstellung des Rechts und der Ordnung der Gemeinde.

Den Staat definiert Chalzbäus als denjenigen Organismus der Nation in welchem die persönliche Rechtsfreiheit zur objectiven Wahrheit verwirklicht wird. An

den Hand der Geschichte betrachtet er das patriarchalische Königthum und die Republik, und sieht dann in der constitutionellen Monarchie das wahrhaft neue, nach unerschöpfte, in der Entwicklung begriffene Problem und Werk des germanischen Geistes. Er sagt:

In ihr erkennen wir die concrete Sympthese der Romarchie und Republik, jene in der abschließenden Form in welcher allein eine nationale Souverainetät machtvoll hervortreten und dauernd sich behaupten kann, diese in dem zur üppigsten Fülle entfalteten und doch harmonisch getragelten Inhalt des Staats, der bürgerlichen Gesellschaft; diese ohne jene sich constituirend ist Demokratie, jene ohne diese ist Autokratie, beide in Einem die constitutionelle Monarchie. Daß auch diese ihre Entwicklungssphären durchzugehen hat, daß sie bisher noch vielfach dem Uebergewicht der Autokratie und dem historischen Rechte verhaftet, als Polizeistaat dem demokratischen Elemente zu wenig freien Spielraum gewährte, wer dürfte es leugnen? Aber selbst wenn Deutschland das Unglück haben sollte nach dem Beispiel der Geschichte anderer Völker auch nur eine zeitlang zur Republik überzuspringen, würden wir nicht desto weniger diese Stellen stehen lassen müssen, gestützt auf die Idee, die ihre Verletzungen durch die Leiden der Völker straft, aber sich durch ihre Thun nicht beugen läßt.

Eine Note unter dem Text setzt hinzu:

Geschrieben im Herbst 1848. Seitdem haben freilich die Dynastien durch ihre alten Fehler den Demokraten von neuem so vielen Vorwurf geleistet daß ein solcher Uebergang leider nicht mehr unwahrscheinlich ist.

Ich mag über Verfassungsformen nicht rechten, ich sehe in keiner einzigen ein Absolutes, sie sind alle relativ, sie müssen sich nach der Bildungsstufe und dem Sein des Volkes, nach seinen geschichtlichen Ueberlieferungen und Gewöhnungen richten, sie müssen nicht sein wie ein Kleid das man beliebig aus- und anzieht oder wechselt, sie müssen als die von innen bestimmte Ordnung des Volksorganismus mit demselben erwachsen, wenn sie etwas taugen und mehr als ein Stück Papier sein sollen. Man könnte von der constitutionellen Monarchie auch sagen sie sei der Waffenstillstand zwischen Fürsten- und Volksouverainetät, sie sei ein organisiertes Mißtrauen, ein gegenseitiges sich im Schwach halten, eine Uebergangsform, in der das eine oder das andere Princip doch entscheide, in Deutschland nach den Erfahrungen der Neuzeit die Fürsten, in England, der königlichen Republik, das Volk durch das Parlament. Ich will hierüber nicht rechten, die ganze Frage ist eine der Zweckmäßigkeit und der Geschichte, keine der Idee und der Philosophie.

Chalzbäus erkennt mit R. Wohl ein actives und positives Selbstvertheidigungsrecht des Volks an, also eine Nothwehr gegen Rechtsverletzungen; jede Revolution oder Reaction als erste Gewaltthat von oben oder von unten nennt er ein Unrecht und will überall die gesetzliche Reform, deren Form und Weise eben das Staatsgrundgesetz bestimmen soll. Darin, in diesem Recht des Nationalstaats sich selbst seine Verfassung zu bilden und fortzubilden, sieht er die Wahrheit der Volksouverainetät. Er will keine Theilung, sondern eine organische Uebertragung der Gewalten.

In jedem Staat welcher das Volk zur Theilnahme beruft, welcher nicht bloß die Realisirung des Gesetzes

sondern der Persönlichkeit ist, kommt sehr viel auf das Wahlgesetz für die Volksvertretung an; ich freue mich daß Chalybäus wie J. H. Fichte hier im Ganzen mit mir übereinstimmen; der philosophische Rath an die Staatsmänner erscheint vielleicht reactionnair, ist aber in der That organisch fortbildend. Fichte billigt den Grundsatz Friedrich Schlegel's: daß die rechte Volksvertretung nicht dadurch gefunden werde, indem man die ganze Bevölkerungsmasse des Staats atomistisch in eine Stimmenlotterie verwandelt, sondern indem das Volk als Ganzes nach seinen Gliedern in den einzelnen Ständen und wesentlichen Corporationen vertreten wird, in welchen die Nation historisch sich fortentwickelt. Die Gleichheit der Menschen, sage ich, ist das Ursprüngliche, aber die Individualität nach ihrer Naturbestimmtheit wie nach ihrer sittlichen Kraft bedingt sofort die Ungleichheit aller Einzelnen; sie bestimme sich selbst in eigener Freiheit ihren Lebensberuf, bilde aber dort dann mit ihren Genossen einen besondern Lebenskreis. Der Staat ist die höhere Einheit dieser Corporationen, sie werden nach Maßgabe ihrer Bedeutung bei der Staatsregierung vertreten, die Einzelnen wählen in ihrer Sphäre einen Mann ihres Vertrauens, der ihre Interessen kennt, der sie zur Sprache bringen und mit dem Ganzen in Einklang setzen kann. Wie leicht ereignet es sich jetzt daß in einer kleinen Ständekammer kein Professor, kein Kaufmann sitzt, und doch werden die Interessen der Wissenschaft und des Handels hier entschieden! So will denn Chalybäus daß nicht das Volk als gleiche Masse mit dem sogenannten allgemeinen Stimmrecht wähle, weil da am wenigsten die Intelligenz zu Wort komme, weil, hätte er hinzufügen können, diese abstracte Gleichheit eine Ungerechtigkeit und die wahre Gleichheit die Verhältnismäßigkeit ist. Er will aber auch nicht das Steuerlassensystem als einzige Norm, sondern er will daß die drei früher erwähnten Stände in welchen sich die Interessen verkörpern auf denen der Staat beruht und in denen die Persönlichkeit wirklich wird, als solche ihr Wahlrecht üben, und daß erst auf dieser Grundlage wieder eine Classeneintheilung eintrete: dann ist das Wahlrecht ein allgemeines, aber Jeder wählt in seinem Kreis, und seine Stimme wird hier nach Maßgabe seiner Kraft und Thätigkeit gewogen.

Im Abschnitt über die Finanzverwaltung spricht Chalybäus gegen die sogenannten indirecten Steuern; er bedenkt nicht daß sie eigentlich die directen Steuern sind, die Jeder sich durch den Verbrauch seines Vermögens, durch seine Lebensgenüsse selbst auflegt. Bekanntlich hatte der Nationalconvent sie abgeschafft, und es war eine der segensreichen Thaten Napoleon's sie wieder einzuführen. Viel richtiger als Chalybäus sagt Proudhon: daß sie die einzig vernünftigen Steuern seien, nur daß sie mit richtiger Einsicht ausgeschlagen werden müssen, sodas Salz und Mehl, was Alle bedürfen, gering, die Luxusgegenstände nach Maßgabe ihrer Entbehrlichkeit immer höher besteuert werden. Am gerechtesten wird es indeß immer sein, wenn man Production und Consumption gleichmäßig in Anschlag bringt.

So möchte ich im Einzelnen noch manchen kleinen Widerspruch bei weit öfter ausgesprochener Zustimmung niederschreiben, glaube indeß das treffliche Werk durch das bereits Mitgetheilte charakterisirt und zum Studium desselben eingeladen und angereizt zu haben; nur über die Behrverfassung noch ein Wort. Auch Chalybäus schließt sich hier an Preußen an. Er will eine Militärverfassung die die ganze männliche Jugend wehthafft macht, die ohne den Waffendienst zu einem besondern Stand zu machen doch auch die Kriegskunst nicht vernachlässigt; dann wird sie durch kriegerische Gymnasien eine Hauptaufgabe der physischen Nationalerziehung sein, dann auch die moralische fördern, indem sie den Eintritt in das Staatsleben mit der Weihe der Ehn und der Unterwürfigkeit unter das Gesetz beginnt, endlich aber im ganzen Volk die Tapferkeit hervorruft, den gerechten Stolz der Selbstgenugsamkeit, das Sicherheitsbewußtsein mit eigener geübter Kraft sich selbst behaupten zu können.

Indem ich in einem zweiten Artikel die religiöse Kritik bald zu besprechen gedenke, schließe ich diesen über die politische mit dem Sage des Verfassers:

Das Nationalrecht und der beharrliche Wille der Nation bleibt am Ende doch jeder andern Macht unüberwindlich. Die wahre Politik ist im Grunde das Recht und das Recht die wahre Politik. *)

M. Carriert.

Denkschrift über eine Reise nach Nordmexico, verbunden mit der Expedition des Obersten Donnanphan, in den Jahren 1846 und 1847. Von A. Wislizenus. Aus dem Englischen übertragen von George M. von Koss. Mit einem wissenschaftlichen Anhang und drei Karten. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1850. Gr. 8. I Hft. 10 Ngr.

Dies Buch hat recht viele belehrende Seiten. Es gehört in die schon seit Jahren ziemlich bedachte Classe wissenschaftlicher Reisewerke, denen eine unmittelbar ins praktische Leben eingreifende Nützlichkeit und Wichtigkeit nicht abgeht. Deshalb wird ihm eine beifällige Aufnahme gewiß nicht fehlen. Referent ward bei dem Lesen dieses Werks unwillkürlich an Mühlensfordt's „Mexico“ erinnert, mit dem es in mehr als einer Hinsicht auf ganz gleichem Standpunkte steht, obgleich es doch auch wieder sehr wesentlich davon abweicht. Beide gehen mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit demselben Fleiß, mit derselben Ausführlichkeit und Gründlichkeit zu Werke, beziehen sich unter ähnlichen Umständen auf dasselbe Land, und legen dasselbe Gewicht auf eine vieljährige Selbstanschauung und Selbsterlebnis. Dagegen ist der Spielraum der vorliegenden Schrift nur ein Theil von dem der andern, und zwar gerade der Theil wo sie am wenigsten selbständig auftreten konnte. Auch ist die Auffassung und Beschreibung der Natur, der ethnographischen, statistischen und politischen Verhältnisse in dem einen Buche eine ganz andere wie in dem andern. Daher können beide nicht bloß friedlich nebeneinander bestehen, sondern sie können sich auch gegenseitig unterstützen. Referent ward aber auch an Catlin's „Reise in den Ländern der nordamerikanischen freien Indianer“ erinnert, indeß nur insofern dieselbe mit der unser's Verfassers auf demselben Grund und

*) Den zweiten Artikel bringen wir später.

Boden ausgefüllt ist, denn in jeder andern Beziehung liegt zwischen beiden eine große Verschiedenheit. Gattin ist ein bezeichnender Reiter der ritterlich-kühnen Prairiesöhne, und führt mit hinreichender Reife einen dichterischen Pinsel. Wislizenus ist Freund der Natur im Allgemeinen, er beachtet das culturlöse Leben der freien Wilden gar nicht mit Weisheit, im Gegenteil sieht er darin einen durchaus verfehlten Lebenszweck, und wünscht Nichts sehnlicher als daß ein so herrliches Land nicht länger ungenutzt liegen bleiben, daß es recht bald in die leistungsfähigen Hände civilisirter Völker kommen möchte.

Für die Geographen von Fach, für die Geschichtsforscher, für die Staatsmänner welche die Auswanderung nach Amerika zu überwachen und auf naturgetreue Principien zu leiten haben, sowie für die europäischen Auswanderer selbst ist das Buch von hoher Bedeutung. Die Reise geht nämlich durch Texas und Nordmexico, also durch Regionen welche einer astronomischen und mineralogischen zuverlässigen Bestimmung noch gänzlich entbehren; sie geht durch Regionen worauf die europäische Völkerwanderung schon seit Jahren mit Entschiedenheit gerichtet gewesen ist; sie geht durch Regionen eines Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico, worauf die gebildete Alte und Neue Welt mit der theilnehmendsten Spannung geblickt hat, und sie geht durch diese Regionen gerade zur Zeit des Ausbruchs der Feindseligkeiten, so daß der Verfasser sogar genöthigt war als Militairarzt mitzutreten in die amerikanische Armee. Der Verfasser, ein geborener und gebildeter Deutscher, sieht schon seit mehr denn zehn Jahren Amerika als seine eigentliche Heimat an, kennt Amerika und Europa ganz genau, und weiß was jenes geben kann und was dieses sucht. Er kennt auch das Land in welchem die vorliegende Reise ausgeführt wird schon durch eine sieben Jahre früher angestellte ähnliche Wanderung nach Californien. Seine Bildung umfaßt einen großen Kreis von Naturwissenschaften und technischen Fertigkeiten. Die Lage der Gebirge, Flüsse und Orte weiß er astronomisch zu bestimmen, die Erhebungen und Senkungen des Landes mißt er mit Hilfe des Barometers ab, er besitzt ein sachkundiges Urtheil über den Ackerboden, über die Gebirgsarten, über Landwirthschaft und Hüttenbetrieb. Er ist also ganz der Mann zu einer solchen Reise mit dem besten Erfolge ausführen zu können. Vergleicht man die dem Werke beigelegte Karte mit den besten deutschen größern Kartenwerken von Bergbau, Vieh- und Pflanz, so erkennt man sogleich eine große Verschiedenheit in Hinsicht der Lage der Orte und des Laufs und der Verzweigung der Gebirge und Flüsse, eine solche Verschiedenheit daß das Eine dem Andern kaum noch ähnlich sieht. So stimmt der Verfasser z. B. die Lage von Santa-Fé beinahe um einen ganzen Grad südlicher in Hinsicht der nördlichen Breite und um mehr als um einen ganzen Grad östlicher in Hinsicht der Länge.

Der Verfasser verließ im Frühjahr 1846 St.-Louis im Staate Missouri, in der Absicht Nordmexico und Obercalifornien zu bereisen und im Herbst des folgenden Jahres wieder zurückzukehren. Der Hauptzweck seiner Reise war ein wissenschaftlicher. Er wollte die Geographie, Naturgeschichte und Statistik des Landes studiren, wollte den Weg nach dem Comaße einschlagen, und die merkwürdigen Orte und Punkte auf derselben mit Hilfe des Barometers und astronomischer Messung bestimmen. Die Reise war in dem genannten Plane begonnen, es wurden reiche Sammlungen ganz neuer, unbekannter Pflanzen angelegt, es wurde der Charakter der Felsen geprüft um Aufschluß über die geologische Formation des Landes zu erhalten. Er besuchte Minen und analysirte Erze, um auch in Hinsicht des Bergbaus den erwünschten Aufschluß zu erhalten. Auch in meteorologischer Beziehung hat er überall fleißig beobachtet, um daraus auf das Klima und auf die Beizigkeit des Landes zum Ackerbau zurückschließen zu können. Daneben sammelte er Notizen über die Bevölkerung, über ihre Sitten, Industrie und Geschichte. Als der Verfasser eine Reise aber kaum angetreten hatte, so brach der oben schon

erwähnte Krieg aus und wirkte sehr schnell auf die Ausfuhrung des Ganzen ein. In Chihuahua ward der Verfasser durch die Willkür einer ebenso dummen als feigen Regierung sogar zu einer sechsmonatlichen Unthätigkeit verdammt, „und als dann amerikanische Truppen in Chihuahua eintrafen, und ich einsah daß ich meine Reise nicht soweit werde ausdehnen können als ich mir vorgenommen hatte, nahm ich eine Stelle als Militairarzt an und kehrte mit der Armee über Monterey nach den Vereinigten Staaten zurück“. Diese Stellung in der Armee gab ihm Gelegenheit mit den Hauptereignissen dieses Feldzugs bekanntzuwerden. Hierüber hat er sich aber absichtlich nur kurze Notizen gesammelt, weil ein Freund von ihm, der in Oberst Donniphans Regiment als Offizier den ganzen Feldzug mitgemacht hat, eine ausführliche und sachverständige Beschreibung unter der Feder habe.

Jetzt mögen nun noch einige Stellen aus dem Buche selbst hier Platz finden: „Am 25. Juni legten wir Morgens zwölf englische Meilen bis zum Gallina Creek zurück. Das linke Ufer des Bachs ist sehr abschüssig. Die Uferketten bestehen aus einem dunkelblauen schieferigen Kalkstein mit Fossilien welcher der Kreideformation angehört. Ungefähr eine Meile vom Bache entfernt liegt Las Vegas oder Gallinas, ein Städtchen von hundert und etlichen Häusern, und mit arm und unreinlich aussehenden Einwohnern, welche auf den um dasselbe liegenden künstlich bewässerten Feldern Ackerbau und auch Viehzucht treiben. Das Thal von Vegas ist nicht so fruchtbar als das von Mora, und mehr der Strenge des Winters ausgesetzt. Nachmittags passirten wir das Städtchen und wendeten uns dem Gebirge zu. Statt über Hochebenen werden wir von nun an durch enge Thäler und Gebirgspässe wandern, welche von hohen, steilen Felsen eingeschlossen sind und Canons genannt werden. Durch einen solchen Canon kamen wir schon Nachmittags. Die Schroffen Felsen, welche bisweilen über unsern Weg hinüberhängen, bestanden aus gemeinem und kiefigem Sandstein, roth, weiß und graulich von Farbe. Auf diesen Bergen wachsen zwei Species Rothbäuche welche beide noch nicht beschrieben sind. Die eine (*Pinus brachyptera*) findet sich sehr häufig in Neumexico und eignet sich vorzüglich zu Bauholz; die andere (*Pinus edulis*), hier Pinon genannt, birgt in den Lannapfen nussähnlichen Samen der geröstet gegessen wird. Den 28. Juni Morgens erwachte ich vom Frost geschüttelt, da ich keine Wolldecke bei mir hatte, kühlte mich aber bei einem guten Feuer bald wieder erquickt und recht behaglich. Um mir bis zur Ankunft der Karavane die Zeit zu vertreiben ging ich das Ufer des Bachs entlang und untersuchte die aus gerostetem Granit bestehenden Felsen. Während ich beschäftigt war mit meinem Hammer einige Stücke von den großen Granitblöcken abzuschlagen, sah ich plötzlich einen Indianer in vollem Galopp über den Hügel gerade auf mich zuweilen. Da ich mein gefatteltes Pferd stets zur Hand hatte, so sah ich in einer Minute im Sattel; aber der Indianer war auch schon neben mir, auf dem Fuße von ungefähr 20 Indianern gefolgt. Ohne die geringsten Freundschaftszeichen zu machen gab er mir auf befehlshaberische Weise zu verstehen ich solle absteigen, Dessen ich mich jedoch entschieden weigerte, und ihm zu verstehen gab ich habe einen Weg vor mir. Darauf warf ich mein Pferd herum und ritt so rasch davon daß seine Gefährten mich nicht einholen konnten. Der alte Häuptling — das war er augenscheinlich — sah mir einige Minuten unentschlossen nach, da er aber ohne Zweifel bemerkte daß ich meine Büchse und Pistolen zur Vertheidigung bereit hielt, so brummte er Etwas das wie ein Fluß klang, und ließ mich reiten. Ich ritt nicht sehr schnell weiter, bis ich ihnen aus den Augen war, und lenkte dann nach meiner alten Straße ein, wo ich im Gehölze die Karavane erwartete, welche um die Mittagszeit erschien und dann an der Pecosquelle lagerte. Die Indianer waren, wie man mir sagte, ein Trupp Comanches.“

Die dem Werke beigegebene Reisekarte ist ein mit äußerster Sorgfalt angelegtes Meisterwerk. Es reicht von Inde-

pendene nach Santa-Fé, Chiapas, Monterey und Matamoros. Kupfer ihr besitzte das Buch noch eine Aemere „Geologische Skizze“ in Form einer Karte und noch drei Profile der Erhebungen über der Meeresoberfläche: 1) von Independencia nach Santa-Fé, 2) von Santa-Fé nach Chiapas, 3) von Chiapas nach Reynosa am Rio Grande. 61.

Johann Christian Edelmann's Selbstbiographie. Geschrieben 1752. Herausgegeben von Karl Rudolph Wilhelm Klose. Berlin, Wiegandt. 1849. Gr. 8. 2 Thln. 15 Ngr.

Die in der hamburger Stadtbibliothek handschriftlich, d. h. abgeschrieben, nicht autographisch, aufbewahret Autobiographie des seiner Zeit berühmten Edelmann bildet, durch die Presse vervielfältigt, den Hauptinhalt dieser Schrift. Einige Jahre nachher hatte der Herausgeber in der in der theologischen Welt wohl anerkanntesten Tübingen'schen „Zeitschrift für die historische Theologie“ einen Auszug aus dem obengedachten Manuscripte mitgetheilt, und es liege sich darüber streiten, ob damit nicht jedem Anrechte an die Veröffentlichung desselben für die Jetztzeit genügt worden sei. Denn einmal soll man, wie das Sprüchwort sagt, nicht Del zum Feuer gießen, und es wäre doch denkbar daß sich Dieser und Jener der vielen Geistesverwandten Edelmann's, die, nach dem eigenen Ausdruck des Herausgebers im Vorworte, in allen Kreisen der Gesellschaft jetzt hochverehrt sich finden, für seine querköpfigen, der Kirche und der Geistlichkeit feindseligen Ideen in diesen Selbstgeständnissen Nahrung suchte und holte; sodann aber scheint doch in der That Edelmann durch die cursae repetitae, die ihm der Herausgeber angedeihen läßt, höher gestellt zu werden als er es wirklich verdient. Denn allgemein ist man jetzt darüber einverstanden daß Edelmann kein eminentes Geiſt war, daß seine Inveetiven gegen Bibel und Christenthum kein tiefes begründetes, in sich selbst abgeschlossenes System bildeten, vielmehr äußern, in sein Leben verflochtenen Umständen Ursprung und Nahrung verdankten, namentlich in Ungehörigkeit und Grimm gegen die Geistlichkeit ausließen, daher auch ohne alle Uebantheit, wie sie doch in der Schriftstellerwelt vorwalten soll, hervortraten. Edelmann selbst hielt sich für einen zweiten Luther; er war der Meinung daß er der „Freiheit“ die Bahn gebrochen habe, während er doch nur das ihm Mögliche that zu zerstören und niederzureißen, wozu er in seinen Kreisen Gefannungsgegnen fand, wie sie seinen Nachtröttern unter unsern Augen auch nicht fehlten und fehlen. Ja, man darf die Niederschreibung seiner Selbstbiographie, wie sie nun vor uns liegt, auf Rechnung eines Dünkels setzen der in ihm war. Denn indem er die fälschlich über ihn, sein Leben und seine Meinungen verbreiteten Nachrichten berichtigen zu müssen glaubt, setzt er sie denen an die Seite welche zur Zeit der Reformation bloßen zu den ihnen feindlichen Schriften machten und herausgaben, und namentlich weiß er immer von Luther Anspielungen und Anwendungen auf sein eigenes Leben zu machen; wie leicht glaubte er auch Luther's oft ungeschäme Sprache sich aneignen zu müssen, um für seinen Geistesverwandten zu gelten. Doch läßt sich zu Gunsten der Veröffentlichung des hier in extenso zugänglich gemachten Manuscripts auch Manches anführen. Unverkennbar hat sie für den philosophischen Geschichtsforscher keinen geringen Werth, der die Umwege, Abwege und Irrwege genauer kennenlernen will und muß die der menschliche Geist zu einer Zeit einschlug als er mit noch ungeübter Kraft und ohne ein festes Ziel vor Augen die ersten Versuch machte sich von den drückenden Ketten zu befreien in die der erstarrte Dogmatismus der herrschenden Kirchen, die Nichts lernen und Nichts vergessen wollten, ihn geschlagen hatte. Aber auch der bloße Freund der Geschichte wird hier für die Physiognomie des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit zahlreiche anziehende Belege finden und zu nügen wissen. Edelmann selbst war schon lange vor seinem Tode, der am

15. Februar 1767 erfolgte, fast gänzlich verfallen. Um ihm den freien Laßhaft in den preussischen Landen zu verschaffen suchte, soll Friedrich II. geküßert haben: man möge sich darüber nicht wundern, da er viele andere Narren in seinen Ländern zu bilden sich genöthigt sehe.

Der Herausgeber hat durch eine zweckmäßige Einleitung dem Verständnisse der Biographie vorgearbeitet, auch am Schluß derselben noch andere Manuscripte Edelmann's, welche sich in der hamburger Stadtbibliothek finden, genauer beschrieben. Le quitescant in pace. 24

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Bei 1851.

Als wir unlängst in das Verkaufslocal eines hiesigen Buchhändlers traten, fanden wir mehr Männer unserer heiligen Firmaband, oder verständlicher gesprochen, der Polizei dort, welche das kleine Local für einen Kesselfloßer zu halten schien der eben etwa eine Bollgrenze zu passieren habe. Besagte Männer waren nämlich eifrig damit beschäftigt alle Kamm, alle Ecken und Winkel von den lustigen Hängematten der Spinnen an der Decke oben bis hinab in die unterirdischen Katakomben des Geschlechts der Mäuse zu durchstöbern und nach Contrebande zu spähen. Es ist früher, wenn wir uns recht erinnern, in den seligen Zeiten des patriarchalischen Absolutismus bei uns wol vorgekommen daß man irgend ein bestimmtes Object, ein bestimmtes Buch verfolgte und seiner habhaft zu werden suchte, daß man aber eine förmliche Razzia auf verbotene oder zweideutige Bücher überhaupt und im Allgemeinen anstellt wie jetzt, Das ist in der That neu. Hat man allerdings, in seiner Specialität läßt sich ein solcher Fall nennen, wenn er auch näher beleuchtet Nichts weiter ist als die natürliche Consequenz der momentan waltenden Principien, und eines Verfahrens das wir schon aus dem alten römischen Geschichtschreiber Tacitus in seiner ganzen Breite und Lich kennen. In diesem Sinne gibt es natürlich schwerlich ein Neues unter der Sonne, wir müßten etwa Das als neu bezeichnen daß die Maßnahmen der Gegenwart meist nicht grade so direct nach Gewalt schmecken und nach Grausamkeit riecht wie in den Tagen des genannten Historikers. Allerdings ist man heutzutage milder. Die Herren Richtermeister moderner Zeiten haben nicht mehr die heidnisch-unumwundene Dröckigkeit, noch auch die mittelalterlich-fanatische, laut tosende Wuth. Sie sind mütter und zahmer geworden; sie fürchten sich vor oberhand Gelpenstern, mitunter sogar vor der öffentlichen Meinung; denn leider wird heute Alles öffentlich. Mancher Mann wol gern noch sein Nütchen im Stillen und ungeschen, und machte es am liebsten den kleinen Knaben nach welche hinter dem Rücken der strengen Lante manchmal rasch dem Hund oder der Rabe auf den Schwanz treten; aber auch Das geht selten an. Die sprechen nicht davon wie jene Jagd auf verlegerte Bücher, jenes Eindringen in die Privaträume, jenes Beschlagnahmen von Schließern, sogar während der Abwesenheit der Besitzer, jenes Schalten und Walten mit fremdem Eigenthum zur völligen Demoralisation des öffentlichen Geistes be trägt. Das hat die Partei welche verlei ausübt vielleicht demoleinst selbst in Rechnung zu nehmen; denn wie man nicht ungeheft mit Versprechungen spielt, nicht ungeheft das öffentliche Vertrauen untergräbt, ebenso verlegt man nicht ohne künstliche Gefahr für sich selbst die Ehrelichkeit des Individuums in seinem Geschäftstreiben und in seiner Behauptung. Die Devise des Consequenmanns mit Stundenglas und Puppe: „Heute mir, morgen dir!“ ist ebenso auch die Devise des Partikampfes in der Weltgeschichte; und wenn es heißt: „Wer das Schwert zieht, kommt durch das Schwert um“, so will Das nichts Anderes sagen als: die Zustände die man um sich herum erzeugt werden früher oder später zu Factoren des eigenen Geschicks. Lassen wir Dies jedoch beiseite, und bemerken wir einzig den Umstand daß die Art und Weise wie man be-

melen gegen die Presse verfährt, einschließt; der neuen Pressekennzeichnungen, das Heize dazu beitragen wird die ganze Literatur selbst immer mehr in Verfall zu bringen. Die Literatur gediebt nur von einer Regierung auf allgemein humanistischen Principien steht, mag sie von da oder von vorher stammen. Ist die Regierung nur Partei, momentan herrschende Partei, so wirkt ihre Einseitigkeit lähmend auf den gesamten productiven Geist, wie immer auch diese Partei heiße. Will man ein Beispiel der Geschichte, so analysire man in England die politischen und literarischen Verhältnisse etwa von 1680 bis gegen 1800.

Die Männer der Polizei, von denen wir oben sprachen, waren glücklicher als wir die wir auf dem Revolutentisch hin- und herspähten. Sie fanden vielleicht mehr als sie vermuthet hatten; wir dagegen suchten vergebens, wie schon seit ein paar Wochen nach einer bedeutendern neuen Erscheinung der hiesigen Presse, und mußten uns abermals mit einem Funke unter unserer Erwartung zufriedengeben. Es ist gegenwärtig Mai: Alles steht in Blüthe, nur nicht unsere hiesigen Literaturverhältnisse, und bald wird die erste Hälfte des Jahres 1851 vergangen sein, ohne daß wir mehr als etwa zwei oder drei namhafte Schriftwerke erleben, die indeß diesmal andern Weisen als der reinen Belletristik angehören. Die Gründe für dieses Deficit in der Production liegen nahe genug. Die ersten beiden Monate des Jahres litten unter den Nachwehen der kriegerischen Situation im November; mit dem März begann die Zeit der geschäftlichen Vorbereitungen für die Messe, welche alljährlich die buchhändlerische Thätigkeit so in Anspruch nimmt daß sich wenig Ruhe zu neuen Publicationen findet, und alle dergleichen Unternehmungen bis auf den Juni und später verschoben bleiben. Wir haben es somit hier zugleich mit einem Abschluß zu thun, und hoffen in unserm nächsten Bericht von einer Reihe, von einer sozusagen neuen Reihe und Epoche literarischer Erzeugnisse Mittheilung machen zu können.

Eine besondere Thätigkeit entfalteten im verflohenen Jahr die beiden neuerhandenen Verlagshandlungen von Franz Duncker und von Herz, und wir verdanken ihnen die Berücksichtigung einiger Werke welche sich den Beifall des Publicums erworben. Unlängst hat sich ihnen eine neue Firma beigefügt, eine „Allgemeine deutsche Verlagsanstalt“, die ebenfalls bemüht ist sich durch einen modernern Unternehmungsgeist zu legitimiren. Unter ihren Publicationen nennen wir „Die Manuskripte Prer Schlemihls“ von L. Heßlein; „Soziale Briefe an Kirchmann von Hobbertus, Nr. III: Wiederlegung der Ricardo'schen Lehre von den Renten und Begründung eines neuen Rentensystems“; „Unpolitische Bilder aus Petersburg“ von C. Serzmann; „Fürstenspiegel“ von König u. s. w.

Eine allgemeine Richtung anzugeben welche der literarische Geist momentan verfolgt, dürfte kaum möglich sein, da sich aller Orten der bunteste Eklekticismus zeigt. Natürlich blieben gewisse äußere Ereignisse nicht ohne modificirenden Einfluß auf die Presse, namentlich auf die kleinere Presse. Das politische Verhalten Preußens in und seit den letzten Momenten des verflohenen Jahres gab Veranlassung zu einer Reihe von Flug-schriften, die zum Theil das Auffehen welches sie machten in vollem Maße verdienen. Gegenwärtig übt die Industrieausstellung in London und das herannahende Fest der Einweihung des Denkmals für Friedrich den Großen eine schätzbare Wirkung auf die literarische Production. Es erscheinen fast täglich Begleithe nach London, Anleitungen zur englischen Conversation, Beschreibungen und Pläne von London, Beschreibungen des wunderbaren Glaspalastes und dergleichen Dinge, mit denen man den Reisenden auszukommen dankt. Der gute Deutsche ist durchschnittlich ein armer Mann, und wenn ihm die mannichfache Belehrung die er hier empfängt eher ein das kostspielige Terrain der Pfunde und Guineen betrifft, nur Etwas nützt und seinen Geldbeutel vor einer allzu großen Lücke bewahrt, so kann er mit dieser auf die londoner Industrieausstellung spekulirenden kleinen Industrie unserm Buchhandels schon zufrieden sein und

sich erlauben daß er doch nicht in „24 Stunden fertig englisch lesen, schreiben und sprechen“ gelernt haben wird.

Die Einweihung des großartigen Denkmals für den großen Preußenkönig ruft in der Literatur die Erinnerung an Bestern von neuem wach. Es erscheinen biographische Skizzen, Beschreibungen des Monuments, poetische Ergüsse; ja sogar ein dichterisches Werk des berühmten Königs selbst, das Lehrgedicht „Die Kunst des Kriegs“, wird in einer neuen, recht liegenden Uebersetzung von Springer, welcher die Alexandriner in fünfjährige gereimte Jamben umformte, den Liebhabern geboten. Der Moment dürfte nicht ungeeignet sein im Rückblick auf den Schöpfer Preußens, die Geschichte dieses Staats zusammen zu summiren, die jüngste Zeit im Spiegel der Jahre von 1740—56 zu betrachten, und ein mächtiges Wort an die Menschen und Denker der Gegenwart zu richten. Wer aber sollte dies Wort sprechen daß es wärte? Würde man der Schwärme eines Menschen glauben, wenn die Örtlichkeit der Ereignisse selbst nicht Kraft genug besitzt zu belehren, zu überzeugen? Und wer es spräche jenes Wort, oder es schriebe, müßte er nicht, vielleicht selbst wider seinen Willen, die Feder in Wermuth und brennendes Feuer tauchen um Das zu sagen was das Herz des Patrioten sagen möchte? Und müßte er darum leider nicht zuvor das uralte Sprüchwort „Procul a Jove procul a fulmine“ beherzigen, und sich auf ein Aetereis begeben wo er vor den Privatleidenschaften der Parteien geschützt wäre? Es ist eine eigene Laune der geschichtlichen Entwicklung daß sich das Standbild des großen Friedrich gerade jetzt unter uns erheben soll.

Mit den Russen hat Friedrich II. nicht allzu viel Glück gehabt. Seine eigenen Verse sind declamatorische Versuche, bei welchen der Verstand und die ethische Reflexion die Phantasie und den eigentlichen poetischen Geist völlig beherrschen. Aber er steht darum dennoch nicht allzu tief unter den jetztge-nöthigen französischen Dichtern erster Gattung. Der kann heutzutage eine Ode des hochgeehrten Jean Baptiste Rousseau lesen, ohne sich zu wundern daß es eine Zeit gab wo man dergleichen pomphafte Reimeilen für die Sprache der Russen hielt. Was ehemals zum Preise des großen Königs gesungen wurde ist vergessen, bis vielleicht auf die berühmte Dithyrambe von Schubart. Wer denkt heute noch an den berliner Hovag, an Kramler? Wie viele Leute gibt es welche die „Morassias“ kennen, ein episches Gedicht in Hexametern, welches in der Verherrlichung des Siebenjährigen Kriegs und seiner Helden den Versuch einer preussischen Iliade wagte? Was im gegenwärtigen Augenblicke bei Gelegenheit der Denkmalsweihung zur Ehre Friedrich's II. in Versen erschien ist, soweit es uns zu Gesicht kam, von geringer Bedeutung, z. B. das Gedicht „Den Namen Friedrich's des Großen, eine Festgabe von Julius Heinke“, einem sonst talentvollen Autor, von dem uns früher schon weit bessere Verse bekannt wurden. Heinke wob verschiedene Ausprüche des großen Königs in seine Reilen ein; es gelang ihm jedoch nicht sie durch ihre Stellung gehörig zu pointiren und zu wirklichen Glanzblitzen zu erheben.

Unter den prosaischen Erinnerungsschriften macht sich eine Publication der Vereinsbuchhandlung: „Geschichte Friedrich's des Großen, Volksbuch von F. Becker“, vortheilhaft bemerkbar. Es ist diese Geschichte mit einer Reihe von Holzschnitten geziert, und in einer einfachen, warmen und unterhaltenden Sprache geschrieben. Der Verfasser hat sich bemüht bei möglichster Vollständigkeit, welche in die historische Erzählung auch an geeigneten Orten manche anekdotischen Züge verwebt, möglichst kurz zu sein, und seine Darstellung von den Gesichtspunkten aus zu beleuchten welche „die Gegenwart einer großen Vergangenheit gegenüber einzunehmen berufen ist“. Die Verlagshandlung hofft „dem deutschen Volke ein rechtes Volksbuch in dem Augenblicke darzubieten wo alle Vaterlandsfreunde eine den Bedingungen der Zeit entsprechende Wiederbelebung der Politik Friedrich's des Großen wünschen“. Der hier angege-

lene Gesichtspunkt veranlaßt den Verfasser bei jeder passenden Gelegenheit die freimüthigen und hochherzigen Aussprüche des großen Königs in Bezug auf Staat, Religion, Verwaltung u. s. w. anzuführen und der Welt ins Gedächtniß zurückzurufen. Einer der schlagendsten Berührungspunkte mit der Gegenwart ist der Deutsche Fürstenbund vom 23. Juli 1785. Hier sagt der Verfasser und wir führen die Stelle als Beleg seiner Anschauungsweise an: „Die wir es in neuester Zeit bei Gelegenheit der Union des Jahres 1849 erlebt haben, so war auch im Jahre 1785 die sich besonders »preussisch« dünkende Partei sehr unzufrieden mit diesem Vertrage. Man meinte der König von Preußen könne es immerhin geschehen lassen daß der Kaiser sich auf Kosten deutscher Staaten vergrößere; er dürfe dann umso mehr zu gelegener Zeit ein Gleiches zu eigenem Vortheil versuchen. Der Fürstenbund sei nur ein Hinderniß für die Vergrößerung Preußens, und entfremde demselben nicht allein Oestreich, sondern auch Rußland und Frankreich. Damals wie in jüngster Zeit verstand diese Partei den moralischen Einfluß nicht zu würdigen, der für Preußen unendlich wichtiger war als der Gewinn eines Stückchens Landes, und der ihm die Führerschaft in Deutschland versprach. Aber Friedrich wußte was er wollte, wußte daß Preußen Deutschland nicht schwächen lassen durfte, daß es Deutschlands Bundesgenossenschaft brauche, um die Aufgabe einer Erneuerung des Deutschen Reichs, die nur unter Preußens Leitung im Gegensatz zu dem großentheils un deutschen und der protestantischen Geistesbewegung feindlichen Oestreich möglich war, zu erfüllen. Selbst ein Kaiser Joseph kämpfte ja in seinen eigenen Landen vergebens gegen Hierarchie und Pfaffensthum. Die politisch-nationale Selbstsucht ist es welche England groß gemacht hat, und eines gesunden, klaren, umsichtig praktischen Egoismus bedürfen nicht allein die Personen, bedürfen auch die Staaten und Nationen zu wahrer Förderung ihrer Angelegenheiten... Bedarf Preußen eines auswärtigen Bundesgenossen, und in der That ist die Vereinsamung dem Wohle keines Staats zuträglich, so weist ihn die Natur aller Verhältnisse vorzugsweise auf England hin. Jeder dieser beiden Staaten besitzt gerade Das was dem andern fehlt, da Preußens Macht in seinem Landheere, Englands Macht hingegen in einer Flotte ohne Gleichen besteht... Wir sahen in der Geschichte den großen William Pitt das entschiedenste Interesse an den von Friedrich II. erfochtenen Siegen nehmen, und den Grundsatze aufstellen daß die Unabhängigkeit Preußens für das Gleichgewicht Europas nothwendig sei... England braucht ein Hartes, Rußland ein schwaches und abhängiges Preußen.“

Rechnen wir die genannten paar äußern Zeiteinflüsse ab, welche auf gewisse Aweige der berliner Production fördernd wirkten, so befinden wir uns den Erscheinungen der Literatur während der letzten Monate gegenüber in der Aussicht auf ein buntes Chaos, in welchem sich wenige Verbindungslinien ziehen lassen. In der politischen Literatur haben die beiden Flugschriften „Drei Monate auswärtiger Politik“ und „Die Dresdener Conferenzen“ bekanntlich Epoche gemacht, und sind ihrer Zeit vielfach von den politischen Organen besprochen worden. Nicht minder erregte das Erscheinen des zweiten Bandes der „Parlamentarischen Erbsen“ von Walter-Rogge die allgemeine Aufmerksamkeit. Dieser Band bespricht die Demokraten Unruh, Uhlisch, Robbertus, Berg, Bucher, Jacobi, D'Esler u. s. w. Es ist bei Gelegenheit des ersten Bandes in Nr. 273 u. 274 d. Bl. f. 1850 von dem Werke ausführlicher die Rede gewesen, und wir haben, da dort der Standpunkt des Verfassers angegeben worden, wenig mehr hinzuzufügen. Daß es den Demokraten nicht besser ergehen würde als den Conservativen, konnte Niemand zweifelhaft sein welcher irgend mit dem Verfahren der absoluten Kritik vertraut ist. Die absolute Kritik gleicht sozusagen einer fortwährenden Anwendung und eskamottirenden Handhabung des, allerdings ganz anders gemeinten, philosophischen Satzes: „Omnis definitio est negatio.“ Ihr Allgemeines, welches durch ein definitives Handeln, durch

die Praxis stets neglet wird, ist ein Schatten, ein Ideal, eine Theorie, die eben nur Theorie bleibt, weil sie nach der Natur ihres Principis Nichts mehr zu scheuen hat als jede Behauptung mit der Praxis, welche dem Handelnden fast nie gestattet sein will auf einer schnurgeraden Eisenbahnlinie zu erreichen. Die positiven Umstände, die realen Verhältnisse werden für den Handelnden zu Factoren welche die Mittel seines Willens in den Augenblick modificiren, und es kann daher dem theoretischen Scharfsinn nicht allzu schwer werden Mangelhaftigkeiten und scheinbare Inconsequenzen herauszufinden und zu corrigiren. Und noch mehr wird Dies der Fall sein auf einem Schachbrett wo ein ganz neues Stück aufgeführt wird, und wo es durchweg an Erfahrung fehlt. Daß mancher Adel ein völlig gerechtfertigter sein mag, soll hiermit keineswegs geleugnet werden, und wir müssen namentlich Rogge das Verdienst erkennen daß er für die schwachen Stellen der vorgeschrittenen Charaktere und Intelligenzen ein schärferes Auge besitzt als die meisten Autoren und Politiker welche über die Zustände und Ereignisse des Jahres 1848 ihre Urtheile und Betrachtungen niedergeschrieben haben. Ebenso ist sein Buch vom literarischen Gesichtspunkte aus ein Meisterwerk der Darstellung: es vereint fast Alles in sich was in dieser Hinsicht von dem stilistischen Talente der Franzosen und Engländer geleistet worden. Big, Phantasie, Combinationsgabe, piquante Wendungen, leichte Eleganz, muntere Frische und plastische Kraft vereinigen sich um dem Leser wenn auch nicht fern wahrhafte und tiefe Belehrung, so doch eine Unterhaltung zu gewähren, der er sich mit um so größerem Vergnügen hingibt als ihm der Stoff nicht nur bekannt ist, sondern auch immerfort noch von neuen und unerwarteten Seiten mit einem prächtigen Brillantsfeuerwerk erleuchtet wird.

Von den weniger bekanntgewordenen politischen Broschüren heben wir zunächst zwei hervor, die sich beide mit Oestreich beschäftigen. Die eine unter dem Titel „Fürst Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit“ ist im Interesse der jüngsten preussischen ministeriellen Politik geschrieben, oder wenigstens zu deren Vertheidigung, da der Verfasser in der Vorrede erklärt daß er gegenwärtig keine monarchische Partei kenne der er sich angeschlossen den Muth hätte. „Der monarchische Egoismus“, fügt der Verfasser bei dieser Gelegenheit hinzu, „droht die Dynastie und alle Interessen des Vaterlandes auf ein hölzernes Bein zu stellen; droht Preußen, statt es zu einem Factor in dem großen Werke der europäischen Restauration zu erheben, zu einem Focus vielmehr der Contrerevolution und damit der Revolution selbst zu machen. Der glückliche Erfolg womit das gegenwärtige Ministerium bisher die Parteien besetzte, ohne sich selbst einer Partei zu überliefern, ist die einzige Hoffnung unsrer Zukunft.“ Wir haben es also hier mit einem Restaurationspolitiker zu thun, der jedoch das Verfahren des Fürsten Schwarzenberg völlig verwirft, weil er die Aufgabe der Restauration nicht auf „Untreue“ und „Ueberlieferung“ gegründet wissen will. Der Politik bedarf nach ihm die Welt nicht der Diplomatie, welche nicht mehr im Stande sein dürfte die Völker auf ihrer revolutionnären Marschroute aufzuhalten. Der Verfasser gründet seine Betrachtungen auf den eigentlichen Ursprung der Gefahr welche seit 1848 die Völker bedroht. Die Gefahr, „der conservativen Interessen, der christlichen Bildung und der Gestaltung Europas“ lag nach seiner Ansicht zunächst nicht in der Existenz einer französischen Republik, sondern in der schon seit beinahe zwei Decennien eingetretenen Auflösung der Heiligen Allianz. Wenn man die conservativen Interessen mit der christlichen Bildung und der Gestaltung Europas identificirt, ohne die nähern Motive dieser Identifizierung beizubringen und einer Untersuchung zu unterwerfen, so ist es natürlich nicht sehr schwer die Grundlinien für eine Ausgleichung der politischen Verhältnisse zu ziehen. Daß die wahre Gestaltung Europas, d. h. Das was in dieser Gestaltung echt ist und den Forderungen der Humanität entspricht, zu

erweisen sei, wird kein vernünftiger Mensch in Uebereinstimmung stellen. Eine andere Frage aber ist es, ob die Befestigung nach der beabsichtigten Politik der Restaurationsmänner fernere gedeihen, sich verallgemeinern und fortsetzen kann, wie es das Gesetz jeder naturgemäßen Entwicklung verlangt, oder ob sie in einem Zustande den man heutzutage Conservatismus taufte rückschreiten und verkommen muß. Die Hauptbedingungen der wahren Gerechtigkeit sind Wohlstand und Freiheit, und diese zu fördern ist die Aufgabe einer gesunden Politik, eine Aufgabe zu welcher die Heilige Allianz an sich in gar keinem engeren Verhältnisse steht. Doch lassen wir diese Erörterungen, welche von vornherein die ganze Basis des Verfassers unterhöhlen, beiseite, und hören wir seine weitern Auseinandersetzungen an. Da „die Lösung der sozialen, der innern Staatsfragen, mit andern Worten (sic) die Bekämpfung der Revolution“ auf die Autorität angewiesen ist, so kam es im Jahre 1848 darauf an die Autorität zu reetablieren. Aber durch welche Mittel? „Die Mittel des Friedens hat die Revolution bereits versperrt. Solange es mächtige und einflußreiche Glied im Besten in seiner gegenwärtigen normalen Lage und Stellung beharrt, ist die allgemeine Vereinigung unmöglich und ohne Aussicht auf Erfolg. Frankreich kann in keinen Congress eintreten, und wenn es intrat, nicht consentiren, und wenn es consentirte, nicht approbiren, und wenn es approbirte, Nichts garantiren.“ Der Weg des Krieges konnte von den Fürsten nicht acceptirt werden, weil die Revolution leicht zu fördern und den Wohlstand der Staaten vollends zu zertrümmern drohte. Es war daher keine „aufgabendrige“, sondern die „natürliche“ Aufgabe Rußlands den unseligen Bruch zwischen Preußen und Oesterreich, seinen alten Verbündeten, zu schließen. So kam es zu den Warschauer Conferenzen. „Man hat“, sagt der Verfasser, „in engerm Kreise die Stellung welche der russische Vermittler in Warschau beobachtete getadelt. Allein man vergißt daß der Vermittler nicht auch zugleich Schiedsrichter war, daß Oesterreich das Vertrauen des russischen Cabinets besaß, und in Preußen Hr. von Radowiz die auswärtigen Geschäfte leitete... Reichwol glauben wir daß seitens der vermittelnden Macht darin gefehlt wurde daß sie den österreichischen Vergleichsvorschlägen gestattete zu viele und zu belangreiche Fragen förmlich offen zu behalten. Das hieß die Lösung des Mißverständnisses aufs neue vertagen, statt es definitiv zu schließen. Auf der einen Seite konnte dies Vertrauen durch seine Ausübung leicht verführerisch wirken, und daß es in der That so wirkte, zeigte sich schnell genug.“ Und nun stellt der Verfasser den Gebrauch dar welchen der Fürst Schwarzenberg von dem ihm in Warschau gewordenen gleichsam offenen Vertrauensanbath machte, wobei er jedoch von der Voraussetzung ausgeht daß es den drei Mächten um die Wiederherstellung der Heiligen Allianz voller, ganzer und rechtsschaffener Ernst war. Wenn der Verfasser hinzufügt: „Ist diese Voraussetzung unzulässig, dann freilich schreiben wir vergeblich“, so scheint uns hieraus hervorzugehen daß er selbst nicht mit unumstößlicher Bewißheit an die Realität seiner Voraussetzung glaubt, und daß er sie eben annimmt, weil er nur in ihr die Basis der notwendigen Politik erblickt, und dabei soweit geht das Ganze verloren zu geben, im Fall man sich auch nur von einer einzigen Grundbedingung des Bundes loszuwinden gedenke. Wir unsererseits glauben an eine solche Voraussetzung in gewisser Hinsicht gar nicht, und haben somit im Allgemeinen unser Urtheil über die vorliegende Broschüre angebeutet. Denn nehmen wir an, „der Fürst Schwarzenberg habe sich nicht durch die Grundbedingungen der alten Heiligen Allianz verpflichtet gefühlt“, so erscheint sein ganzes ferneres Auftreten sogleich in einer andern Beleuchtung als es der Verfasser bei seiner Anschauung findet. Wir können aber auch noch einen Schritt weiter zurückgehen und uns fragen: ob eine Restauration, eine aufrichtige und haltbare Restauration des alten Bundes der Art wie er gewesen überhaupt in das Reich der Möglichkeiten gehöre? Wenn man die Entstehung des Bundes, seine dama-

ligen Motive, seinen ursprünglichen Charakter ins Auge faßt, und zugleich die ganze Umgestaltung der Verhältnisse seit jener Zeit in Anschlag bringt, so wird man jene Frage notwendigerweise verneinen müssen, oder man müßte überhaupt den Einfluß jeder geschichtlichen Entwicklung leugnen. Die Heilige Allianz war Nichts mehr und Nichts weniger als ein persönliches, momentan gegen französische Eroberungsgelüste gerichtetes Verhältniß. Die Personen haben gewechselt, und schon der Umstand daß ein zukünftiges Eroberungsgelüst vom Osten her zu fürchten ist, verändert die Lage der Dinge vollständig. Weiter hierüber sprechen zu wollen wäre vollkommen überflüssig, da diese Punkte alle schon von den geschicktesten politischen Rednern erörtert wurden, neuerdings, wenn wir nicht irren, auch von dem Verfasser der „Dier Wochen auswärtiger Politik“. Was will unser Autor von der Restauration im Allgemeinen? Er deutet es an indem er sagt daß sie keineswegs eine Contrerevolution sei, daß sie die von der Revolution unberührt gebliebenen Elemente sorgfältig schonen, und wo die Natur der Dinge es gestattet, das Neue mit dem übriggebliebenen Alten in lebendige Verbindung setzen, hier wie überall die Wiederaufrichtung der erschütterten landesherrlichen Gewalt als den Mittelpunkt von wo sie ausgeht, indem sie erhält und indem sie erzeugt, betrachten solle. „Wie ist das System“, heißt es S. 26, „welches das Volk in alten Ehren und Kreuzen zu gleicher ständischer Ausübung der politischen Gerechtigkeiten und den fürstlichen Thron versammelt mit diesem das Beste des Landes zu beraten, und auf die Entschließung der landesherrlichen Volksgewalt allein durch die Macht eines sittlichen Einflusses zu wirken.“ Preußen war der in Bezug auf das Restaurationswerk am meisten gefährdete Staat; ihm mußte man daher in Warschau, nach des Verfassers Andeutung, das so „delicate Abwicklungsgeschäft“ mit der Revolution auf jede Weise erleichtern, und zwar nicht nur aus Pflicht, sondern auch aus Klugheit. Aber Nichts von alledem, und die Manoeuvres des Hrn. von Schwarzenberg beginnen. „Ein untergeordneter Conflict, in welchem das positive Recht allerdings auf Seiten Oesterreichs war, sofern der Kurfürst von Oeffen wol den Bestand des Bundestags, nicht jedoch den preussischen nachgesucht, ja den letztern sogar verboten hatte, ward von dem Fürsten Schwarzenberg unerklärlicher Weise zur lauten Kriegfrage angefaßt. Es leidet kein Bedenken daß die scharfe Ausspitzung dieses Conflicts sehr wohl zu vermeiden war. Nur ein ganz billiges Maß von Rücksicht auf die peinliche Stellung Preußens würde ihn umso mehr vermieden haben als er nur noch das verbläbte Erbstück einer von Preußen seitdem factisch abgegebenen Politik war. Selbst unverbundene Regierungen pflegen soviel Conivenz sogar in erheblichen Fällen sich gegenseitig zu widmen. Nicht so der Fürst Schwarzenberg. Er erschreckte Europa, rief aller Orten die Feinde der Ordnung aus ihren Schlupfwinkeln, verhieß der Revolution das ersahnte Schauspiel des Kriegs zwischen den Mächten der europäischen Befestigung, nebenbei dem deutschen Volke die Blutbäder des Bürgerkriegs, den jähen Untergang des kaum genesenen Wohlstands u. s. w.“ Dies die Betrachtungsweise des Verfassers. Die Revolutionsmänner halten sich gewiß für außerordentlich praktische Menschen, und belächeln jede neue Idee als eine hohle Theorie. Was thut jedoch der Verfasser hier? Er modelt die Verhältnisse und Thatsachen nach seiner verbläbten Theorie von der Heiligen Allianz, anstatt aus den Thatsachen zu schöpfen, aus ihnen seine Abstractionen herzuleiten, und aus dem Verfahren des Fürsten Schwarzenberg eben zu erkennen daß man österreichischerseits etwas Anderes wollte als eine Restauration jenes Bundes auf den alten Grundbedingungen. Der Verfasser geht sofort zu den Olmüzer Conferenzen über, und windet dem Hrn. von Rantoussel für das erhabene Wagniß seiner Reise einige Siegeskränze; denn, „die Punctation von Olmütz war ein großer, wenn auch unblutiger Sieg unserer Armee“. Auch dem Fürsten Schwarzenberg wird hier ein kleines Verdienst zuerkannt, oder es wird ihm vielmehr nur

als Braug gezeit und foglich nieder waggommen. „Der König“, heißt es, „lag in seinen Händen, er konnte ihn vorgehen und er hatte Grund dazu, denn alle Vorseite, selbst die Strategischen, schienen auf Oestreichs Seite. Der Fürst wählte den Frieden... Aber dies Verdienst ist höchst zweideutig. Es ist das Verdienst eines Mannes der sich besetzt um endlich viel Böses das er angerichtet hat weniger schädlich zu machen. Die Absicht ist gut, aber der Erfolg liegt nicht mehr in seiner Hand.“ Und hiermit langt der Verfasser bei der ersten Station an wo der Fürst Schwarzenberg gestraft wird. Dann er kann, trotz der Wahl des Friedens, „die allgemeine und durchgängige Störung der friedlichen Meinungen und Hoffnungen Europas, die Störung welche der Glaube an die Wahrhaftigkeit der wachsender Reconciliation erlitten hat, nicht ungeschehen und vergessen machen. Endlich muß er sogar auf alle Vorseite verzichtet die er aus der Anwendung einer so platten Politik für Oestreich selbst erwartete. Er begabte in Dänzig seinem Ranne. Mit ruhiger Würde und mit der klugen Fähigkeit des wirklich restaurativen Staatsmannes läßt der preussische Minister die romantische Blähung der Selbstüberschätzung an sich vorbeiziehen, um den Frieden und das Bündniß, von dem Europa die Erhaltung seiner Cultur erwartet, zu sichern.“ Es folgt eine Aufzählung der Zugeständnisse die der Fürst habe machen müssen, während er später in der „fameusen“ Depesche vom 7. December in fühner Modomontade den großmüthigen Sieger zu spielen für gut befanden. Diese Anschauungsweise, die wir nicht weiter zu belauschten brauchen, wird in ihrer Absonderlichkeit höchstens etwa durch die berühmt gewordene Phrase vom Zurückweichen des Starren aufgewogen. Es nahen die Dresdener Conferenzen; man durfte sich von der persönlichen Begegnung der beiden leitenden Staatsmänner nunmehr das Beste versprechen, indes vergebens, denn jetzt beginnen die eigentlichen Thaten der Antreue von Seiten Oestreichs. Und schon „das der österreichischen Politik zum Grunde liegende Unterhandlungsprogramm des Hrn. von Schwarzenberg ist vom preussischen Standpunkte aus völlig unannehmbar, weil es auf Fitionen beruht, die an sich weislos, darauf angewiesen sind die mangelnde Befähigung durch Eigenfinn und Consequenz zu ersetzen.“ Natürlich hat „die Vorsicht des Hrn. von Manteuffel Das erkannt und das Böse erreicht, indem sie die Entwürfe dieses Programms wenigstens passivisirte“. Auf den Dresdener Conferenzen wird nun dem Verfasser endlich der Kernpunkt der deutschen Politik Oestreichs sichtbar: Oestreich will die deutsche Kaiserkrone und hält die Dregenger Vereinigung aufrecht, während Preußen die Union ausübt. Dem welcher die Geschichte zu Rathe zieht wird es nicht entgehen daß das Haus Habsburg von je nach der Hegemonie in Deutschland strebe und diese Idee nie aufgegeben hat. Wir erwähnen dieses an sich bekannten Umstandes nur um abermals auf ein Argument aufmerksamzumachen, warum die Heilige Allianz nur eine vorübergehende Phase sein konnte. In der Deduction gegen diese Annahme Oestreichs entwickelt der Verfasser auf einmal, weil es ihm hier in sein Belieben paßte, einen vollkommen scharfen historischen Blick, während er sonst ganz kurzschichtig erscheint. „Hätte das europäische System die alte, ehrwürdige Macht des Hauses Habsburg ertragen, der Gang der Entwicklung würde die Geschichte Polens rechtzeitig in seine Hand gelegt, würde die Emporkunft Preußens und die Emporkunft Rußlands verhindert haben.“ Das ist einmal richtig, freimüthig und tief-sinnig gesprochen; wobei wir indes allerdings nicht recht begreifen wie der Verfasser nicht merkt daß er hier auf einem Princip steht welches er sonst so entschieden abweist, indem er z. B. von einem „rohen Pantheismus“ spricht, „der jedes Geschene für ein Nothwendiges und darum für ein Rechtmaßiges erklärt“. Jene vernünftige Betrachtung der Dinge ist jedoch nur von sehr kurzer Dauer: es zeigt sich Dies foglich bei der Frage woher Oestreich den Muth seiner braven Politik gegen Preußen schöpft. Der Verfasser führt eine Ansicht

an welche diesen Muth durch eine Hypothese auf verschiedene Pläne Rußlands erklärt, eine Ansicht die im mindesten nicht durch Das was er dagegen vorbringt widerlegt wird, weil sie unserm Gemessen nach auf einer wirklich foglich strengen Deduction aus der bisherigen Entwicklung Oestreichs und Rußlands beruht. Nichtsdestoweniger zieht es der Verfasser vor jene Frage lieber „unerschütterlich“ zu finden, wenn man sie nicht aus dem „Frauzimmercharakter“ der österreichischen Politik erklären will. Der Kaiseridee wegen opfert man demgemäß die „erhöchlichsten Interessen“ der allgemeinen Politik, und daß in seinem Leichtsinne nicht an die drohenden Gefahren. In deutsche Politik des Hrn. von Schwarzenberg heißt mit Einem Worte, nach des Verfassers Ansicht: „Man muß Preußen in innerer Verwirrung halten, um darauf die neue Reichsregierung Oestreichs zu gründen.“ Und welches war der Lohn worauf der österreichische Plan beruhte? „Als nächstes Ziel verdrängte sich hier von selbst auf daß das die olmtiger Politik vertretende gegenwärtige Ministerium in Preußen umgewandelt werden müsse: der Fürst mußte es einerseits zwischen diesem und dem Hofe, andererseits zwischen diesem und dem Parlamente zu einer unausgleichbaren Collision bringen, lediglich um das Wirrsal in Preußen endlos zu machen... Entweder der Fürst Schwarzenberg wollte einen Ministerwechsel zu Gunsten der constitutionellen Mittelpartei, und damit gewisser deutscher Reminiscenzen, aber er wollte eine Auflösung der preussischen Kammern und ein Ministerium der entschiedenen Rechten. Mit dem Eintritt der einen wie der andern Eventualität würde er dann vollständig zu seinem Ziele gelangt sein. Im erstern Falle würde er sofort Peter geschrieben haben über die Unzuverlässigkeit der Politik Seiner Majestät bei Sibirien, um namentlich den petersburger Hof über die wahren und letzten Pläne Oestreichs zu täuschen (?). Im andern Falle würde es noch besser daran gewesen. Denn so unentwerren wie die europäischen Sachen damals noch liegen, hätte die preussische Monarchie eine Auflösung der Kammern nicht ertragen, sie wäre die lebensgefährlichste Verletzung aller unsrer Interessen gewesen, und würde uns vollständig entkräftet haben. Ein Ministerium der Rechten aber hätte den Boden vollends in die allgemeinste Brouillierung seiner innern Beziehungen hineingerissen, und der Hr. von Schwarzenberg zum würde kein Mittel verfaumt haben dies Drouillement auszuheben, es völlig standstill zu machen.“ Dies ist noch der Verfassers Meinung der Geist des zur Zeit handelnden österreichischen Systems. Dies der Gesichtspunkt auf den namentlich die dresdener Politik Oestreichs zurückgeführt werden muß. In zunächst folgenden stoßen wir auf eine Stelle wo der Verfasser selbst, ohne sich indes desselben innezuwerden, den Grund aufspricht warum Oestreich so handeln müsse wie es eben handelt, mit andern Worten, warum es sich nicht auf den Standpunkt der Heiligen Allianz stellen könne. „Oestreich ist nicht aufrichtig mit seiner contrerevolutionären Politik (diese scheint, wobei bemerkt, hier die „Aufgabe der Zeit“, während der oben Restauration und Contrerevolution sehr scrupulös trennt!) und kann es nicht sein. Was man vor 1848 nicht so klar wußte weiß man heute in Wien sehr bestimmt. Das Jahr 1848 hat Oestreichs Stellung und demnachst auch seine Politik gründlich verändert: man weiß daß die einander fremden Bestandtheile des Kaiserreichs wie Eysen auseinanderfahren so lange es der Dynastie an jener ungeschwächten Oberherrlichkeit in Deutschland fehlt u. s. w.“ Oestreich, so will der Verfasser, soll die Heilige Allianz aufrecht erhalten, in der die Parität Oestreichs und Preußens ein Grundprincip ist, und kann doch andererseits ohne ungeschwächte Oberherrlichkeit in Deutschland fernershin nicht mehr bestehen! Liegt hier die Consequenz des Verfassers nicht sonnenklar zutage? Wir wundern uns darüber nicht, denn die ganze Schrift läuft auf nicht Anderes hinaus als auf ein Gewebe von Sophistik, welches sich den Schein eines staatsklugen, höchst besonnenen, höchst praktischen und bitteren Verfäuers zu geben bemüht ist. ©

versteht sich vom selbst, daß nach solchen Einleitungen und nach dem man die Pläne Oesterreichs scheitern gesehen, Nichts weiter übrigbleibt als die Politik des Herrn von Montenucci zu verteidigen und zu verherrlichen. Der Verfasser bekennet offen daß er schlechterdings keine Antwort auf die Frage wisse: Welche andere Politik Preussens denn im Angesicht eines Gegners der sich Preund und Bundesgenosse nennt möglich gewesen sei! Und weil er keine Antwort weiß, war die von dem preussischen Ministerpräsidenten verfolgte Politik die allein richtige, ja die einzig mögliche. Wir können von dem Verfasser nicht Abschied nehmen ohne von S. 52 gegen den Schluß der Abhandlung noch ein schlagendes Pröbchen der Inconsequenz beizubringen. Dies heißt es: „Die österreichische Politik bewegte sich offenbar in zwei Richtungen. Die eine wandte sich gegen die Revolution, und man durfte annehmen daß Oesterreichs Politik in diesem Punkte aufrichtig sei u. s. w.“ Und oben S. 47 erst bemerkte der Verfasser daß Oesterreich mit seiner contrerevolutionnairen Politik nicht aufrichtig sei!

Die zweite der jüngst hier erschienenen Broschüren, welche sich an Oesterreich richtet, führt den Titel: „Panacee für den österreichischen Reichstag von H. S.“ (Verlag von Weiz und Comp.). Man hat die Möglichkeit eines österreichischen Reichstags nach der Idee vom 4. März 1849 vielfach negirt; nichtbedenkenwerter wurde bis in die jüngsten Zeiten herab immer wieder darauf hingewiesen, und so auch von einigen Ministern des Kaiserstaats selbst. Wenn man von einer gewissen Seite die Unmöglichkeit darum proclamirte, weil die Erste Kammer zu wenige Garantien der Stabilität biete, so glaubt der Verfasser dagegen daß das Uebel tiefer liege, und daß das ganze Wesen der Volksvertretung im Princip umgestaltet werden müsse. Nach dem in der Verfassung niedergelegten System der Vertretung würde zweifelsohne Ungarn, Italien und Galizien ein schädliches Uebergewicht, über die andern Landestheile erlangen. Wie wäre eine solche Gefahr zu paralyfieren? „Wir glauben“, erklärt der Verfasser, „im Föderativstaat eine Palliative zu finden, wie denn auch die Erfahrung lehrt daß solche Staaten bestanden, mit Erfolg bestanden und noch bestehen. England mit Hannover, Nordamerika, Schweden mit Norwegen und Garantien der Vergangenheit und Gegenwart, ohne noch Anderer zu gedenken. Darum sollte Oesterreich darin nicht auch ein Heil suchen und finden? Man creire Provinziallandtage (zwei Kammern) mit größtem Wirkungskreis, vindicire ihnen die Erwägung, Berathung und Beschlußnahme aller ihrer innern Landesangelegenheiten, und die Berberatung aller allgemeinen, den Complex der ganzen Monarchie betreffenden Projecten. Im Centrum der Monarchie bilde man einen Centralausschuß, welcher aus Abgeordneten aller Provinziallandtage besteht, und zwar nicht nach der numerischen Minderheit oder größern Bevölkerung jedes Landes, sondern es sende jede Provinz eine gleiche bestimmte Anzahl; natürlich, Salzburg mit Oesterreich, Böhmen mit Schlesien, Krain mit Karnten. Alle allgemeinen Befehle, als Steuerbudget u. s. w., wären der Entscheidung des Centralausschusses vorzubehalten; früher sollten aber alle diese Fragen bei den Provinziallandtagen berathen und das Resultat den betreffenden Ministern eingeschickt werden, die aus den einzelnen Eingaben der Kronlandtage die Substrate zu den Verhandlungen des Centralausschusses zu bilden hätten.“ Dies die allgemeine Andeutung welche im Verlauf näher motivirt wird. Was die Wahlen zu den Provinziallandtagen betrifft, so will der Verfasser keine speciellern allgemeinen Wahlen durch die Wahlberechtigten aufgeschrieben wissen, sondern ein ganzer Wahlbezirk soll aus seinen Gemeindevorstellern durch seine Gemeindevorretter zum Landtage (Zweite Kammer) wählen. Nach diesen Auseinandersetzungen wendet sich der Verfasser an die Nachhaber in Oesterreich mit der Aufforderung: dem gegenwärtig herrschenden Scheinconstitutionalismus irgendwie ein Ende zu machen, da ein solcher Zustand die moralischen Grundlagen des Staats für immer untergrabe. Und speciell richtet sich diese Apokryphe an den Minister des

Inneren, Herrn Bach, wobei der Verfasser gelegentlich die sehr wahre Bemerkung äußert: daß kein Staatsmann den frühern Periode so unbeschränkt handeln, so absolut regieren konnte als er nun der Fall ist seit Oesterreich in die Reihe der constitutionellen Staaten getreten. „Die frühern Staatsmänner waren nicht verantwortlich, aber vielleicht ebendeshalb gewisserhafter, sie konnten ihre Verantwortlichkeit von der Regierung nicht trennen, und manche Maßregel, der Ausdruck ihrer persönlichen Meinung, wurde unterlassen, weil man die öffentliche Meinung, die sich, wenn auch nicht in Journalen, doch unverkennbar kundthat, scheute.“ Die Geschichte der neuesten Zeit hat unstrer Ansicht nach ziemlich deutlich dargethan daß für Oesterreich jede Panacee vielleicht zu spät kommt. Ein Staat welcher auswärtiger Hülfe bedarf um seiner eigenen Glieder Herr zu bleiben, besitzt schon kein echt naturwüchsiges, organisches und normales Leben mehr; sein Zusammenhalt ist nur noch ein mechanischer, und der Fortschrittsproceß der Geschichte beginnt seine Thätigkeit an ihm. Er ist damit nicht gesegnet daß ein solcher Staat nicht noch manche Generation überleben könne; auch diese Art Conservirung ist in der Geschichte schon dagewesen, aber er hört auf ein productiver Factor zu sein. Doch brechen wir diese Betrachtungen ab; sie sind alt und unfruchtbar.

Die Stimmen der reactionnairen Partei, die sich glimpflich „conservativ“ nennt, nehmen in der Flugchriftenpresse überhand. Wir pflegen, wie wir oben in dem Büchlein über Schwarzenberg zeigten, solche Ergießungen ebenso zu lesen wie Broschüren von dem Geiste der „Wien Wochen“ oder „Wien Monate“; auf etwas Bedeutendes stößt man dabei allerdings selten. Man kennt das berühmte „Spectre rouge“ von Romieu. Dies Buch ist in Berlin ursprünglich nachgedruckt und übersetzt worden, und zwar mit einem „preussischen“ Nachwort versehen unter der Ueberschrift: „Und wie?“ Es ist uns selten ein Werk so wild fanatischer politischer Condiffenreißerei vorgekommen wie das „Gespenst“. Wir konnten uns den Verfasser nicht anders vorstellen als etwa in der Art eines Hon von Island nach Dieter Hugo's demüthig grauenhafter Zeichnung, als einem Menschen der sich eben auf dem Uebergange zur Hyäne oder zum Panther befindet. Man braucht nur die erste beste Seite aufzuschlagen um auf Stellen zu stoßen wie; „Ich will es nicht bedauern in dieser traurigen Zeit gelacht zu haben, wenn ich nur einmal sehe wie die Menge, die stupide und unfähige Thier, vor dem ich stets einen Abscheu gehabt habe, genüchelt und niedergedrückt wird.“ Man weiß nicht soll man über eine solche Ausäußerung, die halb-Stupidität, halb viehische Sturheit verräth, mehr lachen oder ergrimmen. Lassen wir indes Herrn Romieu beiseite, und wenden wir uns zu dem „Nachworte“. Ist dieses Nachwort humaner als der französische Verfasser? Humaner allerdings, er findet ebenfalls die Fäden zu „ledhaft“ aufgetragen; aber milder lang- und blicksichtig ist er nicht. Er sieht, wie alle Leute seines Schlages die Ursachen der Revolutionen nur in dem launenhaften Wollen einiger unruhigen Köpfe und Schreier. Weil er selbst vielleicht vor 1848 gut aß und trank, und ohne Beschwärde lebte, war Alles um ihn her vortrefflich. Und unsere Sünde ist noch weit größer als die der Franzosen im Jahre 1789, wo die Revolution wenigstens den Schein einer Berathigung hatte, was bei uns im mindesten nicht der Fall war; denn eben, es war Alles gut und vortrefflich. Und diese untadelhafte Regierung wurde geführt, „weil der kräftige Uebermuth einiger mindestens mit ebenso viel Selbstsucht und Eitelkeit wie mit Talent begabter Menschen in wohlthätigen Werken und Weisheit vertheuert hatte daß sie eine Regierungsform aufgefunden hätten welche ein Heilmittel für alles Uebel sei! An die Stelle des Christes, der Recht und der Ordnung, mit dem Friedrich der Große die Größe und den Wohlstand Preussens begründete, sollte der Geist der Zeit, d. h. der Geist der Herren Winke, Beseler und Genossen treten.“ Ist es nöthig diese

Überheften weiter nachzusprechen? Ob einige unruhige Köpfe im Stande sind eine ganze Nation in Exaltation zu versetzen, darüber werden die denkenden Köpfe schwerlich un- einig sein. Und wäre der Hr. Redner ein Mann von Kenntnissen (woran uns einige späßhafte Scherze in der Uebersetzung zweifeln lassen), so würde er wissen daß der große Friedrich gar wol Etwas auf den Zeitgeist, welcher eben der Volksgeist ist, gab. Lese er nur was der König z. B. über die Pflichten der Obrigkeit sagt (in seiner Schrift über die verschiedenen Formen der Regierung u. s. w.). „Dier- zu kommt noch“, heißt es, „ein tiefes und umfassendes Stu- dium der eigenthümlichen Verhältnisse des Landes welches die Obrigkeit regieren soll, und eine genaue Bekanntschaft mit dem Volksgesiste; denn wenn der Herrscher aus Unkenntniß Fehlg- riffe thut, so macht er sich ebenso strafbar als wenn er die Fehlg- riffe aus Bosheit thäte.“ Im Verlauf mahnt der Ver- fasser keine Gefahr, weil sie noch in der Ferne schwebt, zu gering zu achten und für ein Gespenst zu halten; denn ehe man es merke nehme das Gespenst auf einmal Realität an. Wollen wir aber das „rothe Gespenst“ verschweigen; so gibt es nur Ein Mittel und Einen Weg. „Wir müssen beschide- ner werden in unsern Wünschen, und freigebiger in unsern Leistungen. Wir müssen aufhören der Regierung einen schlech- ten Willen und eine geringere Klugheit zuzutrauen als wir selbst zu besitzen glauben u. s. w.“

Wenn man derlei Phrasenbottelsuppen vorhat, kann man förm- lich aufstehen, wenn man einen Reactionair von nur irgend ein- gem Geiste und Umblick in die Hände bekommt, wie z. B. die Bro- schüre „Preußen im Jahre 1850 und seine Stellung zum Auslande“, ein nachgelassenes Werkchen eines Verstorbenen. „Ich bin mir bewußt“, beginnt der Verfasser, „zu allen Seiten der Einigkeit der deutschen Fürsten das Wort geredet zu haben, weil eine feste Constituirung Deutschlands meines Dafürhaltens die ein- zige Möglichkeit bietet die uns von beiden Seiten, von Ost und West, drohenden Gefahren von uns abzuhalten.“ Die Menschen welche die Zeiten Napoleon's durchlebt haben kön- nen sich meist nun einmal nicht denken daß in Frankreich an- dere Tendenzen zur Herrschaft gekommen als die der Erober- ung. Die durch seine geographische Lage bedingte Vergrö- ßerungspolitik Preußens veranlaßt den Verfasser zu einer Reihe einschüßvoller und keineswegs etwa einseitig schwarz-weißer Betrachtungen, in welche die in jüngster Zeit versuchten Unions- bestrebungen ebenfalls mithineingezogen werden. Namentlich begreift er, ganz im Gegensatz zu dem obenbesprochenen Heil- igen-Allianz-Mann, daß sich die Stellung Preußens zu Oestreich und Rußland wirklich geändert hat. „Die Union hat es von Oestreich auf lange Zeit getrennt, die Constitution kann es künftig mit Rußland entwelen.“ Dies ist das Resultat unse- rer Politik in dem gegenwärtigen Momente, welcher von höch- ster Bedeutung ist, umsomehr als „die alten Zustände für die gegenwärtigen keinen Maßstab geben“. Die Betrachtung des Auslandes bietet manchen von der banalen Anschauungsweise der Partei abweichenden Zug. So begreift der Verfasser z. B. sehr richtig daß die Herstellung der legitimen Monarchie in Frankreich, wenn auch möglich, so doch für das monarchische Princip in Europa überhaupt völlig fruchtlos sei. Und noch abweichender ist die Ansicht daß die Republik in Frankreich keineswegs, wie bisher stets von der Partei behauptet worden, die Frucht einer bloßen Ueberrumpelung in der Hauptstadt sei, sondern die ganz natürliche und „richtige Consequenz des Zu- standes der Societät, der Uebermacht der Städte, der Ohnmacht des zerstückelten fachen Landes“. In ähnlicher Weise spricht er, und zwar mit großem Scharsblick, gegen die beliebten, ewi- gen Hinweisungen auf England, da kein Land sich in ähnlicher Lage befinde. Der Verfasser will die Einrichtungen eines Staats allerdings nach dem Auslande gemessen wissen, aber in einem ganz andern Sinne, indem er nämlich das Verhältniß des Staats zum Auslande als einen der wichtigsten Factoren setzt. Infolge Dessen heißt es: „Die Lebensfrage für Preußen

ist wol die, ob ein Staat, gelegen zwischen zwei großen Na- tionen (Rußland und Frankreich), welche unbedingt als er- obernde zu betrachten sind, ihn hart drängen und in die Knie nehmen, sich ohne Nachtheil und Gefahr eine zu hennende Verfassung geben darf, und ob dasselbe nicht am festen und sichersten steht, wenn seiner Regierung mehr freie Hand ge- lassen ist, und er in seinem Thun und Lassen nicht durch unmit- tigen Widerspruch oder gar demokratisches Treiben geschwächt und paralytirt ist. Was frommt einem Volke das höchste Maß von Freiheit, wenn dadurch seiner Regierung die besten Kräfte entzogen werden, wenn die gewichtige moralische Macht nach außen verloren ist, wenn die Segner, die Verlegenheiten des Staats kennend, in ihm den imponirenden Staat nicht mehr sehen wollen der er früher war!“ Eine nähere Betrachtung der französischen Tendenzen der neuesten Zeit, über deren Ein- richtung wir oben schon eine kurze Andeutung machten, eine Betrachtung des Verhältnisses Frankreichs zu den Ideen der socialen Entwicklung und andererseits zu Rußland dürfte diese Ausprüche bedeutend modificiren, wenn wir auch an sich Nichts dagegen sagen daß die Stellung des Staats nach außen ein wichtiger (der Verfasser sagt der „erste“, was uns falsch scheint) Gesichtspunkt des Gesetzgebers und eine Kern seines Staatsrechts sein soll. In der gegenwärtigen Lage der Dinge findet es der Verfasser notwendig daß Preußen nicht ferner isolire. Was er inmitten des Jahres 1850 ge- then, ist inzwischen geschehen: Preußen hat sich wieder mit Oes- reich und Rußland allirt. Dem Bunde mit Rußland liegt bei dem Verfasser unverkennbar die Furcht zugrunde; rüchlich Oestreichs hofft er, werde, da Preußen 16, Oestreich nur 6 Mil- lionen Deutsche für einen Deutschen Bund gebe, die Parität in „allen Rechten und Pflichten“ noch das „Bemüht“ sein was Preußen gebührt! Eine Mediatirung in Deutschland hält er nicht für nöthig um eine starke Constituirung Deutsch- lands dem Auslande gegenüber, „was immer Hauptache bleibt“, herzustellen. Ist die Einigung geglückt, dann, schließt der Verfasser, mögen die Fürsten unter sich und mit ihren Parlamenten sich berathen über die socialen Zustände.

Wenn wir das Gebiet der politischen Debatte verlassen um mit ein paar Worten über die im gegenwärtigen Momente nur sehr wenig vertretene schönwissenschaftliche Literatur An- merkung zu halten, so begegnen wir auf dem Uebergange einen kleinen Schriftchen von Franz Kugler: „Drei Schreiben über Angelegenheiten der Bühne.“ Man beabsichtigte bekanntlich unter dem Ministerium Ladenberg eine Regeneration der Kunst- angelegenheiten in Preußen; es ist indes vorderhand bei der Absicht geblieben. Dem ersten jener Schreiben, welches den Wunsch ausspricht auf die Kunst der Zwischenacte beim recitirenden Drama eine größere Aufmerksamkeit zu verwenden, wird man gern beipflichten, ebenso dem folgenden, worin der Verfasser an die Bühnen das Verlangen stellt die äußeren dramatischen Mittel möglichst dem Charakter der jedesmaligen Stücke anzupassen, um die Vorführung fremder Dertlichkeit und Sitten in ihrer vollen und abgeschlossenen Eigenthümlich- keit erscheinen zu lassen. Wenn der Verfasser indes in seinem dritten Schreiben ein Stück wie das „Ein Glas Wasser“ von Scribe von der Bühne verwiesen wissen will, weil darin in der Figur der schwachen Königin Anna das Königthum selbst gefährdet werde, so ist Dies einer jener argen Mißgriffe welche die Kunst mit der Person verwechselt. Schließlich petitionirt Hr. Kugler: man möge, namentlich zur Erzielung patriotischer Dramas, wenigstens die Gestalt Friedrich's des Großen der Bühne über- lassen. Außer Kleist's „Prinz von Homburg“ und Guckel's „Hoff und Schwert“ ist für die Begründung eines preussischen Dramas noch nichts Sonderliches geleistet worden; der „Stolz Kurfürst“ von Köster, welcher kürzlich im Druck erschienen, er- hebt sich in seiner anekdotischen Behandlungsweise kaum über die Mittelmaßigkeit.

Die neueste hiesige dramatische Publication gab Anton

Sobig unter dem Titel „Drei Schauspiele“: „Kaiser Heinrich und seine Söhne“, „Sophonisbe“, „Sohn der Biegler“. Der Verfasser, der sich bereits als Kritiker hervorgethan hat, kennt als solcher am besten die großen Anforderungen welche man heutzutage an ein dramatisches Werk stellt, und er bezeichnet daher in aller Bescheidenheit seine drei Schauspiele als „Versuche“. Sie sind mit Ausnahme der „Sophonisbe“ auf sehr schwierige Vorwürfe begründet, und der Verfasser erwarb sich, wenn wir auch Rancorlei an seinen Leistungen aussetzen haben, doch schon dadurch ein gewisses Verdienst daß man ein Streben des Fortschritts in seiner letzten Arbeit „Sohn der Biegler“ wahrnimmt. Die dramatische Form wird geschlossener, die Charakteristik schärfer, und die Diction nimmt zu an gehaltenen Gedanken. Die im Jahre 1849, im Jahre der Entstehung des Dramas, waltenden politischen Umstände veranlaßten den Dichter mit seinen dramatischen Combinationen auf ein Ziel loszusteuern welches in der Wirklichkeit nicht eigentlich das Ende und der Schluß der Vorgänge war. Sohn Watt, der Biegebrenner von Dartford, erlangt im fünften Act des Sobig'schen Dramas von König Richard II. die Gewährung der Forderungen des Volks; so geschah es in der That, aber im letzten Act der Wirklichkeit nimmt Richard nach John's Ermordung alle seine Versprechungen wieder zurück, und es bleibt vorüberhand beim Allen. Wir leben momentan in einer Zeit wo dieser Ausgang der Spiegel unserer eigenen Erlebnisse zu werden droht.

Während A. Sobig seine Dramen mit bescheidener Anspruchslosigkeit der Welt übergibt, tritt ein junger Lyriker mit 17 Gedichten unter dem Titel „Erwachen“ nicht so schüchtern auf, da er seinen Versen ein sehr, sehr stolzes Motto aus Horaz voransetzt: „Nil parvum aut humili modo, nil mortale loquar —!“ Diese Worte enthalten ziemlich directe Versicherungen der Unsterblichkeit; wir glauben jedoch daß Hugo le Züge, so nennt sich der Verfasser, mit seiner jetzigen Leistung noch nicht den Achern überwinden wird. Die Lyrik hat jetzt der Kritik gegen über einen schlimmen Stand, wenigstens nicht besser als früher. Vor 1848 verwarf die Kritik die politische Poesie und wies auf die alten ewigen Thematika der Lyrik hin, auf den Frühling und die Liebe. Heute wendet man sich in der That diesen Vorwürfen wieder zu, und was thut die Kritik? Sie spöttelt und zürnt abermals, und fragt ob man nach einer so großen Zeit nichts mehr auf die Zeit Bezügliches gelernt habe. Wir gehören nicht zu dieser Sorte von Beurtheilern und lassen unserm Hugo le Züge seine Natur-, Liebes- und Schwermetallsorgüsse. Dagegen verlangen wir mehr Klarheit von ihm, mehr Plastik, und eine größere Frische der Behandlung. Ein gewisser poetischer Hauch ist seiner Anschauung nicht abzuspüren.

Wir schließen für diesmal; denn die meisten übrigen neuen Erscheinungen, z. B. „Aus meinem Leben“ vom General Ruffing; „Wanderungen eines alten Soldaten“, von B. von Kapfen (dritter Theil) u. s. w., gehören der ausführlicheren Besprechung an. 47.

Neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Revolution von 1789.

Die Geschichte der ersten Französischen Revolutionsepoche hat eine neue Vermehrung, vielleicht kann man selbst theilweise sagen eine Bereicherung, durch die Veröffentlichung zweier Werke erhalten, denen die Kritik trotz aller gewichtigen Ausstellungen zum mindesten eine anregende, piquante Darstellung und eine originelle Auffassung der Verhältnisse zugestehen muß. Diese beiden Werke:

1. Histoire des causes de la révolution française, par Granier de Cassagnac. Vier Bände.
 2. Histoire de la révolution française, par Michelet. Vier Bände.
- gehen von einem gänzlich entgegengesetzten Standpunkte aus, den wir in Kürze charakterisiren wollen.

1851. 106.

Montesquieu nannte sein Buch: „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer“; Granier de Cassagnac schreibt eine „Geschichte der Ursachen der Französischen Revolution“. Jedenfalls muß man nach einer solchen Ankündigung etwas Abgeschlossenes erwarten. Der Verfasser deutet Das auch in der Art und Weise seines Stils an. „Erstens, Zweitens, Drittens; . . . ich werde beweisen; . . . ich habe bewiesen“, lauten die Formeln mit denen er erzählt, und die unerträglich wären, würden sie nicht durch die Fülle und das Blühende seiner Sprache gemildert.

Alle welche bis jetzt über die Französische Revolution von 1789 geschrieben haben, sei es als Historiker oder als Kritiker, fanden in ihr, mochten sie sie verehren oder verabscheuen, wie Joseph de Maistre, etwas Großes das man zwar hassten, aber nicht verachten konnte. Granier de Cassagnac ist der Erste der in der Französischen Revolution die Unbedeutendheit ihrer Ursachen, die Kleinlichkeit ihrer Mittel, die Allgemeine Mittelmäßigkeit ihrer Helden, die Schmach ihrer Entstehung, die fast komische Thorheit ihrer Urheber angreift. Die Revolution, die legitime Tochter Ludwig's XVI., die ihm durch die Constituante gestohlen wurde, soll ihrem Vater aus den Händen Marat's wiedergegeben werden.

Wir sind am 29. December 1786. Frankreich genos die tiefste Ruhe. Seit 200 Jahren war es nicht so friedlich und so glücklich gewesen. Der erste Band beschäftigt sich mit Schilderung dieser Lage. Frankreich lebte ruhig unter dem Scepter eines jungen, aufgeklärten, ehrenhaften Königs; der Frieden nach außen war durch den Versailles Frieden von 1763 gesichert, die Parlamente wieder einberufen, die Jesuiten verjagt, die Philosophen todt („sie waren im Jahre 1786 Alle gestorben“, schreibt der Verfasser mit schlecht verhehlter Freude); alle Streitigkeiten im Innern schienen vorbei; keine philosophische, religiöse oder politische Agitation war auf dem französischen Boden erkennbar: „und der Beweis daß die Franzosen im Jahre 1786 wirklich nicht mit socialen Theorien beschäftigt waren, liegt schon darin daß sie für Mesmer, die Gräfin Lamotte und Gagliostro schwärmten.“

Da verkündigte der König am 29. December 1786 seinen Entschluß die Notabeln zusammenzuberufen. Niemand begreift die Ursache; selbst Bailly, „das Mitglied der drei Akademien“, begreift sie nicht. Der König, der von der übeln Lage des Schazes betroffen war, faßte den Entschluß hier zu helfen und zugleich eine Menge Mißbräuche im Finanzwesen, dem Handel, der Verwaltung und der Justiz abzuschaffen. So war es Ludwig XVI. welcher der öffentlichen Meinung den ersten Anstoß gab, und mit ihr der Französischen Revolution. Noch zwei Jahre später, im Augenblick der Vereinigung der Generalstaaten, hatte er die Initiative.

Die ganzen von Ludwig XVI. beabsichtigten Reformen bezweckten nur das Eine, das Wohl und Glück des Volks: Gleichheit der Abgaben, Wahl der Gemeindevertreter, Aufhebung der Binnenzölle, Befreiung des Kornhandels, Reform der Gerichte, der Civil- und Criminalgesetze und des öffentlichen Unterrichts. Aber die Notabeln wiesen die Reformen zurück, die Parlamente bekämpften sie und das Volk griff sie mit bewaffneter Hand in den Aufständen zu Paris und Grenoble an. Allerdings erfolgten in der Bretagne Aufstände für die Regierung, es erschien eine Unzahl revolutionnairer Schriften; allein die königliche Regierung und Ludwig XVI. selbst waren es welche die Gemeuten anzettelten und die Broschüren schreiben ließen. Die wüthende Philippika welche der Verfasser hier wider den König plöglich losläßt paßt freilich nicht zu den gewöhnlichen Schilderungen die er von ihm entwirft. Ein anderer Widerspruch ist der daß er das 18. Jahrhundert das „Jahrhundert Voltaire's“ nennt, welches vollkommen abhängig von dem Einflusse der Philosophen gewesen sei. Gleichwol versichert er an einer andern Stelle: „daß außer einigen Tragödien und einigen Bänden Geschichte Frankreich die Werke Voltaire's vor der Revolution nicht gekannt habe.“

Die Rotabeln, Ubel, Akerus und Dreigkeit, die für ihre Privilegien fürsteten, riefen die Generalstaaten gegen die Gottlosigkeit der königlichen Macht zu Hilfe. Die Lamen und wurden eine Deute der Demagogie. Ein ganz neuer Reformplan wurde gefaßt und an demselben Tage, dem 20. Juni, wa Kester zum König sagte: „Nichts kann dort ohne Bestätigung des Königs bestimmt werden“, jagte Mirabeau den Dreur-Brige aus dem Ballhause, wo Bailly schwören ließ. „So war Alles vorbei“, ruft Cassagnac, „die Revolte Mirabeau's und Bailly's nahm dem Könige die Krone und Robespierre konnte ihm nur noch den Kopf nehmen. Die Französische Revolution war nur eine ungeheuerer und allgemeine Ueberfischung, wo die Helden von Heute die Betrogenen und Opfer von Morgen waren. Die plötzliche und endliche Entstehung einer factischen und blutigen Minorität, welche die vom König vorbereiteten Reformen um 10 Jahre verschob, ließ die Institutionen, welche Ludwig XVI. umsonst anbot, um den Preis von vier Milliarden Francs und funfzigtausend Köpfen anzukaufen.“

Wol Jeder erkennt auf den ersten Blick das Selbstame, Paradore, Widersprechende, allen unsern Begriffen und Gesühlen Widersprechende dieser Art Geschichte zu schreiben. Begreift Jemand das „Zeitalter Voltaire's“ welcher den Voltaire nicht gelesen hat? Oder das Frankreich vom 29. December 1786 das man am Morgen der großen Kämpfe aus seinem tiefen Schlaf wecken muß? Oder den revolutionnären Geist der von der sanften und friedlichen Hand eines Königs künstlich entfesselt wird? Diese Revolution einer ganzen Welt ist Nichts als Mißverständnis, und sie soll auf ihre letzte Seite schreiben: „Rystification!“ Was thut es ferner wenn wir wissen daß Willaud de Warenes der Pater Willaud, daß Fouché Professor der Mathematik am Collège des Oratorians, Danton Advocat beim Rathe des Königs, Brissot de Barville angestellt bei der Kanzlei Monsieur's, Karat Chirurg in den Städten des Grafen von Artois, der Abbé Sieyès Kaplan von Chartres, Roland de la Platrière Generalinspector der Manufacturen waren? Die Französische Revolution, und Das ist ihr eigenthümlicher Charakter, bleibt groß trotz den vielen Verbrechen die an ihr theilnahmen. Freilich darf man in ihr nicht bloß die Republik sehen wie Cassagnac es that.

Ein seltsamer Gegenatz zu diesem Buche ist die „Histoire de la révolution française“ von Michelet, deren vierter Band jetzt erschienen ist. Er beginnt mit dem 10. August und endigt mit dem Proceß Ludwig's XVI. Ist in jenem Alles Verdammung, so feiert Michelet auch die schwachvollsten Tode der Revolution und verspottet die heiligsten Gefühle. Als am 10. August sich die Freunde des Königs um ihn versammelten, dieselben die man Ritter vom Dolche nannte, weil sie ihre Waffen unter den Kleidern verbergen mußten als sie sich zum König schlichen, kniete der alte Marschall von Mailly vor Ludwig XVI. nieder und schwur, den Degen in der Hand, für den Enkel Heinrich's IV. zu sterben. „Der Effect war pompös“, sagt Michelet, „und übertrifft Alles was die Caricatur an Selbstgeurts des Jahres 1815 dargestellt hat.“ Dagegen erzählt der Verfasser mit sichtlichem Wohlgefallen von einem Bäder des Marais, der sich am 10. August wegen der feigen und dummen Mordthaten entschuldigte die ihm sein Gewissen vorwarf. „Es ist gewiß eine große Sünde“, sagte er, „Christen auf diese Weise zu tödten, aber um so weniger werden den Destrückern die Thore geöffnet werden.“

Dieszeit hatten nur Robespierre, Danton und Karat ihre Babypreiser gefunden: Michelet preist sogar Mailard. Dieser Mailard war ein Quilster, der jene Regären, die spätern Begleiterinnen des Schaffots, nach Versailles geführt hatte. Der Glende drang am 2. September in die Abtei. „Mailard“, sagt der Verfasser, „wollte die Niederwerfung der Gefangenen ohne allen Zweifel; aber als Mann der Ordnung hielt er vor allen Dingen an zwei Punkten fest: 1) daß die Aristokraten getödtet würden, und 2) daß sie gesetzlich getödtet würden. Er ging methodisch zu Werke, ließ sich die

Gefangenentische bringen, und sorgte dafür daß Alle nach der Reihe erschienen. Dierauf setzte er eine Surz zusammen, und nahm sie nicht etwa aus Arbeitern, sondern Hausbesitzern, Familienvätern und Krämern.“ Michelet rühmt ferner die edeln Tugenden, die Uneigennützigkeit und das Gefühlvolle der Kinder. Dagegen kommen die Opfer des September um so schärfer weg. Die Prinzessin Lamballe ist eine beschränkte Person; die Unbedeutendheit ihres Geistes spiegelt sich in ihren Tugenden ab. Ihre Liebe zur Königin ist nur Courtisanrie. Ebenso ist es mit dem Aufstand in der Vendée. Die Leute die im Jahre 1791, in jener Sommernacht voll dem Enthusiasmus, sich ihrer ganzen Stärke beraubten, kämpften in der Vendée wahrlich nicht für ihre feudalen Vorrechte. Erst als sie merkten daß es in Paris Menschen gäbe die Gut und den König fortjagen wollten, griffen sie zu den Waffen. Für Michelet sind die Bonchamp, die Larochefoucauld, die Charette nur Thoren und Briganden. Dagegen rühmt er den Heroismus der republikanischen Soldaten, nicht bedenkend daß bereits im Jahre 1793 ein Geist des Soldatenthums Frankreich ergreift der mit der Republik Nichts gemein hatt.

Shakespeare's Persönlichkeit.

(Mit Beziehung auf das von der Shakspeare-Society kürzlich veröffentlichte Portrait des Dichters, gezeichnet von E. Goodall.)

Wir kennen alle die herrlichen Dichtungen Shakespeare's. Seit dritthalb hundert Jahren glänzen sie als Sterne ersten Ranges am Horizont der dramatischen Dichtung. Obwohl in andern Zeiten, einer andern Nation angehörig, äßen sie, als wären sie gestern entstanden, nicht nur auf jedes empfindliche Herz den begeisterten Einfluß echter Poesie, sondern wir danken ihnen auch zum Theil die Selbige und Ausbildung unserer eigenen klassischen Litteratur: sie vornehmlich haben die dichterische Schöpferkraft außer Goethe und Schiller, ja alle Heroen unsers Parnasses seit dem großen Uaushwung der von Klopstock und Lessing ausgeht geweckt und befruchtet.

Aber wer von uns kennt den Menschen Shakespeare, die Persönlichkeit des großen Dichters? Wie ihr geht es mit fast wie mit dem ewigen Homer: sie verbirgt sich still und schwebt hinter ihren großartigen Schöpfungen, welche wol die Macht und Höhe des Geistes aus dem sie hervorgingen erkennen lassen, aber je reiner, klarer, gediegener sie und die Welt im Spiegel der Poesie darstellen, desto weniger von der Individualität, von der Person ihres Herrn und Meisters verrathen. Wir wissen zwar daß Shakespeare 1564 in der kleinen Stadt Stratford am Avon, wahrscheinlich am 23. April, geboren ward, und daß sein Vater Handschuhmacher und resp. Wollhändler war, anfangs in bessern, später in sehr dürftigen Vermögensumständen; wir wissen daß er sich bereits 1582 im 19. (?) Jahre verheiratete, jedoch wenige Jahre darauf, wahrscheinlich 1586 oder 1587 aus unbekanntem Grunde seine Heimat, Weib und Kinder verließ und nach London ging, dort als Schauspieler und Dichter sich bald Vermögen, Ansehen und Ruhm erwarb, und nach sechs bis acht Jahren herrlichster Beliebteste Bühnendichter der blühenden englischen Volkstheater war; wir wissen endlich daß er um 1613 oder 1614, wiederum aus unbekanntem Grunde, sich nach Stratford in den Arm seiner Familie zurückzog, und dort am 23. (?) April 1616 starb. Allein diese Biographie gleicht so ziemlich der bekanntesten Lebensbeschreibung: Er ward geboren, nahm ein Weib und starb. Wir erfahren wol Einiges von seinem äußern Lebensumständen, wir können uns ein paar Namen und Jahreszahlen merken; aber von seinem innern Leben, von seinem Charakter, seiner Persönlichkeit erfahren wir Nichts. Darüber würden wir so wenig zu sagen wissen als über die Person Homer's, besäßen wir nicht außer den obigen Daten noch einige andere, wenn auch dürftige biographische Notizen; ferner eine Anzahl lyrischer Gedichte welche, ursprünglich nicht für die Dramatik

heit bestimmt, aus persönlichen Stimmungen, Gefühlen und Affekten hervorgegangen, auf persönliche Situationen und Verhältnisse des Dichters sich beziehen; und seit kurzem durch die Vermittelung der Shakspeare-Society ein Portrait von ihm das uns wie jedes gute Portrait eine Art von symbolischer Darstellung des Geistes und Charakters seines Urbildes gibt. Unter möglichst sorgfältiger Benutzung dieser Hülfsmittel läßt sich der Versuch wagen eine wenn auch schwache, unausgeführte, doch in den Grundzügen treue Skizze der Persönlichkeit Shakspeare's zu entwerfen.

Betrachten wir zunächst das soeben erwähnte Portrait. Der Kupferstich, auf dem ich zugleich die Freunde Shakspeare's aufmerksam machen möchte, ist eine genaue, wohlgezeichnete Copie eines Oelgemäldes, das unter dem Namen des Chandos-Portraits bekannt, früher im Besitze des Marquis von Chandos war, jetzt dem Grafen von Essexmore gehört; es ist das einzige das unter mehreren andern Ansprüchen auf Echtheit hat. Wir sehen einen schönen, bedeutungsvollen Kopf: die hohe, feine, schöngewölbte Stirn läßt uns auf den ersten Blick den Künstler und Dichter erkennen; der verhältnißmäßig kleine, etwas aufgeworfene Mund, die schöngeschwungenen Linien der Lippen deuten rednerische Begabung, aber auch einen Aug frischer, lebensfroher Sinnlichkeit an; die fast geradlinige, etwas große Nase verbindet sorgsam auf geradem, kürzestem Wege den Sitz der Intelligenz, der Idee, mit der untern Region der Sinnlichkeit, der Realität, gerade so wie in Shakspeare's Dichtungen Idee und Wirklichkeit verbunden erscheinen; das Auge endlich unter den mäßig gewölbten Augenbrauen trifft den Betrachter mit jenem sichern, klaren, gleichsam objectiven Blicke, den Schiller an Goethe rühmte; es hat nichts besonders Scharfes, Durchdringendes, es verräth kaum etwas von dichterischem Feuer, es ist kaum besonders ausdrucksvoll zu nennen, aber wir werden von diesem Blicke gefaßt, wir fühlen ihn beinahe wie eine körperliche Berührung, er haftet nicht bloß auf uns, sondern auch in uns. Eine gewisse Steifheit, die auf den Lippen wie auf der Haltung des Kopfs liegt, mag auf Rechnung der Unfähigkeit des Malers zu schreiben sein, der vielleicht nicht zu den ersten Meistern seiner Kunst gehörte. Sicherlich war Shakspeare lebendiger, beweglicher als er uns hier erscheint. Darin aber hat der Maler gewiß treu die Natur wiedergegeben daß er uns ein Antlitz zeigt voll stiller Ruhe und in sich harmonischer Befriedigung: Nichts von jenen Spuren der Bewußtsein die heftige Leidenschaften und Affekte zurückzulassen pflegen; Nichts von jener genialen Ueberchwenglichkeit, vom jenem titanischen Selbstgefühl, von Weltkummer und Weltmüdigkeit und allem dem blasirten Wesen das unsere modernen Künstler zur Schau zu stellen pflegen. Im Ganzen theil, der Dichter von „Romeo und Julie“, „Macbeth“, „Lear“, „Othello“, „König Johann“ und „Richard III.“, bewirkt in zehn Versen mehr Energie des Charakters, Gewalt der Leidenschaft, Höhe und Kraft des Geistes bekundet als unsere modernen Titanen in ganzen Tragödien, trägt in seinem Antlitze die deutlichen Züge bescheidener Mäßigkeit, ruhiger Besonnenheit, ja einen Zug liebevoller Milde, die fast an Weichheit rengt.

Ob er im Leben überall diese Besonnenheit und Mäßigkeit bewahrt habe, wissen wir nicht. Aber von seinem liebevollen, ingebenden Herzen, von seiner treuen, aufopfernden Freundschaft, von der Gut und Innigkeit mit der er zu lieben wußte, haben wir sichere Zeugnisse. Jene vereinzelten biographischen Notizen und die lyrischen Gedichte deren ich gedachte gestalten uns glücklicherweise einen Blick in die innerste Seele des Dichters: sie beziehen sich sämmtlich auf das bestimmende Centrum des menschlichen Charakters, auf den alleinigen wahren Maßstab menschlichen Werths, auf die Liebe. Nach bestimmten zuverlässigen Zeugnissen lebte Shakspeare inmitten eines zahlreichen Kreises von Freunden. Unter ihnen scheinen seine Bühnengenossen, Heminge und Condell, die Herausgeber der ersten benannten Folioausgabe seiner sämmtlichen Werke, ferner der

größte Schauspieler seiner Zeit, R. Burbadge, des gekrönten Darstellers des Hamlet, Macbeth, Othello, Richard III. u. s. w., sodann der talentvolle Schauspieldichter Lawrence Fletcher, endlich auch noch sein Nebenbuhler und Gegner im Gebiete der dramatischen Poesie, der bekannte Ben Jonson, seinem Herzen näher als Anders gestanden zu haben. Romantisch aber wissen wir daß ihn ein besonders inniges, vertrautes Freundschaftsverhältniß mit Lord Southampton verband, einem bedeutenden, hochgestellten Manne, der unter Elisabeth und Jakob an den politischen Ereignissen einen weitreichenden unmittelbaren Antheil hatte. Shakspeare hatte die anmutige Gönne diese Freunde mit kleinen lyrischen Gedichten, meist Sonetten, zu beschenken, die eigens für sie bestimmt waren und auf sein persönliches Verhältniß zu ihnen sich bezogen. Viele derselben sind zugrundegegangen; 154 jedoch, noch bei seinen Lebzeiten gedruckt, haben sich erhalten, sind indeß sämmtlich nur an Einen seiner Freunde gerichtet, welchem er sein ganzes Herz im vollsten Sinne des Wortes geschenkt zu haben scheint. Wahrscheinlich war dieser Eine Bevorzugte der junge William Herbert, nachmals Graf von Pembroke, von dem auch sonst bekannt daß er dem Dichter befreundet gewesen und ihn hochverehrt habe. In diesen Sonetten spricht sich eine Hartheit, Innigkeit und Blut der Freundschaft aus die uns in unserer kalten, freundschaftlosen Zeit fast unnatürlich erscheint. Da ich kaum voraussetzen darf daß die Sonette Shakspeare's allen Lesern bekannt sind, so setze ich beispielsweise ein paar derselben her. Ich wähle das 20. und 31. der Sammlung:

Herr meiner Liebe! Der zum Sklaven du
Durch dein Verdienst mich ganz gemacht dein eigen.
Dir send' ich die geschrieb'ne Botschaft zu,
Ergebenheit, nicht Weiskraft zu zeigen:

Ergebenheit so groß daß sie mein schlichter Geist,
Dem Worte fehlen, dir nur därtig heut,
Wenn ich nicht hoffen darf, im guten Herzen seist
Du auch die Rackende zu bleiben mir bereit;

Bis das Geschick das meine Tage lenkt,
Wie es auch heiße, mit verschöntem Strahl
Dir winkend, zarter Liebe Kleidung schnakt,

Mich werth zu zeigen deiner süßen Wahl.
Dann wag' ich laut zu rühmen wie ich dein:
Bis dahin soll mein Haupt vor dir verborgen sein.

Die Herzen Aller die ich für begaben,
Weil sie mir fehlten, hielt, bereichern deins Strauß.
Da wohnen Lieb' und alle Liebesgaben,
Und jeder Freund den ich mit Todt gewußt.

Wie manche heilige, fromme Thräne lernte
Mein Aug' aus treu andächtiger Liebe weinen
Zum Hüll den Todten, die nun wie entferrnt,
In dir verborg'ne Wesen mir erspinnen!

Lebend'ger Liebe Grab bist du erbaut;
Prangst mit Trophäen meiner Todten Heben,
Die all ihr Theil an mir dir anvertraut:

Der Zielen Gut dir ist' allein verblieben.
Die einst geliebten Bilder zeigst du mir,
Und du, ihr Inbegriff, mein Alles eignest dir.

Aber nicht bloß die tiefste Innigkeit des Gefühls, sondern auch die ganze aufopfernde Thatkraft echter Freundschaft zeigen uns diese Sonette in vollem Maße: sie liefern den Beweis daß der Dichter sein Liebesverhältniß mit einem angehenden, zehenden, nur etwas firenemartigen Weibe dem Freunde willig zum Opfer brachte als er fand daß auch dieser in dieselben Bande verstrickt war. Ich werde dies Liebesverhältniß sogleich etwas näher charakterisiren; ich wollte zuvordeß nur die Stärke und Tiefe der Freundschaft darlegen deren Shakspeare fähig

war, und die er in mehren seiner Stücke, im „Kaufmann von Venedig“, in den „Reiden Beronesern“, in „Was ihr wollt“, in „Hamlet“, „Ear“, so lebendig geschildert hat. Daß sein Freundschaftsverhältnis mit Southampton und Pembroke bis zu seinem Tode fortdauernde, dürfen wir mit Sicherheit annehmen; in Beziehung auf Heminge und Condell bezeugt es uns sein Testament. Den Sonson behauptet es von seiner Freundschaft zu ihm ausdrücklich selbst. So dürfen wir behaupten: Shakespeare war ein Freund „in des Wortes verwegener Bedeutung“, und echte Freundschaft ist stets ein Zeichen eines edeln Charakters, weil sie nur unter edeln Menschen möglich ist.

Stellen wir ihm in dieser Beziehung seinen nächsten Geistesverwandten, unsern großen Meister Goethe, gegenüber, wie ähnlich und doch zugleich verschieden gestaltete sich das Verhältniß. Auch Goethe besaß in hohem Grade das Talent sich rasch und leicht Freunde zu erwerben. Aber merkwürdigerweise lösten sich allgemach die meisten seiner Verbindungen, wenigstens alle seine ältern Jugendfreundschaften, die sonst gerade am festesten zu sein pflegen, entweder gänzlich auf oder lockerten sich dergehalt daß sie unerspriesslich und lästig wurden. So seine Freundschaft mit Herder, Jung-Stilling, Schloffer, Klingler, Benz, Stolberg, Friedrich Jacobi; ja selbst von Merck fühlte er sich zuletzt geschieden, und nur das Verhältniß zum Herzog Karl August und der spät geschlossene Bund mit Schiller blieben unangestastet bestehen. Allein diese Freundschaften hatten sozusagen einen mehr objectiven als subjectiven Charakter: mit dem Herzog verband ihn neben der gemeinsamen staatsmännischen Thätigkeit zugleich die Pflicht und die Dankbarkeit, mit Schiller das gleiche künstlerische und poetische Streben. Die Freundschaft aber mit Friedrich Meyer, mit Riemer, Jeller und Andern kann nicht in Betracht kommen, da sie nicht auf voller Gegenseitigkeit, sondern mehr auf der unbegrenzten Verehrung der Genannten für den großen Dichter beruhte, die er sich nur gefallen ließ. In der That scheint die unabhärbare olympische Natur Goethe's, sein ausgesprochener Lebenszweck, die eigene Persönlichkeit zu alkseitiger, in sich abgerundeter, vollendeter Ausbildung zu bringen, ein dauerndes, inniges, rückhaltlos, hingebendes Freundschaftsverhältniß ausgeschlossen zu haben.

Wir werden in dieser Ansicht bekräftigt wenn wir sehen wie auch im Verhältniß zum weiblichen Geschlecht, in der Liebe, die sich scheinbare Unbeständigkeit einen vielfach bekundeten Charakterzug Goethe's bildet. Zahlreiche Liebschaften, bald ernster, bald leichterer Natur, lösten sich einander ab oder kreuzten sich in seinem empfänglichen Herzen. Schon in Frankfurt als Schüler verliebte er sich in jene Bürgerstochter, deren liebliches Bild er in Faust's Gretchen poetisch verklärt hat. Zu Leipzig als Student knüpfte er ein Verhältniß an mit Annette, der Tochter seines Speisewirths; aber eine unaufhörliche, unerträgliche Eifersüchtelei seinerseits brachte das Mädchen allgemach dahin daß sie ihm den Kauf auf sagte. In dem kleinen Lustspiel „Die Laune des Verliebten“ schildert Goethe die Krankheit an der er gelitten. In Strasburg festelte sein Herz längere Zeit Friederike Brion, die Pfarrerstochter von Oesenheim; aber Eigenschaften seiner Natur, Bestrebungen und Erwägungen, die er uns im „Clavigo“ aufdeckt, bewogen ihn sich halb gewaltsam loszureißen und ins Freie zu fliehen. Zu Weimar war die Sonne um die sich sein Dasein drehte die Braut eines Andern, Charlotte Busch, die Tochter eines Amtmanns in der Umgegend, das Urbild zu Berther's Lotte: mit blutendem Herzen, vielleicht mit Gedanken des Selbstmords, verließ er um ihretwillen Weimar, und — heilte sich von seinem Leiden, indem er sie poetisch verarbeitete zu jenem berühmten Roman, der eine zeitlang die jungen Herren der siebziger Jahre in lauter leidende Berther mit blauem Frack, gelber Weste und Stulpenstiefeln umwandelte. Nach Frankfurt zurückgekehrt, beglückte ihn bald wieder eine neue Liebe: Elisabeth Schöneemann, die Tochter eines reichen Kaufmanns, die er unter dem Namen Lili in vielen einzelnen lyrischen Gedichten gefeiert hat, zog ihn mehr und mehr an, und nach langem Schwanken und

Bedenken verlobte er sich mit ihr. Aber andere Reizungen kreuzten sich bald mit dieser declarirten Liebe, und die Verheirathung was sein Schicksal sein würde wenn er mit seinem getheilten, unbeständigen Herzen durch eine Ehe für immer gebunden würde, ergriff ihn so lebhaft daß er sie nicht nur in dem Schauspiel „Stella“ poetisch objectivirte, sondern den Entschluß faßte das Verlöbniß wieder aufzulösen. So kam er freien Herzens nach Weimar. Aber auch hier entspann sich alsbald ein zartes Verhältniß zwischen ihm und Charlotte von Stein, der Frau des herzoglich weimarischen Hofmarschalls. Diese Liebe, deren eigenthümliche Gestalt er ihren Grundzügen nach in dem kleinen Schauspiel „Die Geschwister“ verzeichnete (vergl. Schöll im „Deutschen Museum“, 1851, 1. Heft), scheint verhältnißmäßig am längsten seine Seele erfüllt zu haben. Doch auch sie mußte mit der Zeit weichen. Im Jahr 1788 nahm er Christiane Vulpius in sein Haus, lebte mit ihr 18 Jahre lang ohne den kirchlichen Segen, bis er sie endlich 1806 heirathete. Die gute Christiane war ohne hervorragende Gabe, weder in geistiger noch in leiblicher Beziehung. Dennoch fiel die Ehe ganz glücklich aus: denn „die liebe Kleine“, wie er sie nannte, wußte sich trefflich in ihn zu schicken, und bereitete ihm eine sehr behagliche häusliche Existenz. Noch in seinem vierundsechzigsten Jahre endlich entzündete sein Herz ein durch Schönheit, Unmuth und Geist ausgezeichnetes Fräulein von Lewejow, deren Bekanntschaft er im Sommer 1823 zu Marienbad machte. Die drei Gedichte: „Erlöge der Leidenschaft“ (III, 21–23), beziehen sich auf diese Liebe, welche, wie Personen aus seiner damaligen Umgebung versichert haben, den greisen Dichter um 30 Jahre verjüngte. Die Flamme erlosch indes sehr bald, und schon einige Monate später bemerkte Goethe gegen Eckermann daß er „jenen höchst leidenschaftlichen Zustand als er darin befangen gewesen um Alles in der Welt nicht hätte entbehren mögen, jetzt aber um keinen Preis mehr hineingerathen möchte“ (Eckermann, „Goethe in Karlsbad“, a. a. D., 3. Heft). Wir setzen: Goethe machte, wie man zu sagen pflegt, Glück bei den Frauen, wenn er auch selten in ihr Glück machte.

Shakespeare dagegen hatte, wie es scheint, Unglück in der Liebe. Wir wissen daß seine Frau acht Jahre älter war als er, und daß die Hochzeit infolge eines jugendlichen Fehltritts beschleunigt werden mußte. Wir dürfen daraus weiter schließen daß die Werbung mehr von ihr als von dem achtzehnjährigen Shakespeare ausgegangen sein, und daß der junge, phantastische, entzündliche Poet halb verlockt, halb gezwungen, mehr aus Pflichtgefühl als aus Reizung die so frühzeitige Ehe geschlossen haben dürfte. Aus seiner Entfernung nach London und aus der Thatsache daß er, obwohl seine Vermögensverhältnisse sich bald erheblich besserten, doch nie Frau und Familie nach London übersiedeln ließ, sondern nur seinerseits häufig Besuche in Stratford machte, läßt sich mit Sicherheit entnehmen daß die Ehe keine glückliche gewesen, und kein inneres geistiges Band ihn an seine Frau geknüpft haben dürfte. In dem freien, zum Theil ausschweifenden Leben das den jungen Dichter unter seinen Genossen in London umfing, war es daher nur zu natürlich wenn er zeitweise seine unglückliche Ehe vergaß. Er mochte vielleicht das Bündniß, weil es nie ein rechtes, gegenseitiges gewesen, anfänglich als geküßt ansehen oder zu lösen beabsichtigen, und so um so unbesonnener der verführerischen Freiheit, die ihm die Sitten der Zeit wie seine eigene Lage gestatteten, sich hingeben. Dürfen wir uns wundern, dürfen wir ihn ungehört verdammen daß er den Reizen und Lockungen jener Sirene, deren ich schon gedacht, nicht besser widerstand? Wir kennen ihren Namen nicht, wir wissen Nichts von ihrem Stande und sonstigen Verhältnissen. Aber Shakespeare schildert sie uns in den Sonetten als ein Weib von schwarzem Haar und schwarzem glänzenden Augen, nicht eben blendend schön, aber interessant, reizend, anmuthig in Allem was sie that und ließ, selbst in Dem was des Dichters zartes, sittliches Gefühl als häßlich und unedel vorwarf;

ebenfalls war sie ein reichbegabtes Wesen von jener Freiheit des Geistes, von jener dämonischen Grazie der Seele und des Leibes die selbst das Böse und Gemeine noch mit einem Schimmer der Poesie umkleidet, vielleicht das gerade Gegenstück seiner Straßburger Ehehälfte. So mochte sie die feurige Phantasie des Dichters unwiderstehlich entzünden. Aber sein Liebesglück war von kurzer Dauer. Seine Sirene verlockte, wie bemerkt, auch seinen jungen, heißgeliebten Freund. Willig, wenn auch unter heftigen Schmerzen, trat er sie ihm ab, willig löste er ein Verhältnis dessen innern Unwerth, dessen sittliche Haltlosigkeit, wie die Sonette zeigen, mehr und mehr erkannt hatte.

Nach solchen Erfahrungen, wie groß und edel erscheint der Dichter, der dennoch so edel und groß von den Frauen denkt, daß wir in seinen Dichtungen nirgend einer bösen Eieben, nirgend einem gefallenen Weibe, nirgend einer Philine, einer Adelsheid, ja nicht einmal einem Gretchen begegnen, der uns im Gegentheil in seiner Cordelia, seiner Desdemona und Julia, Miranda und Imogen, Portia und Rosalinde die zartesten, lieblichsten, edelsten Abbilder weiblicher Seelengröße und Jugend, weiblicher Treue und Hingebung, jungfräulicher Keuschheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit zur Anschauung und Bewunderung hinstellt. Wägen auch die Frauen, besonders in seinen Lustspielen, der freien Mitte der Zeit gemäß, manchen frivolten Scherz sich selbst erlauben oder von Andern dulden: ihr Sinn, ihre Handlungen bleiben keusch und rein, ihr Herz weiß Nichts von den losen Reden des Mundes, in denen nur die übersprudelnde Fülle der Laune, des Geistes und Witzes sich Luft macht. Genug, Shakespeare erscheint durchweg als ein Verehrer der Frauen: ein edler Geist bewahrt sich den Glauben an die Menschheit, den Glauben an Frauenwürde und Frauentreue, auch wenn er hundert und aber hundert mal gelächelt worden wäre. Ich schliesse diese kurze Parallele mit dem zarten, sinnigen Sonett, mit welchem Shakespeare unter Thränen lachend auf die Geliebte zu Gunsten des Freundes Verzicht leistet, in welchem er die ganze aufopfernde Hingebung seiner liebenden Seele wie in einem leisen Gesang aushaucht.

XLII.

Daß du sie haßt, ist nicht mein ganzer Schmerz;
Und habe doch fürwahr sie treu geliebt.
Daß sie dich hat, ist meines Kummers Herz,
Ein Liebesraub, der tiefer mich betrübt.

Such Liebeslinder will ich so verteidigen:
Du liebst sie, weil du weißt daß sie mir werth;
Und so auch sie muß mich um meinethalb beleidigen,
Erdtrend meinen Freuab, der meinethalb sie ehrt.

Wer liest' ich dich, mein Liebchen nimmt die Deute;
Wer liest' ich sie, gleich findet sie mein Freund;
Sie Beide finden sich, und ich verliere Beide.

Zu meiner Qual um meinethalb verirrt.
Doch Glück! Sind wir nicht Eins, er mein, ich sein?
Dolchseiger Traum! Dann liebt sie mich allein.

S. Weick.

Eine Gesamtausgabe von Brentano's Werken.

Den Freunden der capriciösen und schwelgerisch-reichen Muse Clemens Brentano's — und deren sind wol mehr als man denkt — wird es eine willkommene Nachricht sein daß die Sauerländer'sche Buchhandlung in Frankfurt eine Gesamtausgabe der Brentano'schen Werke veranstaltet. Dieselbe wird noch im Laufe dieses Jahres gebracht werden; sie soll, mit Ausschluß der in der Cotta'schen Buchhandlung 1846 erschienenen, durch Guido Görres herausgegebenen „Märchen“ Alles enthalten was dieser phantasiertrunkene, im Irrgarten der Romantik sich verlierende Dichter hinterließ. Dieses, ja die Hälfte des Manuscripts war bisher noch ungedruckt,

das Uebrige zum Theil gänzlich verschollen, nur noch dem Namen nach bekannt und oft mit Mühe aufzutreiben. Von den Gedichten, die in die Hauptabschnitte „weltlich“ und „geistlich“ zerfallen sollen, ist das Wenigste bereits veröffentlicht. Dann findet sich in dem ungedruckten Nachlaß ein Romanzencyclus, „Der Rosenkranz“ betitelt, der, obwohl er unvollendet geblieben, allein über 30 Bogen einnehmen wird. Der Held desselben ist der Arzt und Sauberer Pietro Spone, eine Art von italienischem Faust, den auch Lica zum Gegenstand einer Novelle gemacht hat. Es ist eine phantastisch-verworrene, wahrhaft dämonische Dichtung, in welcher eine bacchantische Berserkungslust ihren tollen Spul treibt und sich oft bis zum Wahnsinn hinaufwingt. Die zügellose Phantasie des Dichters schweigt hier in ihrer ganzen Ueberfülle. Bald bricht sie in düstern flammender Blut hervor und erfüllt uns mit dem wüsten Grauen eines Frankhaften Traums, bald entfaltet sie wieder das süßeste Farbenspiel, ihre ganze blühende Leppigkeit, und schlingt mit spielender Hand goldig-zarte Arabesken durch das unheimliche Gewirr. Wir leanten dieses hyperromantische Gedicht, welches als eine unerhörte Verirrung eines reichen Talents betrachtet werden muß, bei einem Keinen Erinnerungsstücke an Brentano kennen, welches Guido von Meyer, der mit dem Dichter persönlich bekannt gewesen, einigen Literaturfreunden im verfloffenen Winter vor seiner Abreise aus der Vaterstadt bereitete. Nach der Erzählung des Hrn. von Meyer hat Brentano ein persönliches Verhältnis hineinverwebt, seine Liebe zu einer früher bekannten Längerin, die sich einem angesehenen Mann, Geheimrath B. . . . vermählte und noch am Leben ist. Unter dem Namen Regliore erscheint er selbst darin. Bei dieser Erinnerungsfeier war auch Brentano's Hüfte von dem Bildhauer Lica, dem Bruder des Dichters, aufgestellt. Ein jugendlicher, fast idealisch-schöner, von eigem edel-schlanken Halse getragener Kopf, in welchem sich die träumerische, sinnliche Weichheit des Dichters ausdrückt, während die hervortretende Lippe zugleich Etwas von der üppigen Laune unsers Clemens verräth. Die Sauerländer'sche Buchhandlung würde sich gewiß Dank erwerben, wenn sie der Gesamtausgabe auch eine Nachbildung dieser Hüfte beigegeben wolle.

Bei dieser Gelegenheit möge es dem Referenten gestattet sein einer von ihm veranlaßten und mit einer biographisch-literarischen Einleitung versehenen Uebersetzung von Brentano's „Geschichte vom braven Casperl und dem schönen Annerl“ zu gedenken, welche 1847 zu London erschien. („Honor; or the story of the brave Caspar and the fair Annerl, by Clemens Brentano. With an introduction and a biographical notice of the author by J. W. Appell.“) Die Uebersetzung rührt von einer geborenen Deutschen her, die sich aber lange Jahre in England aufgehalten, Elisabeth Becker, verehelichte Laffere. Ueber die Aufnahme dieser köstlichen Erzählung, unstreitig die Krone aller deutschen Geschichten aus dem Volksleben und Brentano's bedeutsamstes Werk, ja sein einziges von künstlerischer Vollendung, wissen wir wenig zu sagen. Im Ganzen fand das Büchlein wol keine besondere Theilnahme im englischen Publicum; auch war die Zeit, gerade vor dem Ausbruch der Februarrevolution, eine unglückliche. Unter den wenigen Recensionen in englischen Blättern, welche uns zu Gesicht gekommen, sprechen indeß einige sehr anerkennend über die Uebersetzung, die in der That von der Uebersetzerin mit ebenso viel Liebe für den Dichter als richtigem Sinn ausgeführt worden ist. *)

J. W. Appell.

*) So sagt ein englischer Recensent: „This pretty little book introduces to us another specimen of the so-called modern romantic school of Germany, and coming, as it evidently does, from the pen of a translator fully imbued with the genius of the language and the school, we confidently recommend it to the perusal of those who cannot enjoy it in the original. It is a tale of honour, love, and suffering, delicately told, in a style simple yet forcible.“

Bibliographie.

Brandt, J. G., Kurzer Entwurf einer Wissenschaft der Verwandtschaften in Natur- und Menschenleben nach geistig-dynamischen Gemischen Lebensprincipien. Lützerbogl, Goldsch. 8. 15 Ngr.

Brossi, J. B., Die Kelten und Althelvetier. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte der Schweiz. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Buch der Weltweisheit oder die Lehren der bedeutendsten Philosophen aller Zeiten, dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volkes. In zwei Theilen. 1ster Theil: Alterthum und Mittelalter. Leipzig, Avenarius u. Wendelssohn. Gr. 8. 1. Thlr. 27½ Ngr.

Deinhardt, G. M., Die Organisation der Auswanderung. Gera, Müllers Erben. 8. 15 Ngr.

Diefenbach, L., Ein Pilger und seine Genossen. Roman. Frankfurt a. M., Tuffarth. Gr. 8. 1. Thlr.

Düringefeld, J. v., Reiseskizzen. Nees Bändchen. — A. u. d. L.: Aus Italien. Bremen, Schlotmann. 8. 1. Thlr. Gedrückt, R. A., An Hanni. Gedichte. Wien. Gr. 8. 6 Ngr.

Gall, Louise v., Segen den Strom. Roman. Zwei Bände. Bremen, Schlotmann. 8. 2. Thlr.

Glabrenner, A., Gedichte. 3te Auflage. Berlin, Simion. 16. 27½ Ngr.

Saumann, v., Reise nach London und Paris im Jahr 1850. Heilbronn, Landherr. 8. 20 Ngr.

Soubert's, J., Gedanken, Versuche und Marimen. Uebersetzt von F. Graf Poggi. München, Kaiser. 8. 1. Thlr. 12 Ngr.

Kirchhoff, A., Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels. 1stes Bändchen: Notizen über einige Buchhändler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Leipzig, Hinrichs. Gr. 12. 20 Ngr.

Lange, G., Die Soldaten Friedrich's des Großen. Mit 30 colorirten Blättern und einem Frontispice: „Friedrich der Große zu Pferde“ nach Originalzeichnungen von Adolf Menzel, in Holzschnitt. 1ste Lieferung. Leipzig, Avenarius u. Wendelssohn. Hoch 4. 4 Ngr.

Liefde, J. de, Des Christen Einnahme und Ausgabe. Einige Seiten aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Aus dem Holländischen übersetzt von J. Molenaar. Stuttgart. 8. 5 Ngr.

Löcher, F., Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim, der Luther der Medicin und unser größter Schweizerarzt. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 10 Ngr.

Lotze, R. H., Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Maistre, Graf J. de, Gespräch über den Krieg. Aus den Petersburger Abenden. Herausgegeben von K. v. Breza. Berlin, I. Rocca. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pröhle, G., Aus dem Harze. Skizzen und Sagen. Leipzig, Avenarius u. Wendelssohn. 8. 18 Ngr.

Puttk, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 6te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Ruperti, G., Dunkles Laub. Jugendgedichte. Bremen, Geisler. 16. 20 Ngr.

Schöning, R. W. v., Der siebenjährige Krieg. Unter Allerhöchster Königlich-Bewilligung nach der Original-Correspondenz Friedrich's des Großen mit dem Prinzen Heinrich und Seinen Generalen aus den Staats-Archiven bearbeitet. 1ste Lieferung. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 1. Thlr.

Deutsche Stadtrechte des Mittelalters mit rechtsgeschichtlichen Erläuterungen herausgegeben von K. T. Gaupp. Ister Band. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 1. Thlr. 10 Ngr.

Starke, G., Wenn Leute kein Geld haben. Komischer Charakterbild mit Gesang in drei Abtheilungen. Mit 1 Abbildung. Hamburg, Perenssohn. 8. 10 Ngr.

Benedey, J., Schleswig-Holstein im J. 1850. Ein Tagebuch. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius u. Wendelssohn. Gr. 12. 2. Thlr.

Weber, B., Die Stadt Bogen und ihre Umgebungen. Mit einer Ansicht und Karte von der Umgebung von Bogen. Bogen, Eberle. 1849. Gr. 12. 1. Thlr. 4 Ngr.

Weissenborn, H. J. C., Ninive und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigritthal. Erfurt, Villaret. Gr. 4. 10 Ngr.

Würth, Die Sigeuner-Königin von Ungarn im Jahr 1849. Historisches Schauspiel in vier Abtheilungen mit Chöre, Tänze und Melodrama's. Düsseldorf. Gr. 8. 12 Ngr.

Sando, A., Russische Zustände im J. 1850. Gomburg, Kestler u. Welle. 12. 15 Ngr.

Zürich und seine Eidgenossen von 1351. Historischer Festzug zur Jubelfeier des vor fünfshundert Jahren erfolgten Eintrittes Zürichs in den Bund mit Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern. In Bildern aus der Geschichte der V verbündeten Orte von 1351—1700. Mit kurzen erklärenden Andeutungen. Zürich. Qu. Fol. 16 Ngr.

Lageblitteratur.

Kus. Kurfürsten. Zwei Bertheidigungsbreden aus dem Profprozesse gegen Fodr. Hornfeld und Adam Arabert, Redacteurs des „Wacht auf!“ vor dem Geschworenengerichte zu Innsbruck. Gr. 8. 3 Ngr.

Bachmann, R., Predigt, gehalten am ersten Ostersontage 1851 vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Bernet, S. J., Kirchliches Wort bei der Bestattungsfeier von Hrn. Reg.-Rath Dr. Frz. Gb. Erpf von St. Gallen. Gesprochen den 27. Jan. 1851. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Besuch in London während der großen Industrie-Ausstellung. Ein verlässlicher Führer und Begleiter für den deutschen Reisenden aus den besten Quellen bearbeitet. Mit einer lithographirten Außenansicht und einem Plane des Innern des Ausstellungsgebäudes. Wien, Größ. 8. 18 Ngr.

Das ist Er! Zum Grusse Berlin's an des großen Königs Standbild am 31. Mai 1851 und zur Erläuterung der Bildwerke an dem Denkmal. Berlin, Jantke. Hoch 4. 1½ Ngr.

Dulon, R., Die reformirte Kirche, Herr Rallet und Ich. Ein Wort zur Belehrung und Richtigung. 2te Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gall, L., Zur Orientirung in der Freihandelsfrage mit besonderer Beziehung auf die Rübenzucker-Industrie. Arier, Kroschel. Gr. 8. 6 Ngr.

Heinsius, S., Den Namen Friedrich's des Großen bei Enthüllung Seines Standbildes zu Berlin am 31. Mai 1851. Eine Festgabe. Berlin, Schniger. 4. 2½ Ngr.

Panacee für den österreichischen Reichstag. Von F. E. Berlin, Zeit u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Preußen im Jahre 1850 und seine Stellung zum Ausland. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reith, J. G., Vorwärts oder Rückwärts? Vortrag am Eplyesterabende des J. 1850 gehalten zu Prag. Prag, Hof. 8. 3 Ngr.

Unsere Verfassung. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 20 Ngr.

Zur Erinnerung an Friedrich den Großen. Mit einer Abbildung und Beschreibung des am 31. Mai 1851 zu Berlin enthüllten Denkmals Friedrich's des Großen. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 6 Ngr.

- Abtheilung 12 Ngr. Alle vier Abtheilungen in einem Band geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.; gebunden 2 Thlr.
- Genlis (Madame de)*, Les Veillées du château. (Contes choisis.) In-8. 1848. Geheftet 1 Thlr.; gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
- Grangier (Louis)*, Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.
- , Premiers éléments de littérature française, comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. 1850. 18 Ngr.
- Gutzot (Mad.)*, Aglaé et Léontine, ou les Tracasseries; suivi de Hélène, ou le But manqué et Julie ou la Morale de Mad. Croque Mitaine. In-16. 1847. 6 Ngr.
- , Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Mit Anmerkungen zum Rückübersetzen von Dittlie von Geyher. 16. 1847. 6 Ngr.
53. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** 8. Geh.
Dieses Werk wird in einer Reihe von Abhandlungen in unterhaltender Form Belehrungen aus dem Gesamtgebiete des Wissens auf seiner jetzigen Entwicklungstufe, und den Bedürfnissen der Gegenwart gemäß bearbeitet, enthalten. Es soll in Heften von 5 Bogen zu dem Preise von 5 Ngr., deren jedes einen Gegenstand als abgeschlossenes Ganzes enthalten wird, ausgegeben werden.
Ausführliche Anzeigen werden beim Erscheinen der ersten Hefte in allen Buchhandlungen zu haben sein.
54. **Bensley (T.), Vollständige Sanskrit-Grammatik,** nebst Chrestomathie und Wörterbuch. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh.
Von dem Verfasser erschien ebendasselbe:
Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von T. Bensley. Gr. 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.
Ueber das Verhältniß der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 1844. 2 Thlr.
55. **Bequignolles (G. von), Blondel** — Ein Lied vom Kreuze — Gr. 8. Geh. 14 Ngr.
Von dem Verfasser erschien ebendasselbe:
Hilario. Dramatischer Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. 1849. 12 Ngr.
56. **Béranger (P. J. de), Chansons.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden mit Goldschnitt.
In demselben Verlage ist erschienen:
Saintins (X. B.), Picciola. Nouvelle édition. In-16. 1848. Geheftet 24 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.
- Molère*, Oeuvres choisies avec des notes de tous les commentateurs. 2 vol. In-8. 1845. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.; gebunden 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.
57. **Bremer (Frederike), Eine Ostergabe.** Gr. 12. Geh. 10 Ngr.
Die vollständige Ausgabe der Bremer'schen Schriften besteht aus 20 Theilen und kostet 6 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.
Unter besonderem Titel sind noch einzeln zu erhalten:
Die Racham. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter der Präbenten. Vierte Auflage. — Rina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie G. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalaröten. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Eine Sommerreise. Zwei Theile.
Bei elegant gebundenen Exemplaren wird, der Einband für jedes Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.
58. **Antiquarische Briefe von A. Böckh, J. B. Koebel, Th. Panofka, F. von Raumer und G. Ritter.** Herausgegeben von F. von Raumer. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
59. **Burg (Gerhard), Gebichte.** 8. Geh.
60. **Byron (G. N. G., Lord), Tales.** 2 vol. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden mit Goldschnitt.
61. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par Francisco Michel. Avec un glossaire. Deux vol. In-8. Geh.
Der Druck dieses Cancionero ist jetzt so weit gediehen, daß derselbe im Laufe des Jahres wird erscheinen können.
In demselben Verlage ist erschienen:
Romancero castellano, 6 Collection de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introducción y notas por G. B. Depping. Nueva edición, con las notas de Don A. Alcalá-Galiano. 3 tomos. Gr. 12. 1844—46. 4 Thlr. 20 Ngr.
Der dritte Theil einzeln unter dem Titel:
Rosa de romances, 6 Romances sacados de las „Rosas“ de Juan Timoneda, que pueden servir de suplemento a todos los romances, así antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don G. B. Depping, escogidos, ordenados, y anotados por Don F. J. Wolf. 1846. 20 Ngr.
(Die Fortsetzung folgt.)

Eisenhuth'sche Stiftung.

Der im Jahre 1826 verstorbene Königl. sächsische Hofrath und Kreisamtmann, Wilhelm Christoph Eisenhuth, hat mittels eines bei dem Kreisamte Leipzig niedergelegten Codicills, d. d. 27. März und ins. 23. Mai 1822, ein Capital von 2500 Thlr. zu einer Stiftung akademischer Preisaufgaben für angehende Juristen ausgesetzt, und dessen Verwaltung dem unterzeichneten Collegium übertragen, dabei aber, neben andern nicht hierher gehörigen Bestimmungen, Folgendes verfügt:

a) Der Preis für diejenige Schrift, welche die aufgestellte Preisfrage sowohl in Ansehung des Ausdrucks als der Sache selbst am genügendsten beantwortet hat, soll für jetzt und von einer möglicherweise künftig eintretenden Erhöhung desselben abgesehen,

fünfzig Thaler im 20-Guldenfuß betragen.

b) Wer um diesen Preis sich bewerben will, muß wenigstens drei Jahre, und unter diesen zwei Jahre in Leipzig, die Rechtswissenschaft studirt, darf jedoch nicht über zwei Jahre die Unversität, welche er zuletzt frequentirt hat, verlassen haben. Auf den persönlichen Aufenthalt in Leipzig zur Zeit der Bewerbung kommt Nichts an. Auch die bereits erfolgte Anstellung des Bewerbers in irgend einem bürgerlichen Verhältnisse ist kein Hinderniß, wenn nur zur Zeit, in welche die Bewerbung fällt, und deren Anfang nach dem Tage der Aufgabe zu beurtheilen ist, noch nicht zwei Jahre seit der Beendigung der akademischen Laufbahn verfloßen sind.

c) Die einzureichenden Abhandlungen müssen in lateinischer Sprache abgefaßt, reinlich und leserlich geschrieben sein,

und dürfen, bei nicht allzu weitläufiger, aber auch nicht allzu enger und kleiner Schrift, nicht über zwölf geschriebene Bogen im gewöhnlichen Schreibpapierformat betragen. Widrigensfalls können sie, wenn sie auch des Preises würdig befunden werden, dafern nicht außerordentliche Umstände eintreten, wenigstens nicht zum Abdrucke auf Kosten der Stiftung befördert werden.

Da zur Lösung der für das Jahr 1849 gestellten Preisfrage

Quid differat inter iussum et sponsionem (Bette)

keine Abhandlung bei uns eingegangen ist, so haben wir beschlossen das nämliche Thema auch für das nächste Jahr als Gegenstand der Preisfrage zu bestimmen. Dabei wird bemerkt: daß die zu fertigenden Arbeiten bis zum letzten Mai 1852 bei dem Facultätsactuarius Weber unter dessen Adresse versiegelt eingereicht, oder mit der Post an denselben portofrei eingeschickt werden müssen, daß das erste Blatt mit einem Motto zu beschreiben, der Vor- und Name des Verfassers aber, nebst der Angabe seines Vaterlandes und gegenwärtigen Aufenthalts, auch nach Befinden seiner dormaligen Anstellung in einem besonders und zwar doppelt versiegelten Sittel dem Auftrage unmittelbar beizulegen ist, indem Derjenige welcher diese Vorschriften nicht befolgt nach §. X des fraglichen Codicills sich des Anspruchs auf den Preis verlustig macht; endlich daß im Monat September 1852 die Preisvertheilung vorgenommen werden wird.

Leipzig, 27. Mai 1851.

Die Juristenfacultät zu Leipzig.

Inhalt.

Beiträge zur Kritik des modernen Romans. Von Clemens Wesen. I. Zeitgeschichte im Roman. (U. Widmann und Theodor Mundt.) — Miscellen aus der italienischen Geschichte. — Thomas Moore. (Nach dem englischen Kritiker Tucker.) Von S. Bonmann. — Eine Mission nach Dahomey. — Die Büste und das neueste Gedicht von Lamartine. — Bill Johnstone, der König der Tausend-Inseln. — Notizen; Bibliographie.

Beiträge zur Kritik des modernen Romans.

I.

Zeitgeschichte im Roman.

(U. Widmann und Theodor Mundt.)

Unsere Schriftsteller lassen es sich angelegen sein daran zu erinnern daß wir, viel verlierend, doch noch einen Gewinn erhalten hätten aus dem Schiffbruch großer Eroberungen. Sie treiben Das ganz praktisch, indem sie von diesem Gewinn, der wenigstens ihnen als in solcher gelten kann, den fleißigsten Gebrauch machen. Draufame Fronte des Schicksals! Deutschland hat neuen literarischen Stoff und Ruße ihn in allen Gestalten zu erarbeiten. Mephisto würde nach seiner boshaften, hässlichen Geschichtsbetrachtung etwa sagen können daß es besonders darum gehandelt habe dem deutschen Roman aus der Verlegenheit zu helfen. Bewegtes Leben, männliche Kraftentwicklung, heißes Streben nach werthvollen Zielen, mit Einem Worte: ernste historische Stage und eine von derselben bedingte Charakterzeichnung wurde vermisst. Mit den Schicksalen, mit dem großen Inhalt welcher unser politisches Dasein erfüllen und heben würde, sollte sich auch schon das Dichten über die neue Rebelregion krankhaft-grämlicher Stimmungen, über das leere Drängen kleinlicher anempfindelter Interessen, über alles lügnerische Schöndun mit affectirtem Sentiment gesund und tüchtig emporschwingen, Das Dien zumeist der Hinterhalt, wenn man der Misere einlehart hart zu Leibe ging. Wenn wir jetzt davon reden der Hinterhalt habe sich als eitel ausgewiesen, so müssen wir erwarten daß zur Rechtfertigung der somit Anschuldigten auf das kümmerliche Ende hingedeutet wird mit welchem die verlangte Erhebung des Gemeinwesens in das Ansehen eines bloßen tumultuarischen Inneerzess übergegangen sei. Nur eine nachhaltige, durchgeführte Umwandlung und Neubegründung des gesammten öffentlichen Lebens wird allerdings im Rückwirken diese Gebiete geistiger Thätigkeit allmählig ein neues,

kräftvolleres Walten zur Reife bringen; es versteht sich von selbst daß nach der Revolutionsverwirrung von gestern nicht der heutige Tag und die Blüte eines neubelebten Kunstgenius bescheren kann. Einstweilen läßt es sich aber die schöne Literatur nicht verbrießen im alten Stile mit recht geschäftiger Miene Das auszunutzen was als neue Ernte, wenigstens im rohen stofflichen Sinne, geblieben ist; sagt uns der alte Stil nicht zu, macht uns die Stimmung Mißbehagen, so wird ganz bequem die Zeit, die fragmentarische Geschichte angeklagt. Das Eine, woran der strengere Beobachter bei diesem Ablehnen der Verantwortlichkeit vor allen Dingen sich erinnert fühlt: daß zum Tanz mehr gehört als rothe Schuhe, Das kommt nicht zur Sprache. Der Roman benutzt die Erinnerung aus der vorübergegangenen erregten Zeit als Decoration, er entlehnt von ihnen allerlei Motive zur Führung seiner Gestalten ohne tiefere Consequenz. Der Schelm hat also nicht so Unrecht: halb und halb und für eine Weile ist der Verlegenheit abgeholfen, jedoch ohne triftigen Anhalt zur Erneuerung aller höher gehenden Forderungen. Wir wollen indeß die Dinge so wenig schwarz als möglich ansehen, und vorläufig die Hoffnung festhalten daß dieser gegenwärtige Zustand am Ende noch als Vorpiel wahrhafter Fortschritte sich zu erkennen geben werde. Ueber dem starken stoffartigen Interesse welches jetzt manchen Productionen dieses Gebiets durch die zeitgeschichtlichen Beziehungen anhaftet, dürfen wir nur nicht vergessen wie es in letzter Instanz doch immer der Geist, die Lebensanschauung, die Bildungskraft, der Geschmack des Schriftstellers ist worauf das Maß und die Art unserer Theilnahme zurückzugehen hat. Die Mißverständnisse welche in diesem Punkte von einem gewissen Genre der Demokratie verbreitet wurden müssen verschwinden, wenn die reine, unabhängige Bedeutung des Kunstwerks unsere schöne Literatur wieder beherrschen soll. Man hat sich gewöhnt einzelne Partien und Gestalten aus den Bewegungen der letzten Jahre verknüpft mit der unerlässlichen Zugabe irgend einer trivia-

len Liebesaffaire und sonstigem romanhaften Apparat sans façon von der unmittelbaren Wirklichkeit abzuschreiben; der Literat schämt und grämt sich nicht; wie es um die künstlerische Fassung stehe, darob läßt er sich billigerweise keine grauen Haare wachsen, da ein guter Theil seiner Standesgenossen ganz offenbar unter sich ein geworden ist die poetisch-ästhetischen Ansprüche ein mal für alle mal den „überwundenen vormärzlichen Standpunkten“ beizugesellen. Angesichts dieser erstaunlich leichtfertigen Wirkerschaft könnten in der That alte Zweifel über die Gültigkeit des Romans als einer selbständigen poetischen Kunstform gerechtfertigter als je erscheinen. Es thut noch das die Kritik wachsam auf der Warte sei um nach Kräften dieser Vermilderung zu steuern, welche aus einem schlimmen Indifferentismus hinsichtlich der unveränderlichen Gesetze des guten Geschmacks hervorgegangen ist.

Der Roman muß sich überall als lockeres Umhängsel hergeben, überall als willkommenen Nothbehelf dienen; es gilt ihn solch unwürdigem Schicksal, in Folge dessen er zu einem wilden Auswuchs liebedlicher und charakterloser Literatur entartet, ohne Verzug zu entreißen. Der Goethe'sche Act innerer Befreiung durch dichterisches Producenten will sich hier in einer Caricatur, in einer platten Auffassung geltendmachen, indem Hinz und Kunz, was ihnen da und dort vom Treiben der Zeit in die Augen fiel, was etwa gar einigermaßen in ihren eigenen Kreis hinüberwirkte, und das Departement ihrer subjectiven Angelegenheiten durchkreuzte, ohne Weiteres auf die bequemste Art wieder an den Mann zu bringen suchen.

Dst verdecken nur wenige Züge einer leichten Erfindung den aller poetischen Intuition ermangelnden, durch keinen künstlerischen Gestaltungsproceß vermittelten und geläuterten Anschluß an Selbsterlebtes und zufällig Beobachtetes. Bei der Einführung von Persönlichkeiten der Tagesgeschichte wird meistens selbst die dünne, defecte Maske verschmäh't; freilich bleibt dem dieser ganzen Manier eigenthümlichen Gewürz piquanter Anspielungen daneben immer noch übermäßiger Raum.

Diese neueste Modeunart mag wol je nach den Verhältnissen und dem Gesichtskreise des Autors welcher ihr huldigt mancherlei mehr oder minder interessante und lehrreiche Beiträge zur Revue retrospective über Deutschlands letzte politische wie sociale Entwicklungsstadien liefern; aber es ist kein Gedanke daran daß um dieses Nebengewinnes willen eine unserer gesammten Kunstbildung so gefährliche Halbheit im mindesten eher möchte zu dulden sein. Und zwar umsoweniger kann man diese Erscheinung gleichgültig aussichberuhen lassen, als sie keineswegs nur dem großen Trosse der Literaten und seiner banausischen Schreibseligkeit angehört, sondern auch einzelne ernstere, von der Speculation des Marktes geschiedene Geister bei argloser Hingabe an gleichen Mißbrauch ertappt werden. Hier habe ich zunächst als besonders merkwürdiges Beispiel das geistvolle, aber alle Spuren solcher unentschiedenen mangelhaften Verarbei-

tung ansichttragende Werk eines sonst kaum literarisch bekannten Mannes im Auge, welches den Titel führt: *Der Lannhäuser. Ein Roman von U. Widmann. Berlin. Besser. 1850. 8. 2 Thlr.*

Zum Ueberflus gibt der Verfasser in seinem Vorwort sehr unbedächtigten Jones das offenste Bekenntniß des — freilich von ihm nicht dafür angesehenen — Regehens, in welchem sich die Wurzel der meisten Schwächen seines Buchs erblicke. Ja es werden hier weit einschiedenerer Aufschlüsse vorangeschickt als man aus dem bloßen Eindruck des Romans selbst durch nahegelegene Combinationen zu schöpfen vermöchte. Widmann geht zu das das in Form eines Romans dargebotene Buch richtiger „Memoiren“ heißen würde, wenn damit nicht größere historische Treue auch über äußerliche Verhältnisse verbunden sein müßte. Er verbürgt die innere Wahrheit der Charaktere und Ideen. Man sieht daß es sich nur darum handelte die Rücksichten der Discretion einigermaßen zu erfüllen, und wenigstens den Skandal zu umgehen welcher durch detaillirtere Schilderung mit chronologischen und localen Angaben, und durch Hinzufügung der Namen zu den — wie die ersten Notizen öffentlicher Blätter sogleich beim Erscheinen des Buchs kundthaten — ohnehin für ziemlich ausgedehnte Kreise erkennbaren Portraits würde angeflirt worden sein. Also „um dem Vorwurf der Persönlichkeit auszuweichen“, sodann aber „um eine wenn auch leichtgeschürzte künstlerische Form zu gewinnen“ hat das äußere Zubehör der Geschichte willkürlicher Alteration nachgeben müssen. Ich weiß nicht wie die ganze Unordnung, welche ich eben andeutete, in ihrem Grunde besser als mit diesen so naiv das Geheimniß ausplaudernden Worten zu charakterisiren wäre.

Uebrigens sondert sich „Der Lannhäuser“ von jenen Erzeugnissen, deren Kreis er durch äußere Züge der Entstehung berührt, zunächst schon insofern ab als er, statt wie sie das Bild unserer jüngsten Erhebung und der zugleich hervorbrechenden Verwirrung aufzunehmen, den seltamen Geist der vorangegangenen Epoche heraufschwört, und obgleich er für dieselbe allgemein Charakteristisches darstellen will, doch weit abgelegener, mehr bloß persönlichen Verhältnissen entspringende Vorgänge entwickelt. Die innere Geschichte des neuen Itanenthums, welches unserer politischen Erhebung vorausging, kündigt der Verfasser als Aufgabe an; ein treues Bild des gährenden ungeheuerlichen Geistes der letzten 15 Jahre in Deutschland gedenkt er an eine Zukunft zu überliefern welche, wie er meint, unser Treiben bald nicht mehr verstehen wird, und zwar gerade nach einer Seite hin welche dem Auge der Mehrzahl entgeht. Letztere Bestimmung leitet aber sofort darauf hin, wie der Roman doch keineswegs so etwas von einer Encyclopädie des heimlichen politischen Spults in Scene setzen, sondern die allgemeine stehende Ungeduld, die innen wogende Unruhe der ganzen Zeit am Verlauf eines besonders inhaltsschweren Geschicks widerspiegeln soll, und damit der Umfang des Begriffs, welchen man

natürlich dem gegebenen Programm unterlegen dürfte, nicht wenig zu reduzieren ist. Widmann kommt selbst, indem er seinen Plan näher darlegt, unwillkürlich auf diese Einschränkung zu sprechen. Die Gegensätze, Abgründe und lichten Höhen der Menschennatur, heißt es, die uns als Wechselgestaltungen der Masse erst im Jahre 1848 erschlossen worden, seien in einzelnen hochbegabten, verkümmerten (beiläufig ein Lieblingwort unseres Autors) Geistern schon früher an uns herangeraten; stolze, großangelegte Seelen habe man gegen sich selbst wüthen und durch eigene Blut sich mäffen verzehren sehen, weil sie die äußern Verhältnisse nicht durchbrechen, ihren Geist nicht in Thaten offenbaren, den Weg zum Volke nicht finden konnten. Rummehr ergibt es sich schon näher daß das Buch mit der Geschichte eines solchen vergeblichen Kampfes, nicht mit dem Hilde dieses Kampfes überhaupt sich beschäftigen wird. Endlich — wie sind wir doch heute in lauter Reflexion und Beherzhaftigkeit untergegangen! —, um dem bereits vorgetragenen Zwecke, welcher für sich noch nicht zu genügen scheint, ein weiteres Gewicht anzuhängen, bezeichnet der Verfasser auch die Wirkungen um welche es ihm bei seinen Confessionen vorzugsweise zu thun ist. Vor allem möchte er allzu erregte jugendliche Seelen warnen, „denn noch sind wir über das politische Titanenthum nicht hinaus, manche reiche Seele wird zerfallen die die Unsterblichkeit erringen könnte, verkünde sie was es heißt: gebulbig sein“.

Aber das Buch soll zugleich ein Stein des Anstoßes sein für die „welche sich verächtlich von dem irrenden, suchenden Geiste abwenden, und die Märtyrer die noch in Vorhöfen einer großen Zeit fallen kurz und herzlich unter die Gondottieri, in die Verbrechercolonie- oder in das Tollhaus verweisen... Diese vergessen was sie selbst bedrückt, auf welchen Gängen sie die eigene Seele ertappen könnten. Was werden sie sagen, wenn der verlorene Sohn der Gegenwart einft in einer neuen Bewegung den Weg zu seinem Volke findet, und die Gräber der Opfer die vor ihm und wegen ihm (?) gefallen mit Blumen schmückt?“

Man zweifelt wol nicht mit Unrecht, ob bei all den psychologisch-moralisch-didaktischen Intentionen auch nur spärliche poetische Elemente möchten bestehen können, und dennoch bleibt der Zweifel im Unrecht. Nicht umsonst wirkt uns die Aufschrift des Romans in wunderlichem Contrast zu dem doctinalen Bewußtsein der Einleitung jene symbolisch-mythologischen Vorstellungen, in welchen finstere Mächte dämonischer Verführungskräfte vor die Seele treten. Die Romantik ist nicht bloß eine des Titels; das ganze Buch ruht auf romantischer Grundlage.

Tannhäuser mag collectiv die „allzu erregten jugendlichen Seelen“ oder auch die schönste, am reichsten ausgestattete unter ihnen bedeuten, welche vor den andern ja fast allein unsere Theilnahme behauptet. Die Frau Venus fungirt in doppelter Eigenschaft: ein mal als Symbol geheimnißvoll-geistigen unwiderstehlichen Einflusses; zweitens, damit der Grundsinne fleischlich-erotischer

Macht, wie er der Sage beiwohnt, nicht gar in den Brunnen falle, und so dem Schalte des Symbols ein wesentliches Moment völlig entschlüpfe, als lebendige Vertreterin des lockenden Princips, von Fleisch und Wein, und in der zweiten Eigenschaft muß sie dienen der Rückkehr aus der Umarmung geistiger Fangkrallen, welche sie in der ersten zu symbolisieren bestimmt ist, im entscheidenden Augenblicke das letzte verderblichste Hinderniß entgegenzusetzen. Das berühmteste magnetische Anziehen eines Abenteurers, dessen auf Anlaß dieser Mittheilungen wiederholt öffentlich ausgesprochenen Namen ich — der obwaltenden biographischen Beziehungen unkundig — nicht nachsprechen will, der aber im Roman einfach Fritz genannt wird, bei feierlichen Gelegenheiten sich selbst mit officiellen Pathos höchst prägnant „Friedrich Schlegelweg“ titulirt, bildet den Mittelpunkt der Geschichte. Ein ganzes Rudel glühender junger Leute, die zum größten Theil inmitten der ersten Bildungsarbeit stehen, wird von ihm direct verblendet, gefesselt, zu unerhörter Knechtschaft des Geistes, des ganzen Lebens entwürdigt, zu einem grauenhaften Abgrunde willenlos hingeschleift. Wie Das möglich? fragen wir starr vor Staunen. Die Gründe warum dies Alles so kommen muß? Gründe zerstören die Romantik. Widmann hat, ohne wahrlich es auf die Erhaltung der romantischen Dämmerung abgesehen zu haben, guten Grund und die erschöpfenden Gründe schuldig zu bleiben; er zeigt den besten Willen, die Tiefe des wunderbaren Geschehens enthüllend, das Undegreifliche des Wunders in Klarheit aufzulösen, aber er kann diese reine Rechnung nicht gewinnen, es bleibt ein unaufgelöster dunkler Rest. Das läßt sich nicht ändern, denn der liebe Gott ist nun einmal — aus manchen Gesichtspunkten des Erdenlebens betrachtet — ein unverbesserlicher Romantiker. Je weiter man den modernen Tannhäuser und seine Schicksalgenossen in den Sauberkreis des Irrthums fortgerissen sieht, destomehr fühlt man jede sichere Stütze des Zusammenhangs mit der übrigen Welt, selbst ihren ausschweifendsten Stützen und Launen, für die Anschauung entweichen. Man überzeugt sich mehr und mehr daß es nicht ein repräsentirendes Beispiel verbreiteter Zeitrichtungen und Bestrebungen ist was der Roman uns ausmacht, sondern ein Phänomen von Wahnmüß, welches zwar im Beginn mit deutlichen Fäden an den Zug des Zeitgeistes äußerlich antnüpft, aber in seiner Vollendung nur als höchst merkwürdiger Fall individueller Manie der Pathologie der Geisteskrankheiten angehört, und zu Dem was der Verfasser irrigerweise in seinem Roman zu schildern glaubt lediglich einen Appendix seltenster extremer Ausartung bilden kann. Durch den schreienden Contrast mit den Gestalten und Ordnungen des umgebenden Daseins wirken die Begebenheiten dieses Bundes, die Thorheiten, in welche alle Eile der durch den tollen Commandeur verwickelt werden, so widerwärtig beleidigend wie trügerisches Gespensterwesen eines angstvollen Nachtraums. Das Wisliche des halbfertigen Processes, von welchem, wie oben gerügt worden, der neueste deutsche Roman zumeist seinen Aus-

gang nimmt, konnte kaum bei irgend einem andern Gegenstände härter als bei dem hier behandelten ins Auge springen; denn soviel Geist und tüchtige Mittel eigenenthümlichen Formtalents, dem auch tiefere poetische Reize zugehört sind, das Werk unsers Autors immerhin vor der Masse anderer gewichtig markiren, hat es ihm doch nicht glücken wollen das bloß Abnorme, Barocke in eine höhere Sphäre poetischer Darstellung zu heben, wo es für die Empfindung des Lesers selbst wenigstens den Schein einer realen Gewalt anlegen müßte. Mit der trocken dargebotenen Bürgschaft für die innere Wahrheit der Charaktere und Ideen ist uns auf diesem künstlerischen Standpunkte Nichts geholfen. Ganz anders würde die Sache sich verhalten, wenn es sich um wirkliche, als solche eingeführte Memoiren handelte; der Uebergang auf Grund und Boden der Dichtung aber läßt sogleich Forderungen erwachen welche vielleicht durch die Natur des Stoffes unerfüllbar sind.

Wie die dämonische Nacht des Wahns hinter dem ruhigen, vernünftigen Leben lauert, wie sie zauberhaft plötzlich diese ahnungslose Ruhe durchbricht, immer weiter ihre entsetzliche Herrschaft dehnt und endlich finsterner Majestät über die widerstandlos an der eigenen Vernunft verzweifelnde, am eigenen Urtheil und Willen irrewerdende Menschenwelt für eine zeitlang triumphirt, Das hat Ludwig Tieck in der Novelle „Hexen-Sabbath“ mit großartigen Zügen historischer Poesie in einer Weise geschildert daß wir erfaßt von diesem phantastischen Schwunge genialer Inspiration und selbst eines heimlichen Grauens nicht zu erwehren vermögen. Das furchtbare Spiel des Teufels gewinnt hier eine tragische Wahrheit; aber der Hintergrund mittelalterlichen Wesens ist dem ganzen Bilde von entscheidender Bedeutung. Die geistige Contagion, welche ein Häuflein moderner Gestalten von gestern, gleichsam über Nacht, befällt und mit scharfer Grenze gegen alle übrige Welt umzieht, zeigt uns dagegen sein isolirtes Curiosum unerklärlicher Verschrobenheit, dem wir, wie es uns einmal als fait accompli octroyirt wird, schwankend zwischen Bedauern und Widerwillen immerhin folgen, nicht aber es mit tieferer, ernsterer Bewegung als Ausdruck allgemein hinerreisenden historischen Irrthums oder gar als imposantes Zeugniß eines hohen, gewaltigen Ringens betrachten können; hier ist Nichts von einem unsichtbaren Zeitfluidum, das elektrisch fortwachsend sich aufgeweckten Gemüthern der Reihe nach einflößt und ihnen so ein immanentes Einheitsprincip verleihe, sondern wir haben es voran mit einer unglücklichen modern-politischen Analogie des Maha-Guru zu thun, bei der man nicht weiß wo die fanatische, aber ehrliche Verblendung der fixen Idee aufgehört und die berechnete Gaukelei der gleißenden Lüge beginnt, sofort dann sehen wir dem Träger dieser unzersehbaren Mischung die oben angedeutete Jüngerschaft entstehen, deren unbedingte Hingebung, zunächst im blinden Erleiden jener räthselhaften persönlichen Attraction begründet, die letzten Motive ihrer Ausdauer nur in einem unlautern, verderbten Dichten und Trachten nährt.

Das Friz, der magische Geheimnißvolle ein Schurk „schlechtweg“ sei; diese Ansicht würde den Intentionen des Autors arg zuwiderlaufen; die interessanten Mischlingscharaktere, welche wir als besonderes Product der neuesten Kultur kennen, lehren aber daß — ein feines psychologisches Spüren nach den Coefficienten dieser Krankheitsbildungen in allen Ehren! — für die Auffassung ihrer thatsächlichen Erfolge das Narrische, Wahnsinnige in ihnen mit dem Bösen, Verderblichen nur zu oft ziemlich in Eins zusammengehe. Wie sehr in dem auserlesenen Exemplar dieser Sorte, welches Widmann in seinem „Friz“ abbildet, die Tollheit von schlauen, gefährlichen Schelm dirigirt wird, erhellt schon daraus daß derselbe anstatt ein vom Staate zum ungestörten Austräumen solcher Königs- und Messiassträume angewiesenes Logis zu bewohnen, frank und frei im Verkehr der Gesunden umherspaziert, und höchstens einmal um moralisch-anstößigen Wandels willen polizeilich eine kleine Luftveränderung angerathen erhält. Er genießt also des sehr zweckmäßigen Bewußtseins wo er seine Rolle spielen darf, wo er sie zu cachiren hat; daß er sie nebenbei doch auch vor sich selbst und zwar mit anerkennenswerther Consequenz, trotz einiger passab gewählten Erfrischungspausen, fortspielt, ist damit keineswegs unverträglich. Exempla odiosa! Die Periode unserer Romantik par excellence könnte mir zu dieser schwierigen Composition von Komödie und zeller, wiewol intermittirender Beseffenheit die brillantesten Seitenstücke liefern. Ja hier und dort mag eine Gestalt welche diese Erbschaft, und nicht bloß in civilisirter Abschmückung, angetreten hat noch heute unter uns einhergehen. Friz' nächste Opfer und Bundesgenossen sind seine Brüder Otto und Julian, Letzterer zugleich sein schlimmster Apostel, während der Andere, Jüngere, ein unbedeutendes Bürschchen, Nichts mehr als ein passives Anhängsel ausmacht. Kurz und bitter lautet sein geistiger Steckbrief: er arbeitete eigentlich Nichts (Das gilt freilich so ziemlich von der ganzen Compagnie), war auch Nichts, hatte wenig Energie Etwas zu lernen — von Friz hoffte er eine ganze Zukunft geschenkt zu erhalten.

Julian ist es durch welchen dem Haupt-Lannhäuser und Romanhelden Marcell die ersten Sirenenklänge des Verderbens zugeleitet werden. Marcell ist der liebendwürdigste Charakter den uns der Autor vorführt; Widmann wird es wol wissen warum er uns für denselben am stärksten zu interessiren gewußt hat, warum er mit Einem Worte in der Nachschaffung dieses Seelenlebens am meisten Poet — nicht im Fictionsinne! — gewesen ist. Trefflich wahr hat er das Bedenkliche in dem schutzlosen träumerischen Sichselbstaussetzen, in der unbestimmten Receptivität dieser jugendlichen Natur vor Augen gebracht, die „sich gehen läßt ohne noch Etwas ganz in der Tiefe mit vollem Ernst, männlicher Theilnahme angefaßt zu haben“. Wir empfinden wie dieses stille, harmlose Hinleben mit jener frivolen Maxime des Voltmann'schen Freiherrn von S—a zusammenhängt, daß

wer mit voller Seele handle und das Leben mit Freiheit wie ein Kunstwerk nehme, des Charakters nicht bedürfe; lasse er sich mitunter gehen, so könne er stets auf den Adel seines Gemüths, die Stärke seines Kopfes vertrauen. Widmann öffnet unserm Blicke den Abgrund an welchem diese noch unschuldige Seele wandelt:

Er verließ sich im Denken wie im Umgange mit Menschen auf seine günstige Naturanlage; Dies so sehr daß er fest überzeugt war, sein Geist müsse sich richtig bewegen, ähnlich wie ein ebenmäßiger Körper von selbst schöne Bewegungen macht. Er gab sich seinem glücklichen Stern hin, und seine Phantasie ließ ihm diesen Stern als die Einwirkung eines persönlichen Gottes erscheinen. Arglos wanderte er auf diesem Wege, welcher nothwendig zur innersten Frivolität führen mußte, dessen Gefährlichkeit aber weder er selbst noch seine Umgebung ahnte, bevor die Leidenschaft und die Gegensätze des Lebens entscheidend an ihn herantraten und ein Handeln verlangten.

Dem Arnen sind die Schlingen schon umgelegt, ehe noch das leiseste Gefühl ihn warnen konnte. Das Universalitätsstreben führt ihn mit Julian und seiner Sippschaft zusammen; man wittert bald den außerlesenen Gang in ihm für den Hoffstaat des neuen Messias. Marcell fühlt sich im lebendigen sprudelnden Austausch durch geistreiche Wendungen, in denen er mit froher Ueberraschung starke Anklänge an sein eigenes innerstes Sehnen und Hoffen wiedererkennt, rasch eingenommen, und man weiß den einmal Bestochenen geschickt warm zu halten, indem man ihm die sittliche Lumperei, die „Eiederlichkeiten“ versteckt welche den Revers dieses trügerisch anziehenden Glanzes bilden, „damit seine vornehme Natur nicht ein falsches Vorurtheil fasse“. Der Verblendete theilt mit solchen Menschen sein Süßestes und Beligstes: die Briefe seiner Braut. Die Noth der Zeit hat in Marcell überschwengliche Ideen entzündet, deren aufgeregtes Drängen allerdings dem auf seine gänzliche Verückung und Verauschung angelegten Plane einigermaßen entgegenzugesen scheint; aber selbst wenn man noch so reißlich erwähend diesen schwärmerischen Zug in Anschlag bringt, behält seine Gelehrigkeit in dem Unterrichte von der Weltmission eines Menschen, dessen Bild er vorerst nur aus fremden Andeutungen hat, etwas unerhört Befremdendes. Zu Eugenien der Geliebten spricht er von einzelnen zerstreuten „großen Seelen“, die vergeblich auf eine große erlösende Zeit und eine noch größere Seele warten, damit diese für sie Mittelpunkt sein könnte: „Auch gruppieren sich diese Menschen so streng um einen Mann, den sie abgöttisch verehren, wie nur die nächste Umgebung einst Napoleon verehren konnte. Dieser Mann ist der Fris...“ Der Verfasser gibt sich alle Mühe die wunderbar schnelle Uebergabe an einen unseligen Wahnglauben aus des Jünglings Gefühlart und Stimmung als nothwendig zu konstruieren, ohne uns doch von der Vorstellung zu befreien daß der Roman diesen Gang nur nehmen muß, weil es in den Krankheitsnotizen der „Memoiren“, welche dem Genesenen vorliegen, einmal so verzeichnet steht. In diesem Punkte hat er die Wahrheit der Wirklichkeit nicht durch die poetische, wie es sich ziemte, überwunden. Die Blättchen auf welche Marcell hin und wieder einige

Zeilen hingeworfen hat *) enthalten z. B. Folgendes: „Ich kann die Dinge gerade so nüchtern und verständlich betrachten wie die Andern, und doch hoffe ich Alles so gern vom Wunder. Sollten unsere Zustände so verfault und verrottet sein daß wir nur noch vom Uebernatürlichen Etwas zu hoffen haben? Dies deutete allerdings auf außerordentliche Dinge die da kommen müßten. So muß es zur Zeit Christi gewesen sein.“

Der Rapport über diese neue gelungene Werbung an den Obersten des Kreises, auf welchen all dieser ahnungsvolle innere Vorwurf hindeutet, bleibt natürlich nicht lange aus, und Fris weiß das ihm ins Gehege getriebene kostbare Bild mit richtigem Takte zu schütten. Julian berichtet über die günstigen Gedanken Marcell's: Die Politik könne ihr nothwendiges neues Fundament nicht ohne eine Hülfe von Gott, ohne einen neuen Messias erhalten, wir bedürften einer Offenbarung des Verstandes in seiner ganzen Fülle, wie wir in Christus die Offenbarung des Gemüths hätten. Zudem — etwas sehr Wichtiges für den sündhaften Pseudo-Messias, dem seine fleischlichen Begierden viel Geld kosten, da er unter Andern mit einer „Gourmandise der Bier“ viel ledere Bissen verschlingt — Marcell hat Mittel, er kann gebraucht werden. Fris, nachdem er Juliens Brief zu Ende gelesen, decretirt also: „Dieser Marcell wird mein Knecht sein.“

Ehe das dunkle Loos für unsern Freund in seine volle verderbliche Kraft tritt, darf er noch einen kurzen Bonnetraum der Freiheit und ungetrübten Liebe genießen; des Kleinods das engherzige Philister ihm zu entreißen gesucht darf er aller fremden Störung vergeßend in traulicher Einsamkeit des Schwarzwaldes noch einmal sich freuen. Die Sphäre des bösen Irrthums, des sophistischen Betrugs, der frivolsten Vermessenheit, in welche wir ohne vorbereitende Exposition fast wie in eine Welt des vernunftgemäß und zu Recht Befehenden sofort mitten hinein verfest worden waren, wird nun erst durch den Gegensatz mit dem reinen, innigen Leben edler Herzen in der lieblichen Frische des Waldes stillschweigend in ihrer wahren Bedeutung hingestellt, indem sie solchem lichten Frieden von ferne wie ein unheimlicher Schatten zu drohen scheint. Marcell muß sich freilich bei diesem süßen erstohlenen Glück die Anstandsgesellschaft einer unglücklichen heftischen Philosophie (Luise Adlercron) gefallen lassen, aber der trübe Eindruck den die Schärfe und Kälte dieses Wesens hervorbringt wird durch das warme, sonnige Licht, von welchem der ganze Abschnitt wie getränkt ist, außerordentlich gemildert. Doch schließt sich weiterhin an diese Gestalt eine Partie des Romans an, die in ihrem höchst undeutlich begründeten Verhält-

*) Man hat sich zu erinnern daß der Roman eine Epoche bedauert in welcher Deutschland Zeit und Vergnügen fand über jeden flüchtigen Einfall der wie eine über den Hof fliegende Schwalbe kam und entfloh, über allen müßigen Gedankenwechsel, der ein nicht ernster beschäftigtes Leben ausfüllte, in einer Profusion von Aporismen fortwährend Such zu führen.

nitz zu den Charakteren Marcell's und Eugeniens wieder einen starken Beleg für die gerügte Unentschiedenheit der Diksen, wenn ich so sagen darf, Proforma-Dichtung abgibt. In der Gruppe die sich bald um Luffens Seerbelager sammelt begegnen wir einem Mann der schlechte Freundschaft an ihr gerüht hat, indem er sie durch Experimentieren mit ihrer Seele, durch seine Beziehung, wie er es nennt, zum Selbstbewußtsein aus der gefunden, gläubigen Beschränkung des weiblichen Sinnes in die Unseligkeit einer tristen Speculation herüberdrängte; es fallen hier Andeutungen eines vorwichtigen Eingriffs, mit dem derselbe auch das Schicksal der Liebenden nach seinem System zu wenden gesucht, es folgt ein freitendes Verhandeln zwischen diesem Eward und Marcell, wobei kaum zu errathende frühere Entwicklungen vorausgesetzt werden, über welche wir jedes nähere orientirende Wort vermissen. Unserm Lannhäuser zurend nimmt Eward einen Pädagogen an, in dessen strafender Ueberhebung doch Spuren psychologischen Scharfblicks auftauchen, wie man denn beim Ueberblick des Ganzen eine gewisse prophetische Würde in den Worten findet: „Wer so königlich ausgestattet ist wie du, Der darf sich nicht gehen lassen. Damit kommst du zu keinem Ziel, und wenn du kein Ziel erreichst, so bist du ein größerer Verbrecher als du selbst weisst.“ Nachdem der Mann in schroffer Haltung all seine kritischen Trümpe ausgespielt, räumt er das Feld und kommt uns sofort nicht mehr zu Gesicht. Eugenie — heißt es zum Abschied von ihm — hatte er in einer Art beleidigt welche eine Frau nie vergißt; er hatte an dem Ideal gerüttelt welches sie sich von Marcell gemacht. Dies episdische, willkürliche Erscheinen und Vorübergehen, bei welchem gleichsam die Gegend des Ausgangs — vergangene Gemeinschaft der die geschilderte Verführung entspräche — in Rebel gehüllt bleibt, deutet durch sich selbst auf die in des Autors Gedächtniß zurückgehaltenen Ergänzungen hin. Indem das künstlerische Loslösen der Bilder aus dem Innern nur zur Hälfte durchgeführt ist, muß der Roman Lücken zeigen welche die störende Vorstellung des Memoirenfragments im Leser erwecken, und somit einen harmonischen Totaleindruck unmöglich machen.

Marcell in der Misstellung zu seiner Familie, die einer ganz andern Welt des Kleinen und Nengstlichen angehört, zu dieser Liebe, die nur pflegen will was sich auf der gewöhnlichen Bahn fortziehen läßt — und wol auch, von einer fast unbewußten warnenden Regung bestimmt, meidet, nach einsamer Sammlung des Studiums verlangend, die Residenz, welche zugleich die des noch verhüllten Herrschers ist, und sucht die Ruhe ländlicher Abgeschlossenheit. Aber der Teufel läßt sich, den er bei einem Haare schon gefaßt, nicht mehr entgehen; Marcell bemerkt daß Frigens Freunde, darunter der Quasi-Adjutant Markoff, hier seine unmittelbaren Nachbarn sind, und „mit trotzigem Lächeln um die Lippen“ spricht er nun entschlossen: „So mag denn das Schicksal kommen!“ Die einzelnen Glieder der Sippschaft welche er bei dem Adjutanten versammelt trifft sind,

basern man sich der einen Zustimmung: der Annahme des absoluten Glaubens an das abwesende Oberhaupt vorweg fügen will, sehr lebendvoll und mit seiner sicherer Charakteristik gezeichnet, wie der Geist des Romant überhaupt durch ein ganz eigenthümlich ausgebildetes plastisches Element, durch einen kräftigen poetischen Farben- und Gestaltensinn, durch und durch gesättigt von concreter Anschauung in Verbindung mit den abstraktesten Gegenständen der Reflexion den Anblick höchst merkwürdiger Doppelheit gewährt, und einmal wieder recht den Deutschen erkennen läßt, in dessen Natur der Dichter und der spintstrende Liebhaber psychischer Umderlichkeiten, der schwerfällige Doctrinaire so oft ungleiche Herberge sich vertragen müssen. Mit dem prästiosen berlinerthümlichen Attribut „bedeutend“, welches man in den Urtheilen des Kreisleser Goethe so überrücklich ausgesendet sieht, ist der Verfasser in der Schilderung jener Männer hier und an andern Stellen aufstellerweise um so häufiger bei der Hand, jemehr sein gerühmtes Talent solch kahlen Nothbehelf überflüssig macht.

Unter den Auserlesenen des „Lügengottes“, wie wir mit Markoffs Vater den neuen Propheten nennen wollen, hat an einem Buchhändler Hannon die magische Möglichkeit mit welcher derselbe seine unbedingte Gewalt entwickelt vor allem Wunder gewirkt. Hannon stieß vor dem unbekanntem Retter einmal im Wirthshaus über dem Zeitungsbrette die Worte aus: „Die Deutschen kommen nicht zur Freiheit wenn sie nicht gezwungen werden. O läme doch nur ein großer Mensch mit Feuer und Schwert!“ Frig herantretend sagte darauf: „Ich bin es, ich werde Deutschland helfen, werden Sie mir folgen?“ Von einem festen „Ja“ an, welches der Angeredete ohne Weiteres erwiderte, blieb er getrennt, obwol Frig große Opfer von ihm verlangte und Markches that was der Kaufmann „nicht reell“ nennt. Da Widmann seine „Memoiren“ im Hinterhalt hat, lassen wir es billig dahingestellt, ob die Geschichte vom Böglein und der Klapperschlange auf diese Art in den Wirkungen menschlicher Individualität sich wiederholt; aber man wird gestehen daß es etwas viel verlangt ist wenn man diese Hererei ernsthaft nehmen soll. Frig ertheilt mit unermüdblicher Frechheit „Ordres“: Geld, Geld und wieder Geld für ihn herbeizuschaffen. Wir kennen Aehnliches aus unsern Tagen, wo es sich um die vorgebliehen Zwecke gesinnungstüchtiger Vereine, um die Schliche wühlerischer Conspirationen handelt, und man dem Dinge eine gemeinnützige Fagon zu geben weiß; aber hier ist gar kein Fehl daß die sauer zusammengequälten Beiträge lediglih dem lästernem Fleische, der abscheulichen Verschwendung dieses Einzigen dienen, auf den freilich (so will der Autor uns beruhigen) hochfliegende Hoffnungen tausendfacher Zinsen gerichtet sind. Es heißt ja daß, bis „es soweit ist“, Frig groß genug ist sich mit dem Dischen zu behelfen was seine Freunde besitzen; diese finden es natürlich daß er für den Ernst seiner Arbeiten, für die großen Leiden in Ergründung

der Sententia, im Lebensgenuss ein Vergnügen suche; nur über die Schwäche daß der Meister sich für einen Prägen ausgiebt erheben sich einige Zweifel, welche aber der Bruder Otto durch bedeutungsvolle Jugendreminiscenzen zu beschwichtigen sucht. Er erzählt von einem Spaziergange mit Fritz kurz vor dessen Abgange auf die Universität, wo ihm derselbe dahinschreitend so schön und groß erschienen sei als trüge er eine Krone auf dem Haupte, und dem unwillkürlichen Ausruf: „Fritz, du solltest König werden!“ indem er von Bergeshöhe lächelnd nach allen vier Winden deutete, entgegnet habe: „Ich bin schon ein König, dahin und dorthin, dahin und dorthin wird Alles mein sein, wo die Sonne aufgeht und wo sie untergeht.“ Marcell, der als Humorist und geschickter Spassvogel geschildert wird, hat doch um diesem „König“ als Secretair zu dienen sein Amt an der Charité niedergelegt, und redet ihn gleich zu Anfang halb scherzend „Sire“ an! Der Roman erstellt mittelbar die Lehre daß hierin nur der gemeine Verstand nie zu einende Widersprüche finden kann; zuletzt merkt man es aber dem Humor doch an daß die Tollheit, wo sie pedantische Regeln der Etiquette auflegen will, ihn zu geniren anfängt. Wenn wir fragen wie unser Freund diesem Hokuspokus begegnete, so lautet die Antwort: „Marcell fühlte daß dieses Denken ein falsches war, aber die Kühnheit gefiel ihm.“ Das Bewußtsein von der feindlichen Herrschaft, die immer mehr auf ihn einbringt, und eine gewisse Angst des Hin- und Herwindens um sich die innere Freiheit zu retten, hat der Verfasser in diesem Charakter nicht ignoriert; aber je wahrer er dies grauenhafte Spiel der Selbsttäuschung, dies krampfhaftes Streben den Vorbehalt eines unabhängigen Willens zu sichern vor unserer Seele Leben gewinnen läßt, desto anstößiger wird und nur das rasch erreichte Ende daß Marcell zu den ersten „Gläubigen“ gehört. Es fällt in der That leichter sich mit den ungereimtesten Scherzen einer geflochtenen Märchenwelt auszuöhnen als dergleichen fabelhaften Beiträgen zur „innern Geschichte des neuen Titanenthums“ Vertrauen zu schenken. Wenn man aber das pomphafte Brimborium pathetischer Moral von dem Kerne der neuen Religion abstreift, die in den extravaganteren Phantasien über Frigens hohe Mission nur ihren äußern Mittelpunkt hat: so bieten sich Grundzüge dar welche uns den Aufwand sublimer Präntationen als bloße komödiantenhafte Draperie für die argen Gelüste der egoistischen Menschennatur verrathen. Woher diesem Evangelium der frivolen Genussucht das Moment wahrscheinlicher abstracter Glaubensverückung und mächtigster Aufopferungsfähigkeit bis zum Aufwerfen sich beigemischt hat, welches die kleine Schar dieser Jünger an den Lügengott fesselt, auf dies Räthsel kommen wir immer wieder zurück; denn die Wirkungen durch welche der Aventureur seine Messias- und Weltretterrolle wie eine naturgemäße, vom Schicksal zugewiesene behaupten kann werden uns in dürre Relation aufgedrungen: von dem Act der elektrischen Berührung selbst erlangen wir kein Bild das unser eigen Urtheil im min-

desten zu überraschen im Stande oder für dasselbe auch nur mit einem Schimmer von Illusion umgeben wäre.

Die Natur des Meisters erscheint uns nach denjenigen Seiten welche als so eminent domirend hervorstrahlen sollen, nur durch das Medium der Verblendung seiner Anhänger, seine tiefe Weisheit nur in Aussprüchen wie dem Julian's: er fühle sich ohne ihn oft wie ausgeblasen, welche andeuten daß die niedern Geister gewohnt sind aus seinen „Bindungen“ in stiller Zuversicht ihre Nahrung zu empfangen. Die Erklärung wird uns also mirabile dicta durch Das gegeben was sie uns von rechtswoegen erklären sollte! Wo wir unmittelbar mit der Gestalt des Zauberers selbst zu thun haben, da sehen wir nur den gefährlichen Charlatan, den hirnverbrannten Renommisten, den zügellosen Libertin, den routinirten Deuteischneider. Von dem politischen Ziele welchem der annoch verkappte Gesalbte die Seinen zuführen will wird nur soviel klar daß es nicht die sociale Republik, Eldorado der heutigen Träume, sondern eine absolute Frigarchie ist, welche übrigens den Auserwählten gestattet ihren Lieblingsgrillen und Streckenpferden auf das ungehemmteste nachzugehen; jedenfalls wird auch die gründlichste Ravage des Terrorismus als Introduction des neuen Zeitalters gelten, denn Fritz verkündet: „Ich will die Tenne fegen — es gibt aufzuräumen — ich weiß ein Mittel: den Galgen — Blut! Blut bis an die Säume der Pferde!“ Die Exccutionen dieses Stils werden sich auch nach außen wenden: das Wabel der Franzosen soll brennen, Salz auf den Boden gestreut, aber — welche unzeitige Humanität! — die Bildwerke und Bibliotheken gerettet werden. Fritz kann das Alles allein thun, doch kommt dem Rachegeandten des Himmels die menschliche Anwandlung zu präsumiren daß es ihm vielleicht bei diesem Stück Arbeit an den Kragen gehen dürfte, indes er versichert: „Ich lasse mich aber nicht kreuzigen! — dazu habe ich die Wissenschaft der Welt nicht gefunden daß sie mich zum Dank niedermeßele!“

Währendem sich nun um das Centrum der fixen Idee kalt und verachtend gegen alle andern Menschen im Ganzen die Gemeinde der Iren immer mehr nach innen consolidirt, bleibt der eine Marcell noch in einem Zusammenhange nach außen, welcher schmerzliche Conflict und zum Schluß durch erstem Kampf um den Rückweg aus dieser Sackgasse die Katastrophe herbeiführt. Die unheilvoll wachsende Befangenheit, welche, je mehr schon vergebliches Hinwegstreben in einen andern Gedankenkreis die krankhafte Erziehung steigerte, desto schlimmer den natürlichen Stand des Innern verrückt und verzerrt, muß auf ein so tiefes Miteinanderleben wie es ihn einmal an Eugenie bindet gewaltfam rückwirken. Jetzt tritt neuerdings ein verwirrendes, Zwiespalt stiftendes Element herein: Frau Venus will nicht der todt Name nur eines abstracten Begriffs bleiben, sie kommt als lebendige Göttin des schönen Fleisches und — Marcell ist ja der Lannhäuser. Daß sie zugleich die Geliebte des Meisters ist, der sie eine Verachtete aus der Schmach des Lasters erwählte und an seine

Seite 209, gehört wesentlich zu der Rolle, durch welche sie in Lannhäuser's Geschick den Ausschlag gibt. Beschimpft und flüchtig, da ihr Herr entfernt und selbst von Mitteln entblößt in dem Zufluchtsorte bei dem Castellan eines alten Landstüdes, wo wir sie gleich im Eingang des Romans seinen und Marloff's Besuch empfangen sehen, sie nicht mehr erhalten konnte, findet sich Franziska unter den Männern ein die nach der Natur der Verhältnisse — zum Ueberfluß: laut des lächerlichsten Allerhöchsten Decrets — ihren dienstwilligen Hofstaat bilden. Die Grundlage der ganzen Situation einmal zugegeben oder besser ganz davon abgesehen, muß man die Darstellung, welche nach einem letzten Erwachen unbefangener und wahrer Empfindung auch Marcell's Gemüth sammt dem von ihm abhängigen Eugeniens in das böse Netz verschlungen zeigt, eine meisterhafte nennen und würdig eines Gegenstandes der ein freieres als dies beschränkt psychologische Interesse in Anspruch nähme. Wie Gretchen beim Anblick des Rephithopheles das Herz von unerklärlichem Bangen um Faust erzittern fühlt, der diesem Genossen vertrauen konnte, so wird Eugenie von einer dunkeln Unruhe und Sorge gepeinigt daß Marcell's Hingebung an diesen Fritz ein verderblicher Irrthum sein möge; es ist ihr nicht geheuer bei dem ganzen Vorgange, aber um der Liebe willen mag sie es nicht in alledem was den Geliebten heilig zu bewegen scheint nur ein Phantasiegebilde zu sehen, und so muß sie halb widerstrebend selbst helfen daß auch ihr die schmählichen Bande, wenigstens für kurze Zeit, umgelegt werden. Das Wiedersehen sogar kann nicht mehr retten; das Schicksal will seinen Lauf haben. Die brutalste Frechheit der Forderungen mit denen lästige Verbündets auf ihn einstürmen weckt nur eine schnell wieder schwindende Empörung beleidigten Stolzes in Marcell — es ist zu spät! Endlich scheint der Vorabend großer Thaten, nach denen die Getreuen lange mit einiger Ungeduld ausschauen, herangefommen. Julian hat den „Prinzen Robert“ zur Theilnahme an den Hoffnungen des „Kreises“ zu bestimmen gerufen; der Prinz öffnet seine Schatulle und noch mehr: er überläßt dem Anrühigen, Ausgewiesenen und einer Bande verführter, berufloser Umherstreiflinge das Schloß Monplaisir. Hier, muß ich gestehen, ist es zum ersten (und letzten) mal daß die Neugier nach dem speciellen Verhältniß des Romans zu den biographischen Thatfachen sich ernstlich meldet.

Mit dem Lenz ziehen die Abenteuerer auf Monplaisir ein, dort wird das Hoflager und die Werkstatt geheimer Weltpläne von Fritz gegründet. Damit er vor Franziska Ruhe habe, die, wenn sie unbeschäftigt ist, ihn in seinen „Findungen“ stört, muß Marcell als dienstthuender Kammerherr für die Unterhaltung der Dirne sorgen. Das Verhältniß zu Eugenie liegt nun auch unter der Botmäßigkeit des hohen Gebieters: Marcell muß erst Etwas leisten ehe Fritz gnädigen „Consens“ zu dieser Verbindung gewährt. Franziska ist nur von dem Gedanken erfüllt den Jüngling, der, wie sie mit dem Anschlag

der erfahrenen Kennerin vermutet, „sich noch nie einer Frau hingeeben“, ganz ansichzuziehen, ihn zu Falle zu bringen. Unterdessen findet der Meister unter den Gästen eines kleinen bei dem Schlosse gelegenen Bades in der Tänzerin Fanny das zweite „ihm entsprechende“ Weib — nichts Auffallendes, wenn wir auf eine frühere Bemerkung des Verfassers zurückgehen: daß der „Kritik“ seinem Haupte eine ähnliche Stellung gab wie sie ein Mohammed eingenommen. Heftiges Zusammentreffen zwischen Fritz und Franziska ist die Folge. Die Bonnachlässigte sucht um so eifriger nun Entschädigung und Rache. Sie ist Virtuofin genug es nicht bei dem bloßen Begehren zu lassen. Marcell wandelt bei Nacht verwirrt sinnend, sehnend, im Innersten grollend ob da immer unerträglichern Knechtschaft allein im Park — dort zwischen den dunkeln Büschen eine weiße weibliche Gestalt — nun kann die Scene mit dem obligaten: Halb zog sie ihn, halb sank er hin, nicht länger ausbleiben... Eugenie, die schon früher von der Angst den Geliebten zu verlieren, in ihrer unmittelbaren Lebensstellung kräftigen Anhalts entbehrend, zu einer fremdartigen exaltirten Glut der Gefühle gleichsam aufgehezt war — Tagebuchblätter geben dann und wann genauere Rechenschaft ihres Zustandes — erscheint, da Marcell lang Nicht mehr von sich hören läßt, bei der verwickeltsten Lage der Dinge selbst auf dem Schauplatz. Marcell soll sie sehen, sie selbst will als Geißel bleiben, sie fühlt sich, einmal aus dem einfachen Gange ihres Seins herausgerissen, an diese Atmosphäre gefesselt, auch sie wird von dem Fanatismus des Verstandes erfaßt, der ihr Herz überstäubt; hier, wähnt sie, sei allein Geist, Kraft, Leidenschaft. Die Radicalen der Hauptstadt, erboht durch die geheimnißvollen Zeitungsartikel, als deren Verfasser sie Fritz ausfindig machen, benutzen die Vergangenheit Franziska's ihn in der öffentlichen Meinung zu brandmarken. Eugenie ist von dem natürlichen Boden ihrer sittlichen Anschauung bereits so sehr entrückt daß sie selbst durch eine beschimpfende Demonstration gegen die saubere Dame an der Gastafel nicht zu tieferer Besinnung geführt wird; aber an ihrer Liebe, durch die sie ja nur diesen Wirren überliefert worden, hält sie noch fest, obwohl Züge von scheuer Unsicherheit in Marcell's Betragen düstere Zweifel erwecken könnten, ja sie weicht da nicht einmal als ihr durch Julian die entschuldigste Bestätigung seiner Untreue vor Augen gehalten wird. Ihr Herz ist ganz voll Verzeihung, in einem Briefe beschwört sie den Unseligen schnell mit ihr von bannen zu gehen — nun liegt der ganze Abgrund mit Eins offen vor ihr.

Die hier gebotene Lösung ist dem Dichter — an diesem Punkt ist die Bezeichnung in gewissem Sinne in vollem Recht — zu leicht, nicht bedeutend genug gewesen; das ethische Bedürfnis gestattet diesen leeren, bequemeren Ausgang nicht und daß sich das Gefühl solchen Bedürfnisses am Schlusse so lebhaft geltend macht, wirkt auf das Ganze ein Licht zurück, durch welches wir uns einigermaßen versöhnt finden. Das Blatt das dem Schuldbewußten die Verzeihung bringen soll wird von

einer gekistesranken Dienerin gedankenlos zerpfückt, sie bringt den Bescheid zurück: die Herren hätten gesagt es wäre gut. Die Stunden vergehen. Marcell ahnt Nichts; die Schuld fesselt ihn. Jetzt glaubt Eugenie sich von einem Glenden verrathen, dessen Liebe nur Eigenliebe war, in dessen eigenster Natur die Sünde wurzete; sie hält ihn nicht mehr für einen Verführten, sondern die Sünde in ihm für älter als die unselige Verbindung mit Friedrich. Sie dünkt sich groß, gerettet, wenn sie sich der Gewöhnlichkeit wieder in die Arme wies. Marcell kommt noch eben recht um ihren letzten kalten, abweisenden Blick beim Davonfahren zu erfassen, der ihm sagt daß Alles, Alles unwiderruflich vorüber sei. Es ist meine Ansicht daß gegen diese entscheidende Einführung des Zufalls keineswegs ein Vorwurf gerichtet werden kann, vielmehr erscheint sie mir aus dem ange deuteten Grunde nicht nur gerechtfertigt, sondern ein respectabler Beweis für das gesunde poetische Taktgefühl des Verfassers. Wir empfinden daß nur das volle, unverfälschte, ungemilderte Auskosten des bitteren strafenden Bewußtseins der Schuld und des Irrthums die richtige Rückkehr zu einem geläuterten Dasein vermitteln kann. Auch der Verfasser hat Dies empfunden, aber mit der verlassenen, einsamen Gestalt, die nun erst ein Leben ganz von freischem beginnen müßte, nicht mehr recht aus noch ein gewußt nach der Anlage des Romans. So soll die wunderliche Geschichte Fragment bleiben, aber sie verläuft in zweideutiger Dämmerung, die den fragmentarischen Charakter zu verhüllen sucht. Marcell wandert — gleichgültig, wohin? — in die Welt hinaus: der heitere Abend, der Friede der Natur stillt seinen brennenden Schmerz, er ruht auf Waldeshöhe; vor ihm liegt der ruhige See, nur der Abendwind träufelt leicht die Fläche, im Thale bläst der heimkehrende Postillon — eine ganz Eichendorffsche Scene, selbst das Lied darf nicht fehlen, der Unglückliche trocknet seine Thränen — aber er singt nicht, noch einmal muß — o literaturselbiges Zeitalter! — das Taschenbuch herhalten; während er im hereinbrechenden Dunkel kaum noch die Züge seiner Hand verfolgen kann, zeichnet er die Strophen auf in denen er neugeborenen Vertrauens der Zukunft entgegenjauchzt — sie sehen einem Wanderliede des „Laugenichts“ oder irgend eines sangfreudigen Gesellen aus „Ahnung und Gegenwart“ zum Verwechseln ähnlich. *) Solcher allzu rasche leichtsinnige Trost in der jammer-

*) Trara, trara! das Posthorn klingt:
Daß ich mein Glück einst finde?
Es rauscht das Raub, es walt der See
Im heil'gen Abendwinde.

Ori, du Gesell, was weinst du?
Was fahren hin, laß fahren!
Halt nur dein Herze fest und warm
Und thu' es wohl bewahren.

Das Herz ist weiter als die Welt
Und größer als die Sterne;
Es kennt wol Luß, es kennt wol Leid,
Doch keine Zeit und Ferne.

vollsten Lage läßt uns, dünkt mich, gar sehr den exacten Psychologen vermissen, der uns sonst in diesen lehrreichen Aufzeichnungen entgegentritt. Indessen der Trost ist nur kurz; der Verfasser hat, vielleicht ohne darüber nachzudenken, sich selbst corrigirt. Im Finstern schreitet Marcell durch das Unwegsame vorwärts und — stürzt sählings einen Abhang hinunter. Den Todvermeinten trägt man ins Färsterhaus; mit dem herbeigerufenen Arzt aus dem Bade erscheint ein seltsamer Kauz, der sich noch zuletzt zu Frigens Umgebung gefelle hatte, und von diesem, da er „um dem Hasse einen Gegenstand zu bieten“ sich in die Residenz begab, gleichsam als Vicar zurückgelassen worden war. Dieser Heinrich von Gert ist eine unklare, in ihrem innern Verhältniß zu dem neuen Propheten und seinen Anhängern nicht sicher herausgearbeitete Figur. Er hält Frig das Widerspiel, erzwingt sich eine Stelle neben ihm durch Reden, die aus Sarkasmus und christlicher Salbung gemischt sind; man begreift warum er sich dem Kreise anschließt, am wenigsten aber worin seine Freundschaft für Marcell bestehen soll. Die bitterlichen Thränen die er an des Leblosen Lager vergießt, und das inbrünstige Gebet um dessen Erhaltung, zu dem er sich unter freiem Nachthimmel auf die Knie niederwirft, sind mit seinem frühern Wille in keinem erkennbaren Zusammenhange. Wir verlassen nun die Freunde, ohne Entscheidung ob Leben oder Tod das Loos des Einen sei: „Ein inneres Sterben hat sich vollendet — eine reiche zertrümmte Seele liegt im Grabe — Ob sie auferstehen wird? Ob wir Blumen oder Steine auf das Grab werfen sollen? Es ist nur Einer der ein gerechtes Gericht richtet.“

Martyrio errorem expiavit — lautet das Motto des Buchs. Es ist nicht die Sache der Kritik rathend über die Grenze vorzudringen die der Autor selbst gezogen, aber hier überzeugt das sittliche Gefühl daß mit dem süßenden Martyrium nicht der Tod gemeint sein kann. Den geretteten und geweihten Lannhäuser wieder hervorzuführen lag nur nicht im Plane des Autors. Die Krisis war hart; wir wissen genug wenn wir wissen daß ihre Leiden nicht vergeblich waren.

Bot uns der Roman von Widmann in einem Punkte Gelegenheit Betrachtungen anzuknüpfen welche das Tadeldnerthe einer ganzen Classe literarischer Producte umfaßten, so fanden sich doch in seiner Physiognomie höchst eigenthümliche individuelle Züge, die noch einen von jenem abstracten sehr verschiedenen Maßstab in Anspruch nahmen. Wie manche Bedenken auch eben Das aufregte wodurch „Der Lannhäuser“ als merkwürdig isolirte Erscheinung hervorsticht, bemerkte man doch das Gepräge eines von seltenen Erfahrungen so ernstbewegten Sinnes und so vielfache Spuren tiefer poetischer Fassung des Lebens daß man nicht ohne ein Gefühl der

Trara, trara! das Posthorn klingt:
Daß ich mein Glück noch finde.
Es rauscht das Raub, es walt der See
Im heil'gen Abendwinde.

Abtug, vom Autor scheiden konnte. Es bleibt uns nun noch ein Beispiel übrig, welches, dem Stoffe nach ein zusammengefasstes Gemischel „vermischter Bezüge“ (mit dem seligen Bacherer zu reden) aus dem Treiben der allerjüngsten Zeit darstellend, der Form nach folgericht des mindesten künstlerischen Wertes ledig, zu näherer Einsicht in das salope Wesen des anfangs charakterisirten Genres führen wird. Zugleich bringt dieses Beispiel anderweiten erbaulichen Unterricht über die Zeichen der neuesten deutschen Literatur mit sich. Wenn ich sage daß es sich von Nichts mehr als einem „Romau der Gegenwart“ handelt, welcher Theodor Mundt zum Verfasser hat, so räch der Leser worauf ich mit dem letzten Notabene zielen will. Der heutige Zustand des Romans, wie er gleichsam aus Hand und Hand gegangen im Argen liegt, zeigt offenbar genug an daß die Pflege dieser Gattung im Allgemeinen nicht mehr als die Sache der Poeten anzusehen ist. Die Ausnahmen sind ungemein spärlich. Haben zwar schon frühere Epochen den vielschreibenden Polyhistor gekannt, der auf verschiedenen Gebieten zugleich, so auch gelegentlich in den belles lettres seine Erfolge suchte und oft nicht ohne Virtuosität von Einem zum Andern hinübertollte, so blieb es doch der Entwicklung der letzten Decennien vorbehalten, als eigenthümlichen Charaktertypus, der für die Feder eines modernen Theophrast oder La Bruyere den würdigsten Gegenstand abgeben würde, den literarischen Ueberallundnirgends, den allezeit und allwärts parates Ritter von der Phrase, den schönggeistigen Hans Dampf in allen Gassen hervorzubringen, Deutschland, um nicht zu sagen: Jungdeutschland, ist es dem alleinig das Patent auf diese Erfindung gebührt. Es versteht sich von selbst daß die einzelnen Individuen an denen dieser Typus zum Vorschein kommt ihren Talenten nach wieder eine sehr nuancenreiche Rangordnung bilden. Die Gleichheit liegt nur in der planlosen, den zufälligsten, gleichgültigsten Antrieben überlassenen Verstreuung und Zersplitterung des Gutes; das Gut selbst — und somit das (negative) Interesse welches wir an der nichtsnutzigen Ausbeutung finden — ist bei dem Einen das Zehnfache, das Hundertfache von dem des Andern. Es gibt wol wenige Autoren der Gegenwart deren literarische Gesamthätigkeit der Beobachtung dieses Analogons von Alexandria (nach Abzug der minutiösen Gewissenhaftigkeit) ein vollkommeneres, anerkennteres, Exempel darböte als Theodor Mundt. Aus umfassender Sammlung alles Dessen was dieser Mann etwa im Laufe von 20 Jahren gedruckt in die Welt geschickt wüßte sich eine ganz artige moderne Encyclopädie für eine gewisse Sorte von Bildung herstellen lassen; denn seine novellistischen Arbeiten sind mit unbedeutenden Ausnahmen auch nur Nachklänge der Zeitdebatte über politische und sociale Materien, Variationen — zuweilen recht brillante und geistsprühende — über eben vorliegende Themata der Gesellschaft u. s. w. Die Lücken welche diese Encyclopädie aufweisen mag können noch gefüllt werden: Mundt

ist dazu noch jung genug, wenn auch lange kein Jüngling mehr, und er muß es auf dem höchsten verfolgten Wege noch weit bringen. In der That sieht es aus als sei er für das beachtenswürdigste Decret des durchlauchtigen Deutschen Bundes vom Jahre 1835 in einer unersättlichen Sache begriffen; auf seine literarische Zukunft hatte man Beschlag gelegt, er maente uns dann vorzustellen welaß ungeheures Wort damit von den großen Herren so gelassen ausgesprochen worden. Mundt hätte es nicht verschmähen sollen seinen Nachplan etwas sinner einzurichten. Anstatt durch Gehalt und Gediegenheit seiner Schriften Achtung zu erstreben, beliebte er ihm durch Zahl der Bände und beispiellose Mannichfaltigkeit der Aufgaben imponiren zu wollen. Die Gelegenheiten in welche ihn dieser Leichtsinns der Buchmachelei stürzte, und die leichtsinnigen Hülfsmittel zu denen er wieder in diesen Verlegenheiten seine Zuflucht nahm, brachten nothwendigerweise sein ganzes Producten immer mehr in Décadence. Man gehe nur einmal die förmlich organisirten Colonisationsführung von Seebataillonen- und familienweise, der fast periodischen Wappflanzung einzelner Capitel und Luffage aus dem Ar vier des einen Buchs in das des andern aufmerksam nach, wodurch eine ansehnliche Reihe Mundt'scher Schriften in der bedenklichsten Intimität zusammenhängend erscheint, und man wird können über diese Redhat des grandiossten Magiar-systems. Man nehme z. B. aus folgende Werke: „Kritische Wälder“ (1833), „Charaktere und Situationen“ (1837), „Die Kunst der deutschen Prosa“ (1837), „Der Delfin“ (1838), „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ (1842), „Kleines Schatzbuch“ (1844), „Kesthetik“ (1845), „Allgemeine Literaturgeschichte“ (1846), und versuche den unter diesen herrschenden Wirrwarr der Eigenthumsverhältnisse durch eine klare rechtliche Auseinandersetzung zu lichten. Nach Reduction des doppelt oder gar dreifach Benutzten auf den einfachen Bestand würde das Gesamtvolumen sicherlich zur Hälfte schwinden. Das kaum ein einziges der so ungenirt an neuer Stelle wieder aufgelegten Stücke, selbst da wo es zwerf als integrierender Theil einer Sammlung oder eines besondern Werkes austrat, seine erste Publication erlebte, sondern fast regelmäßig aus der Nachlese journalistischer Schriftstellerei hergenommen war, davon darf bei dem neuerdings so allgemeinen Brauche gar nicht die Rede sein.

Mundt hat auf keinem Fleck der Literatur sein unangefochtenes Dasein. Allerorten trifft man ihn als flüchtigen Dilettanten, der durch wenige glückliche Einfälle, durch die abstracte Gabe leidlicher Zubereitung über mangelnden Fleiß und Ernst der Vertiefung in die Sache niemals täuschen wird. Was ist denn auch Lüchtiges zu erreichen, wenn man in einem Zuge die Welt der alten Völker populair arrangiren, dem „Vater der Schelme“ (und Schelmenromane) ein romantisches Denkmal setzen, nebenbei ständische Blätter hinwerfen, sofort Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst

aus dem Kermel schütteln und dann zur Staatsberedamtheit der neuern Dichter übergehen will! In solchem Eroule literarischer Geschäftigkeit gibt es weder einen guten Roman noch eine erträgliche wissenschaftliche Arbeit, vielmehr unter den bezeichneten Schriften der „Rendzoja“ noch reichlich die beste und mit der meisten Liebe vollendete sein mag.

Unlängst hat Mundt wieder ziemlich zu gleicher Zeit in Werk das den Gelehrten und den philosophirenden Politiker geltendmachen will und den leichtfertigen Roman herausgegeben, den wir hier schließlich ins Auge fassen wollen. Jenes, betitelt: „Machiavelli und der Gang der europäischen Politik“, erschien durch ein aufsehendes Zusammentreffen als dritter Beitrag im Laufe des vergangenen Jahres zu den Acten der plötzlich in Deutschland wieder lebendig gewordenen Untersuchung über die vielfach mißgedeutete Lehre jenes immerhin zweideutigen Staatsmannes. Da Mundt nicht so glücklich war die Priorität der öffentlichen Anregung ein zu nennen, durfte er sich natürlich den Gegenstand, welcher so stark Mode zu werden anfing, wenigstens nicht ganz entgehen lassen, und wenn, was ich noch nicht gerüßt habe, das Buch größere Gründlichkeit bezugt als man leider bei wissenschaftlichen Aufgaben an ihm gewohnt ist, so ist er ohne Zweifel für solche Stoffe vorzugsweise befähigt, auch einige Monate nach Jakob Weyden und dem lächerlich dünkelfastigen Homunculus Obeling wahrlich nicht zu spät damit gekommen. Schlimm steht die Sache freilich wenn der „Machiavelli“ in seiner Art nicht besser ist als der gleichzeitige Roman in einer — nämlich Unart.

Die Matadore. Ein Roman der Gegenwart von Theodor Mundt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 3 Theile.

Diese Schrift erinnert mich an eine Frage der Rachel: „Wenn Fichte's Werke Frau Fichte geschrieben hätte, wären sie schlechter?“ und zwar in dem Sinne daß ich meinerseits mit einer kleinen Veränderung fragen möchte: wenn „Die Matadore“ von Theodor Mundt Frau Mundt geschrieben hätte, könnten sie schlechter sein? Ja ganz im Ernst, es ist nicht einzusehen warum nicht Luise Büchbach, die alle Jahre so treulich die Juwelen für unsere Leihbibliotheken verstärken hilft, ebenso gut diese Geschichten könnte geschrieben haben. Indessen trägt der Roman so starke Spuren doctrinair-politisch-reichthümlicher Manier daß die Leser der Frau Mundt ihn doch wol größtentheils zu sublim und langweilig finden würden, obwohl er besserungsgachtet an Platteien und plumphen Stellen keineswegs Mangel leidet. Das Ganze liegt in einer Atmosphäre trauriger Abspannung; was sich als Bewegung geberdet ist bloßer Schein und Schatten, nirgend realer gesunder Inhalt. Der Verfasser hat sein Material einem politischen Zustande entlehnt, von dessen unmittelbarer Betrachtung selbst wir allerdings ähnlich deprimirende Eindrücke empfangen als sie mit der Lectüre seines Buchs verbunden sind. „Die Matadore“ spielen in das Jahr 1850 hin-

ein, um dessen Herbstzeit sie dem Drucke übergeben wurden. Die Unmöglichkeit mit directem Anschluß an das öffentliche Leben eines solchen Stadtlams eine künstlerisch abgerundete Composition auszuführen, mußte dem Verfasser einleuchten. Ein lose gewebtes Quodlibet von Zeittableaux ohne konstante Charakterentwicklung, die dem Interesse irgend einen festen erfreulichen Anhaltspunkt böte, behauptet in der That die Benennung „Roman“ so unrechtmäßig als möglich. Man sieht weder Gestalten deren Wirken oder Leiden nach irgendwelcher Seite hin sittlichen Werth besäße, noch entdeckt man ein Ziel auf welches die dargestellten Beschäftigte im Ganzen hinausliefen. Da lobe ich mir doch, wenn der Romanhändler einmal durchaus unsere letzten vaterländischen Geschäfte in den Aufbau seiner Welt hineinzuziehen will, einen frischen poetischen Sinn, wie er sich z. B. trotz mancherlei romantischer Gebrechen und Grillen bei Otto Müller kundgibt, der im „Georg Vollet“ mit richtigem Instinct die Zeit des beginnenden Revolutionskampfes zur Anlage tragischer Verwicklungen und Conflictte ausersehen hat. Daß aber der deutsche Roman eine neue Phase darin suche, mit einer durch etwas Privatintrigue und Salommistrie kümmerlich verbrämten Pathologie Dessen woran wir schon in den Zeitungen und Tagesbroschüren hinreichend Verdruss und Aergerniß gefunden haben, uns planmäßig zu ennuiren, — zu diesem Glauben werden wir uns doch nicht bekehren lassen! Es darf uns um Mundt's willen, der sein schönes Talent so arg verzettelt, wol leid thun daß er mit seinem Buche Niemand macht deutsche Leser an solche Neuerung zu gewöhnen. Da man von künstlerischem Plane, von der „Idee“ nirgend in dem Romane etwas gewahrt werden kann, begreift man endlich in der Erinnerung an den Titel daß der moderne Autor, dessen Matter zu breit, zu vielfältig occupirend ist um ihm zur Befriedigung derartiger ästhetischer Luxusbedürfnisse Ruhe zu lassen, sich auch mit Surrogaten begnügen kann. „Die Matadore!“ — da liegt das Surrogat des künstlerischen Mittelpunkts von Mundt'scher Erfindung. Dieser „Roman der Gegenwart“ will schlechterdings Nichts weiter als in einer Art Dialektik von buntschweifiger Scenenfolge, welcher zuweilen leitartikelartig eintretende Discussion nachhelfen muß, Begriff und „Tragweite“ jenes neu vorgeschlagenen Stichwortes feststellen, worin der Verfasser uns sicher einen wahren Hört scharfsinniger Offenbarung des Zeitgeistes zu überliefern meint. Gewisse Figuren, die ihm hier als heimliche Agenten, dort als offene Repräsentanten im Irdischen des — wie man jetzt zu sprechen anfängt — „Nachmärz“ eine charakteristische Seite anzumachen schienen, aber vieldeutig schillernd, dem Betrachtenden nie ein festes Object bietend in einer netten präcisen Formel nicht zu erschöpfen waren, taufte er vorerst mit dem Namen „Matadore“, und suchte nun dem Dinge, das ihm nur so im Zwielicht von Einsfall und halber Reflexion vorgeschwebt, von dieser und jener Seite her mit allerlei Ankufen wechselnder Definitionsversuche, persönlicher Reminiscenz, ja wo es gar nicht

mehr fort wollte, gewagter Phantasie heizukommen, bis er in dem allmählig herausgeputzten Bilde überraschend klar, was ihm ursprünglich nur dämmernd schwante, sich selbst gleichsam besichert fände. Aber leider können wir da wo er sich vielleicht gerade auf einem recht eclatanten Punkte der aufklärenden Gedankenprogression angelangt glaubt, oft nur die unzulänglichste Fasette erkennen und behalten zuletzt trotz all dieser Bemühungen, in denen sich der bankrotte Esprit bis zur Grimace forciert, nur den leeren Eindruck eines charakterlos verschwimmenden Schattenspiels. Und — diese Schwäche ist noch nicht das Schwächste, diese Nichtigkeit noch nicht das Nichtigste an dem Roman. Der Verdacht welchen sogleich die ersten Capitel erwecken wird alsbald zur schlimmsten Gewisheit erhoben: Mundt hat das Ciel, Lügnerische, Verderbte als Humorist darzustellen gewöhnt. Eine kaum verzeihliche Täuschung. Solche gar nicht zu hegende, also schon im Entstehen die Prädestination des Mißlingens tragende Absichten bereiten das allertraurigste Gefühl, weil selbst ihre Verkehrtheit einen viel zu ernsthaften Zug hat als daß man dieselbe lächerlich zu finden vermöchte. Es hat wahrhaft etwas Niederschlagendes Jemanden fortwährend in der Positur zum Witzigwerden zu sehen, wo es sich für den gesunden Geist um Nichts in der Welt weniger als um das Lachen handelt.

Da wo wir sonst gegen den Spas Nichts einzuwenden hätten, ist der Mundt'sche Spas so matt und mit einer Ueberlast von Phrasen behängt daß er uns nur flau, unlustige Stimmung zuzuebringt. Gleich im Eingang der Geschichte kann man die Wirkungen erproben welche der Spashaftigkeit des Autors zugebotesiehen. Mit der Trias von „Mataboren“, deren lärmenden Maskenspectakel er zu dem Ballfeste eines mecklenburgischen Grafen unter starken Licenzen politischer Satire eindringen läßt, hat er offenbar in solcher Zusammenstellung den feinsten ironischen Scherz eines vielsagenden Contrastes im Sinne gehabt; ja noch viel tiefer ist die Mundt'sche Ironie: der unter dem Charakter Faustian I. von Haiti erscheinende Anstifter dieses erschreckenden Intermezzo, ein Demokrat, ein Exarother mit dem stereotypen Parteibart, ein wühlerischer faisseur, der überall mit dabeigewesen ist wo die neueste Geschichte von Deutschland provinzenweise auf den Barricaden ihre Krisen durchschmachte, dieser Aushund von einem „Matabor“ gibt sich als mecklenburger Edeln reinsten Race, als Seitenverwandten des gräßlich Sarmlandischen Hauses zu erkennen. Das heißt doch mit dem Wize der Seitentwicklung vorausdeuten — oder Mundt ist wahrlich der Erste und Einzige der dieses merkwürdige Symptom in die Annalen unserer Bewegung eingetragen hat. Roman von Rothfarnland kommt um im Namen alter Liebe für „die Sache der Freiheit“ der Börse der Frau Gräfin nothwendige Gelder zu entlocken. Die Ironie des Mundt'schen Schicksals hat eine andere Wendung beschloffen. Die nächtliche Expedition zum Schlafzimmer Amallens von Sarmland, wohin Roman noch aus seinen

Burschenschaftsjahren her den Weg im Dunkeln zu finden weiß, muß vielmehr mittelbar dazu führen den in mecklenburgischer Stabilität bornirten Herrn Gemahl für die Bedürfnisse der Matabore traitable zu machen. Der Plag auf den eben Roman als Missionnaire der „guten Sache“ speculirte war kurz zuvor vom Grafen schon besetzt gefunden. Die schenßliche Scene die sich hier eröffnet: der wüthende Betrogene kannibalisch auf das mit heruntergezerrtem Nachtwand halbnaht zu Boden geschleuderte Weib mit der Jagdpeitsche einhauend — deutet, indem sie an verwandte Züge in andern Werken gleicher Autorschaft erinnert, auf eine ekelhafte grausame Lust die der Verfasser an solchem Scandal der unmenschlichen Brutalität zu finden scheint. Wenigstens kann ich darüber nicht gelinder urtheilen, wenn ich mir daneben z. B. das detaillirte Behagen vergegenwärtige mit welchem am Schlusse des „Mendoza“ die empörende Mißhandlung und Zerfleischung der nackten Leiche jener räthselhaften Schönen Miranda-Dolores durch viehisch rasende Soldatenhaufen ausgemalt wird. Wenn das Widerliche des gemeinen Auftrittes aus der chronique scandaleuse des mecklenburgischen Landabels nach dem einmal vorgeführten Bilde noch gesteigert werden kann, so geschieht Dies durch die frivole Gleichgültigkeit des Tons in welchem hinterdrein der Cavalier mit dem Federhut seine begütigende Zusprache an den echauffirten Schloßherrn wendet, wie er denn unter Andern bemerkt: der Herr Vetter, der früher nur seine unberufenen Stellvertreter als Rache-deus ex machina zu bearbeiten pflegte, scheine neuerdings die Methode geändert zu haben u. s. w. Der Punkt an welchem man sodann das ernsthafteste Ziel dieser lockern Laune erwarten sollte: die böse Entdeckung des ganz vergessenen, todähnlich daliegenden Gastes Baron Ranzau, der beim Eintritt des Strafgerichtes einen Fehlversuch zur Flucht aus dem Fenster unternommen, gibt im Gegentheil nur weiteren Ausgange für die saden unzeitigen Scherz des einmal angeregten demokratischen Phrasenur. Die Gefahr als Mörder ertappt zu werden führt den Grafen rasch zum Bündniß mit dem verlorenen Sohne der Aristokratie. Beide machen sich in aller Stille auf den Todtegegläubten unter dem Schutze der Nacht in seinen Wagen zu schaffen; während dieses eigenthümlichen Leichenzugs, zu dem sich unversehens auch Roman's beide Mataborcollegen gesellen, wird der Executor allzu hart eingreifender Hausjustiz durch seine Herzenstang auf echt Mundt'sche Manier, die in solchen absurden Sprüngen ungemelnen Geist humoristischer Lebensansicht zu entfalten sucht, mit den Tendenzen der Zeit zunächst insoweit vermittelt daß er unter freiem Winternachtstimmel zur Gründung einer „Vier-Sprachen-Zeitung“, welche der Pole Malounin herausgeben wird, die Annahme einer Actie von 500 Thalern zusagen muß. Scherz da die geistreichen Umwege des Wizes, dies piquante Spiel zufälliger Fügungen: so oder so — Roman hat doch nun seinen nächtlichen Gang für die gute Sache nicht umsonst gemacht. Der Baron, der in verstellter Leb-

losigkeit die ganze Metamorphose des Grafen abgelauſcht hat, ſtreckt bei der Abfahrt ſeines Wagens guter Dinge den Kopf heraus, indem er boſhaft ruft: „Graf Sarm- land Demokrat! Demokrat Graf Sarmland!“ Was der Mundt nicht für ein Schalk iſt! Da läßt er uns ruhig in einem Staunen über die gottloſe Leichtfertigkeit welche das graue Begegniſſ wie ein „allerliebſtes Capriccio“ behandelte, und lacht dabei mit ſeinem überlegenen Autor- Vorſehungs-Bewußtſein ins Idüſſchen daß der Todte gar nicht todt iſt und — ach was es doch für ein herrlich Ding um den Humor iſt! O über den amuſanten, ſuperben Einfall! Nur Geduld, der ironiſche Kritiker unſerer Zeit- wirren und -Widersprüche hat noch ganz andere Schliche in petto. Die Gräfin beſigt eine Tochter, von deren auſblühender Schönheit ſie die Macht der eigenen bald neutraliſirt zu ſehen fürchtet; ein abſonderlich raffiniertes Corruptionſyſtem der Erziehung iſt darauf berechnet dieſe Gefahr zeitig im Keime aufzuheben. Geiſtig ganz ſich ſelbſt überlaſſen, der vollſten Freiheit, welche verderben könnte, genießend muß die arme Leonore körperlich einen Aſchenbrödel dienſt verwalten, der an rauhen, blut- rüſtigen Händen ſeine Spuren zeigt. Die Mundt'ſche Phantafie (denn an die Reſultate von Localſtudien können wir hier nicht mehr glauben) iſt im Namen der mütterlichen ſo erfinderiſch und unter Anderm die junge Comteſſe in der Bäderwerkſtatt des nahegelegenen Städt- chens zwiſchen den Söhnen des Volks in ringelformen- der Activität vorzuſtellen. In den fünf Bädergesellen läßt der Autor ſehr ſinnig die Hauptſtämme Deutſch- lands: Baiern, Sachſen, Württemberg, Hannover, Preu- ſen, repräſentirt ſein; Abbild und Nachwirkung der poli- tiſchen Spannung und Debatte im Großen wird von dieſen Vertretern mit wachſendem Feuer ausgeführt, bis am Ende in einer ſatiriſch-symboliſchen Glanzpartie die Einheit Deutſchlands energiſch-plaſtiſch in einer — wie „Kladderabaſch“ ſagen würde — allgemeinen „Kellerei“ zum Durchbruch kommt.

Theodor Mundt von ehemals ſchrieb unter der Maſke eines Salzſchreibers („Moderne Lebenswirren“, 1834, S. 160—161) an ſeine Freundin Esperance von dem Plane: das hiſtoriſch-komiſche in der Novelle anzubauen, nachdem das hiſtoriſch- oder vielmehr hſteriſch-romanti- ſche Genre zum Ueberdruß gepflegt worden. „Seht doch zu wie im Kleinen das Große nachwirkt, und ſtellt die- ſen Scherz der Geſchichte dar! Seht doch zu wie aus den großen Begebenheiten oft die helle Ironie lachend herausbricht, und fangt die Lachen der Zeit auf, ihr braucht nur den Hut unterzuhalten, und ihr habt ein Gedicht wie es noch nie dagewesen. So will ich hiſtoriſch- komiſche Novellen ſchreiben“ u. ſ. w. Es iſt ein Traum des Seeliger geliebten daß die ſollten für drei Pfennige unter dem Volke herumgetragen werden, die neueſte und wohlſteuereſte Volkſliteratur; aber auf dem lahmen Wiße dem wir in dieſer Bäderſtube begegnen ruht der ſchlimmſte Verdacht daß er nun — bis auf die Kleinigkeit der „drei Pfennige“ und der „Volkſliteratur“ — nach beinahe 20 Jahren des Salzſchreibers Wort noch zu löſen ſich ein-

bilde. *Tempi passati!* Das Salz iſt dunam geworden, nur die Schreiberei iſt übriggeblieben.

Der Einheitsknäuel Deutſchlands wird durch das eintretende Katadorenkleeblatt auf ſeine particularen Mo- mente zurückgeführt. Das zarte Weſen Leonore betrach- tet das Alles mit unbefangener Heiterkeit, mit ihrem „rührenden Lächeln“ bemerkt ſie dem Better Roman: daß es zwar ſonſt recht hübsch hier iſt, nur heute die Herren ſich etwas zu ſtark um die deutſche Freiheit ge- ſtritten haben. Ebenſo unbefangen leiht ſie ſeinem al- bernen, zeitungsphraſen-ſchwangern Gewächſ, worin es z. B. heißt: ihre herrlichen phyſiſchen Mittel ſeien ſehr geeignet etwas Race in die junge Freiheit zu bringen, kindlich aufſprechendes Ohr. Hat der Stil des Buchs ſchon im Ganzen etwas Rattes, Welkes, ſind ſeine Farben abgebleicht und verrathen uns die gemach- ten, künstlichen Wendungen überall die abgehezte Rath- loſigkeit eines Menſchen der ſich längſt ausgeſchrieben hat, ſo iſt es vollends um die Geduld zu verlieren, wenn einer der Katadore, beſonders Roman (was zum Un- glück am häufigſten geſchieht) das Wort ergreift. Der krampfhaft aufgeſchraubte, nach Bildern haſchende Ton dieſer läppiſchen Radotage ſcheint zwar zunächſt auf ein Verſifiren des Tribunen- und Leitartikel-Sargons der neuen Volksbeglücker angelegt, aber die Manier des Ver- faſſers muß mit dieſer verzerrten Abart deutſcher Rede ſo viel Verwandtes haben daß ihm unvermerkt die eigene Sprache ſich zu einer bitteren Selbſtironie mit dem Ge- genſtand des Spottes identiſicirt — und daß es mit die- ſem leſtern auch gar nicht ſo ernſthaft richterlich gemeint war, alſo im Grunde ein noch größerer Antheil dieſes ohnmächtig aufgeblaſenen Kannegieferſtils auf die Na- tur des Verfaſſers fällt, findet ſich, indem im Laufe der Erzählung Roman der Katador gegen das Urtheil, mit welchem wir vielleicht aus ſeinen Aeußerungen ſeine in- nere Hohlheit gefolgert hätten, ganz unverkennbar in Schuß genommen wird.

Der kleinſte der Katadore, der Poet Friß Lerche im abgetragenen Sammetrock, läßt zum Schluß in der Bäder- werkſtatt das erſte Programm zum Verſtändniß des gro- ßen Bundes, der ſich durch alle Länder und Völker er- ſtreckt, von Stapel, da er der wißbegierigen jungen Dame, die ihre Gelehrſamkeit über die Katadore der ſpaniſchen Stiergeſichte austramt, Rede ſtehen muß. Er ſagt (I, 117—120):

Wir ſind die neuen Landknechte des heutigen Zeitgeiſtes, der keine Heroen mehr brauchen kann. Darum ſind wir ge- kommen um das Geſchäft zu übernehmen. Wir machen es weitteiler billiger als die ehemaligen Heroen, die außerordent- lich viel Apparat für ihre Unſterblichkeit gebrauchten, und ſtreife Prachtferis, aber keine beweglichen Volksmänner waren. Wir ſuchen die Weltgeſchichte mehr auf die Dugend-Arbeit zurück- zuführen u. ſ. w.

Die Verleiſhung des Poetencharakters an ſeinen Friß Lerche hat Mundt nicht ſo billig haben wollen; der lite- rarische Allerweltſmann bebt ſelbſt vor der Aufgabe nicht zurück jenem Titel durch legitimirende Probedrucke der edeln Verſtunft den gehörigen Nachdruck zu verſchaffen.

Diese Gewissenhaftigkeit hat, gestehen wir offen, etwas Furchtbares für uns. Könnte der bloße Reich dieses weltlichen Galimatias nicht an uns vorübergehen? Nein, vier mal noch er uns von der unbarmherzigsten Hand droht. Wie der Name Matadore dem grauenhaften Morgen seinen Freiheitshymnus entgegenknetete, so schließt er mit einem gleichen unter entsprechenden Anspielungen auf die ehrwürdige Bismarck'sche Meise lehrende Bismarckheit bei den Vertretern der deutschen Stämme. In Paris die Fortsetzung. Die Gräfin mit ihrer Tochter und die Landstrolche des Reiches, befordert durch die gräßliche Anote zu den Fonds der „Wier-Sprachenzeitung“, tauchen im Gewühl der republikanischen Babylon gleichzeitig wieder auf. Lerche kräht in einem Flüchtlingshotel ein lärgliches Nachstudenbastei als Correspondent deutscher Wäcker. Roman, durch eine Empfehlung des Herrn von Persigny in Berlin eingeführt, begegnet unerwartet den beiden Damen in den Salons des Clysée National auf einer Soirée des Präsidenten der Republik; als „Vertrauensmann“ seiner Partei, die „nur in Ueberzeugung mit den französischen Sozialisten und auf deren Signale handeln kann und wird“, hat er die in neuester Zeit immer aktiver und zweideutiger genordene Stellung Ludwig Napoleon's zu erforschen. Auch Malouin — warum sollte er hier, wo Alles zu finden ist, fehlen? Roman entladet sich, mit Leonoren unverstehend, in einen höchst salomoidrigen Phrasenschwall der alten Manier, und von dieser blumentreichen Salbderei geht er, anhebend wo Lerche in der meßlenburgischen Bäderstube aufhörte, zu weiteren Variationen des Themas, „Matadore“ über (I, 252—257). Eine feurige Republikanerin, die Sängerin Stubitta, nimmt den „Begegnung“ außerordentlich dankbar wie ein Geschenk hin und trägt denselben, nachdem sie sich versichert ihn nun vollständig gefast zu haben, kurz und gut in das Gebiet der Kunst herein, indem sie sich hier zugleich selbst unter die Matadore rechnet, deren Ziel es sei die alte Kunst jugendjuristhen um einer neuen Raum zu schaffen. Ihr Gedanke ist der: „daß die Matadore nur die Vermittler zwischen dem Verderben und der Wahrheit sind, und daß sie, wenn sie richtige Matadore sein wollen, nach der Wahrheit streben und zugleich in sich verderbt sein müssen (111). Die Matadore sind die Agenten des Verderbens welche die Wahrheit reifen helfen müssen.“

Ludwig Napoleon gibt nicht umsonst einen Ball, auf dem ein so Langes und Breites von Matadoren verhandelt wird — er selbst ist der Präsident aller Matadore. Frig Lerche sorgt seinerseits bei dem gemeinsamen Frühstück der überallher zusammengeworhten Flüchtlinge für die Propaganda des neuen Stichwortes, indem er einem Ungarn demonstrierde daß auch Kossuth nur so gut wie Napoleon und Ledru-Rollin, wie Hecker und Struve ein Matador sei. In Paris sodann unmbglich geworden — wohin anders könnte nun, um dem „Roman der Gegenwart“ zu angemessenem Abschlusse zu verhelfen, das Kleblatt sich wenden als nach — Berlin! Bevor jedoch die Ueberföderung des bekannten Personals dahin

wonstetengest, benagt der Pöbel verächtlicherweiße die feierliche Pause einer höchst gefährlichen Scene, um nach kurzem Präsubitium auf dem Plandfötte in einen brünn, das früher Seltsamte noch weit überflügelnden lyrischen Raptus auszubrechen, von dem ich der Vertraulichkeit halber nur die Ewige pyramidenförmigen Unkenntnis des Schlußvers, hersetzen will. Dieser lautet, nachdem die vorhergehende Annote mit der Frage anhöbet: „Was bleibt uns noch?“ folgendermaßen:

O Sonne, Blume, Kind und Hund, sie werden!
Das Kind, der Hund, die Blume und die Sonne
Des alten Helton Menschheit legte Sonne,
In Gällen und in Germanien,
In Ungarn, Polen und Stallen.
Hund, Blume, Sonne, Kinder,
Sie feiern zuch das Fest der armen Sänder!

Der Rest des Buchs schafft für jede Gestalt noch über übel in aller Eile ein Unterkommen und ist in Uebrigem das pure „Berlin im Sackkasten“ — nur ohne Brennglas'schen Witz. Damit wir den ganzen Berliner Frühling vom vorigen Jahre bestimmen haben, darf auch „Der Prophet“ nicht fehlen. Siehe da: Maestro Meyerbeer hat als der größte Kunstmata dor der an dem heldenlosen Horkont dieser Zeit aufgestellten sein besonderes Capitel für sich erhalten, worin er Signora Stubitta in ihrem Lindenhofel besucht um sie zur Uebnahme der Fidespattie nach der Garcia zu gewinnen. „Unter den Linden“ wickeln sich die Schicksale der Matadore und Derer die mit ihnen zusammenhängen säberlich ab. Dort wird die Gräfin Natalie, Verbrecherin an ihrer Tochter aus Eitelkeit (sie wollte dieselbe einem blödsinnigen Neffen ihres Salans Fürst Wolskoff nach Sibirien verkuppeln u. s. w.) von dem — poetischen? — Gericht getroffen, indem sie vom Pferde geschleudert in ihrem zerschmetterten Gesichte für immer eine grausame Einstellung davonträgt. In demselben Hofel wo sie auf dem Schmerzenslager liegt wird der polnische Matadore Malouin durch den russischen Agenten Wolskoff, dessen Horn er zu reizen wagte, zum Transport nach Sibirien ausgeliefert. Die Sängerin Stubitta, die sich der verlassenen geängstigten Leonore von Paris her angenommen und vergeblich sie in das natürliche Anrecht an die Liebe der Mutter einzusetzen gesucht, stirbt, nachdem sie ihren Liebling feierlich als „Person der Zukunft“ gesegnet hat. Man sieht daß der Verfasser den Gedanken hegte hier inmitten der Verderbtheit, der Däge, der bössigen Selbstsucht eine ideale leuchtende Figur hinzustellen; auch ihr Tod soll wol diese Bedeutung noch verstärken, gleichsam als müsse die hehre, begeisterte, die glühende Priesterin der Freiheit von einer Welt scheiden in welcher ihr die Luft nicht rein genug sei. Aber die Kraft versagt ihm und sein Ideal admet sich oft der Caricatur. Der Tod muß ihm eine schöne Phrase abwerfen: „Göttermarmor“ überschreibt er, mit coquetten Beziehung auf den Anblick der Sterbenden, das Schlußcapitel. Der alte Sarmland kehrt zum liebevollsten Einverständnis mit seiner Gattin zurück. Roman wird durch seine Cousine Leonore von den europäischen Volksthe-

lungen zur amerikanischen Praxis bekehrt, er will, da ihm das prosaische Umkreiben als *Matador* nicht mehr zusagt, jenseit des Oceans Familie und Wirtschaft gründen. Frig Lerche, der in einer Schuhmacherröwe seine Lebensgefährtin findet, ist von der Partie. Wober aber müssen wir ihn auf einer „Bezirkslandpartie“ nach Noabit begleiten und die „Matadore“ Manteuffel und Radowiz von Charlottenburg kommend varüberfahren sehen. Mundt konnte es nicht für sich behalten daß er so gut wie Kellstab in der „Voss'schen Zeitung“ das berliner Volk im Grünen zu beobachten wisse; er konnte es nicht einmal übers Herz bringen die gemüthliche Reminiscenz an Manteuffel's Wallfahrten zum Schluder'schen Weißbier zu unterdrücken. Und Das ist — der „Roman der Gegenwart“! **Clemens Kröner.**

Miscellen aus der italienischen Geschichte. *)

Grabinschrift der Lucretia.

In der „Puteolana historia“ des Giulio Cesare Capaccio, eines vielfach thätigen Historikers und Secretairs der Stadt Neapel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von welchem unter Anderm das instructive und seiner langweiligen dialogischen Form ungeachtet unterhaltende Buch „Il forastiere“ (Neapel 1634), eine historische Beschreibung seiner Vaterstadt, herrührt, findet sich folgende Inschrift:

D. M.

Collatius Tarq dulcissimae mense
Coniugi et incomparabili Lucre-
tiae pudoria ac mulierum gloriae
quae vix an XXXII m V d XVI.

Ein neapolitanischer Tutor unserer Zeit, dem man manches Nüchtige, wenngleich nicht immer mit gehöriger Umsicht und Kritik Abgefäste verdankt (so ein Schriftstellerkritiker Neapels, welches gründlicher Umarbeitung bedürfte), Camillo Riccio, theilt in seinen „Cenni storici sulla distrutta città di Cuma“ (Neapel 1846) diese Inschrift mit, sie allen Erstes für echt haltend. So Etwas ist kaum zu glauben, aber es legt hinlänglich an den Tag wie wenig die Kritik der Ältern Geschichte Roms, von Beaufort bis auf Niebuhr, und seine Gegner oder Zustimmungen, in Italien selbst in gebildeten Kreisen gewirkt hat. Wird doch selbst in heutzutage gedruckten, für den mehr wissenschaftlichen Leser berechneten Büchern (statt vieler nenne ich nur Ribby's vielgebrauchtes und nützlich Buch über die Campagna di Roma) die Königsgeschichte einfach nach Dionysius oder Livius oder gar nach Plutarch wiedererzählt und zugrundegelegt, während das mir bekannte neueste kritische Buch über diese Epoche, F. Orioli's „Dei sette re di Roma e del cominciamento del consolato“ (Fiesole 1834), ungeachtet allen Scharfsinns und vieler Geschicklichkeit zu keinem befriedigenden Resultate gelangt, weil es, vorder zur Geschichte gewordenen Dichtung sich nicht zu befeien vermögend, Unvereinbares zu vermitteln strebt und eine Theorie der königlichen Erbfolge aufstellt welche, so ingenios sie auch immer sein mag, auf keinem wirklichen Fundamente beruht. Niebuhr hat in Italien wol einen Uebersetzer gefunden nachdem ein ausgezeichnete florentinischer Rechtsgelehrter, Pietro Capei, welchem man den brauchbaren Auszug aus Savigny's „Römische Recht im Mittelalter“ verdankt, die Resultate seiner Forschungen in ausführlichen kritischen Aufsätzen in der Zeitschrift „Antologia“ bekanntgemacht hatte: auf die römischen Gelehrten selbst hat er aber den allergeringsten Einfluß geübt, und

der Toscaner Niccolò, von welchem Niebuhr sagte er sei „überhaupt ein ganz ungelehrter Mann“, seine „Storia avanzi il dominio dei Romani“ „ein schlechtes Buch“, rümpfte in der Vorrede zu der im Jahr 1832 erschienenen Umarbeitung („Storia degli antichi popoli italiani“) über ihn und Dittorio Müller die Nase und meint Italian brauche diese Fremden nicht. Wast die Lucretia zurückkommen, welcher der betrubte Witwe in augustalischem Latium eine Inschrift setzt, was wiederum erst die Römer sagen, wenn man bei ihnen geltendmachen wollte daß ihre Vermählung mit dem Collatinus nur alte Sage sei, die höchstens in Macanlay's „lays of ancient Rome“ hineingehe! Die Zahl falscher Inschriften, auch solcher die mit gebührender Geschicklichkeit gemacht sind als die gar zu lächerliche obenangeführte, ist übrigens Legion. Annus von Biterro hat sich in dieser Beziehung einen auf ewig brillanten Namen gemacht, während der Abate Malabaila um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Hinsicht auf Piemont mit ihm wetteiferte. Eine hübsche Reihe solcher Inscriptiones spurias findet sich im Anhang zu E. Promis' werthvoller Schrift über das alte Luni in den Abhandlungen der königlichen Academie der Wissenschaften zu Livin.

Sforza Pallavicini über Jesuiten und Repotismus.

In einem Bande handschriftlicher Stücke die sich meist auf die umbrische Stadt Città di Castello beziehen befindet sich eine von dem Jesuiten Elvostro Mauro verfaßte Relation über den Tod des Cardinals Sforza Pallavicini, des berühmten Geschichtsschreibers des Tridentiner Concils (gest. 1667). Luciano Scarabelli hat dies Document in dem florentiner „Archivio storico italiano“ (Appendice, VI) drucken lassen. Neben manchen einzelnen Bügen zur Charakteristik dieses bedeutenden Mannes enthält dasselbe nachfolgende Urtheile über die Gesellschaft Jesu und über das damals (nach dem Tode Papst Alexander's VII.) einer großen Umwandlung entgegengehende Repotenwesen:

„Der Cardinal erklärte: er danke Gott daß er ihn in der Gesellschaft Jesu habe leben lassen, und wenn er wieder zu beginnen hätte, so würde er vor allen Orden und Stellungen in der Kirche die Gesellschaft wählen und sich dem Pater General zu Füßen werfen, und es als höchste Gnade betrachten aufgenommen zu werden um in ihr zu leben und zu sterben. Wenn man auch in der Welt verschiedenartige Urtheile über die Gesellschaft vernähme, so möge man ihm Glauben beimessen der lange in derselben gelebt und im Sterben bezeuge daß sie ein heiliger Orden sei. Er wolle damit nicht sagen alle Mitglieder seien heilig, denn in diesem Sinne sei nicht einmal das Collegium der Apostel heilig gewesen: aber für heilig halte er den Orden, weil ihm scheinete daß derselbe nach Menschenkräften vor allen andern kirchlichen Ständen das Seelenheil sichere. Seit seinem dreizehnten Lebensjahr habe er mit Männern der Gesellschaft zu thun gehabt, und durch ihre Beispiele, ihren Rath und Anweisung sei ihm großer Briftand geworden: ihr müsse er allen Fortschritt zuschreiben welchen er in der Frömmigkeit wie in den Wissenschaften gemacht habe. Seit seinem Eintritt in die Gesellschaft sei er stets mit besonderer Güte behandelt worden, und die einzige Meinungsverschiedenheit sei gewesen daß die Obren ihm manche Dinge übertragen gewollt deren er sich nicht für fähig gehalten: für dies Alles bekenne er sich der Gesellschaft verpflichtet und bitte um Vergeltung wenn er ihren Aufträgen nicht entsprochen habe wie seine Pflicht gewesen wäre.“ Diesem bezieht sich Legates auf die Geschichte des Tridentiner Concils, welche zu schreiben ihm von dem Jesuitengeneral Goswin Nickel aufgetragen ward, nachdem Terenzio Alciati, welcher zu dieser Arbeit vielen Stoff gesammelt hatte, gestorben war. (Vergl. Ranke, „Römische Päpste“, III, 54.)

Ueber den Repotismus drückte der sterbende Cardinal, der vertraute Freund des im Tode kurz vorher ihm vorangegan-

*) Vergl. No. 206 u. 207 d. Bl. f. 1849 und Nr. 24 u. 26 d. Bl. f. 1851. D. Red.

genen Alexander VII. (Chigi), sich folgendermaßen aus: „Er wolle nicht gutheissen noch tadeln was in vergangenen Zeiten die Päpste für Erhöhung ihrer eigenen Familien gethan, sondern bios sagen daß es nicht an Repoten früherer Päpste gefehlt habe welche sowol zu Lebzeiten ihrer Oheim wie später sich mit großer Fähigkeit, Rechthlichkeit und Eifer im Dienst der Kirche bemüht. Zu diesen gehöre auch der Cardinal Chigi, welcher große Vorzüge andentaggelegt, und namentlich während der letzten Krankheit Papst Alexander's viele treffliche Dinge vollbracht habe, und der Cardinal Barberini, welcher zur Zeit Papst Urban's sich zum Besten der Kirche mehrmals Lebensgefahren ausgesetzt und in den Hundstochen Reisen unternommen habe, während er nach des Papstes Tode fortgefahren große Beweise seiner Unschuld, Herzengüte und seines Eifers zu geben. Was die Angehörigen künftiger Päpste betrifft, so machte er es nöthig einige Reformen vorzunehmen welche die Bedrückung der apostolischen Kammer, die schweren auf dem Volke ruhenden Lasten, das Murren der Regier, der unter den Katholiken aller Länder erzeugte Skandal und das gemeinliche Belangen aller Welt durchaus heilschten. In diese seine Ansicht stimmten viele der angesehensten Cardinale der drei Classen, sowie alle Parteien ein, und zu diesem Zwecke sei in der gegenwärtigen Sedisvacanz von ihnen beschlossen worden darauf hinzuwirken daß im Conclave Etwas darüber festgesetzt werde. Seiner Ansicht nach sollten den Verwandten der Päpste in Zukunft nicht mehr Fürsten-, Herzogs- und andere Titel gegeben werden. Alles aus dem Kirchenstaat, von der Dataria, aus dem Kammerverkauf und von sonstigen Rechten des apostolischen Stuhls einkommende Geld sollte lediglich zum Seelenheil und zur Befreiung des Volks von den dasselbe drückenden Lasten verwandt werden. Die Stellen eines Generals der Kirche und andere sollten mit mäßigem Gehalt Solchen verliehen werden die in Zeit der Noth im Stande seien die damit verbundenen Pflichten zu erfüllen; der Ueberschuß sollte zum allgemeinen Besten verwandt werden. Der Cardinal von Lugo, welcher in frühern Zeiten aus Mangel an genauer Kenntniß größere Zugeständnisse gemacht, habe sie nachmals, besser unterrichtet, mittels eigenhändig unterzeichneter Schrift zurückgenommen und den Satz aufgestellt: daß ein Papst seinen Verwandten Alles in Allem nicht über 50,000 Scudi (des Jahrs) zuwenden könne, alles Uebrige aber zum öffentlichen Besten anwenden müsse. Diese Schrift sei ihm vom Cardinal von Lugo zur Bekanntmachung hinterlassen worden; er habe sie im Leben theilweise bekanntgemacht und wolle es nun im Tode vollständig thun; er bitte also den Vater General sie unter seinen Papieren zu suchen und an das Conclave gelangen zu lassen. Er möge den Cardinal Chigi, bei welchem er stets den üblichsten Eifer gefunden, von dieser seiner Ansicht in Kenntniß setzen und ihn bitten mit den Cardinalen von der Wahl Papst Alexander's, welche die zahlreichste Partei bildeten und größtentheils sehr gutgefinnt seien, dahin zu wirken daß über diesen Punkt ein Beschluß gefaßt werde. Wenn Seine Eminenz zur Erreichung eines für die Kirche so nützlichen Zwecks beitrage, so werde er dadurch nicht bios bei den Menschen Ruhm erwerben, worauf nicht viel ankomme, sondern bei Gott ein Verdienst und im Tode großen Trost erlangen.“

Man weiß aus der Geschichte Alexander's VII. daß er, welcher zu Anfang seiner Regierung die sienesischen Verwandten fernhielt, doch damit endete ihnen großen Einfluß zu gestatten. Cardinal Flavio Chigi (gest. 1698) leitete größtentheils die Geschäfte, obgleich nicht mehr mit der Macht früherer Repoten. Der hier genannte Cardinal Barberini ist wahrscheinlich Antonio der Jüngere, Urban's VIII. Neffe, der sein vielbewegtes Leben im Jahre 1671 beschloß. Der spanische Cardinal de Lugo, gleich Pallavicini Jesuit, im Jahr 1643 durch Urban VIII. in seiner letzten Promotion mit dem Purpur beehrt und im August 1660 gestorben, hat sich sowol durch seine theologischen Schriften wie durch seine Sittenstrenge und Frömmigkeit, endlich durch die Einführung der Chinacinde in Ita-

lien einen Namen gemacht. Ueber das Genetalat der Kirche vergl. Nr. 207 d. Bl. f. 1849. Die Zustände unter Papst Alexander VII. sind zwar nur in der Kürze, aber mit gewohnter Anschaulichkeit von Ranke (a. a. O., S. 50 fg.) geschildert worden. Die Familie Chigi hat von ihrem frühern Reichthum viel eingebüßt, besitzt aber immer noch neben Anderm das schöne Vicenza und Campagnano und die prächtige Pinnwandung von Castel Fusano bei Ostia. Auch die Würde des Marschalls beim Conclave gehört ihr: der jetzige Fürst Don Agostino hat in Zeit eines halben Jahrhunderts drei fünf Papstwahlen, von Pius VII. bis zu Pius IX., sein Marschallsamt ausgeübt.

Testamentclauseln und -Verwahrungen.

Ein Biceriner Namens Aurelio dall'Acqua, Doctor der Rechte, Ritter und Pfalzgraf, Professor des Alten und des Neuen Testaments, machte im Jahr 1531 sein Testament, durch welches er eine bedeutende Summe zur Aussteuer der Jungfrauen seiner Vaterstadt hinterließ, indem er durch eine Menge Clauseln zu verhindern suchte daß die Wahl auf Unwürdige fiel. Auf alle diese Clauseln und Bedingungen dieses (zu Bologna 1836 gedruckten) Testaments folgt die nachstehende Stelle:

„Am Tage der Wahl wird der Bischof oder der würdige Geistliche mit lauter nicht nur sondern entfesselter Stimme den nachfolgenden Fluch vorlesen, sodas das Volk es vernehme und jeder der Wähler wie geschrieben steht Fiat dazu spreche. So der der es wagen sollte von diesem unserm Herrn Gott wohlgefälligen Aurelianischen Testament Etwas wegzustreichen, hinzuzufügen oder zu verändern, oder aber durch Bitten desogen oder aus irgend einem unredlichen Grunde durch Trug es durchsetzen sollte daß die bestimmte Ritigung einer nach den obangeführten Gesetzen nicht wählbaren Jungfrau zufiele, mag es nun Mann oder Frau sein, Jung oder Alt, Bürger oder Fremder, Ebler oder Plebejer, Geistlicher oder Weltlicher und mit irgendwelcher Würde geschmückt, er sei von Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist, wie von uns verflucht in alle Jahrhunderte — fiat, fiat, fiat. Er sei verflucht bei Nacht und bei Tage — fiat. Er sei verflucht beim Essen und beim Trinken, im Schlaf und im Wachen, in Bewegung und Ruhe, auf Jahrhunderte — fiat. Verflucht sei sein Lager, seine Kleidung, jedes Kleinod sein — fiat. Verflucht sein Geld und Weinberg, sein Sprichwort und seine Delpresse — fiat. Verflucht alle seine Gedanken und Handlungen, verflucht die Luft die er athmet, die Erde die ihn trägt. Feuer falle vom Himmel und verzehre ihn, auf Jahrhunderte. Der Herr schlage ihn, auf daß er blind werde, stumm und taub, auf Jahrhunderte. Der Herr schlage ihn mit Wahnsinn und Wuth, mit Krankheit und Pest. Der Herr überliefere ihn in die Hände seiner Feinde, auf daß sie ihn martern seine Lebenszeit lang — fiat, fiat.“

So gehen die Verfluchungen fort, dann folgen die Segnungen, mit klarer und sonorer Stimme ausgesprochen, Segnungen für Alle welche das Aurelianische Testament treu befolgen oder dessen Beispiele nachkommen. „Gefegnet sei Feuer und Wasser, und Alles wovon er lebet, auf Jahrhunderte — Amen, Amen, Amen. Ruhm und Reichthum seien in seinem Hause, Sieg und Frieden in seiner Hand — Amen. Er sei zur Rechten Gottes mit Weib und Kindern, mit den Segnarten in alle Ewigkeit — Amen, Amen, Amen.“

Seit lange schon haben die Verwalter des Vermächtnisses Aurelio's dall'Acqua unterlassen die Segnungen und Flüche bei der Vertheilung der Morgengaben zu recitiren.

Die päpstlichen Sänften.

Die Sänften bilden das Mittelglied zwischen Pferd und Wagen. Als die alte Sitte der Cavalcata, wobei der Papst ein weißes Pferd ritt, allmählig in Abnahme kam, wurde die Letztige oder Portantina eingeführt; neuerdings erst hat man sich bei feierlicher Gelegenheit der Carrossen bedient, die man überhaupt nicht vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Rom antrifft. Papst Innocenz IV. (Fieschi, 1243

— 54), welcher bei dem Lyoner Concil 1245 den Cardinälen den rothen Hut gab, gebot ihnen auch in der Stadt zu reiten, welche Sitte, mit dem Infanterietragen verbunden abwechselnd, bis zur gedachten Zeit währte. Bei der päpstlichen Hofhaltung ist der Gebrauch der Sänfte übrigens alt, und einst wurden wie heutzutage noch in Sicilien auf solche Weise längere Reisen gemacht. Der genannte Papst Innocenz legte den Weg von Gestrü an der genuessischen Riviera bis Lyon über den Cent's größtentheils in der Sänfte zurück; Urban IV. ließ sich, todtfrank, im Jahr 1264 von Lodi in Umbrien nach Perugia tragen. Noch muß hier, was diesen Gebrauch betrifft, angemerkt werden daß Cesar Borgia, beim Tode seines Vaters Alexander IV. noch krank vom Stifte welches er bei dem berühmtesten Gastmahl des Cardinals von Corneto unversehens genossen hatte, sich so von Rom nach der Burg von Nepi, einem Sohn seines Neffen Giovanni, bringen ließ, von 12,000 Mann Soldtruppen begleitet, und daß die Leiche des berühmten Cardinals Sil d'Albornoz von Biterbo, wo dieser Wiederhersteller der weltlichen Papstgewalt im Jahr 1367 gestorben war, in einer Sänfte nach seinem Vaterlande Spanien getragen wurde, wobei Papst Urban V. denen welche sich auf kürzere oder längere Strecken am Tragen theilnahmen die Indulgenz des Jubeljahrs verlieh. Die Leichen der Päpste welche im Quirinischen Palaste sterben werden in Sänften nach dem Vatican gebracht. Dies geschieht am Abende des dritten Tags; zwei weiße Maulthiere tragen die Sänfte welche von zahlreichen Palfreniers mit weißen Wachskerzen umringt ist, die sie mit den Kobelgarben, Ceremonienmeistern u. s. w. nach der Sixtinischen Kapelle geleiten. Dies geschah zuerst beim Tode Sixtus V. im Jahr 1590.

Der erste Papst welcher bei der feierlichen Bestimmung des Laterans (Poggio), eine Ceremonie worüber Francesco Cancellieri im Jahre 1802 auf Anlaß der Besitzergreifung Pius VII. ein Buch von 540 Quartseiten herausgegeben hat, sich der Sänfte bediente, war im Jahr 1555 Paul IV. Carafa, jener leidenschaftliche Gegner der Spanier. Pius V. Ghislieri folgte 1566 seinem Beispiel, Gregor XIII. Buoncompagni hingegen ritt und bediente sich der Sänfte nur auf dem Rückwege, 1572. Auch Sixtus V. blieb der alten Sitte des Reitens treu; nach der Ceremonie ließ er sich nach seiner geliebten Signa bei Sta. Maria Maggiore (Villa Regroni-Massimo) bringen, wo er bis zum Abend blieb und in der Sänfte, von Dienern mit weißen Wachskerzen umringt, nach dem Palast heimkehrte. Das 17. Jahrhundert hindurch wechselte die eine mit der andern Sitte; ritt der Papst, so wurden Sänften verschiedener Gattung mitgetragen. Papst Clemens XI. Albani, 1701, war zu Pferde, kehrte aber im Wagen nach dem Vatican zurück; es ist das erste mal daß in solchem Falle von einer Carosse die Rede ist. Benedict XIII. Orsini, 1724, Clemens XIII. Rezzonico, 1758, Clemens XIV. Ganganelli, 1769, und Pius VI. Braschi, 1775, ritten, letzterer auf einem sehr schönen Schimmel; Sänften, offene und bedeckt, mit Trägern wie mit reichgeschmückten Rossen, befanden sich jedesmal bei dem Zuge. Beim Poggio Pius VII., 1801, sah man diese Sänften zum letzten mal: er, wie seine Nachfolger, fuhr in vergoldeten Staatscarrossen, wie man sie noch vor kurzem bei der Rückkehr Pius IX. aus dem Exil von Gaeta vom Lateran bis zum S. Pietro gebraucht sah. Einige der alten Sänften stehen noch im päpstlichen Palast. Sie hängen auf zwei langen mit Leder bedeckten Stangen, welche von den Sediarii, Mitgliedern der Dienerschaft der Palazzi apostolici, getragen werden. Je nach den Umständen sind sie reich oder einfacher. Die Letztgenannte ist innen wie außen mit Sammet überzogen, nur Vorhänge und Kissen sind von carmoisinrother Seide, mit goldenen Franzen und sonstigen Verzierungen, die jenen der Sedia gestatoria, des Stuhls auf welchem der Papst zum Pontificale in der Peterskirche und zur Benediction getragen wird, ähnlich sind. An der Decke sieht man einen von Strahlen umgebenen Heiligen Geist; diese Decke läßt sich öffnen und schließen. An bei-

den Seiten und voran sind Glasfenster. Der Oberkammerherr (Cavallerizzo maggiore), steht der Marchese Serlupi Erbsengal, hat über die päpstlichen Sänften die Aufsicht.

Gedicht auf den Tod Kaiser Heinrich's VII.

Die Unwahrheit der Sage daß Heinrich von Luxemburg durch den Dominicanermönch Fra Bernardino von Montepulciano mit der geweihten Hostie vergiftet worden sei, ist ziemlich erwiesen. Barthold hat in seinem zu wortreichen, aber dankenswerthen Buche über den Römerzug die Umstände zusammengestellt, aus denen hervorgeht wie der Kaiser dem Fieber erlag das ihm seit lange zusetzte. Die Sage aber ist gleichzeitig. Daß sie in der angeblich von dem pistojischen Notar Ser Bonacosa di Ser Bonavita herrührenden italienischen Uebersetzung der Relation des Bischofs Nikolaus von Butronto (zuletzt gedruckt bei Böhmner: „Fontes rerum germanicarum“, I; vergl. Dönniges, „Kritik der Quellen für die Geschichte Heinrich's VII.“, S. 26 fg.) vorkommt, welche von F. Bonaini im „Archivio storico italiano“ mitgetheilt ward, ist kein Beugniß, da es sich hier (wenn die Uebersetzung überhaupt echt ist) um einen Zusatz späterer Zeit handelt. In Deutschland war die Sage allgemein geglaubt: in Italien wurde sie namentlich durch die zahlreichen Gegner des Dominicanerordens verbreitet. Noch Papst Pius II. gedenkt derselben als eines „ou dit“ („Henricus VII. hostili fraude veneno extinctus fertur“). Böhmische Geschichte). R. Amari, der bekannte Verfasser der „Guerra del Vespro Siciliano“, hat in einer Handschrift der pariser Bibliothek eine „Lamentatio in funere Henrici VII. imperatoris“ gefunden, die im gedachten „Archivio storico“ (Appendice, IV) gedruckt ist. Sie beginnt:

Scariotis genituras
Viperas perituras
Aequipollent quippe iure,
Qui rectorem
Mundi martyrem *)
Florum forem
Henricum imperatorem
Ob argentum
Ministrando sacramentum,
Purpure, viol cruentum,
Mortis dirae
Tradiderunt. Hen deitras
Dies ille, dies irae!

Später heißt es:

Etenim homo
Facis meae, in quo
Speravi, qui edebat
Panem meos, magallianovit
Ergo me supplantationem
Sacramento.
Proterius clam toxicato
Potatur Henricus,
Per facinus, auro dato,
Violatur.

Daß im Dominicanerorden selbst das Bewußtsein des Verdachts quälend fortlebte, ergibt sich sowol aus dem an König Johann von Böhmen gestellten Gesuche um Freisprechung, wie aus den Bemerkungen Cosimo (Pindoni's) von Lucca, des bekannten im Jahre 1327 gestorbenen Historikers, der dem Orden angehörte.

Es ist neuerdings wieder Mode geworden, im Gegensatz zu denen welche an Dante's Schibolismus festhaltend von Heinrich's Wirken Heil für Italien möglich glaubten, in der ganzen Romfahrt des Luxemburgers nur eine Art abenteuernder Gasconade zu sehen, und des Alighieri vertrauende Vorliebe für ihn zu den Fäulen zu zählen wo, wie Torquato Tasso

*) Heißt nicht malorum?

ausdrückt, seine Lebhaftigkeit sanfter sprach als sein Verstand. Das aber Heinrich's Wirken, wenngleich durch frühzeitigen Tod unterbrochen, doch nicht so eitel war, ergibt sich unter Andern aus einem vor kurzem durch G. Canestrini aus dem florentiner Archiv der Riformagioni bekanntgemachten, dem Jahre 1346 angehörenden Schreiben der Republik an Papst Clemens VI., in welchem dieselbe bei Gelegenheit der Sendung des Bischofs Angelo Acciajuoli um Losprechung oder Nullitätsklärung der Prozesse und Sentenzen des Kaisers gegen die Stadt bittet. (Vergl. „Archivio storico“, Appendice, VII.) Es heißt darin: „Insuper, cum quondam Henricus Romanorum imperator quosdam tulerit sententias et processus fecerit contra comunitatem Florentie, ac etiam contra multos honorabiles cives civitatis eiusdem, dignetur ipas sanctitas ipsos processus atque sententias tollere et penitus revocare, ac etiam ad cautelam ipsam comunitatem Florentie ipsosque cives restituere a sententiis et processibus supradictis.“ Einunddreißig Jahre waren vergangen seit Kaiser Heinrich zu Buonconvento verstorben war, und die reiche und mächtige Stadt Florenz wandte sich noch an den Papst, um Revocierung der Urtheilssprüche bittend! Beweis genug wie die Idee der Majestät des Reichs selbst bei so gesunkenen materiellen Kräften selbst in Italien fortlebte. Beweis genug daß Dante nicht so ganz der politische Träumer war als welcher Foscolo und Andere ihn darstellen möchten. 10.

Thomas Moore.

(Nach dem englischen Kritiker Androman.)

Mit der in der englischen Poesie vorherrschenden Gedankentiefe steht das Glänzende der Dichtungen Moore's in auffallendem Contrast. Er scheint das lebhafteste und natürliche Wesen seiner Landsleute mit ehrenwerthem und freudigem Stolze in die stattlichen Reihen der englischen Minstrel mitzubringen. Seine glänzenden Phantasiegebilde und seine üppigen Gefühle haben einen sätlichen Charakter. Sie athmen Luft. Selbst wenn seine Dichtungen pathetisch sind, bleibt ihre Wirkung die nämliche; denn der Schmerz wird in ihnen seiner Schärfe beraubt, besänftigt und zur Ruhe gebracht. Die Strenge des Denkens, der Ton gewaltiger Erregtheit und der Aufruhr der Leidenschaften werden von Moore gleichmäßig vermieden. Wir werden durch ihn weder auf nebelhafte Höhen geistiger Betrachtung versetzt, noch auf den gewöhnlichen Pfaden umständlicher Erzählung fortgeführt, sondern er läßt uns durch balsamische Auen schlendern oder in köstlichen Gainen ruhen. Wird mitunter eine peinliche Vorstellung berührt, so bringt ein musikalischer Reim oder ein glänzendes Bild sogleich wieder Harmonie in das Gemälde. Selten kommen wir dazu an das Gedicht zu denken; so beharrlich wird die Vorstellung eines Gesanges festgehalten. Wir empfangen fortwährend einen Eindruck von der Art wie ihn die ungezwungene Poesie des Troubadour, der Erguß eines heitern sinnreichen Geistes erzeugt. Kein Drang die Geheimnisse der Schöpfung zu ergründen, keine mühsamen Versuche sich auf die Höhe irgend eines „großen Gegenstandes“ zu schwingen, Charakterisiren die Gesänge Moore's, sondern ein melodisches Ländeln mit Erinnerungen und Hoffnungen, ein heiteres oder schweremüthiges Fliehen über das Wirkliche und Beschwerliche hinaus, in das freie Gebiet des Romantischen. Bei aller jener reizenden Natürlichkeit vieler Dichtungen Moore's hat aber doch ein großer Theil derselben etwas Erkünsteltes. Die erhabensten sowol wie die rührendsten seiner Gesänge sind ohne Zweifel diejenigen welche aus des Dichters eigenem Leben und aus seinem bewegtem Busen warm hervorquellen. Dies findet offenbar bei vielen Ergießungen des großen irischen Bardens statt; andererseits treffen wir bei ihm nicht selten weithergehende Edelreime, Schönheiten, die augenscheinlich vielmehr zusammengetragen als natürliche Eingebungen sind. Talla Nooth, zum Beispiel, ist das Ergebnis der vom Verfasser auf dem

Grabe der Ueberlieferungen und der Naturgeschichte des Dichters angestellten Nachlese. Allerdings hat der Dichter mit vollkommener Kunst von seinen auf diese Weise erworbenen Schätzen Gebrauch gemacht, und nur die gedankenvolle Thätigkeit seines feurigen Geistes vermochte dieselben zu Gemälden von so reizender Schönheit zu verarbeiten. Gleichwol ist der Unterschied sichtbar der zwischen der Poesie des Künstlers und der Poesie des Menschen obwaltet. Mit überwiegender verständiger Beobachtbarkeit zu einem Dichterwerk erst einen, alles Einzelne im Voraus feststellenden, für sich vollkommen fertigen Plan in der Hand entwerfen wie Dies der Baukünstler in Bezug auf einen zu erbauenden Tempel thut, und dann nach Zusammentragung der von Andern gelieferten brauchbaren Materialien, mit einer durch diese Außerlichkeit und Objectivität des Stoffes gewährten Klarheit des Bewusstseins, auf dieser Grundlage ein zu allen seinen Theilen harmonisches und anmuthiges dichterisches Gebäude errichten, Das ist allerdings ein Beweis nicht gewöhnlicher Kunstfertigkeit. Höheren Werth als dies thut jedoch die Thätigkeit eines Bardens, der zwar, um Platon'sche Worte zu gebrauchen, mit einem minderen Grad „menslicher Besonnenheit“ zu Werke geht, aber, gleich einem Propheten von „göttlichem Wahnsinn“ ergriffen, dem unwiderstehlichen Drange begeisterungsvoller Eingebung folgt, hauptsächlich in Empfindungen seines eigenen Herzens Ausdruck gibt, seine eigenen geheimsten Lebenserfahrungen seinem Gedicht behutsam anvertraut, erst mit Vollendung alles Einzelnen den Plan des Ganzen zum Abschluß bringt, und erst nach diesem Abschluß über diesen Plan zu derjenigen Klarheit gelangt deren der künstlerische Bewußtsein als solches überhaupt fähig ist. In der letztern Art von Poesie herrscht ein unvergänglicher Zauber. Sie ist im höchsten Grade, anregend. In dieser Art von Poesie hat aber Moore nur einen mäßigen Beitrag geliefert. In Allgemeinen ist seine Dichtung vergleichungsweise oberflächlich. Phantasie bildet seine Hauptstärke. Diese Geisteskraft ist es welche seinen Dichtungen eine so glanzvolle Anmuth verleiht. Nehulich dem Funken des Reiss und dem Phosphoresciren des Meeres, blendet uns der Schimmer seiner um uns her spielenden seltsamen Bauberggebilde, sie geben der künftigen Stunde eine Würze und lassen uns glänzende Blendwerke in dem einschränkenden Kreise des Daseins schauen; aber sie strahlen selten wie das klare und dauernde Licht der Gestirne. Moore ist zu sehr das Geschöpf des gesellschaftlichen und verfeinerten Lebens um die höchste Stelle auf dem Parnass zu erreichen. Er liebt nothwendigerweise in gewissem Grade am Conventionalen, und erhebt sich selten über die gegenwärtig vorherrschenden Gedanken. Im Thale von Raskinir kann er den „Spiegel“ nicht vergessen. Vorzugsweise verdient er den Namen eines feingebildeten Dichters. Er ist nicht wie Burns ein rauher Baueremann, dessen Muse durch Nichts erweckt wird als durch die Berge und das Himmelsgewölbe, durch eine ländliche Schöne oder eine getretene Gänseblume; ebenso wenig ist er, wie Byron, ein mißvergnügter Pair der sich durch ein abenteuertes Leben in der Fremde von gesellschaftlichen Pflichten zu befreien sucht; sondern wir kennen ihn als einen heiligen gebildeten Mann, der eine scherzhafte Erwiderung auf einen anmuthigen Gesang immer in Bereitschaft hat. Er ist sich ebenso sehr zu seinem Vortheil in literarischen Kreisen wie in seiner Gesellschaft, als Führer durch die reizenden Irrgänge orientalischer Romantik, und als Gesellschafter am Tisch, als Dichter, Freund und Weltmann. Er ist einer von denjenigen Menschen welche nicht weniger zur Stütze als zur Freude des Menschengeschlechts geboren zu sein, welche die Bestimmung zu haben scheinen der Luft neuen Reiz und ein gesellschaftliches Leben eine phantasievolle Färbung zu verleihen.

Bei Würdigung Moore's ist beständig zwischen seinem verschiedenen dichterischen Erzeugnissen zu unterscheiden. Er hat eine Menge von Gedichten geschrieben die nur ein vorübergehendes Interesse und so geringen Werth haben daß wir uns

wundern müssen dieselben von ihm seinen vollkommenern Dichtungen angereicht zu sehen. „Lalla Rookh“ und „Die Liebe der Engel“ sind die besten unter seinen längern poetischen Gedichtungen; und in diesen zeigt die schöne Episode vom „Paradiese und der Peri“ die glänzendsten Spuren seines Genies. Am Ende wird sich jedoch sein Ruhm ohne Zweifel auf die „Melodien“ gründen. Es ist zu bedauern daß unter den Edelsteinen eines solchen Dichters so viele falsche Steine, das heißt so viele übereilte und unreife Urtheile, sich befinden. Seine auf die künftige Beobachtung gegründeten Bemerkungen über England, zum Beispiel, sind schwerlich eines freisinnigen Geistes würdig; und hätte der Dichter rücksichtlich Italiens die Ursachen des Scheiterns der neapolitanischen Revolution gewissenhaft erforscht, so würde er nicht das Herz gehabt haben über ein Volk „an welchem man sich in solchem Maße mehr versündigt hat als von demselben gesündigt worden ist“, ein so grausames Verdammungsurtheil zu fällen wie in den Worten enthalten ist: „Nieder in den Staub mit ihnen, da sie Sklaven sind.“

Die Metaphern Moore's liefern einen schlagenden Beweis von der in der glücklichen Vergleichung gewisser Naturerscheinungen mit moralischen Eigenschaften sich bethätigenden Macht seiner Phantasie. In einer seiner Lichtrreden, in welcher er seine Zuhörer wegen ihrer Erhabenheit über Parteieindschaft belobte, sagte er zum Beispiel: ihre „edeln Naturen würden in der höchsten Zeit aus dem innern Abspalt und Kampf der öffentlichen Meinung wie Kiesel aus dem Meere herauskommen, glätter und abgeschliffener eben durch die Reibung welche sie auszuhalten gehabt hätten.“ Und indem er bei der nämlichen Gelegenheit von Byron's Reigung „allein unter den Ruinen des Herzens zu wandeln“ spricht, sagt er: „Aehnlich dem Kastanienbaum, der am besten auf vulkanischem Boden gedeiht, wächst des Dichters Phantasie am üppigsten da wo die Flamme der Leidenschaft ihre Spur zurückgelassen hat.“

Ein wichtiger Bestandtheil der Poesie Moore's ist die Musik. Wenigen Dichtern ist es so gut gelungen wie ihm den teutonischen Rhythmus der englischen Sprache zu mildern, in die Verse solchen Fluß, in den Rhythmus solchen Tonfall zu bringen wie in den weichern Sprachen des Südens sich findet. Und welcher unaussprechliche Sauber herrscht in den bei Moore's Gesängen zugrundegelegten Melodien! Der größere Theil dieser Musik übt eine so verführerische Gewalt daß wir kaum im Staude sind die Gedichte mit welchen sie unauflöslich verbunden ist ruhig zu prüfen. In dieser Beziehung erfreut sich Moore eines ausgezeichneten Vortheils. Die lieblichsten seiner dichterischen Ergießungen sind mit reizender Musik verbunden. Dadurch werden Sinn und Seele zugleich in Anspruch genommen; und vielleicht hat man in Betreff keines andern neuern Bardens allgemeiner nicht nur erkannt, sondern auch gefühlt daß derselbe ein Dichter ist. Wie oft haben im heitern Saal, auf einsamem Meere, von den Lippen vornehmer Damen und des Landmanns, des Studenten und des Matrosen, des Liebenden und des Helden, solche Gesänge ertönt wie „Das Zusammentreffen der Muten“; „Der jungen Liebe Traum“; „Komm, ruh' mir am Busen“; „Oft in stiller Nacht“; „Komm her, ihr Trostlosen“; „Maria's Thränen“ und andere in Hütten und Hallen ebenso bekannte Lieder.

In Tausenden haben daher die an Moore gerichteten Worte Byron's ein Echo gefunden:

Wär's der letzte Tropfen d'rin,
Wenn ich säñ' zum Wässerquell,
O' mein Athem schwände hin,
Trät' ich auf dein Wohl ihn schnell.

Bei dem Wasser dort, wie hier
Bei dem Weine, spendet' ich
Diesen Guß: Ruh' dir und mir,
Und ein Wohl, Tom Moore, f'ar dich!

Die an Moore's Dichtungen sich knüpfenden nationalen Vorstellungen erhöhen den fesselnden Reiz derselben. Als der

Barde eines unterdrückten, aber edeln Volks, dessen Lebhaftigkeit und Kühnheit ebenso groß wie seine Leiden sind, hat er ein Recht auf allgemeines Mitgefühl. Wir werden notwendigerweise daran gemahnt daß seine Gesänge aus einem Lande herüberkamen welches so lieblich und zugleich so verarmt ist daß man dasselbe passend das „verlorene Paradies“ genannt hat. Jene rührenden Melodien, in welchen die Seele des alten kraftvollen Erin frisch erhalten scheint, wie mächtig ergreifen sie jedes treue und jedes wohlwollende Herz! In Wahrheit, die bloße Thatfache daß am Herde des Hüttenbewohners, in Niederungen, Thälern und abgelegenen Schluchten die Schweremuthsvollen und rührenden Weisen altirischen Gesangs gesammelt und mit der verfeinerten Sprache neuerer Zeit verbunden worden sind, muß als eine der romantischsten Unternehmungen moderner Poesie unser Interesse erwecken. Wenn ein italienisches Gemälde, ein maurischer Springbrunnen und eine ägyptische Pyramide als die übriggebliebenen Denkmäler der besten Lage einer Nation mächtig auf uns wirken, in wieviel höhern Grade sollten wir dann den Werth der aus einer ferneren Zeit herrührenden einfachen, aber bereideten Musik anerkennen, in welcher die Gut der Liebe, der Trieb zum Vaterlande und der Schmerz noch jetzt lebendig sind und uns ergreifen!

Nicht minder aber als durch seine Muse verherrlicht Moore durch seine persönlichen Eigenschaften sein Vaterland. Sein Patriotismus, seine gesellschaftlichen Tugenden und seine sanften Gefühle sind gleich charakteristisch. Als der vornehmlichste Barde Irlands nimmt er eine höchst vortheilhafte Stellung ein. Er verliert sich nicht in einer Ehor von Beredsamern, und wird nicht zu einer örtlichen Dichterschule gezogen, sondern bemächtigt sich unserer Einbildungskraft als der wichtigste Vertreter eines großen und unglücklichen Volks. Moore's phantastische und gefühlvolle Gesänge vermischen sich mit den von Irlands's Küsten herüberhallenden Klageönen, um uns an die herrlichen Hügel des warmen irischen Herzens und an die mitten in dem düstern und elenden Zustande jener Insel hervorsprossende Blüte des Genies zu erinnern. Wo kann es daher singen:

Thure Parze der Helma! im Dunkel gefunden,
Wo halt dich die Kette des Schweigens Heil lang,
Hab' ich Holz dich, o Parze von Erin entbunden,
Und gewidmet der Freiheit, dem Licht und Gesang!

E. Roumann.

Eine Mission nach Dahomey.

Dahomey heißt ein Land im südwestlichen Afrika, welches sich westlich vom großen Nigerdelta, östlich von Uschanti in einer Länge von 180 englische Meilen von Osten nach Westen ausdehnt und in einer solchen von 200 englische Meilen von der Seeküste aus bis zu seiner äußersten Grenze im Innern, welche das Kongegebirge bildet, verläuft. Im Herbst 1848 war der afrikanische Reisende Herr Duncan zum Vizeconsul an dem „Hose“ von Dahomey ernannt worden, und Hr. Forbes, ein ausgezeichneter Offizier vom Geniewesen, ward auserlesen den neuernannten Consul auf seiner Mission nach Womey, der Hauptstadt des dahomanischen Staats, zu begleiten. Der nächste Zweck dieser Mission war der: den König von Dahomey zu veranlassen den Sklavenhandel, der hier im Großen getrieben wird und das einzige Handelsobject bildet, aufzugeben und sich womöglich andern menschlichen und rechtmäßigeren Verkehrsgegenständen zuzuwenden, deren mehr als einer von der ausnehmenden Fruchtbarkeit des Landes begünstigt werden würde. Leider scheiterte der Plan an der entschiedenen Abneigung des afrikanischen Potentaten den Menschenhandel, der „schon seit undenklichen Zeiten von seinen Vorfahren getrieben worden und von allen seinen Nachbarstämmen ebenfalls getrieben werde“, aufzugeben.

Aus dem ausführlichen Werke welches Lieutenant Forbes, als Frucht seiner Bethätigung an dieser Expedition, über den Staat Dahomey jüngst hat erscheinen lassen („Dahomey and

the Dahomans: being the journals of two missions to the king of Dahomey, and residence at his capital, in the years 1849 and 1850; by Frederick E. Forbes", 2 Bände) entnehmen wir die nachstehenden nicht uninteressanten Notizen.

Die Fruchtbarkeit des Landes, sein Reichthum an natürlichen Hülfquellen aller Art ist außerordentlich. Deswegenachtet ist es nur dünn bevölkert, eine Folge der verheerenden Kriege und der schrecklichen Sklavenjagden, deren Schauplatz das Land seit länger als einem Jahrhundert gewesen. Die Gesamtbevölkerung übersteigt nicht 700,000 Seelen beiderlei Geschlechts, worunter nur 20,000 Freie. Die Hauptstadt und Residenz Abomey zählt 30,000 Bewohner. Das dahomanische Heer besteht aus 12,000 Mann regulärer Truppen, unter denen auch 5000 Amazonen, d. i. streitbare Kegerinnen (Adahoonzoo); der Großvater des jetztregierenden Königs, welcher Sejo heißt, hat in den Jahren 1774—89 diese Amazonenlegion gebildet, die sich seitdem trefflich bewährt hat. Außerdem kann im dringenden Fall das Land noch eine Art Landwehr stellen, von beiderlei Geschlecht, sodaß der volle Feldetat bis auf 50,000 Mann gebracht werden kann. Die einzige Beschäftigung der Nation, mit Ausnahme von etwas Ackerbau und matten Spuren roher Fabrication, ist die Sklavenjagd. Jedes Jahr erhebt sich die Nation in Masse, es wird mit irgend einem der benachbarten Stämme angebanden, dessen Gebiet mit Krieg überzogen; Dörfer werden eingeäschert, die Alten niedergemetzelt, die Jungen in die Gefangenschaft geführt. Dort opfert man einen Theil den Fetischen, beivveitem die Mehrzahl aber verkauft man nach Whydah an die dort wohnenden Sklavenhändler. Diese Sklavenjagden haben ihre Saison und finden gewöhnlich im November und December statt. Der König von Dahomey ist zwar durchaus absolut, er läßt nach Belieben seine Unterthanen einen Kopf kürzer machen, und sein erster Minister ist — was allerdings charakteristisch ist — zugleich der Volkstreich — der hantès oeuvres; doch stößt man selbst hier in dieser staatlichen Bildung auf erste dämmernde Lebenssymptome einer Constitution, denn der König ist auch wieder auf gewisse Weise gebunden durch altes Herkommen und nationale Traditionen, über die er nicht hinaus kann. Die Hauptstadt Abomey hat acht englische Meilen im Umfange und gewährt dem sich ihr nähernden Reisenden einen sehr eigenthümlichen Anblick. In einer Entfernung von etwa 1/4 Meile von den Stadthoren stehen auf beiden Seiten des Wegs unter Schuppen je ein Paar 32pfündiger Carronaden. Von da bis zu den eigentlichen Thoren ist der Weg mit Festschhäusern besetzt, deren Zahl mehr als 60 beträgt. Zur Linken bemerkt man in der Umgebung eines kleinen Gehölzes einen von einer hochrothen Lehmwand umgebenen Palast. Rings um die Stadt selbst zieht sich als einziges Vertheidigungswerk ein fünf Fuß tiefer Graben. Die sechs Thore der Stadt sind eigentlich bloße Lehmwände, jedes mit zwei Eingängen, wovon der eine ausschließlich für den König bestimmt. Ueber jedem Eingang sind zwei Menschenköpfe angebracht, und auf der inwendigen Seite bemerkt man einen ungeheuern um und um mit Menschen- und Thierschädeln aller Art — darunter sogar Elefantenschädel — decorirten Pfahl, für den sich Nichts versehenen Reisenden ein gräßlicher Anblick! Die Paläste des Königs und anderer Großen, sowie die Ministerhotels befinden sich sämmtlich nach der Mitte der Stadt zu. Hier befindet sich auch der große Markt, auf welchem eine Art Blockhaus mit 15 Geschüben steht. Eigentliche Straßen gibt es in der Stadt nicht, sondern die Häuser stehen nur in gewissen Richtungen beieinander, und jedes ist von einer hellrothen Lehmwand eingeschlossen, die, öfters von großem Umfange, zugleich parkähnliche Gruppen von Waldbäumen, Drangen-, Bananas- und andern Fruchtbäumen miteinfriedigt. Die Häuser sind alle niedrig und breitbedacht, und in ganz Abomey gibt es nur zwei zweistöckige. Vielleicht den interessantesten Bestandtheil des Forbes'schen Werkes bildet das dem ersten Bande beigelegte ausführliche Vocabularium der Dahomanensprache und dann eine ebenfalls sehr ausführliche Illustration, ein seltsa-

mes philologisches Phänomen betreffend, wovon Lieutenant Forbes selbst der Entdecker ist, nämlich die Existenz einer afrikanischen Grund- und Normalssprache (wol mehr Dialekt) auf phonetischen Principien beruhend, dergestalt daß dieselbe den Rhythmus bietet für eine Reduction der verschiedenen afrikanischen Dialekte zu einer gemeinsamen Schriftsprache. Die Ursprache wird dort Bahie genannt, ist noch nicht zwanzig Jahre alt und soll die ausschließliche Erfindung von acht sinnreichen Kegern sein, zugleich so den Beweis liefernd daß der Neger einer hohen geistigen Ausbildung fähig ist. Der Verfasser des in Rede stehenden Werks hat selbst eine hohe Meinung und Erwartung von den geistigen Fähigkeiten eines kleinen Negermädchens, Sarah Forbes Bonetta genannt, die ihm, als Kriegsfangene, von dem König der Dahomanen zum Geschenk gemacht wurde und die er mit nach England gebracht hat, wo die Königin Victoria selbst die Sorge für ihre Erziehung übernommen hat.

• Die Büste und das neueste Gedicht von Lamartine.

Französische Blätter sprechen bewundernd über eine Büste Lamartine's von dem Grafen D'Orsay, der als Dilettant Künstler ist. „Die Büste von Lamartine“, sagen sie, „war sehr schwer für den Bildhauer. Warum? wird man uns fragen. Seine Büste sind einfach, regelmäßig, ruhig, großartig; Das ist wahr. Aber in ihrer Einfachheit, ihrer Regelmäßigkeit, ihrer Ruhe haben sie flüchtig wechselnden und sehr verschiedenen Ausdruck. Wie also soll der Künstler, der sich zur Aufgabe setzt diesen Typus wiederzugeben, zugleich zins und vielfach sein? Da lag das Problem. Der Graf Orsay hat es gelöst.“ Der Sculptor, welcher mit Byron befreundet war und zwei Jahre sein Begleiter auf italienischen Reisen, hielt sich lange in England auf, vollendete dort D'Connell's und Lord Wellington's Büste, zuletzt die von Lamartine, und zwar aus der Erinnerung, und ohne daß der Verfasser der „Histoire des Girondins“, dessen Gattin selbst den Keißel führt, es wußte.

Das lebensvolle Werk ist gegenwärtig in Paris ausgestellt. Méranger soll es noch im Atelier mit Anerkennung begrüßt haben. Lamartine selbst sandte, als er zu Raon die Büste erhielt, dem Künstler folgendes improvisirtes Gedicht, das erste nach langer Schweigsamkeit, das uns gleich einer letzten Seite sowohl der „Confidences“ des edeln Sängers als auch der politischen Geschichte seines Vaterlandes wehmüthig gemahnen will:

A monsieur le comte D'Orsay.

Quand le bronze écumant dans ton moule d'argile,
Léguera par ta main mon image fragile
A l'oeil indifférent des hommes qui naissent,
Et que, passant leurs doigts sur ces tempes ridées,
Comme un lit dévoté du torrent des idées,
Pleins de doute, ils diront entre eux: De qui ce front?

Est-ce un soldat debout frappé pour la patrie?
Un poète qui chante, un pontife qui prie?
Un orateur qui parle aux fols séditions?
Est-ce un tribun de paix soulevé par la houle,
Offrant, le coeur gonflé, sa poitrine à la foule,
Pour que sa liberté remontât pure aux cieux?

Car dans ce pied qui lutte, et dans ce front qui vibre,
Dans ces lèvres de son qu'estroave un souffle libre,
Dans ce coeur qui bondit, dans ce geste secret,
Dans cette arche du flanc que l'extase soulève,
Dans ce bras qui commande et dans cet oeil qui rêve,
Phidias a pétri sept âmes dans l'airain.

Sept âmes, Phidias! et je n'en ai plus une!
De tout ce qui vécut je subis la fortune.

Arme eont fois brisée entre les mains du temps,
Je sème de trompons ma route vers la tombe
Et le siècle hébété dit: „Voyez comme tombe
A moitié du combat chacun des combattants!“

Celui-là chanta Dieu, les idoles le tuent!
Au mépris des petits les grands le prostituent:
Notre sang, disent-ils, pourquoi l'épargnas-tu?
Nous en aurions taché la griffe populaire!...
Et le Non couché lui dit avec colère:
Pourquoi m'as tu calmé? Ma force est ma vertu.

Va, brise, ô Phidias! ta dangereuse épreuve;
Jettes-en les débris dans le feu, dans le fleuve,
De peur qu'un faible cœur, de doute confondu,
Ne dise en contemplant ces affronts sur ma joue:
„Laissons aller le monde à son courant de boue,
Et que faite d'un cœur un siècle soit perdu!“

Oui, brise, ô Phidias! dévota visage
A la posterité, qui ballote un image
De l'Olympe à l'égoût, de la gloire à l'oubli.
Au pilori du temps n'expose pas mon ombre!
Je suis las des soleils, laisse mon urpe à l'ombre.
Le bonheur de la mort, c'est d'être enseveli!

Que la feuille d'hiver au vent des nuits semée,
Que du coteau natal l'argile encore aimée
Couvre vite mon front moulé sous son linceul!
Je ne veux de vos bruits qu'un soufuffle dans la brise;
Un nom inachevé dans un cœur qui se brise;
J'ai vécu pour la foule, et je veux dormir seul.

21.

Bill Johnstone, der König der Tausend-Inseln.

Oberhalb Montreals, wo der St.-Lorenzstrom aufhört England zu gehören und in den Besitz der Vereinigten Staaten kommen ist, hat derselbe nicht mehr jenen ruhigen und majestätischen Lauf, der ihn sonst dem Hudson oder Mississippi ähnlich macht; die Stromschnellen unterbrechen seinen Lauf und setzen der Schifffahrt mit den Dampfschiffen Hindernisse in den Weg. Die merkwürdigste dieser Stromschnellen ist die der Tausend-Inseln (Thousand-Lands). Man denke sich eine Anzahl Inseln und Inselchen durcheinander mitten in dem großen Flusse, er, ohne Ausweg wohin, sich wild durch dieses Labyrinth eriebt. Wo der Boden seinen Anstrengungen gewichen ist, hat er St.-Lorenzstrom sich einen Weg gewählt; in einer Anzahl von Bächen und kleinen Wasserfällen zersplittert er sich unter stürmlichem Getöse. Die Canadier wagen sich kühn mit ihren Piroggen in diese Engpässe und lassen ihre Flüsse durchgleiten. Unter diesen Flußschiffen hat keiner eine größere Berühmtheit erlangt als der famose Bill Johnstone, mit dem Beinamen: „der König der Tausend-Inseln.“ Von Geburt ein Engländer und in Profession ein Schmuggler hatte Bill manches Scharmügel mit der Douane; er schwur seinem Vaterlande Haß bis in den Tod und ging auf das amerikanische Ufer. Während der Kriege 1812 und 1813 nahm der Schmuggler Partei gegen sein Vaterland, brachte oft das canadische Ufer in Alarm und war ein Ueberallumdringender. Einmal überfiel er die englische Post und nahm die Regierungsbepfechen weg. Der Aufstand des Jahres 1837 in Canada unter Macdougall, Nelson und Pineau brachte ihn erst bald an die Spitze einer Bande „Sympathisiers“, mit der er bei French-Creef den Steamer „Robert cel“ verbrannte, um Rache zu nehmen für den Verlust des Insurgentensteamers „Caroline“, den die Engländer, obwohl auf amerikanischem Ufer ankerte, angebrannt hatten und die neun Menschen (die Andern retteten sich) in den Niagara-fall eiben ließen. Als der Aufstand bereits unterdrückt war, agte er noch mit 400 derselben „Sympathisiers“ eine Lan-

zung bei Prescott-Mill, mußte sich aber, zu Wasser und zu Lande angegriffen, zurückziehen. Die Entschlossenen verschanzten sich in einer Mühle, ergaben sich aber 150 an der Zahl nach einem mörderischen Kampfe. Fünf wurden gehangen, Bill mit dem Rest seiner Bande entging diesem Schicksal nur durch ein Versteck im Walde. Jetzt lebt er friedlich in French-Creef, angezogen des Ufers wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt war, immer bereit englische Schiffe zu verbrennen, sonst ein trefflicher Familienvater. Seine Tochter, „die Königin der Tausend-Inseln“, eine schöne stattliche Frau, die geschickt mit dem Ruden umzugehen weiß, zeichnete sich dadurch aus daß sie den Insurgenten Munition und Lebensmittel herzutrug. Eine große Anzahl der Inseln des Archipels der „Tausend-Inseln“ gehört Bill eigenthümlich und er besitzt dort eine kleine Flotte von Schiffen aller Art. Seine Lieblingsbarke ist eine achtstübrige Galeere, die er beliebig zu einem Zweimaster ausrüsten kann. In seiner Unabhängigkeit ist dieser seltsame Mann der letzte der Out-laws, jener Abenteurer die um eine persönliche Belohnung zu rächen ihrem eigenen Vaterlande den Krieg erklärten. Als man ihn fragte was er mit seinen thörichten Expeditionen gewonnen habe, entgegnete er: „Rechnet ihr die Millionen die wir England gekostet haben für Nichts?“ Und in der That hat die Unterdrückung der vergangenen Aufstände Canadas England enorme Summen gekostet. 13.

Notizen.

Der Schneider und Chronikenschreiber Stow.

Auch das neuersehene „London and its celebrities. A second series of literary and historical memorials of London. By J. Heneage Jesse“ (2 Bde., London 1850), ist, wie alle ähnlichen Werke über die Weltstadt an der Themse, auf die Arbeiten des Schneiders und Archäologen Stow gegründet, der sein Handwerk aufgab um die Feder zu vertauschen. „Stow“, sagt D'Israeli von ihm in seinen „Calamities of authors“, „hat sein Leben und sein väterliches Erbtheil hingegeben für das Studium der englischen Alterthümer; zu Fuß reiste er durch das ganze Königreich um Denkmale der Vorzeit zu erforschen, und Schätze aus den verstreuten Klosterbibliotheken zu entdecken. Seine Zusammenbringungen in seiner eigenen Handschrift liegen noch vor und fordern die arme Industrie literarischer Faulenzer heraus. Sein ganzes Leben lang fühlte er Begeisterung für das Studium, und gleich einem Mönche unter seinen Büchern stehend, mehr mit Todten wie mit Lebendigen verkehrend, bewachte er sich immer guten Geschmacks: denn der Dichter Spenser besuchte die Bibliothek von Stow, und den Arbeiten des Legtern hauptsächlich verdankt man die erste gute Ausgabe von Chaucer. Im hohen Alter, verzehrt von Studien und Sorgen der Armut, vernachlässigt von der stolzen Metropolis, deren Geschichtschreiber er gewesen, verließ unsern Stow doch seine gute Laune nicht. Als peinliche Schmerzen seine greisen Hüfte heimsuchten, äußerte er daß sein Leiden in den Theilen läge welche er früher soviel gebrauchte. Manche Meile hatte er durchwandert und viel für die alten Kostbarkeiten ausgegeben, was sein Vermögen erschöpfte, aber Werke von großem öffentlichen Nutzen stiftete. Achtzig Jahre zählte er als er endlich eine öffentliche Anerkennung seiner Dienste empfing, die uns von seltsamer Art dünken mag. Er befand sich in so übeln Umständen daß er bei Jakob I. um eine Lizenz für sich selbst Almosen zu sammeln petitionirte, als Belohnung seiner Anstrengung und Arbeit von 45 Jahren in Fertigung der „Chronicles of England“ und acht Jahren welche „The survey of the cities of London and Westminster“ erforderte, zu seiner Unterstützung im hohen Alter, nachdem er seine frühern Mittel zum Unterhalt aufgegeben und sich nur mit dem Dienste seines Landes beschäftigt hat.“ Nach seinem kargen Lobe von Stow's Arbeiten verstattet man ihm „die Rildthätigkeit wohlwollen-

der Personen innerhalb des englischen Königreichs anzusprechen: von all unfern liebevollen Unterthanen Almosen zu sammeln, zu bitten und zu nehmen". Diese letters-patent unter großem Siegel mußte die Geistlichkeit von der Kanzel verlesen. Sie brachten so wenig ein daß man sie auf andere zwölf Monate erneuerte: eine ganze Pfarrgemeinde in der City trug 7 Schil. 6 Pence ein!

Ein Proceß bei Herausgabe von Chateaubriand's „Mémoires d'outre-tombe“.

Die „Gazette des tribunaux“ berichtet einen Rechtsstreit über die Memoiren Chateaubriand's, der in mehrfacher Beziehung von Interesse ist. Als der Verfasser des „Genie du christianisme“ auf dem Gipfel seines Ruhms stand, schloß eine Gesellschaft von Speculanten mit ihm einen Vertrag ab daß er seine nachgelassenen Werke ihnen eigenthümlich zur Veröffentlichung gegen eine Kauffumme von ungefähr 500,000 Francs überlassen solle. Der Vertrag ward am 13. Mai 1837 notariell beglaubigt, und sicherte den Herausgebern das Eigentum der „Mémoires d'outre-tombe“ und der „Histoire du congrès de Vérone“, deren Manuscripte sorgfältig in zwei Kisten mit drei Schlüsseln aufbewahrt wurden. Nach dem am 4. Juli 1848 erfolgten Tode Chateaubriand's ward die Gesellschaft Sala und Comp. in Besiz dieser Manuscripte gesetzt und begann zuerst die „Mémoires d'outre-tombe“ zu publiciren. Es zeigte sich indes daß manche Partien des Buchs nicht mit der erforderlichen Sorgfalt redigirt waren, und mitunter Unrichtigkeiten und dunkle Stellen sich eingeschlichen hatten. Der Testamentvollstrecker erwählte daher, um den Bedingungen des Vertrags nachzukommen, die Mitglieder des Instituts Lenormant und Ampère zur Revision des Werks. Um aber ihrerseits sicher zu sein daß Nichts aus dem Buche weggelassen werde, vertrauten sich Sala und Comp. dem ehemaligen Secretair Chateaubriand's, Raujard, an, der ihnen als Vermittler zwischen Lenormant und Ampère einerseits und dem Drucker andererseits dienen sollte. Nachdem sechs Bände auf diese Weise bereits herausgegeben waren, wollten Sala und Comp. Raujard durch einen andern Bearbeiter ersetzen. Es entstand jedoch nunmehr ein Streit. Raujard verlangte 3000 Francs für seine Mühe. Sala bot nur 150 Francs für den Band, also im Ganzen 900 Francs. Das Handelsgericht setzte die Entschädigungssumme auf 1500 Francs fest. Beide Parteien appellirten dagegen, und es ist bemerkenswerth daß der Rechtsanwalt von Sala und Comp. zu deren Rechtfertigung anführte: daß sie keine so glückliche Speculation gemacht hätten daß die Gerechtigkeit sie verurtheilen könne freigebig gegen ihre Angestellten zu sein; im Gegentheil hätte die Zeit in der die „Mémoires d'outre-tombe“ publicirt worden seien und der geringe Erfolg derselben ihnen zum Gesetz gemacht sich der strengsten Dekonomie zu befleißigen, da sie bei dieser unglücklichen Geschichte nur Verluste hätten. Nach gehörtem Urtheil von Sachverständigen bestätigte der Gerichtshof jedoch das Erkenntniß erster Instanz. 2.

Im Juli 1850 verlor Rußland in Christoph Herbanowski, Professor der Naturgeschichte und Agronomie an dem Seminar zu Cherson, einen seiner bedeutendern Gelehrten. Obgleich noch sehr jung — er starb in einem Alter von 29 Jahren — hatte er sich doch bereits in der Wissenschaft einen Namen erworben, und hinterläßt besonders in der „Flora Odessana exsiccata“ ein allgemein geschätztes Werk. 35.

Bibliographie.

Becker, F., Geschichte Friedrich's des Großen. Volksbuch. Mit dem Standbilde Friedrich's von Rauch und anderen Holzschnitten. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 12 1/2 Rgr.

Birch, C., Ludwig Philipp der Erste, König der Franzosen. Darstellung seines Lebens und Wirkens. 3te vermehrte und bis zu seinem Tode fortgeführte Auflage. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 5 Thlr. 12 Rgr.

Hamthorne, R., Der Charlach-Buchstabe. Aus dem Englischen übertragen von L. Du Bois. Bielefeld, Böhnen u. Klasing. 8. 1 Thlr.

Joeppl, C., Gedichte. Stuttgart, C. Hallberger. 18. 1 Thlr.

Imrasi, Die ungarischen Flüchtlinge in der Türkei. Eine Zusammenstellung bisher unbekannter Daten zur Geschichte der Emigration von 1849. Nach dem Tagebuche eines in die Türkei gestühteten und von dort zurückgekehrten Augenzeugen mitgetheilt. Aus dem Ungarischen überfetzt, mit mehreren Notenstücken vermehrt und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt durch Bassi. Nebst 1 Karte. Leipzig, Perbig. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Kulmann, Elisabeth, Sämmtliche Dichtungen. Herausgegeben von R. F. von Großheinrich. Mit dem Leben, Bildniß und Denkmal der Dichterin, und einer Abbildung ihrer Wohnung. 6te vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönnner. 8. 3 Thlr. 6 Rgr.

Rittau, A., Das Märchen der Thranen. Halle, Hoffmann. 12. 16 Rgr.

Rone, F. S., Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Redwig, D. v., Amaranth. 6te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

Sue, C., Die Schicksals-Prophezeiung. Eine romantische Erzählung. 1stes und 2tes Heft. Berlin, Schnitz. 8. à 3 1/2 Rgr.

Townsend, W. C., Der britische Pitaval. Englische Staatsproceße der letzten Jahrzehnte. Herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen und Einleitungen versehen. Aus dem Englischen übertragen von W. E. Drugulin. Grimm, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Wohlfried, L. A., Das Leben Jesu. Nach dem Bilde Text metrisch bearbeitet. Bremen, Schünemann. 8. 5 Rgr.

Wolzogen, L. Freih. v., Memoiren. Aus dessen Nachlaß unter Beifügung officieller militärischer Denkschriften mitgetheilt von A. Freih. v. Wolzogen. Leipzig, D. Wigand. 8. 3 Thlr. 10 Rgr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen über des Herrn v.losen Schrift: Die Armee als militärische Bildungs-Anstalt der Nation mit besonderer Rücksicht auf Bayern. Von einem bayerischen Cais-offizier. München, Lindauer. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.

Bräunig, R. G., Die Grimde aus dem Gotteshaus. Die Wasserkrüge zu Kana. Der vom Berge herabfließende Gnadenstrom. Drei Predigten am 1., 2. und 3. Epiphaniasonntage gehalten. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Rgr.

Fletscher, S., Eine Antwort an diejenigen, welche fragen: Was sollen wir thun, um selig zu werden? Aus dem Englischen. Bremen, Heyse. 8. 3 1/2 Rgr.

Friedlein, S. F., Die Wirkensfähigkeit der christlichen Kirche. Predigt über Jesajas 60, 1—8, gehalten am Sonntag nach dem neuen Jahre, den 5. Jan. 1851. München, Kray. 1850. 8. 1 1/2 Rgr.

Speiser, Sechs Aufsätze über die Münzfrage. Pöhl, Schweighäuser. 1850. 8. 6 1/2 Rgr.

Siegler, J. W., Betrachtungen über den projectirten Eisenbahnan und den Einfluß der Schienenwege auf die Bevölkerung der Schweiz. Mit 6 Kärtchen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 8 Rgr.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. XX.

Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

B e r i c h t

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XIX.)

1. **Garrara.** Ein historischer Roman aus Paduas Herzogth. Zwei Theile. 8. Geh.
1. **Castres (G. H. F. de), Phonologie française au dix-neuvième siècle** suivie d'un Cours de lecture et de débit à l'usage des écoles supérieures d'Allemagne. In-8. Broché. 1 Thlr. 10 Ngr.
1. **Codex Claromontanus sive Epistolae Pauli aeneae graecae et latinae ex codicis Claromontano celeberrimo VI. ut videtur p. Chr. saeculi nunc primum edidit Const. Tischendorf.** Gr. 4. Cart. Subscriptionspreis 24 Thlr. Ueber dieses wichtige Werk ist ein besonderer Prospectus durch alle Buchhandlungen zu erhalten.
Von dem Verfasser erschien ebenda selbst:
Evangelium Palatinum laeditum sive Reliquiae textus evangeliorum lecti ante Hieronymum versu ex codice palatino purpureo quoad vel quatuor p. Chr. saeculi nunc primum aucti atque editi. 1847. Gr. 4. 10 Thlr.
Vetus Testamentum graeco iuxta LXX. interpretum. Textum ad editionem Vaticanam Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelas notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrii, Ephraemi Syri, Friderici-Augustini subiunxit, commentationem leucogianam praetexit. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.
1. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
Diese zehnte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Reschlinenspapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., in einer Pracht Ausgabe auf extrafeinem Steinpapier 3 Thlr.
Das bisher Erschienene, sowie ausführliche Anzeigen, sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.
Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Name eines Hefts wird mit 5 Ngr. berechnet.
1. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Iconographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.** Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. S. Feil. 500 in Stahl gestochene Platten in Quert, nebst einem erläuternden Texte in Octav. Neue Ausgabe in zehn Abtheilungen. Nebst einem vollständigen Register. 24 Thlr.
Die zehn Abtheilungen dieses Werkes sind auch einzeln unter folgenden Titeln zu erhalten:
I. Mathematische und Naturwissenschaften. (21 Platten.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Platten.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (30 Platten.) 2 Thlr.
IV. Naturkunde der Gegenwart. (42 Platten.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (31 Platten.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Platten.) 1 Thlr. 25 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (60 Platten.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Platten.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Sitten Sitten. (26 Platten.) 1 Thlr.
X. Künste der Baukunst und Gewerbe. (30 Platten.) 1 Thlr. 15 Ngr.

- Die Platten jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 3 Ngr. berechnet. Proctendruck der Platten und des Textes jeder Abtheilung kosten 2 1/2 Ngr. Ausführliche Anzeigen sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten, ebenselbst ein Prospectus, welcher 30 Platten aus allen 10 Abtheilungen und zwei Bogen des erläuternden Textes enthält, einzuschicken.
- Die früheren Abnehmer können ihre Exemplare durch Begleichung der ihnen fehlenden Lieferungen (im Ganzen 20 Lieferungen zu 6 Ngr.) selbstständig und erhalten denn zugleich den Text gratis.
67. **Oussy (F. de), Recueil de réglemens consulars.** Gr. in-8. Broché.
Von dem Verfasser erschien ebenda selbst:
Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul. In-12. 1846. 3 Thlr.
Beide erschienen in demselben Verlage:
Manuel (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de France et des autres Etats formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consuls qu'ont les Etats de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.
 68. **Cuvier (Baron von), Das Thierreich,** geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte
 69. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Erste und zweite Folge. Mit 38 Stahlstichen. Schmal gr. 4. Jede Folge geheftet 5 Ngr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Ngr.
In demselben Verlage erschien:
Die Mädchen und Frauen in Shakespeares dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. Schmal gr. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.
 70. **Goldsmith (D.), Der Landprediger von Wakefield.** Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt durch Karl Eduard von der Oelsnitz. Mit einer Einleitung. Dritte Auflage. Gr. 12. Geh. 15 Ngr.
 71. **Griff (G.), Anthologie zum Declamiren.** Drei Theile. 8. Geh.
 72. **Größe (G.), Allgemeines Sammlungen von Aufgaben** aus der bürgerlichen, kaufmännischen, gewerblichen, technischen und politischen Rechnung für höhere Bürger- und Realschulen, sowie für Gewerbs-, Handels-, Fabri-, Berg-,

Landwirthschafts-Schulen und andere technische Lehranstalten. Aufgestellt, gesammelt und herausgegeben. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien früher ebendasselbe: Allgemeine Pädagogik. In drei Bänden. Zwei Theile. Gr. 8. 1845. 4 Thlr.

73. **Handbuch der physiologischen und pathologischen Chemie**, nach den neuesten Untersuchungen bearbeitet von A. Moser und J. C. Strahl. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

74. **Jeder ist sich selbst der Nächste**. Erzählung für die Jugend. Nach dem Englischen. 8. Geh. 15 Ngr.

75. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium für das erste Jugendalter**, insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Dritte, mit einem Anhange u. vermehrte Auflage. 8. Geh. 10 Ngr.

Der zweite Theil des Kannegießer'schen Declamatorium (für das

mittlere Jugendalter) erschien in dritter Auflage 1850 und kostet 21 Ngr. der dritte Theil (für das reifere Jugendalter) in zweiter Auflage 1852 und kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

76. **Kirsten (U.), Beiträge zur Kenntniss der Vereinigten Staaten von Nordamerika**. Gr. 12. Geh.

In demselben Verlage erschien früher:

Kaumer (H. v.), Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2te Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. Gr. 12. 1845. 5 Thlr. Julius (R. S.), Nordamerikas künftige Zustände. Nach eigenen Forschungen in den Jahren 1834—36 dargestellt. Zwei Bände. Mit einer Karte und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. 6 Thlr.

77. **Köhl (S. G.), Der Rhein**. Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendasselbe: Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zwei Bände. 8. 1846. 6 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Verantwortlicher Herausgeber: **B. Cramer**.

Mitredacteur: **M. G. C. Soltebing**.

Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein literarisches Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 3 Ngr. Besondere Bellagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Mat. Nr. 435 — 439.

Inhalt: Die Geschichte eines hölzernen Beins. (Fortsetzung.) — Schwombert und das Ehrenkreuz. — * Das Schloß Sallou. — Runo und die Runen. — Der Schutzgeist der Unglücklichen von Spieß in Rowaja Gensja. — Der Lautenspieler auf dem Berge. — Der versorgte Eber. — Das Fegeseuer. — Die Pfeife der Königin. — Kristiger Rath. — * Briestauben. — Der Ackerbau der Araber in Spanien. — * Thomas von Aquino vor Ludwig IX. — Leipziger Reflexionen aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. — * Georg Wilhelm Friedrich Hegel. — Die Herrnhutercolonie Neudietendorf und Schloß Ralsdorf. — Der Perser von der guten und bösen Seite. — Zu spät. — Geschichte des falschen Balduin. — * Der Straußreiter. — Abraham a Santa Clara. — Die Jagd auf die wilden Gänse im Eismere. — Der Theetrinker. — * Die Söhne des Grafen Armagnac. — Der Spukgeist im Harze. — Die Bibliothek in Erianon. — Ein seltenes literargeschichtliches Actenstück. — * Fredegondens Grabstein. — * Wannischfaltiges.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des Pfennig-Magazin sind wie folgt im Preise herabgesetzt:

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.

VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.

XI.—XV. **Band** (Neue F. L.—V. B., 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammen genommen 10 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der Neuen Folge VI.—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Georg Cramer**. — Druck und Verlag von **F. W. Brockhaus** in Leipzig.

In unserm Verlage erschienen soeben:

Beiträge

zur

Geschichte des deutschen Buchhandels.

Von

Albrecht Kirchhoff.

Erstes Bändchen.

Notizen über einige Buchhändler des XV. und XVI. Jahrhunderts.

Gr. 12. (IV u. 152 S.) Geh. 20 Ngr.

Leipzig, 1. Juni 1851.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Leid und Lust.

Roman

von

Emil Althaus

(Emile d'Estrees).

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Drei Schauspiele von **Anton Gubitz**. — Kaiser Heinrich und seine Söhne. — Sophonisbe. — Sohn der Siegel. — 1 Thlr.

Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annet. Von **Clemens Brentano**. Zweite Auflage. 10 Ngr. Die Rennoniten. Wahre Begebenheit erzählt von **H. v. Möller**. 15 Ngr.

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden. Siebzehnter Jahrgang, für 1851. Herausgegeben von **F. W. Gubitz**. Mit hundert Holzschnitten u. 10 Ngr.

Das Jahr 1850. (Fortsetzung zu „Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.“) Von **Karl Stein**. 6 Ngr.

Inhalt.

Neuere Werke über die Schweiz. Erster Artikel. — Der Traum von Erfurt. — Neue Romane. — Waldmanns Leben in Südafrika. — Populäres astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer alphabetisch geordneten Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie sammt der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen von J. G. Kärnberger. Zwei Bände. Von S. S. Wädler. — Ein französischer Diktant. — Besessene. Bibliographie.

Neuere Werke über die Schweiz.

Erster Artikel.

1. Aus der Schweiz. Von Ida von Düringsfeld. Bremen, Schödtmann. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Die Schweiz“, sagt die Verfasserin in ihrem kurzen Vorwort, „ist nicht nur eine Eidgenossenschaft von Cantonen, sondern auch von Contrasten“, welche umso mehr auffallen müssen, fügen wir hinzu, als sie bei dem kleinen Umfange des Landes und der theilweise sehr dichten Bevölkerung natürlich nahe nebeneinander liegen, sodas oft die doch vorhandenen Uebergänge zu fehlen scheinen. Diese Contraste, welche die Natur sowol als das Volk darbietet, werden die Schweiz stets interessant machen; es kann daher nicht verwundern, wenn alle Jahre neue Reisebeschreibungen und Schilderungen erscheinen, weil jeder Reisende immer wieder Etwas beobachtet was seinem Vorgänger entgangen ist, weil jeder Etwas findet das ihn mächtig anzieht oder auch mächtig abstößt, je nach den Richtungen, Lebensansichten, politischen oder religiösen Meinungen denen der Einzelne zugewendet ist. Und nicht selten mag sich der Fall ereignen das in dieser Welt von Contrasten dem Einen gerade Das behagt was einen Zweiten unangenehm berührt, das der Eine aus dem nämlichen Grunde aus der Schweiz flieht aus welchem der Andere in dieselbe wallfahret. Ja es mag sogar vorkommen das Leute von ganz gleichen Gesinnungen in ihren Urtheilen über Land und Volk der Schweizer mächtig voneinander abweichen, weil dem Einen diese, dem Andern jene Seite des Lebens aufgefallen sein mag. Dies ist namentlich der Fall bei Ausländern welche mit ihren auf theoretischem Wege gewonnenen republikanischen Ansichten in die Schweiz kommen und sich bald zu ihrem Entsetzen überzeugen müssen das die Schweizer, die Republikaner par excellence, die Nachkommen Tell's und Winkelried's,

der Helven von Sempach und Murten, das diese nicht mehr und nicht weniger — Menschen sind, als die Deutschen und Franzosen; ja das sie sogar Menschen des 19. Jahrhunderts sind. Ebenso unglücklich fühlen sich jene Andern welche die Schweiz nur aus Geyner's „Idyllen“ oder Schiller's „Tell“ kennen, und auf Bergen und in Thälern, an Seen und Flüssen weder empfindsame Schäfer noch Homerische Weiber, sondern ganz gewöhnliche Menschen mit ganz gewöhnlichem Menschenverstand finden. Schon Viele haben sich in ihren Erwartungen getäuscht gefunden, und noch Viele werden sich den nämlichen Erwartungen hingeben um höchst unerquicklich aus ihren Träumereien geweckt zu werden. Dies wird sich ereignen, solange es in der Welt und ganz besonders in Deutschland empfindsame Seelen gibt welche die Erde und die Menschen mit den Brillen der Sentimentalität ansehen. Aber eben weil die Schweiz eine Welt von Contrasten ist, so ist eine erschöpfende Schilderung derselben, wenn nicht geradezu unmöglich, doch jedenfalls äußerst schwierig, und die Verfasserin hat vollkommen Recht gehabt sich nicht an diese Niesenarbeit zu wagen, sondern nur „Aus der Schweiz“ zu schreiben. Sowie diese oder jene Wissenschaft nur dann erst recht gründlich behandelt werden kann, wenn ihre verschiedensten Seiten und Einzelheiten in Monographien bearbeitet worden sind, so wird man für die Kenntniß eines Volkes und Landes gewis auch diesen Weg einschlagen müssen. Wir würden dies vorliegende Buch daher durchaus willkommen heißen, wenn es nur seinem Titel entspräche: allein wenn derselbe nicht etwa blos soviel heißen soll das es in der Schweiz, in einem schweizerischen Gasthose, mit schweizerischer Tinte u. s. w. geschrieben worden ist, so könnte es, einige wenige Seiten ausgenommen, ebenso gut heißen: Aus Frankreich; Aus Ungarn oder Aus Buxtehude. Frau Ida von Düringsfeld kommt in der Schweiz natürlich mit Schweizern zusammen, aber

Dies geschieht nur ganz im Vorübergehen, ihre eigentlichen Bekanntschaften sind polnische oder preussische Grafen; sie erzählt zwar auch von Schweizern und Schweizerinnen, aber was sie von ihnen erzählt könnte ebenso gut von Russen und Spaniern gelten. Den Kern des Buchs bilden drei Novellen oder novellenartige Erzählungen, welche zum Theil recht gut erzählt sind, wenigstens da wo der Stoff die Verfasserin beherrscht, weniger aber wo das Umgekehrte stattfindet. Sehr interessant ist „Mys lieb Brat“, die Geschichte eines genialen Künstlers, Bodenwiler (eigentlich Bodenmüller) und seiner Frau. Diese, eine Patricierstochter aus dem jesuitischen Freiburg, von ihren Aeltern zum Kloster bestimmt, damit das ganze Vermögen dem Sohne anheimfalle, hatte sich gegen den Willen der Ihrigen mit dem Künstler verheirathet und war zuletzt in trostloser Armuth gestorben, ohne daß ihre Liebe jemals erschüttert worden wäre. So gut aber die Verfasserin die Frau aufgefaßt und verstanden hat, so wenig genügt die Art wie sie den Künstler darstellt, dem sie offenkundiges Unrecht thut, weil sie auch von ihm die weibliche Aufopferung verlangt, die sich so erhaben in Margueriten ausdrückt. Diese hatte eben nur ihre Liebe, für die sie lebte und starb; er aber lebte auch für seine Kunst, welche der Mittelpunkt aller seiner Bestrebungen war und sein mußte, welche ihn daher auch für den schmerzlichen Verlust seiner geliebten Gattin trösten konnte. Wir bedauern sehr daß Frau von Düringsfeld uns nicht in das Atelier des Künstlers eingeführt hat; denn da allein hätten wir ihn ganz kennenlernen. Bodenmüller hatte beinahe keine künstlerische Bildung gehabt und doch wahre Meisterstücke geschaffen, groß in der Composition wie in der Ausführung. Wir wollen hier nur Eines erwähnen. Als vor Jahren ein sehr beliebter und in jeder Beziehung tüchtiger Lehrer die Stadt Baden verließ um einem größern Wirkungskreise entgegenzugehen (der jetzige Pfarrer Federer in Ragoß), ward ihm als Zeichen der Anerkennung ein silberner Becher überreicht, und Bodenmüller erhielt den Auftrag eine Kapsel dafür zu verfertigen. Er faßte die so prosaische Aufgabe in höchst würdiger und künstlerischer Weise auf, indem er mit Beziehung auf den geistlichen Beruf des zu feiernden Mannes die Entwicklung des Christenthums darstellte. Die Basis bildet Moses als Stifter der jüdischen Religion. Aus den Sinnbildern des Judenthums welche Moses in den Händen hält erhebt sich ein gothischer Tempel, deren vier Seiten mit den Bildnissen der vier Evangelisten geschmückt sind. Den Aufsatz bilden schön gearbeitete Epithogon, auf deren Spitze Christus steht, die Hand zum Himmel erhoben. So schön die Composition ist, so vortrefflich ist auch die Ausführung: die einzelnen Figuren können sich mit dem Schönsten messen was jemals in Holz geschnitten worden ist. Namentlich ist Christus wahrhaft bewundernswerth: die edle, ungezwungene Haltung, aus welcher das Bewußtsein des göttlichen Ursprungs und zugleich die dem Menschen zukommende Demuth vorleuchtet, das Antlitz voll Hingebung und be-

geisteter Kraft, mit Einem Worte: Alles ist wahr und schön! Wer von unsern Lesern einmal nach Ragoß kommt, versäume ja nicht das Kunstwerk zu besichtigen; es wird sich Jeder befriedigt und wird zugleich die ziemlich allgemein verbreitete Meinung glänzend widerlegt finden: daß die Schweizer kein Talent für die Kunst hätten. Wenn auch nur wenige schweizerische Künstler europäischen Ruf erlangt haben, so liegt Dies gewiß an ganz andern Ursachen, die aber näher zu beleuchten uns hier zu weit führen würde. Es sei uns nur noch die Bemerkung erlaubt daß die Schweizer vorzugsweise Talent für plastische Kunst zu haben scheinen, sodas, wenn einmal die Verhältnisse dieser Kunst günstig werden, gewiß Großes aus der Schweiz hervorgehen wird. Dieses Talent zeigt sich sogar bei Malern und Kupferstechern und ist namentlich bei Amser unverkennbar, der sich daher auch vorzugsweise mit Reproduktionen der Plastik beschäftigt. Dieses Talent möchte ich endlich auch darin ausgesprochen finden daß die schweizerischen Maler sich vor allem durch die Tüchtigkeit und Größe ihrer Compositionen auszeichnen. (Wir erinnern nur an die Schlachten von Distell und an den Wilhelm Tell von Vogel, sowie an dessen Winkelried.)

Noch wir kehren zu unserer Frau von Düringsfeld zurück, damit es uns am Ende nicht gehe wie ihr, und wir über ihr Buch berichten ohne dasselbe zu erwähnen. Unsere Leser haben gewiß auch von den Heimatlosen reden hören, jenen unglücklichen Menschen die in verschiedenen Cantonen der Schweiz herumirren oder vielmehr herumgejagt werden, weil sie keine Papiere haben, und mitten in einem civilisirten Lande ein Nomadenleben führen, im 19. Jahrhundert an die alten Zeiten der Zigeuner erinnern. Wir waren daher auf das letzte Capitel der Frau Ida nicht wenig begierig, das die Ueberschrift „Die Heimatlosen“ führt. Aber obgleich uns die Novelle in die entlegenen Winkel führt in denen jene Varias hausen (wenn das Wort hier gebraucht werden kann), obgleich sie uns mit einigen dieser unglücklichen Menschen bekanntmacht, so erfahren wir doch auch nicht das Geringste über ihr Leben und Treiben, und das Ganze läuft auf einen alltäglichen Roman hinaus, der der preussische Graf der preussischen Schriftstellerin aufgebunden hat. Wenn wir sagen alltäglich, so meinen wir damit nicht daß die erzählte Geschichte alltäglich sich wiederhole (wir glauben vielmehr daß sie sich nie wiedertragen hat), sondern wir wollen nur damit bezeichnen daß es eine Geschichte ist wie sie alltäglich von den Romanfabrikanten geschrieben wird. Denn die Heldin der Novelle, die als Heimatlose in den Gebirgen der Waadt in einer abgelegenen Hütte schmachtet, ist Nichts weniger als eine preussische Baroness, die ihrem Mann und ihren Kindern mit einem Candidaten der heiligen Theologie entlaufen, seit 20 Jahren als dessen Concubine lebt, dabei aber noch allen aristokratischen Stolz des preussischen Adels bewahrt hat, weshalb sie den Gebirgen unerträglich findet sich endlich mit dem Candidaten zu verheirathen.

Daß Frau Ida in der Schweiz gewesen ist und das Land bereist hat, daran ist wol nicht zu zweifeln; ebenso wenig ist daran zu zweifeln daß sie auf höchst geniale Weise gereist ist, ungefähr so wie weiland Hieronymus Jobb. Denn zuerst treffen wir sie in Horgen am Zürichersee, dann finden wir sie auf der Reise von Genf nach Baden, von wo sie uns wieder nach Genf führt; hierauf theilt sie uns die Geschichte ihres Aufenthalts in Schwyz mit, ist dann plötzlich wieder in Baden und ebenso plötzlich wieder in der Urschweiz und auf dem Rigi, von wo sie uns mit märchenhafter Schnelligkeit in das Hotel Weber beim Meinsfall bringt, das ihr der geeignetste Ort erscheint uns mit den waadtländer Heimatlosen bekanntzumachen. Wer möchte nun bezweifeln daß die Schweiz das Land der Contraste ist?

Wer über die Schweiz schreibt und insbesondere wer im Canton Uri gewesen ist, muß natürlich auch von Wilhelm Tell sprechen. Die Verfasserin des vorliegenden Werks hat es begreiflich auch nicht unterlassen; sie fühlte sich umso mehr dazu gedrungen als sie literarische oder wenn man lieber will ästhetische Bemerkungen daran knüpfen konnte, und wir durch sie erfahren daß die Literatur immer ihr ausschließliches Studium gewesen sei. S. 178 heißt es:

Die Tell-Sage welche mir in der französischen Schweiz so unfaßlich widerwärtig geworden, wurde mir hier (in der Urschweiz) wieder lieb. Tell's steife Bildsäule auf dem Markte zu Altorf, der bemalte Thurm welcher an dem Plage der Linde steht unter die sein Knabe sich hinstellen mußte, Bürglen, sein umbuschtes Dorf, der Schüchsbach, worin er ein heimatisch (!) Grab gefunden, seine Platte mit ihrer kleinen Kapelle, Alles heischte und erhielt meine Aufmerksamkeit. Die Platte ist nicht ganz so hoch und gefährlich wie man sie immer gemalt sieht, springt auch nicht vom starren Felsen hervor, sondern ruht an einer lieblichen, obwohl steilen Rattenhöhe — und was thut's? Der Sprung war immer ein guter und natürlicher (!!) dazu; denn wer wird sich selbst ins Gefängniß fahren, wenn er es anders machen kann? Gewiß wenigstens nicht ein Genssenjäger, dem die Gefangenschaft womöglich noch grauenhafter sein muß als einem civilisirten Menschen. Auch daß Tell den Herrn welchen er so zu fürchten hatte mit Bedacht und Schlaueit todtstoß, war natürlich — seine Landleute würden heute noch Dasselbe thun, wenn es sie drängte und sie könnten. Der ganze Tell ist natürlich, nur der Mann eines rücksichtslosen Naturvolkes und nicht das Ideal eines modernen Republikaners. Er hat die Republik nicht gekannt, sondern (!) seinen Feind aus dem Hinterhalt getroffen wie eine Gense, ohne allen innerlichen Kampf, ohne jede andere Ungewißheit als die über die Sicherheit seines Schusses. Wenn Goethe doch hier nicht Schiller gemichen wäre! Wir hätten dann einen wahren Tell.

Daß die ultrapreußische Dame keine Ahnung von Dem hat was Republik oder ein Republikaner ist, begreifen wir sehr wohl; wir wollen daher nicht mit ihr rechten daß sie den Tell nicht für einen Republikaner hält, daß sie aber glaubt der Schiller'sche Tell sei kein wahrer Tell, Das können wir ihr nicht ganz hingehen lassen. Wir wissen freilich recht gut daß sie hier nur nachbetet was Niemer und andere blinde Enthufastten ohne Begeisterung schon vor vielen Jahren ausgesprochen haben; allein da sie dieses Urtheil aufnimmt, so haben

wir auch allen Grund es als das Ihrige zu bekämpfen. Es ist allgemein bekannt daß Goethe den Wilhelm Tell episch zu bearbeiten beabsichtigte, dagegen ist es wol auch sicher daß er sich nur mit der Idee herumtrug ohne sie weiter zu gestalten. Soviel wir wissen sind keine Spuren von begonnener Arbeit vorhanden, und was er selbst berichtet deutet nur darauf hin daß er während seines Aufenthalts in der Schweiz, von der erhabenen Alpennatur ergriffen, den Stoff poetisch zu fassen versuchte. Später spricht er zwar noch öfters von seinem epischen Tell, immer aber wie von einer Sache die ihm noch weit abliegt. Daß er aber durch Schiller's Arbeit ganz davon abgebracht worden ist, möchten wir nicht für ausgemacht halten, wenigstens hat es sich damit sicherlich nicht so ganz verhalten wie man gewöhnlich annimmt. Wir sind der Ueberzeugung daß Goethe selbst einsehen mußte, der Stoff sei für ihn nicht glücklich. Hätte er den „Tell“ zu der Zeit begonnen wo er den „Göt“ oder den „Egmont“ schrieb, da wären wir ohne Zweifel um ein großes Kunstwerk reicher — später aber, nachdem Goethe den „Tasso“ und die „Natürliche Tochter“ gedichtet, hätte er ebenso wenig einen „Tell“ geschaffen als den „Göt“ schreiben können.

Aber der Schiller'sche Tell soll kein wahrer sein! Und warum nicht, gnädige Frau? Etwa weil er kein Lastträger ist wozu ihn Goethe machen wollte? Man sollte meinen ein Jäger wäre gerade so natürlich als ein Lastträger, ja für die gegebenen Verhältnisse noch natürlicher, da die Tradition ihn als einen solchen darstellt. Aber, höre ich Sie ausrufen, der wirkliche Tell hat gewiß ganz anders gesprochen als ihn Schiller reden läßt. O, Das glaube ich selbst; ich glaube aber auch daß Hermann und Dorothea in der Wirklichkeit ganz anders gesprochen haben als wir bei Goethe lesen, und ich glaube daß Goethe seinen Hermann ganz anders würde haben reden lassen, wenn er ihn in die Nothwendigkeit versetzt hätte Vaterland, Weib und Kinder gegen Tyrannen zu vertheidigen. Der Schiller'sche Tell ist ein einfacher Naturmensch, schlicht, aber muthig und freiheitsliebend. Macht ihn Das vielleicht zum modernen Republikaner? Ja, Tell war allerdings ein Republikaner, aber kein moderner, denn dazu hätte er mehr schwätzen und ins Blaue hinein raisonniren müssen, was freilich in ebenso hohem Grade bei den sogenannten Conservativen der Fall ist, namentlich wenn ihnen der Himmel preußische Zungenbeweglichkeit verliehen hat. Schiller's Tell ist besonnen, und auch Das unterscheidet ihn von den heutigen Republikanern; er ist hierin das treue Bild seines Volkes, das für die Freiheit gekämpft hat, und wenn es nöthig ist auch in Zukunft kämpfen wird, aber nie und nimmermehr für unreife Ideen, für Schwärmereien wie man sie bis zum Uel in der Paulskirche anhören mußte, Don Dulzotesche Streiche zu machen gesonnen ist. Tell spricht bei Schiller, wir gestehen es gern, ganz anders als er im Leben gesprochen haben mag. Dagegen behaupten wir daß er bei Schiller gerade so denkt und handelt wie er in der Wirklichkeit

geacht und gehandelt haben muß. Dann Zell war ein Republikaner, in welchem ein tiefes, weitreichendes Gefühl angehöriger Freiheit lebte, der von Jugend auf gewohnt war an den wichtigsten Verhältnissen des Gemein- und Staatslebens den innigsten und folgereichsten Antheil zu nehmen. Dieses Gefühl aber, ein freier Bürger eines freien Staats zu sein, verleiht selbst dem beschränktern Verstande — wie vielmehr einem von der Natur begünstigten Geiste — eine sichere Haltung, einen Scharfblick im Leben und für das Leben, den man anderswo vergeblich suchen würde. Hätten Sie das Volk in der Schweiz kennenlernt, gnädige Frau, Sie würden sich wol selbst überzeugen haben daß der Schiller'sche Zell ein sehr wahrer ist, so wahr wie ihn Goethe nie und nimmermehr hätte darstellen können. Freilich, wer eine berliner Baronesse als Concubine eines Heimatlosen für Natur und Wahrheit hält, kann am Schiller'schen Zell unmöglich Behagen finden. Wenn Sie aber wünschen schweizerische Landsleute in ihrer ganzen gemeinen Natürlichkeit kennenzulernen, da empfehle ich Ihnen die Werke des bekannten und unglücklichweise talentvollen Jeremias Gotthelf, der in seinen Darstellungen so wahr ist daß Sie begeistert ausrufen werden: „Tout comme chez nous!“

2. Blätter von Sorgen. Beitrag zur Kenntniß des zürcherischen Volkslebens von S. J. Hüni. Zürich, Dreß, Füßli u. Comp. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn die oft wiederholte Bemerkung unbestreitbar wahr ist daß Sitte und Lebensverhältnisse eines Volks von Reisenden selten der Wirklichkeit gemäß aufgefaßt werden, selbst von Solchen welche sich längere Zeit im fremden Lande aufhalten und denen tiefe Beobachtungsgabe nicht abgesprochen werden kann, so ist auf der andern Seite ebenso wenig zu leugnen daß Eingeborene noch weniger sich zur Schilderung ihres Landes und Volks eignen, wenn sie nicht eine seltene Höhe der Bildung besitzen und wol auch längere Zeit im Ausland sich aufgehalten haben. Während der Reisende — ich verstehe darunter nicht einen bloßen Touristen — gewöhnlich von seinem allgemeinem Standpunkte aus eben auch nur Allgemeinheiten aufgreift, darüber aber das besondere Leben vergißt, auf welchem doch Alles beruht, so wird der Eingeborene dagegen nur dieses besondere Leben und zwar nur von Einer Seite erfassen, alle ihm abliegenden andern Seiten vollständig vergessen, daher auch nie zu einer Gesamtanschauung sich erheben können. Ja, es stellt sich die Sache meistens noch schlimmer dar. Gewöhnlich ist er in dieser Besonderheit selbst so befangen, sie ist ihm selbst so zur Natur geworden daß ihm das Eigenthümliche daran gar nicht zum Bewußtsein gelangt, und er in seinen Schilderungen nur Das darstellt was sich auch bei allen übrigen Völkern des Erdbodens wiederfindet, weil sie eben auch aus Menschen bestehen. So hat Referent in einem recht fleißig bearbeiteten statistischen Werke zu seinem größten Ergötzen gelesen daß die ärmern Einwohner des beschriebenen Landes Brot und Erdäpfel, gelbe und weiße Rüben, Boh-

pen und Erbsen essen, im Frühling und Sommer Erdbeeren und Kirschen, im Herbst Äpfel und Birnen, selten aber Fleischspeisen, während die Kaufleute, Beamten und Offiziere weit bessere Kost hätten, und man in allen Wirthshäusern Coteletten und gebratene Lenden, Hasenpfeffer und Rehbraten haben könne.

An diese allerdings sehr wahre Schilderung ist Referent durch die „Blätter aus Sorgen“ lebhaft erinnert worden, in welchen der Verfasser in Form eines im Verlauf des Jahres 1847 geschriebenen Tagebuchs das Leben am Zürichersee darstellt. Wie jeder Volksstamm, so hat natürlich auch derjenige welcher die wunderbar schönen Ufer des Zürichersees bewohnt seine Eigenthümlichkeiten, die um so schärfer hervortreten als die Lebensverhältnisse mit den republikanischen Staatsformen oft im Widerspruche zu sein scheinen — allein, wer durch die „Blätter aus Sorgen“ in das Leben der zürcher „Seebuben“ genauere Bekanntschaft zu machen hofft, Der wird sich sehr und unangenehm getäuscht finden; er wird im Tagebuch Nichts weiter antreffen als was ihm auch zu Hause täglich begegnet: Kaffee und Erdäpfel, Fraubasereien und egoistische Philisterseelen, im Winter Schnee und im Sommer Hitze. Man setze statt Sorgen irgend einen andern beliebigen Ort in Europa der an einem See liegt, und die Schilderung des Verfassers wird in keiner Weise weniger passen.

Wenn zur Darstellung des großen Volks- und Staatslebens historisches Talent unerlässlich ist, so ist zur Darstellung der beschränktern Lebensverhältnisse vielleicht in einem noch höhern Grade poetisches Talent erforderlich, welches das innere Leben des Volks zu erfassen und dessen Zusammenhang mit dem äußern Leben zu begründen versteht. Denn dieses hat überhaupt nur in der tiefpoetischen Kraft des Volks seinen Halt, welche es allein fähig macht in Verhältnissen glücklich und heiter zu sein welche außerdem jedes Menschenherz zur Verzweiflung führen müßten. Jedes Glied der ärmern Volksklassen ist ein Schulmeisterlein Wuz, der das innere Glück auf die äußern Verhältnisse überträgt, sodas ihm diese selbst als das Glück erscheinen. Nicht Jedem aber ist es vergönnt nach Korinth zu gehen, d. h. nur wenige Schriftsteller sind berufen die Poesie der untern Menschen-schichten zu begreifen und darzustellen; bis jetzt ist es außer Jean Paul nur noch dem lieblichen Hebel und zum Theil seinem Landsmann Auerbach geglückt; Andere haben entweder nur Zerrbilder hervorgebracht, wie der vielgelesene Jeremias Gotthelf, oder langweiliges Schwätz, wie der Verfasser der „Blätter aus Sorgen“. Das ziemlich dicke Buch wird nur da interessant wo über den Sonderbundskrieg berichtet wird; doch lernen wir auch da nur wenig oder nichts Neues, weil es dem Verfasser an militairischen Kenntnissen und militairischem Blick fehlt. Und gerade der Punkt der für den Nichtschweizer das größte Interesse darbieten müßte ist von Herrn Hüni aus den oben angegebenen Gründen gänzlich übersehen worden, wir meinen nämlich den Umstand daß mitten aus dem bürgerlichen Leben plötzlich wie

durch einen Hauberschlag ein kampferüstetes Heer von mehr als 100,000 Mann emportauchte, daß die ganze Eidgenossenschaft, in welcher man zu Winterzeiten nicht eine einzige Uniform sieht, wie durch ein Wunder in ein einziges großes Feldlager verwandelt war. Aber gerade weil Dieses dem Verfasser nicht im mindesten seltsam vorkam, weil er von Jugend auf an solche plötzliche Verwandlungen gewöhnt war, konnte es ihm nicht befallen dabei zu verweilen.

3. Der rätische Aristokrat. Ein bündnerisches Charakterbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von P. C. Planta. Gur, Grubenmann. 1849. Gr. 16. 15 Rgr.

Selten noch hat Referent ein Buch mit größerer Begierde in die Hand genommen als das vorliegende, weil sowohl der Stoff als der Verfasser zu den besten Erwartungen berechtigten. Planta hat sich schon durch verschiedene literarische Arbeiten vorthellhaft bekanntgemacht, insbesondere durch seine Zeitschrift „Der Pfeil des Telles“, die später mehrere Jahre hindurch unter dem Titel „Neue Helvetia“ erschien und manche gediegene Arbeit über Staats- und Volksleben in der Schweiz enthielt. Da der Verfasser selbst ein Graubündtner ist und zu einem der ältesten wie bekanntesten rätischen Geschlechter gehört, vermuthlich ein Nachkomme oder Seitenverwandter des alten Planta ist, welcher den Mittelpunkt seiner Erzählung bildet: so mußte man umso mehr eine ebenso wahre als lebhaft Schilderung der äußerst merkwürdigen Zustände erwarten, welche der Canton Graubündten von jeher dargeboten hat und noch heute darbietet. Denn es sind Land und Volk gleich merkwürdig. Das Land zeigt bei seinem verhältnißmäßig kleinen Umfang (es ist höchstens 140 Quadratmeilen groß) die auffallendste Verschiedenheit in Dertlichkeit, Klima und Producten. Der Verfasser sagt:

Sa, ein wunderbares Land ist Graubündten mit seinen verschlungenen Thälern, die sich strahlenförmig nach allen Richtungen ausästen, mit seinen dunkelbewaldeten Gebirgen, die ihre zahllosen Häupter wie in dichtgebrängter Landsgemeinde vor dem Allmächtigen feierlich still entblößt haben, ringsum den hervorragenden Bernina, dessen ewig weißblau- und grauer Mantel die bündnerischen Standesforben trägt, während sein unaufhörlicher Gletscherdonner rauhe Freiheit predigt. Jene nackten Gipfel, die ihre verwitternden Felszacken der Gasse zum verwegenen Sprunge bieten, sind in ein ernstes Schweigen gehüllt, das nur selten unterbrochen wird von dem durchdringenden Pfeifen der an dünnen Falden sich sonnenden Ruzmelthiere oder von dem dumpfen Rollen eines von Fels zu Fels widerhallenden Schusses. . . . Steht der Mensch auf der höchsten dieser Spitzen eines, von wo er das wogende Meer dieser Berghäupter überseht, wie sie sich hintereinander aufschichten endlos, und blickt er dann hinab in die Thäler, die, in unsichtbare Ferne sich verlierend, wie schmale, grüne Bänder die Gebirgswüste durchziehen, so dünken sie ihm enge Wassergräben, in denen die Menschen als Würmer unter der Last ihrer kleinen Sorgen und großen Eitelkeiten mühevoll umherkriechen. . . . Wo unter den Steinbalden der grauen Berghäupter das frische Hellgrün der aromatischen Kräuter beginnt, da wird bald das Schellengeläute der grasenden Alpenbewohner freundlich und heimisch das träumende Ohr wecken. . . . Aus diesen ewig jungen Matten steigt man durch dunkle hundertjährige Lannenwälder hinab in die Thäler, die sich von

den Gebirgsketten des Pläta, Bernina, Juster, Bernhadin, Gottard nach verschiedenen Himmelsgegenden nebst zahllosen Ausläufern, in innerm Knäuel gen Tirol und die Lombardet, der untern Schweiz und dem Vorarlberg zu hinabsenken. Wer wollte diese Thalschaften mit den wechselnden Gestaltungen und den hundertertei verschiedenen Vegetationen beschreiben! Bald ist es ein Hochthal, das noch in einer Meereshöhe von 4500—5000 Fuß, sei es in romantisch verstreuten Hütten, sei es in zusammenhängenden Dorfschaften, glückliche Menschen beherbergt. Wie freundlich breitet sich hier zwischen den dunkeln Föhrenwäldern der gelind ansteigenden Bergabhänge das wundervolle Alpengrün des Wiesengrundes aus; wie durchsichtig rauschen die Bäche mit lautem Getöse herab von den ewigen Gletschern, die im Hintergrund ernst und schweigend wie Schicksalsgötter hinabblicken in die Lieblichkeit eines Daseins aus welchem sie unwiderrufflich gebannt bleiben! Mitunter bietet hier ein stiller, nur von den heraufhüpfenden Forellen und spielenden Lüften schwachgekräuselter See seinen blaugrünen Spiegel dem Vorübergehenden dar — so kristallhell daß man tief unten noch seine munteren Bewohner in den gebrochenen Sonnenstrahlen sich tummeln sieht. An diesen klaren Seen wandelt man wie zwischen zwei Himmeln, die einander von unten und von oben mit freundlicher Heiterkeit anlächeln und in Seligkeit zu umarmen scheinen. Tiefertliegende Thäler sind reich bedacht mit den Segnungen der fruchtspendenden Göttin; reiche Kornfelder wogen in der Fläche und ziehen sich terrassenförmig an den Halben hinauf; hier und da beginnt auch schon ein Kirschaum sein saftiges Laub über ein einsam stehendes, unter seinen Schatten glückliches Haus zu breiten, bis endlich der Thalgund noch tiefer gesenkt, sich auch mit türkischem Mais und Weizen bedeckt, und die Dorfschaften unter hochstämmigen und weitgeästeten Kuf- und Kastanienbäumen sich verstecken. Wenn einformige Amuth der Charakter der hohen Bergthäler ist, so überraschen dagegen die mittelhoch gelegenen mit der Mannichfaltigkeit ihrer bizarr ausgezackten Felszacken und ihrer auf je hundert Schritte eine neue Aussicht gewährenden Abhänge, die hier Kühn hervorprinzen, dort scheu sich zurückziehen, hier von einem herabstürzenden Wildbach tief ausgehöhlt sind, dort wellenartig sich zu überwerfen scheinen, auf welchen ödes Gestein mit Baumgruppen und untermischten Wiesenmatten wechself; überall andere Gruppen und neue Zinten darbietend; bald siehst du hier die Dorfschaften unten an dem Flusse, der in rauhem Bette schäumend vorüberbraust, oft aber auch verharrend sich über die Fläche wälzt, bald siehst du sie hoch oben an sonnigen Falden sicher aber einsam gebaut; bald ist es die einsame Glocke eines Gotteshauses die von einem Hügel ober Vorsprünge herab ihren hellen Klang weit hin durchs Gebirge sendet, oder es ist das alternde Gemäuer einer zerfallenen Ritterburg, das trauernd herabschaut auf die neue mit lautem Gespöht an ihr vorüberwogende Zeit. Diese Thäler scheinen in unabsehbarstem Uebermuth an dem Barocksten Gefallen zu finden, winden sich, man möchte fast sagen zwecklos, bald hierhin, bald dorthin, als ob sie ihre Ausmündung in die großen Niederungen scheuten, erweitern sich hier zu den lieblichsten, gemächlichsten Geländen und verengern sich dann plötzlich wieder zu den schauerlichsten Schluchten, deren senkrechte sich fast berührende Felsenwände tief hinab in den fürchterlichen Abgrund fallen, wo das empörte Gewässer dumpf und wild durch das öde Gestein rauscht.

Ebenso merkwürdig und mannichfaltig ist auch die Bevölkerung des Landes, das von Deutschen, Romanen (die selbst wieder in zwei Hauptzweige zerfallen) und Italienern bewohnt wird, welche jedoch bunt durcheinander gemischt sind. Zwar gibt es größere Landstriche, die vorzugsweise von einem und demselben Volkstamme bewohnt werden; jedoch hängen auch diese nicht fortlaufend zusammen. So haben sich die Romanen von

Osten nach Westen, von den Quellen des Vorderrheins bis zum Innthale verbreitet, während die Deutschen sich von Norden nach Süden hinziehen, von der St.-gallischen und vorarlbergischen Grenze bis zum Splügen und der Quelle des Hinterrheins. So kommt es daß die Sprach- und Volksgebiete sich durchschneiden und man ungefähr in der Mitte zwischen der nördlichen und südlichen Grenze bald deutsche und bald romanische Dörfschaften antrifft. Außerdem findet man aber auch deutsche Dörfer mitten im romanischen Gebiet und umgekehrt auch romanische Dörfer mitten unter dem Gebiete des deutschen Volksstammes. Häufig finden sich die beiden Stämme in einem und demselben Thale, so zwar daß die Deutschen den obern, die Romanen den untern Theil bewohnen; bald nehmen die Einen die linke und die Andern die rechte Seite des Thals ein; ja es gibt sogar Dörfschaften die halb von Deutschen und halb von Romanen bewohnt werden. Auch die Italiener bewohnen drei voneinander getrennte Landesstriche, das Misoxerthal und die Hochgerichte Bregaglia (Bregell) und Poschiam (Puschlaw).

Wie in Bezug auf Volksstamm und Nationalität, so zerfallen die Bündner auch in Hinsicht der Religion in zwei Theile; zwei Drittel bekennen sich zur reformirten und ein Drittel zur katholischen Religion. Doch hat der Volksstamm hierbei nicht den geringsten Einfluß, denn es gibt reformirte und katholische Deutsche, reformirte und katholische Romanen, reformirte und katholische Italiener, und es sind die Consessionen ebenso durcheinander gemischt wie die Volksstämme, sodaß man ebenfalls halb reformirte und halb katholische Thäler, halb reformirte und halb katholische Dörfer antrifft.

Endlich findet sich diese seltsame Mannichfaltigkeit auch in der politischen Verfassung des Landes. Bekanntlich besteht der Canton aus drei Haupttheilen, dem obern oder Trauen Bund (der dem ganzen Canton den Namen gegeben hat), dem Gotteshausbund und dem Lehngerichtsbund; nun finden sich in allen dreien nicht nur Katholiken und Reformirte, es leben in allen auch Romanen und Deutsche, und in den zwei ersten außerdem noch Italiener.

In dieser Vermischung aller wesentlichen Verhältnisse scheint beim ersten Anblick der Keim zu einer unvermeidlichen Auflösung des Ganzen zu liegen, und vielleicht ist es gerade diese Mischung welche die mögliche Einheit bedingt. Denn die Verschiedenheit der Consessionen hindert das Ganze nach den Volksstämmen zu zerfallen, da in Bezug auf Religion die katholischen Deutschen z. B. den katholischen Romanen näherstehen als den reformirten Deutschen; und andererseits würde die Verschiedenheit der Volksstämme die Auflösung in confessionnelle Hälften unmöglich machen, selbst für den Fall daß die einzelnen Volksstämme in ganz zusammenhängenden Landesstrichen wohnen.

Der Name der einzelnen Landestheile bezeugt schon daß jeder derselben nicht ein ungetheiltes Ganzes bildet, daß sie vielmehr wieder aus der Vereinigung mehrerer ein-

zelnen Theile bestehen. Sie sind in der That ursprünglich vollständige Bundesstaaten, die erst später miteinander in einen allgemeinen Bund getreten sind. Die Bestandtheile dieser drei Föderativstaaten heißen Hochgerichte, welche sich zum einzelnen Bunde verhalten wie die Cantone zur Gesamtheitgenossenschaft. So hat man in Bünden genau betrachtet einen dreifachen Staatsverband und eine doppelte Conföderation. In erster Linie stehen die souverainen Staaten, die Hochgerichte, von denen sich (gegen 1400) acht zum Gotteshausbund, elf zum Obern- oder Trauenbund (1424) und sieben zum Lehngerichtsbund (1436) vereinigten. Diese drei Bünde schlossen erst 1471 ein allgemeines Schutz- und Trugbündniß. Allerdings haben seit der Revolution 1797 die Bünde thatsächlich aufgehört, sie bestehen seitdem nur nominell, aber dagegen sind die Hochgerichte noch heute ganz selbständige Staaten, welche sich zu einem einzigen Bunde unmittelbar vereinigt haben, sodaß die Befugnisse der einzelnen Bünde nunmehr auf den Gesamtbund übergegangen sind. Die Hochgerichte sind aber, wie schon berührt, noch heutigen Tage vollkommen souverain, d. h. sie sind in Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz durchaus selbständig. Auch wird in der Bundesbehörde, die jetzt Großer Rath heißt, aber nichts Anderes ist als eine Tagessatzung, nicht das Volk, sondern es sind darin die Hochgerichte repräsentirt, die ihren Abgeordneten auch die nöthigen Vollmachten erteilen. Endlich hat der Große Rath nur das Vorschlagsrecht zu allgemein bindenden Gesetzen, Staatsverträgen und Bündnissen; dieselben müssen nämlich den Hochgerichten vorgelegt werden, welche darüber beschließen und die Vorschläge des Großen Raths annehmen oder verwerfen können. Diese Form ist darin von dem in andern Cantonen der Schweiz eingeführten Bunde verschieden daß bei diesem das Volk in seiner Gesamtheit befragt wird und entscheidet, in Bünden aber die Mehrheit der Hochgerichte entscheidet, sodaß möglicherweise ein Gesetz durch diese Mehrheit angenommen oder verworfen wird, während das entgegengesetzte Resultat einträte, wenn die Mehrheit der stimmfähigen Bürger zu entscheiden hätte. Einigermassen wird dieses Minderverhältniß dadurch gemildert daß die einzelnen Hochgerichte nicht gleichviel Stimmen haben, es findet vielmehr ein ähnliches Verhältniß statt wie im ehemaligen Deutschen Bunde: wie in diesem die 39 souverainen Staaten im sogenannten Plenum 70 Stimmen hatten, so repräsentiren die 26 Hochgerichte 66 Stimmen, von denen dem größten (Disentis) fünf zugetheilt sind, während die drei kleinern (Bergell, Münsterthal und Schanfigg) je nur eine haben. Uebrigens ist diese Bestimmung in Bezug auf Bünden so vernünftig als sie in Bezug auf Deutschland unvernünftig war, da Bünden ein Bundesstaat ist, während Deutschland nur ein sehr lose zusammengehaltener Staatenbund war, in welchem jeder Staat die vollkommenste Souverainetät bewahrt hatte.

Jedes Hochgericht hat seine eigene Verfassung, die es sich selbst gibt und die nur mit der allgemeinen Con-

verfassung nicht in Widerspruch stehen darf. So ist jedes seine eigene gesetzgebende Behörde, seine Regierung, seine Gerichte u. s. w., deren Benennungen so nannichfaltig sind als die Verfassungen selbst. Es ist sehr zu bedauern daß diese noch nicht gesammelt und gedruckt sind; sie würden gewiß großes Interesse gewähren, und zwar umso mehr als sich dieselben durchaus selbständig und ohne allen Einfluß von außen entwickelt haben. Einige darunter sind höchst merkwürdig und einzig in ihrer Art. Wir führen nur an daß im Hochgericht Bergell das Dorf Saglio (der Stammsitz der Edlen von Salis) die Jünglinge das Vorrecht haben ihren eigenen Weisthal oder Ammann zu erwählen, der bei den Candidatenwahlen in den Rath die erste Curialstimme hat und Mitglied des Criminalgerichts ist. Dieses Vorrecht stammt von der Reformationszeit her; da nämlich die Einführung der Kirchenreform vielen Widerstand fand, so verschworen sich die jungen Leute des Dorfs dieselbe zu unterstützen, und es gelang ihnen auch sie durchzusetzen. Sie versammelten sich dabei auf einem entlegenen Platz, der noch jetzt Plan Lutero heißt. Aus Erkenntlichkeit für ihre Bemühungen wurde ihnen das erwähnte Vorrecht eingeräumt. Ebenso merkwürdig ist die Wahlart des Podestà oder Landammanns, das heißt des obersten Beamten im ganzen Hochgerichte; dieses zerfällt nämlich in zwei Gerichte: Oberporta und Unterporta. Jedes derselben ernimmt am Neujahrstage einen Candidaten für die Stelle des Podestà; sodann versammelt sich eine Wahlcommission zu Vicosoprano um einen Kreis, auf welchem ein Kreis mit Kreide gezeichnet wird. Dierauf werden zwei Haselnußstäbchen, welche von ungleicher Länge sind, unter die beiden Candidaten vertheilt und von diesen in einen Hut gelegt. Dieser wird geschüttelt daß die Stäbchen herauspringen. Derjenige Candidat nun dessen Stäbchen im Kreis liegt wird Podestà; liegen aber beide in oder außer demselben, so wird das Verfahren solange wiederholt, bis nur eines in den Kreis zu liegen kommt. *) In einem andern

Hochgerichte kommen alle Landleute ein mal im Jahre zusammen und proclamiren die ältesten Männer unter sich zu Oberhäuptern und führen dann ihre allerechtere Greife in jubelnder Procession im Dorf herum. So berichtet Kohl in seinen „Alpenreisen“ (II, 80), ohne leider den Namen des Thals anzuführen in welchem diese gerontokratische Verfassung besteht, sodas es nicht möglich war seine Angabe zu prüfen.

Noch muß bemerkt werden daß einzelne Hochgerichte sich in zwei oder mehrere Theile getrennt haben, von denen jeder seine besondern Behörden hat, sodas sie sich zum Canton verhalten wie die Halbcantone Ob- und Nidwalden u. s. w. zur gesammten Eidgenossenschaft. Diese Verhältnisse werden auf den ersten Anblick seltsam und vielleicht widersinnig erscheinen: allein wenn man die historische Entwicklung derselben ins Auge faßt, so gewinnt Alles ein anderes Ansehen.

Als nämlich nach dem Untergang der Hohenstaufen Bünden von dem Herzogthum Schwaben sich losriß, welchem es drei Jahrhunderte lang unterworfen gewesen war, und es ein unmittelbares Glied des Deutschen Reichs wurde, benutzten die einzelnen Dynastien welche im Lande mächtig waren die gute Gelegenheit immer größere Unabhängigkeit zu erringen, und so wurden bald die Grafen von Weidenberg, Ronfort, der Bischof von Chur, der Abt von Disentis, die Freiherren von Rag, Rhäzuns, Belmont, Aspermont und viele Andere wahre Souveraine, neben welchen sich jedoch einzelne freie Gemeinden erhielten. Als aber diese Dynastien immer übermüthiger wurden, vereinigten sich einzelne Gemeinden zu gegenseitigem Schutz ihrer Rechte und zur Abwehr willkürlichen Zwanges, ohne jedoch die Rechte der betreffenden Herrschaften im geringsten zu kränken, denen sie nach wie vor die hergebrachten oder gestifteten Zinsen, Abgaben u. s. w. entrichteten. Und diese vereinigten Gemeinden, die meistens zusammen das souveraine Gebiet irgend eines Dynasten bildeten, sind eben die Gerichte und Hochgerichte welche jetzt noch die Grundbestandtheile des Cantons Graubünden bilden. Sie waren von jeher selbständige, souveraine Staaten, welche nur zum Deutschen Reich in der bekannten laxen Verbindung, untereinander aber in keiner andern Beziehung standen als in der des erwähnten Schutz- und Trugbündnisses. Das angegebene Rechtsverhältniß zur Herrschaft blieb auch dann als sich mehrere Hochgerichte zu einem größern Bunde vereinigten, zu welchem mit der Zeit sogar kleinere Dynastien traten, um in demselben Schutz gegen die Uebergriffe der größern zu finden. Diese Bünde haben also nicht, wie man glauben könnte, die Freiheit der Hochgerichte und des Landes

garnirten Tisches herumzuspielen, und der Inhaber des Wortes der so glücklich war diesem holzseligen Wesen am besten zu gefallen, d. h. auf welchen es zuerst zu kriechen geruhete, der wurde als Bürgermeister des guten Städtleins Gardenberg und seines ganzen Weichbildes feierlich proclamirt. (Eugenhelms, „Geschichte der Jesuiten in Deutschland“, S. XIII und XIV. nach Hormayr, „Leichenbuch für die vaterländische Geschichte“, 1810, S. 361.)

*) Im westfälisch-bergischen Städtlein Gardenberg war noch im 7. Jahrhundert folgender absonderlicher modus eligendi des Stadterhäupts üblich. Sobald daselbst ein Bürgermeister aus der Zeitlichkeit geschieden, versammelte sich ein Podestler Rath in corpore an dem Stadthause, setzte sich dort in corpore um einen Tisch und egte in corpore seine bürgerlichen Klänge auf diesen Tisch. Nachdem dies geschehen, stellte der Rathsbienner den Wähler in die Mitte des Tisches, oder vielmehr die Wählerin; denn es war eine Sie, in Femininum, welche die guten Gardenberger mit dem Wahlschritte ihres Bürgermeisters betraut hatten. Man sieht, diese wackern Leute bekannten sich schon damals durch die That zu der in unsern Tagen von verschiedenen emanzipationsgriemigen Blaustrümpfen mit Begeisterung, mit ebenso viel Folgerichtigkeit wie Kenntniß der weiblichen Natur verkochten Ansicht: daß es ein himmelschreiendes Unrecht, eine unenträglich Tyrannel der Männer sei das schöne Geschlecht auf Küche und Haus zu beschränken, es von aller Betheiligung am, von aller Wirkksamkeit im Staate auszuschließen, es zu verhindern auch noch in diesem, im großen öffentlichen Leben, den Männern das Dasein zu versüßen. Dem fraglichen Femininum, welches Niemand anders als das reizende Tischlein — einer wirklichen Rathswitwe? nein! einer wirklichen Kaiserin war, wurde nun volle Freiheit gelassen, auf dem mit so vielen köstlichen Wörtern

Überhaupt begründet, es hat sich diese vielmehr auf eine andere und ganz friedliche Weise entwickelt, nämlich dadurch daß die einzelnen Gemeinden und Hochgerichte dem mit der Zeit immer mehr verarmenden Adel dessen Herrschaftsrechte abkauften. Dies geschah natürlich nicht zu gleicher Zeit, sondern allmählig; ja es bestand zur Zeit der Revolution von 1797 mitten im Lande noch eine souveraine Herrschaft (Helbenstein), deren Besizer sich zur Sicherung seiner Rechte unter den Schutz der drei Bünde begeben hatte. Auch wurden die herrschaftlichen Rechte von den Dynasten nicht immer in ihrer Gesamtheit abgetreten; bei einigen Hochgerichten dauerte es sogar ziemlich lange, ehe für alle Herrscherrrechte, als Gerichtsbarkeit, Territorialhoheit, Regalien, Privilegien u. s. w., anstrebten, das heißt vollständig souverain wurden. Zwar hat es auch einzelne Fälle gegeben wo das Volk eines Hochgerichts zur Gewalt griff um die Tyrannei seines Dynasten zu brechen; doch ist die Unabhängigkeit und Selbständigkeit im Allgemeinen auf dem angegebenen Wege erworben worden, so daß Schöke mit Recht sagt: „Frei und selbstherrlich sind viele Völker geworden, aber wenige auf eine so rechtliche und ruhige Weise als das bündnerische Volk.“

Obgleich die meisten Hochgerichte eine durchaus demokratische Verfassung haben, und die höchste Gewalt von der Landsgemeinde, d. h. von der Versammlung aller stimmfähigen Bürger abhängt, so haben in nicht wenigen Hochgerichten doch einzelne reiche und begüterte Familien einen, wenn auch nicht gesetzlichen, doch thatsächlichen Einfluß erhalten, der sich besonders dadurch hob daß die Glieder dieser meistens adeligen Geschlechter in Diensten fremder Monarchen zu hohen militairischen Stellen gelangten und von den fremden Fürsten bedeutende Geldsummen erhielten um mit denselben die Werbungen in den ausländischen Kriegsdienst zu leiten. Insbesondere sind in dieser Beziehung die Salis, Planta, Juvalte, Tscharner, Buol, Sprecher, Trevers, Bawter zu nennen, die, theils von französischem, theils von österreichischem Geld und Einfluß unterstützt, sowohl die einzelnen Hochgerichte als die Bünde und mit ihnen den Gesamtbund beherrschten. So konnte in Bünden früher allerdings von Aristokraten die Rede sein, so demokratisch auch die einzelnen Verfassungen sein mochten.

Aus diesen leicht hingeworfenen Andeutungen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen können, da noch viele, zum Theil äußerst wichtige Verhältnisse, z. B. die Beziehungen zu den Unterthanenländern jenseit der Alpen, die Bündnisse und Kriege mit dem Auslande, die Beziehungen zur schweizerischen Eidgenossenschaft gar nicht berührt sind, aus diesen Andeutungen werden unsere Leser ersähen haben daß kaum ein anderes Land und Volk geeigneter ist dem Dichter mannichfaltigern und glücklichern Stoff zu geben. Wir nahmen daher das Buch Planta's mit den größten Erwartungen in die Hand, und freuten uns die noch so ganz unbekannt Welt einmal in einem lebensvollen Bild dargestellt zu

sehen. Und wenn wir auch nicht einen Walter Scott erwarteten, so hofften wir doch, daß die hochpoetische Unterlage ein wenn auch untergeordnetes Talent haben würde. Unsere Erwartungen wurden, aber bitter getäuscht, denn was uns Planta bietet ist eben nicht ein „Mährisches Charakterbild“, sondern die alltäglichste Geschichte von der Welt. Ein Herr P. hat eine Tochter, in die sich einer seiner Freunde verliebt. Zwar erwidert das Mädchen diese Liebe; weil aber Herr C. (so heißt der Liebhaber) katholisch ist, und weil sich Herr P. in den Kopf gesetzt hat seine Tochter mit dem schon bejahrten Abkömmling eines andern adeligen und reformirten Geschlechts zu verbinden, so versagt er seine Einwilligung.. Endlich entschließen sich die Verliebten sich heimlich zu lassen, um hierdurch den Widerspruch des Vaters zu brechen. Dieser gibt aber das Spiel nicht sogleich verloren; er sperrt seine Tochter ein, die sogleich nach vollzogener Trauung wieder ins väterliche Schloß zurückgegangen war, und läßt die Ehe für nichtig erklären. Die katholische Geistlichkeit schlägt Lira, aber bei der Unabhängigkeit der einzelnen Hochgerichte (Herr P. ist in dem feinsigen allebietend) würde all ihr Treiben nicht viel geholfen haben, wenn sie nicht auf andere Weise zum Zweck hätte kommen können. Herr P. macht mit seiner Tochter eine Reise um dieselbe zu zerstreuen. Kaum ist er aber über die Grenze Bündens auf österreichisches Gebiet gekommen, als er mit seiner Tochter auf Veranstaltung des Bräutigams aber vielmehr Gemahls derselben und in Folge des Einflusses der katholischen Geistlichkeit arretirt wird. Nun wird die Tochter befragt, und da sie erklärt ihrem ange- trauten Manne folgen zu wollen, wird sie diesem über- liefert, und sie reist mit ihm in dessen Heimat; der Vater aber spricht einen gräßlichen Fluch über sie aus.

Ohne Zweifel könnte dieser Stoff, so gewöhnlich er auch ist, zu einem lebensvollen Gemälde verarbeitet werden; allein es ist Dies dem Verfasser nicht gelungen, weil er ihn eben nicht verarbeitet, sondern einfach mitgetheilt hat wie er ihm überliefert wurde. Bei aller Mannichfaltigkeit der Scenerie, der Begebenheiten und der Personen, erscheint doch Alles steif und leblos. Man sieht auf den ersten Anblick daß seine Arbeit nicht das Werk eines Künstlers ist; sie kann höchstens mit einem daguerreotypirten Bilde verglichen werden, in welchem die äußern Erscheinungen mit der genauesten Wahrheit wiedergegeben sind, dem aber doch die höchste Wahrheit, die künstlerische Schöpfungskraft fehlt. Mag auch der Dichter eine wahre Geschichte erzählen, er soll sich von der Wirklichkeit nicht so sehr beherrschen lassen daß er dadurch die poetische Wahrheit aufgäbe. Und Dies hat Planta in mehr als Einem Orte gethan. Nur Ein Beispiel. Die beiden Verliebten, die seit längerer Zeit getrennt waren und nur auf Umwegen miteinander correspondiren konnten, hatten sich endlich entschlossen sich heimlich zu vermählen. Die Trauung sollte in einem Kapuzinerkloster stattfinden, Herr C. sollte Marien in der Nähe ihrer Heimat abholen. Marie erwartet ihn am bestimm-

ten Lage in dem Hause ihrer Amme, welche in einem nahen Dorfe wohnt; statt des Bräutigams aber erscheint dessen Bruder, Offizier in fremden Diensten. Der Bräutigam war kurz vorher vom Pferde gestürzt und hatte die Reise nicht machen können; er hatte daher seinen Bruder an den Zusammenkunftsort geschickt, mit dem Auftrage sich an seiner Stelle und in seinem Namen mit der Braut trauen zu lassen. Alles Dies hatte er ihr in einem Briefe ausführlich mitgetheilt und ihre etwanigen Bedenlichkeiten im voraus zu heben gesucht. „Lange starrte Maria in diesen Brief hinein“, erzählt nun der Verfasser, „während ein dumpfer Schmerz ihren Augen die Thränen und ihrem Busen die Bewegung verlagte.“ Und trotzdem fest sie sich mit dem Fremden in den Wagen, reist mit ihm in das Kapuzinerkloster und die Trauung wird vollzogen. Dies aber steht mit dem Charakter des Mädchens in völligem Widerspruch; sie durfte sich zu einer solchen Unschicklichkeit nie und nimmermehr entschließen, sie mußte lieber ihre ganze Zukunft auf das Spiel stellen als sich zu dieser unweiblichen Komödie hergeben. Sie hätte umsomehr jedem Anfinnen der Art widerstreben sollen, als ihr Bräutigam durch sein Nichterscheinen ihr Grund genug zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Denn da er noch lange Briefe schreiben konnte, so war seine Krankheit ja nicht von der Art daß er sich nicht an den Ort der Zusammenkunft hätte fahren oder wenigstens tragen lassen können. Es mag sein daß der Verfasser diese Thatsache in seinen Quellen so gefunden hat wie er sie erzählt; allein Das entschädigt ihn nicht: es ist ja eben die Aufgabe des Dichters das Ungenügende in der Wirklichkeit aus seinem poetischen Gebilde zu entfernen, gerade wie der Landschaftsmaler, wenn er z. B. eine bestimmte Gegend nachbildet, gewiß die mangelhaften Aeste, verdorrten Zweige u. s. w. in seine Darstellung nicht aufnimmt. Der Verfasser hätte aber im gegebenen Falle um so leichter nach der einzig erlaubten Wahrheit, d. h. der poetischen, streben können, als die berührte Thatsache ohne alle Bedeutsamkeit dasteht und auf die nachfolgende Entwicklung ohne allen Einfluß bleibt.

Ebenso wenig hat der Verfasser es verstanden seine Personen und Begebenheiten mit Zeit und Dertlichkeit zu verschmelzen. Wenn er Graubündten nicht genannt, wenn er nicht ausdrücklich erwähnt hätte daß die von ihm erzählte Geschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich zugetragen habe, so würde man sie ebenso gut in ein anderes Land als in eine andere Zeit versetzen können. Nur da wo die überlieferte Geschichte selbst dafür sorgt, tritt das Eigenthümliche der Verhältnisse hervor. Wir wollen Einiges herausheben, weil sich darin die merkwürdigen Staatseinrichtungen lebendig ausdragen.

Als Herr C., der durch Procuracion angetraute Gemahl Mariens, erfuhr daß ihr Vater sie in strengen Gewahrsam gebracht habe, erbat er sich eine Audienz bei dem gerade versammelten Bundestage der sämmtlichen Hochgerichte. Er erhielt sie und nun stellte er an den

„Hochgeachteten, wohlbedelgeborenen, gestrengen, fürsichtigen, wohlweisen, insonders hochgeehrten Herrn Bundeslandammann und die allerseits hochgeachteten Herren des hohen Bundestags“ die Bitte: dieselben möchten seine Frau der ungesetzlichen Gefangenschaft befreien, in welcher sie von ihrem Vater gehalten würde. Der Bundestag beschloß nun an die „Hochgeachteten, wohlbedelgeborenen, gestrengfürsichtigen, wohlweisen Herrn Landammann und Rath des Löblichen Gerichtes Unterengadin Ob-Lasna, unsern insonders hochgeachteten Herren, getreuen, lieben Bundesgenossen“ eine schriftliche Missive zu erlassen, worin dieselben „freundeidgenösslich auf das nachbrudsamste ermahnt werden sollten, wenn die Sache sich also besinde, den Bedacht dahin zu nehmen daß gegen die Hochbedelgeborene Fräulein Maria von P. von Seiten Ihres Weisheit des Herrn Landeshauptmann von P. allen fernern Gewaltthätigkeiten ein Abschnitt gebracht und dieselbe in ihrer natürlichen und ihr zukommenden Freiheit geschützt werde“.

Als der regierende Landammann des Gerichtes Ob-Lasna dem Herrn von P. diese Missive zeigte, zerris sie derselbe ohne Weiteres und bewog jenen dem Bundestag zu antworten: daß die ganze Sache diesen Nichts angehe und daß man die Souverainetät des Gerichtes feierlich verwahre.

Dies die gewöhnliche Antwort, wenn der Bundestag einem souverainen Gerichte irgend Etwas zumuthete, und sie hatte auch die gewöhnliche Wirkung, nämlich die daß Alles beim Alten blieb. Noch heutzutage verhält sich die Sache nicht viel anders; es könnten genug Beispiele angeführt werden in denen ein kleines, unbedeutendes Hochgericht, auf seine Souverainetät tropend, den Beschlüssen der obersten Bundesbehörde, daher des Großen Rathes, erfolgreichen Widerstand leistete. Da dieser ja nur aus Abgeordneten der Hochgerichte besteht, jedes derselben aber mit der größten Hartnäckigkeit an seiner Souverainetät festhält, so wird keines es über sich bringen Etwas gegen die wahren oder auch nur eingebildeten Rechte eines verbündeten Mitstandes zu unternehmen, weil es ja selbst früher oder später in die nämliche Lage gerathen könnte und sich dann ebenso hinter seine Souverainetät verschanzten würde. Uebrigens kommt dazu daß die Achtung vor den Rechten Anderer in der Natur der Republiken liegt, und daß dieses namentlich ein wesentlicher Charakterzug der schweizerischen Republiken ist, wie denn allgemein bekannt ist daß auch die Urcantone, als sie sich vom ungesetzlichen Joche der österreichischen Landvögte befreiten, dessenungeachtet die privatrechtlichen Beziehungen zu den österreichischen Herzögen aufrecht erhielten. *)

52.

Der Traum von Erfurt.

So wenig diese Blätter, wenn sie sich nicht selbst aus der Reihe der Lebenden streichen wol-

*) Einen zweiten Artikel bringen wir im Monat August.

ten, ihre Spalten der Besprechung alles Dessen verschließen dürfen was die Gegenwart und vorzugsweise die eigene Nation mächtig bewegt, so liegt es doch andererseits in ihrer Natur daß gerade die hervorragendsten Ereignisse meist erst dann an dieser Stelle ausführlich zur Sprache gebracht werden, wenn sie nicht nur abgeschlossen, sondern auch bis auf einen gewissen Grad schon der Vergangenheit anheimgefallen sind; denn weniger die unmittelbaren Thatsachen als die literarischen Früchte derselben sind es an welche sich in d. Bl. anknüpfen läßt. Entgeht dadurch den Mitarbeitern an denselben allerdings der Vortheil welchen die eigentlich politischen Zeitschriften genießen: daß sie mitten hineintreten in die lebendige Erregung und wol selbst gestaltend mit auf diese wirken können, so wird ihnen dagegen der Gewinn ernsterer und gereifterer Prüfung zuteil, welche es ihnen erleichtert sich über die im Parteileben befangene Stimmung des Augenblicks zu erheben; und von dieser Seite glauben wir auch für solche nachkommende Besprechungen auf das Interesse solcher Leser rechnen zu dürfen welche die Wandelungen der Völkergeschichte nicht bloß mit der leidenschaftlichen Aufregung unmittelbar Beteiligter verfolgen, sondern gern eine ernste Betrachtung derselben in ruhigerer Zeit vernehmen. So widmeten wir der frankfurter Nationalversammlung eine Reihe von Blättern ein volles Jahr nach ihrer Auflösung; so fand erst in den letzten Festen der ungarische Krieg und der Raiaufstand in Baden ausführliche Besprechungen. Wol aber könnte mancher Leser meinen daß das Unionsparlament in Erfurt, das wir selbst in der Ueberschrift als einen Traum bezeichnen, jetzt füglich auffickberufen könne, nachdem seine Thätigkeit spur- und feuchlos dahingeschwunden ist mit der Union selbst, die es vergeblich in das lebendige Leben des deutschen Volks einzuführen berufen und redlich bemüht war. Wir können dies Urtheil nicht theilen, denn es gehört zu den leichtfertigen politischen Urtheilen, welche keinen andern Maßstab als den des augenblicklichen Erfolgs anzulegen wissen. Wir können Das niemals als nichtig und unbedingt fruchtlos betrachten dem eine zahlreiche Versammlung der begabtesten und edelsten Männer unsers Volks ihre volle Thätigkeit und ihre hingebende Anstrengung zugewandt hat. Wir können ferner keinen Versuch für unbedeutend halten dessen Aufgabe es war das wichtigste Strebeziel der Gegenwart, die Einheit des deutschen Volks dargestellt in parlamentarischer Form, zu verwirklichen. Wir geben die Hoffnung auf Erreichung dieses Zieles „trotz alledem und alledem“ nicht auf, und so dürfen wir auch Nichts unbeachtet und ungenüßig lassen woraus wir mannichfaltige Belehrung für die Lösung dieser Aufgabe schöpfen können.

Die Verfassungsgebende deutsche Nationalversammlung hatte ihr Ende gefunden ähnlich wie der deutsche Rhein; nicht ganz wollen wir sie freisprechen von eigenem Verschulden an solchem Ausgange, aber nur der schmächtigste Undank Derer die ihr allein ein gesichertes Fortbestehen danken kann jedem von ihr begangenen

Irthum gierig nachwählen, um so einen Schutthaum aufzuwerfen der die eigene unendlich schwere Schuld bedecken soll. Am 3. April 1849 mit verbüßtem, am 28. April mit unverbüßtem Worten werf die preussische Regierung das Wort fast einjähriger Arbeit in den Staub; sie hoffte auf dem in Frankfurt gelegten Grund einen Bau von eigener Erfindung und nach eigenem Geschmack aufzuführen zu können. Kaum zwei Jahr sind seitdem vergangen, und ein Bauplan nach dem andern hat ganz still eingepackt werden müssen, kaum kann man noch mit Sicherheit darauf rechnen das alte Haus wieder beziehen zu dürfen, dessen Existenz man noch vor drei Vierteljahre abgelehnt. Doch nicht mit diesem trübseligen Ausgang haben wir es jetzt zu thun, sondern mit den vergeblichen, für die preussische Regierung vergeblichen Anfängen welche ihm vorausgingen. Der diplomatische Note vom 28. April folgte am 15. Mai ein Ansprache des Königs von Preußen an das deutsche Volk, laut welcher das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wiederaufgenommen werden sollte:

Diese Verfassung soll und wird in kürzester Frist der Nation gewährt werden was sie mit Recht verlangt und erwartet: ihre Einheit, dargestellt durch eine einseitliche Gewalt, die nach außen den Namen und die Interessen Deutschlands würdig und kräftig vertritt, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugnis. . . Deutschland vertraue hierin dem Patriotismus und dem Rechtsgesühle der preussischen Regierung; sein Vertrauen wird nicht getäuscht werden.

Dies feierlich verpfändete Königswort war der Grundstein der Union; Deutschland wird dasselbe nicht vergessen und seinerseits Den der es verpfändet seiner Verpflichtungen nicht eher für entbunden erachten als bis er sein Wort als Mann und als König gelöst hat! Da die preussische Einladung an die übrigen deutschen Regierungen entsprachen Oestreich, Baiern, Sachsen, Hannover; die beiden erstern nur um sich alsbald mit zur Schut getragener Unzufriedenheit wieder zurückzuziehen. Aber trotz dieser Störung war schon am 26. Mai zwischen den drei Königreichen ein Bündniß und ein Verfassungsentwurf vereinbart, der bis auf das ganz umgestaltete Wahlgesetz eine weit größere Ähnlichkeit mit seinem frankfurter Vorbilde behalten hatte als manniglich erwartete. Da so die Grundzüge der echten Reichsverfassung gewahrt erschienen, konnten die 28 Regierungen welche mit der Nationalversammlung in Einklang geblieben waren, mit Ehren nach Berlin übersiedeln; es konnte sogar die Partei welche hauptsächlich das frankfurter Werk geschaffen in Göttingen am 28. Juni 1849 seine Unterstützung der Dreikönigsverfassung zusichern, indem sie groß genug dachte ihre eigenen Wünsche dem erreichbaren Besten unterzuordnen. So schien das Gelingen des neuen Unternehmens gesichert: außer Frankfurt, Oestreich, Homburg und Liechtenstein verweigerten nur Baiern und Würtemberg den erwarteten Beitritt; man glaubte diesen von der Zeit und einem kräftigen Vorschreiten auf der betretenen Bahn erwarten zu dürfen. Dieses traf

nige Vorschläge mußte vor allem in der schleunigsten Einberufung des Unionsparlaments bestehen. Von Monat zu Monat wurde es vergeblich erwartet, und der Glaube an die Kraft oder an den Willen der verbündeten Regierungen begann zu schwinden. Endlich im Spätherbst 1849 erneuerten sich die Hoffnungen auf ein Parlament, gleichzeitig aber zogen sich die beiden nach Preußen mächtigsten Regierungen von dem Bündnis zurück, und man hatte ihrem Abfall fast Nichts als eine Redensarten entgegenzusetzen. So konnten es freilich keine sehr glänzenden Hoffnungen sein mit welchen man endlich am 31. Januar 1850 zu den Wahlen für Erfurt schritt. Man hat diesen Wahlen von gegnerischer Seite namentlich den thatsächlich richtigen Vorwurf gemacht daß es durchgehends Minoritätswahlen gewesen seien. Wir können diesen Vorwurf nicht als berechtigt anerkennen: daß mit dem neuen Verfassungsentwurfe zugleich ein neues Wahlgesetz erlassen wurde, war eine Detrovirung, an deren Zweckmäßigkeit man sehr zweifeln konnte, aber keine Verletzung bestehender Rechte; die Mehrzahl der Wähler wurde nicht ausgeschlossen, sondern sie schloß sich selbst aus, indem sie die große politische Wahrheit verkannte daß keine Partei sich durch irgendwelche Abneigungen jemals ohne eigenen Nachtheil bestimmen lassen darf den politischen Kampfplatz dem Gegner widerstandslos zu räumen. Eine wichtige und für den bestimmten Fall durchaus heilsame Folge war es daß außer einer kleinen Anzahl von Abgeordneten, welche mit der Absicht kamen das Werk in seinem Entfalten zu vernichten, Erfurt vor der Zerrissenheit in unzählige Parteinuancen bewahrt blieb, welche in Frankfurt so vielfach hemmend gewirkt hat.

Am 20. März 1850 trat das Unionsparlament in seinen beiden Häusern in Erfurt zusammen. Auch außer den eifrigen und ehrlichen Förderern des Werks, unter welchen die gothaer Partei die erste Stelle einnahm, erregte es eine größere Theilnahme und Aufmerksamkeit als man anfangs erwartet hatte; war es doch ein Keim, aus dem möglicherweise ein stattlicher Baum erwachsen konnte. So fehlte es denn auch nicht an mancherlei Stimmen die sofort beim Beginn in diesem oder jenem Sinne auf die Abgeordneten einzuwirken suchten. Wir erwähnen als die bedeutendsten:

1. Erfurt. Politische Odenblätter für preussische Deputirte. Berlin, Herz. 1850. Gr. 8. 3 Rgr.

Als Verfasser dieser Broschüre wurde zuerst der russische Gesandte in Berlin, Herr von Meyendorff, genannt, dann Herr von Sternberg, was jedoch in der Sache Nichts ändert. Wer auch die Feder geführt haben mag, der Zweck war, durch drohende Hinweisung auf die Verträge von 1815 und Russlands Bestehen auf denselben einzuschüchtern. Die Urheber dieser die deutsche Sprache schändlich missbrauchenden Flugschrift haben sich glücklichermoße in den Männern die das deutsche Volk geschickt hat getret; leider schienen sie an anderer Stelle geneigteres Gehör gefunden zu haben; eine wohlverdiente Abfertigung erfuhren sie in:

2. Preussische Bemerkungen über die russisch-österreichischen politischen Odenblätter für preussische Deputirte zu Erfurt. Berlin, Hagn. 1850. Gr. 8. 2½ Rgr.

Selbständiger Inhalt als die ebengenannte Erwiderung ist:

3. Die nächste Zukunft des deutschen Bundesstaats und die Aufgaben des ersten Erfurter Reichstags. I. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 6 Rgr. — II. Ein Votum über die Revisionsfrage. Erfurt, Körner. 1850. Gr. 8. 3 Rgr.

Der Verfasser auch dieser Flugschrift wurde in den Kreisen der tiefer Eingeweihten gesucht; sie hat eine etwas specifisch-preussische Färbung, indem sie z. B. den Sitz der Reichsregierung nach Berlin verlegt sehen will, meint es aber durchaus ehrlich mit der Constituirung Deutschlands, für welche sie vor allem die rasche Aufrichtung einer definitiven Reichsgewalt, als notwendige Bedingung dazu aber die en bloc-Annahme der Verfassung fodert. Ihren ganz eigenen Weg geht endlich die Flugschrift:

4. Berlin. Erfurt. Paris. Berlin, Herz. 1850. Gr. 8. 7½ Rgr.

als deren Verfasser der bekannte Professor W. A. Huber genannt wurde; jedenfalls ist sie ganz in seinem eigenthümlichen Geiste geschrieben, da sie mit vielem Eifer und Geschick durchgreifende sociale Reformen, namentlich Opfer von der Aristokratie verlangt, um auf diese Weise die politischen Forderungen nach Bundesstaat, Constitution und dergleichen zu beseitigen, wofür denn besonders die Furcht vor den aus dem Westen drohenden Unwälvungen ausgebeutet wird. Mit der eigentlichen Aufgabe des Erfurter Parlaments standen diese Blätter in ziemlich losem Zusammenhang und blieben, wie auch die übrigen Flugschriften, ohne bemerkbare Einwirkung.

Als einen wesentlichen Mangel, der auch nicht ohne nachtheilige Folgen geblieben ist, müssen wir es bezeichnen daß diesen theils geradezu feindlichen, theils zu ausschließlichs preussischen Flugschriften von reindeutscher Seite nicht entschieden und ausführlich genug entgegengetreten wurde. Das schon weit länger bestehende gegenseitige Mißtrauen, vermöge dessen einerseits in Preußen der Beitritt der übrigen deutschen Staaten unterschätzt, andererseits der Anschluß an Preußen als ein Act der Selbstvernichtung angesehen wurde, hatte sich seit Gründung des Nordbündnisses nur erweitert und befestigt. Hier auf eine richtigere Einsicht hinzuwirken, wäre namentlich eine Pflicht der gothaer Partei gewesen, welche sie durch ihr officielles Organ die „Deutsche Zeitung“ doch nicht in hinreichendem Maße erfüllen konnte.

Wir wenden uns endlich zu dem Parlament und seinen Verhandlungen selbst; die amtlichen Berichte darüber liegen in großem Format elegant gedruckt vor in:

5. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des deutschen Parlaments zu Erfurt. Staatenhaus und Volkshaus. Erfurt, Otto. 1850. Imp.-4. 1 Bhr. 15 Rgr.

Hier treten die Unterschiede zwischen Frankfurt und Erfurt vielfach grell hervor. Fassen wir zunächst die Zusammensetzung beider erfurter Häuser ins Auge, so

fällt die große Anzahl meist hoher Staatsbeamter unter denselben auf; daß Dies jedoch kein Beweis für überwiegend regierungsfreundliche und abhängige Wahlen ist, zeigt schon die große Anzahl von entlassenen Märzministern die sich darunter finden; Preußen, Kurhessen, Baden und Sachsen-Meinungen hatten namentlich Männer aus dieser Kategorie gesendet. Nächstdem war der ganze Kern der Professoren wieder vereinigt welche in Frankfurt eine so hervorragende Stelle eingenommen hatten; nur aus den nicht vertretenen Staaten wurden namentlich Droyßen und Waig vermisst. Sehen wir auf die Sitzungsprotokolle selbst ein, so entnehmen wir selbst aus den toden Lettern mit Leichtigkeit welch gewaltiger Unterschied zwischen Frankfurt und Erfurt in Beziehung auf den äußern Anstand stattfindet. Dort eine tobende Galerie voller „Gestalten“, die selbst ein Sagen kaum immer zu bändigen vermag, hier ist kaum Veranlassung der Zuhörer je Erwähnung zu thun, die sich durchaus des ehrsüchtvollsten Stillschweigens befleißigen. In der Mitte der Versammlung endlich ist hier keine Spur von den skandalösen Auftritten zu finden welche dort von der linken Seite so häufig hervorgerufen wurden; nur wenige Mitglieder der äußersten Rechten versuchen einige schwache Anklänge an jene Scenen, die aber meist nur in das Lächerliche ausschlagen. Ist im Ganzen der frankfurter Versammlung mehr ursprüngliche Frische, ein lebendiges Leben zuzusprechen, so findet sich in Erfurt weit durchgängiger das Bewußtsein der ersten Aufgabe um die es sich handelt; ohne Umschweife und Verschleppung wird gerade auf das eine Ziel hingesteuert welches vorliegt; von Interpellationen, dringenden und allerdringlichsten Anträgen keine Spur. Nur in einem Punkte bleibt sich der Ruhm beider Versammlungen qualitativ gleich, wenngleich er quantitativ in Erfurt sehr zurücktritt; es ist Dies der Beweis glänzender politischer Redefähigkeit und Redefertigkeit, die man uns Deutschen solange hat absprechen wollen; als die bedeutendsten Redner haben sich in Erfurt bewährt Stahl, Winke und vor Allen Häuffer in der Sitzung des Volkshauses vom 18. April. Konnten auch in Erfurt natürlich nicht so alle Seiten des öffentlichen Rechts erschöpfend und oft mehr als erschöpfend behandelt werden wie in Frankfurt, so wird doch der Sammler von Actenstücken und Quellschriften zur neuesten deutschen Geschichte wohlthun dem Bande der erfurter „Stenographischen Berichte“ seinen Platz neben den neun frankfurter Bänden einzuräumen.

Statt der zahlreichen schildernden, erzählenden, betrachtenden und in mehr als einem Sinne raisonnirenden Schriften welche der Nationalversammlung auf Schritt und Tritt folgten, haben wir hier deren eine einzige anzuführen:

6. Das Erfurter Parlament und der Berliner Fürsten-Congress. Politische Skizzen aus der deutschen Gegenwart. Iliacos intra muros peccatur et extra. Von A. L. von Rochau und G. Delsner. Rommerqué. Leipzig, Avenarius und Wendelsjohn. 1850. 8. 1 Bhr. 22½ Ngr.

Die Parlamentsmitglieder in Erfurt waren im All-

gemeinen nicht gerade günstig gestimmt gegen die Literaten, welche sich als Berichterstatter für Zeitungen und in sonstigen Eigenschaften zahlreich eingestellt hatten. Bei den Mitgliedern der Rechten lag Dem principielle Abneigung gegen die Presse überhaupt zugrunde; auf der Linken — was in Erfurt Linke hieß — verfuhr man durchweg so vorsichtig, fast diplomatisch als möglich, und that in schwieriger Lage daran sehr recht. Um also den Indiscretionen, die in Frankfurt und anderwärts von einzelnen Tagesschriftstellern allerdings begangen worden waren, vorzubeugen, verhielt man sich gegen dieses ganz schreibende Gefolge etwas spröde; namentlich war es der Freiherr von Winke der dasselbe aus den Parteiversammlungen im Bahnhof möglichst „auszubeißen“ suchte. Natürlich wurde die Misstimmung bald gegenseitig und machte sich noch in den letzten Tagen in einem seine Zeit vielbesprochenen Gloriat, an dem der erstgenannte Herausgeber des vorliegenden Buchs wesentlich betheilt war. Umföweniger will es uns behagen daß der zweite Herausgeber in einem von ihm besonders unterzeichneten Anhang die Sache noch einmal des Weiteren nebst allen Actenstücken darlegt und der Nachwelt überliefert. So wenig wir gesonnen sind in dieser Sache etwa gegen die Vertreter der Presse Partei zu ergreifen, so scheint die ganze Sache doch des Aufhebens nicht werth das man davon gemacht hat. Noch weit mehr aber mißfällt es uns daß dieser doch immer untergeordnete Gesichtspunkt keinen unbedeutenden Einfluß auf das Urtheil ausgeübt zu haben scheint welches die Herren von Rochau und Delsner über einen der hervorragendsten Männer der Partei abgeben, der sie doch in allem Wesentlichen selbst angehören, über Simson aus Königsberg; alle Anerkennung welche sie Simson's Geist und Talent als Redner und Präsident im vollsten Mafse spenden können die Verdächtigung nicht gutmachen welche sie unmittelbar nachher gegen seinen Charakter richten; eine ungerechte Verdächtigung aber müssen wir diesen Angriff unbedingt nennen, da auch wir Simson's öffentlicher Thätigkeit mit prüfender Aufmerksamkeit gefolgt sind und nirgend auch nur den entferntesten Grund gefunden haben zu der Behauptung: daß er „nicht sich den Zwecken der Nation, sondern diese, bei seltener Schraff in die Zukunft, seinem eigenen Zwecke unterworfen“ habe (S. 95). Wir zweifeln nicht daß die Herren von Rochau und Delsner nach dem Verlauf der letzten Berliner Kammerversammlungen jetzt selbst kein Bedenken tragen würden diesen Vorwurf zurückzunehmen; das Gleiche aber wäre gerade für Die die sich von ihm getränkt glauben gewesen: ihn nicht auszusprechen. Wenn so nach das vorliegende Buch von specifischen Schwächen des Literatenthums nicht ganz freigesprochen werden kann, so überwiegt doch in demselben beimeitem Dasjenige was eine rühmende und dankende Anerkennung verdient. Als Solches bezeichnen wir namentlich einen Gedanken, der bei jeder Veranlassung wiederkehrend das ganze Buch durchzieht; wir meinen die sittliche Entrüstung mit welcher darauf hingewiesen wird, wie manche Regierung

manche vorgeblichen Staatsmänner, manche Parlamentsmitglieder, manche Publicisten, sei es aus Furcht, sei es aus Liebedienererei oder absolutistischen Gelüsten, die Einsprache auswärtiger Höfe in die deutsche Verfassungsfrage auf Grund der Verträge von 1815 hervorheben, sie wol gar als etwas Selbstverständliches und Berechtigtes hinstellen, dem sich die deutsche Nation stillschweigend zu fügen habe. Das scharfe Hervorheben der unwürdigen und verrätherischen Feigheit, die sich in solcher Unterwürfigkeit gegen fremdländische Willkür offenbart, ist ein Verdienst welches den Verfassern des vorliegenden Buchs unvergessen bleiben sollte.

Wir verfolgen die Darstellung von dem Gange der erfurter Verhandlungen wie sie hier gegeben ist, nicht im Einzelnen, sondern wollen nur im Allgemeinen erwähnen daß dieselbe sich ebenso sehr durch geschichtliche Treue als durch klare Uebersichtlichkeit auszeichnet, in welcher kein wesentlicher Punkt, keine bedeutende Rede der öffentlichen Verhandlungen übergangen ist. Ebenfalls wahrheitsgetreu, aber nicht gleich vollständig scheinen die Verfasser über den Gang der Partieverhandlungen unterrichtet zu sein. Hier würde sich noch Manches und zwar für die betreffenden Führer nur Ehrendolles namentlich darüber nachtragen lassen, wie die Einigung des Volks- und des Staatenhauses über den Hauptantrag des Herrn von Patow zustande gekommen, worauf jedoch näher einzugehen uns wenigstens die Discretion verbietet. Das Ueberraschendste dabei war jedenfalls die fast im letzten Augenblicke eintretende entschiedene Haltung des Herrn von Bodelschwingh, die er leider in der letzten preussischen Zweiten Kammer nicht ebenso bewährt; neben ihm entwickelte in gleicher Richtung Hr. von Stockmar eine ebenso geräuschlose als wirkungsreiche Thätigkeit.

Das Resultat des Erfurter Parlaments ist bekannt; eine Versammlung die des Glaubens lebte sie sei berufen um die letzte Hand an das von den Regierungen begonnene und vollständig vorgezeichnete Werk zu legen, konnte und durfte nicht anders handeln als sie gehandelt hat. Sie nahm die Verfassung an wie sie geboten war; sie ermöglichte es aber zugleich den Regierungen, namentlich der preussischen, solche Veränderungen daran vorzunehmen wie sie etwa der herrschenden Macht genehm sein dürfte. Rechtlich war der Vertrag abgeschlossen; die Vollziehung desselben mußte erwartet werden; nur sie schien die Aufgabe des nach Berlin berufenen Fürsten- und Ministercongresses sein zu können.

Die Herren von Rochau und Delsner besprechen den Berliner Congress auf S. 283—338 ihres Buchs. Wir knüpfen hier gleich die Erwähnung zweier besonderer Schriftchen über denselben Gegenstand an:

7. Der deutsche Fürstencongress zu Berlin im Mai 1850. Actenstücke und Betrachtungen. Anlagen: die Conferenzprotokolle. Berlin, Herz. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.
8. Die Verhandlungen des Berliner Congresses im Mai 1850 und Preußens deutsche Politik seit dem Frühjahr 1849. Berichte, Randglossen und Aussichten von C. von Salviati. Berlin, W. Besser. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Gewöhnliche Menschen, welche entlöst von aller

diplomatischen Weisheit nicht weiter zu denken vermochten als daß sich aus der Ursache die Folge, aus dem Versprechen die Erfüllung entwickeln müsse, lebten in der Einbildung daß die in Berlin mit ihren verantwortlichen Räten versammelten Fürsten sich nur über die sehr einfache Frage zu vereinigen hätten: ob sie die Unionsverfassung ganz unverändert oder mit den in Erfurt angebotenen Abänderungen annehmen wollten; daß dann aber die sofortige Sanctionirung und Publicirung der Verfassung und die Einsetzung der verfassungsmäßigen Unionsregierung einzutreten habe. Statt Dessen richtete der König von Preußen sofort bei Eröffnung des Congresses an seine Mitfürsten die Frage: ob sie trotz aller etwa entgegenstehenden Gefahren auch ferner an der Union festzuhalten gedächten, auf welche Frage er eine sofortige Antwort nicht erwartete. Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen trat dann die Stellung zu Oestreich, zu dem sogenannten weitem Bunde, der noch gar nicht existirte, mehr und mehr in den Vordergrund; von den Abänderungen an der Maiverfassung, ja von dieser überhaupt war wenig, von dem Rechte welches die unirten Staaten durch das Erfurter Parlament auf ihre Verwirklichung erlangt hatten gar nicht die Rede. Es fragt sich nun wie diese unerwartete Wendung der Dinge in der vorliegenden Literatur angesehen wird; der anonyme „Deutsche Fürstencongress“ ist eine officöse Schrift und begnügt sich, ohne neue Thatfachen oder wesentliche Gründe beizubringen, damit daß er die in den Regierungsblättern und dann in den Protokollen der Ministerialsitungen veröffentlichten Mittheilungen in allerhand schöne Phrasen einwickelt, die des Pudels Kern dem Auge des mißtrauisch gewordenen Volks verhüllen sollen; er ist demnach nicht viel anders als ein Exercitium in Talleyrand's Kunst die Sprache zur Verbergung der Gedanken zu benutzen. Was die Herren von Rochau, Delsner und von Salviati betrifft, so muß man bedenken daß dieselben unmittelbar nach dem Schlusse des Fürstencongresses geschrieben haben, wo man wol seine Worte, aber noch nicht seine Früchte kannte; so sprechen sie denn auch nur als Besorgniß aus was sich bald genug als traurige Wirklichkeit offenbaren sollte. In den wesentlichen politischen Grundsätzen, dem Festhalten an der wahrhaft constitutionellen Monarchie, sind beide Schriften einig; auseinander gehen sie darin daß Rochau und Delsner auf reindeutschem, Salviati mehr auf isolirpreussischem Standpunkte steht; die erstern verhalten sich mehr referirend, gelangen aber auch auf diesem Wege zu dem, seitdem nur zu sehr bestätigten Glauben an die „Unwahrscheinlichkeit irgend eines namhaften Resultats des Berliner Congresses“.

Die Mehrzahl der Unionsstaaten hat sich allerdings den verschiedenen Vorschlägen Preußens unbedingt angeschlossen, allein diese Vorschläge selbst sind der Art daß es unmöglich ist auf Grundlage derselben an den Ernst und Nachdruck der preussischen Bundesstaatspolitik zu glauben. (S. 338.)

Dieser Abschnitt kann wie das ganze werthvolle Buch der Herren von Rochau und Delsner als Muster einer Behandlungsweise dienen welche durch die geschichte und

Klare Darlegung der Thatsachen bei nur sehr sparsamem Maßonement doch zu ganz bestimmten und festen Resultaten gelangt.

In der Schrift des Herrn von Salviati überwiegt die politische Reflexion; der Grundgedanke von welchem sie ausgeht ist klar ausgesprochen in folgenden Worten (S. 14):

Eine Politik die den Vertrag vom 26. Mai nicht unbedingt festhält schneidet sich damit den Weg vorwärts mindestens theilweise, den Weg rückwärts zu den schon gewonnenen Resultaten aber leicht gänzlich ab, sie erstodtet eine noch ungeborene Zukunft im Keim. Eine solche Politik nennen wir bodenlos, den aufgegebenen Vertrag ein erschreckendes Präcedens.

An diesen Ausgangspunkt knüpft der Verfasser seine ganze weitere Betrachtung mit ebenso viel Entschiedenheit als Scharfsinn an, und wenn er dabei nicht zu der schonungslosen Opposition gelangt, durch welche eine Reihe von neuen und neuesten Flugschriften gegen die preussische Regierung so großes Aufsehen macht, so erklärt sich Dies eben daraus daß er im Juni 1850 schrieb: daß man damals nur fürchtete was jetzt eingetreten ist, daß man damals nur vor den Entschliessungen warnen zu müssen glaubte welche der trauernde Patriotismus jetzt als vollendete verurtheilt. Mit scharfen Zügen zeichnet Herr von Salviati welches die nothwendigen Folgen zunächst für Preußen sein würden, wenn die unirten Regierungen ihren Völkern gegenüber den Vertrag und die Verfassung vom 26. Mai ebenso misachteten wie es die Regierungen von Sachsen und Hannover ein halbes Jahr früher ihren Mitverbündeten gegenüber gethan hatten, und leider hat er sich nur als einen zu guten Propheten bewiesen. Wir wollen hier nur einen Punkt hervorheben, der ebenso sehr des Verfassers voraussehenden Scharfblick als sein Zusammentreffen mit der jüngsten preussischen Opposition beweist. Bekanntlich hebt es eine hier und da verbotene Broschüre, deren Namen wir aus zarter Rücksicht auf gewisse Verhältnisse nicht nennen wollen, hervor, welche Kurzsichtigkeit in der preussischen Forderung liege, die dem Gesamteintritt Ostreichs in den Bund oder auch nur der zu erweiternden Bundesgewalt gegenüber darauf bestehe die Provinzen Preußen und Posen im Bunde zu erhalten. Eben darüber sagt Herr von Salviati vor fast einem Jahre:

Preußen als Großmacht ruhte auf seinen außerdeutschen Provinzen. Seit den Einverleibungsbeschlüssen vom 11. und 22. April und 3. Mai 1848 steht die Sache anders. Preußen wird, falls es ihm nicht gelingt die Union als eine europäische Macht durchzusetzen, nicht mehr im unbestrittenen Besiz des selbständigen Rechts auf Krieg und Frieden sich befinden, ein praktischer Unsinn welcher den Ausschlag geben muß. (S. 92.)

Diesem drohenden „Unsinn“ und den Gefahren gegenüber, welche namentlich durch russische Machinationen gleichmäßig die Union und den preussischen Staat selbst bedrohen, hofft Herr von Salviati auf ein entschiedenes Handeln, im Nothfall auf das preussische Schwert:

Es gibt Lagen in denen Freunde die sich tief entzweit hatten nur durch ein Duell sich verböhnten. Ähnlich jetzt mit uns Deutschen. Es mag der Vervollkommnung des Geschlechts

nicht sehr das Wort reden, aber der Dorn der sich daft muß verliert an Bitterkeit. (S. 103.)

Freilich war zu der Zeit wo Dies geschrieben wurde die Erwähnung noch nicht gemacht daß „der Stachel zurückweicht“; Herr von Salviati indes nennt die Politik die er seiner Zeit noch für unmöglich hält mit entgegengesetztem Namen den „Ausweg der Schwäche“ (S. 95). In der Hoffnung auf eine kräftige Haltung der preussischen Regierung schließt er seine Schrift mit einem schwunghaften Aufruf an die geheiligten Ueberlieferungen und die berechtigten Zukunft Preußens, der wir allerdings etwas mehr schwarz-roth-goldenen Zusatz wünschen. Aber auch so ist dieser Schluß eine bittere Verdammung der Gegenwart.

Das wenigstens wissen wir jetzt daß keine Befürchtung die sich an das Verhalten der preussischen Regierung zu Erfurt und an den Fürstencongreß anschloß übertrieben war. Der zweite Versuch eines deutschen Parlamentes ist noch weit erfolgloser vorübergegangen als der erste. Aber wir wissen auch daß alle die weisen Männer, die sich so hoch erhaben dünkten über einzelne Schwächen, wie sie in Frankfurt und Erfurt zutage kamen, fast ein ganzes Jahr hingebacht haben mit Notenschreiben, ein Jahr in dem die Bayonnerbeschlüsse keine Barrikade und keine Sturmpetition gestört hat in ihren grandiosen Conceptionen; und wir wissen und sehen daß das ganze Resultat ihres Thuns und Treibens sich nur bis zur Wiederherstellung des so und so viel mal für physisch, juristisch und moralisch todt erklärten Bundestags verweigert, daß nicht nur Schleswig, sondern die Hälfte des holsteinischen Mecklenburg verloren ist, daß Limburg in aller Eile aus dem Deutschen Bunde abgeschieden zu sein scheint u. s. w. u. s. w. Eine glänzendere Bemüthung für die Gereuen von Frankfurt und Erfurt kann es nicht geben; und blüden wir jetzt auf die Paulskirche und auf das Martinsstift hin wie auf die Städte wunderbarer Kramblüden, es wird doch die Zeit kommen wo ein deutsches Parlament bestehen wird in anerkannter, großartiger Wirksamkeit, und die Spuren Derer die sich einbilden sie vermöchten den Lauf der Zeiten und die Entwicklung der Nationen und die Macht der Ideen mit ihrer schwachen Hand aufzuhalten, die wird der Wind verwehen und sie werden verschwinden bis auf ihrer Namen Gedächtnis.

50.

Neue Romane.

1. Schloß Montcaur. Nach einem alten Manuscripte. Drei Theile. Breslau, Kern. 1850. 8. 2 Bde. W. Rgr.

Der Besitzer des Schlosses Montcaur, Hr. von Kérac hat das Verhältnis zu einem schönen und liebenswürdigen Mädchen fallen lassen um eine Andere zu heirathen. Dem Stroh dieser Verbindung wird ein mit Geheimniß umhülltes Knäblein zugesellt, für welches die christliche Liebe der Frau von Kérac angerufen ist. Kurze Zeit darauf wird mittels nächstlichen Einbruchs ein Kind aus dem einsamen Schlosse geraubt, doch leben die Aeltern in dem Glauben das zurückgebliebene Kind sei das ihrige. Der Vater ist in die Kämpfe der Zeit verwickelt, die Erziehung des Sohns bleibt daher der Mutter.

Der Knabe, Victor, wird ein trefflicher Jüngling, und von Heinrich von Navarra ausgezeichnet. Victor entdeckt zufällig einen Anschlag auf das Leben des Königs, und um die Beschwörer sicher zu machen setzt er sich zu ihnen in näheres Verhältniß. Sie werden verrathen und gefangen, und bei dieser Gelegenheit kommt es auch zur Sprache daß Victor nicht Nérac's Sohn sei. Eine Art Scherin, Ursula, zerhaut endlich den Knoten; unter ihren Beugnissen ist eben jenes ein unüberlegtes und schwaches, welches als entscheidend angenommen wird, nämlich ein von ihr verfaßtes und vergrabenes Schriftstück. In dessen der junge Mann ist dennoch der Rechte und Alles endet glücklich. Das ist mit wenigen Worten die einfache, oder wenn man will eine ganz gewöhnliche Begebenheit, die nicht durch drei Bände hätte ausgesponnen werden können, wenn nicht die politische und sociale Versunkenheit der Zeit überreiches Material geboten hätte. Die Bartholomäusnacht, die Ligue, die Kriegszüge Heinrich's und seine Belagerung von Paris gehen chronologisch an uns vorüber, wie denn überhaupt eine schlichte Darstellung durch das ganze Buch läuft. In dieser Beziehung macht es so vielen literarischen Erscheinungen gegenüber einen wohlthuenden Eindruck. Man glaubt ein stilles, heimliches Plätzchen gefunden zu haben, wo wir die ganze heillosse Gegenwart gern vergessen, um, wenn auch nur für wenige Stunden, an Allem ein einmal wieder zu erfreuen was wir als edel, schön und wahr liebgewonnen haben, und unter allen Stürmen des Lebens festhalten müssen. Aber, wird man fragen, was denn jene Zeit, und war sie zunächst in Frankreich so idyllisch daß man wahrhafte Freude daran haben könnte? Das war sie in keiner Weise. Die letzten Valois, Karl IX., sein nachfolgender Bruder Heinrich und ihre Mutter waren bekanntlich verruchte Geschöpfe. Die gemeinste Hinterlist, Unzucht, Mord und jede Schandthat waren an der Tagesordnung, und selbst Heinrich IV., den man als Feldherrn und Staatsmann, daneben auch im Allgemeinen als einen offenen Charakter anerkennen muß, konnte sich der Einflüsse der durch und durch vergifteten Atmosphäre nicht erwehren. Das vorliegende Buch läßt ihn überall, selbst mit seinem mehrmaligen Glaubenswechsel rein erscheinen, und berührt überhaupt alles Widerwärtige nur leise soweit um dadurch seine Segensätze in einem noch reinern Lichte erscheinen zu lassen. Fragen wir nun nach dem „alten Manuscripte“ auf dem Titel, so wird man uns erlauben müssen dabei nicht etwa an eine französische Handschrift des 16. Jahrhunderts zu denken, sondern an einen in unserm lieben Vaterlande vor vielleicht zehn Jahren bereits geschriebenen Roman, der damals zufällig nicht zur Presse gelangte. Will man zuletzt auch nach einem nicht genannten Verfasser fragen, so spricht schon der einzige Umstand daß überall die Frauen im Vordergrund gehalten sind, für eine Damenfeder. Dieser aber muß Klarheit, Ruhe, Natürlichkeit zuerkannt werden, und wer diese liebt Dem wird das Buch angenehm sein. Kamentlich mögen sich Damen daran erfreuen denen die Gegenwart wenig Aufregendes bietet, und die historische Treue nicht so schwer ins Gewicht fällt daß sie die Söllendbrügel derselben gern für sich verschlossen sehen.

2. Fabian Goffler. Roman von Friedrich W. Ebeling. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1851. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte beginnt 1804 eben um die Zeit wo Bonaparte ernsthaft damit beschäftigt war sich Napoleon nennen zu lassen. Das ist freilich für diesen Roman durchaus unwesentlich: es ist jedoch so Vieles unwesentlich in demselben daß sich eigentlich gar nicht darüber reden ließe, wenn man nicht das Bedauern auszusprechen hätte daß ein Talent schon mit seinem ersten Productionen als verkommen erscheint. Das ganze Buch ist eine Corruption, und da versteht es sich von selbst daß es von Corruptionen wimmeln muß. Ein junger Arzt, Mathieu, ist der Sohn eines von großem Reichthum in bittere Armuth verfunkenen Kaufmanns, der mit einem Edelkarren auf der

Landstraße liegen bleibt und stirbt. Der Knabe, dem Bonaparte nahe, wird von einem reisenden Edelmann aufgehoben und vorzüglich untergebracht. Setzt ist Mathieu Arzt in Paris, von grenzenloser Begierde nach Wohlleben und Reichthum besessen. Wie er dazu gekommen ist für diese Reize jedes Mittel recht zu finden, weiß man nicht: man muß Das glauben, da von Charakterentwicklung und vergleichen überhaupt nicht die Rede ist. Mathieu hat ein junges Mädchen zu Halle gebracht, weil sie Geld hat; er heirathet sie sogar, weil er nochwendig unbeschränkter Eigenthümer ihres Vermögens sein will, und für diesen Zweck vergiftet er auch ihre Mutter. Er vergiftet einen Banquier wegen falscher Wechsel, hat ein einträgliches Verhältniß zu einer Weibsdame, kürzt einen reichen Juden ins Unglück, dessen Tochter er verführt und bei der Gelegenheit ihren Bräutigam tödtet. Dann verschwindet er. Wie finden ihn in Indien wieder, wo er in einem Tempel Öghenbilder zu kürzen bemüht ist, nicht aus Religionsbeifer, sondern weil sie mit Gold und Edelsteinen beladen sind. Nebenher prostituiert er die Tochter eines Eingeborenen, die dann mit der dorthin verschlagenen Tochter jenes Juden unter dem einfürenden Tempel erschlagen wird. In Wien kommt er wieder zum Vorschein. Er ist Millionair und hat seine Tochter, die Frucht seines ersten Debut in Paris, bei sich. Er will sie einem alten Herrn verheirathen der ebenfalls Millionen besitzt, weil er berechnet hat daß dieser nicht lange leben wird, und sollte der Gute dennoch nicht bald zu Sterben geneigt sein, so gibt es ja für Mathieu Mittel und Wege. In dessen hat die Tochter keine Neigung ihre schöne Jugend an das Alter wegzuworfen; überdem ist da ein junger Raimund, der, obgleich Demokrat oder Demagog, was ja in manchen Kreisen gleichbedeutend ist, dennoch von Ketternich als Archivar angestellt, also auf dem besten Wege ist sein Glück zu machen. Sie müssen ein Paar werden, schon aus dem Grunde weil es in diesem Buche hergebracht ist daß kein Mädchen als Sungfrau unter die Haube kommt. Gleichzeitig ist endlich Derjenige aufgetreten welcher dem ganzen Buche den Namen gibt, Fabian Goffler. Er treibt Mathieu so in die Enge daß er sich seines zusammengeflohenen und angemordeten Reichthums begibt und wahnsinnig wird. In lichtem Zwischenraume kommt seine Tochter am Tage vor ihrer Hochzeit zu ihm. Seine Wuth kehrt zurück, er faßt und erwürgt sie. Raimund geht nach Paris, weil er auf den Barrikaden von 1830 fallen muß. Und die Moral? Das ist freilich in jegigen Breiten eine vermoderte Frage! Dennoch drängt sie sich ungerufen vor, und wirklich spricht auch Fabian Goffler auf der letzten Seite des zweiten Bandes so Etwas aus. Nur steht es mit dem ganzen Buche in so lockern Zusammenhange wie alles Uebrige unter sich. Wie schon gesagt ist der Verfasser nicht ohne Talent, und der Anfang des Buchs scheint auch wirklich Einiges zu versprechen. Wir gerathen doch nur zu bald in unnütze Geld- und Wechselberechnungen und damit in eine Befahrenheit hinein, die vielleicht nur in dem revolutionnären Zustande welchem wir seit 1848 verfallen sind einige Berechtigung finden mag. Wir können daher zum Besten der Kunst nur mit dem Wunsche schließen: daß die politische Reaction auf die noch zu erwartenden Romane, nicht die des Verfassers allein, eine wohlthätigere Wirkung äußere als auf andere Dinge.

3. Der achtzehnte März. „Dies Buch gehört dem deutschen Volk!“ Historischer Roman von Hugo Harzburg. Drei Theile. Berlin, Schneider u. Comp. 1850—51. Gr. 12. 4 Thlr. 20 Ngr.

Als Bettina „Dies Buch gehört dem Könige“ schrieb, da erging die geniale Frau sich weit über die Grenzen des Reichthums hinaus mit ihren Reflexionen, Ansichten und Fingerzeigen: sie alle aber wurzelten doch in dem Elende des genannten berliner Stadttheils. Als Hugo Harzburg seinen „Der achtzehnte März“ schrieb, da hat er sich auch mit Reflexionen, Ansichten und Fingerzeigen weit hinausgewagt in das gesammte

deutsche Volk: aber auch er kehrt immer getreulich nach seinem lieben Berlin in der angenehmen Hoffnung zurück, das gutmüthige deutsche Volk werde in vertrauensvoller Ueberzeugung hinter ihm drein wandern durch das Brandenburger Thor in all die Herrlichkeit hinein die doch nur in Berlin zu Hause ist. Lassen wir ihm diesen schönen Glauben, bei dem das deutsche Volk ja Nichts verlieren kann, und betrachten wir eine der seltsamsten und langweiligsten Productionen unsers Jahrhunderts. Bevorworten müssen wir jedoch daß wir uns leider ganz außer Stande befinden aus der im Buche enthaltenen Geschichte, obgleich sie als historischer Roman bezeichnet ist, irgendwie deutlich zu referiren. Ob der Verfasser dies Geständniß verschuldet, ob uns die rechte Befähigung abgeht, wollen wir in beiderseitigem Interesse nicht weiter untersuchen, vielmehr nur hervorheben daß der Verfasser unendlich viel weiß, und all das Wissen, wie billig, nicht verkommen lassen will. Darum wird es den Helden seines Buchs, gleichviel welchen, während ihrer Monologe, Dialoge und sonstigen Redarten in den Mund gelegt, sodas wir zum Beispiel von einer blutigen Comtesse, oder sonst einem Aggregat der Coterie Dinge vernehmen die uns nothwendig zu der äußersten Achtung für den weiten Kreis ihrer Bildung bestimmen müssen. Nur schade daß regelmäßig die vorwichtige Frage sich aufdrängt: Gehört Das zur Sache? und das ebenso regelmäßige Nein! verwandelt die redende Person plötzlich in eine komische Figur. Außerdem ist, wie wir aus dem Vorworte zum Epilog des dritten Theils erschen können, noch ein vierter Band zu erwarten, wo dann eigentlich erst der verhängnißvolle 18. März auf die Bühne treten wird um wahrscheinlich als grandioser Deus ex machina die Geschichte der bis dahin vorgeführten Hauptpersonen zu entscheiden. Der erste Theil heißt „Die weiße Frau“, die auch wirklich am Schlusse desselben, wie Das Gespenstern eigen zu sein pflegt, ohne Anmeldung dem königlichen Paar erscheint. Der zweite ist „Die Verlobung“ genannt, die also den Knoten schürzt welcher im vierten entweder rücksichtslos auf den Barrikaden zerhauen werden, oder aber das Glück der Liebenden auf ewig binden muß, und so wandern wir erwartungs- und sorgenvoll durch „Des Sturmes Vorboten“ des dritten Theils. Anlangend die politische Seite des Buchs, so ist schon angedeutet daß der Verfasser ein Berliner Preuße ist. Dabei kann Niemand Etwas zu erinnern haben, und ebenso wenig mag es dem Verfasser zur Last geschrieben werden daß er für Preußen thut was menschenmöglich ist. Wenn er jedoch von dem Erfurter Parlamente für Preußen, oder was ihm synonym ist, für Deutschland Ersprießliches erwartete, so weiß er nimmer daß auch in Dresden keine Siegespalmen für Preußen aufzutrüben. Preußen und Deutschland so zu identificiren daß Deutschland preußisch werden sollte, dafür war bekanntlich der günstige Augenblick längst vorüber, und Preußen hatte auf Sympathien nicht mehr zu rechnen. Daß sodann der Verfasser gegen ein östreichisches Deutschland ankämpft, ist allerdings anzuerkennen: allein mit all dem Wesen ist nicht geholfen. Deutschland liegt nicht in Preußen, nicht in Oestreich, sondern bekanntlich in sich selber. Hat aber das ganze politische Raisonnement irgendwie Berechtigung bei der Anzeig eines Romans? Warum nicht? Es ist ganz natürlich hervorgerufen durch das Buch selbst mit seiner Vorrede und dem anticipirten Epiloge, und gibt nun ebenso natürlich Gelegenheit ein Wort zu sagen was nicht oft genug wiederholt werden kann, nämlich: Wer für das Volk schreiben will muß ein Volksmann sein. „Der achtzehnte März“ gehört nicht dem deutschen Volke, sondern dem Könige von Preußen; dieser ist es allein dem der Verfasser huldigt. Bettina war ehrlicher: auch sie huldigte dem Könige, aber sie schrieb für ein unglückliches Volk.

4. Das Fürstenhaus zu G... Ein Roman. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1851. 8. 3 Hft. 25 Rgr.

Der Fürst G... ist schon im Begriff sich von seiner Frau

scheiden zu lassen, als die frohe Kunde daß sein Name fort leben werde alle Scheidungsanstalten beseitigt. Die Fürstin wird jedoch nur von einem toden Knaben entbunden, und um die Scheidungsgelüste nicht wieder zu neuer Thätigkeit berufen zu sehen, nimmt ihr Hausarzt, der natürlich Jesuit ist, den toden Knaben, legt ihn einer armen Bäuerin in die Wiege, und verpflanzt dafür deren Knaben ins Schloß. Später wird die Fürstin von einem lebendigen Knaben entbunden, der als Nachgeborener keine Hoffnung auf die Stückgüter hat welche die Primogenitur gewährt. Sie haßt darum den untergeordneten Erstling, ohne doch irgend Mittel und Wege finden zu können ihn zu beseitigen. So tritt denn Maximilian, ein schöner und herrlicher Mensch, die Erbschaft an. Es fehlt nicht an Anlässen welche ihn scheinbar in ein gehässiges Licht stellen. Er nimmt an dem Aufstande in Posen Theil und flieht nach Paris. Im März 1848 ist er in Berlin; dann wieder auf seinem Schlosse, welches, nebenher bemerkt, an der äußersten Grenze Oberschlesiens liegt. Mittlerweile hat der Nachgeborene, Bonaventura, sich in eine Förstersochter verliebt, und seine Mutter, deren Liebhaber er ja ist, leicht vermocht eine Heirath gutzubekommen. Das Mädchen wird als irgend ein adelig geborenes Wesen im Schlosse aufgenommen. Gleichzeitig sind die Bauern durch Emiffaire aufgewiegelt; sie wollen ihren gallischen Nachbarn nicht nachsehen, und ziehen bewaffnet nach dem Schlosse. Max, der Edle, weiß sie zu beschwichtigen, allein die Emiffaire legen Feuer in einem Schloßflügel an, und mit äußerster Lebensgefahr rettet Max das ihm noch ganz unbekanntes Mädchen aus den Flammen. Am Hochzeitabend trifft der eifersüchtige Bonaventura die Braut mit Max im Part und will diesen erstechen, mordet jedoch die eigene Braut. Max soll darauf vergiftet werden; er hat schon den Becher an die Lippen gesetzt als die Warnungstimme einer Jofe das Unglück verhütet. Zugleich erfährt er daß er nur ein Bauernjunge sei, wird vom Fieberwahn sinn befallen und will sich erschießen, hält jedoch im entscheidenden Augenblicke das Pistol so daß er die alte Fürstin tödtet. Darauf übergibt er dem vermeintlichen Bruder sein Testament, geht nach Wien und wird im Bezugs hausturme von einer Kugel durchbohrt. Die beiden letzten Heilen des letzten Bandes sagen: „Sanft gebettet ruhet der sarmatische Fürstensohn unter dem Schilde seines großen Ahnherren.“ Das ist nun, wie wir gesehen haben, mit Erlaubniß des Verfassers nicht wahr: es ist jedoch damit symbolisch das Urtheil über das ganze Buch ausgesprochen, denn dieses leidet durch und durch an innerer und äußerer Unwahrheit. Außerdem ist es trotz allen sittlichen Bemühungen aus einiger nobler Haltung so nüchtern und trivial gerathen daß selbst eine geharnischte Resignation große Mühe hat dem Leser desselben einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Einzige was dankbare Anerkennung verdienen mag ist die Nichtbenutzung eines sehr naheliegenden Motivs zur Steigerung des Ungeheuerlichen. Die Braut nämlich konnte sehr gut Bonaventura's Schwester sein, deren Tod durch seine eigene Hand dann eine Blutschande in Gnaden abgewendet hätte. Auf der andern Seite läßt sich freilich sagen, dann wäre noch Etwas im Buche gewesen. Daß in demselben gar viele Geschichten aus den verschiedenen Revolutionen vorkommen, versteht sich von selbst. Bei ihrer abschließenden Oberflächlichkeit können sie jedoch nirgend einigen Antheil erwecken. Dasselbe gilt von den eingestochenen politischen und sonstigen Raisonnements und den Morallen: sie sind nirgend stichhaltig. Im Anfange des ersten Bandes erscheint Prinz Lichnowsky, und man knüpft an ihn einige schwache Hoffnungen. Ueige Täuschung! Erst gegen das Ende des dritten Bandes kommt nicht er selbst, sondern ein Zeitungsblatt vom September 1848, aus welchem wir uns im Jahre 1851 sein elendes Ende vorlesen lassen müssen. Das heißt denn doch den Leser sehr wohlfeil abfertigen! Strenggenommen ist es eine injuriöse Beleidigung, und vielleicht nur deshalb hat der Verfasser sich nicht genannt.

5. *Fata Morgana. Ein Roman aus dem Jahre 1848. Von Claire von Glümer. Leipzig, Otto Wigand. 1851. 8. 2 Thlr.*

Das Jahr 1848 wird allerdings Vielen als eine *Fata Morgana* erscheinen. Was es mit Titanengewalt aufbauen wollte ist zerfallen wie Morgennebel. Ob eine Sonne ihn besiegt, Das ist selbst bei Denen noch eine unzeitige Frage die eine Titanengewalt fort und fort zu fesseln bestrebt sind. Aber auch das vorliegende Buch als solches ist eine *Fata Morgana*. Alles was geschieht ist in die Ferne gerückt, soweit daß wir es nur zwischen den Zeilen herauslesen können, und uns die ganze Geschichte selbst mit einiger Mühe zusammensuchen müssen. Danach ist denn einmal ein adeliger Herr in Italien gewesen, hat, obgleich schon verheirathet, ein Verhältniß gehabt welches Jesuiten nun ausbeuten wollen um mehr Güter, deren jedes in einem andern der verschiedenen Deutschländer liegt, den Erben jenes Herrn zu entreißen und zu festen Punkten der jesuitischen Propaganda zu erheben. Die Tochter der italienischen Dame, die eigentlich für höhere Zwecke einem liebreichen Cardinal geopfert werden und dann als verbräutet und fährend ins Kloster soll, macht die sein angelegten Pläne im kritischen Augenblicke zunichte und wird zum Kerker der gesammten Verwandtschaft die Gemahlin eines Oheims derselben. Nebenher gewahren wir daß die Bestrebungen der Paulskirche am Einflusse der Jesuiten gescheitert sind, und bei der Gelegenheit werden uns einige Glieder des Parlaments vorgeführt. Bei den Portraits derselben wird man so gut wie Nichts auszusagen haben: einen wirklichen und in sich nothwendigen Zusammenhang derselben mit dem Roman darf man jedoch nicht erwarten. Dieser Mangel an künstlerischem Organismus wirkt überhaupt mehr als die Hälfte der vorgeführten Personen in das Fach des Ueberflüssigen. Selbst jene Repräsentantin der Entfugung, Gertrud, wie sehr sie auch überall in den Vordergrund geschoben ist, bleibt wirkungs- und antheillos, weil sie, obgleich immer nur das Beste wollend und vertretend, an der allgemeinen Verschommenheit ihrer ganzen nobeln Umgebung zu leiden hat, und ihr kranker, am Ende sterbender Bruder, dem sie liebend zur Seite steht, bessert darin Nichts, denn auch er gehört zu den überflüssigen Personen umso mehr als sein leidender Zustand nirgend als ein Motiv für einen irgend wesentlichen Zweck mit Bestimmtheit benützt ist. So hätte denn das Buch eigentlich keinen Inhalt? Eigentlich keinen! Einer der vielen adeligen Herren nimmt sich des Socialismus an, und da er überhaupt der Linken in der Paulskirche nahesteht, so sollte man glauben es müßte doch zu irgend Etwas kommen bei dem Conflict zwischen ihm und seiner Verwandtschaft. Es kommt jedoch zu Nichts, und allenfalls läßt sich sagen: es müssen doch in der Lehre vom Socialismus höchst bedeutende Motive stecken, da sogar ein Aristokrat sich derselben ergibt, und auf der andern Seite bekanntlich mit allen möglichen Waffen dagegen angekämpft wird. Wir nehmen übrigens Abschied von dem Buche mit voller Anerkennung der edeln und reinen Gesinnung die es überall und so auch noch in den letzten Worten auspricht, wo es heißt: „Recht thun was uns zu thun gegeben ist; recht lieben was sich uns zu eigen gab, und die Zukunft nach Gottes Willen bereiten helfen.“ 1.

Waidmanns Leben in Südafrika.

Ein vor kurzem in London erschienenenes Werk: „A hunter's life in South-Africa by Rowaleyn Gordon Cumming“ (2 Bde.), gewährt durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts sowohl hinsichtlich der Obiegenheit der Beobachtungen als der ungemeynen Lebendigkeit in Schilderung der großartigsten Natur- und Jagdszenen die der Verfasser geschaut, bestanden und durchgemacht, dem Liebhaber sowohl wie den naturwissenschaftlichen Fachgelehrten ein erhebliches Interesse. Der Autor ist Waidmann mit Leidenschaft, aber er

ist es im großartigsten Stil, im heftigsten, glühendsten, gefahr-vollsten Tropenstil. Zugleich aber ist er ein gründlicher Kenner und Beobachter der tropischen Thierwelt, und die feinsten naturhistorischen Wahrnehmungen und Combinationen resultiren ihm auf seinen gefährlichen Jagdstreifzügen von selbst und stellen sich in der spätern Aufzeichnung als die Wissenschaft wesentlich ergänzendezüge dar. Eben Das ist das Interessanteste an dem Buch daß der Autor, obwohl mit ganzer Seele „hunter“, weit entfernt ist ein bloßer Nimrod, ein bloßer tollfüh-ner Löwen-, Elefanten- und Flußpferdvertilger zu sein. Sondern das Thier des fernern Welttheils, wie es sich in seiner großartigen Naturscenerie, in seiner ganzen riesenhaft-fremden Naturbestimmtheit ausnimmt, ist für ihn an und für sich Studie. Darum ist auch die materielle Ausbeute die er von seinen langjährigen Streifzügen im Süden Afrikas in die Heimat gebracht, und die jetzt einen sehr werthvollen Bestandtheil der „Chinese gallery“ in London bildet, beträchtlich.

Der Autor machte innerhalb der Jahre 1843—49 nicht weniger als fünf Jagd- und nebenbei Handelsexcursionen nach beinahe allen erdenklichen Punkten Südafrikas. Seine erste Expedition reichte bis zu den Griqua-Pottentotten, wo er nahe 28° südlicher Breite den Baalkuß kreuzte und gegen eine Masse gewöhnlicher Musketen von den Eingeborenen Eisenbein eintauchte. Später dehnte er seine Streifereien bis in die Gegend von Bamangato und noch weiter westwärts aus (22° südlicher Breite), wo er, wie er sagt, „seinen funfsigsten Elefanten (er meint natürlich bloß die Zähne) einsackte und aus diesem Artikel wie aus Straußfedern einen Kettogewinn von 1000 Pfd. St. bezieht. Auf der vierten Excursion begehen wir ihm bei dem Limpopoßfluß und dem großen See Ngami, wo es Flußpferde (Behemoth) in ungeheurer Masse gibt. Hier in dieser fernwelttheiligen Natur und Thierwelt wird der Autor so einheimisch und bekannt wie mancher Jäger es nicht in seinem Forste ist, und hier in diesen Breiten, wo sich die Hippopotamusse zu den Elefanten verhalten wie bei uns die Hasen zu den Rehen, schießt er von der letztgenannten Thiergattung sein hundertstes Exemplar.

Es gibt absolut keine dieser südlichsten Fauna angehörige Thiergattung auf die der Verfasser nicht Jagd gemacht hätte; allein seine jägerlichen Resultate gewinnen, da er was ihm That-sächlich vorkommt genau vergleicht und untersucht, stets eine wissenschaftliche Beziehung und Bedeutung. Die Antilopenjagd ist zwar bekannt und oft beschrieben, allein die vielfachen Species der Gattung Antilope, die in Südafrika allein vorkommen, sind, wie es in einer englischen sehr gründlich wissenschaftlich gehaltenen Kritik heißt, vielleicht nirgend so genau und typisch unterschieden wie bei diesem Autor. Die vorzüglichsten der in Südafrika vorkommenden fast zahllosen Antilopengattungen sind 1) das bekannte Gnu (Antilope Gnu); 2) der Springbock (Antilope euchores); 3) der Gemsbock (?) (Antilope oryx), ausgezeichnet durch ihre langen geraden Hörner, womit sie zuweilen dem Löwen, wenn er sie angreift, tödtliche Wunden beibringen soll; 4) der unter 29° südlicher Breite am Baalkuß vorkommende Koodoo (Antilope strepsiceros); 5) die Antilope equina Geoffroys (eine Spielart von Nr. 3); 6) der Bleßbock (Antilope albifrons); 7) die Stebantilope (Antilope oreas); 8) der Klippspringer (Antilope saltatrix); 9) der Blaubock (Antilope coerulea), die kleinste aller südafrikanischen Antilopen; 10—12) der Reitbock (Antilope redunca), der Dierabi (Antilope scoparia), die schnellste aller Antilopen, und der Buschbock (Antilope sylvatica). Außer diesen zwölf kommen jedoch nicht weniger als elf Species der Antilope in Südafrika vor. Merkwürdig, wie sich auf einem Erdwinkel eine so ungeheure Mannichfaltigkeit einer und derselben Thiergattung zusammendrängt! Die Giraffe, der wilde Büffel (Bos Caffer. Sparrmann), und das Rhinoceros waren gleichfalls vorzügliche Jagdobjecte dieses dem Tropenwaidwerk unermülich obliegenden Autors. Seinem Gefühl macht es Ehre daß die erste erlegte Giraffe ihm Thränen in

Auge lockte. Eine schmerzliche Trauer ergriff ihn als er „das schöne, harmlose und widerstandlose Thier“ mit dem sanften dunkeln, fast schwärmerischen Auge zu seinen Füßen verenden sah. Die größten Straffen die dem Verfasser zu Gesicht kamen hatten eine Höhe von 18 Fuß, und wir erfahren von ihm daß die alten Thiere männlichen Geschlechts stets von dunkelkastanienbrauner Oberfärbung sind. Etwas gewiß für Viele Neues enthält auch die nachstehende Bemerkung des Autors: „Kein Bort und keine Feder vermag dem Jagdfreunde zu schildern was es heißt inmitten eines Trupps riesengroßer Straffen dahinzujagen. Man muß Das selbst erfahren haben. Diese Thiere verbreiten nämlich um sich einen wunderbar balsamischen Geruch, der mich an den Duft erinnerte den ein mit Haidehonig gefüllter Bienenstock ausathmet.“ Vom Rhinoceros begegneten dem Autor vier Species, nämlich: das weiße Rhinoceros (*Rhinoceros simus*. Burchell.); das schwarze Rhinoceros (*Rhinoceros africanus* Linn.); sodann das Rhinoceros keitloa Smiths und eine vierte Species, von den Eingeborenen Kobaaba genannt, die sich durch das gerade vorwärts gestreckte Horn auszeichnet. Der Autor ist nicht abgeneigt zu glauben daß dies das fabelhafte Einhorn der Alten sei. Die größte unter diesen vier Arten ist das weiße Nashorn. Die schwarzen Species sind kleiner, aber mutziger und beweglicher. Diese letztern nähren sich fast ausschließlich von den dornigen Zweigen einer Mimosaart, die bei den dort umwohnenden Holländern, seltsam genug, den Namen „Dart-ein-Diffel“ führt. Vom schwarzen Nashorn schoß unser Autor ein Exemplar mit drei Hörnern. Ob dies eine besondere Varietät sei läßt er dahingestellt.

Interessant ist es den Verfasser von einem kleinen Vogel erzählen zu hören, der der stete Begleiter, ja der intime Freund und Warner des Nashorns oder weißen Nashorns ist. Dies Vögelchen sitzt zuweilen scharenweise dem ruhenden oder schlafenden Rhinoceros auf dem Rücken und fliegt mit großem Geschrei auf und warnt das Riesenthier, wenn ein Verfolger in der Nähe ist. Der ungeheueren Herdtiere versteht auch die Warnung trefflich, schreckt aus dem tiefsten Schlafe auf, springt auf seine Füße, schaut erst nach allen Richtungen um sich und macht sich dann im stärksten Laufe auf und davon. Der Autor will gesehen haben daß der kleine Vogel seinen Schnabel in das Ohr des schlafenden Nashorns steckt, und ihm so ganz eigentlich die Warnung in die Ohren schreit. „Ich habe“, schreibt der Verfasser, „oft auf Reilmweite zu Pferde ein Rhinoceros verfolgt, das manchen Schuß aus meinem Gewehre verlangte bevor es stürzte, und immer blieben die kleinen Vögel seine stetigen Begleiter, bis die Jagd ein Ende hatte. Ein ganzer kleiner Schwarm davon saß in Reih und Glied, wie kleine Soldaten, dem Ungeheuer auf dem Rücken. Sowie ich diesem eine Kugel ausbrannte die in seinem Wanst saß, sog die ganze kleine Gesellschaft etwa sechs Fuß hoch auf, mit ihrem gewöhnlichen kreischenden Lärmgeschrei, nahm aber gleich darauf wieder ihren alten Posten ein. Selbst wenn das Rhinoceros von unzähligen Kugeln durchbohrt endlich todt zusammensürzt, verlassen die geflügelten Freunde es ungern. Sie mögen dann wol glauben: es schlafe nur.“

Im Limpopoßuß (23° südlicher Breite) erlegt der Autor bei Mondchein ein Flußferd. Es ist mehrmals angehossen, aber eine letzte Kugel, die ihm in der Augengegend gerade ins Gehirn fährt, macht ihm den Garaus. Mittels eines Gespanns tüchtiger Dösen und eines ganzen Arsenal daumendicker Ketten wird es ans Land gezogen, es ist ein außerlesener Dursche der nicht weniger als fünf Fuß in der Breite quer über den Bauch mißt.

Löwenjagden, deren der Autor ebenfalls mehr als eine der gefährvollsten bestand, sind oft genug beschrieben, indessen verdanke seiner Unerfrodenheit und Unermüdblichkeit im Aufspüren und Benutzen jeder Gelegenheit wo der „Wüstenkönig“ in seinen Schlupfwinkeln, in seinem ganzen einsamen Naturreize zu beobachten war, die Wissenschaft manche Berichtigung bis-

her gangbarer Irrthümer. Was der Verfasser in einer summarischen Beschreibung über die abweichenden Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise und dem Charakter der südafrikanischen Löwen zusammengestellt, gehört nach dem Urtheil der sachkundigsten Kenner zu dem Gediegensten was von neuesten Naturforschern aufgestellt ist. Da hier in diese Details nicht eingegangen werden kann, sei nur Einzelnes bemerkt. 3. B. weiß der Autor noch daß der Löwe gar nicht das einsam lebende Raubthier ist für das man ihn gewöhnlich hält; im Gegentheil associirt er sich gern unter sich, jagt in Gesellschaft, öfters gruppenweise, mit einer Art von Strategie. Der Autor beobachtet mehrmals solche Löwenjagdgänge von 4-5 großen vollausgewachsenen Individuen. Auch mit kleinen Raubthieren, z. B. mit dem Schakal, lebt der Löwe in gutem Besehmen. Der Autor schoß einst eine kolossale Löwin als sie eben einen erlegten Bläßbock verspeiste, an welchem Mahl wieder noch ein Duzend Schakals ungekosteter Anteil nahmen. Daß beim männlichen Löwen die Mähne im dritten Jahr deutlich entwickelt ist, aber erst im sechsten ihre völlige Größe erreicht, behauptet der Autor früheren Beobachtern gegenüber entschieden, ebenso widmet er der allmähigen Färbung der Haut, wie sie von Jahr zu Jahr sich modificirt und verwandelt, ein gründliches Capitel. Besonders neu und drastisch ist aber die Beobachtung daß die Löwen sich bei heißen Mondschinnächten auch Concerts geben. Man hört sie dann mit Graufen je zwailen vier- und fünfstimmig, nach Art eines Canons oder einer Fuge brüllen, indem der eine anstimmt und die andern in Zwischenräumen einfallen. Der Autor läßt es dahingestellt, ob das „Gut gebrüllt Löwe“ aus der bekannten Theaterkritik der hohen athenianischen Herrschaften über die Kapellkondie im „Sommerstraum“ sich schon auf diese Wüstenkatzen bezieht, oder ob der Felis leo africanus diese Concertirweise erst seinen civilisirten Collegen jenseit des Atlantischen Ozeans: den „Lions“ in Cravatte und Keitfrack, abgelauft hat.

39.

Populäres astronomisches Handwörterbuch, oder Versuch einer alphabetisch geordneten Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter der Astronomie sammt der Geschichte der astronomischen Entdeckungen und Erfindungen von Joseph Emil Kürnbergger. Zwei Bände. Mit lithographirten Tafeln und des Verfassers Portrait. Rempfen, Dannheimer. 1846—48. Gr. 8. 6 Thle 10 Rgr.

Ueber das erste Heft dieses umfangreichen Werks hat Refert bereits vor neun Jahren in d. Bl. berichtet *). Obgleich seit zwei Jahren vollendet, kamen ihm die letzten Hefte durch Zufall erst vor kurzem zu Gesicht, und Dies mag die verspätete Anzeige erklären.

Der Verfasser hat, wie uns die Vorrede des zweiten Bandes erzählt, nicht die Vollendung seines Werks erlebt, so nahe er ihr auch gekommen war, da nur 50 Seiten (vom Artikel *Burf* an) von seinem Sohne und Hrn. S. Nathan, größtentheils aus den Vorarbeiten des Verfassers, noch hinzuzufügen waren. Am 6. Februar 1848 starb er im 69. Lebensjahre, dem 36. seiner literarischen Thätigkeit.

Indem wir hier auf die biographische Skizze, durch welche sein Sohn Boldeemar den zweiten Band (2-3) eingeleitet hat, verweisen, bemerken wir nur daß er außer Mathematik und Astronomie auch die schöne Literatur in den Kreis seiner schriftstellerischen Wirksamkeit gezogen hat. Uebersetzungen römischer Dichter und mehrer ihm selbst angehörende Novellen wechselten mit Abhandlungen aus der höhern Analyse und populär

*) Bergl. Nr. 129 b. Bl. f. 1842.

astronomischen Arbeiten, bis er im Jahr 1841 an die Ausarbeitung des hier besprochenen größern Werks ging, für das er schon seit geraumer Zeit Materialien und Vorarbeiten gesammelt hatte.

Ein Wörterbuch im eigentlichen Sinne hat der Verfasser uns indes nicht gegeben und auch nicht geben wollen. Nämlich wie in Schler's bekanntem „Physikalischen Wörterbuch“ wechseln kürzere, durch wenige Worte erklärende Notizen mit Abhandlungen die für sich allein genommen schon ein Werk bilden könnten, wie beispielsweise der 66 Seiten umfassende Artikel „Finsternisse“. So wenig nun diese Ungleichartigkeit vermieden werden kann, so hätte sie doch zum Vortheil des Werks vermindert werden können. Der Verfasser hat mehrfach Gegenstände in einem Artikel vereinigt die man allerdings in astronomischen Lehrbüchern unter Ein Capitel bringen kann, in lexikalisch geordneten Werken jedoch gern gesondert findet. Der schon an sich so reichhaltige Abschnitt „Doppelsterne“ ist ganz und gar auf „Finsternisse“ verwiesen. Der bereits erwähnte Artikel „Finsternisse“ würde zweckmäßiger nur das Allgemeine enthalten, und aus Dem was über Mond- und Sonnenfinsternisse insbesondere zu sagen wäre dürften zwei besondere Artikel gemacht werden.

Besonders im Anhang zum ersten, sowie im zweiten Theile des Werks sind auch längere Abhandlungen von andern Verfassern, Lehmann, Boguslawsky, Mädler, Bessel, Page, aufgenommen, worüber wir mit dem Verfasser nicht rechten, umsoweniger als er die Urheber stets namhaft macht. Nur möchten einige, wie die von Bessel über die Gestalt und Größe des Erdkörpers und die Page'sche über den Kometen von 1843, sich nicht für ein Werk eignen in welchem „alle irgend erhebliche Formelsprache vermieden werden soll“. Namentlich im zweiten Theile stößt man auch auf Wiederholungen, die ihren Grund darin haben daß der Verfasser, nachdem er seine Auseinandersetzung gegeben, noch die eines andern Autors in extenso hinzufügt, oder in zwei verwandten Artikeln, statt bei dem einen auf den andern zu verweisen, die ganze Entwicklung mit einiger Veränderung reproducirt. Eine gewisse Breite des Vortrags kommt auch noch hinzu das Werk weitläufiger zu machen als eigentlich nöthig gewesen wäre.

Doch würde man ungerathet urtheilen wenn man nicht trotz dieser partiellen Ausstellungen anerkennen wollte daß der Plan des Werks wohl angelegt und gut durchgeführt sei. Es war sicher nichts Leichtes in einer so umfangreichen Wissenschaft, ohne daß irgendwo eine nennenswerthe Vorarbeit vorlag, das erste lexikalische Werk durchzuführen, zumal in einer Zeit wo eine Entdeckung die andere drängte, und darunter einige wie sie nie zuvor gemacht, ja von den Meisten für unmöglich gehalten wurden. Unter solchen Umständen würden selbst noch größere Mängel als sich hier zeigen ihre Entschuldigung finden.

Wäre dem Verfasser vergönnt gewesen die wirkliche Vollendung zu erleben, so hätte er sich sicher veranlaßt gesehen manchen Artikel der frühern Hefte umzuarbeiten. Nicht allein würden die inzwischen stattgefundenen zahlreichen Entdeckungen dazu Veranlassung gegeben haben; auch manche Ansicht die gegenwärtig nicht mehr haltbar ist, und gegen welche dem Verfasser selbst Zweifel aufstossen mußten, würde ihre Berichtigung gefunden haben. Denn daß der Verfasser, auch nachdem er sich über einen Gegenstand ausgesprochen, besser begründeten Ansichten, sie mochten ihm kommen von woher sie wollten, nicht unzugänglich gewesen, zeigt sich an mehreren Stellen. So erklärt er (S. 96) im Artikel „Bahnen“ unsere Sonne für einen Doppelstern, während der fünf Jahre später datirende Artikel „Sonne“ von dieser unhaltbaren Ansicht gänzlich Abstand nimmt und das Sachverhältnis beuweitern richtiger und angemessener darstellt. Nicht unbemerkt möge ferner bleiben daß der Verfasser im weitern Fortgange seines Werks immer seltener auf Gruithuisen's mehr als gewagte Conjecturen eingeht, und sie gegen Ende desselben, wie z. B. im Artikel „Venus“, ganz fahren läßt. Es würde ein Leichtes sein noch

mehr Beispiele anzuführen die Zeugniß geben von dem Bemühen des Verfassers sein Werk im weitern Fortgange mehr und mehr von Flecken zu reinigen.

Wahrscheinlich wird dieses astronomische Wörterbuch für längere Zeit das einzige größere bleiben, da die Gegenwart solchen Unternehmungen nicht günstig ist, und überdies die Kräfte der kundigen Astronomen in anderer Weise zu stark in Anspruch genommen werden, in unserm Deutschland wenigstens. Um so wünschenswerther würde es sein wenn von Zeit zu Zeit einzelne Nachträge zu dem vorliegenden geliefert werden könnten. Sie brauchten keineswegs umfangreich zu sein, da es über sehr viele neue oder neuzubearbeitende Gegenstände an kurzen Notizen genügt, sie würden aber, verbunden mit einem Register, woran es jetzt noch gänzlich fehlt, den Benutzern des Werks höchst willkommen sein und den Werth desselben wesentlich erhöhen.

Eine sehr willkommene Zugabe sind gewiß die in Anmerkungen mitgetheilten biographischen Notizen älterer und neuerer Astronomen und Mathematiker. So geben allein die Artikel des Buchstaben A Gelegenheit zu kleinen Biographien von Hoop, Flamsteed, Graham, Bradley, Halley, Huyghens, Euler, Dolland, Fraunhofer, Schröter. Im weitern Fortgange des Werks werden sie natürlich seltener, da sie mit weni gen Ausnahmen sich bei dem ersten Artikel finden der Veranlassung dazu gab. Doch haben wir nicht wenige Namen vermißt, vielleicht aber bloß noch nicht aufgefunden, da bei der vom Verfasser beliebten Einrichtung die alphabetische Folge hier wegfällt. Hier würde ein Register dringend notwendig sein, und ist auch wol ohne Zweifel vom Verfasser beabsichtigt worden. Uebrigens sind auch die Artikel des Werks selbst an biographischen Notizen gar nicht arm und enthalten oft mehr über den Mann als in den Anmerkungen unter dem Worte gesagt ist.

Da den einzelnen Astronomen in der angegebenen Weise specielle Artikel gewidmet sind, so hätten wir sehr gewünscht auch ein Verzeichniß der Sternwarten zu finden. Allein weder in diesem Artikel selbst, der übrigens fast nur von Pulkowa handelt, noch in andern wo sich dazu Gelegenheit darbietet findet man ein solches. Das Jahr in seiner „Geschichte der neuern Astronomie“ um 1843 gegeben hat — auf ihn und den ältern Lalande verweist und der Verfasser — bedurfte schon damals bedeutender Ergänzungen und bedarf ihrer jetzt noch beuweitern mehr, denn die Mitte des 19. Jahrhunderts sieht Sternwarten errichten an Punkten wo zu Anfang desselben noch ungedrogener Urwald stand.

Bei einem so umfangreichen Werke, das zugleich das erste in seiner Gattung ist, wird man nicht erwarten dürfen daß alle Artikel von Missverständnissen, Berwechslungen und Irrthümern anderer Art frei sein sollten. Wir könnten eine große Anzahl derselben anführen, glauben jedoch nicht daß hier der Ort zu einer ausführlichen Kritik einzelner Artikel gegeben sei, wir begnügen uns also mit einigen wenigen Bemerkungen.

Im Artikel „Uranus“ und andernwärts wird diesen Planeten eine beträchtlich größere Zahl von Monden als die drei oder vier bekannten zugeschrieben, weil mit der zunehmenden Entfernung von der Sonne auch die Zahl der Trabanten steigen müsse. Bleiben wir bei Erde, Jupiter oder Saturn stehen, so scheint die Analogie dafür zu sprechen; aber erinnern wir uns daß Mars gar keinen Mond hat, so werden wir darauf hingewiesen außer der Entfernung auch noch die Masse des Planeten als ein die Zahl der Monde mitbestimmendes Moment gelten zu lassen. Nun aber ist des Uranus Masse nicht ganz $\frac{1}{4}$ der des Saturn, und es wäre also gar nicht unmöglich daß die Zahl seiner Monde, der doppelten Entfernung ungeachtet, kleiner als für Saturn gefunden würde. Ueberhaupt aber sind Vergleichen dieser Art zu mißlich. An ein vermeintliches Bedürfnis einer größern Anzahl von Monden ist nicht zu denken, und nach welchen Dichtigkeitsverhältnissen der anfängliche Urstoff des Sonnensystems vertheilt war, ist gleichfalls völlig ungewiß. In dem Artikel „Fundamentalsterne“

ist erwähnt daß Argelander in seiner neuen „Uranometrie“ ihre Dertter nun wol mit einer solchen Schärfe bestimmt habe daß dadurch allem dieseitigen Bedürfnisse abgeholfen sei; es können in Beziehung auf Argelander hier wol nur seine 1834 herausgegebenen „Positiones mediae 360 fixarum“, nicht aber seine „Uranometrie“ angezogen werden, und dann würden bei aller wohlverdienten Anerkennung der Bemühungen Argelander's doch diese Bestimmungen weitere Untersuchungen nicht entbehrlich machen. Den nördlichen Polarkreis (II, 332) zieht der Verfasser durch Kamtschatka und Californien. Beim Monde neigt er sich zu der auch schon früher von ihm ausgesprochenen Ansicht: daß die jenseitige Halbkugel desselben gar wohl die Bedingungen zur Bewohnbarkeit, welche der diesseitigen fehlen, besigen könne. Hierbei muß bemerkt werden daß die Dichtigkeit der etwa noch vorhandenen Mondluft auf beiden Halbkugeln nicht verschieden sein kann, und daß Dasselbe von ihren Gemischen Bestandtheilen gilt. Referent hat die Möglichkeit daß lebende Geschöpfe auf dem Monde existiren nie geleugnet, weder für die dies- noch die jenseitige Halbkugel. Rüssen aber die Bedingungen des Vorhandenseins menschenähnlicher Wesen — und daß zu diesen Bedingungen unsere Luft und unser Wasser gehört wird Jeder zugeben — unserm Erabanten abgesprochen werden, so bezieht sich Dies nothwendig auf beide Halbkugeln. Gänzlich neu war es uns (S. 22) unter „Nebenplaneten“ die Bemerkung anzutreffen: Sohn Herschel habe sie alle sechs wieder aufgefunden. In Herschel's Schriften findet sich Nichts über eine so überaus wichtige Wahrnehmung. Im Artikel „Planeten“ nimmt der Verfasser nur zwei Gruppen an und bezeichnet die Planetoiden als „Uebergangsglieder“ zwischen der ersten und zweiten. Uebergangsglieder pflegt man jedoch nur solche Glieder zu nennen welche auf einer gewissen Mittelstufe stehen, sodas man zweifelhaft wird zu welcher der beiden Kategorien man sie zählen solle. In diesem Sinne sind die Planetoiden Nichts weniger als Uebergangsglieder.

Wir brechen hier ab, denn trotzdem daß sich das Verzeichniß noch sehr vermehren ließe, würde dennoch unser Urtheil über das Ganze ein günstiges sein müssen. Mit großer Beharrlichkeit hat der Verfasser einen Plan verfolgt und durchgeführt den nur deutscher Fleiß in dieser Weise durchzuführen vermag. Vielleicht wird Manchem die parenthetische Schreibart nicht sogleich zusagen, und er wird wünschen daß wenigstens die längern sachlichen Anmerkungen mit in den Text verwebt worden wären; allein man wird sich bald gestehen daß diese Schreibweise, besonders zur Verdeutlichung und mehrseitigen Betrachtung schwieriger Gegenstände (und solcher hat die Astronomie bekanntlich nicht wenige) ihre wesentlichen Vorzüge besitze. Wer sich freilich mit dem betreffenden Object schon auf andere Weise mehr oder weniger vertraut gemacht hat, wird manche Wendung resp. Wiederholung sehr entbehrlich finden, doch einem Lexikon kann hieraus am allerwenigsten ein Vorwurf erwachsen. Andere werden sich an einige Archaismen stoßen, doch sind ihrer im Ganzen nicht viele, und störende sind uns nirgend vorgekommen. Der erhebliche Mangel ist die bei so vielen Gegenständen eintretende Ungewißheit wo er im Werke zu suchen sei, da die Nachweise im Werke selbst zwar nicht ganz fehlen, aber gleichwol, besonders beim Mangel eines Registers, weit zahlreicher sein müßten. Denn daß der Verfasser selbst sich häufig und ausführlich über die Gründe ausspricht welche ihn veranlaßten die einzelnen Gegenstände so und nicht anders zu ordnen und zu vertheilen, hilft dem Nachschlagenden zunächst gar Nichts.

Die Hinzufügungen der lateinischen und französischen Benennungen ist dagegen eine willkommene Zugabe, und wir hätten selbst noch die englischen und die italienischen hinzugewünscht, da namentlich erstere Sprache mit einem großen Reichtum astronomischer Kunstausdrücke auch eine schärfere Begriffsbestimmung derselben vereinigt, während der Astronom im Französischen Beides oft recht fühlbar vermißt.

Und so scheiden wir von dem dahingeshiedenen Verfasser mit dem Wunsche: daß sein Werk, wozu es ganz geeignet ist, beitragen möge der Wissenschaft Freunde und Verehrer zu erwecken, und seinem Namen ein ehrenvolles Andenken zu erhalten.
J. G. Wädler.

Ein französischer Dilettant.

Etudes historiques sur Dante Alighieri et son époque par Sausse-Villiers. Paris 1850.

Nach den neuesten Arbeiten der Franzosen über Dante, unter welchen ich vor allem an das bekannte Werk Dyanam's erinnere, war man berechtigt von jenseit des Rheins nur Gutes über diesen Gegenstand zu erwarten. In dieser Hoffnung suchte ich mir das obengenannte Buch zu verschaffen. Aber die Enttäuschung folgte auf dem Fuße. Ich sah daß es sich dabei um einen ganz schülerhaften Versuch, ja um eine unverantwortlich leichtsinnige Arbeit handelt. Die Wissenschaft kann freilich Nichts gewinnen wenn dieses Urtheil näher begründet wird: um aber Andern eine ähnliche Enttäuschung zu ersparen, ist es vielleicht nicht ganz überflüssig den Dilettantismus, wo er so nackt auftritt, zur Anzeige zu bringen.

Wir haben hier ein Buch von fast 400 Seiten vor uns, das geradezu aus den Fingern geschrieben ist. Dem Verfasser fehlt alle Vorbildung zu solch einem Unternehmen; ich werde beweisen daß er eine wirklich knabenhafte Unkenntniß in den einfachsten historischen Dingen an den Tag legt. Ich kann mir nun bei einer auf das Ganze ausgehenden Arbeit über Dante nur zwei Wege denken: entweder ist Einer durch rastlose Forschung zu neuen Resultaten über die Hauptpunkte gekommen und versucht es auf diesen gewonnenen Grundlagen ein Gesamtbild von Dante's äußerem und innerem Leben, seinem Dichten und Trachten zu entwerfen; oder er faßt die bereits vorhandenen Ergebnisse fünfzehnjähriger Untersuchungen zusammen, und hat er nur Verstand, Geist und Kraft dazu, wird er noch immer auf Anerkennung, ja auf Dank hoffen dürfen. Da es mir nun nicht gelungen ist in dem Buche des Hrn. Villiers auch nur die entfernteste Spur einer neuen Auffassung, Ansicht oder Bemerkung zu entdecken, so verlangt die Gerechtigkeit anzunehmen er habe sich für den zweiten der beiden möglichen Wege entschieden. Jedoch auch innerhalb dieser Beschränkung muß das Werk verworfen werden. Die erste Bedingung bei einer solchen Arbeit wäre außer dem Studium der Dante'schen Werke eine umfassende Kenntniß der wichtigsten darüber gemachten Forschungen. Aber gerade diese Kenntniß läßt der Verfasser in einer unglaublichen Weise vermissen. Von den Untersuchungen der Deutschen, wie z. B. Witte's, nirgend eine Spur! Ich bin überzeugt Sismondi, Dyanam und vielleicht Libri („Histoire des sciences mathématiques en Italie“) sind es aus deren Werken Hr. Villiers das seinige gemacht hat. Ob er Dante in der Ursprache zu lesen versteht, bezweifle ich und werde für meinen Zweifel Gründe beibringen. Aber vor allem hat er seinen Sismondi schlecht gelesen. Was er von Geschichte bringt ist fast durchgehend gegen alle Geschichte. Rudolf von Habsburg ist nach ihm der Vorgänger von Alfons von Castilien in der Kaiserwürde, und auch Rudolph's Wahl war ihm eine „tumultuose“. Man lese die „Courte préface“, wo es (S. xxix) wörtlich so heißt: „Après la chute de cette forte race (der Hohenstaufen), le parti Gibelin vaincu, trainant et découragé ne put guère se relever ni sous Rodolphe, ni sous Alphonse de Castille (sic), quo des élections tumultueuses avaient conduit au pouvoir.“ Auf diese nun folgt unmittelbar Heinrich III. von Luxemburg, wie es (S. xx) zu lesen ist: „Henri de Luxembourg qui leur succéda“, oder Villiers spricht (S. xxiv) von einer „trinité pontificale de moyen-âge“, und diese heißt: „Grégoire VII, Alexandre III et Vincent II“; — die ganze Reihenfolge der Päpste kennt keinen Vincent, weder einen

den noch zweiten. Wer noch mehr: S. 21 fg. legt der Verfasser folgendes bescheidene Bekenntniß von seinen historischen Studien ab: „Nous avons principalement puisé nos renseignements tant dans les chroniqueurs contemporains, Muratori, Boccaccio, Tiraboschi, Dino-Campani, Macchiavel, que dans la savante histoire des républiques italiennes de Sismondi.“ Muratori und Tiraboschi sollen zeitgenössische Chronisten von Boccaccio und Dino sein! S. 45 heißt Benvenuto von Imola ein „poète contemporain“ von Guido Cavalcanti und Cino von Pistoja. Für Villiers scheint es wie vor Gott keine Zeit zu geben. Nach solchen Proben wird bereits Jedermann das Urtheil über die geschichtliche Bildung des Verfassers fällen können.

Kun will ich beweisen daß derselbe schwerlich fähig ist Dante in der Ursprache zu lesen. Die letzten vier Verse des siebenundzwanzigsten Gesanges des „Purgatoriums“, in denen Virgil Dante von seiner Führung emancipirt:

Non aspettar mio dir più ni mio conno;

Libero, dritto, sano è tuo arbitrio,

E fallo fora non fare a suo senno:

Perch'io te sopra te corono e mitrio,

übersetzt Villiers also: „Relève-toi au nom de l'intelligence; relève-toi, je n'ai plus rien à t'apprendre; tu es sage, tu es libre, tu es fort; tu es plus grande que les Césars, plus grande que les Pontifes. Je pose sur ton front la couronne et la mitre.“ Schon die ersten drei Verse sind falsch übertragen oder umschrieben, aber der letzte ist grundfalsch übersetzt. Bekanntlich sagt Virgil nicht: „Ich setze dir die Krone und die Mitra auf das Haupt“, sondern: „Ich verleihe dir über dich die Krone und die Mitra“, was einen ganz andern Sinn gibt.

Kun noch Eines: der Verfasser theilt auch gelegentlich Uebersetzungen einer oder der andern Stelle aus den profaischen Schriften Dante's mit. Die Art und Kunst mit der er es thut ist zu originell als daß ich nicht wenigstens ein Capitalstück davon mittheilen sollte. Folgendes ist S. 39 zu lesen:

„Il est intéressant d'entendre Dante lui-même raconter ses impressions et les recherches dont il fut l'objet, après le mariage de Beatrix... D'autres charmantes femmes me recherchèrent, dit-il (in der „Vita nuova“ sollen diese interessanten Neuigkeiten stehen), pour m'offrir les consolations qu'on aime à prodiguer dans cela aux vrais amoureux. L'une d'elles, remarquable autant par la charme de son esprit que de sa personne, me dit qu'elle serait heureuse de me plaire; que je ne devais pas ainsi regretter une femme qui m'avait abandonné, et qu'un amour nouveau m'offrirait certainement de douces consolations, etc.“ Um diese Falschmünzerei zu würdigen vergleiche man die Prosa der „Vita nuova“ welche der Sangone: „Die ihr die Liebe kennt, ihr edeln Frauen“, vorausgeht. Von solcher Theilnahme der Florentinerinnen für Dante steht daselbst kein Wort. Und Eine davon soll ihm sogar nachgelaufen und sich ihm förmlich-angetragen haben! Das ist kein Dilettantismus mehr, Das ist ausgeschämte Quacksalberei.

Noch genug! Ich will damit das Sündenregister des Buchs beschließen, obwohl es sich ver Hundertfachen ließe. Nach dem Ritgetheilen wird Niemand mehr auf die Ansichten des Hrn. Villiers über die „Divina commedia“ neugierig sein. Entweder hat er keine, oder verkehrte; Schwierigkeiten die er allenfalls fühlt überspringt er mit virtuosennäßiger Leichtigkeit. So ist man an dem Ende des Buchs nicht klüger als zuvor, und wenn man der Sache selbst ein ernstes Studium gewidmet, hat man sich noch tüchtig dazu geärgert. Es steht zu erwarten daß die französische Kritik Hrn. Villiers verdiensterweise züchtigt, die unferige wird ihn wol nicht erreichen. Möge doch Keiner ein derartiges Unternehmen über Dante wagen der aus der Geschichte nicht das Studium seines Lebens gemacht, und besonders das Mittelalter nicht in seinem vollen kulturgeschichtlichen Inhalte ergündet hat. Außerdem

wird den Bewegenen stets das Schicksal Phaeton's ereilen. Hr. Villiers ist ein schlagendes, ein monströses Beispiel dafür. 62.

Lesefrüchte.

Wobltätigkeitsanstalten in London.

Es gibt deren zur Zeit 491, mit Einschluß solcher die zwar nicht unmittelbar in, aber unmittelbar bei London sind, wie das Seehospital in Greenwich, dagegen unter Ausschluß localer Stiftungen, Kirchspiels- und Privatschulen. Sie bestehen in 12 allgemeinen Krankenhäusern; deren 50 mit festgesetzten Beschränkungen; 35 allgemeinen Arznei-Austheilungsanstalten; 12 Vereinen und Instituten für Lebensrettung und Förderung der öffentlichen Sittlichkeit; 18 Vereinen zu Aufrichtung Gefallener und Minderung der Verbrechen; 14 Vereinen zu Unterstützung Hülfbedürftiger im Allgemeinen, und 12 dergleichen für Hülfbedürftige gewisser Gattungen; 14 Vereinen zu Leistung von Beihülfen — ohne die Darlehns-Gesellschaften und Sparkassen —; 11 Vereinen zu Gunsten Taubstummer und Blinden; 103 Collegien, Spitäler und Versorgungsanstalten für Bejahrte; 16 wohltätigen Pensionierungsanstalten; 74 Bewahrungshäusern zu unterschiedenen Zwecken; 31 Asylen für vater- und mutterlose oder sonst hülfbedürftige Kinder; 10 Erziehungsanstalten; 4 dergleichen neuerer Stiftung; 40 Vereinen für Schulen, Austheilung religiöser Bücher und Erbauung von Kirchen; endlich 35 Bibel- und Missionsgesellschaften. Diese sämmtlichen Institute verausgaben für ihre Zwecke jährlich die nicht unbedeutende Summe von 1,764,736 Pf. St., wovon ungefähr eine Million durch freiwillige Beiträge aufgebracht wird, das Uebrige sinken von Stiftungscapitalien, Erbs aus Schriften u. s. w. find. 31.

Die Vertheilung der Milizen in Nordamerika.

Die bewaffnete Macht der nordamerikanischen Freistaaten besteht bekanntlich nur zum allgeringsten Theile aus stehenden Linientruppen, sondern fast nur aus Milizen. Die Zahl der letztern beträgt nach officiellen Angaben 2,016,068 Mann. Der Staat der am meisten stellen kann ist Pennsylvanien, obwohl er der Bevölkerung nach nicht der bevölkertste ist. Er stellt 276,070 Milizen, während der Staat Newyork nur 201,452 hat. Dann kommen Ohio mit 176,455; Virginien mit 124,202; Illinois mit 120,219; Massachusetts mit 101,781; Kentucky mit 88,629; Nordcarolina mit 79,448; Tennessee mit 71,251; Missouri und Michigan jeber mit 60,000; Connecticut, Georgien, Südcarolina, Indiana mit je 54—58,000; Maine, Maryland, Alabama, Louisiana und Mississippi mit je 43—47,000; Newjersey mit 39,000; Wisconsin mit 32,000; Newhampshire und Vermont mit je 23—28,000; Texas mit 19,776; Arcansas mit 17,137; Rhode-Island und Florida mit je 12—13,000; endlich Delaware, welches am wenigsten stellt, mit nur 9229.

Statistische Notiz über das katholische Episcopat.

Die Statistik des katholischen Episcopats stellt sich im Anfang des Jahres 1851 wie folgt heraus. Es gibt 6 Bischöfe die unmittelbar zur Stadt Rom gehören, aber eine unabhängige Gerichtsbarkeit genießen; 78 Bischöfe die der unmittelbaren Jurisdiction des Heiligen Stuhls unterworfen sind, 104 Erzbischöfe, 419 Weihbischöfe, 25 Delegationen und apostolische Präfecturen. In Asien 6 Patriarchate, 6 Erzbisthümer, 46 Bisthümer, 43 apostolische Präfecturen. In Afrika 6 Bischöfe, 14 Vicariate und Präfecturen. In America 16 Erzbischöfe, 85 Bischöfe, 10 Vicariate. Für Großbritannien gibt das in London gedruckte römisch-katholische Jahrbuch von 1851 folgende Notizen. England und Wales haben 597 katholische Kirchen und Kapellen, Schottland hat 97, sowie 28 Bethäuser, die zwar nicht den Namen Kirche oder Kapelle führen, wo aber Gottesdienst gehalten wird. In England gibt es 10 katholische Col-

Legion, in Schottland 1; männliche Krieger sind in England und Schottland zusammen 944; apostolische Bischöfe in England, den Colonien und englischen Besitzungen an 45.

Vater Radegky im italienischen Kriege.

Radegky ist der populairste General der österreichischen Armee; er besitzt jene unumgänglich notwendigen physischen Eigenschaften welche die Sympathie der Massen erwerben. Man nehme ihm sein militairisches Aussehen, jene Wohlbeleibtheit des Lebensmanns, jenen schelmisch-boshaften Blick, jenes freundliche Gesicht, das nur auf die Gelegenheit wartet um sich zu erheitern, und keine der unzähligen Anekdoten die von ihm erzählt werden wäre möglich. Nur diese Eigenthümlichkeiten Radegky's, seine humoristische Katartizität, welche die Soldaten als Familienglieder betrachtet, machen sie überhaupt wahrhaftig. Eines Tags ging er bei einem seiner Grenadiere vorbei als dieser eben die Wache bezog; es fiel ihm ein demselben ein Geschenk zu machen; allein er wußte nicht wie er es anfangen sollte, da der Soldat unter den Waffen war und er die Dredre kannte. Glücklicherweise war ein Drummen in der Nähe; der Marschall winkte der Schiltwache, legte seine Börse fachte hin, blinzelte ihm zu und setzte mit auf dem Rücken gekreuzten Armen seine Promenade fort. Wie sehr er von seiner Umgebung geliebt wird, beweist folgender Vorfall. Nach dem Aufstande von 1848 sagte er einmal von seinen jungen Stabsoffizieren, die er seine „Kiebig“ nennt: „Die Burschen wollen immer mit soll Nichts fehlen; jetzt wollen sie mir meine Eocolate verschaffen, als wenn wir noch in Mailand in der Villa reale wären; ich möchte nur wissen wo sie die Milch herbekommen wollen.“ Das Räthsel löste sich damit daß die jungen Offiziere heimlich eine Säge mit sich herum führten, welche sie alle Morgen malten um dem „Vater Radegky“ seine Schaumchocolate zu verschaffen. In der österreichischen Armee besteht bekanntlich die Sitte an jedem Schlachttage sich mit grünen Reisern zu schmücken. Als Radegky am Morgen der Schlacht bei Montara seine Grenadiere über ihre Haltung belobte, bemerkte er Einen unter ihnen der keinen Zweig hatte. „De du, wo hast du dein Feldzeichen?“ fragte er. Der arme Teufel stotterte ganz erschrocken einige Worte, als ihn der Marschall unterbrach: „Run da wollen wir theilen“, und mit diesen Worten ihm einen Zweig von seinem Reise gab. Der Grenadier sagte ihm jedoch, indem er den Zweig statt an das Käppi an die Brust steckte: „Excellenz, ich werde ein anderes Feldzeichen auf den Kopf stecken, denn das da soll in der Schlacht auf meinem Herzen bleiben und mit mir begraben werden.“ 2.

Bibliographie.

Büchmann und Pomtow, Märchenbrunnen. Märchen für Jung und Alt. Berlin, R. W. Krüger. Gr. 16. 18 Ngr. Cordelia, Julie und Marie. Briefe über den katholischen Kultus. 2te Auflage. Köln, Bachem. Gr. 12. 20 Ngr. Dercsenyi, S. Freih. v., Grundzüge meines Systems der Erziehung. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. 8. 2 Thlr. Dittmer, G. W., Sammlung vermischter Abhandlungen aus dem Gebiete des Rechts und der Geschichte, zur Erläuterung vaterländischer Zustände. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr. Etteker, F., Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche, mit Rücksicht auf die in Preußen ihr bevorstehende Neugestaltung. Nebst einem Anhang, enthaltend: „Vorschläge zu einer Verfassung für die evangelische Landeskirche Preußens u.“ Potsdam, Riegel. 8. 1 Thlr. 5 Ngr. Festenberg, G. A., Friedrich II., Preußens Ruhm und Ehre, als Erinnerung an den 31. Mai 1851, mit einer Er-

klärung des Denkmals zu Berlin. Berlin, Gays. Gr. 4. 5 Ngr.

Geibel, G., Gedichte. 24te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hasner, L. v., Philosophie des Rechts und seiner Geschichte in Grundlinien. Prag, Calvo. Lex.-8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Heimbürger, F. C., Caroline Mathilde, Königin von Dänemark, nach ihrem Leben und Leiden, aus zum Theil ungedruckten Quellen dargestellt. Celle, Copaus-Barlows. 12. 1 Thlr.

Hertz, F., König René's Tochter. Lyrisches Drama. Aus dem Dänischen unter Mitwirkung des Verfassers von F. Bresemann. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 8 Ngr.

Huber, F., Chiuda. Ein deutsches Lied. München, Lentner. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Illustrirter London-Führer. Ein vollständiges Gemälde der Britischen Metropolis und ein Reisehandbuch für die Besucher der Industrie-Ausstellung aller Nationen. Mit Abbildungen der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten, einer Eisenbahnkarte von Mitteleuropa und einem Orientirungsplan von London. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Milton's, S., Arcapagitica. Eine Rede für die Pressefreiheit an das Parlament von England. 1644. Aus dem Englischen überfetzt von R. Koepell. Berlin, Weid. u. Comp. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Roquette, D., Orion. Ein Phantasiestück. Bremen, Schlotmann. 8. 1 Thlr.

Roscher, W., Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 1 Thlr.

Schaffrath, Kritik der Entscheidungsgründe des Königl. Sächs. Oberappellationsgerichts gegen die Kämpfer für die Reichsverfassung D. L. Feubner und Genossen. Mit einem Abdrucke jener Entscheidungsgründe. Leipzig, Ph. Neclam jun. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmid, F., Lehrbuch der Kirchengeschichte. Korbiling, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Denkmal König Friedrichs des Großen. Enthüllt am 31. Mai 1851. Berlin, Decker. Gr. 4. 5 Ngr.

Der alte Fritz und das neue Preußen. Ein Wort der Erinnerung und Mahnung. Berlin, Gays. Lex.-8. 7 1/2 Ngr.

Fasemann, S., Für Handelsfreiheit. Ein Wort an das Deutsche Volk und die Deutschen Regierungen. Halle, Graeger. Gr. 8. 5 Ngr.

Kohlheim, F., Das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Beschrieben und mit Gedichten aus älterer und neuerer Zeit versehen. Berlin, Brandis. 8. 2 1/2 Ngr.

Kopisch, A., Beschreibung und Erklärung des Denkmals Friedrichs des Zweiten in Berlin. Berlin, Ernst u. Korn. 8. 5 Ngr.

Zwölf Lieder vom alten Fritz und seinen Generalen. Zur Erinnerung an die Enthüllung des Standbildes Friedrichs des Großen in Berlin, am 31. Mai 1851. Berlin, Sante. Hoch 4. 1 1/2 Ngr.

Mahr, F. S., Hirt und Herde. Vredigt gehalten am 2. Sonntag nach Ostern. 2te Auflage. Bamberg, Zuberlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Herr von Radomisz als Cassandra. Braunschweig, Bieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.

Romieu, R. A., Das rothe Gespenst von 1852. Aus dem Französischen. Mit einem Preussischen Nachwort. Berlin, Gays. Gr. 12. 10 Ngr.

Schoder, A., Verteidigungsrede in dem Prozeß gegen Rau und Genossen vor den Rissen zu Kottswell. Kottswell, Bismann. Gr. 16. 3 Ngr.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. XXI.

Die Insertionsgebühren betragen für die Seite oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1851

von

J. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. XX.)

76. **Roethe (F. W.), Geistliche Lieber.** Nach dem Tode des Verfassers aus seinen hinterlassenen Papieren ausgewählt und herausgegeben von C. B. Reifner. Nebst einer Biographie des Verewigten. 8. Geh.

79. **Lieber und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde.** Nach des Verfassers Tode herausgegeben von C. B. Reifner. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:
Die Pfaffen in Archimedes' Abzügen. Gr. 12. 1848. 24 Ngr.

80. **Rühne (F. G.), Deutsche Männer und Frauen.** Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Kaiser Joseph. — Moses Mendelssohn. — Friedrich Reitzelmann. — Georg Forster. — Friedrich Schiller. — Elisabeth von Sögmann. — Heinrich Heine. — Heinrich von Kleist. — Karl Seydelmann. — Heinrich Büchse. — Pestalozzi. — Friedrich Brödel.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:
Eine Querschnitt im Feinbau. Novelle aus den Papieren eines Mendelssohns. 8. 1833. 1 Thlr. 20 Ngr.

81. **Die Kurmark Brandenburg im Zusammenhang mit den Schicksalen des Gesamtstaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808.** Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

Früher erschien ebenfalls:
Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruch des französischen Krieges im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Gr. 8. 1807. 2 Thlr. 20 Ngr.

82. **Kötzing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Zwei Bände. Mit Tafeln. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:
Species Algarum. Gr. 8. 1849. 7 Thlr.
Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. 1848. in Carton. 40 Thlr.

83. **Lieber für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illustrationen von Ludwig Richter. 8. Geh.

Früher erschien ebenfalls:
Fabeln und Abenteuer des Herrn Strindeln. Eine wunderbare und ergötzliche Geschichte. Nach Zeichnungen von H. Köppler in lustigen Reimen von J. Keil. (Mit 153 Holzschnitten.) Kurz-Imperial-8. 1847. 20 Ngr.

Eine Lebensgeschichte für lustige Leser. Drei Englischen nachgedruckt von S. Bodt. (Mit 7 Holzschnitten.) 8. 1846. 6 Ngr.

84. **Liszt (F.), De la Fondation - Goethe à Weimar.** Gr. in-8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift Franz Liszt's, die uns den Meister der Töne auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Säcularfeier der Geburt Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus in Vorschlag gebrachte, seitdem aber in der Unruhe der Zeit fast ganz verhaltene Idee einer Goethe-Stiftung in Weimar aufs neue anzulegen, und zugleich die Möglichkeit einer Ausführung derselben durch den kunstsinnigen Hof von Weimar darzustellen.

Ebenfalls sind erschienen:
Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von F. B. Geertzmann. Zweite mit einem Register versehen Ausgabe. Zwei Theile. 1-37. 8. 4 Thlr.

Goethe aus nächstem persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von Johannes Falk. Zweite Auflage. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. 1839. 8. 20 Ngr.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwicklung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1837. Von H. Kffmann. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

85. **Lütz (F.), Ein Strauß Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.

86. **Mahābhārata, in kritischer, vollständiger Uebersetzung von T. Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus zwei Bänden bestehend. Gr. 4. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. 7 1/2 Ngr. Ausführliche Prospekte mit Druckprobe dieses wichtigen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

87. **Martens (C. de), Le Guide diplomatique. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples, et d'une bibliothèque diplomatique choisie. Quatrième édition, entièrement révisée par l'auteur, avec la collaboration de F. de Wegmann.** 2 vols. In-8. Geh. 4 Thlr. 16 Ngr.

Früher erschien ebenfalls:
Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron Ch. de Martens et le baron F. de Cussy. 5 vol. In-8. 1846-49. 14 Thlr.

Causes célèbres du droit des gens. Par le baron Ch. de Martens. 2 vol. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par le baron Ch. de Martens. 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

88. **Monumenti inediti pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica.** Wohlfeile Ausgabe mit Erläuterungen von Emil Braun. Erster Band. (Mit Tafeln.) Gr. Fol. (Rom.)

Der Preis eines Bandes mit 12-14 Thlr. sein, diese neue Ausgabe wird aber erst erscheinen, wenn die ungefähren Kosten durch Subscription gedeckt sind.

Prospekte sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

89. **Moore (T.), Das Paradies und die Peri.** Mit dem gegenüberstehenden englischen Original. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden mit Goldschmuck.

90. **Italiänischer Novellenhag.** Ausgewählt und überfetzt von A. Keller. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conversations-Lexikon.

Behnte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Erster Band. A — Atlas.

Der erste Band der neuen Auflage dieses bekannten Werks ist soeben vollendet worden. Monatlich erscheinen in der Regel drei Hefte und das ganze Werk wird binnen drei Jahren vollständig geliefert sein. Es soll 15 Bände oder 120 Hefte zu 6—7 Bogen umfassen, und die Verlagshandlung garantiert ausdrücklich, daß der Umfang nicht größer wird. Das Hefte kostet 5 Ngr. = 4 Sgr. = 18 Kr. Rh.; der Band (zu 8 Heften) 1½ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. Rh., und in einer Prachtausgabe 3 Thlr. = 5 Fl. 15 Kr. Rh.

Der erste Band ist in allen Buchhandlungen einzusehen, wo auch ausführliche Ankündigungen des Werks zu erhalten sind und fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden.

Leipzig, im Juni 1851.

J. A. Brockhaus.

Bei J. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Cramer.

Mitredacteur: M. J. C. Solbeding.

Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.;
das Viertelsjahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein literarischer Anzeiger beigelegt. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Ngr. Besondere Ketagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Laufend beigelegt.

Mat. Nr. 18—22.

Inhalt. * Eine Hundegruppe. — Rutter und Sohn. — * Der Riesenkastanienbaum auf dem Berge Aetna. — * Ein Straußreiter. — Der Morgen. — Alpenböcklein. (Recht Composition.) — * Essende Chinesen. — * Blumenprache für die Jugend. — * Die Siege. — * Die Elysäischen Felder in Paris. — * Morgenländischer Schwank. — * Der Ameisenlöwe. — * Parthischer Reiter. — Orientalischer Spruch. — * Jahrmärkte und Messen. — Laubstümme. — Hirsch und Jäger. — * Die Kaffern. — * Die Krappe. — * Gutta Serena. — * Blumenprache für die Jugend. — * Der politisirende Schußföder. — Der Abend im Forsthaufe. — * Die Meerschwalbe. — * Die californischen Indianer. — Das „Glückwünschbüchlein“. — Koch ein mal: Carpe diem! — * Goethe's Schreibebuch. — * Raiman und Saguar. — Eine Schaggräbergeschichte. — * Die

Siraumond. — * Blumenprache für die Jugend. — **Mausfächer.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—48) kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Soeben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte Friedrich's des Großen.

Vollständiges Volksbuch von Fr. Becker.

Mit dem Standbild Friedrich's von Rauch und elf andern Holzschnitten.

Preis: 12½ Sgr.

(Für den geringen Preis dennoch eine sehr vollständige, treu und zugleich höchst unterhaltend durchgeführte Geschichte vom großen König, mit Hinweisung auf die Bedeutsamkeit für unsere Gegenwart.)

Friedrich der Große

als Begründer von Familienglück.

Wahre Begebenheiten in sieben Erzählungen von Bertram, G. Karoli und A. v. Sartorius.

Zweite Auflage.

Preis: 1 Thlr. 15 Sgr.

(Wer den alten Fritz ganz kennen und sich an ihm recht gemüthlich erfreuen will, der wird durch dieses allgemein anziehende Buch seinen Zweck erreichen.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird bei **J. G. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850
im Verlage von

J. G. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

N. IV, die Versendungen der Monate October, November und December enthaltend.

(Nr. I die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. VI und VII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XII; Nr. III, die Versendungen von Juli, August und September, in Nr. XIV und XV.)

72. **Ahn (F.), Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** In-8. Premier cours. 4me édition. 8 Ngr. Second cours. 2me édition. 10 Ngr.
Von dem Verfasser erschien ebendieselbe:
A new, practical and easy method of learning the German language. 8. 1849—50. First course. 10 Ngr. Second course. 12 Ngr.
73. **Analokten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.** Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.
Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten im ermäßigten Preise 6 Thlr.; das erste und zweite Heft des siebenten Bandes erschienen 1848—50.
74. **Ayres (D. G.), Der letzte Hohenkauf.** Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
75. **Berg (A. F. C. von), Die Staatsforstwirtschaftslehre.** Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.
In demselben Verlage ist auch erschienen:
Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie. Mit 127 in den Text eingezeichneten Holzschnitten. Gr. 8. 1848. 2 Thlr. 20 Ngr. (Auch in 5 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.)
Baur (A. V.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Originalwerk für Reich und Provinz. Zwei Theilungen. Gr. 8. 1842. 3 Thlr.
76. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Monographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Hoffmann**. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Fünfte Abtheilung: Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr. Sechste Abtheilung: Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr. Siebente Abtheilung: Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr. Achte
- Abtheilung: Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
Die 9. und 10. Abtheilung, deren jede einzeln zu beziehen ist, erscheinen in kurzen Zwischenräumen und werden enthalten:
IX. Abtheilung: Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Abtheilung: Nützliche Künste u. Gewerbe. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Proschdüfte der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.
Probhefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.
77. **Silberaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Fünftes und sechstes Heft (Nr. 903—1379). Großfolio. 1 Thlr. 10 Ngr.
Der „Silberaal“ ist ein reiches Verzeichniß von Holzschnitten, die im Verlage der Verlagsbuchhandlung sind, und von denen zu dabei bemerzten Preisen gute Abdrücke geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belohnung und Unterhaltung gemählendes Bilderbuch für die Jugend empfohlen werden. Die ersten vier Hefte (Nr. 1—902) erschienen 1847—48 und kosten zusammen 2 Thlr. 4 Ngr.
78. **Sülow (F.), Geheimne Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergebener Merkwürdigkeiten. Zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.
Der erste Band erschien zu Anfang des Jahres und hat denselben Preis.
79. **Thalhäus (H. R.), System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.
80. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires Contre-tombe.** Tomes 13 et 14. (Schluss.) In-8. Geh. Jeder Band 15 Ngr.
Das vollständige Werk kostet 7 Thlr.
81. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. G. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.
Erste Section (A—G). Herausgegeben von **J. G. Gruber**. Einundfunfzigster Theil. (Fulcher—Fyzabad. Rechtsge: Farel—Fusa.)
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **J. G. Hoffmann**. Siebenundzwanzigster Theil. (Juden—Jüdische Literatur.)

Dritte Section (O-Z). Herausgegeben von W. S. C. Reper. Fünfundzwanzigster Band. (Phol.—Phyxion.)

7. **Früheren Ausgaben** sind die **Encyclopädie**, welche eine große Reihe von Theilen enthält, sowie Soldaten, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Kauf erleichternden Bedingungen zugesichert.

82. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Zweite Abtheilung. Reunte bis achtzehnte Lieferung. (Schluß.) Schmal gr. 4. Jede Lieferung 8 Ngr.

Vollständig kostet diese Abtheilung geheftet 4 Thlr. 20 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.

Die erste Abtheilung dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet geheftet 5 Thlr. 10 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 6 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakespeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakespeares dramatischen Werken. In Bildern und Erklärungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Geheftet 12 Thlr.; elegant cartonnirt mit reich verzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Ngr.

83. **Gaea Norvegica.** Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Kellhau. Drittes Heft. Mit einer Tafel. Christiania. Folio. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das erste und zweite Heft erschienen 1838—44 und kosten 10 Thlr.

84. **Die Gegenwart.** Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.

In Heften. Fünfundzwanzigstes bis sechzigstes Heft. (Schluß des fünften Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., davon 12 einen Band bilden; monatlich werden zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band kosten je heftet jeber 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Seite mit 4 Ngr. berechnet.

85. **Guplow (R.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Zweiter Band. 8. Geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Der dritte und vierte Band sind ebenfalls bereits erschienen; die übrigen Bände werden nach hintereinander folgen.

Von dem Verfasser erschien ferner bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Engeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Berner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Kopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Gelebensgemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uiril Kroka. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Diebst. Ein Volkstrauerpiel in drei Aufzügen. Mit drei Bildern von C. G. Reißiger. 25 Ngr.

Hor- und Raab-Märchen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift bildet den vierten Band der **Deutschen Schriften** Guplow's. Die drei ersten Bände derselben sind zu dem ermäßigten Preise von 2 Thlr. zu beziehen.

Reue Novellen. I. — I. u. d. Z.: Imagina Karuf. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Soeben wurde ausgegeben:

Naturhistorischer Katalog.

Verzeichniss des antiquarischen Bücherlagers im Fache der gesammten Naturwissenschaften

von der

Hirschwald'schen Buchhandlung in Berlin.

Inhalt: 1) Vermischte naturhistorische Schriften. 2) Vergleichende Anatomie und Physiologie, Zootomie. 3) Zoologie. 4) Botanik. 5) Mineralogie, Geologie, Conchyliologie und Petrefactenkunde. 6) Chemie und Physik.

Dieses reichhaltige Verzeichniss, dessen grosses Material seit einer langen Reihe von Jahren gesammelt und besonders in der vergleichenden Anatomie und Zootomie stark vertreten, wird gewiss von jedem Gelehrten von Fach nicht ohne Interesse durchblättert werden.

Exemplare dieses Katalogs sind in allen Buchhandlungen zu haben, sowie auch Bestellungen aus demselben durch jede Buchhandlung gemacht werden können.

Berlin, im September 1850.

Hirschwald'sche Buchhandlung.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Matadore.

Ein Roman der Gegenwart.

Von

Theodor Mundt.

Drei Theile.

8. Geh. 3 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Mirabeau.

Eine Lebensgeschichte

von

F. C. Ditzig.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliographisches Handbuch

der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit.

Nach J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von

Ch. A. Geissler. Dritte Auflage. Gr. 8.

1 Thlr.

früher erschien ebendasselbe:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch bearbeitet von Ch. A. Geissler. Dritte Auflage. Gr. 8. 3 Thlr.

durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1851
ei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften
Probenummern zu erhalten:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.**

312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Werden in wöchentlichen Lieferungen zu sechs Nummern aus-
gegeben. Es gehört zu dieser Zeitschrift ein **Literarischer**
Anzeiger. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile
der deren Raum 2 1/2 Ngr. Besondere Beilagen werden
gegen Vergütung von 3 Thlr. beigelegt oder beigeheftet.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhal-**
ungsblatt für Stadt und Land. **Recht** **Bilder-**
beilagen. Herausgegeben von **William Löbe**.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.;
das Vierteljahr 7 1/2 Ngr.

Böchentlich erscheint 1 Bogen. Die Insertionsgebühren
tragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Bei-
lagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das
Tausend beigelegt.

Pfennig - Magazin.

Mit vielen Abbildungen. Preis: der Jahrgang 2 Thlr.;
das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Böchentlich erscheint eine Nummer. Von Zeit zu Zeit wird
in **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertions-
gebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Be-
sondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr.
für das Tausend beigelegt.

Illustrierte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von **M. J. C. Bolbeding**.

Mit vielen Illustrationen. Preis: der Jahrgang 2 Thlr.;
das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Böchentlich erscheint eine Nummer. Von Zeit zu Zeit wird
in **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertions-
gebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Be-
sondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr.
für das Tausend beigelegt.

Diese vier Zeitschriften sind auch in Mo-
natsheften zu beziehen.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schaefer's auserwählte Worte.

Vollständig in 12 Bänden à 20 Bogen.

Novellen, Gedichte und Calendrier, fünf 8 Thaler
drei Thaler.

Novellen und Gedichte ohne das Calendrier (10 Bände)
zwei Thaler.

Berlin, im October 1850.

Zeit & Comp.

Eugen Sue.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Les mystères du peuple. Tomes 1—7.
In-8. Geh. Jeder Theil 15 Ngr.

Die Scheinmünze des Volks. Erster bis sie-
benter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Bei Vergleichung dieser Ausgaben mit andern wird sich er-
geben, daß die oben angezeigten bei **besserer Ausstattung**
bedeutend billiger sind.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen:

Die

Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur.

Nach physiologischen Untersuchungen in praktischer
Anwendung dargestellt

von

Dr. C. H. Schultz-Schultzenstein.

Ordentlicher Professor der Medicin a. d. K. Friedrich-Wilhelms-
Universität etc.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit einem Anhang über die Philosophie der Verjün-
gung und die Organisation der Geistesbildung.

2te Lieferung. (Schluss des Werkes.) Preis 2 Thlr. 12 Sgr.

Hiermit ist nun die zweite vermehrte Auflage
dieser „**wissenschaftlichen Diätetik**“ vollständig erwie-
nen. Das vielfache Interesse, welches das Werk bereits beim
ersten Erscheinen erregte, dürfte durch eine grosse Reihe
neuer Untersuchungen, die der Verfasser in dieser zwei-
ten Auflage niedergelegt hat, sowie durch den zugefü-
gten „Anhang über die Philosophie der Verjün-
gung etc.“ sich noch bedeutend vermehren.

Das complete Werk kostet 3 Thlr. 27 Sgr. und
ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin.

August Hirschwald.

Bücher zu herabgesetzten Preisen bis Ende April 1851

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur
4 Bände. Gr. 8. 1832—34. (8 Thlr.) 1 Thlr.
25 Ngr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. 4 Bände. (In 5
Abtheilungen.) Gr. 8. 1838—41. (12 Thlr.) 3 Thlr.
Hübner (J.), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Ein-
unddreissigste Auflage etc., umgearbeitet und verbessert
von **F. A. Röder**. 4 Theile. Gr. 8. 1824—27. (13 Thlr.
15 Ngr.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herab-
gesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu
erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird
10% Rabatt gegeben.

Neu erschien im Verlage von **J. C. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Shakspeare.

Ein Roman
von

Heinrich Koenig.

Zweite, umgearbeitete Auflage.
Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.
— **Die Hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — **Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr. — **Regina.** Eine Herzengeschichte. 8. 1 Thlr. 6 Ngr. — **Berontka.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. — **Opel und Liebe.** Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr. — **Die Duffahrt.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.

Sieben erschien:

Francesca von Rimini.

Tragödie in fünf Acten
von

Paul Heyse.

8. 8½ Bogen. Geh. Preis 24 Ngr.

Verlin.

Wilhelm Herz.
(Besser'sche Buchhandlung.)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Die Fabrikation des Eisens.

Von

Flachat, Barrault und J. Petiet.

Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend, in Gr. Folio. Text in 4. Erste und zweite Lieferung. Preis einer Lieferung, Text und Atlas 9 Thlr.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes.

Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Indem sich diese Ausgabe mit Beschränkung auf notwendige Verbesserungen an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für die Septuaginta in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Forderungen entsprechen. Der pariser Palimpsest (5. Jahrhundert) ist erst durch Prof. Dr. Tischendorf entziffert, der Codex Friderico-Augustanus (4. Jahrhundert) durch denselben erst kürzlich im Morgenlande aufgefunden worden, während die alexandrinische Handschrift noch in keiner Ausgabe auf ähnliche Weise benutzt worden ist.

Von dem Herausgeber erschien ebendasselbe:

Evangelium Palatinum ineditum aive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Const. Tischendorf.** 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Leipzig, im Januar 1851.

J. C. Brockhaus.

Im Verlage von **J. C. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Felicitas.

Ein Roman
von

Eliza Wille, geb. Gloman.

Zwei Theile.

12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Mit dem 1. Januar 1851 beginnt ein **neues Abonnement** auf diese **täglich zwei mal** erscheinende Zeitung. Alle Postämter nehmen Bestellungen an. Der Preis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. für Sachsen, 2½ Thlr. für das übrige Deutschland.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch fernerhin, dieselbe Richtung wie bisher vertretend, in unabhängiger Weise die allgemein deutschen und insbesondere die sächsischen Verhältnisse besprechen, unterstützt von wohlunterrichteten Correspondenten in Berlin, Wien, Frankfurt, Schleswig-Holstein, Kassel, München, Dresden, Leipzig u. s. w. Als **Beiblatt** erscheint das literarisch-artistische Beiblatt, das interessante Mittheilungen aus dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur und außerdem gegenwärtig den Roman „Das Engelchen“ von Robert Prug enthält.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. II.

Dieser Literarische Anzeiger wird bei J. A. Brochhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2 1/2 Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850

im Verlage von

J. A. Brochhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

N. IV, die Versendungen der Monate October, November und December enthaltend.

(Beschluss aus Nr. I.)

86. **H. von Humboldt**. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Eliza Mater. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

In demselben Verlage erschien:

Briefe von H. von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Gebunden 4 Thlr. 12 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

87. **Staudt (Th.)**, Die Matadore. Ein Roman der Gegenwart. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

88. **Der neue Pitaval**. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. C. Fügig und W. Häring (W. Alexis). Sechzehnter Theil. Neue Folge. Viertes Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, habe ich den Preis der ersten Folge (12 Theile, 1843-47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. ermäßigt.

Von der neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

89. **Fritsch (G. A.)**, Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initio ad nostra usque tempora, quindecim milia opera recensens. Sechste Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis fünfte Lieferung erschienen 1847-50.

90. **Suo (E.)**, Les Mystères du Peuple, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes VI et VII. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

91. —, Die Geheimnisse des Volks, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen überf. Sechster und siebenter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

92. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wech-

sel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback**. Dreizehntes Heft. (Nachträge: Algier — Zürich.) (Schluss.) Preis 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

93. **Moderne Titanen**, kleine Leute in großer Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf die zehnte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage des

Conversations-Lexikon,

welche in 15 Bänden oder 120 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft
in dem Verlage von **J. A. Brochhaus in Leipzig** erscheint.

Die in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhaltenden ersten Hefte zeigen die bedeutenden Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Auflage des bekannten Werks, sowie die sorgfältige äußere Ausstattung. Binnen drei Jahren soll es beendigt sein, und die vollständige Lieferung in 120 Heften wird ausdrücklich garantiert. Monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6-7 Bogen ausgegeben.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Nach den einzelnen Wissenschaften zusammengestellt:

Bibliographie, Literaturwissenschaft, Kunst und Kunstgeschichte. — Philosophie und Theologie. — Philologie und Alterthumswissenschaft. — Rechts-, Staats- und Militärwissenschaft. — Medicinische Wissenschaften. — Naturwissenschaften. — Geschichte. — Biographie, Briefwechsel und Memoirenliteratur. — Geographie und Reiseliteratur. — Haus- und Landwirtschaft, Forst- und Jagdwissenschaft, Handelswissenschaft, Mathematik und Baukunst. — Gesammelte Werke und schöne Literatur. — Schriften vermischten Inhalts. — Ouvrages de diplomatie (in französischer Sprache).

Die Preisermäßigung der in obigen Verzeichnissen enthaltenen Artikel, welche den 31. Dec. 1850 aufhören sollte, ist bis 30. April 1851 verlängert worden.

Ausländische Commissions-Artikel.

Darasto, De forma et conditione Siciliae provinciae romanae. 8. Lutetiae. 18 Ngr.

Encyclopédie d'architecture. Journal périodique publié par **V. Gallat**, architecte. Avec planches. Gr. in-4. Paris. Preis des Jahrgangs 8 Thlr. 26 Ngr.

Wird jährlich in 24 Lieferungen mit 120 Kupfersteinen erscheinen. Ein ausführlicher Prospect ist gratis zu haben.

Gilbeta, Etudes sur le droit civil des Hindous; recherches de législation comparée sur les lois de l'Inde, les lois d'Athènes et de Rome et les coutumes des Germains. 2 vol. In-8. Pondichéry. 5 Thlr. 10 Ngr.

Leblanc (Ch.), Manuel de l'amateur d'estampes, contenant 1) un Dictionnaire iconographique; 2) un Répertoire des estampes dont les auteurs ne sont connus que par des marques figurées; 3) un Dictionnaire des monogrammes des graveurs; 4) une Table des peintres, sculpteurs, architectes et dessinateurs etc.; 5) une Table méthodique des estampes décrites. Ouvrage destiné à faire suite au Manuel du libraire et de l'amateur de livres par Brunet. Ire livr. Gr. in-8. à 2 colonnes. Paris. 1 Thlr. 8 Ngr.

Wird in 12 Lieferungen, von denen alle zwei Monate eine erscheint, vollständig sein. Bei dem Erscheinen der letzten Lieferung wird eine Fortsetzung eintreten.

Lemoine, Charles Bonnet de Genève, philosophe et naturaliste. Thèse présentée à la Faculté des lettres de Paris. In-8. Paris. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lescoeur, De l'ouvrage de Pascal contre les Athées. Ire partie. In-8. Paris. 2 1/4 Ngr.

Regnaud, Règne de Louis-Philippe. Histoire de huit ans 1830—48. Ouvrage faisant suite à l'Histoire de dix ans 1830—40 par L. Blanc. Illustrée de magnifiques gravures et portraits. T. Ier. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr. Wird in drei Bänden vollständig sein.

Zirardini, L'Italie littéraire et artistique. Galerie de cent portraits des poètes, prosateurs, peintres, sculpteurs, architectes et musiciens les plus illustres. Traduction française par **Ubidini**. Gr. in-8. Paris. 5 Thlr.

Machiavelli (N.), Opere scelte publicato per cura **Zirardini**: Con ritratto. Gr. 8. Parigi. 5 Thlr.

Gil y Zarate (D. Antonio), Obras dramaticas. Edición precedida de una noticia biográfica, y dada a luz por **D. Eugenio de Ochoa**. 8. Paris. 3 Thlr. 10 Ngr.

Popłinski (A.), Historia powszechna dla Klas średnich szkół realnych i gimnazjalnych. Tom II zawierający Dzieje wieków średnich Posyt I. I. ex.-8. Poznań. 10 Ngr.

Frey, Tidskrift för Vetenskap och Konst. 1850. 1—8. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Ny Tidskrift för Lärare och Uppfostrare. Utgifven af **Bagge och Falk**. Andra Ärgången. 1, 2. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 Thlr.

Finnische Literatur.

Argolander, DLX stellarum fixarum positiones medias ineunte anno 1830. Ex observationibus Aboae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos locos apparentes inseruicari adiecit. Gr. 4. Helsingfors. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.

— Observationes astronomicae in specula universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nemise instituit. Tom. I—III. Folio. Abo. 1830—32. 9 Thlr.

Castrén, De affixis personalibus linguarum Altaicarum dissertatio. 4. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.

Europaeus, Pieni Runon-seppä eli Kokous paraimmista Inkerinmaan puolelta kerätyistä runo- ja lauluista ymsi Jehdetyksia Runon tekoon. (Lehrbuch der finnischen Sprache nebst einigen Gesängen.) 8. Helsingfors. 1847. 10 Ngr.

Kalevala, Toinen painos. (Zweite Ausgabe dieses finnischen Nationalpos.) 4. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kellgren, De cosmogonia Graecorum ex aegyptio profecta. Dissertatio. 8. Helsingfors. 1850. 9 Ngr.

Nervander, Skrifter utgifna till Minne för Landemånen. Med Författarens porträtt. (Nervander's Skrifter.) 3 vol. Bände. Gr. 8. Helsingfors. 1850. 2 Thlr. 10 Ngr.

Runeberg, Fänrik Ståls Säger, en Samling Säger. Andra Uppången. 1. Häftet. (Sedskriftsamling.) 8. Helsingfors. 1850. 25 Ngr.

Suomen Kansan Laulantoja Pianolla soitettavia. 1. Häftet. (Finnische Nationalmelodien.) Quert. 8. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 5 Ngr.

(Tengström.) Chronologica Förteckningar och Anteckningar öfver Finska Universitetets etc. (Geschichte der finnischen Universität in Biographien.) 8. Helsingfors. 1836. 1 Thlr. 15 Ngr.

Druckschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien bis 1. October 1850.

In **WILHELM BRAUMÜLLER'S** Buchhandlung

des kaiserl. königl. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichts-Quellen. Herausgegeben von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1. Heft. 1848. 12 Ngr. 2. — 5. Heft à 10 Ngr.

— — 1849. I. Band. 1. — 4. Heft. 1 Thlr. 5 Ngr. II. Band. 1. — 4. Heft. 1 Thlr.

— — 1850. I. Band. 1. — 2. Heft. 10 Ngr. 3. — 4. Heft. 1 Thlr. 5 Ngr. II. Band. 1. Heft. 20 Ngr. 2. Heft. 1 Thlr. 15 Ngr.

Arnth, Joa., Die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in Wien. Mit 25 Kupfertafeln. Fol. 1849. 10 Thlr.

— — **Die antiken Gold- und Silbermonumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in Wien.** Mit 41 Kupfertafeln. In Mappe. Fol. 13 Thlr. 10 Ngr.

Erster Bericht über die zur Dampfschiffahrt geeigneten Steinkohlen Englands. Von Sir Henry de la Beche und Dr. Lyon Plai-fair. Auf Veranlassung der kais. Akademie der Wissen-schaften in Wien aus den „Memoirs of the geological survey of Great Britain“ Vol. II pag. II., übersetzt und von ihr herausgegeben. 8. 1849. 20 Ngr.

Denkschriften der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien: Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. I. Band. Mit 53 Tafeln, separat gebunden. Fol. 1850. Geb. 20 Thlr. — — II. Band. 1. Lieferung. Seite 1—100 mit 17 Tafeln. Fol. 1850. 5 Thlr.

— — II. Band. 2. Lieferung. Seite 101—130 mit 4 Tafeln. Fol. 1850. 3 Thlr.

Philosophisch-historische Classe. I. Band. Mit 6 Tafeln. Fol. 1850. Geb. 20 Thlr.

Diemer, Joseph, Custos an der k. k. Universitäts-Bibliothek, Deutsche Gedichte des elften und zwölften Jahrhunderts. Aufgefunden im regulirten Chorherr-Stifte zu Vorau in der Steiermark und zum ersten male mit einer Einleitung herausgegeben. Mit vier Nachbildungen der Handschrift. 1849. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diesing, Car. Maur., Systema Helminthum. Vol. I. 8. 1850. 4 Thlr.

Fontes rerum austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. Herausgegeben von der historischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Davon erschien bisjetzt:

Zweite Abtheilung. **Diplomataria & acta.** I. Band. **Diplomatarium miscellum seculi XIII.** — A. u. d. T.: **Ur-kunden zur Geschichte von Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Triest, Istrien, Tirol.** Aus den Jahren 1246—1300. Aus den Originalen des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs. Herausge-

geben von **Joseph Chmel**, Vicedirector des Haus-Hof- und Staats-Archivs. Gr. 8. 1849. 1 Thlr.

— — II. Band: **Diplomatium Habsburgense seculi XV.** — A. u. d. T.: **Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte der Habsburgischen Fürsten König Ladis-laus Posth., Erzherzog Albrecht VI. und Herzog Sigmund von Oesterreich.** Aus den Jahren 1443—73. Aus Originalen oder gleichzeitigen Abschriften. (Meist des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs.) Her-ausgegeben von **Joseph Chmel.** Gr. 8. 1850. 1 Thlr.

(Erste Abtheilung ist noch nicht erschienen.)

Kreil, Karl, Director der k. k. Universitäts-Sternwarte zu Prag, Entwurf eines meteorologischen Beobachtungs-Systems für die Oesterreichische Monarchie. Mit 15 Tafeln. Nebst einem Anhang, enthaltend die Beschreibung der an der k. k. Sternwarte zu Prag aufgestellten Autographen-Instrumente: Windfahne, Winddruckmesser, Regen- und Schneemesser. Mit 2 Tafeln. 8. 1850. 1 Thlr.

Mittheilungen über ältere magnetische Declinations-Beobachtungen, sammt den auf deren Zustandebringung sich beziehenden Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der kais. Akademie der Wissen-schaften. 1. Heft. Mit einer Tafel. 8. 1850. 10 Ngr.

Meiller, Andreas v., Dr. der Rechte und Official des k. k. Haus-, Hof- und Staats-Archivs, Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg. Aus Urkunden und Saalbüchern gesammelt und erläutert. (Veröffentlicht auf Kosten der kais. Akademie der Wissen-schaften.) 4. 1850. 4 Thlr.

Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissen-schaften. Gr. 8. 1848. 1. Heft. 16 Ngr. 2. Heft. 28 Ngr. 3. Heft. 1 Thlr. 4. Heft. 28 Ngr. 5. Heft. 20 Ngr.

Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe. 1849. 10 Hefte. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

— — der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe. 1849. 10 Hefte. Gr. 8. 3 Thlr.

(Für August und September erschien kein Heft.)

— — der philosophisch-historischen Classe. 1850. 1. — 3. Heft. Gr. 8. 25 Ngr. 4. und 5. Heft. 20 Ngr. 6. und 7. Heft. 20 Ngr.

— — der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe. 1850. 1. — 3. Heft. à 10 Ngr.

— — Dieselben. 4. Heft. (Mit 3 Kupfertafeln.) 1 Thlr.

— — Dieselben. 5. Heft. 15 Ngr. 6. Heft. 12 Ngr. 7. Heft. 1 Thlr. 6 Ngr. 8. Heft. (October.) 24 Ngr.

Unger, F., Med. et Phil. Dr., bot. Prof. publ. ord. in Universitate Viadobonensi, Genera et species plantarum fossilium. (Sumptibus academiae caesareae scientiarum.) 8. 1850. 4 Thlr.

Als Separat-Abdrücke sind zu haben:

Fritsch, C., Anleitung zur Ausführung von Beobachtungen über die an eine jährliche Periode gebundenen Erscheinungen im Pflanzenreiche. 8. 10 Ngr.

Masiwetz, Dr. Heinr., Ueber einige Verbindungen der Radicale (C₆ H₆) R w. 8. 4 Ngr.

Kurajan, Th. G. v., Zur Geschichte des Concils von Lyon 1245. Fol. 1850. 1 Thlr.

Pierre, Dr. Vict., Ueber eine Methode, die Spannkraft der Dämpfe in der Luft direct zu messen. Mit 1 Tafel. 8. 8 Ngr.

Pohl, J. J., Assistenten am chemischen Laboratorium etc., Ueber die Siedepunkte mehrerer alkoholhaltiger Flüssigkeiten und die darauf gegründeten Verfahren, den Alkoholgehalt derselben zu chemisch-technischen Zwecken zu bestimmen. 1850. Fol. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hochleder, Fr., und **Hlasiwetz, Dr.**, Ueber die Wurzel der *Chiococca racemosa*. Geh. 4 Ngr.

Schabus, J., Ueber die Krystallformen des Baryum-Platin-Cyanürs und des Kalium-Eisen-Cyanides sowie auch über den Pleochroismus des letztern. 8. Geh. 8 Ngr.

— Ueber die Krystallformen der Zimmtsäure, der Hippursäure und des hippursäuren Kalkes. Mit 1 Tafel. 8. Geh. 6 Ngr.

— Ueber die Krystallformen des zweifach weinsäuren Kalis und des essigsauren Kupferoxyd-Kalkes. 8. Geh. 6 Ngr.

Schrötter, Prof. A., Ueber einen neuen allotropischen Zustand des Phosphors. 4. 1848. 4 Ngr.

— Bericht an die kais. Akademie der Wissenschaften über eine mit deren Unterstützung nach England und Frankreich unternommene wissenschaftliche Reise. 3. 1850. 15 Ngr.

— Ein weiterer Beitrag zur Kenntniss der Natur des amorphen Phosphors. 4. 1850. 4 Ngr.

Stämpfer, Prof. Sim., Ueber das Planimeter des Caspar Wetli, Ingenieur im Canton Zürich. 8. 1850. 6 Ngr.

Wolny, Gregor, Die Wiedertäufer in Mähren. 8. 1850. 15 Ngr.

Zelbig, Phil. Dr. Hartm. Jos., Chorherrn zu Klosterneuburg. Die Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg. Ein Beitrag zur österreichischen Literaturgeschichte. 8. 1850. 10 Ngr.

Bei **G. C. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Achter Jahrgang. 1850.
Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

December. Nr. 414—417.

Inhalt. Der kleine Hertenmeister von Seiffen. — Die Säten. — * Deutsche Landknechte. — Eintritt eines Reisenden in das Katharinenkloster auf dem Sinai. — Armuth und Glend. — Der freimüthige Soldat. — Der kleine Rest. — * Araber. — Der merkwürdige Winter 1849 auf 1850, mit einem Rückblick auf die Winter von 1825 an. — Ursprung der Sprache. — Gascogne. — * Die Behandlung der Kegerklaven. — * Triumphbogen zu Kosta in Piemont. — Gottlieb. — * Der Urwald. — Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's. IV. — * Chinesisches Ceremoniell. — * Ansicht von Sola Madre. — Der alte Canadier. — Der Gänsekiel. — Das Innere der Erde und das Erdbeben. — Lissabon. — * Der Paradiesvogel. — Mannichfaltiges u. s. w.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des Pfennig-Magazin sind vi folgt im Preise herabgesetzt:

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammen genommen 10 Thlr.
einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrg. (1848—49) kosten jeder 2 Thlr.

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **G. C. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lichtstrahlen aus W. v. Humboldt's Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Elisa Vater**. Gr. 8. Sep. 1 Thlr.

Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Schefter 4 Thlr. 13 Ngr. Gebunden 5 Thlr.

Kaufgesuch von Büchern und Manuscripten.

In Folge bedeutender Aufträge des nähern und entferntern Auslandes sind wir im Stande für grosse, selten literarische Werke aller Art sehr annehmbare Preise zu zahlen, und ersuchen demnach Besitzer verkäuflicher Bibliotheken um gefällige Einwendung von Verzeichnissen, direct per Post.

Berlin.

A. Asher & Comp.

Bei **G. C. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bildersaal.

Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens.

Fünftes und sechstes Heft. (Nr. 903—1379)
Grossfolio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „Bildersaal“ ist ein reiches Verzeichniss von Holzschnitten, die im Besitze der Verlagsbuchhandlung sind, und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute Abklaffte gefertigt werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung währendes Bilderbuch für die Jugend empfohlen werden. Die ersten vier Hefte (Nr. 1—902) erschienen 1847—48 und kosten zusammen 2 Thlr. 4 Ngr.

Druck und Verlag von **G. C. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei G. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum 2½ Rgr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern von **Karl Gutzkow.**

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Wessen Herz sich einsam fühlt in einer Zeit, die den edelsten Träumen keine Erfüllung gewährte, wer sich von den Ereignissen des Tags unbefriedigt abwendet, Der findet eine **erhebende Sammlung des Gemüths** in der dichterisch aufgebauten Welt dieses Romans, den die gebildete Lesewelt und unparteiische Kritik als eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete darstellender und erzählender Poesie begrüßt hat. Schon haben die mit sicherer Hand gezeichneten Gestalten der beiden ersten Bände der „Ritter vom Geiste“: die Gebrüder Bildungen, Prinz Egon, Fritz Hacket, Franz Schlurck, die schöne Melanie, Guido Stromer, der Heidekrüger Justus, die Excellenz von Harder, Pauline von Harder sich als bedeutsame Typen der Gegenwart dem Gedächtnisse der Leser eingeprägt. In dem eben erschienenen dritten und vierten Bande gesellen sich zu ihnen in dem räthselhaften Amerikaner Ackermann, dem „lutherischen Papste“ Propst Selbstattel, der genialen Künstlernatur Max Leidenfrost, dem verstandesklaren Rudhard, dem freisinnigen Militair von Werbeck, dem Jesuiten Rafflard, dem geheimnißvollen Manne mit der schwarzen Binde, dem socialistischen Schwärmer Louis Armand, verbunden mit den anmuthigen weiblichen Erscheinungen der Helene d'Azimont, Olga Wäjämskoi, Luise Eiföld und der seelenvollen Anna von Harder bis auf die komischen, immer belustigenden Erscheinungen der Frau von Trompetta und der Treubündlerin Friederike Wilhelmine von Flottwitz soviel neue Charakterbilder der Gegenwart, daß wir gewiß sein können, es bedarf nur der einfachen Anzeige eines nunmehr rasch aufeinanderfolgenden Erscheinens dieser durch eine **spannende Handlung** verbundenen wahrhaften **Sittengemälde unserer Zeit**, um ihnen auch die ungetheilte Aufmerksamkeit Derer zuzuwenden, die sonst nicht gewohnt sind Romane zu lesen.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer's ausgewählte Werke.

Vollständig in 12 Bänden à 20 Bogen.

Novellen, Gedichte und Latenbrevier, Ratt 6 Thaler
Drei Thaler.

Novellen und Gedichte ohne das Latenbrevier. 10 Bände.
Zwei Thaler.

Berlin, im Januar 1851.

Zeit & Comp.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von
B. M. Kethau.

Drittes Heft. Mit einer Tafel.

Christiania 1850. Folio. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das erste und zweite Heft erschienen 1838—44 und
kosten 10 Thlr.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
bearbeitet und herausgegeben von

J. G. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für jeden
Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Belin-
papier 5 Thlr.

Früheren Subscribenten auf die Allgemeine
Encyclopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen
fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten
wollen, werden die den Einkauf erleichterndsten Bedin-
gungen zugesichert.

Hiervon sind 1850 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **J. G. Gruber.**
Stammsammliger Theil.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **H. G.**
Hoffmann. Entenwammliger Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von **H. G.**
Weier. Färsammliger Theil.

Diese neu erschienenen drei Theile enthalten unter Anderm
nachstehende wichtige Artikel:

Erste Section: Fulcher, Full, Fehme, Foscari, Fria-
sches Recht, Friesische Sprache von **Wachter**; Ful-
gentius von **Becher**; Fulgorellae von **Schaum**; Function
von **Schacke**; Fond, Frist von **Wirk**; Fuss von **Thetic**;
Foturum von **Grotens**; Farel von **Becher**; Fischart von
Vilmer; Flaeha von **Döberiner**; Frankreich von **Biscien**;
Französische Literatur von **Grässe**; Französische Musik
von **Marx**; Fria, Fürstenberg von **Stranberg**; Frytag von
Boineburg-Lengsfeld.

Zweite Section: Juden (Geschichte) von **Selby Cassels**;
Judenchristen von **Stieren**; Judenemancipation von **Schellier**;
Judenthum von **Reuss**; Jüdische Literatur von **Steinschneider**.

Dritte Section: Phonetik von **Fink**; Phonolith von
Volger; Phosphor, Phrenologie, Physicat, Phthisis von
Klose; Phranzia von **Aue**; Phrenese von **Laehr**; Phrygien
von **Dauze**; Physik von **Hunkel**; Physiognomie von **Piper**.

Scipja, im Januar 1851.

J. A. Brockhaus.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung**
in **Leipzig** sind erschienen und in allen Buch-
handlungen zu haben:

Der Conflict der preussischen Regierung mit den katha-
lischen Bischöfen in Betreff des Verkassungsedicts. 1850.
Gr. 8. Geh. 4 Sgr.

Danniel, Th. W., Dr. phil., Gottsched und seine Zeit.
Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und
erläutert. Nebst einem Anhang: Daniel Wilhelm
Tritter's Anmerkungen zu Klopstock's Gelehrtenrepub-
lik. 1848. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

**Danniel, Dr. Th. W., Gotthold Ephraim Lessing, sein
Leben und seine Werke.** Nebst einigen Nachträgen

zur Lachmann'schen Ausgabe. 1. Band. Mit zwei Fac-
simils. 1849. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Dünker, Heinn., Goethe's Faust. Erster und zwei-
ter Theil. Zum ersten mal vollständig erläutert. Zwe-
te Theile. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Dünker, Heinn., Goethe's Prometheus und Pandora.
Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dich-
tungen. 1850. Gr. 8. Geh. 27 Sgr.

Fichte, J. H., Sytsem der Ethik. Erster kritischer
Theil. — Auch unter dem Titel: Die philosophische
Lehren von Recht, Staat und Sitte in Deutschland,
Frankreich und England von der Mitte des 18. Jahr-
hunderts bis zur Gegenwart dargestellt. 1850. Gr. 8.
Geh. 4 Thlr.

Globerti, V., Der moderne Jesuitismus. Deutsch be-
arbeitet von **J. Cornet.** Drei Bände. 1848, 1849.
Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Grote, G., Geschichte Griechenlands. Nach der zweiten
Auflage aus dem Englischen übersetzt von **Dr. N. N.**
W. Meissner. 1. Band. Nebst 3 Karten. 1850. Gr. 8.
Geh. 6 Thlr.

Jacobs, Fr., Personalien. Zweite wohlfeile Ausgabe.
1848. 8. Geh. 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Layard, A. H., Niniveh und seine Ueberreste. Nebst
einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen
Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufels-
betern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und
Künste der alten Assyrier. Deutsch von **Dr. N. N. W.**
Meissner. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und einer
Karte. 1849. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

**Lukasiewicz, Joseph, Geschichte der reformirten
Kirchen in Lithauen.** Zwei Bände. 1848, 1850. Gr. 8.
Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

**Lynch, W. F., Bericht über die Expedition der Ver-
einigten Staaten nach dem Jordan und dem toten
Meere.** Nach der zweiten Auflage deutsch bearbeitet
und mit dem officiellen botanischen Berichte versehen
von **Dr. N. N. W. Meissner.** Mit 26 Kupfertafeln
und 2 Karten. 1850. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

**Mundt, Theodor, Macchiavelli und der Gang der eur-
päischen Politik.** 1850. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Neck, F., Andeutungen eines Systems der Mythologie
entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und
Hierologie des alten Orients.** 1850. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

**Die Staatsregierung Sachsen und die einundzwanzig
Professoren.** Von einem aus ihrer Mitte. Nebst einer
Beilage. 1850. Gr. 8. Geh. 8 Sgr.

**Thesaurus commentationum selectarum et antiquorum
et recentiorum illustrandis antiquitatibus christianis
inservientium.** Recudi curavit, praefatus est, appendix
literariam et indices adjecit **M. J. E. Volbeding**
I. 1, 2. II. 1, 2. 1845—49. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Sgr.

**Volbeding, J. R., Index dissertationum programmatum
et libellorum quibus singuli Historiae R. T. et antiqui-
tatum ecclesiasticarum loci illustrantur.** 1849. Gr. 8.
Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

En vente chez **F. A. Brockhaus à Leipzig:**

Nouvelle méthode
pratique et facile

pour apprendre la langue allemande
par

F. Ahn.

Premier cours. 4me édition. 8 Ngr.
Second cours. 5me édition. 10 Ngr.

Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster bis fünfter Band.

Gr. 8. Preis des Bandes gebunden 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 16 Ngr.

(Das Werk erscheint in Heften zu 4 Ngr., von denen 12 einen Band bilden.)

Die große Anerkennung, welche dieses für das Verständnis der Geschichte unserer Lage unentbehrliche Werk in den weitesten Kreisen gefunden, überhebt uns einer ausführlicheren Anknüpfung. Die Redaction wird, soweit es noch nicht geschehen, auch künftighin den überaus reichen Stoff, den die Zeitgeschichte seit 1848 darbietet, in übersichtlicher und geistreicher Weise von Augenzeugen darstellen lassen. Zugleich soll in erhöhtem Maße als bisher das reiche geistige Leben der Gegenwart, wie es sich in Kunst, Literatur und vor allem in den mächtigen Fortschritten der Wissenschaften abspiegelt, von den Hauptvertretern dieser Gebiete geschildert werden. Die "Gegenwart" nähert sich auf diese Weise ihrem Abschlusse, wenn dieser auch im Voraus noch nicht genauer bestimmbar werden kann.

Leipzig, im Januar 1851.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage erscheint:

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von

Robert Prutz und Wilhelm Wolfsohn.
1851.

Erstes Heft.

Inhalt: Schöll, A., aus Goethe's Leben. — Gutzow, K., über innere Mission. — Bösch, A., die Philologie im Allgemeinen und ihr Verhältnis zur Gegenwart. — Tuerach, B., der letzte Sommer Genau's. — Seibel, G., der Kampf auf dem Jonkon. — Moser, J., Coomwell. — Literatur und Kunst. — Briefe aus Berlin und Hamburg.

Zweites Heft.

Inhalt: Bellmann, A., der englische Cittenroman. — Guhrauer, G. E., Goethe in Karlsbad. I. — Koenig, S., Metamorphosen eines angehenden Studenten. — Baldau, R., slawische Volkslieder aus Oberschlesien. I. — Ahlert, A., ein ungedruckter Brief Schiller's. — Literatur und Kunst. — Correspondenz aus Berlin, Wien und Dresden. — Uebersicht der Tagesereignisse.

Das Museum erscheint jährlich in 24 Heften, welche regelmäßig am Anfang und in der Mitte eines jeden Monats ausgegeben werden. Je 12 Hefte bilden einen Band, zu welchem ein Titel und vollständiges Inhaltsverzeichnis geliefert wird.

Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Leipzig, 15. Januar 1851.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei Wilhelm Gassler in Eberfeld ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

von

Sprüchen heiliger Schrift

für evangelische Schulen,

zu

jedem kirchlichen Lehrbuche zu gebrauchen, mit dem Abdruck der wichtigsten Schriftstellen für schwächere Kinder.

Herausgegeben

von

M. A. S. Jaspis,

Pfarrer in Eberfeld und der seit Schulpfleger.

Preis cart. 2 Sgr.

Die Rheinische Provinzialsynode hat in ihrem Protokoll, S. 169, Folgendes darüber:

Die von Herrn Pastor Jaspis in Eberfeld herausgegebene Sammlung von Sprüchen heiliger Schrift für evangelische Schulen wird auf Grund der von der Commission eingereichten Beurtheilung von der Synode zum Gebrauche genehmigt, und als eine in Auswahl und Anordnung vortreffliche, ihrem Zwecke durchaus entsprechende, namentlich auch als Hülfsbüchlein für den Religionsunterricht in untrüben Gemüthen empfohlen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Alkan (P. F.), Vergleichende Darstellung der Constitution Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. Mit einer Vorrede von Franz Baltisch. Gr. 8. 1844. (1 Thlr. 6 Ngr.) 12 Ngr.

Eisenhart (H.), Philosophie des Staats, oder Allgemeine Socialtheorie. 2 Theile. Gr. 8. 1843-44. (2 Thlr. 12 Ngr.) 1 Thlr.

Raumer (F. L. G. von), Ueber die geschichtliche Entwicklung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1852. (1 Thlr. 8 Ngr.) 20 Ngr.

Schmalz (T. A. H.), Encyclopädie der Kameralwissenschaften. 2te, von A. Thaer, G. L. Hartig, P. F. Rosenstiel, S. F. Hermannsdahl und dem Verfasser verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1828. (1 Thlr. 15 Ngr.) 16 Ngr.

Wiesand (G. F.), Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, Ruhe und gesetzlichen Ordnung zu Verhütung von Tumult und Aufruhr, insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? Gr. 8. 1835. (2 Thlr. 5 Ngr.) 16 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinen für 1851 nachstehende

Zeitungen und Zeitschriften,

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Erscheint täglich zwei mal, Vormittags 11 Uhr, Abends 6 Uhr, und wird den Abonnenten in Leipzig und Dresden zugesandt. Nach auswärts wird sie überall, wohin eine zweimalige Postverbindung von Leipzig aus stattfindet, mit der ersten nach der Ausgabe von Leipzig abgehenden Briefpost versendet. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Rgr.; ein Beleg kostet 1 Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2) Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgeber: Heinrich Brockhaus. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Werden in wöchentlichen Lieferungen zu sechs Nummern und in Monatsheften ausgegeben. Es gehört zu dieser Zeitschrift ein literarischer Anzeiger. Die Insertionsgebühren betragen für die Seite oder deren Raum 2½ Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von William Ebe. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen. XII. Jahrgang. Neue Folge II. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Rgr.; das Vierteljahr 7½ Rgr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Seite 2 Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

4) Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Dem Pfennig-Magazin wird von Zeit zu Zeit ein literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 3 Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

5) Illustrierte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. C. Volbeding. Sechster Jahrgang. 52 Nummern mit vielen Illustrationen. Schmal gr. 4. Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Quartal 15 Rgr.

Dieser Zeitschrift wird von Zeit zu Zeit ein literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

6) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern. Fünfter Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen 2 Rgr. für die Seite oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Rgr. beigelegt.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Mémoires d'outre-tombe

par

Mr. de Chateaubriand.

14 vol. (Complet.) In-8. 7 Thlr.

Die Preisermässigung einer Auswahl werthvoller bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienener Werke, deren Verzeichniß durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist, besteht noch **bis Ende April 1851.**

Literarischer Anzeiger.

1851. N. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird bei G. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2/4 Ngr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1850

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Abn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** 8. First course. 10 Ngr. Second course. 12 Ngr.
2. ———, **Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** 12-8. Premier cours. 4me édition. 8 Ngr. Second cours. 2me édition. 10 Ngr.
3. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster bis sechster Band und siebenten Bandes erstes bis drittes Heft. Gr. 8. 1837—50. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten im ermäßigten Preise 6 Thlr.

4. **Kyzer (D. G.), Der letzte Hohenstaufe.** Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. **Berg (R. F. E. von), Die Staatsforstwirtschaftslehre.** Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser beehrte auch für meinen Verlag eine neue Bearbeitung von:
Scher (F. M.), Ueber die Reine Jagd, zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Zwei Bände. Mit Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1848. 2 Thlr. 8 Ngr. (Kuch in 6 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.)

6. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslands.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis dreihundsechzigster Band. Gr. 12. 1841—50. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter befehlern Titeln einzeln zu erhalten:

- I. **Bremer,** Die Nothbarn. Fünfte Auflage: 10 Ngr. —
- III. **Cornel,** Sancy de Castro, übersetzt von Blättl. in Ngr. —
- IV. **Daute,** Das neue Leben, übersetzt von I.
- V. **Bremer,** Die Köcher des Präsidenten.
- 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Kina, Ditt.
- VIII. IX. **Bremer,** Das Haus, Bierte.
- X. **Bremer,** Die Familie S., Zweite Aufl.
- Bremer,** Geschichte der Romanen S.
- XI. XII. **Daute,** Es folgt und enthält von S. an der Letzt und Blatt.
- 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Kawen,** Der graubi.
- XV. **Bremer,** 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Fried.
- 10 Ngr. — XVII. **Holtzner,** Die Heintode, 16.
- 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele,

7. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Topographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Heck. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen.

1. Abtheilung: Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.

I	19: 8	
I	19: 8	L.
I	19: 8	r.
I	19: 8	
I	19: 8	Ngr.
V	19: 8	
VI	19: 8	Ngr.
I	19: 8	
	19: 8	Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text in octoformirt, und es wird für Mappe und Band des Textes einer jeden Abtheilung 6 Ngr. berechnet. Prochtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 2 Ngr.

Probhefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthändlungen einzufehen.

8. **Bilderaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Erstes bis sechstes Heft. (Nr. 1—1379.) Großfolio. 3 Thlr. 14 Ngr.
- Der „Bilderaal“ ist ein reiches Verzeichnis von Gemälden, die im Besitze der Vortragsanstalten zu befinden sind, von denen sie dabei bewerkten Preisen gute Abbildungen geliefert werden. Eben so kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes Bilderbuch für die Jugend empfohlen werden.
9. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1850. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
- Dieses Blatt ist wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es geht dazu ein literarischer Anzeiger. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2 1/4 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 2 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.
10. **Bremer (Frederike), Die Nachbarn.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.
- Frederike Bremer's Schriften des 10. Ngr. unter besondern Titeln gr., enthalten:
erste Auflage.
zwei Theile.
10 Ngr.
11. **Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung.** Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.
12. **Bälan (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster und zweiter Band. Gr. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.
13. **Carneri (B.), Gebichte.** Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
14. **Chalybäus (F. R.), System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitten.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.
15. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** 14 vol. in-8. 1840—50. Geh. 7 Thlr.
- Von dem Verfasser erschien ebenfalls:
Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 vol. in-12. 1816. 2 Thlr. Ermäßigter Preis 8 Ngr.
Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Nouvelle édition. in-12. 1817. 1 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 8 Ngr.
16. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XI. Jahrgang. Neue Folge. I. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7 1/2 Ngr.
- Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.
17. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Tomes I—XVII. 8. 1846—50. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.
- Eine Fortsetzung dieses Romans unter dem Titel:
Amélie Pléon
ist unter der Presse.
Vom 12. Bande an erschien dieser Roman auch unter dem Titel:
Le Collier de la Reine. 8. Preis des Bandes 15 Ngr.
In demselben Verlage erschien ferner:
La Dame de Monsoreau. 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.
18. **Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch**

- und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Erste Section (A—G). Herausgegeben von **J. S. Ersch.** Erster bis einundfünfzigster Theil. Zweite Section (H—N). Herausgegeben von **H. G. Hoffmann.** Erster bis hundertundzwanzigster Theil. Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von **M. F. C. Meier.** Erster bis fünf- undzwanzigster Theil. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 5 Ngr., auf Belinpapier 5 Thlr. Prachtanfgabe 15 Thlr.
- Darvon sind 1850 neu erschienen:
Erste Section, einundfünfzigster Theil. (Fischer—Fuchs).
Zweite Section, hundertundzwanzigster Theil. (Juda—Jüliche Literatur).
Dritte Section, fünf- undzwanzigster Theil. (Phol—Physis).
- Größeren Subscribenten auf die **Allgemeine Encyclopädie**, welchen eine größere Rabbe von Theilen fehlt, sowie Ordre, die die Abwesenheit von Theilen melden, werden die bei Kauf erleichterlichsten Bedingungen zugesichert.
19. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault und J. Potiet.** Atlas mit erläuternden Texten. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend, in Gr. Folio. Tom in 4. Erste und zweite Lieferung. 1847—50. Preis einer Lieferung, Text und Atlas 9 Thlr.
20. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 Heften. Gr. 8. 1847—50. Preis eines Heftes 10 Ngr., des vollständigen Werks 13 Thlr. 10 Ngr.
21. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuternden Texten. Erste und zweite Folge. Schmal gr. 4.
- Die erste Folge dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet gebunden 5 Thlr. 10 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.; die zweite Folge erschien 1850 in 18 Lieferungen und kostet gebunden 4 Thlr. 20 Ngr., elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. Einzelne Lieferungen beider Folgen kosten 8 Ngr.
- In demselben Verlage erschien:
Neue Shakespears-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakespears dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Gebunden 12 Thlr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr.
22. **Frankfort (C.), Joseph von Rabawig.** Eine Charakterzeichnung. 12. Geh. 15 Ngr.
23. **Gaea Norvegica.** Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von **H. M. Kellhau.** Erstes bis drittes Heft. (Christiania.) Folio. 1838—50. 14 Thlr. 15 Ngr.
- Preis des ersten Hefts 6 Thlr., des zweiten Hefts 4 Thlr. und des dritten Hefts 4 Thlr. 15 Ngr.
24. **Die Gegenwart.** Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Erstes bis sechzigstes Heft, oder erster bis fünfter Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
- Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden zwei Hefte ausgegeben. Der erste bis fünfte Band kosten gebunden jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.
- Kupfer aller Art werden auf den Umständen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.
25. **Grangier (L.), Premiers éléments de littérature française,** comprenant la composition et la poésie, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. Geh. 18 Ngr.
- In demselben Verlage ist von dem Verfasser erschienen:
Anthologie classique, ou Leçons et modèles de bons us genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. in-8. 1846. 1 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt)

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.
Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.;
das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Seite 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Januar. Nr. 418—421.

Inhalt. Karl der Große. — Das angeblich hohe Alter des Hirsches. — Die Urwelt und die jegliche Welt. — Siegethür. — Magdalene Elisabeth Schrader. — Die Türken, wie sie jetzt sind. — Die Riesenbägelge. — Der todesmuthige Aschensheng. — Die redende Weintraube, der lachende Apfel und die klingende Pfirsich. — Gutgemeinter Unsinn. — *Peitschentanz auf Delos. — Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's V. — Abgetrumpft. — Klagenweiber. — Wie viel der Mensch dem Mikroskope zu verdanken hat. — Wie steht es wol jetzt mit der ägyptischen Cultur? — *Das Schuppenthier in Ostindien. — *Der Riesenara. — *Die Karrenmutter in Dijon. — Die Erstzeugung des großen Ararat. — Die fliegende Kutjhe. — *Eine Kanone aus dem 14. Jahrhundert. — **Wannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt im **Preise** herabgesetzt:

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der Neuen Folge VI.—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Der Beachtung für Geschichtsfreunde und Alterthumsforscher.

Sobald ist erschienen:

Hefter, Dr. C. Chr., **Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock und ihrer Umgebungen.** Mit 5 Abbildungen. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Chronik, das Resultat einer zwanzigjährigen Arbeit eines anerkannt achtbaren, wahrheitsliebenden Mannes, ist nicht nur den Bewohnern der hiesigen Gegend von Interesse, sondern allen Geschichtsfreunden und Alterthumsforschern u. s. w., welche die gelehrten Angaben über die älteste Geschichte der wendischen und deutschen Völkerstämme gewiß mit Dank aufnehmen werden. Das Ganze ist ein in seiner Art vollendetes Werk, ebenso geeignet zur angenehmen Unterhaltung und Belehrung, und kann dieses Buch zur Anschaffung für alle öffentlichen Bibliotheken mit Recht empfohlen werden.

Jüterbock. **A. M. Colditz.**

Sobald ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Germania.

Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
der
deutschen Nation.

Inhalt der 1. und 2. Lieferung: Preußen und Oestreich in ihrem Verhältniß zu Deutschland. Von **P. A.** — Die deutschen Denkmäler. Von **B. Stricker.** — Die Rechts- und Staatsverfassung Kurheffens in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Staatsrath **Wippermann.** — Deutsche Rational-Erziehung, ihre Bedeutung, ihr Zweck, ihre Mittel. Von **F. A. W. Diesterweg.** — Deutsch-dänische Wechselwirkungen. Von **B. Stricker.** — Die deutschen Kaiserdynastien und ihre Bestrebungen für die Einheit und Erbligkeit des Reichs. Von **D. Abel.** — Die deutsche Kleinstaaterie und ihre Folgen. Von **A. L. von Rochau.** — Die Entwicklung des parlamentarischen Lebens in Deutschland. Von **K. Wiedermann.**

Preis einer Lieferung 7½ Ngr.

Leipzig, im Januar 1851.

Avenarius & Mendelssohn.

Bei **J. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von **M. J. E. Volbeding.**
Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.;
das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigelegt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Seite 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Januar. Nr. 1—4.

Inhalt. *Die Jugendzeitung an ihre Leser. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Dritter Artikel. — *Der Schneemann in der Dorfstraße. — Das Neujahrfest der Chinesen. — *Luftige Wohnung. — Zum Neujahr. — *Die nordamerikanische Wandertaube. — *Die Akropolis in Athen. — *Kolchische Wälder. — Die drei Thiere. — *Kaninchen. — *Blumensprache für die Jugend. — *Mutterliebe. — *Die verunglückte Bienenjagd. — Der doppelte Geburtstag. — *Die Schildkröte. — Gib — und du nimmst! — *Paf aus dem Haslithal über die Grimfel. — *Blüten, Blätter und Bohnen des Carobaums. — *Zwei neue Bilderbücher mit Thiergeschichten. — *Blumensprache für die Jugend. — **Wannichfaltiges.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten **zusammengenommen** im **herabgesetzten Preise** gebestet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr 24 Ngr. **Einzelne** kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), gebestet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Sechzigstes bis zweiundsechzigstes Heft.

Inhalt: Die Märzkatastrophe in Oesterreich. (Schluß) — Die Kurbaltischen Herzogthümer. Zweite Abtheilung. Anhalt-Deßau und Anhalt-Köthen. — Das russische Staatsleben. Erster Abschnitt. Rußlands innere Politik. — Politische Verbrechen und Vergehen. — Das Märzministerium in Württemberg.

„Die Gegenwart“ trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Februar 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei **Wilhelm Gassel** in **Eberfeld** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

von

Sprüchen heiliger Schrift

für evangelische Schulen,

zu

jedem kirchlichen Lehrbuche zu gebrauchen, mit dem Abdruck der wichtigeren Schriftstellen für schwächere Kinder.

Herausgegeben

von

M. A. S. Jaspis,

Pfarrer in Eberfeld und der Zeit Schulpfeger.

Preis cart. 2 Sgr.

Die Rheinische Provinzialsynode sagt in ihrem Protokoll, §. 169, Folgendes darüber:

Die von Herrn Pastor Jaspis in Eberfeld herausgegebene Sammlung von Sprüchen heiliger Schrift für evangelische Schulen wird auf Grund der von der Commission eingereichten Beurtheilung von der Synode zum Gebrauche genehmigt, und als eine in Auswahl und Anordnung vorzuziehende, ihrem Zwecke durchaus entsprechende, namentlich auch als Hülfsbüchlein für den Religionsunterricht in untern Gemeinden empfohlen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Antike Marmorwerke.. Zum ersten male bekannt gemacht von **E. Braun**. Erste und zweite Decade. Mit 24 Kupferplatten. Folio. 1843. (8 Thlr.) **4 Thlr.**

Förster (E.), Beiträge zur neuern Kunstgeschichte. Mit 4 Kupferplatten. Gr. 8. 1835. (1 Thlr. 15 Ngr.) **15 Ngr.**

Hagen (A.), Die Wunder der heiligen Katharina von Siena. Nacherzählt. Gr. 12. 1840. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

—, Leonardo da Vinci in Mailand. Nach dem Italienschen. Gr. 12. 1840. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Quandt (J. G. von), Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst und deren Wechselwirkungen mit andern zeichnenden Künsten. Nebst zwei Beilagen. 8.

1826. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Reumont (A. von), Andrea del Sarto. Mit einem Grundriss des Vorhofs der Servitenkirche in Florenz. Gr. 12. 1835. (1 Thlr. 8 Ngr.) **15 Ngr.**

Schopenhauer (Johanna), Johann van Eyck und seine Nachfolger. 2 Bände. 16. 1830. (2 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Wolse (A.), Albrecht Dürer und sein Zeitalter. Mit Dürer's Bildnisse. 4. 1819. (1 Thlr. 15 Ngr.) **9 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird

10% Rabatt gegeben.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. V.

Dieser literarische Anzeiger wird bei H. W. Meissner in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und tragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1850

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. IV.)

26. Guizot (F. P. G.), Histoire de la révolution d'Angleterre, depuis l'avènement de Charles I^{er} jusqu'à sa mort, précédée d'un Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. 2 vol. In-8. Geh. 2 Thlr.
27. Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. In-8. Geh. 10 Ngr.
28. Warum hat die Revolution in England gefiegt? Betrachtungen über die Geschichte der Revolution in England. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.
 Von dem Verfasser erschien ebendieselbe:
 De la démocratie en France. In-8. 1849. Geh. 7 $\frac{1}{2}$ Ngr.
 Remarques sur le livre:
 Büttnerstein (S. von), Die Demokratie in Deutschland. Leipzig 1848. Gr. 12. Geh. 12 Ngr.
29. Gupfrow (K.), Dramatische Werke. Erster Band bis siebensten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.
 Inhalt: I. Richard Savage. Berner. — II. Pöthel. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Kopf und Schwert. — IV. Puppenspiel. Das Hehl des Kerker. — V. Der dreizehnte November. Heil! Heil! — VI. Knüttelweber. — VII. 1. Heil!
 Einzelne sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:
 Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
 Berner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
 Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. in 5 Acten.
 a fünf Aufzügen. Dritte
 18 Gestaltgemälde in drei
 Zweite Auflage. 1 Thlr.
 an. Mit drei Bildern von
 inbesehr:
 12. 18. 2. 3 Thlr. Gr.
 1848. 2 Thlr. Grm-
 agna Kuraf. Gr. 12.
30. Vor- und Nach-Rätzliches 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Diese Schrift bildet den vierten Band der Vermischten Schriften des Verfassers. Die drei ersten Bände derselben sind aus dem Verlage des Herrn Carl B. Herz in Leipzig zu sich übergegangen und zu dem ermäßigten Preise von 2 Thlr. von mir zu beziehen.
31. Gupfrow (K.), Die Ritter vom Geisse. Roman in neun Büchern. Erster und zweiter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.
 Der dritte und vierte Band sind ebenfalls bereits erschienen; die übrigen Bände werden noch hintereinander folgen.
32. Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Ch. A. Geiseler. Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
 Früher erschien ebendieselbe:
 Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch bearbeitet von Ch. A. Geiseler. Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.
33. Handbuch deutscher Beredsamkeit, enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Alters und jeder Gattung. Zusammengefaßt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von D. L. B. Wolff. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.
 Unter besondern Titeln auch einzeln:
 Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. Mit dem Portrait Luther's. 1849. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Handbuch der weltlichen Beredsamkeit. Mit dem Portrait Mirabeau's. 1848. 1 Thlr. 15 Ngr.
34. W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.
35. W. von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Holzogen, Schiller, G. Forster und J. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von Elisa Mater. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
- 36.
- 37.

38. **Koenig (G.), William Shaffpeare. Ein Roman.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.
- Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Die Claviken in König. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.
Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr.
Die Walden. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr.
Regina. Eine Hergengeschichte. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
Chronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 3 Thlr.
Spies und Liebe. Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.
Die Ruffahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.
39. **Lamartine (A. de), Genoviève. Histoire d'une servante.** In-8. 24 Ngr.
40. **....., Nouvelles Confidences.** In-8. 12 Ngr.
- Von demselben Verfasser erschien früher:
Les Confidences. In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. In-8. 2 1/2 Ngr.
Histoire de la révolution de 1848. 2 vol. In-8. 2 Thlr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondins. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.
41. **Woyd (G. E.), Englische und deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger.** Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Dritte Auflage. 8. 20 Ngr.
- Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:
Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit fastlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Dritte verbesserte Auflage. 8. 1848. 27 Ngr.
Reberungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.
Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuesten englischen Schriftstücken. 8. 1832. 25 Ngr.
Woyd und G. F. Ködder, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. Ermäßigter Preis 1 Thlr. 10 Ngr.
42. **Meyern (G. von), Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte.** 8. Geh. 16 Ngr.
43. **Müller (B.), Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 16 Ngr.**
- Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:
Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von G. F. Schwab. Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildnis. 16. 6 Thlr.
Originallieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. Ermäßigter Preis 12 Ngr.
44. **Randt (Th.), Die Rastadore. Ein Roman der Gegenwart.** Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.
45. **Rezman (F. B.), Die Seele, ihre Leiden und ihr Sehnen.** Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch Adolf Gelmann. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
46. **Road (L.), Das Mykerium des Christenthums oder die Grundidee des ewigen Evangeliums.** Gr. 8. Geh. 16 Ngr.
47. **Rehlenkläger (H.), Neue dramatische Dichtungen.** Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.
- selbst:
 dr. Dramatisches Gedicht. Neue u. Mit zwei Kupfern. 8. 1820.
 Zwei Bändchen. Gr. 12. 1831.
 4 Theile. 8. 1835. Ermäßigter Preis 4 Thlr.
48. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Achter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.
- Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, die kann aber auch in monatlichen Heftennummern bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein literarisches Anzeiger beigegeben. Die Inseratensätze betragen für den Raum einer Seite 3 Ngr. Besondere Bedingungen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Exemplar befragt.
- Der I.-V. Band des Pfennig-Magazin (1833-37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.-X. Band (1838-42) 4 Thlr.;

- der XI.-XV. Band (Neue Folge I.-V. Band, 1843-47) 4 Thlr.; der I.-XV. Band zusammengerechnet 10 Thlr.; darüber hinaus jeder 1 Thlr. Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrgang (1848 und 1849) kosten jeder 2 Thlr.
- Pfennig-Magazin für Kinder.** Fünf Bände. 2 Thlr. Einzeln Jahrgänge 15 Ngr.
- Sonntags-Magazin.** Zwei Bände. Jeder Band 10 Ngr.
- National-Magazin.** Ein Band. 10 Ngr.
49. **Pipig (F. C.), Mirabeau. Eine Lebensgeschichte.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
50. **Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.** Herausgegeben von F. C. Pipig und B. Häring (B. Alers). Dreizehnter bis sechzehnter Theil. Neue Folge. Erster bis vierter Theil. Gr. 12. 1848-50. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.
- Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der ersten Folge (12 Theile, 1842-47, 2 Bde. 24 Ngr.) für einige Zeit auf 12 Thlr. ermäßigt.
51. **Platon's sämtliche Werke.** Uebersetzt von G. Müller, mit Einleitungen begleitet von K. Steinbart. Erster Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.
- Früher erschien ebenfalls:
Die Lustspiele des Terentianus. Uebersetzt und erläutert von G. Müller. Drei Bände. Gr. 8. 1843-47. 5 Thlr. 12 Ngr.
52. **Pritzl (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initio ad nostra usque tempora, quindecim millia operum recensens.** Erste bis sechste Lieferung. Gr. 4. 1847-50. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.
53. **Rammer (F. von), Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.** Gr. 12. Geh. 8 Ngr.
- Erschienen auch von F. von Rammer erschienen:
Briefe aus Frankfurt und Paris 1848-49. Zwei Theile. Gr. 8. 1849. 4 Thlr.
 Neben die in Frankfurt nicht gehalten wurden. I.-VI. Gr. 8. 1848. 5 Ngr.
54. **....., Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Erster bis achter Band. Gr. 8. 1832-50. Druckpapier 24 Thlr. 13 Ngr. Velinpapier 48 Thlr. 25 Ngr.
- Der achte Band erschien auch unter dem Titel:
Geschichte Frankreichs und der Französischen Revolution 1790-95. Gr. 8. Druckpapier 4 Thlr. Velinpapier 8 Thlr.
- Von demselben Verfasser erschien ebenfalls:
Geschichte der Hohenzollern und ihrer Zeit. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Fünf Bände. Gr. 8. 1840-42. Velinpapier 12 Thlr., extrafeines Velinpapier 24 Thlr.
Die Kämpfe und Taten der ersten Kaiserer 24 Thlr.
Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.
55. **Rammer (F. von), Palästina.** Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.
- In meinem Verlage ist auch erschienen:
Lehrbuch der Allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfern. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Beschreibung der Erdoberfläche. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.
56. **Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.
57. **Schulze (C.), Die bezauerte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.**
- Von C. Schulze erschien früher ebenfalls:
Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.
Chelice. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.
 Miniatur-Ausgabe. 1849. Gebunden. 3 Thlr.
Die bezauerte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Erste beste Auflage. 8. 1844. 1 Thlr. Mit Kupfern 2 Thlr. Probdruckausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.
Wische. Ein antikes Märchen in beiden Bänden. 8. 1819. Ermäßigter Preis 12 Ngr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1811. Ermäßigter Preis 16 Ngr.

58. **Stimmen aus dem Morgenlande**, oder Deutsch-Morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekanntem oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von **C. R. S. Peiper**. Gr. 8. (Hirschberg.) Geh. 3 Thlr.
59. **Sturm (J.), Gebiete**. 16. Gebietet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
60. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple**, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I—VII. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.
61. ——— **Die Geheimnisse des Volks**, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis siebenter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.
Früher erschien von dem Verfasser ebendasselbe;
Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. 8 Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 1 Thlr.
Aar.-Gall. Aus dem Französischen. Gr. 12. 1852. 1 Thlr. 15 Ngr. Ermäßigter Preis 8 Ngr.
62. **Historisches Taschenbuch**. Herausgegeben von **F. von Raumer**. Dritte Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. 1851. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.
Die erste und zweite Folge des **Historischen Taschenbuch** (20 Jahrgänge, 1831—49) zusammengekommen kosten im ermäßigten Preise 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster Jahrgang 1850 kostet 2 Thlr. 15 Ngr.
63. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maas- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Uanzen aller Länder und**

Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback**. Erstes bis dreizehntes Heft. (Aachen—Zwoll, und Nachträge: Alessandria—Zürich.) (Schluss.) Breit 8. 1841—50. 7 Thlr. 15 Ngr.
Dieses Werk ist auch cartonné in zwei Theilungen zu obigem Preise zu erhalten.

64. **Vetus Testamentum graeco juxta LXX interpretes**. Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexit **Const. Tischendorf**. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.
Ebendasselbe erschien:
Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum laetii ante Hieronymum versal ex codico palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit Const. Tischendorf. 1817. Gr. 4. 18 Thlr.
65. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier**. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes bis sechstes Heft. (Strausse und Hühnerarten; Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Singvögel; Würger — Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wad-vögel.) Bogen 1—36 und Tafel I—LX. Gr. 4. 1845—50. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.
Von dem Verfasser wurde daselbst auch herausgegeben:
Ardea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Erstes und zweites Heft. Mit zwei illumirten Tafeln. Gr. 8. 1846—49. 3 Thlr. 22 Ngr.
(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**. Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe**.

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7 1/2 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Infectionsgebühren für die Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

Januar. Nr. 1—4.

Inhalt: Die angemessensten Säemaschinen für kleinere Wirthschaften. — Was es mit der amerikanischen, angeblich von Hamm verbesserten Häckselmaschine auf sich hat. — Entgegnung auf einen Aufsatz „Ueber die Verschaffung bleibenden Verdienstes für die arbeitende Classe.“ — Entgegnung auf einen Schmähartikel gegen Horstky's „neues Culturverfahren“ und auf eine Reihe von Verdächtigungen in der Agronomischen Zeitung. — Anfrage, die empfohlene gelbe Luzerne betreffend. — Erntebericht aus dem Herzogthum Koburg. — Was hat der deutsche Schafzüchter zu thun, um den Nachtheil, der ihm aus der vermehrten Einfuhr australischer Wolle entsteht, abzuwenden? — Beantwortung der Anfrage, eine Ernte von sogenanntem chinesischem Sommerroggen ohne Mehren betreffend. — Ueber das Verhältniß des Fleischgewichts zum lebenden Gewicht des Thieres. — Gesamtbericht der Ernte des Jahres

1850. — Die Errichtung einer Fußbeschlagshule in der Residenzstadt Altenburg. — Die neue Luzerne Medicago intermedia. — Ein Wink für Landwirthe, das Luftbutterfaß und insbesondere die Untauglichkeit des Hamm'schen Luftbutterfaßes betreffend. — **Landwirthschaftliche Kleinigkeiten** u. s. w.

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 1—4, und **Artistische Beilage** Nr. 1.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer's ausgewählte Werke.

Vollständig in 12 Bänden à 20 Bogen.

Rovellen, Gedichte und Laienbrevier, statt 6 Thaler **Drei Thaler**.

Rovellen und Gedichte ohne das Laienbrevier. 10 Bände. **Zwei Thaler**.

Berlin, im Januar 1851.

Zeit & Comp.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen, Kleine Leute in großer Zeit.

Drei Theile.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

**Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851**
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

- Adolphine**, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. 16. 1844. (24 Ngr.) 4 Ngr.
 —, Neue Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. 16. 1846. (24 Ngr.) 4 Ngr.
Broderlow (C. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. 2 Theile. Gr. 8. 1844. (2 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.
Alfred Campbell, oder Reisen eines jungen Pilgers nach Aegypten und dem gelobten Lande. Aus dem Englischen für die Jugend bearbeitet von K. Stille. 12. 1830. (22 Ngr.) 4 Ngr.
Persische Fabeln für Jung und Alt. Aus dem Englischen des G. H. Keene übertragen von J. Sporschil. Mit 18 Holzschnitten. 8. 1834. (15 Ngr.) 4 Ngr.
Glatz (J.), Die Familie von Karlsberg, oder die Tugendlehre anschaulich dargestellt in einer Familiengeschichte. Ein Buch für den Geist und das Herz der Jugend beiderlei Geschlechts. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bände. Mit des Verfassers Bildniss und 1 Titelkupfer. 8. 1829. (2 Thlr. 20 Ngr.) 16 Ngr.
Jerrer (G. L.), Erzählungen der Geschichte der europäischen Völker, von Karl dem Grossen bis auf unsere Zeiten. 3 Theile. Gr. 8. 1827. (3 Thlr. 10 Ngr.) 16 Ngr.
Overbeck (C. A.), Fritschen's Lieder. Neue Ausgabe. 8. 1831. (10 Ngr.) 4 Ngr.
Schmidt (F. L.), Dramatischer Jugendfreund. Ein Weihnachtsgeschenk. Mit Kupfern. 8. 1812. (1 Thlr.) 4 Ngr.
Schopenhauer (Adele), Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 12. 1844. (24 Ngr.) 12 Ngr.
Wächter (G. P. L.), Jugendunterhaltungen. 8. 1827. (1 Thlr.) 4 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Morgen- und Abendgedanken
in
Gedichten.

Gesammelt und theilweise bearbeitet von
W. K. Stahl.
 Miniaturausgabe. Geh. 1 Thlr. Eleg. geb. mit
 Goldschnitt 1 1/2 Thlr.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der letzte Hohenstaufe,
 Tragödie in fünf Aufzügen von **D. S. Anrer.**
 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten von

Friedrich Salau.

Zweiter Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Ein Prätendent aus dem 16. Jahrhundert. — II. Ein Prätendent aus dem 18. Jahrhundert. — III. Ein Erbfolgestreit im Lande Stippe. — IV. Herzog Friedrich von Schomberg. — V. Verhandlungen Friedrich's II. Herzogs von Sachsen-Gotha mit Altenburg, mit Ludwig XIV. 1701 und 1702. Bon Hofrath und Professor Schulze in Gotha. — VI. Pfalzgräfin Marie Eleonore von Brandenburg. Bon O. C. Sauerer. — VII. Ferdinand VI. und Karl III., Könige von Spanien. — VIII. Kaunitz und Höpfel. — IX. Der Königstein und seine Gefangenen. — X. Rensel und Siepmann. Ein Beitrag zur Geschichte des Staats- und Polizeiwesens im 18. Jahrhundert. — XI. Die Grafen von Promnitz. — XII. Die Grafen von Hoym. — XIII. Entführungen. — XIV. Seyd von Troja. — XV. Friedemann von Lämpfing. — XVI. Schwärzung auf Malta. — XVII. Die Damaßbörfer Graf. und Kitz Schönau. Ein Beitrag zur Sittengeschichte. — XVIII. Johann Gottfried Ellig. — Miscellen.

Der erste Band erschien zu Anfang dieses Jahres und hat denselben Preis.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. J. C. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alerts).

Hiervon erschienen sechzehn Theile, wovon der erste bis zwölfte Theil für einige Zeit auf 12 Thlr. im Preise ermäßigt worden sind. Der dreizehnte bis sechzehnte Theil, der Neuen Folge erster bis vierter Theil, kosten jeder 2 Thlr. Leipzig, im Februar 1851.

F. W. Brockhaus.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Felicitas.

Ein Roman
von
Eliza Wille, geb. Stoman.

Zwei Theile.
12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Preisermässigung einer Auswahl werthvoller bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erschienener Werke, deren Verzeichniß durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist, besteht noch **bis Ende April 1851.**

Literarischer Anzeiger.

1851. N. VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird drei bei G. H. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum 2½ Rgr.

B e r i c h t

über die im Laufe des Jahres 1850

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluss aus Nr. V.)

66. **Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit.** Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

67. **Ueber deutsche Zustände und deutsche Verfassung.** Vorschläge zu einem Bundesparlament von A. R. Gr. 12. Geh. 8 Rgr.

68. **Vendidad Sade.** Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. Hermann Brockhaus. Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

Früher erschien vom Herausgeber in derselben Verlage:

Kathā Sarit Sāgara. Die Märchenammlung des Sri Somadeva Sphota aus Kashmir. Zehn bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Hari Comodā. Edikt schollische Inschrift. Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr. Die Märchenammlung des Somadeva Sphota aus Kashmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

69. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern. Viertes Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

70. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von M. J. C. Holbein. Fünfter Jahrgang. 52 Nummern mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer. Sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Rgr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1848—50) sollen zusammengekommen im ermäßigten Preise gedruckt 3 Thlr., einzeln gebunden 3 Thlr. 20 Ngr. Der vierte und fünfte Jahrgang (1849 und 1850) sollen jeder gedruckt 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

71. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1850. Fäglich außer den Beilagen zwei Nummern. Folio. Preannumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Rgr.; ein Bogen kostet 1 Rgr.; besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

72. **Borrika (Don José), Don Juan Tenorio.** Religionsphantasistisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch C. G. de Wille. 8. Geh. 1 Thlr.

Aus dem Verlage des Herrn Otto Spamer in Leipzig ist an F. A. Brockhaus übergegangen:

Elmer (J. C.), Die rationelle Schafzucht. Ein Handbuch für Landwirthe, Schafzüchter u. s. w. Resultate dreißigjähriger Praxis und Erfahrung. Zweite, durchgesehene, mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. 8. 1849. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf die zehnte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage des

Conversations-Lexikon,

welche in 15 Bänden oder 120 Heften

zu dem Preise von

5 Rgr. — 4 gGr. — 18 Kr. Ngr. für das Heft

in dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint.

Die in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhaltenden ersten Hefte zeigen die bedeutenden Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Auflage des bekannten Werks, sowie die sorgfältige äußere Ausstattung. Binnen drei Jahren soll es beendigt sein, und die vollständige Lieferung in 120 Heften wird ausdrücklich garantirt. Monatlich werden in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen ausgegeben.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle **Buchhandlungen des In- und Auslandes** zu beziehen sind.

Nach den einzelnen Wissenschaften zusammengestellt:

Bibliographie, Literaturwissenschaft, Kunst und Kunstgeschichte. — Philosophie und Theologie. — Philologie und Alterthumswissenschaft. — Rechts-, Staats- und Militairwissenschaft. — Medicinische Wissenschaften. — Naturwissenschaften. — Geschichte. — Biographie, Briefwechsel und Memoirenliteratur. — Geographie und Reiseliteratur. — Haus- und Landwirthschaft, Forst- und Jagdwissenschaft, Handelswissenschaft, Mathematik und Baukunst. — Gesammelte Werke und schöne Literatur. — Schriften vermischten Inhalts. — Ouvrages de diplomatie (in französischer Sprache).

Die Preisermässigung der in obigen Verzeichnissen enthaltenen Artikel, welche den 31. Dec. 1850 aufhören sollte, ist bis 30. April 1851 verlängert worden.

Ausländische Commissions-Artikel.

Biggar, Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs suivi de la Poétique d'Aristote et d'extraits de ses problèmes avec traduction française et commentaire. In-8. Paris. 2 Thlr. 26 Ngr.

Encyclopédie d'architecture. Journal périodique publié par **V. Calhat**, architecte. Avec planches. Gr. in-4. Paris. Preis des Jahrgangs 8 Thlr. 26 Ngr.

Wird jährlich in 24 Lieferungen mit 120 Kupferstichen erscheinen. Ein ausführlicher Prospect ist gratis zu haben.

Callabaud (J.), L'Architecture du 5me au 16me siècle et les arts qui en dépendent, la sculpture, la peinture murale, la peinture sur verre etc. Livr. 1—3. In-4. Paris. Preis der Lieferung 20 Ngr.

Wird aus 120—200 Lieferungen, jede 2 Kupfer enthaltend, bestehen.

La Hongrie pittoresque, historique, littéraire, artistique et monumentale, rédigée par une société de littérateurs sous la direction de **J. Boldényi**. Gr. in-8. Paris. 4 Thlr. 15 Ngr.

Erstet in 40 Lieferungen mit Illustrationen.

Lobiano (Ch.), Manuel de l'amateur d'estampes, contenant 1) un Dictionnaire iconographique; 2) un Répertoire des estampes dont les auteurs ne sont connus que par des marques figurées; 3) un Dictionnaire des monogrammes des graveurs; 4) une Table des peintres, sculpteurs, architectes et dessinateurs etc.; 5) une Table méthodique des estampes décrites. Ouvrage destiné à faire suite au Manuel du libraire et de l'amateur de livres par Brunet. Ire livr. Gr. in-8. à 2 colonnes. Paris. 1 Thlr. 8 Ngr.

Wird in 12 Lieferungen, von denen alle zwei Monate eine erscheint, vollständig sein. Bei dem Erscheinen der letzten Lieferung wird eine Preisermässigung eintreten.

Letarouilly (F.), Edifices de Rome moderne, ou Recueil des palais, maisons, églises, couvents et autres monuments publics et particuliers les plus remarquables de la ville de Rome. Liv. 16—20 (fin. In-Folio.) accompagnés d'un texte gr. in 4. Liège. Preis der Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Normand (Ch.), Le guide de l'ornemaniste, ou de l'ornement pour la décoration des bâtimens. In-fol. Liège. 6 Thlr. 20 Ngr.

Pope (Général), Histoire des révolutions et des guerres d'Italie en 1847, 1848 et 1849. In-8. Paris. 2 Thlr.

Perles et Parures. Fantaisie par **Gavarni**, Romans et Nouvelles par **Méry**. Ire série. Les joyaux. 2me série. Les parures. 2 vol. Gr. in-8. Paris. 11 Thlr. 5 Ngr. Gebunden mit gepressten Decken 13 Thlr. 15 Ngr.

Regnault, Règne de Louis-Philippe. Histoire de huit ans 1840—48. Ouvrage faisant suite à l'Histoire de dix ans 1830—40 par L. Blanc. Illustrée de magnifiques gravures et portraits. T. Ier. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr. Wird in drei Bänden vollständig sein.

Stuardini, L'Italie littéraire et artistique. Galerie de cent portraits des poètes, prosateurs, peintres, sculpteurs, architectes et musiciens les plus illustres. Traduction française par **Ubiolani**. Gr. in-8. Paris. 5 Thlr. Gebunden mit gepressten Decken 6 Thlr. 20 Ngr.

Petri Abaelardi opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit textum ad fidem Hbrorum editorum scriptorumque recensuit, notas, argumenta, indices et jectit Victor Cousin adjuvantibus C. Jourdan et E. Despois. Tom. I. Gr. 4. Paris. 11 Thlr.

Haji Khalifa Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa Ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine. Edidit **G. Finogel**. Vol. V. 4 maj. Londini. 15 Thlr. 25 Ngr.

Der Preis der ersten 4 Bände ist 53 Thlr. 10 Ngr.

Theodorus, Observations de enervibus scandinavias speciebus generis Androcaea. 8. Holmiae. 8 Ngr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXI. (1849.) In-8. — **Bullettino dell' Instituto di corrispondenza archeologica** per l'anno 1849. In-8. — **Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica** per l'anno 1849. Folio. Roma. Prämienations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese kritisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom bestanden mit dem Jahr 1849 und hienzu complet à 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1848 wird noch zum Prämienationspreise von 14 Thlr. gegeben.

Machiavelli (N.), Opere scelte pubblicate per cura **Stuardini**. Con ritratto. Gr. 8. Parigi. 5 Thlr.

Biblioteca de autores españoles desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias ordenado por D. Buenaventura Carlos Arribau. T. IV. Kiegias de Varas ilustres de Indias por **Juan de Castellanos**. Segunda edicion. Gr. in-8. Madrid. 4 Thlr.

Die ersten drei Bände obiger Sammlung haben ebenfalls jezt 4 Thlr. und enthalten:

- I. Obras de **Miguel de Cervantes Saavedra**.
- II. Obras de **D. Nicolas** y de **D. Leandro Fernandez de Moratin**.
- III. **Novelistas anteriores á Cervantes**.

Gil y Zarate (D. Antonio), Obras dramaticas. Edicion precedida de una noticia biografica, y dada a luz por **D. Eugenio de Ochoa**. 8. Paris. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieterich (U. W.), Svensk språklära med jemförande hätyndningar till Norges och Danmarks språkbruk. Första

Häftet: Bokstafs- och Ordböjnings-Lära. 8. Stockholm. 16 Ngr.
 Frey. Tidskrift för Vetenskap och Konst. 1850. 1—8. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.
 Kärlek och Poesi. 12. Stockholm. Cart. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift Sällskapet. II. Delen. Häft. 4. Herr Ivan Lejon-Riddaren. IV. Delen. Häft. 3. Ett Forn-Svenskt Legendarium. V. Delen. Häft. I, II. Sagan om Didrik af Bern. 8. Stockholm. 6 Thlr. 20/2 Ngr.
 Ny Tidskrift för Lärare och Uppfostrare. Utgifven af Bagge och Falk. Andra Argängen. 1, 2. Häftet. 8. Stockholm. Preis des Jahrgangs von 4 Heften 2 Thlr.

Gorocki, (A.), Wolny Głos. 16. Paryż. 1 Thlr.
 Otwinowski, (E.), Dzieje polski pod panowaniem Augusta II. od roku 1696—1723. Gr. 8. Kraków. 2 Thlr. 7/2 Ngr.
 Panowanie Henryka Walezjusza i Stefana Batorego Krolów polakich. Z r-kopiamów Albertrandego podług wydania E. Onacewicza. Gr. 8. Kraków. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Popliński (A.), Maiejsza Grammatyka łacinska dla klasz niszych i srednich gimnazyalnych. Druga poprawiona i pomnożona edycja. 8. Poznań. 20 Ngr.
 Historia powszechna dla Klasz srednich szkół realnych i gimnazyalnych. Tom II zawierajacy Dzieje wieków srednich Poszyt I. Lex.-8. Poznań. 10 Ngr.
 Wasilewski, (E.) Poezye. 8. Kraków. 1 Thlr. 10 Ngr.

Argelander, DLX stellarum fixarum positiones mediae ineunto anno 1830. Ex observationibus Abaeae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos locos apparentes inseruit adject. Gr. 4. Helsingfors. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
 — Observationes astronomicae in specula Universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nomine instituit. Tom. I—III. Folio. Åbo. 1830—32. 9 Thlr.
 Castrén, De affixis personalibus linguarum Altaicarum dissertatio. 4. Helsingfors. 1850. 1 Thlr.
 — Elementa grammaticae Syrianae. Helsingfors. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.
 — Elementa grammaticae Techeremissae. Kuopio. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.
 Elshf, Kolmiomianto (Trigonometrie). Helsingfors. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.
 Euren, (G. E.), Finsk Språklära. Åbo. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.
 Europæus, Pieni Runon-seppä eli Kokous paraimmista Inkerinmaan puolelta kerätystä runo-lauluista ynnä Johdatyksiä Runon tekoon. (Lehrbuch der finnischen Metrik nebst einigen Gesängen.) 8. Helsingfors. 1847. 10 Ngr.
 Geitka, Principia grammaticae neo-persicae. Helsingfors. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Kalevala, Toinen painos. (Zweite Ausgabe dieses finnischen Nationalpos.) 4. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Kanteletar. Suomen Kansan Wanhoja Lauluja ja Wirsiä.

1.—3. Kirja. (Alle hellsche Gesänge des finnischen Volks. Erster bis dritter Band.) Gr. 8. 3 Thlr.
 Kellgren, (H.), De cosmogonia Graecorum ex aegyptio profecta, Dissertatio. 8. Helsingfors. 1850. 9 Ngr.
 — Mythos de ovo mundano, ejusdemque apud Indios notio. Helsingfors. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.
 Kellgren, (H.), Tengström und Tigerstedt, Fostersländskt Album. (Baterländisches Album für finnische Literatur.) Erstes bis drittes Heft. Helsingfors. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Korhosen, (Paavo), Wiisikymmentä runoa ja kuusi laulua. (Fünfzig Runen und sechs Gesänge von Paul Korhosen.) Helsingfors. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.
 Lagus, Åbo Hofrätts Historia. Erster Band. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Nervander, Skrifter utgifna till Minne för Landsmän. Med Författarens portrait. (Nervander's Schriften.) Drei Bände. Gr. 8. Helsingfors. 1850. 2 Thlr. 10 Ngr.
 Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora fennica Förhandlingar. 1. Häftet. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
 Renvall, Suomalainen Sana-Kirja. Lexicon linguae finicae cum interpretatione duplici, copiosiore latina, breviora germanica. Erster und zweiter Band. Åbo. 1826. 4. 6 Thlr.
 Runeberg, Fänrik Ståls Sägner, en Samling Sängor. Andra Upplagen. 1. Häftet. (Gedichtsammlung.) Ler.-8. Helsingfors. 1850. 25 Ngr.
 Ruotsin, Suomen ja Saksan Tulkki. (Schwedisch-finnisch-deutsches Wörterbuch und Gespräche.) Helsingfors. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.
 Sahlgren, (C. B.), Novae Coleopterorum species. Dissertatio academica. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 5 Ngr.
 Sahlgren, (C. B.), Insecta Fennica. Tom. I. II. Helsingfors. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
 Sahlgren, (R. F.), Monographia geocorisarum Fenniae. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 16 Ngr.
 Sjögren, (A. J.), Anteckningar om Församlingarne i Kemilappmark. Helsingfors. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Suomen historia ja maantiede. (Geschichte und Geographie von Finnland.) Helsingfors. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
 Suomen Kansan Arwoituksia ynnä 135 Wiron Arwoituksem kanasa. (Die Räthsel der Finnen, nebst 135 esthnischen Räthseln.) Helsingfors. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.
 Suomen Kansan Laulantoja Pianolla soitettavia. 1. Häftet. (Finnische Nationalmelodien.) Quert Ler.-8. Helsingfors. 1849. 1 Thlr. 5 Ngr.
 Suomen Kansan Sanalakuja. (Die Sprichwörter des finnischen Volks.) Helsingfors. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. (Zeitschrift für finnische Gegenstände.) Erster bis neunter Jahrgang. 1841—49. Gr. 8. Der Jahrgang 1 Thlr. 10 Ngr.
 Tengström, (R.), Finsk Anthologi. Erster Band. (Anthologie der finnischen Volkspoesie.) Helsingfors. 1845. 8. 1 Thlr.
 — Chronologica Förteckningar och Anteckningar öfver Finska Universitetets etc. (Geschichte der finnischen Universität in Biographien.) Ler.-8. Helsingfors. 1836. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen bis Ende April 1851 von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bülow (H. von), Geist des neuern Kriegsystems, hergeleitet aus dem Grundsatz einer Basis der Operationen, auch für Laien in der Kriegskunst fasslich vorgetragen. 3te, vermehrte Auflage. 8. 1835. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.
 Das Kriegerthum. Von einem Invaliden. 1.: Wahl und

Bildung höherer Truppenführer. Gr. 8. 1842. (1 Thlr. 5 Ngr.) 12 Ngr.
 Licht und Schatten, Altes und Neues. An seine Waffenbrüder, von einem invaliden Soldaten. 8. 1829. (1 Thlr. 10 Ngr.) 12 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **H. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Bänden

von

Karl Gutzkow.

Erster bis vierter Band.

8. Geh. Preis des Bandes 1 Thlr.

Unterhaltend, anregend, freimüthig! Menschen wie dem wirklichen Leben entnommen sind! Stil und Darstellung, würdig der hohen Idee, die durch dies treffende Charaktergemälde unserer Zeit überraschend gelöst wird!

In unserm Verlage ist erschienen:

Mommsen, Dr. K., De equitibus Romanis. Commentatio historica. Preis 12 Ngr.

Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hofer**. III. Band. 1stes und 2tes Heft. Mit Beiträgen von **Böttcher, Dietrich, Fleischer, Hattmer, Kosegarten, Pott, Schmidt** und **Schweizer**. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Denkmäler niederdentscher Sprache und Literatur. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hofer**. I. Band: **Claws Bär**, ein niederdeutsches Fastnachtspiel. Preis 15 Ngr.

Der II. Band: **Burhard Waldis** Parabel vom verlorenen Schatz ist unter der Presse.

Euler's, L., Mechanik, oder analytische Darstellung der Wissenschaft von der Bewegung. Mit Anmerkungen und Erläuterungen von Dr. **J. Ph. Wolfers**. Zwei Bände mit 10 Figurentafeln. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Beiträge zur kirchlichen Literatur und Dogmengeschichte des griechischen Mittelalters. II. Band: **Die Mystik des Nicolaus Cabasilas vom Leben in Christo.** Erste Ausgabe und einleitende Darstellung von Prof. Dr. **W. Gass**. (15 Bogen griechischer Text und 15 Bogen Anmerkungen.) Preis 2 Thlr. 24 Ngr.

Wittmütz, Rector Dr. C., Drei Kömmergein statt vieler. Preis 7½ Ngr.

Jahrbücher der Staats- und landwirthschaftlichen Akademie Eldona. Herausgegeben von **E. Baumstark, C. G. Haubner** und **Franz Schulze**. II. Band. 1stes und 2tes Heft. Preis für alle drei Hefte 2 Thlr.

Zur Einkommensteuer-Frage von **E. Baumstark**. Preis 9 Ngr.

Greifswald.

G. A. Koch's Verlagsbuchhandlung.
(Th. Kunkke.)

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851:

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Achillis Tattii Alexandrini De Clitophonis et Leucippis amoribus libri VII graece et latine, varietate lectiois notisque **C. Salmasii, J. Bd. Carpzovii, T. B. Bergeri** ac suis illustrati a **B. G. L. Boden**. 8 maj. 1776. (1 Thlr. 20 Ngr.) 16 Ngr.

Aeschylus, Socratici, Dialogi tres graece, tertium editi, ad fidem Cod. Mas. Vindob., Medic., Aug. et Hbb. edit. **Platonis Stobaeique veterum** denique recensuit, emendavit, explicavit, indicemque verbor. graec. copiosiss. adjecit **J. F. Fischer**. 8 maj. 1786. (1 Thlr. 10 Ngr.) 12 Ngr.

Alciphronis Rhetoris Epistolae ex fide antiquot. codicum recensitae cum **Steph. Bergieri** commentario integro, cui aliorum criticorum et suas notations, versionem emendatam indiculumque adjecit **J. A. Wagner**. 2 toml. 8 maj. 1796. (2 Thlr. 25 Ngr.) 24 Ngr.

Anacreontis Teii Carmina graece, e recensione **Guilelmi Baxteri** cum ejusdem notis tertium addit varietatemque lectiois atque fragmenta cum suis animadversionibus adjecit **J. F. Fischer**. 8 maj. 1793. (2 Thlr. 10 Ngr.) 20 Ngr.

Behodori Aethiopicum, cum animadversionibus **Jo. Burdellotti**, ad vet. edit. recensuit **J. B. Schmid**. 8. 1772. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Longi Pastoralium de Daphnide et Chlois libri IV curat. varietatem lectiois ad notas **R. Columbranii, G. Jungermanni, P. Molli** et suas cum **Laurentii Gambrae** expedit addidit **B. G. L. Boden**. 8 maj. 1777. (1 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

(**Ovidius**.) **Die Liebekunst.** Drei Bücher. Dem **Publius Ovidius Naso** nachgedichtet von **C. F. Adler**. Gr. 12. 1843. (1 Thlr. 6 Ngr.) 10 Ngr.

Sophoclis Trachiniae; graece, ex recensione **Bruckii** Ed. et commentario illustr. **J. G. C. Hoepfner**. 8 maj. 1791. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Xenophonis De Cyri minoris expeditione libri VII et alia opuscula graece et latine ex recensione **Ed. Weila**, accedunt dissertationes et notae virorum doctorum cura **C. A. Thiem**. 8 maj. 1804. (2 Thlr.) 16 Ngr.

— **Historia graeca et Hiero**, graece et latine ex recensione **Ed. Weila**, accedunt dissertationes et notae virorum doctorum cura **C. A. Thiem**. 8 maj. 1804. (2 Thlr.) 16 Ngr.

— **Memorabilia Socratica, Oeconomicus et alia opuscula**, graece et latine ex recensione **Ed. Weila**, accedunt dissertationes et notae virorum doctorum cura **C. A. Thiem**. 8 maj. 1804. (2 Thlr.) 16 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sedichte

von

Julius Sturm.

16. Sheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
Leipzig, im Februar 1851. **F. A. Brockhaus.**

Literarischer Anzeiger.

1851. № VII.

Dieser literarische Anzeiger wird bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum 2½ Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. BROCKHAUS in LEIPZIG zu beziehen.

- Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835.** Aus den Papieren eines Verstorbenen. Gr. 12. 1836. (2 Thlr.) **16 Ngr.**
- Der Cavalier auf Reisen.** Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahre 1835.“ Gr. 12. 1838. (1 Thlr. 25 Ngr.) **16 Ngr.**
- Brandis (C. A.), Mittheilungen über Griechenland.** 3 Theile. Gr. 12. 1842. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**
- Baltische Briefe.** 2 Theile. Gr. 12. 1846. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Brun (Friederike), Römisches Leben.** 2 Theile. Mit den Ansichten der Villa di Malta und der Kapelle von St.-Peter und Paul. 8. 1833. (3 Thlr. 22 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Châteaubriand (F. A., Vicomte de), Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique.** Nouvelle édition. 12. 1817. (1 Thlr. 10 Ngr.) **8 Ngr.**
- Doblado (L.), Briefe aus Spanien.** Aus dem Englischen übersetzt von F. L. Domeier, geb. Gad. Gr. 8. 1824. (2 Thlr.) **16 Ngr.**
- Goebel (F.), Reise in den Steppen des südlichen Russland, in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann unternommen.** 2 Theile. Mit 18 Kupfern und einer Karte. Gr. 8. 1838. (15 Thlr.) **4 Thlr.**
- Gutzkow (K.), Briefe aus Paris.** 2 Theile. Gr. 12. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr.**
- Hahn-Hahn (I., Gräfin), Jenseits der Berge.** 2te, vermehrte Auflage. 2 Theile. Gr. 12. 1845. (3 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**
- Handbuch für Reisende in Griechenland, von J. F. Neugebauer und F. Aldenhoven.** 2 Theile. Gr. 12. 1842. (4 Thlr.) **1 Thlr.**
- Heeringen (G. von), Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836.** 2 Theile. 8. 1838. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**
- , **Reisebilder aus Süddeutschland und einem Theile der Schweiz.** Gesammelt im Sommer 1838. 8. 1839. (1 Thlr. 25 Ngr.) **16 Ngr.**
- Julius (N. H.), Nordamerikas sittliche Zustände.** Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. 2 Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, 2 Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. (6 Thlr.) **3 Thlr.**
- Kohl (J. G.), Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein.** 2 Bände. Gr. 12. 1846. (6 Thlr.) **3 Thlr.**
- Neugebauer (J. F.), Handbuch für Reisende in Italien.** 3te, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Theile. Gr. 12. 1840. (3 Thlr.) **1 Thlr.**
- , **Handbuch für Reisende in England.** Gr. 8. 1829. (2 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**
- Nur nicht nach Norden! Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840.** Aus den Memoiren des Grafen von S****. Gr. 12. 1840. (1 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**
- Raumer (F. von), Italien.** Beiträge zur Kenntniss dieses Landes. 2 Theile. Gr. 12. 1840. (4 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- , **England.** 2te, verbesserte und mit 1 Bände vermehrte Auflage. 3 Bände. Gr. 12. 1842. (6 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**
- Reistab (L.), Empfindsame Reisen.** Nebst einem Anhang von Reise-Berichten, -Skizzen, -Episteln, -Satiren, -Elegien, -Jeremiaden u. s. w. aus den Jahren 1832 und 1835. 2 Bändchen. 12. 1836. (2 Thlr. 10 Ngr.) **24 Ngr.**
- Reumont (A. von), Römische Briefe von einem Florentiner.** 1837—44. (9 Thlr.) **4 Thlr.**
- Rhetz (W. von), Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842.** 2 Theile. 12. 1843. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**
- Rumohr (K. F. L. F. von), Drei Reisen nach Italien.** Erinnerungen. Gr. 12. 1832. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**
- Rusland und Deutschland.** 2 Theile. Gr. 12. 1847. (2 Thlr. 24 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Schopenhauer (J.), Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres.** 8. 1818. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**
- , **Reise durch England und Schottland.** 3te, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. 1826. (4 Thlr.) **20 Ngr.**
- , **Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny.** 2te, verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 1824. (3 Thlr.) **20 Ngr.**
- , **Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahre 1828.** Mit 1 Vignette. 2 Theile. 8. 1831. (3 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**
- Sierstorff (H. von), Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris, grösstentheils in Beziehung auf Gemälde und Kunstgegenstände.** 2 Theile. 8. 1804. (2 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**

Stahl-Holzstein (A. L. G. de), De l'Allemagne. Nouvelle édition, précédé d'une introduction par C. F. D. de Villers et enrichie du texte original des morceaux traduits. 4 volumes. 12. 1823. (3 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**
Steub (L.), Bilder aus Griechenland. 2 Theile. Gr. 12. 1841. (2 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**
Tietz (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preussen, Russland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien.

2 Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. 1838. (3 Thlr.) **24 Ngr.**
Vaerst (F. O. E. von), Cavalier-Perspective. Handbuch für angehende Verschwender. Von Chevalier de Lely. Gr. 8. 1836. (2 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**
Venedey (J.), Irland. 2 Theile. Gr. 12. 1844. (4 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
 —, England. 3 Theile. Gr. 12. 1845. (5 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Februar. Nr. 422 — 425.

Inhalt: *Gustav Albert Loring. — Der Anblick von Konstantinopel. — Der vieläugige Argus. — *Die Via Mala. — Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's. (Beschluß). — Das Blockhaus im Riffurithal. — General Bedeau. — *Glasmalerei. — Die große Menge der Thiere und der Thierarten. — Ein holländisches Kaffeehaus. — Der Pic von Leneriffa. — Kaswin. — *Der Kolibri. — *Die Salpetriere in Paris. — Die Sibirjaken. — Eine Hand wäscht die andere. — *König Rhameses. — *Feuerzeug der Wilden. — Das laute Lesen. — Die Burgruine von Habsburg. — Es fehlt noch etwas. — *Jakob Ludwig Grimm. — Zur Geschichte des Laback. — *Die heilige Elisabeth. — *Das Thal von Saint-Gervais. — Der Sägerzauber der Indianer in Guiana. — *Der Schildkrötenfang. — **Wannichfaltiges u. s. w.**
 Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt im **Preise herabgesetzt**:

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.

VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.

XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der Neuen Folge VI.—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Bei **E. S. Gummert** in Ansbach sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Gedichte

von

G. Scheurlin.

Elegant gebunden mit **Goldschnitt** 1 Thlr. 10 Ngr.; broschirt 1 Thlr.

Georg Scheurlin, als Lyriker schon rühmlich bekannt, wurde gleich nach Erscheinen dieser ersten Sammlung seiner Gedichte in Rezensionen süddeutscher Blätter mit Nikolaus Lenau gleich gestellt, was uns jeder weitem Empfehlung seiner Gedichte überhebt.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

Februar. Nr. 5—8.

Inhalt: Jahresbericht aus dem Herzogthum Altenburg. — Anfrage, welche Futterpflanze sich für eine gewisse Lage und Bodenart eignet? — Forster's Verfahren, den **Elektromagnetismus** zur Belebung der Pflanzenvegetation anzuwenden. — **Erntebereich** vom Jahre 1850 aus der pegauer Umgegend. **Neue Getreide** und **Kartoffelarten.** — Der altenburger **Furchenigel.** — Anfrage, den verbesserten **Ruchabla** betreffend. — Ueber **Füllenschädel.** — Das Verfahren der **Redaction** der **Agromomischen Zeitung** in Angelegenheiten des **Wirthschaftsraaths** Hordky. — Anfrage, ein **Luftbutterfaß** betreffend. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 5—8, und **Artistische Beilage** Nr. 2.

Neue dramatische Werke

aus dem Verlage von

F. W. Brockhaus in Leipzig.

Myrer (D. F.), Der letzte Hohenstaufe. Tragödie in fünf Aufzügen. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Suklow (K.), Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savoge. Werner. — II. Paktul. D'e Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Jozf und Schwert. — IV. Pugatschew. Das Urtheil des Zarische. — V. Der dreizehnte November. Uziel Acosta. — VI. Büllweber. — VII. 1. H. III.

Singeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savoge oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

Jozf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

Uziel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

Paktul. Ein Weibtrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Bildern von G. W. Meißner. 25 Ngr.

Dehlenschläger (A.), Neue dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebenda: 1851:

Aladdin, oder: Die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Neue verbesserte Auflage. Zwei Theile. Mit zwei Kupfern. 8. 1620.

Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Morgenländische Dichtungen. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1831.

Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 8. 1835. **Ermäßigter Preis 20 Ngr.**

Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von A. Dehlenschläger. Vier Theile. 8. 1822—23. **Ermäßigter Preis 4 Thlr.**

Borrilla (Don Jose), Don Juan Tenorio. Religionsphantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch G. F. de Wilde. 8. Geh. 1 Thlr.

Soeben erschien und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Leitfaden

beim ersten Schulunterricht in der

Geschichte und Geographie

von

Dr. Ernst Kapp.

fünfte, sorgfältig verbesserte Auflage

von

Dr. Heg. Kapp,

Professor am Gymnasium zu Goet.

Kl. 8. Preis 8 Ngr.

Dieser bekannte und weitverbreitete Leitfaden wird hiermit den Lehranstalten in einer neuen Auflage übergeben. Derselbe ist von Herrn Dr. Aler. Kapp einer erneuten, sorgfältigen Durchsicht unterworfen worden und bis auf die neueste Zeit fortgeführt. Die Verlagsbandlung macht alle Schulen, welche sich dieses Leitfadens bei ihrem ersten Unterricht in der Geschichte und Geographie noch nicht bedienen, dringend auf denselben aufmerksam.

Drauschwitz, im Februar 1851.

George Westermann.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bilderaal.

Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens.

Fünftes und sechstes Heft. (Nr. 903—1379.)

Großfolio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der „Bilderaal“ ist ein reiches Verzeichniß von Folgschnitten, die im Besitze der Verlagsbandlung sind, und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute Abklatsche geliefert werden. Ebenso kann das Werk als ein Belehrung und Unterhaltung gewährendes Bilderbuch für die Jugend empfohlen werden. Die ersten vier Hefte (Nr. 1—902) erschienen 1847—48 und kosten zusammen 2 Thlr. 4 Ngr.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Illustrierte

Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von **M. J. C. Volbeding.**

Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein literarisches Anzeiger beigesügt. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Februar. Nr. 5—8.

Inhalt: * Am Grabe der Mutter. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — Der doppelte Geburtstag. (Schluß.) — * Winterreise in Rußland. — * Zwei neue Bilderbücher mit Thiergeschichten. (Schluß.) — Das wahre Gold. — * Elisabeth Fry. — Das Zuckerrohr. — * Die Pinie. — * Die graue Kanzel. — Jeder Schalk findet seinen Meister. — Wie es in Konstantinopel bei einer Feuerbrunst zugeht. — Sperling und Adler. — Die Blumenwelt nach Raum und Zeit. — * Blumenprache für die Jugend. — * Die Ueberschwemmung. — * Kampf eines Kiepsferdes und Krolodils und Jagd auf dieselben. — Die Sagopalme. — * Mädchen und Kästchen. — * Chinesische Soldaten. — Denkspruch. — * Kinderbewahranstalten. — * Eichhörchen. — Fiddle. — * Vom halleischen Messerschneider. — Der junge Sperling. — * Blumenprache für die Jugend. — **Wannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der Illustrierten Zeitung für die Jugend (1846—48) kosten

zusammengenommen im herabgesetzten Preise geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Singeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dreiundsechzigstes Heft.

Inhalt: Das Märzministerium in Württemberg. (Schluß.) — Großbritannien seit dem Regierungsantritt der Königin Victoria bis 1848.

„Die Gegenwart“ trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift

der

Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben

von den Geschäftsführern.

Fünfter Jahrgang. 1851.

Gr. 8. Geb. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein *Literarischer Anzeiger* beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Krtes Heft.

Probe aus einer Anthologie neuarabischer Gesänge, in der Wüste gesammelt. Von G. A. Wallin. — Ueber die samojedische Sprache. Von H. C. von der Gabelentz. — Ueber das syrische Fürstenhaus der Benü-Schihâb. Von Fleischer. — Ueber die Bedeutung des Ausdrucks . . . في حدود سنة. Von G. Flügel. — Ein mystisches Gedicht des Seid Hatif Isfahani. Von O. Schlechtta-Wssehrd. — Ueber eine arabische Bearbeitung des Barlaam und Josaphat. Von M. Steinschneider. — Aus einem Schreiben des Dr. Müller zu Oxford an Prof. Fleischer. — Literarisches aus Beirut. Von Fleischer. — Literary Society of Jerusalem. — Corre-

spondenz aus Amerika. — Zu 4 Esr. 14, 44—47. Pastor Hermae im Alten Testament. Von Anger. — Bibliographische Anzeigen. — Protokolle der Generalversammlung zu Berlin. — Einnahmen und Ausgaben der Deutschen morgenländischen Gesellschaft im Jahr 1849. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bensley (T.), Ueber das Verhältnis der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 1844. (2 Thlr.) 1 Thlr.

Die Sprüche des Bhartriharis. Aus dem Sanskrit metrisch übertragen von F. von Böhlen. 8. 1835. (1 Thlr.) 16 Ngr. Wahl (S. F. G.), Neue arabische Anthologie, oder auslesene Sammlung seltener und grösstentheils erst neu aus Handschriften ausgehobener Stücke aus verschiedenen Fächern der arabischen Literatur. Nebst einer Einleitung, einem Anhang für die Kenner der persischen Literatur und einem Glossarium. Gr. 8. 1791. (2 Thlr. 5 Ngr.) 16 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1851. № VIII.

Dieser literarische Anzeiger wird bei **H. W. Buchhandl.** in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von **F. A. BROCKHAUS** in **LEIPZIG** zu beziehen.

- Arnd (E.)**, Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. 3 Bände. Gr. 8. 1844—46. (11 Thlr.) **4 Thlr.**
- Bailleul (J. C.)**, Examen critique de l'ouvrage posthume de Mde. la baronne de Staël, ayant pour titre: „Mémoires et considérations sur les principaux événements de la révolution française.“ 2 volumes. 12. 1819. (2 Thlr.) **8 Ngr.**
- Bosse (R. H. B. von)**, Geschichte Frankreichs, besonders der dortigen Geistesentwicklung von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Louis XV. Gr. 8. 1829. (4 Thlr.) **1 Thlr.**
- Châteaubriand (F. R., Vicomte de)**, Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 volumes. 12. 1816. (2 Thlr.) **8 Ngr.**
- Frédéric le Grand**, Oeuvres historiques. Nouvelle édition, avec des notes et renseignements. 4 volumes. Gr. 8. 1830. (6 Thlr.) **1 Thlr.**
- Funck (K. W. F. von)**, Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. 4 Theile. Gr. 8. 1821—24. (9 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**
- Gervais (E.)**, Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. 2 Theile. Gr. 8. 1841—42. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich unter König Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. 6 Theile. (Von General *von Schütz.*) Gr. 8. 1827—33. (10 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
- Lanz (K.)**, Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. 3 Bände. Gr. 8. 1844—46. (12 Thlr.) **5 Thlr.**
- Loebell (J. W.)**, Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwicklung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 1839. (2 Thlr. 25 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Lucchesini (G., Marchese)**, Historische Entwicklung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen. 2 Bände. Gr. 8. 1821—25. (7 Thlr.) **3 Thlr.**
- Mackintosh (I.)**, Geschichte von England, aus dem Eng-
- lischen übersetzt von *C. F. Wurm.* 2 Theile. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. 1831—32. (4 Thlr.) **1 Thlr.**
- Märker (T.)**, Das Burggraftum Meissen. Ein historisch-publicistischer Beitrag zur sächsischen Territorialgeschichte. Aus archivalischen Quellen. Nebst einem Urkundenbuche. Gr. 8. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr.**
- Münch (E. H. J.)**, Maria von Burgund, nebst dem Leben ihrer Stiefmutter, Margarethe von York, Gemahlin Karl's des Kühnen, und allerlei Beiträgen zur Geschichte des öffentlichen Rechts und des Volkalebens in den Niederlanden zu Ende des 15. Jahrhunderts, aus französischen, flämischen, holländischen und deutschen Quellen. 2 Bände. 8. 1832. (4 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Ott (K.)**, Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. 2 Theile. Gr. 8. 1843. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Le Portfolio ou collection de documents politiques relatifs à l'histoire contemporaine. Traduit de l'anglais. 5 volumes. Gr. 8. 1836—37. (10 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**
- Raumer (F. von)**, Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—63). Nach den Quellen der britischen und französischen Reichsarchive. 3 Bände. Gr. 12. 1839. (6 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**
- Schlabrendorf (C., Graf von)**, Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate. (Zum Druck befördert von *J. F. Reichardt.*) Gr. 8. 1804. (2 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**
- Schmidt (E. A.)**, Geschichte Aragoniens im Mittelalter. Gr. 8. 1828. (2 Thlr. 5 Ngr.) **30 Ngr.**
- Soldan (W. G.)**, Dreissig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung. Gr. 8. 1845. (1 Thlr. 10 Ngr.) **30 Ngr.**
- Stäel-Holstein (A. L. G. de)**, Mémoires et considérations sur les principaux événements de la révolution française. 3 volumes. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. 12. 1819. (3 Thlr.) **16 Ngr.**
- Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. von Raumer.* Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.)

Herabgesetzter Preis:

I.—XX. Jahrgang **zusammengenommen 16 Thlr.**

I.—X. Jahrgang (1830—39) **10 Thlr.**

XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1830—39) **10 Thlr.**

Einzelne Jahrgänge à **1 Thlr. 10 Ngr.**

Thiersch (F. G.), De l'état actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. 2 volumes. Gr. 8. 1833. (4 Thlr.) 1 Thlr.

Wichmann (B. H. von), Chronologische Uebersicht der russischen Geschichte von der Geburt Peter's des Grossen bis auf die neuesten Zeiten. Nach des Verfassers Tode

fortgesetzt und vollendet von H. F. Eschenb. 2 Bänd. 4. 1831—25. (6 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Wigand (P.), Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon Corbeicæ. Gr. 8. 1841. (1 Thlr.) 13 Ngr.

—, Traditiones Corbeicensis. Gr. 8. 1843. (24 Ngr.) 8 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von **J. C. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Buch der Religion,
oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung. Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Ermäßigerter Preis von Engelhardt's Kirchengeschichte.

Das in unserem Verlage erschienene

Handbuch der Kirchengeschichte

von

Dr. J. G. V. Engelhardt.

Drei Bände. Gr. 8. 6 Thlr., oder 9 Fl. 36 Kr. Ngr. haben wir, um auch dem weniger Bemittelten dessen Anschaffung zu ermöglichen, bedeutend im Preise herabgesetzt, und sind alle Buchhandlungen im Stande, es von heute an für nur

Drei Thaler, oder 4 Fl. 48 Kr. Ngr.

zu liefern. Somit wird dieses treffliche Werk auch in den weitesten Kreisen Eingang finden können.

Erlangen, 10. März 1851.

G. G. Palm und Ernst Suka.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen im Jahr 1850 und sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Balay (S.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Wertwürdigkeiten. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Chatoumbriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe. 14 vol. 8. Geh. 7 Thlr.

Hivis (F. C.), Mirabeau. Eine Lebensgeschichte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der neue Pittaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. C. Hitzig** und **B. Häring** (B. Hertz). Dreizehnter bis sechzehnter Theil. Neue Folge. Erster bis vierter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, ist der Preis der neuen Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. ermäßigt worden.

Bei **J. C. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Monatsmärchen,
Bilder und politische Gedichte.

Von

Gustav von Meyern.

8. Geh. 16 Ngr.

Im Verlage von **Duncker und Humblot** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rathalie.

Eine Erzählung

von

Julie Kavanagh.

Aus dem Englischen von **Dr. A. Diezmann.**

Drei Theile. Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Seit dem Erscheinen von „Johanna Eyre“ hat kein Werk in England so große Theilnahme gefunden wie das obige. Dieser Roman bildet zugleich den 17.—19. Theil der „Britannia“. Die früher erschienenen 16 Bände der „Britannia“, nämlich: James, „Der Verurtheilte“, 3 Thle.; Warren, „Segt und Ginst“, 2 Thle.; Currer Bell, „Johanna Eyre“, 3 Thle.; James, „Sir Theodor Broughton“, 3 Thle.; Horace Templeton, „Tagebuch und Notizen“, 2 Thle.; Currer Bell, „Shirley“, 3 Thle. — sind zusammengeworfen für 6 Thlr., einzeln à Band 1/2 Thlr. zu haben.

Soeben erschien bei dem Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

S y s t e m

der speculativen Ethik,

oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.

Von

Heinrich Moritz Chalybäus.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Neue wissenschaftliche Schriften,

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Ch. A. Gaisler. Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Früher erschien ebendasselbe:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch bearbeitet von Ch. A. Gaisler. Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Kaumer (L. von), Palästina. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

In meinem Verlage ist auch erschienen:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte verbesserte Auflage. Mit zwei Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
Beschreibung der Gebirgsflüsse. Eine Kartenskizze der Erdkunde. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.

Stimmen aus dem Morgenlande, oder Deutsch-Morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekanntem oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgesogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von C. R. S. Peiper. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Vetus Testamentum graeco juxta LXX interpretes. Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelis notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexit **Comst. Tischendorf.** Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Tischendorf L. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Indem ich diese Angaben an den obigen Stellen gemacht und nichtigen nicht parat bearbeitet, ist ihnen Verbesserungen durch Prof. Dr. W. (4. Jahrg.) durch den ich während die obigen Briefe dem Obenstehenden ersuchen:

Evangelium Palatinum laeditum sive Reliquiae textus evangelicorum laetali ante Hieronymum verbi ex codicibus palatinis purpureo quatuor vel quibus p. Chr. aequali nonnulli primus erant atque edidit **Comst. Tischendorf.** 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Viapered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. Hermann Brockhaus. Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

Früher erschien vom Herausgeber in demselben Verlage:

Katha Sarit Sagara. Die Märchenammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kashmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1809. 8 Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Murti Comedien. Edidit scholesque instruxit. Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.
Die Märchenammlung des Somadeva Bhatta aus Kashmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

Just published by F. A. Brockhaus, Leipzig:

A new, practical and easy method of learning the German language.

By

F. Ahn.

First course. 10 Ngr. Second course. 12 Ngr.

erfertig und vollständiges Lehrbuch der Chemie.

In unserm Verlage ist soeben vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Lehrbuch der Chemie

für Universitäten, Gymnasien, Real- und Gewerbeschulen, sowie für den Selbstunterricht

W. B. Regnault,

Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Uebersetzt von Dr. Berdeker.

In 4 Theilen.

Theil 1—3: Anorganische Chemie. Mit 585 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 6 Thlr.

Theil 4: Organische Chemie. Mit 82 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das vorstehende Werk ist von allen Seiten auf das Günstigste beurtheilt worden und dürfte vor allen andern chemischen Lehrbüchern den Vorzug verdienen, einmal weil es ganz neu und jetzt allein vollständig ist, dann aber auch weil es durch seine klare Darstellung und die vorzüglichen Abbildungen das Studium der Chemie wesentlich erleichtert. Es wird Lehrern und Schülern gleich willkommen und besonders auch denen von großem Nutzen sein, die durch Selbststudium tiefer in die Wissenschaften eindringen wollen. Technikern, Fabrikanten, besonders denjenigen, welche sich mit Metallarbeiten beschäftigen, den Beamten des Bergbaus und Hüttenwesens, den gewerblichen Lehrinstituten, besonders den Bau- und Kriegsschulen, kann es nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Für den Werth des Werkes wird am besten sprechen, daß es am königl. Gewerbe-Institut eingeführt ist.

Wer sich vorher ausführlicher über den Inhalt unterrichten will, findet in allen Buchhandlungen einen dem entsprechenden Prospectus. Die einzelnen Abtheilungen werden auch einzeln abgegeben und sind zur Erleichterung der Anschaffung auch in einzelnen Lieferungen à 12 Ngr. zu beziehen.

Berlin, 10. März 1851.

Duncker und Humblot.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und kann als eine treffliche Kinderlektüre zu Geschenken empfohlen werden:

Jeder ist sich selbst der Nächste.

Erzählung für die Jugend.

Nach dem Englischen.

8. Geh. 15 Ngr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte des Beneficialwesens

von den ältesten Zeiten bis ins zehnte Jahrhundert

Dr. Paul Roth,

außerordentlicher Professor der Rechte zu Marburg.

Lexikonformat. Geh. 2 Thlr. 18 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr. Rh.

Leipzig, im März 1851.

Palm & Enke.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig für 1851 erscheinende Zeitungen und Zeitschriften aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Dieselbe erscheint täglich zwei mal. Die Insertionsgebühren betragen für eine Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden der Deutschen Allgemeinen Zeitung nicht beigelegt.

2) Blätter für literarische Unterhaltung.

Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es gehört zu derselben ein **Literarischer Anzeiger**. Die Insertionsgebühren werden mit $2\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3) Pfennig-Magazin.

Vom **Pfennig-Magazin** erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

4) Landwirthschaftliche Vorzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**. Die Insertionsgebühren werden die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

5) Illustrierte Zeitung für die Jugend.

Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

6) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7) Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Weltgeschichte für alle Stände.

Von diesem Werke, das zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des **Conversations-Lexikon** betrachtet werden kann, erscheinen monatlich zwei Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

Bücher zu herabgesetzten Preisen bis Ende April 1851 von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Das Märchen vom gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von **Straparola**, **Basile**, **Perrault** und **L. Tieck**. Mit 12 Radirungen von **O. Speckter**. 4. 1843. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Einzelne werden erlassen:

Zwölf Radirungen zum gestiefelten Kater von **O. Speckter**. 4. 1843. (2 Thlr.) 24 Ngr.

Wolf (J. W.), Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Gr. 8. 1843. (3 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

—, Deutsche Märchen und Sagen. Gesammelt und herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. 1845. (3 Thlr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Literarischer Anzeiger.

1851. № IX.

Dieser literarische Anzeiger wird bei H. W. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Gesellschafts-Blätter für literarische Unterhaltung beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Seite oder deren Raum 2½ Rgr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Vierundsechzigstes Heft.

Inhalt: Großbritannien seit dem Regierungsantritt der Königin Victoria bis 1848. (Schluß.) — Das Universum. — Ludwig Philipp, König der Franzosen.

„Die Gegenwart“ trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes; ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Rgr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2–3 Hefte ausgegeben. Jeder Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Rgr.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Bei August Hirschwald in Berlin ist erschienen:

Dr. C. E. Schultz-Schultzenstein, Prof. ord.

Der organisirende Geist der Schöpfung

als Vorbild organischer Naturstudien und Unterrichts-Methoden in ihrem Einfluss auf Civilisation und christliche Humanität.

Gr. 8. Geh. Preis 10 Sgr.

Dr. B. Langenbeck's,

Geh. Med.-Rath, Prof. d. Chirurgie und Director des königl. chirurg. Klinikums zu Berlin,

Portrait.

Gez. von Hellwig. Lith. von Lange. Druck des königl. lithograph. Instituts. Gr. Fol.

Preis auf Columb. Papier 1 Thlr. — Chines. Papier 1 Thlr. 10 Sgr.

Elegante Ausgaben.

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte.

Erste und zweite Folge.

Mit 88 Stahlstichen.

Schmal gr. 4. 1851. Jede Folge geheftet 5 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 5 Thlr. 15 Rgr.

Die Mädchen und Frauen

in Shakspeare's dramatischen Werken.

In Bildern und Erläuterungen.

Mit 45 Stahlstichen.

Schmal gr. 4. Geheftet 12 Thlr.; gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XII. Jahrgang. Neue Folge. II. Jahrgang. 1851. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Viertelfahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Infectionsgebühren für die Seite 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

März. Nr. 9—13.

Inhalt: Die Sennerei in der Schweiz. — Tabelle über den Nutzen und die Anwendung der vorzüglichsten Mähe- und Weidegräser. — Einige Nachrichten über den Anbau des Mais zu Grünfütter. — Die Benutzung der Kleebrache. — Der zeitgemäße Fortschritt des Bauernstandes. — Die l. k. höhere landwirthschaftliche Lehranstalt zu Ungarisch-Altenburg. — Zur Steuer der Wahrheit. — Mittel gegen das Sauerwerden der Milch. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.** Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land Nr. 9—13, und Artistische Beilage Nr. 3.**

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Casanova de Seingalt (J.), Mémoires, écrits par lui-même. Edition originale. 12 tomes. Gr. 12. 1826—38. (31 Thlr.) **10 Thlr.**

—, Aus den Memoiren des Venetianers **Jakob Casanova de Seingalt**, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuscript bearbeitet. 12 Bände. 8. 1822—23. (31 Thlr. 15 Ngr.) **16 Thlr.**

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekanntem Quellen. 2 Bände. Mit den Beilagen: Biographische Skizze Friedrich August's des Starken, und: Quedlinburgische Geschichten. Gr. 8. 1836. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Dopping (G. B.), Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris. Gr. 12. 1832. (3 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**

Fleury de Chaboulon, Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée du retour et du règne de Napoléon en 1815. 4 volumes. 8. 1820. (2 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**

Frigmani (A.), Mein Wahnwitz im Kerker. Memoiren. Gr. 12. 1842. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Funck (Z.), Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. 2 Bände. 8. 1836—38. (3 Thlr. 5 Ngr.) **1 Thlr.**

Gutzkow (K.), Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. 1844. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

(Lafarge.) Denkwürdigkeiten der Marie Capelle, Witwe Lafarge, von ihr selbst geschrieben. 2 Theile. Gr. 12. 1841. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Capitain Landolph's Denkwürdigkeiten. Das Geschicht seiner Reisen während 36 Jahren enthaltend. Nach dem Französischen bearbeitet. 8. 1825. (1 Thlr. 22 Ngr.) **16 Ngr.**

Michailowsky-Danilewsky (A.), Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Aus dem Russischen übersetzt von **K. R. Goldhammer.** Mit 1 Karte und 5 Schlachtplänen. 8. 1837. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.** —, Erinnerungen aus den Jahren 1814 und 1815. Aus dem Russischen übersetzt von **K. R. Goldhammer.** 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Stael-Holstein (A. G. L. de), Zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 1822. (2 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2te Auflage. 6 Bände. Gr. 12. 1843. (12 Thlr.) **6 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **E. Fr. Gies** in Tübingen ist erschienen:

Baur, F. Chr., Prof. Dr., Das **Markus-evangelium** nach seinem Ursprung und Charakter. Nebst einem Anhang über das **Evangelium Marcion's.** Gr. 8. Geh. 1851. 1 Thlr. 4 Ngr., oder 1 Fl. 54 Kr.

Inhalt: Die Stellung der Frage. I. Die Analyse der evangelischen Geschichte des Markus. II. Das Resultat. Der Ursprung und Charakter des Markus-evangeliums. III. Die Hypothese, daß Markus der erste der Synoptiker sei. — Züge zur Charakteristik der Gwald'schen Kritik. — Anhang. Ueber das **Evangelium Marcion's.**

Im Verlage von **F. W. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Blondel

— Ein Lied vom Kreuze —

von

Hermann von Dequignolles.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Dieses Gedicht ist dem **Fürstbischöfe von Breslau** **Freiherrn von Diepenbrock** gewidmet.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Silario. Dramatische Studie zu **Goethe's Faust.**

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Eine in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ enthaltene Kritik sagt hierüber: „Wir sind dieser hervorragenden Dichtung mit Vorliebe näher getreten als räumlich gerechtfertigt sein mag; allein ihr genialer Wurf, ihr glühender Ton und die schönen poetischen Proben welche einzelne Partien, z. B. das **Lied Maria's**, bieten, haben uns verlockt, indem sie uns — was wir leider so oft vergeblich suchen müssen — einen Dichter erblicken ließen, einen Dichter der Das voll besaß, was dem Zeitalter vor allem und am entschiedensten fehlt: **Blut und Ueberzeugungstreue.**“

Goeben sind bei **C. M. Leske** in Darmstadt erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätzig:

Hartmann, Moritz, Schatten. Poetische Erzählungen. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 22 Sgr.

Dasselbe. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 3 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 6 Sgr.

Moritz Hartmann ist von der Kritik als der besonders frische und gesunde unter den Dichtern der Gegenwart bezeichnet worden. Die vorliegende Sammlung gibt Zeugniß, daß er diese Frische trotz der Schicksalsschläge die ihn betroffen nicht verloren hat. Die „Schatten“ entrollen eine Reihe der interessantesten Erzählungen in den lebendigsten Farben. Das „Intermezzo“ entwickelt in einer Anzahl lyrischer Gedichte ein weiches Liebesleben voller Wahrheit und Tiefe. Wir glauben daher dem deutschen Publicum dieses Werkchen mit vollem Rechte warm empfehlen zu dürfen.

Volkslieder, Ausgewählte ungarische. Uebersetzt und herausgegeben von **Kertbeny**. Gr. 8. Brosch. Preis 3 Fl., oder 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Uebersetzer dieser originellen, interessanten und charakteristischen Volkslieder, selbst Ungar, hat sich bestrebt die Denkweise seines naturkräftigen Volks getreu wiederzugeben. Da der kräftige Volksstamm der Magyaren in neuester Zeit so sehr in den Vordergrund getreten ist, und er durch seinen Heldenkampf das allgemeine Interesse in so hohem Maße erregt hat, so werden diese Volkslieder, die einen Spiegel seines Lebens bilden, gewiß die Anerkennung finden die sie so sehr verdienen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851
von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Eckermann (J. P.), Gedichte. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) 8 Ngr.

Förster (K.), Gedichte. Herausgegeben von **L. Tieck**. 2 Theile. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 12. 1843. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1788—1803. Erste Original-Ausgabe aus des Dichters Handschriften durch **W. Körte**. Gr. 12. 1842. (20 Ngr.) 4 Ngr.

Goethe (W. von), Reineke Fuchs. In zwölf Gesängen. 8. 1832. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Hoffmann (A. H., von Fallersleben), Gedichte. 2 Bändchen. Gr. 12. 1834. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Kanne (F. A.), Vier Nächte, oder romantische Gemälde der Phantasie. 8. 1819. (1 Thlr. 5 Ngr.) 8 Ngr.

Koethe (F. A.), Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. Gr. 12. 1845. (24 Ngr.) 8 Ngr.

—, Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen. 8. 1825. (1 Thlr. 15 Ngr.) 8 Ngr.

Leopardi (Graf Giacomo), Gesänge, nach der in Florenz 1831 erschienenen Ausgabe übersetzt von **K. L. Kannegiesser**. Gr. 8. 1837. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Mosen (J.), Gedichte. 2te, vermehrte Auflage. 8. 1843. (1 Thlr. 18 Ngr.) 1 Thlr.

Müller (W.), Griechentlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 1844. (24 Ngr.) 18 Ngr.

Münch (E. H. J.), Jugendbilder und Jugendträume. Gr. 8. 1829. (1 Thlr. 20 Ngr.) 18 Ngr.

Le Parnasse français du dix-neuvième siècle. — Oeuvres poétiques d'**Alphonse de Lamartine**, **J. F. C. Delavigne** et **P. J. de Béranger**. Gr. 8. 1832. (2 Thlr.) 20 Ngr.

Platen-Hallermünde (A., Graf von), Lyrische Blätter. 8. 1821. (1 Thlr.) 18 Ngr.

Prätzel (K. G.), Feldherrnränke. Ein komisches Gedicht in sechs Gesängen. Mit Vignetten. 8. 1815. (20 Ngr.) 4 Ngr.

—, Ausflüge des Scherzes und der Laune. 8. 1815. (25 Ngr.) 4 Ngr.

—, Zeitklänge. 8. 1815. (20 Ngr.) 4 Ngr.

—, Mauregedichte. 8. 1822. (22 Ngr.) 4 Ngr.

—, Neuere Gedichte. 8. 1836. (1 Thlr.) 4 Ngr.

Schulze (E.), Psycho. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. (1 Thlr.) 18 Ngr.

—, Vermischte Gedichte. 2te Auflage. Gr. 12. 1841. (1 Thlr. 10 Ngr.) 10 Ngr.

Stigwitz (H.), Stimmen der Zeit in Liedern. 2te, veränderte und vermehrte Auflage. 8. 1834. (12 Ngr.) 4 Ngr.

—, Gruss an Berlin. Ein Zukunftsraum. Gr. 8. 1838. (25 Ngr.) 4 Ngr.

Strass (K. F. H.), Gedichte. Gr. 8. 1842. (1 Thlr.) 18 Ngr.

Tasso (T.), Befreites Jerusalem, übersetzt von **A. F. K. Streckfuss**. (Mit gegenübergedrucktem Originaltext.) 2 Bände. Gr. 8. 1822. (3 Thlr. 12 Ngr.) 1 Thlr. 18 Ngr.

Thümmel (M. A. von), Der heilige Kilian und das Liebespaar. Herausgegeben von **F. F. Hempel**. Mit 4 Kupfern. Gr. 8. 1818. (1 Thlr. 10 Ngr.) 8 Ngr.

Weihnachtsklänge geistlicher Lieder. Von **A. und W.** 8. 1825. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Wetzel (F. G.), Gesammelte Gedichte und Nachlass. Herausgegeben von **Z. Funck**. 8. 1838. (2 Thlr. 10 Ngr.) 18 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Schriften von Josef Rant.

Goeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Aus dem Böhmerwalde.

Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben.

Erste Gesamtausgabe.

Drei Bände.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Josef Rant's Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde“ haben bei ihrem ersten Erscheinen solchen Beifall gefunden und der Verfasser hat sich später durch die „Neuern Geschichten“ (worin das „Hofer-Kätzchen“), die „Weißdornblüten“, die „Mutter vom Lande“, die „Faidengräber“ u. s. w. so gesteigert, daß diese erste Gesamtausgabe von Rant's Bildern und Erzählungen aus dem Volksleben, die übrigens nicht bloß die früheren Erzählungen „Aus dem Böhmerwalde“ enthält, gewiß alleseitig mit Freuden begrüßt werden wird.

Leipzig, im März 1851.

F. A. Brockhaus.

Neu erschien bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Rhein.

von

J. G. Kohl.

Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Früher erschien von dem Verfasser ebenfalls:

Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Herbart (J. F.), Kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von **G. Hartenstein**. 3 Bände. Gr. 8. 1842-43. (10 Thlr.) 5 Thlr.

Krug (W. T.), Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet und herausgegeben. 5 Bände. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1832-38. (15 Thlr. 15 Ngr.) 4 Thlr.

Schopenhauer (A.), Die Welt als Wille und Vorstellung. 2te, durchgängig vermehrte und sehr verbesserte Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 1844. (5 Thlr. 10 Ngr.) 3 Thlr. 20 Ngr.

Solger (K. W. H.), Vorlesungen über Aesthetik. Herausgegeben von **K. W. L. Heyse**. Gr. 8. 1829. (2 Thlr. 8 Ngr.) 1 Thlr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Neue Unterhaltungsliteratur,

im Jahr 1850 bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bremer (Frederike), Die Natchara. Fünfte Auflage.

Dumas (A.), Mémoires d'un médecin. 17 vol. 8. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

Le Collier de la Reine. 6 vol. 8. Geh. 3 Thlr.

In denselben Verlage erschien früher von **A. Dumas**:
La Dame de Monsoreau. 6 vol. 8. 1845-46. 3 Thlr.

Druck und Verlag von **F. W. Brockhaus** in Leipzig.

Ortlow (L.), Die Ritter vom Selts. Roman in neun Büchern. Erster bis vierter Band. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

Sahn (S.), Scenen aus dem Wadelsleben in Schwed. 8. Geh. 2 Thlr.

Koenig (S.), William Shaffpeare. Ein Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Claviers in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — Die Halbesee. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr. — Regina. Eine Erzählung. 8. 1 Thlr. 6 Ngr. — Kranke. Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. — Spiel und Liebe. Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr. — Die Hoffahrt. Trucispiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.

Lamartine (A. de), Geneviève. Histoire d'une servante. In-8. 24 Ngr.

—, Nouvelles Confidences. In-8.

12 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Les Confidences. In-8. 1 Thlr.

Raphaël, pages de la vingtième année. In-8. 22 1/2 Ngr.

Le Sage (A. R.), Qu'Est-ils von Gentiens. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. Vier Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wieland (Ch.), Die Wababere. Ein Roman der Gegenwart. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Sac (E.), Les Mystères du Peuple, ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I-VIII. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

—, Die Geheimnisse des Volks, oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis achter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Roberte Litancu, Keine Leute in großer Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Wike (Ults), Felicitas. Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Auerbach (B.), Schrift und Volk. Grundzüge der volkthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik **J. P. Hebel's**. Gr. 8. 1846. (1 Thlr. 18 Ngr.) 1 Thlr.

Quandt (J. G. von), Kleines A-B-C-Buch für Anfänger in Lesen und Schreiben. Synonymen und Homonymen. Gr. 12. 1838. (2 Thlr.) 10 Ngr.

Bammer (R. von), Die Aspiration und die Lautverchiebung. Eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Gr. 8. 1837. (15 Ngr.) 6 Ngr.

Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volklieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Lieder ausereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 1840. (3 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

—, Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. 1840. (20 Ngr.) 6 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Literarischer Anzeiger.

1851. N. X.

Dieser literarische Anzeiger wird bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Beilage „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Stelle oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Antiquarische Briefe

von

A. Böckh, J. W. Loebell, Ch. Panofka, F. von Raumer und G. Ritter.

Herausgegeben von

Friedrich von Raumer.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt:

1. Xenophon, Platon. — 2. Xenophon, Platon, athenische und spartanische Verfassung. — 3. Griechische und römische Geschichtschreiber. — 4. Anordnung von Geschichtswerken, Xenophon. — 5. Classiker, Xenophon, Platon, Sklaverei, Metrik. — 6. Xenophon, griechische Geschichtschreiber, Tacitus, Drakel. — 7. Classiker, Religion, Orts- und Personennamen. — 8. Antike Kunst zur Erklärung der Classiker. — 9. Pausanias. — 10. Prosa, Prosodie, Metrik. — 11. Einleitungen zu Geschichtswerken. — 12. Schiller über naive und sentimentale Dichtkunst, Tacitus, Thucydides. — 13. Pausanias, Metrik, Herodot, Schiller. — 14. Pausanias. — 15. Polybios. — 16. Dionysius von Halikarnas. — 17. Appian. — 18. Jefferson, Platon's Phädon, Unsterblichkeitslehre. — 19. Das Erlernen der alten Sprachen. — 20. Kenntniß alter Religion, Mythologie und Kunst. — 21. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 22. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 23. Unsterblichkeit, alte und christliche Philosophie. — 24. Platon, christliche Philosophie. — 25. Mythologische Mittheilungen. — 26. Fortschritte der Menschheit, Aristoteles, Leibniz, Volksthümlichkeit der Philosophie. — 27. Spartanisches Staatswesen.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende April 1851

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Aussprüche, des reinen Herzens und der philosophirenden Vernunft über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände. Zusammengetragen aus den Schriften älterer und neuerer Denker, von **J. H. Wyttenbach** und **J. A. Nevrohr**. 3 Theile. 2te Auflage. Gr. 8. 1801—21. (5 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen, wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **E. Bauer**. 3 Bände. (I. Evangelienpredigten. II. Epistelpredigten. III. Predigten über freie Texte.) Gr. 8. 1841—44. (6 Thlr.) **3 Thlr.**

Kanne (J. A.), Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche. 2te Ausgabe. 2 Theile. Gr. 8. 1842. (1 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Melanchthon's (P.) Werke in einer auf den allgemeinen

Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von **F. A. Koethe**. 6 Theile. 8. 1829—30. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Wyttenbach (J. H.), Tod und Zukunft: Eine Anthologie für edle Menschen. 2te, verbesserte Auflage. Mit Titelkupfer. Gr. 8. 1821. (1 Thlr. 20 Ngr.) **10 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Strauß.

Gedichte

von

Hermann Lüty.

8. Geh. 1 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Mit vielen Abbildungen.

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.;
das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Seite 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

März. Nr. 426 — 430.

Inhalt: Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's. VI. — Die Verwehretung. — Die Nordstürme in Texas. — * Die Sig und der Gol d'Anterne. — Die Sophienmoschee in Konstantinopel. — Die alten deutschen Polizeiordnungen. — * Ruinen einer ehemaligen Kapelle in Pierrefonds. — * Ansicht der Insel Capri. — * Der Alligator. — Die Eroberung von Capri. — Er weiß sich zu helfen. — Ländlich, sittlich. — Der holländische Messerschneider. — * Der Gipfel des St. Bernhardin. — * Hasen- und Frühlingsfeier. — Joseph Speckbacher. — * Die Eliffschen Felder in Paris. — Aus Thüringen. — * Bärenjagden. — Die Geiziden oder die Teufelsanbeter nach den neuesten Nachrichten. — Die Napoleon ohne Erfolg auf die Entenjagd ging. — * Der Triumphbogen des Trajanus. — Eine Löwenjagd. — * Montaigne besucht Laffo im Srenchause. — * Robert Schumann. — Der Kynast, ein zahmer Wolf und das Lamm. — * Eine brütende Schlange. — Die vielen Palmarten und ihr Nutzen. — Der Eintritt des Frühlings in Schweden. — Die Londoner Industrieausstellung. — Der Möncherrat. — Uoe. oder Adlerholz. — **Mausfängeriges u. f. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt im Preise herabgesetzt:

I—V. Band (1833—37) 4 Thlr.

VI—X. Band (1838—42) 4 Thlr.

XI—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammen genommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der Neuen Folge VI—VIII. Jahrg. (1848—50) kosten jeder 2 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851
von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Baton (J. H.), Leben und Feldzüge des Generals Andreas Jackson, Geschichte seines Kriegs gegen die Creeks, seines Feldzuges im Süden und seiner Demüthigung der Seminolen. Gr. 12. 1837. (2 Thlr.) 24 Ngr.

Falk (J.), Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk. 2te Auflage. Gr. 8. 1836. (1 Thlr. 15 Ngr.) 20 Ngr.

Falkenstein (K.), Thaddäus Kosciuszko, nach seinem öffentlichen und häuslichen Leben geschildert. 2te, ungarbearbeitete, mit dem Bildnisse und Facsimile Kosciuszko's, einer Abbildung des von Kosciuszko creirten Papiergeldes, des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, sowie mit neuer Actenstücken vermehrte Auflage. Gr. 8. 1834. (2 Thlr. 10 Ngr.) 24 Ngr.

Frisch (S. G.), Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werner's. Nebst zwei Abhandlungen über Werner's Verdienste um Oryktognosie und Geognosie von C. S. Weiss. 8. 1825. (1 Thlr. 10 Ngr.) 12 Ngr.

Haken (J. C. L.), Ferdinand von Schill. Eine Lebensbeschreibung nach Originalpapieren. 2 Theile. Mit Schill's Bildnis und 1 Plan der Gegend um Kolberg. 8. 1824. (2 Thlr. 22 Ngr.) 1 Thlr.

Hasse (F. C. A.), Das Leben Gerhard's von Kugelgen. Nebst einigen Nachrichten aus dem Leben des kaiserlich russischen Cabinetmalers Karl von Kugelgen. Mit dem Bildnisse des Künstlers und 8 Umrisen von seinen Gemälden. Gr. 8. 1824. (3 Thlr. 10 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Franz Horn. Ein biographisches Denkmal. Mit Horn's Bildnis und einer Abbildung seines Grabdenkmals. Gr. 8. 1839. (2 Thlr.) 20 Ngr.

Körte (W.), Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. Gr. 8. 1839. (2 Thlr. 15 Ngr.) 20 Ngr.

Marschall (J.), Georg Washington's Lebensbeschreibung. Nach den Originalpapieren zusammengetragen und mit einer historischen Darstellung der englischen Niederlagen in Nordamerika begleitet. Aus dem Englischen. Mit Washington's Bildnis. 4 Theile. Gr. 8. 1805. (6 Thlr.) 2 Thlr.

Meyer (F. L. W.), Friedrich Ludwig Schröter. Ein Beitrag zur Kunde des Menschen und des Künstlers. 2 Theile. 8. 1822. (5 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Scholz (H. W.), Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Nebe einem Nachwort über die physische Constitution und Schädelbildung, sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von K. G. Carus. Gr. 12. 1844. (12 Ngr.) 4 Ngr.

Schulze (F. A.), Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Gr. 8. 1837. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Tiedge (C. A.), Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland. 8. 1823. (2 Thlr.) 24 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Launen und Spiele des Schicksals.

Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten
von

Sigmund Charffenberg.

8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bei **H. W. Engel** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die elektro-magnetische Telegraphie mit besonderer Berücksichtigung der ausgeführten Telegraphen-Systeme

von
Josef Duerbaum,
Oberlehrer.

Mit vielen Abbildungen.
Brotschirt. 1 Thlr. 10 Sgr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen bis Ende April 1851

von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Asverus (G.), Die Denunciation der Römer in ihrem geschichtlichen Zusammenhange mit dem ersten processualitenden Decrete. Gr. 8. 1843. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Avenarius (E.), Sammlung derjenigen Allerhöchsten Cabinets-Ordres, die nicht in die Gesetzsammlung aufgenommen wurden, und der Rescripte der Ministerien, welche die innere Verwaltung des preussischen Staats betreffen. Aus den Jahren 1817—1844. 2 Bände. Gr. 8. 1846. (3 Thlr.) **24 Ngr.**

Oskar (König von Schweden und Norwegen), Ueber Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen übersetzt von **A. von Treskow.** Mit Einleitung und Anmerkungen von **N. H. Julius.** Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. (1 Thlr.) **19 Ngr.**

Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** 12 Theile. 8. 1842—47. (23 Thlr. 24 Ngr.) **19 Thlr.**
Der dreizehnte bis sechzehnte Theil dieses Werkes, oder der Neuen Folge erster bis vierter Theil erschienen 1848—50 und kosten 8 Thaler.

Provinzialrechte aller zum preussischen Staate gehörenden Länder und Landtheile, in soweit in denselben das Allgemeine Landrecht Gesetzkraft hat, verfasst und nach demselben Plane ausgearbeitet von mehreren Rechtsgelehrten.

Erschienen sind und unter besondern Titeln zu haben:

Provinzialrecht des Fürstenthums Halberstadt und der zu demselben gehörigen Graf- und Herrschaften Hohenstein, Regenstein und Derenburg von **L. A. W. Lentze.** Gr. 8. 1837. (1 Thlr. 15 Ngr.) **19 Ngr.**

Provinzialrecht der Provinz Westfalen. Von **C. A. Schläter.** 3 Bände. Gr. 8. 1829—33. (3 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Provinzialrecht der Provinz Westpreussen. Von **K. Leman.** 3 Bände. Gr. 8. 1830—32. (7 Thlr. 15 Ngr.) **9 Thlr.**

Das pommerische Lehnrecht nach seinen Abweichungen von den Grundsätzen des preussischen Allgemeinen Landrechts dargestellt von **Zeitwack.** Gr. 8. 1832. (1 Thlr. 15 Ngr.) **19 Ngr.**

Die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn und Corvey in Westfalen, nebst ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung und Begründung; aus den Quellen dargestellt von **F. Wigand.** 3 Bände. Gr. 8. 1832. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Die Provinzialrechte des Fürstenthums Minden, der Grafschaften Ravensberg und Rietberg, der Herrschaft Rheda und des Amtes Beckenberg in Westfalen, nebst ihrer

rechtsgeschichtlichen Entwicklung und Begründung aus den Quellen dargestellt von **F. Wigand.** 2 Bände. Gr. 8. 1834. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Schmidt (L. E. W.), Das preussische Familien-Recht nach dem Allgemeinen Landrechte mit Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht dogmatisch-kritisch dargestellt. Gr. 8. 1843. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Witte (K.), Das preussische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Ngr.) **19 Ngr.**

Woeniger (A. T.), Das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer. Zwei Beiträge zur Kunde des römischen Staats- und Rechtslebens. Gr. 8. 1843. (1 Thlr. 24 Ngr.) **16 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird **10% Rabatt** gegeben.

Bei **F. W. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von **H. J. E. Volbeding.**

Mit vielen Illustrationen.

Sechster Jahrgang. 1851. Schmal gr. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigelegt. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Mag. Nr. 9—13.

Inhalt: * Aschermittwoch. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — * Chinesisches Nationentheater. — Ein Paar neue Spiele. — * Der Oeler. — Uhr und Kind. — Beim Abendlauten. — * Die alte Reichsstadt Nürnberg. — * Eine türkische Familie auf Reifen. — * Ein Tambour will ich werden. (Nebst Composition.) — Fuchs und Pferd. — * Namensprache für die Jugend. — * Der leer heimfahrende Rutscher. — * Der Messenarara. — Ein Stückchen aus Spanien. — Der russische Oberst. — * Der Aprilrosenbaum. — Der Baum. — * Die Lotusblume. — * Eine mutthige Seefahrerin. — * Die Sandwichinsulaner. — Winterkönig und Frühlingkönig. — * Der Eintensisch. — * Blumensprache für die Jugend. — * Hinaus, hinaus! — Die Wallfischmutter und ihr Junge. — * Anflucht von Venedig. — Das zweite Gebot. — * Schlangengebüsch. — Abendgebet. — Innen Friede — außen Nichts! — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten zusammengewonnen im herabgesetzten Preise geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

**Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.**

Darstellung der Landwirtschaft Grossbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen bearbeitet von **A. G. Schweitzer**. 2 Bände. Mit 92 eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1838—40. (6 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Dietrich (F. G.), Handbuch der botanischen Lustgärtnerlei, oder Anleitung zur Cultur der Pflanzen überhaupt, wie auch zur Bauart der Gewächshäuser und Treibbeete insbesondere, nebst einem Unterrichte von der Anordnung der Gewächse im freien Garten nach natürlichen Verwandtschaften. Gr. 8. 1826. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

—, **Der praktische Gärtnerbau, oder Anleitung zur Cultur und Benutzung der Gewächse, welche in Feldern und Gärten mit Fleiss gebaut werden; auch solcher, die zu Arzneien und zur Zierde dienen.** Gr. 8. 1827. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Löbe (W.), Geschichte der Landwirtschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

—, **Die altenburgische Landwirtschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande.** Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft. In Verbindung herausgegeben von **J. G. Koppe, F. Schmalz, A. G. Schweitzer** und **F. Teschmann**. 3 Bände. Gr. 8. 1818—25. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Bohlwes (J. N.), Das Ganze der Thierheilkunde nebst allen damit verbundenen Wissenschaften, oder Bücher der Thierarzneiwissenschaft für Landwirthe, Cavaleristen, Pferdezüchter, Thierärzte und Pferdliebhaber. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt von **C. E. Seyfert** von **Tenneker**. 4 Theile. Gr. 8. 1829—25. (6 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Schmalz (F.), Erfahrungen im Gebiete der Landwirtschaft gesammelt. 7 Theile. Gr. 8. 1814—24. (8 Thlr. 9 Ngr.) **3 Thlr.**

Whistling (C. G.), Oekonomische Pflanzenkunde für Land- und Hauswirthe, Gärtner, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet, mit Linné'schen Kennzeichen beschrieben. 4 Theile. Gr. 8. 1805—7. (7 Thlr. 5 Ngr.) **3 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **Friedrich Meißner** in Leipzig ist eben neu erschienen:

**Englische Synonymen
für Lehrer und Lernende.**

Nach **W. Taylor** bearbeitet
von **Dr. W. Bimmermann,**
Oberlehrer in Halle.

Preis **1 Thlr. 6 Ngr.**

Es wird hier ein für das Studium der englischen Sprache überaus nütliches Werk, welches für Deutschland fast ein Bedürfnis zu nennen ist, dargeboten.

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

Christian und Friedrich Noback.

Zwei Abtheilungen.

Breit 8. Cartonirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

Es verbindet dieses von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene Werk, wie kein anderes auf seinem Gebiete, mit möglichster Selbständigkeit die grösste Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, und es wird daher mit Recht als eine der bedeutendsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur begrüsst. Die reichhaltige, ihren Stoff erschöpfende Arbeit verbreitet sich über mehr als tausend Artikel. Der sachkundige Referent der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung“ sagt von derselben: „Keine landwirtschaftliche, gewerbliche oder Handels-Lehranstalt, keine öffentliche Bibliothek, keine Staatsbehörde, welcher die Sorge für irgend einen Erwerbszweig anvertraut ist, kein kaufmännisches Geschäft, dessen Leitung auf Intelligenz Anspruch macht, kann dieses Hilfsbuch entbehren.“

Vorstehendes Werk ist jetzt vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten, es kann aber auch in einzelnen Heften nach und nach bezogen werden.

Leipzig, im April 1851.

F. A. Brockhaus.

**Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851**

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 28 Beilagen. 2 Theile. Gr. 8. 1831. (5 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Beer (M.), Briefwechsel. Herausgegeben von **E. v. Schenk**. Gr. 8. 1837. (1 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Forster's (J. G.), Briefwechsel. Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von **T. H., geb. H.** 2 Theile. Gr. 8. 1828—29. (7 Thlr. 20 Ngr.) **3 Thlr.**

Gellert (C. F.), Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhang. Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen herausgegeben von **F. A. Ebert**. Gr. 8. 1823. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. 8. 1839. (20 Ngr.) **9 Ngr.**

Leben und Briefwechsel Georg Washington's. Nach dem Englischen des **Jared Sparks** im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von **F. von Raumer**. 2 Bände. Gr. 8. 1839. (5 Thlr.) **3 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bücher zu herabgesetzten Preisen bis Ende April 1851 von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Der Führer durch das Reich der Wissenschaften und Künste. Nach dem Book of science von J. Sperschil und K. F. A. Hartmann. 15 Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen. 8. 1839. (6 Thlr.) 3 Thlr. 24 Ngr.

Die Abtheilungen einzeln:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — Hydrostatik und Hydraulik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Pneumatik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Akustik. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Pyronomik. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Optik. Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Elektricität, Galvanismus und Magnetismus. Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Mineralogie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Krystallographie. (8 Ngr.) 4 Ngr. — Geologie. (26 Ngr.) 8 Ngr. — Versteinerungskunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Chemie. (22 Ngr.) 8 Ngr. — Bergbau und Hüttenkunde. (15 Ngr.) 8 Ngr. — Meteorologie. (12 Ngr.) 4 Ngr. — Anfangsgründe der Botanik. Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Mufeland (C. W.), Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach E. Darwin bearbeitet und mit vielen Zusätzen versehen. Gr. 8. 1822. (22 Ngr.) 8 Ngr.

Schubert (G. H. von), Die Symbolik des Traumes. 3te, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhang aus dem Nachlasse eines Visionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1840. (1 Thlr. 15 Ngr.) 20 Ngr.

Struve (A. von), Handbuch der Phrenologie. Mit 6 lithographirten Tafeln und Textabbildungen. Gr. 8. (2 Thlr. 8 Ngr.) 1 Thlr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

De la Fondation - Goethe à Weimar par Franz Lisst.

Gr. 8. Geb. 1 Thlr.

Diese geistreiche Schrift Franz Lisst's, die uns den grossen Meister der Töne auch als genialen Denker, eleganten Schriftsteller und feinen Kenner unserer Literatur zeigt, hat den Zweck, die bei der Säcularfeier der Geburt Goethe's im Jahr 1849 von Berlin aus durch gefeierte Namen in Vorschlag gebrachte, seitdem aber in der Unruhe der Zeit fast ganz verfallene Idee einer Goethe-Stiftung in Weimar aufs neue ansuzuregen, und zugleich die Möglichkeit einer Ausführung derselben durch den kunstanigen, zur Unterstützung der deutschen Kunst und Wissenschaft stets bereiten Hof von Weimar darzustellen.

Im Verlage von Friedrich Fleischer in Leipzig sind soeben nachstehende Schriften erschienen:

Gölling, Dr. C. (Professor in Gießen), Lehrbuch der Psychologie. Gr. 8. 1 Thlr.

Hilfs, C. H., Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Philosophie in ihren Principien beleuchtet. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Grundideen des ewigen Evangeliums als Mittelpunkt des letzten Schulunterrichtes. 8. 5 Ngr.

Schaerer, L. H., Enumeratio critica Lichenum Europaeorum. Cum Tab. X col. 8 maj. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen bis Ende April 1851 von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Corda (A. E. F.), Pracht-Flora von europäischen Schimmelpilzbildungen. Mit 25 colorirten Tafeln. Folio. 1839. (15 Thlr.) 5 Thlr. 10 Ngr.

—, Flore illustrée de mucédinées d'Europe, Avec 25 planches coloriées. Gr. Folio. 1840. (15 Thlr.) 5 Thlr. 10 Ngr.

Cuvier (G. L. C. F. D. von), Das Thierreich geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der 2ten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von S. F. Voigt. 6 Bände. Gr. 8. 1831—42. (18 Thlr.) 8 Thlr.

Fechner (G. T.), Massbestimmungen über die galvanische Kette. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 1831. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Lehmann (J. G. C.), Monographia generis potentillarum. Mit 20 Tafeln. 4 maj. 1820. (3 Thlr.) 1 Thlr. 5 Ngr.

Neumann (K. F.), Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. 2 Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 1830. (7 Thlr.) 3 Thlr.

Oken (L.), Naturgeschichte für Schulen. Mit 4 Kupfern. Gr. 8. 1821. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Sprengel (C.), Historia rei herbariae. 2 tom. 8 maj. 1807—8. (6 Thlr.) 3 Thlr.

—, Geschichte der Botanik. Neu bearbeitet. 3 Theile. Mit 8 Kupfern. Gr. 8. 1817—18. (4 Thlr. 20 Ngr.) 3 Thlr.

Winkler (E.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studierende, Apotheker und Droguisten. 2 Bände. Gr. 8. 1840—41. (9 Thlr. 10 Ngr.) 3 Thlr. 20 Ngr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Neu erschienen:

LXXIV. Goldsmith (Oliver), **Der Sandpeter von Wakefield.** Eine Erzählung. Aus dem Englischen überfetzt durch H. E. von der Weisnitz. Dritte Auflage. 15 Ngr.

LXXV—LXXVII. **Rußlands Novellenbücher.** Uebertragen mit biographisch-kritischen Einleitungen von W. Wulfsohn. Drei Theile. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die früher erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter folgenden Titeln auch einzeln zu erhalten:

ausgibt. 7 Bände. 10 Ngr.
Leipzig, im April 1851.

J. A. Brockhaus.

Erschienen ist bei J. A. Brockhaus in Leipzig und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Strauß.

Gedichte

von

Hermann Lütz.

8. Geh. 1 Thlr.

**Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende April 1851**

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Baur (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Ergebnis forstlicher Reisen. 2 Theile. Gr. 8. 1842. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Behlen (S.), Lehrbuch der gesammten Forst- und Jagdthiergeschichte. Gr. 8. 1826. (2 Thlr. 20 Ngr.) 24 Ngr.
—, Der Spessart. Versuch einer Topographie dieser Waldgegend, mit besonderer Rücksicht auf Gebirgs-, Forst-, Erd- und Volkskunde. 3 Bände. Mit einer Karte vom Spessart. Gr. 8. 1823—27. (4 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jäger-Praktika. 4te, zeitgemäße umgearbeitete Beilage. In Verbindung mit einer Gesellschaft praktischer Forstmänner herausgegeben von K. F. L. Döbel und F. W. Benicken. Mit Abbildungen. Plänen und Vignetten. 3 Theile. Gr. 4. 1828. (10 Thlr.) 8 Thlr.

Schilling (K. M.), Der Waldechutz, oder vollständige Forstpolizeilehre. Gr. 8. 1826. (1 Thlr. 5 Ngr.) 12 Ngr.

Schlaglia (C. L.), Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland, von den ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein Versuch. Gr. 8. 1832. (1 Thlr. 22 Ngr.) 20 Ngr.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 2te, vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. 3 Theile. Mit Kupfern und Musikbeilage. Gr. 8. 1820—22. (11 Thlr.) 4 Thlr.

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei J. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Antiquarische Briefe

von

A. Böckh, J. W. Koebell, Ch. Panofka, F. von Raumer und S. Ritter.

Herausgegeben von Friedrich von Raumer.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: 1. Xenophon, Platon. — 2. Xenophon, Platon, athenische und spartanische Verfassung. — 3. Griechische und römische Geschichtsschreiber. — 4. Anordnung von Geschichtswerken, Xenophon. — 5. Classiker, Xenophon, Platon, Thucydides, Herodot. — 6. Xenophon, griechische Geschichtsschreiber, Tacitus, Diodor. — 7. Classiker, Religion, Orts- und Personennamen. — 8. Antike Kunst zur Erklärung der Classiker. — 9. Pausanias. — 10. Prosa, Profodie, Metrik. — 11. Einleitungen zu Geschichtswerken. — 12. Schiller über naive und sentimentale Dichtkunst, Tacitus, Thucydides. — 13. Pausanias, Metrik, Herodot. Schiller. — 14. Pausanias. — 15. Polybios. — 16. Dionysius von Halikarnass. — 17. Ippian. — 18. Serrion. Platon's Phädon, Unsterblichkeitslehre. — 19. Das Griechische der alten Sprachen. — 20. Kenntniß alter Religion, Mythologie und Kunst. — 21. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 22. Platon's Phädon, Unsterblichkeit. — 23. Unsterblichkeit, alte und christliche Philosophie. — 24. Platon, christliche Philosophie. — 25. Mythologische Mittheilungen. — 26. Fortschritte der Menschheit, Kritik, Kritik, Volksthümlichkeit der Philosophie. — 27. Speculatives Staatswesen.

Druck und Verlag von J. A. Brockhaus in Leipzig.

